699

Per. 27835 d. 29
1852 (2)

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

Zweiter Band.

699

Per. 27835 d. 29/1852 (2)

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Jahrgang 1852.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52, Literariſche Anzeiger Nr. XXVII—LII.)

BIBLIOTHECA BODLEIANA

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 27. —— 3. Juli 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Erklärung.

Nach dem neuen preußiſchen, mit dem 1. Juli in Kraft tretenden Stempelſteuergeſetz ſind alle **nichtpolitiſchen Zeitſchriften**, abgeſehen davon ob ſie nach ihrem Inhalt ſteuerpflichtig ſein würden, dies unbedingt durch den Umſtand, daß ſie **Anzeigen gegen Inſertionsgebühren** aufnehmen, und in dieſem Fall zugleich poſtpflichtig. Es iſt zwar zu hoffen, daß die preußiſche Regierung die gegen dieſe Beſtimmungen an ſie gerichteten Vorſtellungen beachten werde, ſo lange aber hierüber Nichts feſtſteht, werde ich in keiner der in meinem Verlage erſcheinenden Zeitſchriften Anzeigen gegen Inſertionsgebühren, ſondern nur Anzeigen die mein eigenes Geſchäft betreffen aufnehmen.

Leipzig, 30. Juni 1852.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Karl von Holtei. — Das Buch der Religion, oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutſchen Volks dargeſtellt von einem deutſchen Theologen. Zwei Theile. — Die Poeſie des Kaukaſus. Von **R. Gottſchall**. — Arkadien. Seine Natur, ſeine Geſchichte, ſeine Einwohner, ſeine Alterthümer. Von Chriſtoph Theodor Schwab. Eine Abhandlung. — Mirabeau und der Hof Ludwig's XVI. Dritter und letzter Artikel. — Aus Wien. Von **M. Koch**. — **Hiſtoriſche Miscellen, Bibliographie.**

Karl von Holtei.

1. Die Vagabunden von Karl von Holtei. Roman in vier Bänden. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Vierzig Jahre von Karl von Holtei. Fünfter und ſechster Band. Breslau, A. Schulz. 1846. 8. 3 Thlr. — Siebenter und achter Band. Berlin. 1850. 8. 3 Thlr.
3. Schleſiſche Gedichte von Karl von Holtei. Zweite verbeſſerte Auflage. Breslau, Trewendt und Granier. 1850. 8. 22½ Ngr.

Nachdem ſowol der hiſtoriſche Roman Walter Scott's als der eigentlich philoſophiſche Roman unſerer claſſiſchen Epoche in Deutſchland ausgelebt haben, iſt ſtrenggenommen nur noch eine zweifache Form des Romans übriggeblieben und zur Gunſt der Leſewelt berufen. Es iſt dies die Form des pragmatiſchen Romans, d. h. derjenigen Gattung, die augenblicklich dadurch des größten Anſehens theilhaft geworden iſt daß ſie die Thatſachen der Gegenwart und der gerade herrſchenden Ideenwelt poetiſch verarbeitet und dem Allgemein-Menſchlichen das Individuell-Charakteriſtiſche entgegenſtellt; zweitens der humoriſtiſche Roman ohne ſpecielle Tendenz in realer, humaniſtiſcher Auffaſſung. Auch dieſe zuletzt bezeichnete Gattung war etwas in Miscredit gerathen; da ſie aber an ſich zu den größten Erfolgen berechtigt erſcheint — wir erinnern nur an die altengliſchen Romane des „Tom Jones", „Roderic Random" und „Triſtram Shandy" —, ſo iſt es erfreulich ein Werk zu betrachten das ganz geeignet iſt den alten Ruf des humoriſtiſchen Romans wieder zu Gunſt und Ehren zu bringen.

Der wohlbekannte Wanderer Karl von Holtei bringt uns in dem vorliegenden vierbändigen Roman „Die Vagabunden" eine ſolche „Lebensweisheit athmende, unter Thränen lächelnde" und dabei unterhaltende Erzählung beſten Stils. Die erſte Bedingung eines ſolchen Buchs iſt ein Gemüth, in ſich beruhigt, Kenntniß der Leidenſchaft und vollkommene Befreiung von ihr. Dieſe Vorbedingungen beſitzt der Verfaſſer in ſeltenem Grade. Sein Buch iſt durchweg in der behaglichſten Stimmung

geſchrieben die ſich denken läßt: es iſt als habe er es nach langer Wanderung und odyſſeiſcher Irrfahrt im ſchmucken, weinumrankten, von der Morgenſonne beleuchteten Zimmer, zur Seite einer geliebten Tochter, einen blühenden Enkel auf dem Schooſe, der ſeine Feder neckt, im Angeſicht ſtiller häuslicher Glückſeligkeit, mit erfahrenem Griffel, an dem auch nicht ein Tropfen Galle oder Zorn haftet, in „göttlicher" Muße geſchrieben, unter den Fittigſchwingen ſanfter Phantaſie, beim ſtill verrauſchenden Tone einer ſchmachtenden, aber edeln Volksmelodie. Eine ſolche Volksmelodie tönt durch das ganze Buch, elegiſch, neckend, erhebend hindurch, wir hören ſie bald nahe, bald fern, bald lachend, bald mit unwillkürlich gefeuchtetem Auge, dankbar für die Luſt wie für das ſüße Leid das ſie uns bringt. Die Kunſt, „lächelnd unter Thränen zu erzählen", das eigentlich Specifiſche des Humors, iſt nicht vollendeter zu geben als hier geſchieht, ſelbſt von Jean Paul nicht, der Luſt wie Leid zu ſehr mit Worten umwindet, während hier im Schweigen und Verſchweigen eine gewaltige Wirkung gefunden wird.

Das Buch iſt reizend durch den Stoff der Erzählung, durch Form und Einkleidung, durch Darſtellung und Stil. Es iſt die Geſchichte eines edeln Vagabunden, der begabt, geprüft von mannichfachen Schickſalen, oft verlockt und verirrt, immer aber dem Geſetz der Ehre treu, von Stufe zu Stufe in der Bildung des Geiſtes emporgehoben, vom Leben gehärmt und geheilt, endlich zum Ziele eines ſchönen Jugendtraums von Liebe und Kunſtbegeiſterung emporſteigt; es iſt die Geſchichte des „Korbmacherjungen Anton Hahn", in der uns zugleich die Natur des Kunſtvagabundenthums über und unter ihm, von Paganini bis zum Kameelführer herab, in allen Formen und Abartungen in einem pſychologiſch reichen und ergreifenden Gemälde vorgeführt und dargelegt wird. Bald Gil Blas, bald Roderic, bald Yorick, kecklaunig, ſentimental, lachdurſtig, erſchütternde Kataſtrophen, Uebermuth, Wahnwitz malend, immer natürlich, einfach, wahr, führt uns Holtei von Capitel zu Capitel durch Theater, Paläſte, Circus, verſteckte Lauben, malt die Liebe, beſonders des Weibes, in beſtändig wechſelnden Geſtalten von Venus Amathuſia bis zur Vulgivaga herab, ſtets anziehend, niemals anſtößig, ſtets charakteriſirt, niemals gering, niemals niedrig, ſelbſt nicht im „braunen Bärbel". Eine Geſtalt aber wie Adele Jartour konnte faſt nur ihm gelingen, ihm, der ſelbſt ein erfahrener, weltkundiger Kunſtvagabunde war im beſten Wortſinne, ein „πολύτροπος" der Kunſtwelt, ein Odyſſeus der Liebe.

Was wir vorallem an ſeinem Buche anzuerkennen haben, iſt ſeine Naturwahrheit. Hier iſt Nichts um der Wirkung willen erfunden, Alles fließt leicht und naturgemäß aus den Verhältniſſen ab, ja wir müſſen annehmen, ein wirkliches Lebenstagebuch liege der Erzählung von Anton's Schickſalen zum Grunde. Hier und da glauben wir ſelbſt an eigenerlebte Schickſale des Autors, obgleich er davon keine Andeutung gibt. Eine große Vorliebe für Kunſtintereſſe gibt ſich überall kund, ja ſie iſt wol die lebendige Wurzel aus der der ganze Baum dieſer Schilderung emporwuchs. Dies Buch iſt kein claſſiſches Meiſterwerk, aber die kleine Welt die es ſchildert iſt aus lebhafteſter Anſchauung vortrefflich dargeſtellt. Ueberall begegnen wir wirklichen Menſchen mit den Tugenden, den Unſitten, den Fehlern, welche gerade dieſer Lebensberuf an ihnen entwickelt, in concreteſter, oft in ſehr tiefſinniger Auffaſſung. Ueberall bekundet ſich bei dem Verfaſſer leichte, friſche Empfänglichkeit, treffliche Laune, wahres Gemüth und ein unbeſieglicher Sinn für das Drollige und Humoriſtiſche in Situation und Darſtellung. Dabei hat die Handlung des Romans, wiewol ſie nicht gerade die Hauptſache war, doch eine durchaus geſunde und künſtleriſch-geſchmackvolle Anordnung erfahren. Der einzige Tadel der ihn hierbei treffen könnte würde die leichte Weiſe ſein, in der er Geſtalten die ihm unbequem zu werden anfangen friſchweg ſterben läßt; bei der Fülle ſeines Stoffs, der großen Anzahl von Charakteren und der großen Mannichfaltigkeit der Zuſtände wird dieſe Gewohnheit des Erzählers jedoch weniger bemerkbar; er führt über Gräber leicht dahin und bleibt ſeiner ſchlichten, unterhaltenden Erzählung treu, ohne in kunſtreichen Geſprächen über Gott, Weltordnung oder Politik — wie es eben an der Tagesordnung iſt — künſtliche und erfolgarme Hebel für ſeine Schöpfung zu ſuchen. Neben den launigen gelingen ihm auch die gefühlvollen Momente: neben dem Talent, drollige Sachen liebenswürdig zu berichten, entlockt er uns unverſehens mit wenigen ungeſuchten Pinſelſtrichen Thränen wahrſter Rührung. Er iſt Meiſter in Dieſem wie in Jenem. Wahrhaft wunderbar aber erſcheint er in mannichfacher Geſtaltung weiblicher Seelen, in dem Reichthum der Formen und des Ausdrucks den er für die Liebe des Weibes hat. Unter 20 Heldinnen die er ſchildert gleicht in dieſer Beziehung nicht eine der andern; eine jede ſteht für ſich plaſtiſch, eigenthümlich, anziehend da. Ottilie, Laura, Adele, Antonie, Julie, Bärbel, Hedwig, Roſalie, Katharina, welch ſeltſame, feſſelnde, reiche Galerie ſchöner Frauenſeelen, vom gleichen Pfeile Amor's verwundet! Und meiſt wie edel und ſchön! Adele, Gräfin Julie, Hedwig, ſo tiefſinnig, ſo naturwahr, ſo erhaben daß ſelig iſt wer ihnen auch nur ähnelt.

Holtei iſt, wie Voltaire der franzöſiſchſte Franzoſe war, als der ſchleſiſchſte aller Poeten zu bezeichnen und zwar deshalb, weil er die Grundſtimmungen des Gemüths, wie ſie in dieſem Volksſtamm leben, am reinſten und nur ſie zum Ausdruck gebracht hat. Gutmüthigkeit mit viel Schwäche gegen ſich ſelbſt und ſeine Neigungen gepaart, Familienſinn, Scheu vor Anſtrengung, moraliſch oder phyſiſch, Dämmerluſt, Wandertrieb, Kunſtbeſtaunung, Plauder- und Uebertreibungsluſt, alle dieſe ſchleſiſchen Volksanlagen in eine zwar edele, aber weichherzige Seelenſtimmung aufgelöſt, ſtellen ſich ſo gut in ihm wie in Opitz und Hoffmannswaldau dar; er iſt, wie jener der „Boberſchwan" hieß, ſo der „Oderſchwan" zu nennen. Wir werden dies weiterhin noch deutlicher ſehen; hier iſt Laune des guten Herzens, das Gift und Groll

nicht kennt, das vorherrſchende Element; eigentlicher Witz, wie ihn der Rheinländer und der Berliner beſitzt, gehört nicht zu den Naturgaben des Schleſiers.

Die Erzählung iſt einfach, aber in ihrer Einfachheit kunſtreich verknüpft und gelöſt. Sie beginnt mit einem lieblichen Idyll. Der arme Korbmacherjunge Anton Hahn mit ſeiner Großmutter Gokſch bewohnt allein ein kleines eigenes Häuschen im Dorfe Liebenau. Dies liebliche Verhältniß zärtlicher Herzen nimmt eine trübere Farbe an, als Anton erfährt daß er der Sohn eines jungen Grafen ſei, der ſeine Mutter, die Cantorstochter, verführt und dann verlaſſen hat. Die Mutter iſt in einem Aufruhr der Elemente, die das Haus ihrer Verderber verſchlangen, verſchwunden. Es kommt ein Brief, den die treffliche Großmutter verbrennt und ſtirbt. Nun duldet es Anton nicht länger im Hauſe: er verläßt Liebenau, das Haus des Gutsherrn und ſeiner drei Töchter, von denen Ottilie zu dem ſchönen Korbmacherjungen eine ſtille, zartgezeichnete Kinderliebe fühlt, die er ebenſo ſtill erwiderte. Eine liebliche Zeichnung! Nun beginnen Anton's ſieben Wanderjahre. Wir ſehen ihn als Menageriewächter der reichen Frau Simonelli: ein furchtbares Ereigniß, der Brand der Menagerie, den die Liebenden Laura und Anton veranlaßt, löſt dies Verhältniß. Anton wird Kunſtreiter: er ſpielt zu Pferde die Geige, trennt ſich von Laura, lernt Adele Jartour, die Kunſtreiterin bei Guillaume, kennen, ſtürzt und erkennt die Engelsnatur dieſer Adele. Mit einem Wachscabinet kommt er nach Paris, löſt ſich edel von Kathy die ihn liebt, wird Baron und Spieler und findet die Zigeunerin Bärbel wieder, die als Repräſentant verzaubernder Sinnlichkeit ihn zuerſt das Schauſpiel in ſeiner ganzen Macht als Genoveva kennen lehrte. Die ſeltſamſten Geſchicke führen ihn aus Italien nach Deutſchland zurück, überall als ein Anhängſel des wunderlichſten Vagabundenthums, geprüft, geweckt zum Leben und von ihm gebildet. Er findet ſeine Mutter als Puppenſpielerin und begräbt ſie. Er gelangt mit einem Brief derſelben zu ſeinem Vater, zu deſſen Gattin Gräfin Julie, die ein Engel von Weiblichkeit ihn als Pflegeſohn annimmt und ihm nach einem mörderiſchen Ueberfall ſeines entarteten Halbbruders, den er verſchweigt, auf rührende Art das Gut Liebenau ſchenkt. Er findet Hedwig, ſein Weib, die klügſte der Frauen. Das Glück ſchüttet ſein Füllhorn über ihn aus, doch die Poeſie des Wanderlebens droht ihn noch ein mal daraus aufzuſtören: Hedwig's Klugheit beſchwichtigt auch dieſen letzten Sturm. Der Verfaſſer empfängt Anton's Tagebuch mit den Worten von ihm: „Nun ſchreiben Sie die Vagabunden, Sie alter Vagabunde!“

Dies geſchieht, und wir danken dem Verfaſſer eine treffliche Unterhaltungsſchrift, reich an Leben, reich an Laune und Charakteriſtik.

Bei Romanen dieſer Gattung iſt die erheblichſte Frage die, wie das Verhältniß zwiſchen Ideal und Wirklichkeit gewahrt, wie beiden Poſtulaten Rechnung getragen ſei. Hier nun iſt dem Verfaſſer ein volles Lob zu ſpenden. Charaktere und Ereigniſſe ſchließen ſich der Wirklichkeit eng an, ſie begreifen zum Theil ſelbſt wirkliche Perſönlichkeiten, wie L. Devrient und ſeine geiſtreiche Umgebung, Paganini u. A., unverkleidet in ihrem Kreis, andere Individualitäten leicht verhüllt, immer aber mit einem feſten Blick auf die Kunſtfoderung der Idealität und des pſychologiſchen Intereſſes. Das aus dem natürlichen Kreiſe Ausſchweifende, das Excentriſche, ſucht der Verfaſſer niemals, wenn er auch in dem Erzvagabunden, dem unverbeſſerlichen Rieſen und Rattenfänger Schkramprl eine mehr an das Barocke ſtreifende Figur gezeichnet hat. Vergleicht man ihn mit berühmten Romandichtern der Neuzeit, ſo erſcheint uns Holtei von wahrhaft liebenswürdiger Natur und Einfachheit, aber einer Einfachheit der der Tiefſinn nicht fehlte und dem nur das Gekünſtelte, Geſchraubte, Prätentiös-Geiſtreiche zuwider iſt. Alles was er erzählt iſt für uns geſchehen oder kann doch gerade ſo wie es erzählt iſt geſchehen ſein.

Ein anderer Vorzug dieſes Romans iſt der beſtändige Wechſel des Heiterſten, Launigſten mit dem Tiefgefühlvollen, ungeſucht und wahrhaft Rührenden. Auch an Partien wo beide Elemente ſich geradehin vermiſchen fehlt es nicht. Zu den gelungenſten Partien der zuletzt bezeichneten ſchwierigen Gattung des Humors gehören beiſpielsweiſe des ſchwarzen Wolfgang Begräbniß mit der rührenden Nota des Tiſchlermeiſters Fiebig, die endlich auf 2 Gr. abſchließt, der Tod der Großmutter Gokſch, die Kataſtrophe im vierten Bande u. ſ. w. An blos rührenden Zügen und Auftritten iſt die Erzählung ſo reich daß dieſem Buche nicht weniger Thränen nachfließen werden als Halm's „Griſeldis“ oder „Cabale und Liebe“; an blos lachenerweckenden, wahrhaft komiſchen Auftritten iſt Ueberfluß. Einem einzigen ernſthaften Tadel unterliegt der Autor; es iſt die zu häufige Wiederkehr von Sterbeſcenen, wenngleich auch hierin reicher Wechſel waltet. Wahrhaft poetiſch erfundene Verhältniſſe dagegen ſind die Kinderliebe zwiſchen Anton und Ottilie, welche die dargebotene Hand des Heimgekehrten und Heimlichgeliebten klug zurückweiſt; das Verhältniß zwiſchen unſerm Helden und Adele Jartour, der Kunſtreiterin, und Soeur Blanche, einem Weſen von höchſtem Seelenadel; das Verhältniß Anton's zu Gräfin Julie; das zu ſeiner armen Mutter, welche er die Judith ſpielen hört ohne ſie zu ſehen, und die groß genug denkt ſich ihm lebend nicht zu entdecken; die Situation in der Kathy von Anton, der ſie liebt, zu ihrer Pflicht zurückgeführt wird; endlich die Schlußſcene in Liebenau, welche den armen, vom Vagabundenthum überſättigten Anton plötzlich auf den Gipfel des Glücks erhebt.

Nach dieſem Allen ſchulden wir dem Leſer noch eine Probe von Stil und Darſtellung in dieſem Roman. Anton hat auf ſeines trefflichen Arztes Rath nach ſeinem Sturz vom Pferde das Theater beſucht: er hat L. Devrient als Juden Schewa geſehen, die Macht der Kunſt iſt mit aller ihrer Gewalt über ihn gekommen. Nach dem Schauſpiel beſucht er mit ſeinem Mentor die bekannte Weintaverne, wo „geiſtreiche Menſchen im ſteten

Kampf miteinander, ohne ſich doch entbehren zu können, ſich durch witzige Bitterkeiten beluſtigen". Der Arzt ſchildert ihm die Perſonen, Hitzig, Hoffmann mit ſeinen Teufelsphantaſien und ſeinem Judenhaß, zwiſchen denen er ſchon jetzt wie in der Hölle ſchwitzt u. ſ. w., Poeten, Kartenſpieler und was an dieſen Kreis wie Schmarotzerpflanzen anſchießt.

„Aber, lieber Herr Doctor", ſagt Anton, „Einen ſehe ich, den Sie mir nicht bezeichnen und der mir der Merkwürdigſte ſcheint. Dort am Ende des Tiſches, der Schweigende, dem die langen ſchwarzen Haare ins bleiche Antlitz hängen, mit der krummgebogenen Naſe, mit den Augen, wie ich im Leben noch keine ſah. Sagen Sie mir um Gotteswillen, wer iſt der Menſch?" „Das wiſſen Sie nicht"? ſchrie der Arzt ſo laut daß Alle ſich erſtaunt nach ihm hinwendeten, „Das wiſſen Sie nicht und kommen aus dem Theater? Theuerſter, ſind Sie denn noch ein mal auf den Kopf gefallen und diesmal gar auf die Stirne? Das iſt ja Der, um deswillen ich Sie überhaupt hierher führte; um deswillen ich Sie ins Theater ſchickte. Das iſt ja er, er ſelbſt." „Wer, er ſelbſt? Nun verſtehe ich Sie noch weniger als vorhin." „Menſch! Kunſtreiter! Violinſpieler! Pferd! Pferdekopf, der Sie ſind! Haben Sie einen Komödienzettel? Kellner, den Komödienzettel von heute! Hier, da legen Sie den Finger hin. Da leſen Sie, was ſteht hier?" „Schewa, ein alter Jude." „Gut. Und in der gegenüberſtehenden Columne?" „Herr Devrient!" „Nun alſo?" „Wie denn alſo? Was hat der alte Jude mit dem ſchönen jungen ſchwarzhaarigen Mann zu thun?" „Nichts weiter als daß er es ſelbſt iſt." „Sie wollen über mich ſpotten; über meine Leichtgläubigkeit. Das iſt ja rein unmöglich .... Der alte Jude von heute Abend hat mich tief bewegt und zu inniger Theilnahme und Verehrung aufgefodert; gerade weil ſein Alter, ſeine Gebrechlichkeit, ſein ſchwerer Streit zwiſchen erhabenen Geſinnungen und niedern Gewohnheiten ganz natürlich, einfach auf mein Gemüth wirkten .... Wie mögen Sie nun verlangen daß ich *dieſen* Kopf, über deſſen wunderſame Schönheit ich Ihnen mein Entzücken ſoeben ins Ohr liſpelte für den grauen, kahlen Schädel des Juden halte? ... Das ſetzt Ihre Meinung von meinem Verſtande gar ſehr herab."

Aller Augen, die mit freundlicher Theilnahme am Sprechenden gehangen, wendeten ſich jetzt fragend und erwartend dem berühmten Schauſpieler zu. Niemand redete. Anton that wie Jene. Auch er betrachtete ſchweigend des Künſtlers Angeſicht. In dieſem ging eine unbeſchreibliche Veränderung vor. Die großen Augen wurden enger, Kinn und Unterlippe ſchienen zurückzutreten, der Rücken beugte ſich krumm, die Bruſt fiel ein; mit beiden Händen ſtrich der Mann ſein rabenſchwarzes Haar aus der Stirn und ſtreifte es in gehorſam ſich ſchmiegenden Locken glatt zurück. So, ein ganz anderer Menſch, bevor noch ein menſchliches Auge entdecken konnte wenn und wie er dies geworden, richtete er an Anton jene alle Nerven durchdringenden Worte, die kein Fühlender vergeſſen kann, der ſie je aus Devrient's Munde vernahm. „Das iſt der edler Mann, was mich hat gerettet aus die Hände von die vergrimmten Matroſen!" Dann rückte er ſich wieder zurecht, ließ die Haare wieder ins Geſicht fallen, ſchlug ſein Götterauge zu Anton empor und fragte mit liſtig-lächelnden Lippen: „Nun, Roſſebändiger, ſaitenſtreichender Orpheus, bin ich's?" Anton ſtand bleich und unbeweglich. Nach einem Weilchen des Schweigens fühlte er mit der Rechten nach ſeinem Kopfe und ſagte zum Arzte: „Ich denke, wir gehen?" Dann ſuchte er ſeinen Hut, trat vor Devrient hin, ergriff deſſen Hand, drückte ſie an ſein Herz und ſprach mit bebender Stimme: „Jetzt weiß ich wol was ein Schauſpieler iſt!"

Doch noch nicht! Denn in demſelben Mann erkennt er ſpäter den allerunheilbarſten Hypochonder.

Im vierten Bande iſt Anton vom Wandertrieb geſättigt zurückgekehrt: er iſt Herr von Liebenau. Sein erſter Schritt iſt zu ſeiner Jugendliebe, zu Tieletunke (Ottilie), doch es iſt die Treue, nicht die Liebe, aus der er ihr ſeine Hand bietet. Dieſe Scene iſt ſchön. Ottilie, in dem kleinen Häuschen der Großmutter wohnend, Ottilie, die er als Jüngling in dieſen Verſen beſang:

Ich flechte ſchlanke Weiden
In meine Körbe ein,
Ich ſchlinge meine Leiden
Und Freuden mit hinein.

Ich hab' ein ſtilles Sehnen,
Das thut mir wohl und weh;
Mein Auge ſchwimmt in Thränen,
Wenn ich mich flechten ſeh'.

Die Weidenruthen ſtreben
Aus dem Geflecht hinaus,
Doch müſſen ſie ſich geben
Es wird ein *Korb* daraus.

Ottilie erkennt was ihn zu ihr führt, die Liebe zu dem Jugendtraum; ſie entſagt dem Geliebten und führt ihn ſelbſt zu ſeiner wahren Liebe, zu Hedwig zurück.

„Ich habe Sie erwartet, Anton", ſagte ſie. „Auch dieſen Antrag habe ich erwartet; ich würde mich auch betrübt haben, wenn Anton Hahn nicht gekommen wäre, mir ſeine Hand zu bieten. Denn ſo wahr ich lebe, ich liebe dich! Aber ſo wahr ich lebe — du liebſt mich nicht. Du liebſt des Knaben Morgentraum — nicht mich. Was ſollteſt du auch an mir lieben? Ich habe dich zu lieb, Anton, um — deine Frau zu werden... Wo iſt, Anton, wo iſt deine junge Frau?" Und als ſie dann von Hedwig hört, ruft ſie aus: „Mein Gott, er liebt — und hat mir ſeine Hand angetragen! O Anton!"

Mit dieſem ſchönen Erguß einer echtweiblichen Seele nehmen wir von dem unterhaltenden Werke Abſchied, in dem wir den Reflex eines leichten, heitern, erfahrungsreichen und liebenswürdigen Geiſtes erkennen müſſen, um an andern Leiſtungen deſſelben Geiſtes uns weiter über ihn zu orientiren.

Nr. 2. Der Uebergang von dieſem Roman zu der Autobiographie des Verfaſſers in ſeinen „Vierzig Jahren" iſt leicht und natürlich. Nicht genug daß er wol unzweifelhaft in den „Vagabunden" Ereigniſſe und Gefühle ſeines eigenen bewegten Wanderlebens zur Darſtellung gebracht haben wird, ſo wird uns am Schluß der „Vagabunden" auch eine directe Hinweiſung zutheil, in welchem innerlichen Zuſammenhang beide Schriften zueinander ſtehen. Gräfin Julie hat die „Vierzig Jahre" geleſen und Anton übergibt ſein Manuſcript ausdrücklich dem „alten Vagabunden", auf deſſen Lebensgeſchichte wir jetzt kommen. An ſich will es heutzutage ſchon viel ſagen, wenn in einer Zeit, auf welche alle Variationen der bekannten Chamiſſo'ſchen Gloſſe von der Zeit der ſchweren Noth und der Noth der ſchweren Zeit paſſen, Jemand die Freiheit des Geiſtes behauptet, um über ſich ſelbſt mit heiterm Humor zu Gericht zu ſitzen. Dies aber thut Holtei im vollſten Sinne des Worts in dieſer ſeiner Lebensgeſchichte, welche im Geiſte geſchmackvoller und humoriſtiſcher Selbſtkritik begonnen, fortgeführt und geſchloſſen worden iſt. Es gewährt Vergnü-

gen, näher zu betrachten wie der Verfaſſer dieſe ſeltene Kunſt, das Object ſeines eigenen Geiſtes zu ſein, übt.

In d. Bl. iſt der „Vierzig Jahre" bis zum Schluß des vierten Bandes gedacht*), wir knüpfen daher hier an.

Wir fanden den Verfaſſer einigermaßen beneidenswerth, als einen ſolchen nämlich, dem es vergönnt war, faſt ein ganzes Leben in dem ſchönſten Gefühle, nämlich in dem des Kunſtenthuſiasmus hinzubringen, und hielten dafür daß dieſem glücklichen Looſe beſonders die unbeſiegliche Heiterkeit zuzuſchreiben ſei, die aus allen ſeinen Berichten über ſich ſelbſt ſo anziehend hervortritt. Lernen wir nun auch in den nachfolgenden Bänden mitunter die Schattenſeiten einer ſolchen ungefeſſelten und ſorgenloſen Exiſtenz kennen, ſo geſchieht dies doch nur, um uns immer wieder von dem Glück zu überzeugen, deſſen der Biograph innerlich genießt, während der Widerſtreit des Lebens äußerlich ſeine vergeblichen Angriffe auf ihn macht. Er bleibt was er einmal iſt, eine frohe, heitere Natur und mehr, ein praktiſcher Philoſoph, immer offenen Sinnes für die Schönheit in Kunſt und Natur, immer gefühlvoll, immer dankbar für das ſchöne Geſchenk des Daſeins. Was man ihm aber aus dieſen „Bekenntniſſen" Uebeles nachſagen könnte, das ſchlägt er mit dem Worte Platen's nieder:

Sagt ihr mir Schlimmes nach, ſo ſagt' ich's im voraus
Und nehm' euch dieſen Ruhm zum beſten Theil hinweg!

Die Poeſie iſt in uns und in Allem, alſo auch in dieſer Lebensgeſchichte; indeß unterliegt es doch keinem Zweifel daß wir bei den hier erzählten Begegniſſen unſern Fuß überall auf den Boden der „Wahrheit" ſetzen.

Das Verhältniß wird ſich ſo herausſtellen daß wir in den Thatſachen wirkliche Erlebniſſe, wahre Geſchicke vor uns haben, in den Motiven, in den Empfindungen, in der Ausſchmückung, in den Details der Ereigniſſe aber ein verhältnißmäßiges Theil von poetiſcher Zuthat nicht verkennen dürfen. Bei entſchiedenſtem Willen der Offenheit läßt ſich eine „Selbſtbiographie" auch gar nicht anders denken; ja wir haben dem Freimuth des Verfaſſers im Bekenntniß von Fehlern, Irrthümern und Thorheiten nur wiederholt unſere Anerkennung zu zollen.

Im vorliegenden fünften Bande überblicken wir nun die Lebensjahre von 1827—33, aus dem beſten Manneſalter des Autors. Er berichtet uns über ſeine Wirkſamkeit als Theaterdichter in der Königsſtadt, ſeinen Aufenthalt in Weimar, ſeinen Freundesbund mit dem unglücklichen Auguſt von Goethe, des Dichters Sohn, ſeinen neuen Ehebund mit der Schauſpielerin Holzbecher, ſeine kurze Thätigkeit als Regiſſeur der Hofbühne in Darmſtadt unter Küſtner, ſeine poetiſchen Arbeiten aus dieſer Zeit, die Rückkehr zum Theater in Berlin, Erfolge als Autor und Mime und Abſchied von Berlin nach den peinvollſten Erfahrungen.

Es iſt eine Erzählung von größter Anziehungskraft und reich an bemerkenswerthen und unterhaltenden Details, im gefälligſten Vortrag, ſtilgewandt, heiter und voll Seele, Geiſt und Leben, durch treffliche Perſonalſchilderungen wie durch Einblicke in das Weſen der Zeit und der Kunſt ſtets belebt und mannichfach belehrend.

Nachdem der Verfaſſer uns zunächſt ſeinen geiſtig belebten Umgang in Berlin mit W. Alexis, H. Franck, L. Robert, Varnhagen, ſeine Berührungen mit A. W. Schlegel und Matthiſſon, die Cirkel des Tollhauſes und des Tugendtempels geſchildert, wo es toll genug, aber wenig tugendhaft herzugehen pflegte, rollt er uns ein Bild ſeines weimariſchen Lebens und der Eigenthümlichkeiten des Goethe'ſchen Hauſes auf, das zu dem Beſten gehört was ſeine Feder geliefert hat. Aus den launigen Vorgängen der berliner Zeit ſei hier nur der humoriſtiſche Auftritt mit Matthiſſon erwähnt, der ergötzlich genug iſt. Holtei lag von einem Choleraanfall ergriffen in Todesangſt. Kein Arzt nach dem geſchickt wurde war zu finden: er glaubte zu ſterben. Da wird ihm der Doctor gemeldet. „Nur herein!" ruft er angſtvoll. Ein kleiner, ſanfter Greis tritt ins Zimmer, naht ſich dem Bett des Kranken, und dieſer blöckt ihm mit dumpfem Inſtinct der Angſt die Zunge entgegen ſoweit ſie reicht. Erſchrocken ruft der Greis: „Aber, mein Gott, ich bin ja Matthiſſon", und ging dann ſanft von dannen. Im Januar 1828 begann der Verfaſſer ſeine dramatiſchen Vorleſungen in Weimar, wohin ihn Goethe's ermunternde Protection berufen hatte, und wo damals die Anglomanie in vollſter Blüte ſtand. Was er in dieſer Zeit aus dem Hauſe des großen Dichters, aus dem engern Poetenkreiſe der Frau J. Schopenhauer und des Kanzler Müller berichtet, verdiente, wenn der Raum es geſtattete, einen vollern Auszug als wir hier geben können. Er bringt durchweg Anziehendes, mag er nun von dem Theetiſch Ottiliens von Goethe, oder von dem wunderlichen Verkehr mit ihrem Mann, dem Sohne Goethe's, oder von den launigen Tiſchreden des alten Dichterheros, oder endlich von der hohen und überlegenen Haltung deſſelben unter den ihm huldigenden Kreiſen ſeiner Bewunderer erzählen, in die Börne — den er als unmäßig langweilig und unerquicklich ſchildert — einmal nahe daran war eingeführt zu werden. Er ſagt:

Zierlich geſchriebene, von ihm eigenhändig unterzeichnete Einladungskarten riefen regelmäßig ein mal in der Woche zu Goethe's Mittagstiſch, wo acht bis zehn Perſonen ſich verſammelten, um bei einem ſchlichten, wohlbereiteten Mahle einen unvermeidlichen Fremden abzutödten oder bei ſehr gutem Weine ein paar Stunden frei und heiter zu verleben. Goethe war ein ſehr aufmerkſamer Wirth und behielt gern was Dieſer oder Jener zu eſſen liebte; zum Trinken nöthigte er mehr durch That und Beiſpiel, und es hat mich immer im Herzen gelabe ihn ſeinen Würzburger voll Andacht ſchlürfen zu ſehen. Der Genuß des Weins belebte dann ſeine Sprechluſt; im Ernſt wie im Scherz, in Glimpf wie im Unglimpf hörte ſich's ihm prächtig zu.

Dagegen redete es ſich nicht beſonders mit ihm; denn was man auch ſagte, es ſchien äußerſt wenig Eindruck auf ihn zu machen und oft ganz verloren zu gehen.

„Ja", ſagte er bei ſolchem Anlaß, „der Brentano, das war auch ſo Einer der ſich für einen ganzen Kerl hielt. Aber es

*) Vergl. Nr. 319—321 d. Bl. f. 1844 und Nr. 160—163 f. 1845. D. Red.

war und wurde Nichts: zuletzt warf er ſich in die Frömmigkeit, wie denn die von Natur Verſchnittenen gern überfromm werden, wenn ſie ſehen daß ſie anderwärts zu kurz gekommen. So war auch der Werner ein ſchönes Talent — ich habe ihn redlich zu fördern geſucht; aber als er aus Italien kam und mir gleich ein Sonett vorlas, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hoſtie verglich, da hatte ich genug!" Von Fouqué hieß es: „Ja, ja, der liebe Gott gibt dem Dichter einen Metallſtab mit, zu ſeinem Bedarf, ſieht aus wie Geld; aber ſie bröckeln ſo lange daran bis das reine Kupfer zum Vorſchein kommt." Von Tieck: „Er las mir die «Genoveva» im alten Schloß zu Jena vor. Als er fertig war, glaubte ich, es wäre 10 Uhr, es war aber tief in der Nacht; und das will denn ſchon etwas ſagen, mir drei Stunden aus meinem Leben wegzuſtehlen."

Von den ſcherzhaften Geſchichten die Goethe bei Tiſch ſo gern erzählte nur eine:

Als Se. Majeſtät Friedrich Wilhelm III. vor Jahren bei unſerer „Herrſchaft" zum Beſuch war, hatte ſich viel Volk in Weimar eingefunden, um ihn zu ſehen. Ich, der ich zu der Zeit bei extravaganten Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete nun im Schloſſe einem alten thüringiſchen Landmann, früher mein Nachbar. „Nun, Alter", ſagte ich, „habt Ihr denn auch den König geſehen?" „Ja, Herr Geheimerath", antwortete der Weber, „aber es iſt ja niſcht! Ich dachte, es ſollte der alte Fritze ſein."

Als die bekannte, in der Literaturgeſchichte nicht ſehr bewanderte Schauſpielerin Sutorius ihm vorgeſtellt wurde, ſtockte das Geſpräch: Krüger, um es zu beleben, erwähnte daß ſie auch die Sophie in den „Mitſchuldigen" geſpielt habe.

„Ach, ich bitte", ſagte die Sutorius, „reden Sie mir nicht von dem gräuslichen Stück: das iſt mir meine zuwiderſte Rolle." Krüger glaubte in die Erde verſinken zu müſſen; Goethe aber ſagte mit antiker Ruhe: „Nun, nun, das iſt ja ſchön!" Aehnliches begegnete ihm mit der Catalani, welche Potier in Paris als „jungen Werther" rühmte.

Was der Verfaſſer von ſeinem Verhältniß mit Auguſt von Goethe berichtet, haben wir ſchon oben als ſehr anziehend bezeichnet. Der Sohn Goethe's, ihm anfangs völlig zuwider, ſchloß ſich ihm endlich in der innigſten Neigung und in unbegrenztem Vertrauen an. Er war ein Dichter, aber ein höchſt unglücklicher Menſch, und der Quell ſeines Unglücks war ſein Vater, dem er dennoch mit kindlichſter, treuſter Liebe bis an ſein Ende anhing. Seine hier mitgetheilten Poeſien geben einigen, doch nicht vollen Aufſchluß über das tiefe Elend dieſer Seele. Des Vaters Ruhm, ſeiner eigenen Nichtigkeit gegenüber, des Vaters Despotie, die ihm die Verbindung mit einem geliebten Bürgermädchen verſagt, die ihn abhielt an dem Freiheitskriege theilzunehmen, aus Furcht vor dem Verluſt des einzigen Kindes, die ihn fort und fort in einer unerträglichen Unſelbſtändigkeit feſſelte — dieſe wurden nach dem ſelbſtgeſuchten Tode jener Geliebten Urſachen eines an Geiſtesſtörung grenzenden Kummers, der im Reiz des Weins, im tollſten Unmaß des Genuſſes Heil ſuchte. So ging der begabte Mann rettungslos zugrunde. Rührend aber iſt es wie ſich der beklagenswerthe Mann dem neugewonnenen Freunde rückhaltslos hingab, ſein Herz gegen ihn ausſchüttete und dennoch dem Vater, dem er ſein tiefes Leid zuſchreiben mußte, ſo vollſtändig ergeben blieb daß er auch nicht das Geringſte ohne ſein Vorwiſſen zu unternehmen im Stande war. Er ſtarb bekanntlich in Italien im Jahre 1830 als er eben zu den beſten Hoffnungen Anlaß gab; mit Holtei blieb er in beſtändigem brieflichen Verkehr; Goethe ſelbſt ſagte von ihm, ſein Unglück ſei, niemals den „kategoriſchen Imperativ" gehört zu haben. Diejenigen welchen jene nirgend ganz aufgehellten Goethe'ſchen Familienverhältniſſe Intereſſe erwecken haben dem Verfaſſer für Das was er darüber ausführlich darbringt verdienten Dank zu ſagen. Das gebrochene Herz, der krampfhafte, verbiſſene Zorn, der ohnmächtige Trotz gegen die Verhältniſſe, die das Loos des Unglücklichen waren, werfen auf die Erziehungsweisheit des großen Dichters einen tiefen Schatten. Es war ein tragiſches Geſchick Beider daß des Vaters Liebe Schuld an dem Tode des Sohnes und des Sohnes frühes Ende Urſache des Todes ſeines Vaters ſein mußte.

Von Weimar nach Berlin zurückgekehrt, fand der Verfaſſer die dortigen Verhälniſſe in voller Auflöſung begriffen. Er brachte ſeine „Lenore" fertig mit, erntete Beifall, konnte es jedoch zu keiner feſten Lebensſtellung bringen. Im Auguſt des folgenden Jahres war er zur Geburtstagsfeier Goethe's wieder in Weimar, wo ſein Gedanke einer theatraliſchen Bearbeitung des „Fauſt" — Holtei war der Erſte der dieſen Gedanken ergriff — erſt Beifall fand, dann aber zu einer Spannung mit Goethe führte. Den jetzt völlig verwilderten Auguſt ſah er zum letzten male. Inzwiſchen war nun unter romanhaften Umſtänden die zweite Ehe mit Julie Holzbecher geſchloſſen und ein großes Hausweſen eingerichtet. Man gab mehr aus als man einnahm, und bald war Küſtner's Auffoderung nach Darmſtadt zu kommen ein Rettungsanker. Bei dem übereilten Abgang von Berlin mußte der bekannte hohe Protector Juliens mit Geld aushelfen. In Darmſtadt geſtalteten ſich die Verhältniſſe übel: Julie misfiel, man intriguirte gegen ſie und ihn und Küſtner, und trotz der Hofgunſt die man beſaß erfuhr das Paar die Richtigkeit des Platen'ſchen Verſes:

Auswandert der Menſch in fremden
Himmelsſtrich, doch tauſcht er die Noth nur
Gegen die Noth aus.

Zuletzt war es ein Glück wieder zu halbem Preis in Berlin angenommen zu werden. Unterwegs Beſuch Goethe's, mit dem es zu keinem Geſpräch mehr kam. In Berlin gab der Umgang mit Schall, der einen Lotteriegewinn hier in tollem Treiben todtſchlug, heitere Anregungen in ſonſt erdrückenden Verhältniſſen. Schall litt an furchtbaren Krampfanfällen, bei deren Annäherung er ſich gewöhnlich einſchloß; ein mal war dies verſäumt, Holtei trat ein und fand ihn mit dem Tode ringend vor einem großen Spiegel im Lehnſtuhl. „Warum vor dem Spiegel"? fragte Holtei, und lachend ſagte Schall: „Weil es heute gar zu arg war, glaubte ich es käme zum Abſchnappen, und da wollte ich doch ſehen was ich dazu für ein Geſicht machen würde!" Trotz des Glücks welches einige neue Stücke, z. B. „Ein Trauerſpiel in Berlin", machten, war Holtei's Stern doch für die Kö-

nigsſtadt untergegangen. Julie ging ſichtbar zurück, ſeine Stücke waren abgeſpielt; die „Droſchke“ fiel durch, „Lorberbaum und Bettelſtab“, „Ein Achtel vom großen Loos“ gefielen zwar, aber ihre Zeit war vorüber. Eine Kunſtreiſe nach Hamburg und Leipzig auf eigene Stücke gelang; in München dagegen mislang Alles, und ziemlich gebeugt und ausſichtslos kehrt der Autor nach Berlin zurück. Die meiſte reine Freude hatten ihm noch ſeine dramatiſchen Vorleſungen gebracht, die ihm Tieck’s Würdigung eintrugen. So ſchloß im Verkehr mit Chamiſſo, Hitzig, W. Alexis und den Sternen der „Literaria“ das Jahr 1833 für den Biographen.

Im ſechsten Bande, der urſprünglich den Schluß des Ganzen enthalten ſollte, tritt uns mehr der Schauſpieler Holtei als der Literat und productive Dichter entgegen. Dieſer Theil bringt daher auch weniger allgemein anziehende Intereſſen zur Sprache als der vorhergehende; allein das Fehlende erſetzt in vieler Hinſicht der warme und lebensvolle Vortrag perſönlichſter Erlebniſſe. Dieſer Vortrag erinnert nämlich oft an ein allbeliebtes Vorbild ſolcher Mittheilungen, an Benvenuto Cellini, der wie bekannt ſeinen Guß des Perſeus wie eine Schlacht beſchreibt und uns mit der Theilnahme zu erfüllen weiß die wir ſonſt nur den größten Ereigniſſen der Geſchichte zu widmen pflegen. Die Memoiren Holtei’s gleichen hierin denen des Florentiners: wir können uns auch von der Spannkraft dieſer an ſich kleinen, aber mit allem Feuer des Worts erzählten Ereigniſſe nicht losmachen. Außerdem gibt dieſer Band eine wichtige Lehre. Das was wir Glück oder Unglück zu nennen pflegen liegt doch beiweitem mehr als man gewöhnlich annimmt in unſerer eigenen Hand; es hängt von Gemüthseigenſchaften des Individuums ſo weſentlich ab daß wir wirklich zweifeln dürfen, ob außer dieſen noch irgend Etwas weſentlich dabei mitwirkend iſt. Der Verfaſſer zeigt uns dies aufs deutlichſte. Wo ihm ein Glücksſtern lacht — ſtets iſt es dieſe beſtimmte Seeleneigenſchaft der er ihn verdankt; wo niederſchmetterndes Unglück, erſchütternde Täuſchung ihn trifft — es iſt dieſer oder jener Gemüthsmangel, dieſe oder jene „Albernheit und Ungeſchicklichkeit“, auf welche ſie ſich zurückführen laſſen. Nur in Einem täuſcht er ſich, was er von Goethe hätte lernen können, der uns lehrt daß wir Leiden des Amts irrig auf Perſonen zurückführen, anſtatt ſie in der Natur der Sachen zu ſuchen.

Es war Holtei’s Schickſal ſich für eine Kunſt berufen zu glauben, die ihm nach den größten und eifrigſten Anſtrengungen ſtets nur kurze und zweifelhafte Erfolge darbot; er glaubte ſich zum Schauſpieler geboren, hielt an dieſem Beruf mit unglaublicher Zähigkeit feſt und beutete ſelbſt ſein ſchönes Talent als dramatiſcher Dichter nur für dieſen Beruf aus, zum entſchiedenen Nachtheil eben jenes Talents. Hundert mal enttäuſcht, zurückgewieſen, hundert mal entſchloſſen der Bühne zu entſagen, treten gewöhnlich im Augenblick des Entſchluſſes Wendungen ein, die ihn ſofort auf die geliebte und verhaßte Bahn zurückſchleudern. Es iſt ein ruheloſes, beinahe ein tragiſches Geſchick das ihn beherrſcht, und für die Leiden die einem ſolchen Looſe entfließen müſſen, für die Seelenkämpfe die ihm eigen ſind, weiß er uns nun in dieſem Bande lebhaft zu intereſſiren. Das iſt die Aufgabe die hier gelöſt iſt, wobei denn der Satz: „Denn Jeder ſucht ein All zu ſein und iſt im Grunde Nichts“, und das andere Axiom des Helvetius: „Musis omni tempore serviendum amore, more, ore, re“, ſein Leitfaden bleibt. So kaum nach Berlin, zu jener unſeligen „Königsſtadt“, die 20 Jahre hindurch ſein Magnetpol war, zu dem er immer wieder zurück mußte, heimgekehrt, fühlt er ſich von neuem in allen ſeinen Empfindungen abgeſtoßen und flieht nach Breslau; hier getäuſcht, ohne Hoffnung, entſagend, ſucht er Zuflucht in Grafenort, wo Stunden der Verzweiflung über ihn kommen und den Entſchluß hervorrufen Abſchreiber von Rollen und — Souffleur zu werden. In ſolcher Stimmung entſtand die Poſſe: „33 Minuten in Grüneberg“, die ſpäter unzählige erheiternde Darſtellungen erlebte.

Es iſt kaum zu glauben aus welchen Seelenſtimmungen poetiſche Erfolge hervorgehen können! Unmittelbar darauf ſehen wir den Biographen ſeine Glanztage in Wien feiern, wo er der Retter des Joſephſtädter Theaters, der gefeierte Held des Tages wird. Hier und in Preßburg knüpft ſich eine Verbindung mit einer Dame, die uns nicht genannt wird, deren in Bruchſtücken mitgetheilte Briefe aber eine Höhe der Gefühle verkünden, die wir bewundern müſſen. Es ſind die ſchönſten Fragmente einer ſchönen Seele, eine Perle in dieſem Buche. Wir haben leider nur Raum für zwei kurze Sätze aus dieſen wunderbaren Briefen.

Heute iſt Charfreitag. An dieſem Tage werde ich der proteſtantiſchen Kirche immer ungetreu. Sie kommt mir dann vor wie ein Menſch der ſich alle Mühe gibt geſcheiter zu ſein als nothwendig geweſen wäre — und damit langweilig erſcheint. Wenn ſie den armen Chriſt von unſern Kanzeln nach ihrer Weiſe loben, frage ich mich immer: ſoll man ein großer Mann ſein oder ſoll man’s bleiben laſſen?

Und weiter:

Der Chriſtabend naht. Da werde ich den Kindern ein Bäumchen bereiten; das Flittergold liegt ſchon ausgebreitet da. So lockt man die armen Weſen ins Leben hinein; dann mögen ſie ſehen wie ſie wieder hinauskommen.

Dieſer Briefwechſel, der zehn Jahre dauerte, muß dem Verfaſſer ſehr theuer geweſen ſein. Es entſtand das Drama: „Shakſpeare in der Heimat“, von allen Parteien gelobt und in der That eine von Holtei’s beſten Arbeiten. Nichtsdeſtoweniger hielt auch der Rettungsact in Wien nicht vor, die Unternehmung brach zuſammen und ärmer als zuvor flüchtet der Autor wieder nach — Berlin. Eine neue „Unbeſonnenheit“ zerſtört alle dortigen Hoffnungen; der Beſchluß ſich in Einſamkeit zu vergraben ſteht wieder feſt, da erſcheint das ſchmeichelhafteſte Erbieten zur Uebernahme des rigaer Theaters. Alle Täuſchungen ſind abermals vergeſſen, und dahin fliegt Holtei’s Schlitten nach Rußland. Hier fand er Befriedigung, Lohn für ſeine Arbeit, Ehre, häusliche Freuden. Mitten im vollſten Glück ſtürzt der Tod an ſei-

nen Herd; ſeine Julie erliegt bei der Geburt von Zwillingen, die ihr die erſte Mutterfreude geben ſollen. Von Stunde an war das Theater nicht mehr zu betreten, der Autor lebt nur dem Schmerzgefühl. Aus dieſem erklärt ſich's daß er ganz unüberlegt die Stelle eines Geſellſchafters bei einem ihm befreundeten Grafen annimmt und nach Eggenberg bei Gratz geht, um ſchon nach wenigen Wochen die Unmöglichkeit einzuſehen, in dieſer Stellung auszudauern. Abermals ergreift ihn der Theaterſchwindel; in angeborenem Leichtſinn und in angelebter Geringſchätzung irdiſcher Güter, wie er ſelbſt von ſich ſagt, war er völlig mittellos. Das Leopoldſtädter Theater, das ſeine neuen Stücke: „Erich der Geizhals", „Tauber und Taube", „Der Brunnenarzt", „Adlers Horſt", annahm, bot eine willkommene Zuflucht. Im Jahre 1841 glänzte Holtei dann in Wien als Vorleſer von Dramen, ein Beruf an dem er nach Allem die meiſte Befriedigung fand und der ihm ſelbſt die nicht benutzte Gunſt Metternich's verſchaffte. Doch er iſt ſich bewußt was er in dieſer Kunſt erreicht, wie er mit ihr vor begeiſterten Zuhörern und gedrängten Sälen in dem ſinnlichen Wien, er allein, ein blaſſer, etwas d u m m ausſehender Mann, Shakſpeare's unſterbliche Dramen zu begeiſterter Anerkennung gebracht, ja ihr Studium in ganz Oeſtreich eigentlich zuerſt ernſtlich angeregt hat. „Das habe ich errungen", ſagt er, „ohne Maler, Schneider, Maſchiniſten, ohne Collegen, Statiſten und Souffleur, ich ganz a l l e i n — und wenn ich nun auch kein berühmter Schauſpieler geworden bin — ich bin doch auch Jemand!" Dies freudige Bewußtſein, wer wollte es Holtei misgönnen oder verkümmern? Wäre er ihm nur treu geblieben! Aber nein! Kaum hat er ſeine Tochter in Gratz verheirathet und ſich in Zurückgezogenheitsgedanken gewiegt, ſo läßt er ſich wieder nach Berlin und von hier gar nach Breslau zur Uebernahme der Theaterregie verlocken, begreiflich zu neuem Nichterfolg. Der Trieb iſt eben ſtärker als der Menſch! Nachdem auch dies Verhältniß trübſelig gelöſt iſt, nimmt er eine Einladung des Fürſten Hatzfeld nach Trachenberg an, und hiermit ſchließt der Autor ſeine Biographie, indem er uns bittet ein leeres Blatt für ſeine „Grabſchrift" hinzuzufügen. Er hat uns viel Intereſſantes — zuletzt in übereilter Kürze — mitgetheilt, uns manche Lehre, jungen Kunſtgenoſſen manchen guten Wink gegeben und ſich ſelbſt viel verurtheilt.

Dennoch iſt er auch ſeinem letzten Vorſatz nicht treu geblieben; denn unverhofft tritt er mit zwei neuen Bänden ſeiner Lebensgeſchichte, gleichſam ſein eigener Revenant, vor uns auf.

Der Verfaſſer, welcher am Schluß des ſechsten Bandes von uns einen wehmüthigen Abſchied nahm, hat ſich veranlaßt geſehen noch zwei heitere Bände ſeines Lebensberufs anſtatt der Grabſchrift nachfolgen zu laſſen, die er uns verſprach. Er hat Recht daran gethan — ſein neues Buch wird die alten Leſer befriedigen und neue ihm zuführen und gewinnen. In Stil und Ausdruck vielleicht etwas ſchwächer als die vorhergehenden Bände, iſt namentlich der ſiebente Band voll humoriſtiſchen Inhalts und frei von den trüben Stimmungen des vorangehenden. Der Verfaſſer iſt in das treffliche Stadium der künſtleriſchen Reſignation, der Selbſtironie eingerückt, die ihm beide vortrefflich ſtehen. Er iſt wieder der heitere „alte Feldherr" von ſonſt.

Wir verließen ihn als Gaſt des Fürſten in Trachenberg, wo er von ſeinen wiener Triumphen und ſeinen breslauer Niederlagen auszuruhen gedachte. Seine Erwartungen erfüllten ſich auch hier nicht; er gerieth in ein Gewirr peinvoller Familienverhältniſſe, welche er zwar discret verſchleiert, die aber ohne ihn doch bekannt genug geworden ſind. Umſonſt glaubt er ihnen in Breslau zu entfliehen, dichtet für das neue Theater in Prag ein nicht angenommenes Feſtſpiel, das er mittheilt und das nicht ſchlechter als andere iſt, zieht abermals nach Gratz, wo der „Großvater" ſtatt mit einem Füllhorn voll Gaben mit leeren Händen ankommt, und von hier auf eine abenteuerliche Vorleſer-Kunſtreiſe nach Dresden, Magdeburg u. ſ. w. Er erzählt uns die launigen Begebniſſe dieſer Reiſe im launigſten Ton,

> Leichtſinnig, redlich, Mann und Kind zugleich —

ja, wie ſich an der leidenſchaftlichen Beziehung zu der ſchönen Kunſtreiterin Lejars zeigt, noch im fünfzigſten Jahre

> Von Sinnen wild und ſtets damit im Streit,
> Verfolgt von Lieb' und doch in Liebesleiden.

Dabei arbeitet er an einem großen Roman fort, deſſen Durchführung er für unmöglich hält, und der denn doch wol am Ende in ſeinen jetzt erſchienenen „Vagabunden" ſeinen Abſchluß gefunden hat. Wenigſtens finden wir in ihm die ſchöne Lejars und Adèle Cuzent wieder. Sein erſtes Auftreten in Dresden, wo Tieck nicht mehr auf ſeinem berühmten Eckzimmerthron herrſcht, wird uns ſehr unterhaltend erzählt; er glaubte vor einem Auditorium von leeren Stühlen zu leſen, als in der letzten Stunde ſeine Billets reißenden Abgang fanden. Doch die trachenberger Wirren verfolgten ihn auch hier, er flieht nach Magdeburg, um hier ſchwer zu erkranken. Doch:

> Der Wandervogel, voll Begehr nach Ruh',
> Das Weltkind, das ſich ſehnt dem Himmel zu —

ermannt ſich wieder und führt uns noch eine Reihe heiterer Bilder vor, indem er mit Wehl und Puttlitz längere Zeit in Magdeburg verweilt. Halberſtadt täuſcht ſeine Hoffnungen; in Quedlinburg feiert er rührende Erinnerungen aus ſeiner Kriegerzeit und wird der Held des Tages; in Braunſchweig begegnet es ihm, mit einem gleichzeitig anweſenden Tauſendkünſtler verwechſelt und gefragt zu werden, wenn er ſich denn ſeinen Kopf abſchneiden laſſen werde; im Hanöveriſchen ſoll er einen ihm zugeſandten Lorberkranz verzollen, erhält aber endlich den Beſcheid daß „Lorbern" keine Abgabe bezahlen, und er ruht nun trefflichſt auf ſeinem Lorberkranz. In Göttingen von der Polizei ſchnöde abgewieſen, triumphirt er in Hanover ſelbſt — über den alten König Ernſt

Auguſt, der bei einer Vorleſung im Schloß Ellbogen an Ellbogen neben ihm Platz nimmt. Die Situation war ſeltſam, denn es mußten die „Wiener in Paris" geleſen werden, ein Stück das dem königlichen Herrn unverſtändlich bleiben mußte. Im engern Kreiſe des Kronprinzen wurden dieſe glücklichen Vorleſungen unbezahlt fortgeſetzt, wobei denn der Eigenthümlichkeit unſers Biographen zu gedenken iſt, daß er ſehr viel für Andere, für Armenanſtalten, arme Künſtler u. ſ. w. las und bei fürſtlichen Auffoderungen meiſt den Ehrenſold ablehnte. Launig wie immer, ſagt er:

In Hanover hatte ich für Herrn Malibran falſchgeigenden Andenkens Hamletten müſſen, und am Sonnabend darauf hatte ich gelobt, ein paar junge Virtuoſen, die ſich in Celle feſtgefahren, mit Hülfe eines vorgeſpannten Julius Cäſar flott zu machen.

Ja auch zärtliche Zuſchriften gingen bei ihm, der jüngſt mit Extrapoſt in ſein einundfunfzigſtes Jahr kutſchirt war, ein. „Es iſt", ſagt er, „als ob künſtleriſche Production, ſofern ſie eben nur nicht mislingt, einen Schleier über graues Haar und Furchen würfe." In Bremen ſteigert ſich ſein Erfolg bis zum Enthuſiasmus; Hormayr ſchreibt ihm ſchmeichelhaft, und der Verfaſſer wird zum erſten mal in ſeinem Leben Beſitzer von — Staatsſchuldſcheinen! Eine Intrigue erhebt ſich gegen ihn, allein im Rath der Götter war beſchloſſen daß „Heinrich V." glorreich ſiegen ſollte. Reicher als jemals kehrt er nach Hanover zurück, wo E. Devrient im „Lorberbaum" auftritt, welches Stück der Autor niemals hat aufführen ſehen, wiewol er unzählige mal darin geſpielt hat. Nun folgen Bruchſtücke eines mit vielem Geiſt geſchriebenen Tagebuchs, durch ein eigenthümliches Verhältniß zum Hofe voll Anziehungsſtoff. Gutzkow ſendet ein Manuſcript des „Uriel Acoſta", der unter großen Sorgen vorgetragen wird; der gefürchtete Abend endet glorreich und — „Heiliger Gott!" ruft der Verfaſſer aus, „darauf läuft nun das enge Leben hinaus daß man von einem Zeitpunkt zum andern ſich nach Zukünftigem ſehnt, um in der Erfüllung dieſer Sehnſucht mit dem Leben zu enden." Die ſchwierigſte Aufgabe des Vorleſers, die unvergleichbare Anſtrengung deſſelben wird hier darin gefunden daß er mitten in der äußerſten Kraftäußerung ſich die kalte Ruhe für die Nebenperſonen bewahren muß. Dieſelbe in ungebändigter Kraft fliegende Lunge muß in demſelben Augenblick ſich gehorſam fügen, um ohne Spur der Erregung Worte der Ruhe, Verſöhnung oder des gleichgültigſten Inhalts vernehmen zu laſſen. Hier iſt der Darſteller der ſchwierigſten Rolle in weit beſſerer Lage. Noch folgen einige Leſeabende im Palais, dann läßt „der alte Knabe", der Zugvogel wider Willen, ſich noch ein mal im „Alten Feldherrn" zu Braunſchweig auf die Bühne verlocken, mit Glück, aber zu ſeinem eigenen Erſtaunen. Er iſt eben unverbeſſerlich! Ein ſchöner Brief von Mozart über proteſtantiſche Kirchenmuſik (S. 277) und eine anerkennende Schilderung der damals ausgezeichneten oldenburger Bühne unter J. Moſen füllen die Lücke bis Celle, wo das Pfingſtfeſt 1847 gefeiert wird. Es wird hier die richtige Bemerkung gemacht daß auch der geiſtvollſten Bühnenleitung endlich das richtige Urtheil über die Leiſtungen ihrer „Geſellſchaft" verloren gehen muß, über deren Mängel ſie tägliche Gewöhnung blendet, wie in Weimar, und daß nur der Fremde hier den wahren Maßſtab anzulegen vermag. Inzwiſchen waren die Hoffnungen auf ein Vorleſeramt bei dem Kronprinzen wahrſcheinlich durch des Verfaſſers Ungeduld, ſeine Triumphe in Bremen und einen etwas unvorſichtigen Prolog zu dieſen zunichtegeworden, und neue Wanderluſt führte nach Kiel, Altona, Hamburg, ja von hier im Fluge nach Berlin, Wien und Gratz, wo der alte Gönner, Graf Herberſtein, indeß geſtorben war. Dieſe Reiſe ohne eigentlichen Zweck malt der Verfaſſer in den heiterſten Farben; man merkt ihm das Glück an, einmal „zwecklos" zu reiſen, blos an ſeinen „Stimmen des Waldes" fortdichtend.

Wenn dir's in Kopf und Herzen ſchwirrt,
Was kannſt du Beſſres haben?

Von dem köſtlichen Humor dieſes Reiſeberichts nur eine Probe:

In Prag ſtieg ich ohne Weiteres im Bahnhof ab und überantwortete mich als willenloſes Frachtſtück den Geſetzen der Polizeikräfte und Dampfbehörden. Dazu ſind die Eiſenbahnen herrlich: zwei Koffer, ein Portefeuille, ein Nachtſack, ein Hutfutteral und ein Menſch, ſechs Stück im Ganzen. Aber die erſten fünf Collis, oder wie man es nennt, haben es bequemer als ich, das ſechste, ihnen wird ihre Nummer mit ſolidem Kleiſter aufgepickt und dann haben ſie es überſtanden. Ich aber muß mein Billet aufbewahren, bereit halten, vorzeigen, wieder wegſtecken und, wo Ferdinand-Nordbahn und Staatsbahn ſich küſſen, wieder vorzeigen, mich legitimiren — „Herr Jeſus, ich hab's verloren!" „Macht nix, wird blos noch ein mal bezahlt." — „Nein, Gott ſei Dank — hier iſt's." Dieſe Höllenangſt! Ach, wenn ich doch mein Koffer wäre! Mit dieſem ſündlichen Wunſch fuhr ich in Wien ein. Ach, wie bald ſollt' ich ihn bereuen! Wie bald — denn wenn ich mein Koffer geweſen wäre, ſo kam ich zu Wien mit einem großen Loch im Bauche an, eben in der Magengegend; ein Loch, das ihm ein neben ihm reiſender eiſenbeſchlagener Kaſten unbarmherzig gebohrt.

Mit dem achten Bande treten wir in das tolle Jahr. Das Jahr der Verdunkelung macht den Geiſt des Biographen immer lichter, obwol er gleich im Eingang ſich zu einer wunderbaren kritiſchen Abſchweifung darüber daß Shakſpeare undramatiſch ſei verleiten läßt. „Macbeth" undramatiſch, „Lear", „Julius Cäſar", „Othello", „Romeo", „Hamlet" und „Richard III." undramatiſch! Wahrlich, eine ſeltſamere Verirrung des Widerſpruchsgeiſtes gibt es kaum, wenn man nicht mit uns annehmen will daß der Autor das Dramatiſche mit dem Theatraliſchen — nach unſern Geſchmacksregeln — verwechſelt! Verſteht man aber unter „dramatiſch" die pſychiſche Geneſis einer merkwürdigen That dargeſtellt durch Handlung, ſo zeigt ſich klar daß Holtei kein Kritiker, Shakſpeare aber der dramatiſche Dichter κατ' ἐξοχήν iſt, und daß gerade hierin die unwiderſtehliche Wirkung ſeiner Schöpfungen beruht. Wir gehen über dieſen Irrthum unſers launigen Biographen hinweg, um ihn von Gratz nach Trachenberg zu begleiten, wohin den Ruheloſen eine ſchmeichelhafte Einladung des Fürſten, ſein

Bibliothekar zu werden, beruft. Er kommt als Gaſt, und die „Stimmen des Waldes“ begleiten ihn. Wir rechnen darauf daß dieſer Aufenthalt für einen Mann, der mit den Waldesſtimmen im Kopf und Hafis im Herzen in den Frühling tritt, nicht lange dauern werde, und wir irren uns nicht; die Widerſprüche mußten auch ohne das Märzfieber und ſeine Paroxysmen ſehr bald zutagetreten. Was der Autor über die Stimmungen dieſer Tage ſagt, iſt äußerſt verſtändig und leſenswerth. Obgleich er Vielen, die er darum nicht haſſen kann, für eine Art von „Königsmörder“ gilt, ſo iſt er doch ein Mann der Mitte, ein guter Patriot, der klar erkannte was nun erſt dem Vaterlande verlorengegangen iſt, ja ſelbſt ein guter Preuße. Der Umſturz, die Entſittlichung, die Raſerei der Zeit ſind ihm ein Gräuel, und ſeine Seele härmt ſich, das Reich der ſchönen Gedanken von der Erde verſchwinden zu ſehen; er kam ſich vor „wie ein verſchlagenes Kind, das ſich keiner Schuld bewußt, doch immer um ſich blickt als wollte es fragen: von welcher Seite wird mir denn jetzt ein Schlag, ein Stoß, ein Tritt verabreicht werden?“ Mit der Familie des Fürſten flüchtet er, der Verfaſſer des „Alten Feldherrn“, vor den Polen nach Wien. Dort dieſelben Scenen wie in Schleſien. Er ſieht ehrenwerthe alte Freunde vor Haufen zerlumpter Gaſſenbuben ihren wohlfeilen verworrenen Redeknäuel abſpinnen und jede Pauſe mit „meine hochgeehrten Herren“ anfüllen. Nirgend ein anderer Gedanke als Skandal, Wühlen, zweckloſer Lärmen! Eine Anrede die Carl, der Schauſpieldirector, an einen Haufen tumultuirender Weiber hält, wird dem Leſer viel Genuß bereiten. Selbſt in Gratz, wohin er verſchüchtert flüchtet, derſelbe Geiſt wahnſinnigen Lärmens, dieſelbe Unmöglichkeit ruhigen Daſeins wie überall: alle Welt war wie in Lübeck, Hamburg und Bremen, wo die Schreier nach Republik, als man ihnen ſagte ſie hätten ja eine, erwiderten: „So wollen wir noch eine!“ Die Träume von Ruhe blieben Träume; da fodern Briefe zur Rückkehr nach Trachenberg auf; der Autor, ſeiner Staatsſchuldſcheine ledig, die er als werthlos faſt umſonſt weggegeben hat, folgt ihnen ſchnell, ehe ſeine Antwortſchreiben, die den Barrikadenkampf in Wien mitmachen müſſen, angelangt ſind. Doch auch hier, ohne Beſchäftigung — wer dachte jetzt daran Bücher zu ſammeln? — duldet es ihn nicht, er geht nach dem Freiſtaat Hamburg; hier denkt er müſſen die Leute doch ruhig ſein? Es ſtand ſchlimmer als in Wien, Breslau und Berlin; der Sturm der Zeit kannte eben keine Landesgrenzen: er raſte als ein echter Sturm überall! Neue Enttäuſchung, neues Gefühl der Zweckloſigkeit des Daſeins; die Quellen poetiſcher Exiſtenz ſind verſiegt. Dennoch dichtet der Verfaſſer ein Drama „Zum grünen Baum“, das er für ſeine beſte Arbeit hält, formt die „Comedy of errors“ um und ſchreibt fleißig an den „Waldesſtimmen“. Das hübſche Märchen vom Maulwurf theilt er ganz mit. Zwei Reihen von Leſeabenden in Schwerin am Hofe, wo er die Bekanntſchaft der Herzogin von Orléans macht und ſich in dem natürlichen, menſchlich-heitern Kreiſe der „Hoheiten“ unendlich wohl fühlt, andere Leſeabende in Lübeck, Bremen, Roſtock, dann ſelbſt in Hamburg, bringen all den Wechſel von Hoffnung, Täuſchung, Stolz und Entſagung, aus dem des Autors ganzes Leben beſteht, über ihn und unterhalten, immer launig und mit Humor erzählt, den Leſer aufs angenehmſte. Er bewundert E. Geibel, ſchwärmt für Luiſe Neumann und wider Entſchluß und feſten Willen für Fanny Elßler, die er ungemein glücklich beſingt. Das gute Gelegenheitsgedicht ſteht Holtei immer zugebote; denn er denkt mit Hafis:

Nur nicht dein Ich vergött're; doch was du liebſt, o bet' es an;
Denn daß die Liebe Götzendienſt und Ketzerei, das iſt ein Wahn.

Von Hamburg, wo der Autor ſeine Bearbeitung von „Viel Lärmen um Nichts“ auf die Bühne bringt, wendet er ſich wieder nach Berlin und Wien, wo man Koſſuth wünſcht und erwartet, und endlich nach Gratz, das nun wieder reizend und ſtill iſt. Hier ſchildert er den Unſinn der Zeit in einem luſtigen Märchen „Die Maulwürfe“ und ſchreibt ein Feſtſpiel, das er dem Ban von Kroatien poetiſch zueignet, worauf dieſer im Januar 1850 mit einer poetiſchen Epiſtel antwortet, in der es am Schluſſe heißt:

Es hat des Schickſals eiſern Walten,
Der Mühen viel mir vorbehalten,
Doch hohen Preis mir auch erſeh'n.
Als höchſten doch mag den ich nennen,
Daß edle Seelen mich erkennen,
Des Herzens reinen Trieb verſteh'n.

Als Verſe Jellachich's mögen dieſe hier ſtehen. Auch mit dem Grillenfänger Grillparzer und mit Dräxler knüpft ſich die alte Verbindung wieder an, als ein abermaliger Ruf nach Hamburg den unruhigen Geiſt im Winter 1849 von neuem auf die Kunſtwanderung führt. Er iſt nun ein wüthender „Handſchriftenſammler“ geworden, um den Seinigen doch etwas Werthvolles zu hinterlaſſen und fördert dieſe „Krankheit auf eigene Rechnung“ mit günſtigſtem Erfolg. In Hamburg, Schwerin, Strelitz und Ludwigsluſt vollendet ſich, zum Theil in fürſtlichen Kreiſen, in einem ſchönen, geiſtigbelebten Winter — dies Buch. Wir ſtehen abermals an ſeinem Schluß, zweifelnd daß es ſein Schluß ſei; denn gerade jetzt ſcheint uns der Autor geeigneter und aufgelegter als lange Zeit vorher, angenehm zu plaudern. Seine dichteriſche Friſche ſcheint wenig verloren zu haben, denn in jeder Stunde iſt er zu einem Feſtſpiel, zu einem Prolog, Gelegenheitsgedicht und Albumsvers bereit, arbeitet unabläſſig an ſeinen „Waldesſtimmen“, ſeinem großen Roman und ſeinen „Schleſiſchen Gedichten“ fort und wird daher unſtreitig auch am Rade ſeiner Selbſtbiographie fortſpinnen. Wie für die Kunſt des Vorleſers, ſo wohnt ihm für das Gelegenheitsgedicht ein unzweifelhaftes Talent bei. Von den zahlloſen Poeſien dieſer Art die dies Werk enthält haben wir unſern Leſern keine größere Probe geben können; wir wollen daher dieſen Aufſatz

mit einer Strophe aus einem Prolog zum 1. Januar 1850 ſchließen.

Denn Jeder ſeines eig'nen Werths Verkünder,
Schlägt in der Einſamkeit an ſeine Bruſt,
Da drinnen klingt's: „Du biſt ein armer Sünder!"
Und ſeine Lippe bebt: „Ich hab's gewußt."
Dann ſchaut er um ſich: Konnt' es Jemand hören?
Und dann tritt er hinaus, auf ſich zu ſchwören.

Das iſt nun ſo „Echt-Holteiiſch" daß wir ihm Nichts hinzuſetzen mögen!

Nr. 3. Zum Schluß noch einige Worte über die neue Ausgabe der „Schleſiſchen Gedichte" Holtei's. Die Sammlung erſchien zuerſt 1830 in Berlin, tritt aber hier weſentlich bereichert und durch veränderte Schreibung der Mundart weſentlich verbeſſert zum zweiten male vor uns. Wir haben oben ſchon angedeutet daß Holtei die Bezeichnung eines ſchleſiſchen Dichters mit vollem Recht beanſprucht: nicht weil er des Dialekts vorzüglich mächtig iſt und an geſchmackvoller Behandlung deſſelben alle Mitbewerber übertrifft, oder weil er gewiſſermaßen der Schöpfer einer claſſiſchen ſchleſiſchen Mundart iſt, welche aus den verſchiedenſten Localdialekten ausgewählt, allen Schleſiern verſtändlich und gemeinſam iſt; ſondern recht eigentlich weil er den ſchleſiſchen Volksgeiſt am meiſten und reinſten auszuprägen und ihn in ſeiner innerſten Eigenthümlichkeit, frei von jeder fremden Einmiſchung im ſchleſiſchen Volksmunde zu erfaſſen und wiederzugeben weiß. Dieſe tiefſte Eigenthümlichkeit macht ſich Jedem deutlich, der auch nur zwei oder drei dieſer Poeſien oder „Liedel zum Singen" in ſich aufnimmt; ſie bildet den größten und ſchönſten Reiz darin. Im Allgemeinen, obgleich es weſentlich der niederſchleſiſche Dialekt, genauer der zwiſchen Breslau, Bunzlau und Brieg geſprochene iſt, in dem dieſe Poeſien verfaßt ſind, iſt doch jede derſelben heimiſch-verſtändlich für ganz Schleſien. Das Charakteriſtiſche des ſchleſiſchen Idioms beſteht ſprachlich in den eigenen Diminutivformen und darin daß bei Feſthaltung der hochdeutſchen Conſonanten doch kein Vocal rein ausgeſprochen wird, wodurch z. B. aus „Bäumchen" „Beemel" wird; gegenſtändlich aber in der kecken Weiſe der Verlebendigung des Todten und Seelenloſen. Jene Zerſetzung ſämmtlicher Vocale hat in der frühern Ausgabe zu einer Menge von Schriftzeichen Anlaß gegeben, die jetzt hinweggefallen ſind, da ſie den Zweck der Verdeutlichung doch nicht erreichten; denn in dieſer Zerſetzung waltet mehr oder minder die Willkür und ſie ſchwindet in dem Maße als der Sprecher ſich in ſeinem Ausdruck zu erheben bemüht iſt. Dagegen iſt ein worterklärender Anhang beigefügt, in dem wir die wunderlichſten Bezeichnungen, z. B. Mulketäller für Schmetterling, Summerkalbel für Johanniskäfer, trübetümplich für niedergeſchlagen, tumb für verdorben, böſe; numpern für niedlich, grunenzen für grünen, duſten; geſirre für lebendig; bewuſchpert für ſchmeichelnd, zergleeſen für ſich anſtrengen, und unzählige andere Seltſamkeiten antreffen. Den Hauptbeſtandtheil der Sammlung bilden ſchon früher bekanntgemachte Poeſien; unter den neu hinzugekommenen aber finden ſich einige ganz vorzügliche Stücke. Wir heben von dieſen probeweiſe eins hervor, ein Product des Jahres 1848, das Lied „Gemülle 'raus". Der Verfaſſer führt aus was ihm Alles als Kehricht (Gemülle) erſcheint, was auf den Ruf des Kehrichtmanns als Gemülle weggeſchafft werden ſoll.

Weil ich a' kleener Junge war,
Da ſchrieg-'s-immer in Grus-Braſſel
(Es is' itzundern ſchier fu'fzig Jahr)
Durch alle Gaſſen und Gaſſel,
Vur jeder Thire, vur jiglichem Haus:
„Gemülle 'raus — Gemülle 'raus!"
Da kam a' Wa'n — 's war ooch kee' Wa'n,
's war a' grußmächtiger Kaſten,
Derneben li'f der Gemülleman',
Sei' Färd das liſſ a' raſten....

Man bringt ihm heraus den „Adelſtulz, des Koofmanns Hochmuth, die Kleeſtädterei" u. ſ. w. Zuletzt reichen die Pferde nicht, man legt Schienen; umſonſt, es kommt immer neues „Gemülle" zum Vorſchein.

Gemülle von manchen Arten und Surten,
Gemülle in Thaten, Gedanken und Wurten,
Gemülle mit Kahlkupp aber Luckenhaar,
Und grünſchnäblichtes Gemülle nu' gar.
Das Vulk, das keenen Frieden nich' hält,
Ack bluſig knurrt und murrt und bellt,
Ack bluſig ſchimpſt und hetzt und bohrt,
Im Finſtern urbert und rumort;
Das Vulk, das Got' ſei Dank, gewieß
Im Grunde gar kee' Vulk nich is'! ...
Mit eenem Wurt: de Cummeniſten —
O liebe Zeit, räum' aus, räum' aus —
Greif' d'runder und ſchaff' das Gemülle 'raus!

Oder zieht der Leſer ſanfte, rührende Geſangsweiſen den launigen Gedichten vor oder den an Hebel oder Leſſing ſo geſchmackvoll gerichteten Feierliedern, ſo können wir das reizende Volkslied: „Summerkindel" oder „Bloo-Välken" (das Veilchen), „Glaswoore" oder „Keene Ruſe ohne Durn" empfehlen, wie ſich denn wol für jede Stimmung ein entſprechendes Lied hier bietet. Aber wie wir ſchon an dem Verfaſſer der „Vagabunden" wahrzunehmen hatten: ſeine Laune überbietet doch ſein Gefühl, und am meiſten er ſelbſt erſcheint er doch in den humoriſtiſchen Gedichten, wie „De' Farr'n", „Der Springuhf", oder „Frumme Wünſche":

Und vum Uchſe de Kraft
Und vum Sperrlich a Saft
Und vum Marder a Zahn,
Und do wär' ihch a Mahn! u. ſ. w.

Wir haben nun Holtei als Romandichter, als Selbſtbiograph, als Volkspoet vor uns vorübergehen laſſen. Wir ſollten auch noch des trefflichen Vorleſers erwähnen, indeſſen fehlt uns hier der nähere Anlaß dazu. Wir empfehlen dies heitere und beſcheidene Talent daher der Gunſt der Leſer, überzeugt daß in der Mannichfaltigkeit ſeiner Leiſtungen für jeden derſelben ein erfreulicher Ertrag zu finden ſein werde. 14.

Das Buch der Religion, oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. Für die Gebildeten des deutſchen Volks dargeſtellt von einem deutſchen Theologen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1850. Gr. 8. 3 Thlr.

In der religiöſen Bewegung unſerer chriſtlichen Zeit laſſen ſich zwei Hauptrichtungen unterſcheiden, aus der Kirche heraus und in die Kirche hinein. Sie ſind freilich zu allen Zeiten kennbar geweſen in Ketzern, Concilien, Orthodoxie und Heterodoxie, Weltmenſchen und Kirchengängern, aber vielleicht nie mehr in gemiſchtem Gleichgewicht gegeneinander als neuerdings. Während eine proteſtantiſch aufgewachſene Ida Hahn-Hahn katholiſch wird, werden Theologen vielleicht überproteſtantiſch und gehen zu einer Freien Gemeinde, die ſelbſt im 18. Jahrhundert, in welchem die Richtung des Heraus vorherrſchte, nicht zuſtandegekommen iſt. Dem Beſinnenden liegt daran das Mannichfaltige ſolcher Erſcheinung zu erklären und aus dem Weſen der Religion die Kirchenneigungen und Abneigungen begreiflich zu machen in ihrer geſchichtlichen Wiederkehr. Vorliegende Schrift will „den gebildeten Laien, Lehrern und Lernenden in einer jedem Denkenden verſtändlichen Darſtellung als Führer durch das Labyrinth der Religionsgeſchichte dienen".

Der Verfaſſer betrachtet die Religion als etwas mit dem Menſchen Daſeiendes, nicht von außen gegeben oder durch Furcht und Prieſter gewonnen, als ein Ineinanderſpielen von Hingebung und freier Selbſtbeſtimmung, als urſprünglich religiöſes Grundgefühl „Eins zu ſein mit Allem", worin das Leben der Religion beſteht. Er unterſcheidet ſodann drei Formen deſſelben, Religion der Unſchuld, des Lichts im Bewußtſein und einer Entzweiung des Willens, endlich des ſich Wiederfindens, der freien Verſöhnung. Das religiöſe Bewußtſein tritt als Vorſtellung auf, die Elemente des religiöſen Gemüthslebens werden von dem zum Bewußtſein erwachten Geiſt fixirt als ſelbſtändige Geſtalten, göttliche Weſen. Dieſem gemäß läßt ſich unterſcheiden: ein mythologiſches Bewußtſein als unabſichtliches, unwillkürliches Product des religiöſen Gemüths; ein ſymboliſches Bewußtſein, welches den Inhalt ſeiner ſinnlichen Naturanſchauung mit ſeinem religiöſen Gefühl verknüpft (Fetiſch, Pflanzen, Thier, Menſchengeſtalt); ein mythiſches Bewußtſein, welches die Entwickelung der Welt in eine Reihe göttlicher übernatürlicher Vorgänge, Thaten der Götter verlegt und Tradition veranlaßt; endlich ein myſtiſches Bewußtſein, indem der religiöſe Geiſt ſich in die unmittelbare Einheit und Innerlichkeit der Empfindung zurückzieht. Mythologie iſt der Traum, Myſtik das Erwachen des religiöſen Geiſtes. Daran ſchließen ſich Prüfung und Zweifel als Auflöſung des mythologiſchen Bewußtſeins. Cultus iſt der Trieb aus ſich herauszugehen, er wird geſellig ein Ganzes; Andacht, Gebet ſind die Myſtik des Cultus, Opfer die Hingabe des Endlichen an das Ewige, Selbſtentäußerung; und religiöſe Feſtfeier vereinigt Andacht und Opfer.

Referent geſteht an der vorſtehenden Bezeichnung des Lebens der Religion als „Eins zu ſein mit Allem" Anſtoß zu nehmen, da er daſſelbe im „Uneins ſein, zwar nicht mit Allem, aber mit Vielem" entſchiedener ausgedrückt findet. Unſer Bewußtſein — ohne welches kein menſchliches Leben denkbar, alſo auch kein religiöſes — ruht auf einem urſprünglichen Gegenſatz, einem Dualismus des Ich und Nicht-Ich, des Innern und Aeußern, der Freiheit und Nothwendigkeit, der Seele und des Leibes, des Geiſtes und der Materie, des Himmliſchen und des Irdiſchen u. ſ. w., man mag es nennen, der Menſch ſtehe zwiſchen zwei Welten und erfahre aus beiden. Dies iſt die Quelle der Religion. Das Verhältniß des Entgegengeſetzten iſt ein beſtimmtes, das Ich, das Innere, die Freiheit, die Seele, der Geiſt ſind das Herrſchende, ihre Gegenſätze das Dienende, welches im höchſten religiöſen Sinne lautet: „Gottheit regiert die Welt." Der ſeiner bewußtwerdende Menſch will daher ſeine Umgebungen ſich unterwerfen, will herrſchen und will mehr als er kann in ſeinem beſchränkt gefundenen Daſein, daraus entſpringt ſein hoher Muth und ſeine Demuth — mit deren Ausartungen Hochmuth und Verzagen — es entſteht ein Streben die Hinderniſſe ſeines Wollens zu entfernen, er ſucht Hülfe in Naturkräften, macht ſich irdiſche Elemente dienſtbar, und wo ihm dieſe ihren Beiſtand verſagen, richtet er ſeine Gedanken auf unbekannte Mächte, ſie als Ergänzungen ſeiner Schwäche vorausſetzend. Bei weiterm Hineinarbeiten ſolcher Gedanken ins Unbekannte wird eine Poeſie (ποιησις) der Vorſtellung und Begriffe wirkſam, und was dieſe zuſtandebringt, heißt ſeine Religion. Sie wird natürlich durch Bedürfniſſe, Geiſtesbildung, individuelle Perſönlichkeit bei Völkern und Einzelnen verſchieden ausfallen, daher die Religionen. Verſteht ſich daß in allem Gebrauch des Willens und der Freiheit die Unterſcheidung eines Guten und Böſen erwacht, daher eine ſittliche Angemeſſenheit oder Unangemeſſenheit des Wirkens und der Handlungen mit religiöſer Poeſie der Vorſtellungen und Begriffe ſich verbindet.

Obwol nun der Standpunkt des Referenten von demjenigen des Verfaſſers ſich unterſcheidet und auf einen im realen Dualismus des Bewußtſeins darzuſtellenden Sieg des Geiſtes gerichtet iſt, während letzterer auf Rückkehr eines idealen Dualismus in urſprüngliche Einheit, können wir doch dem Verfaſſer auf ſeinem Wege begleiten, und die Richtungen ſind auch nicht durchweg in ſtarrem Gegenſatz widereinander, ſondern einiger Umbiegung und Annäherung fähig. Es heißt alſo: „Auf dem Boden der religiöſen Geſelligkeit ziehen Individuen, in welchen die Macht der Religion und die Energie der Verſöhnung (des Geiſtes) ſich auf beſonders kräftige Weiſe äußert, die übrigen zu ſich empor als religiöſe Genies, als Prieſter und Propheten." Sie repräſentiren den Verſtand, die Einſicht, die Autorität, ſind Geſandte Gottes, Mittler, ihre Ausſprüche ſind religiöſe Offenbarungen, werden für Erinnerung in heiligen Büchern niedergelegt, in Tempeln gefeiert und bewirken durch individuelle Ausbildung derſelben eine poſitive Religion. Im Geſchichtsgange gibt es es eine vorchriſtliche und chriſtliche Welt, dieſen zu Chriſtus hin und durch ihn will der Verfaſſer vor Augen führen, die große Bibel der Weltgeſchichte dem Verſtändniß öffnen.

Zu dieſem Zweck liefert der Verfaſſer im erſten Theile ſeines Werks eine Ueberſicht der Religion vorchriſtlicher Völker und gedenkt dabei der heidniſchen Semiten, für deren genauere Kenntniß nur dürftige Quellen vorhanden ſind. Ihr gemeinſchaftlicher Charakter iſt Sterndienſt, die Naturkräfte werden aus dem Einfluß der Sternmächte abgeleitet, dieſe werden als geiſtig beſeelte Weſen vorgeſtellt und die Schickſale der Menſchen durch Aſtrologie gedeutet. Die hebräiſche Religion, welche mit der Geſchichte des Volks Iſrael innig zuſammenhängt, betrachtet der Verfaſſer als eine conſequente Entwickelung des ſemitiſchen Religionsprincips. Dieſes hatte eine natürliche und geiſtige Seite. Die Grundbedeutung des iſraelitiſchen Volksgeiſtes liegt in Verneinung und Ueberwindung des Natürlichen und Hinaufringen zur Geiſtigkeit des Willens. Nach der vormoſaiſchen Zeit folgt der Moſaismus, das davidiſch-ſalomoniſche, aſſyriſch-babyloniſche, macedoniſche, makkabäiſche Zeitalter. An die Vorſtellung des Göttlichen als verzehrende Naturmacht, Feuermacht, ſchließt ſich die moſaiſche Gottesanſchauung, aber Jehova's vorwaltendes Weſen iſt der Begriff der Heiligkeit. Im Gegenſatz zur mechaniſchen Beobachtung feſter Cultusformen ſetzen die Propheten reine Innerlichkeit oder praktiſche Frömmigkeit. Daran ſchließen ſich Vorſtellungen von Engeln Jehova's und unter Einfluß Perſiens der böſen Geiſter, des Satans. Zugleich ſteigt die hierarchiſche Prieſtermacht und zur Zeit Jeſu beſteht ein Gegenſatz zwiſchen der ſtrenggeſetzlichen und freireflectirenden Richtung des jüdiſchen Geiſtes, es gibt Phariſäer, Sadducäer, Eſſener. Der Geiſt hat ſich mit Bewußtſein und Willen von der Natur unterſchieden und der Begriff göttlicher Macht iſt aufs höchſte geſteigert. Der Menſch iſt nach Gottes Bilde

geſchaffen, in einem ſündigen Zuſtande, für den Tod iſt kein Troſt. Das Ende der Zeiten kommt durch einen Meſſias, das ewige Glück durch eigenes — Barmherzigkeit, Sabbathfeier — und fremdes Verdienſt frommer Männer, der Patriarchen.

Wir gewahren ſonach in der jüdiſchen Religion eine Losreißung von heidniſchen Sinnenbildern, Verehrung eines höchſten unſichtbaren Geiſtes, eines heiligen Gottes und Schöpfers der Welt, geknüpft an die Geſchichte des Volks, an Ceremonialgeſetz, Opfer und Prieſterſchaft, welche das Verhältniß des Menſchen zu Gott vermitteln. Auf dieſem Grunde erwuchs das Chriſtenthum. Der Verfaſſer ſagt: „Zwieſpalt zwiſchen der wahren Wirklichkeit oder der Welt des Geiſtes und der endlichen beſchränkten Welt der Erſcheinung oder der Gegenſatz zwiſchen Gott und Welt, der in Jeſu Selbſtbewußtſein gelöſt und aufgehoben war, mußte ſich auch in der übrigen Menſchheit ausgleichen.“ Aber wie? Referent antwortet: Durch hohen Aufſchwung des Geiſtes ohne Ceremonialgeſetz, Opfer und Prieſterſchaft; durch unmittelbaren Zugang zu Gott, des Geiſtes zum höchſten heiligen Geiſte, Anbetung deſſelben in Liebe und Hingebung, Verſchwinden trennender Sündenſchuld unter dem Bilde des Vaters und Sohnes, Herrſchaft des Geiſtes in Erhebung über das Irdiſche, den Wandel erleuchtend und erneuernd, den Tod überwindend, des ewigen Lebens und göttlicher Huld gewiß. Dieſe große Erhebung des Erſchaffenen zum Schöpfer, wofür Chriſtus ein Vorbild gelaſſen, dieſe nicht verſiegende Macht des Glaubens und der Hoffnung iſt Chriſtenthum, ausgegangen von perſönlichem Einfluß, urſprünglich keine Kirche, ſpäter eine geworden, dann als Inſtitut erweckend und feſtigend die Matten und Schwankenden, Verirrte durch Lehre und Brauch zum rechten Wege zurückführend und bei dieſem Beſtreben auf ſeinen Urſprung zurückweiſend. Das Daſein ſolcher chriſtlichen Kirche im Verhältniß zu ihren Gliedern mit Anſätzen und Erweiterungen der Vorſtellungs- und Begriffspoeſie, ſowie mit Abſätzen, Einſchränkungen und Streit derſelben im Lauf der Jahrhunderte bildet die Geſchichte der chriſtlichen Religion.

Anders iſt die Anſicht des Verfaſſers, welchem die Ergebniſſe neuerer deutſcher ſpeculativer Philoſophie als „Standpunkt der vollendeten Religion“ und die frühern Formen als Vorbereitungen für denſelben gelten. Seine hiſtoriſche Entwickelung im zweiten Theile iſt lehrreich und wir wollen ihn auf dieſem Wege begleiten. Die Reiſe Jeſu nach Jeruſalem führte zur Erfüllung ſeines Schickſals, ſagt der Verfaſſer, ſeine Lehre vom Himmelreich, ſittlicher Wiedergeburt, Erhebung über den Moſaismus, vorzüglich aber „die Hoffnung, ſeine höhere Sendung mit den Volkserwartungen in Verbindung zu bringen, dieſer tragiſche Irrthum ſeines Lebens ward Veranlaſſung ſeines Todes“. Bei der Einſetzung des Abendmahls wird bemerkt: „Die Gemeine Chriſti iſt im eigentlichen Sinne des Worts der Leib Chriſti.“ Seine Auferſtehung iſt eine Sage über die geheimgehaltene Kunde daß er nach der Kreuzigung noch gelebt, die Fortſetzung ſeines perſönlichen Lebens nach dem Tode und was die gläubige Phantaſie als Auferſtehung und Himmelfahrt des Meſſias Jeſus vorſtellte, iſt in Wahrheit nichts Anderes als die Mittheilung ſeines Geiſtes an die Gemeine.

Die älteſten Chriſten hatten nur am vergangenen Hintergrunde für das religiöſe Bewußtſein ein geſchichtliches und ideales Element, jenes die Perſon Jeſu, ſein Thun und Schickſal, dieſes die Ideen des religiöſen Lebens, geknüpft an ſeine Lehren. Da die Gemeine in Jeruſalem aus Juden beſtand welche den bereits erſchienenen Meſſias verehrten, ſo war das Urchriſtenthum Judenthum mit Erwartung der Wiederkunft Chriſti. Die Gemeine ward verfolgt und zerſtreut, zwiſchen Petrus und Paulus entſtand ein Lehrgegenſatz, Letzterer betrachtete das Chriſtenthum nicht blos als Vollendung des Judenthums, ſondern als eine neue geiſtige Lebensſchöpfung, worin ſtellvertretend für das tägliche Brandopfer des Moſaismus von zwei Lämmern (2. Moſ. 29, 38) Chriſti Tod als Opfer und er ſelbſt als Hoherprieſter begriffen werden konnte. Die Evangelien nach der Zerſtörung Jeruſalems haben dogmatiſche Färbung, das Evangelium Johannis aus der Mitte des 2. Jahrhunderts iſt dogmatiſche Compoſition mit Einmiſchung der damals aufgekommenen Gnoſis, einer chriſtlichen Religionsphiloſophie. Am Ende deſſelben Jahrhunderts erſcheint der Montanismus, ein praktiſch fortgebildetes Judenthum, welchem Tertullian angehörte.

Aus Streben nach Vermittelung der ſich mehrenden dogmatiſchen Differenzen entſtand (Ende des 2. Jahrhunderts) die katholiſche Kirche, hatte jüdiſchen Urſprungs das Epiſkopat, dagegen ihre Univerſalität von dem Heidenapoſtel Paulus. Die Begriffe der Orthodoxie und Heterodoxie machten ſich geltend, jene ward in dem Apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß zuſammengefaßt. Montanismus wurde von Tertullian, Gnoſis von Origines in eine chriſtlich-kirchliche Wiſſenſchaft aufgenommen, und Cyprian (im 3. Jahrhundert) erblickt ſchon in der Kirche, der Einen, die Sonne der Chriſten. Nach Konſtantin dem Großen kommt es zur Synode von Nicäa (325 n. Chr.), deren Symbol der Dreieinigkeit geltend wird; in dem Streit zwiſchen Auguſtin und Pelagius (5. Jahrhundert) hält die Kirche eine Mitte, und im 6. Jahrhundert iſt die volle hierarchiſche Einrichtung des Klerus ausgebildet, Gregor I. legt den Grundſtein zum Primat des römiſchen Biſchofs.

Schon bei Scotus Erigena (9. Jahrhhundert) zeigt ſich eine chriſtlich-germaniſche Wiſſenſchaft, eine Verbindung der Speculation mit dem Chriſtenthum, die nicht immer das Kirchliche unterſtützte, wie denn die Lehre des Scotus von Gott „als dem Nichts gleich, in Einheit mit der Welt“ von der Kirche verdammt wurde, aber als Schulwiſſenſchaft, Scholaſtik, ſich fortſetzte und auch wie bei Anſelm von Canterbury (Ende des 11. Jahrhunderts) kirchliche Lehrſätze zum Abſchluß brachte, ſpäter dann ſeit dem 13. und 14. Jahrhundert durch die Schulen der Thomiſten und Scotiſten unfruchtbare Spitzfindigkeiten übermäßig pflegte und dem überlieferten Chriſtenthum keinen andern Haltpunkt ließ als die äußerliche Autorität der Kirche.

In einen Gegenſatz zur Scholaſtik trat das Gefühl der Myſtiker, wie denn Bernhard von Clairvaux ausſprach: „Das Göttliche wird nicht vom Denken und Disputiren, ſondern von heiliger Geſinnung erfaßt, ſo viel nur wird Gott erkannt als er geliebt wird.“ Dieſer Richtung folgte ein Tauler, Thomas a Kempis und der unbekannte Verfaſſer der „Deutſchen Theologie“ (15. Jahrhundert), bei welchem wir den oft hervorgehobenen Satz finden: „Alles iſt Eins und Eins Alles in Gott.“ Das beſchauliche Leben der Klöſter mochte ſich hiermit vereinigen, aber auch mit Asceſe, einer „Verleugnung des Dieſſeits ums Jenſeits“, und wenn die irdiſche Kirche keine andere Beſtimmung hat als „das Jenſeitige im Dieſſeits äußerlich zu repräſentiren“ und die Gläubigen zum Himmel vorzubereiten, ſo ſind die Prieſter ihre Vertreter und machen den Laien auf außergewöhnlichem, wunderbarem Wege der göttlichen Gnade theilhaftig durch das Sacrament. Im Sacrament des Altars „wird der Leib und das Blut Chriſti mit ſeiner Seele und Gottheit wahrhaft wirklich und weſenhaft gegenwärtig gedacht, und in ihm ſoll die ganze irdiſche Subſtanz des Brotes und des Weins in den Leib und das Blut Chriſti ganz und gar verwandelt werden“.

In der Myſtik des Mittelalters lagen Keime gegen das äußerliche Kirchenthum und Hierarchie, welche ſich innerhalb des Volkslebens durch Sittenverderb jener zu immer größerer Geltung entwickelten. Sekten des freien Geiſtes erſchienen, die Katharer, Waldenſer (12. Jahrhundert) und andere, Reformatoren vor der Reformation, wie Wiklef (14. Jahrhundert), Huß (15. Jahrhundert), und in der Reformation verband ſich ein prüfender Geiſt der Vernunft mit religiöſem Drang des Gemüths. Man wollte auf die Urquelle des Chriſtenthums zurückgehen, aus derſelben die Kirche in Lehre und Brauch von ſpätern Zuſätzen reinigen. Als Folge des Kampfs mit dem Beſtehenden ſpaltete ſich die Kirche in den Gegenſatz des Katholicismus und Proteſtantismus. Luther's Glaube hatte an der Heiligen Schrift ſeine

Grenze und Schranke, Thomas Münzer ging darüber hinaus und behauptete: „Die Bibel helfe Nichts, der Menſch müſſe durch den Geiſt gelehrt werden." Unſer Verfaſſer urtheilt von Letzterm: „Seine Ahnungen ſind nicht reif für ſeine Zeit, er war ein Schwärmer der die Wahrheit ahnte, aber erſt in phantaſtiſcher Form." Calvin gab der Kirche eine großartige organiſche Verfaſſung; ſymboliſche Schriften der Proteſtanten wie die Augsburger Confeſſion ſind kein dogmatiſcher Abſchluß einer religiös-kirchlichen Entwickelung, ſondern der erſte Ausdruck und unmittelbare Anfang einer anfangenden neuen. Die Heilige Schrift erhielt bei den Evangeliſchen die Stelle des Papſtes, und die aus ihr hervorgehende Orthodoxie bildete ſich zur Scholaſtik, gegen welche ein Rationalismus der Socinianer und Arminianer (Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhundert) hinſichtlich der Lehren von Trinität, Erbſünde, Sacramenten u. ſ. w. auftrat.

Die Synode von Trient befeſtigte (1545—63) den altkatholiſchen Kirchenbau und ſtiftete gegen die Proteſtanten den Jeſuitenorden als letzte Erſcheinungsform der Mönchsorden. Mit ihm gerieth der Janſenismus in Zwieſpalt, der in den Niederlanden als eigenes von Rom getrenntes Kirchenweſen ſich fortpflanzte und in ſeiner Theologie auch anderwärts Beifall fand. Myſtik entwickelte ſich bei Katholiken und Proteſtanten, bei den Letztern als Theoſophie, wie denn Arndt und Weigel vom Chriſtus- und Gottes-Reich in uns ſprachen. Vor Allen iſt es Jakob Böhme (1600 n. Chr.), über welchen der Verfaſſer ſich ausſpricht: „Die erſte gewaltige That des Geiſtes der Reformation war das Syſtem des görlitzer Schuſters, der mehr und größer war als Luther ſelbſt, ein Prophet der neuern Religionsphiloſophie." Spener'ſche Frömmigkeit, daß der Geiſt die Herrſchaft habe, nennt der Verfaſſer in ſeiner Ausartung ein proteſtantiſches Mönchsthum.

Seit Herbert von Cherbury (1648 n. Chr.) entwickeln die engliſchen Deiſten eine natürliche Religion, unabhängig von Bibel, Kirche und deren Theologie, welche letztere Hume tiefer ſtellt als das Heidenthum. Im 18. Jahrhundert ſtürmt der franzöſiſche Skepticismus, Materialismus und Atheismus gegen kirchliche Orthodoxie, bis endlich die Franzöſiſche Revolution das Chriſtenthum (1793) ganz abſchafft. In Deutſchland ſtreitet man für Aufklärung. Leſſing, „ein Patriarch der deutſchen Geiſtesfreiheit", nimmt die Bibel als ein Buch wie jedes andere, und der Verfaſſer erklärt: „Bis auf heute iſt der von ihm im «Nathan» gepredigten Religion der Humanität im deutſchen Volksleben noch immer nicht ihr Tempel gegründet." Kant wird Vater des Rationalismus, des Vernunftglaubens, Denkglaubens, wogegen eine rationaliſirte Orthodoxie auftritt. Beide werden durch Schleiermacher's Glaubenslehre vernichtet, welche ein Abhängigkeitsgefühl in jeder chriſtlichen Erregung auf eigenthümliche Weiſe mitenthalten darſtellt.

Endlich erſcheint die Schelling-Hegel'ſche Philoſophie. Schelling und Hegel nennt der Verfaſſer „die beiden Dioskuren welche der modernen religiöſen Weltanſchauung ihren wiſſenſchaftlichen Ausdruck gegeben haben. Der alte Schelling iſt der ſchöpferiſchen Begeiſterung ſeiner Jugend untreu geworden, aber was ſein genialer Geiſt in myſtiſch-poetiſchem Tiefſinn geahnt und in wunderbaren Gedankenblitzen ausgeſprochen hatte, Das erhob Hegel mit der Macht des philoſophiſchen Gedankens zum in ſich geſchloſſenen Syſtem... Gott weiß ſich ſelbſt im endlichen oder menſchlichen Geiſte und der Menſch weiß ſich im göttlichen Geiſte, dies iſt der Standpunkt der abſoluten oder vollendeten Religion, wo der Inhalt der Religion, das göttliche Weſen, vollkommen offenbar geworden iſt... Strauß ſtellt die Evangelien auf mythiſchen Boden, Chriſtus iſt die Idee der Gattung welche ſich in der Menſchheit verwirklicht, er hat den Cultus des Genius und Chriſtum als den religiöſen Genius proclamirt. Mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu ſein in jedem Augenblick iſt Alles was die moderne Wiſſenſchaft über Unſterblichkeit zu ſagen weiß." Dieſe neue Bildung iſt der freie, allein des Deutſchen würdige Humanismus. L. Feuerbach will in ſeinen Vorleſungen dazu beitragen „daß ſeine Zuhörer aus Candidaten des Himmels echte Studenten der Erde werden". Er iſt „einer der genialen Propheten des Humanismus, der Religion der Zukunft, deren Inhalt Arnold Ruge näher beſtimmt und in lebendiger Praxis entwickelt hat", Auflöſung des Glaubens in der Liebe, der Religion in der Sittlichkeit, der Theologie in Anthropologie. Nach Ruge iſt die Religion „das praktiſche Pathos, Begeiſterung für die Wahrheit, ein Humanismus", die Religion unſerer Zeit „ſucht den Menſchen und die Verwirklichung ſeines Weſens, und ſie iſt die reichſte und tiefſte, in der alle Probleme der frühern Religionen ihrer Löſung entgegengehen". Darin liegt auch (nach Noack) „der rechte und eigentliche Sinn der Romantik im Chriſtenthum, welche eben weſentlich nichts Anderes als der Ausdruck des meſſianiſchen Grundweſens des Chriſtenthums iſt, oder das Dieſſeitigwerden des Menſchheitsideals unter Vorausſetzung ſeines immer zugleich auch Jenſeitbleibens, die Erreichung der Verſöhnung der Menſchheit im religiös-ſittlichen Ideale bei der fortwährenden Sehnſucht nach dem Unerreichten." Merkwürdig genug bezeichnet der Verfaſſer den Ausgang dieſer Feuerbach-Ruge'ſchen Lehre als einen vom „Hegel-Strauß'ſchen Pantheismus in Atheismus".

Stehend vor dieſem aufgerollten Bilde der Religionsgeſchichte möchte ein Chriſt der älteſten und ältern Zeit ausrufen: „Beweinenswerthes Menſchengeſchlecht! du rühmſt dich deiner Wiſſenſchaft und Kunſt, deiner Fortſchritte in Dingen des Erdenlebens, deiner Vernunft und deines Verſtandes, und in dem Höchſten was den Geiſt anregt, deinem Gottesglauben, durchwandelſt du die Gebiete des Heidenthums, Judenthums und Chriſtenthums, ohne Befriedigung zu finden durch Theologie und Philoſophie, ja um auf dem traurigen Sande eines L. Feuerbach und Ruge endlich anzukommen. Der einſtige chriſtliche Aufſchwung des Glaubens, der Liebe und Hoffnung hatte etwas Anderes verheißen, und übertünchte Bilder dieſer Verheißungen werden dich vor dir ſelbſt anklagen, auch die Schatten großer Todten dich beſchämen ob der Schwäche und Erbärmlichkeit deiner Selbſtbeſpiegelung und Selbſtvergötterung, mit denen du die Welt nicht überwindeſt, wie du doch ſollteſt und wollteſt. Was haſt du erworben? Weder Himmel noch Hölle, ſondern was du längſt hatteſt, — ein gebrechliches Leben und deſſen Untergang." 64.

Die Poeſie des Kaukaſus.

1. Tauſend und Ein Tag im Orient. Von Friedrich Bodenſtedt. Berlin, Decker. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Tauſend und Ein Tag im Orient. Von Friedrich Bodenſtedt. Fortſetzung und Schluß. (Zweiter Band). Ebendaſelbſt. 1850. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
3. Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog von Friedrich Bodenſtedt. Ebendaſelbſt. 1851. 12. 1 Thlr.

Die Reiſebeſchreibung hat in neueſter Zeit aufgehört nur aus trockenen, ethnographiſchen Studien zu beſtehen und die geſammelten Blüten nur im Herbarium dem Leſer vorzuführen. Es gilt jetzt überall das durchgeiſtigte Leben der Völker zu erfaſſen und die bloße Aeußerlichkeit als ein untergeordnetes Moment in den Hintergrund zu drängen. Es gilt im Occident und Orient die Crême des geiſtigen Lebens abzuſchöpfen, das innere Weſen der nationalen Eigenthümlichkeit nach ſeiner wahren Bedeutung darzulegen. Dabei erſt gewinnt die Humanität und der Kosmopolitismus, welcher die Nationen durch eine Brücke von Ideen verbinden will und, ohne ihrem beſondern Charakter zunahezutreten, doch für alle eine höhere allgemeine Vermittelung ſucht. Die frühere Reiſebeſchreibung hob daher oft einſeitig nur die äußerlichen Unterſchiede hervor, während die neuern Touriſten, von dem Geſetz tieferer Bildung beherrſcht, nach dem Erfaſſen der innern Einheit drängen.

Das iſt denn auch die Bedeutung der obenangeführten Schriften von Bodenſtedt, welche ſich mit Recht in kurzer Zeit ein großes Publicum erworben haben, weil ſie zwiſchen Oſt und Weſt eine neue Brücke ſchlagen, ohne dazu die hölzernen Balken der Fachgelehrſamkeit oder die klirrenden Ketten jener baugefangenen Weisheit zu verwenden, welche, wenn ſie vom Weſten nach dem Oſten reiſt, nur aus einem Gefängniß in das andere kommt. Freiheit von jedem Vorurtheil und eine unbefangene Weltanſchauung ſind die unumgänglichen Vorausſetzungen, ohne welche der Touriſt uns nie ein klares Bild des Völkerlebens entwerfen kann, ſondern ſich nur fortwährend in ſeine eigenen geiſtigen Geſpinnſte verwickelt. Daher haben uns die frommen Pilgrime nach dem Morgenlande im Ganzen ſo wenig geiſtige Ausbeute zurückgebracht. Chateaubriand, Lamartine, die Gräfin Hahn-Hahn ſchöpften in ihren Muſchelhut etwas Waſſer aus dem Jordan und kredenzten den Gläubigen dieſen Labetrank; den Orient ſelbſt ſahen ſie nur durch das prismatiſche Glas einer in eigenen Entzückungen ſchwelgenden Glaubensphantaſie, die Viſion herrſchte über die geſunde Anſchauung vor, apokalyptiſche Hymnen verdrängten die friſche Lebenspoeſie; von den Tauben von Patmos legten ſie einen ganzen Taubenſchlag an und fütterten das zarte Federvieh der Offenbarung mit den Broſamen einer myſtiſchen Poeſie. Dieſen Touriſten, welche ſich das Kreuz auf den Mantel hefteten, hat ſich Bodenſtedt nicht angeſchloſſen. Er hat zum Ziel ſeiner Reiſen ein friſcheres, kräftigeres Land gewählt, nicht die verſchmachtenden Wüſten am Jordan, ſondern die waldumgürteten Berggipfel des Elbrus, nicht das lechzende Jeruſalem und ſeine ſchattenloſe Andacht, ſondern das fröhliche Tiflis und ſeine grünende Lebensluſt; nicht jenen Fleck dürrer Erde, wo ſich die Nationen um das Grab des Heilands ſtritten, ſondern jenes farbenreiche und lebensvolle Gebirgsland, wo ein ritterliches Volk für ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ficht; wo keine Paſſiflora blüht, ſondern neben dem Ritterſporn ſpartaniſchen Heldenmuths die frei ſich entfaltenden Roſen orientaliſcher Lebensluſt und Lebensweisheit. Das Werk von Bodenſtedt macht auf ſtrengwiſſenſchaftlichen Werth keinen Anſpruch; es theilt die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen nicht in ſyſtematiſcher Form mit; es liefert keinen nachweisbaren Reinertrag weder für die Naturwiſſenſchaften noch für die Statiſtik. Aber ebenſo wenig läßt es ſich unter die bloße Unterhaltungsliteratur rubriciren, unter die oberflächlichen Memoiren abenteuernder Touriſten, unter die flüchtigen Skizzen und Tuttifrutti der Allerweltsſchreiber, welche in einem Athem über Pferdezucht und Unſterblichkeit der Seele, über Racenkreuzung und weibliche Tugend, über alle nur möglichen Nipptiſchſachen und alle unmöglichen Gedankenprobleme ſprechen, gleichviel ob ſie in den Salons Europas oder in den Zelten Aſiens und Afrikas dieſen äſthetiſchen berliner Thee kredenzen. Bodenſtedt hält ſich von allen Abſchweifungen frei und läßt ſein Ziel nicht aus dem Auge, uns die Quinteſſenz des orientaliſchen Lebens und ſeiner eigenthümlichen Geſtaltung auf den Höhen und in den Thälern des Kaukaſus mit großer Treue und Friſche vorzuführen, ſeinen innerſten Kern und ſeine bewegende Seele in der Poeſie zu erfaſſen und in einer graziöſen Uebertragung, welche dem morgenländiſchen und abendländiſchen Geiſte in gleicher Weiſe Rechnung trägt, Allen verſtändlich wiederzuſpiegeln. So ergänzen ſich die obenangeführten Schriften von Bodenſtedt gegenſeitig; ſie geben uns in Proſa und Verſen die Poeſie des Kaukaſus.

Der Prolog zu „Tauſend und Ein Tag" verſetzt uns nach Wien, wo ſich mitten in dem Sturm der Octoberrevolution eine Schriftſtellergeſellſchaft (Beck, Auerbach u. A.) bei Bodenſtedt verſammelt hatte und ihn erſuchte die Scheherazade zu ſpielen und ſie durch orientaliſche Märchen zu zerſtreuen. Abgeſehen davon ob dieſe Schriftſtellergeſellſchaft in jenen weltgeſchichtlichen Augenblicken nicht etwas Beſſeres hätte thun können als ſich gleichſam durch Märchen in Ruhe wiegen zu laſſen, was umſomehr befremden muß als es Autoren mit ausgeſprochenen politiſchen Sympathien waren, ſo führt uns der Prolog mit Lebendigkeit in das Werk ſelbſt ein und zeigt bereits alle ſtiliſtiſchen Vorzüge welche dem Ganzen eigen ſind, friſche, abgerundete, graziöſe Satzbildung, lebendige Schilderung ohne Schwulſt und Ueberladung, Wärme und plaſtiſche Sicherheit. Die „Nachklänge aus Rußland", „Die doniſche Steppe" bilden eine etwas monotone Ouverture, und erſt mit der „Reiſe über den Kaukaſus nach Tiflis" beginnt die reichere Entfaltung der Ton- und Farbenwelt. Mirza-Schaffy, der Weiſe von Gjändſha, bildet den eigentlichen geiſtigen Mittelpunkt des Werks, als Repräſentant Hafis'ſcher Weisheit, deren Schule er dem Abendländer eröffnet. In der Schilderung Mirza-Schaffy's und ſeiner antiſpiritualiſtiſchen Katechismuslehre zeigt Bodenſtedt einen liebenswürdigen Humor und eine graziöſe Darſtellungsgabe, welche von Capitel zu Capitel mit wachſender Anmuth die Gedankenperlen zum Kranze ſchlingt. Das novelliſtiſche Element, welches mit hinein verflochten iſt, zeichnet ſich ebenfalls durch gewandte Form aus und iſt nie um ſeiner ſelbſt willen da, ſondern nur als Träger piquanter Sittenſchilderungen. Daneben finden ſich Schilderungen von Tiflis, von Armenien, von dem Paſchalik Achalzich mit ſeinen Städten und Feſtungen, ein georgiſches Allerlei welches die Winterſaiſon in Tiflis ſkizzirt, eine Geſchichte aus dem Dhageſtan, eine Epiſode des bluträchenden Geſchlechterkampfes und eine Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meer, zu den Ruſſenfeſtungen, den Tſcherkeſſen u. ſ. w. Der zweite Theil, der matter und ärmer an Inhalt iſt als der erſte, beſchäftigt ſich vorzüglich mit den Tſcherkeſſen, kehrt aber auch wieder in die „Schule der Weisheit" zurück, wo Mirza-Schaffy's unerſchöpflicher Spruchquell ſprudelt. Um den Band zu füllen, hat Bodenſtedt ein romantiſches Singſpiel des Sayoskin „Askoldowa Mogila" überſetzt, das wol beſſer fortgeblieben wäre, da es dem eigentlichen Stoff des Werks fernliegt, ohne allen Kunſtwerth iſt und nur ein Pröbchen ruſſiſcher, ſerviler Knutenpoeſie. Von intereſſanten Einzelheiten erwähnen wir die Biographie des Armeniers Abowian, die Schilderung der armeniſchen Hochzeit, die Polemik zwiſchen dem Weiſen von Bagdad und dem Weiſen von Tiflis; ferner das kritiſche Verhalten Mirza-Schaffy's zu den Dichtern des Abendlandes. Die Kritik Mirza-Schaffy's über ein Gedicht Geibel's zeigt in recht ſchlagender Weiſe, wie die geſunde Lebens- und Liebesauffaſſung von jener krankhaften Sentimentalität abweicht, welche ſich in elegantem Einband und parfumduftig auf den Toilettentiſchen der europäiſchen Damen breitmacht.

Bodenſtedt erzählt: „Ich beſinne mich noch, wie ich von Geibel ein hübſches Lied überſetzte, welches ich ſeitdem in Deutſchland oft wiedergehört und immer lebhaft dadurch an Mirza-Schaffy und ſein Urtheil erinnert wurde. Ich meine das Lied:

Die ſtille Waſſerroſe
Steigt ans dem blauen See,
Die Blätier flimmern and blitzen,
Der Kelch iſt weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmet
All' ſeinen gold'nen Schein,
Gießt alle ſeine Strahlen
In ihren Schoos hinein.

Im Waſſer um die Blume
Kreiſet ein weißer Schwan,
Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe
Und ſchant die Blume an.

Er ſingt ſo ſüß, ſo leiſe
Und will im Singen vergeh'n;
O Blume, weiße Blume,
Kannſt dn das Lied verſteh'n?

Mirza-Schaffy ſchüttelte den Kopf und ſchob das Lied beiſeite mit den Worten: „Ein thörichter Schwan."

„Gefällt dir das Lied nicht?" fragte ich meinen Lehrer.

„Der Schluß iſt unweiſe“, erwiderte er; „was hat der Schwan davon im Singen zu vergehen? Er ſchadet ſich damit und nützt der Roſe Nichts. Ich würde geendet haben:

> Er faßt ſie mit dem Schnabel
> Und trägt ſie mit ſich fort!“

Vortrefflicher Weiſer von Gjändſha! O kämſt du nach dem Occident, um alle dieſe zarten, ſingenden Schwanenjungfrauen zur Raiſon zu bringen und ſie mit ſtarker Hand an dem waſſertriefenden Gefieder zu faſſen. Dieſe thränenfeuchte und ſeufzerſchwere Atmoſphäre der mediſchen Lyrik mit dem aufſteigenden „Dunſt“ des Gefühls, der nicht einmal Kraft genug hat, ſich zu Oſſian'ſchen Nebelgeſtalten zuſammenzuballen, bedarf eines ſo geſunden Sonnenſtrahls, wie ihn die orientaliſche Lebensſonne in einfacher Klarheit und Hoheit auch in die Gefühlswelt wirft. In all dieſen Liebesſchwänen ſteckt kein Jupiter; ſie piepſen im Abendroth und wagen es nicht ihre Ledas zu umarmen. O käme der geſunde Schwan von Tiflis mit ſeinem Schnabel und trüge die ganze verlogene Liebespoeſie des Occidents mit ſich fort! Ein Geibel'ſcher Schwan aber hat keinen Schnabel; das iſt zu proſaiſch und unanſtändig, zu feſt und greifbar für die duftigen Mondſcheinlandſchaften und verſchwebenden Harmonien der zartgefiederten Schwanlyriker.

Ebenſo intereſſant wie des orientaliſchen Dichters kritiſche Randgloſſen ſind die Proben des poetiſch-ſervilen Kanzleiſtils, welcher das Gebet der Tataren von Karabogh charakteriſirt und unſern Hofpubliciſten als unerreichbares Muſter zu empfehlen iſt. Nach einer Anrede an den König der Könige heißt es: „Alſo als den herrlichſten Edelſtein aus der Krone ſeiner Gnade hat er der Erde geſendet die Kaiſerin, die Beſchützerin der Welt, die Königin der Könige, die Krone der Sonne, die der Königskrone Hoheit verleihende, die das Weltall ſchmückende, die das Weltall erleuchtende Sonne, den Stern der Herrſchaft, die hohe Stufe, die gerechte Königin aller Länder des Kaiſerreichs und der Majeſtät. Die berühmten und glücklichen Staaten Gebietende, die die Völker der Erde Beruhigende, die die Erde und Zeit Schmückende. Die Herrin, begabt mit einem Herzen dem Meere gleich, und mit einer Hoheit gleich der der Berge; die Königin aller Stufen des Himmels, in ihrem Glanze den Sternen unzähliger Völker vergleichbar. Die Beſchützerin der Könige der Welt und ihre Vertheidigerin, die glänzendſte Perle im Korbe des Glücks, den leuchtenden Stern des hohen und glücklichen Geſtirns. Den Edelſtein der königlichen Krone, die koſtbare Perle, das Kleinod des Meeres, die den Thron und die Krone Schmückende, die den Königen der Welt Gebietende, die den Gewaltigen auf Erden Kraft und Macht Verleihende, die die Reiche der Größe und Herrſchaft Unterwerfende, die allen mächtigen und reichen Staaten Gebietende, die das Banner ſtaatlicher Macht und ſtaatlichen Ruhms Tragende, die den hohen und königlichen Thron Verſchönernde. Die Königin des berühmteſten Throns und Herrſcherin des Throns Feridun's. Die der Sonne Glanz und dem Monde Licht Spendende; die Kaiſerin, die große und hohe Königin der Könige.“ Aus ſo unerſchöpflichem Füllhorn mit Blumen beworfen zu werden, iſt ein Glück das bisjetzt wol noch keiner Fürſtin des Abendlandes zutheilgeworden iſt. In derſelben überſchwänglichen Sprachweiſe, die wie eine Repitiruhr immer von neuem losſchlägt, ſo oft der Finger ſie berührt, wird auch der Kaiſer von Rußland gefeiert, bis die glänzendſten Metaphern zuletzt ganz abgegriffen und fahl ausſehen.

Die eigentliche poetiſche Quinteſſenz aus „Tauſend und Ein Tag“ hat Bodenſtedt in einer beſondern Sammlung: „Die Lieder des Mirza-Schaffy“, herausgegeben, welche ſich ihrer Bedeutung und Richtung nach an den „Hafis“ von Daumer anſchließen. Der Grundcharakter derſelben iſt die heitere, lebensfrohe Oppoſition gegen die Moralpredigten der Askeſe, die Weisheit des Lebens gegenüber der Weisheit der Bonzen und Muftis. Die ordinaire Wein- und Liebeslyrik des Abendlandes ermangelt dieſes oppoſitionnellen Anſtrichs, der dem heitern Genuß eine tiefere Baſis gibt, indem er ihn auf einem von jeder Myſtik freien Naturcultus begründet. Der 'unausſtehlich ſentimentalen Liebeslyrik des Abendlandes mit ihrer Verhimmelung der Schönheit, mit allen ihren ſich ſelbſt aufzehrenden Gefühlen und Phantaſien, mit dem innern Brüten der Seele und des Herzens in ſich ſelbſt, mit allen dieſen Scheuledern einer verſchrobenen Weltanſchauung, welche den freien und umſichtigen Blick hemmen, tritt hier die behagliche Hingabe an den Reiz und die Schönheit der Formen und den friſchen Genuß entgegen, welche das menſchliche Weſen nicht dualiſtiſch theilt, ſondern wie aus einem Guſſe auffaßt. So nähert ſich hier der Orient dem menſchlichen Bildungsideal, das die jüngere Philoſophie des Abendlandes zu erobern ſtrebt, nachdem es hier unter den Aus- und Nachgeburten mittelalterlicher Verzücktheit faſt verlorengegangen iſt. Auf der andern Seite ſtrebt eine Schar nicht talentloſer Poeten, an deren Spitze Emanuel Geibel ſteht, die Liebespoeſie der ſentimentalen Richtung durch geſchmackvolle Form, durch Grazie und Melodie des Ausdrucks zu vorherrſchender Geltung zu bringen. Gerade hiergegen iſt der Mirza-Schaffy von Bodenſtedt ein wirkſames Mittel. Wem das weſentliche Verdienſt bei dieſen Liedern gebührt, ob dem Weiſen von Tiflis oder dem Touriſten, iſt freilich ſchwer zu entſcheiden. Jedenfalls hat Bodenſtedt das Verdienſt, die Lieder und Sprüche ſo glücklich, mit ſo vieler Feinheit und Angemeſſenheit übertragen zu haben, daß ſie in der deutſchen Sprache ein Heimatsrecht gewinnen. Die Treue iſt dabei ſehr gleichgültig und hat auch Bodenſtedt nur die zufälligen Gedanken und Einfälle des Weiſen von Gjändſha aufgenommen und ihnen ſein eigenes dichteriſches Gepräge geliehen: ſie tragen den Blütenduft des Orients und ſind keine nachgemachten Blumen. Der Prolog, eine Dichtung von Bodenſtedt, in welcher Reflexionen und Schilderungen wechſeln, athmet nicht die Friſche, welche den übrigen Liederkranz auszeichnet. Es iſt darin zu viel gemachter lyriſcher Effect, und ſelbſt der rhetoriſche Hinweis auf den Tſcherkeſſenkampf wenig am Platz, da der Heroismus in Mirza-Schaffy's Liedern durchaus nicht vertreten iſt. Reizend ſind dagegen gleich die erſten Gedichte an Zuleikha:

> Nicht mit Engeln im blauen Himmelszelt,
> Nicht mit Roſen auf duftigem Blumenfeld,
> Selbſt mit der ewigen Sonne Licht
> Vergleich' ich Zuleikha, mein Mädchen, nicht;

oder:

> Sing' ich ein Lied, hüpft freudereich
> Das Herz der jungen Mädchen,
> Denn Perlen ſind die Worte gleich,
> Gereiht auf ſeid'nen Fädchen.

oder:

> Was iſt der Wuchs der Pinie, das Auge der Gazelle
> Wol gegen deinen ſchlanken Wuchs und deines Auges Helle?

Hier iſt überall Plaſtik, edele Sinnlichkeit, friſche Anſchauung, graziöſe Durchführung, die ſich hin und wieder zu geiſtigem Schwung erhebt, wie in dem reizenden fataliſtiſchen Gedicht mit dem Refrain:

> Denn ſo ſteht's im Schickſalsbuche
> Mir urzeitlich vorgeſchrieben.

Einige Verſe dieſes Gedichts athmen einen claſſiſchen Parfum, z. B.:

> Beut die Liebe dir Bedrängniß?
> Scheuche lächelnd Angſt und Pein!
> Denn erfüllt muß das Verhängniß
> Meines ſtolzen Herzens ſein.

In den „Liedern der Klage“ ſträubt ſich der geſunde orientaliſche Geiſt gegen die Berechtigung der poetiſchen Lamentation. Das Unglück wird eben als ein Verhängniß hingenommen; aber jene unglückliche Gnadentheorie der Theologen welche den Menſchen zur Läuterung in den Sumpf des Un-

glücks hineinſtößt um ihn dann durch die Vorſehung bei dem Schopf wieder herauszuziehen zu laſſen, widerſtrebt der ſinnreichen Weltanſchauung des Morgenländers, wie Alles was die Natur aus irgend welcher Caprice auf den Kopf ſtellt:

Es iſt ein Wahn zu glauben, daß
Unglück den Menſchen beſſer macht.
Es hat dieß ganz den Sinn, als ob
Der Roſt ein ſcharfes Meſſer macht,
Der Schmuz die Reinlichkeit befördert,
Der Schlamm ein klares Gewäſſer macht.

Das Lied über die „Noth" zeichnet ſich durch Einfachheit und ergreifende Wahrheit aus, wie der Ghaſelenkranz zur Feier des Weins und des Lebensgenuſſes durch harmloſe Naivetät und fröhliche Oppoſition gegen die transſcendentale Weisheit der Mufti. Die „Lieder und Sprüche der Weisheit" ſind reich an kernhaftem Gehalt und einer tüchtigen Polemik gegen ſüßlich-fade Richtungen des Lebens und der Poeſie, gegen „das ſüßliche Reimgebimmel", das ewige Flennen von Hölle und Himmel", gegen die „moſcheenduftigen Lieder", gegen die Ueberſchwänglichkeit in Liebestönen. Nirgend fehlt die epigrammatiſche Pointe, und ſelbſt die kleinſte, niedlichſte Gedankenmünze iſt ebenſo zart wie ſcharf ausgeprägt. Auch die übrigen Abſchnitte der Sammlung enthalten manches liebliche Gedicht, das ſich durch die Muſik ſeiner Strophen dem Gedächtniß einſchmeichelt. Das kleine Dichtwerk iſt ein wahres Labſal für Jeden der niedergehetzt von der neuen Pegnitz-Schäfer-Poeſie oder gar von den Rodomontaden und verſificirten Miſſionspredigten der katholiſchen Glaubensfanatiker, wie Redwitz, erquicklichen Genuß und reinmenſchliche Befriedigung an naturwahrer und einfach-ſchöner Poeſie ſucht. Wer in den verſchiedenen Geiſtesregungen in Oſt und Weſt das gleiche Streben nach Befreiung von alter Satzung und Verdrehung der Natur, die andächtige Rückkehr zur tiefſten, einfachſten Wahrheit ſieht: der wird auf dieſem neuen „weſtöſtlichen Divan" mit Behagen ausruhen; denn ein unverfälſchter Lebensquell ſprudelt ihm hier Kühlung zu, und das Morgen- und Abendroth der Bildung, der Orient und der Occident, ſpiegeln ſich mit gleichem Glanz in ſeinen Fluten.

R. Gottſchall.

Arkadien. Seine Natur, ſeine Geſchichte, ſeine Einwohner, ſeine Alterthümer. Von Chriſtoph Theodor Schwab. Eine Abhandlung. Stuttgart, Cotta. 1852. Gr. 8. 12 Ngr.

Wenn die neulich in Nr. 13 d. Bl. beſprochene, auch wegen ihrer gleichſam die durchſichtige Luft Griechenlands mit Glück nachahmenden gefälligen und geſchmackvollen Darſtellung anſprechende Monographie von E. Curtius über „Olympia" der beſondern Beachtung der Leſer empfohlen ward, ſo verdient dies die vorliegende Schrift über Arkadien mindeſtens im gleichen Grade, wenn nicht etwa um ihres dem allgemeinen Intereſſe näherliegenden Gegenſtandes willen dieſe letztere ſogar eine noch größere Beachtung in Anſpruch nimmt. Liegt doch Arkadien mit dem ihm eigenthümlichen, in moderner Zeit ſprüchwörtlich gewordenen Zauber idylliſchen Ruhms namentlich jedem Deutſchen ſehr nahe, der das Schiller'ſche „Auch ich bin in Arkadien geboren" kennt, auch wenn er ſonſt von dieſem Arkadien ſo gut wie Nichts weiß. Dieſe Kenntniß des in verſchiedenen Beziehungen intereſſanten Theils des alten Griechenlands vermittelt nach den Erinnerungen und nach dem gegenwärtigen Zuſtande der Landſchaft in erſchöpfender Weiſe die obige Monographie. Der Verfaſſer gibt in ihr die Reſultate zweier im Herbſte 1848 und im Frühjahre 1849 gemachten Reiſen auf Grund der dabei angeſtellten Beobachtungen und der Vergleichung mit den Nachrichten des Alterthums. Er verbreitet ſich zunächſt über das Klima von Griechenland im Allgemeinen (als den angenehmſten Reiſemonat in Griechenland bezeichnet er den October) und namentlich über das von Arkadien in früherer Zeit und jetzt, und betrachtet die ſonſtigen Naturzuſtände und äußern Verhältniſſe Arkadiens in Betreff ſeines landſchaftlichen Charakters und der Bodencultur, ſowie ſeiner Vegetation und der Flora und Fauna, wobei er übrigens bemerkt daß die Pflanzenwelt gegen das Alterthum in Griechenland überhaupt mehr Veränderungen erlitten habe als die Thierwelt, was nur als die Folge einer jahrtauſendlangen Uncultur angeſehen werden kann. Länger verweilt der Verfaſſer in ſeinen Mittheilungen über die Bodenformation und über die eigenthümliche Beſchaffenheit der Gewäſſer Arkadiens bei der Styxquelle, von welcher er eine genaue autoptiſche Beſchreibung gibt und über deren religiöſe und naturhiſtoriſche Bedeutung bei den Alten er viel Intereſſantes beibringt, indem er namentlich die Nachrichten der Alten über das Styxwaſſer und deſſen giftige, alſo zerſtörende und ſchädliche Eigenſchaften zuſammenſtellt und prüft; Eigenſchaften die jedoch der Verfaſſer ſelbſt in dem Waſſer nicht fand, und wonach er es auch nur als eine rhetoriſche Uebertreibung der Alten bezeichnet, die dieſem Styxwaſſer den Tod Alexander's des Großen zuſchrieben. Was die Geſchichte Arkadiens anlangt, ſo erklärt er ſich für die Annahme der Verwandtſchaft der Pelasger und Hellenen und bemerkt da, wo er von der Slawiniſirung Griechenlands und namentlich des Peloponneſes oder der Morea ſpricht und auf die bekannte Hellenenfreſſer-Hypotheſe Fallmerayer's zu reden kommt, offen und entſchieden in ähnlicher Weiſe wie Ernſt Curtius im erſten Theile ſeines „Peloponnes" als das Reſultat ſeiner unbefangenen Forſchungen: „Man wird die auf die Spitze geſtellten Behauptungen Fallmerayer's, die überhaupt nur als paradoxe Paradepferde ſein geiſtvolles Werk über die Morea durchſprengen, während oft eine ſie beſchränkende billigere Anſicht auftritt, man wird dieſe Behauptungen ermäßigen müſſen, wenn man in der ſchwierigen Frage über Slawiniſirung der Morea richtig urtheilen will." Dem Intereſſe der Gegenwart liegt Dasjenige näher, was von den heutigen Einwohnern, ihrer Lebensweiſe und ihren Gebräuchen, ſowie über die öffentlichen Einrichtungen, die kirchlichen Verhältniſſe und die Alterthümer Arkadiens mitgetheilt wird. In letzterer Beziehung heißt es, daß „wir in den Trümmern Arkadiens noch jetzt zahlreiche Spuren der erſten Entwickelung des griechiſchen Lebens verfolgen können und damit zugleich die noch jetzt vorhandenen Belege für den Zuſammenhang der pelasgiſchen Colonien Großgriechenlands mit dem Mutterlande erkennen", eine Bemerkung die, inſoweit es um den Zuſammenhang des neuen Griechenlands mit dem alten ſich handelt, auch von der Sprache der heutigen Griechen gilt, die von der pelasgiſchen Urſprache mehr Ueberbleibſel bewahrt hat als Manche wiſſen. 68.

Mirabeau und der Hof Ludwig's XVI.

Dritter und letzter Artikel.*)

Von den Hinderniſſen die ſich der Ausführung von Mirabeau's Plan entgegenſtellten wurden einige bereits angedeutet. Sie beſtanden namentlich in der Schwäche und Unentſchloſſenheit des Königs, dem geringen Einfluſſe der Königin, dem Geiſt der Anarchie der überall wehte, der demagogiſchen Raſerei in Paris, endlich in den Irrthümern, Leidenſchaften und Misgriffen der Nationalverſammlung. Das größte Hinderniß war jedoch unumwunden geſagt Mirabeau ſelbſt, ſein Ungeſtüm und ſeine Inconſequenzen. Es war Frankreichs Unglück daß Diejenigen welche ſein Beſtes wollten ihm doch ihre Leidenſchaften, ihr Intereſſe oder ihre Eitelkeit nicht opfern konnten. Mirabeau wollte ſicherlich den König und die Königin retten, er wollte dies aber ganz allein, und ſo oft man ſeinem

*) Vergl. den erſten und zweiten Artikel in Nr. 11 u. 23 d. Bl. D. Red.

Plane nicht folgte, ſo glaubte er auch ſich ſelbſt nicht mehr an ihn gebunden; er hörte nur zu leicht auf an dem Tage monarchiſch zu ſein, wo man nicht ſeinen Willen befolgte. Mirabeau hatte als geheimer Rathgeber des Hofs und als eins der parlamentariſchen Häupter der Revolution allerdings eine ſchwierige Rolle; allein ſeine Leidenſchaften machten ſie ſchwieriger noch als die äußern Umſtände. Mirabeau wollte nicht daß man ſein Benehmen beurtheile; er erklärte, man könne nicht tagtäglich eine rettende That begehen, und hatte ſich im voraus ſeine Widerſprüche vorbehalten; jedoch misbrauchte er dieſe Erlaubniß. Nicht abſichtliche, vorbedachte Widerſprüche ſollen ihm vorgeworfen werden, ſondern die welche er aus Aerger und im Unmuth ſich zuſchuldenkommen ließ.

Mirabeau erſchöpft ſich gegen Lamark in Entſchuldigungen derſelben, er kann den Leſer aber nicht überreden. So, als er für die Civileinrichtung des Klerus, und für den Eid der Prieſter ſprach, verlangte er, man ſolle nicht „auf die mehr oder minder heftigen Reden“ achten, die er halte, „weil nur wenn man ſich auf einer Scala erhalte, man in der ſtürmiſchen Verſammlung ſich das Recht geben könne vernünftig zu ſein“ (II, 361). Nur darf dieſe Scala nicht gefährlich ſein! Mirabeau glaubte ein Wunder gethan zu haben, als er heftig ſprach und gemäßigt ſchloß. Lamark ſchrieb daher mit Recht an Argenteau: „Mirabeau hat eine der ſchlechteſten Partien bei dieſer Gelegenheit ergriffen; er hat einen ziemlich gemäßigten Vorſchlag gemacht, nachdem er vorher eine äußerſt heftige Rede gehalten, und hat auf dieſe Weiſe faſt bei Jedermann angeſtoßen; vorallem hat er den Tuilerien misfallen, wo man ſich über ſeine unheilbare Wuth nach Popularität ärgert (II, 397).

Dieſes Beiſpiel zeigt wie ſehr Mirabeau und der Hof immer wieder voneinander getrennt wurden und wie ſehr der Hof ihn in der Regel misverſtand. Weil man ihn gekauft hatte, wollte man ihn ſich ganz ergeben wiſſen, und dachte nicht daran daß es zu Nichts helfen konnte, einen einzelnen Contrerevolutionnair mehr zu haben; man vergaß daß die Maſſen Alles waren, die Männer Nichts. „Man ſieht leider nicht“, ſchrieb Lamark in einem Briefe vom 26. Januar 1791 an Argenteau, „daß man durch die Ereigniſſe und auf die großen Maſſen wirken muß“; und an einer andern Stelle meint er daß in einer Revolution, wo das ganze Volk aufgewühlt ſei, wo jede Wirkung 2000 Urſachen habe, von einer ſichern Berechnung gar nicht die Rede ſein könne.

Was der Hof brauchte, war nicht der Mirabeau, den er ſich wünſchte: der Hof hätte ſich nur die Gewalt zu verſchaffen ſuchen ſollen, die der wirkliche Mirabeau beſaß. Dieſe Macht war eine revolutionnaire, und Mirabeau wollte ſie nicht verhandeln, konnte ſie nicht verkaufen; denn ſie war ſeine Sicherheit und ſie lag in den Maſſen. Mirabeau wußte recht gut daß der Hof im Grunde ihn haßte und er nur ſoviel galt weil man ihn fürchtete; ſeine Politik, ſein Haß gegen die Contrerevolution, ſeine Intereſſen und ſeine Leidenſchaften machten daß er ſich dem Hofe nicht ganz hingab und von Zeit zu Zeit aus Berechnung oder aus Unmuth ſein Zorn und ſeine Drohungen gegen die rechte Seite der Verſammlung losbrachen. Er war dann Parteimann und der Hof ergrimmte ſich über ihn; man ſagte zu Lamark: „Daß er ſo ſprechen kann, er!“ und dieſer vermied es an ſolchen Tagen die Königin zu ſehen, beklagte ſich ſeinerſeits gegen Mirabeau und erhielt dann von ihm ein Billet in welchem ſein ganzer Ungeſtüm losbrach.

Wir wollen ein Beiſpiel erwähnen. In der Verſammlung wurde die Abdankung der Miniſter discutirt; Mirabeau, der ſie nicht liebte, ſprach gleichwol nicht, und das Amendement, das die Abdankung wollte, ward mit 440 gegen 403 Stimmen verworfen. Dies galt für einen Triumph der monarchiſchen Principien, der Hof und die Rechte geriethen ganz außer ſich, und alsbald brachen bei der Frage über die Schiffsflagge die Leidenſchaften los. Die Rechte wollte die weiße Flagge beibehalten, und Mirabeau klagte dann in einer ſehr heftigen Rede die Rechte an, contrerevolutionnaire Abſichten zu haben. Der Hof war ſehr erzürnt darüber, und Lamark beklagte ſich gegen Mirabeau, der ihm antwortete, wie unbeſonnen es von den dummen Schuften (stupides coquins) geweſen ſei, einen zufälligen Erfolg für einen Sieg der Contrerevolution zu nehmen; er ſei ein guter Bürger, der den Ruhm, die Ehre und die Freiheit vorallem liebe, und gewiß würden die Herren von Rückwärts ihn immer bereit finden, ſie zu zerſchmettern. „Geſtern hätte ich ſie können maſſacriren laſſen; wenn ſie ſo fortfahren, ſo würden ſie mich zwingen es zu wollen, wäre es mir nur nicht wegen der kleinen Zahl Ehrenmänner unter ihnen... Sie können ſich übrigens aus der unangenehmen Lage, von der Sie mir ſprechen, dadurch ziehen, daß Sie meinen Brief zeigen. Vale et me ama“ (II, 251). Ein ſonderbares Gemiſch in dieſem Briefe. Was ſollte der Hof von ihm denken? Man ſoll ihn nicht fürchten und er droht doch. Mirabeau wollte ſeinen Werth, ſein ganzes Gewicht fühlen laſſen; er wollte ſeinen Brief leſen laſſen, nicht um ſich zu bereichern, aber um ſich ein noch größeres Anſehen zu verſchaffen.

Leider verfehlten dieſe Fonfaronnaden ihren Zweck. Ein Billet des Erzbiſchofs von Toulouſe, der Lamark als Unterhändler bei der Königin diente, zeigt uns den Eindruck den ſeine heftige Sprache hervorbrachte. „Ich ſende Ihnen den Brief des Grafen Mirabeau zurück und bekenne daß er mir Schrecken einflößt. Wenn er nicht beweiſt was er denkt, ſo läßt er doch ahnen bis wie weit ſeine Einbildungskraft geht, wenn er in dem Zuſtande ſich befindet den Sie ſeine par-delà nennen. Ich denke daß Sie zu ſeiner Ehre dieſes Billet verbrennen oder vielmehr aufbewahren müſſen, um ihm das Schmachvolle einer ſolchen Verirrung zu zeigen, wenn er wieder bei kaltem Blute iſt. Es iſt keine kleine Aufgabe einen ſo aufbrauſenden Charakter zu mäßigen, und ich bekenne daß ich 100 Meilen weit fliehen würde, wenn meine Treue und meine Ergebenheit mich nicht hier zurückhielten.“.

Wenn es am Hofe Jemanden gob für den Mirabeau gern ſich aufrichtig geopfert hätte, ſo war es die Königin. Er betrachtete ſie als „den einzigen Mann“ der in der Nähe Ludwig's XVI. war, und es war außerdem das Privilegium Marie Antoinette's, Begeiſterung und Hingebung allen Denen einzuflößen die ſich ihr näherten. Mirabeau entging ihrem Zauberkreiſe nicht. Er ſah die Königin und unterhielt ſich mit ihr; er war entzückt und bewegt. Er glaubte ſelbſt, ſo aufrichtig war die Bewegung die er fühlte, einiges Vertrauen eingeflößt oder einigen Erfolg erreicht zu haben: er täuſchte ſich, und dieſe Illuſion Mirabeau's iſt einer der intereſſanteſten Züge dieſes Misverſtändniſſes das wir angedeutet. Am 3. Juli 1790 fand in St.-Cloud die Zuſammenkunft Mirabeau's mit der Königin ſtatt. Die Campan, welche die Details die ſie in ihren Memoiren mittheilt aus dem Munde der Königin ſelbſt haben will, macht davon eine etwas romanhafte Schilderung: „Mirabeau verließ Paris zu Pferde und unter dem Vorwande ſich zu einem ſeiner Freunde aufs Land zu begeben; er hielt jedoch an einem der Gartenthore von St.-Cloud und wurde, ich weiß nicht von wem, an einen Ort geführt wo die Königin allein ihn erwartete, an dem erhöhteſten Theile ihrer Privatgärten. Sie erzählte mir daß ſie ihn mit den Worten angeredet habe: «Bei einem gewöhnlichen Feinde, bei einem Manne der der Monarchie den Untergang geſchworen hätte, ohne den Nutzen zu würdigen den ſie für ein großes Volk hat, würde ich in dieſem Augenblicke den verkehrteſten Schritt thun, allein wenn man zu einem Mirabeau ſpricht» u. ſ. w. Er verließ die Königin mit den Worten: «Madame, die Monarchie iſt gerettet!»“

Dieſe Zuſammenkunft ſchmeckt nach dem Theater und nach dem Romane. Die einfache und wahre Erzählung iſt dieſe. Die Zuſammenkunft fand nicht in den Gärten von St.-Cloud ſtatt, und die Königin erwartete auch nicht Mirabeau allein, ſondern ſie fand in dem Zimmer der Königin ſtatt, wo ſich auch der König befand. „Das erſte mal als ich die Königin nach dieſer Zuſammenkunft wieder ſah“, ſchreibt Lamark, „ver-

ſicherte ſie mir ſofort daß ſie und der König dabei die Ueberzeugung von der aufrichtigen Ergebenheit Mirabeau's gegen die Monarchie und gegen ihre Perſonen erlangt hätten. Sie ſprach ſodann von dem erſten Eindrucke zu mir, den die Erſcheinung Mirabeau's auf ſie gemacht habe. Noch vor neun Monaten hatte man ihr dieſen Mann wie ein wildes Ungeheuer geſchildert, das eine Bande Brigands nach Verſailles geführt habe. Sie dachte an die bei ihrer Vertheidigung ermordeten Garden, an ihren durch Verbrecher, die ihren Kopf verlangten, verwüſteten Palaſt, und unwillkürlich kam ihr der Gedanke an Mirabeau, wie er dieſe Scene beherrſchte, wieder ein. So überzeugt ſie nunmehr auch von ihrem Irrthum in dieſer Hinſicht war, ſo verſchwinden doch ſo tiefe Eindrücke nicht leicht, und die Königin bekannte mir daß im erſten Augenblicke, wo ſie Mirabeau ſah, eine Bewegung von Schrecken und Entſetzen ſich ihrer bemächtigt und ſie ſo angegriffen habe daß ſie nachher ein leichtes Unwohlſein davon empfand. Mirabeau dagegen ſprach nur mit Entzücken von dieſer Zuſammenkunft. Er hatte St.-Cloud begeiſtert verlaſſen. Die Würde der Königin, der Reiz ihres ganzen Weſens, ihre Leutſeligkeit, als er ſich ſelbſt als eine der Haupturſachen ihrer Leiden angeklagt hatte, Alles hatte ihn über alle Beſchreibung entzückt. Dieſe Zuſammenkunft flößte ihm neuen Eifer ein und vermehrte ſeinen lebhaften Wunſch, ſein Unrecht wieder gutzumachen. «Nichts ſoll mich abhalten», ſagte er zu mir, «ich will eher untergehen ehe ich meine Verſprechen nicht halte»" (I, 190).

In dieſer Erzählung iſt nichts Romanhaftes mehr, aber etwas Trauriges. Es iſt der Urſprung der Harmonie Mirabeau's und des Hofs. Auf der einen Seite iſt Mirabeau bewegt, entzückt, begeiſtert, und die Königin? Die Königin hat Furcht vor ihm und wird ſogar incommodirt durch ihn, ſie wird unpäßlich davon. Ein gewaltiger Unterſchied! Es liegt hierin zugleich ein neuer Beweis für den Widerwillen der Königin gegen die Geſchäfte. Hätte ſie gern regieren und herrſchen wollen, ſo würde ſie gewiß eine ſo kindiſche und weibiſche Furcht vor Mirabeau nicht gehabt, ſondern ſie würde ihn benutzt haben, wie er es wollte. Statt deſſen beruhigte ſie ſich bei der Zuſammenkunft und glaubte die Revolution ſchon überſtanden zu haben, weil eines der Häupter derſelben innegehalten und ſich ihr genähert hatte. Und doch waren die Maſſen Alles und die einzelnen Männer Nichts.

Die Schwierigkeit der Unterhandlung Mirabeau's mit dem Hofe machte die Rolle Lamark's ſehr peinlich. Und dies iſt es gerade was bei Lamark unſere Bewunderung erregt, daß er gleichwol dieſe Rolle mit ſolcher Ergebenheit durchführte, ohne ihre Schwierigkeit ſich zu verhehlen. Er hatte es übernommen für die Treue Mirabeau's zu haften, und es handelte ſich dabei um die Rettung Frankreichs, des Königs und der Königin. Mirabeau hätte gern die Tuilerien nach ſeinem Plane gelenkt, und die Tuilerien wollten Rathſchläge die ſie nicht befolgten. Er war dann Zeuge der Klagen Mirabeau's über die Unthätigkeit des Hofs, die ihm die düſterſte Zukunft eröffnete. Er ſah das traurige Ende das dem König und der Königin drohte voraus, und mehr als ein mal ſprach er die ſchrecklichen Worte zu Lamark: „Sie werden es ſehen, der Pöbel wird ihre Leichen ſchlagen!" (I, 198).

Mirabeau erſcheint ſo, wie er zwiſchen den Händen Lamark's war, abwechſelnd enthuſiaſtiſch und ſorglos, eine Natur voll erhabener und kleinlicher Eigenſchaften, aus Contraſten zuſammengeſetzt. Dazu kam daß dieſe guten und böſen Contraſte, die das Weſen des Menſchen ausmachen, ſich in Mirabeau nicht durch den Einfluß eines ruhigen und geregelten Lebens hatten ausgleichen können. Sein abenteuerliches Leben hatte zu den Ungleichheiten ſeines Charakters die Wechſelfälle des Schickſals gebracht, er war, wie Lamark an Argenteau ſchreibt, „zugleich groß und klein, oft über, aber manchmal auch ſehr unter den Andern", dem Wunſche viel Geld zu erlangen leicht zugänglich, um viel verſchwenden zu können, ebenſo leicht gerührt und bewegt, bereit für ſchlechte und gute Empfindungen, von einem bewundernswürdigen Scharfſinn in der Politik, fähig in einer Regung des Unmuths alle Vorſicht und jede Ueberzeugung zu vergeſſen und das Gegentheil von Dem zu thun was er dachte; entſchloſſen, einflußreich und mächtig zu ſein, je nach dem Augenblick bald durch den Hof, bald durch das Volk.

Dieſen Mann zu lenken hatte Lamark ſich zur Aufgabe gemacht; er wollte ihn im Zaume halten, reinigen, für die Sache des Königs und Frankreichs nützlich machen. Um dies zu bewirken hatte er zwei Vortheile über Mirabeau; er liebte ihn und ward wieder von ihm geliebt; infolge davon beurtheilte er ihn und kannte ihn; er iſt alſo niemals kalt oder blind gegen ihn. Die Briefe die er ihm ſchrieb um ihn zu zähmen und zurückzuführen, wenn Mirabeau aus Unmuth oder aus Berechnung ſich in der Nationalverſammlung einer factiöſen Heftigkeit hingegeben hatte, ſind voll Verſtand und Zuneigung zugleich.

Und wie hätte Mirabeau, der wie alle beredten Männer die Gabe hatte Das zu lieben was gut und ſchön iſt, Mirabeau mit ſeinem ſenſibeln und vibrirenden Herzen Lamark nicht lieben ſollen? Er liebte Lamark nicht blos wegen der Dienſte die dieſer ihm erwieſen, ſondern weil ihn dieſer begriffen und verſtanden hatte, weil er ihn des Guten fähig hielt, als alle Welt glaubte oder ſich doch ſtellte zu glauben daß er im Böſen untergegangen ſei. Mirabeau hatte ebenſo begriffen welch ein Herz und welch einen Kopf Lamark hatte. Er ſchrieb ihm am 2. Januar 1790 nach Brüſſel: „Da haben Sie, mein theurer Graf, das Datum des neuen Jahres; aber unter den großen und unſterblichen Ereigniſſen die das denkwürdige vergangene Jahr bezeichnet haben, wird ein jedem Andern und ſelbſt Ihnen leicht entgehender Umſtand nie aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden, nämlich der der uns zuerſt gegenſeitig genähert hat und der eine Verbindung ins Leben rief die, ich wenigſtens rechne darauf, zur unvergänglichſten und hingebendſten Freundſchaft werden wird." Und Lamark antwortete ihm von Brüſſel aus: „Ohne über ein Lob ſtolz zu werden, mein theurer Graf, das ich mehr Ihrer Freundſchaft als irgend einem andern Grunde verdanke, fühle ich mich doch in meinen eigenen Augen geehrt, weil ich mich Ihnen nähern und Ihren ſeltenen und nur zu oft verkannten Eigenſchaften die ſchuldige Anerkennung zutheilwerden laſſen konnte. Die Freundſchaft die mich an Sie feſſelt findet einen Grund mehr in der Gerechtigkeit die ich Ihnen widerfahren laſſe, und meine Eigenliebe ſogar iſt beruhigt durch die Art Superiorität die ich über Diejenigen erlangt habe die Ihren Werth nicht zu würdigen wußten oder auch ihn nicht würdigen wollten; denn Neid gibt es überall wo Menſchen ſind und Niemand wird mehr beneidet als hervorragende Männer."

So liebten ſich Mirabeau und Lamark. Beſonders aus den Briefen des Letztern an Argenteau, ehemaligen öſtreichiſchen Geſandten in Paris, ſieht man aber auch, mit welchem Scharfſinn und mit welcher Gerechtigkeit Lamark Mirabeau begriff, und wie er ihn trotz der Schwierigkeit ſeiner Aufgabe nicht verlaſſen wollte. Er ward durch Mirabeau nicht entmuthigt, wenn ihm deſſen Richtung auch peinlich war und er mitunter die Geduld verlor. „Was das für ein Mann iſt", ſchrieb er an Argenteau, „immer auf dem Punkte ſich zu erzürnen oder muthlos zu werden, abwechſelnd unklug bis zum Uebermaß des Vertrauens oder abgekühlt durch das Mistrauen; er iſt ſehr ſchwer zu lenken bei Dingen die Geduld und Ausdauer verlangen" (II, 286).

Außer ſeinen natürlichen Fehlern hatte Mirabeau noch ſeine politiſchen Berechnungen die Lamark ſehr hinderlich waren. Er ſelbſt wollte unthätig bleiben, Andere ſollten handeln, während er im Hintergrunde blieb und das Verdienſt des Erfolgs in Anſpruch nahm; er wollte ſeine Popularität nicht zu ſehr gefährden. „Seine Popularität", ſchreibt Lamark, „iſt in der letzten Zeit wirklich gewachſen, dies beunruhigt mich. Wenn er jemals an der Regierung verzweifeln und ſeinen Ruhm in

die Popularität ſetzen ſollte, ſo wird er unerſättlich ſein, und Sie wiſſen ſo gut wie ich was Volksgunſt in der Zeit der Revolution iſt. Alles Dies macht mich ſehr muthlos, Herr Graf. Ich empfinde jeden Tag mehr Ekel gegen dies Land, ſeine Männer, ſeine Geſetze, ſeine Gewohnheiten. Der König iſt ohne die mindeſte Energie. Herr de Montmorin ſagte mir Tags darauf traurig, daß als er mit ihm von ſeinen Geſchäften und ſeiner Stellung geſprochen, er ausgeſehen habe als ſpräche man mit ihm von Geſchäften des Kaiſers von China ... Die Königin iſt als Frau träge; als Königin ſitzt ſie auf einem ſehr wankenden Throne. Ich überwache, ſtudire Mirabeau mehr als je, und ich werde immer mehr davon überzeugt daß man auf ihn ſolange rechnen kann als er nicht an den Tuilerien verzweifelt. Man muß ſich übrigens nicht verhehlen daß dieſer Mann durch ſeine Talente und ſeine Kühnheit ein großes Gewicht in einer Revolution behalten wird, die von Männern geleitet wird welche ihm mehr oder minder an Charakter ähneln; und obwol es gewiß ſehr ſchwer ſein wird mit ihm und durch ihn zu regieren, ſo ſcheint es mir doch unmöglich gegen ihn zu regieren" (III, 28, 30, 46).

Lamark hatte zwiſchen Mirabeau und dem Hof Verbindungen angeknüpft in der doppelten Abſicht die Königin zu retten und Mirabeau zu dem Ruhme zu bringen, die Geſellſchaft zu erhalten, nicht ſie zu zerſtören. Seine Ergebenheit gegen die Königin und ſeine Freundſchaft für Mirabeau vereinigten ſich hierin. Nach dem Tode Mirabeau's fuhr er fort der Königin durch ſeine Rathſchläge und ſeine Verbindungen in der Nationalverſammlung zu dienen; allein man fühlt es in ſeinen Briefen, wie er mit jedem Tage muthloſer wird. Er hatte viel von Mirabeau gehofft; als dieſer geſtorben war, ſah er die Gefahren ſich immer mehr häufen und die Hülfe immer ſchwächer und ungewiſſer werden. Mirabeau erfüllte und belebte ſeine ganzen Gedanken; die verhängnißvolle Kataſtrophe, der Tod des Königs und der Königin, die Gräuel von 1793 ſchienen ihm nicht unvermeidlich. Nach Mirabeau's Tode fühlt man daß er von dem Unglück nur noch durch die Zeit getrennt iſt, die er aber ſicher kommen ſieht.

Alles was das Königthum an Stützen noch hatte brach nacheinander zuſammen. Nach der Flucht von Varennes wollte die Nationalverſammlung die Monarchie durch die Reviſion der Verfaſſung nach dem Plane Mirabeau's und unter den Auſpicien Barnave's retten. Die Nationalverſammlung machte jedoch der geſetzgebenden Platz, und Lamark ſieht von ihrem Beginn an was ſie ſein wird. „Die nächſte Legislatur", ſchreibt er an Argenteau, „iſt ſehr ſchlimm zuſammengeſetzt. Man weiß ſchon daß drei Viertel der neuen Deputirten reine Nullen ſind, und daß die Andern nur durch ihre incendiariſchen Anſichten ſich auszeichnen. Die Wähler von Paris haben Briſſot ernannt; vielleicht geſchieht dies auch mit einem gewiſſen Danton; der Abbé Fauchet wird gewiß gewählt. Das ſind mehr republikaniſche Elemente als die jetzige Verſammlung hat, ungerechnet die Hülfstruppen die ſie in Maſſe aus den Provinzen erhalten werden." Er ſchreibt weiter wie dieſe neuen Deputirten Nichts zu verlieren haben. „Neunzehn Zwanzigſtel der Mitglieder dieſer Legislatur haben keine andern Equipagen als Galoſchen und Parapluies. Man hat berechnet daß die ſämmtlichen neuen Deputirten zuſammengerechnet nicht 300,000 Livres Einkünfte haben. Solch eine Verſammlung wird nicht durch Anſtand imponiren, weil die Meiſten aus denen ſie beſteht gar keine Erziehung genoſſen haben, und ſie kann dem Volke Nichts mehr verleihen, wenn ſie anders nicht die völlige Auflöſung der Geſellſchaft vollenden und das Zeichen zum sauve qui peut geben will" (III, 233 und 246).

Die pariſer Bourgeoiſie war entmuthigt und eingeſchüchtert, ſie hatte Péthion zum Maire von Paris ernennen laſſen. „Es kommen 2000 Votanten auf 80,000, die dies haben geſchehen laſſen. Die Abweſenden waren ſicherlich nicht für Péthion. Die Hälfte der Nation iſt indifferent gegen Alles was vorgeht und daher ruhig; allein dies beweiſt Nichts, denn bei dem ſtärkſten Sturme iſt das Meer in der Tiefe von zehn Klaftern auch ruhig" (III, 268). Ebenſo ſchreibt Montmorin: „Das Volk wird von nun an blos der Zuſchauer der Ereigniſſe ſein und am meiſten Beifall klatſchen. Unter dem Volke verſtehe ich die Nationalgarde, die nichts Einheitliches hat, keinen esprit de corps, keinen Willen, und bei der die Einzelnen immer ſtill ſein werden, wenn nur ihre Boutiquen nicht der Plünderung ausgeſetzt ſind" (III, 311). Ebenſo ſagt er nach dem 20. Juni zu Lamark: „Das Volk von Paris wird durch Nichts mehr bewegt; die Emeuten ſind einzig und allein factiös und dies iſt ſo wahr daß die Parteihäupter ſich haben müſſen Leute aus dem Süden kommen laſſen. Faſt Alle die die Tuilerien am 20. Juni bezwungen haben oder vielmehr hineingegangen ſind, waren Fremde oder Neugierige, die durch das Beiſpiel jener Horde mit Piken und rothen Mützen herbeigezogen worden waren."

So ſehen wir im letzten Bande der Correſpondenz Lamark's mit jedem Augenblicke ſich die verhängnißvolle Kataſtrophe nähern. Fern von Frankreich hat Lamark nur einen einzigen Gedanken „den König und, nachdem dieſer umgekommen, die Königin zu retten". Argenteau ließ nicht ab gleich ihm die Höfe Europas aufzufodern, energiſch und entſcheidend zu interveniren, da dies die einzige Hoffnung für die Königin war (III, 369, 419).

Leider war es der Egoismus der Europa ſchwach machte vor der Revolution, und wie Lamark mit tiefem politiſchen Blick ſagt, dieſelben Souveraine die ſich endlich rüſteten, das Königthum in Frankreich wiederherzuſtellen, und die in ihren Proclamationen „ſich verpflichteten, ſich nicht durch Eroberung bereichern zu wollen", verbanden ſich zur Theilung Polens. Der Franzöſiſchen Revolution gegenüber konnte man nur einen einzigen Gedanken haben, die in Frankreich zerſtörte und in Europa bedrohte ſociale Ordnung zu retten. Die europäiſchen Mächte hatten aber zwei Gedanken, die Theilung Polens und die Erhaltung der Ordnung in Frankreich. Das ſchlechte Intereſſe derſelben ſchadete dem guten, und die Coalition ging zugrunde: die Revoution blieb Siegerin. Als die ſociale Ordnung in Frankreich wiederhergeſtellt ward, ſo geſchah dies durch den öffentlichen Geiſt, der der Anarchie endlich müde war, und nicht durch die fremden Armeen.

Europa ward beſiegt weil ſeine Sache gegenüber der Revolution ſchlecht war, es konnte ihr nur den Egoismus entgegenſetzen. Fragt man aber wie es kam daß Frankreich vor 1793 ſo ſchwach war, ſo antworten wir mit den Worten die in einer Denkſchrift vom 3. November 1793 ſich finden: „Das Mistrauen herrſcht ebenſo innerhalb als außerhalb Frankreichs zwiſchen den verſchiedenen Parteien. Ariſtokraten, Neutrale, Monarchiſten, Conſtitutionnelle, Girondiſten verwünſchen und verleumden ſich gegenſeitig. So eng ſie auch untereinander verbunden ſein könnten, ſo wollen ſie doch lieber die Republik als ihre Nebenbuhler triumphiren ſehen." 16.

Aus Wien.

In Nr. 36 der „Wiener Kirchenzeitung" wird die in Nr. 15 d. Bl. gebrachte Mittheilung, der zufolge ein orthodox geſinnter Katholik vom Redacteur jener Zeitſchrift, dem Prieſter Sebaſtian Brunner, ohne allen Grund als Leugner des Offenbarungsglauben bezeichnet worden iſt, nicht blos in Abrede geſtellt, ſondern ſogar eine Verleumdung genannt und von der Redaction Genugthuung begehrt.

Mit Hinweiſung auf die „Wiener Kirchenzeitung" vom 22. März 1849, welche die gedachte Beſchuldigung brachte, und mit Hinweiſung auf die im „Oeſtreichiſchen Volksboten" vom 3. April 1849 eingerückte Abwehr, welche des Angegriffenen Glaubensbekenntniß mit dem Schlußworte enthält: „Ich denke, dieſes Glaubensbekenntniß werde mich von dem Verdachte ſeines (Brunner's) inquiſitoriſchen, zum *Rationaliſten* mich ſtempelnden Eifers retten," erklären wir Brunner's Klage auf

Verleumdung hiermit als völlig unwahr und unſtatthaft, nachdem wir der Redaction dieſer Zeitſchrift die hier obenbenannten Blätter zur Einſichtsnahme vorgelegt haben.

Die in Nr. 15 weiter von uns gebrachte Anzeige von ultramontaner Verfolgung Hammer-Purgſtall's wegen ſeines „Khleſl" und von der gegen ihn geſchleuderten Beſchuldigung: „er ſei ein Atheiſt", greift die „Wiener Kirchenzeitung" mit der hämiſchen Frage auf: „Herr von Hammer ein Atheiſt?" und knüpft hieran Folgendes: „Wer wagt das zu behaupten? Hat Herr von Hammer nicht einmal ein türkiſches Gebetbuch geſchrieben und drucken laſſen, bei welchem auf dem Titel ſteht: Für Chriſten und Mohammedaner." Wir danken Hrn. Brunner für dieſe intereſſante Grundangabe, weil wir den Leſern dieſer Zeitſchrift nun auch zu ſagen vermögen daß auf ihr Hammer-Purgſtall's Atheismus beruht. Eine leuchtendere Probe von Verketzerungsſucht, gepaart mit plumper Gedankenloſigkeit, kann kaum eine andere Bezüchtigung als dieſe enthalten, denn was iſt widerſinniger als den Herausgeber eines Gebetbuchs mit der Bezeichnung eines Atheiſten zu brandmarken! Wie wir die Redaction d. Bl. durch Einſendung dieſes aus dem Arabiſchen überſetzten, an Schwung der Gedanken, Inbrunſt und feierlicher Erhebung des Geiſtes zu Gott den ſchönſten altteſtamentariſchen Hymnen und Gebetſammlungen gleichſtehenden Andachtsbuchs überzeugt haben, trägt es die von Brunner angegebene Gebrauchsbezeichnung nicht; ſeine diesfallſige Angabe iſt alſo unrichtig. Die Cenſur ſtrich dieſelbe auf der Handſchrift, auf welche Hr. von Hammer-Purgſtall ſie in der Ueberzeugung geſetzt hatte, ein reine Gottesverehrung und meiſt nur Lobgeſänge enthaltendes Buch könne unbeſchadet jedem poſitiven Glaubensbekenntniſſe Jedermann zum Gebrauche dienen. So verhält es ſich wirklich, denn hätte der Herausgeber die Anzeige vom Urſprung dieſes Buchs weggelaſſen, ſo würde die Verwandelung in ein chriſtliches und katholiſches Gebetbuch nicht auf das geringſte Hinderniß geſtoßen ſein. Wir glauben, dieſe Auseinanderſetzung werde genügen um einestheils die Wahrhaftigkeit unſerer Mittheilungen, anderntheils aber das in kurzer Zeit ſchon echtinquiſitoriſch gewordene Treiben des ultrakatholiſchen Fanatismus in ein helles Licht zu ſetzen.

M. Koch.

Hiſtoriſche Miscellen.

Preßgeſetz Kaiſer Karl's V.

Die Geſchichte zeigt uns manches Beiſpiel, wie die geiſtige Bewegung eines Volks durch Beſchränkung der Rede- und Preßfreiheit von Denjenigen bekämpft und gehemmt wurde, die gern in den bequemen und ihnen Vortheil bringenden alten Zuſtänden beharrten. Wir ſehen aber auch, wie es faſt immer vergebliche Mühe war, geiſtiges Streben zu unterdrücken und das aufgehende Licht gewonnener Einſicht wieder auszulöſchen. So glaubte Kaiſer Karl V. mit der Unterdrückung der Preßfreiheit, mit Verboten und Confiscationen, mit Gewalt und barbariſchen Strafen den Proteſtantismus wieder auszurotten, und doch war alle Anſtrengung vergebens. Wir erinnern uns des im Jahre 1550 zu Brüſſel erlaſſenen und im Druck verbreiteten ſehr weitläufigen kaiſerlichen Mandats, wonach, um Ketzerei und Sekten auszurotten und zu vertilgen, geboten wurde daß Niemand die Schriften Luther's, Oekolampadius', Zwingli's, Bucerus', Calvin's und anderer Ketzer drucken und ſchreiben oder ausſchreiben, verſchweigen und heimlich beſitzen, kaufen oder verkaufen, ausſtellen, ſehen oder irgendwo fallen laſſen ſolle. Alle heimlichen Verſammlungen, wo die Ketzer ihre Irrthümer lehrten, wurden verboten. Niemand ſollte über die Heilige Schrift ſprechen, noch ſie lehren und vorleſen, er wäre denn ein bewährter Theolog. Die Lehren jener Ketzer ſollten nirgend gepredigt oder vertheidigt werden. Wer dieſen Geboten zuwiderhandelt, wird als Aufrührer angeſehen, und die Strafe iſt daß die Männer mit dem Schwert hingerichtet und die Weiber lebendig begraben werden. Dieſe Todesart iſt aber noch eine Gnade für Die welche Widerruf leiſten. Beharren ſie bei der Ketzerei, ſo ſollen ſie mit dem Feuer beſtraft und alle ihre Güter eingezogen werden. Schon der leiſeſte Verdachtsgrund, die geringſte Unvorſichtigkeit zog die härteſten Strafen nach ſich; und nicht nur allen Behörden wurde eingeſchärft, mit größter Genauigkeit zu vigiliren und jeden Verdächtigen ſogleich gefangenzunehmen und dem Ketzermeiſter zu überliefern, ſondern es wurde auch dem Unheil der Denunciationsſucht Thür und Thor geöffnet, indem jeder Anbringer die Hälfte der confiscirten Güter und noch Geldbelohnungen erhalten ſollte. Selbſt wenn er mit zu der ketzeriſchen Geſellſchaft gehört hatte, ſollte er für diesmal zwar freigelaſſen, aber doch gezüchtigt werden und angeloben, nie wieder mit Ketzern zu reden. Da die Begnadigung eines Ketzers unzuläſſig war, ſo wurde auch Jedem bei Vermeidung gleicher Strafe unterſagt, für einen ſolchen eine Supplik zu machen. Hauptſächlich war man der Anſicht daß das Sektenweſen durch die Bücher der ketzeriſchen Scribenten befördert werde und immer weiter einreiße. Es ſollte daher ohne höhere Erlaubniß Niemand drucken oder drucken laſſen, keinerlei Bücher, Geſpräche, Komödien, Lieder, Epiſteln, Almanache oder andere Stücke, namentlich weder alte noch neue über die Heilige Schrift, auch über keine andere Materie, in welcher Sprache es ſei. Der Drucker der dawider handelt ſoll 300 Carolusgulden Strafe bezahlen und aus dem Lande verbannt werden. Die Meiſter ſind für Gehülfen und Diener verantwortlich, und dieſe werden gleichmäßig beſtraft. Keinem Buchdrucker ſoll eine Conceſſion ertheilt werden, ehe er ſich nicht über Würde Stand, Namen und Gerücht genugſam ausweiſt und ein eidliches Gelübde thut. Auch darf er an keinem andern Orte etwas drucken laſſen als da wo er das Privileg erlangt hat. Ein Buch, welches mit Genehmigung der Behörde gedruckt iſt, muß ſammt einer geſchriebenen und unterzeichneten Copie zuvörderſt eingereicht werden, um Beides zu vergleichen. Damit keine ſchädlichen Bücher von auswärts in das Land kommen, ſoll Niemand mit Büchern handeln, ohne daß dieſe zuvor von den Beamten geprüft und zugelaſſen ſind, weshalb dieſe auch bei der Eröffnung der Ballen zugegen ſein müſſen. Wer zum Bücherverkauf zugelaſſen wird muß von gutem Namen und auf dieſe Verordnung vereidet ſein. In ſeinem Laden ſoll das Regiſter aller verworfenen Bücher hängen und ebenſo ein Verzeichniß derjenigen Bücher, welche im Laden zu haben ſind: Alles bei Strafe von 100 Carolusgulden. Zwei mal im Jahre ſollen die Richter mit einem gelehrten Manne Umgang halten und in den Läden die zum Verkauf ausgeſtellten Bücher beſichtigen. Den Krämern wird bei obiger Strafe der Bücherverkauf ganz unterſagt. Sie ſollen weder vor den Kirchen noch auf andern Plätzen Bücher feilhaben, auch keine umhertragen, namentlich keine Lieder, Geſpräche, Komödien und dergleichen. Zugleich wird es verboten ohne Erlaubniß Schule zu halten oder irgend Kinder zu unterrichten, indem die Schulmeiſter nur nach ſtrengſter Prüfung zugelaſſen werden ſollen. Dem Mandat folgt ein langes Regiſter der böſen verbotenen Bücher. Darunter natürlich ſämmtliche Werke Luther's und ſeiner Freunde, ſowie der Reformatoren vor ihm und nach ihm. Dabei auch eine große Reihe lateiniſcher, griechiſcher, welſcher und deutſcher Bibeln, wie auch Neuer Teſtamente. Denn in den Motiven, welche die Univerſität Löwen beigegeben, heißt es: „Es ſoll ſich Niemand verwundern daß ſo viel Biblien und Neuer Teſtamente in dieſem Regiſter verworfen werden. Denn über ſolche hohe Sachen gebührt ſich's aufs allerſchärfſte und ernſtlichſte zu beſichtigen, und die voneinander zu ſcheiden, aus der Meinung daß am allermeiſten die Urſacher der Ketzereien einen Anfang und Urſprung gewinnen aus der Heiligen Schrift, wenn dieſelbe unrecht verſtanden oder verfälſcht wird." Wie bald bewies aber der Aufſtand der Niederländer daß trotz aller Cenſurbarbarei der Geiſt der Reform und des Fortſchritts ſich nicht hatte einfangen laſſen. Auch neuere Preßgeſetzgeber ſympathiſiren in vielen Punkten

mit der ſpaniſchen Strenge Karl's V., ohne zu bedenken daß alle ſolche Mittel nicht hinreichen, erwachte Wünſche, Anſichten, Ideen eines Volks zu hemmen, wenn einmal das Zeitalter ein anderes geworden iſt und das Licht ſich Bahn geöffnet hat.

Was iſt Hageſtolzenrecht?

Dieſe mittelalterliche Reliquie iſt, als eine Beſteuerung der Eheloſen, neulich in einer deutſchen Kammer zur Sprache gekommen; und es mögen ihr zur Erläuterung hier ein paar Worte gewidmet werden. Hageſtolz (haistaldi) iſt einer der vielen Namen, die man für einzelne Hörige und Knechte hatte (singulares, solivagi, Sunderleute, Einläufige, Losjungere u. ſ. w.) Solche Eigenbehörige konnten nicht teſtiren und das Ihrige nur auf Leibeserben, nicht auf Seitenverwandte vererben. Wenn ſie alſo unverehelicht ſtarben, ſo fiel ihr Vermögen dem Leibherrn zu. Aus Unwiſſenheit und Habſucht extendirte man dies Recht hier und da auf Freie, die zwiſchen Hörigen lebten, wenn ſie ſich dem eheloſen Stande gewidmet hatten; und es fehlte nicht an dienſtfertigen Juriſten, die es für ein ſpeciell begründetes fiscaliſches Recht erklärten. Der Kampf um dieſe Berechtigung hat bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts gewährt, und es ſind die wunderlichſten richterlichen Entſcheidungen zutagegebracht worden. Die preußiſche Geſetzgebung kennt auch ein Hageſtolzen-Edikt vom Jahre 1727, das aber blos als Retorſion gegen die fürſtlich wolfenbüttelſchen Lande erlaſſen wurde, wo in demſelben Jahre ein Edict über das Hageſtolzenrecht war publicirt worden. Es wird nämlich verordnet: „daß, wenn in unſern Städten wie auch auf dem Lande Jemand, ſo in den wolfenbüttelſchen Landen einige von ihm ſonſt erbende Freunde wohnen habe, nach zurückgelegtem 50. Lebensjahre unverheirathet mit Tode abgeht, Alles was derſelbe außer abſtammlicher Erbſchaft in ſeinem Stande, Nahrung, Getrieb und Arbeit erlanget und erſpart, oder ſonſt durch beſondere Glücksfälle ihm zugefloſſen, an beweg- und unbeweglichen, erhandelten und erkauften Gütern, auch an ausſtehenden Schulden, Barſchaften, Hausgeräthe und alſo Alles was deſſelben eigen, auch von ihm aller Muthmaßung nach erworbenes Gut iſt, unſerm Fisco anheimfalle." Nach zurückgelegtem „Hageſtolzenjahr" ſoll er auch das Seinige nicht mehr verſchenken oder letztwillig an die im Wolfenbüttelſchen wohnenden Freunde zum Nachtheil des Fisci vermachen. Die Lehngüter werden ſo wie die Erbgüter eximirt. Auch ſollen die Ritterſchaft, die Geiſtlichen und Kriegsbediente dem Hageſtolzenrecht nicht unterworfen ſein. 73.

Bibliographie.

Bergmann, H. A., Die Jeſuitenpeſt. Nebſt einem Anhange enthaltend Breve des Papſtes Clemens XIV. die Unterdrückung der Jeſuiten und Verordnung des Papſtes Pius VII. die Wiedereinſetzung derſelben betreffend. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Heising, A., Süd-Australien. Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 16. März 1850. Mit Anmerkungen. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 7½ Ngr.

Horſt, Freih. U. v. d., Zur Geſchichte des Feldzuges der Schleswig-Holſteiner gegen die Dänen im Jahre 1850. Die Schlacht von Idſtedt, am 24. und 25. Juli. Mit 1 Plan und 1 Ueberſichtskarte. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Maier, Ueber den Judeneid. Stuttgart, Hofbuchdruckerei Zu Guttenberg. Gr. 8. 4 Ngr.

Morel, C., Gedichte. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 16. 15 Ngr.

Orsbach, C. v., Skizzen aus dem Aachener Badeleben von 1851. Aachen, ter Meer. 8. 15 Ngr.

Otto, R., Lieder ohne Melodien. Caſſel, Hotop. 16. 15 Ngr.

Das Pflegeramt der innern Miſſion von B. A. H. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reden, Freih. v., Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Grundlage von Vorträgen im geographiſchen Verein zu Frankfurt a. M. Anfangs 1852. Darmſtadt, Jonghaus. Gr. 8. 15 Ngr.

Renner, F. R., Das Blumenmädchen. Roman aus der Zeit der erſten franzöſiſchen Revolution. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Ristić, J., Die neuere Literatur der Serben. Berlin. Schneider u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Röttger, E. H., Thien, Ti, Hoih. Geschichte der Brüderschaft des Himmels und der Erden der communistischen Propaganda China's. Berlin, Hertz. Gr. Lex.-8. 10 Ngr.

Schladebach, J., Vorſchläge zur Förderung der Koloniſation und des Gewerbfleißes in Deutſchland. Dresden, Centralbureau. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmettau, H. v., Mein Vaterland und ſein Kampf. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 6 Ngr.

Schmid, J. A., die niederen Schulen der Jeſuiten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Toelken, E. H., Sendschreiben an die kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg über die Angriffe des kaiserl. wirklichen Staatsrathes Hrn. v. Köhler auf mehrere antike Denkmäler des königl. Museums zu Berlin. 1stes Sendschreiben: Köhler's Treue und Gründlichkeit. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Unger, F., Botanische Briefe. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walterskirchen, J. C. Freih. v., Humoriſtiſche Runde in Gräfenberg's Quellengebiete. Wien. Gr. 8. 20 Ngr.

Weinhold, K., Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien, Gerold. Gr. 8. 10 Ngr.

Witte, K., Palermo. Vortrag gehalten in Halle am 28. Febr. 1852. Halle, Knapp. 16. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufruf zum Kampfe gegen die deſtructiven Ideen der Gegenwart. Hervorgerufen durch die neueſte Schrift Dulon's „Der Tag iſt angebrochen." Von einem Anti-Dulonianer. 3te Auflage. Bremen, Geiſler. Gr. 8. 3 Ngr.

Blumenkranz für liebende Herzen. Ein Herzensbote oder Briefſteller für Liebende auf die gewöhnlichſten im Leben vorkommenden Fälle. Crefeld, Klein. 8. 2½ Ngr.

Kliefoth, T., Zwei Predigten vom chriſtlichen Hausſtande am Sonntage nach Weihnacht 1851 und am 2. Sonntage nach Epiphanias 1852 zu Schwerin gehalten. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 5 Ngr.

Kotzenberg, H. W. A., Ob Bibel- oder Symbolglaube. Zur Beurtheilung deß durch den Beſchluß des St. Stephani Kirchenconventes am 25 Febr. 1852 gemachten Verſuchs die Gemeinde vom Proteſtantismus und der reformirten Kirche abfällig zu machen. Bremen, Geiſler. Gr. 8. 4 Ngr.

Moſen, J., Titania's Wahl und die glücklichſte Liebe. Feſtſpiel zur Geburtstagsfeier J. K. Hoh. der Frau Erbgroßherzogin von Oldenburg am 26 März 1852. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Müller, A. W., Ihre Hoh. die Herzogin Ida von Sachſen-Weimar-Eiſenach, geb. Prinzeſſin von Sachſen-Meiningen. Eine Lebensſkizze. Weimar, Voigt. Lex.-8. 2½ Ngr.

Schenkel, D., Die kirchlichen Zuſtände der Gegenwart. Eröffnungsaufſatz bei Uebernahme der Mitredacteure der Allgemeinen Kirchenzeitung. Darmſtadt, Leſke. Gr. 8. 8 Ngr.

Ueber die kirchliche Reaction der Gegenwart. Von F. K. Bremen, Geiſler. Gr. 8. 6 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. №. XXVII.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortſetzung aus Nr. XXVI.)

35. **Varnhagen von Enſe (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften.** Achter Band. 12. Geh.

Der erſte bis ſechste Band erſchienen 1843 in zweiter Auflage und koſten 12 Thlr.; der ſiebente Band (1846) koſtet 2 Thlr. 20 Ngr.

36. **Volks-Bibliothek.** Siebenter Band und folgende. 8. Geh.

Die bisjetzt erſchienenen Bände dieſer **Volks-Bibliothek** enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **J. Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.
II. **Der alte Heim.** Von **W. G. Keßler.** Zweite, mit Zuſätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.
III. **Die Sprichwörter und ſprichwörtlichen Redensarten der Deutſchen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.
IV. **Der deutſchen Auswanderer Fahrten und Schickſale.** Von **F. Gerſtäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.
V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **K. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. 1848. 1 Thlr.
VI. **Geſchichte der evangeliſchen Kirche ſeit der Reformation.** Von **C. G. H. Lentz.** Neue Ausgabe. 1849. 1 Thlr.

37. **Waagen (G. F.), Kunſtwerke und Künſtler** in Deutſchland. Dritter Theil und folgende. 12. Geh.

Der erſte Theil enthält: „Kunſtwerke und Künſtler im Erzgebirge und in Franken“ (1843); der zweite Theil: „Kunſtwerke und Künſtler in Baiern, Schwaben, Baſel, dem Elſaß und der Rheinpfalz“ (1845). Jeder Theil koſtet 1 Thlr. 15 Ngr.

38. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Zweiter Band und folgende. 8. Geh.

Der erſte Band (1851) koſtet 1 Thlr. 22 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte, und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass sich von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie Watson's Werk.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erſcheint:

39. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Troisième cours. (Ueberſetzungsbuch.) In-8. Geh.

Der erſte Curſus erſchien 1851 bereits in vierter Auflage und koſtet 8 Ngr.; der zweite Curſus erſchien 1850 in zweiter Auflage und koſtet 10 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. Second edition. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. 8vo. 5 Ngr.

40. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Erſter Theil. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh.

Ein zweiter Theil erſchien 1848 und koſtet 2 Thlr.

41. **Bauernfeld, Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

42. **Benfey (T.), Handbuch der Sanskritsprache.** Zum Gebrauch für Vorlesungen und zum Selbststudium. Erste Abtheilung: Vollständige Grammatik der Sanskritsprache. 8. Geh. 5 Thlr.

Das immer mehr an Bedeutung gewinnende Studium der Sanskritliteratur machte ein **vollständiges Handbuch** zum Erlernen dieser Sprache seit längerer Zeit sehr wünschenswerth. Der Verfaſser hilft diesem Bedürfniss durch das vorliegende Werk ab, dessen *erste Abtheilung* die **Grammatik** enthält, die in Reichthum des Materials und klarer Anordnung von keinem ihrer vielen Vorgänger übertroffen wird. Die gesammte Masse des grammatischen Stoffs, der in den einheimischen Grammatikern aufgehäuft liegt, ist hier zum ersten mal in systematischer Form zusammengestellt und durch eine ausgedehnte Lecture, namentlich in den ältesten Denkmälern der indischen Literatur, noch bedeutend bereichert worden, sodass das Werk für den Lernenden wie für den Kenner gleichmässig einen unentbehrlichen Begleiter in seinen Studien bildet. Ein Vorzug, den die vorliegende Grammatik allein bisjetzt für sich in Anspruch nehmen kann, ist die consequent durchgeführte Accentuation der sanskritischen Wörter und grammatischen Formen. Hauptsächlich zwar für akademische Vorlesungen bestimmt, ist durch zweckmässigen Druck, durch Hervorhebung des für den Anfang des Erlernens der Sprache Wichtigsten, auch die Leichtigkeit gegeben, diese Grammatik zum Selbststudium zu gebrauchen. Die *zweite Abtheilung* dieses „Handbuch der Sanskritsprache“ — eine **Chrestomathie**, die alle Seiten der indischen Literatur durch zweckmässig ausgewählte Fragmente kennen lehrt, nebst **Glossar** — ist schon im Drucke weit vorgerückt, sodass das Werk in kurzem vollständig in den Händen des Publicums sein wird.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Die Hymnen des Sama-Veda. Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey.* 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. 8. 1844. 2 Thlr.

Die persischen Keilinschriften mit Uebersetzungen und Glossar. 8. 1847. 1 Thlr. 5 Ngr.

43. **Béranger (P.-J. de), Chansons.** Nouvelle édition. En miniature. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

44. **Bieſterfeld (C. W.), Die Mutter im Irrenhauſe.** Wahrheit. 8. Geh. 8 Ngr.

Die vorſtehende Schrift enthält eine Widerlegung der vielbeſprochenen Schrift: „Eine Mutter im Irrenhauſe.“ Nicht nur, daß ſie ſich durch Klarheit und gediegenes Urtheil auszeichnet, ſondern ſie iſt auch mit ſchlagenden Beweiſen ausgeſtattet, ſodaß wenn die Erfindungen jener Schrift die Neugierde gereizt haben, dieſe Schrift durch ihre Wahrheiten ebenſo ſehr wie durch klare und bündige Darlegung der Thatſachen und Mittheilung von 74 Beweisſtücken noch mehr befriedigen muß.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine
encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Einundachtzigstes bis dreiundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Preußen ſeit 1849 bis Ende 1850.** (Schluß.) — **Der Socialismus in Deutſchland.** — **Die Pflanzen und Thiere der Vorwelt.** — **Das Osmaniſche Reich,** ſeine äußere und innere Politik in den letzten zwölf Jahren. — **Die Statiſtik auf ihrer jetzigen Entwickelungsſtufe.** — **Baiern unter den Uebergangsminiſterien von 1847—49.** Erſter Abſchnitt. Vom Sturze Abel's bis zu König Ludwig's Thronentſagung.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes,** iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben** des

Conversations-Lexikon,

ſowie als eine Neue Folge des ſo ſehr verbreiteten Converſations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Juli 1852. **F. A. Brockhaus.**

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Masse (J. N.),
Vollständiger Handatlas
der menschlichen Anatomie.

Deutsch bearbeitet von **Dr. F. W. Assmann.**

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 112 Stahlſtichen. In 15 Lieferungen. 8.

Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr. mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von grossem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch grosse Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, dass der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Diese mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbesserte Auflage** wird in Jahresfrist vollständig erschienen sein. **Probelieferungen** sind in allen Buchhandlungen einzusehen.

Leipzig, im Juli 1852. **F. A. Brockhaus.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heloiſe.

Eine Erzählung von **Talvj.**

12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſer Roman der als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** rühmlichſt bekannten Verfaſſerin iſt das urſprünglich deutſch geſchriebene Original des in engliſcher Sprache erſchienenen, nach dem deutſchen Manuſcript überſetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale" (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derſelbe bei dem deutſchen Publicum, für das er zunächſt beſtimmt iſt, dieſelbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

Von der Verfaſſerin erſchien ebendaſelbſt:

Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen mit einer Ueberſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere. 8. 1840. 20 Ngr.

Geſchichte der Coloniſation von Neu-England. Von den erſten Niederlaſſungen daſelbſt im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfaſſung von Maſſachuſetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebſt einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. 1847. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 28. —— 10. Juli 1852.

Inhalt.

Die deutſche Sprache und ihre Verderber. — Das Pfeifferrecht der Herren von Rappoltſtein im Elſaß, und das Geigerkönigthum in Frankreich, England und Schottland. Von **F. W. Barthold.** — Friedrich Bobrik. — Der Heerwurm. — Von Orſova bis Kiutahia. Von J. Hutter. — Philipp Lang, Kammerdiener Kaiſer Rudolf's II. Eine Criminalgeſchichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus archivaliſchen Acten gezogen von Friedrich Hurter. — Jacques Jasmin. — Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte. — **Bibliographie.**

Die deutſche Sprache und ihre Verderber.

„Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſelbſt fertig werden!“ Dieſes alte gute Sprüchwort findet auch auf Deutſchland und die deutſche Sprache ſeine vollſte Anwendung. Wer möchte noch daran zweifeln daß gerade Diejenigen in der Paulskirche welche Jeden ſcheel anſehen, der deutſch ſchrieb und nicht ihr teutſch, die da Hunderttauſende auf die Beine ſtellen wollten, weil die Italiener ihre Nationalfahne auf einem italieniſchen Berg aufgepflanzt hatten; die von teutſcher Herrlichkeit, teutſcher Macht und teutſcher Einheit ſo trunken waren daß ſie von nichts Anderm ſprachen als von der Wiederherſtellung des Heiligen Römiſchen Reichs und allüberall um einen Kaiſer bettelten; wer zweifelt noch daran, ſagen wir, daß gerade dieſe die Entwickelung des deutſchen Volks verhindert, ſie auf lange Zeit unmöglich gemacht haben? Es waren Die welche ſich vorzugsweiſe die Freunde des teutſchen Vaterlands nannten und jeden anders Geſinnten als einen Verräther bezeichneten. So ſind es auch gerade Diejenigen welche ſtets die Herrlichkeit und unübertreffliche Heldenkraft der deutſchen Sprache im Munde führen, die ſie auf das entſchiedenſte mishandeln und verderben. Sie haben zwar vollkommen Recht daß ſie vorallem Reinheit der Sprache verlangen und gegen den Gebrauch fremder Wörter eifern; allein einerſeits gehen ſie hierin zu weit und andererſeits haben ſie keine Ahnung davon daß die Sprache noch auf anderm Wege verunſtaltet werden kann; ja ſie begreifen dies ſo wenig daß ſie nicht im Stande ſind einen deutſchen Satz zu ſchreiben, weil ſie die vorgefaßte, aber ſehr beſchränkte Meinung haben daß jede Rede ſchon unbedingt deutſch ſein müſſe, welche kein fremdes Wort enthalte.

Dieſe doppelte Anſicht unſerer „deutſchthümelnden“ Schriftſteller verdient genaue Erwägung und Prüfung, umſomehr als ſie Boden zu gewinnen ſcheint. Wird ja ſogar eine Zeitſchrift herausgegeben, welche ſich es zur Aufgabe ſtellt das deutſche Volk mit dieſer Afterweisheit zu beglücken. „Die deutſche Eiche“ heißt das erwähnte Blatt, deſſen prahleriſcher Titel ſchon als lügenhaft oder nichtsſagend erſcheint, da ja die Eiche kein vorzugsweiſe deutſcher Baum iſt.

Wir ſind freilich der vollen Ueberzeugung daß man ſich aller unnöthigen fremden Wörter enthalten ſollte; wir glauben daß ſich alle Schriftſteller an ihrem Volke und an ihrer Sprache verſündigen, welche die bekannteſten Begriffe durch fremde Wörter bezeichnen. Wir ſind daher auch der Anſicht daß (um ein Beiſpiel anzuführen) Hegel durch ſeine harlekinsmäßige Darſtellung ſeinem Volke ebenſo geſchadet als er durch ſeine wiſſenſchaftlichen Leiſtungen genützt hat; wenigſtens zweifeln wir nicht daran daß er unendlich ſegensreicher gewirkt hätte, wenn er ſich die Mühe hätte geben wollen ſeine Werke in echtdeutſcher Sprache zu ſchreiben. Allein wir glauben auch daß er ganz vergeblich gearbeitet haben würde, wenn er die Darſtellung gewählt hätte, die uns durch die „Eiche“ und ihre Geiſtesverwandten angeprieſen wird, weil man ihn gar nicht verſtanden hätte. Denn warum iſt der Gebrauch der fremden Wörter verwerflich? Doch hauptſächlich deswegen, weil ſie eben nicht allgemein verſtanden werden, da ſie nicht nur Bekanntſchaft mit den dargeſtellten Begriffen, ſondern auch die Kenntniß einer oder mehrer fremden Sprachen vorausſetzen. Wenn nun aber das deutſche Wort welches dem fremden entgegengeſtellt wird ebenſo wenig verſtanden werden kann als dieſes, wenn das fremde vielmehr ſo allgemein verbreitet iſt daß Jeder es verſteht der nur die gewöhnlichſten Schulen durchgemacht hat: wird durch den Gebrauch des neuen deutſchen Worts das Verſtändniß nicht geradezu erſchwert, und wird die ihm zugrundeliegende Abſicht ebendeshalb nicht vollſtändig verfehlt? Ja es iſt nicht ſelten daß man ſich ſolche Wörter in die fremde Sprache zurücküberſetzen muß, wenn man zu ihrem Verſtändniß gelangen will, wie denn die Herren der „Deutſchen Eiche“ nicht verfehlen ihren Fabrikaten das fremde Wort in

Klammern folgen zu laſſen, weil ſie überzeugt ſind daß ohne dieſen Behelf Niemand ihre Wortungeheuer verſtehen würde. Wer wüßte wol was die Wörter: „Schriftenthum“, „Offenkunde“, „Sendbote“, „muſtergültig“, „erziehlich“, „Wiſſer“ und hundert andere der Art bedeuten ſollten, wenn man nicht zugleich an die bekannten fremden Wörter: „Literatur“, „Publicität“, „Miſſionar“, „claſſiſch“, „pädagogiſch“, „Doctor“ erinnerte? Goethe, welcher (namentlich in ſeinen frühern Werken) deutſch ſchrieb wie kein Anderer, ſagt in einem Briefe an Riemer: „Ich habe im Leben und Umgang mehr als ein mal die Erfahrung gemacht daß es eigentlich geiſtloſe Menſchen ſind welche auf die Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen.“ Wenn Goethe jemals ein wahres Wort geſprochen, ſo iſt es dieſes. Wir haben uns an daſſelbe erinnert, als die Männer der Paulskirche uns ihren „Schriftführer“, „Schriftwart“, „Vorſitzender“ u. ſ. w. entgegenjubelten, und leider hat ſich auch bei ihnen Goethe's Wort beſtätigt. Fern ſei es von uns behaupten zu wollen daß nur geiſtloſe Menſchen mit ſolcher Ausſchließlichkeit auf Sprachreinheit dringen könnten: es können wol auch höchſt geiſtreiche Männer von dem angegebenen Irrwahne befangen werden, wie wir ein ſprechendes Beiſpiel an dem trefflichen, leider ſo früh verſtorbenen Auguſt Fuchs haben; allein im Ganzen wird ſich Goethe's Ausſpruch immer beſtätigt finden, da ſich die Geiſtloſigkeit gar zu gern hinter ſeltſam tönendem Wortſchwalle verſteckt, mag dieſer nun aus fremden Sprachen oder aus der Mutterſprache herbeigeholt werden. Man leſe nur z. B. die Vorreden zu Vernaleken's Leſe-, Sprach- und Literaturbüchern, und man wird ſich bald überzeugen wie die bis zum Ekel getriebene Affectation in neugebildeten Wörtern aus dem Beſtreben hervorgegangen iſt, den Leſer glauben zu machen daß er etwas Neues finden könnte, während wir doch nur den allergewöhnlichſten Anſichten über Sprache und Literatur begegnen. Courier, der zu den großen Stiliſten des Jahrhunderts gehört, hatte den Grundſatz, kein ſchlecht geſchriebenes Buch zu leſen, um ſeinen Stil nicht zu verderben. Da hätten Vernaleken's Schriften gewiß keine Gnade vor ihm gefunden. Dagegen iſt ſehr zu bedauern daß ſie nicht ſchon zu Molière's Zeiten vorhanden waren, denn dieſer hätte ſie ohne Zweifel dazu benutzt, um ſein Luſtſpiel „Les fâcheux“ mit dem Charakter eines ſprachverderbenden Originals zu vermehren. Wenigſtens hätte er nicht leicht Bücher finden können die ihm ſo viele und mannichfaltige Beiſpiele von falſchen und lächerlichen Wortbildungen gegeben hätten, und er hätte kaum nöthig gehabt ſein großes Talent anzuwenden, um in ſeinen Zuſchauern und Leſern die unerſchöpflichſte Lachluſt zu erregen, wenn er irgend einem gelehrten Pedanten Worte Vernaleken's, wie z. B. „ſtofflich“, „lehrlich“, „literaturlich“ u. ſ. w., in den Mund gelegt hätte, wobei vorallem das „Naturwüchſige“ nicht hätte fehlen dürfen, das der Sprache des gelehrten Herrn ſo vollkommen „gegenſätzlich“ iſt, da dieſe durchaus nichts „Naturwüchſighaftes“ an ſich hat. Wir wiſſen nicht, ob Vernaleken Lehrer iſt, aber wenn er es iſt, wie wir zu vermuthen Grund haben, ſo müſſen wir die armen Schüler herzlich bedauern, die ſich an einem ſolchen Stile und an einer ſolchen Sprache heranbilden ſollen. Hoffentlich wird aber kein anderer Lehrer ſo geſchmacklos ſein, ſo wenig Gefühl für die Schönheit der Mutterſprache haben daß er den ihm anvertrauten Zöglingen ſolches Zeug in die Hände gebe.

Vernaleken gehört nicht eigentlich zu den vollblütigen Puriſten, wie wir an ſeinem „Literaturlichen“ geſehen haben; er verfällt aber bei ſeinen Wortbildungen in denſelben Fehler, den wir dieſen vorwerfen müſſen. Wenn es nämlich unbeſtreitbar iſt daß die deutſche Sprache durch die Einmiſchung fremder Wörter auch an Wohlklang verliert, indem der ſcharf ausgeprägte Rhythmus der deutſchen Sprache mit einem oft ganz entgegengeſetzten der fremden Wörter vermiſcht wird und die Einheit der rhythmiſchen Bewegung hierdurch verloren geht: ſo finden wir das nämliche Ergebniß bei den meiſten Wortbildungen welche an die Stelle fremder Wörter treten ſollen, oder auch oft ohne dieſe Nothwendigkeit geſchaffen werden. Ja es ſind dieſelben noch viel widriger als die fremden Wörter, weil ſie zugleich die deutſche Natur heucheln, von der doch bei ihnen keine Spur zu finden iſt. Sie wollen deutſch ſein und ſind es doch nicht, da ſie alle Geſetze der deutſchen Sprachbildung und des deutſchen Rhythmus geradezu verletzen. Oder wäre es in der That deutſcher Klang, wenn Vernaleken z. B. ſagt: „Die deutſchen Lehrbücher geben Inhaltliches (Stoffliches) für Sprache und Literatur.“ „Das deutſche Sprachbuch enthält das Sprachlehrliche, das deutſche Literaturbuch das Literaturlehrliche“ (!!!). In dieſen Zeilen iſt freilich nur ein einziges fremdes, aber auch beinahe kein einziges deutſches Wort. Was heißt inhaltlich oder ſtofflich? Die deutſchen Adjective auf lich bezeichnen im Allgemeinen die Art, die Weiſe des im Stammworte ausgedrückten Begriffs; daher wird mütterlich genannt was in der Art und Weiſe einer Mutter liegt; königlich heißt was der Art und Weiſe eines Königs entſpricht; ſomit bedeutet „inhaltlich“ oder „ſtofflich“ nichts Anderes als was dem Inhalte oder Stoffe entſpricht, was in ihrer Art liegt. Es ſollte ganz einfach heißen: „Die Leſebücher enthalten den Stoff für die Grammatik (nicht Sprache) und die Literaturgeſchichte“.

Uebrigens ſteht Vernaleken leider nicht allein; wir müſſen vor allen Dingen die Germaniſten anklagen daß ſie die deutſche Sprache muthwillig verunſtalten und verderben, alſo gerade Diejenigen welchen dieſelbe ein unantaſtbares Heiligthum ſein ſollte. Man kann kaum einen Satz dieſer Herren leſen, ohne auf die widrigſten Sprachfehler zu gerathen, aus denen auf das lebendigſte hervorgeht daß ſie auch nicht das mindeſte Gefühl für Schönheit und Richtigkeit der Sprache beſitzen. Die deutſche Sprache beſteht aber nicht darin daß man die Subſtantive mit kleinen Anfangsbuchſtaben ſchreibt und auch allem Geſchmack, aller Schönheit zuwider die Sätze

mit ſolchen beginnt, wodurch außerdem das Leſen erſchwert wird, da der Punkt allein nicht genügt, um dem vorwärtsſchauenden Auge die Stelle zu bezeichnen wo Satz und Gedanke endigt. Und warum gebrauchen dieſe Herren die großen Anfangsbuchſtaben beim Beginne eines neuen Satzes nicht? Aus keinem andern Grunde als weil ſie in ihren alten, von barbariſchen Mönchen des 12. und 13. Jahrhunderts geſchriebenen Manuſcripten nicht vorkommen. Doch wir wollen dieſe kleine Nachäfferei des großen Meiſters, dem bei ſeinen unſterblichen Verdienſten um die deutſche Sprache die erwähnte Seltſamkeit wol zu verzeihen iſt, nicht weiter berühren; wir haben es ja auch hier nur mit der Sprache ſelbſt zu thun. Wir haben behauptet daß die meiſten Germaniſten, die dii minorum gentium, nicht deutſch ſchreiben könnten; wir wiederholen dieſe Behauptung und fügen die weitere Bemerkung hinzu daß ſie durch ihre ſchlechte, alles Sprachgefühl verletzende Darſtellung mehr ſchaden als ſie durch ihre „ſprachlichen“ Werke nützen, weil dieſe, welche doch zum großen Theil in die Hände der ſtudirenden Jugend gelangen, das angeborene Sprachgefühl derſelben abſtumpfen, wie es ſich denn kaum leugnen läßt daß im Allgemeinen noch nie ſo ſchlecht geſchrieben wurde als jetzt, wo einerſeits die Germaniſten durch ihr ungehobeltes Deutſch, andererſeits die ſogenannten geiſtreichen Schriftſteller durch die unmäßige Einmiſchung fremder Wörter die Sprache in entſetzlichſter Weiſe verderben. Beiſpiele dieſes ſogenannten geiſtreichen Stils hat Auguſt Fuchs in ſeinem Buch über Fremdwörter geliefert; wir wollen hier nur einige wenige Sätze aus den Schriften der Germaniſten mittheilen. Sie werden hinreichen um die Leſer zu überzeugen daß wir in keiner Weiſe zu weit gehen, wenn wir behaupten daß ſie nicht deutſch ſchreiben können.

Einmalig vorhandene Handſchriften bearbeiten wollen, ſcheint dem Schreiber dieſes im zwölften Jahrhunderte nicht thunlich.

Am Schluſſe dieſer wenigen Vorworte kann ich mir nicht verſagen, über den ſchönen Eifer, das achtungswerthe Entgegenkommen und Eingehen des Herrn Verlegers und Unternehmers auf noch ſo manche tüchtige und wichtige Arbeit für die Nationalbibliothek (nicht durch mich, ſondern wozu ich nur Anregung oder Andeutung gab) meine Freude auszuſprechen.

Noch ſchlimmer, wenn der ſpätere Anſichkäufer durch erneute Zuſagen von Fortſetzungsabſichten, die er ſogar ſchon unter den zukünftig erſcheinen ſollenden Büchern aufführt. (Maßmann, „Deutſche Gedichte des 12. Jahrhunderts“, Vorwort.)

Der wohlhäbigſte Lebensgenuß (Deſſelben Vorwort zu „Triſtan“).

Die Innenkraft. — Naturnöthigung. — Die Umchriſtung Deutſchlands. (Deſſelben „Deutſche Abſchwörungsformeln“.)

Wenn auch Maßmann unter den genannten Schriftſtellern ziemlich den erſten Platz einnimmt, ſo könnten doch aus den Schriften anderer Germaniſten noch mannichfache Beiſpiele derſelben Art beigebracht werden. So ſagt Karajan: „Herr Roth hat mich brieflich aufmerkſam gemacht.“ (Haupt's „Zeitſchrift“, VI, 192.) Die Adjective auf lich bezeichnen aber nicht blos die Art und Weiſe, wie ſchon geſagt wurde; ſie bezeichnen auch einen Gegenſatz und können daher nur von ſolchen Wörtern gebildet werden die auf einen Gegenſatz hindeuten, z. B. friedlich, feindlich u. ſ. w. Man kann daher nicht brieflich ſagen, ſondern nur „in einem Briefe“, weil Brief auf keinen Gegenſatz hinweiſt. Selbſt Jakob Grimm iſt nicht frei von ſolchen Wortbildungen. In einem Aufſatze, in welchem er ſich mit Glück gegen einen ihm vorgeworfenen Sprachfehler vertheidigt (Haupt's „Zeitſchrift“, VI, 545) ſagt er „daß die Zeit noch unerſchienen ſei“. Es bezeichnet aber die Partikel un in Zuſammenſetzungen mit Adjectiven entweder einfach eine Verneinung, und alsdann hat das Adjectiv den Hauptton, wie in „unwiderſtehlich“, „unmöglich“, „unendlich“ u. ſ. w., oder ſie bezeichnen einen Gegenſatz zu dem im Adjectiv ausgedrückten Begriff, und dann hat die Partikel un den Hauptton, wie in „unrecht“, „unzufrieden“, „unfruchtbar“ u. ſ. w. Nun drückt das Wort unerſchienen keinen Gegenſatz zu dem Begriff erſchienen aus, ſondern nur eine einfache Verneinung; da aber un den Ton hat, ſo iſt die Bildung offenbar ebenſo falſch als wenn man „unſchön“, „unſchwer“, „unleicht“ ſagen wollte. Ebenſo gut hätte Grimm ſagen können daß die Zeit noch ungekommen ſei.

Alle dieſe Beiſpiele beweiſen aufs deutlichſte daß die genannten Schriftſteller und noch hundert andere mit ihnen das angeborene Gefühl für Richtigkeit der Sprache verloren haben, daß ihnen insbeſondere das Gefühl für die rhythmiſche Schönheit der Darſtellung in hohem Grade abgeht, was man insbeſondere aus den abgeſchmackten Inverſionen nachweiſen kann, deren ſie ſich auf jeder Seite ſchuldig machen. So ſchön die Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache iſt, durch ungewöhnliche Wortſtellung Begriffe und Gedanken hervorzuheben, und ſo Großes durch den richtigen Gebrauch der Inverſion gewirkt werden kann, ſo widerlichen Eindruck macht der falſche Gebrauch derſelben, weil dann die Form des Satzes mit dem Inhalte deſſelben in Widerſpruch ſteht. Wenn z. B. Jakob Grimm ſagt: „Von meiner muße ſowie von dem willen des publicums mag es abhängen ob ich einen dritten band hinterher ſende. Angeführt werden mußte bis dahin noch nach dem erſten drucke“ (Haupt's „Zeitſchrift“, VI, 581): ſo darf man nur den letzten Satz laut leſen, um die ganze Häßlichkeit deſſelben recht lebhaft zu fühlen, welche in der falſchen Wortſtellung ihren Grund hat, die um ſo unrichtiger iſt, als dem Sinne nach nicht das vorangeſtellte Wort, ſondern ein ganz anderes hätte hervorgehoben werden ſollen. Der Satz müßte, richtig gebildet, heißen: „Bis dahin mußte noch nach dem erſten Druck angeführt werden.“

Wenn Jakob Grimm dies zufällig lieſt, mag er vielleicht wieder über „Sprachpedanten“ klagen; wir werden uns dadurch nicht irremachen laſſen, ſondern fortfahren, wo und wann die Gelegenheit ſich darbietet, die Sprachverderber zu bekämpfen, und zwar um ſo rückſichtsloſer, je größer ihr Einfluß auf das Publicum und insbeſondere auf die ſchreibende Welt und auf die ſtudirende

Jugend iſt. Wir wiſſen recht gut daß Jakob Grimm die deutſche Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt hat, und daß er ſie, wenn er will, mit einer unnachahmlichen Meiſterſchaft behandelt, daß kaum Jemand es verſteht wie er, das Weſen der Poeſie durch die glücklichſten, des größten Dichters würdigen Bilder zur lebendigſten und klarſten Anſchauung zu bringen, daß ſeine Darſtellung durch Wort und Laut gleich bezaubernd iſt, wenn er dem Zuge ſeines ſchöpferiſchen Geiſtes folgt: aber umſomehr thut es wehe, wenn man ſolchen Sätzen begegnet wie die angeführten, in denen er als der Nachahmer ſeiner kleinen Nachbeter erſcheint.

Es ſollte jeder Schriftſteller es für heilige Pflicht achten ſeine Gedanken nur in ſchöner Form darzuſtellen; es kann eine Darſtellung aber niemals ſchön genannt werden, wenn ſie die lebendigen und vollkommenen Geſetze der Mutterſprache bei jedem Satze und jedem Worte verletzt. Wie lobenswerth erſcheinen dagegen die franzöſiſchen und engliſchen Schriftſteller, welche die Achtung vor dem Publicum und die Ehrfurcht vor der Schönheit der Sprache nie aus den Augen ſetzen und ſelbſt in den alltäglichſten Zeitungsartikeln ſich einer ſchönen Darſtellung befleißigen. Daher kommt es aber auch daß das franzöſiſche Volk in dieſer Beziehung einen für uns märchenhaften Grad geſchmackvoller Ausbildung gewonnen hat und das lebendigſte Gefühl für die Schönheit der Sprachdarſtellung beſitzt, wie man ſich leicht überzeugen kann, wenn man die Theater beſucht, wo das oft wiederholte „Ah! que c'est bien dit!“ ſich ebenſo häufig auf die Schönheit des Ausdrucks als auf die des Inhalts bezieht. Und dies kann man nicht blos in Paris, ſondern auch in den kleinen Provinzialſtädten, in der Normandie wie in der Touraine hören. Wie gleichgültig iſt dagegen unſer deutſches Volk gegen ſeine ſchöne, bildſame und bilderreiche Sprache! Das haben die Gelehrten auf dem Gewiſſen welche das tadelnswerthe Beiſpiel der Gleichgültigkeit gegen die Schönheit der Darſtellung geben. Würden ſie ihre Werke in beſſerm Deutſch ſchreiben, ſo würden es auch die Zeitungsſchreiber nicht wagen tagtäglich das häßlichſte Zeug auf den Markt zu bringen und den Geſchmack des Publicums noch mehr zu verderben. Uebrigens ſind wir noch der Ueberzeugung daß die Sprachverderber nicht blos das Sprachgefühl des Volks, ſondern auch deſſen Gefühl für Nationalität untergraben. Denn ein Volk das keine Begeiſterung für ſeine Mutterſprache hat kann noch viel weniger für ſeine Selbſtändigkeit begeiſtert werden. Der Franzoſe entſetzt ſich ebenſo ſehr über die Mishandlung ſeiner Sprache als über die Beleidigung ſeines Volks — der Deutſche iſt gegen Beides gleichgültig.

Zum Abſchluß der vorgetragenen Anſichten müſſen wir noch Eine Bemerkung hinzufügen. Es wird immer gewagt ſein neue Wörter zu bilden, und bei tauſend Verſuchen der Art wird kaum Einer gelingen. Der Grund hiervon iſt leicht einzuſehen. Die Sprache iſt nicht von wenigen Einzelnen, nicht von den Geiſtreichſten und Gebildetſten geſchaffen worden, ſondern ſie iſt aus dem Volke hervorgegangen, ſie hat ſich in ihm und durch daſſelbe entwickelt und fortgebildet. Es allein beſitzt ſoviel Schöpfungskraft daß es die verderbte Sprache auf ihre urſprüngliche Reinheit zurückführen kann. Die Gelehrten und Gebildeten haben ſie ſchon häufig verunſtaltet, nie iſt es aber auch ihren größten Anſtrengungen gelungen ſie wiederherzuſtellen. Wie überhaupt das Volk die Grundlage alles Großen und Schönen iſt, wie das Bleibende und Lebensfähige ſich nur aus dem Volk entwickelt, ſo iſt es auch insbeſondere die Quelle der Poeſie und der Sprache, daher auch im Allgemeinen nur ſolche Wörter dem Geiſte und den Geſetzen der Sprache entſprechen und zugleich rhythmiſch ſchön ſind, welche aus dem Volke hervorgehen. Ja ſeine Schöpfungskraft iſt ſo groß daß es ſogar fremde Wörter ſich aneignet, ihnen Form und Betonung der eigenen Sprache gibt. Die fremden Wörter welche durch die Gebildeten in die deutſche Sprache gebracht worden ſind haben noch heute wie vor 100 Jahren das urſprüngliche fremde Gepräge, das ſie auf den erſten Blick von den deutſchen unterſcheidet. Diejenigen dagegen welche vom Volke aufgenommen worden ſind laſſen ſich nicht mehr als fremde erkennen, weil es ihnen deutſche Form und Betonung gegeben hat. Man vergleiche nur Mönch, Prieſter, Biſchof, Körper, Kopf u. ſ. w. mit Totalität, Regiment, Muſik, Doctor u. a. m. (In einigen Ländern iſt auch dieſes Wort eingebürgert, und daher ſagt das Volk ganz regelrecht: der Dokter, die Dökter.) Man hat den Franzoſen oft den Vorwurf gemacht daß ſie die fremden Wörter, ſelbſt Eigennamen verunſtalteten und z. B. Ariſtoteles in Aristote, Titus Livius in Tite Live, Wien in Vienne, Blücher in Blucher (Blüſchär) verwandeln; ich halte dafür daß man ſie darum loben und die Kraft des Volksbewußtſeins darin erkennen ſollte, welches alles Fremde als unorganiſche Beimiſchung anſieht und daher zu vertilgen ſucht. Jedes kräftige Volk wird dieſes thun. Bei den Griechen finden wir griechiſche Formen der perſiſchen und ägyptiſchen Wörter; bei den Römern lateiniſche Umbildungen der germaniſchen Namen; bei den Engländern, Franzoſen, ſogar bei den Italienern, die nämliche Umgeſtaltung der fremden Wörter. Die Deutſchen dagegen, die unter allen europäiſchen Nationen das ſchwächſte Volksbewußtſein haben, bewahren das fremde Wort in ſeiner fremden Geſtalt; ja ſie rühmen ſich deſſen noch und prahlen damit daß ſie wiſſen wie Brougham und Caſtlereagh, wie Turenne und Saint-Germain l'Auxerrois ausgeſprochen wird. Doch ich thue dem Volke Unrecht; es ſind nur die Gebildeten und Gelehrten welche zu tadeln ſind, weil in ihnen das Volksbewußtſein erſtorben iſt. Wie in keinem andern Lande haben ſie ſich bei uns vom Volke getrennt; wie nirgend ſonſt haben ſie in Deutſchland die nationale Entwickelung in Kirche und Staat, in Poeſie und Sprache gehemmt; wie bei keinem andern Volke haben ſie bei dem deutſchen die Volkskraft gelähmt. Wenn der franzöſiſche Gelehrte in einem gelehrten Werke zu andern Gelehrten von Quintus Curtius ſpricht, ſo nennt er ihn

Quinte-Curce; der Engländer ſagt Sihßer (für Cäſar); der Italiener, der den Römern doch ſo nahe ſteht, kennt auch in wiſſenſchaftlichen Werken keinen Scipio, Quintus Horatius Flaccus, Publius Ovidius Naſo u. A., ſondern nennt ſie ſeiner Sprache angemeſſen: Scipione, Quinto Orazio Flacco, Publio Ovidio Nasone. Das kommt daher daß ſie ſich von ihrem Volke nicht abgewendet haben, daß ſie in ihm wurzeln, daß ſie ein lebendiges Sprachgefühl haben wie das Volk, ſodaß es ihnen ein Gräuel wäre ihre Sprache durch Einmiſchung fremder Wortformen und fremder Betonung zu verunſtalten. Wir lachen das Volk aus, wenn es z. B. Apfelkoſe ſtatt Aprikoſe, Fertigoſe ſtatt Virtuos u. ſ. w.*) ſagt, aber wir würden beſſer thun, wenn wir ihm nachſprächen, wie der gebildete und gelehrte Franzoſe ſich keinen Augenblick bedenkt das deutſche „Sauerkraut“ in Choucroûte umzuſetzen, wie er es aus dem Munde des Volks gelernt hat.

Ebenſo wenig wie die Gelehrten und Gebildeten ſich fremde Wörter aneignen, d. h. ihnen deutſche Form und Betonung geben können, ebenſo wenig können ſie auch im Allgemeinen neue Wörter bilden. Es fehlt ihnen hierzu die allein im Volke liegende Schöpfungskraft. Daher ſind die meiſten neuen Wörter todtgeborene Erſcheinungen, welche eine kurze Zeit nachgeſprochen, bald aber von andern ebenſo unzulänglichen Verſuchen oder gar von dem fremden Worte wieder verdrängt werden. Erſt wenn der zu bezeichnende Begriff in das Volk eindringt, wird dieſes auch den rechten Ausdruck dafür finden oder ſich das fremde Wort aneignen, ihm deutſche Form und Betonung geben. Nur ſolche Wörter dürfen die Gelehrten zu bilden wagen welche zur Sprache der Wiſſenſchaft gehören und daher niemals in die Maſſe des Volks dringen können. Aber auch in ſolchen Fällen ſollten ſie nicht ſo leichtſinnig zu Werke gehen als es bisjetzt meiſtens geſchehen iſt; ſie ſollten nicht mit Verletzung aller Geſetze der Sprache Bildungen zutagefördern welche weder in Form noch in Betonung deutſch ſind, ja nicht einmal dem auszudrückenden Begriffe entſprechen. Dies iſt namentlich bei neuen Zuſammenſetzungen der Fall, obgleich dieſe Wortbildungen an und für ſich leicht ſind. So iſt in neuerer Zeit das Wort „Sprachbuch“ allgemein Mode geworden, nachdem es zuerſt, wenn wir nicht irren, von Dr. Mager gebraucht worden war. Es iſt hier natürlich nicht der Ort nachzuweiſen, worin die falſche Bildung beſteht; doch wird es Jedem von ſelbſt klar werden, wenn wir den Ausdruck „deutſches, franzöſiſches Sprachbuch“ neben die bekannten Aufſchriften „lederner Handſchuhhändler“, „wollener Strumpfweber“ u. ſ. w. ſtellen. Gerade wie „lackirter Blechwaarenfabrikant“ in der That nicht heißt „ein Fabrikant von lackirten Blechwaaren“, was man allerdings ſagen wollte, ſondern „ein lackirter Fabrikant von Blechwaaren“, ſo heißt auch „Franzöſiſches Sprachbuch“ durchaus nichts Anderes als „Franzöſiſches Buch für die Sprache.“ Was ſoll man aber zu unſern deutſchen Lehrern und Sprachforſchern ſagen, die über das armſelige Wort, das ein geiſtreicher, aber ſeiner Mutterſprache nicht kundiger Mann in die Welt hinausſchickt, heißhungerig herfallen und ihm zu Liebe unzählige „Sprachbücher“ ſchreiben? Denn wir ſind überzeugt, hätte Mager ſein Buch „Grammatik“ genannt, es hätte dieſe Flut von Nachahmungen nicht gefunden.

74.

*) Eine möglichſt vollſtändige Sammlung ſolcher vom Volke mit Beibehaltung des Lauts in deutſches Gewand eingekleideter Wörter wäre gewiß höchſt intereſſant, da ſich in ihnen Witz und Geiſt des Volks auf eine merkwürdige Weiſe kundgibt. Das wäre eine Aufgabe für die „Deutſche Eiche“.

Das Pfeifferrecht der Herren von Rappoltſtein im Elſaß, und das Geigerkönigthum in Frankreich, England und Schottland.

Wenn man von Schlettſtadt durch das geſegnete Elſaß auf Kolmar wandert, tritt das Waſgaugebirge näher an das Rheinthal und bleibt dem entzückten Reiſenden faſt eine Tagesfahrt hindurch der vorderſte Vorſprung des Gebirgs im Geſichte, den drei alte Schlöſſer krönen. Mit jeder Stunde Wegs verändert ſich die Anſicht; erſt ſtehen die maleriſchen Trümmer wie in einem Dreieck über- und nebeneinander; dann ragt der eine Thurm hoch über den andern hervor und ſcheinen drei verſchiedene Berge ſich abzuſchneiden; dann ſchieben ſich alle drei in mäßiger Abſtufung hintereinander; anders iſt wiederum die Geſtalt in der Nähe von Kolmar. Fragt man nach dieſem wechſelvollen Bilde, ſo antwortet der trotzige Bauer in ſeinem vollen Dütſch: „Das ſind die Schlöſſer der öſtreichiſchen Zwingherren.“ Auf nähere Erkundigung und nach Beſchauung der Karte erfährt man den Namen Rappoltſtein, Ribeaupierre, für die Geſammtheit des feudalen Gemäldes; auf der Spitze des Berges liegt die alte Veſte Hohen-Rappoltſtein; der Thurm links heißt der Stein- oder Girsberg; die Trümmer rechts darunter führt in Urkunden den Namen St.-Ulrich. Am Fuße des Waldbergs, immer noch hoch unter Rebengeländen, erhebt ſich das neue fürſtliche Schloß mit zierlichen Gärten, und unter ihm ſtreckt ſich gleichfalls von Weinhügeln und Baumpflanzungen umgeben, vierfach getheilt, ſtufenartig mit Mauerthürmen und mehren Kirchen die Stadt Rappoltsweiler, Ribeauviller, hin. Dieſe ſo weit ins Land lugende Oertlichkeit gilt als eins der Wahrzeichen des Elſaß; die Burgen ſtehen ſcheinbar ſo nahe „daß drei auf ihnen hauſende Brüder mit der Armbruſt einander erreichen konnten“. Iſt nun die ganze Landſchaft mit den vielen Städtchen, Dörfern und Ruinen ſchon an ſich von wunderbarem Reiz, und bedauert der Deutſche die Entfremdung derſelben nicht allein des köſtlichen Gewächſes bei Zehenackern, in der Voigtei Waſſelnheim, halber, ſo belebt im höhern Grade die Kenntniß der mittelalterlichen Geſchichte und die Erinnerung eines fröhlichen, bedeutſamen alemanniſchen Volksthums die Luſt und den Schmerz. Nichts iſt aber dem Liebhaber der Vergangenheit dort herum anziehender als daß um

Burg Rappoltſtein die letzten Spuren germaniſcher Liebe zum Heldenliede, Bardiet, zum Minnegeſange und Volksliede verſchwanden, das ehrenvolle Königthum der Barden, Minneſänger und Meiſterſänger erſt in ein Geigenkönigthum und in die Herrſchaft über Bänkelſänger, dann in das bizarre Pfeiferrecht, endlich in ein getümmelvolles, aber gedankenloſes Volksfeſt, wie ſich ſelbſt parodirend, unterging.

Die Herren von Rappoltſtein nämlich, denen die Klüglinge des 14. Jahrhunderts italieniſchen Urſprung und Namen andichteten, indem unter Kaiſer Konrad II. zwei kaiſerlichgeſinnte italieniſche Fürſten nach Deutſchland übergeſiedelt ſeien, von denen der eine, ein Römer des Geſchlechts Urſini, in Schwaben die Burgen Urslingen und Schiltach erbaut und nach ſich benannt habe, der andere, Rochus von Spoleto, der Herrſchaft Rappoltſtein als Rocca Spoletina oder als Rocho di Spoleto Urſprung und Benennung verliehen habe, waren ſeit undenklicher Zeit die Reichslehnsinhaber des Magisterii super musicos per Alsatiam. So nennt Schöpflin, der wol urkundliche Nachricht vor ſich hatte, das Feudum passivum imperiale der ſpätern Dynaſten. Leider wird nirgend die urſprüngliche Bedeutung dieſes Lehens, ſo wenig als Zeit und Anlaß dieſer Verleihung erwähnt, und nur die Vergleichung mit ähnlicher geſchichtlicher Entwickelung anderswo lehrt uns den Sinn eines Meiſterthums auffaſſen, das die alten Herren auf Rappoltſtein in glänzenden Kaiſertagen nicht umſonſt, ſondern als Lohn entweder tapferer Thaten oder beſonderer Huld für edele Künſte erlangt hatten.

Fehlt es der deutſchen Forſchung, wie an vielem Andern, zur Zeit noch an urkundlicher Nachweiſung, ob unſere Kaiſer des ſchwäbiſchen Geſchlechts und ſpätere an ihren Höfen einen amtlichen Oberſten der zuwandernden oder Hofminneſänger erkoren und ſolche Würde angeſehenen Edeln übertrugen, ſo möchten wir aus der Sitten- und Geſchmacksgleichheit des ſchwäbiſchen und nächſten Zeitalters mit den romaniſchen Zuſtänden doch den Schluß ziehen daß die geſangliebenden Hohenſtaufen, den romaniſchen Völkern ſo innerlich verwandt, einen feſtlichen Brauch nicht unterließen, welchen ſie bei den Nachbarfürſten in hohen Ehren erblickten. Bei dem gothiſchen, fränkiſchen, longobardiſchen Könige galt ja der Sänger älterer und jüngerer Heldenthaten Daſſelbe wie Barden, Skalden, Minſtrels an den Höfen celtiſcher, normanniſcher, angelſächſiſcher Fürſten, und Deutſchland erzeugte auch vor der Nachahmung romaniſcher Poeſie genug meiſterhafte Dichter. Darum mögen wir uns den Hofſtaat Kaiſer Friedrich's II. nicht ohne einen „König der Sänger" vorſtellen, wenn auch nicht gerade ein vermeintlicher Sprößling Rochus' von Spoleto als Troubadour oder ein Enkel Rappolt's durch Schwertſtreiche ſolches Ehrenamt erlangt hatte. In uralten Tagen war die gothiſche, ſkandinaviſche, celtiſche kunſtloſe Harfe oder die Zither die Begleiterin des Sängers, wie er am Hofe Theodorich's in Toulouſe oder Alboin's in Pavia erſchien; der muſikaliſche Geſchmack der mittelalterlichen Deutſchen ſcheint dagegen früh ſich mit einem beredtſamern Werkzeuge befreundet zu haben, um heitere Liebeslieder, das Gedächtniß der Thaten aus der Gegenwart oder der Väterzeit durch muſikaliſchen Reiz eindringlicher zu machen. Nicht unbeachtet darf bleiben daß man jüngſt in den alemanniſchen Grabſtätten, welche man am Lupfen bei Oberflacht in Schwaben aufgrub, geigenartige Inſtrumente auffand; ferner daß ein tapferer Degen aus der burgundiſchen Ritterſchaft, Volker, der Markgraf von Alzey, der „Fiedler" im Nibelungenliede genannt wird, gewiß nicht weil er ein Ole Bull ſeines Jahrhunderts war, ſondern weil er die Gabe, das Heldenlied in Begleitung der Fiedel vorzutragen, beſaß; ältere deutſche Bilder, wenn wir uns recht erinnern, von Holbein d. A. oder Lukas Cranach, konnten den Sängervater Homer nicht anders darſtellen denn als einen blinden Greis, welcher die Geige ſpielend ſingt. So bietet ſich die Fiedel als Geſellſchafterin unſerer mittelalterlichen Sänger dar, ſei es daß ſie ihre Rhapſodien ſelbſteigen mit einfachen Bogenſtrichen begleiteten oder einen ſeelenverwandten Fiedler zur Seite hatten. Genug, die Fiedel verwuchs in der Vorſtellung innig mit dem Liede, was ohne Verſtoß gegen das Schönheitsgefühl erklärlich iſt, wenn wir uns die größere Fiedel oder Kniegeige, etwa noch Georg Neumark's berühmte Viola di gamba, vergegenwärtigen, oder überhaupt ein Werkzeug, das zwanglos gegen die Bruſt gehalten, den Gebrauch des Mundes und der Bruſtorgane ohne Verzerrung geſtattete. Blicken wir nur auf die herumziehenden Geigenſpieler, dergleichen wir zu ihren melodiſchen Weiſen auch ſingend auf Märkten geſehen haben; ſo doppelt thätig waren die Bänkel- und Balladenſänger, die herabgedrückten entarteten Spätenkel erlauchter Minneſänger. Daß die vornehme, ſeelenvolle Geige neben der Pfeife oder Sackpfeife zumal das geeignetſte Werkzeug abgab, um den tanzluſtigen Fuß des alemanniſchen Bauern zu beflügeln, war ein böſes Verhängniß für die edle Kunſt des Minneſängers. Dieſe mußten ihr Brot ſuchen, ſobald die Zeit der Chevalerie vorüberrauſchte, welche gleichwol in deutſchen Landen, namentlich nicht im rauhen Norden der wandernden Muſik zu viel abgeworfen haben mag. Schon die Erfinder des Meiſtergeſangs, Herr Heinrich Frauenlob und ſeine erſten Jünger, mußten in den veränderten Geſchmack ſich fügen; um erklecklichen Lohn davonzutragen, ſtimmten ſie den höchſten Ton an, prieſen ihre Mäcene über Gebühr, ſchmeichelten ihnen ſchranzenartig, unterhielten ſie durch kurzweilige Liederchen und Erzählungen, bei denen denn die Töne ihrer Fiedel nicht ruhen durften. So verändert ſich früh der hehre Charakter der begeiſternden, zur Nachahmung ruhmvoller That auffodernden altdeutſchen Poeſie; wenn im 14. Jahrhunderte Hermann Damen oder der Meißner in das unwirthliche Wendenland nach Pommern an den königlichen Hof rügenſcher Dynaſten, wie Herrn Johann's von Griſtow bei Greifswald, verſchlagen wurden, koſtete es wol demüthige Künſte, um den Junkern einen mäßigen Lohn abzugeigen. Schlimm genug waren im ſaſſiſchen Deutſch-

land ſchon ſeit alten Tagen die Ausüber der Tonkunſt und anderer erheiternder, ergötzlicher Beſtrebungen angeſchrieben; in der Heimat Otto's des Minneſängers, zu geſchweigen Witzlav's des Jüngern von Rügen, galten nach Herrn Ecko von Repgow's gewiß nicht willkürlichem, aber unromantiſchem Ausſpruche „die Spellude (Spielleute) wie die Kempen und ihre Kinder, und alle die unecht geboren ſind und die Diebſtahl oder Raub ſühnen", für rechtlos („Sachſenſpiegel", I, 38). In noch proſaiſcherer Zeit, in den Tagen Wenzel's, Sigismund's und Friedrich's III., ſank dann das Erhabene immer tiefer; das Beſſere der poetiſchen Regung in der Nation rettete ſich noch in den ſtädtiſchen Verband der Meiſterſänger; die Nachfolger Heinrich's von Ofterdingen dagegen, Wolfram's von Eſchilbach, Heinrich's von Veldeck und Klingsor's von Ungarland ſuchten ihr karges neidloſes Brot ſchulmeiſterlich oder als luſtige Geſellſchafter und Poſſenreißer, ſogar als Hofnarren auf den Sitzen der Fürſten oder unter dem Wappen und den Farben plumper, gewaltthätiger Reichsritter und ſpaßhafter Aebte, endlich als Bänkelſänger auf Märkten und, als die Poeſie in ihrer dürftigſten Geſtalt nichts mehr erſchwingen konnte, als Fiedler zum Tanze, Zinkeniſten, Querpfeifer und Dudelſackbläſer, die zu Haufen die Dorfkirmſen und Bauerngelage beſuchten. Wie wir noch hervorheben werden, iſt es nicht Spiel des Zufalls, ſondern der Beweis einer gleichartigen Entwickelung urſprünglich gleichartiger Zuſtände unter verſchiedenen Völkern, daß Kaiſer Maximilian I. auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 das Herumbetteln der Schalksnarren verbieten mußte, und Königin Eliſabeth einen ähnlichen Parlamentsbeſchluß in Bezug auf die Minſtrels ſanctionirte. In Deutſchland und in England „desinit" die altgermaniſche Volkspoeſie gleicherweiſe in atrum piscem!

Soviel mußten wir vorausſchicken, um unſern Leſern verſtändlich zu machen, was es mit dem Pfeiferrechte oder dem Pfeiferfeſte zu Rappoltſtein zu ſagen hatte. Nämlich noch im 16. Jahrhunderte, wie Ichtersheim in ſeiner „Topographie des Elſaß" berichtet, wurde dort das Pfeiferrecht gehalten,

da alle Spielleute, ſie mögen muſikaliſche Inſtrumente haben wie ſie wollen, am 8. September, dem freudenreichen Tage der Geburt Maria's, in der Stadt aus ganz Elſaß erſchienen, mit einem muſikaliſchen Aufzuge paarweiſe in die Kirche und aus derſelben zogen und alsdann in das Wirthshaus zum Stern ſich verfügten. Hier erlegte jeder drei Gulden, that ſeine Zeche; wer nicht erſchien, durfte das Jahr über ſein Brot auf den Gaſſen, Kirchweihen, Hochzeiten, in Wirthshäuſern und bei öffentlichen Spielen nicht verdienen, ſondern wurde ausgewieſen und geſtraft.

Es verſteht ſich daß dieſes Feſt die luſtige Bevölkerung weit und breit zuſammenlockte, daß unter unſagbarem Getöne der verſchiedenartigſten Inſtrumente weidlich gegeſſen und getrunken, getanzt und gejubelt wurde, und daß auch ſpäter, als die amtliche Bedeutung des Pfeiferrechts in Vergeſſenheit gerieth, das Ganze das Gepräge eines geräuſchvollen Volksfeſtes annahm. Darin weichen jedoch die Angaben ſchon früh ab daß bald der ehrſame Wirth zum Stern als „immerwährender Geigenkönig" aufgeführt wird, bald der Dynaſt au demſ Schloſſe ſelbſt das erkleckliche Richteramt verwaltete. Die Perſönlichkeit der Herren von Rappoltſtein, wie ſie uns dürftig genug geſchildert wird, mag das Räthſel löſen.

Solange noch das Regale, das Meiſterthum in früherer Bedeutung, mit der Würde eines Reichsritters ſich vertrug, haben Kreuzfahrer, ſtreitbare Degen, wie Egenolf, König Friedrich's II. Gefährte im Heiligen Lande, Anshelm in König Adolf's Tagen, Bruno, ein Held gegen die „erſten Engländer" (die ſpätern Armagnaken), Schmasmann II. (Maximin), ein Helfer König Karl's VII. gegen die Orleaniſche Partei, gewiß in Perſon ernſthaft ihr Richteramt gehandhabt: als aber im 16. Jahrhunderte die Kunſt ſich erniedrigte, mag ſchon Ulrich IX., der, Mitſieger bei Pavia, obgleich ein Sohn eifrig katholiſcher Aeltern, die lutheriſche Lehre in ſeinem Gebiete beförderte und wie Egenolf der Jüngere um Kirche und Schule ſich verdient machte, es mit ſeiner hohen ſittlichen Stellung und ſeiner Verwandtſchaft zu Kaiſern und Herzogen, ſowie als Landvoigt nicht mehr vereinbar gefunden haben, über ſolches Geſindlein den Regimentsſtab zu führen. Zumal nicht Egenolf's Sohn, Eberhard, Kämmerer, Rath und Geſandter dreier Kaiſer (geb. 1570, geſt. 1637). Wie dürften wir uns Wilhelm, Ulrich's Vater, welchen die ſtolzen Habsburger ihren Vetter nannten, welcher an Maximilian's I. Stelle den Reichstag zu Worms 1513 eröffnete und bei der Bezwingung von Padua 1509 die kaiſerliche Fahne zuerſt auf die feindlichen Mauern pflanzte — nicht damals als Ritter Bayard, in den Zähnen ſtochernd, an Stelle der „Schuſter, Hufſchmiede und Becker" (der Landsknechte) den deutſchen Adel als Sturmgefährten wünſchte — wie können wir uns den Ritter des goldenen Vließes, den Ueberwinder der Bauern im Elſaß als Geigenkönig vorſtellen? Dieſe Herren überließen darum dem Wirthe zum Stern ihr Regal als Afterlehn, mögen aber gleichwol nicht ganz die Gefälle ihres Stuhls verſchmäht haben. In der erſten Hälfte des traurigen 17. Jahrhunderts blühte das Haus Rappoltſtein, mit dem Grafentitel geſchmückt und dem Reiche in allen Anfechtungen treu, noch herrlich. Aber des prachtliebenden und gelehrten Eberhard Geſchlecht welkte raſch hin; Philipp Ludwig, eben mit einer Rheingräfin vermählt, ſtarb 1637 vor dem Vater; Georg Friedrich, ein trefflicher Herr, ſtarb 1651 nur mit Hinterlaſſung einer Tochter, der Gattin Chriſtian Ludwig's, Grafen von Waldeck; mit ſeinem Bruder und Erben, dem erblindeten, frommen und hochbelobten Johann Jakob, erloſch 1673 der uralte Stamm, deſſen Habe die Willkür König Ludwig's XIV. nicht dem Eidam des ältern Bruders, dem Grafen von Waldeck, ſondern Chriſtian, dem Pfalzgrafen der Linie Birkenfeld, dem Schwiegerſohne des Letzlings, zuwandte. Im Wappen der Geigenkönige hätten wir gern die alemanniſche Fiedel gefunden; daſſelbe iſt jedoch beziehungslos: im

viergetheilten Schilde drei ſchwarze goldgekrönte Raben- oder Adlerköpfe in Silber, zwei Felder mit je drei rothen Schildlein; der rothe Löwe wegen Geroldseck am Waſichen (zu unterſcheiden von dem am Schwarzwalde) auf Silber im vierten. Als Helmkleinod wegen der That Konrad's, welcher auf dem Kreuzzuge Kaiſer Konrad's III. (1147) bei Damask einen rieſigen Sarazenen, den Herausfoderer des Kaiſers, im Zweikampfe erlegte, „ein bärtiges Männlein ohne Arme, in weißer Kleidung, auf der Bruſt drei rothe Schildlein, mit einem gelben türkiſchen Spitzhut".

Man könnte ſich wundern daß an einem Orte, welcher heitere, lebensluſtige Erinnerungen erwecken mußte, ein Mann das Licht des Daſeins erblickte und die erſten, bleibenden Jugendeindrücke aufnahm, welcher im Gegenſatze eine wir wollen nicht ſagen freudenſcheue oder ſchwermüthige Gemüthsſtimmung, doch einen ſtrengen ascetiſchen Ernſt früh entwickelte und der Patriarch einer kirchlichen Sondergeſellſchaft wurde, die einem großen, hochbeachtungswerthen Theile der Ariſtokratie und der mittlern Stände Deutſchlands eine eigenthümliche Färbung verlieh. Philipp Jakob Spener, bekannt als Genealog und fleißiger Liebhaber der Heraldik, bekannter als Vater des Pietismus im 18. Jahrhunderte, iſt am Hofſitze des Geigenkönigs, am Parlamentsorte der Bänkelſängerei, auf dem deutſchen Rhodus, welches von tanzluſtigen Geſellen und ſpielbereiten Fiedlern, Pfeifern, Zinkeniſten und Harfnern wimmeln mußte, 1635 geboren, jener ernſte Philipp Jakob Spener im taumelnden Weinlande, der nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe noch im ſpäten Alter der Angſt ſich erinnerte, die den zwölfjährigen Knaben überfiel, als er einſt am Tanze theilgenommen, und die ihn von demſelben hinwegſcheuchte; Philipp Jakob Spener, der den Streit über die ſogenannten „Mitteldinge" erweckte und den unſchuldigſten Ausdruck des friſchen Lebensbehagens aus zahlloſen Kreiſen deutſcher Vornehmen und Bürger verbannte! Wie erklären wir dieſen Widerſpruch? Pſychologiſch aus früher Abneigung gegen Unmaß und häßliche Verwilderung? Oder hiſtoriſch, daß in den Jahren nach der Schlacht von Nördlingen (1634) gerade ſeine Heimat der entſetzlichſte Tummelplatz der Kriegsgräuel von kaiſerlichen Kroatenhorden, Schnapphähnen und Merodebrüdern des ſchwediſchen, weimariſchen und franzöſiſchen Heeres 15 Jahre lang blieb, und Philander von Sittewald gerade ins Elſaß, am Waſichen und Geroldseck, die Scenerei ſeines erſchütternden Traumgedichts „Soldatenleben" verlegt, und deshalb ein banges, auf den Himmel allein gerichtetes, der Verzweiflung nahes Geſchlecht erwachſen mußte, des Troſtes in ſich bedürftig, den die grauenvolle Gegenwart verſcheuchte? In einem Lande, deſſen fleißige Bauern nur mit Musketen und Piſtolen behangen hinter dem Pfluge herzugehen oder ihre letzten Rinder zu hüten wagten, hatte freilich auch kaum der pfennigloſe Spielmann freies Geleit und verging der Marientag in Rappoltſtein ſang- und klang- wie tanzlos, der 8. September, den in aller ſeiner barocken Tollheit leider die Laune Johann Fiſchart's, des ſtrasburger Rechtsgelehrten, oder der Bilderreichthum eines Johann Michael Moſcheroſch, des Zeitgenoſſen, nicht ſchildern noch der Griffel Callot's verewigen konnte, weil er eben nur ein Tag, traurig und angſtvoll und voll Hungertods wie alle übrigen war.

Während wir im deutſchen Volke nur den ſchmählichen Ausgang eines Lebensproceſſes erblickten, deſſen mittlern Verlauf nur dunkel nachweiſen konnten, über die Anfänge ſogar zu Schlüſſen aus analogen Erſcheinungen unſere Zuflucht nehmen mußten, iſt es entweder die Folge einer kräftigern Durchbildung und entſchiedenern Hervortretens der Romantik oder die Frucht eines reichern geſchichtlichen Stoffs, oder endlich der Lohn der Pietät in ſorgſamer Durchforſchung des Alterthums, daß unter dem verwandten britiſchen Volke uns die ganze Reihe der Entwickelung augenſcheinlich und ergötzlich vorliegt. In Engländern und Schotten durchdrangen ſich celtiſche, angelſächſiſche, däniſche und franzöſiſch-normanniſche Nationalitäten, alſo Volksthümlichkeiten, deren Liebe zu den Künſten der Barden, Skalden, Sagaſängern, Minſtrels, Jongleurs, Troubadours dem Leben die heiterſte und lange untilgbare Färbung gewährte. Wir erwähnen nicht der Ehre, welche Barden und Harfner, Minſtrels in angelſächſiſcher und däniſcher Zeit genoſſen: Alfred, der Muſikkundige, erſpähte als Minſtrel verkleidet das däniſche Lager bis in das Zelt des Königs hinein; im „Doomesday-book" wird des Königs Joculator in Glouceſterſhire beſonders gedacht; in Wilhelm's des Eroberers Heer galt Taillefer als der tapferſte Degen und ſang vor der Schlacht das Rolandslied; die Minſtrels fanden auf der Burg jedes Edeln die gaſtlichſte Aufnahme. König Heinrich I. und II. belohnten reich ihre Minſtrels; Richard I. kann man ſich gar nicht ohne das Geleit ſeines Troubadours, der bis zum Gefängniß des ungroßmüthigen Babenberger's ihm folgte, vorſtellen. Aber ſchon im Anfange des 12. Jahrhunderts vermiſchte ſich die Geſellſchaft der vornehmen Sänger, der Minſtrels, mit gemeinen Harfnern, Spielleuten und allerlei müſſigem Geſindel und wuchs zu ſolcher Zahl im „merry England" an daß ſie zunftmäßig eines beſondern Schirmherrn bedurften. So ſehen wir im ſchönen Cheſhire, in Johann's Tagen, wie in Rappoltſtein nach ehrenvollem Anlaß ein Geigerkönigthum entſtehen.

Hugh, der erſte Earl of Cheſter, hatte der Stadt das Privilegium verliehen: daß wer den dortigen Markt beſuchte wegen früherer Vergehungen nicht gefahndet werden dürfe. Dieſer Schutz, welcher eine Menge loſen Geſindels zum dortigen Markte lockte, gereichte einem ſeiner Nachfolger zur Rettung. Denn als Ranulf, der letzte Earl, mit geringem Gefolge nach Wales gezogen, ward er von den Welſhmen im Castle of Rothelan eingeſchloſſen. In der Noth ſchickte er an Lord de Laci, Conſtable von Cheſter, um Hülfe. Es war gerade Markt und eine Menge von Minſtrels aller Art verſammelt; auf des Conſtable Geheiß blieſen und geigten nun die entarteten Barden alles Marktgeſindel zu Haufen, und unter der Führung Dutton's, ſeines Stewarts und Eidams, ſtrömte das bunte Heer über die wälſche Grenze und jagte

den Belagerern ſolche Furcht ein daß ſie eiligſt ſich davonmachten. Zum Lohne für ſolche That gab Ranulf dem de Laci urkundlich die Schutzherrſchaft und das Gericht über alle Minſtrels und das loſe Volk, die Wildfänge, ihre Kampfgenoſſen, beſonders die Schuſter. Der Conſtable behielt ſich aber nur das Regiment über die Letztern vor und übertrug auf Dutton das Magisterium (die Gerichsbarkeit über die Minſtrels) und — die Harlots (H—n), ein Amt welches die ſpäteſten Enkel Dutton's wenigſtens zu Gunſten der Minſtrels übten.

Die Feierlichkeit bei ſolcher Regimentshandhabung ſchildert ein älterer Schriftſteller in folgender Art: Am Tage des Johannismarkts geleiteten alle Minſtrels, welche zur Grafſchaft Cheſter gehörten, den Erben von Dutton, den der Landadel umgab, von ſeinem Hauſe nach St.-John's Church; einer der Minſtrels ſchritt vor dem Herrn in einem taffetenen Waffenrock, mit dem Wappen Dutton's bemalt; die andere Brüderſchaft marſchirte paarweis, ein Jeder auf ſeinem verſchiedenartigen Inſtrumente ſpielend. Nach der Meſſe geleitten ſie den Oberrichter ebenſo zu ſeiner Behauſung zurück, wo unter Vorſitz des Stewart Dutton's Gerichtstag gehalten, alle Minſtrels namentlich aufgerufen, Ordnung und Geſetze, gute Polizei für die Zunft verfaßt und Strafen für die Uebertreter derſelben beſtimmt wurden. Aber ungeachtet des Königs Minſtrels unter Eduard I. noch eine vornehme Stellung um die Perſon der Herrſcher einnahmen, mußten unter Eduard II. ſchon als gegen „eine gemeine Plage" Satzungen erlaſſen werden; unter Richard II. errichtete der berühmte John of Gaunt zu Tutbury in Staffordſhire einen „Court of minstrels", ähnlich wie zu Cheſter, welcher in feierlicher Sitzung am 16. Auguſt jährlich aus fünf nahen Grafſchaften die Klagen der Zunftgenoſſen hörte und entſchied, alle Streitigkeiten ſouverain ſchlichtete und die Nichterſcheinenden ſtrafte. Nach Laut ihrer Urkunde erkor die Geſellſchaft jährlich einen King of the minstrels und fünf obere Beamte, Alles mit großer Feierlichkeit. Wir beſitzen eine Schilderung davon noch aus dem Jahre 1680; doch war auch in England die Kunſt ſo herabgekommen daß den Minſtrels nur noch das Talent „zu pfeifen und zu fiedeln" eigen war. Gleichwol hatten dieſe Kings of the minstrels, zuletzt nur Kings of the fidlers, in Frankreich Roys des menestreuls, ſchon unter den Eduards die Reges ministreliorum coronae und unter König Philipp V. und Johann von Frankreich die Roys de menestreuls du royaume de France als eine Art Souverainetät über ſich; als Gebieter der Könige der Minſtrels in den einzelnen Grafſchaften empfingen ſie koſtbare Ehrengaben von hoher Hand, ſilberne Kronen und dergleichen. Die „Minſtrels des Königs" blieben unterſchieden von dem wandernden Volke, das ihren Titel ſich beilegte, ein ärgerlicher Misbrauch, den nicht ohne Anreizung der ehrſüchtigen Hofminſtrels noch Eduard IV. 1469 ernſtlich rügte und ein Marſchallamt zum Schutze der ehrenvollen Glieder der Zunft ſchuf. Der Sieger von Azincourt hatte nicht weniger als 15 Barden unter beſtimmtem Solde mit über das Meer genommen, um ſeine Thaten zu verherrlichen. Aber alle Maßregeln, das Gebiet der Kunſt vor Eindringlingen zu ſchützen, fruchteten Nichts, da der Geſchmack der Nation der Romantik ſich abwandte und am Ende des 15. wie im 16. Jahrhunderte von den Minſtrels nur Muſik zu Tanz und ſonſtiger Luſtbarkeit foderte. So ging denn der Name in ſeiner Bedeutung unter und Minſtrel galt Daſſelbe als Fiedler. Die Reformation brachte das Ende der lange hochgeehrten Kunſt; in Königin Eliſabeth's Tagen, bei der gefeierten Hofhaltung auf Killinworths Caſtle (1575), veranſtaltete zwar der chevalereske Günſtling der Maiden-queen, Earl of Leiceſter, unter andern ſinnigen Unterhaltungen das Auftreten eines alterthümlichen Minſtrels; es war aber ein opernartiges Drama, etwa wie wir heute auf unſern Bühnen die Rolle eines Heinrich von Ofterdingen erwarten dürften. Die poetiſche Erſcheinung ſtand ohne alle Verbindung mit der Gegenwart, wie wir handgreiflich aus dem ſchmählichen Statute von 1597 abnehmen. Gerade ein Jahrhundert nach Maximilian hatte Englands Volks- und Heldenmuſe die Spitze der Entwickelung erlangt, oder war auf den Boden des Niederſchlags herabgeſunken, den die Ungeduld oder die proſaiſche Natur unſerer Vorfahren ſchon früher zu erreichen ſtrebte. Auf dem Reichstage zu Augsburg 1500 umfaßten die Satzungen die geſammte Claſſe desjenigen Volks, welches als Entartung einer vornehmen Urſpecies aufgewuchert war, doch gemäß dem eigenthümlichen Geſchmacks- und Bildungsgange unſerer Vorfahren abweichend von der Abwandelung auf Englands Boden. Der „Narrheit" hatten die Spätenkel der Wartburgskrieger als einer einträglichen Profeſſion ſich „angenommen"; kümmerliche Reſte der alten Sangesluſt dauerten in den Meiſterſängerſchulen, gehegt vom Bürgerthume und nicht ohne Ehren vom Kaiſer, fort; daher der Reichstagsſchluß nur die „Schalksnarren" aufführt. Nachdem in Artikel 24 jeglichen Fürſten und Obrigkeiten geboten iſt, ihre Pfeifer, Trompeter und andere Spielleute anzuhalten, daß ſie hinfüro andere Leute um Opfergeld, Trinkgeld und andere Gabe unbeſucht laſſen, folgt § 25:

Von Der wegen, die ſich Narrheit annehmen, iſt beſchloſſen, wo Jemand dieſelbe haben will, daß er ſolche dermaßen halte, damit ſie bei ihm bleibe und andere Leute unbeläſtigt laſſe. Es ſoll Niemand einigem Mann oder Frauen, der oder die nicht in die Gebröt gehörig ſind, weder Schild, Wappen, Ring noch dergleichen anhenken, und welche jetzt Schild, Wappen, Ring und dergleichen haben, die ihnen ihre gehörte Herren nicht gegeben hätten, ſollen ſie die bei Verlierung derſelben abthun und nicht mehr tragen, damit die alte Gewohnheit der neuen Ordnung keine Irrung mache. Auch ſollen hinfüro die Herren und die vom Adel ihr Schild, Ring, Ketten und dergleichen ſo leichtlich als bishero geſchehen anzuhenken und zu geben vermeiden.

Begriffsverwandtſchaft, welche den Schalksnarren nicht eben ſchmeichelhaft iſt, verbindet dieſes Gebot unmittelbar mit den Bettlern und Zigeunern. Wie muß in Sebaſtian Brandt's und Murner's Tagen die Neigung, der „Narrheit ſich anzunehmen", „der Humor", in unſerm Vaterlande gemein geweſen ſein, da verſammelte Stände des Reichs die Nothwendigkeit ſolcher Satzungen

erkannten! Schlimm nur daß die Patrone der Narrheit ihrem Narrengeſinde nur Wappen und Hausfarben, nicht auch Geld und Koſt zur Genüge austheilten.

War nun der „mottley fools" Lebensverhältniß in England ein günſtigeres oder hatte die entartende Minſtrelſy nicht gerade vorherrſchend dieſe Spitze getrieben, genug, zur Zeit als William Shakſpeare ſeinen „Lear" über die Breter ſchreiten ließ, erwähnt das Statut Eliſabeth's der fools in ihrem „Act for punishment of rogues, vagabonds and sturdy beggars" nicht, ſondern unter derſelben Rubrik (von Schelmen, Landſtreichern, unverſchämten Bettlern) nur der gleichbürtigen Vetterſchaft der fools, „der Minſtrels, wandering abroad". Es heißt § 2:

Alle Klopffechter, Bärenführer, herumziehenden Komödianten (Andere, die einem Baron dieſes Königreichs gehören oder einer andern Perſon höhern Rangs, dürfen unter Hand und Wappen ſolcher Barone zur Schau ſpielen), alle wandernden Minſtrels, Jugleurs (früher Jongleurs, die muſikaliſchen Begleiter vornehmer Minſtrels, jetzt Gaukler, Keſſelflicker, Hauſirer), ſollen für Schelme, Landſtreicher und freche Bettler gehalten werden.

Doch nun kommt §. 10, der Lohn für die That der Minſtrels von Cheſhire:

Vorbehalten daß dieſer Act oder ein Punkt in demſelben in keiner Weiſe ſich erſtreckt zur Kränkung und Beeinträchtigung oder zum Nachtheil John Dutton's of Dutton Esq. in der Grafſchaft Cheſter, ſeiner Erben und Stellvertreter, in Betracht der Freiheiten, Vorrechte, Gewalt, Gerichtsbarkeit und des Erbrechts, welche der beſagte John Dutton jetzt geſetzmäßig gebraucht oder gebracht hat, oder geſetzmäßig gebrauchen oder haben wird in der Grafſchaft und Stadt Cheſter, oder in einer von beiden, kraft alter Urkunde eines Königs dieſes Landes u. ſ. w.

Aus dieſem Act erſehen wir zugleich was für Handwerksverwandte unter Dutton's Schutzherrſchaft böslich verſtanden werden konnten; nur ſind die fools als beſondere Ranggenoſſen nicht genannt. Die Clauſel zu Gunſten der Duttons Esq. wiederholte engliſche Gewiſſenhaftigkeit oder Pedanterie noch unter Georg III. in dem Act der Erneuerung von Eliſabeth's Statut, und es ſteht nicht zu bezweifeln daß auch noch heutzutage ein muſikaliſches Talent in der Grafſchaft Cheſter den Schutz eines Squire Dutton (falls das Haus noch blüht) anſprechen darf. Weniger genau ſind die deutſchen Reichstagsſchlüſſe, in denen wir Ausnahmegeſetze zu Gunſten der Herren von Rappoltſtein gewünſcht hätten.

Der Name Minſtrels erhielt ſich aller Schmach zum Trotz, ungeachtet gewöhnliche Fiedler, Pfeifer, Poſſenreißer und Tänzer auch da nur zu verſtehen ſind, wo Minſtrels in dem Haushalte von Magnaten, wie der Lords Percy, Dukes of Northumberland, aufgeführt werden. Etwas von der alten gäliſchen Bedeutung dagegen mochten Walter Scott's Barden in den Schlöſſern der letzten Chieftains im ſchottiſchen Hochlande noch anſichtragen. Am ſchlimmſten erging es den Minſtrels unter dem Gebote puritaniſcher Verdüſterung; eine Ordonnanz Cromwell's 1656 macht ohne Unterſcheidung alle Perſonen, „commonly called fidlers or minstrels", wenn ſie fiedelnd, ſpielend, muſicirend in Schenken, Bierhäuſern und Tavernen erfunden oder gar nur ihre Kunſt vor der Schwelle ſolcher Orte anbietend betroffen werden, zu „Schelmen, Landſtreichern und frechen Bettlern". Solches Schickſal erlitt in England die altgermaniſche, ſkandinaviſche, franzöſiſche Ur- und Naturpoeſie, während die Kunſtpoeſie allmälig ſich ein glänzenderes Loos zu bereiten wußte.

Ueberflüſſig wäre denſelben Gang der Abwandelung und Entartung bei den Franzoſen nachzuweiſen. Die Troubadours, hier mehr als anderwärts, doch nicht ausſchließlich von den Minſtrels, Jongleurs, den muſikaliſchen Begleitern der eigentlichen, ſchöpferiſchen Dichter, geſchieden, die Genoſſen der vornehmſten Herren und oft ſelbſt Seigneurs, hatten ihre Glanzperiode unter dem Heiligen Ludwig, prunkten in reicher, phantaſtiſcher Tracht, konnten aber ihres ſchmuckvollen Königthums ungeachtet des Verfalls ebenſo wenig ſich erwehren. Die Jongleurs waren ſchon in Ludwig's des Heiligen Tagen ſo verächtlich daß ſie vor den Thoren von Paris tarifmäßig den Zoll mit „Liedern" bezahlten oder ihre Affen vor dem Zolleinnehmer Sprünge machen ließen. Einſt ſo hochgeehrt wie die Barden, mit Fürſten wetteifernd, von Königinnen und Prinzeſſinen geliebt, mußten auch die Troubadours durch Schmarotzerkünſte, Poſſenreißerei (wie die Jongleurs ſchon während des letzten Kreuzzugs als Geſichterſchneider, Capriolentänzer und Luftſpringer) an den Höfen der Seigneurs ihr Brot erſchwingen und ſchämten ſich, hat Cervantes an einer Stelle Recht, ſogar nicht, auch als Bufones (Hofnarren) ſich bemerklich zu machen. Ehrenhafter nährte ſich der alte Martin Barreton, Jongleur von Orléans, ein Tanzmeiſter aus der Jugendzeit des Präſidenten Claude Fauchet um 1550; er ſchlug bei Hochzeiten eine ſilberne Trommel, mit Silberblechen beſetzt, auf welcher die Wappen ſeiner vornehmen Schüler eingegraben waren. Zur Höhe Wilhelm Weber's, des beliebten Spruchſprecher's von Nürnberg, der unzweifelhaft aus der Schule der deutſchen Sänger hervorging, oder Leonhard Plerel's, des reimreichen Pritſchmeiſters auf ſüddeutſchen Freiſchießen, hat unſers Wiſſens kein ſpäterer franzöſiſcher Minſtrel ſich erhoben; aus dem Roy de minstrels wurde zwanglos le Roy des violons, eine humoriſtiſch-polizeiliche Würde über das ſchwerregierbare Muſikantenvolk, keineswegs eine Art Kapell- oder Concertmeiſter. Der Ort, welcher uns zuletzt noch aus Eſtienne Pasquier's Jugend (geb. 1529) als gleichbedeutſam mit Rappoltſtein und Cheſter genannt wird, iſt Chauny in der Picardie, unweit Laon; doch hat es gewiß auch in andern Provinzen nicht an ſolchen Parlamentsſitzen der Muſiker gefehlt, da mehre Minſtrelskönigthümer namhaft gemacht werden.

F. W. Barthold.

Friedrich Bobrik.

Gedichte von Friedrich Bobrik. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die meiſten der vorliegenden Gedichte haben eine mehr als Horaziſche Reife erlangt ehe ſie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Sie erſchienen mit Aus-

nahme mehrer, die der Dichter entweder anonym oder nur mit einzelnen Buchſtaben, ſelten mit ſeinem vollen Namen unterzeichnet in verſchiedenen Zeitſchriften drucken ließ und die meiſtens componirt und durch den Geſang Gemeingut des Volks geworden ſind, erſt nach dem Tode des Verfaſſers, der ein ziemlich hohes Alter erreicht und ſein ganzes Leben nächſt dem Berufe den Muſen geweiht hat, ohne ſich doch dazu entſchließen zu können, ſeine Gedichte herauszugeben. Wenn die Seinigen und ſeine Freunde in ihn drangen es zu thun, pflegte er zu ſagen: „Noch iſt mir dazu nicht die rechte Stimmung gekommen.“ Dabei verlor er jedoch ſeine Dichtungen nie aus dem Auge und unterwarf ſie, namentlich im Hinblick auf den Wohllaut der Verſe, einer ſteten Feile. Und dieſe Reife iſt es was die Bobrik'ſchen Gedichte ganz beſonders charakteriſirt. Sie ſind was die Form anlangt ſo künſtleriſch vollendet daß es ſchwer fallen würde, in der ganzen Sammlung vom erſten bis zum letzten Liede auch nur eine Härte nachzuweiſen. Mit dieſem negativen Vorzuge verbindet ſich der poſitive daß dem Dichter ſein Streben den Verſen Wohllaut zu geben in der That in einem vorzüglichen Grade gelungen iſt. Es verſteht ſich von ſelbſt daß die Feile und die große Sorgfalt die er der Form gewidmet hat nirgend ſichtbar hervortreten, das heißt, wir ſtoßen überall auf echte Kunſt, nirgend auf Künſtelei; aber ein zweiter Vorzug, der nicht immer bei vollendeter Form angetroffen wird, iſt dieſen Gedichten noch eigen, nämlich der einer durchgängigen Einfachheit: nirgend Ueberladung, weder im Wort noch im Bilde, überall ein geläuterter Geſchmack, Klarheit, plaſtiſche Ruhe.

Der Inhalt der uns in dieſem claſſiſchen Gewande geboten wird entſpricht ſeiner Form. Was in einem „würdigen, ſittenſtrengen, thätigernſten“ Leben (ſo wird das ſeinige in der Einführung zu den Gedichten von Karl Roſenkranz bezeichnet) an dem Dichter vorübergegangen iſt, die allgemein menſchlichen Beziehungen und die beſondern Beziehungen der Zeit, hauptſächlich aber die erſtern: Liebesluſt und Liebesweh, Freundſchaft, Natur, die Freude der Sinnenwelt und der Ernſt der Gemüthswelt eines in ſich abgeſchloſſenen und zur Ruhe gekommenen Herzens boten ihm reichen Stoff zu ſeinen Liedern und Gedichten, und die Behandlung des Stoffs zeigt durchgängig den Charakter der Wahrheit und Klarheit, bei aller Ruhe und Beſonnenheit ein tiefes, inniges Gefühl und in vielen Liedern eine gemüthliche heitere Laune.

Wir können es uns nicht verſagen unſere fernern Bemerkungen an die Mittheilung einiger Proben aus den vorliegenden Gedichten anzuknüpfen. Zuvor aber werfen wir einen Blick auf das Leben und den Charakter des Dichters. Zwar iſt Beides ohne Einfluß, wenn es ſich um ein Urtheil über den Werth der Gedichte an ſich handelt; allein es macht einen wohlthätigen Eindruck, wenn man Leben und Gedicht im Einklang findet. Wir verdanken die Nachrichten über die perſönlichen Verhältniſſe des Dichters theils dem Profeſſor Roſenkranz in der oberwähnten dem Werke vorangedruckten Einführung, theils dem Freunde des Verfaſſers, Friedrich von Wichert, der die Gedichte nach dem Ableben des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte verſehen hat.

Johann Friedrich Ludwig Bobrik iſt am 13. October 1781 zu Marienburg, wo ſein Vater und ſein Großvater (der Letztere, Johann Bobrik, war von Chemnitz in Ungarn nach Preußen gekommen) geiſtliche Aemter bekleidet haben, geboren, that ſich, der älteſte von zehn Geſchwiſtern, ſchon frühzeitig durch geiſtige Begabung hervor, genoß den ſorgfältigſten Unterricht von Seiten des Vaters, der ihm Lehrer und Vorbild war, ſtudirte von 1797 an auf der Univerſität zu Königsberg Jura und ward bald nacheinander Referendar, Juſtizcommiſſar, Notar und Criminalrath. Im Jahre 1804 verband er ſich mit einer Oſtfrieſin und führte mit Gattin und Kindern ein glückliches Familienleben. Im Jahre 1810 wurde er Oberlandesgerichtsrath und im Jahre 1821 Tribunalrath in Königsberg und zeichnete ſich ebenſo durch gründliche Rechtskenntniß und ſchnelle Beurtheilungsgabe wie durch Humanität im vollen Sinne des Worts aus. Eine Ueberlaſt von Amtsgeſchäften untergrub ſeine Geſundheit und nöthigte ihn im Jahre 1832 aus dem Staatsdienſte zurückzutreten. Auch jetzt noch wurde ſeine juriſtiſche Thätigkeit durch Geſetzgebungsarbeiten und durch Ertheilung von Rechtsgutachten mehrfach in Anſpruch genommen, und im Uebrigen blieben ſeine Stunden, wie früher jede Freiſtunde, dem raſtloſen Streben nach immer vollendeterer Selbſtbildung in allen Richtungen gewidmet. Beſonders beſchäftigten ihn belletriſtiſche Studien, und mit Vorliebe pflegte er die engliſche Literatur, gab auch bereits im Jahre 1801 eine Ueberſetzung des dramatiſchen Gedichts von Oſſian „Comala“ heraus. Er ſtarb am 22. Januar 1848, nachdem er einige Jahre früher, im Mai 1845, einen reichbegabten Sohn, den Geographen Dr. Bobrik, durch frühzeitigen Tod verloren hatte.

> Nur ein durchgängig häusliches Leben — heißt es in dem biographiſchen Vorworte — konnte neben den angeſtrengten Berufsarbeiten eine Arbeitsthätigkeit wie die ſeinige ermöglichen, und wie er ſich noch bis zum Ziele ſeines Lebens eine unwillkürlich feſſelnde Liebenswürdigkeit zu bewahren wußte, ſo that es ihm ſichtlich wohl, wenn er ſich über Poeſie und Gedichte im engern Kreiſe (der aus wenigen bewährten Freunden beſtand) ausſprechen konnte. Gewöhnlich aber vertraute er was er fühlte nur den Bücherwänden ſeiner Studirſtube und gefiel ſich zumeiſt in ſtillſter Verborgenheit.

Derſelbe Charakter wie er uns hier aus dem Leben und der Perſönlichkeit des Dichters entgegentritt, findet ſich durchgehend in ſeinen Dichtungen ausgeprägt: ein ſtilles Glück, Fröhlichkeit auch noch im Misgeſchick, ein heiterer Lebensgenuß und überall ein auf das Höhere, auf echte, reine Humanität gerichteter Sinn. So heißt es in dem Gedichte „Der Kranz“:

— — — — — —
Der Kranz, ſo duftig, friſch und grün,
Iſt morgen nicht derſelbe.

Wol ließe ſich ein ſchön'rer Kranz
Aus ſchönern Blumen winden,
Dem ſollte nimmer Duft und Glanz
Und Jugendzierde ſchwinden;
Ein Kranz aus Thaten, fromm und rein,
Verlieh wol ſüß're Labe
Und grünte noch mit Duft und Schein
Hoch über unſerm Grabe.

Und in der Deviſe „Gnome":

Leicht läßt ſich's in Ideeen leben;
Da kann man mit Gemächlichkeit
Sich über Mitwelt, Volk und Zeit
Zum Gipfel der Vollkommenheit
In einem Augenblick erheben.
Das *Handeln* kommt uns ſchwerer an,
Da gilt es Kampf und Müh' und Streben.
Tritt handelnd, Philoſoph, ins Leben!
Dann erſt erkenn' ich meinen Mann.

Und in ſolchem Streben darf kein Hinderniß abſchrecken. „Nur der Zagende erſchlafft" ſingt unſer Dichter in der „Ermunterung":

Mag auch ſchwer der Anfang ſcheinen,
Viel vermag Beharrlichkeit,
Und allmächtig iſt die Zeit;
Großes ſchafft ſie aus dem Kleinen.
Seht, ein Tröpflein, friſch und hell,
Rinnt vom Bergesgipfel nieder —
Und ihm folgen raſch die Brüder,
Und im Thale rauſcht der Quell.

Wenn wir ſehen daß der Dichter dieſe Gedanken als die Grundtöne feſthält, ſo hören wir ihn in dem Liede „Der Rüſtige" gern ſingen:

Was lehrt ihr mich, o Thoren!
Entſagung und Verzicht?
Zur Luſt ward ich geboren,
Und der entſag' ich nicht.

Den Halm erfreut's zu ſprießen,
Dem Fiſch behagt die Flut;
Und ſollt' ich nicht genießen,
Wozu dann Fleiſch und Blut?

Geht, predigt eure Lügen
Dem Volk von Haus zu Haus!
Ich trink' mit vollen Zügen
Des Lebens Becher aus.

Bis ich zum Engel werde,
Schier ohne Fleiſch und Bein,
Will ich ein Sohn der Erde
Mit Leib und Seele ſein!

Denn nur wer für die Freuden des Lebens ein offenes Herz hat und trotzdem für Ideen zu leben und zu handeln verſteht, iſt ein voller, ganzer Menſch.

Dieſes Reinmenſchliche in friſcher Naturwahrheit zu zu ſchildern iſt die Aufgabe die ſich der Dichter geſtellt und gelöſt hat. Wenn er das volle Leben veranſchaulichen will muß er auch die Schattenſeiten aufdecken. In dieſem Sinne faſſen wir das Lied „Die Matroſenliebe" auf.

Der „Schiffersmann" nimmt Abſchied von ſeinem Mädchen:

— — — — —

„Doch eh' ich ſcheide, ſag' mir Eins,
Sag' mir's bei Ja und Nein:
Wirſt du mir bleiben treu geſinnt
Und Keines Andern ſein?"

Sie ſchwur ihm bei dem reinen Leib,
Der uns den Herrn gebar,
Sie ſchwur ihm einen firmen Eid
Bei aller Heil'gen Schar.

„Dir bin ich treu, dir bleib' ich treu,
Mein Troſt, mein Augenlicht!
Und brächt' das Meer dich nicht zurück,
Ich überlebt' es nicht."

— — — — — —

Und als manch langer Mond verſtrich,
Und er nicht kommen will,
Da wird es ihr im Kämmerlein
So einſam und ſo ſtill.

Da drängt und ſchraubt es ſie heraus,
Läßt ihr nicht Raſt noch Ruh;
Ihre ſchönſten Kleider legt ſie an
Vom Haupte bis zum Schuh.

Sie wirft das Seidenmäntlein um,
Das ihr ihr Liebſter gab;
So ſchreitet ſie, ſo wandelt ſie
Die Straße auf und ab.

Sie wandelt die Straßen auf und ab
Zum Hafen hinaus, hinan,
Da ſchließt ſich bald der ſchönen Braut
Manch junges Mannsbild an.

— — — — — —

Und als es war am dritten Tag,
Im Hafen ſtellt ſie ſich ein;
Der Eine folgt ihr Abends ſpät
Sogar ins Haus hinein.

Er ſchließt ſie feſt in ſeinen Arm
Drückt ſie ans Herz voll Luſt;
Sie ruh'n ſo ſüß, ſie ruh'n ſo warm,
Sich keines Leids bewußt.

Da ſchlägt und pocht es an die Thür.
O weh! Wer ſtört ihr Glück?
So ſchlägt Matroſenfauſt nur an,
Ihr Liebſter kehrt zurück.

———

Und als er ſah, was ſich begab,
Was meint ihr, ſei geſcheh'n?
Meint ihr: er wird zum nahen Meer,
Sich zu ertränken, geh'n?

— — — — — —

Ein And'rer hätt's *vielleicht* gethan,
Ein And'rer, nur nicht er;
Er hub ſein Fläſchel an den Mund,
Und herzhaft trank er's leer.

Sein Pfeifel zündet' er ſich an,
Sah in das Meer hinaus:
„Und biſt auch du, wie And're ſind,
So iſt es mit uns aus!

Und biſt auch du, wie And're ſind,
Heut warm und morgen kalt:
So trau' ich eher Meer und Wind
Als einer Weibsgeſtalt!

Und biſt auch du, wie And're ſind,
Falſch und veränderlich:
So werd' auch ich, wie And're ſind,
Ein Bruder *Liederlich*!" u. ſ. w.

Hier iſt leider volle Naturwahrheit, wenn auch keine ideale, und die alte Lehre von der Schuld, die Schuld erzeugt, tritt uns auf eindringliche Weiſe entgegen. Dem Dichter, durch deſſen ganze Dichtungen ein tiefer, ſittlicher Geiſt weht, muß es geſtattet ſein auch das Sittlich-Unſchöne, wenn er ſich nur ſonſt innerhalb der durch die Aeſthetik gezogenen Grenzen bewegt, glatt und kahl hinzuſtellen, ohne Zuſatz und ohne Löſung der Fragen, die dem ſittlichen Urtheil dabei ſich aufdrängen, indem er es eben dem letztern überläßt ſich dieſelben aus dem Gegenſatze zu beantworten.

Wir haben aber dieſes Lied beſonders auch deshalb auszugsweiſe mitgetheilt, weil daſſelbe einen Beleg dafür abgibt wie trefflich unſer Dichter im Volkstone zu ſingen verſteht. Der Raum geſtattet es nicht aus dem Kreiſe dieſer Dichtungen, aus dem Abſchnitte „Scherz und Laune", der des Vorzüglichen viel enthält, noch weitere Belege für unſer Urtheil anzuziehen.

Unter den Liebesliedern ſind viele, denen man es auf den erſten Blick anſieht daß ſie nicht erdacht, ſondern erlebt ſind. Dahin gehört: „Angenehme Störung", „Das liebe Plätzchen", „Sorge ohne Grund", „Ueberraſchung", „Der Blumenſtrauß" und manche andere. Von dieſen Liedchen muß jedes ſeine Geſchichte haben, ſo friſch und klar tritt uns aus ihnen die vollſte Wahrheit des Lebens entgegen. In dem Abſchnitte „Liebesluſt und Liebesweh" reiht ſich Perle an Perle, und es iſt ſchwer das eine oder andere auszuwählen, da die meiſten von gleichem Werthe ſind. Zum Beweiſe wie der Dichter auch ſchon oft ausgeſprochenen Wahrheiten durch anmuthige Darſtellung neuen Reiz zu geben weiß, diene das kleine Lied:

Das ſüßeſte Bild.

Schöne Mägdelein zu ſchauen
Bringt den Augen reiche Luſt;
Doch noch lieber ſeh' ich Frauen
Mit dem Säugling an der Bruſt.
Aller Liebeswonne Glück
Strahlt aus holdem Mutterblick.

O der ſüßen Augenweide:
Wenn die Mutter hochentzückt
Mit dem köſtlichſten Geſchmeide
Sich den keuſchen Buſen ſchmückt!
Alle Bilder ſchenk' ich dir,
Maler, dieſes male mir!

Ganz beſonders innig und zart ſind „Der Harfnerin Klagen" (wie aus einer Anmerkung des Herausgebers zu erſehen, vier mal, unter Andern von Spohr componirt); und ſo ſehr auch die Klage im zweiten Abſchnitte des Lieds mit Dem was Tauſende vom gebrochenen Herzen ſingen im Widerſpruche ſteht, ſo wahr iſt ſie doch:

Wenn Kummer tödtlich wär',
Wie Manche ſagen,
Hätt' man zu Grabe mich
Längſt ſchon getragen;
Wahrlich vor Gram und Schmerz
Brach noch kein Menſchenherz,
Und auch das Schrecklichſte
Läßt ſich, es läßt ſich ertragen.

Was mich im Innern quält,
Könnt' ich euch's klagen,
Würdet ihr allzumal
Wol mit mir ſagen:
Wahrlich vor Gram und Schmerz
Brach noch kein Menſchenherz,
Und auch das Schrecklichſte
Läßt ſich, es läßt ſich ertragen.

Die Stärke der Empfindung läßt ſich nicht durch die Stärke des Ausdrucks erzwingen; aber die Wahrheit ſpricht zum Herzen und um ſo kräftiger, je einfacher ſie auftritt. Ein anderes kleineres, ebenſo zartes und tiefgefühltes Gedicht möge noch vollſtändig Platz finden:

Das Lied vom blauen Veilchen.

Die Sonne lacht ſo hell und rein
Im gold'nen Frühlingsglanze;
Viel Blumen blüh'n im Feld und Hain
Zum allerſchönſten Kranze;
Doch von den Blumen allzumal
Wird immer meine liebſte Wahl
Das blaue Veilchen bleiben.

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken ſchmückte,
Als ich zum erſten mal im Tanz
Sie ſchüchtern an mich drückte;
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen ſtill hervor:
Denk' ich der ſel'gen Stunde.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchens Buſen zierte,
Als ich in unſer kleines Haus
Das junge Weibchen führte;
Was Wunder, wenn im Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen!

Und als der Tod mein Hannchen nahm,
So feſt mit mir verbunden,
Da hab' ich ſelber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden;
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Nun mögen wohl in Feld und Hain
Viel tauſend Blumen prangen,
Am blauen Veilchen ganz allein
Bleibt Aug' und Herze hangen.
Das blaue Veilchen ruft zurück
Vergang'ner Tage ſchönſtes Glück,
Vergang'ner Tage Schmerzen.

Dies Liedchen mag für ſich ſelbſt reden. Wir wollen den Eindruck durch keine Gloſſe ſchwächen und nur noch mit ein paar Worten der Ueberſetzungen des Dichters gedenken, die das Original treu ſeinem ganzen Geiſte nach in trefflich abgerundeten Formen wiedergeben. Es ſind zehn der bekannteſten Lieder von Anakreon, ſechs Oden aus Horaz und zehn Lieder nach engliſchen und ſchottiſchen Originalen. Vorzüglich gelungen iſt „Lochinvas" von Walter Scott, und wir würden ſehr gern Ueberſetzung und Original, welches letztere uns gerade zur Hand iſt, da ſich nur aus der Vergleichung der Ueberſetzung mit dem Original der volle Werth der erſtern erkennen läßt, mitgetheilt haben, wenn es der Raum

irgend geſtattet hätte. Das Gedicht iſt aber zu lang und Einzelnes läßt ſich des Zuſammenhangs wegen nicht wohl herausnehmen. Dagegen wollen wir eins der ſchönſten Liedchen von Burns, welches der Verfaſſer, wenn auch nicht mit ſolcher Meiſterſchaft wie „Lochinvas", doch ebenfalls ſehr gelungen übertragen hat, ſammt Original hier folgen laſſen, damit ſich der Leſer ſelbſt ein Urtheil bilden könne.

The Banks O'Doon.

Tune: „The Caledonian Hunt's delight."

Ye banks and braes o' bonnie Doon,
How can ye bloom sae fresh and fair;
How can ye chant, ye little birds,
And I sae weary, fu' o' care!
Thou 'lt break my heart, thou warbling bird,
That wantons thro' the flowering thorn:
Thou minds me o' departed joys,
Departed never to return.

Aft hae I rov'd by bonnie Doon,
To see the rose and woodbine ſwine;
And ilka bird sang o' its luve,
And fondly sae did I o' mine.
Wi' lightsome heart I pu'd a rose,
Fu' sweet upon its thorny tree;
And my fause luver stole my rose.
But ah! he left the thorn wi' me.

Lied.

Ihr Blumenufer dieſes Stroms,
Wie mögt ſo ſüß ihr blüh'n;
Wie mögt ihr ſingen, Vögelchen,
Da Sorgen mich umzieh'n!

Du brichſt mein Herz, o Vögelchen!
Was ſingſt ſo hell, ſo klar?
Du mahnſt mich an die gold'ne Zeit,
Wo treu mein Falſcher war.

Du brichſt mein Herz, o Vögelchen!
Haſt Liebchen dir zur Seit'?
So ſaß ich einſt, ſo ſang ich einſt
Und ahnete kein Leid.

Froh ging ich oft am Strom und ſah,
Wie Zweig um Zweig ſich ſchlang;
Von Liebe ſang der ganze Wald,
Und Liebe war mein Sang.

Da pflückt' ich mir mit hellem Sinn
Vom Dorn der Roſe Zier;
Mein Falſcher nahm die Roſe hin,
Den Dorn, ach, ließ er mir.

Die Lecture der Bobrik'ſchen Gedichte läßt einen durchaus wohlthuenden Eindruck zurück. Wie wir, wenn wir in eine anmuthige, ſonnige Landſchaft hineintreten, in heitere Stimmung verſetzt und tiefinnerlich erquickt werden, ſo fühlen wir uns warm angeſprochen und mild erregt, wenn wir uns an der Hand des Dichters in ſeiner Ideenwelt ergehen. Wir ſchließen mit den letzten Verſen aus ſeinem Liede: „Die drei Sänger":

Bleib' bei uns, Freund! dir iſt's gelungen,
Du biſt es, dir gebührt der Preis;
Das ſchönſte Lied hat Der geſungen,
Der unſer Herz zu rühren weiß.

Das läßt ſich mit vollem Rechte auf den verklärten Dichter ſelbſt anwenden. 24.

Der Heerwurm.

Ludwig Bechſtein, der Neffe des berühmten Johann Matthias Bechſtein, hat vor nicht langer Zeit Gelegenheit gehabt dies räthſelhafte Thier zu beobachten und darüber Erfahrungen einzuſammeln, welche ebenſo wol durch ihre Neuheit als Gründlichkeit allgemein intereſſiren werden. Die kleine Schrift in welcher derſelbe ſeine Beobachtungen und Anſichten über das wunderbare Gewürm zuſammenſtellt führt folgenden Titel:

Der Heerwurm, ſein Erſcheinen, ſeine Naturgeſchichte und ſeine Poeſie. Ein monographiſcher Verſuch von Ludwig Bechſtein. Mit einer Tafel Abbildungen. Nürnberg, Korn. 1851. 8. 15 Ngr.

Der Verfaſſer erzählt in der Einleitung daß er ſich ſchon in frühester Jugend ſehr lebhaft für die Sagen, Märchen und Wunder des Heerwurms intereſſirt habe, welche im Munde des Volks lebten, daß er ſpäter Oken's und Kühn's ausführliche Beſchreibung über die eigentliche Natur dieſes Geſchöpfs mit Eifer ſtudirt habe, aber davon doch nicht recht befriedigt worden ſei, weil der Erſtere den Heerwurm gar nicht durch eigene Anſchauung kennengelernt und der Andere nicht zuverläſſig und genau genug beobachtet habe. So ſei nach und nach eine mächtige Sehnſucht in ihm erwacht, den Heerwurm ſelbſt beobachten zu können. Die Gelegenheit hierzu hätte längere Zeit nicht kommen wollen. Sein Inneres ſei aber zu lebhaft mit dem genannten Gegenſtande beſchäftigt geweſen als daß er es hätte unterlaſſen können ſich darüber auszuſchreiben; er habe in einer Thüringerwaldgeſchichte: „Der Heerwurm und die Wildſchützen", ſeinem Wiſſen und ſeiner Phantaſie zu genügen geſucht. Dieſe Erzählung iſt in dem bei Sauerländer in Frankfurt erſcheinenden „Rheiniſchen Taſchenbuch" für das Jahr 1850 abgedruckt.

„Es war am Sonnabend den 3. Auguſt 1850, Morgens 5 Uhr", erzählt Bechſtein in dem oben genannten Werkchen, „als der Wegwärter Ortleb zum Förſter Buchenröder an das herzogliche Jagdſchloß auf Oberhof kam, anklopfte, guten Morgen bot und rief: «Herr Förſter, m'r krien Kriegk!» «Wie ſo, Ortleb?» «Der Heerwurm lätt ſich ſiehen!» «Der Heerwurm? Wo?» «Drongen beim Lochborne.»"

Der Förſter Buchenröder hatte den Heerwurm in ſeiner Jugend geſehen, war mit Bechſtein genau befreundet und hatte dieſem zu wiederholten malen davon erzählt. „Dieſe Nachricht", ſagt Bechſtein, „war meinem Freunde hochwillkommen. Er hatte ſeit einer Reihe von Jahren mir zu Liebe auf ſeinen täglichen Waldgängen nach dem Heerwurm umgeſchaut, aber überhaupt ſeit 15—20 Jahren ihn nicht erblickt. Buchenröder eilte ſogleich in Begleitung einiger ſeiner Angehörigen und eines Beſuchs nach dem in der Nähe des freundlichen Chauſſeehäuschens, das Ortleb bewohnte, befindlichen ſogenannten Lochbrunnen hinunter. Unterwegs theilte Ortleb alle abergläubiſchen Ueberlieferungen mit, die von Urväterzeiten her im Thüringerwaldvolke über den Heerwurm imſchwangegehen. Man war zur Stelle. In einer Längenausdehnung von 12—14 Fuß, drei Finger breit, einen Finger hoch übereinander zog die graue Schlange des Heerwurms quer über die Hochſtraße. Es waren ſchon Pferdehufe und Wagenräder über die Erſcheinung hingegangen, das hemmte ſie jedoch nicht in langſamer Bewegung vorwärts zu gelangen, indem ſich die getrennten Theile immer wieder vereinigten. Das Vordertheil, der Anfang, erſchien gabelförmig ausgebreitet, bald zu zwei, bald zu drei, auch zu vier Gliedern, als ſuche das Heer durch dieſe auf mehrfache Weiſe den beſten Weg zu ertaſten. Die Millionen Köpfchen waren in ſteter Bewegung, die wieder dem unſichern Suchen des Vorderendes glich. Ein mattſilberglänzender Streifen zeigte ſich an der Stelle des Wegs über welchen der Heerwurm gekrochen war. Der Freund, meiner eingedenk, hob einen Theil des Heerwurms in ein Tuch, packte ihn dann mit Moos in eine kleine Schachtel und gab ihn mit den

Worten zur Poſt: «Lieber Freund! Hier ſchicke ich dir ein Stück Heerwurm.»"

Die Freude war außerordentlich groß, als dieſe Sendung am andern Morgen bei Herrn Bechſtein anlangte. Einige der Thierchen waren auf der Reiſe geſtorben, indeß blieb doch noch eine reichliche Menge übrig. Mit dieſer ſtellte er nun ſeine Beobachtungen und Verſuche an, welche dann im Buche ſelbſt zur Mittheilung gebracht worden ſind. Er geſteht gern zu daß ſeine Erforſchung immer noch etwas mangelhaft ausgefallen ſein dürfte, indeß iſt er doch auch überzeugt daß er viel Irriges und Falſches über die Heerwurmslarve berichtigt habe. Ein kleiner Schritt ſei durch ihn vorwärts gethan in der noch überall dunkeln Geſchichte des Heerwurms.

Das Buch zerfällt nun nach der Einleitung in drei Haupttheile, wovon der erſte eine kurzgefaßte kritiſche Literaturgeſchichte über die den Heerwurm betreffenden Abhandlungen der wichtigſten naturhiſtoriſchen Werke inſichfaßt. Der Verfaſſer legt hier eine große Beleſenheit über ſeinen Gegenſtand an den Tag, und der Leſer folgt ihm gern durch alle dieſe mit Fleiß und Geſchick aufgeſuchten Wege. Der zweite Theil enthält die eigenen Beobachtungen über den Heerwurm. Das iſt der eigentliche Kern des Büchelchens, auf welchen wir gleich wieder zurückkommen werden. Der dritte Theil enthält die Sagen und Märchen vom Heerwurm. Hier hat ſich der Verfaſſer ſehr gezügelt nicht zu ausführlich zu werden, wofür ihm die Freunde der wahrhaften Naturkunde gewiß dankbar ſind.

Nachdem der Verfaſſer die am 4. Auguſt 1850 erhaltenen Heerwurmslarven in eine Schüſſel mit Moos und feuchter Erde gethan, ſuchte er, da der Tag heiß war, im Garten die ſchattigſten Stellen aus, zeigte während des Tags den Heerwurm einigen beſuchenden Freunden und verſchob den Zeitpunkt zu fernern Beobachtungen bis zum folgenden Tage. „Montag früh 6 Uhr", ſagt der Verfaſſer, „fand ich das Heer im Zuge. Es war an der Schüſſel vom Boden über Zoll breit zum Rande hinaufgekrochen und bedeckte oben am Rande dieſen um ein Drittel ſeines Umfangs. Da das Kuchenbret dieſen Rand nicht überall gleich anſchließend überdeckte, ſondern klaffende Oeffnungen ſich boten, ſo war ein Theil des Zugs über den Rand herabgefallen, den ich aufhob und in die Schüſſel zurückthat. Auch mußte ich, da ſonach Gefahr war das Heer zu verlieren, den Zug unterbrechen.... Die Larve iſt im lebenden Zuſtande 6—7 Linien lang, fußlos, mit Ausnahme des kleinen glänzenden ſchwarzen Kopfes durchaus walzenförmig und hat nicht 7, wie Kühn erzählt, ſondern 9 Ringe. Sie erſcheint perlgrau, glaſig, die Inteſtina ſind weiß, der Darm braun, unregelmäßig mit Nahrungsſtoff angefüllt. Der After endet in zwei kurzen ſtumpfen Spitzen. Im Moos und vereinzelt wie zuſammengeklumpt ſind die Geſchöpfe munter und bewegen den Kopf und die Ringe des Vorderleibes lebhaft mit einem beſtändigen Suchen und Taſten nach allen Seiten hin, während der Hinterleib, wenn ſie nicht ziehen, ruhig bleibt. Wenn ſie kriechen, ſei es vereinzelt, ſei es im gemeinſamen Zuge, ſo dauert dieſes Taſten aller Köpfchen nach den Seiten und nach oben beſtändig fort. Ihre Bewegung beginnt am Schwanzende, ein kräftiger Muskelſchag ſcheint alle Ringe ſchnell nacheinander nach vorn zu rollen, auf dieſe Art wird der Körper vorwärts geſchoben."

In dieſer ſorgfältigen Weiſe ſetzt der Verfaſſer ſeine Beobachtung fort, bis der Moment der Verpuppung eintritt. Im Allgemeinen nimmt er an daß dieſer Zeitpunkt in der zweiten, höchſtens dritten Woche nach dem Erſcheinen der Larve eintritt. „Die Larve welche im Uebergange zum Puppenzuſtande begriffen iſt erſtarrt, und nach der Erſtarrung ſtreift die Puppe den Larvenbalg ab, an dem das ſchwarzbraune Köpfchen, reſpective deſſen Hornhaut hängen bleibt. Der abgeſtreifte Balg wird unſcheinbar, die ihm anhaftenden Staubtheilchen laſſen ſich nicht mehr gut im Waſſer abſpülen, und wenn ein ſolcher Balg unterm Mikroſkop betrachtet wird, ſo kann er an die Geſtalt des Schattens des Hrn. John in Chamiſſo's „Peter Schlemihl" nach Cruikſhank's geiſtreicher Zeichnung lebhaft erinnern." Von dieſen Puppen ſammelte Bechſtein nach und nach eine ziemliche Anzahl; er nahm das ihnen innewohnende Leben durch zuckende Bewegung der Chryſalide wahr. Er that dieſelben in ein Zuckergläschen auf trockene Erde und erwartete ſo mit Ungeduld das Auskommen derſelben. Dieſer Verſuch misglückte aber gänzlich; die Puppen im Zuckergläschen verdorrten. Später brachte er den Ueberreſt der Larven in ein Zuckergläschen auf feuchtes Moos, und da fand er am 21. Auguſt das ausgebildete Inſekt, die Mücke, langſam am Boden kriechen. „Ich brachte ſie lebend in einen flachen Pappendeckel", erzählt er, „und bedeckte dieſen mit einem ſtarken Planconvexglaſe. Darin verhielt ſich die Mücke ruhig ſitzend, und ich konnte ſie mittels des Glaſes in einer angemeſſenen Vergrößerung beobachten. An der ganzen Haltung der Mücke war zu gewahren daß ſie noch nicht lange ausgeſchlüpft ſein konnte. Die Antennen waren zuſammengelegt und ganz ruhig. Die Flügel erſchienen noch nicht völlig entfaltet und ausgeſpannt, der Leib war ziemlich dick, das ganze Inſekt hatte eine ſchwerfällige Haltung." Noch an demſelben Abend kam auch noch ein zweites Exemplar aus. Die Hoffnung, ein Pärchen zu haben und die Acte der Fortpflanzung beobachten zu können, wollte nicht in Erfüllung gehen. Er unterſuchte nur noch ob dieſe Mücke wirklich die Tipula Thomae Linné's, die Sciara Thomae Meigen's ſei oder nicht, kommt aber auch hierbei zu keinem entſcheidenden Reſultate. „Ich kann", ſagt er, „natürlich nur das von mir beobachtete Inſekt beſchreiben und will das Abweichende früherer Beobachter nicht geradezu als Irrthum bezeichnen, da ſie der Mehrzahl nach möglicherweiſe Abarten vor ſich hatten. Im Nachſtehenden ſtelle ich blos die entſchiedenen Irrthümer der Vorgänger und die eigene wiſſenſchaftliche Beſchreibung zuſammen." 10.

Von Orſova bis Kiutahia. Von J. Hutter. Braunſchweig, Jeger. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein recht intereſſanter Nachläufer zur Geſchichte der ungariſchen Revolution oder eigentlich ein Vorläufer zu deren Nachgeſchichte. Denn auch dieſe, nämlich das faſt zweijährige Exil Koſſuth's und ſeiner Leidensgefährten in Widdin, Schumla und Kiutahia, bildet um der Conflicte willen die es herbeizuführen drohte, und der vielfachen diplomatiſchen Verhandlungen wegen die es veranlaßte, eine Seite der neueſten Zeitgeſchichte und wird einſt ihren Geſchichtſchreiber finden, dem Schriften wie die vorliegende recht ergiebige Quellen bieten werden.

Die Schrift iſt tagebuchartig gehalten, indem der Verfaſſer nur eine Darſtellung ſeiner eigenen Schickſale und Erlebniſſe gibt, die uns aber einen genügenden Einblick in das Leben der geſammten Emigration geſtattet. Sie beginnt mit den „letzten Tagen in Ungarn" deren Wirren und Leiden er in ergreifender Weiſe ſchildert. Aber ſie wurden weit übertroffen von den Leiden welche der Emigrirten auf türkiſchem Boden harrten. Der größte Theil der Letztern hatte den türkiſchen Boden mit der feſten Zuverſicht betreten daß ſie mit türkiſcher Streitmacht bald zur Erneuerung des Kampfs nach Ungarn zurückkehren würden; eine Hoffnung die ſelbſt von Koſſuth und Bem entweder getheilt oder — um die Armen nicht ganz zu entmuthigen — unterhalten wurde. Die Minderſanguiniſchen hatten gehofft, entweder in der Türkei eine gaſtfreundliche Aufnahme zu finden oder ſie wenigſtens raſch und frei paſſiren und ſich nach England oder Amerika begeben zu können. Als alle dieſe Hoffnungen von der grauſamen Hand der Wirklichkeit zerſtört wurden, als die Exilirten ſtatt der gehofften bewaffneten Hülfe oder Gaſtfreundſchaft nur Gefangenſchaft fanden, ihrer Gewehre und der Freiheit beraubt, in elende Kaſernen eingepfercht und ſtreng bewacht und dabei kaum nothdürftig unterhalten wurden: da war Reue über die Flucht auf türkiſches Gebiet und Verzweiflung über die Zukunft die allge-

meine Stimmung, und General Hauslab, der am 21. October 1849 in Widdin anlangte und den Exilirten die Mittel zur Heimkehr bot, den Soldaten Generalpardon brachte und auch den Offizieren, wenn ſie ſich vor einem öſtreichiſchen Kriegsgerichte purificiren würden, Amneſtie in Ausſicht ſtellte, wurde als Erlöſer begrüßt. Faſt alle ungariſchen Gemeinen folgten ihm und kehrten nach Oeſtreich zurück; nur die Offiziere, denen vor der öſtreichiſchen „Purification" graute, die Compromittirten vom Civilſtande, außerdem die italieniſche und polniſche Legion blieben zurück. In der Lage der Zurückbleibenden, die in den erſten Novembertagen nach Schumla transportirt, wo ſie im Februar 1850 von den nach Kiutahia gebrachten und daſelbſt internirten Chefs der Revolution getrennt wurden, trat jetzt auch eine Beſſerung ein, indem türkiſcherſeits doch Etwas für ihre Bequartierung und Verpflegung geſchah. Freilich war — wie Hutter richtig bemerkt — der an Offiziere gezahlte Sold von 80 Piaſter (5 Thlr. 10 Ngr.) monatlich „zu viel zum Verhungern und zu wenig zum Leben", namentlich da durch die Habſucht und Niederträchtigkeit der niedern Beamten auch dieſe kleine Gnadengabe des Sultans oft verkürzt oder ganz vorenthalten wurde; aber als der Druck zu arg wurde, traten die Exilirten in einer Bittſchrift beim Sultan gegen den Tyrannen von Schumla, Halim-Paſcha, auf; und ihre Note, von dem engliſchen und amerikaniſchen Geſandten unterſtützt, bewirkte ſeine Abberufung und eine bedeutende Erleichterung in der Lage der Armen. Nichtsdeſtoweniger begrüßten ſie mit Jubel den ihnen im Juni 1850 verkündeten Beſchluß der Pforte, nach welchem es jedem Emigranten freigeſtellt wurde, ſich entweder in der Türkei bleibend anzuſiedeln oder ins Ausland zu gehen, wozu die Pforte mit 500 Piaſter Reiſegeld und einem Paß die Hand bot.

Niemand war zu erſterem geneigt und Alle beeilten ſich von dem zweiten Anerbieten Gebrauch zu machen. Der Verfaſſer ging nach Konſtantinopel, wo er mehre Wochen verweilte und dann nach Europa zurückkehrte. Er iſt ein aufmerkſamer Beobachter und theilt uns recht intereſſante Bemerkungen und Erfahrungen mit über Leben und Treiben der Bulgaren, das er auf der Reiſe nach Schumla, wie über das der Türken, das er in Schumla und Konſtantinopel zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sein Urtheil iſt im Allgemeinen ein relativ günſtiges, namentlich findet er die Türken nicht ſo ungeſellig und einſilbig als ſie uns gewöhnlich von europäiſchen Reiſenden geſchildert werden. Freilich wurden die Ungarn als im gewiſſen Grade Stammverwandte und dann als Kämpfer gegen die gehaßten und gefürchteten „Moskofs" (Ruſſen) von den Türken freundlicher als andere Europäer betrachtet und deshalb auch nicht „Gyaurs" (Chriſtenhunde), ſondern „Mandſcharli" (Magyaren) genannt; auch kam es ihnen zuſtatten daß ſie durch den längern Aufenthalt genöthigt und durch die Verwandtſchaft der türkiſchen mit der magyariſchen Sprache begünſtigt ſich erſtere bald aneigneten und mit den Türken gut verkehren konnten, was bei den meiſten europäiſchen Reiſenden nicht der Fall iſt. Auch die Lage der Frauen und der Sklaven findet Hutter nicht ſo bedauernswerth als ſie gewöhnlich geſchildert wird. Trotzdem ſcheint ihn die Türkei nicht ſehr gefeſſelt zu haben, denn er kehrte ſobald es anging nach Europa zurück. Wir können ihm dies nur Dank wiſſen, da wir dieſer Rückkehr die vorliegende Schrift verdanken, die wir als intereſſante und belehrende Lecture beſtens empfehlen können. Der „Anhang" türkiſcher Redensarten hätte füglich wegbleiben können, da das Buch doch kein „Führer" ſein will; deſto dankenswerther werden Muſikfreunde eine zweite Beigabe, Text und Muſik der türkiſchen Volkshymne, begrüßen.

Eine gleiche Aufgabe wie Hutter's Schrift, nämlich einen Beitrag zur neueſten Geſchichte Ungarns oder der Ungarn zu liefern, ſtellt ſich nachfolgendes Buch: „Neueſte Chronik der Magyaren. Geſchichtliche Darſtellung der Zuſtände, des Lebens und Wirkens der Ungarn in- und außerhalb ihrer Heimat, von der Zeit der ruſſiſchen Invaſion in Ungarn und Siebenbürgen bis auf die gegenwärtigen Tage. Mit Beiträgen von ausgezeichneten Staatsmännern, nebſt Originalactenſtücken, Karten und Abbildungen, herausgegeben von Ph. Korn. Zweiter Band: Die Ruſſen in Ungarn und die Ungarn in Deutſchland." (Hamburg und Neuyork 1852.) Wir haben den langen Titel wörtlich abgeſchrieben, damit der Leſer ſogleich die geſammte literariſche Thätigkeit Korn's kennenlerne. Denn dieſe Thätigkeit beſchränkt ſich einzig und allein auf Abfaſſung des Titelblatts. Für das Buch ſelbſt hat weder Korn noch einer ſeiner angeblichen („ausgezeichneten") Mitarbeiter auch nur eine Zeile geſchrieben. Schere und Kleiſter haben allein es zutagegefördert. Es iſt dies das frechſte Beiſpiel der literariſchen Freibeuterei und der ſchamloſeſten Buchmacherei das uns ſeit langem vorgekommen! Wenn man ein ſogenanntes Geſchichtswerk über eine ältere Periode aus andern Geſchichtsbüchern oder über die Neuzeit aus Zeitungsberichten zuſammenſtoppelt, ſo kann dies Handwerk wenigſtens doch einigermaßen damit entſchuldigt werden daß etwa jene Bücher und Zeitungen nicht in Jedermanns Hand ſind und daher das Zuſammenſtellen und Zugänglichmachen der betreffenden Fragmente für ein größeres Publicum auch ein Verdienſt ſei. Aber eine neueſte Chronik aus Fragmenten ſolcher Bücher zuſammenzuſtoppeln, die eben erſt erſchienen und daher Jedermann der ſich für die ungariſchen Verhältniſſe irgendwie intereſſirt — ein Anderer wird auch die „Chronik" nicht leſen — genügend bekannt ſind: dazu gehört ein Grad von Unverſchämtheit der faſt unſere Bewunderung verdiente, wenn er nicht unſere Verachtung und Entrüſtung ſo ſehr herausfoderte. Die ganze „Chronik" beſteht aus wörtlichen, oft ſeiten- und bogenlangen Copien aus den officiellen öſtreichiſchen und ruſſiſchen Kriegsberichten, aus den Memoiren Klapka's, den Schriften von Czecz, Schleſinger, Einhorn, Lazinſky, Szilágyi, Szillányi, dem „Honvéd" u. ſ. w. In dieſem Sinne enthält das Buch allerdings „Beiträge" von verſchiedenen Schriftſtellern, nur daß ſie nicht für die „Chronik" geſchrieben worden. Aus Dankbarkeit hat Korn die von ihm geplünderten Schriftſteller, unter denen ſich kein einziger „Staatsmann" befindet, auf dem Titelblatt alleſammt zu ausgezeichneten „ungariſchen Staatsmännern" geſtempelt, eine Ehre die ſie gewiß ebenſo wenig erwartet als Referent, der ebenfalls zu den Geplünderten gehört, und nicht wenig überraſcht war, ſich ohne ſein Wiſſen und Wollen von dem Chroniſten zum „ausgezeichneten ungariſchen Staatsmann" geſchlagen zu ſehen. Noch leichter hat es ſich der Verfaſſer bei der zweiten Hälfte ſeines Buchs „Die Ungarn in Deutſchland" gemacht, wo er drei ſelbſtändig erſchienene Broſchüren, nämlich Szelay's „Diplomatiſche Actenſtücke zur Beleuchtung der ungariſchen Geſandtſchaft in Deutſchland", Paſtor Wimmer's „Denkſchrift an Friedrich Wilhelm IV. über die ungariſche Revolution" und ein in Petersburg erſchienenes Memoire wörtlich abdruckt. Schade um das ſchöne Papier und den hübſchen Druck den die Verleger an dieſes Machwerk vergeudet. 66.

Philipp Lang, Kammerdiener Kaiſer Rudolf's II. Eine Criminalgeſchichte aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Aus archivaliſchen Acten gezogen von Friedrich Hurter. Schaffhauſen, Hurter. 1851. 8. 27 Ngr.

In dieſem Buche iſt ein ausgiebiger geſchichtlicher Stoff zu einer wirkſamen Darſtellung gegen die Camarillaherrſchaft in einem abſoluten Regimente enthalten, ſo lehrreich und abſchreckend, daß wir nur bedauern können daß dieſer Stoff nicht einer geſchicktern Hand zur Bearbeitung zugefallen iſt. Von den Verfaſſern des „Neuen Pitaval" behandelt, wie würde dieſem merkwürdigen Vorgange, dieſer Gruppe von Verbrechen, dieſem ſeltſamen Verhältniß der Allmacht eines rohen, jüdiſchen Kammerdieners über das Oberhaupt des Heiligen Römiſchen Reichs, dieſem unerſättlichen Gelddurſt und dieſem merkwürdi-

gen Geiſt der Intrigue und Ueberliſtung, die ſich in Philipp Lang darſtellen, ein Bild voll Leben und Anziehungskraft entſproſſen ſein! Wie wirkſam, wie lehrreich würden die ergreifenden Thatſachen zu uns ſprechen, während hier, in einer Darſtellung ohne Ordnung, in einem Stil den wir mehr als barbariſch nennen müſſen, bei völligem Mangel der Gruppirung und Anordnung nur ein verworrenes, haltloſes Gemälde vor uns tritt, dem wir Nichts zu entnehmen vermögen als die Bekanntſchaft mit einem Gauner der ſeltenſten Art. In der That, der hiſtoriſch merkwürdige Stoff verdiente eine beſſere Behandlung, und er ſei hiermit zu einer ſolchen beſtens empfohlen.

Philipp Lang, zuletzt kaiſerlicher Rath, Oberſtlandjägermeiſter, Mauthner zu Stein, Stadthauptmann zu Krems, Poſtmeiſter und Zoller am Kollman, Herr zu Oberinglingen, böhmiſcher Ritter und erſter Kammerdiener des Kaiſers Rudolf II., Philipp Lang von Langenfels, eine Reihe von Jahren hindurch der mächtigſte und gewaltigſte Mann am Hofe zu Prag, an den ſich Erzherzoge und Fürſten in demüthigen Briefen wendeten, um deſſen Gunſt fremde Botſchafter buhlten, vor dem die höchſten Hofwürden ſich beugten, nach deſſen Wink die Gerichte Recht ſprachen, der über alle Stellen im Lande und Heere nach Belieben ſchaltete, vor dem die Welt zitterte, der über Gunſt und Ungunſt des Kaiſers frei verfügte, war urſprünglich ein ſteieriſcher Jude. Ganz Prag gerieth in ſtarren Schrecken als ſich am 1. Juni des Jahres 1608 die Nachricht verbreitete, dieſer allmächtige Mann ſei plötzlich einem gemeinen Verbrecher gleich in das Gefängniß des Weißen Thurms abgeführt und ſitze in Ketten. Man ſchrieb dieſen überraſchenden Umſchwung politiſchen Urſachen zu; ſpäter erwies ſich daß er Folge einer unglaublichen Anhäufung von Verbrechen war, deren Lang ſich im Laufe von fünf Jahren ſchuldiggemacht, und in deren Reihe kaum ein namhaftes Verbrechen fehlte, das vom Arme der ſtrafenden Gerechtigkeit überhaupt nur bedroht iſt. Zur Unterſuchung gelangten nicht weniger als 89 Fälle von Erpreſſung, Aemterverkauf, Betrug, willkürlichen Strafeinziehungen, Abſetzungen, Verrath von Staatsgeheimniſſen, abgenöthigten Geſchenken und dergleichen mehr, zu deren Befriedigung das unermeßliche Vermögen des Lang nicht hinreichte. Aus der Unzahl begangener Schändlichkeiten mögen nur einige hier ſtehen. Dem Freiherrn Ernſt von Molart wurden für die Stelle eines Hofkammerpräſidenten von Lang 1000 Thaler abgepreßt; für das Burggrafenamt zu Karlſtein mußte der ſpäter ſo bekannte Graf Slawata, der im Jahre 1618 aus dem Fenſter des Hradſchin geſtürzt wurde, 5000 Thaler zahlen; dafür daß Lang dem Hans von Tulner zur Hauptmannſchaft verhalf, ward ihm ein ſilbernes Schreibtiſchchen mit goldenen Roſen, 800 Gulden werth, geſchenkt; die Stelle eines Hofrichters in Ungarn bezahlte Georg Thurzo mit ſechs ſchönen Kutſchenroſſen; Georg von Fugger mußte für den Geſandtſchaftspoſten in Venedig ein Roßzeug von 2000 Gulden Werth entrichten u. ſ. w. Gewöhnlich nahm Lang bei mehren Mitbewerbern von allen Gebote an und ſchlug das Amt dem Meiſtbietenden zu. So zeigte er dem Zeugmeiſter Urſin eine ſchöne goldene Kette. „Dieſe", ſagte er, „hat mir der fromme Graf von Fürſtenberg geſchenkt: andere Lumpe haben mir viel verſprochen, aber nicht gehalten; ihnen allen zum Trotz will ich dem Grafen dermaßen helfen daß man es in kurzer Zeit ſehen ſoll." Den reichſten Ertrag aber gab ihm der Verkauf der Kriegsſtellen. Für den Poſten eines Obriſten mußten in der Regel 1000 Gulden an den Kammerdiener erlegt werden. Graf Mansfeld zahlte für ein Regiment ſogar 3000 Thaler, Buchheim 2000 Thaler, Ladislaus von Sternberg 2000 Gulden. Selbſt die Mitglieder der kaiſerlichen Familie konnten keine Unterſchrift des Kaiſers erlangen, ohne den Kammerdiener dafür zu bezahlen. Dem Magnaten Hoſſutothi preßte dieſer für den Vollzug eines Spruchs des Reichshofraths gegen den Kurfürſten von Brandenburg nach und nach die enorme Summe von 11,592 Thalern ab; für eine Audienz, die Lang dem Fürſten von Anhalt in einer herzoglich liegnitziſchen Vormundſchaftsſache verſchaffte, mußte er 200 Dukaten zahlen; Karl von Lichtenſtein zahlte für dieſelbe Gunſt 2000 Thaler, Graf Georg Baſta gar 3500 Gulden und Graf Salm 600 Dukaten für eine kaiſerliche Unterſchrift; ja der berühmte Feldmarſchall Tilly ſelbſt mußte für eine ſolche 3000 Gulden entrichten. Sogar die Stände des Reichs hatten für die Unterſtützung ihrer Anträge nicht ſelten große Summen zu ſpenden, die bis zu 10,000 Gulden ſtiegen. Man kann leicht denken welche koloſſalen Reichthümer auf dieſe Art in einer Reihe von Jahren in der Hand des Kammerdieners, der ebenſo unerſättlich als rachgierig war, zuſammenſtrömten für den Handel mit Recht, Ehren, Würden und Aemtern, den er endlich ganz offen und ungeſcheut betrieb. Wie hoch das ſo erworbene Vermögen endlich anwuchs, iſt nie ganz deutlich geworden; bei ſeinem Sturz fand man jedoch außer ſeinem Güterbeſitz und einem enormen Reichthum an Juwelen, Gold- und Silbergeräth etwa 160,000 Thaler an Geld bei ihm, vielleicht den dritten Theil der bei der Unterſuchung gegen ihn erhobenen Anſprüche.

Lang's Strafe beſtand in lebenslänglicher Einſperrung, welche jedoch weder ſchwer noch lang geweſen zu ſein ſcheint, da ihm der Kaiſer einen eigenen Diener bewilligte und Lang ſelbſt ſchon zu Anfang 1610 geſtorben zu ſein ſcheint. Gegen ſeine Frau bewies ſich der Kaiſer gnädig, indem ihr etwa 20,000 Thaler aus Lang's Vermögen und außerdem zu ihrer „Nothdurft" in fünf Monaten über 2000 Gulden gezahlt wurden. Deſſenungeachtet klagte ſie beſtändig über ihre Noth.

Die immerhin merkwürdige Geſchichte Lang's würde nun unſtreitig in einer gutgefaßten Darſtellung als ein Specimen für die Schäden eines an keine Controle gebundenen Regiments einen größern Leſerkreis anſichzuziehen im Stande geweſen ſein, namentlich wenn der Autor verſucht hätte uns die Mittel und Wege aufzudecken, mittels deren Lang jenen maßloſen Einfluß auf ſeinen kaiſerlichen Herrn erlangte und behauptete in deſſen Beſitz wir ihn erblicken. Allein hiervon iſt in der vorliegenden Schrift nicht die Rede. Welchen Reiz aber ſoll eine Darſtellung auf den Leſer ausüben, die in Unordnung, Geſchmackloſigkeit und undeutſchen Wendungen und Ausdrücken in der That ihresgleichen ſucht, und die völlig planlos, zuletzt nur aus loſen Papierſtreifen mit unzuſammenhängenden Notizen entſtanden zu ſein ſcheint?

Das Erkenntniß wider Lang, das im Jahre 1609 über 437 Verhörsfragen nach eingeholten Rechtsgutachten mehrer berühmten Juriſten gefällt wurde, lautete bei mehren Punkten auf Hinrichtung, bei allen mindeſtens auf ewiges Gefängniß. Wie es kam daß dieſer Rechtsſpruch unvollzogen blieb, iſt nicht ins Klare geſtellt. Es ſcheint daß noch aus ſeinem Gefängniß her der Einfluß Lang's übermächtig blieb! Wie wäre es ſonſt zu erklären daß ein Zeuge, Blahel, welcher den Lang hatte ſagen hören: der Kaiſer müſſe Alles thun was er wolle, das bewirke er durch ſeine Zauberei, und er habe es Sr. Majeſtät geſagt daß der Jude ihn verzaubere, allein der Kaiſer glaube es nicht, und wenn der Jude ihm ein blankes Meſſer verhielte, ihm das Herz abzuſtechen, ſo würde er es nicht glauben, ſondern blos ſagen: „Nicht wahr, Philipp, das thuſt du nicht?" für dieſe Aeußerung auf die Folter geſpannt wurde? Doch genug! Wir haben hier ein ſchätzbares hiſtoriſches Material vor uns, deſſen ungenügende und ungeſchickte Bearbeitung in mehr als einer Hinſicht zu bedauern bleibt. 14.

Jacques Jasmin.

Im ſüdlichen Frankreich lebt noch heute ein Dichter, der es vermocht hat für eine untergegangene Sprache, die nur im Volke fortlebt, das größte Intereſſe zu erwecken, der die zarteſten und die erhabenſten Gefühle in ihr zum Ausdrucke brachte und jene entſchwundene Volkswelt, der er ſeine Sprache entnahm, in dieſer Sprache ſelbſt mit natürlicher Friſche ſchildert. Es iſt dies Jacques Jasmin, deſſen eigentlicher Name Jacquou

Janſemin iſt. Im Jahre 1789 zu Agen geboren, hatte er in ſeiner Jugend viel mit der drückendſten Armuth zu kämpfen. Sein Vater, ein armer Schneider, ließ ihn Chorknabe werden, ſpäter lernte er nach einem dürftigen Unterricht das Friſeurgewerbe, bis er durch ſeine Gedichte in provençaliſcher Sprache ſich die allgemeine Gunſt des Publicums erwarb. Von ſeiner bekannten Gedichtſammlung „Las papillotos" wird gegenwärtig der dritte Band ausgegeben.

Es wäre jedenfalls eine intereſſante Frage zu unterſuchen, ob eine wahrhafte Poeſie möglich ſei in einem bloßen Patois. Es wäre dies wol zu bezweifeln, wenn man an das Patois der Vaudevilles, der Opern und mitunter der Trauerſpiele denkt; etwas Anderes ſind jedoch jene alten, originalen und in mehr als einer Beziehung nationalen Sprachen, welche in einem Winkel des Landes ſich erhalten haben, weil dieſe Sprachen den Gewohnheiten, der Individualität eines ganzen Stammes entſprechen und gerade hierin die Quelle und Nahrung jeder Poeſie liegt. Das Idiom Jasmin's iſt in dieſer Lage und keineswegs ein Patois, für welches Manche es anſehen. Montaigne ſagte ſchon: „Es gibt bei uns nach den Bergen zu ein Gascogniſch, welches ich merkwürdig ſchön, kurz, trocken, ausdrucksvoll finde und welches in der That eine männlichere und militairiſchere Sprache iſt als irgend eine andere ...." Dieſes Gascogniſche, wie der Verfaſſer der „Essais" es nennt, war die Sprache Bernard's de Ventadour, Geoffroy Rudel's und Gaſton Phoebus', es iſt zur Sprache eines Volksſtamms geworden und hat ſo viele Volksdichter gehabt, wie Goudouli, Daſtros, Despourin. Jasmin iſt der letzte und größte. „Wir lieben unſere Sprache", ſagt er, „was iſt das weiter; trinkt denn ganz Frankreich aus derſelben Quelle? Der Norden hat ſein beſonderes Ausſehen und der Süden auch."

Eine andere Frage iſt die, ob eine ſolche Sprache beſtimmt iſt, endlich einmal zu verſchwinden? Daß ſie lebt, iſt die Antwort. Sie hat einen der bedeutendſten, originellſten Dichter hervorgebracht, der durch einen ganzen Volksſtamm gefeiert, verſtanden und geliebt wird. In ihr hat Jasmin „La charité", „L'éptre à un agriculteur", „Voyage à Marmande", „L'aveugle", „Marthe", „Les deux jumeaux", „Françounetto", und wie alle jene Gedichte heißen, geſchrieben, in ihr ſind endlich auch die neuen „Papillotes", um den Namen beizubehalten, gedichtet. Von dieſem letztern ſind namentlich „La vigne", „Ville et campagne, ou gloriole et pauvreté" und die „Pélerinages" hervorzuheben.

Es liegt in dem Leben des ſüdlichen Dichters wie in ſeinem Charakter und ſeinem Talente eine eigenthümliche Miſchung von Zügen die ſich ſcheinbar einander widerſprechen. Phantaſie und Verſtand, Ideal und nüchterne Wirklichkeit vermengen ſich in dem Leben Jasmin's auf eine ſeltſame Weiſe, ſie ergänzen ſich gegenſeitig, ohne daß das Eine das Andere zerſtört. Jasmin hat ſicherlich die poetiſchſte und idealſte Exiſtenz dieſes Jahrhunderts und dabei doch vielleicht die weiſeſte. Sein Leben iſt ein fortwährendes Feſt, eine Kette von „Wallfahrten", wie er es nennt, auf denen ihm das Volk folgt. Der Dichter geht von Stadt zu Stadt und ſchildert eine jede mit einem treffenden Worte: Angoulême, „die heitere Königin der Luft, thronend auf einem blumigen Felſen, ihre Füße in blauen, lachenden Wellen netzend"; Tarbes, die Königin von Bigorre, in ihrer friſchen Ebene ſitzend, im Schatten von „an den Himmel geſchmiedeten Silberfelſen"; Marſeille, die griechiſche Stadt, welche ſich im jungfräulichen Meere badet, „das die Schwalbe ohne zu ermüden an Einem Tage überfliegt". Alle dieſe Städte feierten den Dichter. Allein nicht blos den Ruhm hat er hierin erblickt, nicht blos einen Vortheil, ſondern es iſt eine Art edelmüthiger und unbefangener Liebe zum Wohlthun, die ſich dabei kundgibt. Dieſe hat ihm ſeine poetiſchen Wanderungen eingegeben; bald hilft er Zufluchtsſtätten gründen, bald unterſtützt er einen unglücklichen Privatmann. Inmitten der Bewohner die auf ſeine Stimme herbeieilen wirkt Jasmin ohne Affectation mit Leichtigkeit unendlich viel Gutes, indem er das Auge des Reichen unaufhörlich auf die Leidenden richtet und den Armen die wachſame Mildthätigkeit zeigt. Zu Jenen ſagt er: „Wer Honig haben will, muß die Biene pflegen; wer am Fuße des Baumes den Boden umgräbt, der macht den Wipfel grünen"; und den Armen ruft er zu: „Seht, die Reichen werden ja beſſer!" und warnt das Volk „ſein ſchönes weißes Blatt vor dem Böſen zu hüten". Noch vor ganz kurzer Zeit wurde Jasmin, als er eben mit dem Drucke ſeines dritten Bandes beſchäftigt war, nach Toulouſe gerufen, um zur Unterſtützung der Stiftung des heiligen Vincent de Paula zu reden, und er eilte herbei um vor 6000 Menſchen den Heiligen in einer wahren, menſchlichen Sprache zu beſingen, welche es verſchmähte den Leidenſchaften zu ſchmeicheln. „Man entthrone die Könige", ſagte er, „man mache Vermögen und Rang gleich, ſo wird es doch den Tag darauf Arme geben, und die Mildthätigkeit wird zu jeder Zeit Königin ſein ...." Mit großer Feinheit fügte er hinzu daß es gegen dieſe Königin keinen „Juli" oder „Februar" geben würde.

Eine der intereſſanteſten Epiſoden im Leben Jasmin's, in welcher ſeine Poeſie am beſten in der eben beſprochenen Thätigkeit erſcheint, iſt die Theilnahme welche er an der Erbauung der Kirche von Vergt genommen hat. Im Innern des Departements Périgord ſah ein armer Prieſter eine Kirche welche einzuſtürzen drohte. Er kam auf die Idee Jasmin aufzuſuchen, und Beide begannen, als hätten ſie ſich lange ſchon gekannt, zuſammen eine Wallfahrt von Stadt zu Stadt, „um das Haus dem lieben Gott" wiederaufzubauen. Die Kirche ward zuerſt feſt gegründet; aber da fehlten die Mittel ſie zu decken, und wiederum begannen Prieſter und Troubadour ihre Wallfahrt, und immer ſchöpften ſie neue Begeiſterung für ihr Werk. Hiervon rührt jenes lebendige Gedicht her deſſen verſchiedene Abtheilungen heißen: „Der Prieſter und der Troubadour", „Der Prieſter ohne Kirche", „Die wankende Kirche", „Die Kirche ohne Dach". Zu Denen, wo er ſammelte, ſagte er: „Wenn ich die Sparren und die Ziegel auf dem Dache ſehen werde, ſo werde ich denken: ich war unbedeckt; da bot mir die Kirche ein Aſyl als ich noch klein war. Jetzt iſt ſie ſelbſt ohne Obdach, da will ich ſie bedecken. So gebt denn Alle, Alle, damit ich endlich das Glück habe einmal für ſie zu thun was ſie ſo oft für mich gethan hat."

Ein ebenſo einfaches als richtiges Gefühl für Religion bezeichnet dieſe Epiſode im Leben Jasmin's; er war nicht der Prophet einer neuen Religion, er ſuchte nicht den ſeiner Poeſie ſo eigenthümlichen praktiſchen Gedanken durch ein ehrgeiziges Verlangen zu erſetzen. Er kennt jenen geheimnißvollen Reiz den die Kirche auf das Landvolk ausübt recht wohl. „Um ſich an den blos Verſtändigen zu wenden", ſagt er, „hat der Prieſter ſeine einfache Kanzel, aber um das Volk treu an ſeine Pflicht zu feſſeln, rührt er durch Schmeichelei des Auges ſein Gemüth." Zuletzt hatte daher auch wol der Dichter, ſeit er zum Baumeiſter geworden, das Recht der Krönung ſeines Werks beizuwohnen, und Jasmin war bei der Einweihung ſeiner Kirche inmitten von ſechs Biſchöfen, von 200 Domherren und einer erſtaunten Bevölkerung zugegen, die in dieſem Augenblicke ohne es zu wiſſen jenen beiden großen moraliſchen Gewalten unterthan war — der Religion und der Poeſie.

Ein eigenthümlicher Zug Jasmin's iſt es daß er immer die Phantaſie mit der Verſtändigkeit vereint. Neben dem gefeierten, gekrönten und von ſeiner idealen Religion immer fortgeriſſenen Dichter ſieht man den nüchternen, praktiſchen Mann, welcher ſeine erſte Urſprünglichkeit, ſeine ungezwungene Natur, ſeine einfachen, regelmäßigen Gewohnheiten beibehalten hat. Wenn er jene glänzenden Feſte, die ihm gelten, verlaſſen hat, ſo kommt der verſtändige Mann wieder zum Vorſchein, der ſein Haus, ſein Fleckchen Erde ſo innig liebt. Man gehe nur nach Agen, da wird man ihn ſicherlich finden, glücklich und unſchuldig wie ein Kind, wie er ſeine Weinſtöcke zählt, ſie begießt und triumphirt daß ſie ſchöner, feuriger, fruchtbeladener als die des Nachbars ſind, gleichwie er triumphirt,

wenn es ihm gelungen iſt, für die Armen eine reiche Ernte geſammelt zu haben.

Jasmin arbeitet ſeine Verſe förmlich aus und er verhehlt dies nicht; er nennt geiſtreich die Impromptus die „echte Münze" des Herzens, aber die „falſche Münze" der Poeſie. Eines Tages kam in Montpellier, wo er wie gewöhnlich gefeiert wurde, ein ehrbarer Reimſchmied in provençaliſcher Sprache zu ihm und bot ihm einen Wettkampf an. Jasmin ſollte ſich mit ihm zwiſchen vier Mauern und unter der Obhut von Wächtern einſchließen laſſen, um drei Sujets binnen 24 Stunden zu behandeln. „Wie, mein Herr", ſagte Jasmin ſchnell, „Sie ſchlagen meiner Muſe, die die freie Luft und die Ungebundenheit ſo ſehr liebt, vor, ſich zwiſchen vier Mauern einſchließen zu laſſen? Und drei Sujets in 24 Stunden? Sie erſchrecken mich, mein Herr. Ich muß Ihnen ganz offen bekennen, daß meine Muſe viel zu «naiv» iſt, um mehr als drei bis vier Verſe des Tags zu machen. Meine fünf Gedichte: «Der Blinde», die «Erinnerungen», «Françounetto», «Martha», «Die beiden Zwillinge», haben mich zwölf Jahre Arbeit gekoſtet und ſie ſind doch nicht größer als 2400 Verſe zuſammen. Unſere Verhältniſſe würden alſo nicht gleich ſein. Kaum wären wir eingeſchloſſen, ſo hätte Ihre Muſe ihre «drei Stücken Arbeit» vollendet, während die meinige, die arme, erſt in Begeiſterung gerathen würde. Meine Muſe bekennt ſich im voraus für beſiegt und ich autoriſire Sie, dieſe Erklärung protokolliren zu laſſen." Dann fügte der Dichter als Nachwort noch hinzu: „Jetzt kennen Sie meine Muſe, kennen auch mich ſelbſt. Ich liebe den Ruhm, aber nie hat der Erfolg eines Andern meinen Schlaf beunruhigt."

Eines ſeiner neuen Gedichte „Ville et campagne" benannt, iſt ein kurzes, treffendes, belebtes Drama, welches in ſeinen unſcheinbaren Verhältniſſen einen tiefen ſittlichen und ſogar ſocialen Gedanken enthält. Wer hat nicht jenen wachſenden Haß der Armuth und des niedern Arbeiters, jene Verachtung des Landes und der Landarbeit als etwas Erniedrigendes bemerken können? Die Stadt iſt der magiſche Traum jeder Einbildungskraft und das letzte Ziel aller Wünſche. Nur hier iſt Vergnügen, Erfolg, Glück; wer nicht Prieſter wird, iſt doch bald Advocat oder Schriftſteller oder doch mindeſtens Arbeiter einer höhern Profeſſion. Das Ende iſt freilich ungewiß, vielleicht wartet das Hungertuch, ein elender Tod; aber das hat den ſchrecklichen Reiz des Abgrundes für ſich. Und währenddem wird die Erde, die fruchtbare Mutter der Menſchen, verlaſſen und entblößt, in ihrer Unfruchtbarkeit ſich entwickeln, bis es bewieſen ſein wird „daß das in der Erde eingeſchloſſene Geheimniß des Himmels ſeit den 6000 Jahren, daß der Menſch ſie bearbeitet, erſt zur Hälfte ſich der Welt offenbart hat".

Dies iſt der Grundgedanke der ſich durch die kleine Erzählung Jasmin's hindurchzieht und mit einer Apotheoſe der Feldarbeit endet. Charles iſt der Sohn eines Landmanns von Madaillan, der ihm einiges Vermögen hinterlaſſen hat. Der arme junge Mann unterliegt dem gewöhnlichen Verlangen; da er nicht viel hat, will er mehr haben; in einfachen, ländlichen Gewohnheiten auferzogen, will er die heimatliche Welt, in der er lebt, verlaſſen, um die Freuden der Stadt zu genießen. In dieſer Erwartung vernachläſſigt er ſeinen Meierhof, das Korn wird vom Unkraut überwuchert, die Bäume von Raupen überfüllt und der abgemagerte Ochſe ſchleppt ſich mühſam auf dem Felde hin. Charles will fort. Er ladet eines Tags mehre alte Freunde ſeines Vaters, unter ihnen den Dichter, den einzigen vielleicht der von ihnen leſen kann, ein, um ſeine Abreiſe zu feiern. Hier beginnt der Kampf zwiſchen „Stadt und Land". Der junge Mann ſchlägt ſeinen Gäſten einen Toaſt auf den „neuen Geiſt" vor. Dieſer iſt der König des Feſtes; er ſoll die Welt verjüngen, er ſoll aus allen Bauerſöhnen Doctoren, Schriftſteller, Prieſter machen, er ſoll die Hütte in Paläſte verwandeln, die Jacke in geſtickte Kleider, den Holzteller in goldene Schüſſeln. Dem antwortet einer der älteſten Gäſte in etwas weniger lyriſchem Tone mit: „Dem alten Geiſte der Verſtändigkeit!" Dabei beobachtet der Dichter, halb ſcherzend, halb traurig geſtimmt, die Sonne, ſchildert ſie mit beißenden Zügen und ſpricht zu ſich ſelbſt: „Neuer Geiſt, wenn du Alles zu «Mein Herr» machſt, ſchone wenigſtens die Poeſie; denn es dünkt mich, wenn man ſingt, iſt der Kummer nicht mehr ſo bitter." Charles geht indeß nach Paris. Was geſchieht ihm hier? Wer wird eines Tages ſo glücklich ſein, einen jener kühnen Verſuche in ſeiner ganzen Wahrheit zu ſchildern? Wer wird die Wunden jener abenteuernden Menſchen unterſuchen? Er hätte ein grauſenhaftes Bild zu entwerfen; er hätte viel unbekannte Kämpfe mit der Unmöglichkeit, viel Täuſchungen, manch fieberhafte Concurrenz zu ſchildern. Als unſer Dichter eines Abends über den Pont-Neuf geht und den gascogniſchen König grüßt, „deſſen Namen der neue Geiſt nicht verdunkeln wird", gewahrt er einen Auflauf: ein junger Mann hat ſich in die Seine geſtürzt, es iſt Charles, mit Mühe nur wird er gerettet. Mehre Jahre verfließen; da geht der Dichter einmal wieder nach Madaillan. Alles hat ſich da geändert. Keine Brombeerſträucher, keine Neſſeln, keine Diſteln ſind da wie das erſte mal: Früchte und Aehren, Weinſtöcke, Wieſen, Heerden, Alles reich daß es die Augen blendet. Eine Hochzeit wird zugerüſtet, Alles iſt luſtig: Charles hat, vom Tode und von ſeinen gefährlichen Ideen gerettet, ſich wieder an die Arbeit gemacht. Es iſt ihm geglückt und an ſeinem Hochzeitstage will er wieder die alten Gäſte um ſich verſammeln, die er bei ſeiner Abreiſe bewirthete. Inmitten dieſer und ſeiner jüngern Freunde entdeckt er ſein Geheimniß in einer einfachen Erzählung.

Das Intereſſe für ein Gedicht verſchwindet merklich, wenn es in einer andern Sprache wiedergegeben wird. Jenes blühende Colorit, jener Reiz der Details, bei denen es mehr Erfindung gibt als bei der Handlung ſelbſt, jene unerſchöpfliche Menge verſchiedener Situationen, das Piquante der Beobachtung läßt ſich nicht wiedergeben. Es muß deshalb genügen, den Grundgedanken von „Stadt und Land" anzudeuten.

Es iſt eine Eigenthümlichkeit Jasmin's daß ſeine Gedichte, wenn ſie das Unglück ſchildern, nicht eine Beleidigung, eine Drohung werden, ſondern ein Gegenſtand theilnehmenden Nachdenkens. Er vermag mit ſeinen Fragmenten und ſeiner Popularität viel Gutes zu wirken, ohne aufzuhören Dichter zu ſein. Wollte man ihn dagegen zu Parteizwecken benutzen, er würde die reizende Heiterkeit ſeines Geiſtes, die Würde ſeines Lebens verlieren. Jasmin weiß dies, er bekümmert ſich gar nicht um Politik. Im Jahre 1848, wo ſo unzählige Candidaturen aufkamen, ſuchte er ſich ſo fern davon zu halten als Andere darnach ſtrebten. Und doch hatte er, was ihn ſehr freute, eine Stimme bei den Wahlen erhalten; ſie kam aus dem Innern von Afrika, von einem armen unbekannten Soldaten; dieſe Stimme galt „Martha", dem „Blinden von Caſtelcuillé" und „Françounetto". 16.

Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte.

Sendung des Marſchalls de la Marck nach Rom.

Im Jahre 1550 ſandte König Heinrich II. Robert de la Marck, Marſchall von Frankreich, als Botſchafter an Papſt Julius III. (del Monte), welcher nicht lange zuvor ſeinem berühmten Vorgänger Paul III. Farneſe auf dem Stuhl Petri nachgefolgt war. Bei des Marſchalls Abreiſe gab der Papſt demſelben nachſtehendes Schreiben mit, welches in einem viele Briefe Annibal Caro's, Baldaſſar Caſtiglione's und Anderer enthaltenden Codex der Bibliothek von Ravenna (Classensis) aufbewahrt und in A. Cappi's „Prose artistiche e letterarie" (Rimini 1846) gedruckt iſt. Es heißt:

„Geliebteſter Sohn in Chriſtus. Die Sendung des Herrn Marſchalls de la Marck iſt uns ſehr angenehm geweſen. So erfreut wir über ſeine Botſchaft ſind, ſo hat dieſelbe uns doch

über die Wohlgeneigtheit Ew. Majeſtät gegen uns und den heiligen Stuhl Nichts berichtet was uns nicht ſchon bekannt geweſen wäre. Wir hinwieder werden nichts Anderes ſagen, als daß Ew. Majeſtät ſich unſererſeits jederzeit väterliches Entgegenkommen verſprechen und Dem Glauben beimeſſen kann was der gedachte Herr Marſchall Euch berichten wird, mit dem wir nach unſerer natürlichen Offenheit und Aufrichtigkeit geſprochen und verhandelt haben.

Aus unſerm apoſtoliſchen Palaſt den 4. Juli 1550.

Julius."

Dies hinderte indeß nicht daß im folgenden Jahre der heftigſte Zwieſpalt zwiſchen dem Papſt und dem Könige ausbrach, des Schutzes wegen den der Herzog von Parma Ottavio Farneſe bei Heinrich II. fand. Schon bei Paul's III. Lebzeiten waren zwiſchen dem Papſte und ſeinem Enkel Mishelligkeiten entſtanden: nach ſeines Sohnes Pier Luigi Ermordung (1547) mochte dem alternden Papſte wegen der Lostrennung Parmas und Piacenzas vom Kirchenſtaate Reue gekommen ſein; aber Ottavio war nicht der Mann auf das Vatererbe zu verzichten, und er fand bei Frankreich Unterſtützung. Die Bemühungen der Päpſte ihren Angehörigen unabhängige Herrſchaften zu gründen, waren verſchiedenen Erfolgs. Den beiden Rovere, Sixtus IV. und Julius II., gelang es, und ihre Familie blieb lange im Beſitz Urbinos, Peſaros und Senigallias. Clemens VII. verſchaffte den Seinigen die dauernde Herrſchaft in Florenz, ohne dabei freilich den Beſitz der Kirche zu ſchmälern. Paul III. trieb es großartig: ſeine Farneſen erhielten erſt Caſtro und Ronciglione, dann Cammerino, endlich Parma. Die Repoten Paul's IV., die Caraſa, verſuchten auf eigene Hand regierende Herren zu werden, ſcheiterten aber in ihren Plänen auf Siena. Dann war es mit dieſer Art des Repotismus zu Ende: als Clemens VIII. den Eſtes Ferrara nahm, machte er es einfach zur päpſtlichen Provinz, und Urban VIII. that Daſſelbe mit Urbino, ſo gern er es ſeinen Neffen, den Barberini, verliehen haben möchte. Die Repoten mußten ſich mit kleinern Lehen und mit einträglichen Aemtern begnügen, und in beiden Richtungen leiſteten ſie bis zum Ende des 17. Jahrhunderts ein Erkleckliches. Der Streit zwiſchen Julius III. und Heinrich II., um zu dieſen zurückzukehren, wurde ſo heftig daß der Papſt den Allerchriſtlichſten König mit der Excommunication, Frankreich mit dem Interdict bedrohte. Endlich einigte man ſich doch wieder, und die Farneſen behielten bis zu ihrem Ausſterben Parma, und brachten es an die ſpaniſchen Bourbons, die es heute noch beſitzen.

Eine mailändiſche Kindermörderin.

„Eine grauſame Handlung", ſo erzählt der mailänder Chronikenſchreiber Giovanni Andrea Prato im Jahre 1516 („Cronache Milanesi", Florenz 1842, S. 418), „verübten im vorigen Jahre einige Mailänder. Unter dem Vorwande Juwelen zu verhandeln, führten ſie den Juwelier Todeſchino in ein hinter Santa-Euſemia gelegenes Haus, nahmen ihm ſeine Koſtbarkeiten, mordeten ihn und warfen ihn in eine Latrine. Es währte nicht lange, ſo wurden ſie entdeckt und lebendig geviertheilt. Eine viel gräßlichere That haben wir jetzt von einer Frau zu berichten, die ſchlimmer denn ein wildes Thier. Sie hieß Liſabetta de Lampugnano und wohnte am Carmine. Sie lockte mit allerlei Liebkoſungen Kinder in ihr Haus, ermordete ſie und fing ihr Blut auf, indem ſie ihnen auch noch die weichern Theile des Fleiſches abſchnitt. Nach Gottes Rathſchluß aber ward ſie am Fronleichnamsfeſte durch ihre Katze verrathen und entdeckt, welche das Händchen eines fünfjährigen Mädchens, das ſie ums Leben gebracht hatte, in ein Nachbarhaus verſchleppte. Sie wurde gleich eingezogen, und obgleich ſie zu Anfang ſelbſt inmitten der Qualen der Folter hartnäckig die Wahrheit zu ſagen weigerte, bekannte ſie doch am Ende Alles. Bei der Hausſuchung fand man mehr Kinder geſalzen und halb aufgegeſſen; andere hatte ſie verſcharrt, ſodaß es an den Tag kam wie ſie auch aus bloßer Grauſamkeit gemordet. Die Verbrecherin wurde am 12. Juli lebend gerädert und dann auf dem Caſtellplatze verbrannt."

Morigia in der „Raccolta delle opere pie di Milano" erwähnt gleichfalls dieſer grauſigen Geſchichte. Das Kind, deſſen Mord zur Entdeckung führte, hieß Marta Caterina Serona: man erkannte es durch ein korallenes Armband an der von der Katze verſchleppten Hand. In der Kirche Sta.-Maria Secreta ward folgende Grabſchrift geſetzt:

„O facinus inauditum! Me Martham Catharinam Seronicam quinquennem Elisabeth, mulierum omnium pessima, domum suam a via subductam, strangulatam prius, deinde pulpis omnium membrorum abscisis, esui foetida latrina fecit cadaver. Sed Deo tanti sceleris et alterius homicidii ultore, fractis omnibus internodiis, altiori inserta rotae, poenas merito condignas vivens dedit Elisabeth, MDXVII.

Charakter Lodovico il Moro's.

Soviel auch über den unſeligen Mann geſchrieben worden iſt, welcher aus Herrſchſucht und Haß gegen ſeine nächſten Verwandten die Fremden nach Italien rief, ſeinen Fehler erkannte als es zu ſpät war, und von Intrigue zu Intrigue, von Verrath zu Verrath ſchreitend am Ende ſelbſt ein Opfer des Verraths ward und in einem franzöſiſchen Gefängniß nach langwieriger Haft ſein ſchuldiges wie jammervolles Leben beſchloß, ſo iſt es doch immer von Intereſſe die Urtheile ſeiner Zeitgenoſſen über ihn zu vernehmen. Derſelbe Annaliſt den wir ſchon benutzt haben, Giovanni Antonio Prato, entwirft im Jahre 1503 folgende Charakterſchilderung von Ludovico Sforza, Mailands viertem Herzoge aus ſeiner Familie:

„Den Beinamen Moro erhielt Lodovico in ſeiner Kindheit wegen ſeiner dunkeln Hautfarbe. Sein Vater Francesco und ſeine Mutter Bianca nannten ihn ſo zum Scherz als er noch ein Knäblein war. (Dieſe Tradition iſt ſo der Erklärung des „Moro" durch „Maulbeerbaum" — als ſeine Deviſe — entgegen, die man namentlich neuerdings verſucht hat.) Als er einigermaßen herangewachſen, und dem Lehrer übergeben war der ihn in den Wiſſenſchaften unterweiſen ſollte, zeigte er ſich mehr als die andern Brüder den Studien geneigt und begriff leicht den Sinn der Autoren, ſolcherart daß er unter Allen die Mailand beherrſcht haben der gelehrteſte war. Da er nun mit dieſer Geiſtesrichtung viel Klugheit verband, ſo wurde er, nachdem er zu reifen Jahren und zur Regierung gekommen, für muthlos gehalten. Man braucht ſich darüber nicht zu wundern. Denn da er ſich zu ſehr auf ſeine Schlauheit verließ und mit dem Verſtande und der Erfahrung allein, ohne Waffenmacht, bei jedem Anlaß den Ausſchlag geben zu können wähnte, ſo verfiel er in eine ſo feigherzige Geſinnung daß ihm nicht blos da Angſt anzukommen ſchien wo es ſich darum handelte Waffen zu handhaben, ſondern ſelbſt wo nur grauſamer Handlungen Erwähnung geſchah. Aus dieſem Grunde war er beim Volke nicht ſehr beliebt, welches aus natürlichem Inſtinct Herren den Vorzug gibt die neben ihrer Liberalitat muthig und tapfer ſind und, wo es Noth thut, mit ihren Kriegern der Gefahr ins Geſicht ſchauen. Da er dies empfand, begünſtigte er mehr die Fremden als die Seinigen und liebte von Jenen einige dermaßen daß ſie aus beſchränkten Verhältniſſen zu großem Reichthum gelangten, indem er ſie mit Aemtern, Beneficien, Schenkungen überhäufte und ihnen Gelegenheit bot ſich ein großes Vermögen zu ſammeln. Dies hatte denn arge Bedrückung ſeines Landes zur Folge. Denn um ſich den Krieg vom Halſe zu halten, hörte er nicht auf auswärtigen Fürſten Subſidien zu zahlen und einen zum Ruin des andern aufzuhetzen, um ſie zu hindern ſich wider ihn zu verbünden. Dazu reichten nun ſeine Einkünfte nicht hin. Seine Günſtlinge aber beſtärkten ihn darin, wohl begreifend daß ſeine Unterthanen leicht auf Neuerungen hätten ſinnen können, wäre der Kriegstumult ihnen nahe gekommen."

Welchen Erfolg dieſe verderbliche Politik hatte, zeigt die Geſchichte Italiens ſowie das Schickſal Lodovico Sforza's ſelbſt. Wenn er bei Novara (12. April 1500) den Muth gehabt hätte dem Rathe eines albaneſer Hauptmanns zu folgen, der ihn zu Pferde durch die Feinde bringen wollte, ſo würde er ſich noch haben retten können. Aber er blieb und wurde verkleidet von ſeinen Schweizer-Söldnern den vom Marſchall Trivulzio befehligten Franzoſen verrathen.

Nach mehrjähriger Gefangenſchaft wäre ihm beinahe die Flucht gelungen. „Der Herr Lodovico Sforza (erzählt der mehrgenannte Chroniſt) verſuchte mit Wiſſen des Thorhüters des Caſtells, wo er gehalten ward und welches Alogia (Loches) hieß, zu fliehen. Der Schließer wurde durch große Verſprechungen beſtochen und verhalf ihm zur Flucht, indem er ihn in einem Wagen mit Stroh verſteckte. Aber es gelang doch nicht. Denn da der Fürſt die Richtung um nach Deutſchland zu gelangen nicht kannte, verirrte er ſich im Walde. Am folgenden Morgen ward die Sache laut, und Alles eilte hinaus ihn zu ſuchen. Da entdeckten ihn endlich die Hunde. So ward er in engerm Verwahrſam gehalten, in welchem er am 17. Mai ſtarb, es heißt natürlichen Todes.“

In der Certoſa von Pavia ſieht man das marmorene Grabdenkmal welches Lodovico il Moro ſich und ſeiner vielgeliebten Gemahlin Beatrice d'Eſte bereitete. Beider Statuen liegen auf den Särgen, aber der ſeinige iſt leer geblieben. Wie damals bei Mortara und Novara das Schickſal der Lombardei entſchieden ward, ſo im Jahre 1849. Der Sforza, der jede Gefahr ſcheute, wurde von Fremden verrathen und gefangen: Karl Albert, der den Tod ſuchte, ſah die Seinigen unterliegen und entſagte der Krone.

Giovanni da Procida.

Der 30. März 1282 war der Tag an welchem, wie der Dichter der „Divina commedia“ ſich ausdrückt, ſchlimme Herrſchaft Palermo aufregte „Mora! Mora!“ zu rufen („Paradies“, VIII, 73—75), der Tag der Siciliſchen Veſper. Ein ander mal ſchon, in Nr. 26 d. Bl. f. 1851, ward Giovanni da Procida's gedacht und des Wechſels in der Beurtheilung ſeiner Perſönlichkeit und Handlungsweiſe. Urkunden im großen Archiv der Krone Aragon zu Barcelona, welche bisjetzt ungedruckt geblieben ſind, wenn die neueſte im Juli 1851 erſchienene Ausgabe der vielgeleſenen Amari'ſchen „Geſchichte des Veſperkriegs“ ſie nicht etwa gebracht hat, zeigen wie Giovanni lange ſchon vor jenem Ausbruch in Verbindung mit den aragoniſchen Herrſchern ſtand. Vom 20. December 1275 iſt eine Ordre des Königs Don Pedro an den Bailo von Valenza, jährlich dem Meſſar Giovanni da Procida 500 goldene Alfonſini (Morabutini) auszuzahlen. Vom 29. December nachfolgenden Jahres ein Befehl an denſelben Bailo zur Auszahlung von 660 ſolcher Goldſtücke vom Einkommen des Stadtwageamts. Am 18. Februar 1277 wird dem Alcalden und den Bewohnern des Caſtells von Palma aufgetragen, Giovanni als ihren Herrn anzuerkennen. Dieſem wird am nämlichen Tage Palma, am folgenden Luçon zu Lehn gegeben mit allen Rechten und Einkünften, mit Ausſchluß des jus gladii. Andere Verleihungen und Geldzuſchüſſe wie Erlaubniß zur Getreideausfuhr u. ſ. w. folgten. Auf den Kampf des Aragoneſen mit Karl von Anjou, auf den Sieg bei Catona in Calabrien u. ſ. w. beziehen ſich verſchiedene Urkunden. Am 4. Mai 1282 (?) ertheilt der König von Trapani aus Giovanni da Procida den Titel eines Kanzlers für das ganze ſiciliſche Reich. Im nämlichen Jahre trägt er ihm auf die Küſten des Königreichs Valenza zu befeſtigen, Obſervationsthürme zu errichten und Bergwachen wider die Sarazenen zu beſtellen. In einem Schreiben vom 29. Juli 1283 gibt Don Pedro von Logroño aus dem Procida verſchiedene Aufträge in Betreff der ſiciliſchen Angelegenheiten und bezieht ſich zugleich auf eine Einlage des Briefs, welche Nachrichten von dem vielbeſprochenen Zweikampf zwiſchen den beiden Königen und Gegnern, der in Bordeaux angeſagt war, enthalten ſollte.

Die hiſtoriſche Forſchung hat viel von dem Reiz der alten Tradition zerſtört, welche die Geſchichte der Veſper und ihrer Urheber umwoben hatte; aber in der neueſten Zeit hat dafür beinahe jedes Jahr uns mit zuverläſſigen Daten über dieſe wichtige Thatſache der ſüditalieniſchen Geſchichte und ihre Folgen beſchenkt. Zwei im Conſtruiren der Geſchichte gleich gewandte Schriftſteller, Michele Amari und der jüngſt verſtorbene Alexis de St.-Prieſt, ſtehen einander ſo entſchieden gegenüber wie Don Pedro von Aragon und Karl von Anjou.

26.

Bibliographie.

Aus der Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauſchtes von einem müßigen Kriegsknechte. In drei Bänden. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Aus der öſterreichiſchen Soldatenwelt. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 27½ Ngr.

Avesta; die heiligen Schriften der Parsen. Aus dem Grundtexte übersetzt, mit steter Rücksicht auf die Tradition von F. Spiegel. 1ster Band: Der Vendidad. Mit 2 Abbildungen. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Blätter der Erinnerung an Chriſtian Friedrich v. Schmid. Tübingen, Oſiander. Gr. 8. 4 Ngr.

Braun, Iſabella, Helden des Chriſtenthums. Augsburg, Schmid. 16. 18 Ngr.

Challoner, R., Denkwürdigkeiten der Miſſionsprieſter und anderer Katholiken, die in England ihrer Religion wegen den Tod erlitten haben. Aus dem Engliſchen. Zwei Bände. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Chamiſſo's, A. v., Werke. 3te Auflage. 1ſter Band. Leipzig, Weidmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Debay, A., Das irdiſche Daſeyn, oder: Leben und Tod. Neueſte Enthüllung von wunderbaren Erſcheinungen an wirklich und ſcheinbar Verſtorbenen. Für denkende Menſchen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Maurer. Gratz, Dirnböck u. Mühlfeith. 12. 6 Ngr.

— — Die Geheimniſſe des Schlafes und des Magnetismus. Enthüllung der wunderbaren Urſache, welche dieſen Zuſtand im menſchlichen Leben bewirkt. Aus der 2ten Auflage des Franzöſiſchen überſetzt von Maurer. Ebendaſelbſt. 8. 12 Ngr.

Dulon, R., Das Gutachten der vier Heidelberger Theologen. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte der Gegenwart. 1ſter Abſchnitt: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenſtände der Lehre und des Glaubens. Bremen, Geisler. 8. 10 Ngr.

Eißner, C. G., Der Menſch, was er einſt war, was er jetzt iſt und wieder einmal ſein wird. Aus den bisher unverſtandenen Schriften der Alten erkannt und für wiſſenſchaftliche Leſer ins Licht geſtellt. 1ſtes Heft. Dresden, am Ende. Gr. 8. 20 Ngr.

Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen aus dem italieniſchen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Grillparzer, F., König Ottokar's Glück und Ende. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Wien, Wallishauſſer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Handbuch für die Reiſe nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Herausgegeben vom Frankfurter Verein zum Schutz der Auswanderer. Nebſt 1 Eiſenbahn-Karte. Frankfurt a. M. 12. 12 Ngr.

Hasse, H. G., Ueber die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Obergewalt im römischen Kirchenstaate. Von der Teylerschen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preis-Schrift. Haarlem. Gr. 4. 2 Thlr. 3 Ngr.

Haſe K., Die evangeliſch proteſtantiſche Kirche des deutſchen Reichs. Eine kirchenrechtliche Denkſchrift. 2te Auflage, aus 1848 für 1852 überarbeitet. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.

Hirſch, R., Irrgarten der Liebe. 4te vermehrte Auflage. Wien, Jaſper's Wwe. u. Hügel. 16. 1 Thlr.

25 Jahre aus dem Leben eines Schauſpielers, nebſt einigen Bemerkungen und gutgemeinten Vorſchlägen in Betreff der jetzigen Bühnen-Zuſtände. Wien, Wallishauſſer. 8. 12 Ngr.

Jhering, R., Geiſt des römiſchen Rechts auf den verſchiedenen Stufen ſeiner Entwicklung. 1ſter Theil. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Altes und neues Judenthum. Nebſt Briefen eines Orthodoxen. Wien, Jaſper's Wwe. u. Hügel. Gr. 8. 9 Ngr.

Kaiſer, F., Dienſtbothenwirthſchaft, oder: Chatoulle und Uhr. Komiſches Local-Charakteebild mit Geſang in zwei Aufzügen. Mit 1 Titel-Bilde. Wien, Wallishauſſer. Gr. 12. 12 Ngr.

Moderne Klaſſiker. Deutſche Literaturgeſchichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben. Mit Portraits in Stahlſtich. 1ſter und 3ter Band. 2te Auflage. Kaſſel, Balde. 16. à 2½ Ngr.

Klesheim, A. Freih. v., Schwarzblatl auf Wanderſchaft. Ergebniſſe und Erlebniſſe auf einer Reiſe durch Deutſchland ꝛc. In Liedern und Proſa erzählt. Mit Illuſtrationen von H. Soltau. Hamburg, Berendſohn. Gr. 16. 1 Thlr. 18 Ngr.

Langbein, B. A., Predigten aus der Apoſtelgeſchichte. Grimma, Gebhardt. Lex.-8. 24 Ngr.

Lepſius, R., Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinſel des Sinai geſchrieben in den Jahren 1842—45 während der auf Befehl Sr. M. des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wiſſenſchaftlichen Expedition. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 26 Ngr.

Lotze, R. H., Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Maier, A., Einleitung in die Schriften des Neuen Teſtaments. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 2 Thlr.

Maler, B., Lauſitzer Geheimniſſe. Lebensbilder. Mit Abbildungen. 1ſte Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Der arme Mann im Tockenburg. Nach den Originalhandſchriften herausgegeben von Ed. Bülow. Mit einem Bilde von L. Richter. Leipzig, G. Wigand. 16. 1 Thlr.

Merten, J., Der ſelige Frings und ſein Freund als Antigüntherianer. Trier, Lintz. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mittermaier, L., Die Söhne des Waffenſchmieds. Ein lehereiches Lebensbild aus den Zeiten des Mittelalters. Jung und Alt erzählt. Donauwörth, Veith. 12. 12 Ngr.

Müller, C. O., Die Stellung der Wiſſenſchaft des Römiſchen Rechts auf den deutſchen Hochſchulen der Gegenwart. Eine academiſche Anteittsvorleſung am 20. April 1852 zu Leipzig gehalten. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 8. 4 Ngr.

Oiſchinger, J. N. P., Grundriß zum Syſteme der chriſtlichen Philoſophie. Zweite durchaus neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Sleaubing, Schorner. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Petri, B. F. L., Sein oder nicht ſein, oder hinter dem Berge wohnen auch Leute. Ein polemiſch-pädagogiſcher Commentar über Horat. Sat. II, 1. 20. für Gelehrte und Nichtgelehrte. Braunſchweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheuermann, E., Reiſebilder, Natur- und Kulturgemälde aus allen Zonen und Welttheilen nach den vorzüglichſten neuern Reiſewerken bearbeitet. Zwei Bände in ſechs Theilen. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Die Polarwelt. Schaffhauſen, Schalch. Gr. 8. 18 Ngr.

Schlagintweit, A., Ueber den geologischen Bau der Alpen. Ein Vortrag im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehalten am 20 März. Mit 1 colorirten Tafel. Berlin, Hertz. Gr. 8. 12 Ngr.

Schleicher, A., Die Formenlehre der kirchenslawischen Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt. Bonn, König. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Schupmann, A., Der Branntwein und ſeine Folgen. Einige Worte zur Beherzigung an ſeine lieben Landsleute. Paderborn, Schöningh. 8. 3 Ngr.

Stehlin, S., Die Naturgeſetze im Tonreiche und das europäiſch-abendländiſche Tonſyſtem vom 7. Jahrhundert bis auf unſere Zeit. Für Feeunde der Kunſt, die das Harmoniereich und das Tonſyſtem in den primitiven Grundgeſetzen zu betrachten wünſchen. Innsbruck. Gr. Lex.-8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Stromberg, F., Die Kolonie auf Hof Buchenhain, oder: Chriſtenthum und Arbeit. Eine Novelle für unſere Zeit. Reutlingen, Fleiſchhauer u. Spohn. 8. 8 Ngr.

Das anthropologiſche Syſtem der Philoſophie von Dr. Carl Prantl. In einem hiſtoriſchen und innern Zuſammenhange, ſowie in Bezug auf die Religion gewürdigt. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Timm, Das Nibelungenlied nach Darſtellung und Sprache ein Urbild deutſcher Poeſie. Halle, Knapp. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Verlobten als Kriegsgefährten. Ein Lebensbild aus dem Schleswig-Holſteiniſchen Kriege. Schauſpiel in 3 Acten von C. F. H. J****. Leipzig, Schrey. Gr. 8. 10 Ngr.

Viebahn, G. v., Der englische Gewerbfleiss, seine geschichtliche Entwickelung, gegenwärtigen Hauptsitze und volkswirthschaftlichen Ergebnisse. Statistische Abhandlung, vorgetragen im wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 6. März 1852. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Zimmermann, G., Weſen, Geſchichte, Literatur, characteriſtiſche Thätigkeiten und Organiſation der modernen Polizei. Ein Leitfaden für Poliziſten und Juriſten. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Blicke des Glaubens und der Hoffnung der Chriſten. Nebſt einem Anhange zur Belehrung über den Geiſt der Zeit. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. 5 Ngr.

Channing, W. E., Gedanken über Glaubensbekenntniſſe. Ein Beitrag zur Beurtheilung des jüngſten Vorganges in der St. Stephani-Gemeinde zu Bremen. Von Schücking. Bremen, Geisler. Gr. 8. 3 Ngr.

Cölln, A. v., Predigt bei dem erſten Kirchgange des Durchl. Fürſtenpaares. Gehalten am 25 April 1852 zu Detmold. Detmold, Meyer. Gr. 8. 3 Ngr.

Hauer, J. Ritter v., Ueberſicht der Veränderungen in der Verfaſſung, Adminiſtration und dem Haushalte der öſterreichiſchen Monarchie vom März 1851 bis März 1852. Wien, Wallishauſſer. 8. 6 Ngr.

Heinrichs, C. F. E., Predigt in Beziehung auf das von der Gemeinde am 23. April 1852 gefeierte 25jährige Jubiläum meiner hieſigen Amtswirkſamkeit, gehalten am nächſtfolgenden Sonnt. Mis. Dom. den 25. April 1852 zu Detmold. Detmold, Meyer. Gr. 8. 4 Ngr.

Heſekiel, G., Das Capitel im Ordenspalais. Zum ſilbernen Hochzeitsfeſte J. K. Hoh. des Prinzen und der Frau Prinzeſſin Carl von Preußen am 26. Mai 1852. Gedicht. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 10 Ngr.

Käuffer, J. E. R., Ein ernſtes Wort und eine dringende Bitte an alle Familienhäupter ꝛc. Predigt am Sonnt. Miſ. Dom. 1852 zu Dresden gehalten. Dresden, Kori. Gr. 8. 3 Ngr.

Stein A., „Die vier Kelche". Predigt am erſten Tage des Peſachfeſtes 5612 gehalten. Danzig, Kabus. 8. 3 Ngr.

Stimme aus dem Volke wider die Apokryphenſtürmer Dr. und Prof. Ebrard und Genoſſen, von einem Freunde des Reiches Gottes. Solingen, Pfeiffer. Gr. 12. 1½ Ngr.

Ueber Urſachen und Abhülſe der Noth des Handarbeiterſtandes. Von einen Unparteiiſchen. Eilenburg, Schreiber. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Verlegzuug der däniſchen Zollinie an die Elbe. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 12. 8 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXVIII.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1852
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortſetzung aus Nr. XXVII.)

45. **Bremer (Frederike), Eine Oſtergabe.** 12. Geh. 10 Ngr.

Die vollſtändige Ausgabe der Bremer'ſchen Schriften beſteht aus 20 Theilen und koſtet 6 Thlr. 20 Ngr., jeder Theil 10 Ngr.

Unter beſondern Titeln ſind noch einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Fünfte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präſidenten. Vierte Auflage. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geſchwiſterleben. Drei Theile. — Eine Sommerreiſe. Zwei Theile.

Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.

46. **Bunsen (C. K. J.), Hippolytus und seine Zeit,** oder Leben und Lehre der römischen Kirche. Zwei Bände. 8. Geh.

47. ——— **Urkunden und Forschungen** oder kritische Beiträge zur Geschichte des zweiten christlichen Jahrhunderts. 8. Geh.

48. **Byron (Lord), Der Korſar.** Erzählung. Aus dem Engliſchen überſetzt von **Friederike Friedmann.** Miniatur-Ausgabe. Geb. 20 Ngr.

Dieſe Ueberſetzung iſt gleichſam eine dem deutſchen Publicum vorgelegte Probe, deren günſtige Aufnahme die Dichterin zu weitern Ueberſetzungen Byron'ſcher Dichtungen ermuthigen würde. Ob ſie auf eine ſolche rechnen darf, mag z. B. folgende Recenſion der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Ueberſetzung des «Korſar», mit dem der jugendliche Dichter einſt die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unſern beſten Ueberſetzungen an die Seite geſtellt werden. Dies ſcheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man leſe ſie und vergleiche (Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan) das Original. Die verzehrende Glut, die düſtere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'ſchen Gedichts ſind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

49. **Camoens (Luis de), Sonette.** Aus dem Portugieſiſchen von **Louis von Arentsſchildt.** 8. Geh.

50. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par **Francisque Michel.** Avec un glossaire. Deux vol. In-8. Geh.

Der Druck dieſes Cancionero iſt jetzt ſo weit gediehen, daß derſelbe im Laufe des Jahres wird erſcheinen können.

In demſelben Verlage iſt erſchienen

Romancero castellano, ó Coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por *G. B. Depping.* Nueva edicion, con las notas de Don *A. Alcala-Galiano.* 3 tomos. 12. 1844—46. 4 Thlr. 20 Ngr.

Der dritte Theil einzeln unter dem Titel:

Rosa de romances, ó Romances sacados de las „Rosas" de *Juan Timoneda,* que pueden servir de suplemento á todos los Romanceros, asi antiguos como modernos y especialmente al publicado por el señor Don *G. B. Depping,* escogidos, ordenados, y anotados por Don *F. J. Wolf.* 1846. 20 Ngr.

51. **Carus (K. G.), Symbolik der menſchlichen Geſtalt.** Ein Handbuch zur Menſchenkenntniß. Mit 150 in den Text eingedruckten Holzſchnitten. 8. Geh.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Syſtem der Phyſiologie. Zweite, völlig umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1847—49. 8 Thlr. Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.

Denkſchrift zum hundertjährigen Geburtsfeſte Goethe's. Ueber ungleiche Befähigung der verſchiedenen Menſchheitſtämme für höhere geiſtige Entwickelung. Mit einer Tafel. 8. 1849. 20 Ngr.

52. **Codex Claromontanus** sive Epistulae Pauli omnes graece et latine ex codice Parisiensi celeberrimo nomine Claromontani plerumque dicto sexti ut videtur post Christum saeculi nunc primum edidit **Constantinus Tischendorf.** 4. Cartonnirt. 24 Thlr.

Für den Originaltext der Paulinischen Briefe sind nur drei Documente die dem **Codex Claromontanus** an Alter und Bedeutung nahe stehen, auf unsere Zeit gekommen; für den altlateinischen Text ist nur eins, aber um drei Jahrhunderte jüngeres, mit ihm vergleichbar. Karl Lachmann stellte die Wichtigkeit dieser Handschrift so hoch, dass er im voraus eine Herausgabe derselben als ein „unsterbliches Verdienst um die Kritik des Neuen Testaments" bezeichnete, und erklärte, dass ihr Vorhandensein dem Texte der Paulinischen Briefe eine grössere Sicherheit gewähre als sie irgend ein anderer Theil des neutestamentlichen Textes besitze. Die Arbeiten Wetstein's und Sabatier's, auf denen hundert Jahre lang die neutestamentliche Kritik basirt war, hat der Herausgeber als höchst unvollständig und fehlerhaft nachgewiesen.

Bei der besondern Wichtigkeit des Werkes für die christliche Kirche und die philologische Wissenschaft hat die Verlagshandlung die Kosten nicht gescheut, dasselbe als eins der ersten wissenschaftlichen Prachtwerke Deutschlands auszustatten. Die als Subscribenten dem Werke vorgedruckten Namen vieler Fürsten, der meisten Universitäts- und Staatsbibliotheken des In- und Auslandes, mehrer Bischöfe Englands, sowie anderer Gönner und Kenner der biblischen Wissenschaften, lassen zuversichtlich erwarten, dass das Werk eine allgemeine Theilnahme in der gelehrten Welt finden wird.

Von dem Herausgeber erſchien früher ebendaſelbſt:

Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes. Textum Vaticanum Romanum emendatius edidit, argumenta et locos Novi Testamenti parallelos notavit, omnem lectionis varietatem codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praetexuit *Constantinus Tischendorf.* 2 Tomi. 1850. 8. 4 Thlr.

Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. saeculi nunc primum eruit atque edidit *Constantinus Tischendorf.* 1847. 4. 18 Thlr.

53. **Cussy (F. de), Réglements consulaires** des principaux états maritimes de l'Europe et de l'Amérique; fonctions et attributions des Consuls; prérogatives, immunités et caractère public des Consuls envoyés. Recueil de documents officiels et observations concernant l'institution consulaire, les devoirs, les obligations, les droits et le rang diplomatique des Consuls. In-8. Broché. 2 Thlr. 8 Ngr.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Cussy (F. de), Dictionnaire ou manuel-lexique du diplomate et du consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

Recueil manuel et pratique de traités, conventions et autres actes diplomatiques, sur les quels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'anné 1760 jusqu'a l'époque actuelle. Par le baron *Ch. de Martens* et le baron *F. de Cussy.* 5 vol. In-8. 1846—49. 14 Thlr.

Meusch (F. A. de), Manuel pratique du consulat. Ouvrage consacré spécialement aux consuls de Prusse et des autres États formant le Zollverein, ou l'association de douanes et de commerce allemande, suivi d'un tableau des consulats qu'ont les États de cette union à l'étranger. In-8. 1846. 1 Thlr. 15 Ngr.

(Die Fortſetzung folgt.)

BILDER-ATLAS
zum
Converſations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieſes Werks erſchien ſoeben die

einundzwanzigſte bis ſechsundzwanzigſte Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Juli 1852. **F. A. Brockhaus.**

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.

Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend.

Von

Marie Schmidt.

8. Geh. 1 Thlr.

In lebendig-anziehender Form eine Reihe von Unterrichtsprobeſtücken in verſchiedenen Fächern des für Mädchen nach den Foderungen der Jetztzeit paſſenden Wiſſens und Könnens, entſprechend zugleich dem Ideale der modernen Pädagogik, den Unterricht zur Erziehung zu machen und Haus und Schule in nächſte Nähe zu bringen. Außer den Leſerkreiſen, für die das Buch zunächſt beſtimmt, werden auch Schullehrer überhaupt den hier durchgeſprochenen Lehrobjecten und dazu gehörigen Erzählungen nach Stoff und Form manches ihnen Zuſagende abgewinnen können.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juni. Nr. 492—495.

Inhalt: Die Seeräuber. — Der Mondſchein und das Wetter. — Der See Commachio und ſeine Aale. — *Das Neſt der Charton- oder Pappenwespe. — Eine Erdnacht auf dem Monde. — Die Erle. — Araucanien. — *Stephenſon's eiſerne Tunnelbrücken. — Die Ordalien oder Gottesurtheile bei wilden Völkern. — Eine Audienz beim Fürſten Leopold von Deſſau. — Der muthige Hahn. — *Der Kampf des Neuholländers mit der ſchwarzen Schlange. — Merkwürdige Teſtamente. — Eigenthümliche Begegnung. — Alles — eitel. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen

Rechenkunſt

für höhere Bürger- und Realſchulen, ſowie für Gewerb-, Handels-, Forſt-, Berg-, Landwirthſchaftsſchulen und andere techniſche Lehranſtalten. Aufgeſtellt, geſammelt und herausgegeben von

Dr. H. Gräfe.

8. Geh. 22½ Ngr.

Reſultate und Ausrechnungen

zu Allgemeine Sammlung ꝛc. von **Dr. H. Gräfe.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Kurmark Brandenburg

im Zuſammenhang mit den Schickſalen des Geſammtſtaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808.

Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten.

Zwei Bände.

8. Geh. 6 Thlr.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zuſtand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franzöſiſchen Kriegs im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 29. —— 17. Juli 1852.

Inhalt.

Zur Beurtheilung Joſeph's von Radowitz. — Unterhaltungsliteratur. — Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preußen. Von C. F. Göſchel. — Die Deutſchen in Böhmen. Geſchildert in geographiſch-ſtatiſtiſcher, ſtaatswirthſchaftlicher, volksthümlicher und geſchichtlicher Beziehung von F. A. Schmalfuß. — Aus Wien. Von M. Koch. — Notizen, Bibliographie.

Zur Beurtheilung Joſeph's von Radowitz.

Neue Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Zwei Theile. Erſte und zweite Auflage. Erfurt, Körner. 1851. 8. 2 Thlr.

Es iſt uns aus den Geſängen des alten griechiſchen Lyrikers Bakchylides unter verſchiedenen kleinen Fragmenten auch eines, aus vier Verſen beſtehend, aufbewahrt worden, welches wir uns in eine jambiſche Sentenz umzuſchmelzen und alſo wiederzugeben erlauben:

Es wird der Eine durch den Andern weiſe,
So war es ehedem, ſo iſt es jetzt;
Denn wahrlich iſt es nicht das Leichteſte,
Zu finden ungeſagter Worte Pforten.

Dieſer Satz charakteriſirt wie im Allgemeinen die Idee der Culturfortpflanzung unter den Geſchlechtern und im Verlauf der Zeiten, ſo beſonders die Mittheilung des Wiſſens auf dem unmittelbarſten Wege durch das eigentliche, mündliche oder literariſch nachgeahmte Geſpräch. Aber nur von einer Seite; denn es gibt Geſpräche, wo ſich die Interlocutoren zwar gegenſeitig anregen, aber nicht im wahren Sinne der Art belehren daß der eine oder der andere ſich überzeugt fühlte und ſeine mangelhafte oder falſche Anſchauung gegen eine ſiegreiche gediegenere eintauſchte. Zu dieſer Gattung gehören auch die „Neuen Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche" von Radowitz. Indeß verfuhr der Verfaſſer vielleicht recht eigentlich im Geiſte der Zeit, wenn er die fünf darin auftretenden Perſonen, dieſe Pentarchie der hervorragendſten politiſchen Confeſſionen der Gegenwart, trotz alles Gedankenaustauſches ſtrenggenommen jede in ihrer Richtung verharren läßt. Die Zwieſpalte unſerer momentanen Epoche ſind ſchroffer, die Principien ſubtiler als je, und die Repräſentanten derſelben wollen keiner dem andern weichen, keiner dem andern erhebliche Conceſſionen machen. Ihre etwaigen Verſtändigungen betreffen genauer beſehen nur Nebenſächliches. Sie glauben durch ein weiteres Nachgeben weſentliche Punkte ihres Princips ſelbſt zu opfern und haben theilweiſe vielleicht auch Recht. Die Ereigniſſe der jüngſten großen europäiſchen Bewegung befeſtigten ihre Anſichten nur noch mehr. Nur eine Perſönlichkeit macht in letzterer Hinſicht eine Ausnahme, die Waldheim's, unter welchem Namen der Verfaſſer ſelbſt ſich ausſpricht und uns in ziemlich beſtimmten Worten zu erkennen gibt daß ſeine Anſicht durch die Vorgänge der letzten Jahre allerdings einigermaßen afficirt oder umgeſtaltet worden, daß ſie, was mehr ſagen will, eine Modification im Charakter des Fortſchritts oder wenigſtens der Zeitfoderungen erfahren habe, wobei uns zugleich verſtändlich wird, nach welcher Norm innerer Entwickelung oder äußerer Abwägung der temporairen Thatſachen dieſe Modification eingetreten. Mit andern Worten, Waldheim-Radowitz, der in den „Geſprächen" von 1846 das Heil einzig und allein nur in einer ſtändiſchen Regierung ſieht, geſteht hier 1851, ſo ſchwer es „ihm auch angekommen, ſeine Seele unter dieſe Erkenntniß zu beugen", die veränderte Ueberzeugung ein daß für Preußen „wie es vor uns ſteht die conſtitutionnelle Regierungsform eine Nothwendigkeit geworden". Wir ließen ſoeben das Wort Fortſchritt fallen, meinten es aber natürlich nur im Sinne unſers Standpunkts; denn wenn Radowitz auch momentan die Nothwendigkeit einer conſtitutionnellen Verfaſſung für einen beſtimmten Staat anerkennt, ſo ſpricht er damit noch keineswegs aus daß er aufgehört habe im Ständeweſen das Ideal ſeiner allgemeinen politiſchen Theorie zu erblicken.

Ueber die dialogiſche Form für wiſſenſchaftliche Zwecke äußerte ſich ſeiner Zeit Hegel treffend in ſeiner ſchlichten und bedeutſamen Weiſe bei Gelegenheit Plato's. Allerdings, meinte er ungefähr, könnte man die dialogiſche Form (die von Plato bis Vanini und von dieſem bis Schelling und Solger auf dem Felde philoſophiſcher und gedanklicher Erörterungen ſo vielfach in Anwendung gekommen) leicht für die vorzüglichſte von allen halten,

indem beſonders die Lebendigkeit der Darſtellung in der Prüfung entgegengeſetzter Anſichten durch den Mund verſchiedener Perſonen zu gewinnen ſcheine. Dem ſei jedoch nicht ſo, weil der Dialog allezeit mehr oder weniger den Charakter der Zufälligkeit anſichtrage, derart daß eine andere Argumentation vielleicht ein anderes Reſultat geliefert haben würde. Für Plato, der ſpäter ſelbſt immer mehr von dieſer Form abließ, ſodaß ſie z. B. in den Büchern vom Staat nur noch in der Einleitung waltet und dann völlig verſchwindet, mag dies ſeine Geltung haben, und zwar überdies umſomehr, als man in einigen Fällen kaum unterſcheiden kann welche Perſon die Meinung des Autors vertritt und ob ſie in gewiſſen Dialogen überhaupt vertreten worden. Ebenſo mag die dialogiſche Darſtellungsweiſe noch bei andern Philoſophen die Geſchloſſenheit und Conſequenz ihrer Dialektik benachtheiligt haben. Nicht ſo jedoch verhält es ſich mit den vorliegenden „Geſprächen". Denn hier iſt einerſeits der Stoff ein weit materiellerer, ſodaß, wie ſich leicht deduciren ließe, hierdurch ſchon ein großer Theil jener Zufälligkeit abgeſchnitten wird, andererſeits kleidet ſich der Verfaſſer ſelbſt in eine ganz beſtimmte Perſönlichkeit, während die andern Figuren ihrerſeits wenigſtens bekannte moderne Parteianſichten repräſentiren, deren Dialektik, abgeſehen natürlich von dem größern oder geringern Geiſtesreichthum, in ihren Grundzügen bei den meiſten Perſonen ziemlich gleich bleiben dürfte, und drittens endlich iſt es, wie oben ſchon angedeutet worden, weniger auf eine Bekehrung des einen Interlocutoren durch den andern abgeſehen oder auf ein beſtimmtes letztes einheitliches Ergebniß, als vielmehr darauf, gewiſſe verſchiedene Parteimeinungen mit gewiſſen ſtützenden Gründen oder möglichen Einwendungen zu vernehmen. Der Verfaſſer will weder ausführliche und abgeſchloſſene Doctrinen mittheilen noch auch Proſelyten machen; es iſt vorzugsweiſe ſein Streben Einzelheiten objectiv darzuſtellen.

Um ein allgemeines politiſches und literariſches Charakterbild über Radowitz zu liefern, bedarf es vielleicht keiner ſo großen Anſtalten und Umſchweife als Manche glauben möchten. Wir haben hierfür zwei Hauptgrundlagen, die ſich gegenſeitig ziemlich genau entſprechen: ſeine Thätigkeit im frankfurter Parlament ſowie bei der deutſchen Unionsangelegenheit, welche ſtrenggenommen auch ſeine frühern politiſchen und diplomatiſchen Verwendungen reſumirt, und ein paar literariſche Werke von hervorragender Bedeutung, die beiden Gaben oder Abtheilungen ſeiner „Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche". Andere ſeiner zahlreichen Schriften ſind entweder nur Darlegungen fremden Strebens und Wollens (abgeſehen von ſeiner eigenen indirecten Beipflichtung), wie z. B. die Broſchüre „Deutſchland und Friedrich Wilhelm IV.", oder Einzelausführungen ſeiner principiell eben in den Geſprächen vorhandenen Anſichten, z. B. „Die ſpaniſche Succeſſionsfrage" (1839 erſchienen), „Wer erbt in Schleswig?" (1846), oder ſie beweiſen endlich im Allgemeinen die wiſſenſchaftliche Vielſeitigkeit oder die ſpeciellen Liebhabereien des Mannes, wie ſeine Werke über Mathematik, über Artillerie, über allgemeine Militair- und Kriegsangelegenheiten, „Die Ikonographie der Heiligen", „Die Deviſen und Motto des Mittelalters", ohne daß wir dadurch für ſeinen eigenen innerſten Gedankengehalt ein beſonderes Material gewinnen. Dieſer Gedankengehalt, worauf ſich ſein politiſcher und literariſcher Charakter baſirt, iſt weſentlich in ſeinen Reden zu Frankfurt, in ſeinen Beſtrebungen für die deutſche Einheit und in den „Geſprächen" niedergelegt, in ſeinen Anſichten über Staat und Kirche.

Radowitz ſteht ſozuſagen faſt bei allen Parteien mehr oder weniger in einem gewiſſen Miscredit; er hat mitunter ſehr abweichende, ja ſogar ziemlich wunderliche Beurtheilungen erfahren, und beſonders ſehen wir daß man es liebte, wer weiß welche Geheimniſſe und Unerklärlichkeiten in ihm zu finden und dieſe aufs ſtärkſte zu betonen. Eine gewiſſe Auffaſſungsweiſe ging ſogar ſo weit, ihn des lächerlichſten Charlatanismus zu beſchuldigen, ihn zu einem politiſchen Caglioſtro zu ſtempeln und ihn ſo darzuſtellen als ob es in ſeinen eigenen Abſichten liege, ſich in einen myſteriöſen Nimbus zu hüllen. Uns erſcheinen ſolche Meinungen und Vermuthungen theils völlig unbegründet, theils abgeſchmackt; wir können ſie uns jedoch, abgeſehen nämlich von bloßen, abſichtlich und nach Bedarf oder Zweck färbenden Parteikritiken, einigermaßen erklären. Sie ſtammen, ſo ſonderbar dies vielleicht auch klingen mag, vielleicht größtentheils von dem Eindruck her welchen die leibliche Perſönlichkeit des Mannes auf den Beſchauer hervorbringt. Radowitz beſitzt in der That eine intereſſante und bedeutſame Perſönlichkeit. Seine hohe, gebieteriſche Geſtalt, ſein Kopf, den man mit den Köpfen auf Bildern des ſpaniſchen Malers Velasquez verglichen hat, das blaſſe, gelblich-fahle Geſicht, die ſchwarzen, tiefliegenden, ſtechenden Augen, das graue Haar, ſein Ernſt und ſeine Schweigſamkeit können phantaſiereichen jugendlichen Gemüthern hinlänglichen Stoff liefern, ſich in ſchöpferiſchen Unterbreitungen zu ergehen und ſo ihrer eigenen Luſt am Geheimnißvollen zu fröhnen. Für uns iſt dieſe Aeußerlichkeit überhaupt die eines körperlich wohlgebildeten, außergewöhnlichen Mannes, und mehr, eines Mannes, der viel ſtudirt, gedacht und erlebt hat, der ſich als Soldat eine gewiſſe Strenge und gebieteriſche Art, wenn ſie ſelbſt nicht urſprünglich in ihm lag, aneignen mußte, der mit ſich ſelbſt im Reinen iſt und der ſeine innere Würde zu bewahren weiß. Und zu welchen Reſultaten ſein Denken gelangte, das liegt in ſeinen mündlichen wie ſchriftlichen Aeußerungen ebenſo beſtimmt als deutlich zutage, wobei wir uns indeß auf die beſondere Sphäre dieſer Aeußerungen, auf ſeine Anſchauungen über allgemeine und ſpeciell gegenwärtige Verhältniſſe auf dem Gebiet der Politik und Deſſen was damit in directerer Berührung ſteht beſchränken müſſen, weil uns für andere Seiten die poſitiven Quellen fehlen. Ob dieſe ſeine Anſichten zu billigen, das iſt eine andere Frage und kann keineswegs als Unbegreiflichkeit oder Dunkel-

heit erſcheinen; müßte ja doch ſonſt jede abweichende Meinung ein pſychologiſches Räthſel ſein. Wenn es in dieſem Geiſte gewiſſe beſondere Dunkelheiten oder Inconſequenzen geben ſollte, ſo dürften ſie vielleicht ganz anderer Natur ſein. Man könnte ſich z. B. mit mehr Recht darüber wundern daß ein Mann von ſo ſcharfem Denken, ſo tiefen Studien, ſolcher Kenntniß der modernſten Forſchungen und Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes ſo augenſcheinlich dem Prieſterthum und dem Katholicismus anhängt und das Wort redet. Allein auch hier finden ſich Argumente genug, welche den Zuſammenhang zwiſchen dem Glauben und dem Wiſſen eines Mannes vermitteln helfen, eines Mannes der überdies im Katholicismus erzogen und aufgewachſen iſt. Sodann aber fehlt es uns über das Qualitative und Quantitative dieſes ſeines Glaubens an poſitiven Belegen, ſodaß wir nicht einmal wiſſen, ob und inwieweit ſein Katholicismus von ſeinen politiſchen Anfoderungen und ſocialen Theorien bedingt wird, ob er innerlich die bloße Conſequenz ſeiner Jugend iſt, ob er nur auf dogmatiſchen Ueberzeugungen beruht, was nach mannichfachen Aeußerungen zu ſchließen im ſpecifiſchen Sinne überwiegende Wahrſcheinlichkeit hat u. ſ. w.; überhaupt aber berührt dieſes ganze Thema eine Seite des menſchlichen Weſens, wo die Subjectivität mit ihren ganz beſondern Bedürfniſſen und Normen ſich geltendmacht, über die dem fremden Individuum kein völlig gründliches Urtheil zuſteht, weil es wol niemals aller für ein ſolches Urtheil nöthigen Argumente habhaft werden kann, beſonders dann nicht, wenn man es nicht mit einer gewöhnlichen und in beſchränkten Alltagsgrenzen ſich bewegenden Natur zu thun hat, ſondern mit einem Manne von tiefem geiſtigem Gehalt und von umfangreicher innerer Entwickelung. Halten wir uns daher in dieſer Hinſicht ohne weitere Erklärungsverſuche lieber und vorzugsweiſe nur an die Thatſachen.

Wir deuteten oben an daß ſich bei Radowitz öffentliche Laufbahn und ſchriftliche Aeußerung gegenſeitig decken oder ergänzen; ſein literariſcher und ſein politiſcher Charakter widerſprechen ſich nicht, ſtehen vielmehr miteinander in enger Verbindung: ſeine „Geſpräche“ ſind der Ausdruck ſeiner Anſichten und dieſe Anſichten waren die Richtſchnur ſeines Verhaltens als Staatsmann. Wir werden daher beide Seiten ſeines Wirkens ſehr gut combiniren, beide Metalle verſchmelzen und zu dem Einen und einheitlichen Standbilde des Mannes verwenden können. Mit andern Worten, wir wollen für unſere Darſtellung ſeine „Neuen Geſpräche“ zugrundelegen und wo es erfoderlich iſt, die nöthigen Bezüglichkeiten aus ſeiner Thätigkeit als Abgeordneter und Staatsmann beibringen, ſowie ergänzende oder vergleichende Rückblicke auf ſeine frühern „Geſpräche“ werfen, welche im Jahr 1846 erſchienen und durch mehre Jahre großer Ereigniſſe von der zweiten Gabe, von den „Neuen Geſprächen“, getrennt ſind, ein Umſtand der für letztere von ſehr wichtiger Bedeutung iſt. Und fragt man, ob wir zugleich die Handlungen und Anſichten des Generals von Radowitz einer ſubjectiven Abſchätzung zu unterwerfen gedenken, ſo müſſen wir verneinend antworten, da es uns hier weder auf Billigung noch Misbilligung oder Widerlegung, ſondern nur darauf ankommt, eine kurze, möglichſt objective Skizze ſeines politiſchen und literariſchen Charakters zu liefern, ohne natürlich irgend auf Vollſtändigkeit oder apodiktiſche alleinige Richtigkeit Anſpruch machen zu wollen. Radowitz liebt es den Satz des alten Hiſtorikers zu citiren: „daß man die menſchlichen Dinge nicht blos belachen oder beweinen, ſondern verſtehen ſolle“; wir werden uns bemühen, dieſe Worte, inſofern ſie ein ſubjectives Pro oder Contra abweiſen, auf ihn ſelbſt in Anwendung zu bringen.

Die am meiſten ins Auge fallende Aeußerlichkeit des literariſchen Charakters eines Schriftſtellers iſt ſeine Form, ſein Stil. Es waltet, und das weiß jeder Beobachter hinlänglich, ein ſehr merklicher Unterſchied zwiſchen der allgemeinen Art und Weiſe, ſeine Gedanken ſchriftlich darzuſtellen, wie wir ſie in der übergroßen Mehrzahl der literariſchen Erzeugniſſe finden, und der eigentlich äſthetiſchen, künſtleriſchen Form. Geläufige, leichte Schreibart iſt noch lange keine künſtleriſche Form, und einer geläufigen Schreibart pflegt gegenwärtig faſt Jeder, ſomit auch Der mächtig zu ſein, welcher über die abſtracteſten Fragen ſowol in der Politik wie in jeder andern Wiſſenſchaft, alſo im reinſtofflichen Intereſſe die Feder ergreift und der ſonſt jeder höhern und ſchöpferiſch-literariſchen Bildung entbehrt. Es gibt ſodann eine nicht geringe Claſſe von Individuen, die ſich, um es ſo zu bezeichnen, „ſchön“ zu ſchreiben bemühen; ſie verſchmähen meiſt den ſich zuerſt bietenden Ausdruck und bedienen ſich der erleſenſten Worte und Wendungen, um Alles ſo zu ſagen wie man es in der gewöhnlichen Sprache nicht zu ſagen pflegt. Hierher gehört unter Andern die ganze Reihe der rhetoriſirenden, ſowie der mit ihrem Subject coquettirenden Schriftſteller, denen ſich beſonders in den Franzoſen ein ſehr häufiges und prägnantes Beiſpiel bietet. Aber auch dieſe Schreibart iſt noch nicht eine wahrhaft künſtleriſche, dieſe Schriftſteller ſind noch nicht die wahrhaft künſtleriſchen. Unter Letztern verſtehen wir jedoch ebenſo wenig jene welche Sokrates in Plato's „Phädrus“ mit Bezug auf die rhetoriſche Darſtellung tadelnd „Wort- oder Redekünſtler“ nennt. Eine künſtleriſche Behandlung ergibt ſich vorzugsweiſe aus der Fähigkeit, den Stoff durch die Form zu ſeinem beſondern charakteriſtiſchen Ausdruck gelangen zu laſſen, und zwar der Art daß ſich von jenem das Fachlichmaterielle, von dieſer die äußere Zufälligkeit des Subjects abſcheidet. Iſt nun die Form der Radowitz'ſchen Darſtellung eine ſolche wie ſie den Anfoderungen äſthetiſcher Geſtaltung entſpricht? Schon die Wahl des Dialogs gibt uns einen Theil der Antwort in die Hand. Denn wiewol dieſe Form die allernächſte Nachahmung des Lebens zu ſein ſcheint, ſo iſt ſie doch gerade deswegen in einem weit höhern Grade als die fortlaufende Abhandlung genöthigt ſich auf dem Boden und in dem Umfange künſtleriſcher Grenzen zu halten, um nicht den Vorwurf der bloßen Aeußerlichkeit,

Zufälligkeit und Gewöhnlichkeit aufſichzuladen. Die Abhandlung als reiner Monolog der Einen ſchreibenden Perſönlichkeit ſchreitet einfach fort nach Maßgabe der Dispoſition, welche die einzelnen materiellen Punkte des Stoffs, wie ihn der Schreibende anſchaut, von ſelbſt bieten; Haupt- und Nebenſachen gliedern ſich nach wiſſenſchaftlichen Geſetzen und logiſchen Folgerungen. Der Dialog beanſprucht eine plaſtiſche Geſtaltungskraft, die ſich in verſchiedene Factoren zu zerlegen und zugleich wieder über dem Ganzen zu walten im Stande ſein muß. Er hat es nicht mehr blos mit dem Stoff allein zu thun, ſondern zugleich auch mit individuellen Trägern dieſes Stoffs, mit poſitiven Perſönlichkeiten; er iſt ſelbſtredend eine Art dramatiſcher Behandlung. Radowitz verſteht es vollkommen die Continuität und Conſequenz der Perſönlichkeit in den einzelnen Individuen feſtzuhalten und ſie in lebendiger Entwickelung und Charakteriſtik vor unſer Auge treten zu laſſen. Sie ſind nicht etwa blos perſonificirte Begriffe, ſondern haben neben ihrer intellectuellen Richtung auch Fleiſch und Blut. Aber dies iſt nur die eine Seite der künſtleriſchen Begabung unſers Autors. Das allgemeinſte und zugleich beſonderſte Element, die innerſte Nothwendigkeit ſeiner eigenen Individualität, wie ſie vom Stoff abſieht, iſt ſein Stil. Mögen wir ſeine Reden oder ſeine Schriften, die Dialoge wie die abhandelnden Productionen betrachten, alle zeichnen ſie ſich durch eine hohe ſtiliſtiſche Bildung, Rundung und Vollendung aus. Dies iſt eine ſeiner Manifeſtationen, vielleicht neben ſeiner allgemein künſtleriſchen Auffaſſungstüchtigkeit die einzige, der wir von unſerm ihm ſonſt vielfach abgewandten Standpunkte aus eine unbedingte Anerkennung widmen können. Er äußert ſich mit Mund und Feder eindringlich, aber ohne das mindeſte coquette Pathos, ſcharf beſtimmt, ohne Pedanterie, klar und allgemein verſtändlich, ohne Flachheit. Hier in den „Geſprächen“, wo der beſondere Charakter der Form ſeine Eigenthümlichkeit geltendmacht, fließt ſein Stil mit der ganzen Gewandtheit, Mannichfaltigkeit, Wärme und Leichtigkeit einer wirklichen, unter hochgebildeten Perſonen ſtattfindenden lebhaften Unterhaltung über Gegenſtände welche das ganze Intereſſe der Sprechenden in Beſchlag nehmen. Sein Ausdruck erſcheint völlig abſichtslos und trifft dabei doch äußerſt ſubtil die richtigſte Bezeichnung und das Schlagwort; die Satzbildung iſt kurz und ſchlicht, aber nichtsdeſtoweniger geſchmeidig und von natürlicher Grazie und Feinheit umfloſſen; er vermeidet alles Glänzende, allen Schmuck und feſſelt ſtatt deſſen durch eine gewiſſe unumwundene realiſtiſche Thatſächlichkeit ſeiner ſtiliſtiſchen Gewalt und durch die Fülle des unmittelbar darin waltenden Geiſtes- und Gedankenreichthums. Im Ganzen erinnert die Radowitz'ſche Darſtellung von Seiten ihrer plaſtiſchen Objectivität an Goethe, von Seiten der innern Wärme und Mannichfaltigkeit an Leſſing, und wir citiren von Letzterm zum Vergleich z. B. ein kleines, weniger bekanntes Geſpräch über die Freimaurerei, betitelt „Ernſt und Falk“. Zweifelsohne verdienen die „Geſpräche“ des Herrn von Radowitz, wie ſie als eine Art Memoiren für den künftigen Geſchichtsforſcher ſtofflich intereſſante Documente über den Charakter der Zeit enthalten, ihrer Form halber eine Stelle in der Literatur, und wir vermuthen auch vielleicht nicht mit Unrecht daß ſie ein längeres Leben haben werden als die meiſten übrigen publiciſtiſchen Werke unſerer Gegenwart.

Die im Jahre 1846 erſchienenen „Geſpräche“ waren gleichſam das politiſche Programm des Generals von Radowitz: er ſprach hier zum erſten mal in einem gewiſſen Zuſammenhange die Grundprincipien ſeiner Anſchauungen über Staat und Kirche aus. Radowitz gehörte ſeiner Zeit zu den berühmten hohen Cirkeln in der Wilhelmsſtraße, und die hier vielfach abgehaltenen Dispute über die genannten Capitel mögen wol am meiſten in ihm die Idee der Geſprächsform für jene literariſche Schöpfung angeregt haben. Fünf Perſonen, als Repräſentanten ebenſo vieler Parteianſichten, treten auf und entwickeln in gegenſeitiger Bekämpfung und Erörterung die wichtigſten Fragen der damaligen Gegenwart. Es ſind: „Waldheim“ oder Herr von Radowitz ſelbſt; „Arneburg“ (hinter welchem der Verfaſſer Heinrich von Arnim gemeint haben ſoll), ein Militair aus einem alten Adelsgeſchlechte, Feudaliſt in der Politik, orthodoxer Lutheraner in der Religion mit frömmelnder Färbung; ſein Bruder „Detlev“, ſein Gegenſatz, Demokrat, Socialiſt, Anhänger Feuerbach's; „Oeder“, Miniſterialrath, der Mann der bureaukratiſchen, hauptſächlich auf das materielle Wohl des Staats gerichteten Praxis, ohne Intereſſe für den geiſtigen Sinn religiöſer Fragen; endlich „Cruſius“, Detlev's künftiger Schwiegervater, ein altliberaler, reicher Fabrikbeſitzer. Radowitz iſt ein Liebhaber der Deviſen und Motto; die „Geſpräche“ von 1846 zeigen auf dem Titelblatt den alten Spruch: „Traget Holz und laſſet Gott kochen“, Worte welche Radowitz' transſcendente Auffaſſung über das innere Weſen der Weltentwickelung treffend charakteriſiren und zugleich mit dem Umſtande in einer gewiſſen indirecten Beziehung ſtehen, daß er die Disputirenden ruhig gewähren läßt, ohne in der eigenperſönlichen und thatkräftigen Beſiegung derſelben ſeinen einzigen und höchſten Zweck zu ſehen. Denn was als ſein Sieg erſcheint, das ſind genau betrachtet nur geſchickt geführte Schläge ohne eigentliche völlige Niederlage des Gegners. Radowitz hält jedes Gelüſt eines fanatiſchen Apoſtelthums, wenn es ihm einwohnen ſollte, völlig in Schranken und huldigt dafür häufig einer Art religiöſen Fanatismus, ſo widerſprüchlich ein ſolcher Ausdruck auch klingen mag.

Die Politik welcher Radowitz in Frankfurt anhing verfolgte meiſt das in den „Geſprächen“ dargethane Princip Waldheim's in der Praxis, in That und Rede, inſofern ſich nämlich hier Gelegenheit bot, ſpeciell von dieſen oder jenen Theorien Gebrauch zu machen, wie dies z. B. bei der Frage über das unabhängige Verhältniß der Kirche zum Staat (65. Sitzung, am 24. Auguſt 1848) oder bei der allgemeinen Idee der Unionsangelegenheit (187. Sitzung, am 17. März 1849) der Fall war.

Die „Neuen Geſpräche“ von 1851 haben die ganze Erfahrung der Revolution, der Reaction, der diplomatiſchen Cabalen hinter ſich. Radowitz iſt bitter und vielfach getäuſcht und enttäuſcht worden; daher der ſchmerzliche Ton welcher das Ganze, beſonders die Aeußerungen Waldheim's durchweht. Es iſt dieſes Ganze eine Art Abſchluß oder Teſtament eines Mannes, der an der Realiſirung Deſſen was er für gut und zweckmäßig hielt und darum anſtrebte, momentan verzweifelt, eines Mannes der auf lange keinen Ausweg, keine Beſſerung oder wenigſtens keine ſichere und richtige Führung ſieht und ſich von der großen, geräuſchvollen Bühne in das enge, ſtille Privatleben zurückzieht. Schon das aus Montloſier entlehnte Motto des erſten Theils drückt dieſe melancholiſche Stimmung deutlich aus: „Triste du mal ...“ oder lieber gleich deutſch:

> Traurig wegen des Unheils welches ich kommen ſehe, ohne Macht zur Realiſirung des Guten nach dem ich ſchmachte, möchte ich mit ein wenig Ruhe ein Leben beſchließen, welches ich nicht geſchont habe, das ich jedoch nicht nützlich machen konnte. Die gegenwärtigen Zeiten ſind ſchwierig, ja ich muß noch mehr ſagen, ſie ſind unmöglich.

Der Kreis der ſich Unterhaltenden iſt jetzt nicht mehr derſelbe wie ehemals im Jahre 1846, nach der einfachen Analogie des Spruchs: „Andere Zeiten, andere Menſchen!“ Die alten Figuren Arneburg, Detlev u. ſ. w. ſind verſchwunden; ob auch ihre Parteianſchauungen? Radowitz ſagt im Vorwort:

> Neue Kreiſe bilden ſich und ein ſolcher wird hier angeführt. Wenn Jemand ſagt: es ſind doch immer die alten Geſtalten, ſo hat er Recht und Unrecht. Gewiſſe Elemente in den kirchlichen und politiſchen Parteiungen ſind allerdings ewig. Aber ſie gewähren nach Zeit und Ort eine andere Erſcheinung. So iſt es auch hier: manche Gegenſätze ſind ſchroffer geworden, andere geringer. Eins aber ſoll nicht vermißt werden: der gute Wille, auszuſprechen was Jeder an beſten Gründen für ſeine Meinung beizubringen wußte.

Waldheim allein iſt übrig geblieben.

Wir deuteten in unſerm Eingange an daß Radowitz nirgend in ſeinen „Geſprächen“ die poſitive Abſicht verrathe, Proſelyten machen zu wollen. Hier weiſt er ſogar direct den etwaigen Verdacht eines ſolchen Strebens zurück und ſieht einzig und allein darin ſein letztes Ziel, worin es der große britiſche Dramatiker ſah, in dem Geſchäft, der Welt einen Spiegel vorzuhalten. „Gerechtigkeit für Alle!“ ſo lautet der Grundgedanke ſeiner objectiven Tendenzen. Wird ihm, dem Verfaſſer und Staatsmann, dieſe aber auch ſelbſt zutheilwerden? ihm, der, wie er ſich ausdrückt, angeekelt von der trüben Flut alles Parteitreibens der Zeit, nach einem reinern Quell dürſtet? Das ſind Fragen die ihn mit trüben Bedenken erfüllen und auf die er in wahrhaft antiker Würde ſeine Antwort gibt. Er ſagt:

> Nein, man wird ihm am letzten verzeihen daß er ſeinen eigenen Weg wandelt, man wird ſeiner gewiſſenhaften Ueberzeugung von Dem was der gegenwärtige Moment erheiſcht Das gegenüberſtellen was er von einem andern, von einem leider unwiederbringlich vergangenen ausſagt; man wird ihm, der in der Geſchichte der Völker nur eine Entwickelung göttlicher Willensacte ſieht, vorwerfen daß er heute nicht mehr für gerechtfertigt erkennt was geſtern noch als möglich und dienlich erſchien. Sei es ſo; der Ausgang wird richten! Aber nicht der nächſten Tage, nicht die ſcheinbare Befriedigung auf der einen, die ſcheinbare Gleichgültigkeit auf der andern Seite, Beides nur unausbleibliche Folgen der Situation der Parteien, nicht die ſcheinbare Gemeinſchaft, hervorgegangen aus dem Gefühle innerer und äußerer Gefahr, verneinend und vorübergehend wie dieſe, genügend, wenn Gott will, zur momentanen Abwehr, ungenügend zu jedem dauernden Aufbau. Wie viele Täuſchungen werden noch zerrinnen, wie viele vorgefaßte Meinungen aufgegeben werden, wie viele perſönliche und ſachliche Neigungen und Abneigungen noch verſchwinden müſſen, ehe die Erkenntniß der Bedingungen, an welche das Heil Deutſchlands, ſeiner Fürſten wie ſeiner Völker geknüpft iſt, aus dem Nebel der Parteianſichten hervortritt und zum Gemeingute wird!

Dieſe ernſte, kurze Kritik über die momentane Stille und den Charakter der Gegenwart führt uns unmittelbar an die Geſtalt des Verfaſſers heran, wie ſie ſich hier in den „Neuen Geſprächen“, frühern Manifeſtationen analog, kundgibt. Ehe wir jedoch weiter gehen, nennen wir die Namen der Perſonen durch welche ſich die verſchiedenen Standpunkte der Gegenwart geltendmachen. Arneburg (Heinrich von Arnim?) exiſtirt nicht mehr. Waldheim ſagt (I, 187):

> Er iſt eines der vielen Opfer dieſer verhängnißvollen Zeit geworden. Sein Herz iſt gebrochen an dem Zwieſpalte den ſolche Jahre in einer ſolchen Seele erzeugen mußten. Von der einen Seite zog ihn ſeine Liebe für Deutſchland, die nie erkaltete Begeiſterung der großen nationalen Freiheitskriege, von der andern ſein politiſches Bekenntniß, beide mit gleicher Macht. So ſcharfen Gegenwirkungen war er nicht gewachſen; Gott rief ihn ab und gab ihm Frieden!

Wenn der Verfaſſer unter dieſer Figur wirklich Heinrich von Arnim verſtanden hätte, ſo würde der angebliche Tod Arneburg's mit der ſpätern politiſchen Haltung Arnim's in einer ſozuſagen ſymboliſchen Beziehung ſtehen. Statt des etwas gemüthsweichen Arneburg tritt hier in Baron „Galsdorff“ ein derber Ritter von der Kreuzzeitungspartei ein; ein Mann der zornig, ſelbſt etwas giftig und dabei humoriſtiſch ſein kann, Vertreter des Neupreußenthums vom reinſten Waſſer, in religiöſer Hinſicht zum Irvingianismus neigend, als einer „allgemeinen Kirche für Alle“; ein Verehrer der „Seherin von Prevorſt“, der Mitglieder zur Stiftung eines Vereins für Beförderung des Geſpenſterglaubens anzuwerben ſtrebt, alſo einer von jenen Apoſteln welche das Volk gar zu gern wieder in die dickſte ägyptiſche Finſterniß zurücktreten möchten. An Detlev's Stelle, der nach Amerika ausgewandert iſt und ſich im Staate von Ohio niedergelaſſen hat, erſcheint „Sielhorſt“, Arzt, gemäßigter, deutſch-patriotiſcher Demokrat, Anhänger der Ideen des Friedenscongreſſes, in religiöſer Hinſicht „kein Leugner, ſondern ein Zweifler“, der ſogar unter Anderm „eine gewiſſe Sympathie für die Stellung der Kunſt in der katholiſchen Kirche“ fühlt. Der Fabrikherr Cruſius hat ſich in den Oberbürgermeiſter „Büchner“ verwandelt, einen Vertreter der gothaer Partei und geweſenes Mitglied der frankfurter Verſammlung. Zwiſchen Oeder und ſeinem Succeſſor im Geſpräch, „Themar“, findet keine weitere verwandtſchaftliche Beziehung ſtatt; Letzterer iſt ein bairiſcher Rector, Vertheidiger der Trias in der

Ordnung der deutſchen Angelegenheiten, Katholik, Anhänger des eigentlichen kirchlichen Regiments, im Staat momentan für die repräſentative Verfaſſung geſtimmt, aber weniger um des Princips als um der Umſtände willen. Er äußert ſich:

Die Menſchheit in ihrer allgemeinen Erſcheinung hat ſich von der Zucht Gottes und ſeiner Kirche zu weit gelöſt als daß dieſe ihr Amt in den irdiſchen Dingen genugſam verwalten könnte. Der Staat iſt der Nothbehelf für Vieles geworden und wird es bleiben müſſen, bis ein anderer Geiſt die Maſſen durchdringt. Ich kann daher gegen ſeine relative Befugniß zum Eingreifen in die Rechtsſphären Nichts ſagen und finde gerade darin die heutige Nothwendigkeit des Repräſentativſyſtems.

Endlich die Hauptfigur, das Organ des Verfaſſers, abermals „Waldheim" (Themar's Schwager), welcher in fünf von den gebotenen elf Geſprächen auftritt und ſeine Anſichten ausſpricht; er war wie Büchner Abgeordneter in Frankfurt, und der Aufenthalt ſowie die Vorkommenheiten an dieſem Orte ſind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Herr von Galsdorff, der Neupreußiſche, ſagt zu ihm:

Das iſt mir längſt klar geworden daß du aus dieſer Hexenküche ſchroffer gegen deine alten Freunde und ſanfter gegen deine alten Feinde hervorgegangen biſt. Ich beneide dich nicht um den Gewinn.

Worauf ihm Waldheim unter Anderm entgegnet:

Ich habe ſtets danach getrachtet daß keine Lebenslage, in die ich ohne mein Zuthun verſetzt worden, an mir vorübergehe ohne Das zurückzulaſſen weshalb ſie geſchickt wurde. So auch Frankfurt. Dort habe ich mich allerdings mehr als früher gewöhnt in den Parteien die Menſchen nicht aus dem Auge zu verlieren ... Wer faſt ein Jahr hindurch 500 Handelnde in einem ſolchen Drama thätig geſehen, dem zeigt ſich bald daß die Einen in ihrer Parteianſicht nur der innern Ueberzeugung von Dem folgen was ihnen als wahr und recht erſcheint, ohne Hinblick darauf ob es ihnen dabei ſchlecht oder gut geht, ob ihre Perſonen dabei verlieren oder gewinnen. Die Charaktere richtig zu begreifen und unbefangen zu würdigen, das iſt ebenſo Pflicht als Bedürfniß; ſie vertreten das Stück Wahrheit das in der Parteianſicht enthalten, wenn auch von ſeinen natürlichen Umgebungen abgetrennt worden iſt (eine Anſchauungsweiſe in welcher Waldheim-Radowitz ſonderbar genug an Hegel erinnert, inſofern dieſer in Bezug auf die Entwickelung der Philoſophie, d. h. der ſich im Verlauf der Zeit ablöſenden philoſophiſchen Doctrinen oder Parteien ebenfalls in jeder einzelnen Richtung ein gewiſſes Quantum von Wahrheit anerkennt); ſie ſind das Salz der Partei. Ueberzeugen oder feſſeln muß man ſie, aber man kann und ſoll ſie achten, ja lieben, denn es iſt Mancher unter ihnen, dem die Verheißung gilt: Friede auf Erden den Menſchen die eines guten Willens ſind.

Dabei verhehlt ſich Waldheim natürlich nicht daß es in allen Parteien ohne Ausnahme Menſchen gibt, die in den Kämpfen nur ſich, die Befriedigung ihrer Leidenſchaften oder Intereſſen ſuchen (vergl. „Geſpräche" von 1846, S. 297). Aber obwol er in den Parteien nun nicht mehr ſo wie früher die Menſchen aus dem Auge verliert, ſo gibt ihm doch Themar das Zeugniß: „daß er des Geiſtes der Liebe nie ermangelt, die Perſonen von den Principien ſcheidet, die erſtern nie in den letztern haßt, den Zwiſt nicht ſucht, ſondern meidet und oft genug die andere Backe hingehalten hat." Und er ſelbſt ſpricht ſowol in den frühern wie in den gegenwärtigen „Geſprächen" mehr als ein mal den Satz aus daß er nur gegen Syſteme ankämpfe, nicht gegen Individuen, und daß er beide nie miteinander verwechſele. Dieſe Art von Toleranz iſt der allgemeine Grundzug ſeines Charakters; aber ſie ſcheint mehr aus den Bedürfniſſen ſeines Gemüths entſprungen zu ſein als eigentlich in den ſtrengen Conſequenzen ſeiner Principien zu liegen.

Wir wollen hier nicht näher auf die Dispute der Individuen Galsdorff, Sielhorſt, Büchner und Themar unter ſich eingehen, ſondern uns vorzugsweiſe nur an jene Geſpräche halten, in welchen Waldheim ſelbſt eine Rolle ſpielt. Die erſtgenannten vier Perſonen vertheidigen ihre Anſichten mit allen jenen Argumenten, über welche Geiſt und Scharfſinn gebieten kann. Der Verfaſſer läßt ſie mit einer ſeltenen Unparteilichkeit und Selbſtverleugnung von ſeiner Seite ſprechen und behandelt ihre Aufgabe mit der ganzen Objectivität des Dramatikers. Allerdings könnten wir auch hier noch aus den Wendungen und der Art und Weiſe ihrer Polemik gegeneinander gewiſſe Andeutungen über den innerſten Geiſt des Verfaſſers ſelbſt gewinnen; aber dergleichen Schlüſſe würden vielleicht doch häufig hypothetiſch bleiben, und wir bedürfen ihrer umſoweniger als es uns über die Hauptpunkte ſeiner Anſchauungen keineswegs an poſitivem Material gebricht. Auch nöthigt uns der Raum zu einer möglichſten Beſchränkung.

Den unmittelbarſten und intereſſanteſten Beitrag zur Charakteriſtik von Radowitz und ſeiner politiſchen Stellung gibt das achte der „Neuen Geſpräche", indem hier der Verfaſſer durch den Mund Waldheim's, ſeines intimſten Freundes, direct über ſich ſelbſt ſpricht. Es iſt die Rede davon daß Radowitz ſeit ſeinem öffentlichen Auftreten nach und nach das Mistrauen und die Verdammung aller Parteien auf ſich geladen habe. Vielleicht trug dieſer Umſtand nicht wenig dazu bei, überhaupt mit dieſer literariſchen Production vor dem Publicum zu erſcheinen und gewiſſe Erklärungen abzugeben. Denn Niemand kann es gleichgültig hinnehmen, wenn Jedermann ihn verkennt. Waldheim rechtfertigt Radowitz in folgender Weiſe rückſichtlich ſeiner Stellung zu den verſchiedenen Parteien, namentlich in der deutſchen Angelegenheit, der er ſich vorzugsweiſe opferte. Er ſagt (II, 10):

Stellen wir alſo die verſchiedenen Parteien meinem Freunde gegenüber und hören wir ihre Zwiegeſpräche. Die ſogenannten ſpecifiſchen Preußen ſagten zu ihm: „Du gehörſt zu uns, denn dein Herz iſt dem Könige, deine Treue dem Dienſte, Beides dem Lande unauflöslich verpfändet. Ergreifen wir alſo den Moment, den nicht leicht wiederkehrenden, um Preußen aus dem deutſchen Wirrſale reiche Vortheile zuzuwenden." Er mußte antworten: „Es handelt ſich nicht blos um Preußen, ſondern um Deutſchland; Preußen hat einen hohen Beruf empfangen, den Beruf zur Wiedergeburt der Nation, dieſen Beruf muß es erfüllen; durch und in dieſer Erfüllung wird es groß und herrlich werden, nicht durch den Zuwachs einiger Quadratmeilen und Einwohner." Die Contrerevolutionnaire ſagten zu ihm: „Du gehörſt zu uns, denn du haſt in inniger Gemeinſchaft mit uns den Kampf geführt gegen die Urſachen und Vorboten des Jahres 1848. Vereinige dich alſo mit uns, brich mit der Revolution, tilge ihre Spuren in der Verfaſſung vom 31. Januar." Er mußte antworten: „Das darf und will

ich nicht; nicht brechen, ſondern zerbrechen, das iſt die Aufgabe. Die Revolution als Princip iſt das Unrecht, die Unvernunft; ihr gegenüber muß das Recht, die Vernunft befeſtigt werden, das heißt ſie zerbrechen. Die Revolution als geſchichtlichen Hergang aber kann Niemand ungeſchehen machen; was hierdurch veranlaßt wurde, das darf Niemand willkürlich antaſten, wenn es rechtsbeſtändig geworden iſt." Die Oeſtreicher ſagten: „Du gehörſt zu uns, denn du wollteſt von jeher nicht daß Oeſtreich von Deutſchland losgeriſſen und mit Preußen entzweit werde. Alſo betritt einen Weg der uns zuſagt." Darauf mußte er erwidern: „Oeſtreich mit Deutſchland und Preußen entzweien, das wollte ich nicht, und Niemand will es als Vorſatz und Abſicht. Aber ich kann eure Wege nicht gehen, denn ich bin Preuße und Deutſcher und habe zuerſt danach zu fragen was beiden heilſam iſt, dann erſt wie dieſes mit einem für beide Theile erſprießlichen engen Verhältniſſe zu Oeſtreich zu vereinigen iſt." Die großdeutſchen Katholiken ſagten: „Du gehörſt zu uns, denn du gehörſt unſerer heiligen Kirche an. Alſo laß die preußiſche Spitze der Union fallen und ſtelle dadurch das confeſſionnelle Gleichgewicht her." Er mußte antworten: „Ich gehöre der katholiſchen Kirche an mit Leib und Seele, aber nicht der großdeutſchen Politik; ich darf Beides nicht vermengen und kann nicht von der Ueberzeugung laſſen daß der Bundesſtaat die durch Recht und Vernunft gebotene Geſtalt für Deutſchland iſt, und daß dieſer nicht anders als durch ein preußiſches Primat zu gründen iſt." Die Gothaner endlich ſagten: „Du gehörſt zu uns, denn du willſt die Nation aus ihrer Zerriſſenheit erlöſen und zur Einheit führen. Alſo ergreife jedes Mittel um die Union ſofort durchzuführen!" Darauf antwortete er: „Das iſt mir nicht erlaubt, denn Recht und Vernunft ſetzen auch hierin beſtimmte Schranken, nicht jedes Mittel das zum Ziele führt iſt geſtattet."

Nichtsdeſtoweniger gab es Mittel die offenbar recht und vernünftig waren. Warum ergriff Radowitz dieſe nicht? Waldheim erwidert, weil er nicht konnte; und er konnte nicht, weil er es nicht durfte. Wenn er aber nicht durfte, warum betrat er denn einen Weg, „der bei ſolchen Bedingungen und Hinderniſſen doch nur unter ganz beſondern Fügungen zum Ziele führen konnte?" Weil, wenn wir mehr die ſachliche Seite ins Auge faſſen, Ehre und Pflicht nicht erlaubten, dieſen Weg zu vermeiden. Wir können aber die Sache auch von der reinperſönlichen Seite anſehen und fragen: Weshalb unternahm er es? Bei der Beantwortung dieſes Punktes muß Waldheim endlich doch ſeinem Freunde Radowitz im tiefſten Innern einen Vorwurf machen, oder mit andern Worten, Radowitz ſelbſt klagt ſich hier eines gewiſſen Widerſpruchs an in den er gedrängt worden. Waldheim ſagt nämlich:

Es iſt mir der ernſte Zweifel geblieben, ob er (Radowitz) ſich in einer conſtitutionnellen Regierung zum verantwortlichen Rathgeber in ſolchen Zeiten herbeilaſſen durfte. Er konnte wol nach Guizot's Definition den König vor dem Lande vertreten, ob aber das Land vor dem König? Wenn er hier oder da Anderes erkannte und wollte als es in der theuern Seele ſeines Königs lag, hielt er ſich auch befugt, Anderes zu thun? Hätte er ſich nach eigener Ueberzeugung das Recht beigemeſſen, die Regierung in einen Weg hineinzuziehen, aus welchem dann kein anderer Ausweg blieb als ein ſolcher den ſich der König in ſeinem Gewiſſen verpflichtet gehalten zurückzuweiſen? Nein, das wollte er nicht, und das ſoll ja, ſo behauptet man, der conſtitutionnelle Miniſter, der Träger eines Syſtems wollen und können, ſolange er im Amte verharrt! Das iſt ſein Schickſal geweſen verſchuldet oder unverſchuldet, wie Sie es bezeichnen wollen, und er wird es gelaſſen hinnehmen müſſen daß man ihn energielos ſchalt in Augenblicken der äußerſten Anſtrengung, phantaſtiſch, wenn die nüchternſte Abwägung und Beharrlichkeit ſeine Handlungen leitete.

Dieſe Worte ſind deutlich genug und bedürfen keines ausführlichen Commentars. Man wollte im November 1850 von Seiten der höchſten Regionen keinen energiſchen Schritt zur Erzielung der deutſchen Einheit wagen, nicht weil man den Kampf als ſolchen ablehnen zu müſſen glaubte, ſondern weil man daran feſthielt, auch am Gegner vorallem das „heilige" Legitimitätsprincip zu reſpectiren und es nie in die Chancen eines Conflicts herabzuziehen. Furcht vor der Demokratie oder vor neuen Conceſſionen mochte ſich mehr in den Kreiſen der Bureaukratie als Motiv der Abweiſung entſchiedener Maßregeln geltendmachen. Man vergl. „Neue Geſpräche", I, 205, 206.

Wenn wir nun an den eigentlichen Mittelpunkt unſers Themas gehen, ſo begegnen wir Waldheim, hinter dem wir trotz der eben citirten Differenz immerhin Radowitz erblicken müſſen, zum erſten mal in dem dritten dieſer „Neuen Geſpräche", und zwar in Unterredung mit dem ſtrengconſtitutionnellen Büchner.

Die politiſchen Anſchauungen Waldheim's oder Radowitz' baſiren in formeller Hinſicht auf zwei Hauptmomenten: keiner Partei als ſolcher anzugehören und in jeder Zeitphaſe die Anſprüche des Werdenden, des einzelnen Falls, des Praktiſchen mit den Foderungen des Gewordenen, des Allgemeinen, des Rationnellen in Einklang zu bringen, wobei jedoch nicht behauptet werden ſoll daß ihm das Gewordene und das Rationnelle als identiſche Factoren erſcheinen. Wir erſehen letztern Umſtand beſonders deutlich aus verſchiedenen Bemerkungen, welche die frühere politiſche Entwickelung Europas, Deutſchlands und Preußens ſpeciell kritiſiren und die in den „Geſprächen" von 1846 zu leſen ſind. Hier erklärt er, der Charakter des 18. Jahrhunderts liege darin daß man immer abgeneigter wurde die Wahrheit zu erkennen die in den Dingen ſelbſt liegt, und ſich in demſelben Maße an die bloße Richtigkeit, an die Ableitung durch Schluß und Folge band. Die Theorie huldigte der Idee des abſoluten Staats welcher nach und nach ſeine Formen von oben herunter erſchöpfte. Die bloße abſolute Verſtandesconſequenz zog aus den Prämiſſen dieſes Staats zuerſt die Folgerung des monarchiſchen Despotismus, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts herrſchte, inſofern man das Recht göttlichen Urſprungs erachtete. Als man das Recht eine menſchliche Einſetzung zu nennen begann, folgerte man die Volksſouverainetät, die von da ab mit ihren Anſprüchen hervortrat. Gegen beide Formen kämpft Radowitz in gleicher Weiſe an, weil ſich in beiden die Begriffe von Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit in einen Gegenſatz verwandeln, in einen Gegenſatz, worin nach ſeiner Meinung das ganze Räthſel der politiſchen Wirren unſerer Zeit liege. Auf der andern Seite, ſcheint es ihm, geriethen die ſtaatswirthſchaftlichen Theorien mehr und mehr auf einen Abweg. Denn während man z. B. das

ſogenannte Junge Deutſchland wegen der Emancipation des Fleiſches vor etwa 16—18 Jahren aufs ärgſte verfolgte, huldigte man derſelben Lehre auf einem andern Gebiete, auf dem Terrain der Nationalwohlfahrt ganz ungeſcheut, ohne im mindeſten daran zu denken daß man ſo jenen Verfolgten dennoch die Hände reiche und ſelbſt für ſie arbeite. *) Wenn man behauptete daß aller Fortſchritt der Bewegung des ſocialen Glücks auf einer Wechſelbewegung geſteigerter Bedürfniſſe und geſteigerter Befriedigung beruhe, ſo erkennt Waldheim-Radowitz in dem Gewordenen dieſes Ausſpruchs einen Zuſtand, der mehr dazu beitrage das alte Europa aus den Angeln zu heben als alle Speculationen der eigentlichen Politiker der Revolution. Der Verfaſſer fügt hinzu:

Was heißt dieſe Theorie aber anders als dem leiblichen Theile des Menſchen nicht blos ſeine angeblich verlorenen Rechte vindiciren, ſondern ſogar die ganze Geſellſchaft allein auf die grebſinnlichen Bedürfniſſe des Leibes baſiren. Das Ueberſinnliche, Ewige, die Herzwurzel alles Rechts und alles Glaubens iſt hierdurch ausdrücklich ausgeſchloſſen.

Radowitz verwirft nebenbei bemerkt dieſe Lehre, welche ſchon ſeit Jahren als Regulator ſämmtlicher europäiſchen Staatsmaſchinen fungirt, nicht aus Furcht vor ihren innerlichſt ſubverſiven Endtendenzen und der Unmöglichkeit ſagen zu können was folgen werde, ſondern eben nur weil ſie, wenn auch immerhin in ihrem Syſtem conſequent, von unrichtigen Prämiſſen ausgeht. Er verwirft ferner das Verfahren welches die Regierungen Deutſchlands und Preußens nach 1815 eingeſchlagen, d. h. die ganze Geſtaltung der Reactionspolitik bis zum Jahre 1840. Er unterſcheidet ſcharf zwiſchen den fremdartigen Elementen, wie ſie aus Frankreich eingeſtrömt, und den Anfoderungen des deutſchnationalen Freiheitsſinnes. Man hätte nicht mit dem fremden, ſchlechten Unkraut, meint er, auch das geſunde edele Gewächs der eigenen Flur ausrauſen ſollen, da ſich damals Jedermann ſagen konnte daß über Deutſchland ein neuer gewaltiger Geiſt gekommen. Man hätte nicht zu dem Staatsweſen des 18. Jahrhunderts, zu dem bevormundenden Beamtenregimente, dem liberalen oder illiberalen Adminiſtrationsmechanismus zurückkehren, ſtatt deſſen einen Organismus entwickeln ſollen, in dem alle vorhandenen poſitiven Elemente des Volkslebens zu ihrem Rechte und ihrer Freiheit gelangen konnten.

Radowitz bekennt ſich urſprünglich, wie man dies in Deutſchland hinlänglich weiß, zum chriſtlich-germaniſchen, ſtändiſch gegliederten und regierten Staat, und dieſe ſeine Theorie iſt am ausführlichſten in dem zehnten Geſpräch von 1846 enthalten. Nichtsdeſtoweniger hat er ſich neueſter Zeit für die Nothwendigkeit der conſtitutionnellen Verfaſſung in Preußen ausgeſprochen. Wir deuteten dieſe Wendung bereits in unſerm Eingange an und ſie bildet den eigentlichen Grundtext des oben ſchon berührten Geſprächs von 1851 mit Büchner. Die Conſtitutionnellen haben theilweiſe eine zeitlang geglaubt, Radowitz habe ſich in voller Wirklichkeit zu ihrer Fahne bekehrt. Auch Büchner weiß nicht woran er eigentlich mit ſeinem Freunde Waldheim iſt und fragt ihn daher angelegentlichſt, ob er die Anſichten über die dienlichſte Staatsform, zu welcher er ſich früher ſo entſchieden hinneigte, jetzt aufgegeben habe oder nicht. Waldheim entgegnet:

Auf Neigung oder Abneigung kommt es bei dem Standpunkte den ich einzunehmen mich gewiſſenshalber gedrungen fühle nicht an. Haben Sie aber dabei im Auge, ob ich es im gegebenen Zeitmomente für dienlich und möglich erachte, die Monarchie in Deutſchland auf das altſtändiſche Princip zurückzuführen, ſo antworte ich darauf mit dem einfachſten und aufrichtigſten Nein.

Eine ſolche Antwort indeß entledigt noch nicht den ganzen Inhalt der Frage, da es Büchner gerade am meiſten darum zu thun iſt und uns mit ihm zu wiſſen, was auf dem Gebiete der innern politiſchen Frage Waldheim's eigene Ueberzeugung ſei. Waldheim's Entgegnung lautet:

Die altſtändiſche Monarchie, wie ſie auch in dem Herzen und in der tiefſten Ueberzeugung Einzelner und wahrhaftig nicht der Geringſten ihre Stätte bewahre, iſt verloren. Der letzte Augenblick war der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.; mit ſofortiger großartiger Herſtellung der ſtändiſchen Rechte in den Einzelſtaaten und gleichzeitiger Neugeburt eines Geſammtdeutſchlands wäre ein Boden zu gewinnen geweſen. Was beiweitem die Mehrzahl der Deutſchen in dem bevormundenden Beamtenregimente entbehrte, was ſie in der traurigen Vernachläſſigung der nationalen Intereſſen hoffte, das konnte und mußte mit vollen Händen gegeben werden. Jetzt iſt es zu ſpät; der Boden iſt verloren. Ohne einen gänzlichen Umſchwung nicht blos der deutſchen, ſondern der europäiſchen Menſchheit tritt jene edele Regierungsform nicht wieder ins Leben. Ja, lieber Büchner, ſie war eine edele! Sie beruhte einerſeits auf den eigenen Rechten, andererſeits auf der chriſtlichen Weihe der Krone. Beides iſt in dem Bewußtſein der Maſſen erloſchen und zwar nicht vorübergehend. Darauf jetzt eine Regierung zu gründen wäre eine verſpätete und eine verfrühete Idee zu gleicher Zeit.

Hieraus geht zweierlei hervor: daß Radowitz nämlich nicht aufgehört hat für die ſtändiſche Regierungsform das lebendigſte Intereſſe zu hegen, und daß er ihre Realiſirung immerhin noch, wenn auch allerdings in einer fernen Zukunft, für möglich, vielleicht auch für wahrſcheinlich hält. Dagegen ſpricht er zweierlei Formen jede Ausſicht auf Dauer bei den kommenden Geſchlechtern in Deutſchland ab, dem Abſolutismus und der Demokratie, beiden, ob offen oder verhüllt, weil er ſie als dem Geiſte der Nation widerſtrebend erachtet, wie dies im Verlauf des Geſprächs angedeutet wird.

Wir leſen außer dieſem dritten Geſpräche auch noch ein anderes, das elfte und letzte im zweiten Bande, zwiſchen Waldheim und Galsdorff, worin abermals von der Anerkennung des Conſtitutionnalismus als eines fait accompli die Rede iſt. Galsdorff, der Kreuzritter, ſieht natürlich das Entſcheidende einzig und allein in der Gewalt und will vorallem eine ſtarke Regierung. In letzterm Punkte pflichtet ihm Waldheim vollkommen bei, da die bloße Form der Regierung in abstracto, ſei es die der conſtitutionnellen oder die der altſtändiſchen Monarchie oder des unbeſchränkteſten Despotismus, keine Bürgſchaft für Recht und Ordnung, für Schutz nach außen

*) Vergl. „Geſpräche" von 1846, S. 218 u. 219.

und Sicherheit nach innen gebe. Aber was gibt die Stärke? Nicht die phyſiſche Gewalt welche Galsdorff im Sinne hat, obgleich auch ſie der Autorität für Ausnahmefälle beiwohnen muß, ſondern Vertrauen, Achtung und Liebe. Waldheim ſagt:

Der normale Zuſtand muß der der innerlichen und daher freiwilligen Zuſtimmung zu den Handlungen der Regierung ſein, auch derjenigen Handlungen die ganz innerhalb der Grenzen ihrer verfaſſungsmäßigen Befugniſſe fallen.

Dieſer Satz liegt den Anſchauungen Waldheim's über die Ertheilung einer Conſtitution zugrunde. Die allgemeine Stimme foderte ſie; nur auf ihrer Baſis war die fernere innerliche und freiwillige Zuſtimmung zu den Handlungen der Regierung möglich, und ein ferneres Hinausſchieben des Verfaſſungswerks konnte nicht „ohne hohe Gefahr" für alle Theile eintreten. Auch war man andererſeits nicht berechtigt die ein mal gemachten Zuſagen willkürlich wieder aufzuheben. Waldheim fügt hinzu:

Ich ſpreche dir meine aus ernſter Prüfung der Vergangenheit und Gegenwart erwachſene Ueberzeugung aus: für Preußen wie es vor uns ſteht iſt die conſtitutionelle Regierungsform eine Nothwendigkeit geworden. Dies Wort trägt ſeine Macht in ſich ſelbſt, keine menſchliche Willkür hat ſie gegeben, keine kann ſie nehmen ... Ich maße mir nicht an zu beurtheilen was andern Staaten zweckmäßig iſt, und ich weiß noch weniger welche Foderungen die Weltgeſchichte ſtellen wird, wenn dieſes Jahrhundert abläuft; aber für Preußen und für deſſen jetzige Lebensbedingungen wiederhole ich was ich geſagt.

Wenn Waldheim ſolcherweiſe die Conſtitution für eine geſchichtliche Nothwendigkeit erklärt, ſo verwirft er hiermit zugleich die Zumuthung, ſie ſobald als möglich wieder als etwas Feindliches abzuſchaffen. Denn einerſeits findet er daß Vieles in ihr nur die ſchon vorhandenen rechtlichen Thatſachen durch das geſchriebene Wort conſtatirte, wie dies auch in einer gewiſſen Entwickelungsſtufe naturgemäß und deshalb unabwendlich ſei; andererſeits erkennt er als entſchiedenen Gewinn in ihr „eine feſte Ordnung, eine gegebene Grundlage", auf der Weiteres aufgerichtet werden könne, einen „gemeinſamen Weg", den man aufrichtig betreten müſſe, „um eben hierdurch das Mangelhafte auszuſcheiden und durch Vollkommeneres zu erſetzen". Letzteres aber dürfe nur im richtigen Zeitpunkte geſchehen und vorallem ſtets in ſtrengrechtlicher Weiſe (vergl. I, 86, 87). Denn „ſelbſt die mangelhafte Verfaſſung", ſetzt er hinzu, „iſt ein geringeres Uebel als der Schaden an Treue und Glauben, der heimliche oder offenkundige Bruch mit dem beſtehenden Rechte". Dieſer Ausſpruch erinnert an eine Stelle im zweiten der „Neuen Geſpräche" (I, 40), wo Themar der Zuſtimmung Waldheim's gewiß zu ſein glaubte, wenn er ſagt daß, wiewol er nicht die Revolution vertheidige, er dennoch die durch Revolutionen hervorgerufene engliſche parlamentariſche Monarchie, ja die demokratiſche Republik von Uri für ebenſo rechtsbeſtändige Staatsverträge halte wie das ruſſiſche Kaiſerthum. In gleicher Weiſe zeigt ſich die jetzige Conſtitution als beſtehendes Recht, als Reſultat der geſchichtlichen Entwickelung, insbeſondere „der kurz vorhergegangenen Begebenheiten". (Vergl. I, 80 und oben bei dem Citat aus II, 10.)

Wenn Waldheim urſprünglich die Repräſentativverfaſſung verwarf, ſo ging er dabei von dem Gedanken der Freiheit aus. Das ſtändiſche Weſen erſchien ihm als eine Vertretung der Rechte, das Repräſentativſyſtem dagegen als eine Vertretung der Meinungen, die der Freiheit Abbruch thue. Denn da wo die theuerſten Beſitzthümer, der geſammte, poſitive Rechtsſtand des Einzelnen den Beſchlüſſen der eben in einer Deputirtenkammer herrſchenden politiſchen oder kirchlichen Partei preisgegeben ſei, da beſtehe keine Freiheit. So ungefähr äußerte ſich Waldheim in dem neunten Geſpräch von 1846.

In den „Neuen Geſprächen" hat er ſich wenigſtens mit der parlamentariſchen Geſetzgebung verſöhnt, wenn auch nicht, wie Galsdorff (I, 45) vermuthet, mit der parlamentariſchen Regierung. Er geſteht ſelbſt (I, 71) daß er über das Princip der conſtitutionellen Monarchie im Allgemeinen und über deſſen naturgemäße Anwendung auf die deutſchen Staaten in erheblichen Dingen von der gothaer Anſchauung Büchner's abweiche. Sein oberſter Grundſatz für dieſe Abweichung findet ſich am deutlichſten und poſitivſten ausgedrückt in einem ſpätern, dem fünften Geſpräche mit Themar. Hier ſagt er:

Je mehr man die Gewalten im Staate gegeneinander abzuwägen bemüht iſt, je mehr wird in jeder Monarchie die eigentliche Regierung vereinigt bleiben müſſen, vereinigt und von der Legislative ſo geſchieden daß der Regent ein Factor der Geſetzgebung, aber nicht umgekehrt die Kammern ein directer Theilhaber an der Regierung ſind.

Die gegenwärtige conſtitutionelle Charte iſt für Waldheim nur eine Art von Interregnum. Am Ende des zweiten Theils ſagt er zu Galsdorff (II, 193):

Ich meinestheils bin davon durchdrungen daß Das was wir jetzt als das blos mechaniſche Gleichgewicht der Gewalten, als die Herrſchaft der abſoluten Stimmzahl fodern und einrichten ſehen, nur der Durchgangspunkt iſt zu einer dauernden Phaſe des Staatslebens der europäiſchen Menſchheit. Seine Wahrheit liegt in dem Streben nach einer Geſtaltung der Monarchie, bei welcher im Gegenſatz zu der frühern Cabinetsregierung der Regent mit ſeinem Volke in einen durchgängigen organiſchen Zuſammenhang tritt und in dieſer untrennbaren Vereinigung ein wirklich nationales Gemeinweſen darſtellt. Nach dieſem Ziele ringen mehr oder minder bewußt die beſſern Kräfte der Zeit.

Wie aber iſt dieſe Anſchauung mit einer Stelle im dritten Geſpräche des erſten Theils (S. 84) zu vereinen? Hier ſagt Büchner: „Verſtehe ich Sie recht, ſo iſt die conſtitutionelle Monarchie für Sie nicht eine Verneinung des ſtändiſchen Syſtems, ſondern ſeine Fortbildung", worauf Waldheim erwidert: „Eine Fortbildung oder vielmehr deſſen Reife und natürliche Vollendung in Deutſchland, ich ſage in Deutſchland, denn ich kann keinerlei Schema gelten laſſen, auch nicht das engliſche ..." Wir müſſen dieſen ſcheinbaren Widerſpruch durch das kurz Vorhergehende zur Löſung bringen. Die allgemeinen Principien der conſtitutionellen Form beſtimmen daß der Monarch beſchränkt ſein ſolle durch die Rechte Derer welche er regiert, und zwar nach Maßgabe eines dieſes gegenſeitige Verhältniß regelnden Geſetzes; ferner daß Geſetze nicht ohne freie Zuſtimmung der Landesvertreter erlaſſen, und endlich daß Steuern nicht ohne ihre Zu-

ſtimmung erhoben werden können. Aus dieſen Vorderſätzen zieht Waldheim die wenn auch nicht „allgemein anerkannten", ſo doch ihm allein richtig ſcheinenden Folgerungen, daß die rechtliche Theilnahme der Landesvertreter an der Gewalt eine hierdurch beſtimmte und begrenzte ſei, wie weit ſich auch außerhalb dieſer Grenzen ihre moraliſche Einwirkung erſtrecken „dürfe und müſſe"; daß der Regent nicht der ausführende Beamte der Stände, ſondern eine ſelbſtändige Macht für ſich ſei, und daß erſt in der Uebereinſtimmung und Gemeinſchaft beider die Nation vertreten und deren Regierung geordnet ſei. „Verſtehen" wir nun den Verfaſſer „recht", ſo deutet er hier durch ſeine Conſequenzen eine Form an, in welcher ſich conſtitutionnelle Monarchie und ſtändiſches Syſtem die Hände reichen, unter der ſtillen Vorausſetzung natürlich daß ſie über die Art und Weiſe der Landesvertretung und über Das was als deren wirkliches rationnelles und poſitives Recht anzuſehen zuvor zur Vereinbarung gelangen. Eine ſolche Form könnte allerdings unter gewiſſen Bedingungen eine Fortbildung oder Vollendung des ſtändiſchen Syſtems ſein; ob ihr die ſtrengen Theoretiker aber noch den Namen einer „conſtitutionnellen" belaſſen werden, das iſt eine andere Frage. Büchner läßt dieſen Punkt vorübergehen ohne ihn einer nähern Erörterung zu unterwerfen. Er weiß daß er von Waldheim in den Attributionen der Krone, in der Vertheilung der Gewalt zwiſchen ihr und den Kammern abweicht, gibt ſich aber ſchon damit zufrieden daß er mit ihm rückſichtlich der wahrhaften Perſönlichkeit des Königs übereinſtimmt, indem auch er einen realen, d. h. immerhin noch für ſich mächtigen König will und keinen Regenten im Sinn des Kant'ſchen „Dinges an ſich".

Das fünfte Geſpräch führt uns Waldheim zum zweiten mal vor. Sein Gegenredner iſt Themar und es handelt ſich im Allgemeinen um das Verhältniß der katholiſchen Kirche und Süddeutſchlands zu dem projectirten Bundesſtaat in Deutſchland. Waldheim-Radowitz gehört bekanntlich der katholiſchen Kirche an; und wenn wir auch kein definitives Urtheil über die ſpecifiſche Färbung ſeines Glaubens in ſeinem Innern (denn auch der Katholicismus bietet trotz ſeiner Einheitlichkeit in Bezug auf Verſtand und Gefühl mannichfache Stufen) zu fällen wagen dürfen, ſo wiſſen wir doch ganz genau welche Stellung der Genannte als Katholik zu den übrigen Confeſſionen im Allgemeinen einnimmt und wie er das Verhältniß der Kirche zum Staate auffaßt. Ueber die erſtere dieſer Aeußerlichkeiten geben uns die Geſpräche von 1846 Aufſchluß. Hier erklärt er daß in unſern beſtimmt gegebenen Verhältniſſen diejenige Foderung für alle Theile (d. h. für Katholiken, Proteſtanten, für die religiöſen Parteien überhaupt) unbedingt nothwendig ſei, die mit einem „nicht glücklich gewählten Ausdruck" als Toleranz bezeichnet wird. Um das Wort „Toleranz" von dem Beigeſchmack des Indifferentismus zu reinigen, definirt er es näher. „Religiöſe Duldſamkeit", ſagt er, „wird erſt dann zur Tugend, wenn ſie eben eine religiöſe iſt, d. h. wenn ſie von eigenem feſtem Glauben ausgeht." Ueberſetzen wir dieſe Anſicht in den praktiſchen Standpunkt und fragen wir was ſich die verſchiedenen religiöſen („ja auch die verſchiedenen politiſchen") Parteien gegenſeitig leiſten ſollen, ſo lautet Waldheim's Antwort: Gerechtigkeit und Liebe, d. h. ſie ſollen gegeneinander unterlaſſen was die Gerechtigkeit verbietet, und einander gewähren was die Liebe verlangt. Zugleich ſoll die Wahrheit niemals als bloße Partei verfochten werden, weil jeder Parteizwiſt den Charakter der Perſönlichkeit annimmt und für die Ausbreitung der Wahrheit völlig unfruchtbar wird. Die Entſcheidung darüber ob die „richtigen politiſchen Grundbegriffe" auch in den chriſtlichen Wahrheiten welche der Proteſtantismus übernommen ihre Wurzeln haben, und ob der Proteſtantismus die Rechte der Throne ebenſo ſicherſtelle wie der Katholicismus und die Decrete des Tridentiniſchen Conceils, baſirt bei Waldheim auf der Unterſuchung, ob die Foderungen der Gerechtigkeit und Freiheit, die „einzigen Grundlagen aller wahren Politik", mit dem Inhalte der proteſtantiſchen Glaubenslehren wahrhaft eng verbunden ſeien. Da er dieſe enge Verbindung in der That vorfindet, ſo erklärt er:

> Ja, es iſt möglich und daher auch nothwendig daß die Katholiken und die Gläubigen unter den Proteſtanten zuſammengehen usque ad aram!

Und er fügt noch hinzu:

> Dieſe Erkenntniß wird ſich Bahn brechen trotz aller Misgriffe und Misverſtändniſſe; ſie hat Nichts gemein mit religiöſem Indifferentismus; ſie verſchmelze nicht was getrennt bleiben muß, aber ſie zerreißt auch nicht was vereinigt bleiben darf.

Nichtsdeſtoweniger aber, und dieſer Punkt leitet uns auf die andere der oben angedeuteten Aeußerlichkeiten, tritt für ſeine Anſchauung ein Moment ein welches auch in Bezug auf den Staat eine entſchiedene Differenz der Confeſſionen zur Erſcheinung bringt. Es heißt bei ihm:

> Ich verkenne übrigens nicht daß es ein Grenzgebiet gibt, auf welchem der Gegenſatz der Confeſſionen ſich ſofort geltend macht: die Stellung der Kirche zum Staat. Dies iſt aber auch eben kein reinpolitiſches, und ſelbſt hier wäre viel Verſtändigung möglich, ſobald beide Theile nur erſt recht davon durchdrungen ſind daß die höchſte Freiheit ebenſo der Kirche wie dem Staate zum Segen gereiche.

Mit dieſem Ausſpruch berühren wir eine wichtige Seite der Thätigkeit welche Radowitz in Frankfurt entwickelte. Seine Rede für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat leſen wir in den ſtenographiſchen Berichten über die 65. Sitzung am 24. Auguſt 1848. Im dritten Artikel des Verfaſſungsentwurfs war die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate, die Trennung beider Gewalten bekanntlich als allgemeines Princip nicht ausgeſprochen worden. Der Commiſſionsbericht trug Bedenken die confeſſionnellen Fragen ſo allgemein mit der politiſchen in Verbindung zu bringen; es ſei ſchon ein mal die Wiederherſtellung Deutſchlands dadurch verhindert worden. Auch, heißt es, machte ſich die Anſicht geltend daß wenn die Kirche vom Staate ganz unabhängig ſein ſolle, es nothwendig werden könne dieſen letztern gegen Uebergriffe durch beſondere Maßregeln zu ſichern. End-

lich zog man in Betracht daß die evangeliſche Kirche in ihrer jetzigen Verfaſſung ſo mit dem Staate verwachſen ſei daß eine plötzliche Trennung ſchwierig werde. Man ſchlug daher nur eine Reihe von Folgerungen aus dem Principe der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate vor, ohne dieſes Princip ſelbſt definitiv an die Spitze zu ſtellen. Radowitz ergriff das Wort gegen die vorgebrachten Bedenken, welchen er noch ein nicht ausgeſprochenes hinzufügte, nämlich die muthmaßliche Beſorgniß des Commiſſionsausſchuſſes daß den proteſtantiſchen Genoſſenſchaften aus einer unabhängigen katholiſchen Kirche Nachtheile erwachſen könnten. Nachdem er dieſe Bedenken einzeln widerlegt, geht er zu dem eigentlichen Kern ſeiner Rede über, zu der Vertheidigung der Behauptung daß die Unabhängigkeit der Kirche eine Nothwendigkeit geworden. Aus der Durchdringung der beiden Gebiete der Kirche und des Staats erwuchs, wie er entwickelt, der Begriff des chriſtlichen Staats. Es geſtalteten ſich im Verlauf der Verhältniſſe und der Geſchichte gegenſeitige Uebergriffe. Durch die Reformation gerieth die proteſtantiſche Kirche gegen ihren urſprünglichen Willen in die Abhängigkeit des Staats. Aber auch auf die katholiſchen Staaten Deutſchlands hat ſich das neue Staatskirchenrecht erſtreckt, auch dort hat ſich das „Territorialprincip" mehr oder minder geltendgemacht. Die Kirchengeſellſchaften hatten nur noch zwei Bürgſchaften für ſich übrig. „Die eine lag", ſagt er, „in dem damaligen Staatsprincip, welches neben der centralen Staatsgewalt eine Mannichfaltigkeit von ſonderthümlichen Rechtsverhältniſſen beſtehen ließ und wirkſam ſchützte. Die andere in dem chriſtlichen Charakter der Regierungen, den ſie als Grundlage der Staatsgeſetzgebung bekannten." Jene Bürgſchaften aber ſind nach und nach formell untergegangen, der Staat iſt abſolut geworden, er hat die Schranken des gewordenen Rechts und der hierin wurzelnden Sonderrechte gebrochen, er hat ſich als alleinigen Quell alles Deſſen hingeſtellt was innerhalb ſeiner Grenzen als Recht gelten ſolle, und hat gleichzeitig auch den chriſtlichen Charakter abgelegt, indem er die Gleichberechtigung aller Religionen in religiöſen Anſichten zum oberſten Satze ſeiner Verfaſſung erhoben. Hieraus folgert der Redner das Reſultat daß das bisherige Verhältniß zwiſchen Kirche und Staat vollſtändig gelöſt, ſeine Fortſetzung unter anderer Form unmöglich und eine neue Schöpfung unerlaßlich ſei. Eine ſolche Neuſchöpfung ſei nur dadurch zu erzielen daß man die Religionsgeſellſchaften, beſtehende wie neue, vom Staate unabhängig erkläre und ihnen überlaſſe, wie andern Vereinen, ihre eigenen Angelegenheiten, d. h. ihre Geſetzgebung, Leitung und Disciplin zu ordnen. Dies fodere die allgemeine Gerechtigkeit.*) Die ſpätern Abſtimmungen der Nationalverſammlung ergaben den Paragraphen: „Jede Religionsgeſellſchaft (Kirche) ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten ſelbſtändig, bleibt aber (wie jede andere Geſellſchaft im Staate) den allgemeinen Staatsgeſetzen unterworfen." Als am 26. September mit 316 gegen 64 Stimmen das geſammte Unterrichts- und Erziehungsweſen — und dieſer Punkt knüpſt ſich in unſerer Darſtellung hier am gelegenſten an — der Beaufſichtigung der Geiſtlichkeit (als ſolcher) enthoben wurde, war Radowitz von Frankfurt abweſend. Es iſt leicht zu ſagen wie ſich der Genannte zu dieſer Frage geſtellt haben würde. Schon die ſpätere, am 15. December bei der zweiten Leſung und Abſtimmung der Verfaſſung von ihm gegebene Entſcheidung, welche den Antrag: „Unterrichts- und Erziehungsanſtalten zu gründen und an ſolchen Unterricht zu ertheilen, ſteht jedem Deutſchen frei, wenn er ſeine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewieſen hat", ablehnte, enthält einen indirecten Fingerzeig. Radowitz ging in kirchlichen Angelegenheiten mit der katholiſchen Partei und dieſe bildete den Kern jener 64 Stimmen. Näheres über ſeine Anſchauung des Verhältniſſes zwiſchen Schule und Kirche liefern die „Neuen Geſpräche" (viertes Geſpräch, I, 116 fg.); denn wir dürfen wol annehmen daß Waldheim, welcher ſich (II, 182) einen Katholiken nennt, der ſeiner Kirche mit Leib und Seele angehöre, in dieſem Punkte mit ſeinem katholiſchen Schwager, dem Rector Themar, der hier das Wort führt (und zwar gegen Büchner), thatſächlich übereinſtimmt. Motivirte doch Themar (I, 95 fg.) ſein Verlangen nach Kirchenfreiheit theilweiſe ganz mit denſelben Worten, Wendungen und Ausdrücken, deren ſich Radowitz um des gleichen Intereſſes willen in der Paulskirche bediente. Büchner ſtellt den Satz auf daß die Löſung des bisherigen Verhältniſſes der Kirche zum Staat auch die Unabhängigkeit der Schule zur Folge haben müſſe. Themar weiſt dieſe Foderung ab, zunächſt darum, weil die Kirche ein hiſtoriſches Recht auf die Schule beſitze, d. h. weil letztere überall und zu allen Zeiten aus jener hervorgegangen. Er verlangt aber auch auf der andern Seite nicht daß der geſammte Unterricht überall wieder an die Kirche zurückkehre. „Jeder Stamm" (in Deutſchland), ſagt er, „bewahre ſeine Eigenthümlichkeit auch in der Einrichtung ſeines Erziehungsweſens, ſobald nur überall die einige unwandelbare Grundlage jedes Unterrichts, die richtige Stellung der Kirche zu der Jugenderziehung, gewahrt wird...", wenn auch nicht für das höhere Schulweſen, was ihm unausführbar erſcheint, ſo doch wenigſtens für das niedere, wo nicht ſowol das Element des Unterrichts als das der Erziehung vorwalten ſolle. „Deshalb verlange ich daß der Kirche ihr Recht an die Volksſchule gewahrt bleibe, und daß die Volksſchule, um nicht Halbheit in die Kinder, Mistrauen in die Aeltern zu ſäen, eine confeſſionnelle ſein müſſe." Die Kirche hat für eine ſtarke religiöſe Grundlage zu ſorgen. Alles in Allem genommen läuft Themar's Anſicht darauf hinaus daß die Schule dem Staate, der Kirche und der Familie zugewandt bleiben, und daß eine gemeinſame Leitung durch die geiſtliche und weltliche Behörde ſtattfinden müſſe, ſo viele Schwierigkeiten dies auch

*) Vergl. „Geſpräche" von 1846, S. 344 fg.; „Neue Geſpräche", I, 95, wo einige wörtliche Uebereinſtimmungen mit obiger Rede.

dieten möge. Dabei beachte man vorallem die gegebenen Umſtände, da Gleichförmigkeit nicht vonnöthen ſei.

Wo die Kirche noch ihre Beziehung zur Schule gerettet hat, oder wo ſie ohne unüberwindliche Bedenken herzuſtellen iſt, da bleibe man dabei ſtehen. Wo dies nicht, da möge jeder Kreis mit ſeinen Mitteln ſeine Wege gehen. Die Gemeinde als Familiencorporation ſtiftet Schulen, der Staat ſtiftet Schulen, die Kirche ſtiftet Schulen. Wer ſie aber geſtiftet hat und erhält, deſſen Anſtalten ſind es. Freiheit für alle Theile!

Wenn wir hinſichtlich dieſer Theorie Waldheim und Themar in Uebereinſtimmung glauben, ſo ſehen wir ſie dagegen im fünften Geſpräch, an das wir oben ſchon anknüpften, miteinander im Conflict. Themar iſt der Meinung daß die katholiſche Kirche in Deutſchland durch die Wege gefährdet wurde, welche Waldheim-Radowitz in Frankfurt und Erfurt betrat, und er begründet dieſen Ausſpruch auf den Umſtand daß ſich Oeſtreich vom Unionswerke losgeſagt habe. „Iſt ein Parlament, iſt eine Executivgewalt denkbar, die den deutſchen Katholiken Bürgſchaft gewähre, wenn Oeſtreich nicht in beiden ſeinen Platz behauptet?“ Waldheim dagegen erklärt: „Dafür daß durch ein deutſches Parlament und eine deutſche Centralgewalt die katholiſche Kirche nicht bedrückt werde, dafür leiſtet die Theilnahme Oeſtreichs an dem Bundesſtaate keine Bürgſchaft.“ Dieſe Bürgſchaft, ſoweit ſie überhaupt als eine äußerliche gegeben werden könne, ſei nur in den geſetzlichen Inſtitutionen zu ſuchen, bei deren Erlaſſung es keineswegs auf die Anzahl der in den geſetzgebenden Körpern ſitzenden Katholiken ankomme. Denn „was der Entwickelung der Kirchenfreiheit in Deutſchland“, fügt er hinzu, „förderlich oder hinderlich war, darüber haben nicht die Confeſſionen, ſondern die vorwaltenden Tendenzen ſehr gemiſchter Natur entſchieden“, wie ſogar das Wohlſein der katholiſchen Kirche in Deutſchland ſeit der Kirchenſpaltung ſtets von ganz andern Einflüſſen beſtimmt worden als von der Kopfzahl ihrer Bekenner.

Was die Union betrifft, ſo proteſtirt Themar entſchieden von ſeinem bairiſchen Standpunkte aus gegen eine Einheit unter Preußens Vorgang; ihm iſt Preußen überhaupt nur durch eine etwas größere Zahl von Quadratmeilen und Einwohnern von Baiern, Sachſen, Würtemberg und Hanover verſchieden. Nicht mit Unrecht bekämpft Waldheim dieſe Meinung. Er ſagt:

Das iſt der offenkundige Gang der deutſchen Geſchichte daß, indem der ſeltſam wunderbare Bau des alten Reichs zuſammenſank, zwei Geſchlechter und Staaten über die andern hinauswuchſen und zwar ſo daß ſie Glieder der größern politiſchen Lebensſphäre, der europäiſchen, wurden. Oeſtreich und Preußen haben die Wurzeln ihres politiſchen Daſeins nicht blos in Deutſchland, ſondern zugleich in Europa, ihre Bürgſchaften liegen nicht blos im deutſchen Staatsrechte, ſondern im europäiſchen Völkerrechte. Das iſt es was ſie von Baiern und Andern unterſcheidet, kein Unterſchied der Quantität, ſondern der Qualität, keine relative, ſondern eine abſolute Verſchiedenheit.

Wenn nun Themar für die Trias iſt, ſo tritt ihm Waldheim auch hier entgegen. Oeſtreich und Preußen ſind wie geſagt über ihre fürſtlichen Genoſſen hinausgewachſen, aber in Bezug auf Deutſchland, auf die Nation, iſt dies in umgekehrter Richtung geſchehen. „Oeſtreich iſt aus Deutſchland herausgewachſen, Preußen in Deutſchland hinein.“ Eine Trias mit einem Directorium von drei (nach Stimmenmehrheit entſcheidenden) Gliedern an der Spitze würde überdies nichts Anderes thun als Preußen und Oeſtreich eine Art von Rheinbund „nichtswürdigen Andenkens“ mit ſeinen Cabalen und Intriguen beigeſellen. Solle die Centralgewalt in einem deutſchen Bundesſtaate nicht eine völlig ohnmächtige und hiermit der Bundesſtaat ſelbſt blos eine leere Vorſpiegelung ſein, ſo könne ſie nur der mächtigſte Regent üben, und zwar der mächtigſte in Deutſchland. Themar ſpinnt den Streit noch weiter: „Wir wollen nicht durch Preußen eine proteſtantiſche Herrſchaft über Deutſchland ſtiften“, ſagt er, um den particulariſtiſchen Boden aufzugeben und ſich auf das kirchliche Gebiet zu ſtellen. Aber auch in dieſer Wendung findet Waldheim einen Irrthum und zwar einen doppelten. Denn Preußen ſei kein proteſtantiſches, ſondern ſowol rechtlich als ſtatiſtiſch ein paritätiſches Land; und nicht den Staat Preußen wolle die Union an die Spitze berufen, ſondern den König von Preußen, was bei näherm Eindringen in den Geiſt der Unionsverfaſſung keineswegs gleichbedeutend ſei. Vergebens weiſt Waldheim nach daß gerade Friedrich Wilhelm IV. Vieles für die katholiſche Kirche gethan habe, Themar will nun einmal „gewiß und wahrhaftig nicht Preuße“ werden, und Waldheim bleibt zuletzt Nichts übrig als die Sache beim eigentlichen und rechten Namen zu nennen. „Der Preußenhaß iſt es“, ſagt er, „um den es ſich — nämlich an den Höfen und in den Cabineten von Baiern, Würtemberg u. ſ. w. — handelt, nicht die Zärtlichkeit für Oeſtreich, nicht die Sorge für die katholiſche Religion.“

Die gegenwärtigen „Neuen Geſpräche“ haben einen gewiſſen Vortheil vor denen von 1846 voraus, indem ſie fortwährend auf eine reiche unmittelbare Vergangenheit Bezug nehmen können. Und für den Verfaſſer hat dieſer Bezug noch die beſondere Bedeutung daß er ihm Gelegenheit gibt ſich nach allen Seiten hin über die Art und Weiſe ſeines Antheils an der öffentlichen Geſtaltung der Dinge zu vertheidigen. Der Zweck der Vertheidigung tritt überall in den Vordergrund. In den „Geſprächen“ von 1846 war ſeine Darlegung mehr eine allgemeintheoretiſche. Daß dieſen Theorien indeß eine Verwirklichung zutheilwerden ſollte, läßt ſich deutlich genug aus ſeiner Schrift „Deutſchland und Friedrich Wilhelm IV.“ erkennen; ebenſo baſirte das preußiſche Patent vom 3. Februar 1847 auf einer Reihe von Sätzen welche Radowitz die ſeinigen nennen konnte. Die „Geſpräche“ von 1846 wollen den ſtändiſchen Staat und im Hinblick auf Deutſchland den Neubau einer auf das nationale Element begründeten einheitlichen Verfaſſung, keiner abſtracten Staatseinheit, ſondern einer ſolchen welche die einzelnen geſchichtlich gewordenen Theile beſtehen läßt, dabei aber von ihnen für gewiſſe öffentliche Aeußerungen des Volkslebens eine Gemeinſamkeit der Einrichtun-

gen verlangt. Jene Geſpräche kämpfen ingleichen gegen die Bureaukratie oder Vielregiererei, gegen das reinpolitiſche Princip des Staats, gegen die Cenſur. Wie hieraus zu ſchließen ſtimmte Radowitz in Frankfurt am 7. December (131. Sitzung, zweite Leſung der Grundrechte) für die Preßfreiheit, wobei wir jedoch des nähern Umſtands gedenken müſſen daß er ſich unter Denen befand welche das Wort „ſuſpendirt" nicht in die Faſſung des betreffenden Paragraphen aufgenommen wiſſen wollten; woraus hervorzugehen ſcheint daß er eine Suspenſion der Preßfreiheit als unter gewiſſen Umſtänden zuläſſig erachtete.*) Auch von einer Conſequenz ſeiner ſtändiſchen Anſchauung konnte er gelegentlich bei einer Abſtimmung in Frankfurt Anwendung machen, indem er den Antrag: „Jeder Grundeigenthümer kann ſeinen Grundbeſitz unter Lebenden oder von Todeswegen ganz oder theilweiſe veräußern", mit Nein beantwortete (139. Sitzung am 19. December). Denn was in den „Geſprächen" von 1816 von den Verkaufsrechten einer neu zu creirenden Ariſtokratie des Beſitzes (S. 420) geſagt wird läuft, wenn wir den Verfaſſer richtig verſtanden haben, nur neben dem Majorats- und Fideicommißweſen des hiſtoriſchen Adels im ſtändiſchen Staate her.

Wenden wir uns zu dem ſechsten der „Neuen Geſpräche". Büchner macht Preußen den Vorwurf daß es allein die Schuld des Mislingens des Verfaſſungswerks für Deutſchland trage; Waldheim übernimmt die Vertheidigung und tadelt dabei hauptſächlich daß die Nationalverſammlung das Entgegenkommen Preußens, wie es ſich in der Note vom 23. Januar 1849 kundgegeben, ſo wenig reſpectirt habe. Nach Büchner's Anſchauung dagegen war es der 3. April welcher Deutſchlands Schickſal entſchied, ein großer Moment, der ein kleines Geſchlecht gefunden. Was hätte geſchehen ſollen? Wir führen Büchner's Antwort auf dieſe Frage auszugsweiſe an, weil ſie mit dem Schlußurtheil Waldheim's in charakteriſirender Beziehung ſteht. Büchner ſagt ungefähr Folgendes: Ein Held wie ich ihn verſtehe, einer von Denen nämlich die kleine Reiche groß gemacht, würde am 3. April die Kaiſerkrone feſt auf ſein Haupt geſetzt und mit lauter Stimme geſagt haben: Jetzt alſo bin ich euer Kaiſer durch den geſetzlichen Willen der Nation und durch meine eigene Macht. Die Verfaſſung nehme ich vorläufig an, behalte mir aber die ſchlechterdings nöthigen Verbeſſerungen vor. Zuerſt aber und vorallem iſt es meine Pflicht und Aufgabe, die Anerkennung der Reichsverfaſſung überall ins Leben zu rufen. Ich ſtelle ſofort das ganze Kriegsheer Preußens und der zuſtimmenden Staaten auf und fodere von allen deutſchen Regierungen eine beſtimmte Erklärung in einem kurz anberaumten Termine. Ein elektriſcher Schlag hätte durch ganz Deutſchland gezuckt von den Alpen bis zur Eider.... Alle Regierungen, auch „die dritte Großmacht", hätten ſich mit widerwilliger Bereitwilligkeit angeſchloſſen; es war immer noch dienlicher, von Preußen eine günſtigere Stellung bei der Verfaſſungsreviſion zu erzielen, ſtatt durch die eigenen Unterthanen gezwungen zu werden.... Was Oeſtreich betrifft, ſo lebten wir damals eben im April 1849. Mein Kaiſer hätte dieſem Cabinete, deſſen Barometer damals freilich niedriger als in Dresden ſtand, zugerufen: Entweder — oder! Entweder ihr erkennt das Deutſche Reich an, und wir bieten euch dagegen den völkerrechtlichen, aber ewigen Bund, daher die Garantie eures Territorialbeſtandes, daher unſere ganze Hülfe in euern innern Todeskämpfen! Oder — wir rücken ſofort in Böhmen ein.... Daſſelbe mit Dänemark. Schleswig wird mit Holſtein real verbunden und Glied des Deutſchen Reichs. Entweder erkennt ihr Das an, oder ich ſetze ſofort das Haus Auguſtenburg in die Regierung der Herzogthümer ein.... Und das Ausland, die europäiſchen Mächte? Sie würden das fait accompli mit vielem Misvergnügen, anzüglichen Noten, mannichfachen Verwahrungen, aber ſehr friedlich hingenommen haben.... Vielleicht nicht ganz ſo auch Rußland, der Kaiſer Nikolaus. Aber hier lag der Hemmſchuh für den Reſtaurator der Legitimität auch nahe genug. Zugleich in Ungarn interveniren und zugleich einen Krieg gegen Deutſchland, gegen das vereinigte begeiſterte Deutſchland unternehmen, das liegt wol ebenſo weit über den Willen als über die Kräfte des nordiſchen Nachbars hinaus.... Und wenn etwa eine Coalition zuſtandegekommen wäre, dann hatten wir noch das große Wort auszuſprechen: Polen! Preußen verkündete die Herſtellung des königlichen Polens und gab ihm in ſeinem eigenen Poſen ſofort den feſten Kern.... Das Miniſterium in Frankreich oder England wollen wir erwarten, das dagegen ſeine Waffen mit den ruſſiſchen zu vereinigen gewagt hätte. Hierdurch war die günſtigſte Poſition für den Fall eines Kampfs gar nicht fraglich.... Und es wäre ohne Kampf entſchieden worden, „das bin ich überzeugt bis in das Innerſte meiner Seele hinein". Dies die Thätigkeit des Helden nach außen; was war nach innen zu, in der Verfaſſungsſache zu thun? Der Kaiſer, aber erſt nachdem er völlig Meiſter der äußern und innern Gefahren geworden, rief dann einen Reichstag zuſammen und warf mit dieſem die demokratiſchen Einſchiebſel aus der frankfurter Verfaſſung heraus. Fand ſich dafür keine Mehrheit, was unter dem moraliſchen Eindruck jener großen politiſchen Siege durchaus nicht zu befürchten ſtand, ſo löſte er den Reichstag auf und „octroyirte" (!) ein conſervatives Wahlgeſetz mit Cenſus und Claſſen. Der neue Reichstag gab ſicher eine Verfaſſung welche die conſtitutionnelle Monarchie auf die feſteſten Grundlagen ſtellte.

Und was entgegnet Waldheim hierauf? Hören wir. Er ſagt:

Ich habe Sie bis zum Ende Ihres Programms gelangen

*) Die endgültige Faſſung des Paragraphen lautete wie bekannt: „Die Preßfreiheit darf unter keinen Umſtänden und in keiner Weiſe durch vorbeugende Maßregeln, namentlich Cenſur, Conceſſionen, Sicherheitsſtellungen, Staatsauflagen, Beſchränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Poſtverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beſchränkt, ſuſpendirt oder aufgehoben werden."

laſſen. Daß ich für das Großartige des aufgerollten Bildes nicht unempfindlich bin, mögen Sie meinem hiſtoriſchen Sinne wol zutrauen. Ja, ich leugne auch nicht einmal die Möglichkeit der Durchführung, an dem Maßſtabe des bloßen Verſtandes gemeſſen....

Aber warum, fragen wir, iſt das Alles nicht geſchehen? Etwa weil es an höchſter Stätte in Preußen nicht begriffen wurde? „Nein", lautet Waldheim's Antwort, „ſondern weil der König ſich in ſeinem Gewiſſen gebunden fand, dieſen Weg nicht zu betreten." Und billigt Radowitz das Verfahren des Königs von Preußen? Faſt ſcheint es ſo; denn er nennt Das was Friedrich II. that, durch das „heidniſch-römiſche Princip" bedingt. Mindeſtens vertheidigt er Friedrich Wilhelm IV. in dieſer ſchwierigen Alternative, indem er verlangt daß man „das reinſte Herz das je auf einem Throne geſchlagen" mit ſeinem eigenen Maße meſſen möge.

Das achte Geſpräch, abermals zwiſchen Waldheim und Büchner, behandelt die Unionsangelegenheit, wie ſie im Verfaſſungsentwurf vom 28. Mai 1849 angebahnt wurde, an welchem Radowitz vorzugsweiſe theilhatte. Nachdem die Annahme der Kaiſerkrone geſcheitert war, ſollte nichtsdeſtoweniger das neue Reich begründet werden, und zwar von Berlin aus, denn nur von hieraus konnte es nach Waldheim's Meinung geſchehen. Der erſte Grundſatz von welchem die preußiſche Politik dabei ausging lautete: Nichts darf geſchehen was Preußen als ſolches gefährdet. Kann wol aber etwas für Deutſchland heilſam ſein was Preußen gefährdet? Waldheim verneint dies und fügt hinzu:

Was für Deutſchland heilſam, iſt nie ſchädlich für Preußen. Das iſt eben der Sinn der geſchichtlichen Entwickelung der preußiſchen Monarchie daß ein ſolcher Conflict der Intereſſen nicht mehr denkbar iſt, und ihr tiefer Unterſchied von Oeſtreich. Nur dieſe Ueberzeugung hat die Blicke aller deutſchen Patrioten auf Preußen hingelenkt und wird es ſtets aufs neue. Preußen kann nicht ohne Deutſchland ſeine politiſche Aufgabe vollbringen und Oeſtreich nicht mit Deutſchland.

Nichtsdeſtoweniger iſt aus dieſer hohen Miſſion in den Händen der preußiſchen Regierung Nichts geworden. Waldheim entwickelt die Gründe hierfür und beginnt ſeine Auseinanderſetzung mit der Idee des Unionswerks. Das Programm hieß: ſämmtliche reindeutſche Staaten in einen Bundesſtaat mit gemeinſchaftlichem Parlament und einheitlicher Centralgewalt und dieſen Bundesſtaat wieder in einen unlöslichen völkerrechtlichen Bund mit der öſtreichiſchen Geſammtmonarchie zu einigen.

Für das Verhältniß der einzelnen Staaten im Deutſchen Reiche ſollte es als oberſter Grundſatz gelten daß die Selbſtändigkeit jedem in allen Dingen verbliebe, die der Einzelſtaat genügend zu leiſten vermag, daß aber die bisherigen Sonderrechte überall da auf die Geſammtheit, alſo auf die Centralgewalt und Parlament übergingen, wo der Einzelſtaat eben als einzelner nicht der höhern Aufgabe zu entſprechen vermag.

Das Programm vom 28. Mai konnte aber nach Waldheim's Meinung auf geradem kurzem Wege nur dann zum Ziele führen, wenn Oeſtreich einwilligte und ſämmtliche deutſche Staaten ſich dem preußiſchen Aufrufe anſchloſſen. Dagegen aber wurde „Rückkehr zum Particularismus von 1815" die Loſung aller Gegner, wiewol aus ſehr verſchiedenen Motiven. Eine ſchleunige Einberufung des Reichstags hätte in den erſten Stadien vielleicht das Verfaſſungswerk erzwingen können; aber man wollte dies nicht, und zwar aus ähnlichen Gründen welche den König von Preußen principiell zur Ablehnung der Kaiſerkrone beſtimmten. Außerdem aber gab es in Preußen ſelbſt eine Partei, eine ſehr mächtige, welche ſich den Unionsbeſtrebungen entgegenſtellte. Waldheim ſagt:

Es iſt ein öffentliches Geheimniß daß ein Theil der Männer die ſich ein großes, ein unvergeßliches Verdienſt um Preußen erworben hatten zu der Meinung gelangte, daß die Unionsverfaſſung durch die in ihr begründete Machtvertheilung die Intereſſen Preußens und durch ihre parlamentariſche Geſtaltung das monarchiſche Princip gefährde.

Es blieb alſo Nichts übrig als die Verfaſſung vom 28. Mai 1849 aufzugeben. Was war nun in dieſer ſchon ſehr verſchlechterten Situation zu thun? Waldheim entgegnet:

Preußen mußte in dieſem traurigen Stadium ruhen ſtatt zu handeln, hören ſtatt zu reden, prüfen ſtatt anzubieten, aus ſeiner vorſchreitenden Bewegung in eine abwartende Stellung ſich zurückziehen. Die Gegner mußten dahin gebracht werden, die Linie zum Ziele für uns ſelbſt wieder zu eröffnen. Dazu mußte die Reorganiſation des weitern Bundes in erſte Linie geſtellt werden; hierdurch allein konnte die monſtröſe Coalition der vielgeſtaltigen Gegner zerrinnen, den Fürſten und Völkern Deutſchlands die Augen geöffnet und auch den auswärtigen Mächten eine andere Anſicht über den wirklichen Beſtand der deutſchen Frage gegeben werden. Dies war der Sinn der freien Conferenzen, dort mochten die Gegner mit ihren Planen für die Bundesreform ans Tageslicht kommen, Preußen aber ſeine doppelte Pflicht wahren: die der wirklichen Sachlage entſprechende völlige Gleichſtellung mit Oeſtreich zu ſichern, und die der deutſchen Sache treugebliebenen kleinern Staaten gegen jede auch noch ſo verkappte Herabſetzung zu ſchirmen. Beides ſind die Ziele die ſchlechterdings und unter allen Umſtänden feſtzuhalten waren, alles Andere (?) iſt mehr oder minder gleichgültig.

Auf dieſe Weiſe trat die Unionsverfaſſung, die unter keinem „Vorwande" aufgehoben werden ſollte, in das Stadium des ſogenannten Proviſoriums. Preußen war es ſich und ſeinen Verbündeten ſchuldig, keine Handlung des bisherigen, keine Geſtaltung des künftigen weitern Bundes zuzugeben, bei dem es nicht gleichmäßig Hand anlegte. Auf der andern Seite hätte es ſich dann bei der Reform der Bundesverfaſſung herausgeſtellt, „wo die Linie der politiſchen Einigung ſei, bis zu welcher alle Glieder des Bundes von 1815 mitgehen konnten und wollten; dies conſtituirte die neue Bundesacte"; und für Diejenigen welche eben wirklich über jene Linie hinausgehen konnten und wollten, war hiermit die Union, der engere Bund im weitern, geſchaffen. Wiewol bei einer ſolchen Geſtaltung der Dinge den Gegnern jede Gelegenheit, Preußen Ehrſucht und Vergrößerungsluſt vorzuwerfen, abgeſchnitten wurde, ſo ließ ſich doch auch dieſes überaus mäßige Ziel nicht erreichen: aber nicht die Gegner, ſondern das eigene Zerfallen trug die Schuld, indem die unionsfeindliche Partei in Preußen ſelbſt Alles aufbot, um zu bewirken daß man die bisherige Politik verlaſſe, die Unionsverfaſſung auflöſe und ſich auf der

hierdurch gewonnenen Baſis mit Oeſtreich verſtändige. Die genannte Partei ſiegte und mit ihr das öſtreichiſche Intereſſe. Nichtsdeſtoweniger bleibt Waldheim der Ueberzeugung daß auch in jenem Stadium, wo die Unionsangelegenheit am meiſten von außen bedroht wurde, noch durch „beſonnene Feſtigkeit" eine andere Stellung zu gewinnen war als nach der Aufgabe derſelben.

Nach dieſen Erörterungen wendet ſich das Geſpräch mit ein paar kürzern Bemerkungen auf Heſſen und Holſtein. „Der Schmerz bei beiden iſt gleich", ſagt Waldheim, „aber nicht die Art der Einwirkung auf die allgemeine deutſche Frage." Er bedauert es auf tiefſte daß die Vertheidigung des guten Rechts der Herzogthümer *) Preußen den größten Schaden zugefügt und ſeine ganze Stellung zu Europa verrückt habe, — allerdings durch „eigene und durch fremde Schuld". Die Frage drängte keineswegs nothwendig zu einer gewaltſamen Löſung; und wenn Preußen nicht im Stande war, ſie im „reindeutſchen Intereſſe allein" oder durch „Vermittelung zwiſchen Holſtein und Dänemark" zu enden, ſo blieb noch die europäiſche Seite übrig, d. h. die allgemeine Berathung derſelben. Und hier hätte man zweifelsohne noch eine ehrenvolle und die Zukunft rettende Erledigung erzielt, wenn Preußen nämlich „im Vollbeſitz ſeiner eigenen moraliſchen und materiellen Macht" in einen europäiſchen Congreß eingetreten wäre. Was Heſſen betrifft, ſo differirt Waldheim mit Büchner, dem Vertheidiger des Conſtitutionnalismus, durchaus nicht über die Frage, wo das Recht und das Unrecht lag. Für Preußen nahte hierbei der Moment, wo es endlich galt in einer oder der andern Richtung zu handeln. Preußen konnte zunächſt an und für ſich nicht dulden daß Heſſen von öſtreichiſchen und bairiſchen Truppen beſetzt wurde, und zwar, weil es die Behörde verwirft, die hierzu den Befehl gegeben, ferner weil in einem Rechtsſtreite eine brutale Execution dem unparteiiſchen Urtheile nicht vorhergehen darf, und endlich weil eine fremde Occupation dieſes Landes mit den militairiſchen und politiſchen Lebensbedingungen Preußens unverträglich iſt. Büchner vermißt in dieſer Argumentation natürlich den Hauptpunkt, die materielle Seite in dem Streite zwiſchen der heſſiſchen Regierung und ihren Ständen ſelbſt, und fragt daher, ob über das Verhalten der preußiſchen Regierung zu der heſſiſchen Sache in irgend einem Moment ein Zweifel ſein konnte. Waldheim entgegnet:

Sie wiſſen daß von Hauſe aus in dem Sinne verfahren worden iſt, welchen ich bezeichnete (eine Wendung die uns in Bezug auf Büchner's Frage nicht allzu direct erſcheint), trotz der Bregenzer Allianz, trotz der von Warſchau herüberſchallenden Klänge. Aber Sie wiſſen auch daß die letzte Entſcheidung entgegengeſetzt ausgefallen iſt. Als der Augenblick da war, wo das Schwert gezogen werden mußte, als die Auffoderung dazu erging, nicht blos von den Räthen der Krone, die davon durchdrungen waren daß nie ein gerechterer, ein würdigerer, ein dienlicherer Moment eintreten könne, um den großen Entſchluß zu faſſen, ſondern auch von den Seiten aus, wo man das Höchſte zu verlieren hatte und es dennoch geringer achtete als die Ehre Preußens, da ſiegte, ebenwol aus ehrlicher Ueberzeugung entſprungen, die Anſicht daß um eines ſolchen Objects willen nicht ein ſolcher Preis eingeſetzt werden dürfe. Die Politik Preußens wurde eine andere.

*) Vergl. Verhandlungen der frankfurter Verſammlung, ſtenographiſche Berichte vom 4. September 1848.

Aus den beiden Geſprächen Waldheim's mit Büchner (Nr. VI und VIII) ergeben ſich beſonders zwei Hauptmomente für die Charakteriſtik des Politikers Radowitz: ſeine Hinneigung zur peinlichſten Rückſichtnahme nach allen Seiten hin und ſein warmes deutſch-nationales Intereſſe. Ganz in derſelben Weiſe zeigte er ſich in Frankfurt. Hier hält er den Standpunkt der Vereinbarung mit äußerſter Conſequenz feſt, wie ſich dies aus drei eigenen Verwahrungen erſehen läßt: bei der Einſetzung der proviſoriſchen Centralgewalt oder Wahl des Reichsverweſers am 28. Juni 1848, bei der Abſtimmung über die endgültige Annahme der Reichsverfaſſung am 21. März 1849 und bei der Wahl des Kaiſers am 28. März 1849. Er gibt drei mal die Erklärung ab daß er zwar als Mitglied der Verſammlung an der Abſtimmung oder Wahl theilgenommen, aber keineswegs der Verſammlung das Recht zugeſtehe in der ganzen Verfaſſungsangelegenheit einſeitig und eigenmächtig zu entſcheiden, ſondern daß die Rechtsbeſtändigkeit aller Beſchlüſſe und Handlungen von der freien Zuſtimmung der deutſchen Regierungen abhängig ſei. *) Ueberall ſtellt er die ſchärfſte Abwägung der Einzelrechte an die Spitze, ob dieſe rationnelle oder blos hiſtoriſch gewordene ſind. Wir erlauben uns keineswegs eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit geringzuſchätzen, dennoch aber können wir die Bemerkung nicht unterdrücken daß auf dieſem Wege, der ſich oft genug und nur zu gern bis in die äußerſte Abſtraction verliert, in bewegten und conflictreichen Zeiten vielleicht überhaupt gar kein politiſches Handeln möglich ſein dürfte. Es ſcheint uns hier ein Idealismus zu walten, der das Handeln ſelbſt nicht hinlänglich nach den ihm zugrundeliegenden Factoren und Bedingungen mißt. Es hat dieſer Idealismus eine gewiſſe Verwandtſchaft mit der Seelenbewegung Hamlet's in Shakſpeare, wenn er den Moment des Handelns immer und immer hinausſchiebt. Nicht weil er zu ſchwach iſt, obgleich die gewöhnliche Erklärung ſo lautet, verhält er ſich thatlos, ſondern weil er als philoſophirender Denker die materielle Seite des Handelns mit ihren Conſequenzen ſcheut, weil er ſeinem Mistrauen nicht traut, weil er ſich erſt allſeitig überzeugen will, während eine ſolche allſeitige Ueberzeugung vielleicht ſelbſt eben nur ein Traumbild iſt.

Von ganzer Seele dagegen wird man Radowitz darin beipflichten daß er ſich vorallem die deutſche Einheitsfrage angelegen ſein ließ. Er hatte ſie in den „Geſprächen" von 1846 vielfach angeregt, er widmete ihr ſeine Thätigkeit in Frankfurt faſt ausſchließlich. Seine erſte Rede, über die Marine am 8. Juni 1848, wie ſeine letzte, in der Reichsoberhauptsangelegenheit am 17. März 1849, bewegen ſich um dieſen Mittelpunkt ſeines Strebens; und was

*) Vergleiche auch ſeine Rede am 4. September 1848 über die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit in Frankfurt.

dazwiſchen lag, was er ſonſt noch in der Paulskirche beſprach, hat mit Ausnahme der Kirchenfrage ebenfalls ſeine beſtimmte Beziehung auf die deutſche Einheit: ſo die Rede über die proviſoriſche Centralgewalt am 19. Juni, über die Armeeverhältniſſe Deutſchlands, Rußlands und Frankreichs am 7. Juli, über die Farben und Wappen der Flotte, über die Angelegenheiten in Böhmen, in Poſen, in Italien u. ſ. w. Es iſt dabei charakteriſtiſch daß er nur in Sachen welche auf die allgemeine Politik Bezug hatten das Wort ergriff, die ſpeciellen Verfaſſungsfragen dagegen nur mit ſeiner Abſtimmung ſecundirte.

Im letzten oder elften der „Neuen Geſpräche“ muß Waldheim vielfachen und herben Tadel von Galsdorff aushalten und zwar wegen ſeiner Anerkennung der conſtitutionnellen Verfaſſung in Preußen und wegen ſeines „Deutſchthums“. Während Galsdorff der Ueberzeugung lebt, Preußen werde die Revolution am ſicherſten in enger Gemeinſchaft mit Oeſtreich und Rußland beſiegen, behauptet Waldheim den Satz: nur ein freies nationales Deutſchland endet die Revolution, und nur Preußen kann ein ſolches aufrichten, nicht Oeſtreich, nicht die Polizeiinſtitute eines reorganiſirten Bundes. Im Verlauf geſteht Galsdorff ein daß ſich ein Schutz- und Trutzbündniß der deutſchen Staaten mit Preußen an der Spitze im erfoderlichen Falle allerdings von mannichfachem Nutzen erweiſen könne. Aber wozu die „unſelige parlamentariſche Zuthat, die ganze Unionsconſtitution, der Abklatſch der Paulskirche“? Weil, entgegnet Waldheim ungefähr, die Dauer eines ſolchen Bündniſſes ſich nur durch dieſe Zuthat ermöglichen läßt, da es ſich in der deutſchen Einheitsfrage nicht blos um eine Uebereinkunft zwiſchen deutſchen Regierungen, ſondern um die Gründung einer Verfaſſung für die deutſche Nation handelte. Ohne deutſches Parlament kein deutſcher Bundesſtaat, ſondern nur wieder der alte Staatenbund mit dem Zubehör einer „ohnmächtigen“ Executive.

Galsdorff iſt ebenfalls kein beſonderer Liebhaber des alten Bundestags und es kam ihm, wie er meint, ſchon oft der Gedanke in den Sinn, daß es für Preußen das Ehrenvollſte und Sicherſte wäre ſich mit dem ganzen Bundestreiben gar nicht mehr zu befaſſen, ſich ganz auf ſich und die eigene Macht zurückzuziehen und das Uebrige Schwarzenberg zu überlaſſen, der damit „einrichten und zuſchneiden“ möge was er wolle, wobei es ſich ſchon bald genug zeigen würde, wer des Andern bedürfe. So ſehr Waldheim dieſe (nur ſcheinbar einfache) Combination auch als eine unmögliche erachtet, ſo bringt ſie ihn doch auf einen verwandten, praktiſchern Gedanken, und er hält es ernſtlicherer Erwägung werth, ob, da Geſchehenes nicht ungeſchehen zu machen, das preußiſche Cabinet nicht jetzt (die Vorrede der „Neuen Geſpräche“ datirt vom 28. März 1851) den Standpunkt einnehmen könne, ſich nicht von den Bundesverträgen von 1815 loszuſagen, wol aber von den Verhandlungen über die Reorganiſation des Bundes gänzlich zurückziehen. Denen die ihm bei der Union und bei den Dresdener Conferenzen im Wege geſtanden, die Berathung der Bundesverfaſſung zu überlaſſen und ſich die ſpätere freie Zuſtimmung oder Ablehnung zu reſerviren, ein Plan, zu deſſen Ausführung natürlich homines novi, die durch keine Vorgänge moraliſch verpflichtet ſeien, an die Stelle der jetzigen Lenker des Cabinets treten müßten.

Ueber Letztere urtheilt Waldheim im Folgenden alſo:

Ich weiß genug von dieſen Männern, um darauf feſt zu trauen daß ſie jeder an ſeiner Stelle das Beſte unſers Vaterlandes treu und aufrichtig ſuchen; ihr Wollen wird mir keinen Augenblick zweifelhaft ſein. Ein Anderes iſt es mit dem Vollbringen. Die jetzige Politik des Cabinets iſt eine Politik der unmittelbarſten Gegenwart (in Waldheim's Munde wol nur euphoniſtiſch für une politique des expédients?); darin lag ihr unleugbarer Vorzug vor dem frühern Wege, der durch große Gefahren und Opfer hindurchführen konnte. Um aber dahin zu gelangen, mußte ſie mit den Verpflichtungen der Vergangenheit brechen und von den Geſchicken der Zukunft die Augen abwenden. Das iſt ihre Schwäche und der Grund weshalb eine ſo beſchaffene Politik *nicht die meinige* ſein kann.

Mit andern Worten beſagt dies daß das gegenwärtige preußiſche Cabinet die Zukunft der Gegenwart zum Opfer bringe. Außerdem muß ihm Waldheim den Vorwurf machen daß es nur einen Gedanken kennt, nämlich die Demokratie, als ob in ihr die einzige Gefahr liege, als ob „Preußen keine andern Feinde“ habe. Auf die Solidarität aller conſervativen Intereſſen, welche dieſes Cabinet gegen die Demokratie vor den andern Cabineten zuerſt aufgeſtellt habe, gibt Waldheim nur ſehr wenig, da ſie ein erſter neuer Windhauch wie im März 1848 zerſtäuben könne. „Eine ſtarke Regierung muß Autorität haben, wahre Autorität, ſie muß Vertrauen erwecken, das macht ſie zum wirklichen Mittelpunkt der conſervativen Intereſſen, nicht Protokolle und Verträge. Beides aber würde ſie nicht erlangen, wenn ſie ihre Zuſagen bräche, ihre große Stellung aufgäbe.“ Und alle Geſetze und Bayonnete ſeien nicht hinreichend, die Demokratie, die außer einer politiſchen Partei auch „eine wirkliche Sekte im alten Sinne des Worts“ geworden, daniederzuhalten, am wenigſten dann, „wenn je in ihre Reihen Diejenigen gedrängt würden die an der deutſchen Nation oder an der Ehre Preußens verzweifeln zu müſſen glaubten“. Vor der Hand weiß Waldheim keinen beſſern Schutz gegen einen abermaligen März als die „Conſtitution“. Nichtsdeſtoweniger blickt er mit „ſorgenvollen Ahnungen“ auf die Tage hinaus, die da kommen dürften. Denn — und dies iſt das eigentliche Wort ſeines Urtheils über das jetzige Cabinet in Preußen — die heutige Politik iſt „ideenlos“ und daher „unfähig“ geworden, den verderblichen, zerſtörenden Ideen die heilſamen, aufbauenden gegenüberzuſtellen, und dieſe „ſichere“ Ueberzeugung führt ihn am Schluß wiederum auf die deutſche Einheit zurück, auf die Behauptung daß die Gefahren des jetzigen zertheilten Deutſchlands erſt in dem einigen Deutſchland der Zukunft ihre Löſung finden werden. Wie dieſe Einheit herzuſtellen ſei unter den momentanen Verhältniſſen in Deutſchland, oder welche Ausſicht ſich überhaupt dafür biete, darüber läßt ſich Waldheim nicht weiter aus. Nur in Bezug auf irgendwelche Coa-

lition des Auslandes gegen Preußens deutſche Pflichterfüllung für die Einheit deutet er als rettende Hoffnung „das hiſtoriſche Geſetz der politiſchen Wechſelfälle" an, eine Hoffnung welche ſeinen ſcrupulöſen Obſervanzen nach allen Seiten hin ziemlich parallel läuft.

Faſſen wir nun den politiſchen Katechismus des Generals Radowitz möglichſt in ein paar Worten zuſammen, ſo enthält er folgende Artikel: Das Ideal der Politik und Zukunft iſt die Verwirklichung des wahren corporativen Syſtems, welches die „Geſpräche" von 1846 näher erörtern, das wir aber in ſeinen Einzelheiten übergingen, weil es ſchon anderweitig oft genug Gegenſtand publiciſtiſcher Darſtellung geworden; die wahre Politik verfolgt ihr letztes Ziel als allgemeines, trägt aber dem einzelnen Falle, der momentanen Foderung Rechnung, daher die Annahme der Conſtitution nicht unter der reservatio mentalis ihrer baldigen Beſeitigung, ſondern in der Vorausſetzung daß ſich aus ihr ſelbſt und durch die von ihr gegebenen Mittel eine weitere, dem Ideale zuſtrebende Entwickelung herausgeſtalten laſſen werde; die Kirche iſt unabhängig vom Staate; die Preſſe iſt frei; die deutſche Einheit iſt eine höchſte Nothwendigkeit; ſie wird erzielt durch einen doppelten Bund, einen engern zwiſchen den einzelnen Staaten Deutſchlands ohne Oeſtreich unter Preußens Vorgang, und einen weitern, d. h. zwiſchen den vereinigten Staaten Deutſchlands in ihrer Geſammtheit mit dem für ſich beſtehenden Oeſtreich; der engere Bund bedarf eines Parlaments. Was dieſe letztern Punkte, d. h. die Form des Bundes im Allgemeinen und der ſpeciellern Bundesverfaſſung betrifft, ſo haben ſich die Anſchauungen Radowitz' zweifelsohne erſt im Verlauf der Ereigniſſe ſeit 1848, namentlich in Frankfurt, poſitiv geſtaltet, da in den „Geſprächen" von 1846 (an der bezüglichen Stelle von S. 206 an) noch von einem Staatenbunde, von einer Regenerirung der völkerrechtlichen frankfurter Conföderation und der Verwirklichung der etwaigen Einheit, die er damals überdies noch ſehr äußerlich anſchaute, durch dieſe Conföderation die Rede iſt. Doch läßt ſich ſehr leicht die Conſequenz ziehen daß ein deutſches Parlament, wie es ſich Radowitz als Ideal denkt, nicht der Art ſein werde, wie es ſich der eigentliche Conſtitutionnalismus conſtruirt. 56.

Unterhaltungsliteratur.

1. Die Geſchichte vom Scharfrichter Roſenfeld und ſeinem Pathen. Novelle von Julius von der Traun. Wien, Gerold. 1852. 8. 10 Ngr.

Es iſt dies eine der Arbeiten, die mit um den Preis concurrirt hat, den im verfloſſenen Jahre die Redaction des „Familienbuch des Oeſtreichiſchen Lloyd" ausſchrieb. Die Preisrichter, Grillparzer, Hebbel und Hermannsthal erklärten dieſe Novelle mit Rückſicht auf das darin ſich äußernde Darſtellungstalent des erſten Preiſes für würdig, aber dem Stoffe nach wollten ſie dieſe Novelle dennoch nicht krönen, ſondern verliehen den erſten Preis der Novelle „Taubſtumme" von Uhl, den zweiten der Erzählung „Anna Maria, oder Mich wundert's, daß ich ſo fröhlich bin", von C. Ritter. Mittlerweile ſind nun auch die beiden Preisnovellen im „Familienbuch des Oeſtreichiſchen Lloyd" erſchienen und bieten ſich ſo bequem bei einer Beſprechung der vorliegenden Novelle zum Vergleiche dar. Es kann uns jedoch nicht einfallen, die Entſcheidung der Preisrichter einer nachfolgenden unfruchtbaren Kritik zu unterwerfen, denn dazu iſt zunächſt keine Veranlaſſung vorhanden, auch ſind die Anſprüche der Novellen ſelbſt ſo beſcheiden, daß man die Thatſache der Entſcheidung auf ſich beruhen laſſen kann. Julius von der Traun ſcheint durch die Entſcheidung der Preisrichter übel berührt und gereizt zu ſein und macht ſeinem Unmuthe in der Vorrede zur vorliegenden Novelle Luft. „Die arme ſülldorfer Waiſe", ſagt er, „die ausgeſtoßene Antje Laſſen — obwol ihr unſeliger Fehltritt ihr ſchon vor mehr als 400 Jahren das junge Leben koſtete — hat noch immer nicht genug gebüßt. Der Makel, der auf ihr haftet, verſchließt ihr heute noch den Eintritt in das „Familienbuch des Oeſtreichiſchen Lloyd", und die Pruderie ſchwächlicher Epigonen weiſt die gefühlvolle Erinnerung an ihr ſandverwehtes Grab und an die vergeſſene Richtſtätte ihres unglücklichen Kindes vor die Thüre."

Die Geſchichte ſpielt in Hamburg zu Anfang des 15. Jahrhunderts, wo im J. 1402 mit Klaus Stortebecher ſiebzig ſeiner Geſellen an einem Tage auf dem Brook hingerichtet wurden und ihre Köpfe, wie die Chronik Adelungk's ſagt, „zu den andern geſetzet". Aus jenen blutigen Tagen haben ſich Bruchſtücke einer Sage im Munde des Volks erhalten, die der Verfaſſer in der vorliegenden Sammlung zuſammengeſtellt und zu einem Ganzen künſtleriſch gebildet hat. Antje Laſſen, die uneheliche Tochter eines Schiffers, der vor einigen Jahren vom Scharfrichter Roſenfeld auf dem Grasbrook zu Hamburg enthauptet worden war, da man ihn unter der Mannſchaft eines verdächtigen Schiffs gefangen genommen hatte, war nach dem Tode ihres Vaters ein verlaſſenes Mädchen, das nichts beſaß als eine morſche Hütte zu Sülldorf, ein hübſches Geſicht und den doppelten Abſcheu der Leute vor der unehelichen Tochter eines Hingerichteten. Verachtet wie die Möve auf der Düne, im verbotenen Umgang mit jungen Seeleuten lebte ſie, bis ſich unter ihrem Herzen ein zweites Leben regte. Für dieſes Kind, das keinen Vater hat und nur eine abgehärmte, gebeugte Mutter, ſucht dieſe ſich einen Pathen in der Perſon des Scharfrichters Roſenfeld, da ſie ſonſt überall ſchnöde abgewieſen war. Der Scharfrichter verſah die Pathenſtelle, aber die Mutter ſtarb im Wochenbette und der Scharfrichter beſchloß das Kind zu ſich zu nehmen. Als er dieſen Entſchluß freudig gefaßt hatte, da fiel im Schranke ein Richtſchwert; der Scharfrichter abergläubiſch deutet das Anzeichen dahin daß er mit dieſem gefallenen Schwerte den Kopf ſeines armen verwaiſten Pathen einſtens abhauen würde. Er ließ deshalb durch einen treuen Diener das Kind aus Sülldorf holen, denſelben ſechs Stunden die Elbe hinabſchiffen und vor einem beliebigen Hauſe das Kind hinſetzen. Der Knabe wuchs dort aufgenommen heran und brachte einſtens einen großen Hummer auf den Markt, den die Ehegemahlin des Senators Paulus Bube ſich nach Hauſe bringen ließ, aber dem Knaben dafür nichts zahlen wollte; der Junge wurde unter Schlägen zum Hauſe hinausgejagt, und in ſeinem Ingrimm ergriff er Steine und ſchleuderte ſie in das Haus des elenden Senators daß die Scherben auf die Straße klirrten. Der Senator trat betroffen ans Fenſter und wurde von einem Steinwurfe verwundet. Der Junge wurde gefangen genommen und zum Tode mit dem Schwerte verurtheilt. Dieſer Ausgang beruht auf einem geſchichtlichen Factum (vergl. Lemen's „Hamburgiſche Chronik", S. 356). Der Scharfrichter Roſenfeld bekommt den Auftrag den Knaben zu enthaupten und erkennt ihn als ſeinen Pathen. Vor der Hinrichtung gießt er ihm den Inhalt eines Fläſchchens in den Mund, worauf der Knabe ruhig vorher ſtarb, ehe er ihm den Kopf abſchlug; am andern Morgen lag auch er todt in ſeinem Bette.

Die Novelle „Taubſtumme" von Uhl iſt zwar einheitlicher geſtaltet als die vorliegende, wo das Intereſſe zwiſchen der Mutter, dem Scharfrichter und dem Kinde getheilt wird, aber ſie hat einen Stoff zum Gegenſtand, der zwar ſalonmäßig und wol auch hinrei-

chend piquant iſt, aber ſo nahe die Grenze des Zarten und Schönen berührt daß mitunter die Empfindung welche durch dieſelbe bei dem Leſer erzeugt wird ſich als ein peinigendes Gefühl darſtellt. Uhl ſchildert nämlich das Leben einer Taubſtummen in der Ehe; dieſelbe iſt mistrauiſch, wie dies alle Leute ſind die ein Gebrechen haben, ſie iſt auch eiferſüchtig auf die Menſchen mit denen ihr Mann umgeht, ſie ärgert ſich und quält ſich und ihren Mann wenn er dem Geſange des Dienſtmädchens lauſcht. Der Mann wird natürlich durch dieſe Quälereien immer mehr auf ſich angewieſen; er hält ſich Vögel, deren Geſang er belauſcht. Die Frau, welche auch dieſen Gegenſtand beneidet, reißt die Vögelchen aus ihrem Käfig, tödtet ſie und ſteht triumphirend dabei als ihr Mann kommt. Die Leidenſchaft hat ihr aber das Herz durchwühlt; es bricht ein Blutſtrom hervor und ſie ſtirbt. Das iſt im Weſentlichen der Inhalt der Novelle, ein pſychologiſches Problem, deſſen Darſtellung gelungen iſt, das aber mehr das Meſſer des Anatomen als den blühenden Stab des Dichters durchblicken läßt.

Die Novelle von Ritter ſpielt in einem öſtreichiſchen Gebirgsdorfe. Der Holzknecht Matthias Grill hatte ein Bein verloren und war in das Haus eines Waldwärters gebracht, deſſen Tochter Anna Maria ſchon bei Jahren und mit der Gicht behaftet war. Die unterhielt eine kleine Nähſchule und war immer heiter. Als Matthias im Spital wiederhergeſtellt war, ging er zu Anna Maria's Vater, um für ſeine erſte Pflege zu danken. Er ward in dem Hauſe wohl aufgenommen und ſein Troſt und ſein heiteres Gemüth that hier bald ſehr noth, da die Aeltern Anna Maria's ſtarben und er dieſelbe tröſtete. Matthias war nun ebenfalls in Beſitz eines Häuschens gelangt und Beide beſchloſſen ſich zu heirathen. Zwei Knaben entſprangen dieſem Bunde, deren Erziehung der Mutter jedoch allein überlaſſen blieb, da der Vater am Schlagfluſſe geſtorben war. Die Novelle ſchildert nun die Leiden und die Sorgfalt der Mutter um ihre Kinder in recht gemüthlicher Weiſe. Die Knaben wuchſen zu Jünglingen; in dem Gemüthe des älteſten erwachten verſchiedene Leidenſchaften, dunkele Träume von einem müßigen, wonnevollen Leben ſchoſſen ihm durch den Kopf. Er knüpfte eine Liebſchaft mit Genoveva; dieſe hielt ihn von der Arbeit ab und verleitete ihn zu Ausgaben die er nicht beſtreiten konnte. Er borgte, ſetzte in die Lotterie, ging ins Wirthshaus um zu ſpielen, ſuchte beim Nachhauſegehen einen Bauer zu plündern und ward endlich deshalb vor Gericht geſtellt, aber freigeſprochen. Der Inhalt dieſer Novelle läßt ſich ſo kurz zuſammendrängen, obgleich er an Ausmalung der einzelnen Scenen reich iſt. Die ganze Darſtellung erinnert an die genreartige Auffaſſung des Dorflebens von Auerbach.

Wir ſehen, wie bereits oben bemerkt, von einer vergleichenden Kritik dieſer drei Novellen ab und haben blos den Inhalt derſelben im Allgemeinen zuſammengeſtellt, um den Leſer d. Bl. in den Stand zuſetzen, ſich ſelbſt ein Urtheil zu bilden. Schließlich iſt noch zu bemerken daß die Darſtellung in dieſen drei Novellen flüſſig und leicht iſt und man immerhin wol noch ſtreiten könnte, welche der einen oder der andern vorzuziehen ſei.

2. Die Flucht nach Lauterburg, oder Bilder aus der letzten badiſchen Revolution. Novelle von Marie Freifrau v. Hügel. Stuttgart, Steinkopf. 1851. 8. 24 Ngr.

Die Verfaſſerien hat bereits früher „Mariens Tagebuch" und „Die Stiefſchweſtern" veröffentlicht. Sie hat den Zweck, durch ihre Werke auf chriſtlichen Sinn und Verbreitung chriſtlicher Wahrheit nach Kräften hinzuwirken. Sie bekennt in der Vorrede zu dem neuen Werke daß manche erfreuliche Erfahrung, die ſie in dieſer Beziehung an den „Stiefſchweſtern" machen durfte, ſie zu dieſem neuen Verſuche ermuntert, und ſie habe die Abneigung ihrer patriotiſchen Gefühle gegen die Benutzung eines Stoffs der für eine Badnerin ſo unendlich viel Schmerzliches beſitze überwinden laſſen: „denn", fährt ſie fort, „wenn auch dieſer Stoff ſo auf der einen Seite die wehmüthigſten Empfindungen in meinem Herzen hervorrufen mußte, ſo ſchien er mir doch auf der andern Seite ſo geeignet zur Anknüpfung chriſtlich-belehrender Betrachtung daß ich ihn in Rückſicht darauf benutzte. Der Herr aber, in deſſen Namen auch dieſe Arbeit von mir unternommen worden iſt, möge ſie von ſeinem Segen begleitet ſein laſſen, auf daß meine Abſicht an mancher Seele erreicht werde." Man wird gegen die gute Abſicht der Verfaſſerin Nichts einwenden können, aber Referent iſt dennoch der Anſicht daß mit ſolchen eingeſtreuten Betrachtungen oder, um mich eines Bildes aus der Küche zu bedienen, ſolchem ragoutartigen Zurechtmachen, worin das feſte Fleiſch eine loſe zuſammenhängende Erzählung bildet, die von einer Sauce von pietiſtiſch-myſtiſchen Betrachtungen umgeben iſt, worauf als Fettaugen die Stoßſeufzer augenverdrehender Frömmelei ſchwimmen, nirgend viel geſunder und kräftiger religiöſer Sinn erzeugt werden könne. Ganze Blätter, ganze Capitel ſind mit ſolchen Betrachtungen angefüllt, die Converſation und der Dialog, wo und wie er auftritt, entlehnt daher ſeinen Stoff, und dennoch reden die einzelnen Perſonen weit mehr von Selbſtzerknirſchung, Demuth, Sünde und Geiſtesnacht, als daß gerade ihr Handeln uns ebenſo ein lebendiges Bild ihres innern Weſens bieten ſollte. Jedes Capitel hat ein Motto aus der Bibel und führt uns oft Scenen vor, wo Verwandte und Schweſtern ſich zu bekehren ſuchen, wo junge Mädchen von Salbung triefen, daß man unter einer Geſellſchaft kopfhängeriſcher Theologen in irgend einem Conventikel zu ſein glaubt. Den Stoff oder vielmehr den Hintergrund für dieſe Betrachtungen bildet der badiſche Aufſtand aus dem Jahre 1849, worin die Geſchichte einer Familie verwebt iſt, ohne daß die einzelnen Glieder derſelben auf der einen oder der andern Seite irgend eine eingreifende Rolle ſpielten. Die Betrachtungen ließen ſich an jeder beliebigen andern Erzählung auch anknüpfen, die Scene aber konnte ebenſo willkürlich verlegt werden und der Roman würde weder an Verſtändniß verloren noch an beſonderm Intereſſe gewonnen haben. „Die Flucht nach Lauterburg" iſt die Flucht des Großherzogs. Wie man nach dem Titel glauben ſollte, mußte dieſe den Centralpunkt der Erzählung bilden, allein dem iſt nicht ſo; dieſe iſt nicht mehr und nicht weniger als die offenburger Verſammlung, der Abfall in Raſtadt u. ſ. w. ein Ereigniß in dem badiſchen Drama. Man wird daraus ſehen daß man den künſtleriſchen Maßſtab an dieſes Werk nicht anzulegen hat, ſondern daß ſich ſein ganzes Intereſſe weſentlich nur auf die Verbreitung eines pietiſtiſch-myſtiſchen Lebens beſchränkt. Die Schlag- und Stichwörter der Conventikel ſind in hinreichender Anzahl vorhanden und auch die Hoffart im Charakter ſolcher Frömmler fehlt nicht, mit der ſie auf Andersdenkende herabblicken, und das iſt eine Beobachtung von der aus man dieſe Seite der Charaktere als mit dem Leben übereinſtimmend, als wahr bezeichnen kann. „Stellet euch nicht dieſer Welt gleich!" das iſt der Hochmuthsgedanke der dieſe „Kinder Gottes" — im Gegenſatz zu andern — erhebt, dieſer Kinder, „die", wie die Verfaſſerin S. 58 ſagt, „prüfen, was da ſei der gute, der wohlgefällige und vollkommene Gotteswille, die ſich beſtreben, ihren Wandel dieſem göttlichen Willen gemäß einzurichten und die dadurch die Erneuerung des Sinns zuſtandebringen".

3. Geſchichten aus den Bergen von Joſeph Friedrich Lentner. Magdeburg, Bänſch. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt ein rühmliches Streben deutſcher Poeten, überall auf den Kern des Volkslebens in allen ſeinen Stufen zurückzugehen, überall die Eigenthümlichkeiten in Anſchauung und Sitte, wie ſie bei den verſchiedenen Stämmen Deutſchlands ſich zeigen, zum Bewußtſein zu bringen; dieſes Sichverlieren in die einſamen Thäler des Schwarzwaldes und der böhmiſchen Gebirge, um dort den klaren reinen Strom eines Volks- und ſchlichten Menſchenlebens in dem kryſtallenen Gefäße der Kunſt aufzufangen, iſt ein bedeutſamer Zug der gegenwärtigen Literatur und des ganzen öffentlichen Lebens; müde gehetzt von den Parteien, ohnmächtig den großen Fragen der Zeit gegenüber liegt die Gegenwart in einem reactionnairen Taumelſchlaf, ein

Schlaf der nicht zur Ruhe kommen läßt und nicht erquickt, ein Zuſtand der aber auch nicht mit dem friſchen Wachſein und ſeiner kräftigen Thätigkeit zu vergleichen iſt. Daraus vorzugsweiſe erklärt ſich, wie die Dichter und mit ihnen die Leſer gern in die ſtillen Hütten des Land- und Volkslebens flüchten. In ähnlicher Weiſe wie Ludwig Steub ſeine Geſchichten aus dem bairiſchen Hochlande ſchrieb, führt uns Lentner in die Bergſchluchten Tirols und ſchildert in einzelnen Bildern und Scenen mit Harmloſigkeit und Gemüthsruhe die dörfliche Stille jenes Menſchentreibens. Man kann den Inhalt dieſer einzelnen Stücke, in welche das Ganze zerfällt und die alle für ſich ſelbſtändig ſind, nicht erſchöpfend angeben, wenn man nicht eben der ganzen, ruhigen Darſtellungsweiſe folgen will; und das läßt ſich nur ganz erreichen, wenn man die Art der Erzählung ganz beibehält. Da aber dieſes für den Zweck d. Bl. zu weitläufig wäre, ſo müſſen wir eben nur auf das Buch ſelbſt verweiſen. Außer dieſen Dorfgeſchichten aus Tirol, von denen einzelne nur zu rhapſodiſch ſind, enthält das Buch einen großen Theil von Sagen und Geſchichten aus dem Lechrain, die, wenn ſie in möglichſter Treue dem Leben nacherzählt ſind, für den Freund des Volks und den Sagenſammler gewiß erwünſcht ſind und wiederum einen Stein hinzutragen zu dem Baue, den die ſpätere Zeit erſt vollſtändig vollenden kann, wir meinen eine vollſtändige Sammlung deutſcher Sagen aus allen Theilen unſers Volks. Einen andern Theil des Buches bilden die „Sommerfriſch-Phantaſien". Der Verfaſſer ſagt hierüber S. 163: „Allerorten gibt es Leute, die im Sommer oder Herbſte aufs Land ziehen, aber nirgend wird man die Wanderluſt ſo endemiſch und organiſirt antreffen wie in Tirol... Wie geſagt, ich glaube, dieſes Berglaufen und die Luſt, in der fernen Weite in Hemdeärmeln zu leben, iſt den Menſchen angeboren." So iſt denn auch der Verfaſſer in die „Sommerfriſche" hinaus und läßt uns von ſeinem Stübchen am Giggelberger nach den reichen und ſchönen Landſchaften des Inn hinabblicken. Er ſchildert uns nicht ohne mannichfache Seitenbetrachtung über Land- und Stadtleben, über die Geſchichte des Volks und Landes das Leben in dem Gebirge und hat dieſe Schilderung mit mannichfachen Geſchichten und Erzählungen durchwebt, wodurch auch dieſer Theil der ganzen Haltung des Buches entſprechend ſich anſchließt. 37.

Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preußen. Von C. F. Göſchel. Berlin, Decker. 1851. 8. 10 Ngr.

Seit bald 20 Jahren erſcheint in Berlin gegen Weihnachten ein kleines Heft, deſſen „Ertrag zur Weihnachtsbeſcherung für arme Kinder in der Dreifaltigkeitsgemeinde beſtimmt" iſt. Das neueſte in dieſer Reihe, welche größtentheils Gegenſtände der hohenzollernſchen Hausgeſchichte behandelt, iſt das obengenannte Schriftchen eines wohlbekannten Verfaſſers. Man ſollte wol zunächſt erwarten daß daſſelbe bezwecke, Denen auch eine geiſtige Nahrung zu bieten welchen der materielle Ertrag des Unternehmens zugutekommt. Dieſe Erwartung aber iſt eine ſehr irrige, denn weder eine Kinder- noch überhaupt eine Volksſchrift kann es ſein in welcher Bruchſtücke franzöſiſcher Gedichte und Briefe ohne Ueberſetzung mitgetheilt, in welcher Leibniz' Lehren „von der indiscernibeln Individualität, von den mikrokosmiſchen Monaden, von der präſtabilirten Harmonie" u. ſ. w. ohne alle Erläuterung erwähnt werden; überhaupt wird wol Niemand der Göſchel's geiſtreiche Schreibweiſe kennt einen Volks- oder Jugendſchriftſteller in ihm ſuchen. Ein Werk geſchichtlicher Forſchung iſt es auch nicht, da weder neue Quellen benutzt noch die alten kritiſch beleuchtet ſind. Auch ein geſchichtliches Leſebuch iſt es nicht, da faſt alle Detailmalerei fehlt. Es iſt alſo nur eine ſkizzenhafte Zuſammenſtellung längſt bekannten Stoffs mit einiger tendenziös-erbaulichen und zwar etwas myſtiſch-zerfahrenen Färbung. Dabei iſt nicht einmal ein irgend ſcharfes Bild von der bedeutenden Frau um die es ſich handelt gegeben, wie folgende Anhäufung von negativen Redensarten beweiſen mag (S. 6): „Es darf mit Zuverſicht behauptet werden daß Sophie Charlotte das überſchwängliche Lob welches ihr ſeit anderthalb Jahrhunderten laut genug geworden iſt nicht verdient hat, ſondern beſſeres; es muß aber auch hinzugefügt werden daß im Stillen manches harte Gericht über ſie ergangen iſt das ſie nicht trifft." Daß das Ganze nicht ohne einige Seitenblicke auf die Gegenwart geſchrieben iſt, verrathen da wo von kirchlichen Unionsverſuchen die Rede iſt die Worte: „Es konnten kirchliche Friedensgedanken frageweiſe geweckt werden, das heißt achtſame Gedanken auf Gottes Gnade, denn — Menſchen können keine Union machen." Es will uns bedünken als hätte der löbliche äußere Zweck des Heftchens auch durch angemeſſenere geiſtige Ausſtattung unterſtützt werden können und ſollen. 60.

Die Deutſchen in Böhmen. Geſchildert in geographiſch-ſtatiſtiſcher, ſtaatswirthſchaftlicher, volksthümlicher und geſchichtlicher Beziehung von F. A. Schmalfuß. Mit einer ethnographiſchen Karte des Königreichs Böhmen. Prag, Ehrlich. 1851. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Während in der nationalen Bewegung unſerer Tage wir immer entſchiedener drei große Weltſprachen: die engliſche, franzöſiſche und deutſche, als Träger aller wiſſenſchaftlichen und literariſchen Thätigkeit hervortreten ſehen, bemerken wir im Gegenſatz dazu vereinzelte Bemühungen, welche wir kurz provinciale nennen wollen, um künſtlich verſchollene Dialekte, die bisher nur im Volksmunde lebten, zu einem literariſchen Daſein zu erwecken. Die bedeutendſten dieſer Bewegungen ſind die czechiſche und die vlämiſche, welche auch die Aehnlichkeit haben daß etwa 200 Jahre ſeit ihrer naturgemäßen Blüte verfloſſen ſind. Die Träger und Förderer beider ſcheinen aber faſt die naheliegende Wahrheit überſehen zu haben, daß eine Sprache und Literatur nicht an und für ſich Zweck iſt, ſondern daß die erſtere das Mittel zur Verſtändigung, die zweite das Mittel zur Bildung iſt. Beides wird nicht erreicht durch Cultivirung einer Mundart welche weder durch Größe ihres Gebiets noch durch hohen Werth ihres Schriftenthums Fremde zum Erlernen anlockt, welche durch einen Scheintod während der Jahrhunderte, welche am meiſten zum Aufbau unſerer heutigen Wiſſenſchaft und Bildung geleiſtet, die Ausdrücke für unzählige, uns heute geläufige Begriffe verloren hat. Die künſtliche Bildung von Worten für ſolche Begriffe wird für die Menge der Gebildeten, welche einer andern Sprache mächtig ſind, immer ein zu großer Umweg ſein, und ſo wird das Franzöſiſche in Belgien, das Deutſche in Böhmen herrſchend bleiben, wie bisher geſchehen. In Prag zählt man z. B. in dieſem Jahre unter 91 Vorleſungen nur 13 czechiſche. Wenn die Czechomanen ſich berühmen daß hier und da ein deutſches Dorf czechiſirt worden, ſo iſt dies nicht allein vom deutſchen Standpunkt, ſondern im Intereſſe der Cultur zu beklagen, denn den Bewohnern deſſelben iſt ein Hauptmittel der Bildung abgeſchnitten. In unſern Tagen, wo die realen Fächer ſo ſehr in den Vordergrund treten, wo die Fortſchritte der Wiſſenſchaft ſo reißend ſind, weicht nicht nur das formale Studium der alten Sprachen mehr zurück, ſondern auch von neuen Sprachen werden nur die erlernt welche dieſe Fortſchritte zunächſt mittheilen, und das ſind ja eben jene drei Hauptſprachen: die engliſche für Großbritannien und Nordamerika, die franzöſiſche für die romaniſchen, die deutſche für die germaniſchen und ſlawiſchen Länder.

Der Verfaſſer des vorliegenden Werks hat ſeine Aufgabe, zwiſchen Czechen und Deutſchen abzuwägen, mit großer Gründlichkeit und Mäßigung gelöſt. Das Buch zerfällt in folgende Abſchnitte: I. Geographiſch-ſtatiſtiſch-ethnographiſcher Theil;

II. Culturverhältniſſe; III. Volksleben, Sitten, Gebräuche und Aberglauben; IV. Sprache; V. Ueberblick der Geſchichte der Deutſchen und des Deutſchthums in Böhmen; VI. Verzeichniß der deutſchen Wohnorte in Böhmen.

Die Abſchnitte I, V und VI ſind die wichtigſten für unſern Zweck. Ueber die Sprachgrenze, welche im Allgemeinen mit der von Bernhardi in ſeiner „Sprachkarte“ (zweite Auflage, von Stricker, Kaſſel 1849, S. 56 fg.) angegebenen ſtimmt, ſcheint der Verfaſſer ſpecielle Forſchungen ſelbſt angeſtellt zu haben; im Uebrigen hat er die Schriften von Sommer, Rank, Schnabel, Hoſer, Schmeller, Springer, Schaffarik u. ſ. w. benutzt.

In der Gegend von Braunau im königgrätzer Kreiſe angefangen, bewohnen die Deutſchen in zuſammenhängenden Maſſen bis in die Gegend von Böhmiſch-Gratzen im budweiſer Kreiſe ein Gebiet, das ſich in einem 112 Meilen langen Bogen an der nördlichen, weſtlichen und ſüdlichen Grenze hinzieht und bald mehr, bald weniger tief ins Land hinein erſtreckt. Am tiefſten reicht er dort ins Land, wo der elbogener, ſaazer und pilſener Kreis grenzen, mit einer Breite von 11—14 Meilen, am ſchmalſten dagegen wird der Landſtrich im klattauer Kreiſe bei Klenſch, wo ſeine Breite kaum eine halbe Stunde beträgt. Der ganze Landſtrich mag ungefähr 300 Quadratmeilen enthalten. An der weſtlichen Grenze Böhmens wohnen die Deutſchen in drei voneinander getrennten Bezirken, und zwar a. an der mähriſch-ſchleſiſchen Grenze im königgrätzer und chrudimer Kreiſe, von Gieshübel an der Grenze fortlaufend bis Polizka, ein Landſtrich der an 25 Meilen lang iſt, 195 Wohnplätze und gegen 95,000 Einwohner zählt; b. in der deutſchen Sprachinſel um Iglau, auf deren böhmiſchen Antheil 57 Wohnplätze mit 15,600 Einwohnern kommen; c. in dem taborer Kreiſe an der mähriſch-öſtreichiſchen Grenze um Neubiſtritz, Bezirk von 69 Wohnplätzen und 35,000 Einwohnern. Im Innern des Landes ſind deutſche Sprachinſeln: 1. Budweis, von Ottokar II. ums Jahr 1265 gegründet, mit 16,000 Einwohnern in Stadt und Umgegend; 2. Deutſch-Nepomuk und Neudorf im prachiner Kreiſe mit 300 Einwohnern und einer deutſchen Schule, gegründet 1793—95 durch bairiſche Einwanderer; 3. Schönwillkomm im klattauer Kreiſe mit 163 Einwohnern; 4. Kowanko, bidſchower Kreis, 250 Einwohner, mit einer deutſchen Schule, gegründet 1785 durch ſchleſiſche Einwanderer; 5. die auf der ehemaligen k. k. Kameralherrſchaft Pardubitz (im chrudimer Kreis) 1778—80 gegründeten neun Dörfer mit 1200 Einwohnern und zwei deutſchen Schulen; 6. Dorf Karlshof oder Libinsdorf, czaslauer Kreis, 1788 gegründet, 231 Einwohner und eine deutſche Schule.

Nach den verſchiedenen Angaben machen die Deutſchen ungefähr zwei Fünftel der Geſammtbevölkerung von Böhmen aus. Die von ihnen bewohnten Striche haben eine um 300 Seelen auf die Quadratmeile dichtere Bevölkerung als die des Landes im Ganzen iſt. Nach der neuen Eintheilung Böhmens in 210 Bezirke ſind 74 reindeutſche und 14 vorwiegend deutſche. Wenn in Böhmen auf 3—4 Quadratmeilen eine Stadt kommt, ſo geſchieht dies in Deutſch-Böhmen ſchon auf 2—3, ja im ſaazer Kreis auf $1\frac{1}{2}$. Von den 286 Städten Böhmens kommen auf den deutſchen Theil 120, von den 120 Städten mit mehr als 2000 Einwohnern aber 50, darunter die größten des Landes nach Prag: Reichenberg, Eger und Budweis. Wir wollen nun in kurzem die Hauptangaben über den Antheil der deutſchen Bevölkerung an der Production des Landes zuſammenſtellen. Das meiſte Getreide wird in Deutſch-Böhmen, im elbogener, ſaazer und leitmeritzer Kreiſe gebaut, welche drei Kreiſe jährlich an 8,000,000 Metzen Getreide erzeugen, wovon zwei Millionen nach Sachſen und Baiern ausgeführt werden. Der Hopfenbau dieſer drei Kreiſe beträgt mehr als die Hälfte des geſammten in Böhmen erzeugten Hopfens, und im ſaazer und leitmeritzer Kreiſe ſteht auch die Obſtcultur auf bedeutend hoher Stufe. Das Spitzenklöppeln iſt ſeit 1561 von Sachſen, die Tuchweberei ſeit 1579 von Schleſien und die Färbekunſt ſeit 1605 eben daher in Böhmen eingeführt worden. Die Baumwollenſpinnerei hat ihren Hauptſitz im bunzlauer, leitmeritzer, ſaazer und elbogener Kreiſe und wird größtentheils in Fabriken mit Dampfmaſchinen betrieben. Von den 81 im Jahr 1843 beſtehenden Fabriken der Art kamen 65 auf jene vier deutſchen Kreiſe.

Die Leinenweberei hat ihren Hauptſitz im Gebirge; von den 930,000 jährlich erzeugten Stück Leinwand liefert der leitmeritzer und königgrätzer Kreis mehr als ein Drittel. Der Hauptſitz der Tuchmanufactur iſt in der deutſchen Stadt Reichenberg. Auch die weltbekannte und ſo ſehr einträgliche Glasfabrikation befindet ſich faſt ausſchließlich in den Händen der Deutſchen. Der in Böhmen einſt ſo blühende Bergbau beſteht noch fort in den deutſchen Theilen und wurde auch in den ſlawiſchen Strichen von Deutſchen betrieben.

Im Gebiete des Erzgebirges gibt es 20 Bergſtädte, davon 13 im elbogener Kreiſe. Das alſo ſind die Leiſtungen der „Eindringlinge“, wie ſie die Czechomanen nennen, auf dem Gebiete der phyſiſchen und techniſchen Cultur. In Bezug auf die geiſtige Cultur können wir auf das Werk ſelbſt verweiſen, wo die nach dem Vorwalten der Slawen abnehmende Anzahl der ſchulbeſuchenden Kinder (S. 56 fg.) und die Namen der in Wiſſenſchaften und Künſten ausgezeichneten Deutſch-Böhmen (S. 219 fg.) nachgeſehen werden können.

Von der „Geſchichte der Deutſchen und des Deutſchthums in Böhmen“ erlaubt uns der Raum nur eine Ueberſicht der Eintheilung des Verfaſſers zu geben, und wir verweiſen beſonders auf S. 206 und 207, wo werthvolle gleichzeitige Nachrichten über die Sprachgrenze zu Ende des 16. und 17. Jahrhunderts mitgetheilt ſind. I. Die Bojer; II. die Markomannen; III. die Slawen: 1. Von der Einwanderung der Czechen bis zur Verbreitung des Chriſtenthums in Böhmen; 2. Wachſen des deutſchen Einfluſſes bis zum Ausſterben der Przmysliden, 900—1306; 3. Blüte des Deutſchthums bis zum Ausbruch der ſlawiſch-kirchlichen Bewegung, bis 1409; 4. die Huſſitenzeit: Verſuche das Deutſchthum zu unterdrücken, bis zur Schlacht am Weißen Berge 1620; 5. die Germaniſirungs- und Einwanderungsperiode bis zur Gegenwart 1848.

Mit der Bildung des vierten Zeitraums können wir uns nicht einverſtanden erklären. Derſelbe muß nothwendig in zwei Perioden zerfällt werden, da die czechiſche Reform von Huß und die deutſche Reformation Luther's unmöglich zuſammengeworfen werden können. Vielmehr haben gerade die deutſchen Städte des böhmiſch-mähriſchen Gebiets dieſer Bewegungen, welche gegen das Huſſitenthum ſich feindlich verhielten, z. B. Iglau, die Reformation Luther's allgemein angenommen. Der natürliche Scheidepunkt beider Perioden iſt 1526: König Ludwig's Tod in der Schlacht bei Mohácz und Aufkommen des Hauſes Habsburg in Böhmen durch Erbvertrag.

59.

Aus Wien.

Zu den Zeitungsberichten über die feierliche Jahresſitzung der wiener Akademie der Wiſſenſchaften, welche am 29. Mai im großen landſtändiſchen Saale ſtattfand, iſt die Bemerkung hinzuzufügen, daß ſie beiweitem keines ſo zahlreichen und glänzenden Beſuchs wie im Jahre 1848 ſich erfreute, denn vom diplomatiſchen Corps hatten blos der türkiſche Botſchafter und der engliſche und würtembergiſche Geſandte ſich eingefunden, und vom kaiſerlichen Hofe iſt weder einer der Herren Erzherzoge, deren etliche Ehrenmitglieder der Akademie ſind, noch ſelbſt einer oder der andere von den Hofwürdenträgern unter den Anweſenden bemerkt worden. Aus dieſer Erſcheinung geht eine Minderung des Antheils an den Beſtrebungen dieſer Geſellſchaft unverkennbar hervor, obgleich das Gegentheil mehr als je zu wünſchen wäre, weil vorauszuſehen iſt daß die Vertretung der Wiſſenſchaftspflege allmälig und vielleicht bald ſich hauptſächlich noch auf dieſe gelehrte Körperſchaft beſchränken dürfte, eine durch den wahrgenommenen auffallenden Stillſtand

der Privatthätigkeit hinreichend ſich begründende Anſicht. Freilich trägt dieſe Geſellſchaft zum Theil ſelbſt daran Schuld daß das Intereſſe des Publicums an ihren Manifeſtationen ſchwindet und erkaltet. Ihren öffentlichen Vorträgen mangelt nicht blos Schönheit und Lebendigkeit des Ausdrucks, ſondern die erſte aller Bedingungen — Deutlichkeit fehlt. Zu dieſem bei den Vorträgen der hiſtoriſchen Claſſe wahrgenommenen Gebrechen geſellt ſich auch noch das einer nicht ſelten zu großen Dehnung des Vortrags oder auch einer völlig unpaſſenden Stoffwahl. Aſcetiſche Vorträge, wie jüngſt einer vorkam, gehören beſſer in ein Mönchsrefectorium (wo wie bekannt während der Mahlzeit ſolche Leſungen üblich ſind) als vor ein akademiſches Auditorium. Die Geſellſchaft könnte übrigens den trockenſten, blos der Gelehrtenſtube anheimgefallenen Gegenſtänden durch eine mündliche Beſprechung derſelben nach beendigtem Vortrage Geiſt und Leben abgewinnen und die Zuhörerſchaft durch eine ſolche Discuſſion, wobei die Mitglieder wechſelſeitig Gelegenheit hätten zu zeigen, wie viel ſie von dem vorgetragenen Gegenſtand verſtehen, angenehm damit beſchäftigen, ja recht eigentlich ihr Intereſſe dadurch feſſeln. In einem ſolchen Austauſch von Anſichten, im Geben und Empfangen von Ideen, in der unverweilten Berichtigung oder Bekämpfung des Irrthums wurzelt das Leben der Wiſſenſchaft, für die mit dem bloßen Ableſen vom Hefte wahrlich zu wenig geſchieht. Wendet man gegen die berührte ungleich beſſere Methode ein daß ſie an keiner andern deutſchen oder ausländiſchen Akademie beſteht, ſo läßt ſich darauf nur antworten: Das Beſſere iſt für Alle normgebend die es erkennen und wollen, wenn es auch nicht das gemeinbräuchlichſte iſt.

Weit entfernt wegen dieſer Gebrechen einem Tadel oder einer Animoſität Raum zu geſtatten, ſollte mit ihrer Aufdeckung blos die Erklärung gegeben ſein, woher die Intereſſeerkaltung des Publicums an der Akademie der Wiſſenſchaften rühre, und nebenbei gezeigt werden wie leicht es wäre ſie zu verſcheuchen und damit die mehr und mehr ſich feſtſtellende Meinung: dieſe Anſtalt entſpreche weder der bei ihrem Entſtehen gehegten Erwartung noch den vom Staate für ſie aufgewendeten Koſten, zu entkräften; eine ſchon deshalb nicht gutzuheißende Meinungsäußerung, weil dieſes Inſtitut vorderhand abſolut nothwendig iſt, und dann weil ja deſſen Entwickelung in der Folge gedeihlicher und ſeiner Beſtimmung entſprechender werden kann. Solange ein wahrhaft wiſſenſchaftliches Leben in Oeſtreich nicht zum Durchbruche gekommen und ins Bewußtſein aller Stände und Claſſen gedrungen iſt, werden die einen ſolchen Abgang einigermaßen erſetzenden und ihn zu beheben beſtimmten Gelehrtenvereine nicht vermißt werden können, und nur darauf wird man ſehen müſſen, daß der Zweck mit ihnen nicht durch ihre eigene Schuld, nämlich durch ein fehlerhaftes, in einer rein paſſiven Richtung fortmachendes, ihrem eigenen Erſterben zuſteuerndes Verfahren, vereitelt werde.

Wir machen auf das bevorſtehende Erſcheinen eines ziemlich umfangreichen Werks aufmerkſam, welches uns die Abſtammung der altitalieniſchen Völker, der Pelasger, Etrusker, Umbrer, Oenotrier, Veneter u. ſ. w. von den Slawen beweiſen wird. Verfaſſer deſſelben iſt der verſtorbene ſlawiſche Alterthumsforſcher Kollar. Die Akademie wies den Antrag, dieſes in böhmiſcher Sprache geſchriebene Werk auf ihre Koſten zu drucken, nach Einholung des Gutachtens etlicher böhmiſchen Gelehrten (die ſich übrigens keineswegs unvortheilhaft darüber ausgeſprochen haben ſollen, die aber, wie es ſcheint, für die Hauptſache um die es ſich handelt doch nicht einſtehen wollten), zurück, doch gelang es der eifrigen Verwendung etlicher ihrer Mitglieder ſie, wie es heißt, zu einer Beiſteuer von nicht weniger als 1500 Gulden zu bewegen, während dem Verfaſſer noch Beſſeres, nämlich die Drucklegung ſeiner Handſchrift auf Staatskoſten glückte, die ſich wol auf mehre Tauſende belaufen dürften. So wenig jetzt ſchon über dieſe Arbeit ſich ſagen läßt, zumal ſie in einer uns unverſtändlichen Sprache verfaßt iſt, ſo wird doch ſoviel jetzt ſchon feſtſtehen daß die mühevollen, tiefgelehrten Forſchungen und Leiſtungen deutſcher Fachmänner auf dieſem Gebiet ſich nun als platter Irrthum herausſtellen und die Niebuhr, Mommſen, Müller, Aufrecht u. ſ. w. ganz umſonſt ſich abgemüht haben werden. Ohne Zweifel werden die eugubiniſchen Tafeln und das peruſiniſche Denkmal als ſlawiſche Schriftdenkmale figuriren, nachdem ſchon der Ruſſe Wolansky die glückliche Entdeckung von ſlawiſch-oskiſchen, ſlawiſch-gnoſtiſchen, ſlawiſch-phöniziſchen Sprachreſten in Italien vor Chriſti Geburt gemacht und ſogar bewieſen hat daß der fromme Heldenerzvater Aeneas ein Slawe geweſen ſei, und der im Jahre 1846 bei Crecchio gefundene Grabſtein ſeine Hülle deckte. Wir zweifeln daß die geſammte ſlawiſche Gelehrtenwelt mit dieſen Entdeckungen einverſtanden iſt, denn Beweiſe vom Gegentheil ſind vom gelehrten Dobrowſky, der den mainzer Gutenberg durchaus nicht in einen Landsmann von Kuttenberg verwandelt wiſſen wollte, bis auf die jetzt lebenden ſlawiſchen Wiſſenſchaftsvertreter, immer doch, wenn auch nicht hervorſpringend durch Angriff des Irrthums nachweisbar.

Wenn wir in unſerm jüngſten Berichte über die feierliche Sitzung der Akademie bemerkten, daß vom kaiſerlichen Hofe Niemand dabei anweſend war, ſo geſchah dies, um auf die Nothwendigkeit aufmerkſamzumachen dieſem Inſtitute das größtmöglichſte Anſehen und Intereſſe von oben herab zu verleihen, weil ſich dieſe günſtigen Erſcheinungen ſodann deſto gewiſſer von unten hinauf einſtellen würden. Nicht minder wünſchenswerth und der innern Entwickelung dieſer Anſtalt gewiß nur förderlich wird eine freimüthige Beſprechung der ſich vorfindenden Gebrechen ſein, womit die wiener Blätter ſelbſt nacheinander zu der Zeit hervortraten als dieſes Inſtitut noch einer größern Theilnahme ſich erfreute. Daß bei ſolchen Rückſprachen auf die Empfindlichkeit der Herren Akademiker keine Rückſicht zu nehmen iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Wer es ſich zum Zwecke macht der Sache zu dienen, darf vom Anſtoße den das freie Wort bewirkt nicht ſich beirren laſſen. Dieſes Princip iſt gerade jetzt feſtzuhalten, nachdem die Preſſe in Oeſtreich, ungeachtet ſie die freie ſich nennt, ſelbſt in wiſſenſchaftlichen Angelegenheiten aufgehört hat ein freies Wort zu ſprechen. Eines dieſer Blätter berichtet daß in der letzten Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe ein Mitglied derſelben einen Vortrag über den Stock von der gemeinſten Anwendung deſſelben bis zum Waffengebrauche hielt, und fügt die Bemerkung hinzu, dieſer Stockdiscurs habe allgemeine Heiterkeit erregt. Das begreift ſich, immerhin aber iſt eine für die Hallen der Gelehrſamkeit ſo ganz unpaſſende Stoffwahl bedauerlich. Der Ernſt der Wiſſenſchaft verträgt ſich nicht mit dem humoriſtiſchen Element, das deſſen Folie nie und nur ſelten ihr Anſtrich ſein kann, und wobei das Herausfinden des Komiſchen von Seiten des Publicums für eine gelehrte Anſtalt noch übeler als das Hineinlegen durch ſie ſelbſt ausſchlägt.

Eine andere Seite unſerer literariſchen Zuſtände verdient wol auch ein Wort der Beſprechung. Bei unſern öffentlichen Bibliotheken beſteht noch immer die Vorſchrift keine Bücher auszuleihen. Vor den Iden des März 1848 wurde das Verbot mit großer Strenge gehandhabt. Seitdem iſt man zwar bedeutend davon abgegangen, aber das Bücherausleihen hängt jetzt doch lediglich von der Gunſt der Bibliothekvorſtände ab und von der perſönlichen Bekanntſchaft oder von dem Rufe Desjenigen als Wiſſenſchaftsbefliſſener der Bücher entlehnt. Da nun in Wien, wo von jeher ein ſchätzbarer wiſſenſchaftlicher Dilettantismus beſtand, der Fall eben nicht ſelten vorkommt, daß Dieſer oder Jener der ſich damit befaßt lange Zeit ſelbſt den Männern der Wiſſenſchaft von Profeſſion ganz unbekannt bleibt, ſo kann es geſchehen und iſt geſchehen daß ſolchen ihr oft reiches Wiſſen nicht ſogleich in Umlauf ſetzenden literariſchen Schatzgräbern die Gewährung ihres Anſuchens um Bücher verſagt wird. Dabei kommt in Betracht daß gerade die größte und reichſte Bibliothek Wiens, die kaiſerliche Hofbibliothek, ein äußerſt raumbeſchränktes Leſezimmer hat, in welchem, ſind alle Stühle beſetzt, vom knappen Zuſammenſitzen der Be-

ſucher das Excerpiren aus Büchern ſehr beſchwerlich und, liegen etwa Folianten auf, bisweilen geradezu unmöglich gemacht wird. Da nun auch keine Ausſicht zur Erweiterung des Leſelocals gegeben iſt, ſo ſpricht gerade bei der Hofbibliothek das Bedürfniß für Aufhebung des alten Verbotnormals der Bücherausleihung am lauteſten. Wendet man dagegen ein daß dieſe vortreffliche Bücherſammlung ein Eigenthum des Hofs, dadurch aber ihre Benutzung eine beſchränkte iſt, ſo läßt ſich in Erinnerung bringen daß, hörte die Hofbibliothek je auf in Beziehung auf den Gebrauch auch zugleich Staatsbibliothek zu ſein, eine ſolche neu geſchaffen werden müßte, denn die neben ihr beſtehende Univerſitätsbibliothek (eine dritte öffentliche gibt es in Wien nicht) genügt dem Bedürfniſſe der Hauptſtadt, von der alle wiſſenſchaftlichen Ausſtrahlungen ausgehen, offenbar nicht. Nebenbei geſagt iſt die münchener Hofbibliothek auch zugleich Staatsbibliothek, mit dem Vorzug des Bücherausleihens vor der wiener, ein Vorzug den ſelbſt der Unterzeichnete als Fremder erfuhr und mit dankbarer Anerkennung im Gedächtniſſe trägt. An dieſe Erinnerung knüpft derſelbe aber auch die Bemerkung daß er die nämliche Gefälligkeit dem Vorſtande der wiener Hofbibliothek nachzurühmen verbunden iſt, woraus deutlich hervorleuchtet daß er bei dieſer Auseinanderſetzung nicht in ſeinem Intereſſe ſpricht, ſondern hier wie überall im allgemeinen. Was man ſonſt gegen das Bücherausleihen vorbringt widerlegt der im ganzen übrigen Deutſchland herrſchende Gebrauch, während wegen des vorgeſchützten Verluſts von Büchern oder ihrer Beſchädigung an die Aeußerung des verſtorbenen Königs von Preußen zu erinnern ſein wird, der eine ähnliche Einwendung mit den Worten zurückwies: Bücher ſeien zum Leſen da, beſſer ſei es einige zu verlieren als ſie blieben ungeleſen in den Schränken. Reelle Abhaltungsgründe, die beſtehende alte Verbotsvorſchrift bei uns aufzuheben, dürſten daher nicht beſtehen, denn es iſt nicht einzuſehen daß das in Oeſtreich nicht möglich wäre was in allen übrigen deutſchen Landen in Gebrauchsverjährung ſteht. **M. Koch.**

Notizen.

Die Reformation in den öſtreichiſchen Landen im 16. Jahrhundert.

Wie weit verbreitet die Lehre Luther's in Süddeutſchland im 16. Jahrhundert war, kann man daraus entnehmen daß als Ferdinand II. in ſeiner ſteiermärker Hauptſtadt Gratz 1596 das Oſterfeſt feierte, er faſt der Einzige war der das Abendmahl nach katholiſchem Ritus nahm und es außer ihm in der Stadt nur noch etwa drei Katholiken gab. In ganz Oeſtreich waren nur noch fünf der Adelsgeſchlechter, in Kärnten ſieben, in der Steiermark nur noch ein einziges, das der 1629 ausgeſtorbenen Herberſtorfe, katholiſch.

Die Aufklärungsperiode Joſeph's II. hat auch manche Schattenſeiten. Unter ihm wurden die Koſtbarkeiten der herrlichen von Rudolf II. angelegten Schatzkammer zu Prag auf unverantwortliche Weiſe zerſtreut, die alten Münzen wurden nach dem Gewichte verkauft. Ueber die Schatzkammer wurde ein Inventar aufgenommen; darin figurirt eine Leda von Tizian als „Ein nacktes Weibsbild von einer böſen Gans gebiſſen". 17.

Bibliographie.

Ahlfeld, F., Der chriſtliche Hausſtand. Fünf Predigten über Epheſer 5, 22—33 und 6, 1—9 gehalten. 2te vervollſtändigte Auflage. Halle, Mühlmann. 8. 8 Ngr.

Arneth, A., Die Geſchichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Geſchichte der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes. Stuttgart, Frankh. Lex.-8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Aſſil, L., Moritz. Novelle aus der Gegenwart. Berlin, Simion. 8. 25 Ngr.

Bergmann, H. A., Die Jeſuitenpeſt. Nebſt einem Anhang enthaltend, Breve des Papſtes Clemens XIV. die Unterdrückung der Jeſuiten und Verordnung des Papſtes Pius VII. die Wiedereinſetzung derſelben betreffend. 2ter unveränderter Abdruck. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 15 Ngr.

Sieben Geſpräche über Staat und Kirche, veranlaßt durch des Hrn. v. Radowitz neue Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. Arnsberg, Grote. 8. 10 Ngr.

Müllbauer, M., Geſchichte der katholiſchen Miſſionen in Oſtindien von der Zeit Vasco da Gama's bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts. Eine von der theologiſchen Facultät der Ludwigs-Maximilian-Univerſität zu München gekrönte Preisſchrift. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Nürnberg's Dichterhalle. Sammlung der beſten, vorzüglich zur Deklamation ſich eignenden Gedichte ſämmtlicher bis jetzt aufgetretener Dichter in Nürnberger Mundart. Herausgegeben von F. Rang. Nürnberg. 1851. 8. 18 Ngr.

Rumohr, H. F., Der Umgang mit Menſchen, d. i. Sittlichkeits- und Klugheitsregeln beim Eintritt in die Welt und in die gute Geſellſchaft. Eine Schule praktiſcher Lebensweisheit. Mit Rückſicht auf die ſocialen Zuſtände der Gegenwart, frei nach Knigge's: „Ueber den Umgang mit Menſchen" bearbeitet. Mit Titelkupfer. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 15 Ngr.

Sachſe, H. E., Drei Vorträge. Mit einem Vorworte über den Unglauben an „Gott, Tugend und Unſterblichkeit." Magdeburg, Fabricius. Gr. 8. 5 Ngr.

Schindler, K., Ueber das Ende des Silber-Agio's. Ein finanzwiſſenſchaftlicher Verſuch. Wien, Greß. 8. 12 Ngr.

Schwanitz, G., Die Mythen des Plato. Ein Vortrag gehalten am 2. Febr. 1852. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 6 Ngr.

Uhlemann, M., Das quousque tandem? der Champollioniſchen Schule und die Inſchrift von Roſette beleuchtet. Berlin, Mittler und Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Volckmar, G., Das Evangelium Marcions. Text und Kritik mit Rücksicht auf die Evangelien des Märtyrers Justin, der Clementinen und der apostolischen Väter. Eine Revision der neuern Untersuchungen nach den Quellen selbst zur Textesbestimmung und Erklärung des Lucas-Evangeliums. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wesen und Unwesen des modernen Constitutionalismus, seine Untauglichkeit für Preussen, nebst Vorschlägen zur Abänderung der Verfassung. Ein Buch für Fürsten und Volk. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 20 Ngr.

Ziegler, A., Reiſe in Spanien. Mit Berückſichtigung der national-ökonomiſchen Intereſſen. Zwei Bände. Leipzig, Fleiſcher. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Haye, C. F., Unſere Zeitrechnung iſt noch falſch und wo, wie und warum ſie anders behandelt werden muß. Ein Wort an Alle, die mit der Zeitrechnung zu thun haben. Schwiebus, Wagner. 8. 2⅓ Ngr.

Leiner, J. H., Offenes Sendſchreiben an H. D. Köhler in Sachen der pia desideria. Göttingen, Deuerlich. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Rademacher, R. F., Beleuchtung der allgemeinen Lebensverſicherungs-Anſtalt für das Königreich Hannover. Hamburg, Meißner und Schirges. Gr. 8. 7½ Ngr.

Scholz, E., Actenmäßige Darſtellung meiner gerichtlichen Verfolgung durch die Literariſche Anſtalt zu Frankfurt a. M. wegen angeblichen Nachdrucks des Struwelpeter durch Ueberſetzung deſſelben in das Schwediſche, Holländiſche und Engliſche. Meine Freiſprechung in erſter, und meine Verurtheilung in zweiter Inſtanz. Beitrag zur Lehre vom Nachdruck. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 8 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXIX.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortſetzung aus Nr. XXVIII.)

54. **Darwin's und Hufeland's Anleitung zur phyſiſchen und moraliſchen Erziehung des weiblichen Geſchlechts.** Zweite deutſche neu bearbeitete Auflage, herausgegeben von Dr. **F. A. von Ammon.** 8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 28 Ngr.

Dieſe treffliche, durch Wahrheit, Einfachheit und geſundes Urtheil ausgezeichnete Erziehungsſchrift, das gemeinſame Werk zweier hochberühmter Aerzte, eines engliſchen und eines deutſchen, hat ſchon in ihrer frühern Geſtalt die allgemeinſte Theilnahme in Deutſchland gefunden. Gegenwärtig von dem Geh. Medicinalrath Dr. von Ammon in einer zeitgemäßen Form umgearbeitet, darf ſie allen Müttern und Erzieherinnen angelegentlichſt empfohlen werden.

55. **Demiurgos. Ein Myſterium.** Erſter Theil. 8. Geh.

56. **Fiſcher (E.), Der Schutzzoll und der Ackerbau.** Erſte und zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Dieſe kleine aber inhaltsreiche Schrift eines praktiſchen Landwirths, von der ſchon wenige Wochen nach ihrem Erſcheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weiſt an einfachen Zahlen auf das überzeugendſte nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von deſſen Blüte doch wiederum der geſammte Nationalwohlſtand, die Blüte des Handels und der Induſtrie, der Kunſt und der Wiſſenſchaft bedingt ſei. Sie iſt deshalb der Aufmerkſamkeit nicht nur des landwirthſchaftlichen Publicums, ſondern aller Derer, die bei Entſcheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutſchlands intereſſirt ſind, alſo des geſammten Volks, dringend zu empfehlen.

57. **Fortlage (C.), Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unſerer Zeit, in welcher zur Löſung der obſchwebenden politiſchen und religiöſen Fragen ein Verſtändniß der Grundſätze unſerer größten Denker in weitern Kreiſen ebenſo dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abſtracten Studien im Gedrange der praktiſchen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darſtellung der philoſophiſchen Syſteme willkommen ſein, welche jenem Bedürfniſſe mit möglichſt geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Dieſe aus langjährigen und vielſeitigen Studien hervorgegangene Darſtellung entwickelt mit beſonderer Rückſichtnahme auf die Intereſſen der Gegenwart in einer gedrängten, ſachlichen und faßlich durchſichtigen Form die Syſteme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zuſammenhängen, worin ſie als die maßgebende Triebfeder der fortſchreitenden geiſtigen Bewegung erſcheinen, von welcher die Gegenwart ſich in allen Gebieten des Lebens und Wiſſens ergriffen zeigt.

58. **Die Frauen der Bibel.** In Bildern mit erläuterndem Texte. Dritte Folge. 4.

Die Erſte und Zweite Folge dieſes Werks mit 38 Stahlſtichen erſchienen 1851 und koſtet jede derſelben geheftet 5 Thlr., gebunden mit Goldſchnitt 5 Thlr. 15 Ngr.

Die Erſte Folge erſchien in 20, die Zweite Folge in 18 Lieferungen zu 8 Ngr., welche auch einzeln zu beziehen ſind.

In demſelben Verlage erſchien:

Neue Shakspeare-Galerie. Die Mädchen und Frauen in Shakspeare's dramatischen Werken. In Bildern und Erläuterungen. Mit 45 Stahlstichen. 4. 1848. Geheftet 12 Thlr. Gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr.

59. **Gabelentz (H. C. von), Beiträge zur Sprachenkunde.** Erstes bis drittes Heft. 8.

Auch unter beſondern Titeln:

I. Grammatik der Dajak-Sprache.
II. Grammatik der Dakota-Sprache.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe.* Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

60. **Geſänge der Serben** von **Siegfried Kapper.** 8. Geh.

61. **Goltz (Bogumil), Ein Jugendleben.** Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Der noch nicht nach Verdienſt geſchätzte Verfaſſer des „**Buch der Kindheit**" (1847) und des „**Menſchen-Daſein**" (1850), welches erſtere Roſenkranz eine „Fundgrube für alle Zeiten" und Dieſterweg ein „unſchätzbares Kleinod" genannt hat, tritt hier mit einem Werke auf, in welchem er das Landleben in einer Wahrheit und Plaſtik, mit ſo quellfriſchen Empfindungen ſchildert, daß ſich der Leſer mitfortgeriſſen und zum Mitdichten aufgelegt fühlt. Was aber mehr wie die Poeſie, die Lebensweisheit, der Humor und der überall ſchlagende Verſtand des Buchs ſagen will, das iſt die lebendigſte Schilderung, die herzigſte Würdigung des Landvolks. Das Werk iſt in dieſer Hinſicht dem Beſten an die Seite zu ſtellen, was die deutſche Literatur auf dieſem Gebiete geleiſtet hat.

62. **Görgei (Arthur), Mein Leben und Wirken in Ungarn** in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

Dieſes Werk, deſſen Erſcheinen man ſeit längerer Zeit allgemein mit außerordentlicher Spannung entgegenſah, gehört der Geſchichte an. Ohne dieſe **Memoiren Görgei's** ſind alle bisherigen Werke über die neueſte Geſchichte Ungarns nur Bruchſtücke.

63. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung von Aufgaben** aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen Rechenkunſt für höhere Bürger- und Realſchulen, ſowie für Gewerb-, Handels-, Forſt-, Berg-, Landwirthſchaftsſchulen und andere techniſche Lehranſtalten. Aufgeſtellt, geſammelt und herausgegeben. 8. Geh. 22½ Ngr.

Es iſt bereits ein zweiter unveränderter Abdruck dieſer Aufgabenſammlung erſchienen.

64. **Gräfe (H.), Reſultate und Ausrechnungen** zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen Rechenkunſt ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher in demſelben Verlage:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

65. **Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiſte.** Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreiſen Deutſchlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweiſung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene zweite unveränderte Auflage deſſelben, um auch Diejenigen zur Lectüre der „Ritter vom Geiſte" zu veranlaſſen, die ſich bisher dieſen Genuß noch nicht verſchafften.

66. **Gutzkow (K.), Der Königsleutenant.** Luſtſpiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 25 Ngr.

Dieſes Luſtſpiel — ein zur hundertjährigen Geburtsfeier Goethe's als Feſtesſpende dargebrachtes höchſt anziehendes und geiſtreiches Zeit- und Sittenbild aus **Goethe's** Jugend — bildet die zweite Abtheilung des ſiebenten Bandes der **Dramatiſchen Werke** von **Karl Gutzkow.** Vgl. Nr. 18.

Von dem Verfaſſer erſchien ferner bei mir:

Vermiſchte Schriften. Vier Bände. 8. 1842—50. 5 Thlr. 26 Ngr.

Neue Novellen 1. — A. u. d. T.: Imagina Unruh. 12. 1849. 24 Ngr.

Durch mich iſt zu beziehen:

Karl Gutzkow's Portrait. Geſtochen von Wegener. 4. 6 Ngr.

67. **Hellmann (J.), Betrachtungen über das wahre Verdienſt des Einzelmenſchen und der Völker.** In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

68. **Hertz (H.), Ninon de Lenclos.** Schauſpiel in fünf Acten. Uebertragen von **Harald Thaulow.** 8. Geh. 24 Ngr.

69. **Herr Goldſchmid und ſein Probirſtein.** Von **O. L. H.** 8. Geh. 20 Ngr.

(Die Fortſetzung folgt.)

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Bauernfeld.

8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bauernfeld, einer der talentvollſten und beliebteſten neuern deutſchen Luſtſpieldichter, tritt hier zum erſten male als Lyriker vor das größere Publicum und wird ſich gewiß auch als ſolcher des lebhafteſten Beifalls zu erfreuen haben.

Illuſtrirte Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juni. Nr. 23—26.

Inhalt: *Die kleinen Waſſerträgerinnen. — *Irland. — *Anſichten aus der Sächſiſchen Schweiz. — David Claus. — Wie König Friedrich II. in Berlin ausfuhr und ausritt. — *Juni. — *Michael Faraday. — *Anſichten aus der Sächſiſchen Schweiz. — Das theure Buch. — *Der Taback. — Die runde Welt. — *Badeluſt. — Die Räuber und die Hausthiere. — *Der Termit und ſeine Wohnung. — *Anſichten aus der Böhmiſchen Schweiz. — König und Landrichter. — Das gefangene Vögelchen. — Mach' Unterſchied! — *Der zur Reiſe geſattelte Elefant. — Der Myrtenſtock. — *Der Tempel in Paris. — Die Raupe. — Die Welt und ihre Luſt. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.

Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgeſtellt von M. J. E. Volbeding.

8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſcheint:

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Juni. Nr. 23—26.

Inhalt: Grundgeſetz eines Dienſtbotenbelohnungsvereins für Liebertwolkwitz und die Umgegend, welcher bei zu hoffender ausreichender Theilnahme noch in dieſem Jahre ins Leben treten ſoll. — Die Quelle der Kartoffelfäule. (Beſchluß.) — Die Kartoffelkrankheit. — Kennzeichen, wonach zu ſchließen ob eine Kuh ein Stierkalb oder ein Kuhkalb zur Welt bringen werde. — Ueber den großen Nutzen des italieniſchen Raigraſes (Lolium italicum) für die natürlichen Wieſen. — Ueber die Anwendung des Guano. — Die Kaſchmirziege. — Die Krankheit der Kartoffel betreffend. — Das Timotheegras und das Honiggras. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 23—26.

Soeben erſchien in meinem Verlage und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Aurora Königsmark

und ihre Verwandten.

Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert von **W. F. Palmblad.** Aus dem Schwediſchen.

Dritter und vierter Theil.

12. Geh. 3 Thlr.

Der erſte und zweite Theil (1848) haben denſelben Preis.

Früher erschien bei mir:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'ſchen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Mit den Beilagen: Biographiſche Skizze Friedrich Auguſt's des Starken, und: Quedlinburgiſche Geſchichten. 8. 1836. 3 Thlr.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 24. Juli 1852.

Inhalt.

Die Literatur über den franzöſiſchen Staatsſtreich. — Dürres Reiſig aus dem deutſchen Dichterwald. Von **Emanuel Raulf.** — Muſikaliſche Briefe. Wahrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler. Für Freunde und Kenner, von einem Wohlbekannten. Zwei Theile. — Romane. — **Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la bibliothèque impériale publique de St.-Pétersbourg.** — Innere und äußere Offenbarung. — **Notizen, Bibliographie.**

Die Literatur über den franzöſiſchen Staatsſtreich.

1. **Histoire du 2 décembre avec documents inédits et pièces justificatives par *P. Mayer*.** Paris 1852.
2. Die Decemberereigniſſe 1851, vollſtändig und authentiſch dargeſtellt von Granier de Caſſagnac. Getreu ins Deutſche überſetzt. Kaſſel, Hotop. 1852. 8. 7½ Ngr.
3. Louis Napoleon. Von dem Verfaſſer von „Unſere Politik“. Berlin, Schneider u. Comp. 1852. 8. 10 Ngr.
4. Vier Wochen franzöſiſcher Geſchichte: 1. December 1851 bis 1. Januar 1852. Von L. A. von Rochau. Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn. 1852. 8. 20 Ngr.
5. **Le bulletin français.** Nr. 1—8. Brüſſel 1852.
6. **Le nouveau bulletin français.** London 1852.
7. **Souvenirs de la France Napoléonienne.** Rotterdam 1852.

Der franzöſiſche Staatsſtreich vom 2. December vorigen Jahres und was daraus hervorgegangen hat die öffentliche Meinung des ganzen civiliſirten Europa in die lebhafteſte Bewegung verſetzt. Als Niederſchlag dieſer Bewegung iſt neben den raſch verhallenden Stimmen der Tagespreſſe auch als bleibenderes und ſelbſtändigeres Bild der Ereigniſſe eine ſchon ziemlich umfängliche Broſchürenliteratur über den Staatsſtreich entſtanden.

Die Reihe dieſer ſelbſtändigen Schriften eröffneten die officiöſen Apologien des Staatsſtreichs. Wie ſehr auch das am 2. December zur Herrſchaft gelangte Syſtem die öffentliche Meinung von ſich ſtieß, indem es jeden freien und geſetzlichen Ausdruck derſelben in der Preſſe oder durch die parlamentariſche Tribune vernichtete, ſo ſuchte es doch ſelbſt wiederum eine öffentliche Meinung nach ſeiner Façon zu ſchaffen, freilich nur das Zerrbild einer ſolchen, eine feile, beſtochene, das bloße Echo der Gedanken des abſoluten Herrſchers. So unwiderſtehlich und nicht zu verleugnen iſt heutzutage ſchon die Macht der öffentlichen Meinung, daß ſelbſt ein unbeſchränkter Herrſcher an der Spitze einer ihm ergebenen Militairmacht ihr ſeine, wenn auch ſchwerlich ganz aufrichtigen Huldigungen darbringt!

Zwei Hofpubliciſten des Elyſée, P. Mayer und Granier aus Caſſagnac, Beide ſchon früher in der Tagespreſſe thätig für die Vorbereitung des Staatsſtreichs, haben die Vertheidigung und mehr als dies, die Verherrlichung der That des 2. December übernommen. Der Ton dieſer Schriften, beſonders der Mayer'ſchen, trägt den vollendetſten Servilismus zur Schau und erinnert an die ſchlimmſten Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs, deren Wiederkehr ja ſchon früher der „geiſtreiche Freund“ P. Mayer's, Romieu, in ſeinem „Rothen Geſpenſt“ und ſeinem „Zeitalter der Cäſaren“ geweiſſagt hat. Man betrachte nur folgende Stellen des Mayer'ſchen Buchs:

Da die Armuth unſerer Sprache uns zwingt, jede große politiſche und ſittliche Neugeſtaltung mit dem banalen Ausdruck Revolution zu bezeichnen, ſo wollen wir dieſer Schwäche unſerer öffentlichen Meinung uns fügen und die That des 2. December mit demſelben Namen nennen, womit einſt die Ankunft Chriſti, die Thronbeſteigung Chlodwig's, die Sendung Karl's des Großen, Gregor's des Großen und des Heiligen Ludwig benannt worden ſind. Wenn dies Revolutionen waren, ſo ſeien ſie geprieſen und geſegnet aus demſelben Grunde und mit derſelben Ueberzeugung, womit wir den Ketzereien des Arius, der Reformation Luther's, der Schreckensherrſchaft Robespierre's und dem Socialismus Fourier's fluchen.

Mag es alſo auch darum ſein. Die That des 2. December heiße eine Revolution! Wir haben dieſe Revolution im voraus geträumt, geahnt, herbeigerufen, willkommen geheißen in unſern Betrachtungen als Denker, in unſern Gewiſſen als ehrliche Leute, in unſerer Vaterlandsliebe als Bürger; aber Nichts von unſern Ahnungen und unſern Wünſchen kam dem Glanze und der Gewalt gleich womit ſie auftrat, und die Freudenrufe welche jetzt dieſelbe begleiten würden ſich in Rufe des Staunens verwandelt haben, wenn man uns noch am Tage zuvor geſagt hätte: „So wird ſie ſein!“

Unſer Zeugniß — heißt es einige Zeilen weiter — iſt die Stimme, das Auge, das Ohr der nationalen Rechtſchaffenheit, welche, wie der Apoſtel ſagt, von Dem redet was ſie geſehen und Das bezeugen muß was ſie gehört; es iſt der Schrei des Dankes und der Hoffnung der aus dem Innerſten einer geretteten Geſellſchaft hervorbricht; es iſt das Bekenntniß welches ſelbſt die unverſöhnlichſte Parteiwuth und der verſtockteſte Egoismus ablegen muß: daß nichts Anderes möglich und ausführbar war als Das was geſchehen iſt.

Ja, Gott iſt gerecht, und die einmüthigen Segnungen welche unſer geliebtes katholiſches Vaterland über ſeinen Er-

retter und über Die ausſpricht die mit Gefahr ihrer Ehre und
ihres Lebens denſelben unterſtützt haben, bedarf ſo wenig der
Bekräftigung als der Erklärung. Das Wort des Evangeliums
Unſere Aufgabe iſt leicht wie man ſieht; ſie iſt ſo leicht
wird wahr: „Alles war verloren und Alles iſt hergeſtellt.“
wie unſere Unparteilichkeit natürlich. Es gilt ſich zu vergegenwärtigen, durch welche Reihe von Unglücksfällen in der Nation und von Verſchwörungen im Parlament Ludwig Napoleon dahin gebracht war, ſich die letzte ſchreckliche Alternative zu ſtellen: entweder wie ein Feiger treulos zu ſein gegen Gott und ſeine Beſtimmung, oder ſein Vaterland zu retten im Namen des Rechts und der Ehre!

Selten wol ſind die Namen: Gott, Beſtimmung, Ehre, Recht, Vaterland unwürdiger gemisbraucht und entſtellt worden als in dieſen Sätzen.

Eine Rechtfertigung des Staatsſtreichs, wenn eine ſolche möglich wäre, würde ihren Angelpunkt finden müſſen in dem Beweiſe daß der Präſident zu jener That gezwungen war entweder durch das Recht der Nothwehr gegen einen ihm drohenden Angriff, oder durch gebieteriſche Rückſichten für das öffentliche Wohl. Die officiöſe Publiciſtik hat dieſen Beweis zu führen verſucht. Die beiden hier vorliegenden Schriften ſprechen viel von einem Complot im Schooſe der geſetzgebenden Verſammlung, welches gegen die verfaſſungsmäßige Gewalt und ſogar gegen die perſönliche Freiheit des Präſidenten gerichtet geweſen ſei. Granier rühmt ſich dieſes angebliche Complot ſchon im „Constitutionnel“ vom 24. November 1851 denuncirt zu haben, ohne vor die Barre der Nationalverſammlung gefodert worden zu ſein, „weil die Conſpirateurs nicht ohne einigen Grund annahmen daß wir mit Daten, Thatſachen und Papieren aufgetreten ſein würden“. Er behauptet ferner, man habe bei der Arreſtation des Quäſtors Baze „die organiſchen Decrete des Gouvernements, die Vertheilung der erſten Stellen und die Vorbereitung eines bewaffneten Aufſtandes, geſtützt auf die vorausgeſetzte Hülfe der zehnten Legion der Nationalgarde von Paris“, vorgefunden.

Aber vergebens ſucht man nach actenmäßigen Beweiſen für dieſe Behauptungen, vergebens fragt man, wo denn jene „Data, Thatſachen und Papiere“ ſeien, durch welche Granier die „Conſpirateurs“ der Nationalverſammlung, wenn ſie ihn vor die Barre geladen hätten, geſchlagen und vernichtet haben würde, und welche jetzt an der Barre der öffentlichen Meinung, wo der Proceß Ludwig Napoleon's und der Nationalverſammlung geführt wird, auszubreiten gewiß recht ſehr am Platze geweſen wäre.

Doch hier ſteht ja auf dem Mayer'ſchen Buche: „avec documents inédits et pièces justificatives“. Da werden wir ja wol jene bei Baze gefundenen „organiſchen Decrete“ und ſonſtige auf das „Complot“ bezüglichen Papiere abgedruckt finden! Aber was finden wir? Den Abdruck von zwei zur Vollziehung durch Unterſchrift fertigen Decreten, deren eines in Ausführung des Art. 32 der Verfaſſung das Commando ſämmtlicher Truppen und Nationalgarden der erſten Militairdiviſion einem noch zu benennenden Generale überträgt, um über die Sicherheit der Verſammlung zu wachen, deren zweites alle Befehlshaber jener Truppen und Nationalgarden zum Gehorſam gegen den ernannten Obergeneral verpflichtet. Außerdem fand man noch, wie Mayer berichtet, Tabellen über die Stärke der Truppentheile in Paris, über die Namen und Wohnungen der Befehlshaber derſelben, wobei ſpeciell die zehnte Legion der Nationalgarde bedacht war.

Mayer erblickt in dieſen Vorbereitungen den unwiderlegbaren Beweis einer Verſchwörung, der Abſicht eines ſofort nach Annahme des Quäſtorenantrags auszuführenden „Handſtreichs“.

Aber iſt dieſer Beweis wirklich geführt und waren die vorausgegangenen Acte des Präſidenten, die Beſeitigung der Generale Changarnier und Neumayer, weil ſie die imperialiſtiſchen Demonſtrationen der Truppen nicht geduldet, die unverkennbare Begünſtigung ſolcher Demonſtrationen von Seiten des Präſidenten, ſeine Reden bei verſchiedenen öffentlichen Gelegenheiten, welche einen drohenden und feindſeligen Geiſt gegen die geſetzliche Vertretung des Landes athmeten, die planmäßige Beſetzung der Hauptſtadt mit Truppen deren perſönliche Ergebenheit gegen den Präſidenten und napoleoniſtiſche Geſinnung bekannt war, ſowie die Entfernung der mehr republikaniſch geſinnten, war nicht dies Alles Grund genug für die Nationalverſammlung ihrerſeits gegen einen „Handſtreich“ auf der Hut zu ſein und alle Mittel der Gegenwehr welche die Verfaſſung ihr darbot bereitzuhalten? Und jene Decrete ſelbſt waren ſie verfaſſungswidrig? Sie waren es nicht, ſobald die Nationalverſammlung durch Annahme des Quäſtorenantrags ihrem Präſidenten das directe Requiſitionsrecht der Truppen eingeräumt hatte, und nur für dieſen als eingetreten vorausgeſetzten Fall waren ſie offenbar vorbereitet. Wo ſind ferner die Beweisſtücke für die Exiſtenz eines „Complots“, einer Verſchwörung, welche alle mal gemeinſame Verabredungen Mehrer, ein gemeinſam feſtgeſetztes Ziel, gemeinſam gewählte Mittel, eine Vertheilung der Rollen bei Ausführung des Plans vorausſetzt? Kein Wort von dem Allen iſt in dieſen „Documenten“ zu finden, nicht einmal Zeugniſſe Dritter oder andere entfernte Anzeichen einer ſolchen geheimen Verabredung, geſchweige directe Beweiſe. Und doch ſind diejenigen hervorragenden Mitglieder der Nationalverſammlung, auf welche hier als Theilnehmer jenes Complots hingedeutet wird, in der Frühe des 2. December unvorbereitet überfallen und verhaftet worden! Würde man bei keinem derſelben irgend eine Spur des angeblichen Complots gefunden haben, wenn ein ſolches wirklich exiſtirt hätte?

Noch von einem andern Complot weiß Granier zu berichten, nicht gegen den Präſidenten, ſondern gegen die Verfaſſung. Er erzählt:

Vor der Abreiſe in ihre Departements unmittelbar nach der Prorogation beſchwor eine große Anzahl conſervativer Repräſentanten den Präſidenten der Republik, die Nationalverſammlung vor ihrer Rückkehr aufzulöſen.

Zu derſelben Zeit ließ die ſogenannte Fuſionspartei dem Präſidenten, ſei es um ihn in der Rettung der Geſellſchaft zu unterſtützen, ſei es um ſich mit ihm zu vereinigen, Eröffnungen

betreffend die Aufrechthaltung der Ordnung machen, wenn es nothwendig wäre einen Staatsſtreich zu machen.

Wenige Tage vor der Wiedereröffnung der Nationalverſammlung ließen Repräſentanten welche der rothen und ſocialen Partei angehörten dem Präſidenten Vorſchläge machen, ſich auf ſie zu ſtützen.

Endlich wurde am 1. December Abends ein Mitwirkungsvorſchlag im Namen der Legitimiſtenhäupter Ludwig Napoleon überbracht.

Man ſieht, alle Parteien ohne Ausnahme erkannten daß die Lage unhaltbar war; alle machten dem Präſidenten Vorſchläge ihm zu helfen, aus derſelben herauszukommen; allein jede dieſer Parteien wollte daß der Präſident ſich ausſchließlich auf ſie ſtützen ſollte — und Ludwig Napoleon wollte ſich nur auf Frankreich ſtützen!

Dieſe letzte Heuchelei beiſeite, ſo muß man ſich wundern wie eine ſo ſchwere Beſchuldigung ebenfalls ohne allen Beweis hingeſtellt werden mochte. Die Darſtellung Granier's nennt ſich eine „authentiſche"; wie aber will ſie ihre Authenticität beweiſen, wenn ſie nicht einmal in Fällen wie der vorliegende Documente beibringt, die Namen der Unterhändler oder die ſchriftlichen Anerbietungen der Parteien? Soll man ohne ſolche Documente einem ſo untergeordneten Werkzeuge des Elyſée, wie Granier iſt, Glauben ſchenken, wenn viel höherſtehende unter dieſen Werkzeugen ſich nicht geſcheut haben, da wo es ihr Parteivortheil heiſchte, ganz keck die Thatſachen zu entſtellen, wie bei den Wahlen des 20. December und der Veröffentlichung der Liſten der Conſultativcommiſſion?

Höchſt auffallend iſt auch daß in dem Mayer'ſchen Buche, welches viel ausführlicher als das Granier'ſche die Ereigniſſe vor und nach dem 2. December behandelt, jener angeblichen Anerbietungen der verſchiedenen Parteien mit keiner Silbe Erwähnung geſchieht.

Hat Mayer weniger Keckheit als Granier? oder ſchöpfte Letzterer aus Quellen welche dem Herausgeber der „documents inédits" nicht zugebote ſtanden? Aber welchen Werth haben dann die Enthüllungen dieſer beiden Männer, von denen der eine ſich rühmt, bisher unbekannte Beweisſtücke zu veröffentlichen, und doch über eine ſo wichtige Thatſache Nichts zu wiſſen ſcheint, der Andere aber dieſe angebliche Thatſache zwar erwähnt, jedoch nicht im Stande iſt, ſie mit irgend Etwas zu erweiſen?

Ein weiteres Moment zu Gunſten des Staatsſtreichs ſollen die Berichte und Erzählungen über communiſtiſche, revolutionnaire Anſchläge liefern, welche — ſo behauptet man — im Jahre 1852 ſicherlich zur Ausführung gekommen wären und welche die ſtarke Hand Ludwig Napoleon's zerſtört haben ſoll. Granier beſchränkt ſich hier wieder auf ganz allgemeine Behauptungen; Mayer beruft ſich auf die Bulletins eines geheimen Comité de résistance, welche von Zeit zu Zeit an die Straßenecken von Paris geheftet erſchienen, auf einen bei einem Deputirten vom Berge gefundenen Brief, endlich auf die Statuten und Proclamationen des londoner „Centralcomité der europäiſchen Revolution", gebildet von Ledru-Rollin, Daraſz, Ruge, Mazzini.

Wir wiſſen welche Bewandtniß es mit den meiſten derartigen Enthüllungen hat. Auch bei uns waren einmal die amtlichen Blätter angefüllt mit Berichten über furchtbare Entdeckungen, die man bei reiſenden Schneidergeſellen und Andern gemacht haben wollte. Da wurden Statuten, Proclamationen, Inſtructionen eines geheimen revolutionnairen Centralcomité mitgetheilt, und mit Schaudern ſahen ſich ſchon unſere Beſitzenden von einem Netze communiſtiſcher Geſellſchaften und Verſchwörungen rings umgeben. Und am Ende als man den eigentlichen Kern aller dieſer Entdeckungen und Enthüllungen recht ins Auge faßte, blieb ſo wenig davon übrig daß ſogar Verhaftungen die auf Grund derſelben vorgenommen worden waren wieder aufgehoben werden mußten.

Aber die Aufſtände in den Departements, die „Jacquerien", haben ſie nicht das Vorhandenſein eines gefährlichen, zu Allem entſchloſſenen ſocialiſtiſchen Elements bewieſen, welches nur die Kriſis von 1852 erwartete, um über die Geſellſchaft herzufallen, ſie zu plündern, zu erwürgen?

So allerdings ſtellen die beiden Publiciſten des Elyſée im Einklange mit der officiellen Preſſe die Sache dar. Hören wir jedoch darüber eine unbefangene Stimme, den Verfaſſer der Schrift „Vier Wochen franzöſiſcher Geſchichte", welcher Nichts weniger als ein Begünſtiger jener wilden antiſocialen Demagogie iſt. Er äußert ſich über dieſe Darſtellungen folgendermaßen:

> Die gutgeſinnten Blätter überboten einander in der dramatiſchen Schilderung von Schreckensſcenen, welche einem Zuſtande der tiefſten Barbarei oder der tiefſten Entartung anzugehören ſchienen. Der friedliche Bürger ſchauderte beim Leſen dieſer Berichte und ſegnete im Innerſten des Herzens die ſtarke Hand welche, wie die nämlichen wohlgeſinnten Zeitungen betheuerten, hinfort allein im Stande ſei ihn und die Seinigen vor einem ähnlichen Schickſale zu bewahren. Jede Stimme des Zweifels, des Widerſpruchs, der Berichtigung wurde erſtickt, geſchweige denn daß die Selbſtvertheidigung der Anklage gegenüber hätte zu Worte kommen können; die Oeffentlichkeit galt blos für die Organe der herrſchenden Politik, und was mit deren Abſichten und Intereſſen nicht übereinſtimmte Das war für das franzöſiſche Zeitungspublicum nicht vorhanden. Nach und nach brach die Wahrheit indeſſen doch einige Lücken durch die polizeilichen Schranken, durch welche man ſie von der Oeffentlichkeit abgeſperrt hatte. Achtbare Männer, von denen es nicht zweifelhaft war daß ſie das Unternehmen der Aufſtandspartei misbilligten, fühlten ſich durch ihr Gewiſſen gedrängt, dieſe Partei gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen in Schutz zu nehmen, durch welche ſich Andere ein Verdienſt um die neue Staatsordnung zu erwerben glaubten. So z. B. legte der Pfarrer von Poligny öffentlich ein muthiges Zeugniß für die Aufſtändiſchen ab, welche den genannten Ort eine zeitlang innegehabt und denen man Erpreſſungen und andere Schändlichkeiten zur Laſt gelegt, deren ſie ſich nicht im mindeſten ſchuldiggemacht. Selbſt die amtlichen Berichte konnten nicht umhin manche lügneriſche Beſchuldigung zu widerlegen, wenn auch nur dadurch daß ſie viele angebliche Thatſachen, welche Frankreich mit Grauen in den Zeitungen geleſen mit völligem Stillſchweigen übergingen. Ebenſo bezeichnend war es daß dieſe Berichte manche angeſehene und begüterte Männer als Anſtifter oder Theilnehmer des Aufſtands nannten, von dem es doch als eine ausgemachte Sache gelten ſollte daß er hauptſächlich gegen das Eigenthum gerichtet geweſen ſei und

eine allgemeine Plünderung der Wohlhabenden zum Zweck gehabt habe. Allmälig ſtellte es ſich heraus daß jenem angeblichen Kriege gegen die Reichen nicht ein einziger Fall der eigennützigen Eigenthumsverletzung mit Sicherheit nachgewieſen werden konnte; man hatte die Wohnungen einiger verhaßten Beamten verwüſtet, wie das unglücklicherweiſe bei allen bürgerlichen Unruhen vorzukommen pflegt; der Raub und die Plünderung waren aber nur in den Schreckensphraſen der Zeitungen vorgekommen. Was die Ermordung wehrloſer Menſchen betrifft, welche die Aufſtändiſchen handwerksmäßig betrieben haben ſollten, ſo ſcheint ſich dieſelbe nach ſorgfältiger Vergleichung aller Angaben auf den einen Fall zu beſchränken daß ein junger Mann in Béziers von einem Parteifeinde meuchlings erſchoſſen wurde. Wie wenig ſolche Schandthaten dem allgemeinen Charakter der Bewegung entſprechen, beweiſt der Umſtand daß die Aufſtändiſchen die Unterpräfecten und Staatsanwalte und andere ihrem Unternehmen gefährliche Beamte, welche ihnen in die Hände fielen, einfach in Gewahrſam nahmen, obgleich mancher dieſer Männer durch die Ausübung der Pflichten ſeines Amts ohne Zweifel Rachſucht und Haß auf ſich gezogen hatte. Kurz, wenn man von einzelnen Ausſchweifungen abſieht, wenn man den Aufſtand im Großen und Ganzen auffaßt, ſo zeigt er ebenſo wenig einen grauſamen als einen barbariſchen Charakter.

Wie verſchiedener Beurtheilung, auch abgeſehen von geſliſſentlicher Entſtellung, die politiſchen und ſittlichen Zuſtände eines Departements, vollends eines ganzen Landes fähig ſind, haben noch neuerdings auf recht ſchlagende Weiſe die eigenen Organe und Vertrauten des Elyſée bewieſen. Während Hr. de Perſigny, Miniſter des Innern, zahlreiche Begnadigungen für zuläſſig hielt, weil er in der Mehrzahl der Verurtheilten keine der Geſellſchaft gefährlichen Perſönlichkeiten, ſondern nur Verirrte oder Verführte erblickte, fand der vom Präſidenten in mehre Departements zur Erforſchung der dortigen Zuſtände entſendete Oberſt L'Espinaſſe Alles vom ſocialiſtiſchen Gifte durchfreſſen und rieth zur größten Strenge. Nach ſeiner Anſicht konnten von den vielen Tauſenden Verhafteter nur einige Hundert begnadigt werden, während ein anderer Commiſſar, Bauchart, beinahe die fünffache Zahl begnadigte.

Aber auch die ſchwärzeſte Anſicht von jenen Vorgängen in den Departements als die richtige angenommen, was bewieſe dies zu Gunſten des Staatsſtreichs?

Die officiöſen Berichte bemerken ſelbſt daß nur in einem verhältnißmäßig kleinen Theile des Landes, in 16—18 Departements auf 86, und auch dort nur in einzelnen Ortſchaften die Ruhe geſtört worden ſei. „Selbſt in dieſen Ortſchaften", ſagt Granier, „war es eine Minorität von übelberüchtigten Leuten welche auf Ueberrumpelung und Gewaltthat ihre vergängliche Herrſchaft gründeten."

Dieſe Minorität wurde durch die ſehr geringe Truppenmacht die man zur Verfügung hatte (die meiſten und beſten Truppen waren wegen des Staatsſtreichs in Paris concentrirt) unter thätiger Mitwirkung der gutgeſinnten Bevölkerung überall ziemlich raſch unterdrückt. Die Frage liegt daher nahe: würde man ihrer nicht noch viel leichter Herr geworden ſein, wenn der Präſident ſtatt einen Krieg gegen die Verſammlung und die Verfaſſung zu beginnen, ſeine Aufmerkſamkeit, die Macht der höchſten Autorität und die militairiſchen Kräfte des Staats ungetheilt und ausſchließlich auf die Unterdrückung dieſer ſocialiſtiſchen Umtriebe gerichtet hätte? Die Gerichte und die Polizei hatten, wie Mayer behauptet, längſt alle Fäden eines großen communiſtiſchen Complots in der Hand. Warum war man nicht längſt mit allen geſetzlichen und nöthigenfalls mit außerordentlichen Mitteln zur Zerſtörung dieſer dem Staate feindlichen Elemente, zur Verhaftung, Verurtheilung und Beſtrafung der Mitglieder dieſer geheimen Geſellſchaften geſchritten?

Noch eine andere Bemerkung drängt ſich hier auf. Der Staatsſtreich vom 2. December wird von ſeinen Vertheidigern geprieſen als der Anfang einer Epoche der wiederhergeſtellten Autorität, als der Todesſtreich für die antiſocialen Tendenzen, welche, ſo ſagt man, ihre Hoffnungen auf den Zwieſpalt der höchſten Staatsgewalten und ihre gegenſeitige Schwächung gegründet hatten. Mayer behauptet, ſchon nach dem 10. December 1848, nach der Wahl des Präſidenten, habe ſich eine merkbare Verringerung des Einfluſſes der Demagogie als Folge der Herſtellung einer feſten Autorität gezeigt. Wie iſt es nun zu erklären daß der 2. December 1851, ſtatt die Hoffnungen der Demagogie vollends niederzuſchlagen und ihr jede Kraft zur Erhebung zu nehmen (da er doch eine noch viel ſtärkere und ungetheiltere Autorität hinſtellte), vielmehr das Signal zu aufſtändiſchen Bewegungen ward? Scheint es nicht hiernach als hätten Die Recht welche ſagen: es ſei nicht zu verwundern wenn das gegebene Beiſpiel des Geſetzesbruchs, der Verletzung fremder Perſönlichkeit und fremden Eigenthums, des Blutvergießens und der roheſten Gewaltthaten auch in den ungebildeten Maſſen die ſchlummernden verbrecheriſchen Triebe entfeſſelt habe, wenn die Autorität der nackten Gewalt, die in der Geſtalt des Staatsſtreichs über die Autorität des Geſetzes triumphirt, auch von den Feinden der Geſellſchaft angerufen worden ſei?

Endlich finden die Schriftſteller des Elyſée auch noch eine Rechtfertigung der That des Präſidenten in der Unfähigkeit der Nationalverſammlung, Etwas zu ſchaffen, in ihren Parteiſpaltungen, in der angeblichen Unmöglichkeit mit der Verfaſſung von 1848 zu regieren. Aber mit Recht antwortet ihnen darauf der Verfaſſer der „Vier Wochen":

> Die Nationalverſammlung hatte allerdings wenig geſchaffen und viel verſäumt; aber es war nicht an dem Präſidenten der Republik ſie zu richten, ſondern an der Nation, welche durch die Verfaſſung in den nahe bevorſtehenden allgemeinen Wahlen dazu berufen war. Die Verfaſſung ſelbſt war ſehr mangelhaft, vielleicht in ihren weſentlichen Beſtandtheilen unbrauchbar; mit welchem Fug aber konnte ein einzelner Mann dieſelbe über Bord werfen und ſeinen perſönlichen Willen an ihre Stelle ſetzen? Freilich der gewaltſame Umſturz der Verfaſſung war leichter als eine Verbeſſerung von innen heraus; allein jene Gewaltthat mußte Frankreich ihren Beweggründen und ihren Hülfsmitteln nach verderblicher werden als die mangelhafteſte Verfaſſung, die doch wenigſtens auf allgemein anerkannter rechtlicher Grundlage beruhte. Diejenigen die das Jahrhundert mit ihrer Wehklage darüber erfüllen daß durch

eine Reihe von Revolutionen in Frankreich der Boden des öffentlichen Rechts verwüſtet ſei, die nämlichen Leute jubeln daß die erſten neuen Stützen die der franzöſiſche Staatsbau in einer Verfaſſung gefunden, deren Zweckmäßigkeit zweifelhaft, deren Rechtsgültigkeit aber unbeſtritten war, daß dieſe neuen Stützen durch die frevelnde Hand der Uſurpation wieder hinweggeriſſen worden! Weil Ludwig Bonaparte die Gefahren ſcheinbar hinausgeſchoben, welche man vom Jahre 1852 befürchtete und denen er ſelbſt durch die Entwürfe ſeines Ehrgeizes den ſtärkſten Vorſchub geleiſtet hatte, ſo rufen ſie ihn aus als den Retter der Civiliſation Frankreichs, als den Beſchützer des Friedens und der Ruhe Europas! Als ob aus einer Saat wie die des 2. December etwas Anderes emporwachſen könnte als die Frucht des Verderbens!

Mit Freuden ſchreiben wir dieſe Worte einer edelen Entrüſtung aus dem Werke eines deutſchen Schriftſtellers nieder. Das ganze Rochau'ſche Buch trägt den Stempel dieſes ſittlichen Zorns an ſich. Es iſt wohlthuend eine ſolche Manneſſtimme zu vernehmen mitten unter dem Geſchwätze elyſeiſcher Höflinge und Scribenten, es iſt aufrichtend für unſer ſo vielfach niedergebeugtes Nationalgefühl daß dieſe Stimme einem Deutſchen angehört.

Dieſe letzte freudige Regung müſſen wir freilich ſogleich wieder dämpfen. Denn dicht neben dem Buche von Rochau, ja der Zeitfolge nach ihm vorausgegangen, präſentirt ſich uns die Schrift eines zweiten Deutſchen, welche ihren nationalen Stempel in ganz etwas Anderm ſucht, nämlich in der Bethätigung jener den Deutſchen in den Zeiten nationalen Verfalls angewöhnten, von dem wieder erſtarkten beſſern Geiſte unſers Volks aber längſt gerichteten Untugend, fremde Narrheit und fremde Erbärmlichkeit nachzuäffen, wo möglich zu überbieten. Was die literariſchen Bedienten des Elyſée als ihr Handwerk betreiben, die Verherrlichung der Staatsſtreichspolitik als einer Heilsthat für Frankreich, das hat ein deutſcher Doctor und, irren wir nicht, Lehrer an einer deutſchen Hochſchule in ein förmliches, ſchulgerechtes Syſtem gebracht, hat bewieſen daß Alles ſo habe kommen müſſen und nicht anders habe kommen können — „das Erſt' ſei ſo, das Zweite ſo, und drum das Dritt' und Vierte ſo" —; daß Napoleon nicht blos aus eigenem menſchlichen oder gar eigenſüchtigen Antriebe, bewahre! kraft einer providentiellen Miſſion und nach dem nothwendigen Gange der Weltgeſchichte die Verfaſſung Frankreichs umgeſtürzt, den Parlamentarismus mit Füßen getreten, Recht und Geſetz vernichtet und ſeinen Alleinwillen als höchſte Autorität einem civiliſirten Volke aufgedrängt habe. Konſtantin Frantz in Berlin, Verfaſſer mehrer gegen den Conſtitutionalismus gerichteter und deſſen Wiederbeſeitigung zunächſt in Preußen predigender Broſchüren*), hat ſich beeilt das von dem franzöſiſchen Präſidenten gegebene Beiſpiel einer Verfaſſungsaufhebung, welches allerdings unſere geſammte deutſche Reaction an Kühnheit und Rückſichtsloſigkeit beiweitem beſchämt, mit triumphirender Freude zu apotheoſiren. Selbſt die Hofpubliciſten des Elyſée müſſen den Verfaſſer des Schriftchens „Louis Napoleon" beneiden um die Stirn womit er den Sieg der Gewalt triumphirend verkündigt und feiert. Denn ſelbſt ein Mayer und ein Granier haben ihre Freude über den gelungenen Staatsſtreich kaum ſo rückſichtslos und übermüthig geäußert wie der deutſche Lobredner Ludwig Napoleon's in den folgenden Eingangsworten:

Die Geſchicke Frankreichs haben eine neue Wendung genommen. Nicht in dem dumpfigen Circus des Parlaments, ſondern unter Gottes freiem Himmel iſt es zur Entſcheidung gekommen, denn aus dem Palais Bourbon iſt die Scene auf die Boulevards und in die Vorſtädte verlegt. Pelotonfeuer und der ſonore Klang der Kanonen haben die Klingel des Präſidenten erſetzt, der ſich ſo oft vergebens bemühte, wenn inmitten des parlamentariſchen Jargons der Redner ſein eigenes Wort nicht verſtand, die Ruhe herzuſtellen. Jetzt iſt es der Artillerie gelungen, vortrefflich gelungen.

Dies genüge als Probe des Stils, der ja den Menſchen kennzeichnet! Wenden wir uns zu dem Inhalte der Konſtantin'ſchen Schrift. Konſtantin ſucht zu beweiſen daß die Nationalverſammlung ſich ſelbſt rechtlos gemacht habe, indem ſie die Conſtitution verletzte, die durch dieſe ihr auferlegten Pflichten unerfüllt gelaſſen.

Steht mir Rede! Welche Fortſchritte hat Frankreich unter eurer dreijährigen Parlamentsherrſchaft gemacht? Was iſt zur Ausgleichung der ſocialen Misſtände geſchehen? Nichts! Steht mir Rede, ob die Steuern verringert ſind, während bekanntlich das Budget um 300 Millionen geſtiegen iſt; und wo ſind die Fortſchritte in der Moral, in der Aufklärung, des Wohlſtandes? Und wenn ihr von alle Dem Nichts aufweiſen könnt, dann beklagt euch nicht daß man euch nach Vincennes oder Charenton ſpedirt!

Frankreich iſt die Beute dieſer Menſchen, welche hohe Worte machen, indeſſen ſie ſich um den Raub ſtreiten. Die Einen wollen „die Geſellſchaft retten", wie ſie ſagen, d. h. das Ausbeutungsſyſtem fortſetzen, wobei ſie ſich ſo wohl fühlen; die Andern wollen ein neues Ausbeutungsſyſtem zu ihren Gunſten etabliren, was ſie „die Geſellſchaft organiſiren" nennen.

Da habt ihr die Lage der Dinge!

Jetzt rücken Gendarmen aus um die Banditen einzufangen, und wo man Widerſtand findet ſchmettert ihn die Artillerie darnieder.

Da habt ihr den Staatsſtreich!

Ich rede nicht von der Moralität dieſer Handlung, nicht von gebrochenen Eiden, nicht von Treue und Ehre, man kann davon nicht reden inmitten einer moraliſchen Zerſetzung.

Ich ſpreche auch nicht von dem öffentlichen Recht, denn es gibt kein öffentliches Recht in Frankreich, ſondern nur eine öffentliche Gewalt, deren Subſtanz der Volkswille, deren officielles Organ die Armee iſt. Was man aber öffentliches Recht nennt, iſt ein Gewebe von Sophismen, ſo dicht geflochten daß man es mit dem Säbel zerhauen muß, wenn das franzöſiſche Volk nicht am Ende noch ſeinen geſunden Sinn und die ihm ſo eigenthümliche logiſche Klarheit verlieren ſoll.

Oder welches wäre denn das anerkannte, das geltende öffentliche Recht? Etwa der Legitimismus der auf einem Dogma beruht, woran Viele zu glauben vorgeben, im Ernſt wol aber Niemand glaubt, am wenigſten Derjenige der dies Princip repräſentirt, und in dem es doch vorallem leben müßte wenn es Wahrheit haben ſollte, Heinrich V., der zu erwarten ſcheint daß Frankreich nach Frohsdorf komme und alſo das Königreich ſich den König erobere, ſtatt der König ſein Königreich. Oder etwa der Orleanismus, dieſe widerliche Fuſion der Quaſilegitimität mit der Quaſivolksſouverainetät, dieſes Bourgeoiſiekönigthum, an welches nicht einmal Ludwig Philipp ſelbſt geglaubt, da er nach ſeiner Vertreibung nicht einmal proteſtirt, ſondern

*) „Unſere Verfaſſung", „Die Conſtitutionnellen", ferner des Schriftchens „Unſere Politik", welches die Unionspolitik Preußens bekämpfte und die Wiederannäherung an Oeſtreich empfahl.

ganz einfach nur ſeine Capitalien reclamirt? Oder etwa die Republik, welche das ſouveraine Volk der pariſer Vorſtädte im Februar 1848 errichtet und deren Exiſtenz der Telegraph dem erſtaunten Frankreich verkündigte? Allerdings war das kein Staatsſtreich, ſondern ein Stadtſtreich, reſp. ein Vorſtadtſtreich. Hat dann das ſouveraine Volk den Vorſtadtſtreich hinterher acceptirt, ſo möge man doch abwarten, ob es nicht auch den Staatsſtreich acceptirt! Oder iſt das öffentliche Recht etwa die Conſtitution welche von der Aſſemblee octroyirt, über deren Anerkennung das ſouveraine Volk nie befragt iſt? Und wäre es auch befragt, ſo könnte es ſeinen Willen doch täglich ändern, eben weil es ſouverain iſt; es könnte nicht nur die Conſtitution umſtoßen, ſondern die republikaniſche Form überhaupt.

Der Verfaſſer führt dann weiter aus daß der Bourbonismus im heutigen Frankreich unmöglich ſei, weil die ariſtokratiſch-hierarchiſche Ordnung, auf welcher derſelbe nothwendig ruhen müßte, in dem von Revolutionen zerwühlten Frankreich nicht mehr exiſtire; der Orleanismus, weil gerade in den Bürgerclaſſen das ſkeptiſche, antimonarchiſche Element am ſtärkſten ſei und auf den Sturz des Königthums hindränge; der Parlamentarismus, weil er in einem durch und durch atomiſirten Volke ohne corporative Gliederungen und communale Selbſtregierung nirgend einen Halt finde, weil er mit dem geſchichtlichen Zuge des franzöſiſchen Volks, der doch weſentlich monarchiſch ſei, im Widerſpruch ſtehe, endlich weil er ſich unfruchtbar gezeigt habe für die wahren Intereſſen des Volks; die Republik, weil eine ſolche ſich mit einer Centraliſation wie ſie Frankreich beſitze nicht vertrage.

In dieſen Beweisführungen iſt Vieles, wenn auch nicht Alles, wahr, wie man denn auch die vom Verfaſſer gegen das bisherige parlamentariſche Weſen in Frankreich erhobenen Vorwürfe zum großen Theile unterſchreiben kann. Aber iſt damit bewieſen daß die Politik des 2. December, daß der Napoleonismus wirklich einen Ausweg und zwar den einzigen Ausweg bietet aus der verzweifelten Lage, in welche das unglückliche Frankreich zuerſt durch die Fehler der alten Monarchie, ſodann durch eine Reihe revolutionnairer Experimente, die jene Fehler nicht verbeſſerten, ſondern verſchlimmerten, geſtürzt worden iſt?

Der Verfaſſer glaubt dies wirklich beweiſen zu können. Er ſagt:

Für ein Volk welches die ganze Subſtanz ſeines alten Staatslebens zerſtört und ſeitdem keine gemeinſchaftlichen Staatsanſchauungen mehr hat, gleichwol aber einer öffentlichen Gewalt und einer öffentlichen Ordnung bedarf, gibt es kein anderes Mittel als daß es einen Mann an ſeine Spitze ſtelle der den Collectivwillen des Volks in ſich zuſammenfaßt, und daß dieſer Mann eine Verfaſſung gebe welche vom Volke ratificirt wird ... Dieſer Mann regiert nicht in Kraft der Legitimität oder ſonſt einer moraliſchen Idee, ſondern im Namen einer phyſiſchen Nothwendigkeit, da er auf der Majorität ruht und die Nothwendigkeit vorliegt daß ſich die Minorität unterwerfen muß. Der Mechanismus der neuen Verfaſſung wird nach den Foderungen der Zweckmäßigkeit eingerichtet, nicht nach den Foderungen irgend welcher öffentlichen Rechte, die ja nicht vorhanden ſind. Und die ganze Verfaſſung ſelbſt beſteht auch nicht in Kraft ihrer Legitimität, ſondern als eine phyſiſche Nothwendigkeit, welcher die Armee Nachdruck gibt, indem ſie den Widerſtand der Minorität niederwirft.

Das iſt nach dem Verfaſſer der Napoleonismus, das Syſtem, welches einſt der Onkel ein- und durchgeführt, welches jetzt der Neffe wieder zur Geltung gebracht hat.

Der Verfaſſer fühlt indeß doch ſelbſt daß dieſes Syſtem, das auf dem bloßen phyſiſchen Factum der actuellen Gewalt ruht, keine Bürgſchaft biete, weder ſeiner eigenen Dauer noch der Schaffung eines wirklichen Rechtszuſtandes.

Der bloße Wille iſt kein Rechtsprincip, und wir meinen nicht daß der bewaffnete Wille eines ſei. Das Unrecht darniederhalten, das Recht vertheidigen kann der Säbel; ſchaffen kann er es nicht. Denn in alle Ewigkeit walten die ethiſchen Mächte, und keine Gewalt entgeht den Erinnyen.

Was kann es alſo ſein wodurch die blos factiſche Verfaſſung zu einer rechtlichen Verfaſſung wird? Oder mit andern Worten: Wodurch wird der blos natürliche Wille, der kein Recht ſchafft, zu einem ethiſchen Willen, aus welchem Recht entſpringt?

Was den menſchlichen Willen von der einen und ewigen Rechtsquelle trennt, das iſt der Egoismus, der Eigenwille, der nur ſich ſelbſt will, der gebrochen werden muß um zu einem ethiſchen Willen zu werden. Und das iſt die Aufgabe in Frankreich: den Eigenwillen zu brechen, ihn zu brechen nach unten wie nach oben hin. Wählt das Volk ſich einen Chef, an den es ſeinen Eigenwillen aufgibt um dieſem Chef zu gehorchen, und gibt dieſer Chef ſeinen Eigenwillen auf um dem Volk zu dienen, dann knüpft ſich zwiſchen beiden Theilen ein moraliſches Band. Ein Knoten wird geflochten, woran ſich die in dem Menſchen nie ganz erloſchenen Rechtsideen mit tauſend Fäden anſchließen. Allmälig wird ſich ein Kanon deutlicher Rechtsanſchauungen bilden, allmälig werden Inſtitutionen hervortreten, die nicht blos durch ihre phyſiſche Nothwendigkeit, ſondern durch ihre moraliſche Kraft beſtehen.

Dies — ſo endet der Verfaſſer — iſt die Löſung, oder es gibt überhaupt keine Löſung.

Wenn dies — das allſeitige Aufgeben eigenſüchtiger und eigenwilliger Motive — wirklich, wie der Verfaſſer eingeſteht, die einzige für Frankreich mögliche Löſung iſt, ſo darf man wol behaupten daß Frankreich niemals entfernter von dieſer Löſung war als eben jetzt. Denn welcher Menſch von geſunden Sinnen und aufrichtigem Herzen möchte im Ernſte glauben können oder Andere überreden wollen: Ludwig Bonaparte habe „ſeinen Eigenwillen aufgegeben um dem Volke zu dienen“? Die Organe des Elyſée ſprechen freilich viel von der Uneigennützigkeit des Präſidenten und von ſeinem ausſchließlichen Beſtreben das Volk, namentlich die untern Claſſen zu beglücken; aber wir ſind überzeugt daß dieſe Prieſter des Napoleon'ſchen Götzendienſtes ſich ganz in der Lage jener alten römiſchen Haruſpices befinden, die nach dem Ausſpruche eines geiſtreichen Schriftſtellers einander gegenſeitig nicht anſehen konnten ohne zu lachen. Was aber die Uneigennützigkeit „von unten“ betrifft, ſoll man denn glauben daß die acht Millionen Stimmen welche die That vom 2. December nachträglich ſanctionnirten die Frucht eines „gebrochenen Eigenwillens“, eines „ethiſchen Willens“ geweſen ſeien? Die unbeſtochene öffentliche Meinung hat bereits der Abſtimmung vom 20. December ihr Recht widerfahren laſſen und den Beweis geführt daß der Schlüſſel zu dem ſonſt aller-

dings räthſelhaften Reſultate einer ſo maſſenhaften Zuſtimmung zu einer That welche faſt alle Parteien verletzt hatte, lediglich in dem Vorwalten eines bedauerlichen Egoismus von allen Seiten und unter den verſchiedenſten Geſtalten zu finden ſei. Der vermögendere Theil der Bevölkerung ſtimmte für Ludwig Napoleon um bald zu feſten Zuſtänden zu kommen, damit die Rente ſteige und der Handel ſich wieder belebe; die Geiſtlichkeit warb Stimmen, weil ſie von dem Präſidenten Begünſtigungen für die katholiſche Kirche, d. h. für ſich erwartete; die Armee ſtimmte für ihn weil er ſie durch Avancements, Geld, Belohnungen und Auszeichnungen anſichgezogen, und weil ſie unter einer auf die Bayonnete geſtützten Dictatur die erſte Rolle ſpielen mußte; das arme Landvolk endlich und das Proletariat in den Städten ſtimmte für ihn, weil man es von der unbeſchränkten Herrſchaft des Präſidenten durchgreifende Verbeſſerungen ſeiner Lage hoffen ließ. Ungerechnet die vielen Stimmen welche Einſchüchterung, Angſt vor den Rothen, Verzweiflung an jeder andern Entwickelung oder ganz perſönlicher Eigennutz dem Präſidenten eingetragen haben. Die Rochau'ſche Schrift ſowie das „Bulletin français" haben ſchlagende Thatſachen zum Beweiſe deſſen geſammelt. Das eben iſt das Tiefbetrübende und wahrhaft Verzweiflungsvolle in der Lage Frankreichs daß der Egoismus, und zwar der kleinlichſte, kurzſichtigſte, jämmerlichſte Egoismus, ſammt ſeinen unzertrennlichen Gefährten, der Corruption, der Intrigue, der politiſchen Feigheit, der Apoſtaſie, der Luſt am Despotismus und dem unruhigen Drange nach anarchiſcher Freiheit alle Zuſtände und alle Claſſen der Geſellſchaft daſelbſt angefreſſen und vergiftet hat.

Wer ſind nun dieſe Perſigny, dieſe St.-Arnaud, dieſe Maupas, dieſe Morny, welche wir die erſten Rollen beim Staatsſtreich vom 2. December ſpielen und nach vollbrachter That die höchſten Stellen in der neugeſchaffenen Ordnung der Dinge einnehmen ſehen? Dieſe Perſonenfrage muß in den Vordergrund treten, da von der andern Seite gerade die perſönlichen Eigenſchaften der Umgebungen Ludwig Napoleon's als Bürgſchaften dargeſtellt werden für die Ehrlichkeit, den Patriotismus und die Selbſtverleugnung der Staatsſtreichspolitik.

Wir können es daher nicht ungerechtfertigt finden, wenn eine Publication, welche ſich übrigens weit über dem Niveau literariſchen Skandals hält und deren Herausgeber mit ihren Namen und ihrer Vergangenheit dafür bürgen daß es ihnen um mehr zu thun iſt als um die Befriedigung einer perſönlichen Rache oder Feindſchaft, wenn das „Bulletin français" dieſe Perſonenfrage rückhaltslos behandelt hat, obſchon wir überzeugt ſind daß den Herausgebern dieſe neue und ungewohnte Art des Kampfs, dieſes Sondiren und Bloßlegen der Vergangenheit ihrer Gegner — und welcher Vergangenheit! — in mehr als einer Hinſicht peinlich geweſen iſt. Aber es mußte geſchehen um Diejenigen zu entlarven, welche die Männer des 2. December gern zu Muſtern des Edelmuths, des Heroismus, der Vaterlandsliebe ſtempeln möchte, während ſie die Gegner deſſelben mit den ſchwärzeſten Farben malt. Aus dem gleichen Grunde glauben auch wir die Enthüllungen des „Bulletin français" über die Hauptacteurs des Staatsſtreichs hier wiedergeben zu müſſen. Ueber Perſigny heißt es dort:

Von Hrn. Fialin de Perſigny haben wir Nichts weiter zu ſagen; wir haben ihn hinlänglich geſchildert, indem wir ſeine Aeußerungen wiedergeben; das iſt der Mann der vor dem 2. December ausrief: „Wir haben keine Schlöſſer zu verlieren!" Ein anderes mal ſagte er in einer Geſellſchaft: „Wenn wir dieſem Lande ſcharf zu Leibe gehen mit dem Eiſen in der einen und dem Gold in der andern Hand, ſo können wir es zu Allem bringen." Und wieder ein anderes mal faßte er die Politik der er diene in dieſe Worte zuſammen: „Der Präſident hätte gern das Bürgerthum vernichtet mit Hülfe der höhern Claſſen, allein dieſe ziehen ſich von ihm zurück, ſo wird er es vernichten mit Hülfe der arbeitenden Claſſen. Seine Politik iſt einfach: die *Erniedrigung des Bürgerthums* im Innern, und nach außen die *Eroberung des Rheins*." In der Lebensgeſchichte dieſes Mannes gibt es zwei Abſchnitte: der eine iſt nur zu ſehr bekannt, der andere iſt zwar unbekannt, aber wahrſcheinlich ſind ſeine Geheimniſſe die gewöhnlichen jedes abenteuernden Lebens.

Ausführlicher iſt das „Bulletin français" über die Herren St.-Arnaud und Maupas. Ueber den Erſtern ſagt es:

Der General St.-Arnaud führt wie die meiſten Eingeweihten und Mitſchuldigen der Bonapartiſtiſchen Politik einen Namen welcher ihm nicht gehört. Man möchte glauben es ſei das eine Bedingung des Eintritts in die nähern Umgebungen und den perſönlichen Dienſt Ludwig Napoleon's daß man ſeinen Familiennamen verberge oder überhaupt keinen legitimen habe. Dieſe Regierung, deren hohe Sittlichkeit tagtäglich vom „Moniteur" geprieſen wird, hat ſich bisher faſt nur aus zwei Claſſen von Menſchen rekrutirt, die gewöhnlich nicht eben ſehr ſittlich ſind: um ihr anzugehören muß man entweder keinen richtigen Geburtsſchein beſitzen oder die Taſche voll proteſtirter Wechſel haben. Häufig fallen dieſe beiden Claſſen in eine zuſammen. Der General Leroy, genannt von St.-Arnaud, gehört allermindeſtens der zweiten an.

Es wird ſodann erzählt wie Leroy zuerſt unter den Gardes-du-Corps gedient habe, allein wegen gewiſſer Jugendſtreiche ausgeſtoßen worden ſei.

Was aus dem verabſchiedeten Garde-du-Corps bis 1830 geworden ſei, wird er ſelbſt wol am wenigſten Luſt haben mitzutheilen. Als der General St.-Arnaud das Miniſterium übernahm, behaupteten die Journale (die damals noch frei waren, denen man aber antworten, auch den Proceß machen konnte): ſie hätten denſelben früher gekannt als er ſich Florinal genannt und auf dem Theater de la Gaîté im Melodrama geſpielt habe. Der General nahm ſich nicht die Mühe die ſo übel berichteten Spötter zu enttäuſchen. Die Wahrheit iſt daß er auf einem Theater der Bannmeile aufgetreten war. Sollte der Miniſter des Innern, Hr. de Perſigny, künftig einmal ſeinem ehrenwerthen Collegen Etwas anhaben wollen, ſo braucht er nur in dem Bureau der Theater Erkundigungen einzuziehen.

Im Jahre 1830 verlangte Leroy ſeine Offiziersepauletten zurück, vorgebend er habe dieſelben eingebüßt *wegen politiſcher Meinungen*. Im Jahre 1832 führte der Zufall ihn dem Marſchall Bugeaud zu, der an ihm gefällige Formen, eine leichte Sprache, mit einem Worte Bühnengewandtheit entdeckte und ihn daher für geeignet hielt zu gewiſſen untergeordneten Dienſten in Blaye, zu denen nicht Jeder ſich hergegeben haben möchte.

Später durch die Protection des Marſchalls nach Afrika verſetzt, machte ſich Leroy bald bemerkbar. Mit einem ſichern

Blick begabt und energiſch im Handeln, beſaß er manche Eigenſchaften eines guten Militairs, noch mehr aber eines Parteigängers. Leider zeigte er nicht den gleichen Eifer bei allen ſeinen Obliegenheiten, und ſo zuverläſſig er im Feuer war, ſo wenig ſcheint er es im Rechnungsweſen geweſen zu ſein. Damals war es wo er es nur der beſondern Nachſicht des Generals Rullière zu verdanken hatte daß er ſeine Epauletten nicht zum zweiten mal verlor. Man kennt den Brief den General Rullière nach dem 2. December an den Kriegsminiſter ſchrieb und worin folgender Satz vorkam: „Im Jahr 1832 hat General Rullière ſich geweigert den Degen des Hauptmanns Leroy zu zerbrechen, um ihn nicht zu entehren; 1851 hat der Kriegsminiſter Leroy St.-Arnaud, da er den General Rullière nicht entehren konnte, deſſen Degen zerbrochen.“ Durch einen Adjutanten Ludwig Napoleon's, der eine kurze Zeit in Algier diente, ward St.-Arnaud dem Prinzen empfohlen. Man rief ihn nach Paris. Während der Ueberfahrt ſchrieb er an einen der verbannten Prinzen, mit dem er in Afrika gedient, einen Brief, worin er demſelben die Verſicherungen ſeiner Anhänglichkeit erneuerte und Dienſte anbot die Niemand verlangt hatte. So ſuchte er ſich nach allen Seiten hin den Rücken zu decken. Nach dem Erſcheinen des Spoliationsdecrets gegen die Orleans trug er denn auch dafür Sorge daß der „Moniteur“ melden mußte: er habe ſeine Entlaſſung angeboten. Freilich nahm er dieſelbe ſofort zurück: er mochte denken man werde ihm ſchon die gute Abſicht hoch genug anrechnen.

Viel Schlimmeres noch weiß das „Bulletin français“ von dem gegenwärtigen Polizeimeiſter Ludwig Napoleon's, Hrn. de Maupas, zu berichten. Daß derſelbe in lächerlicher Eitelkeit ſich ſelbſt geadelt, möchte wenig bedeuten; ernſthafter iſt folgende Geſchichte die das „Bulletin français“ auf Grund notoriſcher Thatſachen mittheilt.

Im Juli vorigen Jahres verbreitete ſich das Gerücht: der Appellhof von Toulouſe hätte einen politiſchen Proceß vor ſein Forum gezogen, ſtatt ihn ſeinem regelmäßigen Verlauf zu überlaſſen. War es ein ſo ſchwieriger Fall daß man ihn glaubte dem Gericht erſter Inſtanz entziehen und vor den höhern Gerichtshof bringen zu müſſen? Im Gegentheil erfuhr man daß der Gerichtshof nur deshalb ſo gehandelt um den Präfecten — eben jenen Maupas — zu verhindern, ein reinpolizeiliches Vergehen, welches nach den Reſultaten der Vorunterſuchung vielleicht in einer nicht autoriſirten Verſammlung beſtanden, wiſſentlich zu einem Complot zu ſtempeln. Der Gerichtshof hatte kein anderes Mittel gewußt um dem ungeſetzlichen Einfluß zu begegnen, den man ſeitens der Verwaltung auf einen einfachen Inſtructionsrichter zu üben Miene machte. Maupas glaubte kein rechter Präfect zu ſein, ſolange er nicht die Verſetzung ſeines Departements in Belagerungszuſtand erreicht hätte; er brauchte alſo eine Verſchwörung, Hausſuchungen, polizeiliche Verhaftungen; er drohte dieſe ſelbſt vorzunehmen, wenn das Gericht ſie nicht für ihn übernehmen wollte; es handelte ſich um nichts Geringeres als die Verhaftung von 32 Perſonen, darunter drei Mitglieder des Generalraths. Der Richter weigerte ſich, erklärend daß kein Grund dazu vorhanden ſei, daß er die verhafteten Perſonen nach dem erſten Verhör wieder würde entlaſſen müſſen. Der erſte Präſident des Appellhofs und der Generalprocurator ſagten Daſſelbe und nahmen die Verantwortlichkeit für den erſten Richter auf ſich. Da wagte Maupas dieſen ehrenwerthen Magiſtratsperſonen vorzuſchlagen: man könne es ja einrichten daß man verborgene Waffen in der Behauſung der Perſonen fände die ihm verdächtig wären, in wenigen Tagen, ſagte er, könne das Alles in Ordnung ſein; es ſei eine Perſon aus Paris bei ihm angekommen, wenn man dieſer nur etwas Zeit laſſe, ſo würde man an der gewünſchten Stelle Papiere, Pulver und Granaten finden. Der Gerichtshof, empört über ſolche Zumuthung, berichtete die Sache an den Juſtizminiſter.

Dieſe Correſpondenz war, wie das „Bulletin français“ verſichert, noch vor kurzem auf der Kanzlei des Miniſteriums zu ſehen. Der Miniſter Rouher ſelbſt wollte an ſoviel Schändlichkeit nicht glauben; der Generalprocurator mußte in Perſon nach Paris reiſen um ihn zu überzeugen. Maupas ward ſofort durch den Telegraphen herbeibefohlen; allein Maupas blieb Präfect und iſt heute Miniſter!

Den Vierten in dieſem Bunde, Hrn. de Morny, hat die ſcharfe Kritik der Herausgeber des „Bulletin français“ weniger berührt — nur beiläufig nennen ſie ihn einen „Edelmann der Börſe“ — vielleicht haben ſie ihn geſchont, weil er an den neueſten Acten der Politik des 2. December, der Confiscation der Orleans'ſchen Güter, ſich nicht mehr betheiligt und ſeine Misbilligung dieſes Schritts durch die eingereichte Entlaſſung bekundet hat. Hr. de Morny ſcheint, was Loyalität des Charakters und ehrenhafte Vergangenheit betrifft, auf einer etwas höhern Stufe zu ſtehen als die Herren Leroy St.-Arnaud und Maupas, wenn ſchon manche ſeiner miniſteriellen Handlungen, wie jene Veröffentlichung von Liſten der Conſultativcommiſſion ohne Wiſſen und Wollen der darin Verzeichneten, denen nicht einmal ein öffentlicher Proteſt gegen dieſen Misbrauch ihrer Namen verſtattet war, eben auch keine große Gewiſſenhaftigkeit in der Wahl der Mittel verrathen. Auch die mehr als zweideutigen Manipulationen zur Beeinfluſſung der Abſtimmung vom 20. December fallen unter ſein Miniſterium und wenigſtens indirect ihm zur Laſt.

Hr. de Morny gehört nach der Schilderung eines der Schriftſteller ſeiner eigenen Partei, Mayer's:

zu jener neuerſtandenen Claſſe von Salonmenſchen, welche durch den Drang ſocialer Ereigniſſe plötzlich in Staatsmänner umgewandelt, zu den Staatsgeſchäften den Geiſt der Ueberwältigung, die Gewohnheit des Siegens, die beherrſchenden Manieren und die Kaltblütigkeit mitbringen, denen ſie ihre Ueberlegenheit in der Geſellſchaft verdanken; welche eine diplomatiſche Combination nicht anders behandeln als eine Luſtpartie, einen Staatsſtreich nicht anders als die Inſceneſetzung eines Geſellſchaftsluſtſpiels; welche, wenn die Stunde ſchlägt, die verwickeltſten Angelegenheiten keck mit ihrer feinbehandſchuhten Hand anpacken und des Erfolgs ſicher ſind, weil ſie unter der Hülle der Leichtfertigkeit einen unbeſiegbaren Glauben an ſich ſelbſt verbergen.

Es iſt bekannt daß Hr. de Morny noch in der Nacht des 2. December in einem Spielclub ſeiner gewohnten Leidenſchaft nachhing und am Abend zuvor in einer Theaterloge mit einem der Generale deren Verhaftung am nächſten Morgen er mit hatte beſchließen und vorbereiten helfen ein unbefangenes Geſpräch anknüpfte. Wehe dem Lande, deſſen Geſchicke auf die „geſellige Courtoiſie“ und „Loyalität“ ſolcher Salonmenſchen angewieſen ſind.

Was die Baſis der neuen Napoleon'ſchen Herrſchaft nach unten betrifft, ſo ſteht es damit nicht beſſer. Grobe Selbſtſucht, Mangel aller höhern Lebensauffaſſung und aller ſittlichen Energie ſind auch hier die Hauptſtützen einer Politik welche ſich rühmt die Nation zu erheben und zu veredeln. Das Gros der Anhänger und Vertheidiger des Staatsſtreichs bildet, abgeſehen von der nicht geringen Zahl Derer welche directe Vortheile davon für ſich

zu ziehen hoffen, die außerordentlich große Maſſe der *Optimiſten*. Trefflich ſchildert dieſe das „Bulletin français" in nachſtehendem Bilde:

Wir erinnern uns wol der Zeit, wo die Optimiſten fanden daß die Republik ganz zur rechten Stunde erſchienen und offenbar von der Vorſehung geſandt ſei. Dieſe Ehrenmänner bekannten damals mit aller gebührenden Zerknirſchung daß ſie zwar nicht ſo glücklich geweſen wären von Haus aus Republikaner zu ſein, daß ſie ſich aber vollkommen von den Vorzügen dieſer Staatsform überzeugt hätten; ſie bewunderten deren Großartigkeit, ſie verbürgten ihre Dauer, die Republik war in ihren Augen die vom Himmel geſandte Wohlthäterin des Landes. Wir kennen ſolche Optimiſten, die der Republik, damit ſie gleich von vornherein leichteres Spiel habe, ganz leiſe den Rath ertheilten: „ſie möge doch Bankrott machen, das habe ja nicht viel auf ſich." Man nehme ſich in Acht! Dieſe Leute ſind jetzt Bonapartiſtiſche Financiers! Dieſelben Perſonen entdeckten damals daß Cauſſidière ein Conſervativer von der beſten Sorte ſei, und gaben ihm ihre Stimmen um ihn in dieſer Politik zu beſtärken, und dieſelben Perſonen rühmen heute ganz mit denſelben Gründen und in der gleichen Eigenſchaft als wohlerfahrene Conſervative eine Dictatur, die ſo revolutionnair iſt wie nur irgend eine je war; ſie erklären ganz ernſthaft, die Vorſehung ſei uns wiederum gnädig geweſen, indem ſie uns einen Herrn gegeben, und man dürfe dieſe neue Herrſchaft nicht wegen ihres Urſprungs anfeinden, denn dieſer Urſprung ſei ein höherer! Der Optimismus iſt freilich von Natur ſehr religiös! Die Optimiſten haben ihr Leben verbracht in der Religion des goldenen Kalbes; ſie ſind entnervt durch den Dienſt der Boudoirs, herzlos und fett geworden beim Cultus der Tafel; ſie haben nie andere Götter gekannt als ihre Börſe und ihre Sinnlichkeit.

Dieſe profane Vergangenheit hindert ſie jedoch keinen Augenblick mit einer unbegreiflichen Kühnheit ſich und ihren augenblicklichen Günſtling unter den unmittelbaren Schutz des Himmels zu ſtellen. Man könnte ſich faſt überreden laſſen, ſie glaubten wirklich an Gott: ſo ſehr preiſen ſie ihn daß er ihnen einen Retter geſandt habe! Und doch iſt es nur die weichlichſte Bequemlichkeitsliebe, die unbegrenzte Sehnſucht dieſe Bequemlichkeit auch ferner zu genießen, und die Angſt ſie einzubüßen, was ſie wie Verzweifelte zu den Füßen des Erſten Beſten treibt, ſobald dieſer Erſte Beſte ihnen der Stärkſte ſcheint; was ihnen eine ſo rührende Anhänglichkeit an die Gewalt einflößt der ſie ſich anſchließen. Ihre Unterwürfigkeit iſt auch in der That nicht bloße Heuchelei, es iſt Nervenſchwäche, ſie ſind wie jene Gottloſen, die aus Furcht vor dem Gewitter das Zeichen des Kreuzes machen.

Die Optimiſten verſichern euch — ſo ſehr haben ſie Angſt daß alles Dies nicht Beſtand haben möchte —: ſie verſichern euch daß unter Gottes gnädigem Beiſtande Dies wahrhaftig Beſtand haben werde, zehn Jahre, zwanzig Jahre, Jahrhunderte! Sie verſichern euch — ſo ſehr ſind ſie mit ihrem Vertrauen im Zuge — niemals hätten die Finanzen des Landes beſſer geſtanden als jetzt; niemals ſei die Ordnung mehr geſichert geweſen als jetzt; endlich, um die übliche Wendung zu gebrauchen: man habe um ſo gewiſſer das *Recht* wiederhergeſtellt, je gewaltſamer man mit der *Geſetzlichkeit* gebrochen.

Aber nicht weniger ſtreng ſprechen die Herausgeber des „Bulletin français" zu den Peſſimiſten. Dieſen rufen ſie zu:

Ihr ſeid ebenſo ſchlechte Patrioten wie die Optimiſten, wenn der Schmerz über dieſe Schande des Vaterlandes, zu welcher Jene Beifall klatſchen, euch den Muth des Kämpfens raubt, um dieſe Schande wieder auszulöſchen, wenn ihr zu Nichts fähig ſeid als dazu, in einem einzigen Fluch eure Schande und euer Vaterland zu verſchmelzen.

Der Peſſimismus — fahren ſie fort — iſt auch eine der Masken dieſer Zeit welche man ihr vom Geſicht reißen muß. Wir kennen Gleichgültige, die unbarmherzig über unſer Elend ſchimpfen, aber nur zu ihrer eigenen Entſchuldigung, da ſie ſelbſt Nichts thun um zu helfen, ſondern angeblich weil das Volk unfähig ſei ſich wieder aufzuraffen, für ihre Perſonen ſich nach andern Intereſſen, nach einer andern Zufluchtsſtätte, nach andern Gedankenkreiſen umſehen, mit Horaz ausrufend:

Arva, beata petamus arva,
Divites et insulas.

Würde aber — fährt das „Bulletin français" fort — der heidniſche Dichter ſo die Entmuthigung und den Abfall gepredigt haben, wenn er nicht ſelbſt zuvor ſein Schild weggeworfen hätte auf dem Schlachtfelde von Philippi? Werfen wir das unſere nicht weg, kämpfen wir! wir werden dann nicht daran denken uns zu ergeben. Verfallen wir nicht in krankhafte Träumereien, verlieren wir uns nicht in eine brahmanenartige Betrachtung des Weltlaufs! ſagen wir nicht: es iſt ja blos eine Welt die untergeht und Gott iſt groß! Laſſen wir Gott ſein Amt verwalten, und thun wir unſere Pflicht als Menſchen! Beſſer in dieſen Stürmen untergehen, von ihrer Wuth vernichtet, um den Preis bis zuletzt ſeine Freiheit, ſeine Energie, ſein Gefühl des Rechts und Unrechts bewahrt zu haben, als in fernen Weiten ſich zu ergehen und „im Blauen" herumzuſchwimmen, wie die Deutſchen ſagen, philoſophirend und dichtend über die Natur des Sturms.

Möchten auch unſere Landsleute die Lehre beherzigen die hier uns, den „gewiſſenhaften" Deutſchen, von einem „leichtfertigen" Franzoſen zutheilwird.

Die Publication, der wir alle dieſe Schilderungen entnehmen, das „Bulletin français", hat nicht blos durch ſeinen Inhalt, ſondern ebenſo ſehr und faſt mehr noch durch die Perſönlichkeit ſeiner Herausgeber und Mitarbeiter, ſowie durch ſeine Schickſale, durch die Verfolgung die es von Seiten des Bonapartiſtiſchen Regiments erfuhr und welcher leider in zu großer Nachgiebigkeit die ſonſt ſo conſtitutionnelle belgiſche Regierung die Hand bot, durch ſeine Anklage vor den belgiſchen Gerichten, ſeine glänzende Vertheidigung und das für die Unabhängigkeit des belgiſchen Charakters ſo ehrenvolle Verdict der belgiſchen Jury allgemeines Aufſehen erweckt. Die Männer welche in dieſen kleinen fliegenden Heften einen Krieg auf Leben und Tod machen, ſind nicht etwa die Apoſtel weit vorgeſchrittener oder wol gar deſtructiver Freiheitstheorien, es ſind vielmehr ſehr conſervative Leute, ihrer innerſten Geſinnung nach Anhänger der Monarchie und Gegner der Republik die ſie für unverträglich mit den Zuſtänden Frankreichs halten, Gegner der Revolution von 1848, in der ſie eine Ueberrumpelung des Landes erblicken, Gegner des allgemeinen Stimmrechts, das ihnen als eine große Täuſchung — und nach dem 20. December mehr denn je — erſcheint. An der Spitze des Unternehmens ſteht der Graf von Hauſſonville, ein Mann von Geburt und Vermögen, der unter der Julidynaſtie zu wichtigen diplomatiſchen Sendungen verwendet wurde. Andere Männer die früher hohe Verwaltungspoſten bekleidet haben, ſcheinen ebenfalls mit dem „Bulletin français" in Verbindung zu ſtehen, und ſo erklärt es ſich daß dieſes ſeine Mittheilungen großentheils aus unmittelbarer Kenntniß officieller Staatsacte und der dabei betheiligten Perſonen ſchöpft. Man darf

ſich daher nicht wundern wenn die gegenwärtige franzöſiſche Regierung Alles aufgeboten hat um das „Bulletin français" zu unterdrücken. Die Geſchichte dieſer Verfolgung und des vor dem belgiſchen Geſchworenengerichte geführten öffentlichen Proceſſes des „Bulletin français" bildet einen der intereſſanteſten Abſchnitte dieſer Publication. Obgleich freigeſprochen, konnte doch das „Bulletin français" nicht ferner in Belgien erſcheinen, da ſeine Herausgeber zu delicat waren, um die belgiſche Regierung der Verlegenheit auszuſetzen welche ein ihnen gewährter Schutz bei den heftigen Reclamationen der franzöſiſchen Regierung derſelben leicht bereitet haben möchte. Das „Bulletin français" hat ſich auf einen unantaſtbarern Boden der Freiheit, nach England geflüchtet und ſetzt von dort ſeinen Kampf unermüdet und unerſchrocken fort. Da der Raum d. Bl. uns weitere Auszüge als die oben gegebenen aus der intereſſanten und wichtigen Publication nicht geſtattet, ſo müſſen wir uns auf eine kurze Analyſe der übrigen Abſchnitte deſſelben beſchränken, um wenigſtens deſſen Geiſt zu charakteriſiren und zu zeigen wie es alle Verhältniſſe des gegenwärtigen Frankreichs und alle Acte ſeiner neuen Regierung vor ſein unerbittliches Forum zieht.

Das erſte Heft gibt das Programm der Herausgeber und die Ueberſchrift: „Qui nous sommes." Wer die Herausgeber ihrer politiſchen Parteiſtellung und ihrer Vergangenheit nach ſind, ward ſoeben auseinandergeſetzt. Das zweite Heft beſpricht „die innere Lage", „die Gefahr der Kirche" und „die äußere Lage: die kaiſerlichen Adler und die Rheingrenze". Die Gefahren der innern Lage erblicken die Verfaſſer dieſes Artikels hauptſächlich in jener Geſinnungsloſigkeit und Feigheit der Optimiſten einerſeits, der Peſſimiſten andererſeits, die wir oben mit den eigenen Worten derſelben geſchildert haben; aber einen Vortheil hoffen ſie von der gegenwärtigen Kriſis — nach ihrer Anſicht einer nur vorübergehenden —, den nämlich daß die Täuſchungen des allgemeinen Stimmrechts und der Republik, ebenſo die Drohungen und Verlockungen des Socialismus ihre Macht verloren hätten.

Wir können ihnen hier nur bedingt Recht geben. Allerdings hat das allgemeine Stimmrecht in der rohen Geſtalt in welcher es 1848 proclamirt ward, und ohne ſeine nothwendige Vorbedingung, eine allgemeine Bildung des Volks, ein für ſeine Anhänger ſehr beſchämendes Dementi erfahren durch die Leichtigkeit womit die Gewalt daraus ein Werkzeug für ſich zu machen im Stande war; allerdings hat man geſehen daß die bloße Verkündigung der Republik noch nicht republikaniſche Sitten, Charaktereigenſchaften und Tugenden im Volke ſchafft, und daß ohne dieſe die Republik ein Kartenhaus iſt, welches der Erſte Beſte mit einem Hauche umwirft; allerdings iſt die Gefährlichkeit ſowol des officiellen als des inſurrectionnellen Socialismus hinlänglich erkannt worden, das Letztere ſchon vor dem 2. December, das Erſtere durch die Politik des 2. December ſelbſt, welche bereits angefangen hat Staatscommunismus im Großen zu treiben. Wenn jedoch aus dieſer dreifachen Erfahrung die conſervative Partei, welche durch das „Bulletin français" ſpricht, kein anderes Reſultat ziehen wollte als dieſes lediglich negative, daß das allgemeine Stimmrecht in der Weiſe wie man es in Frankreich prakticirt hat, daß die Republik unter den Vorausſetzungen unter denen man ſie dort eingeführt, daß der Socialismus in der Geſtalt in welcher er dort aufgetreten nicht zum Heil, ſondern zum Verderben des Volks führe, wenn ſie dadurch ſich lediglich beſtärkt finden ſollte in ihrer frühern Politik des Widerſtands nicht blos gegen dieſe drei Richtungen der Revolution von 1848, ſondern gegen das Princip dieſer ſelbſt, wenn ſie glauben wollte, es würde Alles gethan und Alles gewonnen ſein, ſobald Frankreich zum Königthum, zum beſchränkten Stimmrecht und zu dem alten Syſtem einer nur die beſitzenden Claſſen berückſichtigenden, die beſitzloſen aber mit Gewalt niederhaltenden Politik zurückgekehrt wäre, dann würden wir zu beklagen haben daß auch dieſe Partei zu denen gehöre die „Nichts lernen und Nichts vergeſſen", und daß alle Erfahrungen nicht hinreichen um gewiſſe tiefgewurzelte Vorurtheile in den Köpfen ſo gebildeter, gelehrter und in Staatsgeſchäften bewanderter Männer auszurotten! Wenn Etwas den Freund des Fortſchritts und der allgemeinen Bildung der Völker im Angeſicht der Thorheiten und der Schlechtigkeiten unter denen jetzt Frankreich ſeufzt zu tröſten, wenn Etwas ihm Hoffnung zu gewähren vermag daß dieſe ſchwere Prüfung doch am Ende zum Heil Frankreichs gereichen könne, ſo iſt es der Gedanke daß die verſtändigen und patriotiſchen Männer aller Parteien in dieſem Lande daraus große und unvergeßliche Lehren ſchöpfen werden. Wir verſtehen darunter mehr als die Wiederaufwärmung der Fuſionsidee oder die Annäherung der gemäßigten Republikaner an die gemäßigten Royaliſten zu gemeinſchaftlicher Bekämpfung des gemeinſchaftlichen Gegners: wir verſtehen darunter die Bildung einer neuen politiſchen Schule oder Partei, welche durch die Erfahrungen von 1848 und 1852 belehrt über Das was von den alten Einrichtungen und den neuen Ideen ſich als unhaltbar, unzweckmäßig oder verderblich erwieſen hat, mit voller patriotiſcher Hingebung, ohne nationale wie ohne Parteivorurtheile nur darauf denke wie das Gemeinweſen Frankreichs auf ſoliden, dauerhaften Grundlagen zu errichten und zu befeſtigen ſei.

Vollkommen ſtimmen wir den Herausgebern des „Bulletin français" bei, wenn ſie die katholiſche Geiſtlichkeit ermahnen nicht die Sache der Kirche zu compromittiren durch Vermiſchung derſelben mit der des weltlichen Despotismus, oder wenn ſie Hrn. de Montalembert und ſeine Geſinnungsgenoſſen tadeln wegen des Einfluſſes den ſie in dieſer Richtung zu üben verſucht haben.

Es bedurfte nicht der Hinweiſung des „Bulletin français" auf die Eroberungsgelüſte Ludwig Napoleon's, um Alle die nicht blind ſind dieſſeit des Rheins aufmerkſamzumachen auf die Gefahren welche uns von dorther drohen; allein beachtenswerth und erfreulich iſt es

daß eine Partei welche durch die Zahl ihrer Anhänger wie durch ihre Intelligenz achtungswerth iſt, mit ſolcher Entſchiedenheit, wie hier geſchieht, jene „Rheingelüſte" im Namen des ganzen vernünftigen Theils der Nation zurückweiſt.

Wie das „Bulletin français" über das Votum vom 20. December, wie es über die Verfaſſung vom 14. Januar, wie es über die Decrete vom 22. Januar, wie es endlich über die Behandlung der am 2. December verhafteten Repräſentanten in den Gefängniſſen und die ſpätere zwangsweiſe Fortführung mehrer derſelben außerhalb der franzöſiſchen Grenzen ſich ausſpreche, werden die Leſer ahnen, auch ohne daß wir näher darauf eingehen.

Das „Bulletin français" iſt weſentlich orleaniſtiſch, allein es trennt in dem gegenwärtigen Augenblicke ſeine Sache ſo wenig von derjenigen der honneten Republikaner wie von derjenigen der Legitimiſten; es kennt augenblicklich nur noch zwei Parteien in Frankreich: die der ehrlichen Leute (des honnêtes gens) und die ihrer Gegner. Es ſpricht deshalb auch die Ueberzeugung aus daß die Legitimiſten — einige Abenteurer darunter abgerechnet — ebenſo wenig der neuen Regierung ſich anſchließen würden wie die Orleaniſten, und es theilt zur Bekräftigung ſeiner Meinung einen Brief Berryer's mit, worin dieſer ſich entſchieden zu einer gleichen Anſicht bekennt. Inwieweit Berryer als tonangebender Führer der Legitimiſten gegenwärtig zu betrachten ſei, iſt freilich eine noch immer ungelöſte Frage.

Von beſonders ſubſtantiellem Inhalte ſind die Artikel: „Die Finanzen", „Der neue Vertrag der Bank mit der Regierung", „Die Civilliſte des Kaiſerreichs"; ſie weiſen mit Daten und Zahlen nach daß die materiellen Verluſte, mit denen der Autokratismus Frankreich bedroht, nicht geringer ſeien als die moraliſchen. Immer kommt jedoch das „Bulletin français" mit beſonderm Nachdruck auf die ſittlichen und rechtlichen Seiten der gegenwärtigen Zuſtände Frankreichs zurück und hält einen Spiegel namentlich den gebildeten, den vorzugsweiſe zu Wächtern des Rechts und des Geſetzes beſtellten Claſſen vor; ſo in dem Aufſatze „Der Eid der Magiſtratsperſonen".

Wir haben geleſen wie bei Gelegenheit der Abnahme dieſes Eides Ludwig Bonaparte jene Theorie von der doppelten Legitimität ſeiner Gewalt entwickelte, einer auf der Wahl des Volks und einer andern auf dem Erbrecht der Dynaſtie Bonaparte beruhenden. Bekannt iſt auch daß Ludwig Bonaparte ſich als den Erben und berufenen Vertreter der politiſchen Gedanken ſeines großen Oheims, der „Napoleoniſchen Ideen" anſieht. Die Herſtellung des Kaiſerreichs, als der formellen Legitimation dieſer perſönlichen und dynaſtiſchen Rechte des Napoleoniden, wird nicht lange mehr auf ſich warten laſſen. Angeſichts dieſer theils ſchon begonnenen, theils bevorſtehenden Erneuerung der Napoleoniſchen Politik iſt es von Wichtigkeit den Charakter und die praktiſchen Folgen dieſer Politik wahrheitsgetreu, entkleidet von dem blendenden Nimbus, den die Bewunderung der perſönlichen Größe und der kriegeriſchen Thaten des Kaiſers über alle ſeine Handlungen auszubreiten pflegt, der nachgeborenen Generation vor die Seele zu führen. Dies geſchieht in dem Schriftchen „Souvenirs de la France Napoléonienne". In der Einleitung heißt es:

Einer Jugend, welche nach neuen Ereigniſſen dürſtet und ſich leicht verführen laſſen möchte durch den trügeriſchen Glanz eines falſchen Ruhms, glauben wir die auf immer beklagenswerthen Zeiten eines Regiments ins Gedächtniß rufen zu müſſen, welches dem jetzigen Geſchlechte ſchon fernliegt und deſſen Folgen für Frankreich ſelbſt nicht weniger traurig waren als für den unter das harte und ſchimpfliche Joch eines Eroberers gebeugten Continent von Europa. Ehre dem außerordentlichen Genie des Kaiſers! aber hüten wir uns vor den Grundſätzen ſeiner Regierung, vor einer neuen Herrſchaft der „Napoleoniſchen Ideen"! Vergeſſen wir nicht daß im Jahre 1802 das franzöſiſche Volk auf 10 Jahre als ſeinen oberſten Beamten den Mann wiedererwählte „der, nachdem er ſo oft die republikaniſchen Legionen zum Siege geführt, Italien befreit, in Europa, in Afrika, in Aſien Triumphe erfochten und die Welt mit ſeinem Ruhme erfüllt, ſoeben Frankreich von den Schrecken der ihm drohenden Anarchie gerettet, die mähende Sichel der Revolution zerbrochen, die Parteien zerſtört, den bürgerlichen und religiöſen Streitigkeiten ein Ziel geſetzt, den Wohlthaten der Freiheit die der Ordnung und Sicherheit hinzugefügt, die Fortſchritte der Aufklärung beſchleunigt, die Menſchheit beruhigt und den Frieden zu Land und Meere hergeſtellt hatte."

So lauteten die Lobpreiſungen, mit denen der Senat damals den erſten Conſul überſchüttete, der in der That das größte Anrecht auf den Dank ſeiner Mitbürger ſowie auf die Bewunderung der Nachwelt hatte. Dieſer ſelbe Senat erklärte 1814 Napoleon Bonaparte des Throns verluſtig, das Erbrecht ſeiner Familie auf den Thron für aufgehoben. Blindes Werkzeug eines zügelloſen Despotismus, trug er mehr als irgend etwas Anderes zum Sturze deſſelben Idols bei, deſſen Herrſchaft er ſelbſt zuvor aufgerichtet hatte. Da erſt, zu ſpät, gedachte man der merkwürdigen Worte, welche der zukünftige Kaiſer kurz vor ſeiner Erhebung zu dieſer Würde, dem Gegenſtand ſeines geheimen Verlangens, geſprochen hatte. Er hatte geſagt:

Nun wohl! Wenn ihr denn einmal meine Ernennung zum Kaiſer für nothwendig zum Heile Frankreichs haltet, ſo trefft wenigſtens Vorkehrungen gegen meine Tyrannei. Ja, ich wiederhole es: gegen meine Tyrannei! Denn wer weiß ob nicht in der Lage in der ich dann ſein werde ich mich verſucht fühle meine Macht zu misbrauchen.

So erzählt Frau von Staël in ihren „Considérations sur les principaux événements de la révolution française".

Werden — fährt der Verfaſſer fort — Frankreich und Europa 1852 ſich vor den Uebeln zu ſchützen wiſſen welche der Kaiſer Napoleon als untrennbar von der abſoluten Gewalt bezeichnete und deren Uebermaß ſeinen eigenen Fall herbeiführte?

Durch eine Reihe treffender Anführungen theils von officiellen Acten des Kaiſers, theils von Urtheilen der Zeitgenoſſen über ihn hat der Verfaſſer der „Souvenirs" die verderblichen Folgen des auf Tyrannei, Selbſtſucht, Unterdrückung und Täuſchung des Volks gegründeten Napoleoniſchen Regiments in ein helles Licht geſtellt.

Der große Napoleon gab ſich den Anſchein als ob er mit der öffentlichen Meinung und auf ſie geſtützt regieren wolle. Er erklärte:

Die Freiheit des Gedankens iſt die größte Eroberung dieſes Jahrhunderts, der Kaiſer will daß ſie erhalten bleibe. Nur darf der Gebrauch dieſer Freiheit weder den guten Sitten noch dem Anſehen der oberſten Gewalt zuwider ſein.

Allein trotz dieſer ſchönen Worte war die Preſſe vollſtändig unterdrückt, entwürdigt, rechtlos.

Kein Werk konnte erſcheinen ohne mit dem Lobe Bonaparte's gleichwie mit einem Stempel der Sklaverei bezeichnet zu ſein. In den neuen Ausgaben der alten Autoren ſtrich die Cenſur Alles was darin gegen Eroberung, Tyrannei und Knechtſchaft geſagt war. In dem Katechismus mußte die *Conſcriptionspflicht* einen ſtehenden Glaubensartikel bilden. Bei der Staatspolizei beſtand ein beſonderes Comité zur *Leitung der öffentlichen Meinung*: der Betrug und das erzwungene Stillſchweigen waren die beiden großen Mittel die man anwendete um das Volk in der Täuſchung zu erhalten.

Das jetzige Syſtem geht hierin noch weiter; es begnügt ſich nicht mit dem „erzwungenen Schweigen". Bekanntlich ward das „Journal des débats" mit Unterdrückung bedroht, wofern es nicht das Schweigen das es ſich ſelbſt nach dem 2. December auferlegt hatte, brechen und wieder über Politik zu ſprechen anfangen würde, natürlich ohne Oppoſition.

Einer der erſten Acte der Regierung vom 2. December war die Regelung des Unterrichtsweſens im Geiſte unbeſchränkter Herrſchaft. Nicht anders war der Kaiſer verfahren.

Bonaparte hatte vom Standpunkte ſeines Despotismus ein ſehr großes Intereſſe daran ſich der Leitung des öffentlichen Erziehungs- und Unterrichtsweſens zu bemächtigen; auch war es einer der erſten Acte ſeiner Regierung, daſſelbe ſeiner Gewalt zu unterwerfen, anzuordnen daß Niemand Schulen gründen dürfte ohne ſeine ſpecielle Erlaubniß, und ſo ſich an die Stelle der Familienväter zu ſetzen in Bezug auf die Wahl der Lehrer und der Grundſätze der Erziehung ihrer Kinder.

Die Unabhängigkeit des Richteramts war damals wie jetzt dem ſelbſtherrlichen Belieben des Staatsoberhaupts unbequem.

Vor 1789 war die Unabhängigkeit der Richter eine Bürgſchaft der perſönlichen Freiheit. Aber Napoleon verſtand das Richteramt nicht ſo; er bedurfte vorallem *williger Werkzeuge*. Daher ward beſtimmt daß die Anſtellungen der Richter auf Lebenszeit erſt nach einer fünfjährigen Probezeit erfolgen ſollten, nach deren Verlauf der Kaiſer entſchied, ob ſie deren werth ſeien oder nicht.

Jetzt hat man zu einem andern Mittel gegriffen: der Entſetzbarkeit der richterlichen Beamten über ein gewiſſes Alter hinaus. Damit will man die ältern, erfahrenern, durch lange Uebung des Rechts in der Anhänglichkeit an daſſelbe vorzugsweiſe befeſtigten und für den jungen Nachwuchs tonangebenden Richter, die Mitglieder der höhern Gerichtshöfe und die Präſidenten der niedern, einſchüchtern, da, wie man calculirt, die jüngern, welche erſt ihre Carrière machen wollen, hierdurch ſchon den Verlockungen und Drohungen der Gewalt leichter zugänglich ſind.

Außerdem wurden unter dem Kaiſerreiche ganze Gebiete der Anklage, der Verurtheilung und der Beſtrafung den Gerichten völlig entzogen. Durch ein kaiſerliches Decret vom 3. März 1810 ward

in Erwägung daß eine Anzahl unſerer Unterthanen ſich in den Staatsgefängniſſen befindet, von denen es weder paſſend (convenable) ſcheint, ſie vor die Gerichte zu ſtellen, noch ſie in Freiheit zu ſetzen,

eine Commiſſion für die Staatsgefängniſſe ernannt, auf deren alleinigen Bericht Jemand ſein ganzes Leben lang in dieſen Gefängniſſen vergraben oder füſilirt werden konnte, ohne Unterſuchung, ohne Proceß, ohne richterliches Urtheil. Dieſe Commiſſion nannte man noch überdies den Spott zur Grauſamkeit fügend „Commiſſion für die individuelle Freiheit".

Wer erkennt nicht hierin das Vorbild der Verbannungs- und Deportationsdecrete des jetzigen Präſidenten?

Ebenſo weiſen die Confiscationsdecrete vom 22. Januar d. J. und die Mittel die man anwendet um deren Durchführung zu erzwingen, auf die Geſetzgebung des Kaiſerreichs zurück.

Ein einziger Artikel der neuen Geſetzbücher zerſtörte von Grund aus das Eigenthum. Ein Verwalter der öffentlichen Domaine konnte zu Jemand ſagen: „Euer Eigenthum gehört der Domaine oder der Nation; ich nehme es proviſoriſch unter Sequeſter — geht hin und klagt!" Und an wen hatte man ſich in ſolchem Falle zu wenden? An die gewöhnlichen Gerichte? Nein! Klagen dieſer Art gehörten vor den Staatsrath und wurden in Gegenwart des Kaiſers verhandelt, der ſomit Partei und Richter in einer Perſon war.

Chateaubriand ſagt von Napoleon:

Er war nur darauf bedacht ſeinen Schatz durch die allerungerechteſten Maßregeln zu füllen.

Ludwig Bonaparte hat es eine ſeiner erſten Sorgen ſein laſſen, die Polizei auf dem Fuße des Kaiſerreichs wiederherzuſtellen. Man kennt die Circulare die Hr. de Maupas, der Chef dieſer neuen Polizei, an ſeine Agenten in allen Theilen des Landes erlaſſen hat. Es dürfte intereſſant ſein dieſe Circulare mit denen zu vergleichen welche 1811 der Generalcommiſſar der Polizei an die ihm untergeordneten Commiſſare erließ. Dieſe letztern lauteten ſo:

Die Polizeiſtatiſtik muß umfaſſen: 1) die öffentlichen Beamten jedes Grads, Civil- Militair- und richterliche Beamte; 2) die Diener der Kirche; 3) die Honoratioren der Städte, Eigenthümer, Kaufleute u. ſ. w.; 4) überhaupt alle durch ihr Vermögen oder ihre Verbindungen einflußreichen Perſonen. Die Polizei muß kennen die gegenwärtigen und vergangenen Verhältniſſe eines Jeden, ſeine politiſchen und religiöſen Meinungen, ſein Vermögen, ſeine Sittlichkeit, ſeine beſondern Fähigkeiten, ob er verheirathet oder Witwer iſt, Zahl, Geſchlecht und Alter ſeiner Kinder, ſein Verhalten im öffentlichen und Privatleben, ſeinen Ruf, ſeine Beziehungen nach dem Auslande, die Geſinnungen die er und die Seinen in Bezug auf den Kaiſer und deſſen erhabene Familie hegen, kurz Alles was geeignet iſt die Polizei aufzuklären über Das was jeder hervorragende Mann geweſen iſt und jetzt iſt, *was er denkt*, was man von ihm zu *hoffen* oder zu *fürchten* hat. Ihre Aufmerkſamkeit muß ſich ganz beſonders auf die *Jugend* beider Geſchlechter richten; Sie werden ſich Aufklärungen verſchaffen über die noch *unverheiratheten* jungen Erben, deren Vermögen, Ausſichten, die Richtung ihrer Erziehung und ihres Geſchmacks, ihre Talente, ihr Alter, ihre Vergnügungen und

ſogar ihre körperlichen Gebrechen; Nichts was wichtig iſt darf Ihnen entgehen. Was die jungen Männer von guter Familie betrifft, ſo wird es Ihnen leicht ſein zu erkennen welchen Vortheil von ihnen die Regierung ziehen kann, und mir dieſelben zu bezeichnen nach ihrem Alter, ihrer Erziehung, ihren Gewohnheiten, ihrem Vermögen, ihren Verbindungen, ihrer Geſtalt und äußern Bildung, ihren Fähigkeiten und ihrem Charakter.

Auch der Kaiſer hatte einen Staatsrath, Senat und geſetzgebenden Körper wie jetzt ſein Nachfolger. Aber er war etwas unhöflicher, gegen dieſe von ihm geſchaffenen Körperſchaften als der Letztere es wenigſtens bisher zu ſein für gut oder für nöthig befunden hat. So ſprach der Kaiſer noch am 2. Januar 1814 zum Corps législatif:

Was ſind Sie in der Verfaſſung? Nichts! Sie haben keine Autorität, Alles beruht in dem Throne und mir.

Die Schmeichelei und die Geſinnungsloſigkeit ſpielten damals ihre Rolle ſo gut wie jetzt, und leider gab auch damals die Geiſtlichkeit das erſte Beiſpiel dazu, gleichwie wir auch heute wieder hohe Würdenträger der Kirche, z. B. den Biſchof von Chartres, durch offene Hirtenbriefe Stimmen zu Gunſten des Staatsſtreichs haben werben ſehen.

Mitten in dieſem allgemeinen Wettlauf der Schmeicheleien und der ſklaviſchen Unterthänigkeitsbezeigungen wußte die Geiſtlichkeit durch Uebertreibung ſich auszuzeichnen. Sie beutete das Alte und Neue Teſtament aus um in der Thronerhebung Napoleon's den Finger Gottes nachzuweiſen. Sie nannte ihn den neuen Cyrus, den neuen Moſes, herbeigerufen aus der Wüſte Aegyptens, den neuen Auguſtus, den neuen Matathias, geſandt vom Herrn, den frommen Onias, den neuen Joſaphat u. ſ. w.

Was endlich die auswärtige Politik betrifft, ſo hat Ludwig Bonaparte ausdrücklich in ſeiner Rede vor dem Pairshofe 1840 diejenige ſeines Oheims für die ſeinige und ſich gleichſam zum Bürgen für deren Durchführung erklärt. Iſt es ein Wunder wenn er ſeine Blicke zunächſt auf Belgien richtet? Der Kaiſer ſchrieb am 4. Januar 1814 an den Herzog von Vicenza:

Frankreich ohne ſeine natürlichen Grenzen, ohne Oſtende, ohne Antwerpen wäre von ſeinen Verbindungen mit dem übrigen Europa abgeſchnitten.

Ludwig Napoleon ſteht auf dem Punkte auch den letzten Schritt zu thun zur völligen Wiederherſtellung des Kaiſerreichs. Schon ſind die kaiſerlichen Adler den Fahnen zurückgegeben und in feierlicher Ceremonie an ſämmtliche Corps der Armee ausgetheilt worden. Schwerlich wird die Proclamirung des neuen Kaiſers noch lange anſtehen. Als im Jahre 1804 Napoleon ſich zum Kaiſer der Franzoſen ausrufen ließ, verfaßte F. Gentz eine Denkſchrift, worin er zu beweiſen verſuchte, Europa dürfe Bonaparte nicht als Kaiſer anerkennen. Mit Dem was Gentz damals im unverſöhnlichen Zorne der Legitimität gegen das Princip des revolutionnairen Deſpotismus von dem ruhm- und ſieggekrönten Feldherrn ſagte, wollen wir unſere Mittheilungen ſchließen:

Der Kecke welcher unter dem Vorwande Frankreich vor einer Anarchie zu retten, die nothwendigerweiſe nur eine vorübergehende geweſen ſein würde, es zu jahrhundertelangen Kriſen und Unglücksfällen verurtheilt hat, welcher, indem er ſcheinbar Europa den Frieden gab, ihm nur die grauſame Alternative ſtellt, ſich entweder blindlings ihm zu unterwerfen oder immer neue Kriege zu führen, dieſer Menſch welcher groß iſt nur durch die Kleinheit Derer die er unterjocht, furchtbar nur durch die feige Angſt ſeiner Zeitgenoſſen, hat endlich den letzten Schleier zerriſſen welcher bisher noch ſeinen grenzenloſen Ehrgeiz verhüllte.

52.

Dürres Reiſig aus dem deutſchen Dichterwald.

Es iſt noch eine große Frage, wenn man ſich die Sache recht überlegt, ob in irgend einem deutſchen Wald vom Harz bis hinüber zum Rieſengebirge ſo viele buntſcheckige Pilze wachſen als in der jüngſten Zeit vorwitzig und glanzſüchtig derlei breitköpfige Individuen im deutſchen Dichterwald emporſchoſſen — über Nacht ein paar Dutzend! o das wäre noch nicht der Rede werth —; aber ſeit ſogar die berliner Schneidermeiſter angefangen Verſe zuſammenzuſtoppeln, weiß ein Kritiker kaum mehr wo er zuerſt die Augen hinwenden ſoll, um alle dieſe ſehnſuchtsſchwangern und poeſiearmen Pilze zu überſehen. Wenn dieſe lichttrunkene Productionskraft in unſerm lieben Vaterlande ſich noch lange eines ſolchen Segens von — Misgeburten zu erfreuen hat, ſo ſteht zu befürchten daß der Centner poetiſcher Maculatur im nächſten Decennium für einen ſchwarzen Sechſer zu haben ſein wird. Uebrigens welche Gefahr dadurch den Regierungen in der Zukunft droht, das iſt vorderhand noch unberechenbar; denn wenn das Volk einmal auf den ſchrecklichen Gedanken kommt, dieſe Cyklopenballen der Verſemaculatur zu Barrikaden zu benutzen, nun dann iſt der Staat rettungslos verloren. Gegen ſo viele geniale Lumpen iſt mit Kartätſchen Nichts auszurichten, und vor einem drei Ellen langen Ballen Verſe die ein Schneider gemacht hätten ſelbſt die Achtzehnpfünder Reſpect. In der That uns iſt ein ganzes Bataillon ſolcher obſcurer Pilze bekannt, und wir könnten ſie ſteifbedeckelt in Reih und Glied ſechs Mann hoch aufmarſchiren laſſen und natürlich aus Galanterie eine Avantgarde von Blauſtrümpfen über den ſcharfeckigen Exercirplatz der Kritik zuerſt hineommandiren, doch wozu? Wir ſind vielmehr geſonnen einige Regimenter dieſer Olymposſtürmer ganz eingehen zu laſſen. Wir können uns aber doch nicht der Bemerkung enthalten daß es für alle dieſe Pegaſusreiter mit oder ohne Damenſattel höchſt angemeſſen wäre, zuſammen eine Versfabrik in Deutſchland zu errichten, denn um dieſe vortrefflichen zerſplitterten Kräfte iſt es jammerſchade. Auch könnten ſie ſich durch die Gründung eines großartigen gemeinnützigen Vereins das ſeltene Verdienſt erwerben, Europa für immer von der Cholera zu befreien; man dürfte dann nur bei der nächſten Gelegenheit, wenn ſich die Seuche wieder zudringlich bemerkbar macht, dieſe Versfabrik anzünden, und tauſend gegen eins gewettet! der indiſche Elefantenrüſſel der Madame Cholera könnte dieſen Rauchqualmparfum von glühenden Weltſchmerzgedanken und den verkohlten Bombaſt der deutſchen Lyrik nicht vertragen: ſie liefe mit Siebenmeilenſtiefeln nach Aſien zurück. So viel ſteht feſt: es herrſcht gegenwärtig eine babyloniſche Begriffsverwirrung im Reiche der deutſchen Poeſie, es ſingt jeder wie ihm der Schnabel gewachſen iſt, und glaubt eben in ſeiner Selbſtüberſchätzung: Weil ich einen Schnabel habe, kann ich ja auch ſingen!

Wenn wir nun vom Allgemeinen zum Beſondern ſchreiten, und den Leſern d. Bl. einige mehr oder minder bekannte Perſönlichkeiten vorführen, ſo dürfte es wol zur leichtern Ueberſicht gerathen ſein, ſie nach Verwandtſchaft des poetiſchen Inhalts in ein paar Gruppen zu bringen, ohne die Rangordnung welche einem oder dem andern Talente gebührte, gerade ſtrenge zu berückſichtigen. Wir beginnen nun und ſtellen die Damen wie es ſich von ſelbſt verſteht oben an.

1. Jugendblüten. Dichtungen von Dina von Salmuth. Zweite Auflage. Berlin, A. Duncker. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Der Corſar. Erzählung von Lord Byron, aus dem Engliſchen überſetzt von Friederike Friedemann. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 20 Ngr.

3. Der Corſar von Byron, überſetzt von Victor von Arentsſchild. Mainz, von Zabern. 1852. 16. 25 Ngr.
4. Die Pilgerfahrt der Roſe. Dichtung von Moritz Horn. Leipzig, Brockhaus. 1852. 16. 16 Ngr.
5. Brennende Liebe. Zwei Sträuße. Gedichte von H. R. von Levitſchnigg. Wien, Greß. 1852. 16. 1 Thlr.
6. Gedichte von Wolfgang von Göthe. Stuttgart, Cotta, 1851. 8. 24 Ngr.

Die Gedichte Nr. 1 verrathen beinahe durchgehend ein elegiſch-geſtimmtes Frauengemüth, das ſich manchmal, wie z. B. in der Romanze „Die Ahnung" (S. 131), in weichliche Schwärmerei verliert. Wir wollen damit der Verfaſſerin nicht ihre poetiſche Ader abſprechen, denn wir verkennen keineswegs daß einige ihrer lyriſchen Ergüſſe von lebenskräftigem Pulsſchlag durchzuckt ſind, aber etwas weniger „Liebesrauſch" und „Seelentauſch" dürfte der ganzen Sammlung nicht ſchaden. Sie ſcheint ſich am glücklichſten im Liede zu bewegen, worin ſie durch Klarheit und Einfachheit im Verein mit einem fließenden Versbau ganz anmuthige Effecte hervorzurufen weiß; jedoch ihre Balladen und Romanzen leiden an einer gewiſſen Verſchwommenheit und Hinneigung zum Krankhaft-Sentimentalen, was ſich zuweilen ſo ſehr ſteigert daß eine geſunde Seele davon unangenehm berührt wird. Originell iſt unter den „Reiſeklängen" das Gedicht „Die Geburt der Schweiz" (S. 107); ja hätte dabei die Verfaſſerin jenen Fehler in den ſie oft verfällt, nämlich den der zu großen Breite und Redſeligkeit vermieden, ſo würden wir dieſe poetiſche Production für die beſte des ganzen Buchs erklären, welches Lob nach unſerer Anſicht nun aber dem kurzen energiſchen Liede: „Wechſel" (S. 25) gebührt, das hier ſtehen möge:

Wechſel.

Steh' ſtill, du große Sonne,
Hall' mit dem Machtſpruch ein:
Es ſoll auf dieſer Erde
Nur Rück- und Fortſchritt ſein!

Halt' ein mit dem Geſetze,
Das ſchier das Herz mir bricht.
Mein Lieben darf nicht ſinken,
Und ſteigen kann es nicht.

Zu den beſſern die noch einer Erwähnung werth ſind gehören ferner (S. 63):

Meine Thräne, die vom Auge u. ſ. w.

(S. 20):

Sanftes Flüſtern — lau und lüſtern u. ſ. w.

In Nr. 2 iſt eine neue Damenüberſetzung aus dem Engliſchen aufgetaucht, eine geiſtreiche Beſchäftigung, die bei dem zarten Geſchlechte immer beliebter zu werden ſcheint. Der „Corſar" hat unter den Byron'ſchen kleinern epiſchen Gedichten den größten Anklang und die meiſten Ueberſetzer gefunden. Friederike Friedemann zeigt dabei Gewandtheit, Eleganz im Ausdruck und viel Innigkeit. Denjenigen welche ſich für die Byron-Literatur intereſſiren wird es gewiß ſchon der bloßen Vergleichung wegen höchſt belohnend ſein, ſich die neuen Verſuche von Uebertragungen anzuſchaffen, da faſt jeder Ueberſetzer ein Stück ſeines Ichs dem auf vaterländiſchen Boden verpflanzten Producte einimpft. Wir geben hier als eine Probe das folgende Lied, da es ſelbſtändig als Byron'ſches Gedicht im Original ſich durch ſeine Gefühlstiefe auszeichnet (S. 28):

In meiner Seel' ein tief Geheimniß lebt,
Verborgen ſtill — doch ſchwebt's zum Licht empor,
Wenn deines Herzens Schlag an meinem bebt.
Biſt du mir fern, dann ſchweigt es wie zuvor.

Tief in des Buſens Kern — ein Grabeslicht —
Brennt ewig dieſe Flamme ungeſeh'n;
Selbſt der Verzweiflung Nacht erſtickt ſie nicht,
Glimmt ſie auch ſchwach als wollte ſie verweh'n.

Vergiß mich nicht! Gehſt einſt in ſpätern Tagen
Du meiner Gruft vorbei, gedenke mein;
Die einz'ge Qual, die nicht mein Herz kann tragen,
Iſt daß Vergeſſenheit mein Loos wird ſein.

Die innigſten, die ſchwächſten Laute höre —
Schmerz um die Todten trifft ja nimmer Hohn.
Gib mir das ſchönſte Kleinod — eine Zähre,
So vieler Liebe einz'ger, letzter Lohn!

Nr. 3. Ebenfalls eine Ueberſetzung des „Corſar", der man zwar anſieht daß aller Fleiß daran gewendet wurde, der aber doch jene totale Abrundung fehlt, die uns immer an Adolf Wagner's treffenden Ausſpruch erinnert:

Freilich das Gute zu ſeh'n allermeiſt,
Ja das will einen verwandten Geiſt,
Will ein gar treffendes, zartes Gefühl,
Wie's in dem Ueberſetzergewühl
Selten ſich findet.

Uebrigens möge der Ueberſetzer deshalb nicht glauben daß wir ſeine Fähigkeit in dieſer Richtung bezweifeln, vielleicht würde ſeiner Denk- und Sinnesweiſe ein anderer engliſcher Dichter mehr zuſagen als Byron. Wir citiren hier daſſelbe in Nr. 2 ſchon erwähnte Lied, um ſelbſt unſern Leſern die Möglichkeit eines Vergleichs im Kleinen zu verſchaffen (S. 31):

Ein ſüß Geheimniß wohnt in meiner Seele Tiefen,
Das einſam, nachtverſenkt, nie drang ans Licht empor,
Als wenn zu dir, zu dir mich Sehnſuchtsſtimmen riefen,
Um rückzuzittern dann in Schweigen wie zuvor.

Dort auf des Herzens Grund, gleich einer Grabesleuchte,
Die ſtille Flamme glimmt, ewig, doch ungeſeh'n;
Die ſelbſt Verzweiflung nicht mit ihrem Dunkel ſcheuchte
Ob auch verloren glüht ihr Strahl wie im Vergeh'n.

Gedenke mein im Tod! O geh' nicht kalt und achtlos
Vorüber an dem Grab das meine Aſch' umfängt,
Nur einem Schmerz wär' ich zu trotzen muth- und machtlos:
Fänd ich mein Bild ſo ſchnell aus deiner Bruſt verdrängt!

Mein tiefſtes — bängſtes — ach! mein Sterbefleh'n gewähre:
Der Todten darfſt du wol nachweinen ohne Scheu;
O gib' mir, mehr begehrt' ich niemals, eine Zähre,
Den erſten, letzten Lohn für ſo viel Lieb' und Treu'!

In Nr. 4 haben wir eine Dichtung vor uns die, urſprünglich für Muſik geſchrieben, von Robert Schumann componirt wurde. Sie erſcheint hier mit dem Texte der Compoſition verglichen als ein klarer ausgearbeitetes Märchen. Die Grundidee zu dem Werkchen hat dem Dichter wahrſcheinlich „Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter" von Adolf Böttger gegeben, da in ähnlicher Weiſe ſich die Roſe vom Frühling im Elfenreiche die Menſchwerdung erbittet. Dies Büchelchen iſt zart und innig, manche Stellen hauchen den friſchen Waldesduft Eichendorff's und Wilhelm Müller's. Was aber die Reinheit der Reime anbelangt, da erlaubt ſich der Verfaſſer Freiheiten die vom kunſtkritiſchen Standpunkte aus nicht geduldet werden können. Um nur ein einziges Beiſpiel zu geben: wie kann man „Sonntagsläuten" und „Freuden" aufeinander reimen? So etwas beleidigt jedes an Euphonie gewöhnte Ohr. Das Gelungenſte in dieſer „Pilgerfahrt" dünkt uns das wirklich herrliche Lied „Im Walde" (S. 73), weshalb wir es hier einrücken:

Biſt du im Wald gewandelt,
Wenn's drin ſo heimlich rauſcht,
Wenn aus den hohen Büſchen
Das Wild aufhorchend lauſcht?

Biſt du im Wald gewandelt,
Wenn drin das Frühlicht geht
Und purpurroth die Tanne
Im Morgenſcheine ſteht?

Haſt du da nicht verſtanden
Des Waldes zaub'riſch Grün,
Sein heimlich ſüßes Rauſchen
Und ſeine Melodien?

O Herz, wenn dir die Erde
Nicht hält was ſie verſprach,
Wenn Lieb' und Treu' die Schwüre
In arger Falſchheit brach;

Dann komm, ruft's aus dem Walde,
Komm her in meine Ruh'!
Mein leiſes, kühles Rauſchen
Küßt deine Wunden zu.

Schade daß ſich der Verfaſſer verleiten ließ bei den letzten acht Zeilen in einen moraliſirenden Ton zu verfallen, der den Schlußſtrophen den poetiſchen Reiz benimmt. Dieſes niedliche Büchelchen iſt wegen ſeiner Zartheit und Lieblichkeit beſonders allen Damen warm zu empfehlen.

Nr. 5, ein hausbackiger Schwulſt von Liebesgedichten, wie uns noch ſelten einer vorgekommen iſt. Die Phantaſie des Verfaſſers iſt eine ungezügelte, denn indem er ein Bild bringt, bringt er auch darin häufig ſchon wieder ein anderes; und er beſitzt bei dieſer Bilderjagd eine ſo merkwürdige Fertigkeit den geſunden Sinn des Leſers phantaſtiſch zu umſchwindeln, daß Jemand mit einem ſchwächern Nervenſyſtem nach einer Lectüre von fünf Minuten Kopfſchmerzen davon bekommen könnte. Kurz Levitſchnigg's Phantaſie geberdet ſich wie ein zum erſten male losgelaſſenes Füllen das einen Seitenſprung um den andern macht. Wie allſeitig er iſt, bezeugt hinlänglich der Umſtand daß er in einem Athem 195 Seiten hindurch von Liebe winſelt und ſeiner Geliebten einen Bombaſt von Worten vorſchleppt, woraus ein Dutzend Monumente gebaut werden könnten. Wo er ſich nur etwas mäßigt, wird er auch gleich erträglicher, z. B. in folgendem Liede (S. 182):

Alle Blumen verwelken bleich,
Wenn der Sommer vorüber,
Wenn die Schwalbe dem Pfeile gleich
Zieht die Alpen hinüber.

Eine Blume ſpottet des Schnees,
Blüht noch freundlich dahinter,
Wenn ſchon lange die Tage des Wehs
Brachte für Blumen der Winter.

Dieſe Blumen würdeſt du, Kind,
Wenn ich ſie auch nicht beſchriebe,
Mir doch nennen ſchwalbengeſchwind —
Unſere brennende Liebe!

Zu den beſſern Producten gehören noch (S. 84):

Harlemerjudenzunft mit blum'gen Trieben u. ſ. w.

und (S. 180):

Reiſte neulich in Gedanken u. ſ. w.

Nr. 6. Es kann allerdings einem Dichter der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nichts Fataleres paſſiren als Wolfgang von Goethe zu heißen. Wir wollen es dem jungen Manne keineswegs verdenken, wenn auch er ſeine Thätigkeit auf dieſem Felde der Kunſt zeigen will, aber daß er gerade in der Weiſe ſeines berühmten Großvaters auftritt, iſt jedenfalls von ſeiner Seite eine gewagte Sache. Sein Aufenthalt in Italien hat ſicherlich ſeinen Sinn für Formenſchönheit geweckt, manche dieſer Sonette prangen mit wohlgebauten Verſen und beweiſen daß er im ſchönen Lande der antiken Kunſt ſeine Blicke nur auf würdigen Gegenſtänden ruhen ließ: doch was ſollen uns ſolche mitunter auch ſchale Reimtändeleien, die mit ſich ſelbſt coquettiren wie dieſe Ghaſelen? Derlei Seiltänzerkunſtſtückchen hätten wol aus dem Buche vom Selbſtcenſor geſtrichen werden können. Dagegen befinden ſich darin einige Lieder voll des ſüßeſten Schmelzes, durchdrungen von einer echtdichteriſchen Herzinnigkeit. Man höre nur einmal folgendes (S. 14):

Ein Gleiches.

Ueber meines Fenſters Eiſenſtäbe
Gleitet ſanft das Mondenlicht,
Leiſe zittern zu mir ſeine Strahlen,
Die der Bäume Dunkel bricht.

Ueberall umſtrömt mich ſanfte Kühle,
Nachtthau deckt das Wieſenthal,
Und ich ſuche auf dem ſtillen Lager
Ruhe nach des Tages Qual.

Zögernd ſchließ' ich nun das kleine Fenſter,
Decke ſtill mein Lichtlein zu,
Schüchtern werf' ich meine Kleider nieder,
Der Geliebte ſieht mir zu.

Iſt mir doch als wenn aus jedem Zweige,
Der ſich an mein Fenſter rankt,
Des Geliebten tiefes ſtilles Auge
Scheu zu meinem Lager ſchwankt.

Und ich wende mich nach jener Seite,
Wo auch ihn wol Schlummer bannt;
Liebend ſei auch das geſchloſſ'ne Auge
Ihm noch immer zugewandt.

Nicht minder ſchön iſt das Lied „Sanftes Sehnen" (S. 12):

Hingelagert an der Quelle u. ſ. w.

In den kleinern Sprüchen und Sentenzen zeigt der Verfaſſer oft viel Kraft, z. B. (S. 70):

Es gibt nur eine Mutter u. ſ. w.

Dagegen hätten einige Gemeinplätze, die in zwei Zeilen den Inhalt einer ganzen Octavſeite ausmachen, wol füglich wegbleiben können. Auch benimmt ſich der Dichter der Kritik gegenüber höchſt anmaßend. Wenngleich der alte Wolfgang Goethe einſt bei gutem Humor geſungen hat:

Der Tauſendſakerment!
Schlagt ihn todt den Hund! es iſt ein Recenſent —

ſo iſt hierin wol noch kein Grund zu finden daß der junge Wolfgang Goethe die Kritik ahnenſtolz über die Achſel anſehen darf, und etwas mehr Vorſicht hierbei wäre dem jungen Muſenſohn anzurathen.

Wir bilden noch eine zweite Gruppe, worin ſich das Lächerliche einiger ganz talentloſer Leute ſchon ſehr ſcharf herausſtellt, in welchen Individuen die Poeſie zur Caricatur herabſinkt. Es wird jetzt ganz enorm in die Saiten der Lyra gegriffen, kein Wunder, wenn plötzlich alle Seiten ſprängen und Gott Apollo und die Muſen ohne Gehalt penſionnirt würden.

7. Reliquien in Liedern von Karl Herloßſohn. Herausgegeben von Adolf Böttger. Leipzig, Thomas. 1851. 16. 1 Thlr. 21 Ngr.
8. Zeitklänge von Clemens von Orsbach. Aachen, Hanſen u. Comp. 1851. Gr. 12. 1 Thlr.
9. Naturklänge von Gottfried Worch, Schneidermeiſter in Berlin. Erſte und zweite Auflage. Berlin, Trowitzſch und Sohn. 1852. 16. 10 Ngr.
10. Xenien für meine Freunde von Wilhelm Dreyer. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1851. 8. 12 Ngr.
11. Kaiſer Karl. Eine epiſche Trilogie von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1852. 8. 2 Thlr.

In Nr. 7 wurde der Nachlaß eines Jüngſtentſchlummerten veröffentlicht. Herloßſohn war in ſeiner Glanzperiode ein beliebter Novelliſt und hat auch einige Lieder geliefert die ins Volk übergegangen ſind, z. B. „Wenn die Schwalben

heimwärts ziehen", welches bekanntlich der Componiſt Abt am glücklichſten in Muſik ſetzte. Dieſe „Reliquien" jedoch ſind blos Jugendverſuche, meiſtens ſogar ſehr ſchwache, und können daher in unſerer Zeit wenig Anklang finden. Ein einziges Gedicht, das wir ſogleich einrücken wollen, da es, wenn auch in der Ferm an Goethe's Parabeln erinnernd, doch durch ſeinen treffenden, ſarkaſtiſchen Ton auf die jüngſten Tage Deutſchlands anwendbar iſt, verdient alle Anerkennung (S. 199):

Fabel.

Ein Storch ging einſtmals auf einen Sumpf,
Um zu fangen Fröſche und Unken,
Da war auf einmal bis über den Strumpf
Er in den Moder geſunken:
Und wie er ſpannte die Flügel aus,
Er brachte die Bein' aus dem Sumpf nicht heraus.

Die Lage erſchien ihm ſehr miſerabel,
Doch fiel ihm bald ein Mittel bei,
Er bohrt' tief in den Sumpf den Schnabel
Und kriegte ſo die Beine frei:
Allein jetzt, wer malt ſeinen Schrecken!
Blieb er faſt mit dem Schnabel ſtecken.

Nun nahm er wieder zu Hülfe die Bein',
Doch ſanken ſie wieder in 'n Sumpf hinein,
Und hatte er glücklich den Schnabel erlöſt,
So bliében dagegen die Beine feſt.
Bald Schnabel, bald Beine — in der Lag'
Iſt der Storch noch bis auf den heutigen Tag.
So geht's im Groß- wie in der Kleinheit
Dem deutſchen Volk mit ſeiner Einheit!

Jedoch enthalten auch manche Gedichte wahrhaft blühenden Unſinn, wie z. B. die Ballade „Das Schloß am Meere" (S. 73):

Stand an der See ein prächtig Schloß u. ſ. w.

und (S. 107):

Ich denke dein, wenn in dem Pflichtenringen u. ſ. w.

Das Buch iſt eingeleitet mit einem ſinnigen Gedichte von Adolf Böttger, den Manen Herloßſohn's gewidmet.

Nr. 8. Dieſe „Zeitklänge" entbehren jedes höhern Schirunges. Wer Situationen aus der Tiefe des gewöhnlichen Daſeins poetiſch behandeln will, der muß auch dazu Heine'ſchen Witz mitbringen; aber wenn Clemens von Orsbach in aufgedunſenen vierzeiligen Strophen für „Augsburger Bier" ſchwärmt, kann das deutſche Publicum dabei nur einſchlafen. Dies iſt ein ſo ſchales Radebrechen von Verſen daß man ordentlich den Verfaſſer dabei ſchwitzen ſieht, wie er auf „kreuzſpinnig — herzinnig" reimt, oder gar über einer „Epiſtel an einen gichtkranken Freund" brütet.

Nr. 9. Hans Sachs war auch blos ein Schuſter — aber bei ihm hat ſich das poeta nascitur wirklich bewährt —, warum ſollte alſo auch nicht ein Schneider ein echter Dichter ſein können? Ja der Fall iſt ja ſogar in unſern Tagen ſchon vorgekommen, denn wie mir aus guter Quelle verſichert wurde, übte der jetzt berühmte däniſche Märchendichter Anderſen in frühern Jahren das Schneiderhandwerk aus. Aber trotz aller Bevorwortung ſind wir doch gezwungen dem Hrn. Worch zu ſagen, er möchte lieber das Dichten ſein laſſen. Die Kritik kann andere Verhältniſſe und beſchönigende Empfehlungen, die gutherzige Menſchen einem Hülfsbedürftigen mit auf die Reiſe zum Olymp geben, nicht berückſichtigen; ſie iſt darauf angewieſen die Sache ſelbſt mit klarem Blicke zu betrachten. Dieſes Proſa-in Verſen-Schreiben wird jetzt ſchon ſo allgemein daß man es nur bedauern muß, wenn die größere Maſſe zwiſchen einem Dichter und einem Verſeſchmied keinen Unterſchied zu machen weiß; jedes Lob was man einem ſolchen irrthümlich oder erheuchelt ſpendet, wird auch indirecterweiſe einem aufſtrebenden Talente entzogen. Möchte daher der Verfaſſer unſern Rath beherzigen und lieber gute Röcke als ſchlechte Verſe machen; poetiſches Unterfutter braucht unſere Welt durchaus nicht.

Nr. 10. Der ſich bei ſeinen Liedern „angenehm erholende" Xenienritter Wilhelm Dreyer wäre aber ſelbſt von einem phantaſiearmen Schneider aus dem Sattel zu heben; denn Dreyer ſtolpert ſo oft über ſeine eigenen zaundürren Hexameter daß jede gute deutſche Seele ihm ein inniges tiefes Mitleid nicht verſagen kann. Sapienti sat!

Nr. 11. Gruppe's Trilogie beſingt die Thaten Karl's des Großen in fließenden Verſen, einzelne wenige Stellen davon ausgenommen, die wir nicht als ein Splitterrichter wegen ihres mindern Wohlklangs citiren wollen. Denſelben Gegenſtand hat bereits früher Fouqué unter dem Titel „Karl's des Großen Geburt und Jugendjahre" beſungen. Der Verfaſſer bedient ſich in der erſten Abtheilung eines reindaktyliſchen Versmaßes, in den beiden letzten der fälſchlich ſogenannten Nibelungenſtrophe, von der auch Uhland in verſchiedenen Balladen Gebrauch macht, die aber beſſer geſagt nur der alexandriniſche Vers iſt. Der Verfaſſer der, wie aus ſeinen frühern Werken erſichtlich, eine Vorliebe für eine gewiſſe Breite hegt, hat auch hier drei beſondere Stoffmaſſen nebeneinander gruppirt, und wenn er dabei nicht wenig Gewandtheit in der Verwendung einzelner Epiſoden zeigt, ſo fehlt dieſer Dichtung doch jene höhere, wohlthuende Ruhe, die allein einen erhabenen Eindruck, wie er mit Recht von einem Epos gefodert wird, im Gemüthe des Leſers zurückläßt. Das Schwächſte am Ganzen ſcheint uns der Schluß zu ſein; man höre (S. 458):

Und als ſie mußten ſterben,
Hat man ſie beigeſetzt
Zu Seligenſtadt im Kloſter.
Da ruhen ſie noch jetzt,
Beide beieinander:
Und wer mir das nicht glaubt,
Der kann die Steine leſen,
Die ruh'n ob ihrem Haupt.

So kann ein Ammenmärchen ſchließen, aber nicht eine epiſche Trilogie; der Satz: „Und wer mir das nicht glaubt", könnte die Lachluſt erregen an einer Stelle wo Jeder einen feierlichen Abſchluß erwartet. Wer ſich übrigens für dieſen Sagenkreis aus den Zeiten Karl's des Großen beſonders intereſſirt, dem iſt dies umfangreiche Buch, an dem ſich der Fleiß des Verfaſſers in chronikaliſcher und metriſcher Hinſicht glänzend bekundet, beſtens zu empfehlen.

Und ſo hätten wir denn auf unſerer Wanderung durch den deutſchen Dichterwald nebſt vielem dürren Reiſig doch einige friſchblühende Zweige gefunden, und wenn wir auch kein Rauſchen mächtiger Eichen vernommen haben, wir Kritikee hören das friedliche Geſäuſel im Schilfrohr auch nicht ungern, doch alle Tage das — wäre des Guten zu viel!

Emanuel Raulf.

Muſikaliſche Briefe. Wahrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler. Für Freunde und Kenner, von einem Wohlbekanuten. Zwei Theile. Leipzig, Baumgärtner. 1852. 8. 2 Thlr.

Die bekannte charakteriſtiſche Frage des Pilatus: „Was iſt Wahrheit?" zieht ſich mehr oder minder bewußt, mehr oder minder dringend, Antwort begehrend und ſelten nur zur Genüge findend, durch die Jahrhunderte der geſchichtlichen Entwickelung des Menſchengeſchlechts, ſoweit daſſelbe nicht in offenbare Barbarei und Geiſtesträgheit verſunken, und wiederholt ſich auf allen Gebieten welche der Menſchengeiſt mit der Fackel der Forſchung zu beleuchten unternimmt. Ohne Skepſis gäbe

es keinen Fortſchritt im Reiche des Geiſtes; aber jene Frage iſt ebenſowol ein Erzeugniß des ſpeculativen Verſtandes als des ſehnenden, Frieden und Beruhigung ſuchenden Herzens, und wo ſie nicht vom unbeſonnenſten Leichtſinn aufgeworfen wird, ſtets von mehr oder minder tief eingreifenden Schmerzen durch das Losreißen von dem bisher Gewohnten und durch die Gewohnheit Liebgewordenen begleitet, da auch hier kein Sieg ohne Kampf gewonnen werden kann. Daß es an Beantwortungen jener Frage auf allen, den ſinnlichen wie den überſinnlichen Gebieten des Lebens, auf dem Felde der Wiſſenſchaft und Kunſt zu keiner Zeit gefehlt, dafür bürgt ſchon das dem geiſtig regſamen Menſchen angeborene Streben, die ſelbſtgewonnene Ueberzeugung über irgend einen Gegenſtand der Speculation auch Andern mitzutheilen, jenes Streben nach Proſelytenmacherei in edelerm Sinne. Daß wir aber in der That die Wahrheit, die ganze Wahrheit, nichts als die Wahrheit in Betreff irgend eines jener Gegenſtände abſolut erreicht hätten, werden wir ſchwerlich behaupten mögen, ſolange wir über die endliche Beſchränktheit des Geiſtes hienieden uns nicht abſichtlich verblenden, ſolange wir den ſtetigen Fortſchritt als die nothwendige Bedingung alles Lebens erkennen.

Unbedingt hat, wer auf irgend einem dieſer Gebiete menſchlichen Strebens aufs neue „Wahrheit“ uns geben will, vollen Anſpruch auf Beachtung, mag er nun die Prätenſion erheben, allein für jetzt noch im Beſitze derſelben zu ſein und ſie als ein in der That Neues dem mitlebenden Geſchlechte zu verkünden, oder mag er andererſeits nur durch geeignete Hinweiſung auf ſchon früher Gefundenes daſſelbe der allmäligen Vergeſſenheit entreißen, es aufs neue ins Bewußtſein zurückrufen und für den betreffenden Gegenſtand fruchtbar machen wollen. Der Kritik, die ja in Wahrheit auch nur die hülfreiche Vermittlerin zur Beantwortung jener Frage iſt, liegt dabei natürlich vor allem die Pflicht ob, den Principien nachzuforſchen von denen derartige Verſuche ausgehen, inſofern von deren Richtigkeit und Unumſtößlichkeit zumeiſt der Werth, ja die Berechtigung jener Verſuche abhängt.

Auch die vorliegenden „Muſikaliſchen Briefe“ des „Wohlbekannten“ — wir kennen ihn nicht und dünkt uns auch die Frage nach dem „Wer und woher der Männer?“ eine ſehr müßige, wo es lediglich um die Sache ſich handelt und durch deren Behandlung der Verfaſſer ſeine Berechtigung darzulegen hat — erheben von vornherein den Anſpruch „Wahrheit“, und zwar „Wahrheit über Tonkunſt und Tonkünſtler“ geben zu wollen, ſtellen ſich indeß von Hauſe aus ſchon durch den Titelzuſatz weniger auf den allgemeinen, rein ſpeculativen Standpunkt, als ſie vielmehr auf praktiſche Aphorismen ſich beſchränken zu wollen ſcheinen, nicht „die Wahrheit“ in vollem Umfange, in ihrer Abſolutheit, ſondern nur „Wahrheit“ im Einzelnen und über Einzelnes, Corollarien gleichſam und Excurſe über dieſen und jenen hier einſchlagenden Gegenſtand geben wollen. Das iſt für die Betrachtung des Werks ein wohl zu beachtender Unterſchied, wenn derſelbe auch in der Frage nach den Principien deſſelben an und für ſich Nichts ändern kann und wir vorläufig nur bemerken müſſen, daß wir es nur in die zweite der oben angedeuteten Claſſen ſetzen können, in die Claſſe derjenigen Werke nämlich, welche zumeiſt ſchon früher Bekanntes geſammelt aufs neue zur Beachtung und Beherzigung empfehlen. Denn der von mehren Seiten für daſſelbe in freundlich gutgemeinter Weiſe erhobene Anſpruch auf abſolute Neuheit zerfällt für den der literariſchen und beſonders der journaliſtiſchen Muſikliteratur der letzten Decennien etwa nur oberflächlich Kundigen ſofort in ſich ſelbſt, da die ehrenwerthe Kritik ehrenwerther derartiger Fachzeitſchriften und ſo manche andere hier einſchlagende Schrift faſt über alle die hier behandelten Gegenſtände ſich in ähnlicher Weiſe wiederholt hat vernehmen laſſen. Ja wir haben ſogar den Verdacht nicht ganz zu beſeitigen vermocht, als ſeien ſelbſt für die das zweite Bändchen füllenden Beurtheilungen einzelner Tonſetzer anderweite Arbeiten ohne Quellenangabe u. ſ. w. ſtark benutzt, und es ſtehe ſonach mit dem wirklichen geiſtigen Eigenthum dieſer Schrift des „wohlbekannten“ Unbekannten nicht ſonderlich, wie er ſich denn auch ſelber beſcheidet „nicht überall Neues“ zu geben. Beiſpielsweiſe wollte uns dünken, als hätten wir das Urtheil über Richard Wagner ſchon früher in den „Grenzboten“ mit überraſchender Aehnlichkeit ſelbſt in der Form gefunden (und dort war es unbedingt nicht etwa von dem „Wohlbekannten“ verfaßt), obwol derſelbe gerade hier ein beſonderes Gewicht auf eigene Forſchung legt (II, 158): „Ich habe ſeine Schriften .... gewiſſenhaft und aufmerkſam geleſen.“ Daß anderweit auch in dieſen Tonſetzerbeurtheilungen ſo manche Spuren ſich finden, daß entweder der „Wohlbekannte“ ſich ſelber in Anſchauung und Urtheil nicht klar geworden, noch weniger conſequent geblieben, oder daß er dieſelben eben anders woher, natürlich mit verändertem Zuſchnitt und Aufputz, man darf vielleicht ſagen, ziemlich flüchtig entlehnt habe, dafür, dünkt uns, bietet ſich ein ſchlagendes Beiſpiel, daß er (II, 20) ausſpricht: „Haydn iſt das größte muſikaliſche Genie, denn Niemand vor ihm oder nach ihm hat in der Tonkunſt einen ſo großen Fortſchritt gethan, auch Mozart, auch Beethoven nicht“; — und kurz nachher (II, 56): „Was Beethoven in ſeiner Glanzepoche geleiſtet hat, iſt faſt ohne Ausnahme das Höchſte was die Inſtrumentalmuſik bis dieſen Augenblick hervorzubringen vermocht hat: er ſteht in der Muſik ſo einzig, ſo vollendet, ſo rieſengroß da wie in der Dichtkunſt Shakſpeare; als Inſtrumentalcomponiſt hielt er an den Hauptgrundſätzen ſeiner beiden großen Vorgänger (Haydn und Mozart) unwandelbar feſt, aber er wußte ſie bereits in glücklicherer, namentlich großartigerer Weiſe und darum wirkungsreicher zur Ausprägung zu bringen.“ Was iſt denn da nun „Wahrheit“? — zumal wenn man berückſichtigt daß ſich derartige Widerſprüche, die weder von geſunder Logik noch von reifem und ſelbſtändigem Kunſturtheil zeugen, namentlich in den ziemlich wohlſeilen Vergleichungen Haydn's, Mozart's und Beethoven's unſchwer in großer Zahl abſchreiben ließen! Wenn wir nichtsdeſtoweniger gerade dieſe Componiſtenbeurtheilungen des zweiten Bändchens für das Beſte des Werks erklären, ſo ſoll und kann damit nur geſagt ſein daß es hier dem „Wohlbekannten“ im Ganzen gelungen iſt, die Anſichten glücklicher Vorgänger ſich zueigenzumachen, wobei ſich von ſelbſt verſteht daß auch hier ſeine apodiktiſche Ausdrucksweiſe cum grano salis zu nehmen iſt, daß das Buch mit Urtheil und Selbſtändigkeit geleſen werden muß und man wirklich nicht ſelten auf den Gedanken kommen könnte, der Verfaſſer, wenn wir ihn ſo nennen dürfen, ſei eben nichts weiter als ein des Stils mächtiger moderner Muſikdilettant, der Vieles, doch ihm unverdaulich Gebliebenes über Muſik geleſen und deſſen Selbſtgefälligkeit und orakelhafte Anmaßung weit über ſeine Kenntniß und ſein Vermögen hinausgehe. Wer den Stil J. S. Bach's „läppiſch, ſteif, ungelenk und reizlos“ für den „gebildeten, unbefangenen Hörer“ nennt, indeß doch herablaſſend genug iſt zuzugeben, daß „ſich in ſeinen größern Kirchenwerken, z. B. in der „Paſſionsmuſik“ (kennt der Verfaſſer nur eine?), ferner in ſeinem „Wohltemperirten Klavier“ Einiges von großem und bleibendem Werthe für alle Zeiten findet“, und dabei doch bald nachher hinzufügt daß „dieſe Leichen, was auch die Bachianer aufbieten mögen, ihnen ein galvaniſches Aufzucken abzunöthigen, nie und nimmer für unſere Zeit wieder aufleben“ werden; wer von Gluck behauptet, daß ihm „die ſichere Beherrſchung der Technik“ fehle; wer über Händel's Oratorien ſagt: „Ich habe bei den meiſten Nummern eine ſchläfernde Langeweile, bei einigen wenigen allerdings andächtige Stimmung, im Ganzen nur Mißſtimmung und Zerriſſenheit empfunden“ u. ſ. w. — der dürfte wol eigentlich das Recht verwirkt haben, als Leiter und Führer „für Freunde und Kenner der Tonkunſt“ aufzutreten, und man möchte ihn bei der Uſurpirung dieſes Rechts auf ſein eigenes Motto aus Goethe verweiſen: „Es iſt nicht mehr die Zeit, das Publicum in die Irre zu führen und es zum Beſten zu haben.“ Bei derartigen ſchiefen und

halbwahren Anſichten und Urtheilen, die ſich allerdings mit vielen über den modernen Verfall der Tonkunſt von andern wirklich gründlich muſikaliſch und äſthetiſch gebildeten Schriftſtellern und Journaliſten ſchon ausgeſprochenen Wahrheiten wunderſam vermiſchen, kann es in der That dem Leſer ſehr gleichgültig ſein, ob der „Wohlbekannte“ auch eine tüchtige Fuge ſelbſt machen kann (II, 15). Ja es bleibt ziemlich unbegreiflich, wie er ſich nur damit brüſten mag, da ihm die Fuge nichts Anderes als ein Convolut „mannichfacher Rechenkünſte“ iſt, da (fügen wir hinzu) in dieſem Sinne das Machenkönnen einer Fuge für Jeden, auch den Talentloſeſten und Bornirteſten, der überhaupt ein muſikaliſches Studium gemacht, ebenſo wenig eine Kunſt als ein Verdienſt iſt!

Wir könnten uns wol mit dieſen Andeutungen zur literariſchen Charakteriſtik des „Wohlbekannten“ begnügen, der mit ſeinem muſikaliſchen Dilettantismus eben auf keiner höhern Stufe ſteht als der von ihm mehrfach mit ausbündiger Geringſchätzung erwähnte F. Brendel in ſeiner „Geſchichte der Muſik“, nur daß er faſt noch weniger praktiſche Kenntniß ſelbſt der jüngſten Gegenwart zeigt als dieſer. Wenn er z. B. ſagt (I, 134): „Kein wahrer Künſtler braucht in unſern Tagen zu darben“, ſo möchten wir ihn ſtatt aller Andern nur an Lortzing und Konradin Kreutzer erinnern, die er in ſeinem Sinne doch unbedingt auch für „wahre Künſtler“ wird halten müſſen. Aber wir haben ſchon zu Anfange darauf hingewieſen daß es vor allen Dingen bei Werken, die mit der Prätenſion auftreten, vorzugsweiſe „Wahrheit“ von hoher Lehrkanzel herab dem ſündig-verkehrten Geſchlechte dieſer Zeit predigen zu wollen, ſich um die Principien handele, von denen ſie ausgehen, weil natürlich aus falſchen Prämiſſen unbedingt ſtichhaltige Conſequenzen nicht gezogen werden können. Und die Principien unſers „Wohlbekannten“ ſind nun leider die oberflächlichſten die ſich denken laſſen, wenn man wirklich noch der Muſik ihren Rang unter den Künſten vindiciren will, ſtehen mit der Verehrung der muſikaliſchen Kunſt, welche der Verfaſſer affectirt und zu deren Förderung er beizutragen beabſichtigt, in unlöslichem Widerſpruch, wenn man nur den einfachſten logiſchen Maßſtab anlegen will, und leiſten dem kunſtverderblichen Dilettantismus der Gegenwart gerade in der Muſik, dem ſich jeder wahre Kunſtfreund mit ernſter Entſchiedenheit entgegenzuſtellen hat, offenbar den bedeutendſten Vorſchub, wenn wir auch gern annehmen wollen daß der Verfaſſer dies unbewußt und ſogar wider ſeinen Willen thut. Bei ſeiner eigenen Unklarheit konnte ihm das wol paſſiren.

Jene Principien aber ſpricht er ſelbſt wiederholt unumwunden aus, und auf ihnen beruhen denn auch wirklich die kritiſchen Luftfechterſtreiche, welche er gegen alle „Verehrer des Alten“, gegen ältere und neuere Componiſten die ihm perſönlich nicht zuſagen, vorallem auch gegen die Kritik führt, und wobei er ſtets das Wahre mit dem Halbwahren und Falſchen ſo wunderlich in einen Trank zuſammenbraut daß nur eine ſehr ſorgſame Deſtillation ihn wirklich genießbar zu machen im Stande iſt. „Man ſucht die Muſik auf (ſagt der Verf. I, 12 fg. und an andern Orten), wie man ja täglich hören kann, um ſich nach des Tages Laſt und Mühe zu erholen, um ſich einen Genuß zu verſchaffen .... ſie ſoll behagen und Vergnügen erzeugen, ſoll gefallen.“ Das iſt die Quinteſſenz dieſer Principien über den Zweck der Muſik, und da werden denn Hegel und Montesquieu und Frau v. Staël als Gewährsleute angeführt, als ob hier Autoritäten — und für Muſik ſind ſie alle Drei dies noch keineswegs — nützen oder ſtützen könnten. Und damit man ſich über den Sinn des Wortes „Genuß“ nicht etwa täuſche, ſo erklärt ſich der Verf. ganz deutlich noch dahin: „Gehört geiſtige Anſtrengung dazu, um zu einem Kunſtgenuſſe zu gelangen, ſo iſt es eben kein wahrer Genuß.“ Daß ſonach der Kunſtgenuß mit jeder Gattung materiellen Genuſſes von dem „Wohlbekannten“ auf eine und dieſelbe Stufe geſtellt wird, alſo z. B. Kunſt- und Feinſchmeckergenuß auf derſelben Linie rangiren, leuchtet ein und bleibt nur unbegreiflich, wie der Verfaſſer noch für die Kunſt ſelbſt Lanzen zu brechen ſich die Mühe nehmen kann, wenn ſie doch eben zu weiter nichts da ſein ſoll als „um ſich nach des Tages Laſt und Mühe zu erholen“. Dafür hätten denn doch, dächten wir, um nur von der Gegenwart zu reden, Strauß, Lanner, Labitzky, Gungl, u. A. m., oder auch Flotow, Bellini, Donizetti ꝛc. hinlänglich geſorgt. Denn die anderweite Foderung des Verfaſſers, ein Kunſtwerk müſſe wahr und ſchön ſein, widerſpricht unbedingt ſeinem Hauptprincip geradezu. Denn mag man ſich zu dem Zugeſtändniß herbeilaſſen daß die Schönheit eben im ſinnlichen „Behagen“ empfunden werde (und es bleibt doch ſehr fraglich, ob das nicht eine ſehr niedrige und unwürdige Anſicht von der Kunſtſchönheit ſei!), das wird doch der Verf. ohne Zweifel ſelbſt nicht glauben daß die Wahrheit eines Kunſtwerks ohne Verſtandesthätigkeit, die er doch für den Kunſtgenuß ausdrücklich perhorrescirt, erkannt werden könne.

Das Buch bietet — man ſieht das wol aus dem bisher Geſagten — der Blößen ſo unendlich viele daß zu deren vollſtändiger Aufdeckung und Widerlegung wiederum ein Buch gehören würde. Und es iſt für den Unbefangenen um ſo gefährlicher als es, wie ſchon geſagt, Wahres mit Falſchem auf eine wirklich bisher kaum jemals dageweſene, entweder ſophiſtiſch-perfide oder gänzlich unlogiſche und ſonach unzurechnungsfähige Weiſe durcheinandermiſcht. Wir bedauern daß der Verfaſſer das Gute und Wahre, was er hier einmal mit Mühe und Sorgfalt aus ſeiner frühern Vereinzelung in bald vergeſſenen Journalaufſätzen zuſammengebracht und wenigſtens äußerlich vereinigt hat, und um deſſentwillen wir das Buch dem kritiſchen Studium empfehlen mögen, unter ſo viele Spreu verſteckt hat; aber wir werden uns auch zu tröſten wiſſen, wenn er auch uns unter die Zahl der modernen Dutzendkritiker rangiren will, über deren Jämmerlichkeit und Erbärmlichkeit er mit Recht gar gewaltig eifert. Wie erbärmlich es mit einer großen Zahl von Kritikern auf muſikaliſchem Gebiete heutzutage beſtellt ſein muß, dafür liefert der Umſtand einen ſchlagenden Beweis daß das vorliegende Buch wirklich von ſo mancher Seite unbedingt empfohlen worden iſt. Wer wie die Biene Honig aus allen Blumen zu ſaugen verſteht, für den wird es des Beherzigenswerthen gar Manches darbieten, der wird auch Nachſicht haben, wenn Méhul's „Joſeph in Egypten“ für die echte Kirchenmuſik erklärt wird, wie wir ſie in unſern Gotteshäuſern haben müßten.

Schließlich geben wir noch eine Inhaltsüberſicht der beiden Bändchen, aus der auch die Principloſigkeit des Verfaſſers deutlich genug zutagetritt. „Klage und Troſt“ bilden gewiſſermaßen die Vorrede. Dann: „Was ſoll, was kann die Muſik?“ „Deutſche Muſik“; „Die neuern deutſchen Componiſten im Allgemeinen“; „Die deutſche Oper der Gegenwart im Allgemeinen“; „Das deutſche Lied“; „Die Kirchenmuſik“; „Kunſtregeln“; „Die Form“; „Muſikaliſche Declamation“; „Zu complicirt“; „Originalität“; „Politiſche Muſik“; „Claſſiſch und romantiſch“; „Fortſchritt in der Muſik“; „Die Alten und die Jungen“; „Muſikaliſche Kritik“; „Coterie und Parteien“; „Reflexion und Unbefangenheit“; „Selbſtudium und Selbſtkritik“; „Concert und Publicum“; „Pianoforte“; „Virtuoſität“; „Sänger und Sängerinnen“. Im zweiten Bändchen: „Autoritäten“; „Die Bachmanie“, und nun eine Reihe von Charakteriſtiken, nicht ſelten je nach Laune abfällig oder zuſtimmend: Haydn, Mozart, Beethoven, F. Schubert, Hummel, K. M. v. Weber, Spohr, Mendelsſohn, Meyerbeer, Marſchner, Lortzing, Flotow, Gade, Schumann, Wagner.

Wir wünſchten lebhaft daß dieſe „Muſikaliſchen Briefe“ Anlaß für einen unbefangenen, tüchtig durchgebildeten und erfahrungsreichen, weder einſeitigen noch verbitterten muſikaliſchen Schriftſteller würden, die hier geſammelten „Wahrheiten“ von einem kunſtwürdigen Standpunkte aus der geſammten muſikaliſchen Welt, Kunſtkennern und Kunſtfreunden, vermehrt und erweitert und in folgerichtiger Darſtellung ans Herz zu legen. Die gute Sache könnte dadurch nur gefördert werden.

4.

Romane.

1. Der Adminiſtrator. Von Karl Schramm. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1851. 8. 3 Thlr.

Aus den wiewol vereinzelten Berichten welche ſich im Vormärz über die ungariſchen Comitats- und Reichstagsverhandlungen zuweilen in deutſche Blätter verirrt, kannte man auch in Deutſchland ſo ziemlich die Bedeutſamkeit, welche die Adminiſtratorenfrage kurz vor der Revolution von 1848, zu deren Hauptveranlaſſungen ſie zählte, in Ungarn erlangt hatte. Oeſtreich wollte die ihm ſo unbequeme Autonomie der Comitate dadurch brechen, daß es dem unabhängigen Obergeſpan, der an der Spitze jedes Comitats ſtand, durch einen von der wiener Regierung ernannten, von ihr abhängigen und beſoldeten und nur ihr verantwortlichen „Adminiſtrator“ erſetzte, der alle Fäden der Adminiſtration in ſeiner Hand concentriren, die Beamten- und Deputirtenwahlen wie überhaupt das ganze Comitatsleben im Sinne der freiheitsfeindlichen Regierung leiten ſollte. Man weiß welche energiſche Oppoſition alle Comitate, namentlich das peſther unter Koſſuth's Leitung, gegen dieſe Neuerung erhoben, daß von 1844—48 die Adminiſtratorenfrage das Schibboleth der politiſchen Parteien und den bedeutendſten Kampfesgegenſtand zwiſchen Nation und Regierung bildete, und daß die Erbitterung, welche der Adminiſtratorenkampf und das abſolutiſtiſche Verfahren der bereits in 32 Comitaten eingeſetzten Adminiſtratoren im ganzen Lande hervorgerufen, ein Hauptanlaß zu der Heftigkeit und Allgemeinheit der Märzrevolutionvon 1848 war.

Der Titel des vorſtehenden Romans läßt daher mit Recht vermuthen daß wir in demſelben einen politiſchen Tendenzroman oder doch ein Bild jenes vielbewegten, höchſt intereſſanten politiſchen Kampfes finden werden. Ich habe mit vieler Mühe und Selbſtüberwindung und unter ſtetem Ankämpfen gegen den ſchlafbringenden Dämon der Langeweile die erſte Hälfte des Romans durchgeleſen, ohne auch nur die geringſte Spur einer politiſchen Färbung, ja ohne den „Adminiſtrator“ zu entdecken. Um der bittern Recenſentenpflicht zu genügen, brachte ich noch das ſchwere Opfer, auch das dritte Bändchen — es zu leſen war mir geradezu unmöglich — wenigſtens durchzublättern. Meine Bemühung wurde vom ſchönſten Erfolge gekrönt, denn ich machte hier endlich die Entdeckung daß einer der Helden — der Roman hat deren mehre oder gar keinen — zufällig, aber rein zufällig, ohne daß dies mit dem Inhalte des Romans in irgendwelchem Zuſammenhange ſteht, ein „Adminiſtrator“ und alſo der Titel des Buchs im Grunde durch jeden andern hätte erſetzt werden können und eine kleine Charlatanerie iſt.

Wir würden indeß dem Verfaſſer dieſen kleinen Kunſtgriff, durch ein intereſſeverheißendes Aushängeſchild Käufer und Leſer anzulocken, wie auch daß er keinen Tendenzroman geſchrieben, herzlich gern verzeihen, wenn er überhaupt Etwas geſchrieben hätte. Die uns vorliegenden drei Bändchen enthalten aber nur eine Maſſe ſinn- und formloſer Scenen, die durch ebenſo ſinn- und formloſe, dabei noch höchſt unwahrſcheinliche Intrigue zu einem Ganzen verbunden werden und einen Roman — wir vermuthen wenigſtens daß der Verfaſſer einen ſolchen ſchreiben gewollt — bilden ſollen. Von einer eigentlichen zuſammenhängenden Handlung, von Entwickelung und Charakterzeichnung, von lebensgetreuer Schilderung des politiſchen oder geſellſchaftlichen Lebens keine Spur. Indeß verräth der „Adminiſtrator“ trotz ſeiner totalen Werthloſigkeit doch einige Phantaſie und einiges Erzählertalent, und da es ein Erſtlingswerk des noch ſehr jugendlichen Verfaſſers, ſo wollen wir hoffen daß derſelbe, wenn er ſpätern Arbeiten mehr Fleiß und Sorgfalt zuwendet, Beſſeres und Befriedigenderes leiſten wird.

Ziemlich gleichen Schlages, doch etwas beſſer iſt:

2. Bem in Wien. Ein hiſtoriſches Gemälde von einem Offiziere aus dem Generalſtabe Bem's. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir erhalten hier ein ziemlich getreues, wenn auch durch die romantiſchen Zuthaten eher entſtelltes als verſchöntes Bild der geſammten Wirkſamkeit des polniſchen Helden während der wiener Octobertage 1848, von ſeinem Eintreffen in der ſtürmiſchbewegten Hauptſtadt bis zu ſeiner Flucht aus derſelben nach deren Bewältigung durch Windiſchgrätz. Und da er das militairiſche Haupt der Bewegung war, und in ſeinem Hauptquartier alle Fäden derſelben zuſammliefen, ſo läßt uns die Geſchichte ſeiner Wirkſamkeit zugleich einen tiefen Einblick in das Ganze jener meteorartigen Octoberrevolution werfen, die ſo raſch endete als ſie unerwartet begann, und mit deren Bewältigung ſämmtliche „Märzerrungenſchaften“ Oeſtreichs vernichtet wurden. Wir ſehen hier, wie ſelbſt die beſtdurchdachten Plane und die energiſchſten Anſtrengungen Bem's an dem geringen Ernſt welchen die große Maſſe des Volks zum Kampf mitbrachte, an dem Mistrauen der Einen gegen den polniſchen General, an dem Dünkel der höhern improviſirten Offiziere, die bei aller Unwiſſenheit nur commandiren, aber nicht gehorchen wollten, an dem Verrath Jener die ſich als die eifrigſten Revolutionnairs geberdeten und dabei in ſteter Verbindung mit dem Feinde ſtanden, dem ſie alle Vorfälle in der Stadt und alle Abſichten der Vertheidiger getreulich meldeten, endlich an der Feigheit vieler Maulhelden, wenn es wirklichen blutigen Kampf galt, ſcheitern mußten. Der Nationalgarden-Obercommandant Meſſenhauſer, der den Feind mit Proclamationen beſiegen wollte und ſtets die Feder ſtatt des Schwertes in der Hand führte, wird ziemlich getreu geſchildert, wenn wir auch etwas mehr Pietät gegen den Mann gewünſcht hätten, der es wenigſtens ehrlich mit der Volksſache meinte und als Opfer ſeiner Ueberzeugung endete. Höchſt tadelnswerth iſt aber jedenfalls die Indiscretion mit welcher noch Lebende, die ſich im Bereich der öſtreichiſchen Kriegsgerichte befinden, als Mitſchuldige bei der Wirkſamkeit Bem's, bei ſeiner Flucht u. ſ. w. bezeichnet werden. Alle Achtung vor den Foderungen der hiſtoriſchen Wahrheit, aber auch das Leben und die Gegenwart haben ihre unverleugbaren Rechte, und ein „hiſtoriſches Gemälde“, das doch ohnehin kein ſtreng geſchichtliches Werk ſein will, würde auch bei größerer Vorſichtigkeit in Bezeichnung der Perſonen ſeiner Aufgabe vollkommen genügen können. 66.

Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la Bibliothèque impériale publique de St.-Pétersbourg. 1852.

Die kaiſerliche öffentliche Bibliothek in Petersburg, eines der großartigſten Inſtitute, welches beſonders unter dem gegenwärtigen Directorate des Reichsraths Baron Modeſt von Korff einen bedeutenden Aufſchwung genommen, hat die Reihe der Publicationen, welche ſie über und aus ihren Schätzen dem Drucke zu übergeben beabſichtigt, mit einem Kataloge der orientaliſchen Handſchriften und Xylographen eröffnet. Die gelehrte Welt hat allen Grund, dieſen Katalog, deſſen Abfaſſung eine Arbeit des allen Orientaliſten wohlbekannten Staatsraths Dorn iſt, als eine der wichtigſten Erſcheinungen auf dem Gebiete der orientaliſchen Literatur mit Freude zu begrüßen, nicht nur weil er einen vollſtändigen Ueberblick über eine der ausgezeichnetſten Sammlungen orientaliſcher Wiſſenſchaft gewährt, ſondern weil er auch überhaupt als eine namhafte Bereicherung der orientaliſchen Studien, denen er zum Theil neue Gebiete erſchließt, unbedingt gelten muß. Zuverläſſig wird der Dorn'ſche Katalog überall wo nur orientaliſche Studien Boden gewonnen haben als ein wirklich Epoche machendes Werk bewillkommt werden, wiewol dieſes für Rußland noch um Vieles mehr um deswillen an Bedeutung gewinnt, weil es das erſte Beiſpiel eines ſo umfaſſenden und mit Sorgfalt bearbeiteten Katalogs in Rußland iſt. Bei Abfaſſung des Katalogs glaubte man mit Recht von einer bloßen Nomenclatur der Handſchriften abſehen und vielmehr, um ihm einen univerſellen Charakter zu geben, die Methode der raiſonnirenden Beſchreibung wählen zu müſſen.

Es handelte ſich deshalb nicht blos darum, den Titel einer jeden Handſchrift anzuzeigen, ſondern auch den Namen des Verfaſſers, die Zeit und den Ort, wann und wo er gelebt und geſchrieben hatte, anzugeben; es galt, das Alter und den Schriftcharakter der Handſchrift zu beſtimmen, den Inhalt derſelben und ihre etwaigen Eigenthümlichkeiten in möglichſter Kürze und doch auch ohne Beeinträchtigung der Ueberſichtlichkeit und Klarheit zu beſchreiben, ſowie die äußere Beſchaffenheit der Handſchrift möglichſt zu veranſchaulichen; es galt endlich noch, erforderlichen Falls den Anfang eines Schriftſtücks mitzutheilen, die Ergänzung von Defecten zu verſuchen, überall wo es der Gegenſtand verlangte die literariſchen Citate beizugeben und genaue Regiſter hinzuzufügen. Ueberlegt man die Schwierigkeit einer ſolchen Arbeit überhaupt und zumal auf einem noch ziemlich unvollkommen angebauten Gebiete, wie das der orientaliſchen Literatur iſt, ſo wird man die Ausdauer, den Eifer und vorallem die Gelehrſamkeit nicht genug bewundern können, welche einen in der angegebenen Weiſe muſterhaft bearbeiteten Katalog von nicht weniger als 901 Handſchriften und Xylographen zu Stande gebracht haben. Ehre dem Verfaſſer des Katalogs, Staatsrath Dorn, und Ehre dem Baron von Korff, unter deſſen vielverheißenden Auſpicien der Katalog zur Ausführung gekommen und in einer ebenſo edelen als prachtvollen Ausſtattung in die Oeffentlichkeit gelangt iſt. Man kann nur bedauern daß das Werk, da es blos in 300 Exemplaren gedruckt und zur Hälfte zu Geſchenken an fürſtliche Perſonen und Gelehrte und zur andern Hälfte nur für den Buchhandel zum Preiſe von 10 Rubel Silber beſtimmt iſt, kaum in Aller Hände, die daraus Nutzen zu ziehen Beruf und Kenntniſſe haben, kommen dürfte. Mit welcher Hingebung, ſelbſt Opfern man übrigens bemüht geweſen iſt, der würdigen Ausführung des ſo großartigen Unternehmens in jeder Beziehung Rechnung zu tragen, dafür nur Folgendes als Beweis. Lediglich zur Entzifferung einer Anzahl indiſcher Handſchriften auf Palmblättern, deren Beſtimmung und Enträthſelung mit Hülfe der in Petersburg und überhaupt in Rußland verfügbaren Kräfte nicht zu ermöglichen geweſen war, fand ſich Baron von Korff veranlaßt, einen der Beamten der kaiſerlichen Bibliothek, Hofrath Koſſowitſch, nach England zu entſenden, um dort die mit den indiſchen Sprachen vertrauten Gelehrten über die fraglichen Handſchriften zurathezuziehen zu laſſen. Einem jungen Deutſchen, dem Profeſſor bei der Akademie zu Canterbury, Dr. Reinhold Roſt aus Sachſen-Altenburg, gelang es die Aufgabe zu löſen. Die Sprachen, in welchen die der kaiſerlichen Bibliothek gehörigen Handſchriften und Xylographen verfaßt, ſind folgende 25: die arabiſche, perſiſche, türkiſche und tatariſche, hebräiſche, äthiopiſche, ſyriſche, koptiſche, armeniſche, georgiſche, mandſchuiſche, chineſiſche, mongoliſche, kalmückiſche, tibetaniſche, japaneſiſche, das Sanskrit, die paliſche, guzeratiſche, indiſche, bengaliſche, malayalmiſche, tamuliſche, ſiamiſche und javaniſche. Alle in dieſen Sprachen abgefaßten Schriften gehören den im Dorn'ſchen Kataloge gewählten Rubriken gemäß folgenden Wiſſenſchaftsfächern an: 1) Theologie, chriſtliche und mohammedaniſche; 2) Recht; 3) Philoſophie, chriſtliche, mohammedaniſche und anderer Völker; 4) Geſchichte; 5) Naturgeſchichte, Alchemie; 6) Medicin; 7) Mathematik; 8) Mechanik; 9) Poeſie und ſchöne Wiſſenſchaften; 10) ſchöne Künſte; 11) Beredtſamkeit; 12) Epiſtolographie; 13) Philologie (Linguiſtik); 14) Literargeſchichte; 15) Kalligraphie; 16) Polygraphie; 17) Vermiſchtes. 75.

Innere und äußere Offenbarung.

Zwiſchen innerer und äußerer Offenbarung, den Glauben an Gott betreffend, ſind noch immer die Stimmen getheilt. Sie müſſen es auch bleiben, ſolange man blos die eine ohne die andere oder die eine als ausſchließliche Wurzel der andern annehmen will. Zeigen läßt ſich ohne vorausgeſetzte innere Offenbarung irgend einer Art, ſei es auch nur im unbeſtimmteſten Sehnen und Hoffen, hätte keine äußere Offenbarung Bedeutſamkeit und Verſtändlichkeit für den Menſchen. Das Wort in dir iſt die Exegeſe des Worts außer dir und umgekehrt; ohne Aeußerliches findet das Innerliche keine Nahrung und bleibt Quelle des Unglücks. Die reinſte Freundſchaft und Liebe auf Erden fodern ihren Gegenſtand, an welchem ſie ſich befriedigen, ſtark werden, ſonſt verkümmern ſie in ſich ſelbſt, ſo auch die Liebe zu Gott. Es kommt dir mithin die äußere Offenbarung entgegen, und du meinſt in ihr wegen des geliebten Gegenſtandes Alles gefunden zu haben, ſammt dem Gegenſtande dich ſelbſt. Hierauf geſtützt halten die Poſitiviſten der Religion eine innere Offenbarung für trübes Sehnen, ohne Haltung ſich verzehrend und in Rauch verglimmend. Auf jene Vorausſetzung des Innerlichen berufen ſich die Rationaliſten, weil das Ende nicht der Anfang ſein könne. Zugleich handelt es ſich um die Prüfung des Religionsglaubens. Die Poſitiviſten verweiſen auf den Gegenſtand der in ſeiner Vollkommenheit den Menſchen emporzieht und ihn heiligt, wie der treffliche Freund das Innere des liebenden Freundes verwandelt und beſſert; die Rationaliſten beſtehen darauf, die innere Liebe müſſe ſich an ſich ſelbſt heiligen, weil das Aeußere doch mangelhaft ſei oder ſein könne, gleichwie ein geliebter Freund nicht ohne Fehler. Beide Theile haben ihr Recht und die Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zeugt für beide, weil immer das Innere am Aeußern emporgewachſen, z. B. Vaterlandsliebe an Staatsverfaſſung, aber auch das Aeußere durch Inneres umgeſtaltet und vervollkommnet worden, z. B. Staatsverfaſſung durch Vaterlandsliebe. Dies iſt dem Dualismus unſers Lebens und Bewußtſeins, dem Grundgeſetz der Schöpfung angemeſſen, deshalb auch vernünftig und philoſophiſch, es ſolle das Chriſtenthum durch innere Offenbarung und dieſe durch Chriſtenthum geheiligt, geprüft und gereinigt werden, wie Propheten das echte Judenthum hervorriefen und dieſes die Propheten. Ohne ſolche Wechſelbeziehung iſt keine prüfende Sicherung denkbar, ſondern das blos Innere und das blos Aeußere führen leicht auf Abwege. Aus jenem entſpringen gern innere Beſchaulichkeiten, Eingebungen, phantaſtiſche Schwärmereien, wie bei manchen chriſtlichen Sekten, und wenn auch davor eine geſunde Philoſophie bewahrt, ſo ſcheint dieſer doch die volle Stärke des Lebens und der Liebe zu fehlen und ſie iſt vielleicht nur nüchtern durch ihre Schwäche. Aus dem bloßen Nehmen des Aeußerlichen dagegen erwächſt leichtlich blinder Aberglaube, Gefangenſchaft des Geiſtes unter Kirchenzwang, ein hohenprieſterliches Judenthum, ein päpſtliches Chriſtenthum. In fortdauernder Wechſelbeziehung innerer und äußerer Offenbarung beſteht das Weſen des evangeliſchen Chriſtenthums und der chriſtlichen Philoſophie, in allen Zeiten das Heilmittel für Aberglauben und Unglauben. Luther und die Reformatoren begannen ihr Werk der Kirchenverbeſſerung mit innerer Offenbarung als Auslegerin der äußern; ſpäterhin haben ſie dem äußern von ihnen ſchon ausgelegten Wort ein Uebergewicht geſtattet. Die Neologen des 18. Jahrhunderts vertrauten auf das Innere und wollten danach das Aeußere berichtigen, was Manche noch thun mit kunſtreicher Philoſophie zur Hand, während Andere neuerdings wieder das Aeußere bedeutſamer achten. Beide Theile bleiben proteſtantiſch in ihrer rationaliſtiſchen und ſupernaturaliſtiſchen Weiſe, nur gibt es für beide eine Grenze. Soll Autorität über die Auslegung des äußern Worts entſcheiden, wodurch allein Uebereinſtimmung, nämlich einförmige, zu gewinnen, ſo iſt ein Papſtthum unvermeidlich. Soll blos das Innerliche gelten und das Aeußerliche als eine ziemlich entbehrliche Zugabe ſich daran ſchließen, ſo kommen wir vielleicht auch in die Steinbrüche der Encyklopädiſten, Hegelianer oder in die weiten Gefilde der Schwärmer. Am beſten fährt der Menſch, wenn ſeine Philoſophie chriſtlich und ſein Chriſtenthum philoſophiſch wird. Was iſt Religionsphiloſophie Anderes als Auslegung des innern Worts, und Chriſtenthum Anderes als Auslegung des Aeußern? Alle Auslegung des äußern Worts bedarf der innern Offenbarung, aber

auch die Auslegung des innern Worts der ſichern Haltung durch äußere Offenbarung. Wenn hierüber die Menſchen ſich misverſtehen, ſo gibt es babyloniſche Sprachverwirrung, und vergebens bauen die Arbeiter am Thurme der bis in den Himmel reichen ſoll, doch aus Mangel an den rechten Widerlagen ſeines Fundaments immer wieder zuſammenſtürzt. 36.

Notizen.

Vortheil der Bildung.

Nirgend mehr als in den öſtreichiſchen Staaten galt in frühern Zeiten der Grundſatz daß bei Vergehen ſorgfältigere Erziehung, reichere Mittel der Bildung, überhaupt günſtigere äußere Verhältniſſe nicht als erſchwerende, ſondern als mildernde Umſtände anzuſehen ſeien. Bei gewöhnlichen peinlichen Verbrechen, die Individuen des höhern Adels oder der Geiſtlichkeit ſich zuſchuldenkommen ließen, herrſchte eine unglaubliche Nachſicht. Strenge wurde nur in Hochverrathsfällen beobachtet, ſonſt wurden ſie ſehr gelinde, faſt immer heimlich beſtraft durch Einſperrung in ewiges leibliches Gefängniß, oft auf ihren eigenen Schlöſſern und ſehr oft nur mit Geldbußen. Kam es einmal zur Enthauptung, ſo fand ſie in einem ſchwarzbehangenen Zimmer ſtatt; die Leichname wurden den Familien zu ehrlichem Begräbniſſe zurückgegeben; das auf das Rad flechten hatte bei den höhern Ständen ſeit dem prager Bluttage nicht mehr ſtatt. Dem Adel gingen ſeine Roheiten und Gewaltthätigkeiten immer mit leiblicher Strafe aus. Ein Graf Wolkenſtein erhielt wegen Inceſt mit ſeiner Schweſter keine andere Strafe als daß er die große Mauer des innsbrucker Thiergartens ausbauen mußte, welche die landesfürſtliche Kammer aus Mangel an Geldmitteln unvollendet hatte laſſen müſſen. Die ungariſche Dame Eliſabeth Nadaſty, geborene Bathory, die Nichte des großen Stephan Bathory, hatte 3—400 bürgerliche und bäuerliche Jungfrauen aderlaſſen und unter gräßlichen Martern tödten laſſen, weil ſie die grauſame Superſtition hegte Blut von gequälten und tödtlich erſchreckten Perſonen könne, wenn man ſich damit waſche, dazu dienen die Haut weiß, weich und fein zu erhalten; dafür ſtarb ſie ruhig nach dreijähriger Gefangenſchaft 1614, zu Tode gefüttert, auf ihrer Burg, während ihre gemeinen Helfershelfer, die ſie zu den Gräueln befehligt hatte, hingerichtet und verbrannt wurden.

Niemand war beſſer geeignet zur Ausrottung des Proteſtantismus in Oeſtreich als Ferdinand II. „Beſſer eine Wüſte als ein Land voll Ketzer", ſagte er zum Cardinal Kleſl; er war der gehorſamſte Sohn ſeiner Kirche. Niemanden fürchtete er ſo ſehr als die Prieſter, in denen er etwas Ueberirdiſches fand und verehrte. Begegnete ihm, ſo äußerte er ſelbſt, zugleich ein Prieſter und ein Engel, ſo würde er dem Prieſter zuerſt ſeine Ehrfurcht bezeigen. Die alte Habsburgiſche Dynaſtie, von Maximilian I. bis auf Matthias, war den Liebesfreuden ſehr ergeben geweſen; die neue Steiermärker Dynaſtie begann mit Ferdinand II. anders; die Liebe hatte das Geſchlecht erſchöpft, mit Ferdinand II. kam die Conſequenz der Erſchlaffung, die Bigoterie. 17.

Einige Kehrſeiten ſpaniſcher Andacht.

Obſchon humoriſtiſche Kanzelreden nicht mehr ſo häufig in Spanien vorkommen wie ehemals, trifft man ſie doch noch zuweilen. Die Spanier lachen und ſpotten über Alles. Es iſt ſchwer zu wiſſen wann ſie es aufrichtig meinen. Sie lachen beim Tode; ſie treiben Scherz mit den ernſteſten Verrichtungen des Lebens; ſie lachen in der Kirche und ſind oft ernſter von außen als innen. Die weibliche Bevölkerung iſt mindeſtens zur Hälfte ehrlich in ihrer Andacht, und doch hat, wie der Verfaſſer der „Revelations in Spain" verſichert, derſelbe ein faſt frommes Weib gekannt, welches beim Trinken eines Glaſes Wein äußerte: „Es muß gut ſein, denn es iſt das Blut Chriſti." Ein Prieſter in Granada, der ſeine Heerde wegen ihres unehrerbietigen Betragens in der Kirche abcapitelte, ermahnte ſie, nicht dem Soldaten zu gleichen, der, wenn er in das geweihte Haus trat, den Bildern des Heilands und der Jungfrau zunickte mit einem: „Dios te guarde, Don Cristo! Dios de guarde, Doña Maria!" (Gott erhalte dich, Don Chriſtus! Gott erhalte dich, Donna Maria!) und nach den Bildern der Heiligen gewendet, vermeſſen ausrief: „Vos otros no, sois simples caballeros como yo." (Euch Andere nicht, denn ihr ſeid nur ſchlichte Edelleute wie ich.) Ein anderer erklärte von der Kanzel daß alle Werke des Schöpfers vollkommen ſeien. Da trat ein Höckeriger aus der Gemeinde und fragte, die Hand auf ſeinen Buckel legend, ob dies Vollkommenheit ſei. „En razon de giba", ſprach der Padre, „no es posible ser mas perfecto." (In Betreff eines Höckers könnte es unmöglich vollkommener ſein.) 12.

Die Türken und ihre Vorſtellungen vom Erdbeben.

Die Naivetät der türkiſchen Vorſtellungen über die Erdbeben iſt noch groß, ähnlich wie bei den Chineſen in Betreff der Sonnen- und Mondfinſterniſſe. Nach dem Glauben des großen Haufens bei den Türken ruht die Erde auf dem Horne eines Büffels, und wenn dieſer von der Laſt müde iſt, ſchüttelt er das Haupt und wirft ſie auf das andere Horn. Daher die Erdbeben. Fragt man ſie worauf denn der Büffel ſtehe, ſo iſt die unbefangene Antwort: „Das weiß Gott." Sinniger iſt die Erklärung ihrer Moraliſten. „Gott hält", ſagen ſie, „in der einen Hand einen Büſchel Nerven oder Fäden, die von den verſchiedenen Ländern der Erde ausgehen. Iſt der Herr mit einem Lande unzufrieden, ſo zerrt er an einer Schnur, um ein Zeichen zu geben und die Menſchen aus ihrer Verſunkenheit aufzurütteln. Davon erbeben dann die Länder. (Vergl. Roß, „Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern", S. 107.) 8.

Bibliographie.

Arnim, Bettina, Geſpräche mit Daemonen. Des Königsbuchs 2ter Band. Berlin, Arnim. Gr. 8. 3 Thlr.

Athanasius, des Heiligen, Bischofs von Alexandria, Fest-Briefe. Aus dem Syrischen übersetzt und durch Anmerkungen erläutert von Fr. Larsow. Nebst 3 Karten, Aegypten mit seinen Bisthümern und Alexandria mit seinen Kirchen darstellend. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 27 Ngr.

Aus den Papieren einer Verborgenen. 1ſter Band. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr.

Berthold, G., Die Dresdner Braut. Erzählung. Löbau, Breyer. 32. 1½ Ngr.

Bonnet, L., Die Familie zu Bethanien oder Betrachtungen über das 11. Kap. des Evangeliums Johannes. Berlin, W. Schultze. 8. 15 Ngr.

Cornelius, C. A., Der Antheil Ostfrieslands an der Reformation bis zum Jahre 1535. Mit zwei Beilagen. Münster, Cazin. Gr. 8. 15 Ngr.

Crouſaz, A. v., Kurze Darſtellung der Preußiſchen Kriegs-Operationen in den Jahren 1848 und 49 in Verbindung mit geographiſchen, militairiſchen und andern Erläuterungen zu Lektüre und Unterricht. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 15 Ngr.

Dietrich, G., Die Meerfahrt. Epiſch-lyriſches Gedicht. Weida. 8. 7½ Ngr.

Fiſcher, K., Logik und Metaphyſik oder Wiſſenſchaftslehre. Lehrbuch für akademiſche Vorleſungen. Stuttgart, Scheitlin. 8. 1 Thlr.

— — Vorleſungen über Geſchichte der neueren Philoſophie. 1ſter Band: Die Philoſophie von Carteſius bis Spinoza.

1ſte Abtheilung: Einleitung in das Studium der Philoſophie. Carteſius, Geulinx, Malebranche. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 1 Thlr.

Gabelentz, H. C. v. d., Beiträge zur Sprachenkunde. 1ſtes bis 3tes Heft. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. à 24 Ngr.

Grimm, J., über den ursprung der sprache. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Grundmann, E., Gedichte. Berlin, Simion. 16. 15 Ngr.

Hamm, W., Die Thierwelt und der Aberglaube. Ein Leſebuch für Jedermann. Leipzig, Weber. 8. 10 Ngr.

Herzog, E., Geſchichte des Zwickauer Steinkohlenbaues. Ein Beitrag zur Geſchichte der ſächſiſchen Induſtrie. Mit 3 lithographirten Beilagen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 25 Ngr.

Holdau, M., Der Pachthof. Idylle. Kaſſel, Vollmann. 16. 25 Ngr.

Horn, W. O. v., Hand in Hand. Eine Reihe von Geſchichten für Reich und Arm in jedem Stande. Mit Illuſtrationen gezeichnet von Rothbart. Stuttgart, Scheitlin. Gr. 8. 27 Ngr.

James, G. P. R., Pequinillo. Ein Roman. Aus dem Engliſchen überſetzt von E. Suſemihl. 1ſter Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keipp, H., Ein deutſcher Flüchtling. Aus dem Volksleben der neueſten Zeit. Magdeburg, Delbrück. 8. 9 Ngr.

Kirchner's, C., Hodegetik oder Wegweiser zur Universität für Studierende. Nebst einer systematischen Uebersicht der Wissenschaften und Künste und den Studienplänen für die einzelnen Fächer des Gelehrtenberufs. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 24 Ngr.

Die Klage. Schlußgeſang des Nibelungenliedes in der alten vollendeten Geſtalt. Herausgegeben durch F. H. v. d. Hagen. Mit Holzſchnitten v. F. W. Gubitz ꝛc. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Laymburg, F., Waizen und Unkraut. Dichtungen. Leipzig, Weber. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leubuscher, R., Ueber die Entstehung der Sinnestäuschung. Ein Beitrag zur Anthropologie. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 12 Ngr.

Liefde, J. de, Der Sträfling. Eine wahre Geſchichte. Nach deſſen eigenen mündlichen Mittheilungen erzählt. Aus dem Holländiſchen überſetzt von J. Molenaar. Worms, Schmidt. 8. 7½ Ngr.

Loeſcher, E., Die königliche Waſſerlilie Victoria regia, ihre Geſchichte, ihr Weſen und ihre Kultur, nebſt einem Anhang über Waſſerpflanzen der wärmeren Zonen. Mit 2 colorirten Abbildungen und 1 Steindruck. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 20 Ngr.

Mailáth, J. Graf, Geſchichte der Magyaren. 1ſter Band. 2te ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit dem Plane der Mogolenſchlacht und dem Stammbaume der Arpáden. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Muenchenberg, A., Das Ballet und ſein Verhältniß zur darſtellenden Kunſt. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Nibelungen Klage. Zum erſten Male in neuhochdeutſchen Reimen. Zur Ausgabe des „Nibelungenlied" mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit Holzſchnitten von F. W. Gubitz ꝛc. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Planta, P. C., Die Wiſſenſchaft des Staates oder die Lehre von dem Lebensorganismus. Zwei Theile. Chur, Grubenmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Reithmayr, F. X., Einleitung in die canoniſchen Bücher des neuen Bundes. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ring, M., Stadtgeſchichten. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Chriſtkind-Agnes. Berlin, Simion. 16. 25 Ngr.

Roquette, O., Der Tag von St. Jakob. Ein Gedicht. Stuttgart, Cotta. 16. 24 Ngr.

Schefer, L., Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmriger Zeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schücking, L., Die Königin der Nacht. Roman. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schulze, E., Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht. Octav-Ausgabe. 8te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Schultze & Müller am Rhein. Humoriſtiſche Reiſebilder von Cöln bis Mainz. Mit 44 Illuſtrationen. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 10 Ngr.

Schütt, A., Helgoland. Den Bewohnern der Inſel gewidmet. Freiburg im Breisgau, Herder. 8. 8 Ngr.

Siemers, J. F., Vorleſungen über Anthropologie, Phyſiologie und Diätetik. Für Gebildete aller Stände gehalten im akademiſchen Gymnaſium zu Hamburg. Leipzig, Weber. 8. 2 Thlr.

Stahr, A., Weimar und Jena. Ein Tagebuch. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 12. 3 Thlr.

Staroſt, L., Zur Geſchichte der polniſchen Beſtrebungen im Anfange des Jahres 1848. Mit 2 Karten. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 27 Ngr.

Stifter, A., Der Hochwald. Peſth, Heckenaſt. 16. 1 Thr.

Taylor, H., Philipp van Artevelde. Ein dramatiſches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt von A. Heimann. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Philipp van Artevelde's Tod. Ein Drama in fünf Acten. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Theiner, A., Zuſtände der katholiſchen Kirche in Schleſien von 1740—1758 und die Unterhandlungen Friedrich's II. und der Fürſtbiſchöfe von Breslau, des Kardinals Ludwig Ph. Grafen von Sinzendorf und Ph. Gotth. Fürſten von Schaffgotſch mit dem Papſt Benedikt XIV. Mit Dokumenten aus dem geheimen Archive des heiligen Stuhles. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Thomas, G. M., Studien zu Thukydides. München, Franz. Gr. 4. 20 Ngr.

Töpffer, R., Das Pfarrhaus. Vier Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr.

Walther, E., Kunſt- und Liebesleben. Roman in zwei Abtheilungen, nebſt einem dramaturgiſchen Intermezzo. Zwei Theile. Dresden, Türk. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Wehefritz, B., und F. Wildner, Gedichte in Nürnberger Mundart. Nürnberg. 16. 10 Ngr.

Zinkeisen, J. W., Der Jakobiner-Klub. Ein Beitrag zur Geschichte der Parteien und der politischen Sitten im Revolutions-Zeitalter. 1ster Theil: Der Jakobiner-Klub und das französische Klubwesen bis zur Trennung der Feuillans von den Jakobinern im Juli 1791. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Harkort, F., Die Preußiſche Handels- und Kriegs-Marine und ihre Stellung zum Zollverein. Berlin, Klemann. Gr. 8. 10 Ngr.

Schultz, K. W., Die reiche Armuth der Proteſtanten. Predigt am 9. Mai 1852 über Offenbarung Johannis 2, 9 gehalten. Gießen, Ferber. Gr. 8. 2 Ngr.

Stahl, F. J., Was iſt die Revolution? Ein Vortrag, auf Veranſtaltung des evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke am 8. März 1852 gehalten. 3te unveränderte Auflage mit einem Anhange: Die Reformation und die Revolution. Berlin, W. Schultze. Gr. 8. 4 Ngr.

Waitz, G., Der neueſte däniſche Verſuch in der Geſchichte des Herzogthums Schleswig beleuchtet. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXX.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ II, die Verſendungen der Monate **April**, **Mai** und **Juni** enthaltend.

(Nr. I, die Verſendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet ſich in Nr. XVIII, XIX, XX und XXII.)

40. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Troisième cours. Renfermant des morceaux choisis de littérature allemande, faciles et gradués, et accompagnés de notes explicatives. In-8. Geh. 8 Ngr.

Der erſte Curſus erſchien 1851 bereits in vierter Auflage und koſtet 8 Ngr.; der zweite Curſus erſchien 1850 in zweiter Auflage und koſtet 10 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

A new, practical and easy method of learning the German language. 8vo. First course. Second edition. 10 Ngr. — Second course. Second edition. 12 Ngr.

A Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language. First and second course. 8vo. 5 Ngr.

41. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Erſter Theil. Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 2 Thlr.

Ein zweiter Theil erſchien 1848 und hat denſelben Preis.

42. **Bauernfeld, Gedichte.** 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bauernfeld, einer der talentvollſten und beliebteſten neuern deutſchen Luſtſpieldichter, tritt hier zum erſten male als Lyriker vor das größere Publicum und wird ſich gewiß auch als ſolcher des lebhafteſten Beifalls zu erfreuen haben.

43. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erſte und zweite Band (1847) haben denſelben Preis.

Ebendaſelbſt erſchien früher:

Lamartine (A. de), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.

Thiers (A.), Histoire de la révolution française. Nouvelle édition. 6 vol. In-8. 1846. Broché 6 Thlr. Cartonné 7 Thlr. 10 Ngr.

44. **Converſations-Lexikon. — Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Vollſtändig in 15 Bänden oder 120 Heften. Dreiunddreißigſtes bis vierzigſtes Heft, oder fünfter Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Dieſe zehnte Auflage erſcheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preiſe von 5 Ngr. für das Heft; der Band koſtet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** koſtet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erſchienene iſt nebſt ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

45. **Bilder-Atlas zum Converſations-Lexikon.** Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Entworfen und nach den vorzüglichſten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl geſtochene Blätter in Quart, ſowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregiſter in Octav.) Ausgabe in 96 Lieferungen. Neunzehnte bis ſechsundzwanzigſte Lieferung. Jede Lieferung $7^1/_2$ Ngr.

Monatlich erſcheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollſtändige Werk in zehn Abtheilungen nebſt Text, Namen- und Sachregiſter koſtet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieſes Werks ſind auch einzeln unter beſondern Titeln zu erhalten:

- I. **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
- II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
- III. **Geſchichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
- IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
- V. **Kriegsweſen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
- VI. **Schiffbau und Seeweſen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- VII. **Geſchichte der Baukunſt.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
- VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
- IX. **Schöne Künſte.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
- X. **Gewerbswiſſenſchaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text iſt cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung koſten 25 Ngr.

46. **Fortlage (C.), Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant.** 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unſerer Zeit, in welcher zur Löſung der obſchwebenden politiſchen und religiöſen Fragen ein Verſtändniß der Grundſätze unſerer größten Denker in weitern Kreiſen ebenſo dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abſtracten Studien im Gedränge der praktiſchen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darſtellung der philoſophiſchen Syſteme willkommen ſein, welche jenem Bedürfniſſe mit möglichſt geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Dieſe aus langjährigen und vielſeitigen Studien hervorgegangene Darſtellung entwickelt mit beſonderer Rückſichtnahme auf die Intereſſen der Gegenwart in einer gedrängten, fachlichen und faßlich durchſichtigen Form die Syſteme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zuſammenhängen, worin ſie als die maßgebende Triebfeder der fortſchreitenden geiſtigen Bewegung erſcheinen, von welcher die Gegenwart ſich in allen Gebieten des Lebens und Wiſſens ergriffen zeigt.

47. **Gabelentz (H. C. von der), Beiträge zur Sprachenkunde.** Erſtes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter beſondern Titeln:

- I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
- II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
- III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt *H. C. de Gabelentz* et Dr. *J. Loebe*. Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr. Velinpapier 19 Thlr.

48. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Converſations-Lexikon, ſowie eine Neue Folge des Converſations-Lexikon der Gegenwart.)

In Heften. Achtzigſtes bis vierundachtzigſtes Heft. (Schluß des ſiebenten Bandes). Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erſte bis ſiebente Band koſten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

49. **Görgei (Arthur), Mein Leben und Wirken in Ungarn** in den Jahren 1848 und 1849. Zwei Bände. Größtes Lexikon-Octav. Geh. 6 Thlr.

Dieſes Werk, deſſen Erſcheinen man ſeit längerer Zeit allgemein mit außerordentlicher Spannung entgegenſah, gehört der Geſchichte an. Ohne die Memoiren Görgei's ſind alle bisherigen Werke über die neueſte Geſchichte Ungarns nur Bruchſtücke.

50. **Gräfe (H.), Allgemeine Sammlung** von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen Rechenkunſt für höhere Bürger- und Realſchulen, ſowie für Gewerb-, Handels-, Forſt-, Berg-, Landwirthſchaftsſchulen und andere techniſche Lehranſtalten. Aufgeſtellt, geſammelt und herausgegeben. Zweiter unveränderter Abdruck. 8. Geh. 22½ Ngr.

Hierzu erſchienen von dem Verfaſſer ebendaſelbſt:

Reſultate und Ausrechnungen zu der Allgemeinen Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen Rechenkunſt ꝛc. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ferner erſchien von dem Verfaſſer in demſelben Verlage:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

51. **Heinſius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erſchienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erſcheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Zweite Lieferung. (Bericht —Byron.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erſte bis zehnte Band dieſes Werkes, die Jahre 1700—1846 umfaſſend, koſten zuſammengenommen im ermäßigten Preiſe 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erſcheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutſches Bücher-Lexikon** auch ein für ſich beſtehendes Werk; ſie werden zuſammengenommen für 16 Thlr. erlaſſen.

Einzeln koſtet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

52. **Jolowicz (H.), Die merkwürdigſten Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeſchichte** in Darſtellungen deutſcher Dichter für Gymnaſien und Bürgerſchulen geſammelt und mit geſchichtlichen Bemerkungen verſehen. Mit einem Vorwort von **Cäſar von Lengerke.** 8. Geh. 24 Ngr.

53. **Die Kurmark Brandenburg** im Zuſammenhang mit den Schickſalen des Geſammtſtaats Preußen während der Zeit vom 22. October 1806 bis zu Ende des Jahres 1808. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. Zweiter Band. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der erſte Band (1851) koſtet 2 Thlr. 20 Ngr.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Die Kurmark Brandenburg, ihr Zuſtand und ihre Verwaltung unmittelbar vor dem Ausbruche des franzöſiſchen Kriegs im October 1806. Von einem ehemaligen höhern Staatsbeamten. 8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.

54. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Zweite Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Intereſſe für **jeden Gebildeten** der ſich mit dem Baue des menſchlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weiſe bekannt machen will, nützlich dem **praktiſchen Arzte,** dem es darauf ankommt, ſich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wiſſen nothwendig, iſt dieſer Atlas beſonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei ſeinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen ſich die in Stahlſtich ausgeführten Abbildungen aus, und der denſelben zur Seite ſtehende Text iſt ſo erſchöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Dieſe mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage** wird in Jahresfriſt vollſtändig erſchienen ſein.

Probelieferungen ſind in allen Buchhandlungen einzuſehen.

55. **Italieniſcher Novellenſchatz.** Ausgewählt und überſetzt von **Adelbert Keller.** Dritter und vierter Theil. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erſte und zweite Theil haben denſelben Preis.

Den Inhalt dieſes auf ſechs Theile berechneten Werks bilden 150 italieniſche Novellen, von dem rühmlichſt bekannten Profeſſor A. Keller in Tübingen überſetzt, als eine chronologiſche Reihe von charakteriſtiſchen Proben der italieniſchen Erzählungskunſt, eine Geſchichte der italieniſchen Novelliſtik in Beiſpielen. Dieſe Blüten der italieniſchen Literatur, der anerkannten Meiſterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachſten Beiträge zur Cultur- und Sittengeſchichte Italiens und werden dem deutſchen Publicum die anziehendſte Unterhaltung gewähren. Des größten italieniſchen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Ueberſetzer von ſeinem Plane ausgeſchloſſen, weil dieſelben bereits in der „ausgezeichneten" Ueberſetzung Witte's erſchienen ſeien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italieniſchen überſetzt von **K. Witte.** Zweite verbeſſerte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

56. **Schmidt (Marie), Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.** Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. 8. Geh. 1 Thlr.

In lebendig-anziehender Form eine Reihe von Unterrichtsprobeſtücken in verſchiedenen Fächern des für Mädchen nach den Foderungen der Jetztzeit paſſenden Wiſſens und Könnens, entſprechend zugleich dem Ideale der modernen Pädagogik, den Unterricht zur Erziehung zu machen und Haus und Schule in nächſte Nähe zu bringen. Außer den Leſerkreiſen, für die das Buch zunächſt beſtimmt, werden auch Schullehrer überhaupt den hier durchgeſprochenen Lehrobjecten und dazu gehörigen Erzählungen nach Stoff und Form manches ihnen Zuſagende abgewinnen können.

57. **Schücking (L.), Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Der Bauernfürſt. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

58. **Schulze (E.), Die bezauberte Roſe.** Romantiſches Gedicht. Octav-Ausgabe. **Achte** Auflage.
Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

„**Die bezauberte Roſe**", dieſe ſinnig-zarte Dichtung des zu früh verſtorbenen Ernſt Schulze iſt ein Lieblingsgedicht der deutſchen Nation geworden. Von der Miniatur-Ausgabe deſſelben iſt ſchon die **vierte**, von der Octav-Ausgabe ſoeben die **achte** Auflage erſchienen.

Außerdem erſchien von E. Schulze ebendaſelbſt:

Sämmtliche poetiſche Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.

Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.

Pſyche. Ein griechiſches Märchen in ſieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.

Vermiſchte Gedichte. Zweite Auflage. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

59. **Taylor (Henry), Philipp van Artevelde.** Ein dramatiſches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt von **Adolf Heimann.** Zweiter Theil. — A. u. d. T.: **Philipp van Artevelde's Tod.** Ein Drama in fünf Acten. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erſte Theil: „**Philipp van Artevelde.** Ein dramatiſches Gedicht in fünf Acten" (1848), hat denſelben Preis.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 31. — 31. Juli 1852.

Inhalt.

Die Denkwürdigkeiten Arthur Görgei's. Zweiter und letzter Artikel. Von J. E. Horn. — Neue Romane. — Drei Lyriker. — Sainte-Beuve. — Neugriechiſche Literatur. — **Notizen, Bibliographie.**

Die Denkwürdigkeiten Arthur Görgei's.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Die glänzenden Siege von Hatvan Tápió-Bicske, Iſaſzeg und Gödöllö haben die ungariſche Armee bis an die Thore der Hauptſtadt geführt. Koſſuth, der ſeit den letzten Märztagen im Lager anweſend und Augenzeuge der Heldenthaten dieſer und des Nichts weniger als heldenhaften Betragens der feindlichen Armee iſt, hält nun den Sieg Ungarns für entſchieden. Er will ihn in gleicher Weiſe ausbeuten wie Oeſtreich ſeinen problematiſchen Sieg von Kápolna ausgebeutet. Das wiener Cabinet hat durch die Octroyirte vom 4. März 1849 nicht nur die vorjährigen ungariſchen Märzerrungenſchaften, ſondern auch Ungarns alte Verfaſſung aufgehoben und den Grundvertrag zwiſchen dem Hauſe Habsburg und der ungariſchen Nation mit eigener Hand zerſtört. Koſſuth hält durch dieſen Gewaltact das alte Verhältniß für aufgelöſt und verlangt deshalb daß die Nation, nachdem ihr der Sieg die Mittel dazu verliehen, dieſe Auflöſung förmlich ausſpreche und auf die octroyirte Verfaſſung mit der Unabhängigkeitserklärung antworte. Und während im gödöllöer Hauptquartier die weitern Kriegsoperationen, welche den bisherigen Sieg vervollſtändigen ſollen, berathen werden, ſucht Koſſuth die Armee betreffs ſeines Vorhabens zu ſondiren und ſie für daſſelbe zu gewinnen. In welcher Weiſe und mit welchem Erfolge dies bei Görgei verſucht wurde, berichtet dieſer in folgender Weiſe:

Im Laufe des 7. April, wenige Stunden nach unſerm Einrücken, langte auch Koſſuth ſammt Gefolge in Gödöllö an. Er ſchien mit den Leiſtungen der Armee zufrieden und ſprach viel und ſchön vom ewigen Danke der Nation.

Nach einer Weile verlangte er mich auf ſeinem Wohnzimmer unter vier Augen zu ſprechen. Bei dieſer Gelegenheit erhielt ich die erſten Andeutungen über die Haupttendenz ſeiner Politik.

Jetzt — meinte er — ſei es an der Zeit, auf die octroyirte Verfaſſung vom 4. März etwa mit der Losreißung Ungarns von Oeſtreich zu antworten.

Er nannte den Langmuth der Nation erſchöpft; dieſe dürfe — will ſie ſich anders der Freiheit würdig zeigen — eine Zumuthung wie ſie die Octroyirte ausſprach nicht nur nicht dulden, ſondern müſſe überdies vollwichtige Repreſſalien dafür nehmen. Die Völker Europas werden die Gediegenheit der ungariſchen Nation nach der Antwort beurtheilen welche ſie auf jene Verfaſſung ertheilt. Die Sympathien jener werden von dieſem Urtheile abhängig ſein (sic). England, Frankreich, Italien, die Türkei, ja ſelbſt ganz Deutſchland, Oeſtreichs eigene Erbländer nicht ausgenommen, warten ja nur darauf daß Ungarn ſich als unabhängigen Staat erkläre, um demſelben ihre factiſche Hülfe um ſo reichlicher angedeihen zu laſſen, je zurückhaltender ſie damit bisher geweſen. Die hartgeprüfte, unterjochte Schweſternation der Polen werde raſch dem Beiſpiele der Ungarn folgen und mit dieſen vereint in der durch Oeſtreichs und Rußlands Politik in ihren Intereſſen ſo vielfach verletzten Pforte einen mächtigen Schutz- und Trutzverbündeten finden. Mit Ungarns Freiheit fällt die Freiheit Europas; dem Siege Ungarns werden ebenſo viele ſiegreiche Schilderhebungen gegen ein verhaßtes Regierungsprincip folgen, als Europa unterjochte Völker zählt.

„Unſer Sieg iſt gewiß", fuhr er beiläufig fort, „aber wir können weit mehr noch thun als für uns allein; wir können und müſſen für die Freiheit Aller die uns den Sieg wünſchen kämpfen und ſiegen. Unſer Wort aber muß der That, unſer Siegsgeſchrei dem gewiſſen Siege voraneilen und deſſen erlöſende Nähe allen geknechteten Völkern vorherverkünden, damit dieſe wach und gerüſtet ſeien, damit ſie den rettenden Augenblick nicht ſtumpfſinnig verſchlafen und unſern gemeinſchaftlichen Feinden nicht abermals Zeit gönnen, ſich zu erholen, zu ſammeln und neu zu kräftigen. Schweigen dürfen wir nicht, nachdem die octroyirte Verfaſſung unſere Exiſtenz in Abrede geſtellt hat. Unſer Schweigen wäre halbe Anerkennung jener Acte, und alle unſere Siege blieben fruchtlos! Wir müſſen uns alſo erklären! Eine Erklärung aber, wie ich ſie wünſchte, würde das Selbſtgefühl der Nation heben, hinter den noch immer unentſchloſſen hin- und herdrängenden Parteien, in und außerhalb des Reichstags mit einem mal alle Brücken abwerfen, die Parteiintereſſen ob des nächſten und wichtigſten gemeinſamen Zieles in den Hintergrund drängen und ſo den gewiſſen Sieg erleichtern, beſchleunigen."

*) Vergl. den erſten Artikel in Nr. 26 d. Bl. D. Red.

„Mir will dies Alles nicht ganz einleuchten“, war beiläufig meine Entgegnung. „Nicht das Wort wird Ungarn frei machen: die That allein kann es. Und dieſe That zu vollbringen wird kein Arm außer Ungarn, wol aber werden Armeen ſich erheben, damit ſie nicht vollbracht werde. Und geſetzt, es wäre Ungarn für ſich allein ſtark genug ſich augenblicklich von Oeſtreich loszureißen: wird es nicht dennoch zu ſchwach bleiben, um ſich als unabhängigen Staat in einer Nachbarſchaft zu behaupten, in welcher bereits die Exiſtenz der Pforte trotz ihrer ungleich günſtigern Lage zu einer Gnadenexiſtenz herabgeſunken? Wir ſchlugen ſoeben wiederholt den Feind, das iſt nicht zu beſtreiten. Aber wir vermochten dies nur mit der äußerſten Kraftanſtrengung. Das Bewußtſein, es gelte einer gerechten Sache, befähigte uns hierzu. Die Losreißung Ungarns von Oeſtreich wäre keine gerechte Sache mehr; der Kampf für dieſelbe kein Kampf für, ſondern gegen das Geſetz: kein Nothwehrkampf, ſondern ein Angriff auf den Beſtand der geſammten öſtreichiſchen Monarchie. Und indem wir hierdurch Milliarden uralter Intereſſen und Sympathien tödtlich verletzen; indem wir hierdurch über unſer eigenes Vaterland alle unſeligen Folgen einer durch keinerlei Umſtände gebotenen Staatsumwälzung heraufbeſchwören; indem wir hierdurch die alten Truppen, den Kern unſerer Streitkräfte, meineidig machen, ſie moraliſch erſchüttern: wird uns jeder kommende Tag ſchwächer finden, während gleichzeitig unſern Gegnern in jedem Nachbarſtaate ein natürlicher Verbündeter gegen uns, die Störer des Gleichgewichtes von Europa, erwächſt. «Wir dürfen die Octroyirte nicht ſchweigend hinnehmen!» Einverſtanden! Aber heißt das «ſchweigend hinnehmen» was wir bisher gethan? Konnten wir auf die octroyirte Verfaſſung vom 4. März treffender antworten als wir es bisher gethan? Ich kann nicht entſcheiden was und wieviel den Völkern Europas fromme; daß aber den Völkern Ungarns der kleinſte Sieg auf dem Schlachtfelde mehr Vortheil und Ehre bringt als die übermüthigſte Erklärung, das ſteht klar vor mir; und ich wiederhole nochmals: für den legitimen König Ferdinand V. und die von dieſem ſanctionnirte Verfaſſung gewonnene Schlachten ſind die beſte Antwort Ungarns auf die Hirngeſpinnſte der wiener Miniſter.“

Koſſuth fragte zweifelnd entgegen: ob ich wol wirklich glaube daß die alten Truppen je ernſtlich an Ferdinand V. und die Conſtitution vom Jahre 1848 gedacht haben?

„Woran hätten ſie denn denken ſollen“, rief ich, „als unmittelbar nach der Räumung der Hauptſtädte meine Proclamation von Waizen das einzige Mittel blieb, ſie — die zum freiwilligen Abzug ins feindliche Lager Entſchloſſenen — für Ungarn zu erhalten, das ſeine bisherigen Erfolge doch zunächſt ihnen verdankt? Was war denn der innerſte Kern jener Demonſtration, welche mein Armeecorps in Kaſchau gegen den Generallieutenant Dembinſki ohne mein Hinzuthun und Vorwiſſen beabſichtigte, als die Beſorgniß, in mir einen Commandanten zu verlieren, der Achtung hatte vor ihrem Fahneneide? Ich habe mit dieſen Truppen Leid und Freud getheilt. Ich kenne ihre Geſinnung. Und ſtände König Ferdinand V. jetzt hier vor uns: ich würde ihn ohne das geringſte Bedenken einladen, mir — wehrlos und unbeſchützt — ins Lager zu folgen und deſſen Huldigung entgegenzunehmen; denn ich bin gewiß, es findet ſich dort Niemand der ſie verſagt.“

Koſſuth, von meiner geringen Begeiſterung für ſeine politiſchen Ideen — wie es ſchien — nicht ſonderlich erbaut, brach nun die Unterredung plötzlich ab und erwähnte vor mir mit keiner Silbe mehr der Losreißung Ungarns von Oeſtreich.

Ob, wann und mit welchem Erfolge er dieſe Idee den übrigen Truppenführern mitgetheilt habe, iſt mir, ſelbſt jetzt noch, ein unenthülltes Geheimniß.

General Klapka, deſſen Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit auch von ſeinen Gegnern noch nicht angezweifelt worden, hat uns dieſes „unenthüllte Geheimniß“ bereits enthüllt. Wie er in ſeinen „Memoiren“ berichtet, hat er, ebenſo Damjanics und Aulich, ſich entſchieden für Koſſuth's Antrag ausgeſprochen. Dieſer hatte alſo ſelbſt in der von Görgei commandirten Hauptarmee die bedeutende Majorität für ſich, und Görgei ſelbſt berichtet weiterhin daß in Klapka's und Damjanics' Armeecorps „eine Nichts weniger als ungünſtige Stimmung“ für die „Unabhängigkeitserklärung“ vorwaltete (II, 14). Daß die andern Armeen, ſpeciell die ſiebenbürgiſche unter Bem und die ſüdliche unter Perczel, in dieſem Punkte Koſſuth ſogar längſt vorausgeeilt und für die Unabhängigkeit Ungarns wie für die republikaniſche Regierungsform bis zum Fanatismus begeiſtert waren, iſt ebenfalls eine allbekannte und unbeſtreitbare Thatſache, die auch Görgei nicht in Abrede ſtellt. War alſo unter dieſen Umſtänden Koſſuth nicht vollberechtigt, ſeinen Antrag als von der Armee gebilligt und gutgeheißen zu betrachten? Denn Görgei's Behauptung: daß ſeine waitzener Proclamation, reſp. das Feſthalten am „Rechtsboden“, das „einzige“ Mittel geweſen die Auflöſung der Armee zu verhindern und ſie zur Fortſetzung des Kampfes zu bewegen, dieſer Behauptung konnte man kein großes Gewicht beilegen, wenn man wußte daß weder Bem noch Perczel, weder Mészáros noch Klapka an ihre reſp. Truppencorps eine derartige Proclamation gerichtet und dieſe ſich trotz der Nichtanwendung dieſes „einzigen“ Mittels doch nicht aufgelöſt hatten.

Nach Debreczin zurückgekehrt, beantragte Koſſuth alſo im Parlamente die Unabhängigkeitserklärung Ungarns, die faſt ohne Debatte und einſtimmig ausgeſprochen wurde. Durch welche Mittel und Hebel dieſe Raſchheit und Einſtimmigkeit erzielt wurde, gehört nicht hierher. Soviel iſt gewiß daß kein Terrorismus dabei in Anwendung kam und die Vertreter der Nation frei die Entſetzung der Habsburgiſchen Dynaſtie ausſprachen. Daß der überwiegend größte Theil der Armee dieſem Beſchluß beiſtimmte, haben wir bereits nachgewieſen. Derſelbe konnte alſo mit vollem Rechte als Ausdruck des Nationalwillens betrachtet werden; und wir ſuchen ſelbſt in dem vorliegenden Berichte Görgei's vergeblich nach den Thatſachen die ihn zu der Behauptung berechtigen: „daß der 14. April kein von der Nation begehrtes, nur ein derſelben aufgenöthigtes Machwerk Koſſuth's ſei“ (II, 106), oder „daß die Unabhängigkeitserklärung mit dem ungariſchen Nationalwillen Nichts mehr gemein habe als etwa ein Privatvergnügen Koſſuth's mit der Wohlfahrt der Nation“ (II, 134). So wiſſen wir z. B. unter Anderm daß vor nahezu anderthalb Jahrhunderten (1707) unter gleichen Verhältniſſen derſelbe Beſchluß (die Unabhängigkeitserklärung) beantragt und ausgeſprochen wurde, und zwar von und unter der Leitung Franz Rákóczy's II., jenes Mannes der ſieben Jahre lang an der Spitze der nationalen Erhebung (1703—10) geſtanden, ohne je einen andern Titel und eine andere Macht als die des „Führers“ zu beanſpruchen, der den ſieben-

bürgiſchen Fürſtenſtuhl nur widerwillig und auf wiederholentliches Drängen der Nation beſtiegen, der die polniſche Königskrone zwei mal ausgeſchlagen und der, um allen Verdacht zu bannen als habe er beim Kampf und beim ſpätern Friedensſchluß ſein perſönliches Intereſſe im Auge gehabt, ſich nach dem ſzathmárer Frieden freiwillig exilirte und ſein Leben arm und verlaſſen im fernen Bithynien beſchloß, dem alſo Niemand vorwerfen konnte daß er ſein „Privatvergnügen" mit dem Nationalwohl identificire oder gar dieſes jenem opfere. Und hatte nicht Koſſuth dieſelben Gründe wie Rákóczy ſie gehabt, die Unabhängigkeitserklärung zu beantragen; und hatte die Nation nicht ebenſo viel Urſache als damals, den Antrag zum Beſchluß zu erheben?

Görgei ſelbſt ſcheint dies einzuſehen; denn troß aller Mühe die er ſich gibt die Unabhängigkeitserklärung als ein „Machwerk Koſſuth's" darzuſtellen, gründet er doch ſein Verdammungsurtheil nicht hierauf, auch nicht auf das angeblich Unlegitime dieſes Schrittes, das er in Gödöllö Koſſuth gegenüber ſo ſcharf hervorgehoben, ſondern er verdammt den 14. April nur wegen der unheilvollen Folge die derſelbe nachſichziehen müſſe. Dieſe Folge, es iſt die ruſſiſche Intervention, die Görgei einzig und allein durch den 14. April „heraufbeſchworen" ſieht. Wir können offen geſtanden unſere Verwunderung über dieſe Behauptung nicht unterdrücken, deren totale Haltloſigkeit jedem mit den damaligen Vorgängen nur irgendwie Vertrauten ſofort in die Augen ſpringen muß. Wir wollen gar nicht darauf hinweiſen daß Rußland ſchon vor dem 14. April (Februar 1849) in Siebenbürgen intervenirt hatte, einzig und allein weil ſich dort die öſtreichiſchen Streitkräfte als unzureichend erwieſen, und daß es aus demſelben Grunde jetzt, nachdem auch in Ungarn derſelbe Fall eingetreten, ſich hier zur Intervention veranlaßt ſah; wir wollen auch nicht bei dem Umſtand lange verweilen daß Rußland als der eigentliche Antirevolutionnair, und namentlich aus Furcht vor einer polniſchen Erhebung, unmittelbar die ungariſche Revolution in jedem Falle mit Gewalt erdrücken zu helfen veranlaßt war, welches loyale Endziel ſich dieſe Revolution auch ſtelle; aber ſchon die einfachen Zeitdaten beweiſen unleugbar daß zwiſchen dem 14. April und der ruſſiſchen Intervention durchaus kein Cauſalnexus exiſtirte. Die Unabhängigkeitserklärung, am 15. April in Debreczin proclamirt, konnte in Wien früheſtens am 19. oder 20. bekannt ſein. Schon am 1. Mai aber brachte die officielle „Wiener Zeitung" die Kundmachung des mit Rußland abgeſchloſſenen Interventionsvertrags. Bei der Umſtändlichkeit diplomatiſcher Unterhandlungen, namentlich über eine ſo hochwichtige Angelegenheit, iſt es nicht denkbar, ja geradezu unmöglich, daß dieſe Unterhandlungen, wenn ſie erſt nach dem 14. (reſp. 20.) April begonnen haben haben ſollten, in dem kurzen Zeitraume von 10—12 Tagen, wo kaum ein Kurier die Reiſe von Olmütz nach Petersburg und zurück machen konnte, zum Abſchluß gebracht worden wären. Es tritt vielmehr klar zu Tage daß die Verhandlungen Oeſtreichs mit Rußland um die Hülfeleiſtung bereits vor dem 14. April zum Abſchluß gekommen waren. Und hat doch Görgei ſelbſt, gleichzeitig mit der Kunde des 14. April, von öſtreichiſchen Kriegsgefangenen vernommen: „ihre Offiziere hätten ſich ob der wiederholten Retiraden mit der Verſicherung getröſtet daß eine ruſſiſche Armee bereits im Anmarſch gegen uns begriffen ſei und die öſtreichiſche ſich blos zurückziehe um den Einbruch jener in Ungarn abzuwarten" (II, 49); und er konnte alſo keinen Augenblick darob in Zweifel ſein daß die ruſſiſche Intervention lange vor dem 14. April beſchloſſen und deren Ausführung thatſächlich vorbereitet worden. Die Anſicht aber daß ohne den 14. April die ruſſiſche Intervention eine Gegenintervention der weſtlichen Mächte zu Gunſten Ungarns herbeigeführt hätte und dies nur infolge der Unabhängigkeitserklärung unterblieb, iſt ſo überaus naiv und haltlos daß ſie keine ernſte Beachtung verdient und wir durchaus nicht begreifen wie Görgei ſie auch nur „plauſibel" nennen kann.

Indeß wenn uns auch Görgei's eigene Darſtellung nicht einen einzigen haltbaren Grund angibt der ſeinen (Görgei's) Antagonismus gegen den 14. April begreiflich machte, ſo iſt doch jedenfalls betreffs der Thatſache: daß die Unabhängigkeitserklärung ihm miſſallen, Görgei ſelbſt die beſte Autorität, ſowie wir es ihm auch glauben müſſen daß er ſofort bei ſich den Entſchluß gefaßt, den er ſelbſt ſeinen intimſten Freunden verheimlichte, die Unabhängigkeitserklärung um jeden Preis, ſchlimmſtenfalls auch durch einen militairiſchen Staatsſtreich rückgängig zu machen. Nur iſt es bedauerlich und auffällig daß ſeine Thaten Alles eher denn dieſe Abſicht vermuthen ließen, vielmehr nur dazu geeignet waren, an Görgei's voller und ungetheilter Zuſtimmung zum 14. April glauben zu machen.

Welches iſt — wir folgen hierbei nur Görgei's eigenem Berichte — Görgei's erſter öffentlicher Act, nachdem er Kunde vom 14. April erhalten? Etwa eine offene Proteſtation oder auch nur ein misbilligendes Schweigen und Ignoriren? Keineswegs! Es iſt dies eine Proclamation die er am 26. April in Komorn erläßt, die ganz im Sinne des 14. April gehalten iſt und in der wir unter Anderm folgender Stelle begegnen (II, 52):

Entſcheidend war jede Schlacht die wir geſchlagen; entſcheidender noch wird jede ſein die wir von nun an ſchlagen werden.

Euch (nämlich den „Kampfgenoſſen" an welche die Proclamation gerichtet) ward das Glück zu theil, mit Aufopferung eures Lebens Ungarn ſeine alte Selbſtändigkeit, ſeine Nationalität, ſeine Freiheit, ſeinen dauernden Beſtand zu ſichern. Dies euer ſchönſter heiligſter Beruf.

Viele der Unſern glauben, die erſehnte Zukunft ſei nun ſchon errungen. Täuſchet euch nicht. Dieſen Kampf — nicht Ungarn allein gegen Oeſtreich — Europa wird ihn kämpfen für die natürlichen heiligſten Rechte der Völker gegen die anmaßende Tyrannei. Und die Völker, ſie werden ſiegen überall!

Im vollen Einklang mit dieſer entſchiedenen, dem

Programm des 14. April entlehnten Sprache ſteht auch Görgei's weiteres öffentliches Verhalten. Er übernimmt definitiv das bisher nur proviſoriſch geführte Obercommando aus den Händen jener Regierung die aus dem 14. April hervorgegangen; ja ſpäter wird er ſelbſt ein Mitglied dieſer Regierung, indem er, ohne das geringſte Schwanken auch nur zu zeigen, in dem „revolutionnair-demokratiſch-republikaniſchen" Szemere-Miniſterium das Kriegsportefeuille übernimmt. Und wenn er nach dieſen Antecedentien, welche ihn allgemein als Anhänger des 14. April erſcheinen laſſen mußten, hinterher, d. h. zwei Monate nachher als die Ruſſen bereits in Ungarn eingefallen und das Land von den größten Gefahren bedroht war, plötzlich als Gegner des 14. April und der aus demſelben hervorgegangenen Regierung auftritt: mußte da nicht dieſe an ihm irrewerden, die Aufrichtigkeit ſeines frühern oder ſeines jetzigen Betragens in Zweifel ziehen und dadurch mit Mistrauen gegen ihn erfüllt werden?

Dies umſomehr, als an den Gefahren, für die er jetzt allein die Regierung und den 14. April verantwortlich machen wollte, er (Görgei) ſelbſt bedeutende Schuld trug. Auch Görgei geſteht daß er einen argen Bock geſchoſſen, als er nach dem Entſatz Komorns anſtatt offenſiv gegen die öſtreichiſche Grenze vorzudringen, Rechtsum gemacht und drei koſtbare Wochen vor der ofener Feſtung vergeudet habe. Aber er will dieſen Schritt gegen ſeine beſſere Ueberzeugung nur auf das Drängen Koſſuth's, der auf die Einnahme der Hauptſtädte „verſeſſen" war, und auf das Anrathen Klapka's unternommen haben. Leider müſſen wir aber dieſe Angabe geradezu als unrichtig zurückweiſen. Was Klapka betrifft, ſo hat derſelbe die Belagerung Ofens nicht an-, ſondern abgerathen, und zum beſten Beweis hierfür hat er uns in ſeinem „Nationalkrieg in Ungarn und Siebenbürgen" (I, 387) den Brief Görgei's mitgetheilt in welchem dieſer jenen Rath ablehnt. Was Koſſuth betrifft, ſo hat Görgei nach ſeinem eigenen Bericht erſt während der Belagerung Ofens durch ein eigenthümliches Manoeuvre indirect „entnehmen zu können geglaubt" daß Koſſuth für die Belagerung ſei. Und doch ſollte er ſie auf Koſſuth's „Drängen" begonnen haben!... Uebrigens lag das Unglück nicht darin daß die Belagerung unternommen, ſondern daß ſie erſt in drei Wochen beendet worden. Görgei ſelbſt geſteht aber mit ſeiner ſoldatiſchen Offenheit daß wenn er die richtigen Vorkehrungen getroffen hätte, Ofen in acht Tagen hätte fallen müſſen (II, 93—94).

Dem durch die Belagerung Ofens herbeigeführten Verſäumniß folgte ein zweites folgenſchweres, indem man volle drei Wochen unthätig verſtreichen und den Feind immer näher rücken ließ. Man hat vielſeitig dieſe Unthätigkeit als Werk des Verraths bezeichnet. Görgei weiſt indeß nach daß er hierzu durch unüberſteigliche, von der Regierung verſchuldete Hinderniſſe genöthigt geweſen (II, 147—151). Ebenſo weiſt er den Vorwurf zurück, der ihm daraus gemacht worden daß der Ban beim Abzuge von Peſth nicht verfolgt worden und ungeſtört in den Süden hinabziehen konnte. Görgei hatte nämlich nach den von Koſſuth in Gödöllö gegebenen Verſicherungen darauf gerechnet daß General Bem Mitte April mit wenigſtens 16,000 Mann die Donau überſchritten haben und dem Ban in die Quere kommen werde (II, 63—64), eine Zuſicherung die aber nicht in Erfüllung ging, weil Bem durch die Operation im Banat länger aufgehalten worden als er und Koſſuth anfangs geglaubt.

Von wem übrigens dieſe Verſäumniſſe verſchuldet wurden: der Feind hat ſie jedenfalls beſtens benutzt. Im Weſten und Süden nahen neuverſtärkt die öſtreichiſchen, im Norden die ruſſiſchen Streitkräfte. Görgei hat ſich während all dieſer Vorgänge noch immer mit der Idee getragen: den 14. April rückgängig zu machen, um derart „die ruſſiſche Intervention ihres Rechtstitels zu entblößen und ſie hierdurch womöglich rückgängig zu machen" (II, 118, 147). Freilich iſt es uns geradezu unbegreiflich wie ein Görgei, der weder überaus naiv noch ſanguiniſch war, auch nur einen Augenblick hoffen konnte daß Rußland die längſtbeſchloſſene und bereits vorbereitete Intervention ſofort aufgeben werde, wenn es vernähme daß die ungariſche Revolution auf den legalen Rechtsboden zurückgekehrt ſei und nicht mehr die Unabhängigkeit Ungarns, ſondern die Aufrechthaltung der Märzerrungenſchaften anſtrebe. Aber große Männer haben auch ihre großen Schwächen, und Görgei hat ſich nun einmal in die, wie wir oben geſehen, vor der einfachen Zuſammenſtellung der Zeitdaten nicht ſtichhaltende fixe Idee feſtgerannt: daß die ruſſiſche Intervention einzig und allein die Folge des 14. April ſei und mit der Urſache auch ihre Wirkung fallen, d. h. mit der Aufhebung der Unabhängigkeitserklärung auch die ruſſiſche Intervention rückgängig gemacht würde. Dieſer fixen Idee gemäß will er handeln, gelangt aber vor lauter Unſchlüſſigkeit nicht einen Schritt vorwärts. Erſt — wir folgen hierbei nur getreulich ſeiner eigenen Darſtellung — will er ſofort gegen den 14. April proteſtiren, findet es aber hinterher gerathener, dies auf beſſere Zeiten zu verſchieben, und erläßt ſogar einſtweilen die ganz im Sinne des 14. April gehaltene waitzener Proclamation. Dann „reißt ihm doch die Geduld" und er will durch einen Militairſtaatsſtreich „die debrecziner 14.-April-Partei durch die einfache Proclamation: Die Unabhängigkeitserklärung iſt ungültig! Es lebe die Conſtitution vom Jahre 1848! — obdachlos machen" (II, 119). Da vernimmt er die Exiſtenz einer „Friedenspartei" in Debreczin, d. h. daß unter den Deputirten ſelbſt ein kleiner Bruchtheil gegen den 14. April ſei. Er hofft jetzt, dieſem auf „parlamentariſchem" Wege beizukommen, und gibt ſeine Militair-Contrerevolution als „ungereimt" auf. Eine Beſprechung mit der kaum 20 Mitglieder zählenden Friedenspartei zeigt ihm indeß daß es dieſer an Willen und Muth zum offenen parlamentariſchen Kampf gegen den 14. April fehle; und Görgei faßt jetzt den neuen Doppelplan: „im Parlamente die Friedenspartei durch

Zuführung neuer Kräfte zu verſtärken", zu welchem Zwecke er „die in den Reihen der Hauptarmee dienenden parlamentariſch gebildeten Offiziere, über deren politiſche Geſinnung er beruhigt ſein konnte, dringend auffodert, ſich um ihre Wahl in die zufällig erledigten Repräſentantenſtellen eifrigſt zu bewerben"; außer dem Parlamente hingegen will er „die Partei des 14. April ihrer wichtigſten Stützen entblößen", zu welchem Zwecke er die Commandanten Bem, Perczel, Dembinſki und Guyon von ihren Poſten zu entfernen und die erledigten Commandos ſolchen Männern anzuvertrauen ſucht, „von welchen er ſeiner Zeit keine Auflehnung zu Gunſten der Unabhängigkeitserklärung befürchten zu müſſen glaubt" (II, 121—122).

Der unbefangene Leſer möge darüber urtheilen: ob der Görgei'ſche Wahn, daß Fürſt Paskiewitſch auf die Nachricht von der Aufhebung der Unabhängigkeitserklärung ſofort „Rechtsum" machen und ruhig nach Warſchau zurückkehren werde, nicht viel thörichter als die von Koſſuth genährte Hoffnung auf eine Gegenintervention des Weſtens war; ob das von Görgei eingeſtandene allſeitige Intriguiren das Betragen war das dem Ehrenmanne und dem Patrioten in den Momenten der höchſten Gefahr des Vaterlandes geziemte; und ob endlich jenes zweimonatliche Schwanken verzeihlich oder auch nur begreiflich iſt bei einem Manne der ſchon kraft ſeines Standes als Soldat zum raſchen Entſchluß und Handeln disponirt ſcheint. Wie Dem immer ſei: infolge jenes Wahns, jenes Intriguirens und Schwankens verſtreichen zwei Monate unbenutzt, und ehe Görgei noch das Geringſte gegen die Unabhängigkeitserklärung unternommen, durch deren Aufhebung er Ungarn unfehlbar retten zu können geglaubt haben will, erhält er die Kunde daß die ruſſiſche Intervention, die er durch jene Aufhebung rückgängig machen gewollt, bereits eine vollbrachte Thatſache ſei und die Ruſſen ſchon an mehren Punkten ins Land eingedrungen ſeien.

Von dieſem Momente an tritt bei ihm ein „gänzliches Verzweifeln an der Möglichkeit einer materiellen Rettung der urſprünglich gerechten Sache Ungarns" ein. Er hält Ungarn den vereinigten öſtreichiſch-ruſſiſchen Streitkräften gegenüber für „unbedingt verloren", und die Frage: wie Ungarn dennoch zu retten? erſcheint ihm „bereits als eine müßige", da ſeine „Ueberzeugung als Soldat" die Möglichkeit eines erfolgreichen Widerſtandes „unbedingt verneint" (II, 147, 187, 248). Für die Verfechter der conſtitutionnellen Gerechtſame Ungarns gibt es jetzt nur noch eine Frage zu löſen: „die Frage der Verzweiflung nämlich, wie der Todfeind noch mit der letzten convulſiviſchen Kraftanſtrengung am empfindlichſten zu treffen wäre?" (II, 188), d. h. Ungarn ſoll jede Hoffnung auf Sieg aufgeben, darum auch nicht mehr an Widerſtand denken, ſondern mit Nichtbeachtung der Ruſſen all ſeine Kräfte gegen Oeſtreich concentriren, um ſich an dieſem „Todfeind" wenigſtens noch durch einige empfindliche Schläge zu — rächen!

Aber ſtand denn Ungarns Sache wirklich ſo ſchlecht daß ſein großartiger Vertheidigungskampf zur bloßen Befriedigung eines Rachegelüſtes zuſammenſchrumpfen mußte? Wenigſtens wird dieſe „Ueberzeugung" Görgei's auch von manchen competenten „Soldaten" nicht getheilt, und Klapka z. B. ſagt noch heute in ſeinem „Nationalkrieg" (I, 388):

> Auch gegen die Heere zweier Kaiſer waren wir bei allen unſern Fehlern die wir begangen haben noch immer ſtark genug um zu ſiegen. Es war noch Alles zu retten, wenn Reichstag und Regierung die unermeßlichen Hülfsquellen, die ihnen das herrliche Volk und das geſegnete Land in freiwilliger Aufopferung darbot, mit Umſicht und Energie benutzten.... Was Ungarn geleiſtet haben würde, zeigten wol ſeine bisherigen Thaten. Bei gleichem Willen, gleicher Ausdauer, gleicher Begeiſterung wären auch die Maſſen der Ruſſen an der eiſernen Kraft der Nation zerſchellt....

Wenn dieſe Anſicht noch heute, nachdem zwei bis drei Jahre ruhigen Nachdenkens manche patriotiſche Illuſion jener Zeit zerſtört haben, von einem „Soldaten" ausgeſprochen wird, können wir uns darob wundern daß Koſſuth ſie damals hegte und daher Görgei's Verzweiflung vorzeitig oder verrätheriſch fand? Görgei verlangte nämlich — ſeiner Anſicht gemäß daß an Sieg nicht mehr zu denken und es ſich nur noch um „Rache" an Oeſtreich handele — daß die Regierung die Ruſſen ungehindert ins Land dringen laſſe und die ihnen im Norden entgegengeſtellten Streitkräfte von dort ab- und nach Komorn berufe, damit dort, wohin auch die Regierung ſich begeben möge, der „empfindliche" Schlag der Rache gegen den „Todfeind" geführt werde. Koſſuth war vernünftig genug auf dieſen Vorſchlag nicht einzugehen und wollte vielmehr das im Winter ſo glücklich ausgefallene Manoeuvre wiederholen, nämlich ſämmtliche Streitkräfte hinter die Theiß zurückziehen, um von dort nach Reorganiſation und Verſtärkung der Armee gegen den Feind hervorzubrechen oder wenigſtens ihm den Sieg ſolange ſtreitig zu machen bis etwa die noch immer gehoffte Gegenintervention des Weſtens ſich realiſiren könnte. Koſſuth verlangt demgemäß daß auch Görgei mit der Hauptarmee Komorn verlaſſe und theißabwärts ziehe, wo ſämmtliche Streitkräfte zu einem ſpätern Rückſchlag concentrirt werden ſollen. Görgei beſchließt, dieſem Befehle nicht zu gehorchen und das von ihm beantragte Manoeuvre auf eigene Fauſt auszuführen, d. h. ſich allein gegen die Oeſtreicher zu ſchlagen, unbekümmert um die Operationen der übrigen Truppenkörper.

Die Folgen dieſes Schrittes ſind bekannt und bereits vielfach beleuchtet und durchſprochen worden. Die Regierung kann doch Nichts weniger thun als den Obercommandanten der ihr den Gehorſam kündigt von ſeinem Poſten abberufen. Sie überträgt das Obercommando an das Duumvirat Mészáros-Dembinſki, die unglücklichſte Wahl die ſie treffen konnte, da die „beiden alten Herren" längſt das Vertrauen der Armee eingebüßt haben. Görgei's Armeecorps proteſtirt gegen ſeine (Görgei's) Abberufung. Die von allen Seiten hartbedrängte Regierung wagt kein energiſches Auftreten. Sie gibt zur Hälfte nach, indem ſie Görgei das Commando der

Hauptarmee beläßt, unter der Bedingung jedoch daß er ſofort von Komorn aufbreche und ihr in die Theißgegend folge. Inzwiſchen iſt Paskiewitſch im Norden mit der ruſſiſchen Hauptmacht immer weiter vorgedrungen und dadurch die Regierung zum Aufgeben Budapeſths und ſammt der Nordarmee zum Rückzug nach Szegedin genöthigt worden. Görgei, der noch immer nicht von Komorn abgezogen, iſt jetzt von der Regierung abgeſchnitten und hat dadurch freies Spiel, ſich ſeinem frühern Vorhaben gemäß von ihr völlig zu trennen und auf eigene Fauſt den Schlag der „Rache" gegen Oeſtreich zu führen. Hierzu entſchließt ſich denn auch Görgei, nachdem er durch eine Liſt, die er uns umſtändlich erzählt (II, 248—252), die Zuſtimmung der Untercommandanten, namentlich Klapka's, zu einem längern Verweilen in Komorn und zu einer Schlacht gegen die Oeſtreicher erlangt. Am 11. Juli ſoll dieſer empfindliche Schlag gegen Oeſtreich geführt werden, aber er mislingt. Görgei wird vor Komorn geſchlagen. Er kann der öſtreichiſchen Armee das weitere Vordringen nicht wehren. Er muß ihr die ofener Straße preisgeben und ſich in die Feſtung Komorn zurückziehen, wo ſein Bleiben jetzt keinen Zweck mehr hat, da die Oeſtreicher bereits ſeiner Schlagweite entrückt ſind.

Welchen Zweck konnte überhaupt die Fortführung des Kampfes noch für Görgei haben, da er jede Hoffnung auf Sieg längſt aufgegeben und die einzige ſeit dem Einfall der Ruſſen noch übriggebliebene „Frage der Verzweiflung" — wie nämlich Oeſtreich empfindlich zu treffen ſei — bereits durch die Niederlage vom 11. Juli entſchieden war? Zu welchem Zwecke trat alſo jetzt Görgei den Marſch in den Süden an, und warum ſtreckte er nicht lieber ſofort die Waffen? Hierauf bleibt uns Görgei die Antwort ſchuldig, wenn wir nicht etwa als ſolche die Andeutungen nehmen wollen daß er erſtens im Süden noch ein mal den Oeſtreichern zu begegnen und mit den übrigen ungariſchen Truppen vereint ſie „empfindlich zu treffen" hoffte, und daß er zweitens ſich den Ruſſen nähern, weil er nur vor dieſen die Waffen ſtrecken wollte. Denn ſelbſt noch im Momente der Waffenſtreckung wollte er den „Todfeind (Oeſtreich) empfindlich treffen".

Auf welchem Wege die Ruſſen von dieſer ihnen günſtigen Stimmung Görgei's Kunde erhielten, wird uns nicht berichtet, wol aber daß am 21. Juli im Görgei'ſchen Lager zu Rimaſzombat die erſten ruſſiſchen Parlamentaire mit einem mündlichen Antrag auf Waffenſtillſtand eintrafen. Die Unterhandlung hierüber, die Aufnahme welche der Antrag auf Waffenſtreckung bei der Armee fand, wie der weitere Verlauf der Verhandlungen mit den Ruſſen wird uns von Görgei umſtändlich erzählt (II, 283—293, 301—305), und wir erſehen hieraus daß ruſſiſcherſeits wol vage Anerbietungen betreffs einer Verwendung bei Oeſtreich für Armee und Land, aber keine definitiven Zuſicherungen gemacht worden. Der fleißige Parlamentairverkehr zwiſchen dem Görgei'ſchen und dem ruſſiſchen Lager, die Artigkeiten welche zwiſchen den beiderſeitigen Commandanten und Offizieren gewechſelt worden, haben jedoch zu dem Gerüchte Anlaß gegeben daß die Ruſſen bereit wären, mit Ungarn, ſei es auch ohne und gegen Oeſtreich, unter vortheilhaften Bedingungen Frieden zu ſchließen. Dieſes Gerücht wird auch von der Regierung theilweiſe geglaubt. Bei ihrer argen Bedrängniß klammert ſie ſich an dieſen letzten Hoffnungsanker, und die Miniſter Szemere und Batthyányi treffen zu Gyapju in Görgei's Hauptquartier ein, um mit ihm gemeinſchaftlich ernſtliche Verbindungen mit Rußland anzuknüpfen. Und wiewol Görgei ihnen offen die Grundloſigkeit jener Gerüchte nachweiſt und ihnen geradezu erklärt daß Rußland die unbedingte Unterwerfung verlange und ſich auf die Gewährung von Bedingungen, am allerwenigſten aber politiſcher, nicht einlaſſen wolle, mochten die Miniſter doch hiervon nicht abſtehen. Und als Görgei darauf dringt daß ſie, falls ſie durchaus bei Rußland ihr Glück verſuchen wollen, ein Anerbieten machen mögen, das vielleicht im Stande wäre den Zar zu verlocken, entſchließen ſie ſich auch hierzu, und General Pöltenberg wird mit dem *Anerbieten der ungariſchen Krone für einen ruſſiſchen Prinzen* ins ruſſiſche Lager abgeſchickt. Das Anerbieten, wenn es überhaupt je von Erfolg ſein konnte, kam jetzt jedenfalls zu ſpät. Das Schreiben Szemere's blieb unbeantwortet.

Ueber den Charakter und das Betragen des „revolutionair-demokratiſch-republikaniſchen" Miniſterpräſidenten (Szemere) gibt uns Görgei bei dieſer Gelegenheit ſehr intereſſante Aufſchlüſſe. Dieſer eitele Geck und charakterloſe Phraſendrechsler wird uns hier in ſeiner ganzen Blöße enthüllt. Schon im April, wo er vom Gouverneur Koſſuth das Miniſterpräſidium übernommen, hat er Görgei heimliche Anträge gemacht, ſich mit ihm zum Sturze Koſſuth's zu verbinden, und auch jetzt ſcheint der eigentliche Zweck ſeines Beſuchs im Görgei'ſchen Hauptquartier nur der zu ſein: eine Liga Görgei-Szemere gegen Koſſuth zuſtandezubringen. Man kann es an Görgei nur loben daß er eine ſolche Verbindung zurückwies und Szemere mit der ihm gebührenden Verachtung behandelte. Denn man weiß wahrlich nicht, ob man darüber trauern ſoll daß in ſo gewichtigen Momenten ein ſolcher total unfähiger Mann als Miniſterpräſident an der Spitze der Landesangelegenheiten ſtand, oder ob man mehr über die Effronterie des Mannes empört ſein ſoll, dem in ſeiner maßloſen Eitelkeit und Selbſtſucht auch dieſe hohe Stellung noch nicht genügt und der einen Koſſuth ſtürzen und erſetzen will! . . .

Görgei trifft endlich, nachdem ein Theil ſeiner Armee (das erſte Armeecorps unter Nagy-Sándor) bei Debreczin total geſchlagen worden, in Arad ein, wo ſich auch die Regierung befindet. Dahin hätte ſich der kriegsminiſteriellen Weiſung gemäß auch Dembinſki nach der Schlacht von Szöreg zurückziehen ſollen. Aber er hat ſich ſtatt deſſen auf die feindliche Feſtung Temesvár zurückgezogen. Das Warum dieſes auffälligen und ſo fol-

genſchwer gewordenen Schrittes iſt noch bis zur Stunde nicht enthüllt. Görgei will trotz Dembinſki's Ausbleiben den Oeſtreichern am nächſten Tage (11. Auguſt) eine Schlacht liefern; nicht als ob er noch auf Sieg hoffte, ſondern um „mit Ehren zu fallen", nachdem er noch dem „Todfeind" den letzten „empfindlichen Schlag" beigebracht. Während er die Vorbereitungen zu dieſer Schlacht trifft, langt die Trauerkunde an von der völligen Niederlage die Dembinſki am 9. Auguſt vor Temesvár erlitten. Der Kampf ſcheint jetzt unmöglich, und Görgei hatte Koſſuth gegenüber ſchon früher offen erklärt daß, falls dieſe ihm ſchon früher zugekommene Trauerkunde ſich officiell beſtätigen ſollte, er ſofort die Waffen ſtrecken werde. Koſſuth hat gegen dieſen Beſchluß nicht einmal mit Worten proteſtirt, wiewol es in ſeiner Macht ſtand, Görgei an deſſen Ausführung zu verhindern, da dieſer ſich blos in Begleitung eines einzigen Stabsoffiziers in Koſſuth's Quartier in der arader Feſtung begeben und dieſe Feſtung unter dem Commando Damjanics' ſtand, der ſeit den komorner Vorgängen zu Görgei's entſchiedenſten Gegnern zählte. Koſſuth kann ſich alſo ungehindert der Perſon Görgei's bemächtigen, wenn er ihn an der angekündigten eventuellen Waffenſtreckung hindern will. Koſſuth thut dies nicht. Er läßt Görgei wieder in ſein Hauptquartier abziehen und ſchickt ihm am Abend deſſelben Tags (10. Auguſt) die vom Grafen Guyon eingetroffene officielle Nachricht von der temesvárer Niederlage ohne alle Bemerkung zu, ihn alſo hierdurch, da Görgei ſchon früher ſeinen Entſchluß kundgegeben, in dieſem Falle ſofort die Waffen ſtrecken zu wollen, gewiſſermaßen indirect zur Vollziehung dieſes Beſchluſſes auffodernd.

Und das war allerdings minder auffällig als es im erſten Augenblick ſcheinen mag. Denn bei allem Sanguinismus kann ſich doch ſelbſt Koſſuth die verzweifelte Lage der ungariſchen Sache nicht mehr verhehlen. Die ſiebenbürgiſche Armee iſt bereits gänzlich geſchlagen und faſt ganz Siebenbürgen in den Händen der Ruſſen und Oeſtreicher. Dembinſki's Armee iſt bei Temesvár aufgerieben, ein Theil der Görgei'ſchen bei Debreczin aufs Haupt geſchlagen worden. Der Reſt der letztern iſt durch den forcirten Marſch von Komorn bis Szegedin, auf dem er auch manche harte Kämpfe gegen die Ruſſen beſtanden, ebenfalls ſehr arg herabgebracht. Mit welchen Kräften könnte man alſo noch den Kampf gegen die jetzt vereinigten weitüberlegenen öſtreichiſch-ruſſiſchen Heere aufnehmen?

Deſtomehr klammert die Regierung ſich an das „letzte Mittel", die Unterhandlung mit Rußland, und in dem vor dem Eintreffen des oberwähnten Guyon'ſchen Unglücksberichts in Arad abgehaltenen Miniſterrathe iſt einſtimmig der Schritt Szemere's gutgeheißen und unter Koſſuth's Zuſtimmung der Beſchluß gefaßt worden: dem Zar die Krone Ungarns nicht verblümt, wie es Szemere früher gethan, ſondern offen und unverhohlen anzutragen. Dieſer Beſchluß wird hauptſächlich auf Görgei's Drängen gefaßt. Görgei verwahrt ſich jedoch in den vorliegenden Denkwürdigkeiten dagegen als hätte er wirklich noch einigen Erfolg von dieſem Schritt erwartet. Warum er ihn doch nicht nur nicht abgerathen, ſondern ſogar dringend angerathen? weil

> ſeiner Ueberzeugung nach damals bereits gar wenig mehr daran lag, ob Koſſuth und Szemere in der Politik einen Bockſprung mehr oder weniger machen; daran aber lag noch ſehr viel daß die Nation des Wahnglaubens an die Haltbarkeit Koſſuth-Szemere'ſcher Politik ein mal für alle mal ledig, daß ihr von Koſſuth und Szemere ſelbſt der Beweis per absurdum geliefert werde, wie der Gedanke an die Unabhängigkeit Ungarns von Oeſtreich in die Spinnſtube gehöre.... (II, 377.)

Die Regierung beſchloß alſo die ernſtliche Separatunterhandlung mit Rußland. Und da der ruſſiſche Commandant mit der Proviſoriſchen Regierung Nichts zu ſchaffen haben wollte, mit Görgei hingegen ſchon in Verbindung, wenn auch in keine eigentliche Unterhandlung getreten war, ſo ſollte Görgei mit der Ausführung jenes Beſchluſſes betraut und ihm hierzu das Obercommando ſämmtlicher Streitkräfte übertragen werden.

Inzwiſchen langt, wie bereits erwähnt, in der Nacht vom 10. auf den 11. Auguſt das Schreiben Guyon's an, das Dembinſki's völlige Niederlage meldet. An Unterhandlung iſt jetzt ſo wenig mehr als an Kampf zu denken, da die Grundbedingung jeder Unterhandlung — die Möglichkeit eines weitern Widerſtandes — fehlt. Es bleibt nichts Anderes übrig als die Waffenſtreckung. Görgei will dieſe ſofort vollziehen, wie er dies ja ſchon früher Koſſuth gegenüber ausgeſprochen, ohne von dieſem auch nur den leiſeſten Widerſpruch zu erfahren. Da ihm aber „viel daran lag, ſelbſt den Schein zu vermeiden als wäre der beſchloſſene Act der Ergebung ein landesverrätheriſcher, ein Empörungsact gegen die höchſte Gewalt im Staate", er aber bei Koſſuth die Neigung ſich perſönlich an der Waffenſtreckung zu betheiligen unmöglich vorausſetzen konnte, ſo foderte er dieſen ſchriftlich auf, förmlich abzudanken und die höchſte Gewalt ihm (Görgei) zu übertragen (II, 386).

Nach einigem Weigern entſchließt ſich Koſſuth auch zu dieſer „förmlichen" Abdankung. Görgei gibt hierüber wie überhaupt über die Geſchichte dieſer inhaltsvollen zwei Tage (10. und 11. Auguſt) einen ſehr umſtändlichen, an höchſt intereſſanten Details reichen Bericht, der das Gepräge der Wahrheit unverkennbar anſichträgt und vollkommen mit Dem übereinſtimmt was Referent von ſehr glaubwürdigen Männern, die in dieſer Tragödie eine hervorragende Rolle geſpielt, hierüber vernommen, wie mit den Enthüllungen welche die Miniſter Szemere, Batthyanyi, Vukovics und Horváth in einzelnen Brieffragmenten über die Geſchichte jener Tage veröffentlicht haben. Sie endete wie geſagt mit der förmlichen Abdankung Koſſuth's. Die zwei arader Proclamationen vom 11. Auguſt, durch deren eine Koſſuth die Regierung niederlegt, durch deren andere Görgei ſie übernimmt, ſind allbekannt. Görgei gibt einen ausführlichen Commentar der erſtern, um ihre Unerklärbarkeit, d. h. ihre innern Widerſprüche und ihre Unvereinbarkeit mit der wirklichen Sachlage des Moments, nachzuweiſen. Und hierin iſt

er im vollen Rechte. Wir haben geſehen daß Koſſuth vor der Abdankung längſt alle Hoffnung aufgegeben hatte. Er dankte nur deshalb förmlich ab und flüchtete ins Ausland, ehe noch Görgei die Waffenſtreckung vollbrachte, weil er auch am „letzten Mittel" bereits verzweifelte. Und wenn er trotzdem in der Abdankungsurkunde „die Rettung des Lebens der Nation und die Sicherung ihrer Zukunft" von Görgei „noch zu erwarten" behauptet und dieſen dafür „vor Gott, der Nation und der Geſchichte verantwortlich macht, daß er dieſe Gewalt nach ſeinen beſten Kräften zur Rettung des nationalen Staatslebens unſers Vaterlandes, zu deſſen Wohl, zur Sicherung der Zukunft deſſelben benutzen werde", ſo ſind dies eben nur hohle Phraſen an die er ſelbſt nicht glaubt, mit denen er aber ſeinen Rückzug maskiren und die Welt glauben machen will als ſei unter ſeinem Gouvernement die ungariſche Sache noch nicht aufs äußerſte herabgebracht worden und bei ſeiner „aus reinem patriotiſchen Gefühle" erfolgten freiwilligen Abdankung Rettung noch möglich geweſen.

Ob aber Görgei hierdurch der ſchweren, ſeit dem világoſer Tag auf ihn laſtenden Anklage: daß er dieſen unglücklichen Ausgang der ungariſchen Revolution herbeigeführt, entledigt iſt? das iſt eine ganz andere Frage, die wir — eben nach der aufmerkſamſten Lecture und Prüfung der uns vorliegenden Görgei'ſchen Memoiren — mit dem entſchiedenſten Nein beantworten müſſen. Wenn Koſſuth in der erwähnten Abdankungsurkunde, wie ſpäter in den von Aſien aus an die ungariſchen Agenten und an mehre Cabinete gerichteten Briefen und neulich in ſeinen in England und Amerika gehaltenen Reden von den bedeutenden Mitteln ſpricht die er in Arad ſeinem Nachfolger zur Fortführung des Kampfes überliefert, und daß dieſer ſein Vertrauen ſchmählich betrogen und anſtatt des Kampfes die Waffenſtreckung gewählt habe, ſo könnte er hiermit wol das oberflächlich unterrichtete Ausland täuſchen, aber nicht Ungarn das die Verhältniſſe jener Tage genauer kennt. Wir Ungarn, die wir an der Revolution unmittelbaren Antheil genommen und die Geſchichte ihres Ausgangs aus eigener Anſchauung nur zu gut kennen, haben jenen Behauptungen nie ernſtlichen Glauben geſchenkt, und die Einſichtigern unter uns nahmen keinen Anſtand es offen auszuſprechen: Der eigentliche Act der Waffenſtreckung bei Világos war kein Werk des Verraths, d. h. er wurde nicht ohne oder gegen, ſondern mit dem Wiſſen und Wollen Koſſuth's und der Regierung vollzogen, da dieſe, als ſie Görgei die Dictatur übertrug, wohl wußte daß dieſem nichts Anderes mehr als die Waffenſtreckung übrigbleibe. Wenn aber trotzdem Görgei allgemein als „Verräther" angeklagt, d. h. wenn er als der Hauptſchuldige an dem unglücklichen Ausgange unſerer Revolution angeklagt wurde und wird, ſo beruht dieſe Anklage keineswegs darauf daß er — etwa freiwillig und ohne hierzu genöthigt und ermächtigt zu ſein — die Waffen geſtreckt, ſondern darauf: daß er durch ſein früheres Betragen und Handeln eben die Nothwendigkeit der Waffenſtreckung herbeigeführt. Dieſe Ueberzeugung aber kann durch die Görgei'ſchen Memoiren nicht entkräftet, ſondern nur neu bewährt und bis zur Felſenfeſtigkeit geſteigert werden. Und wer noch irgendwie daran gezweifelt daß die világoſer Kataſtrophe durch Görgei herbeigeführt worden — ob abſichtlich, ob unabſichtlich, wollen wir dahingeſtellt ſein laſſen, das Reſultat bleibt daſſelbe —, der muß nach der aufmerkſamen Durchleſung der vorliegenden Aufzeichnungen dieſen Zweifel für immer fahren laſſen.

Wir haben in der Darſtellung, namentlich der Sommerereigniſſe, uns ſtreng an Görgei's Memoiren gehalten, wiewol wir manche ſeiner Angaben hätten berichtigen und manche der von ihm ſeinen eigenen und Koſſuth's Handlungen untergelegten Motiven durch andere, plauſiblere und ſtichhaltigere hätten erſetzen können. Wir unterließen dies, weil wir aus dem im Eingange des erſten Artikels erwähnten Grunde keine Kritik, ſondern nur eine Berichterſtattung ſchreiben wollten. Wir haben dem Leſer deshalb die Angaben und Anſichten Görgei's getreulich, wenn auch wegen der Raumbeſchränkung nur in ſehr verkürzter Geſtalt wiedergegeben. Aus dieſen eigenen Angaben Görgei's erfahren wir aber: daß die Belagerung Ofens der erſte unheilvolle Rückſchritt, der erſte Todesſtoß war welcher der ungariſchen Revolution verſetzt wurde. Wir haben aber aus Görgei's eigenen Angaben nachgewieſen daß dieſe Belagerung ſein (Görgei's) und nicht Koſſuth's Werk war, von dem Görgei, als er bereits vor Ofen ſtand, noch nicht einmal wußte, ob er (Koſſuth) die Unternehmung billige oder nicht. Wir haben ferner Görgei's Selbſtgeſtändniß angeführt, daß nur durch ſeine Schuld die Belagerung Ofens ſo lange dauerte, da ſie bei gehörig getroffenen Anſtalten in acht Tagen hätte beendet ſein müſſen. Alſo Görgei allein, er und kein Anderer trug die Schuld an dieſem ſchweren Verſäumniß, welches den erſten Anlaß zum ſpätern Verfall der ungariſchen Sache gab.

Wir erfahren ferner aus Görgei's eigenen Memoiren daß er allſeitig, im Parlamente wie im Lager, gegen den 14. April heimlich intriguirte, und zwar in der thörichten, von ihm ſelbſt hinterher als ungereimt erkannten Hoffnung daß er durch die Rückgängigmachung der Unabhängigkeitserklärung auch die ruſſiſche Intervention rückgängig machen werde. Er hat alſo um eines Undings willen Spaltungen im Lager und in der Regierung gemacht und dadurch jene Kraftlähmung herbeigeführt, welche noch unheilvoller als die ofener Verſäumniß auf den zweiten Feldzug einwirkte und deſſen unglückliches Ende faſt unabweisbar machte. Wir erfahren drittens aus Görgei's eigener Darſtellung daß er beim Beginn des Sommerfeldzugs mit allen, ehrlichen und unehrlichen Mitteln die von Koſſuth verlangte Concentration der Armee hintertrieb; daß er — in die fixe Idee verfeſſen: ſich an den Oeſtreichern „rächen" zu wollen — gegen den Befehl der Regierung und gegen ſein eigenes ihr gegebenes Verſprechen abermals 14 koſtbare Tage in Komorn verſchwendete, dadurch ſich ſelbſt

die Niederlage am 11. Juli vor Komorn zuzog und durch die Verſpätung der Vereinigung ſämmtlicher Streitkräfte die Dembinſki'ſche Armee zum ſteten Rückzug vor dem weitüberlegenen Feind nöthigte und die Niederlage derſelben vor Temesvár wie die Niederlage des Nagy-Sándor'ſchen Corps vor Debreczin mittelbar herbeigeführt, d. h. alſo jene Unglücksfälle veranlaßt durch welche die Fortführung des Kampfes unmöglich wurde.

Dieſe drei ſchwerwiegenden Thatſachen, die wir eben aus Görgei's Memoiren mit einer bisher vermißten Umſtändlichkeit und Genauigkeit erfahren, rechtfertigen ſie nicht vollkommen die Anklage daß Görgei durch ſein Treiben die Kataſtrophe von Világos herbeigeführt, d. h. den unglücklichen Ausgang des ungariſchen Revolutionskampfes unabwendbar gemacht? ... Wenn Görgei nach dem Entſatze Komorns nicht nach Ofen geht oder wenigſtens die Belagerung dieſer Feſtung, wie es geſchehen konnte, raſch beendet und nach Oeſtreich vordringt, ſo kann dies von den unberechenbarſten Folgen ſein. Görgei unterläßt dies und vergeudet Zeit und Gelegenheit vor der „ſogenannten" Feſtung Ofen. Aber wenn er auch dann noch ſein thörichtes Streben — durch die Aufhebung des 14. April die ruſſiſche Intervention zu verſcheuchen — fahren läßt, und anſtatt gegen die Regierung zu intriguiren und zu conſpiriren, ſich mit dieſer zum energiſchen Bekämpfen der nahenden Feinde vereint, ſo kann die bisherige Verſäumniß vielleicht zum Theil noch gutgemacht, jedenfalls aber ein energiſcher Widerſtand vorbereitet werden. Görgei unterläßt dies und bewirkt dadurch daß Haynau im Weſten, Paskiewitſch im Norden uns faſt überraſcht und Beide ins Land vordringen ehe noch ein ernſtlicher Widerſtand organiſirt wird. Aber wenn Görgei auch dann noch der Weiſung der Regierung folgt und nach dem Verluſte Raabs raſch abwärts zieht, ſo erſpart er ſich die blutigen Schlachten vom 2. und 11. Juli bei Komorn, vom 16. Juli bei Waitzen und die ſpätern kleinern Gefechte mit den Ruſſen. Er langt mit einer vollzähligen, ungeſchwächten Armee im Süden an und kann dort, mit den übrigen Truppen vereint, noch Widerſtand leiſten oder ſei es auch nur — was doch ſein Lieblingswunſch — ſich durch einen „empfindlichen Schlag an Oeſtreich rächen". Er unterläßt auch dies, vergeudet abermals nutzlos Zeit, Gelegenheit und Blut und führt dadurch die Unmöglichkeit eines weitern Kampfs herbei. Iſt die Geſchichte hiernach nicht vollberechtigt ihn für die világoſer Kataſtrophe verantwortlich zu machen?

Dieſe Kataſtrophe, der Act der Waffenſtreckung ſowol als das Schreiben in welchem Görgei dem ruſſiſchen General Rüdiger die Waffenſtreckung anbietet, iſt hinlänglich bekannt, ſowie es auch nach den Nichts weniger als freundlichen Gefühlen von denen wir Görgei gegen Oeſtreich erfüllt ſehen begreiflich iſt, wenn er lieber vor den Ruſſen als vor den Oeſtreichern die Waffen ſtrecken mochte. Er ſelbſt gibt uns die Gründe dieſes Entſchluſſes in folgenden Worten an (II, 402—403):

Die Ehre aber, unſere Waffen unmittelbar aus unſern Händen in Empfang zu nehmen, konnte ich nach der Intervention Rußlands unmöglich mehr den Oeſtreichern zuerkennen.

Die Oeſtreicher hatten den Anſpruch auf dieſe Ehre meinem Urtheile nach längſt, in jenem Augenblicke ſchon verwirkt, als ſie den durch die Aprilcampagne gebrochenen Muth nicht mehr am eigenen Selbſtvertrauen, nur an der Hoffnung auf Rußlands nahe, rettende Hülfe noch aufzurichten vermochten.

Uebrigens wäre mein Entſchluß, vor den Oeſtreichern die Waffen zu ſtrecken (ſolange mir noch die Wahl hierin frei bieb) eine Verleugnung jenes Princips geweſen, für welches die Armee, für welches ich perſönlich eingeſtanden. Nicht als hätte ich in Rußland einen Garanten der conſtitutionnell-monarchiſchen Staatsform Ungarns erkannt: wol aber, weil ich noch viel weniger die Regierung Oeſtreichs für einen ſolchen hielt, weil mir überdies keine Thatſache bekannt war, aus der ich hätte ſchließen können daß der gewaltſame Umſturz der vom Könige Ferdinand V. ſanctionnirten Verfaſſung Ungarns etwa von Rußland, nicht von Oeſtreich ausgegangen.

Und in der That hätte die von mir (allerdings auf meine eigene Verantwortung vor Gott, der Nation und der Geſchichte) beſchloſſene freiwillige Waffenſtreckung, ſolange ich die Armee commandirte, nur in den beiden Fällen vor den Oeſtreichern ſtattfinden können, wenn entweder die Letztern uns ohne der Ruſſen Hülfe beſiegt haben würden, oder wenn die von mir befehligte Armee ausdrücklich gewünſcht hätte daß jener Act der Ergebung vor den Oeſtreichern, nicht vor den Ruſſen vollzogen werde.

Wir hätten, namentlich aus dem Schlußcapitel „Nach der Waffenſtreckung", noch manches Intereſſante zu berichten und zu bemerken, müſſen jedoch ſchließen, da die Beſprechung ohnehin für den Raum d. Bl. bereits etwas zu lang geworden. Wir wollen nur noch hervorheben, wie Görgei ſich ſehr viel Mühe gibt zu beweiſen, daß erſtens die Gnade welche ihm von Oeſtreich widerfahren, indem man ihm allein das Leben und die Freiheit gelaſſen, eine durchaus unverdiente und ihm unbegreifliche ſei; — wir finden ſie ſehr verdient und ſehr begreiflich, da Görgei abſichtlich oder unabſichtlich, aber jedenfalls mehr als Windiſchgrätz und Haynau für Bewältigung der ungariſchen Revolution und für die Rettung Oeſtreichs geleiſtet; — und daß zweitens jene Civil- und Militairchefs, die ſich freiwillig ſeiner Waffenſtreckung angeſchloſſen und von denen bekanntlich die meiſten auf dem Schaffot endeten, nicht von ihm getäuſcht werden, indem er ihnen wiederholentlich offen erklärt daß die Ergebung eine unbedingte ſei, ſie alſo ihr trauriges Ende nur ſich ſelbſt zuzuſchreiben haben. Dagegen aber wollte er in der unter ſeinem Commando ſtehenden Armee Jene als Meuterer und Deſerteure beſtrafen die ſich der Waffenſtreckung durch Einzelflucht entziehen wollten, weil ſeine „militairiſche Ehre" es erfoderte, dem Feinde eine vollzählige und gut organiſirte Armee zu überliefern. Dieſer letzte Zug ſeines öffentlichen Lebens ſagt zur Charakteriſtik Görgei's mehr als wir mit langen Schilderungen es vermöchten.

Ueberblicken wir zum Schluß noch ein mal das ganze Görgei'ſche Werk, ſo müſſen wir geſtehen daß es an intereſſanten Details und werthvollen Enthüllungen überaus reich, daß es das erſte welches uns einen tiefen

Blick in das innere Räderwerk der ungariſchen Revolution eröffnet, und daß es eine der gehaltreichſten und werthvollſten Erſcheinungen iſt die uns bisher über dieſes größte Ereigniß der Gegenwart geboten worden. Der Vortrag iſt durchgehend klar und einfach, wenn auch manchmal etwas zu breit. Die hiſtoriſche Motivirung iſt überall ausführlich und erſchöpfend. Und was dem Buche einen Hauptwerth gibt: wenn je der Satz: „Le style c'est l'homme", wahr geweſen, ſo iſt er es hier. Wir unterließen es deshalb eine Charakteriſtik Görgei's zu geben; denn wer das Buch lieſt — und das müſſen wir Jedermann, Freund oder Feind, dringend empfehlen —, der kennt Görgei wie er leibt und lebt, mit all ſeinen Tugenden und Schwächen, mit all ſeinen großen Geiſtesvorzügen und ſeinen nicht weniger großen Herzensmängeln.

J. E. Horn.

Neue Romane.

Wenn irgend ein menſchliches Weſen die ſchlagendſten Gründe hat jene Zeiten vor dem verhängnißvollen Jahre 1848 zurückzuwünſchen, ſo iſt es ein Recenſent der deutſchen Romanliteratur! Wir müſſen fürchten, ſchon dieſe wenigen Worte, ſo viel auch von gewiſſen Seiten her auf Humanität gedrungen wird, heftigen Angriffen ausgeſetzt zu ſehen, namentlich durch die Frage: ob ein Recenſent irgend ein erweisliches Recht habe ſich zu den „menſchlichen Weſen" rechnen zu dürfen? Dennoch vertrauen wir dem Wohlwollen der Gutgeſinnten, indem wir ihrem Gedächtniß jene blühenden Tage vor 1848 zurückrufen. Wahrlich, es waren blühende Tage! Es war das Goldene Zeitalter der Romanſchreiber und ihrer Recenſenten! Wie bequem hatten es die Erſtern! Sie durften nur das Fenſter öffnen, um mit leichter Hand einen Geheimen Rath, eine Gräfin, einen Maler, einen Lieutenant oder Referendar und eine Paſtorentochter vor ihr Pult zu ziehen und eine Theegeſellſchaft mit obligater Vorleſung eines Theaterſtücks nebſt Fortepianotönen zu conſtruiren; dann Baden-Baden, Beförderung des Referendars, Erbſchaft, Hochzeit. So wurden drei Bände im Umſehen fertig, und der Recenſent, der ſchon am Titel ſah um was es ſich handele, konnte nach dieſem Titel ſeine Weisheit wohlgemuth niederſchreiben. Er hatte Nichts dabei zu fürchten, denn er wußte recht gut daß das Publicum die Weisheit nicht las, ſondern nur den Roman, in welchem ſich ja ſein eigenes Leben mit dem geſchäftigen Nichts, dem unnützen Wichtigthun ſo behaglich wiederſpiegelte. Wahrhaftig, wer damals einen Verdrußſeufzer über die Cenſur ausſtieß, verdiente mit vollem Recht als ein ſtaatsgefährliches Subject unter Aufſicht geſtellt zu werden, denn es geht doch Nichts über den behäbigen Frieden der Geſellſchaft, weil er die Baſis des Staatswohls iſt. Darum iſt auch aus jener Zeit kaum ein Beiſpiel bekannt daß ein echter Recenſent jemals die Cenſur angetaſtet hätte. Er würde ja doch nur ſeine eigene Ruhe, den Mechanismus ſeiner Schablonenthätigkeit in ganz unverantwortlicher Weiſe geſtört haben, und das kann nicht einmal ein Gott verlangen.

Was verlangt dagegen die jetzige Zeit? Vor allen Dingen ſoll der Recenſent die Romane nicht allein recenſiren, ſondern, als ob er nichts Beſſeres zu thun hätte, ſogar auch leſen. Und leider muß er ſie leſen, denn ihr Inhalt iſt gegen die frühern Productionen ſo ſehr aus der Art geſchlagen daß die alten Schablonen geradezu in die Rumpelkammer geworfen werden müſſen und neue herzuſtellen zur abſoluten Unmöglichkeit geworden iſt. Das hat nun ein ehrlicher Recenſent von der Preßfreiheit! Es iſt ihm daher gar nicht zu verdenken, wenn er den gegenwärtig auf ein ſtrenges Cenſurgeſetz gerichteten Staatsverhandlungen mit Herz und Mund den ſegensreichſten Erfolg wünſcht. Was bieten denn auch die Romane ſeit 1848? Allerdings auch wol Geheime Räthe, Gräfinnen und Referendarien: aber hat der Verfaſſer wol den mindeſten Reſpect vor ſolchen Reſpectsperſonen? Nein, er entblödet ſich nicht, ſie in ein politiſch-ſchlechtes Licht zu ſetzen und ſeine ganze Hochachtung einem obſcuren Landläufer zuzuwenden, der mit ſeinem hochtrabenden Redensarten keinen Hund aus dem Ofen locken kann und von Glück zu ſagen hat, wenn er auf den amerikaniſchen Schub geſetzt wird. Alles und Jedes iſt mit Politik verquickt; der Paſtor kann nicht einmal ſeinen Mantel umhängen, ohne ihn nach dem politiſchen Winde zu drehen, und kein Menſch bringt eine bremer Cigarre an die Lippen ohne zweifelloſes Urſprungscertificat. Sie könnte ja in einer Fabrik gewickelt ſein, die den Dampfbegehrlichen compromittirte entweder vor der Reaction oder vor der Demokratie. Solche Zuſtände aber ſind der Ruin der allgemeinen Wohlfahrt, insbeſondere auch ein tragiſch-durchbohrender Lebensſchmerz des Recenſenten. Darum Cenſur! Sie iſt die einzige Hoffnung daß der Recenſent noch mit dem Leben davonkommt und nach und nach die alten traulichen Arbeitsgleiſe wiedergewinnt.

Wie jedoch kein Uebel ſo groß daß nicht irgend ein Gutes darin, ſo dringt auch durch dieſe politiſch-äſthetiſche Finſterniß ein die Ausſicht auf Rückkehr der guten alten Zeit eröffnender Lichtſtrahl troſtvoll durch das Manſardenfenſter auf das Recenſentenpult in den

1. Salonnovellen von Hubertus. Kaſſel, Hotop. 1851. 8. 25 Ngr.

Schon der Titel ſprengt wie ein Zauberſtab die Eiſenthore welche die Rieſenfauſt der Revolution vor dem Himmel auf Erden der guten alten Zeit zugeſchlagen hat. Ach, wer den Salon erfunden hat, ſollte mit einem Monument bedacht werden. Er verdient es mehr als Goethe und Schiller, denn im Salon allein kann die Weltgeſchichte zweckmäßig gemacht werden, am Pult eines Dichters dagegen nur Spielwerk zum Zeitvertreib müßiger Köpfe. Im Salon allein kann zweckmäßig geliebt werden, im Gedichte nur phantaſtiſch. Im Salon allein iſt der Menſch und die Menſchheit zu finden: außer demſelben wohnen nur Leute. Noch Vieles ließe ſich ſelbſt mit den ſchlichteſten Worten ſagen zum Preiſe des Salons, wenn es überhaupt nicht unnütz wäre weltbekannte Wahrheiten aufzuwärmen. Sehen wir lieber was ein Pſeudonymus Erſprießliches im Salon entdeckt und dem Publicum vorzuführen hat. Auf einem ſächſiſchen Landgute iſt eine Hochzeitsgeſellſchaft, nachdem das junge Ehepaar, wie es die Mode will, gleich nach der Trauung abgereiſt, in Gefahr der peinlichſten Langeweile zu verfallen, und dieſe Gefahr iſt um ſo dringender als trübes Regenwetter, auf dem Lande das Drückendſte, Alt und Jung in den Gemächern gefangen hält. Da kommt unter einigen Perſonen das Capitel von der Liebe zur Sprache. Sie iſt ein Phönix, denn in hundert Fällen gibt neunundneunzig mal bewußte oder unbewußte Täuſchung das Motiv zu einer Verbindung die ein ganzes Leben in Anſpruch nimmt, ſodaß ſie meiſtens den Friedenstractaten gleichzuſtellen iſt, wo trotz aller heilig beſiegelten Paragraphen jede Partei am Ende Das thut was ihr am beſten zuſagt. Das Beſprechen dieſes allerdings ſehr bedeutungsvollen Gegenſtandes gibt Anlaß zu den vier Erzählungen: „Das vergebliche Opfer", „Die Geheilten", „Eine kleine Neckerei", „Nix und Nixe". Ohne hier näher auf die Einzelheiten einzugehen, darf dem Verfaſſer das Zeugniß nicht verſagt werden daß ſeine Zeichnung der mannichfachen Perſönlichkeiten und Situationen eine geübte Hand verräth, die nur in klarem Vertrautſein mit der Geſellſchaft erworben werden kann. Daß er dagegen ſein Grundthema befriedigend erſchöpft habe, läßt ſich nicht behaupten: es kann im Allgemeinen nur anerkannt werden daß dem Rechten und Wahren das Wort geredet wird. Bei den dem Verfaſſer zugeboteſtehenden Mitteln iſt zu wünſchen daß er ſie benutze, ſeine Productionen, deren

das Publicum ſicher noch mehre zu erwarten hat, voller und klarer auszurunden zu einem vollſtändiger ausgeführten Gemälde, denn das hier Gebotene gibt kaum mehr als anſprechende Skizze. Um dieſen Preis werden wir uns ſogar gern bereit finden laſſen die Salons aufzugeben, und wie das Schickſal von alten Zeiten her immer ein verwunderliches Spiel mit uns Menſchen überhaupt, vorzüglich aber mit Recenſenten zu treiben pflegt, ſo müſſen wir gleich bei dem folgenden Buche Alles was an Nobilität eines Salons erinnern könnte ſchon vollſtändig aufgeben, ohne behaupten zu können damit Etwas gewonnen zu haben.

Das Buch heißt

2. Deutſche Erzählungen. Von Heribert Rau. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1851. 8. 3 Thlr.

Mit Heribert Rau iſt die Kritik eigentlich längſt zum Abſchluß gekommen. Sie kann ſeiner Geſinnung Gerechtigkeit widerfahren laſſen, übrigens aber nicht einverſtanden mit ihm ſein. Die vorliegenden Bände geben ſechs Erzählungen, unter denen die erſte, „Die Sternenkönigin", als ein durchaus verkehrtes Product erſcheint. Eine junge Dame ſieht regelmäßig nach den Sternen, nicht aus wiſſenſchaftlichen Gründen, ſondern um dort eine verſtorbene Schweſter aufzuſuchen. Ein junger Mann reiſt ihr ebenſo regelmäßig nach von Venedig nach Nizza, nach den Pyrenäen, nach Paris, und hier fliegt er mit ihr in die Luft, da Revolutionnaire Pulver in den Keller gebracht und angezündet haben. Die Darſtellung iſt ſo überſchwänglich daß man mit Fug und Recht ſagen kann: kein Wort ſteht an der rechten Stelle. „Künſtlergenie und Fürſtenlaune" gibt die bekannte Anekdote vom Maler Füger, welcher den Kaiſer Joſeph auf einem Maskenballe portraitirt. „Die letzten Meiſterſänger" ſind ein trefflicher novelliſtiſcher Stoff, der ſelbſt in der höchſt mangelhaften Bearbeitung noch hier und da anſpricht. „Der Fluch der böſen That" ſcheint eigens für Frau Birch-Pfeiffer geſchrieben zu ſein; es iſt ihr ſogar ſo weit freundlichſt vorgearbeitet, daß Scenen auf die ein beſonderes Gewicht gelegt werden muß in jambiſchem Schwunge dahinſchreiten. Der zweite Band enthält „Die Jeſuiten in Paraguay" und „Die Flitterwochen". Bei den Jeſuiten erwarteten wir den Verfaſſer eben an der rechten Stelle, mußten uns jedoch getäuſcht finden. Neben einigen geographiſchen, botaniſchen und ſonſtigen Nachrichten iſt die Thätigkeit der Jeſuiten in Paraguay nur oberflächlich dargeſtellt, und das Ganze gibt eigentlich nur eine glücklich endende Liebesgeſchichte zwiſchen einem jungen Jeſuiten und einer Wilden. „Die Flitterwochen" ſind Bearbeitung einer bekannten ſpaniſchen Novelle, welcher wir ſchon ein mal in beſſerer Ueberſetzung begegnet ſind.

Das nun folgende Werk

3. Angela. Roman in zwei Bänden von Max Kurnik. Breslau, Korn. 1852. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

verſetzt uns in jene Blütezeit deutſchen Lebens und Seins zurück, wo das Theater über das Geſchick der Menſchen gebot und entſchied, eine Zeit die wir nicht inbrünſtig genug zurückerflehen können. Sehen wir was das Buch gibt. Oskar Frank hat das Glück daß ihm ein liebenswürdiges, reiches Mädchen von ihrem Vater, einem wackern Fabrikherrn, faſt unmittelbar in die Hand gegeben wird; allein er ſieht eine Dame, Angela Herbarth, im Theater und fällt in ihre Feſſeln. Angela, eine Sängerin, iſt keines wahren Gefühls mächtig, vielmehr durch und durch Lüge. Oskar, obgleich ſchon ſeine richtigen 30 Jahre alt und Profeſſor dazu, läßt ſich von ſeiner Leidenſchaft doch ſo arg bethören daß er das Gewebe ihrer Lügen erſt ſehr ſpät und dennoch nicht ohne Zweifelanfälle durchſchaut. Es handelt ſich endlich darum ob er oder ſie die Stadt verlaſſen ſoll, und freie Uebereinkunft entſcheidet für ſie. Das bereut ſie nur zu bald, und als Oskar's Freund, Max, von ihr Erfüllung des freien Verſprechens fodert, unterzeichnet ſie trotzend einen neuen Engagementscontract beim Theater für drei Jahre. Max — der Schauplatz iſt natürlich Berlin — hat als Studirender großen Anhang unter den Studiengenoſſen: Angela tritt als Norma auf, und wie ſie früher eben durch Max und die Seinen gefeiert wurde, wird ſie nun ausgepfiffen und verläßt Berlin, um endlich in Petersburg Geſangunterricht zu geben. Dergleichen Kataſtrophen ſind in der Wirklichkeit nicht unerhört: ſollen ſie jedoch in einem Romane den Knoten löſen, in einem Romane deſſen Haltung im Allgemeinen als eine edele zu bezeichnen iſt, ſo fragen wir nach dem ſittlichen Grunde. Angela mußte jedenfalls durch andere Mittel entfernt werden können, wenn ſie nicht ſchon früher ſittlich zu retten war. Ihre Charakterſchwäche als Weib an der gefeierten Künſtlerin zu rächen, iſt des Mannes unwürdig, und wäre er auch noch jung und Student wie Max, vorzüglich da dieſer bisher im Buche ſo gehalten iſt daß man Leichtſinn, Unbekanntſchaft mit der ſittlichen Idee oder Gleichgültigkeit gegen dieſelbe nicht vorausſetzen kann. Im Uebrigen iſt das Buch, dem es nur an dramatiſchem Leben gebricht, einige Sprachwidrigkeiten abgerechnet, ganz gut geſchrieben.

Ein Recenſent verſteht eigentlich Nichts von der Ironie des Gegenſatzes und ihrer Benutzung für künſtleriſche oder kritiſche Zwecke. Gewiß iſt es daher nur einfacher Zufall daß man als Brücke in die nachmärzliche Zeit ein altes Bauſtück aus der Zeit der Reformationsfehden vor ſich ſieht in

4. Hans Rommel. Romantiſche Erzählung aus den Zeiten Philipp's des Großmüthigen, von Philipp Hoffmeiſter. Kaſſel, Hotop. 1851. 8. 1 Thlr.

Der Gedanke ob nicht die Begebenheiten der heſſiſchen Geſchichte ebenſo gut einer anziehenden Behandlung fähig ſeien als die aus der ſchottiſchen oder der irgend eines andern Landes, hat den Verfaſſer zu dem Verſuche geleitet, eine Epiſode aus dem Leben des obengenannten Fürſten, nämlich ſeine vom Kaiſer Karl V. über ihn verhängte Gefangenſchaft und die endliche Befreiung aus derſelben, in romantiſcher Weiſe zu behandeln. Allerdings bietet bekanntlich die deutſche Geſchichte eine Fülle des trefflichſten Stoffs für den hiſtoriſchen Roman, und wenn derſelbe bisjetzt nur dürftig benutzt worden iſt, ſo liegt die Schuld theils an den eigenthümlichen deutſchen Verhältniſſen, theils an der deutſchen Pietät. Beim hiſtoriſchen Romane ſtehen gekrönte Häupter wenn auch nicht immer im Vorgrunde, ſo doch immer als die bedeutendſten Hebel und Lenker da, und da es ſich wol ereignet daß ein ſolches Haupt nicht mit den gefälligſten Zügen darzuſtellen iſt, ſo kann ein Roman in einem der mancherlei deutſchen Staaten vielleicht die beſte Aufnahme finden, während er in allen übrigen verdammt wird, indem man verwandtſchaftliche, politiſche, kirchliche, und tauſend andere Fragen nöthigenfalls mit Hülfe eines Preßgeſetzes geltendmacht. Das ſind Dinge die z. B. in England und Schottland keinen Stein des Anſtoßes bilden können, wogegen dem deutſchen Schriftſteller die deutſche Geſchichte wie ein Weſpenneſt erſcheinen muß, dem man gern aus dem Wege geht und zu den Productionen des Auslandes flüchtet um ſich möglichſt zu ſichern. Aus der Furcht vor dem eigenen Lande hat ſich daher ſchon ſeit etwa zwei Jahrhunderten Hinneigung nach dem Auslande entwickelt und damit zugleich auch Unbekanntſchaft mit dem Leben und den Verhältniſſen unter dem deutſchen Himmel, ſowie eine eigenthümliche Unbeholfenheit, die ſich oft genug kundgibt wenn einmal Einer ſich an deutſchem Stoffe verſucht. Derartiges ſehen wir auch in der vorliegenden Erzählung. Nach dem Titel iſt Hans Rommel als Hauptperſon bei Verſuchen anzunehmen, den Landgrafen von Heſſen aus der kaiſerlichen Gefangenſchaft in Mecheln zu erlöſen, während im Heſſenlande die Spanier hauſen. In dem Kommen und Gehen vieler Perſonen verſchwimmt jedoch Hans Rommel ebenſo wie dieſe andern Perſonen, und im Grunde weiß man gar nicht recht um was es dem Verfaſſer beim Entwurf ſeiner Erzählung zu thun war. Es kommen eine Maſſe Scenen und Begebenheiten zum Vorſchein, deren anſchauliche Verbindung und Entwickelung einen mehrbändigen

Roman nothwendig machen würde, wogegen bekanntlich eine Erzählung ſich mit organiſcher Darſtellung eines Ereigniſſes durch die nothwendigſten Perſonen und Motive begnügt, ohne eben dabei irgend eine zum Ganzen paſſende und mit demſelben ausgehende Epiſode auszuſchließen. Von dergleichen finden wir hier nur ſchwache Spuren. In dem größten Theile des Buchs bewegen ſich Perſonen, die für uns kein Intereſſe haben können, weil wir nicht wiſſen und erfahren was ſie ſollen; und gegen das Ende verläßt uns ſogar die romantiſche Erzählung, ganz um einem hiſtoriſchen Berichte Raum zu geben, nach welchem denn Landgraf Philipp endlich aus Mecheln erlöſt wird und in Kaſſel ſeinen Einzug hält. Für dieſen Zweck bedurfte es daher der romantiſchen Erzählung gar nicht.

Ueber dieſe morſche Brücke der alten Kirchenkämpfe gelangen wir jedoch ganz gut in das jüngſte Deutſchland herüber, wo mit andern ſchweren Fragen auch die wegen Religion und Kirchenglauben in erſter Reihe ſteht, und wo man auch den Roman zum Kampfplatz der neuen Ideen und der alten Formeln herzurichten bemüht iſt. Zuerſt ſehen wir da

5. Das Pfarrhaus zu Hallungen, oder die Elemente des Chriſtenthums. Eine Zeitnovelle von Ludwig Storch. Berlin, Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ueber die Herkunft dieſes Buchs drängt ſich eine alte Erinnerung vor. Es ſind nämlich erſt wenige Jahre daß Referent auf ſeinen Streifzügen durch die deutſche Romanliteratur auch einmal einer Erzählung begegnete die in einem Guts- und Pfarrdorfe eine junge Reiterin erſcheinen läßt. Sie war durch und durch emancipirt, ſodaß die ſchlichten Pfarrersleute die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlugen, ſich jedoch etwas menagiren mußten, weil die Dame als Gutsherrin eingeritten war. Das Ende vom Liede war daß ſie bei einem tollen Ritt den Hals brach und es ſich herausſtellte, man habe es mit einer Kunſtreiterin zu thun gehabt. So ungefähr lautete die Geſchichte. Die vorliegende beginnt etwas früher. Der Gutsherr muß erſt eine Gemahlin begraben, um dann mit der zweiten, einer jungen Reiterin von immenſer Gelehrſamkeit, ſeinen Einzug zu halten. Sie will die Welt reformiren, die in Staat und Kirche längſt wurmſtichig iſt, und für dieſen Zweck ſoll zunächſt ihren Dörflern zu innerer Freiheit verholfen werden. Der Sohn des alten Pfarrherrn, dieſem bereits ſubſtituirt, kommt ihren Intentionen willig entgegen und horcht mit Antheil ihren Deductionen von der troſtloſen Unhaltbarkeit der Kirchenſyſteme. Der junge weibliche Apoſtel iſt aber auch zugleich ſo ſchön daß der gute Menſch ſeine verlobte Braut, ein ſchlichtes Landmädchen, vergißt und ſeinen Aeltern vielen Kummer bereitet, ſodaß endlich die Mutter gefährlich erkrankt. An ihrem Bett gelobt er nicht wieder aufs Schloß zu gehen. Als er glaubt die Mutter ſei eingeſchlafen, ſchleicht er dennoch davon, trifft bei der Gräfin einen franzöſiſchen Herrn, von dem ſie ihm früher erzählt, und erfährt nun daß ſie mit dieſem Herrn Schloß und Land verlaſſen wolle. Da ſtürzt er fort in den Garten und erſchießt ſich. Die Mutter hat ihn bald vermißt, eilt in der Fieberhitze durch die Winternacht nach dem Schloſſe und ſinkt hier todt nieder. Anſprechend ſind die Confeſſionen der jungen Dame, welche ihren Bund der Gelehrſamkeit mit der Reitkunſt motiviren ſollen. Uebrigens findet man nach der Vorrede zwiſchen den Zeilen den eigentlichen Tendenzkern dieſer Zeitnovelle. Die Vorrede, am 3. Februar 1851 zu Gotha geſchrieben, ſetzt große Hoffnungen auf die Freien Gemeinden, welchen die ganze Demokratie zufallen ſoll und die als Republikanismus und Humanismus dem Abſolutismus und Katholicismus gegenüberſtehen. Ob dieſe Hoffnungen ſich verwirklichen werden, ob ſie es können, darüber hat die Gewalt der Gegenwart bereits entſchieden, und es bleibt nur noch die ganze Zukunft übrig. Jedenfalls muß man ſich übrigens der Anſicht zuwenden daß jene Hoffnungen durch das vorliegende Buch keine ſonderliche Förderung erfahren dürften.

Ob das folgende Werk

6. Salvator. Roman von Bernd von Guſeck. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr.

ſchwerer ins Gewicht fällt, muß, wenn auch der Verfaſſer übrigens eine Stufe höher ſteht, doch bezweifelt werden. Ein Bauersſohn hat Theologie ſtudirt, aber auch den Socialismus, und aus beiden hat ſich die raffinirteſte Heuchelei entwickelt. Er weiß einen alten, unendlich reichen Landſtallmeiſter dergeſtalt zu berücken daß dieſer ſein ganzes Vermögen dem Sohn entzieht und außer einigen Legaten den Pfarradjunct zum unumſchränkten Verwalter beſtellt, um ein Reich der Glückſeligkeit ins Leben zu rufen. Der Salvator hat nichts Eiligeres zu thun als Geld mit vollen Händen unter Fabrikarbeiter zu verſchleudern, Adelsgüter anzukaufen und einem jungen Fiſcher als Eigenthum zuzuweiſen, der ſich einige Tournure anſchaffen muß um die Großtochter des Landſtallmeiſters zu heirathen. Natürlich werden die Fabrikarbeiter begehrlicher und der Fiſcher ein im Kopfe verdrehter Nichtsnutz. Am Ende ſtellt ſich heraus daß der Salvator rückſichtlich ſeiner eigenen Bedürfniſſe in naher Beziehung zu einer Kupplerin ſteht, daß das Teſtament erſchlichen iſt und ein Codicill zum Vorſchein kommt, kurz, der Salvator muß, um dem Criminalgerichte zu entgehen, an Geld zuſammenraffen was in der Eile erreichbar iſt, und nach Amerika gehen, um dort ein ſocialiſtiſches Reich zu gründen. Wir haben es alſo hier mit einem Tendenzroman zu thun, der ſich bemüht dem Beſtehenden das Wort zu reden, vorzugsweiſe recht leuchtende Schlaglichter neben dem Staat auf die Kirche zu werfen. Dabei wäre, weil eine Meinungsäußerung ſo gut berechtigt iſt als die andere, nichts Erhebliches zu erinnern: will man aber mit dergleichen vor ein großes Publicum als Lehrer und Kämpfer treten, ſo hat man ſich vor allen Dingen zu hüten, ſeine Meinung im Lichte der Einſeitigkeit auftreten zu laſſen, und von Einſeitigkeit iſt der Verfaſſer nicht freizuſprechen. Gegen den Socialismus an ſich hat er Nichts damit bewieſen daß er ihn ſchlechten Händen übergibt, und genau betrachtet werden Staat und Kirche nur darum als das Beſſere hingeſtellt, weil ſie, wie ſie nun einmal ſind, ſchon ſeit langen Jahren beſtanden haben, und der Socialismus fällt nur deshalb, weil ein beſchränkter Heuchler ihn egoiſtiſch ausbeuten will. Eins wie das Andere kann nicht befriedigen, nicht überzeugen, weil es nur Außenwerk iſt. Betrachten wir nun den Roman als ſolchen, ſo geht er zum großen Theile auf ſo geheimnißvollen Wegen daß wir von Blatt zu Blatt auf irgend eine bedeutende Aufklärung hoffen. Weil dieſe jedoch ſtets ausbleibt, ſo befinden wir uns in einem unbehaglichen Zuſtande der Unruhe, die ſogar zum Unmuth wird, wenn wir am Schluſſe nur ein paar Heirathen aus der an uns vorübergegangenen Maſſe von Figuren hervorkommen ſehen. Dieſen Figuren können wir kein bleibendes Intereſſe abgewinnen, weil keine einzige als die erſte hervortritt, um welche die Uebrigen ſich verſtändlich und anſchaulich gruppiren, und die Geſchichte, die Thätigkeit jeder einzelnen Perſon, abgeſehen davon daß manche ganz überflüſſig erſcheinen, nur in Bruchſtücken mehr angedeutet als gezeichnet wird. Wir fürchten, der Verfaſſer, von dem wir ſchon Befriedigenderes laſen, iſt hier einmal über die beſte Art und Weiſe der Darſtellung ſeiner Ideen nicht zu einem reinen Abſchluſſe gelangt, und wiewol kein Leſer ihm die beſte Geſinnung abſprechen wird, ſo fürchten wir doch außerdem noch, das Buch werde ungeachtet mancher recht guten Partien weit hinter der beabſichtigten Wirkung zurückbleiben; denn wenn auch dieſe oder jene Partei dem Buche ihre Gewogenheit zuwenden mag, ſo weiß man doch gegenwärtig klar genug daß eine Partei wol momentan das Uebergewicht erlangen kann, daß über allen Parteien jedoch ein Geiſt waltet vor dem ſie heute oder morgen ſich in den Staub beugen müſſen. Das weiß und bezeugt auch der Verfaſſer, und umſomehr iſt es zu beklagen daß er ſeine Ideen, ſeine Kräfte weit umher wirkungslos zerſplittert hat.

Die bisher besprochenen Bücher haben es, jedes in anderer Weiſe, mit der Volksbeglückung zu thun, und der „Salvator" bemüht ſich das Beſtehende als das Rechte hervorzuheben in verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft. Gegenwärtig müſſen wir uns zu einer Claſſe wenden, die man bisher nicht mit zur Geſellſchaft, ſondern aus der Vogelperſpective der Coterie betrachtet zum Pöbel, glimpflicher ausgedrückt, zum Volke rechnete, denn es ſind nur Bauern, bei denen Stabilität ſchon lange Wurzel geſchlagen hat, und es kommt nur darauf an, ſie gegen die von allen Seiten hereinbrechenden Stürme noch feſter zu ſichern. Doch ſehen wir uns dies Buch näher an! Es heißt:

7. Der Schulze von Ettingrode. Aus der Leute Munde nacherzählt von ſeinem Großneffen. Aus dem Volke für das Volk. Berlin, Gärtner. 1852. 8. 20 Ngr.

Aus dem Volke iſt das Buch allerdings herausgeholt: ob für das Volk paſſend oder demſelben eine willkommene Gabe, das iſt die Frage! Der Schulze Volkmar Baumann iſt ein tüchtiger, ſtrebſamer, für das Beſte des Dorfs eifrig beſorgter Mann, der denn wie alle Adamskinder auch einige Schwächen hat. Er hat Gegner im Dorfe, die ihn endlich in einen Criminalproceß verwickeln, und obgleich völlig rein, ſieht er doch nirgend eine Ausſicht ſeine Schuldloſigkeit nachzuweiſen. Selbſt eine Hellſeherin weiß ihm nichts Anderes zu ſagen als daß die Gefahr, wenn am höchſten, vorübergehen werde. Sie geht denn auch ſiegreich für ihn vorüber; er wird ſogar, weil er ſehr vernünftig eine Verdienſtmedaille ablehnt, zum Oekonomiecommiſſar (ein nichtsſagendes Wort) geſtempelt. Seine Einrichtungen zum Beſten des Dorfs bewähren ſich; in der Familie ſteht Alles gut; aus Feinden werden Freunde, und damit wäre die Geſchichte nun eigentlich zu Ende. Sie hat aber noch einen ganz beſondern Zweck, den man ihr anfangs nicht anſieht. Sie will nämlich die Bauern zu Kindern Gottes machen, und da ſie das ſchon von Haus aus ſind, ſo verſteht es ſich von ſelbſt daß dieſe Kinder Gottes ihr Apartes haben müſſen. Vorausgeſetzt wird ohne Weiteres daß ſie mit Leib und Seele, mit Haut und Haar Preußen ſind, die, wenn es zur argen Hand kommt, für ihren König auf den Scheiterhaufen gehen. Dann aber handelt es ſich ganz natürlich um den chriſtlich-germaniſchen Staat, und um dieſen zu erzielen, bedarf es eines gewiegten, vor allen Dingen nicht durch Ehebande gefeſſelten Paſtors, hier Magiſter Beireis genannt, dem die Kirche nicht Raum genug bietet für ſeine himmliſchen Beſtrebungen. Er hält daher noch extraordinaire Conventikel; er bildet eine Gemeinde in der Gemeinde, und weil damit Zwieſpalt erweckt wird, ſo verſteht es ſich von ſelbſt daß die gerechte Sache den Sieg davonträgt. Als Apoſtel dient ihm der alte Dorfbote, und es iſt eine wahre Freude um die Seligkeit dieſer Leute, die im Alten und Neuen Teſtamente bei Tage wie in der Nacht einen Spruch zu finden wiſſen als Entſcheidungsgrund in allen möglichen Vorkommniſſen, welches bekanntlich eine höchſt wohlfeile Kunſt iſt. Außerdem wiſſen die Leute noch in allen denkbaren Geſangbüchern, herrnhutiſchen, katholiſchen und ſonſtigen Beſcheid und ſingen ihre Lieder im Vertrauen auf ihre gerechte Sache friſch heraus. Dabei ſind ſie mit ſo freudenvoller Demuth erfüllt daß ſie den Gedanken mit Händen und Füßen abwehren, ſie ſeien beſſer als Andere und Gott trage ſie vorzugsweiſe im Schooſe. Warum aber ſollte er das nicht thun? Es iſt ja doch nur ihr Privatgott! Nun man kennt ja dergleichen Leute, da ſie namentlich in unſern Zeiten ſich möglichſt breit in die Geſellſchaft hineinwühlen. Der Paſtor iſt auch in der Beziehung tüchtig beſchlagen daß er die trivialen Anzapfungen der Spötter überall ſiegreich wegzubeißen vermag. Dieſe aparte freie Gemeinde in der Gemeinde hat nun die Aufgabe den Schulzen, welcher zwar ein durch und durch rechtlicher Charakter, aber ein gleichgültiger Kirchenbeſucher iſt, in ihren Cirkel zu bannen, damit er vollkommen in die Form des preußiſch-chriſtlich-germaniſchen Staats paſſe. Seine Frau iſt ſchon Mitglied, denn ſie iſt ja eine Frau, und das gute weibliche Geſchlecht iſt der lieben Geiſtlichkeit von alten Zeiten her ſchon am liebſten beackerbar. Aber es gereicht der Schulzenfrau zu beſonderm Lobe daß ſie wirklich eine tüchtige, wackere Frau iſt, die es als heilige Pflicht erkennt, für Leib und Seele ihres Mannes unermüdet zu ſorgen. Einer ſolchen muß es denn auch gelingen den Mann für die Auserwählten zu gewinnen, und nun geht Alles und Jedes ſo vortrefflich daß die Geſchichte ganz von ſelbſt zu Ende iſt, denn von fortwährendem Glück auf Erden iſt ungefähr ebenſo viel zu ſagen wie vom Leben im Himmel, nämlich ſo gut wie Nichts, weshalb ſchon die alten Poeten glücklicher in Darſtellung der Hölle als des Himmels waren, und in den Katechismen geht es ebenſo. Man muß übrigens dem Verfaſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er bewährt ſich als guter Zeichner der Perſonen und Charaktere; er iſt unerſchöpflich an Bildern, die mit wenigen Ausnahmen nicht über die Grenzen des Dorflebens hinausgehen, und er bethätigt offenen Sinn für das Rechte und Wahre ſo weit ſogar daß man ihm nachweiſen kann, er glaube ſelbſt nicht recht an die Möglichkeit eines chriſtlich-germaniſchen Staats, denn dieſer dürfte z. B. ſolche Beamte, wie ſie S. 160 bezeichnet werden, gar nicht oder nur als raſch zu beſeitigende Heuchler kennen. Warum ſoll nun Dorfbewohnern eine Richtung gegeben werden die man lediglich als eine von menſchlicher Einſeitigkeit erfundene, particulariſtiſche und ſchon darum nicht über einen beſchränkten Kreis hinaus zu führende bezeichnen muß? Den Bauern thun vorderhand ganz andere Dinge noth. Das begreifen ſie auch ſelbſt ſehr wohl, und darum darf nicht ſonderlich darauf gerechnet werden daß ſie dieſes für das Volk beſtimmte Buch als einen Haus- und Seelenſchatz betrachten. Ueberhaupt iſt der Bauer bei gedruckten Sachen die ausſchließlich für ihn beſtimmt ſein ſollen leicht mistrauiſch; er läßt ſich dergleichen nur mit Widerſtreben aufdringen, und der beabſichtigte Zweck iſt in hundert Fällen ſicher neunundneunzig mal ein verlorener. So wird es auch mit dem Zwecke dieſes Buchs gehen, und hoffentlich wird ſein reichbegabter Verfaſſer damit auf andere Bahnen gelenkt werden, wo er wahrhafte Siege erwarten darf.

Bis dahin wenden wir den Blick einmal rückwärts in das zerklüftete Deutſchland, um uns noch vollkommener zu überzeugen daß es ſich nicht um die Scene in Tieck's „Zerbino" handelt, wo die Couliſſen mit Gewalt zurückgedreht werden, weil die Handlung noch gar nicht ſo weit gekommen ſein ſoll wie die Acteurs ſie geſpielt haben. Nun, dreht nur! Deſto beſſer für den Recenſenten, dem mit wahrer Seelenangſt nach der alten goldenen Zeit verlangt. Jetzt muß er wohl oder übel in das Jahr 1848 hinein, denn vor ihm liegt

8. Eliſabeth Neumann. Roman. Drei Bände. Bremen, Geißler. 1852. 12. 3 Thlr.

Das Buch bildet die dritte Abtheilung von „Neue deutſche Zeitbilder". Der bekannte Verfaſſer gab in den beiden erſten Abtheilungen Bilder aus den frühern deutſchen Zuſtänden, um es anſchaulich zu machen daß dieſe nothwendig zu einer Kataſtrophe führen mußten, wie wir ſie denn nun auch erlebt haben und wie ſie in dieſer dritten Abtheilung wieder vor Augen geführt wird.

Offenbar wäre es ein unnützes Unternehmen, wollten wir dieſe Kataſtrophe hier in ihrem hiſtoriſchen Verlaufe niederlegen um den Schauplatz des vorliegenden Buchs aufzubauen. Ueberflüſſig würde es auch ſein, die allgemein ſchon bekannte ſichere Zeichnung der Perſonen und Oertlichkeiten, wie ſie der Verfaſſer auch hier wieder bethätigt, von neuem hervorzuheben. Ebenſo überflüſſig wäre es auch den Standpunkt, die Tendenz des Verfaſſers zu entwickeln. Was aber bleibt dann übrig? Nichts als eine trockene Inhaltsanzeige? Wir wollen ſehen! Das Buch führt in ſieben Abtheilungen eine Reihe der verſchiedenſten Gruppen dem Beſchauer vor, um damit einen Ein-

blick in die Charaktere und Beſtrebungen einzelner Perſönlichkeiten, in den Zuſtand der Geſellſchaft, in das Leben unter dem Hüttendache wie im Fürſtenſchloſſe zu eröffnen, darin die Haltloſigkeit und gerade herausgeſagt die Niederträchtigkeit alles Seins der vormärzlichen Zeit, dann aber auch anſchaulich zu machen daß eine Revolution wie wir ſie erlebten das von Einzelnen erſtrebte Beſſere nicht zur Geltung bringen könne, eben weil dieſe Einzelnen nothwendig von der Maſſe ſelbſt erdrückt werden müſſen. Das iſt eine traurige Erfahrung, aber die Weltgeſchichte weiß keine andere zu bieten, und darum zieht man den Schluß daraus: am zweckmäßigſten ſei es, es beim Alten zu laſſen, und wo dieſes irgendwie angetaſtet werde, die feindſeligen Beſtrebungen mit allen nur zugeboteſtehenden Gewalten wenn nicht zu tödten, doch zu lähmen. Nun, das iſt denn auch hier und da redlich geſchehen, und wenn etwa Einer und der Andere vom Fortſchreiten der Menſchheit redet, welches doch offenbar auch ein genügenderes Staatsleben in ſich begreifen müſſe, ſo ſagt man ihnen ganz einfach, das ſeien Dinge die nicht zur Sache gehören. Und dieſe Sache? Nun, Eliſabeth Neumann hat die verkümmerte dreijährige Tochter ihrer in Kummer und Noth verſtorbenen Schweſter im Schloſſe. Vater iſt der wüſte Sohn des Miniſters. Eliſabeth ſitzt in der Fähre die eben über den Strom gehen ſoll, als vom Gebirge herab noch ein junger Mann, Felſen, daherſtürmt und ſich auf den Boden des Fahrzeugs niederläßt. Sie muß bald erfahren daß Felſen ein Verfolgter iſt, und ſteht ihm nun als ſchützender Engel zur Seite. Der Miniſter iſt ein Stockariſtokrat ohne Geld, nach Umſtänden nicht eben gewiſſenhaft und auch nicht ſtolz genug, um eine Heirath ſeines Sohnes mit der Tochter eines jüdiſchen Barons, der den immenſen Reichthum geſtohlen hat und durch einen Mord zu ſichern wähnt, nicht angemeſſen zu finden. Ein General, Reuter, entlarvt den Baron eben am glänzenden Polterabend, wo auch Eliſabeth das inmittels geſtorbene Kind dem Bräutigam zu Füßen legt. Der Baron muß ins Gefängniß wandern, und die miniſterlichen Geldausſichten verdunſten im Nebel der Corruption. Indeſſen hat in dem Stadtviertel der Reſidenz wo das Proletariat vegetirt der Hungertyphus gewüthet, und obgleich man Nichts dagegen that, findet man es doch angemeſſen den Fürſten die Rolle des Landesvaters ſpielen zu laſſen. Er muß das ausgeſtorbene Peſtviertel beſuchen, in dem natürlich das beſte Haus gewählt und durch allerlei Räucherungen und Beſprengungen geweiht wird. In demſelben Hauſe hat Felſen bei Eliſabeth's Verwandten Zuflucht gefunden und iſt von des Fürſten rechter Hand, dem Gensdarmerielieutenant Brauns entdeckt. Er ſoll in der Nacht aufgehoben werden. Der Fürſt iſt glücklich wieder im Schloſſe angekommen. Die pariſer Revolution und die Nachrichten von Wien und Berlin machen ihn beſorgt, allein Miniſter und hohe Offiziere wiſſen ihn zu beruhigen mit dem loyalen Sinn der Unterthanen. Da erſcheint General Reuter, öffnet ihm die Augen und räth dem Volke in ſeinen Wünſchen und Foderungen entgegenzukommen; ſpäter laſſe dann Vieles noch wieder ſich ausgleichen. Der Fürſt will das nicht; Reuter ſcheidet, und als nun die Maſſen herandrängen, verlieren Miniſter, Räthe, Kammerherren, Offiziere u. ſ. w. ſich, man weiß nicht wie, aus dem Schloſſe, der Stadt, dem Lande. Der Fürſt, allein im Zimmer, vernimmt vom eintretenden Felſen daß das Volk *bitte*. Dadurch überraſcht verſpricht der Fürſt was ſeiner Zeit mit dem Ausdruck „Errungenſchaften" bezeichnet wurde; Felſen und ſeine Freunde übernehmen das Staatsruder und Landſtände werden berufen. Ihre Verhandlungen zerſplittern ſich bei unweſentlichen Dingen; Felſen ſieht ſich überall gehindert; die verſchwundenen Getreuen haben Zeit gewonnen ſich wieder zu ſammeln und dem Fürſten ihre abſolute Unentbehrlichkeit anſchaulich zu machen. Die bearbeiteten Truppen werden um die Reſidenz zuſammengezogen; Barrikaden erheben ſich; der Kampf beginnt; Eliſabeth ſteht Felſen zur Seite, und von einer Kugel getroffen löſt ſich das Geheimniß ihrer Liebe zu Felſen von den erſterbenden Lippen. Auch Felſen fällt. Da erſcheint, wie kurz vorher ſchon einige male, der aus der erſten Abtheilung dieſer Zeitbilder noch bekannte Geigenfritz, trägt die Gefallenen zurück und verſchwindet dann. Wir haben über dieſe Figur ſchon bei ihrem erſten Auftreten uns dahin ausgeſprochen daß ſie verbraucht ſei und in keiner Weiſe befriedigen könne. Hier tritt das Unbefriedigende noch ſchroffer hervor. Der Geigenfritz, nun ſchon ein ſteinalter Mann, aber immer noch rieſenkräftig, ſoll die Revolution ſymboliſiren; er wird hier geradezu das Revolutionsgeſpenſt genannt. Für eine ſolche Schattengeſtalt iſt jedoch Anlage und Ausführung des Buchs nicht geeignet, da wir es überall mit der greifbarſten Wirklichkeit zu thun haben, und ſo erſcheint ſie als ein Bekenntniß des Verfaſſers daß das innere Weſen der Lebenserſcheinungen unſerer Zeit auf andern, tiefer liegenden Gründen beruhe als jenen welche mit den in dieſen Zeitbildern aufgerollten geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Misverhältniſſen an die Hand gegeben ſeien, und dieſen Gründen habe man nur einen ſymboliſchen Ausdruck zu geben verſucht. Aber da ſind wir nun doch in eine Art politiſchen Raiſonnements hineingerathen. Alſo nur ſchnell zum Schluß! Faſt noch mehr als der Geigenfritz laſſen der myſteriöſe General Reuter und ſeine Frau unbefriedigt. Sie erſcheinen als weſentlich handelnde Perſonen; es iſt von ihnen in der Geſellſchaft ſo dunkel die Rede daß ſie nothwendig eine eigenthümliche Vorgeſchichte gehabt haben müſſen, welche dem Leſer nicht vorenthalten werden durfte, wenn er ſich, wozu er allerdings berechtigt iſt, eine Idee von ihrer Nothwendigkeit bilden ſollte. Das kann er nicht, denn er erfährt nicht woher ſie kommen, warum ſie kommen, was ſie zuſammenführt, was ſie trennt, was ſie eigentlich wollen. Dergleichen unenträthſelte Erſcheinungen tauchen allerdings im Leben auf: der Leſer aber macht andere Anſprüche als die Maſſe die durch immer Neues zerſtreut wird. Im Uebrigen iſt das ganze Werk, wenn auch die Kritik an den Organismus deſſelben als einem Ganzen manche Frage zu richten hätte, doch als ein überreiches Handbuch von Allen dankbar entgegenzunehmen, welche in Büchern Menſchen ſehen wollen wie ſie leiben und leben. Sie haben die Wahl in allen Schichten der Geſellſchaft. Das wäre nicht möglich, wenn neben der ſcharfen Beobachtungsgabe die Feder des Verfaſſers nicht, und wir heben das beſonders hervor, von ſtrenger Gerechtigkeit geführt wäre. Bekannt iſt es daß dieſe Feder kämpft für Anerkennung der Menſchenrechte, vorzugsweiſe dafür daß der geringe Mann nicht als Citrone behandelt werde, die man auspreßt und dann wegwirft. Das hindert ihn jedoch in keiner Weiſe Jeden er ſei wer er wolle als Lump darzuſtellen, wenn er nichts Anderes iſt. Man betrachte nur die durchweg treffliche Zeichnung des Chriſtoph Beier und daneben die des Hrn. von Alten. An Beiden jeder Zoll ein Lump. Damit ſei es genug. Neulich meldeten die Zeitungen, der Verfaſſer wolle der europäiſchen Heimat entſagen. Es mag ihm nichts Anderes übrigbleiben, und ſo danken wir ihm denn für das unſerer Literatur mit ſeinen Zeitbildern dargebrachte ſchätzenswerthe Geſchenk, dem wenig mehr als die vorherrſchende dialogiſche Form im Wege ſteht, um in den weiteſten Kreiſen als Volksbuch aufgenommen zu werden. Die Zeitbilder würden dann freilich wol verboten werden; allein damit hätte Keiner gewonnen als der Recenſent, der beim Nachleſen dieſer Relationen zu ſeinem Schrecken die Entdeckung machen muß daß er trotz allen Widerſtrebens dennoch verlockt wurde hier und da ein zweideutiges Wort fallen zu laſſen, welches ſeine im Anfange ſo redlich ausgeſprochene Sehnſucht nach der guten alten Zeit wol in Frage ſtellen könnte. Aber um es gerade herauszuſagen, dieſe Sehnſucht will nichts Anderes als eine deutſche Romanliteratur, die unter Anderm auch dadurch befördert werden kann, wenn wir nicht wie bisher ſo kinderhaft nach dem Fremden haſchen und uns damit zu rechtfertigen vermeinen daß wir Engliſch und Franzöſiſch gelernt hätten und doch in der Uebung bleiben müßten. Ganz gut! Allein Deutſch habt ihr auch und ſchon früher gelernt,

und es iſt dringend nothwendig daß ihr in der Uebung bleibt, denn euer Deutſch wird, Gott ſei es geklagt, täglich ſchlechter.
27.

Drei Lyriker.

1. Neuere Gedichte von Gottfried Keller. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1851. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Abdul. Von Heinrich Landesmann. Berlin, A. Duncker. 1852. 16. 9 Ngr.
3. Lorelei. Rheiniſche Sagen. Von Wolfgang Mueller. Köln, Du Mont-Schauberg. 1851. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Daß unſere Lyrik in jüngſter Zeit ſehr zahm geworden und nicht mehr bardenmäßig mit dem Schwert an das Schild ſchlägt, beweiſen auch zwei der oben angeführten Dichter, Mueller und Keller, welche zur Zeit der Freiheitsbegeiſterung in den allgemeinen Chorus mit einſtimmten. Was Gottfried Keller betrifft, ſo hat er entſchieden größeres Talent zu den modernen Tyrtäosklängen als zur Herzenslyrik und Idylle, obgleich er auch in ſeinen „Stillen Liedern" ſich noch über die Alltagspoeten erhebt. Es iſt bei ihm viel geſunde Empfindung, eine friſche Alpenluft des Gefühls welche die Nebel krankhafter Sentimentalität den geiſtigen Niederungen überläßt. Dennoch fehlt ſeiner Lyrik die einſchmeichelnde Melodie, das wohlthuende Rondeau, der zarte Duft und roſige Anhauch. Sie iſt eine Schweizerdirne mit dicken rothen Backen, drall und prall. Seine Naturlieder duften wie friſchgemähtes Heu, ein erquickender Geruch gegenüber der hektiſchen Richtung der jüngſten Toilettenlyrik. Wo Keller friſche Geſtalten aus dem Leben malt, da iſt er trefflich, von plaſtiſcher Kraft und Wahrheit wie z. B. in „Der junge Bettler" und „Der Taugenichts", ein Genrebild in glücklichſter Form. Manche Gedichte haben Heine'ſche Anklänge, wie z. B. „Die Winternacht":

Nicht ein Flügelſchlag ging durch die Welt,
Still und blendend lag der weiße Schnee,
Nicht ein Wölklein hing am Sternenzelt,
Keine Welle ſchlug im ſtarren See.
Aus der Tiefe ſtieg der Seebaum auf,
Bis ſein Wipfel in dem Eis gefror;
An den Aeſten klomm die Nix' herauf,
Schaute durch das grüne Eis empor.
Auf dem dünnen Glaſe ſtand ich da,
Das die ſchwarze Tiefe von mir ſchied,
Dicht ich unter meinen Füßen ſah
Ihre weiße Schönheit Glied für Glied.
Mit erſticktem Jammer taſtet' ſie
An der harten Decke her und hin.
Ich vergeſſ' das dunkle Antlitz nie,
Immer, immer liegt es mir im Sinn.

Dieſe Probe Keller'ſcher Poeſie, dies Winterlied an die vergrabene Nix-Romantik in ihrem Glaskaſten von Eis zeigt gleichzeitig daß der Dichter es mit der Metrik nicht ſehr genau nimmt und auch bisweilen forcirte und unſchöne Inverſionen anbringt, welche den glatten Fluß der Rede ſtören. Die alten Lieder von „Weibern" bilden einen lyriſchen Kalender, der indeß wenig Erfreuliches bietet, indem die Form oft ſchlotterig und viele Pointen unverſtändlich ſind. Beſſer ſind die Sonette, die zwar keinen Petrarca'ſchen Wohlklang athmen, überhaupt nicht aus der Liebesquelle von Vaucluſe geſchöpft ſind, aber manche geſunde Reflexion in feſtverſchlungener Form bieten. Auch hier zeigt ſich wieder Keller's Talent für das Genrebildliche, für die Schilderung kleiner friſcher Lebensbilder, wozu ihm beſonders die Poeſie der Armuth den Stoff gibt. Zum Belege hierfür diene folgendes Sonett:

Man merkte, daß der Wein gerathen war.
Der alte Bettler wankte aus dem Thor,
Die Wangen glühend wie ein Roſenflor,
Muthwillig flatterte ſein Silberhaar,
Und vor und hinter ihm die Kinderſchar
Umdrängte ihn, ein lauter Jubelchor;
D'raus ragte ſchwank der Selige empor,
Sich vielfach ſpiegelnd in den Aeuglein klar.

Am Morgen, als die Kinderlein noch ſchliefen,
Von jungen Träumen drollig angelacht,
Sah man den rothen Wald von Silber triefen.

Es war ein Reif gefallen über Nacht;
Der Alte lag erfroren in dem tiefen
Gebüſch, vom Rauſch im Himmel aufgewacht.

Hier iſt klare Anſchauung und naive Ausführung; es liegt in dieſer Harmloſigkeit etwas eigenthümlich Rührendes. Die poetiſche Wendung iſt oft gedrängt, original, ſchlagend. Das Talent zeigt ſich in der bezeichnenden Wahl eines einzigen Ausdrucks, in welchem ſich eine Situation, eine Schilderung prägnant zuſammenfaßt. Es unterſcheidet ſich durch ſolche Ausdrücke, welche ſich als die abſolut beſten ſofort einprägen und mehr gefunden als geſucht erſcheinen, von impotenter Nachahmung. Wir rechnen hierzu „das muthwillig flatternde Silberhaar" und den „rothen, von Silber triefenden Wald". Die Ghaſelen mit ihrer orientaliſchen Färbung enthalten manche ſinnige Reflexion, manche werthvolle Gedankenperle, die an die Schnur des Verſes mit Geſchick angereiht iſt. Eine pantheiſtiſche Verſenkung in das Leben des Alls und ſeiner innern Einheit athmet folgende, auch in der Form gelungene Ghaſele:

Ich halte dich in meinem Arm, du hältſt die Roſe zart,
Und eine junge Biene tief in ſich die Roſe wahrt;
So reihen wir uns perlenhaft an einer Lebensſchnur,
So freun' wir uns, wie Blatt an Blatt ſich an der Roſe ſchart.
Und brennt mein Kuß auf deinem Mund, ſo zuckt die Flammenſpur
Bis in der Biene Herz, das ſich dem Herz der Roſe paart.

Auch die übrigen Gedichte ſind reich an einzelnen Schönheiten, welche nur durch einige Incorrectheiten und Herbheit der Form beeinträchtigt werden. Was Gottfried Keller von den Lieblingspoeten unſerer haute-volée, von den lyriſchen Dämmerungsfaltern, die mit etwas Blumenſtaub hauſiren gehen, unterſcheidet, iſt daß ſeine Poeſie neue friſche Gedankenſchößlinge treibt, daß ſie kräftig iſt, nicht verſchwommen, Sinn hat für die Außenwelt und ihre plaſtiſche Schilderung und nicht in geſtaltloſer Innerlichkeit zergeht; kurz daß ſie nicht lauter Honig ohne Brot, eher bisweilen Brot ohne Honig liefert. Sie gibt eine ſolide, derbe, nahrhafte Gedankenkoſt, nicht jenen Nektar und Ambroſia, womit Geibel und Conſorten ihr poetiſches board and lodging aushalten, und der ſich bisweilen in ganz gewöhnlichen Syrup verwandelt. Dabei geht die geiſtige Richtung Keller's auf Verwirklichung jener echten Humanität, welche das verlorengegangene Gängelband der Mutter Natur wiederaufſucht und daher mit jener friſchen Genußdichtung eines Hafis ſympathiſirt.

Nr. 2. „Abdul" von Landesmann iſt ein Gedankenpoem, eine Fauſtſkizze, welche ſich an die Hegel'ſche Philoſophie anlehnt und mehr als es für die Poeſie wünſchenswerth erſcheinen mag den terminologiſchen Parfum der Wiſſenſchaft in das Reich der Kunſt mithinüberbringt. Dafür hat aber auch „Abdul" eine Gedankentiefe, welche, wenn der Tiefe die Klarheit überall gleichkäme, das Gedicht zu einer hervorragenden Erſcheinung machen würde. Doch eine gewiſſe Verſchwommenheit, ein Mangel an Prägnanz läßt die Fabel nicht in allen ihren Wendungen zu ihrem Rechte und zu ungetrübter Anſchauung kommen. Die Fabel läuft mehr wie eine Erläuterung neben dem ſpeculativen Moment her, als daß beide ſich zu einer künſtleriſchen Einheit durchdrängen oder der Gedanke mit innerer Nothwendigkeit aus der Geſchichte hervorträte. Der Dichter hängt zu viel ſpeculative Etiquetten hin, wo man gern die organiſche Entfaltung des Kunſtwerks ſehen möchte. Dieſe hölzernen Wegweiſer ſtören den harmoniſchen Eindruck des Ganzen. Wenn man die Tendenz des Gedichts tiefer faßt,

ſo enthält es die Verherrlichung der Immanenz gegenüber der Transſcendenz, die Verherrlichung der Nothwendigkeit des Naturgeſetzes, welche, vom Bewußtſein des Menſchen erfaßt und geheiligt, zur wahren Freiheit wird gegenüber den myſteriöſen Eingriffen der Willkür, welche das Leben nach jenſeitigen Cabinetsordres regelt. Das Selbſtgenügen des Menſchen, deſſen Geſchick in ſeinen eigenen Händen ruht oder der vielmehr über das Geſchick durch die Einſicht in den nothwendigen Zuſammenhang alles Geſchehens erhaben iſt, muß für das Thema der kurzgefaßten Fauſtiade angeſehen werden. Der Engel gibt dem Wüſtenpilger Abdul einen Demantſchild, der ihm für Einen Wunſch den Zauber der Gewährung mitbringt:

In deine Macht will dein Geſchick ich legen —
Die Schickſalslafel nenn' — zum Fluch, zum Segen —
Ein einzig Wünſchen, das dein Wille ſpricht!
Der Talisman gewährt's — ſein Zauber bricht.

Dieſen Talisman erhält Abdul, als er dem Verſchmachten in der Wüſte nahe iſt. Dennoch beſinnt er ſich, ob er ein ſo hohes Gut für einen Waſſertropfen geben ſoll. Da findet er aus eigener Kraft eine Oaſe, und der Talisman iſt für ſpätere Wünſche gerettet. Aber nicht bei dem Tode der Geliebten, ja nicht einmal als ſein eigener Tod nahe, will er die Kraft des Zauberſchildes erproben:

Gewährt ihm wol der trügeriſche Schild,
Was mehr als ſeiner nicht bedürfen gilt?
Vermöcht' er auch das Sterben aufzuhalten,
Er ſchlüg in Feſſeln nur ein frei Entfalten.
Ihr Ziel nichl kennt die blinde Lebensluſt,
Der Geiſt, der zeugt, auch wenn er ſcheint zu morden,
Iſt in Natur Geſetz und Zwang geworden
Und Glück und Freiheit in des Menſchen Bruſt.

Dabei erhalten wir in nuce die Quinteſſenz der Hegel'ſchen Philoſophie, wobei ſtatt poetiſcher Caſtagnetten einiges Knochengeklapper ſpeculativer Wendungen ertönt. Indeß würde man dem Dichter Unrecht thun, wenn man glaubte daß ſein dichteriſches Talent durch ſeinen ſpeculativen Hang vernichtet wäre. Beides iſt vorhanden, mag es auch unvermittelt nebeneinanderſtehen. „Abdul" enthält große dichteriſche Schönheiten, in den Beſchreibungen oft Byron'ſche Pracht und eine kühne, hinreißende Bildlichkeit der Sprache. So iſt die nachfolgende Schilderung eines Gewitters reich an bezeichnenden und neuen dichteriſchen Wendungen, ſo zahlreich auch ſchon die lyriſchen Donnerwetter in unſerer Literatur vertreten ſind:

Des Mittags Glut wird düſter, bang und ſchwül,
Auf rauſcht der Vögel eiliges Gewühl.
Dann Alles ſtill! — was lebt beginnt zu zittern,
Der Elemente nahen Kampf zu wittern.
Das Firmament, von Wolken ſchwer umfaßt,
Gleichwie ein Herz voll unvergoſſ'ner Thränen,
Scheint an der Berge Häupter ſich zu lehnen,
Dort auszuweinen ſeine trübe Laſt.
Doch plötzlich wird das All aus dumpfem Brüten
Emporgeriſſen von des Sturmes Wüthen.
Die Fluten ſtürzen, füllend jede Schlucht,
Als triebe ſie des Donners Groll zur Flucht.
Die Bäume ſchütteln ſich wie in Empörung,
Wol hat zur Nacht gelogen ſich der Tag,
Doch ſpottet drob der grimme Wellerſchlag,
Denn eine Fackel gab er der Zerſtörung.

Ebenſo vortrefflich ſind folgende Verſe:

Und Abdul ſpricht: „Was ich gedacht, gewollt,
Vergeh' mit dieſer Abendſonne Gold!
Zufrieden iſt der Baum mit ſeinem Blühen,
Das Meer mit ſeiner Wogen hellem Sprühen,
Der Demant wie der Stern mit ſeinem Schein;
Das All, in ſich beglückt und ohne Klage,
Will auf der Menſchheit ſchmerzentpreßte Frage
Die unverſtand'ne ſel'ge Antwort ſein.
Mir ſagt ſie, Wunſch und Thränen hinzugeben,
Ich konnt' das Glück nicht nennen, nicht erſtreben.
Doch decke dieſes Thales tiefe Ruh'
Die Seele mir mit ſeiner Stille zu.
Ein Gletſcher will ich ſteh'n, vom Lenz vergeſſen,
Doch auch von keinem Winterſturm gebeugt,
Bis ſterbend einſt mein ſtilles Herz bezeugt:
Ich habe Nichts entbehrt und Nichts beſeſſen!

Landesmann hat jedenfalls das Zeug dazu, eine Dichtung aus Einem Guſſe zu ſchaffen, wo die Idee mit der dichteriſchen Erſcheinung zu einem Ganzen zuſammengeht, ſodaß man nicht neben dem Kleide die Schablone liegen ſieht, nach der es gearbeitet iſt. Die Kritik macht indeß mit Recht auf „Abdul" aufmerkſam, weil ſich darin ebenſo eine urſprüngliche Begabung wie eine den trivialen Tagesfragen abgewendete und tiefern Problemen hingegebene Richtung ausſpricht.

Nr. 3. „Lorelei" von Wolfgang Mueller iſt leichte anmuthige Rheinweinpoeſie, die weder den Kopf ſchwer macht, noch ins Blut geht, noch mit Champagnerbegeiſterung den Pfropfen ſpringen macht. Das Sagenpanorama des Rheinlandes entrollt ſich vor unſern Augen; die Volkstradition wird in fließende, leichthinſchwebende Verſe gebracht. Daß da viel Bekanntes mitunterläuft, Manches wiedererzählt wird was bereits von Andern in gelungener Form zur Geltung gebracht wurde, daß hin und wieder die Fabel dürftig, das Colorit matt, die Morat nüchtern iſt, darf bei der chronikartigen Aufſpeicherung des Materials nicht Wunder nehmen. Es iſt eine lyriſche Rheinreiſe, bei der vor allen merkwürdigen Punkten angehalten wird und der Cicerone in Verſen die wünſchenswerthen Erläuterungen gibt. Auf höhern Kunſtwerth dürfen dieſe Gedichte keinen Anſpruch machen, indem nur einige zu vollkommener Abrundung durchgedrungen ſind, nirgend aber eine urkräftige originate Dichternatur in Gedanken und Bildern zu bedeutſamem Durchbruch kommt. Dagegen iſt des Reizenden und Lieblichen viel geboten; nirgend ſtören hölzerne Wendungen oder hypergeniale Ueberſchwänglichkeiten; glatt und breit wie der Rheinſtrom, ohne Ebbe und Flut, im ſichern Bette fließt dieſe Lyrik einher, und ſelbſt die Stromſchnellen und Felſenriffe fehlen ihr, die den Vater Rhein, wenn er den herrlichen Rheingau geküßt, aus ſeiner ſilberbärtigen Ruhe bringen. Vorallem aber müſſen wir rühmend anerkennen daß Wolfgang Mueller trotz aller Vorliebe für das mittelalterliche Sagenelement doch ſtets der Naivetät der Geſchichte treubleibt und nirgend die Ueberlieferung mit reckenhafter Dreſſur für den haut-goût der modernen romantiſchen Chevaliers präparirt. Im Gegentheit weht ein friſcher, freier Hauch durch dieſe Rheinlyrik und ihre Rebenguirlanden, und nirgend werden die Trauben der Sage für den Weinkeller der Reaction gekeltert. In dieſem Sinne ſpricht ſich ſchon die an Uhland gerichtete Widmung der „Lorelei" aus:

Mein Uhland, hoher Meiſter
Mit ſüßem Liedermund,
Wie friſche Frühlingsgeiſter
Thut dein Geſang ſich kund.
Vor Allen, die da ſingen
Im deutſchen Dichlerhain,
Erhebt dein Lied die Schwingen
So kräftig, keuſch und rein.

Du haſt mit tiefem Sinne
Gefild und Wald durchſchweift,
Holdſelig iſt die Minne
In deiner Bruſt gereift.
Du zeigſt aus grauen Tagen
Wol manch' verſcholl'nen Schacht;
Hell blüht in deinen Sagen
Verſunk'ne alte Pracht.

Du ſingſt von ſtarker Treue
Und kühnem Männermuth,
Du weckeſt ſtets aufs neue
Der Heimatliebe Glut.
Du weihſt ſo hehre Lieder
Dem ſchönen Vaterland,
Gibſt friſche Hoffnung wieder,
Wo ſchier die Hoffnung ſchwand.

In dieſen Verſen, welche gleichzeitig von dem ruhigen Gang, der Einfachheit und anmuthigen Klarheit der Mueller'ſchen Sangesweiſe eine Probe geben, ſpricht ſich die patriotiſche Wärme aus, welche dieſen Rheinliederflor zum Blühen gebracht, wie auf der andern Seite Uhland das würdige Vorbild iſt, welchem dieſe Lieder nacheifern, beſonders was die geſunde, objective Auffaſſung des Mittelalters betrifft. In Bezug auf Einzelheiten iſt „Wilhelm Tell" und „Johann von Schwaben" nicht frei von Schiller'ſchen Anklängen. Für die edele Richtung der Mueller'ſchen Muſe zeugt beſonders das Gedicht „Johannes Huß":

Das Volk verläuft ſich ſtumpf, ſo wie es kam,
Es hört noch nicht der Zukunft Schlachtenhorn.
Nur ſeine Jünger ſteh'n voll tiefem Gram;
Doch wandelt ſich ihr Schmerz in rothen Zorn.
Sie ſchlagen an die Schwerter nun mit Macht,
Sie kehren heim, wo Ziska's Fahne fliegt,
Der Krieg iſt für Jahrhunderte entfacht.
Sein Ende iſt: die Geiſtesfreiheit ſiegt.
Ob ihr des Freien Leib in Ketten ſchlagt,
Ob ihr des Freien Geiſt dem Tode weiht:
Hat ſein Gedanke groß und ſchön getagt,
Dann wird er leben für die Ewigkeit.

Erhebt ſich hier die Poeſie zu Kraft und Schwung, ſo verſenkt ſie ſich in dem Gedicht „Stock" in die traumhafte Elfenromantik der Mondſcheinnächte im Rheingau. In vielen andern Gedichten iſt der naive Balladenton glücklich getroffen. Einige eignen ſich bei intereſſantem Stoff zu declamatoriſchen Vorträgen, wie überhaupt das ganze Buch dem großen Publicum beſtens zu empfehlen iſt, welches die zerſtreuten Blüten ſeiner Rheinreminiscenzen, zu duftigem Strauß geſchmackvoll geordnet, in ſeine Vaſen ſtellen will. 57.

Sainte-Beuve.

Die literariſche Laufbahn Sainte-Beuve's begann mit dem Jahre 1824; er war 1804 geboren und trat daher in ſeinem zwanzigſten Lebensjahre als Schriftſteller auf. Da er als Dichter, Romanſchriftſteller, Hiſtoriker von Port-Royal und endlich als Kritiker auftrat, ſo iſt es am entſprechendſten, nicht ſeine Werke, wie ſie chronologiſch erſchienen, zu würdigen, ſondern ihn in ſeinen verſchiedenen Eigenthümlichkeiten zu prüfen.

Sainte-Beuve, der Dichter, veröffentlichte zuerſt die „Poésies de Joseph Delorme". Die Form herrſcht darin überwiegend vor. Sie erſchienen im Jahre 1829. Damals waren der Reim, der Rhythmus, die Cäſur Gegenſtände vielen Streits, und es erklärt ſich daß der junge Mann dieſem allgemeinen Zuge folgte. Indeß ging dies nie ſoweit daß er nicht immer den Ausdruck eines ſchönen Gedankens den bloßen Reimſpielereien vorgezogen hätte.

Es laſſen ſich in dieſen „Poésies" drei Abſchnitte unterſcheiden; der eine gehört dem 16. Jahrhundert, der Schule Ronſard's, Baïf's und Du Bellay's an, der andere der Schule Coleridge's, Wordsworth's und Wilſon's, und der dritte dem Dichter ſelbſt. Auch in jenen erſtern beiden hat Sainte-Beuve indeß ſeine Perſönlichkeit vollkommen gewahrt und iſt keineswegs blos ſklaviſcher Nachahmer geweſen. Alle zeichnen ſich durch eine große Aufrichtigkeit aus.

Hätte Sainte-Beuve ſich darauf beſchränkt, einestheils den Dichter der letzten Valois, andererſeits die moderne engliſche Poeſie frei wiederzugeben, ſo würde er der Literaturgeſchichte nicht angehören, durch die Originalität, die er auch in jenen Gedichten bewies, bewahrte er ſich ſeinen Platz. Man hat Sainte-Beuve vielfach die Gegenſtände ſeiner Dichtungen zum Vorwurf gemacht, indeß iſt es beiweitem vorzuziehen, wenn der Dichter einen neuen Weg einſchlägt, ſtatt daß er einen ſchon hundert mal betretenen von neuem betritt.

Sainte-Beuve hat ſeine Aufrichtigkeit faſt zu weit getrieben. Er bekennt offen ſeine Unfähigkeit aufrichtig und hingebend zu lieben. Das junge, unſchuldige Mädchen, die Frau die an einen alten Mann verheirathet iſt, erzeugen bei ihm dieſelbe Glut, dieſelbe Begierde; allein wenn irgend eine ihn lieben wollte, er würde ſie nicht wieder lieben, es war nur ein Augenblick des Wohlgefallens. Einen ſo ſchwachen Charakter dieſes Bekenntniß auch verräth, iſt es doch beiweitem beſſer als eitele Declamationen über die Ewigkeit und Heiligkeit der Liebe im Munde, die doch im Herzen fehlen.

Die „Consolations", welche bald auf die „Poésies" folgten, zeigen das poetiſche Talent Sainte-Beuve's in ſeiner glücklichſten und vollendetſten Geſtalt. Der Schritt den der Dichter damit vorwärts gemacht iſt ein höchſt bedeutender. Das Talent welches er in den „Poésies" gezeigt hat ſich in den „Consolations" auf das ſchönſte entfaltet. Trotz des Myſtiſchen, das ſich mitunter zeigt, iſt doch keine einzige Seite darunter, welche unverſtändlich wäre. Der Leſer folgt ohne Unruhe, ohne Hinderniß dem Thema, welches der Dichter ihm vorlegt. Der Stil iſt fließender, durchſichtiger, der Gedanke reiner und ruhiger geworden. Wenn auch die Erzählung mitunter an die Manier Crabbe's erinnert, ſo hat der Fortgang und die Schilderung doch nichts mit dem engliſchen Dichter gemein. Ein Beiſpiel möge zur Charakteriſirung ſeiner Art dienen. Es iſt ein Gedicht, durch ein Sonett Michel Angelo's angeregt. Dieſer hat ſich beklagt daß alle ſeine Meiſterwerke doch nur Stümpereien ſeien, und bekannt daß er ſo lange Zeit dem Cultus des Schönen ſich gewidmet und darüber das Gebet vergeſſen habe. Er beſchuldigt ſich den Weg der allein zum Allmächtigen führt vergeſſen und dafür in Ruhm und Beifall ſich berauſcht zu haben. Sainte-Beuve antwortet hierauf und widerlegt Michel Angelo: die Kunſt, der er ſich ganz hingegeben, ſei kein profanes Werk; die Sibyllen und die Propheten, die Geneſis und das Letzte Gericht der Sixtiniſchen Kapelle verdienen etwas Anderes als das Mitleid einer chriſtlichen Seele; der Genius, dem wir ſolche Meiſterwerke danken, bringt dadurch Gott ſelbſt eine Huldigung dar. Um dies auszudrücken, hat Sainte-Beuve die prächtigſten Worte gefunden und die Kunſt auch in religiöſer Beziehung rehabilitirt.

In allen andern Gedichten findet ſich dieſelbe einfache Größe, dieſelbe Klarheit. Dagegen iſt im Vergleich zu den „Consolations" ein Rückſchritt in den „Pensées d'Août" zu bemerken. Wenn man auch von der lyriſchen oder elegiſchen Poeſie nicht dieſelbe Klarheit und Präciſion wie von einem Leſebuche der Geometrie verlangen kann, ſo gibt es doch eine relative Klarheit, welche von den Kunſtrichtern niemals aufgegeben werden kann; allein dieſe fehlt in den „Pensées" Sainte-Beuve's ganz und gar. Das Schickſal des Buchs war daher vorauszuſehen. Wenige nur hatten den Muth einen Band ganz durchzuleſen, der ihnen unverſtändlich blieb, und wenn ſie es thaten, ſo war es nur die Erinnerung an die „Consolations", die ſie dazu bewog. Die Belohnung dafür bleibt nicht aus; denn unter dem Nebel, der das Ganze überzogen hat, findet man dieſelbe Fülle und Schönheit der Gedanken wie in den „Consolations". Sainte-Beuve deutet ſie aber mehr an als daß er ſie ausdrückt; freilich iſt dieſes Andeuten mitunter ſo unbeſtimmt, ſo unklar, daß man den Gedanken nicht recht zu faſſen vermag; es iſt faſt als wolle der Dichter ihn nicht profaniren laſſen. Ein ſolches Verfahren muß aber jeden größern Leſerkreis verbannen, und das iſt geſchehen; man muß es bedauern, denn auch in den „Pensées" finden ſich zahlreiche Anklänge an „Delorme" und die „Consolations".

Das bedeutendſte Gedicht der Sammlung iſt „Monsieur Jean". Sainte-Beuve ſchildert uns darunter den Sohn Jean Jacques Rouſſeau's. Bis zum zwanzigſten Jahre iſt er in der Unkenntniß ſeiner Herkunft mit religiöſen Belehrungen erzogen und daran gewöhnt worden, die Quelle der Pflicht weit mehr im göttlichen Willen als in der menſchlichen Natur zu ſuchen; er erſchrickt vor dem Namen den er ſolange geſucht; ſein ganzes Leben iſt von nun an der Sühne für die Fehler ſeines Vaters gewidmet. Er war im Spital verlaſſen, von einer milden Hand erzogen worden und wird nun Schulmeiſter, um die Lehren ſeines Vaters zu bekämpfen. Die Pilgerung Monſieur Jean's mit ſeiner jungen Familie oder vielmehr ſeinen Beichtkindern, ſelbſt an Orte die jetzt unwiderruflich an den Namen Jean Jacques geknüpft ſind, iſt ein ſchöner Gedanke. Mag man „Monsieur Jean" vom Standpunkt des katholiſchen Glaubens oder der Philoſophie beurtheilen, die Größe und Neuheit der Auffaſſung Sainte-Beuve's muß man anerkennen. Schade nur daß auch hier der dunkeln und unverſtändlichen Stellen ſo viele ſind; und nicht dies allein iſt zu tadeln, ſondern auch die Langſamkeit und das Gezogene der Darſtellung. Zahlloſe Parentheſen unterbrechen den Gang der Erzählung. Das Gedicht hat nicht weniger als 800 Verſe, aber ohne eine Spur von Compoſition; die Gedanken folgen einander nicht, ſie reihen ſich nur aneinander an. So ſind die „Pensées" mehr eine Sammlung poetiſcher Themen als ein Buch wirklicher Poeſie. Man muß ſie vergeſſen und die „Consolations" wieder leſen.

Der Roman Sainte-Beuve's iſt mit ſeinen Dichtungen eng verbunden; „Joseph Delorme" und die „Consolations" enthalten den Keim zum „Volupté" und dieſes den Keim zu den „Pensées". Es kann dies nicht überraſchen, denn bei Sainte-Beuve, obwol er ſeinem Berufe nach ein Schriftſteller wurde und geblieben iſt, ging doch nicht der Menſch gänzlich in dem Schriftſteller auf.

Das Sujet des „Volupté" iſt ſehr delicater Natur. Es handelt ſich darum zu zeigen, daß das Vergnügen, die ſinnliche Luſt, alle unſere Kräfte erſchlaffen macht, uns in wenig Jahren unfähig macht zum Fühlen, zum Begreifen und zum Wollen und aus uns, die wir unfähig ſind für unſer eigenes Glück, eine ſchreckliche Geißel für das Glück Anderer erzeugt. Dieſe moraliſche Krankheit uns in ihrer ganzen Nacktheit zu zeigen iſt ebenſo intereſſant als nützlich. Sehen wir doch jeden Augenblick ſo viele herrliche Eigenſchaften und Gaben durch die Sinnenluſt zu Grunde gehen. Das Jagen nach Vergnügen zu jeder Stunde, bei jeder Gelegenheit läßt dem Gefühl, dem Verſtande, dem Willen keine Zeit ſich zu entwickeln. Egoismus und Trägheit ſtumpfen in unſerm Gewiſſen bald jeden Begriff von Recht und Pflicht ab. Das Vergnügen iſt unſer einziges Ziel und wir hören mit einem Lächeln auf den Lippen die Erzählung jeder edelmüthigen, hingebenden That mit an. Und wenn wir den entſetzlichen Abgrund, in welchen wir verſunken ſind, endlich innewerden, wenn wir mit einer verzweifelten Anſtrengung uns zu erheben ſuchen, ſo iſt dieſes Beginnen nur zu häufig ganz vergeblich; entnervt durch einen langen Schlaf, erſchöpft der Kampf unſere Kräfte in wenigen Tagen, ſtatt ſie wiederherzuſtellen, und wir kehren zu dem Nichts und der Finſterniß zurück, denn unſere Augen können das Licht nicht ertragen.

Die Perſonen, die Sainte-Beuve erfunden, um dieſen Gedanken zu veranſchaulichen, ſind nur wenige und ſehr zart gezeichnet. Er begnügte ſich mit Amaury, der Hauptperſon des Buchs, und drei Frauen, welche drei Verſuche mit jenem unternehmen und dadurch ſeine Schwäche von jeder Seite uns zeigen.

Amaury iſt von Sainte-Beuve in ſeiner ganzen Nacktheit gezeichnet worden; er entwirft tagtäglich die ſchönſten Plane, träumt abwechſelnd von Ruhm, Macht und Studium, aber jeden Tag zerplatzen dieſe Träume gleich einer Seifenblaſe. Es fehlt ihm nicht an gutem Willen, ſonſt würde er dergleichen Regungen nicht empfinden; aber er iſt zu ſchwach zum Vollbringen. Er hat ſich der gröbſten Sinnlichkeit in die Arme geworfen, und wenn ihn die Scham über ſein Treiben ergreift, wenn er ſich durch Liebe und Hingebung läutern will, ſo macht der Wirbel der Sinnlichkeit ſeine feſteſten Vorſätze wieder zu nichte. Vergeblich kämpft er gegen die Vergangenheit an, erröthet er über ſich ſelbſt; vergeblich will er den Männern auf den Kampfplatz folgen, nach wenigen Schritten ſchon ſchwankt er und weicht zurück. Die Vergangenheit, die er verbannt zu haben glaubte, ergreift ihn von neuem; das Vergnügen erfaßt ſeine Beute und Amaury ruft die Liebe nur an, ohne es zu wagen ihr ins Geſicht zu ſchauen. Dieſe moraliſche Kraftloſigkeit iſt mit einer Meiſterhand gezeichnet; der Charakter Amaury's bleibt eine mächtige Schöpfung.

Amélie de Liniers und Frau von R. ſind mehr angedeutet als gezeichnet. Der Dichter hat dieſen beiden Figuren keine große Wichtigkeit beigelegt. Amélie iſt der Typus der Reinheit und Unſchuld; ſie iſt das junge Mädchen von dem Jeder einmal geträumt hat, das Mädchen welches glücklich machen, lieben kann, aber unfähig iſt die berauſchenden Stunden und die bittern Thränen der Leidenſchaft zu ahnen und zu wünſchen. Obwohl ihre Figur nicht ſehr ausgeführt iſt, hat ſie doch etwas Originelles, was ſie von den gewöhnlichen Romanheldinnen unterſcheidet. Frau von R., geiſtreich und ſtolz, nimmt die Liebe eher an als daß ſie ihr entgegenkommt; ſie verweigert ſie nicht und kennt einen verzweifelten Widerſtand nicht; ſie will nur einen kühnen Angriff, um beſiegt zu ſein. Man ſieht leicht daß die ganze Figur nicht blos erfunden iſt.

Für Frau von Couaën hat der Dichter alle ſeine Kräfte aufgeſpart; ſie iſt der Typus der Schönheit und der moraliſchen Größe. Chriſtlich, ſtreng gegen ſich ſelbſt, nachſichtig gegen Andere, fromm und ſtark, zwiſchen Gebet und den Pflichten des häuslichen Lebens getheilt, iſt ſie doch nicht taub gegen die Stimme der Leidenſchaft. Ohne das Bild ihres Gatten aus ihrem Gedächtniſſe zu verbannen, gibt ſie ſich doch der Hoffnung hin, allein von Amaury geliebt zu ſein, und ängſtigt ſich nicht über das Gefährliche dieſer Hoffnung, denn ihr würde das Bewußtſein gegenſeitiger Liebe begnügen. Sie kennt den Wirbel der Leidenſchaft noch nicht und kennt nur die Freude und den Stolz daß ſie geliebt wird. Trotz ihrer Reinheit würde ſie vielleicht unterliegen, wenn ſie in Amaury einen Gegner gefunden hätte, deſſen Größe ihren Fall entſchuldigen könnte. Gegenüber dem ſchwachen Manne empört ſich ihr Stolz zur rechten Zeit; ſie begreift das Richtige ihrer Hoffnungen, als ſie den Mann erkennt, den ſie groß und ihrer würdig gedacht hatte; die Pflicht verdoppelt ihre Kräfte und ſie vertraut ihr Schickſal nicht den Händen eines muth- und willenloſen Mannes an.

Die Erzählung in welcher dieſe Perſonen auftreten iſt ſehr einfach. Amaury fängt drei Liebesverhältniſſe an, ohne den Muth zu haben eines zu Ende zu führen, und alle drei Frauen wenden ſich verachtungsvoll von ihm hinweg. Eines Tages ſind ſie beieinander, ein allmächtiger Inſtinct nennt ihnen, ohne daß ſie ein Wort miteinander ſprechen, den gemeinſamen Quell ihres Unglücks in Amaury, und dieſer empfindet die geheimen Vorwürfe die ſie ihm machen. Er fühlt daß er nur noch eine Aufgabe auf Erden hat, die des Tröſters, und er flüchtet ſich zu Gott als ſeiner letzten Zuflucht. Kaum iſt er Prieſter geworden, als ihn ſeine neue Pflicht an das Todtenbett der Frau von Couaën führt. Die Schilderung dieſer Scene iſt meiſterhaft. Amaury ſpricht die Gebete der Kirche über den Leib der Frau die er geliebt, ſegnet mit gebrochener Stimme die Augen deren Blick verſchwunden iſt, den Mund deſſen Stimme ſeinem Ohre ſo ſanfte Muſik war. Auch das Gebet Amaury's iſt ein Meiſterſtück.

Das hervorragende Verdienſt dieſes Buchs iſt daß es dem Leſer eine ſubſtantielle Nahrung gibt. Man könnte der Erzählung mehr Kunſt und Geſchick wünſchen, aber gewiß nicht eine ſtrengere Verbindung der Gedankenfolge. Was den Stil anlangt, ſo ver-

mengt der Verfaſſer zu oft den lyriſchen Ton mit dem dramatiſchen, wodurch eine gewiſſe Monotonie unvermeidlich geworden iſt. Das Buch iſt übrigens augenſcheinlich nicht das Werk bloßer Phantaſie; der Dichter hat, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen und die Wunden die er unſern Augen darlegt ſelbſt unterſucht.

Als Sainte-Beuve die „Geſchichte von Port-Royal" ſchrieb, ſcheint er die Ausdehnung ſeiner Aufgabe nicht ganz begriffen zu haben. Er hat uns nicht eine vollſtändige Geſchichte nach allen Seiten hin geliefert, ſondern nur eine Literargeſchichte. Der erſte Theil bringt uns eine Reihe intereſſanter Documente über die Entſtehung und die Wiederherſtellung des Kloſters; der zweite enthält das Leben und die Arbeiten St.-Cyran's; den dritten füllt Pascal aus, den vierten die Schulen von Port-Royal, und die beiden letzten, noch nicht erſchienenen werden die zweite Entſtehung und das Ende von Port-Royal enthalten. Die drei erſten Bände bieten keine anziehende Lectüre, wennſchon der Verfaſſer gerade dies vorallem erſtrebte und deshalb alle ſchwierigern Partien bei Seite ließ. Bei der Lebensſchilderung St.-Cyran's gibt er uns einige Auszüge der Lehre des Janſenius und vergleicht, wie um dafür zu entſchädigen, hierauf den Biſchof von Ypern mit Milton in literariſcher Beziehung, indem er zeigt daß Beide in der Schilderung der Unſchuld des erſten Menſchen und des Glücks des irdiſchen Paradieſes übereinſtimmen. Ueberhaupt mag das Buch für müßige Leute, die nur die angenehme Seite ſuchen, paſſen, einen wiſſenſchaftlichen Werth hat es dagegen nur in beſchränktem Maaße.

Von dem Theile der den Namen Pascal's trägt läßt ſich dies nicht ſagen. Im Gegentheil gibt es kaum ein Buch über denſelben, in dem man eine ſo große Anzahl der trefflichſten Lehren über den berühmten Denker fände; dabei iſt über die moraliſche und literariſche Lebensbeſchreibung deſſelben ein unbeſchreiblicher Reiz verbreitet. Es iſt zugleich das vollſtändigſte was wir über ihn beſitzen. Wir können Tag für Tag der Abfaſſung ſeiner „Lettres provinciales" folgen; Alles was zur Aufklärung über den Urſprung und die Veröffentlichung dieſer merkwürdigen Pamphlete dienen kann finden wir in dem mit ungemeinen Fleiße ausgearbeiteten Buche Sainte-Beuve's; Jeder der es geleſen hat kennt Pascal von ſeiner Jugend an bis zu ſeinem Ende.

Die anekdotiſche Geſchichte der Pascal'ſchen „Pensées" iſt mit nicht geringerer Sorgfalt ausgearbeitet als die der „Lettres provinciales". Mit Erſtaunen lieſt man von den Verſtümmelungen und Interpolationen welche die „Pensées" erleiden mußten. Die Rolle Arnauld's, Nicole's und Roannez' iſt jetzt entdeckt, und wenn man auch nicht Jedem den Theil nachweiſen kann der ihm zukommt, ſo wiſſen wir doch mindeſtens, mit welchem Mistrauen man die Ausgabe der „Pensées" leſen muß welche die Einſiedler von Port-Royal beſorgten.

Sainte-Beuve konnte bei dieſer Arbeit die neuerlich erſchienenen Documente über Pascal benutzen und beſonders den trefflichen Bericht Couſin's an die Franzöſiſche Akademie. Dieſer hat die Manuſcripte geſammelt und verglichen und daraus bewieſen daß die ältern Ausgaben in vielen Theilen ganz anders lauten und ein neuer Pascal ſtatt des alten zum Vorſchein kommt. Man hat bisjetzt immer geglaubt, Pascal ſei zu der Religion durch die ſtrenge Logik gekommen; jetzt hat es ſich herausgeſtellt daß er vielmehr zu dem Glauben zurückkehrte, weil er an der Vernunft verzweifelte. Er wollte Philoſophie und Religion nicht vereinigen, ſondern die letztere auf den Trümmern der erſtern gründen. Dies iſt von Sainte-Beuve benutzt worden.

Sainte-Beuve hat, wie ſchon geſagt, in ſeiner „Geſchichte von Port-Royal" die philoſophiſche und die Glaubensſeite ganz weggelaſſen, um die literariſche allein darzuſtellen. Er hat nicht einmal das ganze Buch des Janſenius geleſen und noch weniger den Auguſtinus, deſſen Lehre der Biſchof von Ypern eigentlich nur rehabilitirte, um gegen die Jeſuiten auftreten zu können. Beides war aber unumgänglich nothwendig, ſollte die „Geſchichte von Port-Royal" vollſtändig ſein, ebenſo wie der philoſophiſche Theil nicht übergangen werden konnte. Janſen war der Zeitgenoſſe von Descartes; die „Méthode" und die „Méditations" vindicirten das Recht der Vernunft, das in den unverſtändlichen Discuſſionen der Scholaſtik begraben lag. Descartes wollte dabei den katholiſchen Glauben durchaus nicht zerſtören; dafür bürgen die Handlungen ſeines ganzen Lebens. Er wollte die Erkenntniß Gottes nur aus der Erkenntniß des menſchlichen Herzens ableiten und darauf die Sittlichkeit, die Verantwortlichkeit der vernünftigen Creatur und die Vorſehung und Gerechtigkeit des Schöpfers gründen. Erſt nach der Entwickelung dieſer beiden Seiten konnte die literariſche kommen.

Das „Tableau de la poésie francaise au seizième siècle" welches vor 23 Jahren erſchien, zeigt an dem Verfaſſer eine ſeltene Feinheit des Verſtandes und einen lebendigen Trieb nach Bildung. Er wollte anfänglich eine Abhandlung über den Zuſtand der franzöſiſchen Literatur unter der Regierung der letzten Valois ſchreiben, entſchloß ſich aber lieber ein Stück Geſchichte zu ſchreiben. Das Buch ward von der Menge vorſchnell verdammt. Man belächelte eine Rehabilitation Ronſard's. Allein es iſt Sainte-Beuve nie in den Sinn gekommen, in das begeiſterte Lob Ronſard's einzuſtimmen, wie es deſſen Zeitgenoſſen thaten; er zeigt uns denſelben in ſeiner wahren Geſtalt, hat dabei aber auch natürlich ſeine Vorzüge nicht vergeſſen. Er hat nur vielleicht ein etwas zu großes Gewicht auf die rhythmiſchen Reformen Ronſard's gelegt.

Vor dem Buche Sainte-Beuve's kannte man Ronſard und ſeine Zeitgenoſſen noch gar nicht. Wenige Gelehrte beſaßen die Werke Ronſard's, Baïf's und Du Bellay's. Saint-Beuve brachte gut ausgewählte Citate, begleitete ſie mit Erläuterungen und ließ das Publicum über den Werth und Unwerth dieſer Poeſien ſelbſt entſcheiden. Er erkannte aber wohl daß Ronſard trotz des Reichthums an Reimen, trotz der gelehrten Conſtruction ſeiner Strophen doch kein hereiſcher Dichter war, und beurtheilt ſeinen epiſchen Verſuch, die „Franciade" ganz richtig.

Ebenſo ſcharfſinnig würdigt Sainte-Beuve die dichteriſche Plejade, deren glänzendſte Sterne Baïf und Du Bellay waren; er erkennt ſehr wohl daß die Form hier die Materie beherrſcht. Was den ſatiriſchen Roman Rabelais' betrifft, ſo ſpricht er davon in einem beſondern Capitel und zeigt ſein vollkommenes Verſtändniß deſſelben. Er belächelt die Verſuche der Commentatoren Rabelais', ſeine Schriften aus der Geſchichte Frankreichs unter Franz I. zu erklären und ſie damit zu belegen; im Gegentheil war Rabelais wie Ariſtophanes ein Spötter, der nicht ſeinen Stoff ſtets in der Geſchichte ſuchte, ſondern in der Regel ſeiner Phantaſie freien Spielraum ließ.

Nur Eins iſt an dem „Tableau" zu tadeln; dies iſt daß Sainte-Beuve der Gelegenheit nicht widerſtehen konnte, die neue Schule der Romantiker zu vertheidigen und dabei die Vorgänger derſelben mit zu großer Geſchmeidigkeit zu beurtheilen.

Es bleiben nur noch die „Portraits" und die „Causeries" zu erwähnen übrig. Die erſtern werden unzweifelhaft Sainte-Beuve den dauerndſten Namen in der Literaturgeſchichte Frankreichs bewahren. Es laſſen ſich zwei Theile von ihnen unterſcheiden. Der eine umfaßt die Portraits in den letzten zwei Jahren der Reſtauration. Dieſe tragen durchweg einen polemiſchen Charakter an ſich; allein trotz ſeines Eifers für die neue Schule anerkennt Sainte-Beuve doch nicht ohne Widerſpruch die Autorität des erwählten Meiſters. Trotz ſeiner Achtung vor den „Orientales" und „Marion Délorme" beweiſt er daß man den Werken Racine's und Jean Baptiſte Rouſſeau's eine größere Autorität entgegenſetzen müſſe, und er wendet ſich zu der Geſchichte, zu den Pſalmen David's.

Die ſeit dem Ende der Reſtauration geſchriebenen „Portraits" haben einen ganz andern Charakter; das polemiſche Element hat ganz und gar dem biographiſchen Platz gemacht. Er hat in dieſer Beziehung die Biographie Samuel Johnſon's von Boswell zum Muſter genommen. Sämmtliche Lebensbe-

ſchreibungen ſind von einer ſeltenen Vollſtändigkeit und Sorgfalt. Mag er von Joſeph de Maiſtre oder von Frau von Souza, von Lamartine oder Béranger, von Frau von Krüdener oder Frau von Charrières ſprechen, er will Nichts vergeſſen und macht ſich erſt nach den ſorgfältigſten Studien an ſeinen Gegenſtand. Dabei beſitzt Niemand wie er die Gabe, die biographiſchen Details zu gruppiren und die Perſönlichkeit die er uns ſchildern will im rechten Lichte erſcheinen zu laſſen.

Seit zwei Jahren hat Sainte-Beuve in der Proſa eine dritte Art zu ſchreiben angenommen, die lebendiger iſt als in ſeinen letzten „Portraits". Alles in den „Causeries du lundi" iſt klar und verſtändlich; keine einzige Seite läßt einen Zweifel übrig, denn die Sprache iſt von einer fortwährenden Präciſion. Leider gefällt er ſich, wenn er vom 18. Jahrhundert ſpricht, in vulgairen Details. Er zeigt uns die Perſonen in Folge ſeiner Liebe für die Wirklichkeit in einem widrigen Anblick; faſt ſollte man meinen, es mache ihm Vergügen, unſere Aufmerkſamkeit nur auf den Egoismus und die Eitelkeit zu richten. Nicht genug daß er das Familienleben der berühmteſten Leute ſchildert, er lenkt unſere Blicke auch auf ihr Elend.

Von den Zeitgenoſſen hatte Sainte-Beuve das Publicum ſeit 20 Jahren ſchon öfter unterhalten; jetzt beurtheilt er ſie mit einer Art Groll. Nicht daß er ſie haßte oder beneidete, ſondern dieſer Groll richtet ſich gegen ihn ſelbſt, weil er dieſelben früher ſo überdiemaßen gelobt hat und jetzt ſein Unrecht einſieht; er will ſeinen Fehler ſühnen. Lamartine, Béranger, Chateaubriand, die er früher vergöttert hat, ſind ebenſo viele Gewiſſensbiſſe für ihn. Bei Lamartine mag dies gehen, denn ſeine „Confidences" ſind ein himmelweiter Unterſchied von den „Méditations" und „Harmonies". Aber Béranger iſt noch heute derſelbe der er vor 20 Jahren war, und doch entdeckt Sainte-Beuve jetzt eine Menge Fehler an ihm die ihm ehedem entgangen waren. Mit Chateaubriand iſt das noch auffallender. Als dieſer ſeine Memoiren bei Frau Recamier las, lobte Sainte-Beuve ſie als das unvergleichlichſte Meiſterwerk; kaum aber iſt jener geſtorben, als Sainte-Beuve auch mit eigener Hand den Purpur anbrennt, mit dem er ſeinen Abgott bekleidet hatte. Es iſt dieſe Umwandelung um ſo ſchwieriger zu begreifen als die Gründe die er dafür angibt nicht zureichen; mag immer Frau Recamier einen großen Einfluß auf die Zuhörer der Abtei Aux-Bois ausgeübt haben, ſo iſt doch ein öffentlich in einem Buche niedergelegtes Lob ein Unterſchied von einem Salonlobe. Jedenfalls zeigt ſich Sainte-Beuve ſehr ſtreng gegen ſich ſelbſt.

Der Verfaſſer der „Consolations" hat das Wohlwollen mit ſeiner Jugend verloren; unzufrieden mit dem Leben, das ihm ſeine Verſprechungen nicht gehalten, verſucht er in der Ironie ſeine erſten Jahre zu vergeſſen. Dieſe Widerſprüche nehmen Nichts von ſeinem Talente, aber ſie erſchüttern ſeine Autorität. Bringt auch jeder Tag uns eine neue Lehre, können wir unſere Anſichten auch modificiren, es bleibt immer gefährlich, Alles was man vorher vertheidigt hat für durchaus falſch zu erklären. Das Publicum zweifelt an einem Schriftſteller der ſeine Vergangenheit ſo leicht beurtheilt. Geht er auf dieſem Wege fort, ſo wird ihn das Publicum bald nur noch für einen homme d'esprit halten, der recht gut zu unterhalten verſteht, deſſen Urtheil man aber nicht folgen darf. Ein gewiſſenhafter Mann kann nicht lange zweifeln, er muß ſich entſcheiden und wird dann die Verſtändigen wieder auf ſeiner Seite haben, die ſein Wort ſeit 20 Jahren achteten. 16.

Neugriechiſche Literatur.

In Athen erſchien in gegenwärtigem Jahre eine „Ἱστορία συνοπτικὴ τῆς Ἑλληνικῆς καὶ Ῥωμαϊκῆς φιλολογίας", aus dem Deutſchen des däniſchen Philologen Tregder überſetzt und mit Zuſätzen verſehen von Nikolaos D. Trikkevs und Baſilios J. Schinas. Bei dem Mangel einer in neugriechiſcher Sprache geſchriebenen, den Bedürfniſſen der Gegenwart entſprechenden Literargeſchichte der griechiſchen und römiſchen Claſſiker, und da das von K. Aſopios im Jahre 1850 begonnene umfangreiche Werk: „Ἱστορία τῶν Ἑλλήνων ποιητῶν καὶ συγγραφέων", noch lange unvollendet bleiben wird, kommt dieſe „Ueberſichtliche Geſchichte der griechiſchen und römiſchen Literatur" den Bedürfniſſen der Griechen und der unter ihnen Philologie Studirenden zweckgemäß entgegen, und die Herausgeber haben wohl gethan, dieſe Geſchichte, die im Originale mit dem 5. Jahrhundert n. Chr. Geburt ſchließt, bis zur Eroberung Konſtantinopels fortzuführen und außer andern Zuſätzen eine Angabe der beſten Geſammt- und Einzelausgaben der griechiſchen und lateiniſchen Dichter und Schriftſteller, ſowie das Engelmann'ſche Verzeichniß aller griechiſchen und römiſchen Dichter und Schriftſteller und der von ihnen auf uns gekommenen und verlorengegangenen Werke beizufügen. Als eine intereſſante Notiz in Betreff der obgenannten beiden Griechen, der Ueberſetzer des vorliegenden Buchs, bemerken wir hier daß ſie, Beide noch einem jugendlichen Alter angehörig, die Ueberſetzung auf Anlaß eines ihrer Univerſitätslehrer in Athen unternommen und für dieſelbe nach dem Urtheile des akademiſchen Senats in Athen die Auszeichnung erlangt haben, daß ſie aus den Mitteln einer von den muſenliebenden Griechen Jonidis zur Herausgabe nützlicher Bücher gegründeten Stiftung herausgegeben worden iſt, daß übrigens der Erſtere der genannten beiden Griechen leider ſeitdem in der Blüte ſeiner Jahre in Lamia verſtorben iſt, dagegen der Andere zur Vollendung ſeiner Studien auf einer norddeutſchen Univerſität ſich aufhält.

Bereits im Jahre 1851 erſchien in Athen das erſte Heft einer Sammlung bisher ungedruckter, im Jahre 1849 im Hofe eines Privathauſes zu Athen aufgefundener Inſchriften: „Ἐπιγραφαὶ ἀνέκδοτοι ἀνακαλυφθεῖσαι καὶ ἐκδοθεῖσαι ὑπὸ τοῦ ἀρχαιολογικοῦ συλλόγου", deren Zahl auf 60 ſich beläuft und deren Inhalt auf die Geſchichte Athens vom Jahre 403 v. Chr. Geb. bis über die Zeiten des Auguſtus ſich bezieht. Mit dieſen Inſchriften beſchäftigt ſich die „Commentatio epigraphica M. H. E. Meieri" (Halle 1852).

Von dem aus der Zeit vor dem griechiſchen Freiheitskampfe und nach dem Ausbruche deſſelben im Jahre 1821 ehrenvoll bekannten, wegen ſeiner Gelehrſamkeit und aufgeklärten Denkart geſchätzten Theologen Theoklitos Pharmakidis in Athen erſchien daſelbſt im Frühjahre 1852 ein polemiſches Werk: „Ὁ συνοδικὸς Τόμος, ἢ περὶ ἀληθείας", ein Werk das, auch wenn es zunächſt eben nur eine polemiſche Tendenz hat, doch nicht als eine blos vorübergehende Erſcheinung angeſehen werden darf. An und für ſich iſt das ſehr umfangreiche Buch eines der tüchtigſten Erzeugniſſe der neugriechiſchen Literatur und verdient um des hochwichtigen Gegenſtandes willen den es behandelt und wegen der Art und Weiſe dieſer Behandlung eine beſondere Beachtung und Anerkennung. Das Buch iſt nämlich gegen einen Vertrag (eine Art von Concordat) zwiſchen Griechenland und der Synode in Konſtantinopel gerichtet, der im Entwurfe an die griechiſche Regierung gelangt iſt; und der Verfaſſer bekämpft dieſen Entwurf mit den ihm zugeboteſtehenden Waffen der geſunden Vernunft und hiſtoriſcher, politiſcher und kirchlicher Gelehrſamkeit, indem er ihn als unwürdig der politiſchen Selbſtändigkeit Griechenlands und der Unabhängigkeit der griechiſchen Kirche des Königreichs darſtellt und nachweiſt. Er thut dies auf Grund eines vernünftigen Staats- und Kirchenrechts und mit beſonderer Rückſicht auf die Beſtimmungen des griechiſchen Staatsgrundgeſetzes und auf die geſchichtlichen Beziehungen zur Synode in Konſtantinopel, und er dringt hierbei mit großer Entſchiedenheit auf Feſthaltung der nothwendigen Grenzen der Staats- und der Kirchengewalt und auf Zurückweiſung eines jeden Uebergriffs der einen in das Gebiet der andern, namentlich im Intereſſe des griechiſchen Volks und der Staatsgewalt ſelbſt, die einen Staat im Staate nirgend dulden dürfe. Der Verfaſſer thut dies Alles

mit einer Schärfe des Ausdrucks, welche den Gefahren angemeſſen iſt, die den griechiſchen Staat und die griechiſche Staatskirche bedrohen, wenn der fragliche Entwurf angenommen würde, und nicht ohne Bitterkeit und Leidenſchaftlichkeit; aber er hat ſich bei ſeiner Darſtellung und Auseinanderſetzung von der innigſten Liebe zu Griechenland und zum griechiſchen Volke leiten laſſen, und er hat ſein Buch ſelbſt nicht blos mit dem Kopfe, ſondern auch mit dem Herzen geſchrieben.

Von dem im Jahre 1839 in Athen erſchienenen „Λεξικὸν ἐπίτομον τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης“ von Skarlatos Byzantios iſt im Jahre 1852 eine neue Ausgabe beſorgt worden; auch hat der nämliche Verfaſſer eine intereſſante Monographie über Konſtantinopel, ſeine Vaterſtadt, veröffentlicht. In Athen erſcheint ferner, zufolge der uns von dort im Mai d. J. zugekommenen öffentlichen Nachrichten, eine griechiſche Lebensbeſchreibung Waſhington's, auf welche als auf „einen Spiegel der Tugenden und des Patriotismus dieſes großen Bürgers der Vereinigten Staaten Nordamerikas“, deren Studium große und tugendhafte Männer bilde, wie ſie heutzutage in Griechenland fehlen, in öffentlichen Blättern beſonders aufmerkſamgemacht wird. Von Nikolaos Saripulos, Profeſſor des conſtitutionnellen und Völkerrechts an der Otto-Univerſität in Athen, der im vorigen Jahre ein Werk über das conſtitutionnelle Recht („Περὶ τοῦ συνταγματικοῦ δικαίου“) in zwei Bänden herausgegeben, liegt die Ankündigung eines Werks über das Völkerrecht („Περὶ τοῦ δικαίου τῶν ἐθνῶν“) ebenfalls in zwei Bänden vor, das als eine nothwendige Ergänzung des erſtgedachten Werks bezeichnet wird; und von Georgios Polymeris in Hermupolis auf Syra wird die vielfach vermehrte und bereicherte neue Ausgabe eines engliſch-griechiſchen Wörterbuchs angekündigt, deſſen Vermehrungen und Bereicherungen theils auf den Wortſchatz, theils auf die Phraſeologie beider Sprachen ſich beziehen.

In der in Athen erſcheinenden Zeitſchrift: „Ἀθηνᾶ“ vom 23. Mai d. J. wird berichtet, daß, nachdem der bekannte gelehrte Grieche Minoidis Minas auf ſeinen Wanderungen in Kleinaſien einen mit dem Titel: „Μικρον Βασιλικὸν“ bezeichneten, aus vierzig Titeln beſtehenden Auszug aus den Baſiliken gefunden (?) und davon eine Abſchrift genommen, ein Abdruck dieſes Buchs in Athen veranſtaltet werde. 23.

Notizen.

Hiſtoriſche Erinnerungen.

Als nach der Schlacht am Weißen Berge die blutigen Executionen in Prag vollzogen wurden, betete der Kaiſer Ferdinand. Er war nach dem Muttergottesbilde zu Mariazell in Steiermark gewallfahrtet, lag da vor dem Bilde auf den Knien und flehte es an, daß es doch den Böhmen in ihren letzten Momenten eine Erleuchtung bringen und ſie vor ihrem Sterben in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche leiten möge. Elf Monate nach dem Bluttage ließ er einen Generalpardon verkündigen. Es wurde Jeder der ſich ſchuldig fühle aufgefodert ſich ſelber anzuzeigen, um ſofort kaiſerliche Verzeihung zu erhalten. Die böhmiſche Ariſtokratie war noch nicht gewitzigt. Nicht weniger als 728 Herren vom Adel, Barone und Ritter gaben ſich gutwillig an. Sofort wurde ihnen ihr Vermögen confiſcirt, theils ganz, theils theilweiſe; die Summe des den böhmiſchen Begnadigten confiſcirten Vermögens betrug bei Ferdinand's Tode 43 Millionen! Da begannen die Maſſenauswanderungen; nicht weniger als 185 adelige Geſchlechter, zu zwölf, zwanzig, ja funfzig Perſonen, dazu viele Tauſende von Bürgerfamilien. Zu den Pardonnirten gehörte einer der Familie Radetzky, ein Chriſtoph Radetzky; er verlor ein Drittheil ſeiner Beſitzungen. Als ganz Oeſtreich wieder katholiſch geworden war, erhielten ſich in der geſammten öſtreichiſchen Monarchie höchſtens dreißig altadelige katholiſche Familien. Damals wurde eine Unzahl von adeligen Geſchlechtern geſtiftet; wegen ihrer Verdienſte um die öſtreichiſche Hausmacht kamen deutſche, welſche, ſpaniſche, ungariſche, polniſche, kroatiſche Männer in die deutſche Reichsariſtokratie. Ferdinand hat nicht weniger als zwanzig bis dreißig neue deutſche Reichsfürſten und nicht weniger als ſiebzig neue deutſche Reichsgrafen und über hundert neue deutſche Reichsbarone aus ſelbſteigener Bewegniß creirt. Zu den creirten Grafen gehörte auch der Oeſtreicher Lamberg; zu den Fürſten die Liechtenſtein, welche bisher nur „viri nobiles, edle Herren“ auf Nicolsburg in Mähren und auf Feldsberg in Oeſtreich waren, aber erſt ein Jahrhundert ſpäter, 1723, erlangte es das neue Haus Liechtenſtein auf der deutſchen Fürſtenbank niederſitzen zu dürfen. Zu Denen die in Oeſtreich Reichsgrafendiplome erhielten gehörten auch die Harrach, die erſt ſeit 1566 in den niederöſtreichiſchen und ſeit 1577 in den böhmiſchen Herrenſtand aufgenommen waren; ſie gehören alſo nicht zu den älteſten Herrengeſchlechtern Oeſtreichs, obgleich zum Theil mit Bezug darauf aus den Harrach die morganatiſche Gemahlin eines preußiſchen Königs erwählt wurde. Der Urgroßvater der Fürſtin Liegnitz war der Graf Friedrich Harrach, der für Oeſtreich mit Friedrich dem Großen den Hubertusburger Frieden abſchloß. Wie Ferdinand II. angefangen, fuhren ſeine Nachfolger fort. Ferdinand III. fürſtete die neuconvertirten Auersperg, Leopold I. die treu katholiſch gebliebenen Schwarzenberg und Fürſtenberg und nach der 1682 abgewandten Türkengefahr die bereits unter Ferdinand II. convertirten Eſterhazy, wie denn überhaupt nach dem Entſatz von Wien eine zweite große Converſion und Adelsſchöpfung ſtattfand. Auch der größte Miniſter den Oeſtreich gehabt hat, Fürſt Kaunitz, ſtammte aus einem Geſchlechte, welches nach der Schlacht am Weißen Berge dem allgemeinen Bluturtheile unterworfen, aber begnadigt wurde. Sein Vater, Max Ulrich, ſtarb als Landeshauptmann in Mähren 1746, ſeine Mutter aber war eine Gräfin Rietberg und brachte 1699 dieſe weſtfäliſche Reichsgrafſchaft, deren Beſitz jedoch das Haus Liechtenſtein bis ins 19. Jahrhundert beſtritt, an das Haus Kaunitz, dem ſie unter preußiſcher Landeshoheit bis 1823 verblieb. Da kaufte ſie der bürgerliche Gutsbeſitzer Tenge im Fürſtenthum Lippe-Detmold, der Mäcenas des Dichters Hoffmann von Fallersleben. Das Haus Kaunitz iſt mit dem Enkel des Miniſters, Fürſt Alois, 1848 in Paris erloſchen. 17.

Anekdote von Don Carlos.

Der Oberſt von Schepeler erzählt in ſeinen 1828 erſchienenen „Beiträge zu der Geſchichte Spaniens“ folgenden Vorfall aus dem Leben des Don Carlos: „Der Infant mußte bei dem Mittagseſſen des Vaters gegenwärtig ſein, aber ſtehend und als reſpectvolle Statue. Eines Tags, ermüdet durch ſolchen Zwang, lehnte er ſich an eine ſpaniſche Wand, die mit Gepraſſel umſchlug und ihn beinahe in ihren Fall zog. Mit kalter Härte ſagte Philipp: «Infant, hätteſt du mit gebührendem Reſpect dageſtanden, wäre dir dies nicht geſchehen.» Raſch entgegnete Carlos, auf die Wand blickend: «Nichts als Hofſtützen, ſie ſind alle gleich falſch.»“ Ganz anders aber erzählt dieſe Anekdote Balthaſar Gracian in ſeiner „Agudeza y arte de ingenio, discurso XXIX“, wo er berichtet: „Als einſt Don Carlos, wie gewöhnlich in mismüthiger Stimmung, zu Abend ſpeiſte, zog ſich Einer aus ſeiner Umgebung, verdrießlich theils über die lange Dauer des Tafelns, theils über die mürriſche Laune des Prinzen, allmälig bis zu einer Wand zurück; dieſe aber gab nach, weil hinter den Wandbehängen ſich die Höhlung eines Schlots befand. Er fiel, und faſt wären auch die Anweſenden vor Lachen umgefallen. Nur Carlos ſagte ſehr ſtreng: «Solchem Ungeſchick ziemt ſolche Strafe!» Da antwortete der Höfling, ebenſo ſchnell entgegnend als aufſtehend: «Wahrlich, Señor, ſo ſind alle Hofſtützen an die man ſich anlehnt.»“ 76.

Das Wort Rückſichtelei.

Vor mehr als zwanzig Jahren fanden wir irgendwo in einer öffentlich erſchienenen Druckſchrift — wol zum erſten male

— ein ſehr bezeichnendes, verſtändliches und wohlklingendes Wort: Rückſichtelei, das ſich zur Aufnahme in die deutſche Sprache empfahl und auch von Andern dazu empfohlen ward. Wir wiſſen nicht, ob die Empfehlung die gebührende Beachtung gefunden und ob jenes vorgeſchlagene Wort das Bürgerrecht in der deutſchen Sprache wirklich erlangt hat, möchten aber nicht daß es unbeachtet bliebe, und wiederholen daher die Empfehlung, um ſo mehr, da ſeitdem das Bedürfniß der Sache ſelbſt in vielen Beziehungen unſers öffentlichen Lebens das Wort ebenfalls hinreichend empfohlen hat. 8.

Bibliographie.

Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwei altfranzösische Heldengedichte des kerlingschen Sagenkreises. Nach der Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bamme, J., Charlotte Corday. Dramatiſches Gedicht. Magdeburg, Delbrück. Gr. 8. 20 Ngr.

Bartholomäi, F., Herr Curtmann und die Gemüthsbildung. Jena. Gr. 8. 24 Ngr.

Blüthen und Perlen deutſcher Dichtung. Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 4te vermehrte Auflage. Hannover, Rümpler. 16. 2 Thlr.

Czilsky, C. J. St., Kreuz und Krone! Lieder zur Erbauung. Spandau. 8. 16 Ngr.

Drumann, W., Geschichte Bonifacius des Achten. Zwei Theile. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen aus dem italieniſchen Kriege der Jahre 1848 und 1849. Zwei Bände. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gedenkbuch zur Feier der Schlacht von Groß-Beeren. Betrachtung ihrer Geſchichte und aller Stätten, welche ihr Andenken für uns heiligte. Potsdam, Riegel. 12. 10 Ngr.

Geißler, W. A., Die Glocke. Original-Novellen und Erzählungen treu nach authentiſchen Geſchichtswerken bearbeitet. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

— — Nachtſchatten, Bilder aus dem Natur- und Geiſterreiche. Novellen. Ebendaſelbſt. 1851. 8. 1 Thlr.

Goerwitz, H., Standreden auf der Kanzel des Humors. Mit einem Anhang: Auswandererlieder von demſelben. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Grün, Anaſtaſius, Der letzte Ritter. Romanzenkranz. 7te Auflage. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Irmischer, J. C., Handschriften-Katalog der Königl. Universitäts-Bibliothek zu Erlangen. Mit 2 Tafeln Schriftproben. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Kobell, F. v., Der Hausl' vo' Finſterwald. Der ſchwarzi Veitl. 'S Kranzner-Reſei. Drei größere Gedichte nebſt andern in oberbayeriſcher Mundart. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 16. 24 Ngr.

Läncher, Das Wiederſehen in jener Welt. Eine Darſtellung. Nordhauſen, Büchting. Gr. 8. 3 Ngr.

Lebensbeſchreibungen, Anecdoten, Characterzüge, merkwürdige Gewohnheiten und ſeltſame Todesarten berüchtigter Geizhälſe. Nebſt Bemerkungen über Enthaltſamkeit und Sparſamkeit. Aus dem Engliſchen frei überſetzt und durch viele Zuſätze vermehrt von P. Werner. Mit 2 Portraits. Weimar, Voigt. 12. 17½ Ngr.

Lehmann, G., Chronik der Stadt Delitzſch von den älteſten Zeiten bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Aus (ſeinem) Nachlaſſe. Herausgegeben von H. Schulze. Zwei Theile. Delitzſch, Eißner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Levitſchnigg, H. Ritter v., Soldatenfibel. 2te Auflage. Wien, Greß. 16. 12 Ngr.

Lina, Stimmen aus der Blumenwelt. Zürich, Meyer u. Haniſch. 16. 15 Ngr.

Meyer, E. H. F., Botaniſche Erläuterungen zu Strabons Geographie und einem Fragment des Dikäarchos. Ein Verſuch. Königsberg, Gebr. Bornträger. 8. 28 Ngr.

Moleſchott, J., Der Kreislauf des Lebens. Phyſiologiſche Antworten auf Liebig's Chemiſche Briefe. Mainz, v. Zabern. 8. 2 Thlr.

Mosewius, J. T., Johann Sebastian Bach's Matthäus-Passion, musikalisch-aesthetisch dargestellt. Mit Musik-Beilagen. Berlin, Trautwein. Imp.-4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Noack, L., Die Prinzipien der evangeliſchen Kirche und die Aufgabe der ſpeculativen Theologie. Lübeck, Dittmer. 8. 6 Ngr.

Queck, G., Ferdinand Gotthelf Hand nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt. Nebſt Auszügen aus Briefen von Heyne, Carus, Paſſow, G. Hermann u. A. und der Grabrede des Geh. Kirchenraths Schwarz. Jena, Doebereiner. Gr. 8. 16 Ngr.

Redwitz, O. v., Gedichte. 2te Auflage. Mainz, Kirchheim u. Schott. 16. 1 Thlr.

Schmid, X., Katholiſche Dogmatik. 1ſter Band. Schaffhauſen, Hurter. 8. 21 Ngr.

Schmidt, J., Charles Dickens. Eine Charakteriſtik. Leipzig, Lorck. 8. 15 Ngr.

Schrader, A., Der Matroſe oder das Teſtament des Grafen Hamilton. Hiſtoriſcher Original-Roman. Drei Bände. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 3 Thlr.

Stamm, F., Converſations-Lexikon der Liebe, oder Wörterbuch der Liebe von A. bis Z. Leipzig, Wengler. 16. 10 Ngr.

Werner, P., Ueber Autorität und Reſpeet gegenüber der Pietät, Beſcheidenheit und dem Gehorſam. Winke für geiſtliche und weltliche Behörden, das Militär, für Principale, Guts- und Dienſtherren. Nach Chaſtel. Weimar, Voigt. Gr. 8. 25 Ngr.

Wagner, F. G., Gabelsberger uud Stolze, oder: Was muß jeder Gebildete über Stenographie wiſſen und nach welchem Syſteme ſoll man dieſelbe erlernen? Nebſt 2 lithographirten Beilagen. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Wangenheim, U. Freih. v., Erinnerungen an Schleswig-Holſtein aus den Jahren 1850 und 1851 nebſt einem Plan der Schlacht von Idſtedt. Hildburghauſen, Keſſelring. Gr. 8. 24 Ngr.

Widenmann, G., Die Religion und das Recht der Welt nebſt einem Anhang über den moraliſchen, geiſtigen und politiſchen Charakter unſerer Zeit. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 25 Ngr.

Zedlitz, Soldaten-Büchlein. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 15 Ngr.

Zumpt, C. G., Ueber die bauliche Einrichtung des römischen Wohnhauses. 2te Auflage. Mit 1 lithographirten Tafel. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Aufgabe des Klerus in Deutſchland in der Zeitenwende des 19. Jahrhunderts von einem katholiſchen Prieſter. 2te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Rau, K. H., Ueber die Kriſis des Zollvereins im Sommer 1852. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 10 Ngr.

Hirt, C. H., Predigt am Sonntage Jubilate, den 2. Mai 1852 gehalten. Nürnberg, Riegel u. Wießner. 8. 2 Ngr.

Stein, L., Rechtliches Gutachten über die fortdauernde Giltigkeit der Schleswig-Holſteiniſchen Staatspapiere und des Patents vom 7. Juni, die Aufhebung dieſer Giltigkeit betreffend, nebſt Einleitung und Species facti von L. H. Simon. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXI.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ II, die Verſendungen der Monate April, Mai und Juni enthaltend.

(Beſchluß aus Nr. XXX.)

60. **Töpffer (Rudolf), Geſammelte Schriften.** Vollſtändige deutſche Ausgabe. Viertes bis ſiebentes Bändchen. — A. u. d. T.: Das Pfarrhaus. Vier Bändchen. 8. Geh. 3 Thlr.

Das erſte bis dritte Bändchen (Genfer Novellen) erſchienen 1847 und koſten 1 Thlr. 15 Ngr.]

Von dem Verfaſſer erſchien außerdem ebendaſelbſt:

Genfer Novellen. Deutſche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfaſſers und Illuſtrationen nach deſſen Zeichnungen. Prachtausgabe. 8. 1847. Geheftet 2 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

——— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfaſſers (ohne Illuſtrationen). 8. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 1 Thlr. 23 Ngr.

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollſtändige deutſche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzſchnitt, von der Hand des Verfaſſers. 16. 1847. Geheftet 1 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Töpffer's Novellen ſind, wie Zſchokke von ihnen ſagt, „zarte Abſpiegelungen des innerſten Seelenlebens. Nicht ſelten erblickt man, überraſcht und lächelnd, ſich ſelbſt darin wieder, mit ſeinen eigenen träumeriſchen Zuſtänden, Stimmungen, Verſtimmungen und geheimen Selbſttäuſchungen, die man Niemand geſtehen mag, und für die das Geſtändniß auch nicht leicht das richtige Wort findet."

61. **Volbeding (J. E.), Luther in Worms.** Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgeſtellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

62. **Volks-Bibliothek.** Siebenter und achter Band. 8. Geh. Jeder Band 20 Ngr.

Die erſchienenen Bände dieſer **Volks-Bibliothek**, von denen jeder einzeln zu haben iſt, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von **Ch. L. Haken.** Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. Zweite Auflage. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Mit Heim's Bildniß. Zweite Auflage. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutſchen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1 Thlr.

IV. **Der deutſchen Auswanderer Fahrten und Schickſale.** Von **F. Gerſtäcker.** Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **R. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. 1 Thlr.

VI. **Geſchichte der evangeliſchen Kirche ſeit der Reformation.** Von **C. G. H. Lentz.** 1 Thlr.

VII. **Herr Goldſchmid und ſein Probirſtein.** Bilder aus dem Familienleben. Von **D. L. H.** 20 Ngr.

VIII. **Die Geſchichte des Siebenjährigen Krieges.** Für das deutſche Volk bearbeitet von **R. John.** Mit den Bildniſſen von Friedrich II. und Maria Thereſia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ballhorn (F.), Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen zum Gebrauch für Schriftsetzer und Correctoren zusammengestellt. Fünfte vermehrte Auflage. 8. Auf feinstem Velinpapier. Geh. 18 Ngr.

Rabbinowicz (J. M.), Hebräiſche Grammatik nach neuen, ſehr vereinfachten Regeln und Grundſätzen mit polemiſchen Anmerkungen, wie auch mit Beiſpielen zur Uebung verſehen. 8. Grünberg. 1851. 1 Thlr.

Rottner (A.), Lehrbuch der Buchhaltung für den deutschen Buchhandel. Erste Abtheilung. Theoretischer Theil der Buchhaltung. 4. Geh. 1 Thlr.

Tafeln zur Statiſtik der öſterreichiſchen Monarchie für die Jahre 1845 und 1846. Zweiter Theil. Zuſammengeſtellt von der Direction der adminiſtrativen Statiſtik im k. k. Miniſterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Fünfter Band. Folio. Wien. 1851. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte bis vierte Band erſchienen 1846—50 und koſten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Bonnier (E.), Traité théorique et pratique des preuves en droit civil et en droit criminel. Seconde édition, revue et considérablement augmentée. In-8. Paris. 3 Thlr.

Ginoulhiac, Histoire du dogme catholique pendant les trois premiers siècles de l'église et jusqu'au concile de Nicée. 2 Tomes. In-8. Paris. 5 Thlr.

Obry (J. B. F.), Étude historique et philologique sur le participe passé français et sur ses verbes auxiliaires. In-8. Paris. 1 Thlr. 15 Ngr.

Picot (J. B. C.), Manuel du Code Napoléon (Code civil) suivi d'un formulaire pour les actes sous signature privée et des principes sur le timbre et sur l'enregistrement. In-12. Paris. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vecchj (C. A.), La Italia. Storia di due anni 1848—1849. Volume unico. In-8° grande. Torino. 1851. 6 Thlr. 20 Ngr.

———, **Vita di Carlo-Alberto.** In-8° grande. Torino. 1851. 16 Ngr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau,**

Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc. Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XVIII. Novelistas posteriores á Cervantes. Coleccion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica por Don *Cayetano Rosell.*

XIX. Obras completas del *Exmo. Sr. D. Manuel José Quintana*, con un prólogo por D. *Antonio Ferrer del Rio.*

XX. Comedias de Don *Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza.* Coleccion hecha é illustrada por Don *Juan Eugenio Hartzenbusch.*

Proſpecte dieſer Sammlung ſind auf Verlangen gratis zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tomo segundo. In-8. Madrid. 3 Thlr.

Der erſte Band erſchien früher und iſt zu gleichem Preiſe ebenfalls von mir zu beziehen.

Berndtson (F.), Ur Lifvets Strid. Skådespel i 5 Acter. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1851. 20 Ngr.

Ekelund (Carl Evert), Föreläsningar öfver Romerska Privaträtten. Efter Författarens död utgifna. 1:a — 3:e Delen. 8. Helsingfors. 1850, 51. 6 Thlr.

Finska Läkare-Sällskapets Handlingar. 4:e Bandet 3:e och 4:e Häftet. 8. Helsingfors. 1850, 51. à 15 Ngr.

Runeberg (J. L.), Hanna. En dikt i tre sånger. 8. Helsingfors. 1851. 15 Ngr.

Suomi, Tidskrift i fosterländska ämnen. 1850. Tionde årgången. Utgifven på Finska Litteratur-Sällskapets förlag. 8. Helsingfors. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erſte bis neunte Jahrgang iſt zu gleichem Preiſe ebenfalls von mir zu beziehen.

Topelius (Z.), Sångpartierna i Kung Carls Jagt, Romantisk Opera i tre akter af Fredrik Pacius. Första gången uppförd å Helsingfors Theater den 24 Mars 1852. Andra Upplagan. 8. Helsingfors. 1852. 10 Ngr.

Strahlmann (J.), Finniſche Sprachlehre für Finnen und Nicht-Finnen, mit Beziehung auf die Aehnlichkeit der finniſchen Sprache mit der ungariſchen, und einem Anhange von finniſchen Idiotiſmen und Vergleichung der finniſchen und ungariſchen Etymologie, mit einem Auszuge in dieſen Sprachen verwandter Wörter. 8. Petersburg. 1816. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847 bis 1851 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.***

Erste und zweite Lieferung. A — Byron.

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz**, und der **zehnte Band**, herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Führer
durch
London und Umgegend.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

Mit einem Plane von London.

12. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Plan beſonders in Etui 10 Ngr.

Dieſes Buch, zunächſt auf Veranlaſſung der vorjährigen londoner Induſtrieausſtellung entſtanden, darf allen Beſuchern **Londons** als **zuverläſſiger** und **praktiſcher Führer** empfohlen werden. Der Verfaſſer, durch mehrjährigen Aufenthalt in England mit den dortigen Zuſtänden innig vertraut, fungirte bekanntlich bei der londoner Induſtrieausſtellung als Commiſſar der königlich ſächſiſchen Regierung.

In **Miniatur-Ausgabe** erſchien ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Roſe.

Dichtung

von

Moritz Horn.

Geh. 16 Ngr. Geb. 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieſelbe, wiewol noch in der urſprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgeſtaltet hat, vor kurzem von **Robert Schumann** in Muſik geſetzt wurde.

Erſchienen iſt und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Der Schutzzoll und der Ackerbau.

Von

Eduard Fiſcher,

praktiſchem Landwirth auf Haus Menzel bei Rüthen in Weſtfalen.

Zweite Auflage. 8. Geh. 4 Ngr.

Dieſe kleine aber inhaltsreiche Schrift eines praktiſchen Landwirths, von der ſchon wenige Wochen nach ihrem Erſcheinen eine zweite unveränderte Auflage nöthig geworden, weiſt an einfachen Zahlen auf das überzeugendſte nach, welch nachtheiligen Einfluß der Schutzzoll auf den Ackerbau ausübe, von deſſen Blüte doch wiederum der geſammte Nationalwohlſtand, die Blüte des Handels und der Induſtrie, der Kunſt und der Wiſſenſchaft bedingt ſei. Sie iſt deshalb der Aufmerkſamkeit nicht nur des landwirthſchaftlichen Publicums, ſondern aller Derer, die bei Entſcheidung der Zoll- und Handelsfragen Deutſchlands intereſſirt ſind, alſo des geſammten Volks, dringend zu empfehlen.

Leipzig, im Juli 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 32. —— 7. Auguſt 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Drei Briefe über Schrift und Kunſt. Von **Max Waldau.** — Skizzenbuch in Worten und Bildern. Aus Weſtfalen, dem Rheinlande, der Schweiz, Baiern und Sachſen. Von Ludwig Löffler. — Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder, für das Volk und die reifere Jugend aufgeſtellt von Johann Ernſt Volbeding. — Goethe's „Hermann und Dorothea" in engliſchen Hexametern. Von **R. Peters.** — Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte. — **Bibliographie.**

Drei Briefe über Schrift und Kunſt.

Von **Max Waldau.**

1. An Wolfgang Müller in Düſſeldorf.

Die Trobadors von einſt beengen meinen Verkehr mit den Trobadors von heute. Einer der Letztern mußte mich aus meiner Einſiedelei reißen, damit ich Luſt und Zeit gewann für dieſen offenen, ab und zu unluſtigen, hoffentlich aber nirgend zeitwidrigen Brief, der Ihnen meine beſcheidenen Anſichten und Meinungen über Manches bringen ſoll, das in den letzten Monaten zwiſchen uns angeregt worden, aber im Gewühl dringenderer Arbeiten offen geblieben iſt. Ich ſah indeß bei dieſer Gelegenheit wieder daß der Sprung von Peyre Cardinal, Figueras und Arnaud Daniel zu den Poeten die heute „athmen im roſigen Lichte" nicht ſo groß iſt als man denken ſollte, da er über beiläufig 600 Jahre hinwegſetzen muß. Es beſteht eine auffallende Analogie zwiſchen der Trobadorzeit und unſern Tagen, unſere Aufgabe iſt wenig verſchieden von der jener Sirventeſchleuderer, und die Verſe des großen Peyre haben noch heute keine ſtumpfen Spitzen.... Ich will Ihnen aber zunächſt weder von dem Manne des ſchöngepanzerten und ſchöngeſchärften Worts, noch von dem Barrikadenſtiliſten Figueras, noch überhaupt von gereimten Invectiven erzählen.

Sie haben Ihre Liebe zur Sage in ſo liebenswürdig bedeutender Weiſe durch Ihre „Lorelei" bekundet daß ich Ihnen gegenüber keinen Anſtand nehme an Uraltes anzuklingen. Sie ſind nicht nur heimiſch in dem ſchmerzlich-trüben Zwielichte, das jetzt wie eine Blendmaske vor unſern Augen hängt und von dem für Europa wenigſtens Niemand recht wiſſen mag, ob es der Vorläufer eines Tags oder ganzer, letzter Nacht iſt; Sie kennen nicht nur die Gegenwart, ſondern auch jene Jahrhunderte der Dämmerung, aus deren Schooſe ſich in der That ein ſchimmernder, roſig leuchtender Morgen gebar. Sie erinnern ſich daher auch des alten Zauberers Merlin, der ein Teufelskind war und mitten im Winter, mitten in öder Gegend Gärten ſchuf auf den Wunſch eines ſchönen Mädchens, Gärten wie ſie Keiner noch dufttrunkener und farbenblitzender geträumt hat. Dies allerliebſte Zauberſtückchen liegt mir vor allen ſeinen andern Wunderthaten im Sinne, und ich verhehle meine Freude an ſo blitzſchneller und radicaler Landesverſchönerung nicht, obgleich ich weder leugnen mag noch kann daß der weißköpfige Galant ſammt dem freundlichen Abenteuer in das Bereich „romantiſcher" Märchen gehört. Möglich iſt es freilich daß mich die Gewißheit: für ſolche Liebhaberei in Verruf zu kommen, noch vor zwei Jahren gehindert hätte ſie laut auszuſprechen, denn die Welt ſchien ja nachgerade viel zu klug geworden um Märchen irgend genießbar zu finden und an irgend eine Zauberkaft zu glauben. Die Dämmerung zerſtob und verrann in Thau, die Sonne kam herauf, und die zarten Elfengewebe der Märchenblumen mit den weltbekannten blauemaillirten Kelchen und den juwelenfunkelnden Staubfäden verdorrten oder erfroren in der Lichthitze. Das war allgemein geglaubt und anerkannt; wer mitten im Treiben ſteckte, zweifelte nur in guten und beſten Stunden daran. Aber dieſer Glaube war ſelbſt ein Märchen. Es gab draußen Leben, Kampf, wol auch Freudenblitze, man hatte vor den lauten wirklichen Wahrheiten des Markts kaum ernſthaft Acht auf poetiſche Exiſtenzen und überſah nebenbei auch daß die Phantaſie es war, die Geſchichte zu

machen verſuchte, und daß ſie dies Geſchäft mit dem größtmöglichen Ungeſchick beſorgte. Der Untergang des Märchenthums mußte indeß ſchon principiell darum ein Irrthum ſein, die Bilder ſeines Bereichs konnten ſchon aus dem Grunde nicht verſchwinden wie Sternſchnuppen, weil das Denken nie verſiegt und die Märchenwelt in gewiſſer Beziehung die unveräußerliche Baſis des Denkens iſt. Wir ringen uns aus einem myſtiſchen Gewebe nur zur Klarheit, um ſofort wieder neue Nebelmaſſen vor uns zu ſehen, die erſt durch das eben gewonnene Licht ſichtbar wurden. Leopold Schefer ſagt in ſeinem „Weltprieſter", einem Werke voll tiefſten, nur vielleicht zu abſtracten Gehalts, daß alle Völker an ihren Göttern ſterben, daß ſie von der Bühne abtreten, ſobald ſie ihre Götter fertig geſungen, gemalt und gemeißelt haben, daß der wahre Gott aber nimmer fertig werde. Und ſo iſt es mit dem Gedanken. Der Menſch der ſich fertig gedacht hat und keinen Traum als Keim eines neuen Gedankens mehr inſichhegt iſt fertig, d. h. todt, auch wenn er lebte; die Menſchheit aber denkt ſich nie zu Ende, es gibt kein letztes Licht. Immer wird die neueſte Flamme Reflexe werfen auf die zerfließenden und auf die emporwallenden Nebel, und das nach beiden Seiten ſich brechende Licht wird Märchengebilde geſtalten, Sagen der Vergangenheit und Hoffnungen der Zukunft.

Romantik iſt ein allſeitig misbrauchter, breitgetretener, verpfuſchter und um ſeine Prägnanz für immer geprellter Begriff. Er bedeutet ſo viel und beſagt ſo wenig daß man ſehr gut und ohne ſich ſelbſt zu widerſprechen in einem Athem dafür und dagegen Partei nehmen kann; Jeder findet ſicherlich in dieſem Allerweltsgebiete Etwas zu lieben und Etwas zu haſſen. Man kann unmöglich davon reden, ohne vorher Markirſtangen ausgeſteckt und ein paar Leuchtkugeln über das Blachfeld geworfen zu haben, um ſich ſelbſt nur ein wenig zu orientiren. Das Weſen der Romantik iſt Sehnſucht, das Weſen romantiſcher Kunſt muß alſo beſtimmte, begrenzte Sehnſucht ſein. Die vielbeſprochene Ohnmacht der Form: Stoff und Gedankeninhalt makellos und ganz zu umſchließen, gehört von vornherein gar nicht unter ihre Bedingungen und in ihr Signalement. Um die Formloſigkeit in eine Kategorie zu bringen, benutzte man, durch zufällige concrete Erſcheinungen unterſtützt, den ſchon vorhandenen Begriff, für welchen auch keine Formel da war. Man goß ein Meer ins Meer und hatte immer wieder nur ein Meer, deſſen Linien heute ſo, morgen anders gezogen ſind. Thatſache wenigſtens iſt daß jene alten Romane in Verſen, von denen die Bezeichnung ſtammt, trotz aller Abenteuercomplicationen, trotz erfundener Länder, Prinzeſſinnen, Rieſen und drachentödtender Helden alleſammt eine nach Motiven gefügte, mehr oder minder dem Geſetze der Steigerung gehorchende, wohlabgeſchloſſene und die Einzelabenteuer feſt zum Ganzen verknüpfende Oekonomie haben. Das überſpannte Spiel mit Uebernatürlichkeiten, die geographiſchen Faſeleien, die wir heute in jenen Schöpfungen entdecken, das Coquettiren mit Unmöglichkeiten und die zur Aushülfe berufenen Genien, Feen, Zauberer u. ſ. w., die chriſtlichen und heidniſchen Nothhelfer jedes Rangs, all dieſer Apparat, den man unbegreiflicherweiſe zum Charaktermerkmal der Romantik aller Zeiten geſtempelt hat, wurzelte damals in der Anſchauung der Zeit: die Mehrzahl der Uebernatürlichkeiten galt für vollkommen natürlich; die Geiſter exiſtirten, denn man glaubte ſie; die fabelhaften Länder und Fürſtlichkeiten waren für das Publicum ganz beſtimmt in einem Winkel der Erde vorhanden, denn man konnte nicht einmal durch einen Globus das Gegentheil zu beweiſen verſuchen, da man nur ein Stück Erde kannte und auch von dieſem keine ganze Vorſtellung hatte. Es iſt ſo klar daß jedes Wort verloren ſcheint, mit dem man darthun wollte daß alle dieſe Dinge einen ganz andern Werth, eine himmelweit andere Bedeutung hatten als Nixen und Elfen, Faſeleien und Unwiſſenheiten in einem modernen Gedichte. Weder die Formloſigkeit, noch der Zauberſpuk, noch gar die Chriſtlichkeit gehören zur Charakteriſtik wirklicher Romantik. Auch die Odyſſee und das Nibelungenlied ſind romantiſche Schöpfungen, ohne daß ihrer Claſſicität dadurch irgend zunahegetreten wird. Was aber die Schule „Romantik" zu nennen beliebt, wenn ſie eine beſondere Richtung, eine beſtimmte Literaturphaſe nach gewiſſen ſchroffen Eigenthümlichkeiten bezeichnen will, das iſt dem Inhalte nach ein Conglomerat qualificirter Sentimentalitäten und der Form nach — wie ſich denn vage, namenloſe Durcheinanderſehnſucht nicht anders äußern kann — phantaſtiſches Zerfahrenſein. Der Gattungsname hieße beſſer Phantaſtik. Sie unterbricht den Entwickelungsgang eines Stoffs nicht willkürlich, bewußt und beſonnen durch Allgemeines und Fremdes, wie man wol für ſeinen Zweck thut, ſobald man eine Fabel nur als Kleiderrechen betrachtet, an den man accentuirte Gedanken hängen will, ſondern ſie faſert vielmehr den Stoff ſelbſt vom Kerne ab in tauſend gleich bedeutende oder gleich unbedeutende Fäden, die ſich ihr durcheinander wirren und einen Knoten bilden der nicht zu löſen iſt und den ſie auch nicht zu löſen denkt. Die Reſultate der Phantaſtik ſind eine Reihe von Fragezeichen. Es iſt weſentlich charakteriſtiſch, aber auch als Nothwendigkeit motivirt durch die ſchrankenloſe, allſeitige Sehnſucht, daß ihre Meiſter von ehedem wie die etwaigen von jetzt dem Menſchen, dem Leben und der Natur gegenüber immer nur als analytiſche Chemiker zu operiren verſtanden und verſtehen. Und wieder waren und ſind die Scheidemittel zu ſchwach, um irgend einen Körper klar in ſeine elementaren Beſtandtheile zu zerlegen. Der Proceß ergibt daß der Stoff angegriffen, ſeiner urſprünglich natürlichen Weſenhaftigkeit beraubt, aber niemals geſchieden ward; ein von Säuren angegangener Klotz blieb er geſtaltlos liegen in einer trüben, wolkigen Lauge, durch die man für immer die eckigen Contouren des poröſen Ueberreſts erkennen wird. In ſolcher myſtiſchen Sauce ſpielen alle Phantasmagorien dieſer Richtung, und für ſolchen Zweck iſt der Platz auch ohne Zweifel paßlichſt gewählt. Wozu er ſich aber nimmermehr bieten kann, das iſt zur Geſtaltung eines untadeligen, ganzen Kunſtwerks.

Von Ihnen fürchte ich nicht daß Sie mich werden durch Kaulbach'ſche Bilder eines Beſſern belehren wollen, aber es iſt nicht unwahrſcheinlich daß ein Anderer ihrer gedächte, und dem will ich zuvorkommen.

Oft genug ſah ich im Reagirglaſe, ohne daß die Trübung gehoben und der zu unterſuchende Stoff zerfällt war wie er ſollte, prachtvolle Kryſtallſtrahlen anſchießen, bald einzeln, ſtarr für ſich beſtehend, bald in reizende Druſen geſammelt, und ſo finden ſich auch in jeder Kaulbach'ſchen Schöpfung trotz des Allegoriengewirrs immer ſo herrlich menſchliche Einzelheiten daß man kaum von ihnen loskommt. Was ſind in der „Zerſtörung von Jeruſalem" die Chriſtenkinder packend irdiſch! Welch ergreifendes Pathos ſchwebt über der Mittelgruppe! Aber wer ſpürt Etwas beim Anblicke des, ich möchte ſagen, abſtract daherreitenden Titus oder gar der ſo recht con amore „umſauceten" Propheten? Das Ganze iſt keine Zerſtörung von Jeruſalem, ja es iſt kein Bild im eigentlichen Sinne, keine künſtleriſche Einheit, wie denn eine ſolche von vornherein durch das Thema verweigert war. Der Jeremias auf den Trümmern iſt ein Vorwurf für ein Bild; eine Zerſtörung, der Sturm ſelbſt gäbe aber beſtenfalls immer nur eine Illuſtration. Schon die Wahl des Gegenſtandes an und für ſich iſt eine Extravaganz, die hier durch Auffaſſung und Darſtellung nur noch verſchlimmert und augenfällig wurde. Mit demſelben Rechte könnte man Napoleon, Wellington, Blücher, einen Grenadier der alten Garde, einen Rothrock, ein todtes Pferd, eine zerſchoſſene Trommel und ein Dutzend Musketen malen, jeden und jedes für ſich unübertrefflich, und von der Welt verlangen daß ſie dies obligate Nebeneinander für die Schlacht bei Waterloo halte. Wären die einzelnen Gruppen Bilder für ſich, ſo ſtände Kaulbach von Wenigen erreicht da und von Keinem übertroffen, denn es liegt eine bezaubernde Gewalt in ſeinem Pinſel, aber wie die Sachen liegen, müßte man wünſchen daß er zeichnete und malte was Cornelius in Umriſſen componirt. Jeder iſt in Dem Meiſter worin der Andere ſchwach erſcheint. Hieße mich darum auch alle Welt einen Barbaren, ich werde doch Zeichnung und Colorit von Cornelius nimmer Beſtem ebenbürtig und Conception und Compoſition von Kaulbach's großen Bildern immer barbariſch nennen. Auch die „Hunnenſchlacht", ſowie „Karl der Große und Wittekind" ſind reich an wunderſam ſchönen, gewaltig wirkenden Einzelmaſſen, und die Darſtellung der helleniſchen Culturepoche, die ich nicht durch Autopſie kenne, wird es ſicherlich nicht minder ſein, aber als Gemälde, als vorgebliche Einheiten bleiben ſie von der allerübelſten Phantaſtik. Die Hunnenſchlacht kränkelt in der Ausführung am wenigſten von allen, aber hier iſt wieder die Idee ſelbſt phantaſtiſch. Das Nacheinander eines Buchs ergibt ohne weiteres Zuthun an und für ſich eine Zerſtückung; wird dieſe noch abſichtlich erweitert, ſo dürfte ſie zumal dann als erlaubt zu vertheidigen ſein, wenn ſie einen Zweck hat und der Titel keine künſtleriſche Einheit verſpricht. Aber auf derſelben Fläche zuſammengeſehen und zuſammenwirkend können die disjecta membra nur als Caprice oder Geſchmacksbarbarei bezeichnet werden, wenn man nicht für das Unkünſtleriſche auch einen Kunſtnamen erfunden hätte. Es wäre eine gar intereſſante Studie, gerade an einem ſo hervorragenden Beiſpiele nachzuſpüren dem allem Anſcheine nach als nothwendig gegebenen Zuſammenhange des Humors und der Phantaſtik und eine zuverläſſige Brücke zu ſchlagen von den Zeichnungen zu „Reineke Fuchs" zu den koloſſalen Allegorienlabyrinthen. Die gelungene Verleidenſchaftlichung der Thiergeſtalten oder vielmehr die Darſtellung gegebener Eigenſchaften in gegebener Form, die hier ausgeführt wurden wie nie zuvor, bietet zwar an und für ſich ſchon ſtarke Balken zu ſolchem Bau, aber zuletzt iſt auch die Entſtehung des herrlichen Bilder-Reineke nur Symptom einer noch nicht präcis genug umriſſenen Geiſtesrichtung.

Mir lag Kaulbach nahe, weil er das oberſte, tüchtigſte und glänzendſte Phänomen heutiger Phantaſtik iſt, weil ferner dieſe Neigung bei einem Maler doppelt auffallen muß, und endlich weil ſeine Werke auch dann noch vorhanden und bekannt ſein werden, wenn man dem Rechte der Kunſt nicht minder wird Gerechtigkeit widerfahren laſſen als dem bewunderten Künſtler. An ihm zeigt es ſich deutlich was ſelbſt bei höchſter Begabung der analytiſche Weg in der Kunſt als Aeußerſtes zu leiſten vermag: ſchönes Stückwerk, fixirte Unruhe.

Die entgegengeſetzte romantiſche Methode, die ſynthetiſche, beruht auf künſtleriſchem Idealismus. Dieſer iſt immer romantiſch, ſagt ſich aber doch nie von der Wirklichkeit los; nur iſt ſeine Welt die ſchöne, die für ſeinen Zweck eigens entwickelte Wirklichkeit. Ohne Realismus keine künſtleriſche Plaſtik, aber ohne Idealismus keine Kunſt. Wer von einem Menſchen noch mehr accentuirt beſchreiben oder zeichnen wollte als für ihn zu beſtimmter Zeit und an beſtimmtem Orte bedeutend iſt, wer Alles was drum und dran hängt mit dem Entſprechenden auf dieſelbe Werthſtufe ſtellte, der ſähe ſein Werk wirkungslos verpuffen, ja der Zweck könnte leicht ſo ſehr verfehlt ſein daß Niemand in der perſpectivlos mit ſklaviſchem Realismus aufgefaßten Erſcheinung gerade die Geſtalt erkennt um die es ſich handelt. Der Maler muß Luft zwiſchen die Figuren bringen die ſich voneinander abheben ſollen, er muß die einzelnen Köpfe ſogar von der Naſe zu den Haaren hinterwärts mit Luft abtonen, kurz er muß durchaus von der ſtarren Wirklichkeit abweichen wenn er Wirkliches ſchaffen will. Ein analoges Verfahren iſt bei Schriftgruppen einzuhalten. Weiter hat der Maler auf reflectirtes Licht, auf gebrochene und volle Schatten zu achten, aber er darf, wo es einen höhern Zweck gilt, ganz unzweifelhaft Lichter und Schatten ignoriren oder fingiren, und Alles was wir dabei zu fodern berechtigt ſind, iſt daß ſich der Vorgang vernünftig und natürlich erklären läßt, auch wenn ſein Motiv nicht gegenſtändlich auf der Tafel vertreten wird. Zudem erinnere ich an Goethe's Wort, daß in einer Landſchaft die Blumen nicht für ein botaniſches

Werk gemalt werden müßten, und daß der Stiefel eines gemalten Menſchen nicht der Kritik eines Schuſters anheimfalle. In dem Augenblicke aber in dem die Kunſt ihre Thätigkeit beginnt, ſomit aus äſthetiſchen Rückſichten der ſtrenge Realismus, die ſchroffe Proſa des Kotyledonenzwangs und der Schuſterleiſtennorm aufgegeben wird, und das Geſetz der Schönheit als oberſtes gilt, in demſelben beginnt auch das Reich des Idealismus und mit ihm die Herrſchaft der Romantik, die allerdings hier Nichts mit dem Schulbegriff gemein hat. Aber es iſt nun doch die Sehnſucht, die Sehnſucht nach Schönem und Edelem, welche die rohen Linien der nackten Wirklichkeit verläßt, ihre zufälligen Verunſtaltungen beſeitigt und Verzerrtes zu ſich ſelbſt erhebt: und die Praxis dieſer auf Beſtimmtes gerichteten idealiſtiſchen Sehnſucht iſt Romantik. Daß der Idealismus fähig ſei vollendete Kunſtwerke zu erzeugen, wird Niemand leugnen, denn wir verdanken ihm thatſächlich das Beſte was wir haben. Er vereint ſeinem ebenangedeuteten Weſen nach, wenn und wo er künſtleriſch ſchaffend vorgeht, in ihrer Art fertige, entweder ſich im Laufe des Proceſſes endgültig entwickelnde oder bereits in letzter Form geklärte Elemente dergeſtalt zum Ganzen, daß die Abtrennung eines Theils mindeſtens eine augenblicklich fühlbare Lücke mitſichbrächte. Die Elemente ſind demnach nicht blos zufällig, willkürlich und ohne dringende Wechſelwirkung im Raume verbunden, ſondern ſie hängen weſentlich organiſch zuſammen. Daß ich für den Zweck „fertige“ Theile meine und mit dem Fertigſein nicht jenem Typenkram das Wort reden will, der unnatürlich, unwahr, engherzig und einſeitig zu werden geneigt iſt und zuletzt in allegoriſche Räthſelſpiele, in Rebus ausarten, d. h. phantaſtiſch werden muß, das bedarf kaum der Erwähnung.

Begriffe die vom Leben vorgebildet ſind oder ſich aus ihm herausgeſtalten werden von der Wiſſenſchaft analyſirt und als Abſtracta begrenzt, körperlos von der Kunſt in die Hand genommen und von dieſer je nachdem potenzirt als concrete, individuell berechtigte Größen dem Leben wieder zurückgegeben. Sie haben nicht allein den Schmelzofen des Scharfſinns zu paſſiren und den logiſchen Werthſtempel zu empfangen, ſondern ſie müſſen vor ihrer Verwendung noch den Läuterungsapparat der Logik der Kunſt überſtehen, und letztere iſt ein Hauptcapitel der Aeſthetik. Typiſch aber wird jedes Individuum, ſobald es charakteriſtiſche Eigenſchaften als rundabgeſchloſſene Einheit zur Anſchauung bringt. Das Einzelne vertritt dann einen Gattungsbegriff und wird, ohne ſelbſt abſtract werden zu müſſen, Prototyp oder Ideal einer ganzen Reihe. Jeder vollgültige Menſch eignet ſich dazu typiſch zu werden. Denn jeder ſolcher Menſch repräſentirt auch eine eigene, bald einfache, bald complicirte Idee. Daß wir aber nur durch die Abſtraction hindurch zu idealem Concreten gelangen können, liegt in der Natur der Sache; der ſoeben angeführte Kreislauf von der Wirklichkeit durch die Kunſt zum Leben zurück iſt der einzige und darum unvermeidliche. Die Wiſſenſchaft erkennt, aber nur die Kunſt ſchafft und ſchafft neues wirkliches Leben. Von dieſem Geſichtspunkte aus iſt die Kunſt die höchſte Praxis des Wiſſens. In ihr gipfelt ſich das Erkennen zu und wendet ſich mit ihr, ſo die Kette ſchließend, in verklärter Weiſe zum Reinſinnlichen heim. Es iſt ſchwerlich anders, obgleich man Wiſſenſchaft und Kunſt als philoſophiſche Gegenpole zu faſſen ſucht, und obgleich ſogenannter Kunſtinſtinct zuweilen auch ohne Begriffsklarheit Außerordentliches leiſtet. Letzteres erhärtet als Ausnahme nur die Regel, und Erſteres iſt ein Ausfluß der dualiſtiſchen Menſchenanſchauung, nach welcher ſich Körper und Geiſt nicht wie Mittel und Wirkung verhalten ſollen und alles Sinnlich-Faßbare dem Geiſtig-Erkannten bis zur Verwerflichkeit untergeordnet iſt. Dieſer Dualismus ſelbſt iſt zwar überwunden, aber ſeine Nachklänge ſtecken noch in allen Syſtemen, ſeine Conſequenzen ſind die Urſache der wunderlichſten Inconſequenzen. Die Kunſt bedarf des Erkennens im höchſten Grade, aber das Erkennen allein befähigt natürlich noch nicht zur Kunſt; ſie verlangt noch ein Weiteres, den Schöpfertrieb und den Schönheitsſinn, die eingeborene äſthetiſche Logik.

Nach alle Dem wird das Kunſtwerk das jedem Maßſtabe gewachſen ſein will, falls Sie meine Sätze gelten laſſen, beſtehen müſſen aus reell-idealen und wiederum ideal-realiſirten, in meinem Sinne typiſchen Elementen, und die Schöpferkraft, das Angeborene des Künſtlers, wird der elektriſche Strom ſein, der die getrennt aufgenommenen Grundtheile in Eins zuſammenſchlägt, ſodaß ein beſtimmtes, fertiges Etwas entſteht das — um den Vergleich feſtzuhalten — mechaniſch nicht in Verſchiedenheiten zerlegt werden kann, die rein auf ſich ſelbſt beruhen. Damit wird auch die letzte Spur der abſtracten Phaſe verwiſcht. Das Ganze iſt ein ſynthetiſches Experiment und nach meinen Prämiſſen zugleich ein idealiſtiſches, alſo romantiſches. Die Sehnſucht treibt zum Ideal; der Phantaſt träumt es in alle Winde, der Romantiker adelt ſich die Wirklichkeit dazu; jener ſucht es im Nebel, er ſucht es überall und zerfährt ſelbſt darüber; dieſer baut es ſich aus Dem auf was er faßt und hält, und feſtet und verſchönt an der eigenen Schöpfung die Menſchheit, das Leben und ſich ſelbſt. Es gibt keine Poeſie ohne Romantik!

Jeder Gedanke der in die Zukunft hinüber baut iſt ſo lange ein Märchen, das nicht ohne „Zauberkräfte“ Form nimmt und eine That wird, bis ſeine Blütenkrone abgewelkt iſt und Samen gezeitigt hat, aus dem wieder ein Traum weiterer Zukunft, ein neues Märchen emporſchoßt. Freiheit und Liebe, Schönheit und alles Menſchlich-Höchſte geſtaltet ſich, wenn und wo es poetiſch blühend als künſtleriſche Schöpfung zutagekommen will, zu wunderſinnigem, wunderſchönem Märchen. Auch das Genießen läßt ſich nicht ſingen, ſondern nur der Genuß; dieſer aber iſt in der äußerſten geſtaltungsfähigen Phaſe eine völlig traumhafte, märchenartige Empfindung, denn das Beſte, Geſangerweckende an allem Begehrenswerthen und Genußſpendenden kann einfach deshalb nicht

das momentane Genießen ſelbſt ſein, ſondern immer die Sehnſucht danach und die Erinnerung daran, weil im Augenblicke jedes letzten Entzückens die Reflexion gleich Null iſt, Formfähigkeit aber nur durch Reflexion geboren wird. Endlich ſingt auch Keiner mit gewaltigſter Herzensmacht was er hat, wol aber was er haben möchte oder hatte. Alſo befruchtet das Genießen nur mittelbar. Die Phantaſie, gleichviel ob productiv oder rein reproductiv, iſt geiſtige Zauberkraft, und der Genuß iſt Zauberſpiel und Märchen ſobald er Geſtalt nehmen kann, gleichviel ob er den Menſchen bewegt als das geahnte Genießen der Sehnſucht oder als wachgereizte Erinnerung, denn letztere iſt nur eine Form der Sehnſucht oder ihres polaren Gegenbegriffs. Der Menſch lebt nur aus Sehnſucht und vorallem durch die Sehnſucht. Sie iſt die Mutter der Märchen und des Gedankens, der Kunſt wie der Wiſſenſchaft. Alles Schönſte und Beſte muß erſt als Märchengebilde, als freieſt-eigene Schöpfung fertig ſein, ehe es als Bild, als Lied, kurz als irgend ein vollendetes Beſtimmtes auftreten kann.

Weſſen Nerven nun in regſter und intenſivſter Beziehung zu Allem ſtehen was Nerven vibriren machen kann, und weſſen Phantaſie vorzugsweiſe in der Richtung des Formfähigen zu ſchweifen gewöhnt iſt, an der Spitze demnach die Dichter, der iſt in jedem Falle ganz und gar in der Gewalt des Märchenthums, des Idealismus, der Romantik. Man negirt den Poeten geradezu wenn man ihm das Recht der Traumſpannung, der Begriffsveredelung und der Geſtaltung erſehnbarer, schönfarbiger Zuſtände beſtreitet. Ueberfülle von Sehnſucht und diffuſe Zeugungskraft ohne rechtes kritiſches Vermögen ſind die Quelle der Phantaſtik; Mangel an Phantaſie dagegen und an jener Abſtractionskraft welche concrete Niederſchläge zu liefern vermag iſt die Urſache der Angriffe gegen die Romantik. Ich muß dabei beharren daß es keinen Dichter gibt der nicht Romantiker wäre, ja es läßt ſich nicht einmal ein ſchaffender Denker frei von romantiſchen Anwandelungen denken. Er fällt ihnen zu ſo oft er ein Problem zu löſen ſucht. Sogar an dem Satze von der Hypotenuſe und den Katheten hat die Phantaſie ihren großen Antheil, auch er war erſt ein Märchen ehe er eine Wahrheit wurde.

Ich hoffe daß Sie auch ſchlimmſtenfalls nach dem Vorausgeſchickten gegen dies mein Märchenthum und meine Sympathien dafür nichts Weſentliches werden einzuwenden haben. Und es will mir ſcheinen als ob nach alle Dem den Dichtern recht eigentlich das Amt geworden wäre, nicht blos wie Shelley's Fairy: „the wonders of the human world to keep", ſondern geradehin als Schüler und Machtgenoſſen Merlin's durch die Welt zu wandern. Jenes gärtneriſche Zauberſtückchen von dem ich ausging muß ihnen ſtets als Muſter vorſchweben, ſie haben den Winter in triebfrohen Lenz und kahle Steppen in Blumenbeete umzuſchaffen. Die Flut der Leidenſchaft wirft, wie Goethe ſagt, „poetiſche Perlen" an den Strand, wir müſſen ſie ſammeln und die Menſchheit damit ſchmücken. Der Künſtler iſt ein Zauberer und ein Apoſtel, deſſen Evangelium die Dreieinigkeit von Schönheit, Kraft und Freude zu verkünden hat; der Geſammtname dieſer Trias aber heißt ebenſo Freiheit, wie die andere Trias von Weisheit, Willen und Thätigkeit ſich in Freiheit vereint. Leider finden ſich nur auch widerwärtige Hexenmeiſter und Märchen der Finſterniß, denn es gibt Menſchen welche das Häßliche wollen und nächtiges Dunkel erſehnen.

Dieſe Claſſe unſerer modernen Merlin's beſteht aus Leuten die unzweifelhaft höchſt legitimen Herkommens ſind und die ich ſelbſt dann noch für Alles eher zu halten geneigt wäre als für Teufelskinder, ſelbſt dann wenn ſie ſich nicht einer ſo weihräucherigen Frömmigkeit befleißigten, daß ſie nur mit Mühe und Noth bei lebendigem Leibe dem Leichengeruche der Heiligkeit entgehen. Dieſer Vorzug phyſiſcher und moraliſcher Legitimität, ſo entſetzlich breit er ſich auch in ihren Arbeiten macht, hindert die Herren indeß nicht im Blauen und unter der Erde mehr zu Hauſe und berechtigt zu ſein als unter uns andern Sterblichen. In der Regel fungiren ſie als Fledermäuſe, die den Tag über in Knochenhäuſern hocken und erſt mit dem Abenddämmer ihren zuckenden Flug beginnen; beſtenfalls aber ſind die Bergknappen, oft geſchickt genug einen glatten Stolln zu hauen, doch in ihrer Nachtſucht ſtets blind entſchloſſen das Gold und die edeln Kryſtalle die ihnen etwa der Zufall unter die Hände bringen ſollte auf die Halden zu werfen und nur die bekannten foſſilen Ideen, die Mammuthsknochen vorſündfluthlicher Denkweiſen in ihre Kober zu ſammeln. Natürlich ſollen dieſe ſaubern Schätze verwendet werden, aber Geſchmeide aus halbverfaultem, halbverſteintem Material taugen nun einmal höchſtens zu Opferſpenden für die Götzen der Vorwelt, mit denen ſie ein gewiſſes air de famille gemein haben; die Lieder jener Maulwurfspoeten können alſo auch niemals etwas Anderes ſein als Tanzweiſen für einen Cancan um altverwitterte Altäre, über die man, um nur ja das Maß der Abgeſchmacktheit vollzumachen, auch noch einen „Dom aus Harfen" bauen will. Aber trotz der Nothwendigkeit, die ihr Wirken in enge Grenzen bannt, und trotz der geharften, erbaulich verrückten Phraſeologie bleiben die Herren immerhin Zauberer. Die heraufbeſchworenen Gerippe und Mumien reden und ſind mitunter ſogar „ſüßgeſchwätzig"; und es gibt Tauſende die an ihren Gallimathias glauben, gerade weil er vernunftlos frech klingt; „credo quia absurdum", lautet der Satz des Kirchenvaters; ſie ſingen auch mit ihren verſchimmelten Lippen Hymnen auf vergeſſene Götter und noch vergeſſenere Pharaonen: und ihr Athem weht uns eiſig und grabesdumpfig an, Schauer aus verſargter Zeit rieſeln über unſere warme Haut, der Zauber iſt ſo vollſtändig daß wir uns ſchütteln vor Froſt und Ekel.

Brachte Ihnen in letzter Zeit nicht faſt jeder Bücherballen dies Gefühl gereimt oder ungereimt ins Haus? Die Geſpenſter, die Geiſter der Verweſung führen Krieg gegen das Leben, und ſo ſehr der Fäulniß verwandt iſt ein Theil der heute unter der Sonne Wandelnden, daß ſich

das Leben wehren muß und das Leben der Zukunft Schlachten zu ſchlagen hat gegen eine todte Vergangenheit, gegen die Peſt an der die Schwachen begrabener Tage geſtorben ſind. Solch aberwitziger Kampf wird nur dadurch möglich daß ſich ein Haufe Derer die ſelbſt noch theilhaben an den Segnungen des Lebens in jammervoller Schwäche losſagt von aller Hoffnung auf eigene Entwickelungsfähigkeit und Zukunftsberechtigung und, ſeiner Troſtloſigkeit und Verzweiflung durch die That geſtändig, betäubende Orgien feiert mit Lamien und trunken von Todtengift zu den Fahnen der Unterwelt ſchwört. Es iſt das Heer der Hel, wie ich es einmal grauſig dargeſtellt ſah, zum Weltuntergangskampfe ausziehend gegen die Aſen und die Helden Walhallas. Lauter Overbeck'ſche Knochengerüſte, ſo marklos dünn mit Farbe beleckt daß die Geſtalten fadenſcheinig waren und ausgeſaugten Hautſchläuchen glichen, in denen die Gelenke ſchlotterten. Statt der Augenſterne hatten ſie einen Firnißkleт, ſtatt der Waffen gleißten in ihren beinernen Fäuſten misgeſtaltete Ungethüme mit Schlangenſchwänzen. Wer ihnen erliegt, dachte ich angeſichts dieſer Scheußlichkeiten, ſtirbt am Ekel vor dem Kampfe, nicht durch den Kampf! Es iſt das Heer der Hel, oder wenn Sie lieber wollen, ſind es die Aſchermittwochsheiligen ſelbſt, die muſterhaften Schatten der Menſchen von Carlo Crivelli, Andreas Mantegna, Fra Giovanni da Fieſole, Domenico Ghirlandajo, Leonardo da Vinci u. ſ. w. Jede Begeiſterung hat zu ihrer beſtimmten Zeit unbedingte Lebensberechtigung und tritt darum auch mit lebendiger, Lebendiges lebhafteſt erfaſſender Glut auf. Es gibt zuverläſſig keinen Gefühlsfähigen, welcher unberührt gegenüberſtehen könnte den alten altgläubigen Bildern, aus denen ihm eine Phaſe der Menſchheit in der urſprünglichſten Wahrheit einer tiefſinnigen, von ihrem ſelbſtgedichteten Gotte voll durchdrungenen Weltanſchauung mit ſiegjauchzender oder ſiegwinſelnder Unmittelbarkeit entgegenſieht; aber wer in den modernen, anachroniſtiſchen Durchpauſungen nicht die kläglichſte Grimaſſe jenes ehrwürdigen Gefühls erkennt, dem fehlt der äußere und innere geſunde Blick. Er hat ſich nur mit dem Schatten des Begriffs der alten Zeit zurechtgefunden, nur mit dem Geſpenſte des alten, oft barbariſchen, immer aber ehrlichen Strebens verkehrt, er hat endlich nur den durchgepauſten Fieſole, und in der neuen Zeit iſt er ſelbſt ein Geſpenſt. Pietät gegen die Vergangenheit ſteht nur dort zu Recht wo es ſich um vergangene Vergangenheiten handelt. Auch iſt jede Begeiſterung nur in ihrer eigenen Zeit und an ihrem eigenen Orte wirklich begeiſtert. Dem Mönche von Fieſole ſtanden nach Bedarf ſeine Heiligen in Perſon Modell. Mir wenigſtens ſcheint es richtig und klar daß man das Verhältniß ein mal für alle mal folgendermaßen auffaſſen müſſe: Jedes Gefühl, jeder Gedanke, jede Anſchauung die ſich urſprünglich und ſelbſtändig aus dem Ganzen eines Culturmoments herausentwickelt, jeder Strahl der den Lichtkern ſeiner Zeit zum Ausgangspunkte hat, trägt für eine gewiſſe Periode der Nachwelt zum Trotz ſein gutes Recht in ſich; aber jedes Zurückgreifen nach Verlebtem, jedes Aufwärmen, jedes Leichenausſcharren und Grimaſſenſchneiden laut Recept, kurz aller und jeder Reliquienhokuspokus iſt rechtlos und entweder viehiſch-dumm oder diaboliſch-perfid, beſtenfalls aber eine handwerksmäßige, mit Gewerbeſchein betriebene Speculation auf die Dummheit und Perfidie Anderer. Es gibt nichts Zerſtörungsſüchtigeres als jene „conſervativen" Gelüſte, deren α und ω das Geſchrei der Wiederherſtellung irgend eines status quo ante iſt.

Zum Glück gehören indeß nicht alle Nachfolger Merlin's in die Kategorie der Leichenſtörer und maſculinen Hexen von Endor; zum Glück ſind die Zaubereien mitunter freundlicher und des Meiſters würdiger.

So laſſe ich es mit Freuden gelten, wenn Sie mit Hülfe der Sage Ihre rebenumgrünten Hügel zu einem Paradieſe ſingen. Ein wenig Phantaſie behängt uns die Rebſtöcke mit probemäßigen „im Goldlicht funkelnden" Purpurtrauben; von da iſt es anſcheinend nicht allzuweit zu einem Römer „kühlen Weins", und zu würzigem Trunke müſſen ſich hergebrachtermaßen ſofort frohe Lieder und ein paar roſige Lippen finden, kurz der Sang vom Rebengrün zaubert uns augenblicklich mitten in das Reich der drei Obergötter der Freude, wir ſpüren im Handumdrehen die Macht von Wein, Lied und Liebe, die jener tapfere Exmönch, den man einen „theuern Mann Gottes" nennt, klüglich aus der heidniſchen Welt in die chriſtlich-germaniſche herüberrettete. Beſſer verſtand auch Merlin ſeine Kunſt nicht, auch er verwandelte nur Oede in lebendige Pracht.

Und Auge in Auge, ohne den Sagenzauber, ohne den magiſchen Singſang der Poeten, ohne wein-, lied- und liebesdurſtige Phantaſie ſind ſie öde und eintönig die vielgeprieſenen Rebenhügel am Rhein und anderwärts. Es gibt kaum Nüchterneres als eine Reblandſchaft dieſſeit der Berge. Niedrige Steinmauern halten ein wenig zuſammengeſcharrten, tragfähigen Grund zuſammen und ſchneiden Grau auf Grau ſcharfe gerade Linien an die Felswände; die Reben klammern ſich an die kurzen Pfähle und zünden in ſchmalen grünen Flämmchen hinauf: zwiſchendurch ſehen überall die monotonen Mauern oder die nackten Felſen. Jeder Weinberg gleicht einer geſprengten Feſtung mit zerbröckelnden Wällen und verſchütteten Gräben. Der ganze vegetabiliſche Schmuck der Ruine erſchöpft ſich in einigen weißen Sternchen, die unter fadigem Graſe, grauen Flechten und roſtfahlem Mooſe ſchier verlorengehen; etwa noch eine ſilberhaarige Potentilla, langſtieliger Steinbrech, an den Rändern verſtreut kümmerliche Karden, Plantagolanzen und Wegdiſteln und dort und da eine grelle Ranunkel: das iſt Alles und verzweifelt wenig. Im Herbſte verfärbt ſich auch noch das Reblaub, bis dahin das Einzig-Saftige; die Blätter hängen gelb und falb in zottigen Locken an den Stöcken und reiben kniſternd ihre vertrockneten Spitzen aneinander als wollten ſie ſchrille Abſchiedsküſſe geben und nehmen. Das iſt eine melancholiſche Muſik, und der Anblick dieſer farbloſen Einſamkeit nie ein erheiternder. Die Contouren der Höhenzüge ſind ſelten

ſchön, wie das bei bebautem Berglande nicht anders möglich; nicht überall iſt der Strom oder eine maleriſche Burg in Sicht, kurz, auch das Enſemble bietet keine ſonderlichen Reize. Daß man aber dennoch Ihnen und Andern das Märchen von der ausbündigen Schönheit ſolcher mäuſefräßig grünen Hügel ohne Proteſt glaubt, das hat ſeinen Grund in der Märchenſucht die dem Menſchen troß aller Proteſte angeboren iſt, in der Sehnſucht, in der Phantaſie die eine Reihe genußverheißender Ideenaſſociationen vermittelt, und das Beſte dabei endlich:

Das hat mit ihrem Singen
Die Lorelei gethan.

Zur Thatſache macht aber die ſchöne Liederhexe das Märchen für den unbefangenen Beſchauer nicht eher, bis er ſelbſt ſo vom Zauber durchdrungen iſt daß er in dem „Ich" des Dichters aufgeht. Und das kann nur bei Wundern geſchehen die gewaltigſt menſchlicher Natur ſind; und wieder können auch dieſe nur auf wahrhaft menſchliche Naturen wirken. Gewöhnliche Touriſten die uns überreden wollen daß ſie die Fabel der Poeten, die wunderprächtigen Rebenhügel mit eigenen Augen wunderprächtig geſehen haben, verdienen wenig Glauben, wenn ſie nicht etwa durch ein Citat den Beweis liefern daß ſie wenigſtens momentan im Banne eines Zauberers gefangen waren.

Oder glauben Sie daß eine ſo ſtattliche Zahl Ihrer düſſeldorfer Rafaels wirklich ſo dumpf grau und fahl tünchen könnte wie Frau Jerichau-Baumann, wenn ihnen die Natur ſtatt der überlaufenen, gleichſam oxydirten Farben auf Schritt und Tritt ſaftige, friſche und warme Tinten entgegenhielte? Die ſtaubüberflogenen, lehmfarbigen Vordergründe ſind den Herren von der Umgebung dictirt, und wer dort den Muth hat Saft und Farbe auf den Pinſel zu nehmen, wer dort nicht im „düſſeldorfer Ton" malt, der hat ſein Farbenverſtändniß, ſein Sehen ſicherlich nicht am Rhein erworben. Die Fahlheit geht von der Landſchaft auch auf die gemalten Menſchen über, ſelbſt die alte Regel: Lichter mit Fleiſch und nicht mit Weiß aufzuſetzen, wird maſſenhaft in den Wind geſchlagen. In der That müßten Sie eigentlich im „Geſtein" eine Bleimine, im Schloßgarten Kreidefelſen, am Rhein eine Schlemmanſtalt und neben der Akademie eine großartige Fabrik von Weißpräparaten haben, denn ſo viel Miſchweiß, um ſtarke Farben krankhaft matt und bleich zu quälen, wird wahrſcheinlich in keiner zweiten Künſtlerſtadt verbraucht. Paßt dieſer Misbrauch etwa auch zu dem Syſtem nazareniſcher Farbenerſparniß, dem ein Theil der dortigen Jünger huldigt, ſo nimmt er ſich doch wahrhaft närriſch aus wenn er mit Kraftſtrichen à la Rubens oder gar mit einer Art von greifbar plaſtiſcher Malerei gepaart auftritt, die uns düſſeldorfer Hyper-Gudins verheißt. Ich meine indeß nicht etwa Achenbach, der ſeine Wellen in der That dem Meere ſtiehlt. Woran es liegt weiß ich nicht, falls das weiße Pulver nicht zutreffen ſollte, das der düſſeldorfer gemalten Natur meiner Anſicht nach die Abdominalfarbe gibt, genug aber, ich berufe mich auf Alle die „echte" düſſeldorfer Bilder geſehen haben, und bin überzeugt daß ſie alleſammt ſagen werden, es ſei bei einer großen Menge ſolcher Leinwand wie bei den Weinbergen: man möchte erſt den Staub wegwiſchen, und zwiſchen den Schoſſen ſehen überall die grauverwitterten Staubfabrikanten, die kahlen, abgeblaßten Felſen durch.

Ich ſelbſt habe an den Ufern des alten prächtigen Stroms Ihr ganzes Märchen von Wein, Lied und Liebe g e l e b t, und das vergißt ſich nicht, auch wenn es, wie Alles was hinter uns liegt, ſelbſt märchenhaft ward. Ich weiß es alſo voll zu würdigen, aber meine Augen ſind gerade durch dieſen an die Wirklichkeit gedichteten Flaum für die nackte Wirklichkeit kritiſch ſchärfer geworden. Ich würde mich Ihrer Zauberkunſt gar nicht ſo freuen und Sie nicht für einen Merlin halten können, ich würde das Wunder nicht mit vollem Bewußtſein und ganzer Befriedigung genießen, wenn ich mir nicht über Das klar wäre was Sie eigentlich gethan haben. Dadurch erſt fühle ich mich in der fremden Dichtung zu Hauſe, und in dieſer Weiſe heimiſch will zuletzt jeder Dichter den Leſer in ſeiner Arbeit haben. Es fällt wahrhaftig wol kaum Einem bei, die Welt zu einer Ammenſtube für Erwachſene machen zu wollen, und nur die Wenigſten ſtreben w i ſ ſ e n t l i c h danach durch Gefühlsverzettelung jeder großen und wahren Empfindung im voraus die Spitze abzubrechen. Die Poeſie iſt ein Cultus, die Dichter ſind Prieſter, und ihr Verhältniß zum Publicum befeſtigt ſich durch das Maß der Gläubigkeit der Anhänger jenes Cultus. Die Welt der Dichtung iſt nicht die alltägliche, aber die echte Dichterwelt wird immer in engſter und directer Beziehung zur Wirklichkeit ſtehen. Letztere iſt die Baſis jeder wirklich poetiſchen Illuſion, dieſe aber wieder die herausfodernde kritiſche Folie des Lebens. Ich habe ſo wenig als irgend ein Anderer Sympathien für ſybaritiſche Lotterbetten mit Roſenblättern beſtreut, oder für Süßholzpaſten in Goldpapier; der moderne Entnervungsapparat iſt mir von Herzen zuwider, aber ich beſtreite der Kritik das Recht irgend eine Arbeit nur darum vornehm über die Schultern anzuſehen, weil ſie harmlos und Alles in Allem nur eine That der Anmuth iſt. Es wird ſich ein Wort ſagen laſſen zu Gunſten jeder Schöpfung, auch des kleinſten Märchens par excellence, zu Gunſten der Naturbeſeelung und des anthropomorphiſchen Spuks, vorausgeſetzt daß ſie nicht mit ſentimentalem Milchbrei und rinnenden Thränendrüſen, ſondern geſund, friſch, muthig und lebenskräftig kommen und nicht Schneidermamſellenromantik treiben. E i n Name fertigt nicht die geſammte Lyrik ab, und in einen Sack ſtopfen läßt ſich nicht Alles was „lovely" angethan iſt. Das Verweicheln iſt keine Aufgabe der Poeſie, wol aber das Verſchönern, Schmücken, Veredeln und Freundlichmachen. So iſt Kinkel's „Otto der Schütz", obgleich dort und da freilich faſt coquett geputzt, ein reizendes Werkchen das Keinem wie ein Schlummerlied erſcheinen wird; ſo ſind dagegen Geibel's melodiöſe Mannathränen gerade ſo viel werth als alle Thränen die an jedem Stein geweint werden.

Wie Gutzkow wahrſcheinlich ſelbſt, bedauere ich daß von ſeinem ſo vielfach bemerkenswerthen Aufſatze im „Deutſchen Muſeum" nichts Beſſeres hängen geblieben iſt als dies Stichwort, das kein weiteres Verdienſt hat als zu den vielen breiten Kategorien ein Supplement geliefert zu haben. Das Gewicht des Schriftchens beruhte unzweifelhaft nicht auf dieſem Seitenhiebe und am wenigſtens hing die Seligkeit von dem Wortfang ab. Die Philippika gegen die „Blumenleſler" ſcheint aber taube Ohren gefunden zu haben, denn mir gingen ſeitda ſchon wieder einige jener bequemen soi-disant literarhiſtoriſchen Fabrikate durch die Hände, in denen die Verſifexe älterer und neuer Zeit, rubricirt und claſſificirt wie Inſekten, auf Velin ihre beſchnittenen Schwingen ausbreiten und in usum der Mädchenſchulen in die papierene Unſterblichkeit flattern. Und doch hatte dieſer Angriff die Beſtimmung einen faulen Fleck unſerer Literatur anzuſtechen und ſeine Heilung oder Beſeitigung anzubahnen. Es iſt unmöglich dieſem Verſuche die Verdienſtlichkeit abzuſprechen, und ſelbſt die Feinde des Verfaſſers ſtellten ohne es zu wollen ihr Contingent der Anerkennung. Man kann ja doch wol nicht köſtlicher zuſtimmen als durch den Vorwurf: „daß Gutzkow in ſeinem Angriffe nur darum ſo eifrig derb war, weil man *ihn ſelbſt* in den blumenleſleriſchen Päſſen zur Ewigkeit beſtändig ignorire." Mich dünkt ehrlich, der eine Umſtand ſchon daß man den thätigſten und vielerprobteſten deutſchen Autor der Gegenwart übergehen mußte, weil der Schwerpunkt ſeines Wirkens eben nicht in einem Dutzend kleiner Liedchen ſteckt, bewieſe an und für ſich rund und nett was Gutzkow beweiſen wollte: daß nämlich die vielbeliebte Literaturgeſchichtmacherei erbärmlich einſeitig und zudem ſchreiend ungerecht ſei. Schlimm genug daß er ſich ſelbſt ſeiner Haut wehren mußte. Man konnte wirklich keinen beſſern Schlußſtein für ſein Gebäude finden als jenen Vorwurf; er demonſtrirt die Wahrheit der gegebenen Sätze ad hominem, denn auch die enragirteſten Gegner des Verfaſſers der „Ritter vom Geiſte" müſſen nun doch eingeſtehen daß eine Geſchichte der Schriftwelt unſerer Tage in welcher Gutzkow kaum genannt wird noch unter Barthel ſteht, und das iſt wol das Aeußerſte was man ſagen kann. Freilich jene Sammler ſind eben nur Kärrner, nicht ſelbſt Autoren, ſie kommen gar nicht auf den Gedanken daß man zum Entgelt für ein langjähriges, oft vielleicht mit Entbehrungen verbundenes Streben und Ringen, Erſinnen und Schaffen, wenn auch keine Statuen, doch einen Platz in der Schriftgeſchichte zu beanſpruchen berechtigt iſt, wie etwa der Soldat für das Alter auf ſein Invalidenhôtel rechnet. Man betone den Vorwurf wie man wolle, das Ende wird immer zu Gutzkow's Gunſten ſprechen.

Daß der Angreifer im Verlaufe des Aufſatzes ſelbſt einſeitig und ungerecht wird, das hat ſeine Urſache ſchwerlich in raſchem Urtheile, ſondern iſt offenbar Abſicht. Gerade als Kritiker ſteht Gutzkow am höchſten, und auch als ſchaffender Autor iſt er immer Kritiker. Einen erſten Impuls für eine Strömung gab er nie, auch „Die Ritter vom Geiſte" ſind ein Résumé, aber er nimmt als Halbfabrikat in die Hand was irgendwo der Inſtinct fand; es wird durch ihn neu, weil es fertig wird; er copirt nicht, ſondern er entwickelt auf Grund ſeiner überlegen kritiſchen Begabung den Keim zur rechten Blüte, und ſo iſt er faſt mit lauter Verſtandesprämiſſen, ähnlich wie Leſſing, einer der vielſeitigſten und productivſten Schriftſteller aller Zeiten geworden, allerdings ohne eine originell-typiſche Geſtalt werden zu können. Wer die Literatur der Zeitgenoſſen von ſeinem erſten Auftreten ab kennt, der findet in Gutzkow's Werken faſt einen vollſtändigen, *dargeſtellten* Katalog aller Genres und Richtungen die in dieſer Periode Anſpruch auf Erwähnung machen dürfen. Mit äußerſter Sicherheit erkannte er das Nutzbare ſtets, wie verſteckt es ihm auch vor Augen kam; ſein Blick iſt ſo richtig daß man nothwendig an Abſicht, Neckerei, Malice, Oppoſition, kurz an alles Mögliche denken muß, wenn man bei ihm auf eine ſchiefe Anſicht ſtößt, und nur ſelten dürfte die Annahme eines Irrthums das Richtigere ſein. Dies aber iſt auch ſo hinreichend bekannt daß es nicht erſprießlich wäre für unſchuldig Gezeichnete gegen ihn eine Lanze zu brechen.

Die Spitze des Aufſatzes, Das was davon durchaus nachhaltig Frucht tragen muß, bilden, wenn wir zuvor eine Grenze ziehen, die ſchlagenden Bemerkungen über das Verhältniß der Proſa zur Versform. Dieſe ſind es welche die Blumenleſler in ihrer ganzen Blöße zeigen. An ſie und das vorgeſchlagene Schema für die künftige Literaturgeſchichtſchreibung läßt ſich Mancherlei anknüpfen, und da ich mit Ihnen vorzugsweiſe über die Lyrik zu reden habe, kann ich Ihnen ein Stück des Fadens nicht erlaſſen.

Ich ſagte ſchon daß meiner beſcheidenen Anſicht nach Gutzkow mit Dem was er Lovelypoeſie nennt einen bloßen Namen ohne rechten Inhaltswerth in die Welt gepaſcht habe. Wie verſchwommen der Begriff iſt, geht ſchon daraus hervor daß „Amaranth" als Lovely-Muſterſtück genannt wird, während dies Gedicht ſeinem Hauptinhalte nach ſo wenig lovely als möglich und überhaupt eher ein Pamphlet als eiue Kunſtſchöpfung iſt. Greifen wir aber einmal dies weiteſte Genre auf und nehmen wir die offene Formel als geſchloſſen an, ſo muß uns doch auffällig werden daß der Erfinder mit keiner Silbe der Motive Erwähnung thut die eine ſolche Gattung erzeugen oder gar nothwendig machen konnten. Freilich lag ihm Nichts daran, denn wie die Andern die Proſa unterſchätzten, läßt er der Lyrik nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Das iſt eine Revanche; aber ſie ſteht einem ſo ſcharfſinnigen Kritiker wunderlich an in dem Momente, in dem er geſtehen muß daß ein paar glückliche Stanzen beſſere und zuverläſſigere Begründer der Popularität ſind als eine Reihe gewiegter und reifer Romane.

Die Lyrik, d. h. Alles was jetzt in Verſen producirt wird, mit Einſchluß aller neuern epiſchen Anläufe und mit alleinigem Ausſchluß *mancher* Dramen und Scherenberg'ſcher Schlachtweiſen, die Lyrik muß ſchroff ge-

ſchieden werden in eine ſolche die ihren Urſprung einer künſtleriſch beſtrebten Natur, einem ſchaffenden Geiſte, kurz einem „Dichter“ verdankt, und in eine ſolche deren Ausgangspunkt nicht irgend eine Natur im eigentlichen Sinne, ſondern eine Culturform, die Geſellſchaft iſt. Daß dieſe Spaltung exiſtirt, iſt nicht ſchwer zu zeigen, da die Beiſpiele in allen Händen ſind. Ferner muß als Trennungsmoment berückſichtigt werden: ob die beſtimmte poetiſche Production für Frauen oder für Männer und „Menſchen“ überhaupt geſchaffen ward. Der Unterſchied iſt leidig, aber er iſt einmal gemacht und nun weſentlich und wichtig. Die wirkliche, dem Menſchen geltende Poeſie geht Hand in Hand oder iſt Eins mit jener die im Herzen der Welt, in der Natur wurzelt; die Frauenpoeſie aber iſt faſt ganz und gar ein Spiel der Geſellſchaft geworden. Zwiſchen beiden Arten beſteht quantitativ ein arges Misverhältniß, das allerdings erklärlich, aber darum nicht weniger ſchmerzlich iſt. Die neueſte Zeit hat nicht mehr als drei Producte gezeitigt die ſich mit der vollen Sicherheit eines klaren, ganzen poetiſchen Naturbewußtſeins hellauf an den Menſchen wenden. Es gibt zwar Miſchwerke die mit Glück und Berechtigung den Verſuch machen halb der Geſellſchaft zu trotzen, halb mit ihrem Geſchmacke zu transigiren, es gibt Beſſeres, aber Gutes bieten nur jene drei, die denn auch für ſich allein wichtiger und ſo viel werth ſind als die ganze Flut der Luxusverſe. Auf zwei davon komme ich zurück und ſchalte darum hier nur die Namen ein: 1) Bodenſtedt's „Mirza Schaffy“, der indeß zuviel wirklich Fremdländiſches enthält als daß wir auf ihn zu ſtolz ſein dürften; 2) Daumer's „Hafis“, an dem faſt nur der Titel und die Form entlehnt ſind, obgleich der Verfaſſer ſeine herrlichen Parodien für Ueberſetzungen gibt; endlich 3) ein Werk das ich zwar nur als Manuſcript las, das aber muthmaßlich ſchon gedruckt in Ihren Händen ſein wird wenn Sie dieſe Zeilen erhalten; es heißt „Hafis in Hellas“ und hat einen „Hadſchi“ zum Verfaſſer.

Was zunächſt die Poeſie der Geſellſchaft anbelangt, ſo iſt ſie conventionnell und virtuoſenhaft und mit allen Krankheiten plattirter Geſinnung und des Virtuoſenthums behaftet. Ihre Heroen ſind literariſche Stutzer oder literariſche Grotteskſpringer. Die Kritik muß ſich, wenn ſie überhaupt noch mit ein wenig Vertrauen an eine Sammlung von Verſen herangeht, mit erprobten äſthetiſchen Waſſerſtiefeln verſorgen, denn irgend eine duftig-einfache, ich möchte ſagen, unwillkürliche Blüte ſchwimmt nun doch in der Regel auf den gereimten Teichen umher. Aber es gilt durch Schlamm, ſtehendes Waſſer und Schilf zu waten und zu brechen, man muß Froſchgequak und allenfalls auch einen Naſenſtüber von einer aufgeſcheuchten Brutente überſtehen, ehe man an die Blume herankommt. Und reißt man, durch das kühle Bad und den vielen Schmuz merklich kühl und ſpröde geworden, die Pflanze mit der Wurzel aus, ſo hat man zuletzt ſtatt des Dufts auch nur den Modergeruch der allen Teichgewächſen eigen iſt. Nur die Blüte, nur das auf der Oberfläche Schwimmende iſt ſchön genug gemacht um anziehen zu können, und die Kritik kann ſich mit den wenigen Kronblättern nicht abſpeiſen laſſen. Daher der Widerſpruch im Urtheil der Kritik und der Geſellſchaft. Letztere begnügt ſich mit dem Flachen, die Sinne leicht Kitzelnden, ja ſie liebt nur was ohne Leidenſchaft den Hauch der Leidenſchaften affectirt und ſich leidlich coquett zu präſentiren weiß. Aber Form geben, ſoweit die Form auf Metrik und muſikaliſchem Silbenfall, auf Bilderſchmuck und ſtiliſtiſcher Glätte beruht und nicht auch der Name für Plan und Oekonomie eines Ganzen iſt, kurz die Verfertigung wohlklingender und wohlgereihter Verſe iſt mit unſerer fertigen poetiſchen Sprache weder mehr noch minder als ein bloßes Ladenſchwengeltalent. Der Vers iſt eine Düte in die man Salpeter, Safran, Zittwerſamen, Zucker, Schießpulver oder gar Syrup füllen kann wenn man das rechte Papier wählt. Und das Zurechtdrehen einer ſolchen Düte lernt jeder Miſchores in kürzeſter Friſt. Vor 80 Jahren, ja vor 60 noch war es in der That Etwas, glattweg ſkandiren und reimen zu können, heute gehört dieſe Fähigkeit in den Kreis alltäglicher Bildung. Ich habe mir hundert mal ſagen laſſen: Mein Couſin oder meine Couſine, mein Neffe oder meine Nichte dichtet ſo allerliebſt. Und wenn ich nun das private Album durchblättern durfte, fand ich gewöhnlich die Anwartſchaft auf die Krönung im Capitol dadurch bethätigt daß man etwa gemeint hatte: die Bäume ſtreckten grüne Hände nach der Lenzluft aus, die Nachtigall ſei eine verfleiſchte Liebesklage, der Abendſtern — jeder Dilettant ſingt ihn an — das Auge der verſtorbenen Mutter, und die Sternſchnuppe bei den Beſcheidenen eine Thräne, um den Fall eines Menſchen von Engeln geweint, bei den Selbſtzufriedenen aber, die in der Regel das eigene Ich mit Oden zu bedenken pflegen und ſich gern über die reiche Geiſteslaune wundern mit der ſie behaftet zu ſein vorgeben, bei dieſen heißt die Sternſchnuppe das Bild eines prächtigen Gedankens der am Himmel ihres Gehirns dahinſchoß. Und dies Alles, die grünen Bäume und der blaue Himmel, der Liebesſchmerz und die Variationen nach Uhland und Heine, gehörig verwaſchen und vergeibelt, war ſtets in dem bekannten deutſch-poetiſchen Jargon aufgetiſcht, den Gervinus bereits hinreichend charakteriſirte; Alles war nach der beſten officina epithetorum gearbeitet und häufig genug ſo ſäuberlich zuſammengerafft und in ſo appetitliche Düten verpackt, daß Geibel es ohne Umſtände hätte adoptiren können und daß, wenn der Name des Vordermanns der Geſellſchaftslyrik darunterſtände, alle Blumenlesler ſich darum geriſſen hätten und eine Kücken'ſche Compoſition nicht ausgeblieben wäre. Sie paſſen trefflich zuſammen und zur Geſellſchaft, Geibel und Kücken: Beide haben nur Melodie, nicht Muſik! Wir haben jetzt in der Poeſie die Zeit der Wunderkinder und können die Backfiſche heerdenweiſe zur Krönung ſenden. Eine ganz ſchlechte, zumal eine originell-ſchlechte Leiſtung iſt mir aus letzter Zeit gar nicht bekannt, wenn ich Eduard Mezger's in dieſer Beziehung unübertreffliches „Erlebtes“ ausnehme. Das geradehin Schlechte iſt ebenſo ſelten wie das Hervorragende

Dies iſt die Seite des Dilettantismus und des Virtuoſenthums, wie ſich dieſelben durch gute Muſter und eine faßlich zugerichtete, ſyſtematiſch erlernbare Technik herausbilden müſſen. Die conventionnelle Richtung der Geſellſchaftspoeſie umſchließt noch Schlimmeres; ſie macht die zum Handwerk erniedrigte Kunſt vollends zur Grimaſſe.

Uns erſcheint die Geſellſchaft des 19. Jahrhunderts in hohem Grade cultivirt, weil wir an ſie gewöhnt ſind, und weil ſelbſt die barbariſchen Elemente die ihr beigemiſcht ſind einen gewiſſen Anſtrich genommen haben. Die Breccie iſt mit einem ſubtilen Mörtel befahren worden, der die Stücke zuſammenkittet und die Maſſe polirbar macht: der glatte Schliff und die Gewohnheit des Verkehrs täuſchen Den leicht über das Weſen des Ganzen der nicht tiefer ſondiren mag. Man kommt aneinander vorüber, alſo iſt Alles in Ordnung. Für Deutſchland iſt zudem noch ein anderer Beweggrund zu erwähnen, der das Sondiren im größern praktiſchen Leben als eine Art von Selbſtqual zeigt, die man gern vermeidet. Der Mangel moraliſcher Kraft in den Beziehungen der deutſchen Staaten zum Auslande, den nicht einmal mehr ein Regierungsorgan in Abrede zu ſtellen weiß; die heſſiſchen Zuſtände, die däniſche Rache, die Polizei auf der Elbe, die ſich gegen deutſche Schiffe die kleinlichſten Chicanen erlauben darf, alles Dies drückt, reizt und erbittert den Einzelnen; aber auch nur der Einzelne bringt zum Bewußtſein der Sachlage und ihrer Motive, auf die Geſellſchaft en masse wirken nur die Folgen der Ohnmacht zurück, untergraben die Befähigung zu thatkräftiger Leidenſchaft, zu muthig-beſonnenem Handeln und zwingen zur Beſchönigung der Thatloſigkeit und der Verſumpftheit jene Gefühlsverzettelung hervor die der Gegenwart mit Gewalt den Rücken kehrt und alles kleine Treiben und Empfindeln apotheoſirt. Daher der forcirte falſche Patriotismus welcher Dynaſten beräuchert und das Vaterland abſeits liegen läßt; daher die duſelige Frömmigkeit deren Delirien durch Narkoſen aller Art erzeugt werden; daher der Haß gegen das ſproſſende und grünende Leben, gegen Zukunft und Gegenwart, die durchaus Streben und Wirken fodern, und daher endlich die Liebe für alle kleinen vergoldeten Opiumpillen. Iſt ein Volk bis zu einer gewiſſen Tiefe niedergedrückt, ohne daß die eigene Jämmerlichkeit direct die Schuld davon trägt, dann hat es Scheu vor allem Großen, denn es fürchtet die Parallelen und weiß ſich zu ſchlaff oder doch zu unentſchloſſen, an dem großen Beiſpiele ſelbſt groß zu werden. Es iſt aber bei Männern kein Intereſſe vorauszuſetzen für jenes kleine Treiben; ſie werdeu alſo lieber ſich jedes poetiſchen Genuſſes entſchlagen als Antheil nehmen an bunten Splittern, die allerdings die Putzbedingung erfüllen mögen, aber weder Etwas für Erquickung noch Veredelung des Menſchen an ſich, noch für den Fortſchritt menſchlicher Zuſtände thun. Der Lyrik wenigſtens haben die Männer eher den Rücken gewendet, ehe dieſe ihnen beſtimmten Grund dazu gab. Sie ahnten was die Verhältniſſe erzeugen würden, überließen aber durch ihren Rücktritt die ſchwankende, bis ins Mark erſchütterte Kunſt ganz und gar dem Einfluſſe der Verhältniſſe. Zu Anfang des Jahrhunderts war das Intereſſe der Männer dem poetiſchen Schaffen gegenüber auf einer ganz andern Stufe, und ich glaube daß es außer Frage ſteht, daß erſt die Theilnahme ernſter Denker der Production ſichern Boden und Schwung leiht. Goethe und Schiller konnten die Literatur zu ihrer Höhe heben, weil die Stimmung der Zeit, ſelbſt im Angriffe, mitſchob. Die Pauſe welche dieſem großartigem Aufſchwunge gefolgt iſt machte die Männer kalt, ſie verhielten ſich von da ab höchſtens duldend, und ſo wurden die Frauen beinahe das ausſchließliche Publicum des Dichters. Sein Areopag waren die Mädchenſchulen, und die Blumenleſer kamen auf; auch ſie ſind motivirt. Die politiſchen Dichter wurzelten nur in einzelnen Kreiſen, das Schwärmen für Herwegh war nur eine vorübergehende Mode, Freiligrath fand kein haſtiges Publicum mehr für ſeine Zeitgedichte, die Herrſchaft des Kanarienvogelgeſchmacks begann, und die Damen zwitſcherten und piepten das Lob Deſſen, der ihnen am meiſten Zucker gab. Die Poeten brauchten ein Publicum, fanden kein anderes als ein zuckergenäſchiges und mußten ſich wohl oder übel bequemen, ihre Früchte wenigſtens zu kandiren oder in Zucker einzuſieden. Es iſt ein Irrthum daß dieſer Zuſtand ein allerneueſter, etwa ein nachmärzlicher ſei. Nur äußerſt wenig bekannte und bekanntere Namen brachten in der Zeit des Kampfes Kampflieder, den Spectakel machten obſcur geweſene und obſcur gebliebene Dutzendversler; was ſonſt erſchien und Erwähnung verdient, war, ganz abgeſehen von den verſchiedenen Lebenstendenzen, entweder für die Kanarienvögel berechnet, oder rang danach das Intereſſe der Männer wieder für die Poeſie zu erobern. Die Draſtica, die letztern Zweck vermitteln ſollten, waren aber leider oft nicht minder gefährlich als der Syrupfluß der Süßholzraspler, denn ſie riefen eine complette Groteskſpringerei hervor, die durchaus genial ſein ſollte und in der That nur bizarr war. Dieſe Bezeichnung dürfte ſich nicht mit Unrecht anwenden laſſen auf die kraſſen Verhöhnungen aller Schönheitsgeſetze, die von der Parteiwuth unter der Firma politiſcher Lieder in die Welt geſetzt worden, ſowie ſie auch auf jene Lieder der „freien Liebe" und der Frauenemancipation paßt die von Männern geſungen wurden. Für letzteres Genre intereſſirten ſich ganz entſchiedene Talente noch bis in die letzten Tage. Das Princip war freilich zum mindeſten darum anerkennenswerth weil es falſche Sittlichkeitsbegriffe negirte, aber es hatte eben auch nur negatives Verdienſt, und die Kunſtthaten welche den Satz formuliren ſollten konnten die Aufgabe nicht erfüllen. Es iſt leidig, dieſe Lieder und lyriſchen Dramen mit den carikirt ſocialiſtiſchen Streiflichtern und die famoſen Apotheoſen der Proſtitution zu ſehen, die man eigentlich zu Ehren derſelben Frauenmaſſe erfand der wir die Bonbonliteratur verdanken, und die dann auch als ſauerſüße rocks and drops hingenommen wurden. Auch dieſe Unarten, Verirrungen nnd Talentvergeudungen ſind Ausflüſſe der Rückſichten, der Transactionen mit der Geſellſchaft und Verſuche: durch das Aufwerfen einer flagranten Frage

ernſte Theilnahme denkender Männer zu erwerben. Die Poeſie nahm die Convenienz, das Sichbenehmen mit der Geſellſchaft zur Tanzmeiſterin und vergaß daß ihre Etiquetteregeln ewig ſind, ſie vergaß daß die Schaumgeborene keinen Schnürleib und keine coquetten Putzſtücke trug, weil ſie keine brauchte. Sie aber *wollte* locken und reizen, und in der Abſicht lag das Bekenntniß einer gewiſſen Verlebtheit, ſie griff zum Raffinement, weil ſie kein rechtes Vertrauen zu ſich ſelbſt hatte.

Die Mehrzahl der wilden politiſchen Lieder, die den Markt überſchwemmten, rührt, wie ich ſchon anmerkte, gar nicht von Dichtern, ſondern von jenen Poetaſtern her die wie Pilze über Nacht aufſchießen. Iſt der Stoff des politiſchen Lieds einmal in Scene geſetzt, dann verſtummt das Lied — wenn die Scene keinen Stoff für ein *Heldenlied* bietet. Der Takt des Dichters hält es zurück, weil es ſonſt, an geringfügige, ob auch im Augenblicke bedeutend erſcheinende Momente anknüpfend und die Tageswinzigkeiten illuſtrirend, zur Bänkelſängerei werden muß. Nehmen Sie tendenziöſe Romanzen und Balladen aus, wie es deren z. B. vorzügliche von R. Gottſchall gibt, die für ſich kleine künſtleriſche Ganze bilden können, ſo bleibt, wo ſich kein Heldenſtoff herausgeſtaltet, nur die politiſche Satire und die politiſche Elegie vollberechtigt. Die beſten Dichtungen aus der Zeit der letzten Bewegung laſſen ſich auf dieſe Stimmungen zurückführen, und kaum gelang es ſelbſt Freiligrath in directer Heftigkeit, im geraden Angriffe ſchön zu bleiben. Auch finden Sie in den Liedern die nicht von *vor* dem Kampfe datirt ſind jene kurze Herbheit die bei ihm die Satire vertritt, und vorwiegend Elegiſches. Nur freilich liegt in mannhafter Klage immer noch ſtolzes Zukunftsbewußtſein.

Einen deutlichen Beweis wie hart es an die Unmöglichkeit ſtreift künſtleriſch zu ſchaffen, wo das Sangesmotiv ein perſönlich-tendenziöſes iſt und der Vorwurf ſelbſt ohne idealiſtiſches Durchgeiſten in ſeiner hiſtoriſchen Integrität erhalten werden muß, liefert ein mir vorliegendes Kinkel-Album. *) Das Buch enthält eine Lebensſkizze Gottfried Kinkel's, ſeine Proceſſe und Vertheidigungsreden, den bekannten ergreifend ſchönen Aufſatz Adolf Stahr's, einen Abriß der abſcheulichen Intriguen mit denen die „Frommen" den Unglücklichen durch viele Jahre verfolgten, eine Auswahl von Phantaſien, Bruchſtücken aus Briefen und Gedichte Kinkel's, außerdem aber auch eine nicht geringe Anzahl von Verſen welche dem tragiſchen Looſe des Dichters ihr Daſein verdanken. Noch jetzt, obgleich man den Züchtling längſt wieder in einen freien Mann verwandelt weiß, noch jetzt, da er längſt wieder ſeiner geiſtesſtarken, liebesmuthigen Gattin und ſeinen prächtigen Kindern wiedergegeben iſt, von denen er ſo erſchütternden Abſchied genommen hatte, noch jetzt bewegen ſie uns mächtig die Schickſale jenes bonnenſer Profeſſors, der mehr zu ſein wußte als ein deutſcher Profeſſor und mit Blut und Leben für ſeine Ueberzeugung einſtand. Wir leben die ganze phyſiſche und moraliſche Folter auf das lebhafteſte durch, wenn wir den Hergang wie hier überſchaulich, reichhaltig, einfach und wol mit Wärme, aber ohne ſchielende Gehäſſigkeit, ohne giftige Leidenſchaftlichkeit erzählt finden. Es liegt ſo viel Pathos in dieſer Epiſode der letzten deutſchen Bewegung, daß es auffallen muß daß außer Kinkel's eigenen und dem zweiten Gedichte Johanna Kinkel's unter der ganzen Zahl auch nicht ein einziges begeiſtertes und darum begeiſterndes Lied aufgetaucht iſt. Wir Andern brachten Mann für Mann herzlich gutgemeinte Gelegenheitsgedichte, die zwar Ergüſſe innerſter Erregtheit und freieſten Gefühls ſind, auch wol je nach dem Berufe der Verfaſſer auf reinmenſchliche, d. h. poetiſche Baſis zurückgeführt wurden, immer aber nur relativen Werth und nicht als Kunſtbeſtrebungen irgendwelche Bedeutung haben. Sie gelten nur Etwas wenn man ſie als ſympathiſche „Stimmen der Zeit" auffaßt. Das Wort des Räthſels liegt gerade darin daß Kinkel und ſeine Gattin allein ſich über das Störende hinwegſetzen konnten. Ihnen war die Situation damals nicht was ſie uns im Drang der Zeit ſein mußte, eine Epiſode. Ihnen füllte ſie ein Leben aus; ſie machten die Wehen direct durch, wir durch Procura, in der Form mehr oder minder großer Theilnahme, Einzelne vielleicht gar nur aus Parteigefühlen. Wir hingen an der Situation, ſie aber ſtanden zugleich unter dem Einfluſſe aller Gedanken die ſich aus ihr herleiten laſſen, vergangene wie zukünftige, mit einem Worte, ihnen fehlten die romantiſchen Elemente die wir nothwendig zu vermeiden hatten, weil man uns ſonſt einer Fälſchung zeihen konnte. Auch das politiſche Lied muß, wenn es eine Kunſtthat ſein ſoll, eine Idee und nicht einen Moment, eine bloße Situation zum Vorwurfe haben, ſonſt geht es ſchlafen mit der Zeit die es geboren. Der Dichter muß, was er vor ausgetragener Sache nicht kann, aus dem Gegebenen, aus dem einzelnen Falle das Poëm herausentwickeln, oder er muß die Thatſache nur zum Kern, zum Ausgangspunkte eigener Anſchauungen und Beleuchtungen machen. In dem einen Falle kann er zum Heldengedichte kommen, und es iſt gar nicht unmöglich daß Jemand ſpäter das Geſchick des gefangenen, von ſeiner Familie getrennten Dichters und ſeine Befreiung durch den kühnen Schurz, den Mann mit der harten Römerſtirn und den faſt fanatiſch brennenden Augen, zu einem wohlgelungenen Liede geſtaltet; in dem andern kommt er zur Satire oder zur Elegie, und auch dafür liegt Stoff im Schickſale Kinkel's.

Forcirt in anderer Hinſicht, jedenfalls aber auch in der Abſicht durch auffallend Eigenthümliches die Männer zu gewinnen, ſind z. B. die Dichtungen Conſtant Wurzbach's, zumal die „Parallelen". Dieſe Abſichtlichkeit war bisher der Entfaltung ſeines, wie mich dünkt, nicht gewöhnlichen Talents eher hinderlich als förderlich, denn ſie veranlaßte ſowol die nicht immer glückliche Hetzjagd auf originelle Bilder, die z. B. das Regime der „Parallelen" iſt, als auch die moraliſirenden Nachſpiele und Prä-

*) König und Dichter. Stimmen der Zeit. Ein Kinkel-Album. Stuttgart, Sonnewald. 1851. Gr. 16. 1 Thlr.

ludien, die gar häufig alle Spitzen eingebüßt haben, ſobald ſie über die k. k. öſtreichiſchen Schlagbäume hinausflattern. In dem Beiwerk iſt öſtreichiſche Polemik, öſtreichiſcher Münzfuß und zuletzt öſtreichiſche Poeſie; das Ganze hat einen provinziellen Tic, nicht menſchlich allgemeine Höhe, ja es iſt ſogar in Form und Faſſung wie faſt bei allen neuern öſtreichiſchen Dichtern mehr poetiſcher Inſtinct als Kunſttakt und Kunſtverſtand. Indeß ſehen Sie aus den Cenſurſtrichen mit denen er die zweite Auflage der „Parallelen" zurechtrückte — das ganze Syſtem des Buchs konnte er nun doch nicht mehr umwerfen — daß er jene Periode bereits hinter ſich hat und über die Landesſchranken hinauswill. Ich werde die Freude haben das Prognoſtikon eintreffen zu ſehen, das ich ihm bei Gelegenheit ſeiner „Verſchollenen Königſtadt" ſtellte, die, abgeſehen von dem Parabaſenunfuge, der viel Fraubaſiſches enthielt, in Bezug auf Plaſtik und Präciſion ſchon ein großer Fortſchritt war. Hoffentlich haben wir bald wieder Neues und neue Fortſchrittsbeweiſe von ihm.

Gern will ich annehmen daß die Conception bei dieſen und bei einer großen Menge anderer Dichtungen eine reinpoetiſche war, und daß es der Dichter urſprünglich immer auf eine unbeirrte Kunſtſchöpfung abgeſehen hatte, wie dies ja wol bei einer Reihe von Celebritäten, die uns in neuerer Zeit ebenfalls beſchenkten, nicht anders ſein kann; aber während der Ausführung wirkte die Strömung des Tageswindes ein. Die Frauen waren der Leitſtern, und für eine conventionnelle Uniform mußte ebenfalls geſorgt werden. Mehr oder minder gaben Alle nach, wenn auch Keiner ſo viel wie eins unſerer graziöſeſten Talente, das, wie mir ſcheinen will, durchaus nur tändeln mag und nicht über das Erreichte, Leichterrungene hinausſtrebt. Ich meine Adolf Böttger, der mehr als Einem Häufiggenannten überlegen iſt und doch nicht gilt was er werth ſein könnte. Seine „Pilgerfahrt der Blumen" zu den Grandville'ſchen Bildern läßt allenthalben durchſpüren was er leiſten könnte, wenn er es nicht vorzöge Geſellſchaftspoeſie, Feuilletonlyrik zu treiben.

Das Aeußerſte aber was ſociale Strömungen im Verein mit jener Virtuoſität die ich ein Ladenſchwengeltalent nannte hervorbringen können, kurz ein vollbürtiges Erzeugniß jener Poeſie die rein aus der Geſellſchaft emporwächſt lieferte Hr. von Redwitz. Verzeihen Sie daß ich damit komme, ich weiß recht gut daß die Literarhiſtoriker ſpäterer Tage nicht begreifen werden, warum ſie alle naſelang auf dies Werkchen ſtoßen, aber in unſern Tagen iſt der „Amaranth" einmal nicht zu entgehen, entging ich ihr doch ſelbſt nicht, und das iſt komiſch genug. Als ich das Buch im Novitätenballen bekam, las ich es durch, gleichmüthig wie ich ſeinerzeit den Rockbrief Ronge's in den „Vaterlandsblättern" geleſen hatte, ehe ich wußte daß er eine jener „Pforten der Hölle" zu ſein berufen, welche die auf den Felſen Petrus gegründeten Kirche nicht bewältigen ſollen. Ich gab es einfach zurück und war noch viel ſpäter ſicher es nicht in meinen Schränken zu haben, da ich es weder als Secundanerprämie noch als Confirmationsgeſchenk von einem Religionslehrer irgend einer Confeſſion, weder vom Verfaſſer noch vom Verleger zu erwarten hatte; ich war ganz ſicher, nachdem ich es abgelehnt mich an einer Sammlung zur Vertheilung zu betheiligen, die ein Gratisexemplar abwarf, und nachdem endlich auch ein Hauſirer von „Rang" damit abgefertigt worden war. Sie hätten ſich ebenſo ſicher geglaubt, nachdem alle Pforten der Hölle abgeblitzt ſchienen, aber es iſt der „Amaranth" einmal nicht zu entgehen, man ſieht was aus ſolcher Einfalt vom Lande werden kann, wenn ſie erſt berufen wird. R. Schubert, wie ich glaube, der ſorgſamſte und routinirteſte Graveur in Deutſchland, aus deſſen Atelier eine Menge von Platten hervorgingen, die ſich mit den beſten franzöſiſchen meſſen können, ſchickte mir das Buch des Umſchlags wegen zu dem er die Platte geſtochen. Da hatte ich es nun doch und las es abermals. Es würde mich reuen, wenn ich Hartes von dem Gedichte ſagte, es würde mich reuen, wenn man es nicht zu einer Panacee machen wollte. Gutzkow aber behauptet trotz ſeines Tadels aus Oppoſition Dinge davon die er nie wird beweiſen können. Von vornherein iſt es mit der Einhaltung der Kunſtform nicht weit her, die Anlage iſt im Gegentheil eine recht eigentlich phantaſtiſche, zerfaſerte; ferner weiß ich mir Nichts mit den „Propyläen zu einem ernſten Lebenscultus der Kunſt" anzufangen, denn was ſich etwa bei dieſer Phraſe denken läßt, hängt kaum mit dem Ganzen oder einem Theile des Gedichts zuſammen. Ich meine nämlich daß es Gutzkow's ſcharfen Augen unmöglich entgehen konnte, daß die „frühreife Altklugheit" in „Amaranth" ihr α und ω geſchaffen, wofür denn nunmehr auch bereits zwei Beweisſtücke vorliegen, das „Märchen" und die „Gedichte". Endlich mag der „bedeutende Inhalt" doch wol nicht auf der Hand liegen, und ſeit wann wird ein Kunſtwerk nach dem „Fleiße" taxirt? Ein paar münchener Thiermaler malen feiſte Hammel bei Abendbeleuchtung, bei Mondſchein, bei aufgehender Sonne, ſie würden ihren Hammel auch bei Fackellicht malen, wenn es Jemand haben wollte: und das Vieh iſt ſo verzweifelt fleißig gemalt daß man ſogar die Heureſte und Schmuzbrocken zwiſchen der Wolle ſieht. Verdient das aber wirklich Lob und Aufmunterung? Macht es den Hammel mit dem feiſten Ranzen zum Löwen? Aber Gutzkow legt allenthalben den Accent auf den Fleiß und muß es der Conſequenz wegen auch hier thun. Das Andere iſt Oppoſition, die mir freilich nur dort berechtigt ſcheint wo ſie etwa Fronte macht gegen die Parteikritik. Das Parteicolorit eines „bedeutenden Inhalts" ändert den abſoluten Werthſtand nicht, aber wenn irgendwo, ſo gilt in der Kunſt der Satz des Fleißes nicht: Et voluisse sat est. Was ich vorallem nicht begreife, iſt daß die Kritik dieſe Schöpfung durchaus zu einer „Lovely-Dichtung" machen will. Die Lieder mögen dahin rangiren, aber die Polemik, die eine ſo große Rolle darin ſpielt, wird auch durch die herkömmliche Versglätte nicht zart und weich gemacht. Die Pointe des Inhalts endlich, die Kriſis, iſt ja Skandal, und zwar recht arger. Iſt die Geſellſchaft des 19. Jahrhun-

derts denn bereits ſo um alles Gefühl für allen, ſelbſt den äußern Anſtand daß ihr nicht einmal mehr einfällt, wie nun doch ein ſtarker Grad von Roheit dazu gehört, die Löſung eines „zarten" Verhältniſſes öffentlich und gar am Altare zu provociren? Die treu wiedergegebene Barbarei einer fernen Zeit kann man nicht zur Entſchuldigung anführen, da das Buch, wie es ſelbſt ein Anachronismus iſt, nach Art der Phantaſtik in ſechs Jahrhunderten zugleich ſpielt und aus lauter Anachronismen beſteht. Auch waren nobele Naturen zu keiner Zeit ſo ſkandalſüchtig. Daß hier mit recht ſaubern Reimen über den Conflict weggeglitten wird, ändert die Situation ganz und gar nicht, da die Abſicht des „Helden", der dabei eine recht ſchmucke Heuchlerrolle ſpielt, klar zutageliegt. Er will den Bruch, er will ſich aus der Affaire ziehen, und hat außerdem die gotteslästerliche Frechheit, den Gott der ſein drittes Wort iſt zum Vorwande und Deckmantel ſeiner faulen Intrigue zu nehmen. Und darauf iſt das ganze „fromme" Gedicht gebaut. Wenn nun Gismonda wirklich die anachroniſtiſche Dame blieb, wenn ſie ihre moderne Philoſophie ein wenig beſſer verdaut hatte als Hr. von Redwitz, wenn ſie, wie ſie ihrer Charakteranlage nach mußte, das Bürſchlein von oben herab abfertigte, was wurde dann aus dem Gedichte und ſeinem „bedeutenden" Inhalt, den ich freilich auch trotz dieſer Charakterverhunzung vergeblich ſuche! Ich gebe zu daß ſich in den Canevas hätte etwas Bedeutendes ſticken laſſen. Das von den Aeltern geknüpfte Band, das unfrei machende Gelübde mußte als unſittlich und verderblich gelöſt werden durch die Liebe; es galt zu zeigen, daß wer am Vorurtheil und falſcher Pietät zugrundeginge, den Untergang ſelbſt verſchuldete. So war eine Art von Anti-Atala zu erzielen, der es nicht an Bedeutung gemangelt hätte; aber davon iſt nun doch nicht die Spur da, das ſittliche Element, das ſich dem Verfaſſer faſt aufdrängte, iſt ſogar ausdrücklich in grobe Unſittlichkeit verkehrt worden. Wir haben Nichts als eine Gruppe von Perſonen, die höchſt willkürlich und den ausdrücklichen Schilderungen widerſprechend durcheinander gemiſcht werden. Selbſt eine ſo unfertige Gismonda wie die vorliegende kann einen Walter nicht zum Ohnmächtigwerden lieben, aber ſie muß den ungezogenen Schleicher im geeigneten Momente zum Hofe hinauswerfen laſſen. Der Bube ſelbſt endlich iſt im Augenblicke wo es gilt falſch gegen ſeine Liebe und falſch gegen die Braut. Er ſetzt die eine aufs Spiel und betrügt im Falle einer günſtigen Antwort die andere. Eine ſchlimmere und verächtlichere Jammerrolle hat noch nie ein Poet ſeinen Helden ſpielen laſſen; eine erbärmlichere Figur hat die deutſche Poeſie wol nicht aufzuweiſen als dieſen Liebhaber eines Naturkindes, das zum Beweiſe ſeiner Natürlichkeit nicht begreift, wie es ſich ſo froh fühlen kann, da es nun doch geküßt worden. Suchen Sie doch da heraus die feierliche Stimmung und den Kunſtberuf! Die Marionetten kommen nur dadurch zum Ziele daß man dem Hinderniß à propos den Kopf abreißt. Was kümmert mich die Tendenz des Dinges! Hätte es auch die mir befreundetſte, ich wüßte von ihm als Gedicht nichts Gutes zu ſagen, denn Alles was übrigbleibt, hübſche Verſe, iſt eben Nichts. Glatte Verſe macht ja Jedermann.

Wir können ſtolz darauf ſein daß die Kritik thatſächlich nie tendenziös-poetiſche Producte der Fortſchrittspartei anerkannte, wenn nicht das poetiſche Verdienſt die Tendenz überwog und im Guten vergeſſenmachte. Und ſelbſt dann noch hießen die Abſichtlichkeiten, wo ſie in den Vordergrund traten, ein Makel. Und nun ſollen wir plötzlich ſo übertrieben deutſch-gutmüthig geworden ſein, daß man uns zumuthen darf gerade nur der Diction und der reactionnairen, falſch frömmelnden Tendenz wegen ein lahmes, unreifes und unſittliches Stück „fleißiger" Arbeit als ein außerordentliches Kunſtwerk anzuerkennen? Das iſt ein allzu freundlicher Irrthum; ſelbſt Gutzkow's halbe Anerkennung hat nicht viel zu ſagen, denn man ihm kann auf den Kopf zu behaupten daß er ſeinem ganzen Weſen nach ſchon beim flüchtigen Leſen ſich des „bedeutenden" Inhalts bewußt ward, den *er* in die Form hätte gießen können, und daß er jene Worte ſchreibend an den Plan dachte der hätte ausgeführt werden *ſollen*.

In „Amaranth" gipfelt ſich die Geſellſchaftslyrik zu; kein Wunder alſo daß die Geſellſchaft ihr Werk, das nebenbei auch faſt ihr Reſultat iſt, mit allem Fleiß protegirt. Sie ſind einander werth! Zugleich zeigt dies Phänomen was eine wahrhaft großartige poetiſche Schöpfung für einen Empfang zu erwarten hätte.

Ich ſtelle nämlich nicht etwa in Abrede daß ein poetiſches Talent erſten Ranges ſich völlig frei hätte halten können von all den lähmenden, negativen Einflüſſen die bei Redwitz ſchaffend aufgetreten ſind, aber ich zweifle auf das beſtimmteſte an dem glücklichen Erfolge unbefangener Kunſtſchöpfungen. Ich kann die Behauptung ſogar an Daumer's „Hafis" erhärten. Es iſt kein Heil für poetiſches Streben zu erwarten, ſolange kein männliches Publicum exiſtirt. Natürlich meine ich wirkliche Männer. Denn es ſind ja auch Männer, und zwar ſehr kluge, in deren Kram es vortrefflich paßt, wenn das Flügelroß an roſigem Kappzaum zwiſchen Blumenparquets ſpazierengeführt wird, wo es geſtreichelt und betätſchelt von ſchönen Händen, artigerweiſe weder in die Lüfte gehen noch die Tulpen und Levkoien zerſtampfen kann. Sie wiſſen recht gut daß ein Flug, wie ihn Schiller nahm, die Quelle iſt für Kampf und Oppoſition auf Jahrhunderte gegen alles Nichtmenſchenwürdige. Im Intereſſe jener Männer liegt es, den Geſchmack der Frauen, verzärtelt und verfehlt wie er iſt, gleichartig zu erhalten, damit zugleich jedes aufſproſſende Talent durch das natürliche Ringen nach raſchem Beifall in die beſtimmten, plattgetretenen Bahnen geleitet werden könne. Sie fangen gern zwei Vögel in einer Schlinge. Es bedurfte gar nicht des bekannten Briefs Montalembert's, um zu wiſſen mit welchen Mitteln „das Heer der Hel" an uns und zum Zwecke zu kommen ſucht. Jemehr Sentimentalität, jemehr ſentimentale

Gewohnheiten durch die Literatur in das Blut der Menſchen gepflanzt werden, deſto möglicher und näher ſcheint der Sieg jenes Cultus der das Paradies aller Sentimentalitäten iſt. Die Actien der Zuckerwaſſerfabriken, der Apotheken in denen kandirte Aloepillen und in Gummiſchleim gepacktes Ipecacuanhapulver verkauft wird, ſtecken alleſammt in den Portefeuilles der Hierarchie und des Abſolutismus. Dieſe Mittelchen verderben die Verdauung unter dem oſtenſibeln Vorwande zu erfriſchen, zu reſtauriren und zu ſtärken, aber das Ende iſt daß der Patient der andauernd damit tractirt wird zuletzt gar nichts Friſches und Kräftiges mehr verträgt. Es gibt keine beſſere Unterſtützung dieſer ſubtilen Methode als die Neigung des Leſepublicums, d. h. der Frauen, für Weiches und Süßes; daher ſtrebt man denn auch mit aller Macht danach dieſen Hang zu nähren, obgleich er faſt ein pſychologiſches Räthſel iſt. Wenigſtens iſt er charakteriſtiſch für den Stabilismus, für den Mangel an Entwickelungsfähigkeit, der allen entgegenſtehenden Symptomen zum Trotze im heutigen Weibe ſteckt. Während Männer am Weibe nur Das voll gelten laſſen weſſen ſie ſelbſt zur eigenen Ergänzung bedürfen; während ſie darum auch literariſche Producte ſo echtweiblichen Gepräges wie z. B. die „Muſikaliſchen Märchen" von Eliſe Polko als vom Weibe kommend freundlichſt aufzunehmen ſich gedrungen fühlen und, weil ſie die Natureinheit darin erkennen, Freude haben an der Glockenreinheit des Gefühls und dem zarten Stimmengelispel, dagegen aber die Werke Jener die aufgehört haben Weiber zu ſein, ohne doch männlich ernſt ſein und denken zu können, entſchieden abweiſen; während ſie mit einem Worte das Weibliche am Weibe ſchätzen und verſtehen — fehlt dem andern Geſchlechte in der Maſſe das Verſtändniß der Mannheit, ja ſelbſt der Drang ſie zu verſtehen in auffallender Weiſe. Es gibt zahlreiche Ausnahmen, aber gerade dieſe machen die Thatſache erſt recht fühlbar. Ueberſchauen Sie die Lieblinge der Frauenwelt oder des Leſepublicums, was der Lyrik gegenüber identiſch iſt: Sie werden nur ſolche Namen finden die mehr oder minder zu weibiſcher Gefühlsmanier herabgeſtiegen ſind. Das liegt doch wol nicht allein daran daß nur ſo ſelten eine Frau ſich zu ernſter, männlich bedeutender Leiſtung aufſchwingt, und daß es umgekehrt dem Manne ſo erſchreckend leicht wird ſich zu verweibeln? Oder haben die Frauen etwa gar die Tugend, das Werk nur als Werk zu betrachten und gänzlich abzuſehen von Verfaſſer oder Verfaſſerin? Sie wiſſen daß es nicht ſo iſt. Der Stabilismus der Frauen iſt, wie an vielem Andern, ſo auch an dem heutigen poetiſchen Elend ſchuld. Freilich mag ein Theil der Schuld dieſes Stabilismus ſelbſt auf die Männer zurückfallen.

Aber Sie werden meinen daß ich mein Verſprechen nicht halte, zu Gunſten der zahmen Literatur zu plaidiren. Ich erinnere Sie daran daß ich ſchon oben mich Gutzkow für den Unterſcheidungsſtrich zwiſchen Kinkel und Geibel verpflichtete; nur will ich ihn ſchroffer haben. Ebenſo verwahrte ich mich gegen die Ammenſtubenwirthſchaft und füge nur noch hinzu daß die Exiſtenz harmloſer, ſelbſt tändelnder Unterhaltungslecture nothwendig und berechtigt erſcheint, wenn ſie das uralte Bedürfniß einer ſolchen befriedigt, künſtleriſch vollendet auftritt und, was den Gehalt anbelangt, mindeſtens einem Strauße duftiger Blumen vergleichbar iſt, an dem wir ja Alle Freude haben. Die alleinige Herrſchaft dieſes Genre anerkennen wäre aber ein ebenſo großer Misgriff als ſeine unbedingte Verdammung. Nur wenn es zum Werkzeug gemacht wird, muß es in ſeine Schranken gewieſen werden, ſonſt aber können aus ihm gerade die herrlichſten Kunſtthaten emporwachſen. Es motivirt meines Wiſſens Nichts den Zwang, die harmloſeſten Stoffe von der Welt, die anſcheinend zahmſten durch Ueberſüßung ungenießbar zu machen. Es iſt immer nur das Hiſtrionenthum das wir haſſen, nur das Gemachte, Affectirte, Erzwungene, und wir ſetzen dies ſtillſchweigend bei der exacten männlichen Süßelei voraus, zumal wenn dieſe als Modekrankheit craſſirt. Aber es fällt uns ſicher nicht ein der Hafis'ſchen Dichtweiſe oder dem Volksliede einen Vorwurf aus der Zartheit zu machen, auch wenn dort Nachtigallenſchlag und Roſenduft auf jeder Seite ihre Rollen ſpielen und hier faſt ſo viel Thränen als Strophen rollen. Eine Flut von Liebesliedern iſt nichts weniger als weichlich, der Mai mit ſeinen Knoſpenwundern muß ganz und gar nicht zu Träumereien ohne Kraft und Saft ſtimmen, und endlich ſpielen im „Sommernachtstraum" auch Elfen, ohne daß Shakſpeare darum ein Lovelypoet geworden wäre. Auch Roquette's „Waldmeiſter" iſt ein friſcher, fröhlicher Schwank und keine weichliche Brühe, ebenſo J. von Rodenberg's „Dornröschen", und Hartmann, Paul Heyſe, Gottſchall, Prutz, Sie, Heine u. A. m. ſind nun doch Alle keine Geibelianer, wenn auch Heyſe mit ihm zuſammen ſpaniſche Volkslieder edirt. Nach Gutzkow freilich, der nun einmal alle Lyrik abgethan wiſſen will, müßten auch die Volkslieder zu der ſchlimmen Lovelyrace gehören, während ich nicht umhinkann ſie zu den ſchönſten poetiſchen Domainen zu rechnen, in deren Beſitz wir überhaupt ſind. Und es iſt ein reiches Feld, wir haben uns ſeit Herder's Vorgang faſt die Weiſen aller Völker angeeignet; noch kürzlich gab uns Kertbeny eine Auswahl magyariſcher Lieder und neuerdings Ida von Düringsfeld eine kleine Sammlung czechiſcher Gedichte in ihrer Ueberſetzung.*) Ich meine, wir ſtänden dem Volksliede ähnlich gegenüber wie der Poeſie des Weibes. Wir lieben dieſe Gefühlsweiſe, dieſe Anſchauung, ſie mag weich, derb, naiv oder ausgelaſſen, ſelbſt burlesk oder faſt cyniſch ſein, weil ſie naturwüchſig, weil Weichheit und Schroffheit der Empfindung echt, rein und treu iſt; wir lieben hier ſelbſt das thränenreichſte Zerfließen, weil ſeine Bedingung nicht Schwäche, ſondern eine hohe Kraftfülle iſt.

Belege für alle dieſe Phaſen des Volkslieds finden

*) Böhmiſche Roſen. Czechiſche Volkslieder überſetzt von Ida von Düringsfeld. Breslau, Kern. 1852. 16. 27 Ngr.

Sie auch in den „Böhmiſchen Roſen", denen ich eine weite Verbreitung wünſche, wenn auch die kleine Sammlung, die durch eine etwas abgeſchmackte Vorrede verunziert iſt, nicht viel mehr als Proben bietet. Dieſe Proben ſind gut und glücklich gewählt. Ich habe eine ziemlich große Anzahl der Originale dieſer Lieder, mitunter kaum merklich geändert, auch in Oberſchleſien heimiſch gefunden; Einzelnes, wie z. B. die Ballade von der wiedergefundenen Schweſter, werden Sie als urſprünglich deutſch wiedererkennen. Damit Sie indeß nicht glauben, die Auswahl, die Nichts mehr zu ſein prätendirt als eine „Blumenleſe", ſei armſelig gerathen, citire ich Ihnen die vertretenen Kategorien: Liebeslieder 30; Trotzlieder 10; Mädchenlieder 23; Hochzeitslieder 14; Eheſtandslieder 10; Soldatenlieder 10; Bunte Lieder 23; Balladen 9; Legenden 3. Immerhin ſchon ein Anfang und jedenfalls eine Erweiterung des Kreiſes. Wir ſind der Ueberſetzerin für ihre Arbeit verpflichtet und würden dies in noch höherm Maße ſein, wenn nicht ein guter Theil der Lieder ſo ſklaviſch übertragen wäre daß er ganz und gar nur dem Forſcher als „Probe" des fremden Textes dienen kann. Dieſe Nonchalance in der Ausarbeitung, die übrigens der Verfaſſerin ſpecifiſch eigen iſt, fällt umſomehr auf, da wir gleich neben Strophen, die ungefähr den Eindruck Jacotot'ſcher Wort unter Wort gedruckter Ueberſetzungen machen, wahre Meiſterwerkchen finden. Die Dame kann es alſo ganz gut, ſie glaubt nur ab und zu nachläſſig ſein zu müſſen, damit ſie ſich nicht etwa ſelbſt übertreffe. Dies und die häufig nicht glücklich gewählten Liederüberſchriften beiſeite, verdient das hübſch ausgeſtattete und zierlich gedruckte Buch alle Anerkennung. Ein paar Proben der Proben müſſen Sie ſich gefallen laſſen, da ich die „Böhmſchen Roſen" ſammt ihren Dornen nun doch nicht umſonſt in Scene geſetzt haben will. S. 158 finden Sie „Das Vermächtniß der Ziege":

Eine Ziege war genäſchig,
Ging ins Gras aufs Herrſchaftsgut,
Keines Unglücks ſich verſehend,
Doch der Gnäd'ge traf ſie gut.

Und ſie ſprach: „Adjes, mein Gnäd'ger,
Denn ich ſcheide jetzt von Euch
Und empfehle zur Perücke
Meine Haut voll Zotteln Euch.

Braucht Ihr nicht ſie zur Perücke,
Dennoch, Herr, bewahrt ſie ja:
Denn Ihr könnt mit ihr umwickeln
Euer künft'ges Podagra."

S. 106 ſteht ein kleines Lied, dem ich einen Componiſten wünſche; es heißt „Der unfreiwillige Schwur":

Was, Liebſte mein,
Haſt du gedacht,
Daß am Altare
Vor Gottes Antlitz
Geſchworen du?

„Hab' nicht gewollt
Und hab' gemußt;
Und als ich kniete
Und ſprach: Ich ſchwöre!
Hab' ich geweint."

Nur iſt es leider eins der formloſen, ametriſch ungereimten und unpaſſend überſchriebenen Liedchen. Aber es liegt in den einfachen Sätzen eine ganze Geſchichte. Die Lieblingsthiere anlangend, ſcheint die Verfaſſerin nicht gewußt zu haben daß der Pfauhahn doppeldeutig iſt und zugleich den Liebſten bedeutet. (Vergl. S. 67.) „Den Pfau weiden", iſt ein Euphemismus wie ihn ſchwerlich eine andere Sprache aufzuweiſen hat. Ich theilte im „Deutſchen Muſeum" ein oberſchleſiſches ſlawiſches Liedchen mit, in welchem die Zweideutigkeit ſich noch mehr verräth als hier.

Das Volkslied iſt echte Poeſie, es wurzelt in der Natur und trifft das menſchliche Gefühl oft bis ins Mark durch ein einzig Wort, durch eine einzige Wendung. Es wendet ſich immer direct an den Menſchen und nur an den Menſchen, ſelbſt dort wo es irgendwie ſociale Conflicte zum Vorwurf hat, Beziehungen des Volks zum Herrn und dergleichen. Es erfüllt ſonach die Hauptbedingung der Lyrik und wird nur noch von jener Richtung überragt, welche an die Stelle des poetiſchen Inſtincts, wie er im Volke lebt, das volle künſtleriſche Bewußſein ſetzt und dann im Vereine mit klarſter, ſchärfſter und tiefſter Würdigung des Echtmenſchlichen allſeitig Vollendetes zu erzeugen vermag. Sie ſtellt ſich ein mal die Aufgabe das Leben ſelbſt mit ſeinen Tiefen und Untiefen zu verklären, ſeine Pracht und ſeine Schatten zu erfaſſen, und zweitens zeichnet ſie den Menſchen im Kampfe und im Genuß des Lebens, ſoweit ſich dies in ſubjectiven Ergießungen thun läßt. Je voller ſie in die natürlichſten Motive des Lebens eingeht, je höhern Werth ſie auf die engſten Beziehungen der Menſchen zueinander legt, je weniger ſie ſich durch äußere Unterſcheidungen die Menſchen in Leute verwandeln läßt, und je beſtimmter ſie endlich danach ſtrebt, das Leben als lebenswürdig zu vertheidigen und Alles was es dazu machen kann mit Jubel begrüßen zu laſſen, deſto bedeutender, deſto intenſiver iſt ihre Wirkſamkeit. Hafis'ſche Weinlaune und Liebeslieder, Hafis'ſches Abweiſen der Kuttenmoral hat eine immenſe Tragweite. Es liegt in ſeinen Reimen, ſo leicht ſie ſcheinen und ſo ſehr ſie ſich um eine einzige Achſe drehen mögen, ſo beſtimmt die Foderung einer Reformation wie in den weltberühmten 95 Theſen. Jene einzige Achſe iſt eben das Recht des Menſchen, ſein Beruf, ſeine Fähigkeit zur Freude. Und gerade dies Recht, dieſer Beruf, dieſe Fähigkeit iſt durch die Weltanſchauung in Frage geſetzt der die heutige Form der Geſellſchaft ihre Exiſtenz verdankt.

Es iſt Frühlingsathem, begeiſternde, naturſelige Lenzluft die uns aus den Liedern des „Mirza-Schaffy" entgegenweht, durch deren Ueberſetzung in ſo warmer, trefflicher Form ſich uns Bodenſtedt zwiefach werth gemacht hat; es iſt ein kräftig-belebendes, balſamiſch-erquickliches Gefühl des Lebensrechts und der Genußberechtigung in den zierlich verſchlungenen, glühenden und ſarkaſtiſchen Reimſpielen Hafis-Daumer's; es iſt endlich ein ſo ins ganze, volle Leben hineingreifendes, edel verklärtes Streben in den Dichtungen des „Hadſchi", die, wie ich eben

höre, in kürzeſter Friſt die Preſſe verlaſſen werden, daß wir immerhin auf dieſe lyriſchen Productionen einen neuen Aufſchwung, eine neue poetiſche Aera begründen könnten, wenn die Theilnahme der Männer nun endlich dafür zu gewinnen wäre.

Die beiden Hafis'ſchen Sammlungen von Daumer *) ſind nicht in dem alltäglichen poetiſchen Jargon geſchrieben, wie denn auch ihr Inhalt weit verſchieden iſt von den herkömmlichen Weiſen. Welle auf Welle, jede von neuer Geſtalt, ſprudelt hervor und ſchäumt über, aber jede iſt kryſtallklar und läßt tief hinabſchauen in den Quell, in das Herz. Es iſt nicht Tändelei, es iſt Ernſt in dem Scherze, Ernſt noch in den gewagteſten, üppigſten Hyperbeln der Liebeshuldigung. Nur ein innerlichſt befreites Gemüth ſchwingt ſich zu ſolcher Lebensheiterkeit auf, nur wer größter und univerſellſter Genüſſe fähig iſt und einen breiten Erfahrungs- und Begriffskreis hat, vermag ſo das Kleinſte und ſcheinbar Gewöhnlichſte zum Kranze der Schöpfung zu adeln und friſch im Friſchen zu ſchwelgen. Man muß eine Welt hinter ſich haben um ſo an die Welt heranzugehen; und wieder muß man eine wahrhaft jungfräuliche Empfänglichkeit beſitzen, eine durch Nichts getrübte, durch Nichts behinderte Luſt an der Natur, um die alten, uralten Gaben immer wieder als neue hinzunehmen und reich und reizvoll zu finden. Nur die Natur überſättigt nicht. Hafis wird nicht müde die Geliebte, den Schenken und den glühenden Wein zu preiſen, und wer ſeine Verſe einmal geleſen, der ſchlürft ſie wieder und wieder. Wie er ſelbſt fühlt ſich auch der Leſer der unerſchöpflichen, ewig friſchbelebten Natur gegenüber. Ich entſinne mich noch deutlich des Jubels mit dem die Kritik die erſte Sammlung bei ihrem Erſcheinen begrüßte. Man anerkannte den Band einſtimmig als eine frohe poetiſche That, als einen prächtigen Gewitterregen nach langer Dürre, von dem man glaubte mit Beſtimmtheit vorausſetzen zu können daß nach ihm manches welke Kraut ſeine Zweige erheben, ſeine Blätter entfalten und ſeine Knospen erſchließen werde. Man hoffte Geſundheit aus dieſem Geſundbrunnen. Und doch entſprach der Erfolg im Publicum den Erwartungen der Kritik nicht. Das Buch war für Männer beſtimmt, nur vollbürtige Menſchen konnten volle Freude daran haben, und dieſe fragten nur zäh oder doch nicht genug nach dem poetiſchen Heilmittel für die gichtiſche Welt. Die Frauen verlangten Sentimentalität, und von waſchledernen Empfindeleien weiß Hafis allerdings Nichts. So liegt das liebe, reiche Buch noch immer in erſter Auflage vor uns, während eine Menge ſeichter Fabrikate ſeit da Carrière gemacht haben. Die neue Spende muß auch dies Unrecht gutmachen helfen, ſie muß die alten, ewigen Accorde aufs neue zum Klingen bringen, und wer weiß ob es nicht jetzt auch den Frauen einfallen dürfte daß Schönheit und Liebe nun doch von keinem Andern ſo glühend heiß gefeiert werden als von der Nachtigall von Schiras. Wehe dann den Mondſcheinpoeten, wehe dann jener Afternatur die nicht begreift wie ſie nach dem ſchrecklichen Verbrechen eines Kuſſes noch ruhig leben kann!

Und dieſe neue Sammlung ſchließt ſich der erſten in jeder Beziehung würdig an; in Bezug auf Aeußerlichkeiten iſt ihr das mit verſchwenderiſchem Luxus gedruckte Bändchen ſogar überlegen.

Fort mit dem Weltgerichts-Poſaunen-Erz!
Mir träufe hold vom Munde Seim auf Seim!
Und ob dir auch bei meiner Rede Scherz
Unnützer Art bedünke Reim auf Reim —
Ich pflanze ſo ins tiefe Menſchenherz
Gefällig ohne Mühe Keim auf Keim.

So lautet das als Einleitung gegebene Programm Hafis-Daumer's. Das Lied des Hafis wird zum Schiffe deſſen Ladung „der Erde Herzen allzuhauf" ſind. Bald reizend epigrammatiſch, bald ſorgſam ausgeſchildert, duftig, rege und funkelnd ſchließen ſich die Glieder der Kette aneinander; man möchte keins miſſen, ſo prächtig ſind ſie alle, und wieder wüßte ich kaum eins herauszuheben was nicht am Nachbar ſein Aequivalent hätte. Wer das Schönſte herausſchreiben wollte, der müßte das Buch copiren. Es wird erfüllt was das Programm verſpricht: Keim auf Keim einer unbefangenen, naturfrohen Lebensanſchauung ſenkt ſich ins Herz, und neben den Sproſſen die ihnen entſteigen bleibt kein Raum für die aſchgraue, abgeſtandene Weisheit der „blauen Kutten", mit der wiederum in alter humoriſtiſch-ſarkaſtiſcher Weiſe umgeſprungen wird. Das iſt nun doch wieder einmal ein Buch das dem Menſchen wohlwill und die allererſten, unveräußerlichen Poſtulate des wirklichen Menſchendaſeins verſteht und mit Herzensfreudigkeit und Freiheit des Geiſtes anerkennt.

Das andere Werk von dem ich reden wollte, „Hafis in Hellas", iſt eine der originellſten Schöpfungen denen ich begegnet bin. Seinen auffallenden Titel verdankt es einerſeits der Hafis'ſchen Richtung der es huldigt, und zweitens einer zwiefach helleniſchen Färbung, indem es ſowol die Antike in ſeinen Kreis zieht als auch moderngriechiſche Localtöne bringt. Es iſt zum größten Theil in Griechenland und Kleinaſien geſchrieben oder doch unter dem Einfluſſe des Vertrautſeins mit den Lebensbeziehungen im Oſten concipirt. Der erſte Eindruck dieſer oft ſeltſam conſtruirten, eigenthümlichen, zumeiſt reimloſen Verſe war mir ein wunderlich wirrer. Die Tagespoeſie, deren Gewohnheit wir haben, lieſt ſich glattweg mit den Augen, man braucht kein Gehirn dazu, der „Hadſchi" verlangt aber daß wir deſſen mitunter ſogar viel haben, wenn uns ſeine Intention nicht entgehen ſoll, und daran muß man ſich erſt gewöhnen. Ich muß dem wunderlichen Buche gegenüber mir einen wunderlichen Vergleich erlauben. Es kommt mir vor wie ein Cylinder der von der Erde bis in den Himmel ragt. Im Centrum der Kreisdurchſchnitte liegt die Liebe, in der

---

*) Hafis. Eine Sammlung perſiſcher Gedichte von G. F. Daumer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hafis. Neue Sammlung von G. F. Daumer. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Peripherie enden ihre Strahlen und markiren dort in allen Höhengraden beſtimmte Liebespunkte, Liebe ab ovo usque ad mala, von den früheſten, zarteſten Regungen an durch alle Phaſen des Familienlebens, durch alle Altersſtufen, Wechſelfälle und Potenzen hindurch, Alles aber in einer Weiſe die dem Gewöhnlichen durchaus fernbleibt. Es ſind Ideenverbindungen da die Jedermann überraſchen müſſen, Uebergänge die ſcheinbar unmöglich ſind und ſich doch harmoniſch löſen. Bald rauſchen die Adlerſchwingen Pindariſchen Flugs uns hoch zu Häupten, bald ſingt uns Anakreontiſche Heiterkeit an, der Cylinder ſteht in gleicher Sicherheit, ein Thurm der Liebe, in allen Zonen, gekrönt mit ſonnigen Zinnen, geziert mit dort und da neckiſchem Schnörkelwerk, an das freilich nicht immer helleniſches Maß paßt, und feſt begründet im wirklichen heiter-ernſten Leben. Mitunter ſcheint uns der gewählte Stoff nahebei trivial, mitunter ſtreift er hart an Das was die verzärtelte Prüderie der Geſellſchaft benaſerümpfen zu müſſen glaubt, aber wenn wir näher zuſehen, handelt es ſich nun doch immer um eine echtmenſchliche Stimmung, die treffend aufgefaßt und in ihrer richtigen Bedeutung gewürdigt iſt. Die deutſche Literatur hat kein Gegenſtück zu dieſem Werke. Selbſtgeſchautes, Selbſterlebtes und Selbſtgefühltes hat ſich hier in einem eigenthümlich organiſirten, hochgebildeten Geiſte auf beſondere Weiſe niedergeſchlagen. Es ſteckt eine unverwüſtliche Geiſtesfriſche und Sinnenwärme, ein unbeſieglicher, faſt tollkühner Humor darin; er kauert ſich zuſammen wie die Feder einer Vexirdoſe, wankt und ſchwankt tändelnd und ſchäkernd nach rechts und links und ſchießt dann plötzlich wieder kerzengerade in die Höhe, hochaufgerichtet, feierlich und weihevoll. Dort und da findet ſich ein Erlebniß, ein wehmüthig ergreifendes Erinnerungsblatt, das tauſend Andere zu einer Sündflut ſentimentaler Exclamationen verleitet hätte, aber auch da iſt die Geſundheit gewahrt, auch da ſind die alten heitern Götter gerettet. Die helleniſche Luft iſt allem Anſcheine nach heute noch ein Elixir das von den ſacroſancten Nebeln curirt. Die Kaaba des „Hadſchi“ iſt das ganze vollbeſaitete Menſchenherz, wie er es ſelbſt aus dem Oſten mitbrachte. Zu ihm iſt er gewallfahrtet, und ſeine Wallfahrt hat mehr Nutzen gehabt als die des frömmſten Fakir. Auch er brachte heilige Roſenkränze mit, aber Roſenkränze deren Betkügelchen für Lebende und Lebensfrohe, nicht für Sterbende und innerlich Welke gemacht und geweiht ſind. Und auch dieſer iſt wie Daumer kein Jüngling mehr, ſondern ein alter Herr.

Ich hoffe nicht daß Sie ſich wundern, wie ich das allergrößte Gewicht auf die Werke gerade legen kann, die, ſo vollendet ſie auch ſind, doch nicht durch die Größe des Vollendeten wirken. Mir ſcheint in ſolcher Zeit das Wirkſamſte und Trefflichſte Das zu ſein was nach Daumer: „gefällig ohne Mühe Keim auf Keim“ pflanzt, denn am großen, umfangreichen Kunſtwerke adeln ſich nur Jene weiter, in denen ſchon das Verſtändniß aufgegangen iſt, die Andern drückt es und ſchreckt es zurück. Es gilt vorallem die Empfänglichkeit wachzureizen, den Menſchen aus den nebeligen fables convenues herauszuſchälen, von denen er umgeben iſt, und ein ganzes Menſchenverſtändniß in die Welt zu pflanzen. Schafft dem Menſchen nur erſt vor ſich ſelbſt das volle Erkennen, die volle Würdigung ſeiner auf das Leben geſtellten Wünſche und Beſtrebungen, ſchafft ihm in ſeinen nächſten perſönlichen Beziehungen, im Hauſe und in der Familie, ſein freies, volles Rechtsbewußtſein, und es wird ihm Niemand mehr draußen ſeine Rechte beſchränken oder vorenthalten können. Auf kranken Boden läßt ſich kein geſundes Haus bauen, wenigſtens keins was dauert; das erzählt die Geſchichte aller Revolutionen. Die Verbeſſerung und Feſtigung des Bodens iſt alſo von erſter Wichtigkeit, und ich bin alles Ernſtes der Ueberzeugung daß Bodenſtedt, Daumer und unſer „Hadſchi“ mit ihren friſchen, nicht von der Scenenwelt abſtrahirenden Liedern mehr dafür thun, namentlich praktiſcher dafür wirken als eine ganze Menge grundgelehrter Philoſophen und utopiſtiſcher Nationalökonomen. Reime bleiben haften, Strophen, Epigramme werden zu Maximen; conſtruiren mag die Proſa, das kann in der That nur ſie, und Gutzkow hat unzweifelhaft Recht wenn er ſie als die Hauptmaſchine und etwa auch als das ſchwere Geſchütz des Geiſtes anerkannt wiſſen will: aber die Lyrik reicht überall dorthin, wo die Conſtructionsmaſchinen und der Artilleriepark keine Baſis finden. Sie nimmt wie ein Proteus tauſendfache Geſtalt an, iſt überall und kann überall wirken, und für das Engagement eines Kampfes iſt ſie geradezu unerſetzlich.

Trotz des vielgeſtalteten Schimmels der unter dem Namen Poeſie auf der Geſellſchaft ſitzt, trotz des verwaſchenen Verweſungsſingſangs gibt es nun doch noch Herzen die Sinn haben für das wahrhaft Heilige, für das echte Pathos, für die alleinſeligmachende Religion, mit einem Worte, für Sittlichkeit und Liebe, für das Gute und Schöne. Alle ſogenannt poſitiven Religionen halten ſich ja auch nur durch Das was ſie Sittlichkeit und Liebe nennen. Wer nun den Tag in der Bruſt trägt, die Erkenntniß, das Licht, das ebenſo gern die Roſe der Kunſt wachküßt als dieſe dem geliebten Lichte die Primitien ihres Liebesduftes, ihre Jungfräulichkeit opfert, dem liegt es ob mit glühendem Lichte den Schein der Sittlichkeit, mit flammender Liebe die Grimaſſe der Liebe zu befehden. Das iſt eine der Aufgaben der Literatur und zumal der Lyrik. Die Proſa zeichnet in großen Umriſſen den Plan und die Werkſtücke zu dem Bau des Tempels, ſie führt die Hammerſchläge, ſie ſchwingt das Streitbeil im Kampfe; die Lyrik aber ſorgt für die Ornamente welche die Beter heranreizen, ſie webt die Tapeten und malt die Fresken, und in der Schlacht ſchießt ſie Pfeile. Am meiſten wirkt ſie indeß doch ſtill für ſich allein durch Merlin'ſche Wunder. Sie iſt es einmal die ſich warm auch um das erkältetſte Herz ſchmiegt und das Eis herausſchmilzt, Keime pflanzt und ſo die Sehnſucht nach einem lebenswürdigen Daſein zum Treiben bringt. Sie demonſtrirt nie dringlicher, ſie kämpft nie heldenhafter als wo ſie ſtatt aller Pfeile nur reiche,

geſunde, üppige, dornenloſe Blumen aus dem Köcher ſchüttet; ſie ſteht nie ernſter und feſter für die Freiheit als wo ſie naturwahre Liebe feiert. Die Freiheit wird nur geboren aus einer Verbindung ganzer Mannheit und ganzer Weiblichkeit. Wer um Liebe heult und flennt, der iſt unmöglich ein Mann.

Dies Amt der Lyrik iſt uralt, ſchon die Trobadors verſahen es, und wenn Peyre Cardinal die Liebe leugnet, ſo leugnet er eben nur die etiquettemäßige Courtoiſie ſeiner Zeit, die man Liebe nannte. Die Trobadors waren die Spitzen, die Philoſophen, die Humanitaire des 12. und 13. Jahrhunderts, ſie waren die Cenſoren im römiſchen Sinne, und waren die erſten „innern Miſſionare“. Wie heute an den Kirchenecken und auf den Marktplätzen die ſchwarzen ſchmalen Geſtalten der Jeſuiten das Evangelium des Leidens predigen und ſtündlich verſichern daß der Genuß Sünde, die Erde aber ein Jammerthal ſei, ſo predigten damals die Boten der Trobadors, die Jongleurs, in den Schloßhöfen, in den Sälen der Caſtelle und vor dem Volke auf dem Markte in bunten Kleidern die Pracht der Welt, die Wunder des Lebens und den Kampf gegen die Finſterniß. Der erſte Gaſſenprediger jener Tage, Izarn, war ſelbſt ein Trobador-Renegat, und der Stifter des Predigerordens, Dominicus, dem wir die Inquiſition verdanken, copirte die Jongleurs. Seine Mönche waren die Jongleurs der Kirche.

Der Kampf iſt neuerdings in der alten Form wieder aufgenommen worden, und mich dünkt daß es nur dieſer Mahnung bedurfte, die Poeten daran zu erinnern daß ſie die echten innern Miſſionare ſind. Lieder müſſen unſere Jongleurs ſein, Lieder in denen der ewige Frühling der Natur mit ſeiner reichſten Maienpracht und ſeiner unerſchöpflichen Freudenfülle ſo mächtig ſtrebt und ſchafft daß der Cultus der Bläſſe, die Apotheoſe des Winſelns kopfüber in das Grab zurückgeſchleudert werden aus dem ſie geſpenſtig entwiſchten. Hengſtenberg ſchlägt vor: die Lumpenſammler zur Verbreitung von Traktätchen und Bildchen zu benutzen; bedienen wir uns der präparirten Lumpen um die Lande lenzmündig zu machen. Gerade weil ihre Wirkſamkeit herausgefodert und nothwendig geworden iſt, kann und muß die Lyrik ſich wieder zu ſich ſelbſt erheben, und da ſie durch die ihr zufallende Aufgabe Werth und Wichtigkeit gewinnt, wird ihr die Theilnahme der Männer, auch jener die weder vom Fach noch Kritiker ſind, wieder zuwachſen. Männer ſtehen immer für Gegenwart und Zukunft, und der Kampf der Poeſie iſt ja gegen das Heer der Hel gerichtet. Der Lenz, die Friſche, die Kraft und die Freude ſtehen gegen den Winter, die Verweſung, die Schwäche und künſtliches Elend; Heiteres, Sonnenſtrahlen vernichten die Dumpfheit und die Nacht. Es gilt Oede in blumenprunkende Gärten zu verwandeln, wie Merlin gethan. Es handelt ſich um eine innere Miſſion der Freude, der Liebe, der Schönheit . . . und in den Reihen dieſer Miſſionare, hoffe ich, begegnen einander künftig auch wir, lenzmuthig und befreiten Sinnes, durch die Kunſt für jene Freiheit wirkend und ſtreitend die ſich nicht auf Barrikaden erfechten läßt. Freiheit wird nur dadurch ein möglicher Zuſtand daß ſie zuvor ein Bewußtſein war.

In dieſer Weiſe faſſe ich die Lage der poetiſchen Acten auf, Das erwarte und Das hoffe ich. Von Herzen danke ich Ihnen dafür daß Sie mir Veranlaſſung gaben Das was ich darüber dachte ſo viel als möglich zuſammenzuraffen und wenigſtens Einiges beſtimmt zu formuliren. Gerade Ihre Sagen und Lieder im Vereine mit Ihrer unbefangenen, mannhaften Geſinnung und Ihrer freudigen Naturanſchauung machten mich klar über Manches, vermittelten mir Anderes und nieteten mich vorallem wieder feſt in dem Sattel, in dem mich der Glaube an den Werth eines Witzes einen Augenblick faſt wankend gemacht hatte.

Hier haben Sie mit Dank Ihr mittelbares Eigenthum zurück. *)

Skizzenbuch in Worten und Bildern. Aus Weſtfalen, dem Rheinlande, der Schweiz, Baiern und Sachſen. Von Ludwig Löffler. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr.

Die Touriſten, dieſe neue Species von Zugvögeln oder Strandläufern — hierüber ſind die Gelehrten noch nicht ganz einig —, haben ſich ſeit der Erfindung der Eiſenbahnen in ſolchem Maße vermehrt daß man ſich des Sommers auf den beliebtern Reiſerouten der Schweiz, des Rheinlandes u. ſ. w. kaum zehn Schritte bewegen kann, ohne an einen zum Norden oder Süden ziehenden anzuſtreifen. Sie ſind im Gegenſatze zu wiſſenſchaftlich gebildeten Reiſenden das unbeſtändigſte Volk das man ſich nur denken kann; ſie flattern von einem Orte zum andern, verweilen in keinem Neſte länger als eine Woche, begucken Alles neugierig und bringen dann Skizzen- und Tagebücher mit zu Hauſe, die ſo recht für unſere moderne Welt paſſen, die tauſend Einzelheiten zum piquanten Zeitvertreib haben will. Ludwig Löffler, bekannt durch ſeine leichten, oft in franzöſiſcher Manier charakteriſtiſch hingeworfenen Skizzenbilder, hat in dem oben angezeigten Werke ſeine Erlebniſſe und Erfahrung, die er auf einer größern Tour durch Weſtfalen, die Rheinlande, die Schweiz, Baiern und Sachſen geſammelt, niedergelegt. Er iſt einer von Jenen die gern aus dem Volksleben ſchöpfen, und man muß ihm zugeſtehen daß er häufig den Moment glücklich zu erfaſſen weiß, wo ſich dieſen derben gedrungenen Geſtalten eine humoriſtiſche Seite abgewinnen läßt. Beſonders gelungen ſind in dieſer Hinſicht die Bilder: „Trachten am Bodenſee“ (S. 127) und „Ausrufer auf dem mainzer Markt“ (S. 87). Er verſäumt aber deshalb nicht ſeinen Blick auch über die andern Schichten der Geſellſchaft ſtreifen zu laſſen, ja ſogar die Elite wird nicht verſchont um die Lachmuskeln des Leſers in Bewegung zu ſetzen, wozu die komiſchen Geſtalten der Engländer natürlich das Meiſte beitragen (vergl. „Morgenanzüge auf dem Rigi“, S. 117, und „Schweizer Omnibus“, S. 119). Daß Löffler auch mit vielem Glück das Feld der Satire beherrſcht, davon liefert die ausgezeichnete Skizze „Madame de Pompadour“ den ſchlagendſten Beweis (S. 193). Es würde uns hier zu weit führen dieſes in fließendem Stile geſchriebene Buch in ſeinen Einzelheiten noch ferner zu verfolgen, da auch Architektur, Kunſt ſowie die Schönheit der ländlichen Naturſcenerie darin keine untergeordneten Rollen ſpielen. Wir bemerken alſo blos noch ſchließlich, daß es insbeſondere allen Jenen beſtens empfohlen zu

*) Den zweiten Brief von Max Waldau bringen wir im nächſten Monat. D. Red.

werden verdient welche die Abſicht haben in eines der obengenannten Länder Vergnügungsreiſen zu unternehmen; denn ſowol der flotte jenenſer Burſche als auch das „bemooſte Haupt“ aus Heidelberg, der elegante leipziger Dandy wie der kritiſche berliner Referendar und der fahrende münchener Künſtler, es wird jeder darin das Seinige finden. Das Buch iſt ſehr elegant ausgeſtattet und enthält als Zierde eine bedeutende Zahl ſorgſam ausgearbeiteter Holzſchnitte. 77.

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben. Zwei Lebensbilder für das Volk und die reifere Jugend aufgeſtellt von Johann Ernſt Volbeding. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 12 Ngr.

Dieſe beiden hiſtoriſchen Schilderungen erſchienen früher in der von dem Verfaſſer ſeit 1850 herausgegebenen „Illuſtrirten Zeitung für die Jugend“. Diejenigen haben vollkommen Recht gehabt, die durch ihren Rath und ihre Meinung der Anſtoß zu gegenwärtigem beſondern Abdrucke geweſen ſind; denn dieſe Lebensbilder ſind allerdings im Stande „unſere Jugend und unſer Volk auf eine anſchauliche Weiſe mitten in das Leben der beiden Reformatoren einzuführen und den Anlaß zu geben daß man ſich mit denſelben auch nach andern Seiten hin vertrauter mache, als es gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt, wozu namentlich die Lehrer in den Volksſchulen beitragen können, wenn ſie durch lebendige Schilderungen mehr in das Einzelne einzugehen ſich angelegen ſein laſſen“. Der Verfaſſer hat infolge eines gewiß mühſamen Quellenſtudiums durch ſo manches Thatſächliche in dem Leben der hier auftretenden Perſonen, durch viele charakteriſtiſche Züge aus ihrem Privatleben und durch die glüklich angelegten und durchgeführten Dialoge und die jenen Männern in den Mund gelegten Reden ſeinen Lebensbildern einen hohen Reiz friſchen Lebens und anziehender Natürlichkeit zu geben gewußt, ſodaß ſie ihren Zweck nicht verfehlen können. Und beſonders kann das Volk und die Jugend unſerer Gegenwart aus der Betrachtung jener „herrlichen Gottesmänner“ mit der ihnen eigenthümlichen Frömmigkeit, Beſcheidenheit und Demuth unendlich viel lernen, und wir müſſen es von dieſer Seite auch noch beſonders anerkennen daß der Verfaſſer die ſich ihm darbietenden Gelegenheiten wohl benutzt hat, über ſo manche Gegenſtände, die es verdienen unſerm Volke und unſerer Jugend näher gerückt zu werden, wie z. B. über die Bibel und die Luther'ſche Ueberſetzung derſelben, über die Katechismen Luther's, über das Gebet u. ſ. w., durch den Mund jener Männer ſich auszuſprechen und unſerer Zeit Wahrheiten zuzurufen, die ſie zu ihrem Heile beherzigen und beachten mag. Wir wünſchen daß in ähnlicher Weiſe auch andere große Männer und andere wichtige Zeitabſchnitte unſerer Nation zu Nutz und Frommen unſers Volks in Lebensbildern dargeſtellt werden. 68.

Goethe's „Hermann und Dorothea“ in engliſchen Hexametern.

Während Deutſchland noch immer vom politiſchen Geiſte der angrenzenden Länder beſiegt und zerriſſen wird, zieht deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt immer ſiegreicher über den Erdball. Im Norden und im Süden, dieſſeit und jenſeit des Meeres, faſt in allen civiliſirten Ländern macht unſere Literatur immer merklichere Fortſchritte. Einen erfreulichen Beleg dazu liefert die Schrift: „Herman and Dorothea. Translated into English hexameters, from the German hexameters of Goethe. With an introductory essay.“ (London 1849.) Der Ueberſetzer, der ſich mir ſchriftlich nannte, iſt Charles Tomlinſon in London. Er war mehrmals in verſchiedenen Theilen Deutſchlands und beſchäftigt ſich mit Goethe ſeit faſt 20 Jahren. Davon zeugt denn auch ſeine Arbeit. Sie iſt mit tüchtigem Verſtändniß ausgeführt und gibt das Original treu und meiſt glücklich wieder. Nirgend ein Misverſtändniß, wie es bei franzöſiſchen Ueberſetzungen ſo häufig iſt, überall Sorgfalt, innige Liebe zur Sache, Gewandtheit und Sinnigkeit. Zuweilen iſt dem Gedanken eine etwas veränderte Wendung gegeben, und führt dies auch leicht eine kleine Abſchwächung herbei, ſo weiß doch jeder Ueberſetzer daß es unvermeidlich iſt. Die volle ſeelenvolle Lebendigkeit und den Schmelz des Originals wird kein Billiger fodern und ſich gern mit dem hier wiedergegebenen ungefälſchten geiſtigen Kerne und Tone der Urſchrift begnügen. Goethe's Schilderung der Auswandererwagen z. B.

> Traurig war es zu ſeh'n, die mannichfaltige Habe,
> Die ein Haus nur verbirgt, das wohlverſeh'ne, und die ein
> Guter Wirth umher an die rechten Stellen geſetzt hat,
> Immer bereit zum Gebrauche, denn Alles iſt nöthig und nützlich:
> Nun zu ſehen das Alles auf mancherlei Wagen und Karren
> Durcheinander geladen, mit Uebereilung geflüchtet.
> Ueber dem Schranke lieget das Sieb und die wollene Decke,
> In dem Backtrog das Bett und das Leintuch über dem Spiegel.
> Ach! und es nimmt die Gefahr, wie wir beim Brande vor zwanzig
> Jahren auch wol geſeh'n, dem Menſchen alle Beſinnung,
> Daß er das Unbedeutende faßt und das Theu're zurückläßt —

gibt der Ueberſetzer ſo wieder:

> Sorrowful was it to witness the many utensils domestic,
> Which in a well order'd house lie hid, each one in its right place,
> Ready at all times for use, for what in a house is not useful?
> All these now tumbled together in numerous carts and in wagons:
> Over the cupboard are hastily thrown the sieve and the blanket,
> Here is the bed in the baking trough, over the mirror the sheeting:
> How much, alack! does danger deprive men of sense and reflection!
> As we saw at the fire, which, twenty years back, raged around us,
> Men in their haste saved the worthless, and left what was costly behind them.

Eine ſpätere Stelle, am Schluß des ſiebenten Geſangs, den Abſchied vor der Heimkehr ſchildernd:

> Hermann faßte darauf ſie bei der Hand an und ſagte:
> „Laß uns gehen; es neigt ſich der Tag, und fern iſt das Städtchen.“
> Lebhaft geſprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
> Hermann zog ſie hinweg: noch viele Grüße befahl ſie.
> Aber da fielen die Kinder mit Schrei'n und entſetzlichem Weinen
> Ihr in die Kleider und wollten die zweite Mutter nicht laſſen —

iſt ſo übertragen:

> Herman then taking the hand of the maiden, said: „Let us depart now:
> Day is quickly declining, and distant still is our homestead.“
> Thereupon cheerfully greeting, the women embraced Dorothea,
> Who left many a message for many a friend that was absent.
> Herman drew her away; but the childern, with terrible weeping,
> Clung to her clothes, and would not their second mother abandon.

Eine der ſchwierigſten Aufgaben war die vorausgeſtellte Ueberſetzung der Elegie „Hermann und Dorothea“. Auch hier nirgend ein Misverſtändniß. Vielmehr iſt eine vollſtändige Erklärung derſelben in der Einleitung beigefügt. Dieſe letztere iſt überhaupt ausführlich und eine treffliche Vorbereitung für den engliſchen Leſer. Zuerſt wird die Entſtehung des Gedichts in den Jahren 1795—97, nach der italieniſchen Reiſe und der Herausgabe der „Horen“ und der „Xenien“, meiſt mit den eigenen Worten Goethe's und Schiller's aus deren Briefwechſel geſchildert. Dabei tritt das ſchöne Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Beiden anſchaulich hervor, und es zeigt ſich, wie oft die ſchöpferiſchen Wochen Goethe's durch Pauſen des ſorgfältigſten Studiums und Nachdenkens, der Nachbeſſerung und Ueberarbeitung unterbrochen wurden. Ebenſo war es, erinnert der Ueberſetzer, bei Shakſpeare, Pope, Gray. Nun wird auf den Stoff des Gedichts übergegangen, der aus der Schrift „Das liebe-

thätige Gera gegen die ſalzburgiſchen Emigranten“ genommen iſt, und erörtert, warum Goethe die Scene an das Rheinufer verlegte und die ſalzburger Emigranten in franzöſiſch-deutſche Flüchtlinge umgeſtaltete. Der Hauptgrund iſt wol daß Goethe gern die Ideen des Zeitalters worin er lebte in das Gold der Poeſie verwandelte und dies nur durch das Gold der Wahrheit gewinnen konnte, indem er Selbſtgeſehenes und Selbſterlebtes oder vielmehr Aehnliches *nach der Natur* zeichnete. Dieſe Betrachtung gibt Veranlaſſung, W. von Humboldt's Urtheil, ſowie das Verhältniß des Gedichts zu Voß' „Luiſe“, Goethe's Neidloſigkeit, die Größe und Herrlichkeit ſeines Charakters überhaupt anzuführen. Die nun folgende Darlegung des Inhalts und die Bezeichnung der Charaktere iſt, wie die obigen Mittheilungen über den Stoff der Idylle, ſo kurz und überſichtlich daß ſie claſſiſch genannt werden darf. Alles wird durch dieſe Skizzen für die Phantaſie ſo lebendig, ſo wirklich daß es den Leſer treibt in den Kreis des Gedichts ſelbſt einzutreten, um die volle farbige Erſcheinung ausgebreitet zu ſehen und zugleich der tiefern Bedeutung der weltgeſchichtlichen Bezüge, der im Hintergrunde liegenden politiſch-poetiſchen Grundidee innezuwerden, die der Ueberſetzer aufzufaſſen nicht ermangelt hat und die etwa ſo anzudeuten wäre: Die das häusliche Leben zerrüttenden Folgen von Bewegungen, die Ausflüſſe einſeitiger revolutionnairer Principien ſind, werden durch kräftige und reine Weiblichkeit am erſten und ſchönſten wieder ausgeglichen. So ſuchte Goethe den Grundſätzen der Franzöſiſchen Revolution, vor denen er ſeine Landsleute oft nachdrücklich warnt, mittelbar beizukommen, und der Ueberſetzer nennt „Hermann und Dorothea“ den wirkſamſten Angriff des Dichters in dieſem Sinne.

Es reihen ſich nun ausführliche Erklärungen des Ueberſetzers über die Anwendung des Hexameters im Engliſchen an, die er vertheidigt und ſich dabei auf Southey's „Vision of judgment“ und Longfellow's „Evangeline“ beruft. Viele ſeiner Landsleute erklären dagegen den engliſchen Hexameter für ein „failure“. Die Acten über dieſe Angelegenheit ſind noch unvollſtändig, weil die Debatte darüber *wie* der Hexameter der engliſchen Sprache zu accommodiren ſei in England ſelbſt noch nicht geſchloſſen iſt. Vorallem fragt es ſich ob er rein accentuirt zu behandeln oder ob eine ſecundaire Rückſicht auf die Quantität zu nehmen ſei wie im Deutſchen. Der Ueberſetzer nimmt Partei für den reinaccentuirten Hexameter. Er bemerkt, die engliſche Sprache enthalte ſehr wenige Spondeen und einige Schriftſteller leugneten ſie ganz und gar. Die ähnliche Behauptung Southey's, „Egypt“ ſei der einzige engliſche Spondeus, macht aber offenbar einen komiſchen Eindruck. Ganz richtig wird im zweiten Bande des zweiten Jahrgangs des „Archiv für das Studium der neuern Sprachen“ von Herrig und Viehoff vorläufig auf Wörter wie precept, rescript hingewieſen. Auch dächte ich, shouldst z. B. wäre eine ehrliche Länge in Thou shouldst als Hexameteranfang. Wie der Streit ausgehen werde, iſt vom Standpunkt der ähnlichen deutſchen Erfahrungen aus leicht vorherzuſagen: denn das Engliſche iſt eine deutſch organiſirte Sprache mit vorwaltenden deutſchen Grundſtoffen. Klopſtock und Goethe ſchrieben noch reinaccentuirte Hexameter, die Quantität wurde höchſtens in bedenklichern Fällen inſtinctiv, nach dem Gefühle des Wohlklangs beachtet. Selbſt von Schiller gilt im Weſentlichen noch Daſſelbe. Voß eroberte uns die Quantität zurück, A. W. von Schlegel führte deſſen Princip ungezwungener und feiner durch, Platen erſtieg den höchſten Gipfel und bildete die ſchönſten quantitirt-accentuirten deutſchen Verſe. Einen ähnlichen Gang wird die engliſche Sprache gehen, nur einerſeits einen langſamern, andererſeits zu einem viel weniger hohen Ziele. Einen langſamern, weil das engliſche Ohr ſich noch ſchwerer ins Feine bildet als das deutſche, da der Engländer nicht nur weniger Sinn für muſikaliſche, ſondern auch für plaſtiſche Schönheit hat als wir, dieſe letztere aber in der Versform durch die Quantität vertreten wird. Zu einem weniger hohen Ziele, weil in der engliſchen Sprache der quantitative Unterſchied betonter und unbetonter Silben noch größer, unbetonter unter ſich aber noch kleiner iſt als bei uns. Indeß der Rede werth iſt die Quantität im Engliſchen jedenfalls noch und wird ſich daher auch in der poetiſchen Rede allmälig geltendmachen. Für jetzt iſt es ſchon Gewinn genug wenn nur die Taktbewegung des Hexameters und zunächſt nur in Ueberſetzungen aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen und Deutſchen durchdringt. Dieſen Fortſchritt begünſtigt unſer Ueberſetzer durch ſeine reinaccentuirende Behandlung. Ohne den Hexametertakt hätte er Ton und Stimmung des Goethe'ſchen Meiſterwerks nicht ſo treu wiedergeben können; denn „auch die Form hat ihren Geiſt“. Aber freilich kommt in der Einleitung (S. 44) eine Bemerkung vor die oft wenigſtens die Geläufigkeit dieſes Takts und zuweilen ihn ſelbſt höchſt bedenklich beeinträchtigen dürfte, wenn ſie praktiſch entſchiedener durchgeführt wird als es glücklicherweiſe der Verfaſſer gethan hat. Er ſagt nämlich dort, er habe ſich erlaubt im Hexameteranfang und zuweilen auch in deſſen Fortgange irgend einen Fuß von zwei oder drei Silben ſtatt des Spondeus oder Daktylus zu gebrauchen. Bei Einräumung ſolcher Licenzen aber entſtehen theils ſolche Verſe, bei deren Leſung man auf halbem Wege umkehren muß um durch einen neuen Anſatz einen Hexameter herauszuſkandiren, theils ſolche die an ſich reine Proſa ſind und nur durch arithmetiſche Abtheilung der Silben und Füße zu Hexameterſkeletten gepreßt werden: alſo theils verunſtaltete, theils ganz vernichtete Verſe. Jede Sprache darf in ihrer Nachbildung des alten Metrums nur ſo weit von den claſſiſchen Regeln abgehen als ihre Natur es nöthig macht, die engliſche alſo keine andern Hexameter zulaſſen als die beim Leſen als melodiſche Sechsfüßer vom Stapel laufen. Nur unter dieſer Bedingung darf jene Licenz eintreten, ſodaß ich z. B. Thou shouldst als Hexameteranfang zulaſſen würde, obgleich die gewöhnliche proſaiſche Betonung die iambiſche iſt. Die volle plaſtiſche Structur des griechiſchen Hexameters iſt den modernen Sprachen unerreichbar, aber die Melodie, den Takt können und müſſen ſie unverändert feſthalten. Zu der harmoniſchen Architektur der Alten fehlen den Neuern zum Theil die Bauſteine in ihren Sprachen, zur melodiſchen Färbung iſt noch Alles vorhanden. Die Alten waren vorzugsweiſe Baumeiſter und Bildhauer, wir ſind vorzugsweiſe Maler und Muſiker. Das Letztere hat denn auch unſer Verfaſſer praktiſch bewährt, indem ſeine Verſe zum größten Theile fließende Hexameter ſind, gleich dem erſten:

Never before have I seen the streets and the market so lonely.

Uebrigens ſpricht er es ſelbſt am Schluß der Einleitung aus daß ihm Sinntreue wichtiger geweſen ſei als Schönheit des Verſes.

Zum Schluß gedenken wir noch der einleitenden Verſe: „The translator to the reader.“ Der Ueberſetzer preiſt zuerſt den Rhein:

Dear to the heart of thy people art thou and dear to the stranger!

(Du biſt theuer dem deutſchen Gemüth und theuer dem Fremden!)

beklagt dann (1849) daß der Friede ſeine Ufer verlaſſen habe, mahnt zu edeler Haltung:

Reader! whoever thou art, oh, cherish the pure and the holy,
Manfully act thy part!

(Leſer, wer immer du ſeiſt, o liebe das Reine, das Heil'ge,
Männlich thue dein Werk!)

und blickt zuletzt auf die ſittliche Wirkung von „Hermann und Dorothea“ in dieſem Sinne.

Wir Deutſchen aber, die wir unſere Werke und unſern Geiſt über fremde Völker mehr und mehr ſich ausbreiten ſehen, und zugleich ſelbſt den Honig aus allen ihren blühenden Gärten ſaugen, dabei aber ſo langſam politiſch wachſen, ſo ſchwer uns ausgeſtalten und ſo ſpät altern wie unſere Eichen, wir wollen in unſern Tagen mehr als je nicht nur dieſer Worte

des Verfaſſers, ſondern auch des ſchönen Zurufs aus Goethe's Elegie „Hermann und Dorothea“ eingedenk ſein:

Auch die traurigen Bilder der Zeit, ſie führ' ich vorüber.
Aber es ſiege der Muth in dem geſunden Geſchlecht!

A. Peters.

Miſcellen aus der italieniſchen Geſchichte.

Arioſto, Bernardo Taſſo und Iſabella Gonzaga.

Das Leben der Iſabella von Eſte, Tochter Ercole's I., Herzogs von Ferrara und Gemahlin Francesco Gonzaga's, Markgrafen von Mantua, bietet in einer an bedeutenden Frauencharakteren reichen Zeit ein ſchönes Muſter ſo verſtändigen wie ſinnigen Wirkens für Staat, Familie, Wiſſenſchaft und Kunſt. Am 18. Mai 1474 von einer Mutter geboren welche in Zeiten der Gefahr wie der Ruhe Muth und Charakterſtärke in gleichem Maße an den Tag gelegt hatte (Eleonora d'Aragona, Tochter König Ferrante's I. von Neapel), wurde ſie im Februar 1490 mit dem Gonzoga vermählt: der Markgraf nach Bericht eines Chroniſten „ein Jüngling von majeſtätiſchem Ausſehen, mit breiter Stirne, lebhaften Augen, ſchönem Haar; Iſabella die anmuthigſte Jungfrau die man ſehen konnte.“ Es war dieſer Francesco Gonzaga derſelbe der als Generalcapitain des italieniſchen Bundesheers dem Könige Karl VIII. auf ſeinem Rückzuge von Neapel bei Fornovo am Taro in den Gebirgen von Pontremoli den Paß zu verlegen ſuchte, ein harter Kampf welchen Commines in ſeinen Denkwürdigkeiten ſo ausführlich wie anſchaulich ſchildert und bei welchem beide Theile ſich den Sieg beimaßen. (Der Markgraf von Mantua ließ von Andrea Mantegna das Votivbild malen, das unter dem Namen der Madonna della Vittoria bekannt und durch ſeltſame Fügung in die Galerie des Louvre gekommen iſt, und ſelbſt nach dem Ausſterben der mantuaniſchen Herzoge wurde in ihrer vormaligen Hauptſtadt jedes Jahr am 2. Juli ein feierliches Kirchenamt zum Gedächtniſſe jenes Kampfes von 1495 und der in ihm gefallenen Mantuaner gehalten.) Sowol während des Lebens ihres Gemahls wie nach deſſen im Jahre 1519 erfolgten Tode war Iſabella häufig von Staatsangelegenheiten in Anſpruch genommen; Reiſen führten ſie nach Venedig, nach Rom, nach Neapel; im Jahre 1530 war ſie in Bologna bei Karl's V. Kaiſerkrönung, von welcher ſie in einem ihrer Briefe eine hübſche Schilderung gegeben hat. Zwei Jahre darauf machte ſie eine Reiſe nach Marſeille, um dort eine der heiligen Maria Magdalena gebaute Wallfahrtskirche zu beſuchen. Nachdem ſie ihren älteſten Sohn, Federigo, zur Herzogswürde erhoben, einen der jüngern, Ferrante, als Feldherr und Staatsmann zu großem Anſehen ſich aufſchwingen geſehen hatte, ſtarb ſie 65 Jahre alt am 13. Februar 1539. „Nec spe nec metu“, war ihr Wahlſpruch.

Welche Kunſtliebe nicht nur, welches Verſtändniß der Künſte des Alterthums ſowol wie der neuern Zeit Iſabella beſaß, legt ihre Correſpondenz über Beſtellungen, Ankäufe, Beförderungen an den Tag, von welcher manches durch Gaye in ſeinem „Carteggio inedito d'artisti“ gedruckt iſt, während Anderes und Reicheres noch der Bekanntmachung harrt. Mit Gelehrten und Dichtern ſtand ſie in gleich eifrigem Briefwechſel. Carlo d'Arco, der Verfaſſer des Lebens Giulio Romano's und tüchtiger Werke über die Geſchichte Mantua's im Mittelalter, hat in dem florentiner „Archivio storico italiano“ (Appendice, II, 203 fg.) eine Reihe Briefe mitgetheilt, welche die vielfachen Beziehungen dieſer ausgezeichneten Frau zu Arioſto, Bembo, Taſſo dem Vater, Matteo Bandello dem Novellendichter, Paolo Giovio, Aldo Manuzio dem Typographen und mehren Andern erläutern. Von Ferrara aus ſchreibt ihr am 5. December 1531 Bernardo Taſſo:

„Die Herausgabe meiner Gedichte würde mir wenig Tadel oder geringe Ehre (wenn ſie mir ja Ehre bringen können) verſchaffen, wenn ich ſie nicht dem Urtheil Ew. Excellenz vorlegte, das hierin wie in manchen andern ehrenvollen Dingen vollkommen iſt. Sind dieſe Verſe eures Lobes würdig, ſo werden ſie mir unendlich mehr denn jetzt werth und theuer ſein. Nehme Ew. Excellenz ſie denn an, und wenn Ihr einmal von Geſchäften frei ſeid, ſo nehmet ſie zur Hand, und indem Ihr meinen Unſinn leſet, wollet ihn freundlichſt entſchuldigen und bedenken daß ich Euer Diener bin. Vermag ich auch nur wenig, ſo hoffe ich doch daß ich dafür gültiges Zeugniß ablegen werde, wenn mir noch etwas längeres Leben beſchieden iſt. Indem ich Euch langes und beglücktes Leben wünſche, bitte ich mich Euch demüthigſt empfohlen ſein zu laſſen. Aus Ferrara, 5. December 1531. Ew. Excellenz und Herrlichkeit unterthäniger Diener Bernardo Taſſo.“

Im Jahre darauf ſandte ihr Arioſto ſeinen „Orlando furioso“ mit folgendem Schreiben:

„Meine erhabene und vortrefflichſte Frau. Ich ſende Ew. Excellenz einen meiner raſenden Rolande, denn nachdem ich das Werk ſo viel ich konnte verbeſſert und um ſechs Geſänge vermehrt, auch durch viele hier und dort eingeflochtene Stanzen bereichert habe, würde ich gegen meine Pflicht zu fehlen glauben, überreichte ich nicht vor allen Andern einen Abdruck Ew. Excellenz, die ich verehre und anbete und welcher, wie ich weiß, alle meine Dichtungen, ſie mögen ſein wie ſie wollen, willkommen zu ſein pflegen. So geruhet denn dieſe kleine Gabe zugleich mit der ergebenen Geſinnung anzunehmen womit ich ſie Euch überreiche, indem ich mich ſtets zu Gnaden empfehle. Ferrara, 9. October 1532. Ew. Excellenz ergebenſter Diener Lodovico Arioſto.“

Die Antwort war: „Magnifico Meſſer Lodovico. Euer Buch des Orlando furioso, das Ihr mir geſandt habt, iſt mir in jeder Hinſicht ſehr willkommen. Da Ihr, wie Ihr mir ſchreibt, es neuer Durchſicht und Feile unterzogen und vermehrt habt, ſo kann ich mir von der Lecture deſſelben nur neues Vergnügen und Genuß verſprechen. Ich danke Euch ſo viel ich vermag für das Andenken das Ihr mir bewahrt, und verſichere Euch daß ich wünſche es möge ſich mir eine Gelegenheit darbieten Euch auf irgend eine Weiſe nützlich zu ſein, und Euch die beſondere Zuneigung zu beweiſen die ich zu Euch hege, um Eurer vortrefflichen Geiſtesgaben willen die aller Förderung würdig ſind. Von Herzen erbiete ich mich immer zu Euern Wünſchen und Befehlen. Aus Venedig, 15. October 1532. Iſabella, Markgräfin von Mantua.“

Nicht ohne Intereſſe ſind die beiden nachfolgenden Schreiben, das eine von Aldo Manuzio an die Markgräfin, das andere von dieſer an Giovan Giacomo Calandra, einen der mantuaniſchen Beamten, der ſich auch als Dichter bekanntgemacht hat. Beide Briefe erläutern das Schriftſteller- und Buchhändlerweſen der Zeit.

„Erhabene und vortreffliche Herrin. Ich habe ein Schreiben Ew. Excellenz erhalten, worin Ihr ſagt daß ihr alle meine Bücher auf Pergament wollt. Ich habe nur folgende: Martial, Catull, Tibull, Properz, Petrarca ungebunden, Horaz, Juvenal und Perſius gebunden und mit Miniaturen verziert. Gefällt es Euch daß ich dieſe ſende, ſo laſſet es mich wiſſen und ich werde ſie der von Euch beauftragten Perſon zuſtellen. Für die Zukunft werde ich mich nach Dem richten was Eure Herrlichkeit mir geſchrieben hat, der ich mich ſtets empfehle. Venedig, 13. Mai 1505. Diener, Aldus.“

Die Bücher wurden geſandt zu folgenden Preiſen: „Horaz, Juvenal und Perſius, ausgemalt (miniati) und zuſammengebunden, 6 Dukaten oder geringſtens 4. Martial 4 oder mindeſtens 3 Dukaten. Catull, Tibull, Properz 3 oder mindeſtens $2\frac{1}{2}$ Dukaten. Lucan 3 oder mindeſtens $2\frac{1}{2}$ Dukaten.“

Aus Bologna, kurze Zeit vor der Kaiſerkrönung, ſchrieb die Markgräfin an Calandra: „Giovan Giacomo. Der hochwürdige Monſignor Paolo Giovio wünſcht einige ſeiner Dialogen drucken zu laſſen und hat uns gebeten ihm bei Ausführung dieſer löblichen Abſicht behülflich zu ſein, indem wir ihm 70 Ries Papier ſchenken, von jenem das in Mantua fabricirt und von der Gattung welche der Ueberbringer, ſein Bote, Euch

angeben wird. Und wir, die wir gedachten Monſignor Paolo um ſeiner Talente willen ſehr lieben, ſind mit Freuden geneigt ſeinen Wunſch zu erfüllen. So gebe ich denn Euch dieſen Auftrag, wiſſend daß Ihr ihn gern übernehmet um Euch an einem guten und ehrenvollen Unternehmen zu betheiligen. Veranlaßt alſo daß beſagte Quantität Papier dem Boten zugeſtellt werde, und verſprecht den Papierhändlern in unſerm Namen daß die Bezahlung für gedachtes Papier ihnen unfehlbar nach unſerer Rückkehr nach Mantua eingehändigt werden wird. Sollten ſie Schwierigkeiten machen bis dahin zu warten, ſo richtet es ſo ein daß ſie ſich wenigſtens mit einer Abſchlagzahlung von zwei Scudi die Woche begnügen, bis Alles abgetragen iſt. Zu dieſem Behufe werdet Ihr Euch mit unſerm Hausmeiſter in Einvernehmen ſetzen, der für das Geld Sorge tragen wird. Gedachter Monſignor Paolo hat zugleich gewünſcht beſagtes Papier ohne Zahlung der Gabelle oder ſonſtigen Zolls aus Mantua ausführen zu können. Aber wir wiſſen nicht wie dies ſich thun laſſen wird, indem die Zölle ſämmtlich verpachtet ſind. Bologna, 21. November 1529. Iſabella."

Wol mochte der „Orlando furioso" ihr willkommen ſein, denn wie manche andere berühmte Frauen ſeiner Zeit hat Arioſto auch Iſabella Gonzaga in den immer wie Frühlingsgärten blühenden Stanzen ſeines Gedichts verewigt, auf die Verehrung hindeutend mit welcher, Anderer nicht zu gedenken, Männer wie Baldaſſar Caſtiglione, der Verfaſſer des „Cortigiano", Pietro Bembo und Luigi Alamanni und die Gonzaga's ihr huldigten (Geſang XXXVII, Strophe 8, 9):

Es ſtand Marullo und Pontan euch bei,
Die beiden Strozzi ſind euch hold geblieben,
Bembo und er, der, daß der Hofmann ſei
Wie Er, ihm weiſe Lehren vorgeſchrieben,
Auch Ludwig Alaman und jene Zwei
Die ſo die Muſen wie der Kriegsgott lieben,
Vom Blut das wir im Lande herrſchen ſeh'n,
Das Mincio theilt und ſchließt mit tiefen Seen.

Den Einen treibt nicht nur der eig'ne Drang
Zu eurem Lob in lauten Huldigungen,
Die ſich von dem Parnaß mit hellem Klang
Bis zu des Himmels Näh' emporgeſchwungen;
Nein, Liebe, die getrotzt dem Untergang,
Und feſte Treu', von keiner Qual bezwungen,
Die Iſabella ihm gewagt zu weih'n,
Heißt ihn mehr euer als ſein eigen ſein.

Haus- und Hofhalt des Herzogs von Urbino.

Unter den aus der Bibliothek von Urbino in die vaticaniſche gelangten Handſchriften, welche neben vielen andern einige der ſchönſten mit Miniaturen verzierten Manuſcripte, ſo den berühmten Dante, die große hebräiſche Bibel u. ſ. w. umfaſſen, finden ſich Verzeichniſſe der Perſonen welche den Hofſtaat Federigo's von Montefeltro, Herzogs von Urbino, bildeten, der von 1444—82 regierte. Das Herzogthum Urbino, zu welchem damals weder Peſaro noch Senigallia gehörten und welches folglich ganz Binnenſtaat war, hatte ſo geringen Umfang und Volkszahl daß weder die Menge der von Federigo ausgeführten Werke noch ſein zahlreicher Hofſtaat ſich erklären laſſen würden, wüßte man nicht daß er als Feldherr im Dienſte größerer Staaten, ſo des Papſtes und des Königs von Neapel, nicht unbedeutenden Sold bezog. Eines der genannten Verzeichniſſe (mitgetheilt bei Denniſtoun, „Memoirs of the dukes of Urbino", London 1851) nennt folgenden Hofſtaat (I, 142 fg.):

Grafen, theils dem Staate angehörig, theils aus andern italieniſchen Provinzen, 45, Ritter vom goldenen Sporn 5, Edelleute 17, Richter und Räthe 2, Geſandte und Secretaire in Neapel, Rom, Florenz, Siena und Mailand 7, Staatsſecretaire 5, Geheimſchreiber 14, Lehrer der ſchönen Wiſſenſchaften und Philoſophie mit Einſchluß des Aſtrologen Maeſtro Paolo 4, Architekten und Ingenieure 5, Vorleſer bei der Mahlzeit 5, Copiſten für die Bibliothek, deren mehre im Auslande unterhalten wurden, 4, Kaplane 2, Chorſänger für die Kapelle 3, Chorknaben 5, Orgelſpieler 2, Teppichwirker 5, Fechtlehrer für die Pagen 2, Tanzmeiſter 2, Apotheker 1, Bewahrer der Palaſtſchlüſſel 1, Kammerherr 1, Schatzmeiſter 1, Haushofmeiſter 1, Kammerjunker 5, Pagen 22, Vorſchneider und Vorleger 3, Proviantaufſeher 9, Kammerdiener 19, Tafeldiener 19, Lakaien 31, Köche 5, verſchiedene geringere Diener 8, Stallmeiſter 5, Stalldiener 50, Wärter der Jagdhunde 1, Wärter der Giraffe 1. Zuſammen 317 Perſonen. Dieſen ſind hinzuzufügen Hauptleute bei der Perſon des Herzogs 4, Oberſten des Fußvolks 3, Trompeter und Trommelſchläger 8, Waffenſchmiedemeiſter 3. Der Hofſtaat der Gemahlin Federigo's, Batiſta Sforza von Peſaro, beſtand aus 7 Edeldamen und zahlreichen Kammerfrauen nebſt 6 ältern Edelleuten. Der Erbprinz Guidubaldo hatte als Kind 7 Diener. Wahrſcheinlich iſt dies Verzeichniß nicht einmal ganz vollſtändig. 26.

Bibliographie.

Arno, A. und C. Neuhaus, Teplana. Hiſtoriſch-romantiſche Fahrten um Teplitz und ſeine Umgebung. Mit Zeichnungen von Carl Merkel. 1ſte Gabe. Meißen, Goedſche. Br. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Baur, W., Das Kirchenlied in ſeiner Geſchichte und Bedeutung. Zur Beleuchtung der Geſangbuchsnoth im Großherzogthum Heſſen. Eine Weckſchrift für die Gebildeten in der Gemeinde. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 27 Ngr.

Bechſtein, L., Deutſches Sagenbuch. 1ſte Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Ler.-8. 10 Ngr.

Knapp, A., Leben von Ludwig Hofacker, weiland Pfarrer zu Rielingshauſen, mit Nachrichten über ſeine Familie und einer Auswahl aus ſeinen Briefen und Cirkularſchreiben. Mit L. Hofacker's Bildniß. Heidelberg, K. Winter. 8. 22½ Ngr.

Minneburg, E., Gedichte. Tübingen, Oſiander. 16. 25 Ngr.

Scheve, G., Phrenologiſche Bilder. Zur Naturlehre des menſchlichen Geiſtes und deren Anwendung auf Wiſſenſchaft und Leben. Mit vielen in den Text gedruckten Abbildungen, dem Portrait des Verfaſſers und 1 Steintafel, gezeichnet von M. Rugendas. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Die Phrenologie im Umriſſe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Volz, K. W., Beiträge zur Kulturgeſchichte. Der Einfluß des Menſchen auf die Verbreitung der Hausthiere und Kulturpflanzen. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Bernet, J. J., Der apoſtoliſche Segens-Spruch. Letzte Predigt vorgetragen in St. Leonhard, bei St. Gallen, am 13. Juli 1851. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 3 Ngr.

Boeck, E. v., Mein Austritt aus der römiſchen Kirche und aus dem Stifte St. Stephan in Augsburg. Kurz dargeſtellt. Ansbach, Junge. Ler.-8. 8 Ngr.

Loeff, S., Das Weſen der Linken und der demokratiſchen und conſtitutionellen Zeitungs- und Brochüren-Litteraten. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Monod, A., Herodes und Johannes der Täufer. Eine Predigt. Aus dem Franzöſiſchen von L. Rehfueß. Stuttgart. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Tanz und Märtyrertod. Eine Predigt. Aus dem Franzöſiſchen von L. Rehfueß. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 3 Ngr.

Mooſer, W. F., Die ſtädtiſchen Knabenſchulen in St. Gallen und Vorſchlag zu deren Reorganiſation. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 8 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXII.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1852
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Fortſetzung aus Nr. XXIX.)

70. **Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Roſe.** Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 16 Ngr. Gebunden 22 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, zu deren Empfehlung dienen mag, daß dieſelbe, wiewol noch in der urſprünglichen Form, die der Dichter jetzt vielfach erweitert und umgeſtaltet hat, vor kurzem von **Robert Schumann** in Muſik geſetzt wurde.

71. **Jolowicz (H.), Die merkwürdigſten Begebenheiten der Allgemeinen Weltgeſchichte** in Darſtellungen deutſcher Dichter für Gymnaſien und Bürgerſchulen geſammelt und mit geſchichtlichen Bemerkungen verſehen. Mit einem Vorwort von **Cäſar von Lengerke.** 8. Geh. 24 Ngr.

72. **Lieder für unſere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter.** 8. Geh.

Früher erſchien daſelbſt:

Fahrten und Abenteuer des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Hiſtorie. Nach Zeichnungen von R. Töpffer in luſtigen Reimen von J. Kell. (Mit 153 Holzſchnitten.) 8. 1847. 20 Ngr.

Eine Tigergeſchichte für luſtige Leſer. Dem Engliſchen nacherzählt von H. Bode. (Mit 7 Holzſchnitten.) 8. 1846. 6 Ngr.

73. **Mahâbhârata**, in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **T. Goldstücker.** Vier Theile. 4. Geh.

Der Ueberſetzer iſt mit der Arbeit ſo weit vorgerückt, daß der Druck dieſes Werks bald wird beginnen können.

74. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von grossem Interesse für **jeden Gebildeten**, der sich mit dem Baue des menschlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weise bekannt machen will, nützlich dem **praktischen Arzte**, dem es darauf ankommt, sich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wissen nothwendig, ist dieser Atlas besonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei seinen Studien. Durch grosse Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen sich die in Stahlstich ausgeführten Abbildungen aus, und der denselben zur Seite stehende Text ist so erschöpfend, dass der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Dieſe mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage** wird in Jahresfriſt vollſtändig erſchienen ſein. **Probelieferungen** ſind in allen Buchhandlungen einzuſehen.

75. **Mickiewicz (A.), Ballady i Romanse.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

76. ——————, **Farys. Grażyna.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Früher erſchien in demſelben Verlage:

Malczeski (A), Marja, powieść Ukraińska. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod. Geheftet 15 Ngr., Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

Zaleski (B.), Duch od Stepu. Geheftet 15 Ngr. Cartonnirt 20 Ngr. Gebunden 25 Ngr.

77. **Moore (T.), Das Paradies und die Peri.** Mit dem gegenüberſtehenden engliſchen Original. Miniatur-Ausgabe.

78. **Münz-, Maass- und Gewichtsbuch** von **Christian** und **Friedrich Noback.** 8. Geh.

Von den Verfaſſern erſchien früher in demſelben Verlage:

Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet. Zwei Abtheilungen. 8. Cartonnirt. 7 Thlr. 15 Ngr.

79. **Italieniſcher Novellenſchatz.** Ausgewählt und überſetzt von **A. Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieſes Werks, von dem der erſte und zweite Theil bereits erſchienen ſind, bilden 150 italieniſche Novellen, von dem rühmlichſt bekannten Profeſſor A. Keller in Tübingen überſetzt, als eine chronologiſche Reihe von charakteriſtiſchen Proben der italieniſchen Erzählungskunſt, eine Geſchichte der italieniſchen Novelliſtik in Beiſpielen. Dieſe Blüten der italieniſchen Literatur, der anerkannten Meiſterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachſten Beiträge zur Cultur- und Sittengeſchichte Italiens und werden dem deutſchen Publicum die anziehendſte Unterhaltung gewähren. Des größten italieniſchen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Ueberſetzer von ſeinem Plane ausgeſchloſſen, weil dieſelben bereits in der „ausgezeichneten“ Ueberſetzung Witte's erſchienen ſeien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italieniſchen überſetzt von **K. Witte.** Zweite verbeſſerte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

80. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin**, ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Geh.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Folio. 1839. Velinpapier 18 Thlr., Pracht-Ausgabe (mit Kupfern auf chineſiſchem Papier) 30 Thlr.

In der Ausgabe auf Velinpapier werden ſowol der Text als auch die Abbildungen dieſes Werks einzeln erlaſſen; der Text koſtet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

81. **Poland (F.), Dichter und Kanzler.** Trauerſpiel in vier Aufzügen. 8. Geh. 16 Ngr.

82. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. 4. Geh. Auf feinstem Maschinenpapier 14 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 21 Thlr.

Die gewichtigsten Stimmen des In- und Auslandes haben bereits anerkannt, dass dieses Werk, welches seit seinem Beginn das Interesse des botanischen Publicums in hohem Grade erregte, dem immer fühlbarer gewordenen Bedürfnisse einer **gründlichen bibliographischen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur** vollständig abhelfe. Unter Anderm bemerkt das „Literarische Centralblatt“ (1852, Nr. 1): „Es fehlte noch immer

an einer zeitgemässen Zusammenstellung der gesammten botanischen Literatur aller Völker vom Anfange der Wissenschaft an bis auf unsere Tage, welche mit Uebersichtlichkeit und Kürze auch die grösstmögliche Genauigkeit verbände, und deren Einrichtung es nicht nur gestattete, ein jedes Buch mit Leichtigkeit aufzufinden, sondern sich auch über die bereits vorhandene Literatur irgend eines Gegenstandes aus dem Gebiete der Gewächskunde zu belehren. Diesen vielfachen Anfoderungen hat Dr. Pritzel in seinem Thesaurus vollkommen entsprochen."

83. **Raumer (F. v.), Vermiſchte Schriften.** Drei Bände. 8.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Theile. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 12. 1845. 5 Thlr.
Briefe aus Frankfurt und Paris 1848—1849. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Spren. 16. 1848. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.
Antiquariſche Briefe von **A. Böckh, J. W. Loebell, Th. Panofka, F. von Raumer** und **H. Ritter.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. 12. 1851. 1 Thlr. 10 Ngr.

84. **Rig-Veda,** die heiligen Gesänge der Brahmanen, herausgegeben von **M. Müller.** 8. Geh.

Dieſes Werk erſcheint in drei Abtheilungen und wird enthalten: I. Text des Rigveda. — II. Ueberſetzung der Hymnen mit erläuternden Anmerkungen. — III. Abhandlungen über das Vedaſche Alterthum, unter dem Titel: Prolegomena zum Veda.

Früher erſchien bereits daſelbſt:

Hitopadeſa. Eine alte indiſche Fabelſammlung. Aus dem Sanskrit zum erſten male ins Deutſche überſetzt von M. Müller. 12. 1844. 20 Ngr.

85. **Schmidt (Marie), Fräulein Rothe und ihre Zöglinge.** Ein Buch für Mütter, Erzieherinnen und für die weibliche Jugend. 8. Geh. 1 Thlr.

In lebendig-anziehender Form eine Reihe von Unterrichtsprobeſtücken in verſchiedenen Fächern des für Mädchen nach den Foderungen der Jetztzeit paſſenden Wiſſens und Könnens, entſprechend zugleich dem Ideale der modernen Pädagogik, den Unterricht zur Erziehung zu machen und Haus und Schule in nächſte Nähe zu bringen. Außer den vorzugsweiſe dafür beſtimmten Leſerkreiſen werden auch Schullehrer überhaupt den hier durchgeſprochenen Lehrobjecten und dazu gehörigen Erzählungen nach Stoff und Form manches ihnen Zuſagende abgewinnen können.

86. **Schücking (L.), Die Königin der Nacht.** Roman. 8. Geh.

Früher erſchien in demſelben Verlage:

Ein Schloß am Meer. Zwei Theile. 12. 1843. 3 Thlr.
Die Ritterbürtigen. Drei Theile. 12. 1846. 4 Thlr. 15 Ngr.
Eine dunkle That. 12. 1846. 2 Thlr.
Ein Sohn des Volkes. Zwei Theile. 12. 1849. 4 Thlr.
Der Bauernfürſt. Zwei Bände. 8. 1851. 4 Thlr.

87. **Schulze (E.), Die bezauberte Roſe.** Romantiſches Gedicht in drei Geſängen. Octav-Ausgabe. Achte Auflage.

88. ———, **Gedichte.** Dritte Auflage. Miniatur-Ausgabe. Geheftet und gebunden.

Von E. Schulze erſchien ebendaſelbſt:

Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht in drei Geſängen. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Gebunden. 1 Thlr.
Sämmtliche poetiſche Werke. Vier Theile. 8. 1822. 6 Thlr. Mit Kupfern 8 Thlr.
Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.
——— Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. 1849. Gebunden. 3 Thlr.
Pſyche. Ein griechiſches Märchen in ſieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermiſchte Gedichte. Zweite Auflage. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

89. **Der Septembervertrag und die gegenwärtige Situation in Hannover.** 8. Geh. 4 Ngr.

Eine dringende Mahnung an Hannover und Oldenburg, den als ein volkswirthſchaftliches Unglück für beide Länder geſchilderten Septembervertrag mit Preußen noch in der zwölften Stunde rückgängig zu machen. Die dafür angegebenen Gründe und in Vorſchlag gebrachten Mittel verdienen jedenfalls allſeitig, von den Vertheidigern wie von den Gegnern jenes Zollvertrags, gewiſſenhaft geprüft zu werden.

90. **Talvj, Heloiſe.** Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſer Roman der als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** rühmlichſt bekannten Verfaſſerin iſt das urſprünglich deutſch geſchriebene Original des in engliſcher Sprache erſchienenen, nach dem deutſchen Manuſcript überſetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale" (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derſelbe bei dem deutſchen Publicum, für das er zunächſt beſtimmt iſt, dieſelbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

91. ———, **Die Auswanderer.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh.

Von der Verfaſſerin erſchien ebendaſelbſt:

Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen mit einer Ueberſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften. 8. 1840. 3 Thlr. 15 Ngr.
Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian's insbeſondere. 8. 1840. 20 Ngr.
Geſchichte der Coloniſation von Neu-England. Von den erſten Niederlaſſungen daſelbſt im Jahre 1607 bis zur Einführung der Provinzialverfaſſung von Maſſachuſetts im Jahre 1692. Nach den Quellen bearbeitet. Nebſt einer Karte von Neu-England im Jahre 1674. 8. 1847. 3 Thlr. 15 Ngr.

92. **Hiſtoriſches Taſchenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Reihe. Vierter Jahrgang. 12. Geh.

Die erſten zwanzig Jahrgänge des Hiſtoriſchen Taſchenbuch wurden wie folgt im Preiſe ermäßigt: I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; I.—XX. Jahrgang zuſammengenommen 18 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Aus demſelben Verlage iſt zu erhalten:

Urania. Taſchenbuch. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. (1839—1848.) Mit Bildniſſen. 8. Ermäßigter Preis 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 20 Ngr.
Von ältern Jahrgängen der Urania ſind nur 1837 und 1838 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im ermäßigten Preiſe zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelaſſen werden.
Taſchenbuch dramatiſcher Originalien. Herausgegeben von J. **Franck.** Sechs Jahrgänge. (1837—42.) Mit Kupfern. 8. Ermäßigter Preis 4 Thlr.
Der erſte bis vierte und ſechste Jahrgang werden auch jeder einzeln zu dem Preiſe von 12 Ngr. erlaſſen.
Eine ausführliche Anzeige, mit ſpecieller Angabe des Inhalts dieſer drei Taſchenbücher, iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten.

(Der Beſchluß folgt.)

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

neununddreißigſte und vierzigſte Heft,

Bogen **37—50** (Schluß) des fünften Bandes.

Erbtochter — Femern.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Auguſt 1852. **F. A. Brockhaus.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 33. —— 14. Auguſt 1852.

Inhalt.

Beiträge zur Kritik des modernen Romans. III. Von **W. Hemſen.** — Katechismus des Rechts, oder Grundzüge einer Neubildung der Geſellſchaft und des Staats. Von K. Ch. Planck. — Divan des Caſtiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi. Von Abraham Geiger. Nebſt Biographie und Anmerkungen. — Erbauliches. — Aus Wien. Von **M. Koch.** — Napoleon über Tacitus, Montesquieu, Boſſuet, Corneille. — **Notizen, Bibliographie.**

Beiträge zur Kritik des modernen Romans.

III. *)

Alexander von Sternberg und ſeine Rococo-Frivolitäten.

Vor mehren Jahren erhob Sternberg in d. Bl. auf Anlaß eines kurz zuvor daſelbſt erſchienenen Urtheils über ſeinen „Tutu" die höflichſten Vorſtellungen gegen die Ungezogenheiten der Kritik, welche ihn beſtändig mit vorwurfsvollen Anſpielungen auf ſein Baronenthum verfolge. Aber in der That iſt dieſe Eigenſchaft an den literariſchen Schwächen die man aus ihr herleitete ſo unſchuldig nicht als er uns möchte glauben machen, obwol es andererſeits die ſchreiendſte Ungerechtigkeit ſein würde, den Adel als ſolchen in allen Stücken für den Sinn der Sternberg'ſchen Schriften zur Verantwortung zu ziehen. Darauf werden wir durch die neueſte Wendung genannter Autorſchaft ſo deutlich hingeführt daß einige Striche zu ihrer Charakteriſtik in dieſer Beziehung nicht von Ueberfluß ſind.

Sternberg's faſt zur fixen Idee gewordene Zärtlichkeit für das 18. Jahrhundert konnte man nach einer Seite allerdings mit vollem Recht auf das freiherrliche Intereſſe deuten, da ein dieſer Sphäre angehörender Geſchmack, wofern ihn weder reckenhafte Derbheit und Waffenruhm noch ſinniger Minnedienſt reizen, wol keine andere Periode als die des Puders, der Reifröcke und der Galanterie par excellence für die „gute alte Zeit" des Adels erklären kann. Nachdem unſere Romantiker einmal aus Gründen des poetiſchen Ideals die Richtung auf das Mittelalterliche angegeben hatten, wurde dieſelbe auch von Geiſtern in beſondere Pflege genommen, in denen offenbar das Ideal des Standes die poetiſchen Intentionen beſtimmte oder wenigſtens mit ihnen in eine nicht mehr aufzulöſende Wechſelwirkung trat. Jedenfalls war in dem Dichter des „Zauberring" das Gefühl des Adels kaum minder ſtark als die äſthetiſche Begeiſterung für jene verſunkene ritterliche Welt, deren Schatten er in ſeinen erzählenden Poeſien ſo unermüdlich heraufbeſchwor. So ſind in gewiſſer Weiſe Sternberg's Rococogeſchichten nur Offenbarungen des nämlichen Zugs, nur daß er mit ſeinem Cultus der Zopfromantik in unſern Tagen als eine iſolirte Figur daſteht, während dem edeln märkiſchen Degen im Anfange des Jahrhunderts die literariſchen Sympathien einer „Schule" zugutekamen. Freilich müßte — von dem Abmeſſen der poetiſchen Kraft natürlich ohnehin zu ſchweigen — eine kritiſche Parallele der Barone de la Motte-Fouqué und Sternberg aus dem Geſichtspunkte des Charakters und der Geſinnung auf den Adel, deſſen Liebhabereien in dem letztern Autor ihren Vertreter und Chroniſten finden, ſogleich die unvortheilhafteſten Streiflichter werfen. Wenn man ſich indeß der Arbeit unterzieht, die ganze Reihe der Sternberg'ſchen Productionen, ſoweit ſie in das bezeichnete Genre fallen, durchzumuſtern, ſo wird man bald genug inne daß in ſeiner Neigung für die Scenen des vorigen Jahrhunderts der ſpecifiſch-adelige Antheil, vielleicht ihm ſelbſt unbewußt, doch am Ende nur ein verſchwindendes Moment ausmacht. Einmal in dieſem Zuſammenhange, vielleicht durch Jugendeindrücke, auf ſolche Reminiscenzen hingewieſen, hat er in ſeiner Beſchäftigung mit denſelben ſich keinen leitenden Gedanken mehr gegenwärtig erhalten, ſondern ſich nur inſtinctmäßig dem Behagen an den verſchollenen Schnurkpfeifereien überlaſſen. Wo ſpäter eine beſtimmte Abſicht bei ihm auftauchte, erſchien die nobele Spielerei mit einem zu ſtarken plebejiſchen Beiſatze als daß die Beurtheilung hier eine Repräſentation der ritterlichen Clique anzunehmen hätte. Der Spruch des Egeſippus: „Dulce est inter majorum habitacula versari etc.", den Stifter ſeinen „Geſchichten aus des Urgroßvaters Mappe" vorangeſetzt hat, iſt, wenn man die elegiſche Rührung davonläßt, die wahre Deviſe

*) Vergl. den erſten und zweiten Artikel in Nr. 106 u. 123 d. Bl. f. 1851. D. Red.

für einen Theil der Sternberg'ſchen Romane. Und ungeachtet der troſtloſen Herzensleerheit und Gemüthsſterilität, welche dieſe glatten Schreibereien auszeichnet, ſind ſie hin und wieder in jener charakteriſtiſchen Färbung ganz glücklich, welche der Verfaſſer der „Studien“ ſo hübſch als „Poeſie des Plunders“ bezeichnet. Natürlich läßt ſich dies nicht denken ohne ein ſcharfes Geſicht beſonders für die Aeußerlichkeiten, und Sternberg gebietet denn auch wirklich, was Coſtume und Hausrath jener urgroßväterlichen Tage anlangt, über Detailſtudien, die ſeinen Geiſt in eine wahre Rumpelkammer hätten verwandeln müſſen, wenn er ſich nicht zugleich eines gewiſſen hiſtoriſchen Sinnes für das Leben erfreute, dem dieſer alte Kram als Decoration dient. Die altfränkiſchen Inventarienſtücke gewinnen unter ſolcher wohlwollenden und ſorgſamen Behandlung förmliche Individualität und kehren uns die ehrwürdigſte Phyſiognomie entgegen, ſodaß man auch hier das eigene Talent zur Belebung des Seelenloſen, welches noch neuerdings von A. Wellmann und Julian Schmidt dem Engländer Dickens nachgerühmt wurde, durchaus anerkennen muß.

Ganz wunderlich kam das grillenhafte Wohlgefallen am Charakter des vergangenen Säculum ſchon in der Jugendarbeit zum Vorſchein, mit welcher der unreife Autor, das beliebte Thema der damaligen Zeitverſtimmung ergreifend, 1832 zuerſt in die Literatur eintrat und, wie die Dinge nun einmal ſtanden, einiges Aufſehen erregte. Er war der Erſte der in ſeiner Novelle:

Die Zerriſſenen. Stuttgart, Cotta. 1832. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

für das ſchleichende Uebel jener Generation gleichſam den pathologiſchen Terminus fand, aber komiſcher iſt der Widerſpruch zwiſchen dem behandelten Gegenſtande und der Natur des Talents kaum denkbar, als man ihn hier ausgeſprochen ſieht. In der Fortſetzung der „Zerriſſenen“:

Eduard. Stuttgart, Cotta. 1833. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

ſcheint der jugendliche Freiherr die kranken Zeitgenoſſen zu mahnen: „Kehrt zurück zu der Einfachheit eurer Väter, ſetzt ihre Perücken auf und ſpielt mit ihren Porzellanmöpschen und leſt Sophiens «Reiſe von Memel nach Sachſen».“ Zuguterletzt wird das Princip des 18. Jahrhunderts: „der runde, behagliche, immer lächelnde Lebensſinn, der goldene Gleichmuth als der wahre Gott dieſer Welt“, in der Perſon des Abts gekrönt, und Sternberg's ſpätere Bemühungen haben gelehrt daß es keine Satyrzunge war, die dem fröſtelnden Misbehagen, der rathloſen Trübſal jener Tage gegenüber von der guten alten Zeit mit ihrer Sicherheit, ihrem beſtimmten Zweck, ihrem ausgebildeten Lebensgenuß, ihrem Puder und ihren Reifröcken, in denen ſich unſere Großmütter mit ſoviel Würde bewegten, als von der wahren Zeit des Glücks reden konnte.

Indem ſich Sternberg fortan im Ganzen und Großen angelegentlich mit Gründung und Entfaltung einer Abart unſerer novelliſtiſchen Literatur beſchäftigte, die man unter der von ihm ſelbſt adoptirten Bezeichnung „Salonpoeſie“ gemeinhin an ſeinen und der gräflichen Büßerin Namen — ohne weitere Scheidung der ſo heterogenen Charaktere — zu knüpfen pflegt, kehrte er innerhalb dieſes Kreiſes beſtändig zu den Bildern jenes Lieblingszeitalters zurück. Eine irgend bedeutende Erfindung mit dem hiſtoriſchen Apparate zu bekleiden iſt er niemals fähig geweſen, ebenſo wenig nur eine Geſtalt zu entwerfen, deren Lebensgang und innere Bewegung einen tiefern Antheil aufſichzöge, und ſo haben ſeine derartigen Darſtellungen immer den Eindruck abſtracter Virtuoſität hervorbringen müſſen, die uns wiederholt auf dürftige Romanſtoffe angewendet als bloßes Curioſum einer zufälligen Laune erſcheint. Was ſollen uns dieſe matten Fictionen, welche einzig dem Autor als Gelegenheiten dienen, ſich auf die bequemſte Weiſe ſeiner Anſchauungen von der Geſellſchaft des 18. Jahrhunderts zu entledigen! Dies liegt z. B. im

Saint-Sylvan. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. Gr. 16. 3 Thlr.

ganz offen am Tage. Wenn Sternberg Etwas von der Kraft beſäße, hiſtoriſches Beiwerk mit einer ſelbſtändigen poetiſchen Schöpfung zu verweben, ſo hätte es ſich hier gezeigt, wo die gewählte Memoirenform ſeiner Aufgabe ſo günſtig war. Aber an dieſem Buche iſt wiederum Nichts von einigem Werthe als die von dem fictiven Elemente vollkommen unabhängigen Züge eines Sittengemäldes. Wir befinden uns in dem üppigen Zeitalter Auguſt's des Starken; ein Sohn jener Epoche erzählt uns ſelbſt, wie ihn das Geſchick unter ſeinen Zeitgenoſſen umgetrieben, aber wir erblicken die ganze Scenerie dieſer Erlebniſſe in einer ſonderbaren Perſpective, denn es iſt immer nur der moderne Menſch Sternberg mit der kalten Betrachtung des Rococoliebhabers, der unter der Perücke des Florus von Saint-Sylvan hervorſieht und uns Fragmente ſeiner retroſpectiven Anwandelungen in leiblichem Zuſammenhange mittheilen will. Was dem Roman als ſolchem an dem warmen Colorit ſubjectiver Ergriffenheit, wodurch eine poetiſche Illuſion erreicht werden könnte, und ſomit an unmittelbarem äſthetiſchem Intereſſe abgeht, kommt freilich auf der andern Seite dem culturhiſtoriſchen Hintergrunde an Treue und Sicherheit der Zeichnung zugute. Die Schilderungen des ſächſiſchen Hoflebens, des ganzen politiſchen und geſelligen Treibens — von dem vernachläſſigten Handkuſſe bei der Frau von Coſel bis zur Geſellſchaft der „Männer des Lichts“ und dem Bureau d'esprit der Junon de Geoffrin — ſind unverächtliche Beiträge zur Charakteriſtik jenes „ebenſo eiteln als bewundernswürdigen, ebenſo geiſtreichen als verworrenen Jahrhunderts“. Wenn die Anſprüche der eigentlichen künſtleriſchen Compoſition wegfallen, indem ein mäßiges Talent ſich bei der durch gegebenes Material bedingten Arbeit beſcheidet, ſo weiß man ſich in ſolche Liebhabereien zu finden; man hat alsdann den Gewinn rein und rund vor Augen und wird dergleichen ſaubere, wenn auch nur in Aquarell ausgeführte Bilder nur loben können. Darum ſind Sternberg's

Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildniſſen zuſammengeſtellt von A. von Sternberg. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1848. Gr. 8. 4 Thlr.

ohne Frage als die beſte Frucht einer ſo wunderlichen Neigung anzuerkennen. In d. Bl. iſt das Buch ſeiner Zeit von A. Vilmar nach Verdienſt gewürdigt worden. Ich ſehe für jetzt davon ab daß hier und da durch Reticenzen und allerlei andere Mängel, die den Einſpruch des ſtrengen Hiſtorikers herausfodern, weſentliche Züge eines Bildniſſes — ich erinnere nur an das der Kaiſerin Katharina — von dem Copiſten veruntreut worden und ſonſt verzeichnete Linien mitunterlaufen ſind; die Hauptſache iſt: es bewährt ſich in Haltung und Grundfarbe des Ganzen der glücklichſte Sinn für die eigenthümliche Lebensatmoſphäre dieſer Geſtalten. Was dem Autor an künſtleriſchem Geſchick beiwohnt, ungenügend um die höhern Aufgaben der Dichtung zu erfüllen, verſagt ihm doch Nichts, wodurch ſolche Schilderungen mit einem die gemeine Wahrheit gleichſam überbietenden Reiz ausgeſtattet werden mögen. Auch die nette und zierliche Form gibt dieſem Werke in ſtiliſtiſcher Hinſicht einen beſondern Vorzug, wie denn überhaupt der bedeutende Fortſchritt, was dieſe Seite ſeiner Bildung anlangt, in der Folge von Sternberg's Schriften auf der Hand liegt. Welcher Abſtand zwiſchen der zum Theil wenigſtens ſo ſchwülſtigen, wirren und wüſten Sprache der erſten Verſuche, die ſich um poetiſches Feuer quälen, und dem reinen, gefälligen Periodenbau ſeiner letzten Arbeiten, in denen Enthaltſamkeit des Ausdrucks von Anmuth begleitet wird! Inſofern ſieht man in Sternberg wirlich einen der letzten Schüler, die noch in Weimar gelernt haben geſchmackvoll ihre Gedanken einzukleiden, wenn es ihm auch dadurch freilich um ſo leichter wird, auf ſchöne Weiſe gar Nichts oder gar das Unſaubere in leiblich ſauberm Gewande vorzubringen. Faſt gleichzeitig mit dem Erſcheinen jener Galerie von Frauenbildern fand man im gleichen Verlage mit Vergnügen ein an Geiſt und Richtung ähnliches Werk: „Geiſtliche und weltliche Höfe des 18. Jahrhunderts" von demſelben Autor angekündigt; man konnte nicht anders urtheilen als daß er ſich hier den ſowol ſeinem Vermögen als ſeiner ganzen Sinnesart und perſönlichen Vorliebe angemeſſenſten Gegenſtand auserſehen habe, aber entwarf ſich auch ſogleich unwillkürlich ein Ideal der Ausführung, mit welchem das Maß des Fleißes, das dem fingerfertigen Scribenten zuzutrauen war, nicht in der beſten Uebereinſtimmung erſchien. Es iſt da noch ein Werk zu liefern welches neben der chronikaliſchen Breite einer Zuſammenſtellung von ſo monſtröſer Bibliothekargelehrſamkeit, wie Vehſe's „Allgemeine Hof- und Adelsgeſchichte", durch Umgehung des nüchternen Documentenreferats und elegante Gruppirung — mehr als ein Werk der ſchönen Literatur — durchaus ſeine Stelle behaupten würde; aber wenn ein gewiſſer wahlverwandtſchaftlicher Antheil, den uns Sternberg's Charakter verbürgt, einer ſolchen Arbeit das Gepräge freierer Reproduction geben muß, ſo darf doch das gewiſſenhafte Quellenſtudium um ſo weniger fehlen als bei jeder vom Tone der ſtrengen hiſtoriſchen Unterſuchung abweichenden Behandlungsweiſe doppelte Herrſchaft über das Material erfodert wird. Das iſt für eine Feder, die der metiermäßig expediten Bücherfabrikation verfallen iſt, wie die freiherrlich Sternberg'ſche, der ſchlimmſte Anſtoß. Es würde ſich hier um etwas Anderes handeln als gelegentlich aufgefangenen anekdotiſchen Stoff zu einzelnen leichten Charakterſkizzen zu verwenden, deren eine recht hübſche, worin die Bizarrerien des fürſtlichen Sonderlings Herzog Auguſt von Gotha geſchildert waren, vor Jahren das ſtuttgarter „Morgenblatt" mittheilte. Sternberg ſcheint ganz richtig und profitable zu calculiren daß ſolcher Producte, wie er ſie dem Publicum der Leihbibliotheken hinzuſchleudern pflegt, innerhalb der Zeit, welche die Vorſtudien zu jenem Werke in Anſpruch nehmen würden, ſich mindeſtens ein halbes Dutzend mit Leichtigkeit zuwegebringen ließe, und ſomit iſt es denn bis heute bei der Ankündigung geblieben.

Das ewige mechaniſche Wiederholen derſelben höhern Geſellſchaftsmiſère mußte natürlich den Schriftſteller am Ende in eine rathloſe Lage bringen. Noch ein mal kam das traurigſte Schauſpiel der Wirklichkeit — das berliner Misverſtändniß der Märztage — dem kläglich abſterbenden Renommée des Salonpoeten zu Hülfe, — da war friſche Staffage, und die Partei, in deren Sinne er bei dieſem Anlaß auftrat, war groß genug, um der „neupreußiſchen" Novelle:

Die Royaliſten. Bremen, Schlodtmann. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

vorübergehend einen mehr als gewöhnlichen Erfolg zu verſchaffen. Schon an der weitern Ausbeutung dieſer Stimmung fand man aber keinen ſonderlichen Geſchmack mehr und es mußte auf neue, ſtärkere Reizmittel geſonnen werden. Sternberg that den letzten Fall den er noch thun konnte, er appellirte, da der Geiſt ihn verleugnete, an die Gemeinheit der Sinne und ließ in der Bedrängniß das Reſtchen Vornehmheit zum Teufel gehen. Auch dieſes letzte Stadium iſt nur eine neue Evolution des alten Steckenpferdes: auch hier beruft er ſich auf das 18. Jahrhundert. Die noch ziemlich beſcheidenen Präludien zu dieſem Spektakel enthält bereits:

Fortunat. Ein Feenmärchen von A. von Sternberg. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1838. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

wo jene ſpäter viel nachdrücklicher vorgetragene Wendung des Rococogeſchmacks: nicht mehr blos die Scenen des vergangenen Lebens darzuſtellen, ſondern beſtimmte Geiſtesrichtungen deſſelben direct in der Literatur zu rehabilitiren, zuerſt angedeutet war. An die Polemik gegen das „widerliche Gemiſch nordiſcher Geſpenſter" in den Schriften der romantiſchen Schule knüpften ſich folgende Bemerkungen:

Es gilt den Verſuch, dieſe intereſſanten Naturkinder zu verdrängen und die ins Exil geſchickten Wieland'ſchen Feen wieder in den Vorgrund zu bringen. Die Phantaſie ergötzt ſich an einem immerwährenden Wechſel. Wenden ſich doch der Geſchmack, die Sitten, ſelbſt die Mode wieder zur Mitte des vorigen Jahrhunderts zurück, und die Feen allein dürften nicht

wiederkommen? Man gönne ihnen großmüthig einen Platz. Das allerliebſte Buch „La fée aux miettes“ beſchäftigte ſich ſchon mit ihrer Wiedereinſetzung.

Die im „Fortunat“ zur Schau getragene Beleſenheit in Crébillon ſcheint es uns noch recht einſchärfen zu ſollen, auf welches hiſtoriſche Recht gleichſam dieſe mit kandirten Zötchen geſpickte Reihe von Abenteuern ſich ſtütze. Das Motto aus Votaire's „Zadig“:

Comment pouvez-vous préférer — leur disait le sage Oulong — des contes qui sont sans raison et qui ne signifient rien?

C'est précisement pour cela que nous les aimons — repondaient les sultanes.

zeigt den ungebührlichen Grad von Selbſtbewußtſein an, der dieſe geiſtige Verödung begleitet und auch wol wähnen kann, in den ſchrecklich matten Seitenhieben auf die Romantik dem zwecklos heitern Spiele der Phantaſie mit Grazie die Würze des feinen Spottes beigeſellt zu haben. Im Ganzen wurde doch hier mit der verſtorbenen Frivolität nur erſt geliebäugelt; vollkommen nackt und unverſchämt trat das künſtliche Wiederbelebungsſyſtem in

Braune Märchen von A. von Sternberg. Mit Titelbild. Bremen, Schlodtmann. 1850. 32. 1 Thlr. 20 Ngr.

auf. Die ſchmuzigen Albernheiten ſelbſt ſind noch Nichts gegen die poetiſchen Prätentionen, mit denen ein armſeliger Geiſt ſich dieſe Verpflanzung des „frivolwitzigen Märchens“ als Verdienſt einer Anfriſchung und Neubelebung unſers literariſchen Organismus, einer Reinigung und Kräftigung des deutſchen Geſchmacks anzurechnen wagt. Etwas von dieſer Abſicht, die Welt glauben zu machen als handele es ſich lediglich darum, die ewigen Rechte der jugendlich-ſinnlichen Friſche und Freiheit im Namen der wahren Poeſie zu vertreten, wurde ſchon nicht undeutlich im „Fortunat“ bemerkbar.

Einem geiſtigen Zuſtande gegenüber, aus dem ſolche einfältige Blasphemie hervorgehen kann, kämpfen in uns Mitleid und Widerwillen. Das Ekelhafte an den Sternberg'ſchen Nuditäten iſt überhaupt nicht ſo ſehr die Unfläthereï ſelbſt als die (von Julian Schmidt ſo ungerecht dem Verfaſſer der „Laidion“ und des „Ardinghello“ vorgeworfene) nüchternſte Reflexion, die gemeine kalte und ſich dann obenein noch brüſtende Berechnung, mit der dieſe Dinge zuſammengeſucht werden. Ein ganzer Saal voll Tizian'ſcher Schönheiten wie ſie Gott geſchaffen hat iſt ein Aſyl der Unſchuld gegen die Gebilde dieſer in elender Lüſternheit auszehrenden Phantaſie, die ſich künſtlich dahin ſtimulirte, ſolche Producte gebären zu können.

Zu dem Allen iſt nun Sternberg von der unglücklichen Einbildung beſeſſen, ſich als den bevorzugten Erben des Witzes anzuſehen, mit welchem die von ihm als Muſter des Fachs geprieſenen Autoren des frivolen Zeitalters ſo reich ausgeſtattet waren, und auf dieſen Titel hin gleichſam in ihrem Namen Reſpect vor ſeinen Bemühungen fodern zu dürfen. „Das 18. Jahrhundert war frivol und lachte dabei, das 19. iſt frivol und gähnt“, ſagt er im „Tutu“. Er hält ſich für eine Art Revenant jener luſtigen Frivolität, dem gähnenden Jahrhundert als Tröſter beigegeben, und die Spuren von dieſem Glauben an ſein großes komiſches Talent ſind reichlich in ſeine übelriechenden Wachtſtubenſpäße verflochten. So ſcheint er denn eine förmlich organiſirte Zurückführung all jener Formen proſaiſcher Darſtellung wenigſtens — da ihm Voltaire'ſche Verſe nicht zugeboteſtehen — im Sinne zu haben, in denen ſeine Geiſtesaltvordern ihre ausgelaſſene Laune offenbarten. Eine neue Seite dieſes Plans abſolvirt ſein letztes Werk:

Der deutſche Gil Blas. Ein komiſcher Roman von A. von Sternberg. Zwei Bände. Bremen, Schlodtmann. 1851. 8. 2 Thlr.

Auch hier fehlt es nicht an einer Vorrede, in welcher die captatio benevolentiae mit Anregungen für unſer literarhiſtoriſches Gedächtniß ausſtaffirt iſt. Wir erfahren darin daß wir dies Buch dem Wunſche des Autors verdanken, „die Muſter einer unübertreffbaren kernigen Komik wieder aufgefriſcht zu ſehen, die ganze Generationen um ſich verſammelten in gemeinſam erſtrebter Lebensfriſche durch das kalte geſunde Bad des wahren Humors“. (In den Namenscitaten nimmt ſich Voltaire zwiſchen den Scarron, Leſage, Fielding u. A. etwas befremdend aus.)

Natürlich iſt es dem Verfaſſer diesmal ebenfalls lediglich um das Wohl der Literatur im Ganzen zu thun; er möchte Nichts lieber als daß die von ihm neu erhobene kühne Sprache des Humors recht viele Nachfolger fände.

Wir hätten dann Großes gewonnen. Mit einer glücklichen Wendung hätten wir den dumpfig gewordenen, übelſchmeckenden, durch abgeſtandene Süßigkeit anwidernden ſocialen Roman, der ſich die kleinen Quälereien innerhalb einer ſtockenden und verdrießlichen Geſellſchaft, die mesquinen Capricen irgend eines faſhionabeln Salonmenſchenpaars zum Ziele ſetzt, über Bord geworfen, und ebenſo wären wir den Roman los, der ſich mit der politiſchen Tagesgeſchichte beſchäftigt u. ſ. w.

Das hat A. von Sternberg geſchrieben, Sternberg, der Verfaſſer der „Pſyche“, des „Kallenfels“, des „Wilhelm“, der „Neupreußiſchen Zeitbilder“ und all jener zahlloſen Almanachsnovellchen, in denen alle Welt nichts Anderes als eben die Blüte der vorſtehendermaßen charakteriſirten Nichtigkeiten zu ſehen gewohnt iſt! Man erkennt hier den ganz vulgairen Literaten, der in einer rathloſen Situation um jeden Preis einen neuen Erfolg ſuchend ſeine eigenen Antecedentien fallen läßt, damit er nur wieder Terrain gewinne. In gleichem Sinne macht er in dem leichtfertigen Libell:

Ein Faſching in Wien von A. von Sternberg. Wien, Jasper, Hügel und Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

(zwiſchen dem erſten und zweiten Bande des komiſchen Romans erſchienen), das in Nr. 128 d. Bl. f. 1851 mit gebührender Schärfe kurz abgefertigt wurde, Fronte gegen die Gräfin Hahn-Hahn in Nichts weniger als ritterlichem Tone. (S. dort S. 15—18.) Freilich ſucht er ſich dabei den Rücken zu decken, indem er von der Zukunft der „Salonpoeſie“, die wie jede einzelne Gattung „aus der großen Welt- und Völkerliteratur, dieſem

Born der Poeſie, ihr erneutes Leben ſchöpfe", die ſchönſten Dinge weiſſagt.

Für jetzt feſſelt ihn das wichtigere Geſchäft: die Reſtauration des humoriſtiſchen Geſchmacks. Darauf hinweiſend daß unter den nie veraltenden Originalcharakteren der Weltliteratur Gil Blas als junges keckes Blut ſich am beſten zur Hauptgeſtalt des erneuerten komiſchen Romans eigene, legt er zugleich gegen alles Wohlgefallen an geiler Unart eine feierliche Verwahrung ein, in der wir wieder ganz jenem ſcheinheiligen Augenverdrehen zur reinen Höhe des Apoll begegnen und die als treffende Selbſtverurtheilung wider Willen zu intereſſant iſt, um ſie nicht vollſtändig mitzutheilen:

Freilich muß der Autor, der ſeinen jungen Helden führt, auch jene Pfade ſorgfältig vermeiden, wo jene traurige und niederdrückende Sinnlichkeit weilt, die mit der Gemeinheit buhlt und weit entfernt, einen heitern, friſch aufjauchzenden Anflug zu befördern, nur die Flügel der Pſyche lähmt, indem ſie ſie mit dem Schmuze der Landſtraße bewirft. Die wahre Sinnlichkeit iſt mit der wahren Jugend ein Geſchwiſterpaar; ewige Roſen blühen in beider Locken und Licht und Morgenröthe umſpielen den Tanz ihrer friſchen und göttlichen Glieder. Wehe Dem der die ſüße Poeſie der Jugend, der ewigen Friſche mit Dem verwechſelt was ewig und durch alle Zeiten hin gemein war und gemein bleiben wird, das ſchmuzige Spielzeug ſchmuziger Geiſter.

Und wer ſpräche nicht zu dieſem „Wehe" ſein herzliches Amen!

Der Nachbildungen des Werkes von Leſage, welche ſich dieſe bequeme Form der Selbſtbiographie zunutzemachen, um Lebensbeobachtungen aller Art im äußerlichſten Zuſammenhange an den Mann zu bringen, ſind — wie überall, wo es den guten Fund des Genies auszubeuten gilt — zahlloſe, faſt in allen Literaturen Europas. Für den Sittenmaler mit moraliſch-politiſchen Abſichten gibt es nichts Lockenderes als die durch den „Gil Blas" eingeführte Art der Verknüpfung zufälliger Aperçus. Wie nahe bei einem ſolchen Unternehmen die Gefahr ſteifer Abſichtlichkeit liegt, beweiſt, um nur ein Beiſpiel anzuführen, der Gil Blas der Ruſſen: Bulgarin's „Geſchichte des Iwan Wiſchyghin", zuerſt in Petersburg 1829 erſchienen, von der wir einige mittelmäßige deutſche Ueberſetzungen beſitzen. Das anerkennenswerthe Bemühen einer gewiſſen, doch nicht zu wagehalſigen Freimüthigkeit iſt bei dieſem Werke auf eine möglichſt vollſtändige Ueberſchau kleiner geſelliger Lächerlichkeiten nicht nur, ſondern auch in das ungeheuere Staatsgetriebe ernſter eingreifender Misbräuche gerichtet, und was da an dem Faden von Iwan's Lebensführung, von Schwächen der höhern Geſellſchaft, von Beiſpielen lahmen Rechtsganges und ſchamloſer Beamtencorruption, von räuberiſchen Glücksritterintriguen der Hauptſtädte und ähnlichen Geſchichten mit einer für den „ſatiriſchen" Roman unbilligen Trockenheit gewiſſenhaft zuſammengereiht wird, hat in Summa ſo ſehr die Geſtalt einer tiefdemüthigſt an den Stufen des Throns niedergelegten Denkſchrift, daß man ſich die hochſinnige Despotenlaune, womit der Selbſtherrſcher aller Reuſſen den guten Willen des Autors anzuerkennen geruhte, leicht erklären kann. Nicht umſonſt nimmt Bulgarin, nachdem er uns ein Bild ſeines Vaterlandes entworfen, das jeder Fremde mit dem frohen Ausruf: „Beatus, qui procul!" betrachten wird, ſo naiv die patriotiſche Schwenkung, trotz alledem und alledem das Glück eines geborenen Ruſſen zu erheben, da man doch in keinem Lande ſo ſicher reiſe, nirgend dem Unglücklichen ſo eifrig Hülfe geleiſtet werde, und das große Reich, deſſen Zukunft unter der Leitung ſeiner weiſen Beherrſcher auch nur die glücklichſte werden könne, für ganz Europa in Hinſicht religiöſer Toleranz, der Liebe zum Frieden und der Gaſtfreundſchaft ein Muſter ſei. Man verzeihe dieſe kleine Abſchweifung; wir faſſen wieder den deutſchen Gil Blas ins Auge.

Es liegt in der Natur des von Leſage behandelten Stoffs daß auf eine gewiſſe Gattung von wirklichen Selbſtbekenntniſſen nothwendig der Charakter ſeines Romans übergeht. Unter den mancherlei Schriften dieſer Art, welche ſich auch in unſerer Literatur finden, hat ſchon Gervinus die höchſt intereſſante „Lebensgeſchichte" des Schauſpielers J. C. Brandes (1799—1800) aus dieſem Geſichtspunkte hervorgehoben.

Hier — ſind ſeine Worte — hat man alle Beſtandtheile einer Gilblaſiade, und was die Hauptſache iſt, die innere Natur des herumgeſchleuderten Abenteurers in voller Blüte: einen Leichtſinn der im Glück und Unglück auf gleiche Weiſe aushält.

Aber ſelbſt der Titel des deutſchen Gil Blas iſt bei Sternberg nichts Neues mehr. Es war Goethe, der zuerſt die ohne ſchriftſtelleriſche Routine aufgezeichneten Fata eines Thüringers von niederer Herkunft, nachdem er dieſes „Naturwerk" in „Kunſt und Alterthum" aufs theilnehmendſte bevorwortet, unter dem Titel: „Der deutſche Gil Blas, eingeführt von Goethe. Leben, Wanderungen und Schickſale Johann Chriſtoph Sachſe's, von ihm ſelbſt verfaßt" (Stuttgart 1822), zum Druck beförderte. Daß ein nicht in der feinſten Zucht hergekommener Sinn ſich in der urſprünglichen Faſſung mitunter wol etwas zu übermüthig geberdete, ſpricht Goethe's Bemerkung vor dem Erſcheinen des Buchs: „Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Grenze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen" u. ſ. w., deutlich aus. Natürlich war Sternberg unfähig, den Reiz ſeines Stoffs von einer andern Seite als gerade der galanten Erfahrungen aufzufaſſen, die der Zufall ſolchen Umherſtreiflingen in beſonderer Fülle zu beſcheren pflegt. Das komiſche Element ſeiner Geſchichte iſt äußerſt kläglich berathen. Was ihm an witziger Erfindungsgabe mangelt hat er dem Zuge ſeiner Natur gemäß durch anderweitige bekannte Hülfsmittel redlich zu erſetzen geſtrebt. Da er denn aber doch einiges Bedenken dabei findet, ſich ſo ſchlechthin mit der üppigen Beſtialität zu identificiren, will er ſeine Darſtellung an einer nicht gemeinen Individualität halten, welche durch einen geſunden Kern von der ausgemalten frechen Liederlichkeit ihrer Umgebung unterſchieden würde; aber was hilft das Lob daß er das Gleichmaß eines ſolchen durchgehenden Tons unbewußter Selbſtſchilderung in den Bekenntniſſen ſeines Stephan Violet beſſer beobachtet hat, als man es in der

Regel bei dieſer künſtlichen Memoirenform antrifft, was hilft es, da man deſſen ungeachtet im Grunde immer nur die auf Skandal erpichte Ueberlegung des Verfaſſers vor Augen hat?

Es iſt, wo bunte abenteuerliche Lebensläufe in dieſer Art geſchildert werden, faſt zur unausbleiblichen Obſervanz geworden, ſchon die Herkunft des Helden an eine Abweichung vom Herkommen der Sitte zu knüpfen, und der moderne deutſche Roman zeigt überhaupt — die Arbeiten unſerer beſten Talente am wenigſten ausgenommen — eine allgemeine räthſelhafte Verſeſſenheit auf das verbrauchte und abgeſchmackte Spannungsvehikel, den Urſprung der vorzugsweiſe „intereſſanten" Figur einige Bände hindurch in Geheimniß zu hüllen, woraus denn am Ende mit rührendem Eclat ein hochgeborener Vater und eine ihm zum Opfer gewordene bürgerliche Unſchuld ans Licht gebracht werden. Sternberg läßt uns das Nöthige von dem Stammbaume ſeines Helden gleich vorweggeben und dreht das übliche Verhältniß inſofern um, als er das Aelternpaar aus einer Fürſtin und einem ordinairen Stallmeiſter zuſammenſetzt; dabei leitet er den übrigens legitimen Bund durch Anwendung jenes ſeltſamen Motivs ein, deſſen ſich Kenner der Tieck'ſchen Schrullen bereits aus der Anekdote „Die wilde Engländerin" (eingeſchaltet in die Novelle „Das Zauberſchloß") erinnern. Indeſſen wird, der Wahrheit die Ehre, ein ſtrenger Sinn ſich von der betreffenden Scene des Sternberg'ſchen Romans, die bei aller Nacktheit und Ausführlichkeit noch leicht die reinſte in dem ganzen Buche ſein mag, ſicherlich weit weniger als von Tieck's kurzen Worten beleidigt fühlen.

Violet geräth als Page an den Hof des Prinzen Heinrich von Preußen zu Rheinsberg. Der Autor hat diesmal trotz der guten Gelegenheit ſeiner Neigung für das hiſtoriſche Coſtumebild aus dem 18. Jahundert nicht ſonderlich huldigen können, da ihn die Darſtellung der Pagenſtreiche von mehr oder weniger obſcöner Pointe zu ſehr in Anſpruch nahm. Indeſſen iſt nicht zu leugnen daß die ſpärlichen Striche, mit denen die Figur des Prinzen ſelbſt und ſeiner Lebensweiſe angegeben wird, das genugſam anerkannte Talent doch wol durchblicken laſſen. Von ganz eigenem Effect iſt der Moment, wo zu dem eingeſperrten Violet, dem der Haushofmeiſter und ſeine Nichte im unheimlichen Carcer Geſellſchaft leiſtet, plötzlich bei Nacht durch die Gänge des Schloſſes die Kunde vom Tode des großen Königs hereindringt. Der Held avancirt zum Fähnrich u. ſ. w. Das Garniſonleben präſentirt ſich als eine wahre Fundgrube für die bewußte Sternberg'ſche Sorte von Komik; da findet ſie ihr Element zu ſchwelgen, und man erfährt daß die platten Burſche, denen ſo kannibaliſch wohl wird, nicht blos in Auerbach's Keller zu Hauſe ſind. In den Scenen der berliner Corruption, wo übrigens die Wolluſt der höchſten Regionen ſich nur maskirt gütlich thut, wird dagegen zur Abwechſelung ein tragiſch-moraliſcher Anſatz genommen, der freilich dem ſchmunzelnden Faun nicht ſehr natürlich zu Geſichte ſteht. Das Supplement zu dieſer Chronik der raffinirten Frivolität liefern die Myſterien von Petersburg. Ferner begegnen uns hier in den beiden Prinzeſſinnen Seraphinieff Favoritgeſtalten der Sternberg'ſchen Rococomuſe; dieſe wohlwollenden grotesken Ungeheuer, in dem wunderlichſten Haushalt von koſtbarem Quark niſtend, ſind Nachzügler einer Sippſchaft die wir uns ſchon zu müde geſehen haben, um ſie noch anders als herzlich langweilig zu finden. Man ſieht wie ſauer das zweite dünne Bändchen, das über ein Jahr nach dem erſten feiſten Volumen erſchien, dem erſchöpften Scribenten geworden iſt, da er einem magern Manuſcripte durch planlos eingezwängtes Füllſel von nichtsſagenden Geſchichten hat aufzuhelfen geſucht. Endlich bringt er ſeinen Gil Blas von einer kleinen Excurſion nach Sibirien und ſonſtigen Zwiſchenfällen nach Deutſchland zurück und gelangt über eine Reihe von Jahren curſoriſch hinwegſtreichend zu den Kriegsläuften, die ſeiner darbenden Phantaſie wieder ein paar nach warmem Fleiſche ſchmeckende Abenteuer liefern.

Bedürfte es angeſichts der ſchriftſtelleriſchen Geſunkenheit, die ſich in einem ſolchen Conglomerat der niedrigſten Ingredienzen ausdrückt, noch einer beſondern Probe von dem Adel der Geſinnung, der den Beſtrebungen Sternberg's zugrundeliegt, ſo fehlt es auch dafür nicht an einem unzweideutigen Exempel. Ein kläglich lahmer Witz vergreift ſich, mit dem unfeinen Ausfall im „Tutu" noch nicht zufrieden, auch hier (II, 238) an dem Namen einer Frau, die mit einem Hunderttheile ihres poetiſchen Reichthums das geſammte papierene Inventarium des Sternberg'ſchen Geiſtes aufwiegt. Aehnlichen ſchnöden Unterfangens wagte er ſich früher, gleichfalls im „Tutu", mit Feder und Zeichnenſtift an Ludwig Tieck, wovon gerade ihn bei Erinnerung an vergangene Tage doppelte Scheu der Pietät hätte zurückhalten müſſen.

Der „Gil Blas" iſt unvollendet und die Auffoderung an den Leſer zum Schluß des zweiten Bandes: ihn in die Heimat zu begleiten, ſcheint Fortſetzung zu verheißen. Wer möchte ein ſo trauriges Schauſpiel noch weiter verfolgen! Inzwiſchen hat ein liebenswürdiger Dichter mit dem bravſten deutſchen Herzen unſerer Literatur den rechten deutſchen Gil Blas geſchenkt. Er heißt Karl von Holtei und ſein treffliches Buch „Die Vagabunden".

W. Hemſen.

Katechismus des Rechts, oder Grundzüge einer Neubildung der Geſellſchaft und des Staats. Von K. Ch. Planck. Tübingen, Fues. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

So wenig durch die Bewegungen des Jahres 1848 mit Ausnahme Frankreichs der äußere politiſche und ſociale Zuſtand des europäiſchen Continents eine erhebliche Veränderung erhalten hat, ſo groß und bedeutend iſt der Umſchwung der durch dieſelben in die Welt der geiſtigen Anſchauungen und Ideen gekommen iſt, weil ſowol durch ſie ſelbſt als durch ihre Nachwirkungen, in denen wir gegenwärtig noch mitteninneſtehen, ein ganz

anderes Bewußtſein über den Werth und die Haltbarkeit unſerer geſammten geſellſchaftlichen Einrichtungen hervorgerufen wurde, als es in früherer Zeit möglich war. Wenn man ſich damals durch eine lange ungeſtörte Zeit des Friedens und Wohlſtands entweder in den Glauben an ein ruhiges Fortbeſtehen der vorhandenen Verhältniſſe hatte einwiegen laſſen oder doch auf eine allmälige friedliche Fortentwickelung des Unvollkommenen zum Vollkommenern zu hoffen ſich gewöhnt hatte, ſo iſt jetzt, nachdem die Thatſachen ganz anders geſprochen, allen gläubigen Hoffnungen dieſer Art ihr feſter Halt genommen, da die Uebelſtände, welche jene Bewegung theils zutagegebracht, theils ſelbſt erſt hervorgerufen hat, zu groß und ſchwer ſind als daß nicht einem unbefangenen Beobachter der Zweifel an der Möglichkeit einer glücklichen Beſeitigung derſelben aufſteigen ſollte. Nicht Fortentwickelung und Beſſerung, ſondern Rückſchritt und Verfall, nicht freie Herrſchaft des Geſetzes, ſondern eine zwangsweiſe und in ſich ſelbſt doch unſichere Aufrechterhaltung der äußern Ordnung gegen die zerſtörenden Gelüſte der Anarchie, nicht Friede und Verſöhnung, ſondern eine immer mehr umſichgreifende Zerſetzung aller Bande der Geſellſchaft, nicht Einheit und Macht, ſondern Zerſplitterung und Schwäche ſcheint Dasjenige zu ſein was uns die nächſte Zukunft bringen ſoll. Je größer der Reichthum der geiſtigen Errungenſchaften der europäiſchen Menſchheit iſt, wie ihn die Arbeit einer Reihe von Jahrhunderten ans Licht gefördert hat, deſto greller und niederſchlagender iſt das Misverhältniß zwiſchen dieſem innern geiſtigen Gehalt und den äußern geſellſchaftlichen Zuſtänden, in welche derſelbe hineingeſtellt und von deren Hohlheit und Unſicherheit er ſelbſt mit dem Untergange bedroht iſt, ſtatt an ihnen eine ſchützende und erhaltende Form und ſeine eigene lebendige Darſtellung zu haben; alle Bildung und Aufklärung ſcheint in der That nur dazu vorhanden zu ſein, uns dieſes Misverhältniß in ſeiner ganzen Weite fühlen zu laſſen und uns zu dem Geſtändniß zu nöthigen daß wir in eiteler Einbildung und Träumerei befangen waren, als wir noch vor wenigen Jahren wähnten nach allen Seiten des innern und äußern Lebens auf der Bahn einer unaufhaltſamen Entwickelung zum Fortſchritt zu ſein. Wie damals alle Gunſt des Geſchicks, die uns entgegenzukommen ſchien, unverſtanden und unbenutzt zunichte, alle unſere Weisheit zuſchanden geworden iſt, weil wir in unreifer Ueberſtürzung Alles mit einem male von Grund aus beſſer machen zu müſſen glaubten, ſtatt uns zuerſt nach einem feſten Halt und Boden des neu zu errichtenden Gebäudes umzuſehen, ſo ſtehen wir auch jetzt wieder da ohne ein klares Bewußtſein, wie und wo zu helfen, was zu hoffen und zu erſtreben ſei, die verſchiedenartigſten Vorſchläge und Verſuche zur Feſtigung und Weiterentwickelung unſerer Zuſtände tauchen auf und wollen theils in der Rückkehr zum Alten, theils in einzelnen Verbeſſerungen, wie Gliederung der Stände, ſtändiſche Repräſentation, Hebung der materiellen Intereſſen u. dgl. das Heil finden, ohne doch zu ſich ſelbſt ein rechtes Vertrauen zu haben oder Andern ein ſolches einflößen zu können, weil die Anſichten über Das was noththut immer noch zu ſehr getheilt, und weil dieſe Vorſchläge und Verſuche ſelbſt meiſt zu ſehr eben einzelne nothgedrungene Beſſerungsbeſtrebungen an einzelnen Punkten ſind, von denen leicht zu erkennen iſt daß durch ſie eine befriedigende und dauerhafte Geſtaltung unſerer Geſammtverhältniſſe nicht hervorgebracht werden kann. Von dieſem Bewußtſein, wieviel uns noch zu einem beſſern Zuſtande in politiſcher und ſocialer Beziehung und zu einer klaren Erkenntniß Deſſen fehlt was wir zu erſtreben haben, geht die hier von uns zu beſprechende Schrift aus. Sie gibt ſich uns als einen „Katechismus“ des Rechts, aus welchem wir zunächſt die allererſten Grundlagen einer feſten und harmoniſchen Neubildung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe kennenlernen ſollen; ſie weiſt nach daß es nicht etwa blos vereinzelte äußere Einrichtungen ſind, in welchen man das Heilmittel zu erblicken hat, daß vielmehr der Grund aller Uebel tiefer, nämlich in dem ganzen Princip unſers politiſchen und ſocialen Daſeins, wie ſich daſſelbe ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts entwickelt hat, zu ſuchen iſt, ſofern dieſes Princip, das der freien und gleichen Berechtigung der Einzelnen, obwol durch die frühere Geſchichte nothwendig hervorgerufen, doch nur ein negatives, ein bloßes Princip des Uebergangs iſt, das in ſeiner bisherigen Einſeitigkeit feſtgehalten weder dem Ganzen Halt und Feſtigkeit noch gerade dem Einzelnen Das was er ſich von ihm verſpricht, nämlich eine befriedigende, ſeinen Bedürfniſſen, Rechten und Intereſſen entſprechende Geſtaltung ſeines perſönlichen Daſeins gewähren kann. Dieſem einſeitigen Freiheitsprincip tritt nun aber der „Katechismus des Rechts“ nicht mit einer Aufwärmung alter und vergangener Zuſtände der Unfreiheit und Rechtloſigkeit gegenüber, ſondern er entwickelt die Grundzüge einer neuen geſellſchaftlichen Ordnung, die, weit entfernt die bisherigen abſolutiſtiſchen, demokratiſchen, ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Theorien durch ein neues von abſtracten Principien ausgehendes Syſtem vermehren zu wollen, in ganz einfacher Weiſe von den natürlichen Bedingungen alles Einzel- und Geſammtlebens ausgeht, wie ſie Jeder weiß und kennt, und erſt von dieſem feſten Boden der Natur aus ein Bild der Geſellſchaft, des Staats- und Völkerrechts entwirft, durch welches wir aus unſern unterhöhlten und geſchraubten Zuſtänden wiederum den Weg zu einer naturgemäßern, die Intereſſen des Ganzen und Einzelnen verſöhnenden Exiſtenz finden ſollen.

Wenn wir uns eine genauere Rechenſchaft über das Unbefriedigende und Gefahrdrohende unſers jetzigen geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Daſeins geben wollen, ſo liegt der Grund deſſelben offenbar in nichts Anderm als darin daß die Ordnung deſſelben innerlich bereits aufgelöſt, daß kein Band mehr da iſt welches die verſchiedenen Claſſen der Geſellſchaft innerlich verknüpfte und ſo den Umſturzbeſtrebungen immer noch eine gewiſſe Grenze ſetzte; die Bande der Pietät, der patriarchaliſchen Sitte, welche früher Regierende und Regierte, höhere und nie-

dere Stände, Befehlende und Dienende, Arbeiter und Arbeitgeber miteinander zuſammenhielten, ſind einer völligen Emancipation der Einzelnen, einem Streben nach Selbſtändigkeit gewichen, das nicht nur Gleichberechtigung eines Jeden verlangt, ſondern alle Unterſchiede und Bevorrechtungen, wie ſie bis auf einen gewiſſen Grad von jeder Gliederung des geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Organismus unzertrennlich ſind, aufheben und eine unterſchiedsloſe Maſſenherrſchaft an ihre Stelle ſetzen möchte; der Zuſtand in dem wir leben iſt nichts Anderes als ein Kampf der Individualität gegen geſellſchaftliche Gliederung und Einheit überhaupt, der in den communiſtiſchen Beſtrebungen nach Aufhebung alles Sonderbeſitzes nur ſeine höchſte Spitze hat; es iſt ein Zuſtand der Auflöſung, des verborgenen Kriegs Aller gegen Alle, ſodaß nur eine äußere Nothwendigkeit, ein äußerer geſetzlicher Zwang das Ganze noch zuſammenhält und überall die Furcht das ruhehaltende und beherrſchende Motiv iſt, auf der einen Seite die Furcht vor der zeitweiligen Macht, welche die Entwickelung der Verhältniſſe den herrſchenden Claſſen wiederum gegeben hat, auf der andern die Furcht vor einem Wiederausbruch der nur mit Mühe zurückgedrängten Elemente des Umſturzes, daher auch alle von dieſer Seite gemachten Verſuche zur Beſſerung der äußern Lage der weniger Begünſtigten ſo vielfach nur als ein durch die Furcht abgenöthigtes Almoſen aufgenommen werden und ſomit unfähig ſind, das geſtörte Verhältniß zwiſchen beiden Theilen wiederherzuſtellen. Freilich möchte man dieſe verſchwundene Pietät, ohne welche keine Ordnung und Verſöhnung möglich iſt, künſtlich wieder heraufbeſchwören durch verſchiedene innere und äußere Mittel, durch Güte und Gewalt, durch religiöſe Einwirkung und polizeiliche Beſchränkung, aber ſie iſt und bleibt dahin, ſolange nicht die geſammten Verhältniſſe wieder ganz anders als bisher ſich geſtalten; denn worauf beruht alle Pietät als darauf daß der Einzelne in dem Ganzen, dem er angehört oder untergeordnet iſt, nicht blos eine äußere Macht erblickt, die ſeine Freiheit einſchränkt und nur mit Widerſtreben ſeinen unabweislichen Bedürfniſſen zu Hülfe kommt, ſondern eine Macht, durch welche er ſeine Exiſtenz, Freiheit und Ehre geſichert, mit deren Beſtehen er ſein eigenes unzertrennlich verbunden weiß, eine Macht, innerhalb welcher er nicht etwa blos einzelne Rechte, Erwerbs-, Denk-, Redefreiheit genießt, während ſie ihn ſonſt ſich ſelbſt und den Zufälligkeiten der äußern Verhältniſſe rechtlos überläßt, an welcher er vielmehr die ſichere Grundlage ſeines geſammten perſönlichen Wohles zu beſitzen gewiß iſt? Was ſollen alle religiöſen Einwirkungen auf die Maſſen helfen, wenn gerade das Grundprincip einer chriſtlichen Geſellſchaft und Staatsordnung unausgeführt bleibt daß der Einzelne in dem Ganzen nicht eine blos beherrſchende und bevormundende, blos im Nothfall ſich ſeiner annehmende, ſondern eine ſeine geſammte geiſtige und materielle Exiſtenz wahrende und fördernde höhere Gewalt vor ſich ſieht? Was alle Strafen, wenn ihm die Strafe nicht als Zucht von Seiten der geſetzlichen Macht, welche dazu durch die fördernde Fürſorge, die ſie auf der andern Seite ausübt, berechtigt iſt, ſondern als bloße Gewaltſamkeit von Seiten der Beſitzenden und Begünſtigten erſcheint, die nur den Zweck habe, den Beſitz der eigenen Vortheile und Vorrechte gegen die Angriffe der weniger Begünſtigten zu ſichern? Was alle polizeilichen Beſchränkungen, wenn aller an ſich wohlgemeinte Eifer des Regierens und Bevormundens doch Nichts zuſtandebringt als daß das Wohl des Einzelnen verkümmert bleibt und ihm dazu auch noch der Genuß perſönlicher Freiheit und Selbſtändigkeit gewonnen wird? Ihr höheres Recht und ihre Kraft zu bleibender ſittlicher Nachwirkung erhält wie in der Familie ſo auch im Staat alle Strafgewalt nur dadurch daß ſie mit Anerkennung und Fürſorge Hand in Hand geht, wie dies in allen Zeiten der Fall geweſen iſt, in welchen das partriarchaliſche Regiment ſeinem ganzen Umfange nach verwirklicht war. Wie die mittelalterliche Kirche nicht blos Buß- und Sittenpredigerin für die Maſſen, ſondern auch für die Großen, nicht blos eine Gehorſam, Ruhe und Ordnung fodernde Autorität, ſondern auch die Mutter der Bedrängten, Verlaſſenen und Mishandelten war, wie der Adel der Feudalzeiten ſeinen Leibeigenen und Hörigen nicht in der Weiſe der jetzigen bureaukratiſchen Polizeigewalt als Beherrſcher und Gebieter, ſondern auch als Vormünder im wahren Sinne des Worts, als Brot- und Schutzherr in Zeiten der Noth und Bedrängniß gegenüberſtand und eben hierdurch beide Corporationen nicht blos eine äußere, ſondern auch eine innere moraliſche Gewalt über ihre Pflegebefohlenen ausübten, ſo kann auch heute zwiſchen dem Staat und den Einzelnen, zwiſchen der höhern und niedern Claſſe der Geſellſchaft ein inneres verſöhnendes Band nur dadurch hergeſtellt werden daß an die Stelle der bloßen Entgegenſetzung beider und der blos äußern Macht der einen über die andern wiederum, obwol natürlich in einer freiern und umfaſſendern Weiſe als in den patriarchaliſchen Zeiten, das gerade Gegentheil des jetzigen Verhältniſſes geſetzt wird. Mit dem Schlechten und Verwerflichen der patriarchaliſchen Zeit haben wir auch ihr Gutes, mit ihrer Unfreiheit auch die innere moraliſche Einheit der verſchiedenen Glieder des Ganzen verloren; dieſe innere Einheit aller Stände mit der ebenſo berechtigten perſönlichen Freiheit eines Jeden zu vereinigen, die Intereſſen der Geſammtheit und der Individuen wieder in Eins zu ſetzen, die Individuen durch eine beſſere Einrichtung des Ganzen frei und glücklich, das Ganze durch eine gleichmäßige Sicherung und Förderung der Individuen groß und blühend zu machen und vor Auflöſung zu retten, das iſt die Aufgabe der jetzigen Zeit, da Stehenbleiben oder gar Rückkehr zum Alten das Verderben nur immer höher ſteigern würde. Und zwar iſt dieſe Aufgabe nicht etwa blos eine nothgedrungene Vorſichtsmaßregel, ein bloßes vorübergehendes Heilmittel für temporaire krankhafte Zuſtände; ſie wäre vielmehr vorhanden, auch wenn alle jene politiſchen und ſocialen Gefahren beiweitem keinen ſo hohen Grad erreicht hätten; ſie iſt ein Problem, das nicht erſt von heute und

geſtern her die Staats- und Geſellſchaftswiſſenſchaft beſchäftigt, und nur der Unterſchied findet zwiſchen unſerer und frühern Zeiten ſtatt daß eine naturgemäße Organiſation der Geſellſchaft für uns zugleich eine praktiſche Nothwendigkeit geworden und daß für unſere Zeit auch ein richtigeres Bewußtſein über dieſelbe deſto leichter zu gewinnen iſt, je mehr einſeitige und gerade durch ihre Einſeitigkeit lehrreiche Theorien über das Ideal des geſellſchaftlichen Zuſtandes ſie bereits hinter ſich hat. In dieſem Sinne eben faßt die uns hier vorliegende Schrift den Gegenſtand auf; die Neubildung der Geſellſchaft welche ſie vorſchlägt ſoll zugleich eine bleibende, allgemeingültige, dem Begriff der Geſellſchaft überhaupt entſprechende ſein und auch abgeſehen von unſern dermaligen Zuſtänden ihre Bedeutung haben; ſie geht daher auch nicht blos von dieſen Zuſtänden innerhalb unſerer Staaten aus, ſondern zieht ebenſo ſehr wie das Verhältniß der einzelnen Stände innerhalb des Staats auch das der Staaten und Völker untereinander in den Kreis ihrer Betrachtung, indem ſie auch hier, ohne einem vagen Kosmopolitismus zu huldigen, an die Stelle unſers bisherigen, blos negativen, die einzelnen Nationen iſolirenden und damit doch immer wieder den Zuſtand der Rechtloſigkeit unter ihnen ſtehenlaſſenden Völkerrechts eine Organiſation ihres Verhältniſſes zueinander geſetzt wiſſen will, durch welche ſowol das Intereſſe der einzelnen Nationen als die Erhaltung einer höhern über alle Unterſchiede übergreifenden Einheit unter ihnen zu voller Verwirklichung gebracht werden ſoll.

Die Grundlagen nun auf welchen der Verfaſſer ſein ſociales und politiſches Gebäude errichtet ſind die zwei einfachen Sätze: Jeder Menſch (und ſo auch innerhalb des Verbandes der Nationen jedes Volk) hat ein Recht auf einen Antheil an Grund und Boden, der ihm als Grundlage ſelbſtthätig zu erwerbenden Eigeuthums die Erhaltung und naturgemäße Fortentwickelung ſeiner leiblichen und geiſtigen Exiſtenz möglich mache, daher die Geſellſchaft die Pflicht hat, Jedem dieſe Grundlage ſeiner Exiſtenz zu gewähren und zu ſichern; jeder Menſch (und jedes Volk) hat aber auch die Pflicht von dieſer Eigenthumsgrundlage aus für die Zwecke der Gemeinſchaft thätig zu ſein, da nur die Gemeinſchaft dem Einzelnen die Sicherheit ſeiner Perſon, die Möglichkeit durch Arbeit und Tauſch ihrer Erzeugniſſe zu wirklichem Eigenthum zu gelangen, und die hierfür erfoderliche eigene Geſchicklichkeit und Mitthätigkeit Anderer, ſowie überhaupt die Möglichkeit menſchlicher Bildung und Geſittung gewähren kann und wirklich gewährt, und es hat folglich die Geſellſchaft das Recht oder vielmehr die Pflicht, eben um alle ihre Glieder ſichern und zu menſchlicher Exiſtenz erheben zu können, von ihnen dieſe zweckmäßige Arbeit für das Ganze zu verlangen, die Thätigkeit der einzelnen Arbeitszweige gemäß den Intereſſen des Ganzen zu regeln und die Rechte der Einzelnen eben mit Rückſicht auf dieſe ihre zweckmäßige Thätigkeit fürs Ganze feſtzuſetzen. Factiſch und bis zu einem gewiſſen Grad erkennen bereits alle cultivirten Staaten die Pflicht an, Jedem Eigenthum zu gewähren; aber es geſchieht dies immer nur je nach den dringenden Erfoderniſſen einzelner Zeiten, man beſchränkt ſich darauf, augenblicklicher Eigenthumsloſigkeit für den Augenblick abzuhelfen, es iſt noch keine Anſtalt dazu gemacht, dieſer immer wiederkehrenden und zunehmenden und ſo am Ende die Kräfte der Staaten und Individuen erſchöpfenden Eigenthumsloſigkeit in bleibender rechtlicher Weiſe ein Ende zu machen und alle ſocialen und politiſchen Conſequenzen zu ziehen, die ſich aus dieſer rechtlichen Anerkennung der wirklichen Eigenthumsfähigkeit eines Jeden ergeben würden. Statt deſſen ſoll nun die erſte Grundlage aller Organiſation der Geſellſchaft ſein eben dieſe Sicherſtellung der wirklichen, nicht blos nominellen Erwerbsfähigkeit eines Jeden durch die Anerkennung des Rechts Aller auf Eigenthum aus dem Allen gemeinſchaftlich zur Erhaltung ihrer Exiſtenz gegebenen Grund und Boden, der ja von Natur nicht Eigenthum (durch eigene Arbeit hervorgebrachter Privatbeſitz) eines oder mehrer Einzelnen, ſondern die Baſis und Quelle alles und jeden Eigenthums für Alle iſt, eine Baſis, die kein Einzelner ausſchließlich in Beſitz nehmen, ſondern nur durch ſeine eigene Bearbeitung inſoweit ſich aneignen kann daß dabei doch das Recht aller Uebrigen, von ihr aus zur Erhaltung ihrer Exiſtenz zu gelangen, gewahrt bleibt. Die der Menſchheit von der Natur dargebotenen Exiſtenzmittel ſind nicht unendlich; wäre dieſes der Fall, ſo könnte Jedem geſagt werden daß er für ſich ſelbſt zu ſorgen habe; ſie beſtehen vielmehr in der jeweilig vorhandenen Summe der Erzeugniſſe des Erdbodens, an welcher daher Jeder ſo weit ſeinen Antheil haben muß als ſeine Bedürfniſſe es verlangen. Auf die Producte der Arbeit Anderer und ſo auch auf Das was an den Bodenerzeugniſſen lediglich Product der ſelbſtthätigen Arbeit der Bodenbebauung iſt hat freilich Keiner ein Recht, obwol der Communismus und Socialismus es behaupten; aber darauf hat er ein Recht, von der Natur, wie ſie ihn ins Leben hineingeſtellt hat, ſo auch im Leben erhalten zu werden, und es haftet daher auf dem Grund und Boden, dieſer natürlichen Baſis des Eigenthums Aller, die Pflicht dieſe Erhaltung auch wirklich möglich zu machen. Damit ſoll nicht geſagt ſein daß Alle Grundbeſitz haben nnd bearbeiten müſſen, da hierdurch eine dem Weſen der Menſchheit widerſprechende, die allſeitige Ausbildung ihrer Fähigkeiten und Kräfte hindernde Beſchränkung Aller auf Eine beſtimmte Thätigkeitsform herbeigeführt würde, wol aber Dies daß auf allem Grundbeſitz die Pflicht zur Erhaltung Aller beizutragen unabtrennbar ruhe, und daß demnach ſowol die Vertheilung als die Bebauung deſſelben ſo eingerichtet ſein müſſe, um dieſer Pflicht genügen zu können. Ebenſo wenig ſoll der Grundbeſitz Gemeingut ſein, ſondern individueller Beſitz bleiben, da individuelle Eigenthumsfähigkeit nicht nur ein Recht des Menſchen, ſondern für die Geſellſchaft ſelbſt nothwendig iſt, ſofern ja nur bei individuellem Beſitz derjenige Eifer und Trieb des Erwerbs und der Arbeit erreicht werden kann, der für die Beſchaffung der Bedürfniſſe der Ge-

ſammtheit nothwendig iſt, aber eine allgemeine und gleiche Laſt ruht allerdings auf allem individuellen Grundbeſitz, nämlich eben jene Verpflichtung zur Erhaltung Aller, ſoweit ihre individuelle Arbeit nicht zureicht. Der Grund und Boden ſoll auch da wo er in den Händen menſchlicher Bearbeiter iſt nicht aufhören der mütterliche Boden zu ſein, der Allen die auf ihn angewieſen ſind die Grundlage ihrer menſchlichen Exiſtenz darzubieten hat. Die nähere Art und Weiſe, wie ſich dieſe allgemeine Subventionspflicht des Grundeigenthums verwirklichen ſoll, beſteht darin daß für die in den übrigen Arbeitsformen thätigen Mitglieder des Staats in geſetzlicher Weiſe das Maß der Unterſtützung, auf welches ſie je nach nothwendigem Bedürfniß aus dem Grundeigenthum Anſpruch haben, feſtgeſtellt und dieſes Maß Denen welche ſeiner bedürftig ſind als Grundlage ihres eigenen Erwerbs wirklich zugetheilt werde, falls nämlich das Grundeigenthum innerhalb des Staats dazu hinreicht; im andern Fall iſt es die Pflicht des Staats, denjenigen ſeiner Bürger, für deren Ausſtattung mit Arbeitsmitteln das Grundeigenthum nicht hinreicht, durch Auswanderung und Colonisation die Grundlage des Eigenthums, die ſie bei ihm nicht finden können, zu verſchaffen und daher die Auswanderung nicht wie bisher dem Zufall, dem Speculationsgeiſt u. dgl. zu überlaſſen, ſondern ſie ſelbſt in die Hand zu nehmen. Um aber das Grundeigenthum zu dieſer Pflicht, daß von ihm aus die übrigen (auch die geiſtigen) Arbeitsformen, wo es nöthig iſt, mit Thätigkeitsmitteln ausgeſtattet werden, wirklich zu befähigen, iſt es die erſte Aufgabe des Staats, einen Grundeigenthümerſtand zu ſchaffen, der die überſchüſſigen Mittel dazu habe, und daher einerſeits aller die Ergiebigkeit des Anbaus zerſtörenden Güterzerſtückelung, andererſeits einer die kleinern Grundbeſitzer auf den Stand dürftiger Colonen und Pächter herabdrückenden Anhäufung des Grundbeſitzes in den Händen Einzelner entgegenzutreten, für eine der Ertragsfähigkeit des einzelnen Landes und den Fortſchritten der Cultur entſprechende Bebauung des Bodens in umfaſſender Weiſe (namentlich durch Unterrichtsanſtalten) zu ſorgen, für Fälle der Noth Vorräthe anzulegen (wodurch es zugleich möglich wird in Zeiten des Ueberfluſſes und einer dadurch herbeigeführten Unergiebigkeit des Getreideverkehrs den dadurch bedrängten Grundbeſitzern auf Verlangen von ihren Erzeugniſſen abzunehmen). Das Allererſte wäre hiernach dieſes, einen freien, intelligenten, vermöglichen Grundbeſitzerſtand, eine gleichmäßigere Vertheilung des Bodens unter ſeinen einzelnen Mitgliedern, was ſich gegenwärtig nur noch wenige Länder theilweiſe bewahrt haben, hervorzurufen, an dieſem Stande dem ganzen übrigen Verkehrsleben eine ſichere Baſis, der übrigen an die künſtlichern Arbeitsformen gewieſenen Bevölkerung eine Grundlage für ihre Exiſtenz und Thätigkeit zu ſchaffen und damit zugleich demjenigen Stande, der mehr als dieſe letztern von Natur einer ruhigen und beſonnenen Fortentwickelung zugewandt und von den Wechſeln des Zeitbewußtſeins und der Verkehrsverhältniſſe weniger abhängig iſt, wiederum die erſte Stellung im Ganzen der Geſellſchaft, eine ähnliche, zugleich aber von allen Standesungleichheiten befreite Stellung wie einſt die des Adels zu verſchaffen oder eigentlich den ganzen Grundbeſitzerſtand zu einem den übrigen Staat aufrechterhaltenden, in der uneigennützig vorſorgenden Thätigkeit für die übrigen Stände ſeine Ehre findenden wahren Adel zu erheben. Während ſo der Grundbeſitz nie reines Privateigenthum, ſondern zugleich für die Beſchaffung der Bedürfniſſe der übrigen Eigenthümer pflichtig iſt, haben dagegen die übrigen Arbeitsformen ein wirkliches Privateigenthum, weil ihre Thätigkeit nicht in dem Herausarbeiten der im Schooſe der Natur ſchon vorhandenen und für Alle beſtimmten Subſiſtenzmittel, ſondern im ſelbſtthätigen Umbilden einzelner Natur- zu Kunſtproducten, oder (wie z. B. Wiſſenſchaft, Kunſt und ſonſtige höhere Geiſtesthätigkeit) mit ganz freien Hervorbringungen, oder endlich (wie Dienſt- und Verwaltungsgeſchäfte) in Dienſtleiſtungen an die Geſellſchaft beſteht. Hier läßt nicht ſowie bei der Bodenbebauung ein in der Hauptſache ſich gleichbleibendes und eine bleibende Grundlage für den Beſitz Aller darbietendes Quantum von Naturerzeugniſſen ſich von dem durch die Arbeit des Einzelnen Hervorgebrachten trennen; ſie haben es nicht mit dem für Alle unbedingt Nothwendigen, ſondern mit der ſelbſtthätigen Ausbildung einzelner Zweige der menſchlichen Geſammtthätigkeit zu thun, ſie empfangen nicht von der Natur, ſondern bringen ſelbſtthätig Neues hervor, und ſie ſind zudem dem Wechſel der Verkehrsverhältniſſe, der Bedürfniſſe, des Geſchmacks, der Cultur ſo unterworfen daß, die Beiträge zur Erhaltung der äußern Staatsordnung (die Steuern) abgerechnet, auf ſie eine ähnliche ſtabile Verpflichtung zur Erhaltung der individuellen Exiſtenz der Einzelnen nicht gelegt werden kann. Aller Beſitz und Erwerb in dieſen Thätigkeitsformen iſt vielmehr Product der Arbeit eines Jeden und daher ſein reines und ausſchließliches Privateigenthum (wie es im gegenwärtigen Zuſtande der Fall iſt). Die Kritik des Verfaſſers trifft daher hier nicht wie bei dem Grundbeſitz die bisherigen Begriffe von Eigenthum, ſondern die mit den weſentlichen Zwecken des menſchlichen Einzel- und Geſammtlebens unverträglichen Verhältniſſe, die ſich auf dieſem Gebiet aus den ſeit dem vorigen Jahrhundert herrſchend gewordenen Vorſtellungen von individueller Freiheit gebildet haben, ſofern alle ſocialen Uebelſtände, mit denen wir kämpfen, die Schutzloſigkeit ſo vieler Arbeitszweige, die Nahrungsloſigkeit ganzer Claſſen der Geſellſchaft, die ſchlimmen Folgen übermäßiger Concurrenz, der erbitterte Kampf der Arbeit gegen das Capital und den Handel, die mangelhafte Entwickelung ſo vieler weſentlicher Arbeitsformen in einzelnen Staaten und ihre dadurch herbeigeführte Abhängigkeit vom Ausland, ihre Hauptquelle eben in dieſen von keiner fürs Ganze zweckmäßigen Ordnung der Arbeits- und Verkehrsverhältniſſe etwas wiſſenden, vielmehr dieſe Ordnung, obwol ſie von allen Aufgaben des Staats beiweitem die wichtigſte iſt, dem Zufall und der Willkür Einzelner überlaſſenden Freiheitsbegriffen haben.

Der Verfaſſer verlangt daher vorallem daß der Staat den Werth und das Recht der Arbeit, d. h. jeder für das Ganze der menſchlichen Gemeinſchaft zweckmäßigen Thätigkeit, anerkenne und alle politiſche Berechtigung an ſie knüpfe; er verlangt aber ebenſo daß auch die Arbeit des Einzelnen den Zwecken der menſchlichen Gemeinſchaft wirklich entſpreche und daher unproductive oder gar ſchädliche Erwerbsformen beſeitigt, für die Abſtellung veralteter Erwerbszweige und Formen der Arbeit, für die techniſche Ausbildung der Handwerker und Künſtler, für Anregung und Nutzbarmachung neuer Erfindungen u. dgl. in umfaſſender Weiſe (namentlich durch eine praktiſchere Volksbildung als wir ſie in Deutſchland haben) geſorgt, jede Berechtigung zum Betrieb einer Arbeitsform an die Nachweiſung hinreichender Geſchicklichkeit geknüpft, daß ferner alle Ueberhäufung in einzelnen Arbeitszweigen, wie ſie z. B. durch eine falſche Gewerbefreiheit entſteht, verhütet, andererſeits aber, ſtatt wie z. B. in Deutſchland die Arbeitskraft des Inlandes fremden Ländern ſchutzlos hinzuopfern, auf eine zweckgemäße Vertretung aller Arbeitsformen hingewirkt werde, die jeder Staat ſowol für ſeine Bedürfniſſe als für die ſeine eigene Arbeit ſichernde Concurrenz mit andern Staaten bedarf (dies Alles, ſoweit nicht natürliche klimatiſche und andere Bedingungen Ausnahmen im Einzelnen verlangen), und endlich daß auch der gegenſeitige Verkehr der einzelnen Arbeitsformen untereinander vom Staate zwar nicht auf eine mit der individuellen Freiheit und der Lebendigkeit der Production und des Umſatzes unverträgliche Weiſe direct geleitet, aber inſoweit geſetzlich beaufſichtigt und geregelt werde daß weder ein Stocken des Austauſches oder eine Vertheuerung nothwendiger Lebensbensbedürfniſſe noch eine Uebervortheilung oder Ruinirung einer Claſſe von Staatsbürgern durch die andere mittels berechneten Herabdrückens von Preiſen oder eine zur Erhaltung des Einzelnen nicht zureichende Belohnung ſeiner Thätigkeit (bei Tagelohn u. dgl.) oder ein Mangel an Abſatz entſtehe (ſoweit der letztere durch nationalökonomiſche Einrichtungen und Maßregeln verhütet werden kann), vielmehr Jeder für ſeine Arbeit gebührenden Erwerb finde, indem im Nothfall, wo nicht eigene Schuld des Arbeitenden vorliegt, die aus Stockung des Abſatzes entſtehende Noth des Einzelnen durch Staatsunterſtützung aus den Mitteln des Grundeigenthums ausgeglichen und mittels dieſer Ausſtattung Bedürftiger aus dem Grundeigenthum namentlich dafür Sorge getragen werden ſoll, daß Arbeitern an größern Induſtrieanſtalten die Möglichkeit gegeben werde ſich bei der Unternehmung derſelben als Mitbeſitzer zu betheiligen (indem nur hierdurch das jetzige unfreie Verhältniß der Fabrikarbeiter aufgehoben und das Fabrikweſen, ſtatt eine Quelle phyſiſchen und geiſtigen Elends zu ſein, vielmehr zu derjenigen Arbeitsform erhoben werden kann, in welcher ſich der wahre Begriff der Arbeit, der gemeinſamen Thätigkeit der Einzelnen an einem größern Ganzen, verwirklichen ſoll). Von demſelben Grundſatze aus daß es keinen reinen Privaterwerb geben kann, daß vielmehr alle Arbeit Das was ſie ihrem Begriffe nach iſt auch in Wirklichkeit und im Bewußtſein der Arbeitenden ſein ſoll, nämlich eine Thätigkeit für das Ganze der Gemeinſchaft, wird auch der Handel der Pflicht unterworfen, auf eine für die ganze Geſellſchaft zweckmäßige Weiſe thätig zu ſein, für die Einfuhr der nöthigen Arbeitsſtoffe und für die Ausfuhr der Erzeugniſſe des eigenen Landes zu wirken, der Beeinträchtigung der Gewerbe durch Führung von Artikeln, auf deren Fertigung die letztern angewieſen ſind, ſich zu enthalten und ſich ebenſo auch im Uebrigen allen Einrichtungen zu unterwerfen, welche für die zweckmäßige Regelung der Verhältniſſe ſeiner einzelnen Mitglieder untereinander und ſeines Verhältniſſes zu den übrigen Gliedern des Ganzen erfoderlich ſind (während jetzt namentlich in Deutſchland die Intereſſen des Handels und der Arbeit noch immer im Streite miteinander liegen), obwol auch hier ſchon im Intereſſe der Conſumenten und um den nöthigen Wetteifer des Inlandes mit dem Ausland rege zu erhalten durchaus keine Abſchließung der einzelnen Staaten innerhalb ihrer ſelbſt durch Prohibitivſyſteme zuläſſig, ſondern das letzte Ziel auch hier wie bei Gewerben und Künſten dieſes iſt daß die verſchiedenen Staaten durch naturgemäße, der Eigenthümlichkeit der einzelnen Länder und Völker entſprechende Production in verſchiedenen Arbeitszweigen einander ergänzen und ſo ein den Wohlſtand jedes einzelnen Staats ſicherndes Gleichgewicht und ein alle Bedürfniſſe überallhin vertheilendes freies Verkehrsleben unter ihnen entſtehe. Der weſentliche Unterſchied des durch alle dieſe Einrichtungen erzielten Zuſtandes der Dinge vom jetzigen wäre der daß die Arbeit nicht bloßes Recht des Einzelnen, ſondern auch Pflicht deſſelben gegen das Ganze und darum allen Beſchränkungen welche die Staatsgeſellſchaft in dem Intereſſe des Ganzen nothwendig findet unterworfen, zugleich aber vom Staat durch die oben angegebenen Einrichtungen und Maßregeln ſo ſehr von allen Seiten geſchützt und gefördert wäre daß für die damit gegebene Sicherung vor Verarmung und Ruin jene Beſchränkungen nicht zu theuer erkauft wären; es ſoll dadurch der jetzt allen Wohlſtand unterhöhlenden und auch ſittlich den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand vergiftenden ſelbſtiſchen Stellung der einzelnen Erwerbsformen und der einzelnen Erwerbenden gegeneinander ein Ende gemacht, Jedem das Bewußtſein fürs Ganze thätig zu ſein und im Ganzen ſeine Erhaltung geſichert zu ſehen gegeben und ſo auch in ſittlicher Beziehung dem Erwerbs- und Verkehrsleben ein neuer Geiſt eingehaucht werden, wie er nothwendig iſt, wenn das menſchliche Geſchlecht ſeinem Ziele näher kommen ſoll, eine unter ſich organiſch verbundene und in dieſer Verbindung Jedem die Erreichung ſeiner Beſtimmung möglich machende, ihre Kräfte nicht nutzlos vergeudende und zerſplitternde, ſondern zweckmäßig vereinigende und gebrauchende Gemeinſchaft zu werden.

Mit dieſer Ordnung des Eigenthums, Erwerbs und Verkehrs innerhalb des einzelnen Staats hängt nun

aber die Geſtaltung der Verhältniſſe des Verkehrs unter den Staaten unabtrennbar zuſammen; es verſteht ſich von ſelbſt daß eine ſolche Ordnung des Beſitzes in keinem Einzelſtaat für ſich allein unternommen oder durchgeführt werden könnte, da namentlich eine Beſchränkung der Induſtrie und des Handels auf dasjenige Maß, welches zur Stetigkeit des Verkehrs, zur Vermeidung ſchwerer Stockungen und Handelskriſen (wie ſie z. B. in England ſo häufig ſind) nothwendig iſt, nur durch eine gleichmäßigere induſtrielle Entwickelung der verſchiedenen Staaten als bisher ermöglicht werden kann, und da nur, wenn in allen Staaten dieſe innere Tendenz auf rechtliche und nationalökonomiſche Beſſerung der Zuſtände das Ueberwiegende geworden wäre, die zu den obigen Einrichtungen erfoderlichen Kräfte in hinreichendem Maß vorhanden ſein könnten. Aber auch ganz abgeſehen von dieſer gegenſeitigen Abhängigkeit der Staaten verlangt der Verfaſſer von ſeinen beiden Rechtsprincipien aus daß Alle von Natur gleiches Recht auf die Producte des Erdbodens haben und daß nur die Arbeit für die Geſellſchaft Anſpruch auf eine Stellung und Wirkſamkeit in ihr gibt, auch hier eine Umwandelung des bisherigen ſelbſtiſchen, gleichgültigen und feindlichen Verhältniſſes der Staaten zu einem wahrhaften, jede Nation anerkennenden, aber auch jede Nation zur Theilnahme an dem Proceß des Verkehrs und der Cultur heranziehenden Völker- und Staatenbund. Da einerſeits Alle gleiches Anrecht auf alle Erzeugniſſe der Erde haben, andererſeits aber dieſe Erzeugniſſe klimatiſch in ihren verſchiedenen Regionen vertheilt ſind, ſo ſind die Bewohner der verſchiedenen Himmelsſtriche und Länder verpflichtet, nach einem rechtlich ordnenden Geſetz (wie wir es zum Theil ſchon jetzt an dem durch allgemeine Uebereinkunft der gebildeten Völker ſanctionnirten Geſetz des geregelten Tauſches der Waaren haben) ihre Erzeugniſſe gegen die der übrigen in Verkehr zu bringen, daher jede eigenmächtige oder gewaltſame Ausſchließung einzelner Länder vom allgemeinen Handelsverkehr (China, Japan u. ſ. w.) rechtswidrig iſt. Ebenſo kann kein Staat verhältnißmäßig an Grundeigenthum reicher ſein als der andere, ohne daß er eben damit verpflichtet wäre, an andere Staaten oder einzelne Bürger deſſelben Etwas davon abzugeben, z. B. bei eigenem Ueberfluß an Boden Einwanderer aufzunehmen und ihnen den Erwerb von Grund und Boden zu geſtatten, obwol immerhin gegen einen billigen Erſatz, den er deswegen anſprechen kann, weil er ſich, wie etwa Nordamerika, durch die erſte Coloniſirung des Landes ein Recht auf ein Aequivalent hierfür erworben hat. Ferner hat jeder Staat das Recht, von dem andern zu fodern daß auch er, obwol unter Berückſichtigung der ſpeciellen klimatiſchen und localen Verhältniſſe, die Ordnung des Eigenthums, Erwerbs und Verkehrs, wie ſie von den allgemeinen Rechtsgeſetzen aus ſich ergibt, zu der ſeinigen mache, damit dieſelbe in jedem Staat ausführbar und durch die allgemeine Anerkennung eine feſte und bleibende werde (in ähnlicher Weiſe, wie man ſchon bisher, freilich nur auf dieſem einzelnen Gebiet und in einzelnen Fällen, das Recht in Anſpruch genommen hat, fremde Staaten und Völker mit Gewalt zur Abſtellung humanitätswidriger Gebräuche oder Erwerbsarten, z. B. des Negerhandels, zu zwingen). Dieſe Foderung daß auch das Verhältniß der Staaten gemäß dem natürlichen Rechte organiſirt und insbeſondere ein über den ganzen Erdboden ſich erſtreckender, die klimatiſchen und nationalen Einſeitigkeiten der Agricultur und Induſtrie der einzelnen Länder ergänzender und ausgleichender Verkehr unter ihnen hergeſtellt werde, wendet der Verfaſſer namentlich auf das Verhältniß der nördlichen und ſüdlichen Nationen zueinander an, indem er geltendmacht, wie die Natur ſelbſt dieſe letztere ſowol durch den bei ihnen vorwiegenden Reichthum des Bodens als durch ihre damit zuſammenhängende geiſtige Eigenthümlichkeit auf die vorzugsweiſe Hervorbringung der unmittelbaren Bodenerzeugniſſe und hiermit darauf angewieſen hat, den mehr zum Betrieb der künſtlichern Arbeitsformen beſtimmten nördlichen Nationen diejenige Ergänzung ihrer Bodenproducte zu liefern, welche dieſelben wegen der dürftigern Productionskraft der Erde in den nördlichen Himmelsſtrichen ſtets nöthig haben werden. In dieſer Organiſirung der Verbindung der Staaten, innerhalb welcher jedes Volk in ſeiner eigenthümlichen Cultur anerkannt, jedes in den äußern und damit auch in den innern geiſtigen Verkehr mit den andern aufgenommen und jedes durch ſeinen Eintritt in die große Völkerfamilie auch in den Beſitz einer rechtlich geordneten, den Zwecken der Humanität entſprechenden Einrichtung ſeiner eigenen ſocialen Verhältniſſe geſetzt wird, erblickt der Verfaſſer, wie wir glauben, mit Recht, das einzige Mittel für die Menſchheit, aus dem immer noch vorherrſchenden Zuſtande der Barbarei, von dem bisjetzt faſt nur der kleinſte Welttheil eine Ausnahme macht, herauszukommen, das einzige Mittel, die unermeßlichen Strecken der übrigen Welttheile, über welchen ſeit Jahrhunderten der Fluch der Verödung und geiſtigen Erſtorbenheit zu ruhen ſcheint, der Cultur wieder zugänglich zu machen und ſo Das was insbeſondere das von Anfang an ausgeſprochene Ziel des Chriſtenthums iſt zu verwirklichen, daß nämlich das Bewußtſein der Zuſammengehörigkeit und ein alle Menſchen und Völker beſeelendes höheres, geiſtiges Leben überall hingetragen werde, während jetzt der Fortſchritt der Geſittung hauptſächlich darin ſein Hinderniß hat daß dieſelbe den fremden Nationen nur in der Form einer willkürlichen eroberungsſüchtigen Gewalt entgegentritt, welche ihr bisheriges eigenthümliches Leben blos anzugreifen und zu zerſtören weiß, ohne an ſeine Stelle etwas Beſſeres ſetzen zu können. Und wozu anders können die großartigen Entdeckungen der Neuzeit, durch welche die bisherigen Scheidewände unter den Nationen beſeitigt, die Schranken der Zeit und des Orts entfernt ſcheinen und eine alles ſonſt für möglich Gehaltene weit überſteigende Leichtigkeit des Verkehrs hergeſtellt iſt, wozu können ſie daſein als dazu, allmälig auch die innere Trennung und Feindſchaft der Völker des Erdballs zu vernichten, das Menſchengeſchlecht zu

Dem was es urſprünglich ſein ſollte, zu einem großen, reichgegliederten, in allen ſeinen Theilen zuſammenwirkenden Organismus umzubilden und ſo Dasjenige was bisher allerdings Manchem nur als idealiſche Träumerei erſcheinen mußte, die Vereinigung aller Nationen zu Einer großen Völkerfamilie herbeizuführen?

Die politiſche Verfaſſung der einzelnen Staaten und der geſammten menſchlichen Rechtsgemeinſchaft, welche der Verfaſſer aus ſeinen ſocialen Principien ableitet, kann hier nur noch in Kürze angegeben werden. Es verſteht ſich daß er von ſeinem Standpunkt aus überall das natürliche Recht, wie es aus der ſelbſtändigen Bedeutung jedes Einzelnen innerhalb des Ganzen und aus den Verpflichtungen die Jeder dem Ganzen gegenüber hat ſich ergibt, zur Grundlage der Staatsordnung gemacht wiſſen will. Er verlangt auf der einen Seite was man eine freie Verfaſſung nennt, eine Vertretung des Volks mit geſetzlich beſtimmtem Einfluß auf die Verwaltung des Staats und ein allgemeines Wahlrecht, von welchem nur Die ausgeſchloſſen ſind, die entweder nicht willens oder nicht im Stande ſind, durch eine gemeinnützige Thätigkeit fürs Ganze einen Anſpruch auf Mitbeſtimmung der Regierung und Verwaltung ſich zu erwerben, alſo die unproductiven Müßiggänger einerſeits, die auf öffentliche Unterſtützung angewieſenen Arbeitsunfähigen andererſeits, deren Zahl jedoch von den oben entwickelten ſocialen Principien aus in Vergleich mit unſern heutigen Staaten immer eine ſehr beſchränkte ſein würde. Je umfaſſender die Aufgabe des Staats durch die ihm zugewieſene Sorge für die Ordnung des Eigenthums und Verkehrs iſt, deſto nothwendiger iſt es für ihn die im Volke lebende Intelligenz zur Theilnahme an der Verwaltung heranzuziehen und ſtatt eines blos bevormundenden bureaukratiſchen Regiments überall mit Beirath der Sachverſtändigen und Erfahrenen aus der Mitte ſeiner Bürger zu handeln. Aber dieſe Volksvertretung ſoll ſich nun von der bisherigen dadurch unterſcheiden daß der Grundbeſitz, ſofern er neben den Staatsabgaben auch für die übrigen Stände ihre Erwerbsgrundlage abzugeben hat, eine bevorzugte Stellung, namentlich bei nationalökonomiſchen Fragen, einnimmt, indem er theils für ſich allein eine eigene (die erſte) Kammer bildet, theils an der Wahl derjenigen Mitglieder der zweiten, die das Volk im Ganzen ohne Gliederung nach Ständen wählt, theilzunehmen hat. Die zweite Kammer ſoll nämlich theils durch Vertreter der einzelnen Stände der Arbeit, theils durch allgemeine Wahl des geſammten Volks gebildet werden, damit ſowol die Intereſſen jeder Arbeitsform als auch wiederum das über dieſelben übergreifende nationale Geſammtintereſſe in ihr ſeine gehörige Vertretung erhalte und ſo weder das eine noch das andere Element ausſchließlich und überwiegend ſich geltendmache. Durch dieſe Einrichtung der Volksvertretung ſoll Beides, ſowol die Stetigkeit der Geſetzgebung und Regierung als das ebenſo nothwendige Element des geiſtigen und materiellen Forſchritts, zu ſeinem ganzen und vollen Rechte kommen; das erſtere Element hat ſeinen Ort in der erſten Kammer und zwar in einer rechtmäßigen und darum viel wirkſamern Weiſe als bisher, indem ihre beſondere Stellung nicht mehr auf zufälligen Familienprivilegien, ſondern darauf beruht daß der Grundeigenthümerſtand wirklich im buchſtäblichſten Sinne die „erhaltende“, tragende und nährende Grundlage des Ganzen bildet; das andere aber in der zweiten Kammer, die jedoch ebenſo durch die Vertretung der einzelnen Arbeitszweige vor dem Ueberwiegen abſtracter politiſcher und ſocialer Theorien beſſer geſichert iſt als bei der jetzigen Einrichtung. Die Regierungsform kann nicht die republikaniſche, d. h. die unmittelbare Herrſchaft der Einzelnen ſein, da die rechtliche Ordnung nicht dem Belieben der Einzelwillen anheimgegeben und das Recht nicht von Majoritäten und Volksſouverainetäten gemacht werden kann; es muß vielmehr innerhalb des Staats ein Element daſein, welches die unveränderliche ebenſo gut wie z. B. die Geſetze der Sittlichkeit vom Wollen der Einzelnen unabhängige rechtliche Einheit und Ordnung des Staats repräſentirt und durch ſeine ganze Stellung zur parteiloſen und kräftigen Aufrechterhaltung derſelben befähigt und berufen iſt, d. h. eine nicht verantwortliche monarchiſche Gewalt, die zwar ohne Volksvertretung nicht regieren, aber auch (z. B. in weſentlichen rechtlichen und nationalökonomiſchen Fragen) nicht ſchlechthin an den Willen der Majorität gebunden ſein kann. Mit dieſer beſchränkten Monarchie meint nun aber der Verfaſſer nicht das erbliche conſtitutionnelle Regiment unſerer bisherigen Staaten; er macht vielmehr geltend daß ſich daſſelbe in dem bereits mehr und mehr klargewordenen Widerſpruch befinde, einerſeits, z. B. in Fällen wo das dynaſtiſche Erbrecht mit dem nationalen Intereſſe in Conflict kommt, den dynaſtiſchen Intereſſen ein höheres Gewicht und, je nachdem die Verhältniſſe es mitſichbringen, dem Willen des Regenten eine höhere Macht zu gewähren als mit dem Recht und Wohl der Geſammtheit verträglich iſt, andererſeits aber, falls es conſequent durchgeführt werden ſoll, doch die einheitliche Staatsgewalt den Majoritäten der Volksvertretung zu unterwerfen, ſodaß die monarchiſche Regierungsform nur Schein und in der That das republikaniſche Princip das Maßgebende iſt; und ebenſo zeigt er daß es dieſer Regierungsform an allem und jedem Princip einer für die ſtetige Fortentwickelung des Staatslebens nothwendigen Entſcheidung fehlt, falls Colliſionen zwiſchen dem Staatsoberhaupt und der Nation eingetreten ſind. Um dem erſtern dieſer Misſtände zu begegnen, verlangt er eine Wahlmonarchie, damit die Völker vor der Gefahr an fremde Dynaſtien vererbt zu werden bewahrt bleiben, und der Widerſpruch entfernt werde daß die Regierten gerade auf eins der wichtigſten, vom Conſtitutionalismus nicht hinlänglich gewürdigten Elemente der Staatsverwaltung, auf die Beſtimmung der Perſon Deſſen dem ſie ſich anvertrauen ſollen, keinen Einfluß haben, ſondern hier Alles dem Zufall der Geburt überlaſſen iſt; er verlangt aber zugleich eine Wahl eines Regenten auf Lebenszeit, damit die Entſcheidung über die Perſon des Staatsober-

haupts nur wenn der Lauf der Natur es von ſelbſt ſo mitſichbringt in die Hände des Volks zurückfalle, im Uebrigen aber die höchſte Gewalt dieſer freien Dispoſition der Staatsangehörigen entzogen ſei und ſo in ihrer autonomiſchen Selbſtändigkeit gewahrt bleibe. Zugleich erhält nun aber die Verfaſſung des einzelnen Staats ihre Ergänzung durch eine rechtliche Verbindung der Staaten untereinander, die der Verfaſſer auf dem politiſchen Gebiete ebenſo fodert wie auf dem ſocialen, weil in Wahrheit auch politiſch kein Staat dem Einfluß der übrigen ſich entziehen kann oder ſein Verhalten zu ihnen einſeitig feſtſetzen darf, ſondern jeder Einzelſtaat von Natur nur ein Glied der großen Staatenfamilie iſt. Während nämlich bisher das Princip der Solidarität und Conföderation der Staaten nur in einzelnen, geſetzlich noch nicht geregelten Erſcheinungen (Heilige Allianz, diplomatiſche Conferenzen, Beſtimmungen der Großmächte über Dynaſtien und Verfaſſungen kleinerer Staaten u. dgl.) hervorgetreten iſt und das bisherige Völkerrecht, wie namentlich bei Hegel zu ſehen iſt, meiſtens noch unklar zwiſchen dem Begriff abſoluter Berechtigung des Einzelſtaats und der Foderung einer geſetzlichen Organiſation des Staatenverhältniſſes hin- und herſchwankte, fodert der Verfaſſer einfach daß auch hier ſo gut als innerhalb des einzelnen Staats Alles verfaſſungsmäßig geordnet werde. Sowol die allgemeine Durchführung und Aufrechterhaltung der für jeden Staat in gleicher Weiſe nothwendigen rechtlichen Ordnung des Eigenthums als die Regelung der nationalökonomiſchen und politiſchen Beziehungen der Völker untereinander muß wie die innere Verwaltung ein berechtigtes und mit der erfoderlichen Macht ausgeſtattetes Organ haben, weder das Eine noch das Andere darf wie bisher entweder ganz vernachläſſigt oder dem Zufall, der temporairen Macht und Willkür einzelner Staaten, Fürſten und Politiker anheimgeſtellt bleiben. Auch reicht dazu nicht etwa die ſchon oft vorgeſchlagene Einrichtung eines Staatenbundes hin, da ſo keine über den einzelnen Staaten ſtehende Macht vorhanden wäre, und da gerade hierbei das Princip daß die allgemeine Ordnung des Rechts und des Verhaltens der Staaten zueinander von dem ſouverainen Willen des Einzelſtaats ebenſo wenig als z. B. von Kammermajoritäten ausgehen kann, ſondern ihre an und für ſich feſtſtehenden, im Weſen der Menſchheit liegenden Geſetze hat, nicht zur Darſtellung und Anerkennung gebracht wäre. Man muß vielmehr entweder geradezu auf ein eigentliches Völkerrecht und auf alle und jede Hoffnung daß die Menſchheit im Ganzen je zu einem rechtlichen und geſetzlichen Zuſammenleben gelangen werde verzichten, oder eine über allen Staaten ſtehende Rechtsgewalt poſtuliren, welche über die Verwirklichung der allgemeinen Rechtsgrundlagen in jedem Staate, über die Erhaltung eines naturgemäßen Verkehrs unter den Völkern und insbeſondere über die gerechte Vertheilung des Bodens in Fällen der Uebervölkerung einzelner Länder zu wachen, über etwaige Streitigkeiten ſowol zwiſchen den Staaten als zwiſchen ihren Regierungen und Ständen (wie einſt Papſt und Kaiſer) im friedlichen Wege zu entſcheiden, für die Ausbreitung der Cultur und Rechtsordnung in immer weitern Kreiſen beſorgt zu ſein und jeden Verſuch einer einzelnen Nation zur Störung des Völkerfriedens nöthigenfalls mit Gewalt zurückzuweiſen, im Uebrigen aber ſich alles Eingreifens in das Specielle der Regierung der Einzelſtaaten und ihres internationalen Verkehrs zu enthalten hat. Eine ſolche allgemeine Rechtsgewalt, durch welche buchſtäblich in Erfüllung ginge daß alle Völker Eine Heerde unter Einem Hirten bildeten, findet der Verfaſſer ebenſo wenig unmöglich als z. B. die Herrſchaft des kleinen England über einen großen Theil des ſüdlichen Aſien; er erinnert daran daß das mittelalterliche Kaiſerthum der Idee nach eben eine ſolche über den einzelnen Völkern ſtehende, die allgemeinen Intereſſen des Rechts und der Religion wahrnehmende höhere Rechtsgewalt war und wirklich als ſolche galt, obwol es infolge der mittelalterlichen Staats- und Bildungsverhältniſſe und ſeines Kampfes mit der Hierarchie nie zur praktiſchen Verwirklichung dieſer ſeiner Idee gelangte. Als die Hauptbedingung ihrer Möglichkeit betrachtet er das Vorhandenſein eines Volks, von dem zu erwarten iſt daß die übrigen Nationen ihm dieſe Rechtsgewalt anvertrauen können, weil ſie von ihm keine Beeinträchtigung ihrer eigenen nationalen Exiſtenz und Eigenthümlichkeit zu fürchten haben, und ein ſolches Volk iſt ja gerade dasjenige, an deſſen Königthum einſt auch jenes Kaiſerthum geknüpft war, nämlich das deutſche Volk, das bisjetzt eben wegen ſeines Mangels an ausſchließlichem nationalen Sonder- und Eroberungsgeiſt dazu verurtheilt iſt die niedrigſte Stelle unter den europäiſchen Völkern einzunehmen. Dieſe um der nothwendigen Stetigkeit und Selbſtändigkeit willen erbliche, die ewige Hoheit und Unantaſtbarkeit des bisjetzt trotz aller ſogenannten Bildung und Chriſtlichkeit der europäiſchen Staaten noch immer theils nicht erkannten, theils nicht geachteten Rechtsgeſetzes darſtellende Gewalt würde zu den einzelnen Staaten in einem ähnlichen Verhältniſſe ſtehen wie der Regent des einzelnen Landes zu ſeinem Volke, ſie hätte einen Kreis von Vertretern aller Völker um ſich und mit dieſem gemeinſchaftlich zu handeln, ſodaß jeder Staat der Wahrung ſeines Intereſſes ſicher wäre, ſie würde die gewählten Regenten der Staaten und ihre Verträge untereinander, ſoweit ſie die allgemeinen rechtlichen Verhältniſſe betreffen, beſtätigen, zu ihrer eigenen Nation aber, um nicht ſelbſt wieder eine eigentlich nationale, den andern Nationen auf gleicher Stufe gegenüberſtehende und daher ihr nationales Mistrauen regemachende Gewalt zu ſein, in demſelben Verhältniſſe ſtehen wie zu dem übrigen Staatenverband, d. h. nicht in dem Verhältniß des unmittelbaren Beherrſchers, ſondern des Oberhaupts eines Bundes der einzelnen Stämme dieſes Volks (wie es z. B. der mittelalterliche Kaiſer den Reichsſtänden gegenüber war oder der Kaiſer des Jahres 1848 den übrigen deutſchen Staaten gegenüber geweſen ſein würde). Wie Religion und Sittlichkeit nur eine ſein kann, wie die chriſtliche Kirche von Anfang an das

Ziel verfolgt hat, eine über den ganzen Erdboden ſich erſtreckende gleichförmige Gottesverehrung zuſtandezubringen, ſo fodert es der Verfaſſer auch von ſeiner Ordnung des Rechts, die ihrem letzten Princip nach ja nichts Anderes als das auch im äußern Leben verwirklichte ſittliche Gebot der thätigen Vervollkommnung und Gemeinſchaft aller Individuen und Völker iſt und denſelben Anſpruch auf Unterwerfung alles individuellen und nationalen Egoismus hat wie die religiöſen und ſittlichen Geſetze. Eine ſolche Conföderation der Staaten unter einem gemeinſchaftlichen Staatenoberhaupt und vollends unter einem Oberhaupt deutſcher Nation mag freilich gerade jetzt unmöglich, ja abenteuerlich ſcheinen, und ſie könnte, wenn ſie in Wirklichkeit treten ſollte, zuerſt nur im Kleinen beginnen, um von da aus in immer weitere Kreiſe ſich auszudehnen; aber wenn es der Kirche des Mittelalters gelang die nordiſchen Barbaren zu zähmen, und dem Islam die Vielgötterei des Orients auszurotten, ſo kann auch dieſe rechtliche Vereinigung Aller nicht für etwas ſchlechthin Unmögliches erklärt werden, und zwar umſoweniger als ſich nicht etwa blos in dem Vorwiegen des Sinnes für Pflege der materiellen Culturintereſſen und in einzelnen Erſcheinungen wie den Friedenscongreſſen, ſondern in der ganzen Anſchauungsweiſe der Jetztzeit ein mächtiger Umſchwung zu der Foderung einer friedlichen, den Zwecken der Humanität und Geſittung dienenden Staatenpolitik bemerklich macht.

Das Bisherige mag genügen, um das Publicum auf eine Schrift aufmerkſamzumachen, der man zwar von manchen Seiten eine zu weit getriebene, zu undurchführbaren Ergebniſſen führende Conſequenz vorwerfen, deſſenungeachtet aber das Verdienſt nicht abſprechen wird, eine an die natürlichen Grundbedingungen des ſocialen Lebens und an die ewig bleibenden ſittlichen Rechte und Bedürfniſſe des menſchlichen Geiſtes anknüpfende, keine unmöglichen Veränderungen der bisherigen Zuſtände (wie z. B. Beſitzgleichheit Aller), ſondern nur relative Verbeſſerungen, wie ſie in menſchlichen Dingen möglich ſind, verlangende, von allen hohlen und zerſtörenden, in materialiſtiſchen Egoismus auslaufenden Freiheitstheorien fernbleibende, ebenſo liberale als wahrhaft conſervative Neugeſtaltung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe aufgeſtellt zu haben. Ebenſo wird man ſich zwar verſucht fühlen, dieſe Conſtruction der Geſellſchaftsordnung wenn auch nicht unrichtig und unbegründet, ſo doch wenigſtens für die Jetztzeit unbrauchbar und unnütz zu finden, da die Umgeſtaltungen die ſie verlangt ſo groß und ſo univerſell ſind daß der einzelne Staat Nichts damit anzufangen wiſſe; man wird behaupten daß Alles darauf ankomme, ob die einzelnen Nationen ſich dazu herbeilaſſen oder nicht, wovon Letzteres das allein Wahrſcheinliche ſei u. dgl. Allerdings muß das Meiſte was dieſe Schrift enthält vorderhand noch Theorie bleiben und wird zunächſt nur dazu beſtimmt ſein der Wiſſenſchaft des Eigenthums-, Staats- und Völkerrechts eine neue Anregung zu geben; aber wir glauben deſſenungeachtet daß ſie auch ſchon jetzt des Praktiſchen und Brauchbaren genug darbiete, und zwar ſowol für Diejenigen, in deren Hände die Geſtaltung der ſocialen und politiſchen Einrichtungen gelegt iſt, als für die gegenwärtig noch in unfruchtbaren atomiſtiſchen Freiheitsbegriffen ſich bewegenden oppoſitionnellen Parteien. Ehe die letztern einſehen daß weder mit bloßer individueller Ungebundenheit noch mit Majoritäts- und Volksherrſchaft, noch mit gewaltſamen Aenderungen der Eigenthumsverhältniſſe Etwas gewonnen, daß dies Alles vielmehr mit den Geſetzen des Rechts, der Sittlichkeit, der wahren Freiheit und der praktiſchen Zweckmäßigkeit unvereinbar iſt, kann ihr Wirken nur ein zerſtörendes, ſelbſt ſchon gewonnene Fortſchritte wieder zunichtemachendes ſein und vorderhand blos dazu dienen, der Thätigkeit Derer welche die Macht in Händen haben eine einſeitige Richtung auf Reprimirung der Angriffe gegen die beſtehende Ordnung zu geben. Was aber die herrſchenden Gewalten betrifft, ſo läßt ſich zwar weder in Deutſchland noch in Frankreich verkennen daß ſie es als ihren Beruf erkannt haben, geſellſchaftliche Einrichtungen ins Leben zu rufen, von welchen ſich eine gedeihlichere Entwickelung unſerer Zuſtände erwarten läßt; allein alle dieſe Verſuche werden vergeblich bleiben, wenn nicht ſtatt eines unfruchtbaren und kleinlichen Kampfes gegen Principien, die ſich einmal mit Gewalt nicht ausrotten laſſen, der Anfang damit gemacht wird, auf poſitive, productive Weiſe zu wirken, das Gebäude der ſocialen und politiſchen Ordnung von unten auf neu zu errichten, die gerechten Erwartungen des Schutzes und der Förderung der Arbeit (ſowie der Auswanderung) zu befriedigen und insbeſondere dem Grundbeſitz die ihm ſo nöthige Hebung und Verjüngung und die ihm gebührende politiſche Stellung zu verſchaffen, ſtatt wie bisher die in ihm liegende erhaltende Macht theils durch Vernachläſſigung oder gar Auflöſung ſeiner innern Organiſation (Güterzerſtückelung u. dgl.), theils durch eine den Unterſchied der Stände beiſeiteſetzende und namentlich dieſen Stand unpaſſenderweiſe mit den productiven Arbeitsformen zuſammenwerfende Volksvertretung unnützumachen. Je gewiſſer es iſt daß wir uns in einer Periode des Uebergangs zu neuen Zuſtänden befinden, deſto mehr thut es noth zu einem Bewußtſein darüber zu kommen was von den bisherigen Elementen der Staatsordnung beizubehalten und neuzugeſtalten und was veraltet und über Bord zu werfen ſei; und je gewiſſer es iſt daß auf gründliche Weiſe gebeſſert werden muß und die Zeit der halben Maßregeln und Scheinmittel vorüber iſt, deſto nothwendiger iſt es nicht etwa blos einzelne Experimente an der Staatsmaſchine zu verſuchen, ſondern bei allen Neugeſtaltungen von der Idee eines durch ſie herbeizuführenden Geſammtzuſtandes auszugehen, die vernünftigerweiſe keinen andern Inhalt haben kann als den der Förderung aller weſentlichen Intereſſen, die dem Menſchen und der menſchlichen Geſellſchaft von Natur vorgezeichnet und mitgegeben ſind, nicht aber die Befriedigung ſelbſtiſcher Gelüſte, ſei es nun der Maſſen oder einzelner Claſſen des Ganzen. Als Anregung zu einer ſolchen poſitiven Staats-

und Geſellſchaftspolitik wird ſich dieſe Schrift auch ganz abgeſehen von ihren einzelnen Ergebniſſen ſchon durch den gediegenen ſittlichen Ernſt, von dem ſie beſeelt iſt, und durch den patriotiſchen Geiſt empfehlen, der namentlich in der Schlußbetrachtung des Verfaſſers über Deutſchlands Einigung und Wiedergeburt ſich ausſpricht. Der Raum d. Bl. geſtattet uns nicht Dasjenige was der Verfaſſer hier mit ebenſo viel beſonnener Gründlichkeit als begeiſterter Hoffnung über den weltgeſchichtlichen Beruf Deutſchlands und insbeſondere über die Stellung ſowol Preußens als Oeſtreichs zu dieſer weltgeſchichtlichen Aufgabe des deutſchen Volks ausgeführt hat wiederzugeben. Wir begnügen uns daher damit, durch das Bisherige die Aufmerkſamkeit des Publicums auf dieſes echtdeutſche Geiſteswerk hingelenkt zu haben, welches nach unſerer Ueberzeugung Niemand aus der Hand legen wird ohne ein lebhaftes Intereſſe an ſeinem Inhalt und Geiſt gewonnen und eine fruchtbare Anregung zur Orientirung über die Lebensfragen der Gegenwart und Zukunft von ihm empfangen zu haben. 78.

Divan des Caſtiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi. Von Abraham Geiger. Nebſt Biographie und Anmerkungen. Breslau, Kern. 1851. 16. 25 Ngr.

Ein großer Dichter,
Abſoluter Traumweltsherrſcher
Mit der Geiſteskönigskrone,
Ein Poet von Gottes Gnaden.

ſingt Heinrich Heine in ſeinem „Romanzero" von dem Dichter Juda ha-Levi, deſſen „gottgeküßte Seele" alle ihre Flammen in ſeinen Dichtungen ausgoß. Doch vor Heine's „Romanzero", der in einer glühenden Dithyrambe, welche wol die poetiſche Krone der ganzen Gedichtſammlung genannt werden kann, den jüdiſchen Dichter feiert, hatte bereits Abraham Geiger in der obenangeführten Schrift das allgemeine Intereſſe auf jenen mittelalterlichen Poeten hingelenkt, der in einer Zeit, als die allgemeine Sangesluſt, durch religiöſe Begeiſterung angefacht, durch ganz Europa loderte, auch dem unterdrückten Judenthum die altbibliſche feurige Dichterzunge lieh. Abu'l-Haßan Juda ha-Levi wurde in Caſtilien um das Jahr 1080 geboren. Von ſeinen Lebensverhältniſſen iſt nicht viel mehr bekannt als daß ſein Vater Samuel in guten Vermögensumſtänden lebte, der Sohn daher nie mit Mangel und Nahrungsſorgen zu kämpfen hatte, früh der Wiſſenſchaft des Judenthums oblag, welcher er die Meiſterſchaft in künſtleriſcher Handhabung der hebräiſchen Sprache, die genaue Bekanntſchaft mit der talmudiſchen Literatur und ein tiefes Eindringen in den Geiſt des Judenthums verdankte; daß er ferner nach vielſeitigen Studien die ärztliche Praxis ergriff und daß ihn religiöſe Sehnſucht zu einer Pilgerfahrt nach Jeruſalem antrieb. Das vorliegende Werk ſucht nun ein klares Bild des Dichters aus ſeinen Schöpfungen ſelbſt, aus dem Geiſt der Zeit, aus den Urtheilen der Zeitgenoſſen und ſpäter Lebenden herauszuzeichnen und verhält ſich ganz objectiv, ohne ſubjective Beurtheilungen einzumiſchen oder die Werke des Dichters ſcharf zu analyſiren. Geiger iſt inſpirirt von der unbedingten Bewunderung welche einer der größten Dichter ſeines Volks „allen Söhnen Iſraels" einflößt, ohne indeß dieſer Bewunderung einen emphatiſchen Ausdruck zu geben. Das eigentliche Verdienſt des Werks beſteht in den versgewandten Mittheilungen aus Juda ha-Levi's Werken, welche das Verſtändniß des Dichters erſt in Wahrheit der Gegenwart zugänglich machen. Die zunächſt mitgetheilten Liebes- und Hochzeitsgeſänge athmen einen von aller Sentimentalität freien, dem friſchen Genuß zugewendeten Geiſt, wie er dem Mittelalter auch in den Liedern der Troubadours, in allen Blüten provençaliſcher Poeſie eigen iſt und nur durch die moderne, zeitgemäße Verfälſchung des Mittelalters in einem andern Licht erſcheint. Wir führen eins dieſer Liebesgedichte dem Leſer vor, das bei aller Zartheit und Innigkeit doch keinen ins Blaue verſchwebenden Gefühlsduſel enthält.

Die Trennung.

So müſſen wir uns trennen! Weile,
Daß ich den Blick noch in dein Auge ſenke.
Vergiß die Tage unſ'rer Luſt nicht, Liebe,
Wie ich der Nächte deiner Huld gedenke.
Im Traum erſcheinet mir dein Bild,
O ſei auch du im Traum mir mild.

Wenn einſt geſtorben, werd' ich doch vernehmen
Von dir den Tritt, das Raſcheln des Gewandes,
Wenn aus dem Grabe du den Gruß mir ſendeſt.
Ich ſchlürfe gern den Hauch des kalten Landes.
Nimm hin mein Leben, nimm, befiehl,
Verlängert's nur dein Lebensziel.

Nicht hör' ich mehr die Stimm' aus deinem Munde,
Doch tönt ſie mir aus meines Herzens Grunde.
So zieht dir nach die Seele; meine Glieder
Ein Schattenbild nur, hier verweilend.
O eine bald dem Leib die Seele wieder,
O kehr' zurück, o komme eilend!

In der ſonſt fließenden Ueberſetzung finden wir nur die im Deutſchen zweideutige Conſtruction: „Wenn einſt geſtorben, werd' ich doch vernehmen", zu tadeln. Die Hochzeitsgeſänge mit ihren gegen die Enthaltſamkeit gerichteten Pointen zeugen am beſten für den friſchen Geiſt jener Zeit, in welcher die Seele noch nicht wie bei unſern Frommen den Leib zum Schatten degradirt und aufgezehrt. Die Räthſelſpiele nach arabiſchem Muſter gehen über die Allegorie nicht hinaus, wie z. B. das recht niedliche Räthſel vom Weizenkorn:

Was iſt's, das nackt ins Grab man legt,
Und dennoch nicht den Tod erleidet,
Dort Kinder zeugt, ſie ſorgſam pflegt,
Bis ſie erſcheinen, wohlbekleidet?

Die Freundſchaftsgedichte die uns mitgetheilt werden verlieren dadurch an Werth daß ſie zu reich ſind an ſtarkaufgetragenen Schmeicheleien für gewiß verdienſtliche Männer, deren Ruf indeß faſt nur durch unſern Dichter der Gegenwart überliefert wird.

Dagegen zeichnen ſich gerade dieſe Gedichte durch Gedankengehalt und poetiſchen Schwung aus, treten mit Sicherheit und oft grandioſer Würde auf und erinnern durch ihren impoſanten Bilderreichthum an altbibliſche Muſter. Der Schmerz der Trennung von dem geliebten Freund iſt, wenn auch etwas überſchwenglich, doch mit glühender Pracht in folgenden Verſen geſchildert:

Wol möcht' ich bitter weinen Tag und Nacht,
Bis meine Thrän' den Himmel finſter macht,
Möcht' ihn umſpannen mit des Grames Flügeln
Und ſein Gewölk mit meinem noch beſiegeln,
Daß ſeine Schwärze nicht ein Blitz durchbricht
Und unſtät wankt umher des Morgens Licht.
Ich möcht' die Sterne ihres Schmucks entkleiden,
Bis alle ſie erbleichend matt verſcheiden.
Ich will die Harfe den Schakalen weih'n,
Der Strauße Jammern Flötentöne leih'n.
Doch Alles noch die Trauer nicht erreichet,
Daß fern der Freund mir iſt, dem keiner gleichet.

Ein verjüngtes und ſtets ſich neu verjüngendes Alter feiert Juda ha-Levi bei ſeinem Freunde Abu'l-Haßan Samuel

ben Samuel ben Moril mit folgenden Verſen, in denen Horaziſche Lebensweisheit ſich mit altteſtamentlicher Weihe ausſpricht:

Iſt immer noch dein Herz nach Jugend lüſtern,
Nachdem gebleicht die Locken ſchon, die düſtern?
Soll dich die Zeit noch frohe Scherze lehren,
Nachdem gefloſſen reichlich deine Zähren?
Die Zeit hat dir den Scheidebrief geſchrieben,
Du willſt als dein Gemahl ſie dennoch lieben?
Sie ſpuckt dich an, zieht dir das Kleid vom Leibe,
Und willſt ſie dennoch ehlichen zum Weibe?
Der Rabe iſt vom Haupt dir weggeflogen,
Statt ſeiner kam die Taube angezogen;
Wie ſoll ein friſcher Geiſt dich nun verjüngen,
Der wunden Seele raſcher Flug gelingen?
So fragen Viele mich mit ernſtem Tadel.
Sie kennen nicht des hellen Auges Adel,
Das ſonnengleich von Mogreb Strahlen ſendet,
Erleuchtet, nicht verſengt und auch nicht blendet.
Nicht mit des Vollmonds Glanze es vergleichet!
Des Vollmonds Licht nimmt ab; doch ſeines ſteiget.
Dies Auge hat die Wunden mir geheilet,
Nachdem der Jugend Kraft mir raſch enteilet,
Drum iſt die Seele mir nicht trüb,
Die Erde auch mir wieder lieb.

In dem Gedicht an Iſaak ben Al-Jothan athmet eine reizende Naturpoeſie mit ſüdlich-friſcher Herrlichkeit, voll „Farbenpracht und Strahlenmiſchung“, welche an den „goldenen Beeten“, dem „buntfarbigen Teppich“, der „ihre Gewänder tauſchenden Erde“, an ſonnigem Wein, friſchduftenden Gärten, an Myrten und Palmen und Vögelgeſang ſich erfreut. Dieſe Idylle, welche indeß von der Natur blos den Schaum abſchöpft und uns nicht wie viele Productionen der neuern Idyllendichter die Hefen mitgenießen läßt, uns nicht zu den Blumenbeeten die Düngerhaufen, zu dem Vögelgeſang das Schafgeblöke mit in den Kauf gibt, gehört zu den gelungenſten Dichtungen die in Geiger's deutſchgepolſtertem Divan Juda ha-Levi's enthalten ſind.

Ein ferneres Entwickelungsmoment des Dichters iſt ſeine Unluſt am Dichten, die indeß nicht mit dem modernen Weltſchmerz und dem beliebten Kainsſtempel, welchen die Muſe aufdrückt, und dem ganzen europa- und literaturmüden Katzenjammer zu verwechſeln iſt, ſondern ihre tiefere Begründung darin findet daß der Dichter die Bedeutung und Tragweite ſeines Geſangs mit der hohen Dignität vergleicht, welche den Liedern und Propheten des Alten Bundes zutheilwurde, an deren Harfe jede Saite von göttlicher Offenbarung rauſchte und von ewiger Weisheit. Dieſe Weisheit wurde ihm das Weſentliche:

Die Weisheit iſt ein breites Meer,
Drauf ſchwimmt das Lied als Schaum umher,

und die Poeſie, deren Jünger damals bald in arabiſchen, bald in caſtiliſchen Versfriſuren und ihrem profanen Reimgeklingel einherſtolzirten, würde ihm bei dieſer ernſtern Richtung ganz zuwider geworden ſein, wenn er ſie nicht aus dem religiöſen Quell heraus, dem Urquell ſeines Denkens und Dichtens, geſchöpft hätte.

Des Sanges Quell iſt Schlamm und Sumpf geworden;
D'ran mag ſich meine Seele nicht mehr laben.
Wie ſoll der Leu noch Luſt am Pfade haben,
Auf dem ſich tummeln junger Füchſe Horden?

Was nun Juda ha-Levi's religiöſe Dichtungen betrifft, ſo iſt die Umſicht zu loben, mit der Geiger nur Weniges aus ihnen ausgewählt und uns nicht mit dem ganzen ſchweren Gepäck iſraelitiſcher Glaubenspoeſie befrachtet hat, welche doch nur in engern Kreiſen unbedingten Antheil erweckt. In den mitgetheilten Proben zeigt ſich indeß die ganze poetiſche Macht und Weihe des Judenthums, welche die Majeſtät ihres uneingeſchränkten Weltengotts, der über den „ſich verneigenden Himmeln“ thront, die Hoheit des einſamen, der Welt enthobenen Jehova in begeiſterten Hymnen feiert. Dazwiſchen hindurch tönen jene elegiſchen Klänge welche Byron in ſeinen „Hebrew melodies“ aufzufangen geſucht, jene Klage welche die Harfen an die Trauerweiden aufgehängt hat, der Schmerz um das zerſprengte Volk des Herrn und um Jeruſalem, die Heilige Stadt. Dieſer Schmerz gipfelt in dem berühmten Zionslied ha-Levi's, welches gleichſam der normale Ausdruck, die poetiſche Formel für dieſe wehmüthige und ſehnſüchtige Stimmung des jüdiſchen Volks geworden iſt:

Willſt, Zion, du nicht auch entbieten
Den Flüchtlingen den Gruß und Frieden,
Der Heerde Reſt, die weitverſprengt
Und dein in warmer Liebe denkt?
Auch ich, der Sehnſucht Feſſel tragend,
Um deinen Fall mit Thränen klagend —
Ach ſtrömten ſie auf deinen Höh'n!
Auch ich will Heil für dich erfleh'n.
Ob deines Elends gleich' ich Eulen,
Die an den Trümmern klagend heulen;
Träum' ich, daß du erreicht dein Ziel,
Dann tönt's in mir wie Saitenſpiel —
Noch ſtrahlſt du, Zion, doch in Schöne,
Noch ſind mit dir verknüpft die Söhne;
In deinem Heil ſind ſie beglückt,
In deinem Wehe tiefbedrückt.

Fernere Abſchnitte des Werks zeigen uns Juda ha-Levi als Philoſophen, der natürlich nicht über den Theologen hinausgeht und an die Offenbarung anknüpfend alle übrigen Beweiſe für die Exiſtenz Gottes als lückenhaft verwirft, und als Pilger auf der Wanderſchaft nach Aegypten und dem Heiligen Grabe begriffen, die heiße Sehnſucht ſeines Herzens erfüllend. Die „Meerpoeſien“, die er auf dieſer Wanderſchaft dichtete, erinnern indeß wenig an die Keckheit der Heine'ſchen „Nordſeebilder“; es ſind zum Theil Variationen auf den bekannten Ausſpruch: „Das Waſſer hat keine Balken.“ Hier auf dem Meer erſcheint Juda ha-Levi als der zitternde Sklave ſeines abſoluten Zorngottes, vor dem er ſeine Seele ergießt:

Vom Untergang in weiter Meereswüſte
Trennt nur ein ſchwaches, ſchwankes Bretgerüſte.
Lebend'gen Leib's umſchließt mich in den Wellen
Von Holz der Sarg, ein Grab, nicht lang vier Ellen.
Ach! Ich bin krank, erfaßt von innerm Beben,
Von Menſchen fühllos wie der Sturm umgeben u. ſ. w.

Doch abgeſehen von dieſen ſeekranken Phraſen enthalten auch die Pilgergedichte viel Schönes und Erquickendes, mächtige Bilder und hinreißenden Pſalmenton. Das Geſammtbild Juda ha-Levi's tritt uns aus dem Geiger'ſchen Buch klar und feſſelnd entgegen, ſodaß wir wol das Lob das er einem namensverwandten Dichter ertheilt, auf ihn ſelbſt beziehen können:

Und Juda's Lieder ragen
Gar ſtolz und kühn hervor,
Mit Cherubsflügeln ſteigen
Zum Himmel ſie empor.

Die einen, ſanfte Tropfen,
Erquicken, lindern Schmerz;
Die andern, Feuerfunken,
Entzünden wild das Herz.

O hätt' ich Adlerflügel,
Ich flöge raſch zu dir,
Zu dir nach weiter Ferne,
Zu dir, der nahe mir.

Ja biſt mir fern, zu Wolken
Sich kühn dein Flug erhebt,
Biſt nah mir mit dem Herzen
In Liebe eng verwebt.

57.

Erbauliches.

Es iſt betrübt daß der Menſch ſoviel Bücher ſchreibt und lieſt über ſich und doch mit ſich nie fertig wird. Er iſt organiſches Naturgewächs, hat eine Seele die höher ſteht als die thieriſche, hat Erinnerungen oder Ahnungen eines beſſern Zuſtandes als des irdiſchen, worin er ſich befindet; ihm erwachſen daraus ſeine Wiſſenſchaften der Phyſiologie, Pſychologie und Theologie, welche doch am Ende das Räthſel ſeines Daſeins nicht löſen. Was ſich indeſſen anſchickt zu dieſer Löſung oder für die Mängel derſelben beruhigt und tröſtet, heißt im weiteſten Sinne erbaulich, während im engſten Sinne nur theologiſche Betrachtungen und moraliſche Ermahnungen dieſen Namen zu tragen pflegen. Für jene Erbauung im weitern Sinne laſſen ſich einige neuere Schriften zuſammenſtellen, welche dem Leſer Gutes und Heilſames über ſich ſelbſt mitzutheilen wünſchen, dadurch alſo Anſpruch auf ſeine Aufmerkſamkeit haben.

1. Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geiſt. Von George Moore. Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Engliſchen überſetzt von Ernſt Suſemihl. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 2 Thlr.
2. Der Menſch und die ihn leitenden Beweggründe. Von George Moore. Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Engliſchen überſetzt von Ernſt Suſemihl. Leipzig, Kollmann. 1850. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Unſer Verfaſſer iſt Arzt, und die engliſchen Aerzte bringen oft mehr Theologie in ihre Unterſuchungen als ihre Fachgenoſſen auf dem Continent. Demnach, „weil Nichts im eigentlichen Sinn intereſſant für den Menſchen iſt als was ſeine eigene Natur angeht", erklärt die Vorrede zu Nr. 1, „ein großer Theil des Werks beſtehe in moraliſchen Folgerungen aus phyſiologiſchen Thatſachen". Sir Thomas Browne ſage: „Während ich ſtudire, um zu finden, wie ich eine kleine Welt bin, finde ich daß ich noch Etwas mehr bin als die große", und: „Die wichtigen Wahrheiten die unſer Schöpfer in der Wiſſenſchaft und Offenbarung uns vor Augen ſtellt ſind in Demuth zu lernen und in Hoffnung anzuwenden."

Der menſchliche Körper iſt eine lebendige Maſchine, zum Gebrauch für ein geiſtiges Weſen eingerichtet. Er dient Einer Seele, auf zwei Grundſätze, Bewegung und Wahrnehmung, gebildet. Der Wille Gottes, das Wohlwollen unſers Schöpfers, in unſerm eigenen Verſtande offenbart, iſt einzige Quelle der moraliſchen Unterſcheidung; daher iſt der Heroismus der Vernunft Unterwürfigkeit. Aufmerkſamkeit und Gedächtniß, mit dieſen alle intellectuellen Fähigkeiten, ſind freilich vom Zuſtande der Organiſation abhängig.

Die Seele iſt gewiß ein ſubſtantielles Weſen. Das Blut iſt lebendig, dies wurde ſchon deutlich 3000 Jahre früher in der Bibel ausgeſprochen, ehe die Wiſſenſchaft ſich dieſer Thatſache verſichern konnte. Aus den Nerven kann nicht die Einheit der Perſon hervorgehen; unterſcheidet man auch Empfindung und Willensnerven, die Organiſation fühlt und will nicht, der Wille iſt nicht Handlung eines Organs, ſondern der Seele. Die Nomenclatur der Wiſſenſchaft iſt nur eine Maske der Unwiſſenheit, und wir dürfen uns nicht darüber wundern, da alles menſchliche Wiſſen mit Abſtractionen endet; das Leben iſt eine Kraft, welche die Geſetze der Materie modificirt. Geiſt führt die Herrſchaft: wir ſind zum Leiden gebildet, aber auch zum Triumph über das Leiden. Darauf beruht Individualität und Identität: ein Wahnſinniger verliert ſie nicht, ſondern ändert blos ſeine Stellung; es gibt eine geiſtige Welt jenſeit unſers Wiſſens, über Chemie und Mechanismus hinaus liegt der Urſprung unſers Geiſtes und ſelbſt des Lebens, eine Perſon kann kein materielles Product ſein.

Sinne beziehen ſich auf Gegenſtände, aber die Wahrnehmung hängt nicht blos von den Sinnen ab, ſondern von der Kraft die wahrnimmt; höchſte Form der Wahrnehmung im Menſchen iſt das Gewiſſen. Licht, Töne u. ſ. w. wirken auf das Leben, aber immer zeigt ſich dabei eine geiſtige Thätigkeit, namentlich bei Anwendung des Geſichts, die Träume ſind ſogar eine Form überſinnlicher Anſchauung, es zeigt ſich eine erſetzende Kraft des Geiſtes, z. B. des Geſichts durch Gefühl, Geruch und Stimme. Die Temperamente haben auffallenden Einfluß auf die Beſchaffenheit des Bluts, dieſes wirkt wieder zurück, fremdes Blut gibt fremde Neigungen; aber Alles iſt zu beherrſchen durch geiſtige Thätigkeit, Enthaltſamkeit, Faſten, wie denn Capitain Franklin den Hunger durch Leſen in der Bibel bezwang. Berauſchende Mittel haben entſchieden Einfluß auf den Geiſt, der betrunkene Menſch iſt völlig wahnſinnig, inzwiſchen iſt die modiſche Entſchuldigung des Mordes mit der Monomanie eine intellectuelle Täuſchung, da moraliſche Vernachläſſigung zum Grunde liegt. Diät in Lebensart und Beſchäftigungen iſt deshalb dringend zu empfehlen, und der Beweis unſerer Verdorbenheit des Willens ſowie der verlorenen Gnade vor Gott iſt der Tod, da er zeigt daß wir die Befähigung verwirkt haben, als Stellvertreter des Himmels über die niedere Schöpfung zu herrſchen.

Wenn Nr. 1 mehr Phyſiologiſches in die Unterſuchung zieht, ſo Nr. 2 mehr das Pſychologiſche nach derſelben Anſicht des Verfaſſers. Der Menſch iſt ihm „das große Wunder, die ſtaunenswerthe Tiefe, wovon Jeder von uns ein wenig ſehen kann, wenn er in ſich ſelbſt blickt". Hauptzweck iſt: „die große Wahrheit vor dem Geiſte gegenwärtig zu erhalten daß intelligente Liebe die einzig rechtmäßige Macht der Herrſchaft unter vernünftigen Weſen iſt." Die Bibel iſt mit der Natur und den Bedürfniſſen des Menſchen in Uebereinſtimmung, der Verfaſſer wünſcht ſich Sonntagsleſer.

Alſo: der Menſch iſt kein Erzeugniß der Natur, er iſt ein verkörperter Geiſt und muß aus der Quelle ſeines Daſeins die Mittel ableiten, welche ihn in den Stand ſetzen die Zwecke ſeiner Schöpfung zu erfüllen. Naturphiloſophen ſagen: Gegebene Polariſation und Materie bilden einen Menſchen — Oken nennt ihn „ein Kind der warmen und flachen Theile der See" — die Theorie geht fehl, in Furcht zu vertraut mit dem Himmel zu werden, ſtellen ſie unſern Herrn unter die Heroen der Romantik. Was ohne den Sündenfall geſchehen wäre, dürfen wir nicht fragen, Adam verſäumte die erſte aller Pflichten, die Selbſtbeherrſchung, wir thun aus Gewohnheit Daſſelbe.

Was iſt eine Seele? Du ſelbſt. Was denkt und will iſt geiſtig, immateriell, Seele iſt Perſönlichkeit, Wille und Verſtand, eine bewußte Individualität. Der Geiſt bringt ſeine eigenen Begriffe hervor, ſelbſt durch Reproduction der Empfindung von Arzneien konnten Kranke deren Wirkungen hervorrufen, phyſiſche Dinge überhaupt deuten auf immaterielle Kräfte, auf eine Welt der Geiſter. Unſterblichkeit iſt eine empfundene Thatſache, Sittlichkeit und Religion ſind auf Unſterblichkeit gegründet, die Vernunft iſt dogmatiſch geboren, phyſiſche und geiſtige Natur ſind eine Theologie für die erleuchtete Vernunft. Erſt wenn eine uneigennützige wahre Liebe von unſerm Herzen Beſitz nimmt, erlangen wir das volle Bewußtſein unſerer Individualität; es wird die Schöpfung ein Spiegel des Allmächtigen für das Auge des Menſchen, indem wir wahrnehmen und anbeten. Das moraliſche Geſetz iſt an einen Geiſt gerichtet, der wählen kann zwiſchen Gutem und Böſem; dadurch wird eine moraliſche Erziehung möglich. Wo iſt die Moral der Thiere?

Alle Wahrheit beruht für uns auf der Erfahrung, iſt göttlich, kann aber boshaft angewandt werden. Um zuſammen in Frieden zu leben, müſſen wir wiſſen, warum wir einander achten ſollen. Jede Art der Liebe findet ihren entſprechenden Gegenſtand; wir mögen beginnen wo wir wollen, das Ewige iſt vor uns. „Es iſt auffallend", ſagt der Verfaſſer, „daß auf dem Continent, wo die chriſtlichen Lehrſätze in feſte Formen gegoſſen werden, die Thatſachen der Geologie und anderer Wiſſenſchaf-

ten zum Leugnen des Chriſtenthums geführt haben; aber in England, wo man dem Geiſte verhältnißmäßige Freiheit gelaſſen, hat die Forſchung dazu gedient den Glauben zu beſtätigen.“ Und ſo heißt es dann weiter: im chriſtlichen Glauben liege eine Stärke nicht von der Logik her, der Menſch des Glaubens ſei ein entſchiedener Charakter, die Wahrheit ſei eine Antwort des Himmels auf die Fragen der Vernunft, der Glaube ſei Prüfſtein der Liebe und die Liebe Prüfſtein des Glaubens, die Liebe ſei Gegnerin des Selbſtwillens, und nach Plato das Gewiſſen der Gott in der Seele. Wenn aber das Gewiſſen die Wahrheit redet, erklärt ſie daß die Bibel das Buch Gottes iſt; beide verdammen uns nach denſelben Grundſätzen.

Dieſen beiden Schriften eines engliſchen Arztes ſtellen wir eine andere vermuthlich einem Geiſtlichen angehörige gleicher Richtung zur Seite:

3. Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Ein Verſuch zur Naturgeſchichte der Seele als der wahren Grundlage für die Theologie. Von Francis William Newman. Deutſche, mit Verbeſſerungen und Zuſätzen des Verfaſſers bereicherte Ausgabe, beſorgt durch Adolf Heimann. Leipzig, Brockhaus. 1850. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

„Unter Seele verſtehen wir die Seite des menſchlichen Geiſtes, durch welche wir mit dem Unendlichen und mit Gott, der unendlichen Perſönlichkeit, in Berührung kommen.“ Der Verfaſſer wünſcht ſeine Leſer vor dem verheerenden Pantheismus zu bewahren, welcher jetzt ſo gewaltig umſichgreift, und ſie dahin zu bringen daß ſie ernſthaft bedenken, wie unzulänglich unſere jetzige Theologie ſei, um einen Theil der offenkundig ungläubigen Welt zum Evangelium zurückzuführen.

Die Empfindungen des Unendlichen außer uns erſcheinen als heiliger Schauer, Erſtaunen, Bewunderung, Wahrnehmung der Planmäßigkeit, Empfindung der Güte, Wahrnehmung der Weisheit, Empfindung der Ehrfurcht. Daß allein die möglichſte Gewißheit in Bezug auf geiſtliche Sachen in dem Zeugniß der Bibel enthalten ſei, iſt eine Uebertreibung aus der gerechten Liebe zu einem edeln Buche. Es gibt eine innere Offenbarung Gottes, welche eine äußere Offenbarung ſtützt.

Zwei ſich entgegengeſetzte Urſachen können ein tiefes inneres Elend erzeugen, Zärtlichkeit des Gewiſſens und ungeregelte Leidenſchaft. Wir ſind nicht ſo kühn das Myſterium ergründen zu wollen, *woher* denn die neuen Geburten in gewiſſen Seelen entſpringen. Ein blos hiſtoriſcher Glaube an Chriſtum reicht nicht hin zur Vergebung der Sünden, das Ding das man die Kirche nennt — Orthodoxie will ihr eigenes Glaubensbekenntniß der Logik entziehen und bekämpft doch andere Bekenntniſſe mit dieſen Waffen.

Die Seele muß jene jüdiſche Vorſchrift: „Du ſollſt den Herrn lieben“, mit einer andern: „Du darfſt den Herrn lieben“, vertauſchen. Gott iſt für meine Seele und meine Seele iſt für ihn. Gott hat auf dieſer Erde zwei Familien von Kindern: die *ein* mal und die *zwei* mal Geborenen, beide gehorſam, beide ehrfurchtsvoll, beide unvollkommen, jede der andern weſentlich und nothwendig. Natur und Gnade ſind zu unterſcheiden. Die ganze Natur iſt Gottes; aber eine außer ihr befindliche Kraft, welche nur durch Glauben an Gott gewonnen wird, heißt *Gnade*.

Nun gibt es geiſtlichen Fortſchritt. Es bietet ſich ein Ideal der Vortrefflichkeit in Chriſto, in der apoſtoliſchen Nachfolge, und als Mittel es zu erreichen dient das Gebet und — die Predigt. In Beziehung auf ein zukünftiges Leben iſt eine hiſtoriſche Grundlage, wie für jede geiſtliche Lehre, ebenſo ungenügend als eine metaphyſiſche. Jedenfalls bleibt es dabei: „daß wir unſere Seele einem treuen Schöpfer anvertrauen, wohlwiſſend daß wenn wir leben, wir für *ihn* leben, oder wenn wir ſterben, daß wir für *ihn* ſterben; lebend oder ſterbend alſo ſind wir ſein.“ Man hat die Bibel (das Neue Teſtament) ſtatt Gott ſelbſt für die Quelle der Begeiſterung genommen, ſie iſt ein geſegnetes Buch; aber der Glaube der durch Liebe wirkt iſt eine neue Erſchaffung, auf welchem Friede und Barmherzigkeit ruhen.

Unſere Ueberſicht ſei geſchloſſen mit einem Werk, welches im engſten Sinne die Erbauung ſich zum Zweck ſetzt:

4. Neue Stunden der Andacht. Zur Beförderung wahrer Religioſität. Ein Buch zur Erbauung und Belehrung für denkende Chriſten. Erſter bis dritter Theil und vierter Theil erſte und zweite Lieferung. Leipzig, O. Wigand. 1850—52. Gr. 8. 4 Thlr.

Der Kirchenvater Auguſtin ſah in ſeiner Kirche eine bejahrte Frau auf den Knien liegend eifrigſt beten und hörte von ihr unabläſſig die Töne Oh! Oh! wiederholen. Da ſprach er zu den ihn begleitenden Geiſtlichen: „Die kommt ebenſo weit als wir.“ Spätere Lehrer ſind wol nicht dieſer Meinung geweſen, da ſie eine Menge Gebetbücher für die Chriſtenwelt ſchrieben, womit ſie denn auch viel Gutes gefördert haben mögen. Unſer Verfaſſer rühmt Zſchokke's vortreffliche „Stunden der Andacht“, die bei ihm „dicht neben der Heiligen Schrift ſtehen“, und wünſcht ein ganz ähnliches Werk in gleicher Richtung, aber neuer Form zu liefern. Bekanntlich hat Zſchokke außer Freunden auch heftige Gegner gefunden, die — in eigener Weiſe — keineswegs tadelten *was* in ſeinem Buch enthalten war, ſondern daß Vieles *nicht* darin ſtand was für die chriſtliche Andacht hätte hinein ſollen, nämlich der hiſtoriſch-dogmatiſche Kirchenapparat welchen die Jahrhunderte angeſetzt. Inzwiſchen haben außer Theologen andere proteſtantiſche und auch katholiſche Leſer hieran keinen Anſtoß genommen. Ein ähnliches Schickſal können dieſe „Neue Stunden der Andacht“ erwarten, und was darin aus populairer Aſtronomie, Geogonie und Anthropologie hineingezogen worden, iſt gewiß recht ſchön; aber auch *genug* für Alle? Zudem hat ſich an manchen Stellen eine die Andacht ſtörende Polemik eingefunden, z. B. gegen das Fronleichnamsfeſt; gegen Erwartung eines Reiches Gottes im Leben nach dem Tode; gegen „alle Geheimniſſe“ in der Religion; gegen „den Glauben daß der Prieſter durch eine Gebetsformel Gott in eine Hoſtie banne, ſie dem Volke als ſolche zeige und zum Genuß der Menſchen darbieten könne“ u. ſ. w. Doch ein Andachtsbuch über Verſchwiegenes oder Verletzendes in Zucht zu nehmen iſt nicht andächtig, und wir geſellen uns lieber zu Auguſtin's wortſtummer Beterin, die nach des frommen Biſchofs Ausſpruch ebenſo weit kommt als er ſelbſt. Oh! Oh! 64.

Aus Wien.

Die hiſtoriſche Claſſe der wiener Akademie der Wiſſenſchaften ſchreitet nächſtens zur Herausgabe der vom Baſeler Concil geſammelten Schriften. Für dieſes größere Unternehmen unterhielt ſie ſeit ungefähr drei Jahren eine mit jährlichen 3000 Gulden beſoldete Commiſſion. Bis zur Vollendung dieſes Werks werden demnach die Koſten auf eine Summe auflaufen, von der es ſich ganz ernſtlich fragt, ob es recht und gut gethan war, ſie auf ein kirchengeſchichtliches Sammelwerk zu verwenden welches, wie willkommen es auch dem geſammten Deutſchland ſein mag, jedenfalls von andern weitaus dringendern Bedürfniſſen überboten wird.

Oeſtreich kann bis auf dieſen Tag auf keine vollſtändige, durch Behandlung des Stoffs ſo ausgezeichnete Geſchichte hinweiſen, wie mancher kleine deutſche Staat, wie namentlich die Schweiz durch ihren Johannes Müller ſie längſt beſitzt. Ohne Widerrede iſt die Herſtellung eines ſolchen Nationalwerks eine vom intelligenten Publicum an die Akademie gerichtete und von ihr nicht abweisbare Foderung, denn eine ſolche großartige Unternehmung bedarf der vereinten Kräfte und ausreichender Geldmittel. Dieſe Vortheile beſitzt der Einzelne nicht, auch würden

ſich dieſem die reichgefüllten Archive zuverläſſig nicht ſo bereitwillig wie einer Geſellſchaft erſchließen, deren vom Staate ſanctionirte Zwecke von bureaukratiſchen Hinderniſſen nicht eludirt werden können, und deren Anſehen diesfalls eine mächtige Beihülfe iſt.

Dieſe Aufgabe läßt keine Zerſplitterung der Kräfte, keine ihrem Ziele ſo fernſtehende Nebenbeſchäftigung wie das Baſeler Concil, das am beſten Herausgebern von Concilienſammlungen zu überlaſſen geweſen wäre, zu, abgeſehen davon daß dafür offenbar eine zu große Summe verausgabt werden muß. Man könnte den Verdruß darüber allenfalls verwinden, wenn man ſich ſagen könnte, die Akademie werde der von uns angeregten Aufgabe demnächſt ſich unterziehen. Allein zur Zeit iſt auch nicht eine Andeutung hiervon gegeben, denn das Augenmerk der hiſtoriſchen Claſſe iſt vom Anfange an bisjetzt auf Particularbeſtrebungen ohne Gemeinſamkeit des Zwecks und auf Quellenſammlung gerichtet, die in der Art betrieben wird, wie etwa Einer es macht der ein Haus bauen ſoll, deshalb aber nie dazu kommt, weil er nie mit dem Zuſammentragen der Bauſteine fertig werden kann.

Solange dieſe einſeitige Richtung feſtgehalten wird, iſt keine Ausſicht zum Zuſtandekommen einer Geſchichte Oeſtreichs von der Akademie gegeben, während auch nicht die leiſeſte Spur wahrgenommen wird daß man willens ſei einen andern Weg einzuſchlagen und das die Gegenwart nicht befriedigende Einbalſamiren der Mumien der Vergangenheit gegen eine von Leben und Schöpfungskraft zeugende ſelbſtändige Hervorbringung auszutauſchen.

So gewiß dies Wort über die Strebungen der hiſtoriſchen Claſſe am rechten Orte iſt, ebenſo angemeſſen iſt die Rückſprache über den jüngſten von der hiſtoriſchen Commiſſion, an deren Spitze Karajan ſteht, geſtellten und von der Claſſe zum Beſchluß erhobenen Antrag: „daß in Zukunft weder wirklichen, noch correſpondirenden, noch Ehrenmitgliedern die Beurtheilung ihrer Werke in den akademiſchen Schriften geſtattet ſein ſoll." Dieſer ſeltſame, bei keiner andern Akademie je gefaßte Beſchluß hebt nicht nur den § 34 der Geſchäftsordnung, welcher eine Beſprechung des Inhalts akademiſcher Werke zuſichert, wenn der Verfaſſer ſie wünſcht, vollſtändig auf, ſondern wird ſelbſt in der Folge Verlegenheiten bereiten. Setzen wir den Fall, ein Akademiker habe einige Bände ſeines Werks anderswo als in der Akademie, einen nächſtfolgenden aber bei ihr verlegt, ſo darf er oder ein College des akademiſchen Verlags wegen in ihren Schriften denſelben nicht anzeigen und muß ſich, ſoll das Ausland davon Kunde empfangen, da in der ganzen Monarchie keine gelehrte Zeitſchrift beſteht, die dafür aber einigen Erſatz bietenden akademiſchen Schriften unzugänglich ſind, etwa an Taillandier in Marſeille oder nach Edinburg damit wenden. Es kann ſich aber auch ergeben daß ein Mitglied ein Werk erſcheinen läßt, von deſſen Gegenſtand, Werth und Behandlung nur der Verfaſſer Etwas verſteht, alle Uebrigen aber rein Nichts, wie dies gar leicht bei Sprachen des Orients geſchehen kann, die noch wenig oder gar nicht cultivirt ſind. In dieſem Falle iſt durch den benannten Beſchluß der Verfaſſer außer Stand geſetzt ſeinen Collegen wie dem Publicum Aufſchluß über ſeine Leiſtung gerade in dem wiſſenſchaftlichen Organ zu geben welches ſie von ihm empfängt.

Fragt man wodurch die hiſtoriſche Commiſſion dieſen Antrag motivirte und wie es möglich war daß die Claſſe ihn zum Beſchluß erhob, ſo lautet die Antwort: aus Scheu vor der Oeffentlichkeit und der Befürchtung wegen, mit Beſprechung der eigenen Erzeugniſſe den Vorwurf der Parteilichkeit ſich zuzuziehen. Einen Anſtrich vom Komiſchen bekam die diesfällige Debatte durch den von der Gefährlichkeit unſerer Recenſentengeißel entlehnten Grund, den ein tiroliſches Mitglied ohne allen Anlaß angab. Wir würden es wahrlich beklagen wenn das ſpeciſiſche Tirolerthum mit ſeinen für alle großen Verhältniſſe zu kurz bemeſſenen Maßſtab auch noch Wurzel in der Akademie faßte, während wir den Gründeangaben der Commiſſion mit der Frage entgegentreten: ob denn die gelehrte Welt und das wiſſenſchaftlich gebildete Publicum keinen höhern Standpunkt als den der Clubs einnehmen, in denen es Bedingniß, Wahrheitsſinn und Urtheil für Parteizwecke von vornherein gefangen zu geben? Noch iſt es nie erhört worden daß Einer ſeine eigene Sache wegen Abgang eines unparteiiſchen Richteramts in der wiſſenſchaftlichen Sphäre nicht führen könne, oder daß es am gerathenſten es nicht zu thun, damit man nur ja recht ſicher allen Klippen ausweiche.

Zeigten wir in dieſem Vorgange daß die Angelegenheiten der wiener Akademie mehr und mehr nach dem Syſteme einer Abſchließung nach außen, nach dem eines wiſſenſchaftlichen Stillebens behandelt werden, ſo iſt wol der Wunſch nicht unbillig, die Regierung möge den ſchon ein mal erfaßten, aber wieder aufgegebenen Reformplan dieſes Inſtituts noch ein mal aufgreifen und ihn gerade im entgegengeſetzten Geiſte, nämlich ſo durchführen daß von den Beſtrebungen dieſer Anſtalt Anregung des wiſſenſchaftlichen Sinnes im öſtreichiſchen Volke fühlbar werde, daß ihre Leiſtungen Beſſeres als ein todtes Capital, daß ſie wahrhaft befruchtende Keime eines höhern Lebens ſein.

M. Koch.

Napoleon über Tacitus, Montesquieu, Boſſuet, Corneille.

Villemain erzählt daß bald nach der Gründung der Normalſchule im J. 1812 der Graf Narbonne unerwartet eines Tages dort erſchienen ſei und dem Unterricht beigewohnt habe, als Montesquieu's Dialog zwiſchen Eukrates und Sulla und das Werk von Thomas über Marc Aurel Gegenſtand des Vortrags geweſen. Dieſer Beſuch habe Aufſehen und bei den Lehrern der Schule einige Beſorgniß erregt, und Villemain ſei einige Tage darauf zu näherer Erkundigung und Beruhigung zu Narbonne gegangen, der ihm die Unterhaltung mitgetheilt, die er mit dem Kaiſer auf Anlaß jenes Beſuchs gehabt habe. „Napoleon", ſagte der Graf, „würde durch Nichts mehr geſchmeichelt ſein, als wenn die Epoche ſeiner Regierung ſich durch Geiſteswerke in der Geſchichte hervorthäte. Deshalb hat er die Normalſchule gegründet. Als ich zu ihm kam, ſagte er: «Nun, Sie ſind in der Normalſchule geweſen und haben dort zwei Declamationen mit angehört, eine gegen Sulla, die andere über Marc Aurel. Aufrichtig, ich hatte gemeint, Sie ſeien über ſolche Illuſionen hinaus. Aber es iſt mir lieb daß Sie mich an dieſe Schule erinnern; es liegt mir viel an dieſer meiner Schöpfung, denn ſie iſt eine ſehr nothwendige. Was gibt es heutigen Tages in Frankreich für die Zukunft der Wiſſenſchaften? einige alternde Talente ohne Nachfolge; keine Muße, keine Einſamkeit, keine reichen, friedlichen Corporationen, worin man für die große Literatur thätig iſt; ein armer und ſich durchſchlagender Klerus, der noch viele Jahre ſo bleiben wird, der aber, wenn er ſich hebt, um ſo mehr ein Gegengewicht in der weltlichen Wiſſenſchaft nöthig machen wird. Sehen Sie mich an! ich habe die Kirche gehoben und ſie hat mich geweiht, und doch, welcher Zwiſt unter uns, welche Schwierigkeiten mit Rom! Auf der andern Seite treibt man die Studien allzu ſehr zum Zweck bürgerlichen Fortkommens, ſie müſſen einen höhern Lauf nehmen, dazu iſt die Normalſchule gegründet. Aber ſie muß dem Unterricht eine feſte Grundlage geben. Ich bin kein Freund der politiſchen Philoſophie des 18. Jahrhunderts. Selbſt bei ihren beſten Vertretern hat ſie immer etwas Declamatoriſches. Die welche zu Thaten berufen ſind vollführten damals Nichts was groß genug war, um Die an denen das Reden iſt zu Größe und Einfachheit der Schreibart zu erheben. Betrachten Sie Montesquieu ſelbſt: welche Verirrungen bei einem wunderbaren Geiſt! Von Kindheit auf iſt er Gerichtsperſon; er will eine durch die Magiſtratur gedämpfte Monarchie. Er durchbohrt mit tauſend Pfeilen den chriſtlichen Geiſt, zerreißt ſoviel er kann das prieſterliche Gewand, bewundert die griechiſchen heute ganz unmöglichen Re-

publiken und behauptet dabei monarchiſch zu ſein, macht die Ehre zum Princip der Monarchie und verherrlicht die Corruption der engliſchen Regierung. Allerdings hat er die Römer unter Anleitung Machiavelli's ausnehmend richtig beurtheilt, ſogar den Mechanismus der römiſchen Legion merkwürdig gut begriffen; aber was ſoll jener Dialog Sulla's mit einem griechiſchen Saphiſten bedeuten, womit Sie ſich geſtern haben unterhalten laſſen? Was kann damit für die heutige Jugend gewonnen werden? Was will er damit ſagen daß er ihm einen Spieß in die Hand gibt? Hat jemals ein römiſcher General einen Spieß in der Hand gehabt? Sind das Bilder welche die Macht des Genies und ſeiner Herrſchaft über die Menſchen anſchaulich machen können? Nein; Calonnen bewegen, Märſche plötzlich anordnen, eine unwiderſtehliche Gewalt auf einen einzigen Punkt werfen, und abſeits ein Menſch, der unbeweglich daſteht, vorausſieht, Alles mit ſeinem Gedanken durchdringt — ſo iſt der greße Feldherr zu zeichnen. Was iſt der Sinn der großen Worte Sulla's? Gar Nichts! Der Autor fürchtet das böſe Beiſpiel das Sulla durch ſein Zugreifen gegeben? Würde Machiavelli oder überhaupt ein politiſcher Kopf ſo Etwas geſagt haben? War dies nicht vielmehr ein Anlaß die Nathwendigkeit die in gewiſſen Epochen wiederkehrt, dieſelbe Nothwendigkeit die mich neunzehn Jahrhunderte ſpäter beſtimmte zu thun wie Sulla gethan begreiflich zu machen? Nein, eine Auffaſſung wie die Montesquieu's rückt die Köpfe der jungen Leute ſchief. Doch iſt ein großes Wort darin. Sulla ſagt: «Ich habe die Menſchen in Erſtaunen geſetzt, und das iſt viel.» Allerdings, aber es iſt nicht Alles. Ich habe ſie auch in Erſtaunen geſetzt, aber das war nur für den Anfang gut; um aber Etwas zu gründen, mußten nachher vier Jahre guter Verwaltung kammen.»“

Napoleon fuhr fort: „Aber das 18. Jahrhundert, Friedrich ausgenommen, verſtand Nichts von der Regierungskunſt. Er hatte durch den Krieg Politik gelernt, die Andern und beſonders die Schriftſteller, ſammt Mantesquieu, äfften dem Tacitus nach, und Tacitus, das wiſſen Sie, fälſcht die Geſchichte um beredt ſchildern zu können. Er verleumdet das Kaiſerthum, gehört zur Minorität, zur alten Partei von Brutus und Caſſius; er iſt ein misvergnügter Senater, der abſeits grollt und ſich mit der Feder in der Hand rächt; er macht Spitzfindigkeiten mit übeler Laune und begreift nicht die große Reichseinheit, dieſe Einheit, die ſelbſt mit mittelmäßigen und halbverrückten Fürſten ſo viele Völker in Gehorſam hielt. Die Herrſchaft der Kaiſer war eine große Zeit der Gleichheit bis auf die Hausſklaverei.“

Narbonne wendete ein: „Ach, Sire, zwingen Sie mich nicht die Vertheidigung, nur ſchwächer, zu wiederhalen, welche Wieland vor Ihnen für Tacitus geführt hat und von der in Deutſchland nur zu viel geſprechen worden. Ew. Majeſtät glaubte damals dieſe Schutzrede ſei nur eine Gegenwehr Ueberwundener. Aber es ſind nicht nur die Ueberwundenen, es iſt das Gewiſſen des Menſchengeſchlechts, welches auf Seiten des Tacitus gegen die Cäſaren iſt.“

Aber Napoleon beharrte dabei daß Tacitus und ſeine neuern Nachahmer keine tauglichen Führer in der Geſchichte ſind. Er empfahl zum Unterricht die „Commentarien“ des Cäſar; die Jugend ſolle mit geſunder und kräftiger Literatur genährt werden. „Corneille, Boſſuet, das ſind die Meiſter! Welch ein Werk, dieſer «Cinna»! Das erſte mal daß ich dieſe Sprache vernahm, war ich wie durchleuchtet und gewahrte in der Politik und in der Paeſie Geſichtskreiſe die ich bis dahin nicht geahnt hatte, die ich aber wie für mich gezogen erkannte. Und Boſſuet, das iſt das größte Wort der Chriſtenwelt und der beſte Rathgeber der Fürſten. Was ich von ihm ſeit meinen Verwickelungen mit Rom gelernt habe, macht mir ihn noch größer. Man gab uns in Brienne anfänglich nur Auszüge aus ihm. Soviel ich las, ſo erkannte ich dech nicht die greße Seite der Geſchichte. In Valenee ſchlief meine Seele noch, und was ich ſchrieb, und ich ſchrieb viel, war matt und blaß. Am Tage da ich in Boſſuet's Weltgeſchichte las und was er von der Folge der Reiche und von Alexander ſagt und die Worte über Cäſar, «der ſiegreich bei Pharſalus in einem Moment dem ganzen Univerſum aufging» — da ſchien es mir als ginge der Vorhang des Tempels auseinander und als ſähe ich die Götter einherwandeln. Seitdem hat dies Geſicht mich nicht verlaſſen. Wenn dieſer Menſch jetzt lebte, wäre er längſt Erzbiſchof von Paris und der Papſt, was für alle Welt beſſer wäre, befände ſich im Vatican, denn es wäre dann auf Erden kein Stuhl erhabener als der van Natre-Dame, und Paris könnte keine Furcht vor Rom haben.“

Nach dieſen Aeußerungen kam Napoleon wieder auf die Normalſchule zurück, und Villemain ſchließt ſeine Mittheilung, indem er mit der ihm eigenen Feinheit ſagt: „Es ſchien mir richtig, an die Anſichten wieder zu erinnern die dieſer Dictator ohne Gleichen von der ſittlichen Würde Frankreichs hatte, und von der Rolle die er wenigſtens in ſeinen Wünſchen der geiſtigen Freiheit und dem wiſſenſchaftlichen Ruhme in demſelben Zeitraume zuerkannte, in welchem er beide unter einer Gewalt niederhielt die ſo abſolut war und für ihn ſelbſt ſo verhängnißvoll.“ 79.

Notizen.

Politiſche Wortſpiele in Spanien.

Bekanntlich herrſcht in Spanien, wie in allen Ländern wo die Preſſe gebunden iſt, mehr — um nicht zu ſagen Redefreiheit — Ausgelaſſenheit der Witzworte als z. B. ſelbſt in England. So konnte man häufig auf den Cafés zu Sevilla, wenn von neuen Pronunciamientos geſprochen wurde, unter Freunden den Ruf vernehmen: „*Mientes*“ (Du lügſt!), als verfängliches Echo der zwei letzten Silben. Die Anmaßung der Anhänger des proviſoriſchen Gouvernements, welche ſich hartnäckig die Parlamentspartei nannten, machte ſich nicht wenig lächerlich, und die Centraliſten pflegten die Benennung mit Emphaſe zu betonen: los Parla*mentarios* (die Lügenſprecher), um dadurch anzudeuten, wie falſch dieſer ihr Anſpruch ſei. 12.

Sittenverwandtſchaft in Deutſchland und auf Rhodos.

Dem deutſchen Reiſenden Roß (vergl. deſſen „Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern“, 1852, S. 24) fiel die Sitte in den Dörfern der Inſel Rhodos auf, daß der Brotvorrath in einem geflochtenen Korbe an einem Stricke unter der Decke hängt. Ein ähnlicher Gebrauch findet ſich auch in einzelnen Gegenden Deutſchlands, und von einem ſolchen Gebrauche rührt das deutſche Sprüchwort her: Ich werde dir den Brotkorb höher hängen. So begegnen ſich in wunderbarer Weiſe die Sitten der Völker. 8.

Es iſt bekannt daß von den beim Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs in den prager Schloßgraben geſtürzten Herren der Geheimſchreiber Fabricius von Kaiſer Ferdinand unter dem bezeichnenden Namen Herr van Hohenfall geadelt und zum Rath erhoben wurde; weniger bekannt daß Martinitz als Jaroslaw Schmeißansky van Martinitz in den Grafenſtand erhoben wurde. Der erſte Theil des Kriegs heißt bei den Geſchichtſchreibern ſehr paſſend die defenestratio Pragensis. 17.

Bibliographie.

Andreä, H. V., Ueber den Zusammenhang zwischen Medicin und Philosophie. Eine Abhandlung. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Beidtel, I., Ueber österreichische Zustände in den Jahren 1740—1792. Wien. Lex.-8. 15 Ngr.

Berkholz, C. A., Zur Erinnerung an Arnold Möller, weil. Inſpector der Domſchule in Riga, geb. den 15. Sept. 1802, geſt. den 29. Nov. 1851. Ein Vortrag, gehalten den

12. Decbr. 1851 in der Jahresverſammlung der literariſch-practiſchen Bürger-Verbindung. Riga, Götſchel. Gr. 8. 6 Ngr.

Des geistlichen Berufes Leid' und Freud', Ehre und Schimpf, oder: Wass muss der Geistliche glauben, wissen, thun, leiden; lassen, fürchten nud nehmen? Eine Pastoraltheologie in nuce. In Versen dargestellt von Einem, der das Alles erfahren. Nebst einem Anhang mit „Drei Fragen", und 1 Titelbilde. Grimma, Bloch's Selbstverlag. Gr. 16. 7½ Ngr.

Bodenſtedt, F., Gedichte. Bremen, Schlodtmann. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Brendel, F. W., Kobolde. Gedichte in ſchleſiſcher Gebirgsmundart. Glogau, Flemming. 8. 7½ Ngr.

Deuschle, J., Die platonische Sprachphilosophie. Marburg, Elwert. 4. 20 Ngr.

Dilia, Helena, Lieder. Mit einem Vorworte von L. Tieck. 2te vermehrte Ausgabe. Berlin, Nicolai. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dumas, A., Der Graf von Monte-Chriſto. Neue mit 30 Charakter-Bildern illuſtrirte Ausgabe. Zehn Theile. Leipzig, Hartleben. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ennemoſer, F. J., Die glückliche Gemeinde zu Friedensthal, oder Andeutungen, durch welche Mittel es Friedensthal dahin brachte, daß daſelbſt Wohlſtand und Zufriedenheit herrſcht. 2te vermehrte Auflage. Kaiſerslautern, Taſcher. Gr. 8. 11 Ngr.

Fink, E., Die Heilanſtalten von ihrer kirchlichen Seite. Heidelberg, K. Winter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frankenheim, M. L., Völkerkunde. Charakteriſtik und Phyſiologie der Völker. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Glaubenstreue — Glaubensſieg. Evangeliſche Dichtungen zur 3ten Säcularfeier des Paſſauer Vertrags vom 2. Aug. 1552 geſammelt und herausgegeben von A. Lansky. Dresden, Meinhold u. Söhne. 8. 6 Ngr.

Graf, R., Die Entſtehung der öſterreichiſchen Monarchie. Ueberſichtlich dargeſtellt. Klagenfurt. Gr. 4. 8 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Die Liebhaber des Kreuzes. Zwei Bände. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 2 Thlr.

Haſel, J., Humoriſtiſche Scenen und Bilder aus dem Leben eines Schulmeiſters. Nebſt pädagogiſchen Räucherungen. Leipzig, Wengler. 16. 7½ Ngr.

Heil, P. D., Poetiſche Verſuche. Neuwied, van der Beeck. 8. 7½ Ngr.

Heuſinger, G., Dr. Ch. H. Henkel, ein edles Charakterbild. Neuſtadt a. d. Haide. Gr. 8. 16 Ngr.

Jonas, E., Die Kanzelberedſamkeit Luther's nach ihrer Geneſis, ihrem Charakter, Inhalt und ihrer Form. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 2 Thlr.

Köppen, P. v., Statistische Reise in's Land der Donischen Kosaken durch die Gouvernements Tula, Orel und Woronesh im J. 1850. Mit 1 Karte. St. Petersburg. Lex-8. 2 Thlr. 23 Ngr.

Ledderhoſe, K. F., Chriſtliche Biographien. 1ſtes Bändchen: J. J. Moſer. — Fr. R. Moſerin, geb. Viſcher. — Johann Georg Kaltenbach. 2te vermehrte Auflage. Heidelberg, K. Winter. Gr. 12. 16 Ngr.

Merx, Eulalie, Cäcilie. Eine Novelle in drei Abtheilungen. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto, K., Zur Charakteristik des heiligen Justinus, Philosophen und Martyrers. Wien, Braumüller. Lex.-8. 4 Ngr.

Peterſon, F., Allgemeine Religionsgeſchichte, vom Standpunkte chriſtlicher Offenbarung dargeſtellt. 1ſter Band. 1ſtes Heft. Graudenz, Röthe. Gr. 8. 6 Ngr.

Pfeil, L. Gr. v., Das Weſen des modernen Conſtitutionalismus und ſeine Conſequenzen. Berlin, Brandis. Gr. 8. 10 Ngr.

Schlör, A., Warum bin ich Katholik? oder: Gilt es gleich, ob man dieſe oder jene Religion bekenne? Beantwortet in einer Reihe von zwölf Predigten. 3te vermehrte und verbeſſerte Auflage mit mehreren Beigaben und einem Anhange über das ſogenannte Deutſchkatholikenthum. Gratz. Gr. 8. 26 Ngr.

Schmidt, K., Anthropologiſche Briefe. Die Wiſſenſchaft vom Menſchen in ſeinem Leben und in ſeinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet. Mit 55 lithographirten Abbildungen. Deſſau, Katz. Gr. 8. 3 Thlr.

Schmitt, K., Johann Friedrich, Kurfürſt von Sachſen. Schauſpiel in fünf Akten. Marburg, Elwert. 12. 10 Ngr.

Thierſch, F. v., Ueber die wiſſenſchaftliche Seite der praktiſchen Thätigkeit nebſt biographiſchen Nachrichten über die Akademiker von Reichenbach, von Fraunhofer und von Roth. Eine Rede zur 93jährigen Stiftungsfeyer der k. Akademie der Wiſſenſchaften am 27. März 1852 gehalten. München. Gr. 4. 8 Ngr.

Tagesliteratur.

Baur, W., Predigt gehalten in der deutſch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M. am 15. Febr. 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Baurſchmidt, G., Was müſſen wir thun, um des ewigen Lebens gewiß zu werden? Predigt über 1. Joh. 5, 9—13. vor der deutſchen evangeliſch-reformirten Gemeinde in Frankfurt a. M. am 18. April 1852 gehalten. Frankfurt a. M. Zimmer. 8. 3 Ngr.

Bericht der Handels- und Gewerbekammer in Prag an das hohe k. k. Ministerium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten über den Zustand der Gewerbe, des Handels und der Verkehrsmittel im J. 1851. Prag. Gr. 8. 16 Ngr.

Erdmann, Sünde und Gnade. Predigt gehalten im akademiſchen Gottesdienſt. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Goebel, M., Das Bekenntniß der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde in Rade vorm Wald und der Separatismus ihres frühern Pfarrers Carl Haver. Brüderliches Sendſchreiben an die Glieder der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde in Rade vorm Wald. Solingen, Pfeiffer. 8. 6 Ngr.

— — Der Brand in Rade 1802. 1852. Brüderliches Sendſchreiben an die Glieder der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde in Rade vorm Wald. Ebendaſelbſt. 8. 3 Ngr.

Kalb, P. L., Unſere Hoffnung auf den Sieg des Proteſtantismus über die Gefahren, die ihm in der Gegenwart drohen. Predigt gehalten am 13. Juni 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Langoth, J., Predigt über Luc. 24, 13—35. gehalten vor der deutſch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am Oſtermontag 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Leibbrand, K. A., Predigt über 2. Cor. 5, 17. vor der deutſch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. am 2. Mai 1852 gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schapper, C. A., Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben. [1. Joh. 5, 12.] Eine Gaſtpredigt, gehalten den 9. Novbr. 1851 zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwabe, F., Das neue Leben in Chriſto. Predigt über 1. Joh. 5, 11. 12. den 22. Febr. 1852 zu Frankfurt a. M. gehalten. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Sudhoff, K., Die Gottſeligkeit iſt zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens. [1. Tim 4, 8.] Predigt gehalten zu Frankfurt a. M. am 25. Jan. 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXIII.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1852

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

(Beſchluß aus Nr. XXXII.)

93. **Ticknor (G.), Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien.** Vollſtändig verdeutſcht und mit Zuſätzen herausgegeben von **N. H. Julius.** Zwei Bände. 8. Geh.

Ticknor's „History of Spanish literature", ein Werk, welches im December 1849 gleichzeitig in London und Neuyork erſchien, und von allen Fachkundigen mit dem lebhafteſten Beifall aufgenommen wurde, iſt die Frucht dreißigjähriger Studien, europäiſcher Reiſen und koſtbarer Sammlungen. Daſſelbe erſcheint gegenwärtig in einer vollſtändig deutſchen Bearbeitung von Dr. **N. H. Julius** in Hamburg und wird durch die bereits zugeſagte Beihülfe von Dr. **F. Wolf** in Wien und anderer gründlicher Kenner und Förderer der ſpaniſchen Literatur, durch die eignen vieljährigen Sammlungen des Bearbeiters für dieſelbe, ſelbſt einiger Vorzüge vor dem engliſchen Original theilhaftig werden.

In demſelben Verlage erſchien:

Ruth (E.), Geſchichte der italieniſchen Poeſie. Zwei Theile. 8. 1844—47. 6 Thlr.

94. **Töpffer (R.), Das Pfarrhaus.** Vier Theile. 8. Geh.

95. ——————, **Wanderungen im Zickzack,** Ferienreiſen durch die Schweiz und Ober-Italien. Illuſtrirte Ausgabe. 8. Geh.

Vgl. Nr. 34.

96. **Veinticinco comedias de Lope Felix de Vega Carpio** con su vida y notas criticas, escogidas y ordenadas por D. Eligo Baron de **Münch-Bellinghausen** y D. **Fernando José Wolf.** 12. Geh.

97. **Volbeding (J. E.), Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.** Zwei Lebensbilder für das Volk und die erwachſene Jugend aufgeſtellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. 1851. 1 Thlr. 15 Ngr.

98. **Wheaton (Henry), Eléments du droit international.** Seconde édition. 2 vol. In-8. Broché.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Histoire des progrès du droit de gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Seconde édition, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.

Aus dem Verlage des Herrn **A. B. Laeisz** in Hamburg iſt an **F. A. Brockhaus** in Leipzig übergegangen:

Schloß Norburg. Aus dem Engliſchen. Zweite Auflage. Drei Theile. 8. Hamburg. 1847. 6 Thlr.

Die Tochter einer Schriftſtellerin. Von der Verfaſſerin der „Tante Anna". Aus dem Däniſchen von **Emell.** Zwei Theile. 12. Hamburg. 1846. 1 Thlr.

Grammatik der däniſchen Sprache in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, ſowie für den Privat- und Selbſtunterricht. Von **Le Petit.** 8. Hamburg. 1846. 21 Ngr.

Commiſſions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Mayr (J. G.), Der Mann von Rinn (Joſeph Speckbacher) und Kriegsereigniſſe in Tirol 1809. Nach hiſtoriſchen Quellen bearbeitet. Mit einem Titelkupfer und einer topographiſchen Karte. 8. Innsbruck. Geh. 2 Thlr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erſchien früher:

(Hormayr, Joſ. Freiherr von.) Das Land Tirol und der Tirolerkrieg von 1809. — A. u. d. T.: **Geſchichte Andreas Hofer's,** Sandwirths aus Paſſeyr, Oberanführers der Tiroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalquellen, aus den militairiſchen Operationsplanen, ſowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's, Wörndle's, Eiſenſtecken's, Ennemoſer's, Sieberer's, Aſchbacher's, Wallner's, der Gebrüder Thalguter, des Kapuziners Joachim Haspinger's und vieler Anderer. Zweite, durchaus umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr. 12 Ngr.

——————, **Das Heer von Inneröſtreich** unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tirol und Ungarn. Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlaſſenen Befehlen, Operationsjournalen ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und ſehr vermehrte Auflage. 8. 1848. 3 Thlr.

Raffelsperger (F.), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hülfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. Fünfundfunfzigstes Heft und folgende. 8. Wien. Preis des Heftes 20 Ngr.

Das erſte bis vierundfunfzigſte Heft erſchienen 1845—49.

——————, **Allgemeines lexikographisches Central-Handbuch der Reise- und Handels-Verbindungen in allen Theilen der Erde.** Zweite Auflage des Reise-Secretairs. In alphabetischer Reihenfolge. Sechstes und siebentes Heft. 8. Wien.

Preis des vollſtändigen Werkes in ſieben Heften 1 Thlr. 20 Ngr.

Die Revolution in Tirol. 1848. Von einem Tiroler. 8. Innsbruck. Geh. 20 Ngr..

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. **R. Anger.** Sechster Band. Vier Hefte. 8. Geh. 4 Thlr.

Dieſer Zeitſchrift wird ein **Literariſcher Anzeiger** beigegeben. Die Inſertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Beſondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Annuaire de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié par **Borel d'Hauterive.** 1852. 9me année. In-12. Paris. 2 Thlr. Avec planches coloriées 3 Thlr. 4 Ngr.

Armengaud aîné, Publication industrielle des machines, outils et appareils. Tome VIII. Livraison

I et 2. In-8 avec atlas in-fol. Paris. Preis des Bandes von 10 Lieferungen 10 Thlr. 20 Ngr.

Description des monnaies espagnoles et des monnaies étrangères qui ont eu cours en Espagne depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours, composant le cabinet monétaire de **Don José Garcia de la Torre,** ancien ministre de la justice. Avec un grand nombre de planches. In-4. Madrid. 6 Thlr.

Encyclopédie théorique et pratique des connaissances les plus indispensables. Illustrée d'environ 1500 gravures intercalées dans le texte. 1re livr. In-8. Paris. 2½ Ngr.

Wird in 100 Lieferungen erſcheinen. Die Subſcribenten erhalten eine: Biographie universelle portative *gratis* geliefert.

Ewerbeck (H.), L'Allemagne et les Allemands. In-8. Paris. 4 Thlr.

Mickiewicz (A.), Konrad Wallenrod et Grajina. Traduction française par **Chr. Ostrowski.** Traduction anglaise par **L. Jablonski.** Edition illustrée par **Jean Tysiewicz.** In-4. Paris. 9 Thlr.

Revue d'Alsace. Journal paraissant mensuellement. 3me année. Strasbourg. Jährlich 6 Thlr.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIII. (1851.) 8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. 8.

— **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. Folio. Roma. Pränumerationspreis 14 Thlr.

Dieſe artiſtiſch und wiſſenſchaftlich ſehr werthvollen Schriften des Inſtitut für archäologiſche Correſpondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1849 und 1850 werden jeder noch zum Pränumerationspreiſe von 14 Thlr. gegeben.

Dazu erſchien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. 8. Roma. 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

I. Obras de *Miguel de Cervantes Saavedra.*
II. Obras de *D. Nicolas* y de *D. Leandro Fernandez de Moratin.*
III. Novelistas anteriores á Cervantes.
IV. Elegias de Varones ilustres de Indias por *Juan de Castellanos.*
V. Comedias escogidas de *Fray Gabriel Tellez* (el maestro *Tirso de Molina*).
VI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. I.
VII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. I.
VIII. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. II.
IX. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. II.
X. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. I.
XI. Obras de *Fray Luis de Granada.* T. III.
XII. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. III.
XIII. Epistolario español. Coleccion de cartas de españoles ilustres antiguos y modernos por *Don Eugenio de Ochoa.* T. I.
XIV. Comedias de *Don Pedro Calderon de la Barca.* T. IV.
XV. Obras escogidas del Padre *José Francisco de Isla.*
XVI. Romancero general, ó Coleccion de romances castellanos anteriores al siglo XVIII, recogidos por *D. Agustin Duran.* T. II.
XVII. Poemas epicos. Coleccion dispuesta y revisada, con notas biograficas y una advertencia preliminar par *D. Cayetano Rosell.* T. I.

Proſpecte dieſer Sammlung ſind auf Verlangen **gratis** zu haben.

Ticknor, Historia de la literatura española, traducida al castellano, con adiciones y notas criticas por **D. Pascual de Gayangos** y **D. Enrique de Vedia.** Tome I u. folg. In-8. Madrid. Preis des Bandes 3 Thlr.

Kataloge.

Auf Verlangen ſind **gratis** zu erhalten:

1. **Verlagskatalog von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
2. **Ausländiſche Commiſſionsartikel von F. A. Brockhaus in Leipzig.**
3. **Verlagskatalog von Auguſt Campe in Hamburg.**
   Dieſe Kataloge ſind bis 1851 fortgeführt.
4. **Notice de livres anciens de Théologie qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
5. **Catalogue de livres au rabais qui se trouvent chez F. A. Brockhaus à Leipzig.**
6. **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preiſen, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu beziehen ſind. Nr. 1—6.**

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen, englischen und italienischen, sowie vielseitige Verbindungen mit dem Auslande setzen die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** in den Stand, alle ihr in dieser Beziehung ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen. Sie empfiehlt sich daher Allen, die Bedarf davon haben, und ist stets bereit, nähere Auskunft über Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli. Nr. 496—500.

Inhalt: Die Ruinen des Schloſſes Mira. — Die vorjährige Londoner Ausſtellung. — Ein Tag in Tirol. — Der Seeräuber. (Beſchluß.) — Die große Seeſchlacht von Lepanto. — Die Capwolken. — *Empfang des Kaiſers Franz Joſeph von Oeſtreich in Venedig am 27. März 1851. — Der Marſchall Brune und die Wäſcherin, ſeine Frau. — Die Rotherham'ſche Uhrenfabrik in Coventry. — Eine mexikaniſche Gerichtsſcene. — Die Kirchhöfe in den Vereinigten Staaten. — *Der Pontneuf in Paris. — Farnmer. — Die Stubenvögel und der Menſch. — Die Goldwäſchereien am Ural. — *Königliches Schiffswerft in Chatam. — *Die ſumatraniſche Katze. — Bad Köſen und ſeine Umgegend. — Dr. Martin Luther's geſelliger Verkehr. — Island. — Schönburg an der Saale. — Was thut der Menſch in ſeinem Wahn! — Naturpolizei. — Der gewiſſenhafte Zollbeamte. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Auguſt 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 34. —— 21. Auguſt 1852.

Erklärung.

Ich habe am 30. Juni angezeigt, daß ich infolge des neuen preußiſchen Stempelſteuergeſetzes vom 2. Juni einſtweilen in keine der in meinem Verlage erſcheinenden Zeitſchriften Anzeigen gegen Inſertionsgebühren, ſondern nur Anzeigen die mein eigenes Geſchäft betreffen aufnehmen würde. Da aber nach einer Verfügung des preußiſchen Generaldirectors der Steuern vom 18. Juli an ſich ſteuerfreie periodiſche Blätter nicht dadurch dem Stempelſteuergeſetz unterworfen werden, wenn ſie am Schluſſe oder auf dem Umſchlage gegen Inſertionsgebühren aufgenommene buchhändleriſche literariſche Anzeigen enthalten, ſo können jetzt wieder wie früher buchhändleriſche literariſche Anzeigen gegen die üblichen Inſertionsgebühren in allen in meinem Verlage erſcheinenden Zeitſchriften Aufnahme finden.

Leipzig, 15. Auguſt 1852.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf Stahr. Zwei Bände. — Gloſſen über Politik von J. G. von Quandt. — Die vierzig Veziere oder weiſen Meiſter. Ein altmorgenländiſcher Sittenroman zum erſten male vollſtändig aus dem Türkiſchen übertragen von Walter Fr. Adolf Behrnauer. — Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern. Von Ludwig Roß. — Der ſociale Roman in England. I. — Bemerkungen, veranlaßt durch den Aufſatz: „Die deutſche Sprache und ihre Verderber", in Nr. 28 d. Bl. — Die Herenproceſſe zu Anfang des 18. Jahrhunderts. — **Notizen, Bibliographie.**

Weimar und Jena. Ein Tagebuch von Adolf Stahr. Zwei Bände. Oldenburg, Schulze. 1852. 12. 3 Thlr.

Wir können den Leſern d. Bl. dieſes neueſte Buch Stahr's nicht dringend genug empfehlen. Dies Buch iſt in der anſpruchsloſen Form eines Tagebuchs nichts weniger als eine ſehr feinſinnig und liebevoll ausgeführte Culturgeſchichte unſerer claſſiſchen Literaturepoche. Stahr ſelbſt ſpricht den Zweck ſeines Buchs in folgender Weiſe aus:

Jahrelang hatte ich danach getrachtet einmal in Weimar ſelbſt all den Spuren unſerer größten Culturepoche nachzugehen, die Stätten zu ſehen wo jene großen Menſchen gelebt und geſtrebt, genoſſen und gelitten, und immer wollte ſich's nicht fügen daß ich dieſem Wunſche Erfüllung gewähren konnte. Jetzt endlich iſt es mir vergönnt, und wie mir einſt in Rom Senat und Volk, römiſches Leben und Geſchichte, Horaz und Tacitus erſt zu Wirklichkeiten wurden, ſo ergeht es mir jetzt hier in Weimar, wenn ich Schiller's und Goethe's, Wieland's und Herder's Wohnſtätten aufſuche und den Park und ſeine Alleen, die Höhen Ettersburgs und Tiefurts Thal, Belvedere, Kromsdorf und Osmannſtedt durchſtreife, wo auf Tritt und Schritt eine dahingeſchwundene Welt aufs neue vor mir lebendig wird. In dieſe Welt will ich mich hineinverſenken, in ihrer Erinnerung mir die Seele laben und im Hinblick auf die hier erſchienenen Siege des Geiſtes der Freiheit das Herz ſtärken und tröſten in einer Zeit, wo ſternenloſe Nacht immer tiefer ſich auf uns herniederſenkt. Vorallem will ich ihren Spuren nachgehen, den Spuren der beiden großen Befreier Deutſchlands, und mich an dem Gedanken erheben daß ein Volk, bei welchem die Befreiung des Menſchen als Einzelweſen durch Geiſter wie Goethe und Schiller bereits im Gebiete des Schönen und Wahren verwirklicht worden iſt, unmöglich dazu verdammt ſein kann, für ewig in Knechtsgeſtalt einherzugehen.

So reich und mannichfaltig daher auch der Inhalt dieſes Buchs iſt — denn Stahr's vielſeitige Bildung und feine Beobachtung erfaßt alle Dinge mit gleichem Intereſſe —, ſo ſind es doch vorallem die großen Geſtalten Goethe's und Schiller's und Herder's und der damalige Hof Weimars, Karl Auguſt und die Herzoginnen Luiſe und Amalie, die immer wieder in den Vordergrund treten und an deren perſönlich-individuellem Sein, Denken und Empfinden das Weſen und die Geſchichte der glänzendſten Bildungsepoche Deutſchlands dargeſtellt wird.

Goethe natürlich iſt der eigentliche Kern des Buchs. Und es iſt wol noch Niemand mit größerer Liebe und feinerm Verſtändniß in Goethe's Natur eingegangen als hier Stahr thut. Man muß ein Stück Goethe in ſich ſelbſt haben um Goethe in einer ſo wahrhaft congenialen Weiſe nachempfinden zu können.

Stahr wandert in den ſchattigen Gängen des wei-

mariſchen Parks. Dort drüben am „Sterne" ſieht er Goethe's Gartenhäuschen, das Goethe ſo innig lieb hatte, in dem er die ſchönſten Jahre ſeines Jugendlebens lebte und in dem er größtentheils ſeine ſchönſten Dichtungen gedichtet oder wenigſtens durchdacht hat. Dieſe ſtillen Arbeitsſtunden Goethe's im Gartenhäuschen ſchildert uns Stahr. Er erzählt uns, wie Goethe ſich oft Muſik in den Garten kommen ließ, „die Seele zu lindern und die Geiſter zu entbinden", und wie er mitten im zerſtreuendſten Amts- und Weltleben unausgeſetzt an der Ausgeſtaltung des einmal Begonnenen fortdachte. Denn Goethe war ſchon in der früheſten weimarer Zeit der fleißigſte Menſch unter der Sonne, obgleich Gervinus ſich nicht entblödet Goethe Faulheit und Zerſtreuungsſucht vorzuwerfen. Goethe fühlte es daß nicht Rang und Hoheit und ſelbſt nicht das Verlockende praktiſcher Wirkſamkeit ihn befriedigen könne; in ſeinen Briefen ſpricht er es unaufhörlich aus. „Eigentlich bin ich doch zum Schriftſteller geboren. Es gewährt mir eine reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geſchrieben habe." Und dieſem ſeinem „Privatmenſchen", wie ſich Goethe einmal nennt, iſt er treu geblieben ſein Lebelang. Stahr ſagt:

> Einen Hofmann hat man ihn geſcholten, ihn, dem das ganze Hof- und Fürſtenweſen zuwider war in innerſter Seele; ihn, der es oft ausſpricht daß er von der ganzen „Hofnation" ein mal für alle mal abſtehe, und der an Frau von Stein einmal den Entwurf zu einem das Hofleben abconterfeienden Luſtſpiele mittheilt, das in der That an Kühnheit der Perſiflage nur mit der Ariſtophaniſchen Komik zu vergleichen iſt. Bei dem Einblick in das Hof- und Diplomatenweſen ruft er aus: „Ich ſchwöre, keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden iſt ſo ekelhaft"; von einer Reiſe dagegen, auf der er in dem Incognito eines Malers Schmidt viel mit den Menſchen verkehrt, ſchreibt er an ſeine Freundin: „Wie ſehr ich wieder auf dieſem dunkeln Zuge Liebe zu der Claſſe von Menſchen gekriegt habe die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchſte iſt." Und ein ander mal ſchreibt er mitten heraus aus den Vergnügungen einer Reiſe die er mit Karl Auguſt an fremde Höfe gemacht hatte: „Die Verdammniß daß wir des Landes Mark verzehren läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen."

Mit Recht wirft Stahr die Frage auf, was wol aus dieſem demokratiſchen Zuge des Goethe'ſchen Naturells geworden wäre, wenn ihn das Schickſal nicht nach Weimar geworfen hätte. Goethe's abgemeſſene Förmlichkeit gegen alle „große Herren", zu der ſelbſt Karl Auguſt den Kopf ſchüttelte, kam zum großen Theil von jenem Gefühle daß er „ſich den Rücken gedeckt halten wollte", obgleich freilich in ſpätern Jahren auch politiſch-conſervative Gründe dazu kamen, daß er mit komiſchem Nachdruck es als eine Gnade bezeichnete, „ſeinen hochgeneigten Gönner und Herrn — irgend einen Fürſten von Reuß — in Unterthänigkeit verehren zu dürfen".

Aber es iſt nicht dieſe politiſche Richtung Goethe's allein in die uns Stahr nach Maßgabe der neu herausgegebenen Briefwechſel neue Einblicke öffnet; es iſt auch der innere Charakter Goethe's, der ſich hier nach allen Seiten hin abſpiegelt und in weſentlich neuen Bezügen offenbart.

Ich hebe hier nur einen Punkt hervor. Es iſt der Bruch Goethe's mit Frau von Stein. Stahr iſt der Einzige der hier Goethe menſchlich nachgefühlt hat und Goethe's Größe und Geſundheit verſteht, wo Andere in kleinlichem Eifer nur zu tadeln und verdammen wiſſen. Stahr ſagt:

> Denn geſtehen wir es nur: trotz der unendlichen Schönheit, trotz der Fülle tiefſten und reinſten Gefühls, die uns in dieſen Briefen umgeben — dennoch iſt in dieſem ganzen Verhältniſſe etwas Ungeſundes und Unnatürliches, das ein geſundes Gefühl beängſtigt und uns zu keinem vollen freudigen Genuß kommen läßt. Die geſunde Natur Karl Auguſt's empfand das ſchon früh daß ſein Goethe ſich hier einem idealen Spiritualismus hingebe, bei dem er ſich ganz in das „Aetheriſche" zu verflüchtigen Gefahr laufe. Und in Goethe ſelbſt begann zuletzt eine Ahnung davon aufzudämmern daß ſein Weg ihn abſeitsführe von dem Pfade, welchen die Natur ihrem Lieblinge vorgezeichnet. Goethe geht nach Italien; und erſt von der Reiſe aus ſchreibt er der Frau von Stein die Ausführung dieſes lange gehegten Vorſatzes. In Italien geſchah was geſchehen mußte. Er fühlte daß er Ruhe, Erfüllung, Natur, Sinnenthum bedürfe nach der odemverſetzenden Feinheit jener ſpiritualiſtiſchen Luft, in der er ſeit vielen Jahren geathmet. Hier fühlte er die Geſundheit ſeiner Natur und ihre Ausbreitung. Und nicht nur ſein Geiſt befreite ſich von den letzten Feſſeln aller Tradition, auch ſein Herz ward frei. Die Sinnlichkeit verlangte ihr gutes Recht und es ward ihr gewährt, und die herrlichen Römiſchen Elegien geben ein Zeugniß davon, an deſſen unſchuldiger Wahrheit ſich jedes geſunde Herz erfriſcht fühlt. Auch das tiefere Bedürfniß des Herzens fand nach und nach Befriedigung; Goethe's Liebe zu jener ſchönen Mailänderin, von der die italieniſche Reiſe berichtet, war, wie die jetzt bekanntgemachten Briefe beweiſen, viel tiefer und leidenſchaftlicher als die ſpätere Erzählung des Greiſes vermuthen ließ. Und nun kam er zurück nach Weimar als ein durchaus Anderer. Frau von Stein fühlte ſich verſtimmt und beleidigt daß er nicht gekommen wie er gegangen, als derſelbe ſchmachtende Anbetende. Schon während Goethe noch in Rom lebte, hatte ſie ſich über ſeine „Kälte" gegen die Freunde in der Heimat beklagt. Goethe empfand es ſchwer, als er einſah daß er ſich in Charlottens Charaktergröße geirrt habe. Charlotte war eiferſüchtig wie eine rechtmäßige Gemahlin, obgleich ſie jederzeit Goethe's Verſuche ihre Ehe mit Stein zu trennen und Goethe's Gemahlin zu werden entſchieden zurückgewieſen hatte. Es erfolgten Erklärungen auf Erklärungen; das Misverſtändniß wurde nur immer größer. Goethe's ertragende Geduld und Sanftmuth gegen alle Anſprüche der Freundin war ebenſo groß wie die eiferſüchtige Erregtheit jener. Nun kam Goethe's Neigung zur Vulpius. Frau von Stein kränkte Goethe ſowol wie ſeine Geliebte, wo und wie ſie nur immer konnte. Und dieſen Prätenſionen einer Frau gegenüber die ſein Weib nicht werden konnte oder es aus falſchem Pietätsbegriffe nicht werden wollte, und die dennoch dem ſieben Jahre jüngern Manne den Wunſch nach häuslicher Exiſtenz an der Seite eines Weſens das ihm für freundliche Neigung Genuß und Liebe gewährte als ein Verbrechen behandelte, ermannte er ſich endlich zu der Wahrhaftigkeit welche Natur und Vernunft foderten. Er that es mit Gelaſſenheit. Wie rührend klingt es, wenn er über ſein häusliches Verhältniß an Frau von Stein ſchreibt: „Schenke mir dein Vertrauen wieder, ſieh die Sache aus einem natürlichen Geſichtspunkte an, erlaube mir dir ein gelaſſenes wahres Wort darüber zu ſagen, und ich kann hoffen, es ſoll ſich Alles zwiſchen uns rein und gut herſtellen." Frau von Stein that es nicht. Sie konnte es nicht ertragen daß der Titan, der ſich ihr ſo viele Jahre lang in Demuth überall untergeordnet hatte, ſich jetzt auf ſeine eigenen Füße ſtellte; und ihre Leidenſchaftlichkeit ließ ſie überſehen daß er jetzt und zwar mit viel größerm Rechte nichts Anderes von ihr foderte als was er ſelbſt ihr geleiſtet; er der

es über zehn Jahre lang hatte ertragen müſſen: das Weib das er liebte und deſſen Seele ihm eigen war körperlich als eines Andern Beſitz zu ſehen. Uneigennütziger hat nie ein Mann geliebt wie er, der von ſich ſagen durfte: „Uneigennützig zu ſein in Allem, am uneigennützigſten in Liebe und Freundſchaft, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung.“ So ſteht die Sache, und es gibt nur einen Fall in welchem Frau von Stein hier Einſpruch thun konnte: nämlich ſobald ſie entſchloſſen war dem Geliebten ihre Hand zu reichen. Da hiervon Nichts verlautet, iſt ihr Verhalten nichts als kleinliche Eiferſucht einer Frau, die es nicht ertragen konnte den aus Italien heimgekehrten Hercules nicht mehr am Spinnrocken der abſtracten Liebesſehnſucht in alle Ewigkeit weiter fortſpinnen zu ſehen.

Stahr gibt nun auch ſehr intereſſante Aufſchlüſſe über Chriſtiane Vulpius, Goethe's nachmalige Frau. Er erzählt die erſte Veranlaſſung der Bekanntſchaft, das allmälige Wachſen der gegenſeitigen Neigung, und was das Wichtigſte iſt, er widerlegt die banale Alltagsmeinung als ob zwiſchen Goethe und „der Kleinen“ gar kein geiſtiges Band vorhanden geweſen. Stahr ſagt mit Recht:

Sein Lebelang hat Goethe ſie lieb und werth gehalten, und die wenigen Worte unter den ihr gewidmeten dichteriſchen Zeilen:

Gott hab' ich und die Kleine
Im Lied erhalten reine.
So laßt mir das Gedächtniß
Als fröhliches Vermächtniß.

drücken in ihrer Kürze und klagenden Bitte mehr aus als das längſte Gedicht. Und ſchlagender als Alles iſt die Art wie Goethe ihren Tod aufnahm. Der Arzt meldete ihm die drohende Gefahr. Goethe fuhr lautlos zuſammen; er trat ans Fenſter, ſchaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, ſeufzte dann tief und verließ ohne ein Wort geſprochen zu haben ſein Gemach. Als er an das Bett der Sterbenden kam, faßte er ihre Hand und ſtreichelte behutſam ihre Stirn. Sie wendete ſich um, ſchlug das Auge auf und wollte ſprechen. Aber ſie konnte nur noch die Miene freundlich verziehen, die Zunge verſagte den Dienſt und ſtatt der Worte wurde ein kindiſches Lallen vernehmbar. Als Goethe den Ton hörte, ließ er ſie los, ein gewaltiger Schmerzensſchrei entrang ſich ſeiner Bruſt und verhüllten Angeſichts verließ er das Zimmer. Wenige Augenblicke ſpäter hatte ſein Weib zu leben aufgehört. Unter Goethe's Gedichten finden ſich folgende Verſe mit dem Datum dieſes Todestags:

Den 6. Juni 1816.
Du ſuchſt, o Sonne, vergebens
Durch die düſtern Wolken zu ſcheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Iſt ihren Verluſt zu beweinen.

Ich müßte das ganze Buch ausziehen, wenn ich Alles hervorheben wollte was Stahr Neues, Tiefes und Bedeutendes über Goethe ſagt. Ich kann es nicht, aber der Leſer wird ohne Zweifel das Verſäumte nachholen. Stahr faßt ſein Endurtheil über Goethe's Charaktergröße wunderſchön in die Worte zuſammen:

So ſteht er vor uns da als ein Menſchenbild, an dem die Schwächen ſelbſt nur noch die nothwendigen Grenzen menſchlicher Natur und eines Weſens ſind, das durch die Schranken von Raum und Zeit in ſeiner Erſcheinung bedingt, aber noch Menſch genug war um kein Gott zu ſein.

Neben Goethe iſt es hauptſächlich Schiller, deſſen Sein, Denken und Leben uns hier in bedeutſamen Umriſſen entgegentritt. Wir werden in Schiller's Arbeitszimmer in Weimar und in ſein Gartenhaus in Jena geführt und lernen ihn kennen im Kleinleben ſeiner ſchlichten, oft armſeligen Häuslichkeit. Mit Recht hat Stahr auch hier wieder den denkwürdigen Bericht über Schiller's Begräbniß eingereiht, den er vor einigen Monaten im Feuilleton der „Nationalzeitung“ veröffentlichte und der damals ſo viel Aufſehen machte, von Weimar aus in einer Correſpondenznachricht der „Frankfurter Oberpoſtamts-Zeitung“ ſcheinbar berichtigt wurde, durch dieſe vermeintliche Berichtigung aber erſt recht ſeine volle Beſtätigung erhielt. Auch Schiller lernen wir in einem tiefen Conflict der Liebe kennen. Schiller erging es faſt ähnlich wie Bürger. Es iſt nach den Briefen der Frau von Wolzogen unzweifelhaft, er liebte die Frau von Wolzogen, die Schweſter ſeiner Frau. Und Schiller's ſittliche Größe tritt hier vielleicht am ſchlagendſten hervor. Auch nicht einen Augenblick hat er in dieſem Conflict das Gleichgewicht verloren; an dem ſchwindelnden Abgrund ging er vorbei ohne zu wanken; er wurde Sieger, faſt ohne daß er ſich des Kampfes recht bewußt wurde. Und wie Stahr die politiſche Denkweiſe Goethe's in allen ihren verſchiedenen Stadien entwickelte, ſo thut er es auch hier bei Schiller. Er ſtellt Schiller's politiſche Denkweiſe mit der politiſchen Leſſing's zuſammen. Alle unſere großen Literaturheroen waren mehr Kosmopoliten als Patrioten. Stahr knüpft an dieſe unleugbare Thatſache eine Erörterung über die Begriffe des Humanismus und Patriotismus, die in Form und Inhalt wol das Tiefſte und Vollendetſte iſt was je über dieſe wichtigſten Fragen der Gegenwart und Zukunft verhandelt worden.

Auch Herder's Geſtalt erſcheint mehrmals. Er erſcheint uns in ſeiner ganzen Größe als der Apoſtel der Humanität, und doch wieder in ſeiner ganzen Kleinlichkeit und Verbiſſenheit, die ihn dem Goethe-Schiller'ſchen Kreiſe immer mehr und mehr entrückte. Stahr faßt dieſen Grimm Herder's gegen Goethe in wenig Worte zuſammen. Er ſagt:

Herder war ſo unglücklich das Ideal der Humanität in ſeiner nächſten Nähe verkörpert vor ſich zu ſehen ohne es zu erkennen.

Mit Herder eng verbunden iſt Knebel. Stahr, dieſer feine Charakteriſtiker, hat Knebel geſchildert, wie er noch niemals geſchildert worden. Was war das für eine derbe, kernige Natur; in der That werth ein ganzes Leben hindurch der Freund Karl Auguſt's und Goethe's zu ſein! Beſonders lehrreich iſt hier was Stahr über das Verhältniß der weimariſchen Kreiſe zu den Ereigniſſen der Franzöſiſchen Revolution ſagt:

Zwei Parteien ſtanden ſich ſchroff gegenüber. Die eine, welche die ganze ungeheuere Bewegung von Grund des Herzens verwünſchte und in Bauſch und Bogen verdammte, und die andere, welche die Größe, Wichtigkeit und Berechtigung der Revolution anerkannte. Die Majorität, die fürſtlichen Perſonen, der Hof, Goethe, Schiller, Wieland gehörten der erſtern an. Auf der zweiten finden wir beſonders Knebel und Herder. Aber wie frei und menſchlich hoch erhaben über den Erſcheinungen der Gegenwart tritt hier das Verhalten uns

entgegen, welches die edle Herzogin Luiſe einem Manne wie Knebel und ſeiner ſchroffen politiſchen Meinungsverſchiedenheit gegenüber bewährte! Knebel hatte nie ein Geheimniß aus ſeiner Geſinnung gemacht. Dennoch entzog ihm weder der Fürſt, von deſſen Gnade ſeine materielle Exiſtenz abhing, ſeine Gunſt und Freundſchaft, noch deſſen Gemahlin ihr Wohlwollen. Knebel war in politiſchen Dingen überhaupt einer der ſcharfſichtigſten Menſchen die es je gegeben hat. Er war es der ſich auch nie ſo ganz und gar in die Begeiſterung der Freiheitskriege hat hineinziehen laſſen; denn er fühlte es lebhaft daß mit der äußern Freiheit noch nicht die innere Freiheit freier politiſcher Inſtitutionen gewonnen ſei. Er war es auch auf dem ſchon während der höchſten Blüte unſerer Literatur das Gefühl laſtete, wie unzulänglich eine ſolche excluſive Cultur ſei, die dem Volke ſelbſt nicht zugutekomme. Er ſpricht es einmal derb aus: „Es iſt mir nicht unwahrſcheinlich daß in gewiſſen Stücken unter den Gelehrten in Deutſchland gerade die wenigſte Aufklärung herrſcht.“

So lernen wir das Leben und Weſen unſerer großen Literaturzeit nach allen Richtungen hin kennen. Und außer dieſer großen Vergangenheit, der ſich hier Stahr mit beſonderer Vorliebe zugewendet hat, tauchen dann auch die wichtigſten Culturfragen der Gegenwart auf: Carſtens und ſein Verhältniß zu Thorwaldſen und der neuern bildenden Kunſt; Richard Wagner mit dem „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“; die Univerſität von Jena und das deutſche Studentenleben und andere Dinge ähnlicher Art. Doch wer vermöchte in einer knappen Anzeige die reiche Stoffülle dieſer zwei Bändchen zu erſchöpfen? Am beſten iſt es, der Leſer folgt meiner Einladung und ſetzt ſich an die reiche Tafel. Es wird ihn ſicher nicht gereuen! 80.

Gloſſen über Politik von J. G. von Quandt. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 2 Thlr.

An mehr als einer Stelle des angezeigten Werks wird auf die Reiſeberichte verwieſen, die in letztverwichenen Jahren Hr. von Quandt hat unter verſchiedenen Titeln erſcheinen laſſen. So z. B. Einleitung S. xiv: „Wie ſehr Rouſſeau den Platon misverſtanden, habe ich in meiner «Reiſe in das mittägige Frankreich» dargethan.“ Natürlich iſt von dieſen in mehr als einer Beziehung ſehr ſchätzbaren Schriften die neueſte: „Beobachtungen und Phantaſien auf einer Reiſe nach Spanien“ (1850), dem Gedächtniß des Referenten am gegenwärtigſten. Wer von Allen die ſie geleſen hätte damals wol geahnt, der Verfaſſer werde ſogenannter Politik jemals mehr als beiläufige Betrachtungen, flüchtige Aeußerungen ſchenken, wie ſie etwa durch des Individuums augenblicklichen Zuſammenſtoß mit irgend einer concreten Politik oder Unpolitik können veranlaßt werden. Das Gegentheil beweiſen dieſe „Gloſſen über Politik“, ein überaus eigenthümliches, weit von aller Tagesliteratur ſich abſonderndes Werk.

Vor allen Dingen die Bemerkung daß (Worte des Verfaſſers) „Gloſſen keinen Gedanken erſchöpfen, ſondern nur zu neuen Gedanken anreizen können“. Die höchſt aphoriſtiſche Faſſung der Quandt'ſchen Gloſſen dient dem Ausſpuche zur Beſtätigung. Um Nichts weniger darf man annehmen, es motivirt den Geſammtinhalt der Schrift ein Grundgedanke, den Referent alſo formuliren möchte: Die weſentliche Aufgabe des wahren Staatsmannes iſt Sittlichkeit, Sittlichkeit im öffentlichen Leben, Sittlichkeit im Privatleben. Nicht von dieſer Anſicht ausgehend, vielmehr als das Höchſte die Förderung materieller Intereſſen anſehend, baut der Staatsmann auf Sand, und noch Glücks genug, wenn die Leiſtung nur eine precaire bleibt, nicht geradezu (Frankreich hat es erlebt) untergräbt und erſchüttert, was ſie begründen und befeſtigen wollte. Das Nämliche gemeint, nur minder unzweideutig es ausgedrückt zu haben ſcheint die Vorrede, die S. vii ſagt:

> Der Zweck des Staats iſt daß die Geſelligkeit die menſchlichen Fähigkeiten entwickeln und durch die Geſammtheit der Bürger und deren gegenſeitige Ergänzung die höchſte menſchliche Vollkommenheit Daſein erhalten ſoll, und dieſe Vollkommenheit, ſoweit es möglich, zu erreichen, iſt auch die Beſtimmung des Menſchen. Dieſe Idee iſt das Kriterium aller Verfaſſungen und bürgerlichen Einrichtungen.

Der Verfaſſer, der es liebt für Platon größte Prädilection andentagzulegen, würde inconſequent werden, wollte er nicht zugeſtehen daß ohne Sittlichkeit auch Kunſt und Wiſſenſchaft zu verderblichen Scheingütern werden, zu Factoren immer tieferer und allerwiderwärtigſter Entartung. Das lehrt alle Geſchichte.

Die Vorrede ſchließt mit den Worten:

> Vielleicht hätte ich klüger gethan zu ſchweigen, aber ich halte es für eine Falſchheit, ſeine Meinung nur Gleichgeſinnten in die Ohren zu flüſtern, und eine Freimüthigkeit wie die des Helvetius, welcher verordnete daß ſein Hauptwerk („L'homme“) erſt nach ſeinem Tode erſcheinen ſolle, gleicht der Wohlthätigkeit eines Geizigen, der ſolange er lebte keinem Dürftigen eine Gabe reichte, aber in ſeinem Teſtamente die aufgeſparten Schätze den Armen vermachte.

Mit den „Gloſſen“, ſcheint es alſo, will der Verfaſſer belehrend und beſſernd auf die Zuſtände der Zeit einwirken. Eine ſchöne Hoffnung; ſie zu theilen iſt Referent leider völlig außer Stande.

> Denn dieſe Zeit hat Glauben nicht noch Liebe;
> Wo wäre denn die Hoffnung die ihr bliebe?

Bei dieſer wollte Gott! grundirrigen Anſicht iſt es conſequent Alles auf ſich beruhen zu laſſen was die Schrift an ſcharfen Worten enthält, mit denen Thun und Laſſen der Gegenwart zurechtgewieſen wird. Sprechen wir alſo darüber in einer andern Beziehung, die unſtreitig beſſer geeignet iſt dem Leſer eine würdige Unterhaltung zu gewähren.

Die Vorrede hebt (S. v) mit folgender Erklärung an:

> Im Typhon des Zeitgeiſtes ſtürzen ſich Viele verzweiflungsvoll in die Wogen, Andere klammern ſich an Wracks, und ich erfaßte die „Politik“ des Ariſtoteles als eine Trümmer welche mich vor dem Unterſinken ſchützte.

Alſo conform dem gemeinüblichen Sinne des Worts ſind gegenwärtige „Gloſſen über Politik“ einem gegebenen Texte anſchließende, denſelben zu erläutern beſtimmte Bemerkungen, und der gegebene Text iſt des Ariſtoteles „Politik“. Welchem hochverdienſtlichen Unternehmen der Verfaſſer ſich unterzogen, indem er gebildeten Leſern ein

Werk näher zu legen geſucht, das wie jede Schrift des Ariſtoteles dieſes allumfaſſenden Geiſtes unübertreffliche Klarheit und durch ſie bedingte würdige Einfachheit des Stils außer alle Frage ſtellend belegt, wie mit ebenſo unbeſtreitbarem als unbeſtritten gebliebenem Rechte ihn Dante „den Meiſter" genannt „aller Derer die da wiſſen". Iſt es alſo wol zu viel geſagt, iſt es tadelnswerth, ruft man Quandt, der in ſeiner neueſten Schrift ſich Ariſtoteles aſſociirt hat, die Worte zu:

> Wer neben dieſen Mann ſich wagen darf,
> Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Kranz.

Verſuchen wir nun dem Leſer den Grad (verſteht ſich den nur approximativen Grad) anſchaulich zu machen, in welchem die Ausführung nicht hinter der Größe des Unternehmens zurückgeblieben. Dies zu leiſten, inſoweit es möglich iſt auf dem Standpunkte, den gegenwärtige Anzeige nicht darf aus den Augen verlieren, gehen wir von folgenden Bemerkungen aus.

In der an Nicomachus gerichteten „Ethik" (denn mehr als eine Ethik iſt vorhanden in den als Ariſtoteliſche uns überlieferten Schriften) wird die Frage vorangeſtellt: Was iſt das höchſte Gut, das an und für ſich ſelbſt Befriedigung gewährende Gut? Reichthum, Macht und Ehre vor den Menſchen, Schönheit u. dgl., keines der Güter ſolcher Art kann es ſein; denn jedes derſelben iſt nur das Mittel für ein anderes darüber hinausliegendes Ziel der Wünſche. Alſo ſoll die dem menſchlichen Leben zugemeſſene Spanne Zeit kein nichtiges Jagen nach einem Ziele ſein, das je länger verfolgt um ſo weiter entflieht, ſo muß es ein Ziel geben, das nicht nur dem Wunſche erreichbar, ſondern auch, iſt es erreicht, an des Wunſches Stelle die Befriedigung ſetzt.

Für dieſes höchſte Gut erklärt Ariſtoteles die Tugend, wohlverſtanden das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es dem virtus (von vir — Mann) des claſſiſchen Latein entſpricht, und alſo einerſeits Nichts der chriſtlichen Tugend Entgegenlaufendes, vielmehr vielfach mit ihr Zuſammentreffendes, andererſeits aber auch nicht der letztern Inbegriff bezeichnet. Wie Ariſtoteles die Frage beantwortet, was die Tugend ſei und welche Gattungen derſelben wir anzuerkennen haben, infolge der verſchiedenen Richtungen in denen uns alle Praxis des menſchlichen Lebens ausgeht, das läßt vielleicht nicht beſſer ſich andeuten als mit den Worten Rabelais', wo derſelbe ſagt: es erblicke in Sokrates, wem für deſſen hohe Sittlichkeit der Sinn aufgegangen (Ueberſetzung von Regis), einen mehr denn menſchlichen Verſtand, wunderwürdige Tugend, unüberwindlichen Standmuth, Nüchternheit ſondergleichen, feſte Genügung, vollkommenen Troſt, unglaubliche Verachtung Deſſen darum die ſterblichen Menſchen ſo viel rennen, ſchnauffen, ſchiffen und rauffen (tout ce pourquoy les humains tant veiglent, courent, trauaillent, navigent et bataillent: das Jagen nach falſchen, jedenfalls untergeordneten, nimmermehr Befriedigung gewährenden Gütern).

Die „Ethik" hiermit erſchöpft zu haben überzeugt, beſchließt Ariſtoteles ſie mit folgender, paraphraſirt alſo lautender Erklärung:

> Noch iſt über Geſetzgebung Nichts oder doch nichts Befriedigendes geſagt worden, darum wollen nunmehr wir über Geſetzgebung ſprechen und im Ganzen über Staatsverfaſſung, damit ſolchergeſtalt abgeſchloſſen werde derjenige Theil der Philoſophie welcher ſich mit Betrachtung der menſchlichen Zuſtände und Verhältniſſe beſchäftigt. Erwägen wir zuerſt, ob hierüber Eins und das Andere betreffend Treffliches bereits von Andern geſagt worden (Ariſtoteles lag bereits Platon's „Republik" und deſſen Dialog „Der Staatsmann" vor); dann wollen wir, die verſchiedenen Verfaſſungsarten die es gibt zuſammenſtellend, übergehen zu Dem was überhaupt den Staat erhält und ſtürzt, ingleichen zu Dem wovon Beſtand und Verfall eines jeglichen Staats bedingt iſt, nach Maßgabe der beſondern Gattung ſeiner Verfaſſung, und was da macht daß er wohl oder übel verwaltet ſich findet. Haben wir das erwogen, ſo wird ſich überſehen laſſen welche Staatsverfaſſung die beſte ſei und welchen Geſetzen und Gebräuchen folgend eine gegebene Verfaſſung die in ihrer Art beſte ſei.

Nachdem Ariſtoteles hinzugeſetzt: „Machen damit den Anfang wir alſo", beginnt er (der formell ununterbrochene Zuſammenhang iſt ein ſehr ſprechendes Argument für den materiellen) conform dem Verfahren in der „Ethik", mit Bezugnahme auf ein vorausgeſetztes höchſtes Gut, dem alle andern unterzuordnen ſind. Denn er ſagt (Referent fährt in der Paraphraſe fort):

> Jeder Staat ſtellt ſich dar als eine Geſellſchaft und jede Geſellſchaft als zuſammengetreten um eines beabſichtigten Gutes willen; denn nur zu Dem entſchließt ſich der Menſch wovon er etwas Gutes erwartet; bezweckt nun aber jegliche Geſellſchaft ein Gut, ſo wird auch das unter allen Gütern bedeutendſte bezweckt von der bedeutendſten, alle andern Geſellſchaften in ſich begreifenden, der ſogenannten Staatsgeſellſchaft.

Jene Verbindung der Ethik mit Politik iſt von folgender Anſicht bedingt, welche mit Ariſtoteles das Griechenthum überhaupt theilt. (Vgl. Zell, „Eth. Nicom.", I, 26, 27.)

Alle Praxis des Lebens, alſo jegliches Thun und Laſſen der Menſchen, läßt ſich beziehen entweder auf des Einzelnen individuelle Verhältniſſe, oder auf das Leben in der Familie, in welcher das hausregierende Familienoberhaupt die erſte Stelle einnimmt, oder endlich auf die Verhältniſſe, in welche das Individuum als Staatsmitglied geſtellt iſt. So ergeben ſich drei Disciplinen: Ethik, Oekonomik und Politik. Allein obſchon dieſe Verordnung geboten wird durch die Nothwendigkeit methodiſchen Verfahrens, entſpricht ſie doch wenig den menſchlichen Zuſtänden, wie ſie in der Wirklichkeit gegeben ſind. Denn ebenſo wie wir gewiſſe Thiergattungen überall wo ſie dem Naturzuſtande überlaſſen geblieben in Heerden vereinigt finden, iſt es auch dem Menſchen Naturgeſetz in ähnlichen Vereinigungen mit andern Menſchen zu leben, und ſo iſt normales menſchliches Daſein nur in der Geſellſchaft des Menſchen mit Menſchen gewährt. Schon ſo angeſehen würde die Aufgabe dieſes Daſeins ſich nicht befriedigend feſtſtellen, das dadurch bedingte Thun und Laſſen des Individuums ſich nicht ſicher normiren laſſen, hielte man nicht unverrückt feſt daß es ein Thun und Laſſen in ſtets und weſentlich vergeſellſchaftetem Leben iſt, welches über dem in Heerden zueinandergeſellten Thiere darum hoch erhaben daſteht, weil die menſchliche Intelligenz, in der Sprache ihrer ſelbſt ſich bewußt werdend und in der Sprache ſich

abſpiegelnd, das der Geſellſchaft und alſo auch dem Individuum Zuträgliche und das ihr Schädliche erkennt und feſtſtellt. Erſteres nennen wir das Gerechte, letzteres das Ungerechte, und jede menſchliche Geſellſchaft, wo garantirte Uebereinſtimmung hinſichtlich Deſſen ſtattfindet was Recht und was Unrecht, d. h. was zu thun und was zu laſſen ſei, nennen wir einen Staat, und zu einem ſolchen treten die Familien infolge der nämlichen allgebietenden Naturnothwendigkeit zuſammen, welche die Schöpferin der Familien iſt. Somit leuchtet ein daß Gegenſtand der praktiſchen Philoſophie der Menſch im vergeſellſchafteten Leben, in der als Staat conſtituirten Geſellſchaft iſt, und daß, wenn man Ethik und Oekonomik und von beiden die Politik ſondert, man damit die drei integrirenden Beſtandtheile einer und derſelben Disciplin, der Politik bezeichnet, welche letztere in jener Sonderung ſoviel bedeutet als Politik im engern Sinne des Worts.

Hiernächſt iſt aus den Eingangscapiteln der „Ethik“ zu erſehen daß überhaupt Praxis des Lebens Ariſtoteles nicht nur Gegenſtand der Politik im weitern Sinne des Worts, ſondern auch der Standpunkt, von dem die Politik als Disciplin genommen auszugehen hat, ebenfalls die Praxis des Lebens iſt, alſo hiſtoriſche Erkenntniß. (Τῆς πολιτικῆς οἱ λόγοι ἐκ τῶν κατὰ τὸν βίον πράξεων καὶ περὶ τῶν κατὰ τὸν βίον πράξεων.)

Hieraus folgt, verbindet man damit was Ariſtoteles in Büchern lehrt die zu dem ſogenannten „Organon“ gehören, es hat in dem von Quandt gloſſirten Texte Ariſtoteles nicht apodiktiſches Wiſſen, ſondern auf dialektiſchem Wege gewonnene Ueberzeugung beabſichtigt, d. h. Ueberzeugung, die ganz ſo wie das apodiktiſche Wiſſen regelrechtes logiſches (entweder inductives oder ſyllogiſtiſches) Verfahren vorausſetzt, jedoch mit dem Unterſchiede daß das apodiktiſche Wiſſen ſeinen Inhalt als nothwendige Wahrheit erkennt, weil derſelbe mit Nothwendigkeit aus erſten und höchſten, ſogenannten durch ſich ſelbſt bewieſenen Wahrheiten folgt, wogegen die dialektiſch feſtgeſtellte Ueberzeugung gewonnen wird aus anderweiten Ueberzeugungen, die der Menſch nicht umhinkann, gleich erſten und höchſten Wahrheiten auf ſich einwirken zu laſſen. Den Werth des in Ethik und Politik beobachteten dialektiſchen Verfahrens verbürgt der Name Ariſtoteles. So viel über Stoff und Form des gloſſirten Werks; es hätte deſſen vielleicht nicht bedurft, wenn (S. XI der Vorrede) des Gloſſators „beſcheidene Abſicht“ wirklich blos die geweſen wäre, „Betrachtungen über die Verhältniſſe der Menſchen an einen ſichern Leitfaden anzureihen, wie Machiavelli die «Discorsi» an die erſte Dekade des Livius“; allein Quandt hat ungleich mehr geleiſtet als er verſprochen, und ſchon in der Vorrede deutet eine andere Stelle derſelben es an (S. X):

Auch Andere an der Einigkeit mit ſich ſelbſt, welche man durch ernſtes Nachdenken über die „Politik“ des Ariſtoteles gewinnt, und an den Aufſchlüſſen, welche ſie über die Verhältniſſe der Menſchen gibt, theilhaftig werden zu laſſen, iſt der Zweck dieſer Schrift.

Um zu dieſem von ihm beabſichtigten Reſultate zu gelangen, hat er keine Mühe und Anſtrengung geſcheut. Namentlich findet in den Gloſſen ſich unter Anderm auch Kritik des Ariſtoteles in jedem Sinne des Worts: Kritik des Textes, nämlich deciſive Ausſprüche über Das was in der „Politik“ einerſeits echt ſei und getreu ſo überliefert wie Ariſtoteles es niedergeſchrieben, andererſeits in Interpretationen und Corruptionen jenes Inhalts beſtehe, deſſen Werth in Hinſicht auf Untrüglichkeit und Wahrheit des Inhalts hin und wieder zum Gegenſtande weiterer unumwundener Kritik gemacht wird. Zu Grunde liegt den „Gloſſen“ Stahr's Ueberſetzung der Ariſtoteliſchen „Politik“, jedoch in ſehr modificirter Geſtalt. Es ſpricht darüber der Verfaſſer ſich alſo aus (S. IX):

Man könnte mir es zum Vorwurf machen daß ich mich nicht ſtreng an die Worte der trefflichen Ueberſetzung des Dr. Stahr gehalten habe; allein ich hätte dadurch die Schuld eines Nachdruckens auf mich geladen, und ſodann wollte ich mich ſelbſt überzeugen, den Autor verſtanden zu haben, worüber nur der Verſuch, was man geleſen auf andere Weiſe zu ſagen, Gewißheit gibt.

Allerdings trägt dies Verfahren die Schuld daß des Ariſtoteles logiſche Behandlung des Stoffs vielfach verwiſcht worden iſt, in den „Gloſſen“ als unmotivirter Ausſpruch, nicht als Ergebniß logiſch ineinandergreifender Prämiſſen erſcheint. Man erinnere ſich z. B. des oben mitgetheilten Eingangs der Ariſtoteliſchen „Politik“. Vergleicht man hiermit S. 1 die allererſten Worte der Quandt'ſchen Schrift: „Der Staat iſt ein Verein und der Zweck dieſer Vereinigung iſt die Wohlfahrt aller Vereinigten“, und man wird obige Bemerkung gerechtfertigt finden. Andererſeits ſind aber in einer Schrift Quandt's jedenfalls deſſen eigene Gedanken die Hauptſache, und ſo angeſehen iſt es löblich und ſchön daß in den Gloſſen die Gedanken des Ariſtoteles nicht als abgeſchriebene aus deſſen Werken, ſondern als dem Quandt'ſchen Genus aſſimilirte Gedanken erſcheinen.

Nach einer andern Stelle der Vorrede zu ſchließen, ſind die „Gloſſen“ zur „Politik“ des Ariſtoteles ausgearbeitet ohne vorher vom Urtexte genommene Notiz. Dies wichtige Moment ſcheint ſich mit Evidenz zu ergeben aus folgenden Worten (S. X):

Wenn ein Philolog behauptet die „Politik“ des Ariſtoteles allein verſtehen zu können, ſo macht er den Ueberſetzungen den Vorwurf der Unverſtändlichkeit, und das Vernünftige muß ſich doch in allen Sprachen denken und ausſprechen laſſen. Für mich aber würde der Vorwurf, die „Politik“ des Ariſtoteles nicht verſtanden zu haben, eine große Schmeichelei enthalten, denn es müßten ſodann alle die herrlichen Gedanken welche in dieſer Schrift zu finden ſind meine eigenen Einfälle ſein, und dieſe Zueignung anzunehmen bin ich doch zu beſcheiden, ſodaß ich mich begnüge zu verſtehen was deutlich ausgeſprochen wurde.

Den Vorurtheilen womit dem oben berührten Moment zufolge orthodoxe Philologie auf die Gloſſen herabſehen wird hat der Verfaſſer — man ſehe deſſen angezogene Worte — ein paar brillante Einfälle entgegengeworfen. Allerdings mit brillanten Einfällen gewinnt man keinen Proceß, alſo auch keinen Rang- und Beſitzſtreitigkeiten gegen Philologen betreffenden. Es wird nicht

ſchwer fallen Quandt's Vertheidigung mit eindringlichern Momenten, nämlich durch ſchlagende Thatſachen zu führen; indeß vor allen Dingen iſt zu vernehmen wie etwa die Philologie ihre Klage formuliren könnte. Unmaßgeblich nicht ganz unebenermaßen könnte ſie, von einem den „Gloſſen" allernächſt liegenden Worte ausgehend, ſich alſo vernehmen laſſen:

Schleiermacher, als Ueberſetzer geehrt wie Stahr, hat den „Πολιτικος", einen alſo benannten Dialog des Platon überſetzt. Zur Ueberſchrift für die Verdeutſchung taugte „Der deutſche Politiker" nicht, dem der politiſche Kannegießer Geſchwiſterkind iſt. Daher hat Schleiermacher geſetzt: „Der Staatsmann." Unmöglich irren zu können glaubt aber der Deutſche, wenn er bei Staatsmann an einen Cardinal Richelieu, einen Pombal, kurz an Männer denkt, die nicht dem Namen nach Könige, es aber der Sache nach im eminenteſten Sinne des Worts waren, während der Πολιτικος und ein König weit, weit auseinander liegen. Den Πολιτικος überſetzt Schloſſer „Vorſteher eines Freiſtaats", was (wie ſich dies ohne Weiteres aus der citirten Stelle ergibt) inſoweit zu billigen iſt als ohne Freiſtaat es keinen Πολιτικος gibt, zu misbilligen aber inſoweit als (wie ſich ebenfalls ohne Weiteres aus der citirten Stelle ergibt) des Πολιτικος Sein im Freiſtaate keineswegs von der Vorſteherſchaft bedingt iſt, und darum hat Stahr wieder zu dem „Staatsmann" gegriffen, was einmal die Alles zu rechtfertigen geeignete Noth rechtfertigt und zufällig dem Verſtändniſſe der Stelle darum nicht ſchadet, weil aus ihr hervorgeht, welches von einem Richelieu oder Pombal weit verſchiedenes Subject ſich der Leſer unter dem Staatsmann zu denken habe, der im deutſchen Texte für den Πολιτικος im griechiſchen Texte eintritt. In das Gebiet des Vernünftigen, „das in allen Sprachen ſich muß denken und ausſprechen laſſen", vermag kein Imperativ mehr zu ziehen als reine Vernunfterkenntniſſe und daraus Folgendes. Weit abliegend hiervon iſt die Praxis des Lebens, in der immer und ewig Zufälliges, nach Zeit und Ort Verſchiedenes eine unabläſſige Hauptrolle ſpielt. Iſt nun dieſer wechſelnde Stoff in einem alten Schriftſteller behandelt und liegt hier der Originaltext, dort die Ueberſetzung vor, ſo werden gleiche Vorſtellungen ſehr wenige ſich in der alten und neuen Sprache abſpiegeln, zumeiſt nur ähnliche, und dann wird die antike Rede ſich wol erläutern und erklären, überſetzen aber ſtrenggenommen nie laſſen. Dann geſchieht es daß in der Verdeutſchung des antiken Redeſatzes, deſſen Subject und deſſen Prädicat ſich ungefähr ebenſo wiedergegeben finden, wie in der mislungenen Copie des wohlgelungenen Portraits einer gegebenen Perſon das Charakteriſtiſche ihrer Erſcheinung. Wenn ferner Quandt alle Zweifel an der Vollſtändigkeit des guten Dienſtes, den ihm die Stahr'ſche Ueberſetzung geleiſtet, mit der Bemerkung niederſchlagen will, daß wer ihm abſpreche in das Verſtändniß des Ariſtoteles genugſam eingedrungen zu ſein, auch dagegen ihm die wahren und ausgezeichneten Gedanken zuſprechen müſſe, die er dem Ariſtoteles glaubt entnommen zu haben, ſo läßt ſich darauf entgegnen daß wer, ohne je das Original der Sixtiniſchen Madonna oder eine vorzügliche Copie davon geſehen zu haben, ſie im verjüngten Maßſtabe auf einem Ofenſchirme oder gar einem Pfeifenkopfe erblickt, dennoch im Stande iſt ſich eine approximative Vorſtellung von den werthvollſten Eigenthümlichkeiten des Originals zu machen, vorausgeſetzt nämlich, er hat für Gegenſtände der bildenden Kunſt einen genialen Blick.

Hier nun würde ein Vertheidiger Quandt's verſucht ſein der Philologie alſo in die Rede zu fallen: Iſt es viel gewagt des Verſtändniſſes eines alten Schriftſtellers ſich zu rühmen, den man nur aus Ueberſetzungen kennt, ſo leiſtet doch thatſächlich unendlich mehr noch der in echtantikem Stile productive Schriftſteller oder Dichter, wenn er die Häupter alter Poeſie und Literatur nicht aus den Urtexten kennt; und wie ſo viele Gedichte echtantiken Gehalts beſitzen wir von Goethe aus einem Alter deſſelben, bis zu dem er Wörterbüchern und Grammatiken geringe Aufmerkſamkeit geſchenkt hatte. Wenn ferner Manutius den Cicero *verſtanden* hat, ſo hat Shakſpeare, der ſo ziemlich bar alles gelehrten Wiſſens war, das über Jahrtauſende zurück uns die Brücken nach Latinum und Attika ſchlagen ſoll, den Cicero in wenigen Worten *vollendet treu dargeſtellt*. Alſo: Niemand behaupte die Unmöglichkeit, ohne philologiſche und antiquariſche Studien geleiſtet zu ſehen was zu leiſten in der Regel dieſen Disciplinen überlaſſen bleibt. Der angeborene ſcharfe Blick, das rechte Geſchick, mit einem Worte die Genialität, Das iſt es worauf es am Ende ankommt. Muß es nun ſchon Jedermann verſtattet ſein Quandt nicht gleiche Genialität mit den eben genannten Männern zuzuſprechen, ſo wird ſie ihm auch Niemand laut abzuſprechen ſich entſchließen; und hiermit darf Quandt gar vielen Philologen gegenüber den Proceß für gewonnen halten.

Das Nämliche was in eben beſprochener Hinſicht ſich für und gegen die „Gloſſen" ſagen läßt gilt auch von des Verfaſſers Urtheil über Echtheit und Unechtheit der Textbeſtandtheile. Um vor allen Dingen ſich ſoviel möglich nach allen Richtungen hin in der inhaltsreichen Schrift zu orientiren, würde das in ſolchen Fällen gemeinübliche Verfahren zunächſt von den Worten ausgegangen ſein, in denen (der Leſer kennt ſie bereits) Ariſtoteles erklärt was in der „Politik" und in welcher Aufeinanderfolge er es ſagen wolle. Anders Quandt, Vorrede S. VI:

Die Reſtaurationen eines Meiſterwerks ſind um ſo leichter von dem echten zu unterſcheiden, je mehr die Bruchſtücke ſich durch Schönheit auszeichnen, und ſo machen ſich auch hier die untergeſchobenen Stellen dadurch bemerkbar daß man in ihnen das Gepräge des Geiſtes vermißt der aus einem großen Gedanken alle Theile eines Ganzen folgerecht zu erſchaffen vermag. Die unechten Stellen verrathen ſich durch matte Wiederholungen, Widerſprüche und ſchiefe Vergleichungen, welche zu Beweiſen dienen ſollen, indeß Alles was Ariſtoteles ſagt ſo feſt auf der Wahrheit des Grundgedankens ſeiner Politik beruht, welche nicht Staatsſchlauheit iſt, daß es ohne Beweis überzeugt. Dieſe untergeſchobenen Stellen ſind allein daran

Schuld daß unter den Gedanken nur eine Aſſociation, aber kein ſyſtematiſcher Zuſammenhang ſtattzufinden ſcheint.

Nach reinſubjectivem Urtheil alſo wollte der Verfaſſer die hier zu entſcheidenden Fragen entſcheiden und hat er, wie im Verlaufe der Schrift ſich zeigt, ſie entſchieden, und dies mit Recht, wenn er nämlich betreffend eine Schrift des Ariſtoteles dem ſichern Blicke angeborener und geübter Kennerſchaft ebenſo vertrauen darf, wie ſchwerlich zu bezweifelnder Weiſe er es darf bei Werken der bildenden Kunſt.

Laſſen wir nun aber den Leſer ſelbſt den gloſſirten Text und die Gloſſen gegeneinander vergleichen. Dazu möge dienen der erſte Titel des ſiebenten Buchs der „Politik“. Zuerſt folge er in der Ueberſetzung von Stahr:

Wer über die beſte Staatsverfaſſung die gehörige Unterſuchung anſtellen will, muß nothwendig zuvor beſtimmt haben wetches die wünſchenswertheſte Lebensweiſe ſei. Denn ſolange dies noch unausgemacht iſt, ſolange muß auch nothwendig die Frage welches die beſte Staatsverfaſſung ſei unausgemacht bleiben. Denn Die welche ſich der beſten Staatsform erfreuen müſſen auch infolge der ihnen daraus entſpringenden Vortheile am glücklichſten leben, falls nicht Umſtände eintreten die außer aller Berechnung liegen. Es muß alſo erſtens ausgemacht ſein, welches im Allgemeinen für Alle das wünſchenswertheſte Leben ſei, und zweitens, ob dieſes für die zum Staate vereinigte Geſammtheit der Menſchen und für den Einzelnen ein und daſſelbe ſei oder ein verſchiedenes.

Da wir nun glauben daß über das glücklichſte Leben auch ſchon von Dem was in den exoteriſchen Unterſuchungen vorkommt Vieles genügend behandelt wird, ſo können wir davon auch hier Gebrauch machen. Gewiß nämlich dürfte wol hinſichtlich der einen Eintheilung Niemand bezweifeln daß die drei Arten von Gütern welche es gibt, äußere, körperliche und geiſtige, der Glückſelige ſämmtliche in ſich vereinigen müſſe. Denn kein Menſch möchte wol Den glückſelig nennen der kein Theilchen Mannhaftigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Einſicht beſitzt, ſondern, während er ſich vor den vorbeiſummenden Fliegen fürchtet, andererſeits, wenn ſeine Freß- und Saufluſt aufſteigt, ſich des Widerwärtigſten nicht enthält, der ferner um einen Vierling ſeine liebſten Freunde aufopfert und ebenſo an Verſtand ſo ſchwach und verwirrt iſt wie ein Kind oder ein Wahnwitziger.

Allein während über dieſe Dinge, ſobald ſie ausgeſprochen werden, Alle einer Meinung ſind, ſo weichen ſie doch darin voneinander ab, wieviel von dieſen Dingen zur Glückſeligkeit erfoderlich und welches das Vorzüglichere ſei. Denn von der Tugend, meinen ſie, reiche es hin nur irgend einen noch ſo geringen Theil zu haben, dagegen ihre Ueberlegenheit an Reichthum und Vermögen, Macht, Ruhm u. dgl. ſtreben ſie ins Unendliche zu vermehren. Dagegen wollen wir ihnen bemerken daß es leicht iſt hierüber ſich ſelbſt durch die Erfahrung zu vergewiſſern, wenn man ſieht daß die Tugenden nicht durch die äußern Güter, ſondern die letztern durch die erſtern erworben und bewahrt werden, und daß die Glückſeligkeit des Lebens, beſtehe ſie nun in dem Genuſſe oder in der Tugend oder in beiden zuſammen, weit mehr Solchen zu Theil wird welche ſich durch Ausbildung des Geiſtes und Herzens auszeichnen, während ſie an äußern Gütern nur mäßig ausgeſtattet ſind, als Solchen, welche von jenen letztern zwar mehr als nützlich beſitzen, an den erſtern aber Mangel leiden.

Allein dieſelbe Einſicht gewährt auch die vernunftmäßige Betrachtung der Sache. Die äußern Güter nämlich haben eine Grenze wie ein beſtimmtes Werkzeug. Alles Nützliche iſt aber von der Art daß ein Uebermaß deſſelben entweder nothwendig ſchädlich oder doch den Beſitzern zu Nichts nütze iſt. Jedes der geiſtigen Güter dagegen iſt, um je höher es geſteigert wird, nur umſomehr nützlich, falls es hier überhaupt nöthig iſt neben der Kategorie des Schönen auch noch die des Nützlichen anzuwenden. Und überhaupt werden wir offenbar behaupten dürfen daß die beſte Beſchaffenheit jedes Dinges ſich hinſichtlich des höhern oder niedern gegenſeitigen Werths, je nach dem gegenſeitigen Abſtande der Dinge ſelbſt richte, mit deren Beſchaffenheit wir es zu thun haben. Mithin, wenn die Seele ſowol an ſich als für uns etwas Höheres iſt als äußerer Beſitz und als der Körper, ſo muß auch zwiſchen der beſten Beſchaffenheit eines jeden dieſer Dinge daſſelbe Verhältniß ſtattfinden. Ferner ſind alle ſolche Güter ihrer Natur nach nur um der Seele willen wünſchenswerth, und nur in dieſer Beziehung ſollen verſtändige Menſchen danach trachten, nicht umgekehrt.

Daß nun alſo einem Jeden von der Glückſeligkeit nur ſo viel zukomme als ihm Tugend und Einſicht und ein beiden gemäßes Handeln zukommt, das ſtehe für uns feſt und dafür dient uns die Gottheit zum Beleg, welche gewiß glücklich und glückſelig iſt, aber durch keins der äußern Güter, ſondern durch ſich ſelbſt und durch die Beſchaffenheit ihres Weſens. Muß doch auch deswegen nothwendig das Glück von der Glückſeligkeit verſchieden ſein. Die äußern Güter nämlich ſind Geſchenke des Ungefährs und des Zufalls, gerecht aber und weiſe iſt Niemand von ungefähr oder durch den Zufall. Hieran ſchließt ſich der auf denſelben Gründen beruhende Satz: daß auch der glückſelige Staat der ſei welcher der (ſittlich) beſte iſt und Alles wohl beſchickt; das Letztere aber kann Niemand der nicht das Schöne thut. Ein ſchönes Werk kann aber weder Menſch noch Staat verrichten ohne Tugend und Einſicht. Tapferkeit, Gerechtigkeit und Einſicht eines Staats aber haben dieſelbe Bedeutung und Form wie diejenigen Eigenſchaften, um deren Beſitz jeder einzelne Menſch gerecht, einſichtsvoll und weiſe genannt wird.

Soviel ſei als Vorwort zu unſerer Unterſuchung von dieſen Dingen geſagt, die ich ebenſo wenig ganz unberührt laſſen konnte, als es ſtatthaft iſt dieſelben nach allen Seiten hin erſchöpfend zu behandeln, denn ſie gehören in einen andern Vortrag. Hier ſtehe uns nur ſo viel feſt: Das beſte Leben ſowol für das Individuum im Beſondern als für die Staaten im Allgemeinen iſt dasjenige in welchem die Tugend auch mit äußern Gütern ſo weit ausgeſtattet iſt daß dadurch eine thätige Theilnahme an ſchönen und guten Handlungen möglich wird.

Nun geben wir dieſes Textes Behandlung in den „Gloſſen“ und die hier ihm gegebene Anwendung:

Der Staat in welchem man ſich am wohlſten befindet iſt der beſte; und worin beſteht nun das wahre Wohlſein für den Einzelnen und Alle? Alle ſtimmen darin überein daß dieſes Wohlſein in äußern und innern Gütern beſtehe, und ihre Meinungen weichen nur darin voneinander ab, welche Güter, ob Reichthum, Ehre, Ruhm oder Weisheit, Selbſtbeherrſchung, Muth einen größern Werth haben. Viele ſind in Beziehung auf jene äußern Güter ſehr begehrlich und in ihren Wünſchen hinſichtlich der geiſtigen Güter ſehr genügſam. Für den höhern Werth der geiſtigen Güter führt Ariſtoteles an daß man durch ſolche äußere Güter erwerben könne, aber nicht umgekehrt. Wir müſſen jedoch hierbei bemerken daß Wohlhabenheit, ehrende Verhältniſſe und Anerkennung der geiſtigen Bildung wenn auch nicht unentbehrlich, doch ſehr förderlich ſind. Armuth, Verachtung, Hohn erſticken manches Genie in ſeinen Keimen und das Talent entfaltet ſich leicht im Sonnenſcheine des Glücks. Dies erkennt Ariſtoteles ſelbſt im letzten Paragraphen dieſes Capitels an.

Im dritten und neunten Capitel des vierten Buchs und an vielen Stellen iſt hierüber ſchon geſprochen worden. Die Idee welche durch die „Politik“ des Ariſtoteles hindurchgeht iſt das vollkommene Leben welches von keinem Einzelnen, ſondern nur von der Geſammtheit erreicht werden kann. Die Wahrheit liegt wol hier in der Mitte, ſodaß das materielle Wohl-

befinden nicht der Zweck des Staats, aber auch nicht völlig entbehrlich iſt. Geiſtloſigkeit und Nothſtand machen jede Art des Genuſſes unmöglich; jedoch hat Ariſtoteles darin wol Recht daß der Tugendhafte und Weiſe ſelbſt bei Dürftigkeit noch höherer Genüſſe fähig iſt, indeß dem geiſtloſen und laſterhaften Reichen ſein Ueberfluß an äußern Gütern nur ſchädlich wird.

Die geiſtigen Güter können, ins Unendliche geſteigert, nie unnütz oder ſchädlich werden, wol aber die materiellen Güter, wenn ſie ein gewiſſes Maß überſteigen. Auch ſind die geiſtigen Güter ſchön, und darum iſt es unnöthig erſt zu beweiſen daß ſie im höchſten Grade der Ausbildung noch nützlich ſind. Da die Seele nun immer das Höhere und das Irdiſche das Niedere iſt, ſo ſtehen die irdiſchen Güter ſo tief unter den Gütern der Seele als dieſe hoch über dem Irdiſchen ſteht. Nur in Beziehung auf die Seele iſt das Irdiſche wünſchenswerth, und darum ſoll der Verſtändige nur in dieſer Beziehung nach irdiſchen Gütern trachten. Demnach iſt Jeder nur in dem Maße glücklich als er weiſe iſt und tugendhaft handelt. Die Gottheit iſt gewiß glückſelig durch ihr inneres Weſen ohne irdiſche Güter, und hieraus geht der Unterſchied von Glückſeligkeit und Glück hervor. Die äußern Güter ſind Geſchenke des Glücks, aber Niemand wird ohne äußere Beſtrebung zufällig geiſtige Güter, Tugend und Weisheit erlangen. Aus dieſem Grunde iſt der tugendhafteſte Staat der glückſeligſte und folglich der beſte. Ein ſolcher Staat wird Alles auf das Beſte einrichten, und das Beſte läßt ſich nicht einrichten ohne das Schöne zu thun. Wir müſſen hier bemerken daß das Wort „ſchön“ in ſeiner alten und weiten Bedeutung genommen iſt; es bedeutet hier nicht blos das Angenehme und Wohlgefällige, ſondern das Vernunftgemäße, und ſchließt alſo auch das Gute ein. Das Böſe iſt häßlich, das Unzweckmäßige widerwärtig, aber das Vernünftige iſt immer gut und ſchön und das Schöne die materielle Verwirklichung des Vernünftigen. Da es hier nicht am Orte iſt äſthetiſche Vorträge zu halten, ſo mag dies ausreichen zu erklären was Ariſtoteles unter ſchön verſteht, und ihn bei Staatsmännern entſchuldigen welche vom Schönen eine niedrige Meinung haben. Ein ſchönes Werk, fährt Ariſtoteles fort, kann Niemand verrichten ohne Tugend und Einſicht. Tapferkeit, Gerechtigkeit und Einſicht eines Staats ſind ihrer Bedeutung und Form nach dieſelben Eigenſchaften, wegen welcher wir einen Menſchen gerecht, einſichtsvoll und weiſe nennen. Es ſcheint uns dies eine Annäherung des Ariſtoteles an Platon zu ſein, der ja auch den Staat als das vergrößerte Bild des tugendhaften Menſchen hinſtellt.

Das beſte Leben iſt dasjenige welches mit äußern Gütern ſo weit ausgeſtattet iſt daß die Sorge um die niedern Lebensbedürfniſſe nicht unſere ganze Thätigkeit in Anſpruch nimmt, und es uns möglich wird für das Gute und Schöne mitzuwirken.

Die Anzeige könnte hier ſchließen, zeigte ſich nicht erwünſchteſte Ausſicht ihr eine bleibendere und bedeutendere Wirkung zu ſichern als in der Regel die eines Artikels in literariſchen Zeitſchriften iſt. Den Referent nämlich beſtimmt die oben ausgeſprochene und, ſoweit die Verhältniſſe erlaubten, motivirte Ueberzeugung von der nicht wohl lösbaren Verbindung, in welcher zu des Ariſtoteles „Politik“ deſſen „Ethik“ ſteht, den Verfaſſer hiermit im Namen aller den „Gloſſen über Politik“ gewonnenen anerkennenden Freunde aufzufodern, bald Gloſſen zu Ariſtoteles’ „Ethik“ nachfolgen zu laſſen. Jeder Tadel daß die „Politik“ iſolirt behandelt worden, nicht lieber des Verfaſſers Fleiß und literariſche Thätigkeit ſich zunächſt mit der „Ethik“ beſchäftigt hat, wäre eine große Unziemlichkeit. Wol aber hat der begabte Schriftſteller jeden Wunſch, der von ihm mehr noch als das ſchon Gewährte zu erlangen hofft, nur ſich ſelbſt beizumeſſen. Für den Fall nun, es gäbe Quandt nachträgliche Gloſſen zur „Ethik“, findet Referent ſich verpflichtet Eines und das Andere zu bemerken, was er und zuverläſſig (vorausgeſetzt, ſeine Subjectivität iſt keine völlig abnorme) nicht er allein in dem angezeigten Werke theils lieber vermißte als darin vorfände, theils in anderer als der nun einmal gewählten Form ihn mehr anſprechen würde. Ein Uebelſtand ſcheint dem Referent es in letzter Beziehung daß ſo ganz und gar kein äußeres Merkmal die dem Ariſtoteles entnommenen Bemerkungen und Gedanken von denen des Verfaſſers unterſcheidet. Allerdings iſt es nicht ſchwer ſich darüber nach innern Kennzeichen zurechtzufinden; dafür iſt, abgeſehen von allen andern Differenzen, ſchon durch die zwiſchen Ariſtoteles und Quandt inneliegenden Jahrtauſende geſorgt. Doch gerade dieſe machen es nur um ſo ſeltſamer, wenn wir unter der Ueberſchrift: „Fünftes Capitel. Die unentbehrlichen Behörden“, S. 277 leſen:

Wir wollen hier nur in der Kürze anführen welche Behörden Ariſtoteles für die unentbehrlichſten hält: 1) ein Handelsgericht ꝛc.; 4) Finanzminiſterium; 5) Juſtizminiſterium, Criminaljuſtiz ꝛc.; 11) ein Cultusminiſterium.

Bei Nr. 11 wird verwieſen auf S. 197, wo geſchrieben ſteht:

Ariſtoteles hatte zur Uebergehung einer Behörde, die wir jetzt etwa mit dem Worte „Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichts“ benennen würden, wol folgende Gründe: Erſtens Furcht vor den Prieſtern, welche die Hinrichtung des weiſen Sokrates bewirkt hatten, der gegen die alten Märchen welche jene für Götterlehre ausgaben ſich laut ausſprach.

Schon dieſe Bemerkung ſcheint dem Referent ſehr bedenklicher Art. Noch mehr gilt dies von der darauf unmittelbar folgenden:

Zweitens unterſchied Ariſtoteles Unterricht von Gemüthsbildung, und was jenen betrifft, ſo war ſolcher wol nur auf ſehr wenige Kenntniſſe beſchränkt. Ich wage zu behaupten daß hinſichtlich der Gelehrſamkeit ſelbſt Ariſtoteles im Vergleich mit einem Seminariſten ein Ignorant geweſen iſt.

Ob Letzteres Quandt wol ernſtlich gemeint hat? Irgendwie mit Jemandem zu rechten der es demſelben aufs Wort glauben möchte, iſt glücklicherweiſe nicht Beruf des Referenten.

Ferner haben auf den Referent eine ſtörende Wirkung Stellen der „Gloſſen“ gemacht, die Referent nur dann ſich erklären könnte, wenn es glaublich wäre, der Verfaſſer habe ſie niedergeſchrieben rein aus Wohlgefallen am Aergernißgeben. Ein paar Beiſpiele. In der Vorrede (S. VII) wird von den Betrachtungen die Ariſtoteles mittheilt geſagt:

Sie ſind ſo geradſinnig daß ſie durch ihre ſchlichte Wahrheit überraſchen und Bewunderung verdienen, denn Das wovon Jeder glaubt es hätte ihm ſelbſt einfallen können und woran doch Keiner gedacht, bis es ein großer Mann mit einfachen Worten ausgeſprochen hat, iſt immer das Weiſeſte.

Niemand dem der Sinn für Ariſtoteles aufgegangen wird dieſem Ausſpruche den Beifall verſagen, ebenſo wenig der emphatiſchen Stelle S. VI:

Ariſtoteles gleicht in einer Zeit wie die unſere dem unwandelbarſten Polarſtern, der noch des Schiffers zuverläſſiger

Führer bleibt, wenn ſelbſt der Compaß von ſeiner Richtung abweicht.

Die nämliche Beſcheidenheit, ja man darf wol ſagen Demuth, wodurch gegenüber dem Ariſtoteles Männer wie z. B. Marcus Antonius Muretus ſich ſelbſt zu ehren geglaubt haben, ſpricht in jenen Worten ſich auf anerkennenswerthe Weiſe aus. Was aber leſen wir S. 42 fg.?

Ariſtoteles iſt der Meinung daß die beſte Verfaſſung diejenige ſei welche aus den Beſtandtheilen aller Verfaſſungsarten gemiſcht wäre. Bei aller Verehrung für Ariſtoteles müſſen wir ihm doch widerſprechen. Nur eine einzige Verfaſſung kann für den Charakter eines Volks die angemeſſenſte ſein; es würden alſo in den Einrichtungen einer gemiſchten Verfaſſung einander widerſtrebende Beſtandtheile ſich finden, von welchen einige dem Volkscharakter nicht angemeſſen wären ꝛc. Niccolo Machiavelli hält zwar auch die gemiſchten Verfaſſungen für die dauerhafteſten, weil er erkennt daß keine menſchliche Einrichtung von Beſtand ſei, und nun durch Miſchung der verſchiedenen Verfaſſungsarten den Veränderungen zuvorzukommen hofft. Ariſtoteles und Machiavelli haben aber nicht bedacht daß die Veränderungen der Staatsformen daher kommen, wenn die Verfaſſungen unpaſſend werden, und nur eine unter jedesmaligen Zuſtänden die paſſende ſein kann. Einrichtungen welche alſo jede für ſich keine lange Dauer haben werden miteinander gleichzeitig ablaufen und zuſammen keine längere Beſtändigkeit haben. Z. B. wenn man drei Uhren, wovon jede eine Woche geht, in einem Zimmer beiſammen hat, ſo laufen ſie in einer Woche ab, aber nicht in drei Wochen. Es iſt leicht einzuſehen daß eine gemiſchte Verfaſſung Nichts taugt, da einander widerſtrebende Beſtandtheile nicht vereinbar ſind u. ſ. w.

Ohne alle Gefährde des Seelenheils könnte man eidlich erhärten, in der ganzen immenſen Ariſtoteliſchen Literatur ſei dem Manne, deſſen in der mitgetheilten Stelle beſtrittene Anſicht übrigens, wie leicht zu beweiſen wäre, das alte Rom getheilt hat, nie und nirgend gleich ſummariſcher Proceß gemacht worden. Die Argumente die dem Urtel als Entſcheidungsgründe beigegeben ſind zu widerlegen wäre voreilig, da man (ganz ernſtlich geſprochen) in der That nicht weiß, ob hier der Verfaſſer mehr als einen ſeltſam angebrachten Scherz hat machen wollen. Denn Englands gemiſchte Verfaſſung und ihre erprobte Widerhaltigkeit kann und wird Niemand, am allerwenigſten aber der Schriftſteller im Fache der Politik ableugnen wollen. Noch einige Worte in Betreff des in der mitgetheilten Stelle neben Ariſtoteles genannten Machiavelli, auf den überhaupt der Verfaſſer ſchlecht genug zu ſprechen iſt. Im Vorübergehen wird demſelben das Misfallen bezeigt S. 220:

Nicht auf Machiavelliſtiſche Weiſe räth Ariſtoteles den Glücklichen zu ſtürzen, ſondern auf geſetzlichem Wege zu verhindern daß kein Einzelner zu mächtig werde.

Man ſieht, der Verfaſſer hält den ſogenannten Machiavellismus für eine Schöpfung des Machiavelli. Indeß zu alt und zu verbreitet, um als nichtige Paradoxie ſich ignoriren zu laſſen, iſt die entgegengeſetzte Meinung. Zum Beleg was Regis in der Vorrede zum „Principe" (Stuttgart 1842) von Machiavelli S. x ſagt:

Napione Galeani's Bemerkung die jeder Leſer des Thucydides unterſchreiben wird: daß der Machiavellismus weit älter als Machiavelli ſei, ſchien ſchon von deſſen Zeitgenoſſen beſtätigt zu werden, indem ſie die erſte Erſcheinung des „Principe" ſehr unanſtößig und harmlos fanden. Erſt 1592 ward unter Innocenz IX. vom Jeſuiten Poſſerin die Sturmglocke gegen das von Karl V. wohlverſtandene und geſchätzte Buch gezogen. Ludwig Wachler in ſeiner „Geſchichte der hiſtoriſchen Forſchung" ſagt: Für einen hiſtoriſch orientirten Leſer bedarf es gar keiner Apologie.

Entſchiedener ſpricht ſich der Unmuth gegen Machiavelli aus S. xi der Vorrede, wo geſagt wird: bei Abfaſſung der „Gloſſen" ſei es blos die beſcheidene Abſicht geweſen, Betrachtungen über die Verhältniſſe der Menſchen an einen ſichern Leitfaden anzureihen. Fern aber, erklärt dort der Verfaſſer, wären ihm dabei Intentionen geblieben, wie die des

florentiniſchen bewunderten Staatsmanns, welcher ſich der römiſchen Geſchichte nur zum Vorwand bediente, ſeine auf Egoismus eingeengte, nur die nächſte Wirkung berechnende Cabinetspolitik, welche Europa ins Verderben ſtürzte, auszuſtreuen, die ſchlimmſten fremdartigen Beimiſchungen der „Politik" des Ariſtoteles für eigene parteiloſe Weisheit auszugeben und ſeiner Menſchenverachtung Luft zu machen.

Abermals vorgenommen wird Machiavelli in der Einleitung S. xiv:

Machiavelli, der nicht redlich genug war um einzugeſtehen daß er ſeine Maximen, die ſich in keinen ſyſtematiſchen Zuſammenhang bringen laſſen und daher nur in verſchiedenen Schriften von ihm ausgeſtreut wurden, meiſtens aus der „Politik" des Ariſtoteles entlehnte, dabei aber gerade untergeſchobene Stellen oder Meinungen auswählte, die Ariſtoteles nur anführt um ſolche zu widerlegen, hat ſehr zur Begriffsverwirrung beigetragen.

Hierüber einige Worte, wie ſie ſich eben eigenen den Stand der Literatur über Machiavelli angemeſſen der dazu gegebenen Veranlaſſung zu bezeichnen. Bereits vor Jahrzehnden machte Referent genauere Bekanntſchaft mit der „Divina Commedia". Unausbleibliche Folge davon war unter andern zunächſt höchſtes Intereſſe an jenen Florentinern ſtarken Herzens und echtantiken Sinnes, welche, Zeitgenoſſen (1300) Dante's, in deſſen „Divina commedia" apotheoſirt werden, ſelbſt dann wenn, wie den Farinota Uberti, des Dichters Orthodoxie ſie in die Hölle verſetzt; dann Beſchäftigung mit Machiavelli's „Florentiniſcher Geſchichte"; endlich mit deſſen ſämmtlichen Werken und nunmehr höchſte Verehrung des vielgenannten Mannes, den (ſo ſchien es Referent) des Geiſtes Hoheit und ihr entſproſſener unbezwinglicher Muth als den letzten Geſinnungsverwandten jener alten, von Dante gefeierten Florentiner charakteriſirten, während gründliche Kenntniß, lang erprobte Erfahrung und klares Urtheil ſein Verdienſt als Staatsmann und Hiſtoriker verbürgten und die Meiſterſchaft in der italieniſchen Proſa zu beurkunden es nur der „Florentiniſchen Geſchichte" bedurft hätte. Dieſe Anſicht vom Werthe Machiavelli's ſchien dem jugendlichen Enthuſiasmus vollſtändig gerechtfertigt ſchon allein durch den Schluß des „Principe", und ſo war zur Beſchäftigung mit der Literatur über Machiavelli und mit Dem was Neuere für und gegen ihn geſagt, Veranlaſſung nicht eher als nach Uebernahme gegenwärtiger Anzeige der „Gloſſen" gegeben. Wie Referent genügt vielleicht auch dem Leſer was

Gervinus in den „Hiſtoriſchen Schriften“ (Frankfurt a. M. 1833) unter der Ueberſchrift „Florentiniſche Hiſtoriographie“ ſagt (S. 110, Anmerk. 129):

Man muß ihn (Macchiavelli) hören, wo er in den „Discorsi“ in feurigem Entzücken den glücklichen Staat preiſt, der auf dem ſchmalen Gute, am Pfluge ſeinen Dictator ſucht. Ihn freut dieſe Armuth und Genügſamkeit, die für ſich nicht, aber für den Staat Reichthum, für ſich und den Staat erobert, ihn jene Geiſtesgröße der Bürger, die als Feldherren fremden Reichen und Herren trotzen und Könige verachten und dann als Privaten vier ärmliche Jugera bauen, gemeine Kriegsdienſte thun und ihren Führern und Magiſtraten gehorchen.

S. 160:

Wenn man ihn in Dem, an deſſen Ergründung er ſein Leben und ſein großes Talent ſetzte, herunterwürdigt, wenn man die Wahrheit ſeiner hiſtoriſchen und politiſchen Einſicht verkennt oder gar die Unbeſcholtenheit ſeines bürgerlichen und moraliſchen Charakters bezweifelt, ſo kann ich nur bedauern, über die nämliche Charakterſchwäche der Zeit klagen zu müſſen über die auch er, wo für ſtrenge Tugend kein Sinn, für große Handlungen keine Kraft, für Erwerbung reifer Kenntniſſe keine Beharrlichkeit, für große Muſter der Geſchichte kein Verſtändniß da iſt, was leider im Privatleben wie im öffentlichen Gang der europäiſchen Angelegenheiten, dort verborgener, hier offenkundiger, vor Jedermanns Augen liegt.

Wie auf Macchiavelli finden in den „Gloſſen“ ſich auch auf andere Perſonen oder doch perſönliche Verhältniſſe gerichtete Ausfälle. So wird einmal dem Advocatenſtande angekündigt, daß wenn derſelbe des Verfaſſers Meinung abſurd fände, Letzterer umſomehr von deren Richtigkeit werde überzeugt ſein. Wozu das? Dazu liegen weder Anlaß noch Berechtigung vor. Genau ebenſo wenig Mühe es den Verfaſſer gekoſtet haben kann, einen ſolchen Ausfall zu unternehmen, wird es ihn koſten dergleichen zurückzuhalten. Macht ſo Etwas unangenehmen Eindruck, ſo ſcheint der Grund davon nicht blos in des Leſers individueller Subjectivität zu liegen.

Schließlich eine Stelle welche dem Referent Gelegenheit bietet noch einige andere Beziehungen hervorzuheben, in denen ohne alle oder doch mit ſehr geringer Mühwaltung Form und überhaupt Modalität in Behandlung des Stoffs allgemeiner als anſcheinend der Fall iſt zuſagend ausgefallen ſein würden. Es lautet die Stelle (S. 6 u. 7) alſo:

Die vortrefflichſte Definition iſt die welche Platon vom Staate gibt. Er legt dem Sokrates folgende Worte in den Mund: „Die Häuſer ſind die Stadt.“ Dieſe Antwort iſt ſo vernünftig, ſo treffend, ſo einfach daß ſie manchem neuen Philoſophen einfältig vorkommen wird, obwol man nichts Wahreres ſagen kann als: die Bürger ſind der Staat, was Platon mit obigen Worten ſagen wollte. Wem dieſe Platoniſche Erklärung nicht gefällt, dem genügt vielleicht folgende: „Die Subſtanz, als Geiſt ſich abſtract in viele Perſonen (die Familie iſt nur eine Perſon), in Familien oder Einzelne beſondernd, die in ſelbſtändiger Freiheit und als Beſondere für ſich ſind, verliert zunächſt ihre ſittliche Beſtimmung, indem dieſe Perſonen als ſolche nicht die abſolute Einheit, ſondern ihre eigene Beſonderheit und ihr Fürſichſein in ihrem Bewußtſein und zu ihrem Zwecke haben — das Syſtem der Atomiſtik. Die Subſtanz wird auf dieſe Weiſe nur zu einem allgemeinen, vermittelnden Zuſammenhange von ſelbſtändigen Extremen und von deren beſondern Intereſſen; die in ſich entwickelte Totalität dieſes Zuſammenhangs iſt der Staat als bürgerliche Geſellſchaft oder als äußerer Staat.“ (Hegel's „Encyklopädie“, § 523.) Es ſcheint dies uns nichts Anderes zu ſagen als was Platon ausgeſprochen hat, denn die Subſtanz des Staats ſind die einzelnen Bürger, welche im Staate zu einer Einheit, einer Totalität werden.

Wer die Häuſer für den Staat erklärt, weil er unter den Häuſern die darin wohnenden Bürger verſteht, der hat weder die vortrefflichſte noch überhaupt irgend eine Definition vom Staate gegeben; denn unter Bürgern hat er Staatsbürger gemeint, und unbeantwortet die Frage laſſend, wodurch die Bewohnerſchaft der Häuſermaſſen eines gegebenen Areals zu einer Staatsbürgerſchaft werde, hat er keine Definition, d. h. keine das Weſentliche des Gegenſtandes erſchöpfende Rede ausgeſprochen. Ein Name, wie in „Top.“ I, 4, 3 Ariſtoteles es einſchärft, iſt nie und kann nie eine Definition ſein. Daß dieſe Bemerkungen nicht die Abſicht haben den Verfaſſer zu belehren, verſteht ſich von ſelbſt. Denn welcher gründlich Gebildete wüßte nicht was eine Definition iſt, und wüßte es nicht auch dann, wenn ihm unbekannt geblieben was darüber Ariſtoteles ſagt? Demnach liegt die Unmöglichkeit mit einem einzigen Worte zu definiren zu ſehr auf der Hand, als daß Jemand ernſtlich glauben könnte der Verfaſſer habe an die entgegengeſetzte Möglichkeit geglaubt. Allein die Bemerkung ſei geſtattet daß es nicht nur zur ſchriftſtelleriſchen Wohlanſtändigkeit gehört, zumal in einem mit Ariſtoteles beſchäftigten Werke, gerade in ſolchen Dingen höchſte Akribie zu beobachten, ſondern auch dieſe Akribie dem Schriftſteller von der eigenen, die Intereſſen ſeines ſchriftſtelleriſchen Namens bewachenden Politik zur Pflicht gemacht wird. Denn vor allen ſind es Verſtöße ſolcher Art die auf misliebigſte Weiſe ausgebeutet werden.

Ferner: Wäre es nicht gerathen auf dem Gebiete der praktiſchen Weltweisheit Platon und Hegel ganz aus dem Spiele zu laſſen? Jeden aus ganz andern Gründen. Welches Verſtändniß des Platon iſt ein allgemein anerkanntes und alſo wenigſtens ein äußerlich verbürgtes? Dialogen deſſelben, wie „Jon“ und der eine „Alcibiades“, welche nicht wenig dazu beigetragen haben daß das Mittelalter ſich gemüßigt gefunden Wege auszuforſchen, auf denen Platon, obſchon es ihm verſagt geblieben, an den gekommenen Heiland zu glauben, doch des Glaubens an den kommen werdenden Heiland theilhaft worden — ſolche Dialoge ſind in neuern Zeiten als unecht oder doch ſehr untergeordneten Werths um den Credit gekommen. Iſt nicht vielleicht in Dialogen die kein palpables Reſultat geben, die Dialektik, „die Kunſt des Geſprächs“, an ſich ſelbſt des Dialogs Zweck? Ueber alles Das und über hundert Anderes müßte man einverſtanden ſein, ſollte Bezugnahme auf Platon Etwas entſcheiden oder frommen können in heutigen Verhältniſſen, wo unter Anderm die von Platon empfohlene und in den „Gloſſen“ mehrfach berührte und beſprochene Gemeinſchaft der Frauen zu Nichts taugt, als größtes und ganz gerechtes Aergerniß Allen zu geben die nicht wiſſen wie deſſenungeachtet mit Recht darf angenommen werden, des Chriſtenthums erſter Frühſchein ſei in Platon wach geworden.

Glücklicherweiſe iſt es aber weder Staats- noch Stadtbürgerpflicht dies zu wiſſen oder gar zu begreifen, und wer es begreifen will, muß den Verſuch damit unmittelbar an Platon ſelbſt machen, vorausgeſetzt es ſind überhaupt Griechenlands Zuſtänden in den Tagen Platon's ihm ſo bekannt und womöglich noch beſſer bekannt als ſie es der Mitte des 19. Jahrhunderts ſein können.

Nun noch ein Wort in Bezug auf Hegel, d. h. wohlzumerken, den in die „Gloſſen über Politik" hineingezogenen Hegel. Die Stelle S. 7 ſcheint eine von denen zu ſein, wo den ſchweren, ja hin und wieder zürnenden Ernſt des Buchs ein launiger Einfall unterbricht. Dafür zeugt dem Referenten folgende, zuverläſſig treffende Alternative: entweder es hat Hegel nicht mehr ſagen wollen als die Stelle referirt daß Platon geſagt; dann hat ſich durch das allerausſchweifendſte Misverhältniß des Gedankens zu der denſelben auszuſprechen beſtimmten Rede Hegel unter oder vielmehr außer aller Kritik geſtellt, und unbegreiflich iſt es dann, warum nicht längſt den Quandt'ſchen Schriften die Luſt ausgegangen iſt ſich mit Hegel zu befaſſen; oder es hat Hegel Anderes und mehr geſagt als Platon, und dann zählt auch Quandt zu den Vielen deren Verſtändniß Hegel's beſtimmt war ein Misverſtändniß zu bleiben.

Es erwäge jetzt der Leſer wie ſo durchaus leicht verſtändlich für jeden der Sprache Mächtigen Ariſtoteles auseinanderſetzt, was er mit der „Politik" zu leiſten beabſichtige, und zugleich erwäge der Leſer (in den Stand dazu ſetzt ihn ein oben verdeutſcht abgedrucktes Capitel der „Politik"), wie im Gebiete praktiſcher Weltweisheit des Ariſtoteles Argumentationen ſo einfach und ſo klar ſind daß heutzutage ein zweckmäßiger Kanzelvortrag nicht einfacher und klarer ſein könnte, namentlich des Ariſtoteles Sprachſtil ein höchſt gebildeter und darum alles Abſtruſe und nach Schule Schmeckende weitabweiſender iſt; zudem laſſe der Leſer ſich geſagt ſein daß (nach Platon ed. Steph. 17. D.) auch des Sokrates „Worte und Redeweiſe nie andere geweſen als bei denen er auferzogen worden", wie denn der angeklagte Sokrates, nicht anders als wären ſeine Richter (die nicht eben wohl bei ihrer Nachwelt empfohlenen Männer) für hegelianiſirende Worte und Redeweiſen eingenommene Männer geweſen, es im Eingange der „Apologie" entſchuldigt daß in der Vertheidigungsrede er ſich der Sprache des gewöhnlichen Lebens bedienen werde. Nimmt der geneigte Leſer dies Alles zuſammen, ſo wird er mit dem Referenten überzeugt ſein daß Hegel'ſche Ausſprüche und ihnen nachgebildete (S. 280: „Das Schöne iſt die materielle Verwirklichung des Vernünftigen") nicht viel glücklicher zur antiken Philoſophie, inſonderheit aber zu des Ariſtoteles „Ethik" und „Politik" paſſen, als Jakob Böhme's Theoſophie zu dem Euklides. Billigen wird es alſo der Leſer, wenn Referent, der hier die Anzeige beſchließt und dem vielleicht zu lang ausgeſponnenen Ernſte derſelben ein luſtiges Abſchiedswort möchte folgen laſſen, dazu im Intereſſe der beantragten nachträglichen Gloſſen zu des Ariſtoteles „Ethik" die Verwarnung wählt, die Shakſpeare's Mrs. Biron an den übermäßig von philoſophiſchen Studien angezogenen König von Navarra richtet:

> . . . ere you find where light in darkness lies
> Your light grows dark by losing of your eyes.

81.

Die vierzig Veziere oder weiſen Meiſter. Ein altmorgenländiſcher Sittenroman zum erſten male vollſtändig aus dem Türkiſchen übertragen von Walter Fr. Adolf Behrnauer. Leipzig, Teubner. 1851. 8. 2 Thlr.

Der Verfaſſer theilt in der Vorrede mit daß ſeine Arbeit „der erſte Verſuch einer vollſtändigen Ueberſetzung der türkiſchen Redaetion deß altmorgenländiſchen Sittenbuchs der «Vierzig Veziere oder weiſen Meiſter» iſt, der ſehr freien Bearbeitung eines Buchs das durch ſein graues Alter Jedermann Ehrfurcht abgewinnen und deshalb von dem größten Intereſſe erſcheinen muß, weil es außer wenigen Erzeugniſſen ſeiner Art das treueſte Bild gewährt von der Genealogie der Erzählung oder ihrem unaufhaltſamen Laufe von einem Lande zum andern, ja von einem Welttheil zum andern, indem es von Indien ausgegangen, wo es noch als ein kleines Bächlein daniederrann, dann durch Aſiens weite Strecken ſich immermehr weſtwärts ergoß, und wie es durch Jahrtauſende hindurch immer weiter und weiter drang, zu einem Strome anſchwoll, aus dem ganze Menſchengeſchlechter und viele Nationen getrunken haben, und mit dem großen Völkerzuge auch zu uns herüberkam, wo es ſich einen ſo bedeutenden Leſerkreis verſchafft hat daß es in Hinſicht auf Berühmtheit und Größe ſeines Wirkungskreiſes die Heiligen Bücher erreichte, die claſſiſchen aber beiweitem übertraf". Es iſt bekannt daß das Buch von den „Sieben weiſen Meiſtern" im Mittelalter vielfach bearbeitet worden iſt und auch als ein deutſches allgemein verbreitetes Volksbuch exiſtirt. Der eigentliche Quellort dieſer Erzählung iſt unzweifelhaft Indien, und Profeſſor Brockhaus hat in Nr. 242 und 243 d. Bl. f. 1843 dieſe urſprüngliche Quelle näher beſtimmt und ſie zwei Jahre ſpäter auch beſonders mitgetheilt in ſeinen „Sieben weiſen Meiſtern oder Vezieren von Nakhſchebi" aus der achten Nacht der perſiſchen Bearbeitung eines der beliebteſten indiſchen Volksbücher, des «Papageienbuch», von dem genannten Schriftſteller. Die arabiſchen, perſiſchen und türkiſchen Bearbeitungen des Werks ſind zahlreich. Auch nach ſeiner Ueberſiedelung in den Occident hat es im Morgenlande mannichfache neue Geſtaltungen angenommen und iſt dort entweder einzeln vorhanden oder als ein Theil von „Tauſendundeine Nacht". Ins Türkiſche wurde unſer Werk überſetzt von einem gewiſſen Scheichzadeh für den damaligen Sultan Murad II. unter dem Titel: „Die vierzig Veziere", und zwar nach der arabiſchen Bearbeitung: „Vierzig Morgen und vierzig Abende." Der türkiſche Text dieſer Bearbeitung, wie ihn die Handſchrift (Nr. 149) der königlichen Bibliothek zu Dresden enthält, liegt nun der Behrnauer'ſchen Ueberſetzung zu Grunde. Der Ueberſetzer erkennt in der Vorrede mit lobenswerther Beſcheidenheit ſelbſt die Fehler ſeines Werks an, welche in einer gewiſſen Ungleichheit des Stils und in dem Mangel durchgängiger Eleganz beſtehen, während ſeine Vorzüge in dem treuen Feſthalten an dem Original und dem glücklichen Auffaſſen und Wiedergeben ſeines eigenthümlichen Colorits zu ſuchen ſind, abgeſehen davon daß das Unternehmen als ſolches verdienſtlich genannt werden muß und an das Intereſſe des größern Publicums appellirt. Von dieſem Standpunkt aus betrachtet, ſind die „Vierzig Veziere" ein vortreffliches Unterhaltungsbuch.

Den ſummariſchen Inhalt des Werks, die zugrundeliegende Rahmenerzählung geben wir mit Scheichzadeh's Worten an:

„Dieſes Buch hebt an mit der Erzählung von einem Könige, bei welchem die Königin den Prinzen der Untreue angeklagt hatte. Der König gerieth darüber in Zorn und wollte an einem Morgen ſeinen Sohn tödten laſſen. Dieſer König hatte aber nun vierzig Veziere, von denen ein jeder ſich durch die Vortrefflichkeit ſeiner praktiſchen Klugheit ſowie durch die Vorzüglichkeit ſeines Verſtandes auszeichnete und den Ruf eines glücklichen Rathgebers und gewandten Anordners beſaß. Ihren Wink hielt der König für heilbringend und in allen Arten von Angelegenheiten war die Rede eines Jeden von ihnen förderlich; denn ein Jeder von ihnen beurkundete Scharfſinn und verſtand ſich auf die Rede. Alle Morgen gaben dieſe Veziere dem Könige Rathſchläge, beruhigten des Königs Gemüth durch eine Erzählung und befreiten für jenen Tag den Prinzen. Auf der andern Seite brachte nun die Königin mit Gezänke und Geflüſter eine Erzählung und bethörte dadurch des Königs Verſtand. Wiederum ließ der König ſeinen Sohn am andern Morgen kommen um ihn tödten zu laſſen; aber nach vierzig Tagen ging der junge Mann als wahrhaftig hervor, und die Königin ſich als lügneriſch erweiſend erhielt ihre Strafe. Die erſte Erzählung ſetzt die zwiſchen dem Könige, dem Prinzen, der Königin und dem Lehrer vorgefallenen Begebenheiten, worauf in vierzig Tagen vierzig verſchiedene Erzählungen der vierzig Veziere und vierzig verſchiedene Erzählungen der Königin in vierzig Nächten folgen, auseinander."

Das ſind die ſtets in gleichen oder ähnlichen Figuren wiederkehrenden Arabesken die ſich um die eigentliche Erzählung ſchlingen, oder vielmehr es iſt die Grundzeichnung auf welche die bunte Märchenmoſaik aufgetragen iſt. Wer erinnert ſich dabei nicht an das den Orientalen ſo naheliegende Schachſpiel? Alle Erzählungen ſind gleichſam Züge der Königin oder Gegenzüge der Veziere um den König matt zu machen oder ſein Mattwerden zu verhindern. In der That beſitzen Se. orientaliſche Majeſtät ein unerſchütterliches Phlegma und repräſentiren aufs würdigſte die Puppenkönige, die täglich ihren Entſchluß zwei mal ändern und immer Demjenigen Recht geben welcher zuletzt geſprochen hat. In dieſem bombardirenden Kreuzfeuer hat die Ueberzeugung Sr. Majeſtät einen ſchweren Stand und ſeine Lage fodert das Mitleid heraus. Jeden Morgen beſteigt der König ſeinen Thron und ſetzt ſich, läßt den jungen Mann herbeibringen und gibt dem Scharfrichter den Befehl ihn zu tödten. Da fährt ihm dann einer der Veziere mit einer Erzählung in die Parade, deren Moral den König warnt und von ſeinem Entſchluſſe abbringt. Abends aber, wenn die Königin ihr Märchen vorgetragen, beſchließt er dann „am nächſten Tage die Sache des jungen Mannes zu Ende zu bringen". Dann ſteht er auf und geht ſchlafen um ſich von ſeinen Regierungsſorgen zu erholen, die beiläufig geſagt ganz und gar in dem Genießen und Verdauen dieſer Erzählungen beſtehen, indem Se. Schlaraffenmajeſtät die übrige Zeit des Tags auf der Jagd zubringen. So puppenhaft-naiv die Rahmenerzählung iſt, ſo naiv ſind auch viele der Geſchichten ſelbſt, und man muß um ſie unbefangen zu genießen ein harmloſes, vor kleinen Cynismen nicht erſchreckendes Gemüth mitbringen. Doch für dieſe ans Burleske grenzende Naivetät entſchädigt theils der große Phantaſiereichthum, der aus unerſchöpflichem Born eine Geſchichte nach der andern ſprudelt und dabei die brillante Scenerie des Morgenlandes und ſein reiches Colorit mit einzelnen draſtiſchen Zügen und Strichen zu benutzen weiß, theils der intereſſante Reflex der auf jede Geſchichte aus dem orientaliſchen speculum virtutis fällt und uns jene feſte, gediegene, in Marmor gehauene Sittlichkeit des Mohammedanismus, die uns freilich vielfach befremdet und von unſern Morallehrern, den Generalpächtern des „Abſoluten", unterſchätzt wird, vor die Augen führt. Die Bezeichnung eines „Sittenromans" iſt daher wol die paſſende, indem ſie den Standpunkt der für den großen Leſerkreis von vorwiegendem Intereſſe iſt ins Auge faßt. Die Anwendung der einzelnen Geſchichten auf die vorliegende species facti, den ſchweigſamen Königsſohn, iſt indeß oft eine mühſelige und bedarf vieler Vermittelungen, ſodaß man deutlich ſieht wie die allmälige Erweiterung des urſprünglichen Kreiſes ſtattgefunden, und es daher einer ſcharfen Analyſe nicht ſchwer fallen dürfte nach der nahen und klaren Beziehung der Geſchichten zur Tendenz des Ganzen jenen eigentlichen Kern herauszufinden, an den die übrigen Erzählungen mit der Zeit gleichſam anſchoſſen. Daß in den Geſchichten ſelbſt die Könige, Veziere und Derwiſche eine große Rolle ſpielen, verſteht ſich ebenſo von ſelbſt, wie daß die redenden Thiere, alle Metamorphoſen und Arabesken der Thierfabel die phantaſtiſche Würze der vorgetragenen Gerichte ſind. Es iſt in der That eine bunte Welt die uns vorgeführt wird, reich auch an Nachtſeiten und Verbrechen, welche indeß hier nicht mit der Salbung criminalrechtlicher Weisheit oder mit den Farben eines Pitaval vorgeführt werden, ſondern über welche die Erzählung leicht und naiv hinweggeht ohne irgend welche Drucker oder Accente darauf zu legen. Die brutale Willkür des orientaliſchen Lebens, welche nur die andere Seite zu jenem Fatalismus iſt der einer vernünftigen, freien Selbſtbeſtimmung im Wege ſteht, tritt uns aus allen dieſen Geſchichten ſehr markirt entgegen, indem der ſultaniſche Despotismus ſeine Reflexe in alle Beziehungen und Kreiſe der Familie wirft. Dabei enthält nun das Werk eine Sammlung jener orientaliſchen Kernſprüche, deren ſittlicher Werth um ebenſo viel tiefer iſt als die lebendige Sitte des jetzigen Mohammedanismus, wie die Kernſprüche des urſprünglichen Chriſtenthums ſittlicher ſind als das jetzige chriſtliche Leben. Eine Auswahl dieſer mohammedaniſchen Sittenſprüche, theils aus dem Koran, theils aus dem Munde des Propheten und anderer gottbegnadigter Männer, iſt in der That in Form und Inhalt gleich erquicklich, weil eine praktiſche Lebensweisheit darin ihre Blüten treibt ohne alle dogmatiſche Treibhauswärme. Die Königin ſowie jeder einzelne Vezier ſchicken ihren Geſchichten regelmäßig einen oder mehre dieſer Sittenſprüche voraus und ſtellen ihren Vortrag damit gleichſam unter den Schutz der göttlichen Weisheit.

Wir wollen den Leſern d. Bl. aus dieſen öſtlichen Lebensblumen zum Schluß einen ebenſo friſchen wie duftigen Blumenſtrauß winden. Manche dieſer Blüten nimmt ſich gewiß in einem modernen Album vortheilhafter aus als die gemachten Blumen der ſentimentalen Putzmacherkunſt, mit denen die neueſten alten Weiber unſerer Literatur die Boudoirs und die Herzen erobern. Auch die gegen die Weiber gerichteten Pointen des Propheten ſind gewiß ein heilſames Gegengewicht nicht gegen „das ewig Weibliche" und ſein unbeſtrittenes Recht, wol aber gegen das „Weibiſche" in allen ſeinen Metamorphoſen. Der Prophet ſagt:

Ich hinterlaſſe nach meinem Fortgang von hienieden keine für die Männer ſchädlichere Pein als die Weiber.

Stehen etwa Diejenigen welche wiſſen und nicht wiſſen miteinander auf gleicher Stufe?

Die Eile iſt Sache des Teufels, aber Beſonnenheit die des Allbarmherzigen.

Ein anſtändiger junger Mann iſt einem unwiſſenden Greiſe vorzuziehen.

Fraget die Weiber um Rath, aber widerſtrebet ihnen.

Wenn es zuläſſig wäre ſich vor Jemandem außer Gott niederzuwerfen, ſo hätte ich den Weibern befohlen, ſich vor ihren Männern niederzuwerfen.

Beweiſe Nachſicht, befiehl das Gute und Schöne und wende dich von den Unwiſſenden ab.

Die irdiſchen Güter der Welt vergehen: ein Atom Verdienſt iſt beſſer als hundert Laſten Gold.

Die Unwahrheit welche Heil ſtiftet iſt beſſer als die Wahrheit welche Unheil ſtiftet.

Ueber jedem Vielwiſſenden ſteht ein Mehrwiſſender.

Sprecht, damit man euch kennenlerne.

Der Mann bleibt unter ſeiner Zunge verborgen.

Was geſchrieben wird, beſteht; was gemerkt wird, entgeht.

Zuerſt den Kamerad und dann den Pfad.

Wer ſich an ſeinem eigenen Verſtande genügen läßt, wird erniedrigt.

Hütet euch vor der Ungerechtigkeit; denn ſie verödet eure Herzen.

Jeder welcher Etwas thut, thut es ganz allein auf ſeine Rechnung.

Gerechtigkeit bei einſtündigem Rechtſprechen iſt beſſer als ein ſiebzigjähriger Gottesdienſt; Ungerechtigkeit aber bei einſtündigem Rechtſprechen macht einen ſiebzigjährigen Gottesdienſt werth- und wirkungslos.

Die Welt iſt Kaufmannsgut, und das beſte dieſer Güter iſt eine brave Frau.

Manch Hohen hat ſein Unverſtand erniedrigt; manch Niedern ſein Verſtand erhöht.

Zu genau rechnen iſt ſtrafen.

Die ſchönſte Eigenſchaft des Gläubigen beſteht darin daß er mit ſeiner Ehehälfte Scherz und Spiel treibe wie ein Kind mit andern Kindern.

Haltet euch feſt an dem Seile Gottes alleſammt.

57.

Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern. Von Ludwig Roß. Mit drei Lithographien. Halle, Schwetſchke u. Sohn. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Wer die von Roß in den Jahren 1840—45 in drei Bänden herausgegebenen „Reiſen auf den griechiſchen Inſeln" mit Intereſſe und nicht ohne mannichfache Belehrung über die Vergangenheit und Gegenwart jener Inſeln geleſen hat, der wird ſein Intereſſe auch dieſen vorliegenden „Reiſen", welche zugleich den vierten und letzten Band jenes Reiſewerks bilden, zuwenden. Der Verfaſſer hofft mit dieſem Bande Das ziemlich erſchöpft zu haben, was er zur Kenntniß der ſo ſehr vernachläſſigten griechiſchen Inſeln, namentlich was den monumentalen Zuſtand der von ihm beſuchten griechiſchen Inſeln betrifft, beizutragen vermocht, hat es jedoch zur vollſtändigen Ueberſicht Deſſen was er auch außer dieſen Reiſen für jene Kenntniß zu leiſten unternommen, für zweckmäßig gehalten, ſeine an verſchiedenen Orten zerſtreut erſchienenen Mittheilungen über die griechiſchen Inſeln in dem Vorworte des vorliegenden Bandes näher zu bezeichnen, und gewiß werden ihm die Archäologen beſonders auch dafür Dank wiſſen. Der archäologiſche Geſichtspunkt iſt natürlich auch bei dieſem vierten Bande der vorherrſchende, und es ſind alſo Inſchriften, Ueberbleibſel alter Architektur und Sculptur, alte Topographie, antike Sagen u. ſ. w. Dasjenige worauf der Reiſende ſein Hauptaugenmerk richtet. Leider iſt die gewonnene Ausbeute nicht ſo bedeutend als ſie wol unter andern Umſtänden hätte ſein können; Vieles der obbemerkten Gegenſtände iſt in Kirchen, Moſcheen, Schlöſſern, Häuſern, Gärten u. ſ. w. verſteckt; aber es iſt ſchwer zu erfragen oder ſchwer aufzufinden, oder der Zutritt iſt ſonſt erſchwert und bisweilen ganz unmöglich. So ward dem Reiſenden der Eingang in die von Türken bewohnten Schlöſſer verwehrt, auch ſonſt die Aufſuchung von Alterthümern und Inſchriften von türkiſchen Gouverneuren, wie von dem auf der Inſel Kos, erſchwert und geradezu verboten; und anderswo trug ungeſchickte Führung und die Einſchüchterung griechiſcher Bauern, nicht die Despotenlaune der Türken, die Schuld. Als einen beſonders despotiſch-launenhaften, abergläubiſch-furchtſamen Türken lernte der Reiſende den Gouverneur der Inſel Kos, Muſtapha-Bei, kennen. Dieſer Türke war dadurch daß ein Deutſcher nach Inſchriften auf der genannten Inſel im Jahre 1843 geſucht hatte ſo ſehr aufgeſtachelt worden, daß er den türkiſchen Führer des Deutſchen hatte zu Tode prügeln laſſen und den Befehl gab, die von dem Deutſchen abgeſchriebenen Steine — „in deren einem Türken faſt abgöttiſch erſcheinenden Werthſchätzung durch die Europäer Muſtapha's Scharfſinn eine der Urſachen des griechiſchen Aufſtandes zu erkennen meinte", — in Stücke zu ſchlagen, ein Vernichtungsurtheil das jedoch nur unvollſtändig vollzogen worden war. Indeß hatte doch der Schrecken des Namens jenes Muſtapha-Bei die Folge gehabt daß die Bauern einige in einem Dorfe der Inſel verborgene Basreliefs dem Reiſenden durchaus nicht zeigen wollten. Freilich war auch dafür jener Muſtapha dem ſcharfen Tadel anderer Türken ſelbſt nicht entgangen. Denn als Roß ſeine Abenteuer mit demſelben dem türkiſchen Gouverneur auf Rhodos, „der ſeinen Stolz darein ſetzte, in den Geiſt der neuen Reformen bereitwillig einzugehen", erzählte, lachte dieſer und ſagte: „Ja, darin erkenne ich ihn; er iſt noch ein alter Eſel von der alten Art."

Der vorliegende Band enthält die Beſchreibung der Reiſen des Verfaſſers nach Kos, Halikarnaſſos, Telos und Rhodos im Jahre 1844 und nach der Inſel Cypern im Jahre 1845. Aus der erſtern machen wir die Archäologen beſonders auf die Mittheilungen über das Mauſoleum bei Halikarnaſſos aufmerkſam; und was die Inſel Cypern betrifft, ſo iſt die Beſchreibung derſelben reich an intereſſanten ſtatiſtiſchen und hiſtoriſchen Notizen. Namentlich auch über die landwirthſchaftlichen Verhältniſſe und den Handel der Inſel erfährt der Leſer manches Neue und nicht Unwichtige. Auch zur Charakteriſtik der frühern türkiſchen Verwaltung aus der Zeit des griechiſchen Freiheitskampfes wird mancher Beleg beigebracht. Die Inſel Cypern befindet ſich ſeit dem Jahre 1571 unter türkiſcher Herrſchaft, aber ſie hat ſeitdem und bis auf die neueſte Zeit an Volkszahl und Wohlſtand abgenommen, auch hier eine Folge der ſchlechten Verwaltung von oben und des zunehmenden Verfalls der türkiſchen Bevölkerung. Bei Gelegenheit der Erwähnung der frühern königlichen Reſidenz in Famagoſta auf Cypern gedenkt Roß auch des mit Säulengängen aus antiken Granitſäulen und mit Brunnen eingefaßten Platzes zwiſchen dem Hofe der Königsburg und der Vorderſeite des ſchönen gothiſchen Doms der heiligen Sophia, der nach Dem was ſich davon erhalten hat „mit den ſchönſten Marktplätzen in den mittelalterlichen Städten Italiens den Vergleich aushalten konnte". „Jetzt aber", fährt Roß fort, „wandelt auf ihm ein Volk, das in ſeiner Verſunkenheit von dem Adel und der Pracht dieſer Bauten keine Ahnung hat. Und ſelbſt der Ausdruck «wandelt» iſt noch zu edel! Auf niedergetretenen Pantoffeln, in zerriſſenen Beinkleidern ſchleichen und ſchlottern die vom ewigen Sitzen und Kauern krummbeinigen Söhne Mohammed's unter dieſen Trümmern einher." Den Helleniſten empfehlen wir Dasjenige was (S. 209 fg.) über die Eigenthümlichkeiten des Dialekts der Cyprier geſagt wird, der wie im Alterthume, ſo auch heutzutage manche Abweichung von der gewöhnlichen griechiſchen Sprache darbietet, und wodurch die Behauptung Schwab's in ſeiner lehrreichen Monographie über Arkadien von der geringen Dialektverſchiedenheit der neugriechiſchen Sprache denn doch einige Modificationen erleiden dürfte. 68.

Der ſociale Roman in England.

I.

Alton Locke, taylor and poet.

Bevor wir uns mit dieſem intereſſanten Romane ſelbſt beſchäftigen, müſſen wir uns erſt Rechenſchaft von den gegenwärtigen Bewegungen in England geben. Was ſeit zehn Jahre die Engländer am lebhafteſten beſchäftigt hat, iſt nicht die päpſtliche Frage, ſondern die Noth einer beträchtlichen Anzahl der Bevölkerung, einer Noth die mit dem Glanze der Nation, der Größe der Induſtrie, den Anſtrengungen des Handels und den Eroberungen auf allen Küſten der Erde wächſt. „Morning chronicle", „Westminster review", „Quarterly review" haben die ſchreck-

liche Wahrheit offen blosgelegt; Whigs und Tories, wenn anders man noch von solchen in England sprechen kann, haben sie erkannt und nach den Ursachen des Uebels geforscht. Parteileidenschaften in socialökonomische Fragen zu mengen, wäre nicht blos ein Unglück, sondern ein Verbrechen gewesen. So haben also Whigs und Tories, High-Church- und Low-Churchmen, Puseyisten und Dissidenten nur an ein Mittel zur Heilung gedacht. Es war nicht leicht, diese verwickelten Ursachen zu erkennen; keine Partei hatte das Unglück verschuldet; Freiheit und Reichthum, guter Volksunterricht, religiöse Erziehung, Wissenschaft waren vorhanden. Woher also das Elend und die Verzweiflung des Arbeiters von Sheffield oder des Bauern von Nottingham? woher die übermäßige und abnorme Entwickelung gewisser Kräfte auf Kosten anderer?

Seit länger denn einem Jahrhundert geht Englands Bestreben nur darauf sich Reichthum zu erwerben. Man vermehrte deswegen die Arbeiter und verringerte die kleinen Grundbesitzer. Die doppelte Centralisation des Bodens in einige wenige Hände und der menschlichen Arbeit in enge Kreise haben Wunder gewirkt. Man hat die Elle Callicot zu zwei Pence fabricirt und die Bebauung des Weizens hat einen unendlich kleinen Aufwand an Arbeit und Geld gekostet. Diese große Benutzung der Handarbeit hat sich auf alle andern Productionszweige verpflanzt. Man hat kolossale Fabriken erbaut, wie für Riesen. In Leeds arbeiten in der Flaxmill-Fabrik der Herren Marshall z. B. 2000 Arbeiter in einem einzigen Saale. Dieses unabänderlich befolgte System hat die gegenwärtige Lage Englands zur Folge gehabt. Die Concentration ist das Haupttriebrad der wachsenden Macht, und nur durch dieses energische Hineinziehen aller Kräfte in einen Mittelpunkt ist England zu dem Handelsplatz der Erde geworden, nur dadurch vermochte es Napoleon zu widerstehen. Allein der Nationalreichthum war mit der Armuth des Einzelnen erkauft worden. Der Landbebauung waren eine Menge thätiger Arme entzogen, die Dörfer entvölkert, die großen Städte überfüllt, ganze Classen von Arbeitern, die je nach den Handelskrisen reichem Wochenlohne oder dem Hungertode entgegensehen, demoralisirt worden. Selbst die Reichen und Mächtigen, die Banquiers, die Kaufleute, Politiker, Gesetzesleute, Pächter, Speculanten konnten sich über die unmäßige Anstrengung aller Federn beklagen. Es ist etwas Eigenthümliches und Schmerzliches in diesem triumphirenden und aufs äußerste angestrengten Volke; Dasselbe befindet sich in dem Elende seiner eigenen Größe. Der träge Aldeano Spaniens und der Facchino Venedigs genießen ihr Leben in ihren kahlen Sierras und in ihren mephitischen Lagunen besser als der erste Lord der Schatzkammer auf den Teppichen seines Hotels und unter den Decken von Westminster.

Woher kommt das? Zu Chaucer's Zeiten war England noch „das lustige", merry England. Unter Karl's II. verwerflicher Regierung schrieb William Petty: „Heutzutage lacht, ißt und trinkt man lustig in England gleich früherhin; Diebe und Bettler vermehren sich nicht, und jeder Engländer der mäßig arbeiten will ist sicher gut zu leben. Der Boden ist gut bebaut; es wird viel gebaut; Brot und Lebensmittel sind billig; die Wohlhabenheit mehrt sich zusehends."

Jetzt ist Alles anders. Die Entwerthung der menschlichen Arbeitskräfte nimmt schreckenerregend zu. Was hilft die Wohlfeilheit aller nothwendigen Lebensbedürfnisse? Wer Nichts hat als seine Arme zum Arbeiten, kann sich kaum nähren, wärmen und bedecken!

In Frankreich ist das Alles anders, denn da sind die Vermögen klein, die Grundstücke zerschlagen, die Manufacturen, Handel und Gewerbe zu wenig thätig im Verhältniß zu den Hülfsquellen. England ist durch die Concentration zum Glücke, Frankreich durch die Zersplitterung zum Ruin gekommen. Aber jenes Glück ist gefährlich, und die Gesetzgeber haben jetzt nur den einen Gedanken, einen Theil der Arme welche durch die Manufacturen in Beschlag genommen sind dem Ackerbau wiederzugeben. Dazu bedarf es aber vor allen Dingen der Beseitigung der sogenannten tenure of land, um die Desmembrirung möglich zu machen und eine Anzahl kleiner Eigenthümer zu schaffen. Nichts ist unangenehmer als die Anwendung derselben Theorie auf Dinge die ohne wirkliche Analogie sind. England und Frankreich können unmöglich miteinander verglichen werden. Und doch geschieht dies alle Tage und würde ohne die Aufklärung welche der Journalismus verbreitet noch weit mehr geschehen. So ward vor kurzem einmal in einer öffentlichen Verhandlung in Paris gesagt, daß in Manchester von 21,000 Kindern die dort jährlich geboren würden 20,000 stürben. Es war dies ein bloßer Irrthum der Ziffern und die Engländer erschraken zu vorzeitig darüber. Die Klage des Arbeiters von Lille hat Nichts mit der des kleinen Pächters von Leeds gemeinsam, das Leben des pariser Studenten Nichts mit dem des heidelberger oder dem des „Fellow" und „Sizar" von Oxford und Cambridge, der pariser Socialist Nichts mit dem Owenist von Manchester.

Diese gegenwärtige Lage Englands ist von Niemand naiver und kräftiger dargestellt worden als von dem Verfasser von „Alton Locke". Dieser Verfasser ist ein ehrenwerther clergyman mit Namen Kingsley. In Gemeinschaft mit einem gewissen Moritz hat er den Grund zu einer Association von Schneidern gelegt, der auf Grundsätzen beruht welche von der strengsten Oekonomiepolitik nicht verworfen werden könnten. Er scheint überhaupt die Schneidercorporation unter seinen besondern Schutz genommen zu haben und hat unter dem Pseudonamen Parson Lot ein Pamphlet unter dem Titel „Cheap clothes and nasty" geschrieben. Unstreitig hat Kingsley ein warmschlagendes Herz und begnügt sich nicht blos mit Rathschlägen, sondern geht auch mit der That voran. Seine Philosophie ist die Carlyle's, als Oekonomist ist er gegen Gewerbefreiheit und vereinigt, so gut es eben geht, die Doctrinen Louis Blanc's mit den Inspirationen Carlyle's. Sein literarisches Talent ist unbestreitbar, seine Schilderungen des Volkselends sind treffend, einige Charaktere mit Meisterhand gezeichnet. Auf den ersten Seiten des Buchs befinden wir uns unter einer Bevölkerung die mit keiner andern der Erde etwas Gemeinsames hat. Das Elend des englischen Arbeiters hat mit seinem geistigen Elende begonnen. Die übermäßige Strenge der ultrapuritanischen Dogmen und Gewohnheiten, die seit Cromwell „die Dissenters" beherrscht, haben einen wesentlichen Einfluß auf ihn gehabt. Des Sonntags zu tanzen, zu lachen, zu plaudern, ja nur auszugehen, war seit Calvin ein unerhörter Frevel. Man lese jene Blätter Kingsley's; mit Zittern denkt Alton Locke, welcher seine Geschichte als Selbstbiograph erzählt, noch an das häusliche Gefängniß, an das lange Abend- und Morgengebet, die kalte Stimme, das leblose Auge, die schweigsamen Lippen seiner Mutter. Die eigennützige Heuchelei der Sektirer, ihre Herbe und ihr Stolz, die wilde Strenge ihrer Dogmen hindern das arme Kind am Leben. Es will das Leben genießen wie der gute Gott es gegeben, und versucht mit Thränen in den Augen das Hinderniß zu besiegen. Bald plaudert es mit dem Sperling und der Taube, die sich auf sein Fenster setzen, bald bringt es triumphirend und heimlich eine Blume heim, denn seine Mutter mag die duftenden Blumen und die singenden Vögel nicht leiden.

Die einzigen Gegenden die seine Augen trafen waren die kleinen schlecht gebauten Boutiquen, die kleinen Terrassen, die Gartenvierecke mit ihren Fliederbüschen, ihren Zwergpappeln und ihrem staubigen Taxus, aus denen jede Vorstadt Londons besteht. In den langen Winternächten wurde sein Ohr von dem dumpfen Rollen der Wagen getroffen, die vom Lande kamen, um die schmackhaften Früchte und die duftenden Blumen, die das Kind noch nie in ihrer Natur gesehen hatte, in den verzehrenden Schlund Londons zu bringen. Um vier Uhr, wenn das Gaslicht unter dem bleichen Scheine der durch die Nebel dringenden Morgensonne matter zu werden begann, näherte sich das Kind dann dem Fenster und betrachtete mit Neid die Freiheit der Pächter und ihrer Frauen, die auf den Markt fuhren. Die große Stadt erdrückte Alton, Rauch und

Nebel erſtickten ihn; er empfand überall nur Leiden, er kränkelte. Dieſe phyſiſchen Reſultate der Anhäufung der Menſchen in großen Städten haben mit der Verfaſſung Nichts gemein. Der freie Bürger von England wird von Jugend auf von Krankheit und von Schmerzen befallen. Der Ruſſe und Tatar, die als Sklaven geboren werden, kennen keines von beiden.

Seine Mutter ließ es Allon an Nichts fehlen, um ihn Ergebenheit in ſein Loos zu lehren. Eine echte Puritanerin, entſchloſſen, ſyſtematiſch, unerbittlich gegen das Unglück und ſich ſelbſt, eiſig-kalt in ihrer Pflicht, wies ſie ihn allein auf den Willen Gottes hin. Zu dem armen Kinde, welches ſeine Mutter noch nie hatte lachen hören und welches die Sperlinge und die Tauben, wenn ſie fortflogen, mit neidiſchen Augen betrachtete, ſprach ſie: „Gott macht was er will, du haſt dein Kreuz wie ich das meinige. Du biſt krank, Gott will es. Wir ſind alle Kinder des Zorns und des Teufels; ich wage nicht Gott für dich zu bitten; das hieße Gott beleidigen. Weiß er nicht, ob du künftig gerettet oder verdammt ſein wirſt? Habe ich ein Recht, Gott um eine Gnade zu bitten die er nicht freiwillig geben will?"

So erſcheint die eigentliche Bevölkerung, aus welcher der engliſche Chartismus entſtanden iſt. Die Vorbeſtimmung, das Dogma Cromwell's hat ſie gebildet. Sie haßt die Könige von Grund der Seele aus, aber ſie liebt die Ordnung, die Macht. In der Republik würde ſie dieſelbe Achtung vor dem Geſetz, der Pflicht, der oberſten Gewalt haben wie unter der Monarchie. Der Geiſt der Kritik treibt ſie nicht, an Nichts zu glauben, ſondern Das zu ſuchen an was ſie glauben und ſich halten muß. In Frankreich dagegen iſt kein Bourgeois oder Edelmann der nicht etwas Oppoſitionsgeiſt beſäße. In England kein Chartiſt der nicht eine ſtarke Regierung haben wollte.

Die Mutter hatte einen kleinen Kaufmann geheirathet, der in ſeinem Geſchäft unglücklich war und ihr nur wenig hinterlaſſen hatte. Wie alle rechtſchaffenen und unglücklichen Leute hatte ſie das Glück des Laſters in dieſer Welt mit der ewigen Güte Gottes verglichen. Sie hatte den härteſten Schluß daraus gezogen und betrachtete die Menſchen ſeit dem Sündenfalle Adam's als Söhne des Teufels, das Leben als eine nothwendige Sühne, die Welt als eine vorläufige Hölle. So war ſie zu den Baptiſten übergetreten, die es für ein Verbrechen halten, kleinen Kindern das Zeichen der Sühne zu geben. Sie ließ nur die freiwillige Taufe, die Frucht perſönlicher Ueberzeugung zu. Sie hatte die kriegeriſchen Erinnerungen ihrer Vorfahren aus Cromwell's Zeiten nicht vergeſſen und erzählte ihren Kindern, wie der Ahnherr, ein kleiner Pächter bei Cambridge, unter Karl I. auf eigene Koſten ausgerüſtet mit ſeinen ſieben Söhnen ausgezogen war, um die Könige und die Amalekiter mit dem Schwerte des Herrn und Gideon's zu ſchlagen. Die Kinder, der kleine Alton Locke und ſeine Schweſter Suſanne, zitterten, wenn ſie dann von den Verurtheilungen der Sternkammer, den Märtyrern und den Schlachten bei Naſeby und Sedgemoor berichtete. Die Bibel auf den Knien vermengte ſie die engliſchen und bibliſchen Könige, David mit Cromwell, Saul mit Karl I.

Des Sonntags mußten die Kinder unverſtändliche Predigten mit anhören; des Abends gingen ſie mit der Mutter in den Straßen „Babylons" ſpazieren, oder die Prieſter ihrer Sekte nahmen eine Taſſe Thee bei der Mutter ein und erſtaunt horchten die Kinder auf die Geſpräche über die andere Welt. Der Kleine hielt das Chriſtenthum allmälig für eine Art Magie, um gegen einen Scheiterhaufen, Hölle genannt, zu ſchützen, und legte einmal den Finger ins Feuer, um ſich einen Begriff von den Qualen zu machen die ſeiner warteten. Die Mutter bemerkte es und es entſpann ſich ein theologiſcher Streit, in welchem das Kind behauptete, wenn Gott die Weiſen mit der Hölle ſtrafe, ſei er der Teufel. Der mütterliche Beweisgrund war die Peitſche. Später einmal beging er einen kleinen Fehler und die Mutter jagte ihn fort.

„So", erzählt er ſelbſt, „hatte mich denn meine Mutter verſtoßen. Nicht aus Härte, ſondern aus Glaubensüberzeugung. Durch Familientradition war ſie in den ſtrengen Grundſätzen erzogen worden, deren Opfer ich wurde. Bei ihr war keine Nachſicht, keine mütterliche Verzeihung, bei mir keine kindliche Demuth. Gott weiß daß ich ſie nie vergeſſen habe; früh und Abends war ſie in mein Gebet eingeſchloſſen; ich bin ſicher daß von ihrer Seite heimlich Thränen über mich floſſen. «Der Verdammte», wie ſie mich nannte, hätte ſein Leben für ſie gegeben. Ich glaubte mich gemishandelt; überzeugt von meinem Genie und unzufrieden mit meiner Lage hielt ich mich für einen Märtyrer. Die gute Alte, die es für ein unſühnbares Verbrechen hielt, des Sonntags nicht in die Kirche zu gehen, ſchien mir eine Verfolgerin. Als ich den Tod meiner Mutter erfuhr, begriff ich die Dinge wie ſie waren, meine Eitelkeit verſchwand; mit vielem Schmerz betrat ich die grau ausgeſchlagene Kapelle, wo der Leichendienſt ſtattfand. Der presbyterianiſche Prieſter betrachtete mich mit Blicken voll Verachtung und Haß. Suſanne, meine Schweſter, war ein großes, hübſches Mädchen geworden, zurückſtoßend durch die Härte ihres Ausſehens, mit dem bittern Lächeln Derjenigen die ſich erlaubte Vergnügen verſagen und Andern ſie misgönnen. Die übrige Verſammlung entſprach dem. Die Erinnerungen meiner erſten Kindheit überwältigten mich. Die Bitterkeit und der Haß meiner Umgebung machten dieſe Gedanken an die mütterliche Liebe noch fühlbarer. Der Prieſter beſtieg die Kanzel und zwang mich den Todeskampf meiner Mutter und meine eigene Verſtoßung anzuhören. Die Zufriedenheit, mit der dieſer Mann die Qualen der Hölle ausmalte, hatte etwas Schreckliches; die Hölle war mit den Seelen kleiner Kinder gepflaſtert. Als Alles vorbei war, ſagte meine Schweſter mir kalt Lebewohl, legte einige Noten und Papiere, die meine Mutter mir vermacht hatte, in meine Hände und ich ward als Erbe einiger Mobilien proclamirt, die ihr angehört hatten. «Dies Alles gehört Ihnen», ſagte ich zu Suſanne — und ging verzweiflungsvoll fort, denn ich fühlte daß nichts Gemeinſames mehr zwiſchen mir und Denen war die in derſelben Kapelle gebetet hatten, gleich als ſei das Zeichen Kain's auf meine Stirn gedrückt geweſen."

Seltſam! Dieſe ſtrengen Lehren der Vorherbeſtimmung zum Unglück haben England ſo groß gemacht, weil ſie es den Widerſtand und den Kampf lehrten.

Man darf indeß nicht zu weit gehen und von dieſem Beiſpiele darauf ſchließen daß alle Volksclaſſen Englands dieſem Typus gleichen. Das aber läßt ſich nicht leugnen daß im Allgemeinen die religiöſen Anſichten und beſonders das Dogma der Vorherbeſtimmung einen großen Einfluß gehabt haben. Auch in Frankreich läßt ſich ein gleicher allgemeiner Einfluß beobachten, aber ein durch entgegengeſetzte Mittel genährter. Hier iſt es das Melodrama der Boulevards, das poſſenhafte Lied, der abenteuerliche Roman, welcher den Arbeiter verdirbt und in ihm den allgemeinen Geiſt der Negation und des Zweifels erzeugt.

Die bibliſche Erziehung Alton Locke's, die beſtändige Lectüre der Pſalmen und der Erzählungen der Apoſtel hatten einen ſolchen Einfluß auf ſeinen Geiſt gehabt daß dieſer zum praktiſchen Leben ungeeignet geworden war. Dafür hatte er nicht blos den Keim des Schriftſtellers, ſondern auch des lyriſchen und dithyrambiſchen Dichters in ſich. In der elenden, dumpfen und feuchten Wohnung träumte er von dem Lande Judäa und hielt die Wolken über ſich für die Wolken die aus dieſem Lande kamen. David, der Hirtenknabe, ward ſein Ideal. „Eines Tages", erzählt er, „hielt ich mich für David und machte eine Schleuder, in die ich einen Penny ſtatt eines Steins legte; ich wollte die Kunſt, den Goliath zu tödten, üben und warf dem Nachbar ein Fenſter ein. Dieſer beklagte ſich bei meiner Mutter und acht Tage lang ging ich ohne Abendeſſen zu Bett." Da er dachte daß es weniger gefährlicher ſei, die poetiſche Inſpiration des prophetiſchen Königs nachzuahmen als Rieſen zu tödten, ſo machte er ſich daran Pſalmen zu dichten.

Eines Tages hörte die Mutter die Kinder eine Hymne ſingen, die ſie nicht kannte. Sie war von Alton Locke und begann mit den Worten: „Chriſtus liebt alle Kinder, die kleinſten und die größten.“ Alsbald wurden drei puritaniſche Geiſtliche herbeigerufen und die arme Frau darbte ſich drei Tage Milch und Zucker ab, um ſie dieſen vorzuſetzen, welche das „auserwählte Gefäß“ beurtheilen ſollten. Aber leider widerſprach der Pſalm einem Grunddogma der Kirche, die an „eine kleine Zahl Auserwählter glaubte“, an eine „beſondere Erlöſung“, wonach alſo Chriſtus nicht „Kleine und Große“ lieben konnte. Man kam daher überein daß der Knabe nicht zum Miſſionar beſtimmt werden ſolle, ſondern ſein Onkel über ſein Schickſal entſcheiden möge.

Dieſer Onkel war ein bürgerlicher Ariſtokrat. Krämer wie ſein Bruder, hatte er die Witwe ſeines Kaufherrn geheirathet, ein bedeutendes Vermögen ererbt und war einer der reichſten Colonialwaarenhändler der City. Er hatte ſich ein hübſches Landhaus gekauft und ſchickte ſeinen Sohn in das Königliche Collegium, um ihn für Oxford vorbereiten zu laſſen. Welch ein Unterſchied dieſer beiden Geſchwiſterkinder!

„O wie mein Onkel ſich ſchön ausnahm in der ſammtenen Weſte mit der dreifachen goldenen Kette! Seine kleine Stirn zierten fein blonde Locken, die der Friſeur kunſtreich geordnet hatte! Mit welcher adeligen Majeſtät antwortete er meiner Mutter, die ihn für ihren Sohn bat! Meine Mutter weinte während des langen Geſprächs. Sie ſagte mir, als ihr Schwager ſich entfernt hatte, daß ich zu einem Schneider kommen ſolle und der Onkel das Lehrgeld bezahlen werde. Eine bemerkenswerthe Freigebigkeit dieſes Gliedes unſerer Familie, welches drei Pferde im Stalle hatte und einen franzöſiſchen Koch ſehr theuer bezahlte.“

Sein künftiger Principal iſt ein marchand-tailleur im Weſt-End, der ihn alsbald in eine enge Werkſtatt weiſt, wo ein Dutzend Menſchen inmitten eines erſtickenden Qualms und Geruchs arbeiten, bleiche, abgehärmte Geſtalten. Er wird einem von ihnen, Croſſthwaite, zur beſondern Belehrung übergeben. Seine jetzige Umgebung iſt cyniſch, gottlos. Seine Mutter hat ihn gelehrt daß Gott keine Liebe für ihn habe, und ſeine Genoſſen fodern ihn auf ſeine Mutter zu verſpotten. Nur Croſſthwaite macht eine Ausnahme; wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

Der kleine David befindet ſich nicht wohl in ſeiner Werkſtätte. Alle Tage, wenn er ſich dorthin begibt, bleibt er an dem Laden eines Antiquars ſtehen und lieſt in alten Scharteken und guten Büchern, was ihm eben in die Hände kommt. Allmälig wird er mit dem alten Antiquar Sandy Mackaye bekannter und dieſer leiht ihm nicht allein Bücher, ſondern gibt ihm auch Rathſchläge. Leider werden die heidniſchen Bücher von der Mutter entdeckt; man ruft die Prieſter zuſammen und es wird Rath über den Gottloſen gehalten. Mackaye räth ihm ſich zu fügen, „denn ohne Gehorſam werden auch dieſe Bücher wahrlich wenig helfen“. Endlich kommt aber der Sturm doch zum Ausbruch; er widerſetzt ſich ſeiner fanatiſchen Mutter einmal, hält ihr vor daß er ſeinen ganzen Gehalt ihr ja gebe, und bittet ſie ihn mit ihren religiöſen Vorurtheilen zu verſchonen. Sie verſtößt den „Ungläubigen“, den „Gotteslaſterer“, wie ſchon oben geſagt wurde, und er findet eine Zufluchtsſtätte bei dem alten Mackaye, der, obwol nicht ganz zufrieden mit dieſem Ausgange, ihm doch ein Bett gratis in ſeiner Wohnung gibt.

Sandy Mackaye iſt eine der ſeltenſten und intereſſanteſten Figuren der modernen Welt. Dieſe Art Menſchen ſtirbt jetzt allmälig aus; er ſelbſt ſtirbt am Tage vor dem 10. April 1848, dem Tage des berühmten und letzten Chartiſtenaufzugs. Was ſollte er auch inmitten dieſer unruhigen, beweglichen, ſtürmiſchen Generationen, wie heutzutage Europa ſie darbietet? Mackaye vereinigt den Charakter des 18. und 19. Jahrhunderts in ſich; er iſt ein Revolutionnair von altem Schlage, er reicht bis zu Hampden, Milton, Cromwell herauf, bis Cobbett, Burns und Cartwright. Der Radicalismus iſt ihm mit der Muttermilch eingeflößt worden; er iſt ein lebendiges Beiſpiel von Dem was die revolutionnairen Doctrinen im Anfang waren, wo ſie noch von verſtändigen, guten und ſtarken Köpfen gepredigt wurden und noch nicht durch Narren, Verbrecher und Wahnſinnige entſtellt waren. Er hat trotz alle Dem was er geſehen den Glauben noch nicht verloren; aber die Zeit ſchreitet vorwärts; ſeine Meiſter ſind alle geſtorben und er, ihr Schüler, iſt allein noch geblieben inmitten eines Geſchlechts das ganz andere Lehrmeiſter gehabt hat. Auf ſeinem Wege zum Grabe hat er alle Syſteme des 19. Jahrhunderts in ſich aufgenommen; er iſt Phrenolog, Magnetiſeur, Chartiſt. Dieſe Doctrinen haben durch die Länge der Zeit ſich ſeiner bemächtigt, wie das tropfende Waſſer den Stein aushöhlt. Er iſt ſkeptiſch, aber ohne gottlos zu ſein; ſein Skepticismus verwahrt ihn gegen gefährliche Neuerungen, wie er ihn gegen das Veraltete ſchützte.

Croſſthwaite iſt mit ihm bekannt geworden und Mackaye liebt es, ſich mit dieſem und Alton zu unterhalten, ſie zu belehren. Als er auf ſeinem Todbette liegt und erfährt daß die Männer der phyſiſchen Gewalt (physical-men) Brand, Plünderung, Vitriol, zerbrochenes Glas den Chartiſten angerathen haben, kennt ſeine Wuth keine Grenzen. Er gibt ſeinen beiden Freunden die trefflichſten Lehren und warnt ſie vor jedem Gewaltſchritt.

Der dritte Hauptcharakter iſt der John Croſſthwaite's, des Chartiſtenarbeiters. Er iſt weniger anziehend, weniger original als der Mackaye's, aber ebenſo ſcharf gedacht. Croſſthwaite iſt in der Unwiſſenheit geboren und erzogen, aber er verlangt nach Licht, nach Belehrung, und mit Gier ſtürzt er ſich auf Alles was ihm Belehrung verſchaffen zu können ſcheint; jedes Syſtem, jede Doctrin die ihm aufſtößt ſucht er zu erfaſſen, aber er vermag es nicht; ſo oft er das Licht ergreift, ſo verlöſcht er es durch ſeine Haſt wieder. Wie Vielen geht es nicht ebenſo!

Alton iſt bei Mackaye. Er ſucht ſeinen Onkel für ihn zu intereſſiren, aber dieſer läßt ihm bei ſeinem Beſuche nur ein Fünfſchillingſtück zurück. Der Sohn des Oheims, George, iſt vom Vater für die Kirche beſtimmt, er iſt egoiſtiſch, intriguant, alſo verſchwenderiſch mit ſeiner Freundſchaft und fällt Alton um den Hals, überhäuft ihn mit Schmeicheleien und ſchlägt ihm einen Beſuch der Galerie von Dulwich vor, was Alton mit großem Danke annimmt. Während er hier ein Gemälde von Guido Reni betrachtet, den heiligen Sebaſtian, ſpricht plötzlich eine weibliche Stimme neben ihm: „Sie ſcheinen ſich für das Gemälde ſehr zu intereſſiren.“ Es knüpft ſich ein Geſpräch an, und Alton muß bekennen daß er nicht weiß was das Gemälde vorſtellt. „Da Lillian den Heiligen genannt hat, mag ſie auch die Geſchichte dazu erzählen, lieber Onkel“, ſpricht eine zweite Dame zu einem alten Herrn der beide Damen begleitet. Die Erſcheinung verſchwindet, Alton bleibt im Herzen getroffen ſtehen. Auch George hat Lillian ſchön gefunden, er zieht Alton mit ſich fort und merkt ſich das Wappen des Wagens, um künftighin das Abenteuer einmal fortſetzen zu laſſen.

George erblickt Lillian in der That wieder und auch Alton ſieht ſie in Cambridge im Hauſe des Doctor Winnſtay. So nämlich hieß der Vater der ſchönen Lillian und der Oheim Eleonorens Staunton, der zweiten der beiden Damen der Galerie von Dulwich. Alton war auf folgende Weiſe nach Cambridge gekommen.

Sein Principal Smith war geſtorben und ſein Sohn benutzte dieſe Gelegenheit die Arbeitslöhne niedriger zu ſtellen. Die Meiſten fügten ſich; nur Alton und Croſſthwaite weigern ſich den neuen Bedingungen ſich zu unterwerfen. Dies iſt entſcheidend für Alton; er wird Chartiſt und begleitet Mackaye und Croſſthwaite zu den Abendverſammlungen dieſes berühmten Vereins. Das Capitel worin dies erzählt iſt heißt: „Wie man Chartiſt wird.“

Indeſſen hat Alton einen Band volksthümlicher Lieder unter dem Titel „Geſänge des großen Wegs“ gefertigt, weiß aber noch nicht wie er ſie veröffentlichen ſoll. Mackaye räth

ihm, ſeinen Couſin George für Subſcribenten ſorgen zu laſſen und deshalb zu ihm zu gehen. In Cambridge öffnet ein Zufall ihm das Haus, wo ſeine Heißgeliebte wohnt. Ein Reiter wirft Alton um und unter Gelächter fällt dieſer in den Fluß. Wüthend erhebt er ſich und ſchleudert dem Lord Lynedale, der ihn um Entſchuldigung bittet, das Wort „Ariſtokrat" ins Geſicht. Allein dieſer iſt halb aus Ueberzeugung, halb aus Berechnung Demokrat und gedenkt eines Tages der Mirabeau ſeines Vaterlandes zu werden; er trägt es Alton nicht nach und ſtellt ihn dem Doctor Winnſtay als einen zukünftigen großen Dichter dar. Hier findet Alton die ſchöne Lillian wieder, ein etwas frivoles und ziemlich gebildetes Mädchen, deren moraliſche Eigenſchaften mit der heftigen Liebe Alton's keineswegs harmoniren. Eleonore Staunton, Lord Lynedale's Braut, ſucht Alton vor den Gefahren ſeiner Leidenſchaft zu warnen und tadelt Lillian wegen ihrer Coquetterie, die dieſe für unſchädlich hält. Eleonore iſt eine verſtändige Frau, ſie protegirt Alton bei dem Doctor Winnſtay, und dieſer ſammelt Subſcribenten für ihn unter der Bedingung daß dieſer einige Härten ausläßt; endlich iſt der Augenblick gekommen und Alton kehrt zum alten Mackaye zurück.

Hier erfährt er den Tod ſeiner Mutter; ſeine Schweſter, ſeine Glaubensgenoſſen verſtoßen ihn, und da er ſich aller Subſiſtenzmittel beraubt ſieht, muß er ums Brod in ein chartiſtiſches Journal ſchreiben, welches von einem Irländer O'Flyn redigirt wird. Dieſer, ohne gerade ein Verbrecher zu ſein, hat nach einem abenteuerlichen Zigeunerleben endlich den „Wöchentlichen Schlachtruf" geſtiftet; er, der Volksfreund, befiehlt Alton tyranniſch, Artikel über die Univerſität Cambridge zu ſchreiben, und verſtümmelt dieſe durch Einmiſchung von Heftigkeiten die Alton ganz fremd ſind. Es kommt zu einer Scene; Alton droht ſeine Schliche bekannt zu machen und beſchuldigt ihn das Volk zu verderben, indem er ihm empfehle, die Romane Eugen Sue's zu leſen. Alton findet in anderweiten Journalen Unterhalt und beſſere Arbeit, als er plötzlich in dem „Schlachtruf" ſein ganzes Leben bis auf das kleinſte Detail wiedererzählt findet. Woher kam dieſer Streich?

Alton hat, von der Liebe geblendet, nicht bemerkt daß ſein Couſin George von Lillian geliebt wird. Als er das verhängnißvolle Geheimniß entdeckt, fährt er gegen George auf, der ihm mit Sarkasmen antwortet und ihm ſeine Thorheit und was er ihm ſchuldet vorwirft. Eleonore Staunton kommt ihm wohlthuend zu Hülfe und gibt ihm das wenige Geld was ihm George einmal geliehen hat. Der Dichter ſieht Lillian ein letztes mal; es iſt ſein letzter Triumph und ſein letztes Glück. Den Tag darauf erfährt er daß Lord Lynedale durch einen Sturz vom Pferde geſtorben iſt und daß das ganze Haus London plötzlich verlaſſen hat. „Das war am 1. Juni 1845", erzählt Alton „und ich habe Lillian erſt wieder geſehen am 10. Juni 1848. Soll ich meine Lebensgeſchichte während dieſer Zeit niederſchreiben?"

Eine traurige Geſchichte! Um ſich bei ſeinen Geſinnungsgenoſſen zu rechtfertigen, die ihn der Ariſtokratie beſchuldigen, ſeit O'Flyn entdeckt hat daß er in die Unterdrückung und Verſtümmelung einiger ſeiner Gedichte gewilligt, wohnt Alton einem Monſtermeeting bei, zu dem zahlreiche Landbewohner berufen ſind. Die Köpfe erhitzen ſich, die Worte glühen; aus dem Meeting wird eine Emeute, ein Brand aus den chartiſtiſchen Reden. Ein Schloß in der Nähe wird geplündert und Alton eingekerkert; er iſt nahe daran gehängt zu werden, als ein Zufall ſeine Unſchuld beweiſt und er mit drei Jahren Gefängniß davon kommt; allein die Erinnerung an Lillian iſt grauſamer als der Kerker. Während ſeines Proceſſes ſieht er das leichtſinnige und egoiſtiſche Mädchen unter den Zuſchauern ſitzen und mit einem jungen Manne plaudern. Im Gefängniß geht ſein Fenſter auf eine Kirche, welche neu erbaut wird und bald fertig iſt; jeden Tag glaubte er die ungewiſſen Schatten George's und Lillian's darin eintreten zu ſehen.

Endlich iſt ſeine Gefangenſchaft beendet und daſſelbe Bild verfolgt ihn unaufhörlich inmitten der chartiſtiſchen Agitationen und der politiſchen Bewegung von 1848. Endlich vernimmt er eines Tages, am 10. April, von Eleonore Staunton, die ihn abhalten will ſich mit in die Emeute zu ſtürzen, daß George Lillian heirathen wird. Wüthend ſtürzt er ſich in die Menge hinein; aber der Aufruhr misglückt und vergeblich ſucht er den Tod. Den Tag darauf ſchleicht er, wahnſinnig vor Wuth und Eiferſucht, in das Haus George's und überraſcht die Liebenden in einem zärtlichen Geſpräche und ſich küſſend. Dieſer Anblick ſteigert Alton's Wuth aufs höchſte, er läßt ſich aus dem Hauſe ſeines Couſin werfen und kehrt mit einer Gehirnentzündung heim, die er ſich bei dem Beſuche der verpeſteten Wohnung des Sweater Jemmy Downes geholt hat.

Nach einem langen Krankenlager kommt er wieder zu ſich und bemerkt die edle Eleonore, die an ſeinem Lager ſitzt. George iſt todt, er iſt an einer anſteckenden Krankheit geſtorben, die ſich durch ſein Hochzeitskleid erzeugt hat, welches er bei dem ſchändlichen Downes gekauft hatte. Lillian iſt alſo frei! Aber Eleonore läßt ihn hören daß Lillian ſeiner nicht würdig iſt, und bringt ihn dazu Croſſthwaite nach Mexico zu begleiten; dieſer iſt vom alten Mackaye unter der Bedingung zum Erben eingeſetzt worden daß er ſieben Jahre lang in Amerika zubringt. Alton reiſt ab, aber ſeine Geſundheit iſt von den vielen körperlichen und geiſtigen Leiden untergraben und er ſtirbt im Angeſichte von Texas, indem er die Neue Welt grüßt:

„Ja, ich habe das Land geſehen. Wie einen Purpurſtreifen an dem vom Sonnenlichte vergoldeten Meeresufer, zur Stunde, wenn der Tag ſtirbt, habe ich ſie fern am Horizont geſehen, die junge, freie, große, neue Welt mit ihren Bäumen, ihren Blumen, ihren Thieren, ein unbekanntes Schauſpiel, Wunder und Freuden die ich nicht ſehen werde."

„Nein, ich werde die Erde nicht erreichen; ich fühle daß ſie mir entgeht und vor mir hinflieht. Von Tag zu Tage ſchwächer werdend, mit blutender Bruſt und ermatteten Gliedern bin ich auf den unſichtbaren Pfaden des Oceans gerißt. Das Eiſen hat zu tief in meine Seele eingeſchnitten!"

„Lacht! ihr Glücklichen, die ihr Aegypten und das Land der Knechtſchaft verlaſſen habt, die ihr entflohen ſeid aus der gräßlichen Einſamkeit der Sklaverei und der Concurrenz, der Workhouses und der Gefängniſſe, um in dies gute und reiche Land zu kommen, wo die Bäche mit Honig und Milch fließen, wo ihr euch unter den Feigenbaum und unter den Weinſtock ſetzen werdet und eure Kinder betrachtet, die kein Fluch mehr für euch, ſondern ein Segen ſind! O England, hartes Vaterland, wann wirſt du wieder jung werden?" So ſtirbt Alton.

Das Buch iſt zuſammenhangslos, aber gleichwol wichtig für die Sittengeſchichte des 19. Jahrhunderts. Die Fabel iſt ſchwach, romanhaft und paßt wegen ihrer Unwahrſcheinlichkeit nicht zu den Schilderungen der wirklichen Volksſcenen, des techniſchen Details, der Erzählung von den Leiden, dem Elende und dem Aufruhr, in welchem der Verfaſſer ſich gefällt und in denen er vortrefflich iſt. Es iſt ein Buch, deſſen Enſemble Nichts taugt, in welchem aber jedes Detail ausgezeichnet iſt.

Wir geben zum Schluß noch die Schilderung eines „Sweater", der ſchon einige male erwähnt wurde. Kingsley hat in ſeinem Pamphlet „Cheap clothes and nasty" uns die Art und Weiſe auseinandergeſetzt wie das abſcheuliche Gewerbe eines Sweater betrieben wird. Es gibt in London zwei Arten Schneider. Die einen, die ehrenwerthen, laſſen gegen genügenden Lohn in ihren Etabliſſements arbeiten; die andern, welche blos einen Laden haben und durch den Sweater arbeiten laſſen, gehören meiſt dem habgierigen Stamme der Juden an. Dieſe Sweater werben die brotloſen Arbeiter an, denen der Hungertod bevorſteht. Da die Preiſe, welche die letztern erhalten, zum Lebensunterhalt nicht ausreichen, ſo ſind ſie bald dem Sweater ſchuldig, und da ſie ſich von dieſer Schuld nicht befreien können, ſo leben ſie in engen Sälen eingepfercht, mitten unter den Reſten und dem Schmuz, der ſich reißend ſchnell in den Werkſtätten anhäuft; halb nackt, hungernd haben ſie keine Ausſicht, ihrem

Tyrann zu entfliehen. In dieſen Höhlen werden die wohlfeilen, aber *„ekelhaften"* Kleider, wie die engliſchen Schneidergeſellen ſie nennen, verpeſtet und bringen das Fieber und den Tod mit ſich. George iſt in einem ſolchen Kleide geſtorben. Die anſteckenden Miasmen dringen in alle Poren des Tuchs und der Stoffe ein. Alton ſucht in einem ſolchen entſetzlichen Aufenthalte einen ehemaligen Gefährten auf, um ihn zu retten, und erkennt das Geſpenſt welches ihm entgegentritt kaum wieder. Seine Füße und Hände waren ganz aufgeritzt und blutig; er hatte weder Schuhe noch Strümpfe; ſeine Bekleidung beſtand aus einem Hemde und zerlumpten Hoſen und — ſchrecklicher Spott ſeines eigenen Elendes! — auf ſeinen Schultern trug er eine Weſte nach einem neuen Schnitt, die Tags darauf an einem reichen Laden figuriren ſollte. Fünf Monate hatte er in ſeinem Gefängniß zugebracht, ohne die Sonne zu ſehen und ohne einen Biſſen Fleiſch zu bekommen; man hatte ſeit 15 Wochen den „gemeinſamen Anzug" (der reihum angezogen wurde zum Ausgehen) verſetzt, und ſeitdem hatte keiner ſeiner Gefährten die Straße betreten können.

Das Buch ſelbſt iſt antichartiſtiſch; der Verfaſſer warnt das Volk vor dogmatiſchen Illuſionen, den ſchlimmſten von allen; er bittet es ſeine alten Irrthümer wiedergutzumachen, aus der Lehre des 10. April 1848 Nutzen zu ziehen. Er fodert es auf ſelbſt zu handeln und ſelbſt zu ſprechen, jene geiſtigen Sweater, die Journaliſten, welche aus dem Volkselend ein Syſtem, aus ſeinen Thränen eine Tirade machen, um ſich ſelbſt von Tag zu Tag durchs Leben zu helfen, wegzuwerfen. Solange das Volk nicht gelernt haben wird, durch die Beſten aus ſich ſelbſt zu ſprechen, ſolange werden ſeine Reclamationen nicht gehört werden, ſolange wird es bekämpft werden.

Mit den franzöſiſchen ſocialiſtiſchen Schriften hat das Buch Nichts gemein. Es iſt moraliſch, religiös, wenn auch mitunter einige falſche und ſchreiende Züge darin enthalten ſind. Allein vergeblich ſucht man die ſelbſtgefällige Impertinenz, die Liebe für moraliſchen Unflath, welche die Vorzüge und das einzige Charakteriſtiſche der ſogenannten demokratiſchen Romane ſind, die Frankreich vergiften. Die Demokratie Alton Locke's iſt eine Anwendung des Proteſtantismus, nicht eine Nachahmung der franzöſiſchen Doctrinen. Er fodert das Volk auf, die Geſellſchaft durch die eigenen Tugenden zu beſiegen; das Beil, der Brand und das Blutbad werden von ihm verflucht; die innere Reformation des Einzelnen ſoll die Reformation der Geſellſchaft herbeiführen. Durch die eigene Regeneration wird die Welt regenerirt werden; durch die Heiligung des eigenen Herdes werden die Menſchen die Könige zwingen, die Kronen vor ihre Füße hinzulegen. Gewiß, das Alles iſt demokratiſch, aber nicht ſocialiſtiſch.

Was ſagen derartige Bücher aber England vorher? Den Verfall, den nahen Eintritt der Republik, des Chartismus, des Socialismus? Mit nichten; aber ſie zeigen an daß das Werk der Revolution von 1688 ſicherlich erfüllt iſt, daß alle Conſequenzen, welche England daraus für ſeine Civiliſation und für ſeine Größe ziehen konnte, gezogen ſind, daß ſie ihr Ziel erreicht hat. Aber die engliſche Conſtitution iſt nicht dem Verfalle reif. Man wird nur erkennen daß jetzt die Zeit gekommen iſt, wo die Wunden, die der Kampf um ſie der Geſellſchaft geſchlagen hat, geheilt werden müſſen. Nicht Coloniſation, Krieg, Diplomatie wird England mehr beſchäftigen, ſondern die Eroberung auf dem Gebiete des moraliſchen und materiellen Wohlſeins. Dieſe Bewegung hat ſchon ſeit langem begonnen. Die alten politiſchen Parteien ſind verſchwunden, da ſie Nichts mehr zu thun haben. Die alten Tories leben als Protectioniſten nur noch infolge einer nationalökonomiſchen Frage; die Whigs verſchwinden tagtäglich immer mehr, ſeit ſie die Conſtitution von 1688 durchgeführt haben. Glückliches England! wo ſelbſt die widerſprechendſten Doctrinen Bauſteine ſind für die moderne Civiliſation! „Alton Locke" iſt ebenſo ein ſolcher Stein wie es die protectioniſtiſchen Forſchungen ſind.

16.

Bemerkungen, veranlaßt durch den Aufſatz: „Die deutſche Sprache und ihre Verderber", in Nr. 28 d. Bl.

Nicht mit Unrecht ſagt der Verfaſſer daß die deutſche Sprache gerade von Denen aufs entſchiedenſte gemishandelt und verderben wird welche die Herrlichkeit und unübertreffliche Heldenkraft dieſer Sprache ſtets im Munde führen. Gewiß haben wir der Deutſchthümelei, welche beſonders nach Napoleon's Sturz ſich gewaltig breitmachte, für die Veredelung und Bereicherung unſerer Sprache nur wenig zu danken; vielmehr brachte das Streben nach Sprachreinigung eine beträchtliche Menge von plumpen, lächerlichen und unſinnigen Ausgeburten hervor, die glücklicherweiſe von guten Schriftſtellern niemals angenommen und vom Volke ganz unbeachtet gelaſſen worden ſind. Die Abgeſchmacktheit jener Neuurdeutſchen wurde nur durch die Grobheit übertroffen mit welcher ſie über alle Andersmeinenden herfielen. Wollte Einer noch fernerhin Billard und Pianoforte ſagen ſtatt der genialen und wohltönenden Ueberſetzungen „Sechslöcherkugelſtoßgrüntafel" und „Leiſeſtarkfingerſchlagtonkaſten", ſo traf ihn als einen fränkiſchen Buben die tiefſte Verachtung der langhaarigen Helden welche in den Jahren 1815—19 dies Deutſchthum in tragikomiſcher Geſpreiztheit darſtellten. Ganz ſo läppiſch treiben es unſere Ultragermaniſten zwar heutzutage nicht; jedoch findet ſich bei vielen von ihnen noch immer eine große Portion ſilbenſtechender Kleinigkeitskrämerei, geſchmackloſer Neuerungsſucht und mitunter eine wirklich unverſchämte Anmaßung, mit welcher ſie der ganzen deutſchen Nation ihre alleinſeligmachende Weisheit aufdrängen wollen. Aus mehren hierfür geſammelten Beweisſtücken wollen wir nur folgendes zum Beſten geben. Ein germaniſtiſcher Doctor in München erleuchtete die Welt in dem „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literatur" mit einem hochwichtigen orthographiſchen Dogma. „Wir helfen uns", declamirt er, „ſchon gegen 300 Jahre mit den Doppelſelbſtlauten **äu** und **eu** in der Schrift, während das Ohr etwas ganz Anderes vernimmt. Dieſe *Lüge* darf nicht länger geduldet werden!" (Iſt es nicht ſchauderhaft daß ein Volk, welches wegen ſeiner Treue und Redlichkeit berühmt iſt 300 Jahre lang beharrlich gelogen hat!) Hierauf wird der ſchreibenden Menſchheit von dem münchener Doctor zu gebührender Nachachtung kund und zu wiſſen gethan, man habe inskünftige unweigerlich zu ſchreiben: **Baüme**, **Fraülein**, **aüßern**, **Faülniß**, **Haüſer** u. ſ. w. Und damit Niemand wage ungehorſam gegen dieſes Gebot zu ſein, ſetzt beſagter Doctor folgenden Trumpf darauf: „Der denkende Schreiber weiß alſo nunmehr wie er zu verfahren hat; dem *Pöbel* hingegen wird Niemand wehren pöbelhaft zu ſchreiben." Hat der gute, kluge und beſcheidene Doctor R. wol bedacht welches Unheil er ſich mit einer ſolchen Aeußerung auf den Hals laden konnte? Vierzig Millionen Deutſche, einſchließlich ſämmtlicher Profeſſoren, Geheimräthe, Generale, Kammerherren, ſelbſt Prinzen und Prinzeſſinnen, mit den Schimpfwörtern „Lügner und Pöbel" zu belegen, das iſt doch ein ſtarkes Stück!

Die in dem obenangeführten Artikel aufgeſtellte Behauptung daß viele Germaniſten unſere Sprache verderben, daß ſie „durch ihre ſchlechte, alles Sprachgefühl verletzende Darſtellung mehr ſchaden als ſie durch ihre ſprachlichen Werke nützen", iſt leider nicht ungegründet, und eine öffentliche Beſprechung dieſes Uebelſtandes erſcheint ganz an der Zeit. Aber auch der Verfaſſer jenes Artikels möge ſich prüfen, ob er ſelbſt in dieſer Sache frei von Irrthum und Befangenheit iſt, ob ſeine Angriffe auf die Deutſchverderber in allen von ihm vorgebrachten Punkten gerechtfertigt ſind, ob nicht z. B. ſeine Verwerfung des Worts „brieflich" grundlos iſt. „Man kann nicht *brieflich* ſagen, nur «in einem *Briefe*», weil Brief auf keinen Gegenſatz hinweiſt." Das iſt eine äußerſt ſchwache Behauptung. Wir empfehlen hierüber Adelung nachzuleſen, der doch auch Etwas von der deutſchen Sprache verſtand und in ſeinem „Gram-

matiſch-kritiſchen Wörterbuche der deutſchen Mundart" S. 2045—48 die Ableitungsſilbe „lich" ſehr ausführlich behandelt. Ferner vermögen wir nicht der über das Wort „unſchön" ausgeſprochenen Verurtheilung beizupflichten. „Unſchön" iſt vollkommen richtig gebildet und in gleicher Weiſe eine Milderung von „häßlich", wie „unfleißig" von „faul". Noch weniger können wir mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, wenn er anräth, die (wol nur in einem ſehr kleinen Theile Deutſchlands vorkommenden) Verſtümmelungen „Apfelkoſe und Fertigoſe" ſtatt Aprikoſe und Virtuoſe nachzuſprechen. Dergleichen Sprachverderbung der ungebildeten Volksſchichten iſt ebenſo wenig nachahmungswerth als die Verſchrobenheit der deutſchthümelnden Gelehrten. 22.

Die Hexenproceſſe zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Wenngleich ſchon im 17. Jahrhundert das Licht der Wiſſenſchaft mildernd in das Dunkel des mittelalterlichen Aberglaubens einbrach und große Naturforſcher wie denkende Philoſophen den Kampf gegen die Gräuel der Hexenproceſſe begannen, ſo dauerte es doch noch ſehr lange bis auch die untern Schichten der Geſellſchaft von beſſerer Einſicht erleuchtet wurden. Der finſterſte Aberglaube des gemeinen Volks blieb von den glänzenden Reſultaten der Wiſſenſchaft unberührt; denn es mußte erſt der Kampf mit den feſtgewurzelten Dogmen der Theologen und dem ſtarren Formelkram einer unwiſſenden und ungebildeten Beamtenwelt ſiegreich ausgefochten werden.

Schon der treffliche Becker (ſtarb 1698) hatte die Nichtigkeit des ganzen Zauberſpuks nachgewieſen, aber erfolglos, weil ihn die Theologen verdammten. Siegreicher trat Thomaſius zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf, und der durch ihn begonnene Kampf ſpann ſich nun rüſtig fort. Es dauerte aber faſt ein Jahrhundert, bis, vom proteſtantiſchen Deutſchland ausgehend, wo namentlich Preußen zuerſt die Hexenproceſſe unterſagte, der Sieg des Lichts und der Wahrheit immer weiter drang und zuletzt die Hexenproceſſe verlacht, ja faſt vergeſſen wurden. Aus der Zeit des Thomaſius haben wir eine Menge Streitſchriften von Theologen und Juriſten, während die Verfolgungen der Hexen ſelbſt und ihre Verurtheilungen noch unter dem Schutz der beſtehenden Geſetze, der ererbten Vorurtheile der Gerichte und dem Beifallsruf des Volks ihren alten finſtern Gang fortgingen. Doch mußte natürlich bei fortſchreitender Bildung und Aufklärung mancher ſkandalöſe Unſinn nach und nach fallen, und die Hexenproceſſe mußten zuvörderſt an Zahl mehr und mehr abnehmen.

Daß nun die höhern Claſſen der Gebildeten ſchon längſt dieſen ganzen Skandal verdammten und die dabei thätigen Gewalten überſahen und verhöhnten, davon gibt uns einer jener geiſt- und geſchmackloſen, nüchternen und geſpreizten Romane aus der Talander'ſchen Periode belehrende Kunde. Derſelbe heißt „Die Liebe ohne Masque, oder Abbildung tugendhafter und untugendhafter Verliebten. Allen honnetten Gemüthern zu einer vergönneten Beluſtigung vorgeſtellt par l'Indifferent." (Leipzig 1722.) Der Verfaſſer ſcheint mit Abſicht die Gelegenheit geſucht zu haben, ſeine und ſeiner Freunde Anſichten und geſammelte Erfahrungen über die unglücklichen Hexen in ſeinen Roman zu verflechten, um dadurch auf einen Theil des Publicums zu wirken, der die Streitſchriften der Theologen und Juriſten nicht las. Er führt nämlich einige junge Edelleute auf der Reiſe nach einem entfernten Landgut durch einen kleinen Ort, wo ſie Tauſende von Menſchen verſammelt ſehen und erfahren daß eine Hexe ſoll verbrannt werden. Sie näherten ſich dem Schauplatz, wo für das peinliche Halsgericht ein Kreis geſchloſſen war, und ſahen wie das arme durch die Tortur zugerichtete Weib dahin geleitet werden mußte. Ihre durch die Peinigung erpreßten Bekenntniſſe mußte ſie unter den Förmlichkeiten des öffentlichen Gerichts hier wiederholen und wurde dann dem Scharfrichter zur Execution übergeben.

Nachdem die Reiſenden von dem ſie umgebenden Volke das unſinnigſte Zeug über die Zaubereien der vermeinten Hexe gehört hatten, begaben ſie ſich in das Wirthshaus, wo ein großer Schmaus gehalten wurde, bei welchem der Guts- und Gerichtsherr mit ſeiner Gemahlin präſidirte. Auch waren der Juſtitiar, welcher das Gericht gehegt hatte, ſowie die Geiſtlichen zugegen, und es entſpann ſich ein Geſpräch, worin die Anſichten über den ſchnöden Unſinn und den Aberglauben der Hexenproceſſe gegen den Juriſten auseinandergeſetzt, von dieſem aber ſolche als geſetzlich und rechtlich vertheidigt wurden. Einer der jungen Edelleute ſagte unter Anderm: „Ich habe dergleichen vor dieſem an andern Orten auch geſehen, wo die Art des Proceſſes wahrlich ſo beſchaffen war daß mir noch davor graut, wenn ich daran denke. Denn man machte aus den allerliederlichſten Kleinigkeiten zulängliche Indicia zur Inquiſition und legte die Inquiſiten dann in die abſcheulichſten Gefängniſſe, um ſie erſtlich desparat zu machen. Unterdeſſen raffte man allerhand Zeug wieder die Inhaſtirten zuſammen und ſuchte durch unverſtändige und falſche Vorſtellungen einige auswärtige Univerſitäten dahin zu verleiten, daß ſie erlaubten allerhand gradus der Marterung mit den Gefangenen vorzunehmen. An Das was zur Defenſion der Armen dienen konnte wurde im geringſten nicht gedacht, ſondern der Betteltanz ging ſodann nach Belieben Derer die Gewalt hatten an. Was man gern hören wollte, wurde dem armen Teufel vorgelegt, und wenn er nicht antworten wollte, wurde er vom Büttel ſolange geleiert, bis er endlich Alles was man verlangte bekennen mußte, weil die Qual die man ihm angelegt mehr als hölliſch war. Damit war dann die Sache gut bis an den andern oder dritten Tag; dann wurde dem Inquiſiten, was er auf der Folter ausgeſagt, nochmals vorgehalten, und Diejenigen, auf welche er Etwas das ihm ſonſt wol ſein Lebelang nicht in den Sinn gekommen bekennen müſſen, wurden mit ihm confrontirt. Außerdem nun daß er vor Schmerzen noch ganz ſinnlos, wurde ihm abermals mit der Peinbank gedroht, falls er nicht bei ſeiner einmal gethanen Ausſage bleiben würde, und alſo mußte der arme Märtyrer theils aus Furcht, theils aus Verzweiflung ſich ſelbſt und Andere zu Hexen und Hexenmeiſtern machen. Sodann wurde dieſe durch ſoviel Marter herausgepreßte Ausſage wiederum mit neuen Farben ausgeſchmückt, und an ein oder das andere Rechtscollegium verſandt; und wenn dann das Urtheil kam daß die alte Blitzhexe zum Feuer ſollte, ſo war der Richter Freude ſo groß, als ob ſie ein Werk zu verrichten hätten, welches allein fähig, Gottes und der Engel Liebe zu verdienen."

Der Juriſt vertheidigte das Verfahren mit allen damals im Hexenproceß üblichen Gründen, ſprach von Neulingen, die reformiren und die liebe Jugend verführen, ſie zu Spöttern und Atheiſten machen wollten. Die Geiſtlichen aber ſagten kein Wort dazu, ſondern unterhielten ſich aus den Zeitungen. Die Reiſenden dagegen verſchafften ſich noch vom Notar Einſicht des geführten Protokolls und fanden zu ihrem Erſtaunen und Abſcheu daß der armen Hexe nach dem Gutachten eines auswärtigen Rechtscollegiums eine Reihe Fragen waren vorgelegt worden, die ſie nicht nur von der Folter gepeinigt zur Zufriedenheit der Richter beantwortet, ſondern daß ſie auch in Verzweiflung und Angſt öfter ſelbſt gefragt hatte, wie ſie antworten müſſe. Die Fragen aber waren: Ob ſie hexen könnte? Wer ihr ſolches gelehrt? Mit was Worten es geſchehen? Wie viel Teufel ſie habe? Wie dieſelben hießen? Wozu ſie ſolche gebraucht? Ob ſie Gott verleugnet? Mit was Worten ſolches geſchehen? Ob ſie umgetauft ſei? Ob ſie nicht Mehre kenne, die auch hexen könnten? Wo ſie ſolche kennen gelernt? Ob ſie auch an Menſchen und Vieh, item an den Feldfrüchten Schaden gethan? u. ſ. w.

Weitläufig beſpricht man noch den Unſinn und die Gräuel der Hexenproceſſe, deren düſtere Zeit uns noch nicht ſo ſehr fern liegt. 73.

Notizen.

Rationalismus in Spanien.

Der Spanier nennt das Käuzchen, strix noctua, mit dem Namen lechuza, ein Wert, das gleich alcuza = aceitera, ein Oelkrug, aus dem griechiſchen λήκυθος, lecythus, Oelflaſche, abſtammt. Das Wörterbuch der ſpaniſchen Akademie, vierte Ausgabe vom Jahre 1803, ſagt unter dem Worte Lechuza: „Ein Nachtvogel, dem Uhu ähnlich, der an verlaſſenen Orten und in Gebirgen wohnt und **Nachts zu den Kirchen zu kommen pflegt, um das Oel aus den Lampen zu ſaugen**; ſein Kopf iſt dick, ſeine Augen groß, ſein Schnabel länglich und klein, ſein Hals kurz, ſeine Beine ſind mit Gefieder und ſeine Füße mit Wolle bedeckt und mit Krallen bewaffnet. Es gibt verſchiedene Arten Käuze, die ſich in der Farbe ihrer Federn und der Größe ihres Leibes voneinander unterſcheiden, wiewol dieſer bei allen größer iſt als bei der Steckeule. Noctua, nicticorax." Die achte Ausgabe dieſes Wörterbuchs vom Jahre 1837 und nach ihr Salvá's fabrikmäßiger Abdruck (Paris 1838) haben aber nur noch: „Lechuza, ein Raubvogel von der Länge eines Fußes, von weißer oder röthlicher Farbe mit grauen Flecken. Er hat ganz mit Federn bedeckte Beine, einen krummen und ſtarken Schnabel, gleich den Krallen, und ſo weiche Federn, daß er kein Geräuſch macht, wenn er fliegt. Er gehört unter die Nachtvögel und ſein Geſchrei iſt ein eintöniger, trauriger und widerlicher Laut. Noctua!" Der naturhiſtoriſche Aberglaube dieſes Artikels iſt alſo glücklich hinausſpedirt, ſpukt aber lebensfriſch und lebensfähig noch häufig in den ſpaniſchen Claſſikern alter guter Zeit. Da heißt es nämlich, um nur einige Beiſpiele anzuführen, in Gracian's „Buch der Urtheile", (Theil 3, Urtheil 12): „Dieſe Schriftwerke riechen nicht nach Oel, ſie ſind nicht apolliſchen Käuzleins." Mateo Lujan de Sayavedra's „Guzmán de Alfarache" ſagt (Buch II, Capitel 2 gegen das Ende hin): „Haben die Weiber gleich den Käuzchen das Oel ausgeſchlürft, ſo laſſen ſie die Lampe erloſchen." Und Quevedo im „El sueño de las calaveras", (in den „Obras", I, 8, Madrid 1772): „Hinter ihm trat ein Mann herein, welcher laut ſchrie und ſprach: «Obgleich ich ſchreie, habe ich doch keine ſchlechte und ungerechte Sache, denn allen heiligen Bildern insgemein, wenigſtens den meiſten habe ich den Staub abgeſchüttelt.» Alle erwarteten, von wegen des Staubabſchüttelns einen Diocletian oder Nero zu erblicken, aber es kam ein Küſter zum Vorſchein, der die Heiligenbilder der Altarſchreine abſtäubte, und damit hätte er ſich unterdeß ſchon in Sicherheit gebracht und gerettet wenn nicht ein Gerichtsrath Jupiter's geſagt hätte, er tränke das Oel aus den Lampen und ſchiebe die Schuld auf ein Käuzchen, und deshalb wären ſie ohne Käuzchen verloſchen; er zupfe und zwacke den Kirchenbekleidungen ab, um ſich zu kleiden u. ſ. w." Und derſelbe Quevedo ſagr in „Las zahurdas de Pluton", („Pluto's Schweinekoben", S. 38): „Wenn Jemand an ſein Tagewerk ausgeht und Linkiſchen begegnet, kehrt er um, als wenn ihm ein Rabe in den Weg käme, oder als wenn er ein Käuzlein hörte." Der Dr. Bartolomé Leonardo de Argenſola in der Fabel von der Schwalbe und der Rathsverſammlung der Vögel (Fernandez' Sammlung, II, 133, Madrid 1786), ſingt:

> Tu aquí tambien, lechuza, asiento ocupas,
> Aunque á las sacras luces acometes,
> Lámparas quiebras y el aceite chupas.

76.

Volksſchriftſteller.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war der Name eines Volksſchriftſtellers ebenſo gemisbraucht und er galt bei dieſem Misbrauche ebenſo für entehrend, als jetzt derſelbe für höchſt ehrenhaft und die Thätigkeit eines Volksſchriftſtellers für ſehr ehrenvoll angeſehen wird. Herder ſchrieb in ſeinen wahren namentlich auch unſerer Zeit nicht genug zu empfehlenden „Briefen zur Beförderung der Humanität" (erſte Sammlung, Riga 1793) mit Bezug auf die damals erſchienene Selbſtbiographie Benjamin Franklin's und ſeine Schriftſtellerthätigkeit: „Seine Einkleidungen ſind ſo leicht und natürlich, ſein Witz und Scherz iſt ſo gefällig und fein, ſein Gemüth ſo unbefangen und fröhlich, daß ich ihn den edelſten Volksſchriftſteller unſers Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch dieſen misbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk das ihn läſe, das ſeine Grundſätze anerkennte und zu ſeinem eigenen Beſten danach handelte und lebte; wo wären wir ſodann!" Wir haben jetzt in Deutſchland Volksſchriftſteller genug; es kommt indeß hauptſächlich darauf an daß man die Grenzen für die Thätigkeit eines echten und wahren Volksſchriftſtellers nicht zu weit und nicht zu eng ziehe. „Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählt." Solche Volksſchriftſteller wie eben Franklin war, wie Ahlfeld, O. v. Horn, Jeremias Gotthelf u. A. ſind nicht gar zu häufig unter uns anzutreffen.

8.

Koch's „ſechs Schöpfungstage".

Der Naturalienſammler Albert Karl Koch, der durch ſeinen Hydrarchos zu einer Art Celebrität gelangt iſt, hat ſich auch als geologiſcher Schriftſteller einen Ruf zu begründen verſucht. Freilich wird ſeine in der wiener Mechitariſten-Congretations-Buchhandlung erſchienene Schrift, welche „Die moſaiſche Schöpfungsgeſchichte in vollem Einklange mit der Geognoſie, nebſt einer kurzgefaßten Naturgeſchichte der merkwürdigen Geſchöpfe der Urwelt" behandelt — ein ſehr confuſes Machwerk voller Mängel an Sachkenntniß — eher dazu beitragen, ihm den Ruf bibliſcher Gläubigkeit als geologiſcher Wiſſenſchaftlichkeit zu verſchaffen. Von den ſechs Moſaiſchen Schöpfungstagen läßt Koch, um nur ein paar Beiſpiele von Dem zu geben was man in ſeiner Schrift zu erwarten hat, die drei erſten durch galvaniſches Licht erleuchtet ſein und den Diamant als Product von Pflanzen des dritten Schöpfungstages entſtehen. Sapienti sat!

75.

Bibliographie.

Anſichten und Politik des Viscount Palmerſton als Miniſter, Diplomat und Staatsmann mit einer Einleitung von G. H. **Francis**. Aus dem Engliſchen von **Esmarch**. Caſſel, Balde. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Antoniewicz, K., Miſſionserinnerungen. Aus dem Polniſchen überſetzt von A. **Schwarzmann**. Breslau, Aderholz. 8. 7½ Ngr.

Aſter, H., Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813. Großentheils nach neuen, bisher unbenutzten archivariſchen Quellen dargeſtellt. Erſter Theil. Mit 6 Plänen. Dresden, Arnold. Gr. 8. 6 Thlr.

Becker, K. C., Beiträge zu der Kirchengeſchichte der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Frankfurt a. M., mit beſonderer Beziehung auf Liturgie. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 1 Thlr.

Brentano, C., Die barmherzigen Schweſtern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Nebſt einem Bericht über das Bürgerhoſpital in Coblenz und erläuternden Beilagen. 2te mit Zuſätzen vermehrte Auflage. Mit 1 Abbildung. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bruyck, C. v., Dramatiſche Studie über Friedrich Hebbel's Tragödie: Julia. Wien, Lechner. Gr. 12. 20 Ngr.

Chriſtiani, A., Predigten und Amtsreden. Dorpat, Glaeſer. Gr. 8. 24 Ngr.

Coſta, H., Die Herzogin von Angouleme. Ein Lebensbild. Laibach, v. Kleinmayr u. Bamberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Féval, P., Schloß Croïat. Aus dem Franzöſiſchen. Quedlinburg, Baſſe. 16. 10 Ngr.

Hanne, J. W., Zeitſpiegelungen. Zur Orientirung der Gebildeten in Religion und Sitte. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heide, G. v. d., Drei Träume. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 26 Ngr.

Hollenſteiner, C., Ludwig von Gienanth, k. bayer. Reichsrath, Ritter und Hüttenwerksbeſitzer in Schönau, nach ſeinem Leben und Wirken geſchildert. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 6 Ngr.

Acht Jahre in Dänemark. Das Merkwürdigſte aus meinem Leben. Zuſammengetragen für Verwandte und Freunde, die ſich meiner auch nach dem Tode noch gerne erinnern. Von einem Ulmer. Ulm, Gebr. Nübling. 8. 12 Ngr.

Kaliſch, D., Herr Caroline! Poſſe mit Geſang in einem Aufzug. — Er verlangt ſein Alibi! Komiſche Scene mit Geſang. — Ein Abenteuer mit Jenny Lind. Komiſche Scene mit Geſang. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 16. 8 Ngr.

Kohlbrügge, H. F., Predigten über die erſte Epiſtel des Apoſtels Petrus. Das zweite Capitel. Elberfeld, Haſſel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Lüft, J. B., Betrachtungen über den chriſtlichen Glauben und das chriſtliche Leben. Predigten. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 26 Ngr.

Marriott, Das Abendmahl des Herrn oder die Meſſe. Chriſtenthum und Papſtthum, Diamant oder Glas. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 12 Ngr.

Meyr, M., Franz von Sickingen. Hiſtoriſches Drama in fünf Aufzügen. Berlin. 1851. 8. 16 Ngr.

Miklosich, F., Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen. Erster Band. — A. u. d. T.: Vergleichende Lautlehre der slavischen Sprachen. Von der kaiserlichen Academie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Möller, J. F., Geiſtliche Dichtungen und Geſänge auf Unterlagen der heiligen Schrift. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 15 Ngr.

Niggeler, J., Das Turnen, ſein Einfluß und ſeine Verbreitung. Eine vom Berniſchen Kantonalturnverein gekrönte Preisſchrift. Bern. Gr. 8. 12½ Ngr.

Probepredigten deutſcher evangeliſcher Prediger gehalten vor der deutſch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Nebſt einem Anhange Predigten, von Darmſtädter und Frankfurter Geiſtlichen gehalten im Jahre 1850 und 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. Gr. 8. 16 Ngr.

Vier Probepredigten, gehalten vor der deutſch-reformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. von G. Baurſchmidt, F. Schwabe, H. W. Seel, K. Sudhoff. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 10 Ngr.

Raven, Mathilde, Schwanwitt. Ein Sommer-Märchen. Düſſeldorf, Kaulen. 16. 10 Ngr.

Revolutions-Periode, oder Geſchichte von den nordamerikaniſchen Freiſtaaten bis auf unſere Zeit. Bamberg. 1851. Gr. 8. 15 Ngr.

Die römiſche Revolution vor dem Urtheile der Unparteiiſchen. Aus dem Italieniſchen nach den Ausgaben von Florenz und Neapel übertragen von M. W. A. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 1 Thlr.

Roßmäßler, E. A., Populaire Vorleſungen aus dem Gebiete der Natur. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Mikroſkopiſche Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächſe. Mit 15 lithographirten, größtentheils colorirten Tafeln und eingedruckten Holzſchnitten. Leipzig, Coſtenoble. 8. 27 Ngr.

Rußland nach Demidow in Vergleichung mit andern Monarchien Europa's. Leipzig, Spamer. 8. 25 Ngr.

Sara Martin, die Schneiderin. Eine Lebensgeſchichte, erzählt von F. Eckart. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 12. 7½ Ngr.

Schmitz, J. W., Der kleine Kosmos. Eine allgemein verſtändliche Weltbeſchreibung und eine Verwahrung gegen irrige Anſichten und Rückſchritte, welche im neueſten Werke eines großen kosmiſchen Gelehrten vorkommen, und Ergänzung der aſtronomiſch-naturwiſſenſchaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen, welche darin mit Stillſchweigen übergangen werden. Köln, J. W. Schmitz. 8. 10 Ngr.

Schwartzenau, S. Freih. v., Der Konnetable Karl v. Bourbon. Bilder aus ſeinem Leben und ſeiner Zeit. Mit 2 Plänen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Spindler, C., Leſereien. Im Bade, auf Reiſen, auf dem Lande. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 8. 2 Thlr.

Spörlin, J., Predigten. Nebſt einem Auszug aus ſeinem Tagebuche und einigen Notizen über ſein Leben. Mühlhauſen im Elſaß. Gr. 8. 28 Ngr.

Uſchold, J. N., Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 1 Thlr.

Völter, L., Beiträge zur chriſtlichen Pädagogik und Didaktik. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 8. 27 Ngr.

Vogel, C., Handbuch zur Belebung geographiſcher Wiſſenſchaft für Lehrer und Gebildete überhaupt. 1ſter Theil. — A. u. d. T.: Naturbilder. 3te ſehr verbeſſerte und vermehrte Auflage. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wedewer, H., Die Erziehung vom katholiſch-chriſtlichen Standpunkte betrachtet nebſt Vorſchlägen zur Umbildung und Erweiterung der Selekten-Schule zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 9 Ngr.

Zoepfl, H., Die weibliche Lehenerbfolge in Fuldiſche und Pfalz-Fuldiſche Mannlehen und Burglehen. Ein Rechtsgutachten. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 4. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Ahner, G. E., Nikodemus und der Herr, ein Stücklein Schriftauslegung in 6 Predigten an den erſten Trinitatisſonntagen 1851 zu Großglogau gehalten. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 5 Ngr.

Förstemann, E. G., Denkschrift zur Feier des 2. August 1852 in Nordhausen. Nordhausen, Förstemann. Gr. 4. 5 Ngr.

Meyer, H., Die Eiſenbahn eine Heerſtraße. Ein Vorſchlag. Magdeburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Naumann, W., Des Deutſchen Troſt bei dem Zuſtande ſeines Volkes. Vier Predigten. Ein Beitrag zur Feier der Erinnerung an das Jahr 1552. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Reinkens, Sendſchreiben an Hrn. Redlich, Königlichen Superintendenten ꝛc., als Antwort auf ſeine „Beleuchtung des neueſten Hirtenbriefes des Kardinals und Fürſtbiſchofs zu Breslau." Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Seel, H. W., Predigt gehalten in der deutſch-reformirten Kirche zu Frankfurt a. M. am 21. März 1852. Frankfurt a. M., Zimmer. 8. 3 Ngr.

Das Sendſchreiben des Hrn. General-Superintendenten Dr. Hahn vom 1. Mai 1852 und der Hirtenbrief des Hrn. Cardinal-Fürſtbiſchof Melchior von Diepenbrock gegeben zu Johannesberg am Frohnleichnamsfeſte 1852 nebſt zwei Beleuchtungen des letztern, abgedruckt aus dem Evangeliſchen Kirchen- und Schulblatt. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Spitta, C. J. P., Iſt auch ein Unglück in der Stadt, das der Herr nicht thue? Predigt am Sonntage nach dem 8. Juni 1852 gehalten. Hannover, Ehlermann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Stein, L., Was iſt das Weſen des chriſtlichen Staates? Eine zeitgemäße Frage, erörtert. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 8. 3 Ngr.

Der deutſche Zollverein ſoll zerſtört werden? Stimmen aus dem Süden. Mit einzelnen Zuſätzen vom Herausgeber. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 2 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXIV.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Vierundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Baiern unter den Uebergangsminiſterien von 1847—49.** Erſter Abſchnitt. Vom Sturze Abel's bis zu König Ludwig's Thronentſagung. (Schluß.)

„**Die Gegenwart**“ trägt den Charakter eines ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes, iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

ſowie als eine **Neue Folge** des ſo ſehr verbreiteten **Converſations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr.,** gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im Auguſt 1852.

F. A. Brockhaus.

Illuſtrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Juli. Nr. 27—31.

Inhalt: *Die Pilger in der Wüſte. — Das Luftſchloß. — *Das Münſter zu Baſel. — Geſchwiſterliebe. — Thiergeſchichten. — *Mexicaniſche Tempelhügel. — *Juli. — *Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel. — *Die ſumatraniſche Katze. — *Die Weiber von Weinsberg. — Blumen auf den Gräbern. — *Der Guano. — Der Schmiedelehrbube vor dem Geſellencongreß. — *Papageien. — *Der Spürhund. — Wohin? und Wo? — *Der Bilagrund. — Stephan und Oskar. — *Die Pehuenchen. — *Der Sturmvogel. — *Der Blumen Schmuck. — Zur That! — *Ernteſpiel. — Eichhörnchen; Reh und Nachtigall — *Georg Huebner und der unteröſtreichiſche Urwald. — Das Chamäleon. — Zur Erntezeit. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im Auguſt 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben iſt erſchienen:

Adelbert von Chamisso's Werke.

Dritte Auflage.

Erſter Band. Mit Chamiſſo's Portrait.

Kl. 8. Broſch. 15 Ngr.

Dieſe neue, mit bisher Ungedrucktem vermehrte Auflage erſcheint in 6 Bänden.

Jeden Monat erſcheint ein Band, der letzte im October d. J. Jeder Band koſtet 15 Ngr.

Leipzig.

Weidmann'ſche Buchhandlung.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Dichter und Kanzler.

Trauerſpiel in vier Aufzügen

von

Franz Poland.

8. Geh. 16 Ngr.

Bei **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen** iſt erſchienen:

Ahrens, Dr. ph. Heinrich Ludolph,
Director des Lyceums in Hannover,
Griechiſche Formenlehre des Homeriſchen und Attiſchen Dialektes, zum Gebrauche bei dem Elementar-Unterricht, aber auch als Grundlage für eine hiſtoriſch-wiſſenſchaftliche Behandlung der griechiſchen Grammatik. Gr. 8. Geh. 280 Seiten. Preis 25 Ngr.

Beneke, Dr. Friedr. Wilh.,
Unsere Aufgaben. Ein Versuch zur Anbahnung gemeinschaftlicher Arbeiten für die rationelle Heilkunde. Gr. 8. Geh. 145 Seiten. Mit Kupfertafeln. Preis 1 Thlr.

Beneke, Dr. Friedrich Wilhelm,
Zur Entwickelungsgeſchichte der Oxalurie. Ein dritter Beitrag zur phyſiologiſchen Heilkunde. Gr. 8. Geh. 70 Seiten. Preis 12 Ngr.

Brückner, C. A. F.,
Prorector am Gymnaſium zu Schweidnitz.
Leben des M. Tullius Cicero. Erſter Theil. Das bürgerliche und Privatleben des Cicero. Gr. 8. Geh. 855 Seiten. Preis 4 Thlr.

Hermann, Dr. Karl Friedrich,
Profeſſor in Göttingen,
Sechs akademiſche Reden. Gr. 8. Geh. 84 Seiten. Preis 15 Ngr.

Meißner, Karl,
Conrector am Gymnaſium in Göttingen,
Materialien zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche für die mittlern Gymnaſial- und obern Progymnaſial- und Realclaſſen. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 158 Seiten. Preis 15 Ngr.

Meyer, Dr. Heinr. Aug. Wilh.,
Kritisch-exegetischer Commentar über das Neue Testament. Zwölfte Abtheilung. — A. u. d. T.: Kritisch-exegetisches Handbuch über die Briefe Petri und der Brief des Judas von Dr. *Joh. Ed. Huther.* Gr. 8. Geh. 342 Seiten. Preis 1 Thlr. 5 Ngr.

Schuchardt, Dr. Bernhard,
Untersuchungen über die Anwendung des Magnesiahydrats als Gegenmittel gegen arsenige Säure und Quecksilberchlorid. Gr. 8. Geh. 60 Siten. Preis 12 Ngr.

Im Verlage von **Friedr. Regensberg** in **Münſter** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Glaubenslehrjahre
eines im
Proteſtantismus
erzogenen Chriſten.
Gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr.

In der **C. H. Beck**'ſchen Buchhandlung in **Nördlingen** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Widenmann, Dr. **Guſtav**, **Die Religion und das Recht der Welt** nebſt einem Anhang über den moraliſchen, geiſtigen und politiſchen Charakter unſerer Zeit. Gr. 8. Geh. XXX und 232 Seiten. à 25 Ngr., oder 1 Fl. 36 Kr.

Der Herr Verfaſſer, dem wiſſenſchaftlichen Publicum bereits durch mehre theologiſche Schriften, in der jüngſten Zeit durch ſeine gekrönte Preisſchrift über die Unſterblichkeit bekannt, verſteht unter dem Recht der Religion das Recht zu verlangen, daß die Religion als eine dem menſchlichen Verſtande einleuchtende naturgeſetzliche Wahrheit dargeſtellt und dadurch fähig gemacht werde, ihre volle Frucht für das Weltleben in allen ſeinen Beziehungen zu bringen. Indem der Herr Verfaſſer von dieſem Standpunkt aus in gleicher Weiſe jene Religioſität verwirft, welche die Religion auf Dogmenbekenntniß, ihr Ziel auf das Jenſeits beſchränkt, wie den Grundirrthum Derer, welche die Religion ſelbſt aus dem Leben ſtreichen und dadurch der Welt und dem Dieſſeits zu ihrem vollen Rechte verhelfen möchten, entwickelt derſelbe mit eindringender Klarheit und der Sprache der lebendigſten Ueberzeugung die Conſequenzen, welche ſich ihm aus der bezeichneten Anſicht von Religion für die Löſung der kirchlichen Fragen, für die Vermittelung der individuellen Geiſtesfreiheit mit den dogmatiſchen Normen, für das Verhältniß der Confeſſionen, überhaupt für die Erneuerung des religiöſen Lebens und damit des Lebens ſelbſt ergeben.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſcheint:

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Juli. Nr. 27—31.

Inhalt: Die Krankheit der Kartoffeln betreffend. (Beſchluß.) — Die Wartung der Hunde. — Wie hoch berechnen ſich die Koſten von einem Centner Heuwerth bei den gewöhnlichſten Futtermitteln? Vom Regierungsrath Th. Reuning. — Dienſtbotenvertrag und Dienſtbotenordnung bei der Gutswirthſchaft des St.-Johannishospitals zu Leipzig. — Ueber die periodiſche Kälte des Monats Mai. — Federviehmaſtung. — Seitenſtück zu der Wirthſchaft des Herrn Gerhard Gresdorf zu Delmenhorſt im Oldenburgiſchen. — Ueber die Kartoffelkrankheit mit Bezugnahme auf die Abhandlungen in Nr. 11, 17 und 18 d. Bl. — Anfrage, die Hensman'ſche Handdreſchmaſchine betreffend. — Anfrage, einen concentrirten Dünger betreffend. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 27—31 und eine artiſtiſche **Beilage** Nr. 3.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 35. —— 28. Auguſt 1852.

Inhalt.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten von drei preußiſchen Generalen. — Altſchottiſche und altengliſche Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von Wilhelm Doenniges. Nebſt einem Nachwort über den alten Minſtrelgeſang. — Ein ſpaniſches Fronleichnamsſpiel vom Todtentanz. Nach einem alten Drucke wieder herausgegeben von Ferdinand Wolf. — Nekrolog. — Eine beachtenswerthe Erſcheinung in der Mathematik. Von J. Frauenſtädt. — Bulletin du bibliophile belge. — Notizen, Bibliographie.

Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten von drei preußiſchen Generalen.

1. Aus dem Nachlaſſe Friedrich Auguſt Ludwig's von der Marwitz auf Friedersdorf, königlich preußiſchem Generallieutenant a. D. Zwei Bände. Berlin, Mittler und Sohn. 1852. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Der Herausgeber dieſes Nachlaſſes iſt ein auf das Jahr 1848 ärgerlicher Menſch, der gleich mit dem erſten Worte der Vorrede dieſe ſeine üble Laune anmeldet, durch welche wir uns indeß unſere Beſchäftigung mit dem Buche ſelbſt nicht wollen verkümmern laſſen. Hätte er für jenes Jahr ſeine Vorliebe kundgethan, wir würden das Eine wie das Andere getadelt haben. Denn was kann dem Beruf eines Herausgebers hinterlaſſener Papiere offenbarer zuwider ſein als daß er vorweg ſeinen eigenen Stempel oder den ſeiner Partei darauf drücke, das ihm zu allgemeinen Zwecken Anvertraute zu dieſem beſondern benutze und auf dieſe Weiſe das Seinige thue, Jedermann, Genoſſen wie Gegnern, ſchon beim Eintreten durch eine zudringliche Weiſung Störungen zu bereiten? Es wäre überdies wol zu wünſchen daß die Bewahrer biographiſcher Handſchriften die immer ſchwierige und von allerhand Bedenken umgebene Wahl eines Herausgebers mindeſtens nicht auf Individuen lenkten, deren ganz eigenthümliche Stellung durch die ängſtlichen Rückſichten die ſie ihnen auferlegt einem Geſchäft ſolcher Art Gefahr bringen muß, wäre es auch nur die, den Glauben der Leſer an die Unverſehrtheit der überlieferten Documente zu ſchwächen. Der Herausgeber verſichert hier zwar, Nichts geändert, ſondern nur fortgelaſſen und hier und da gemildert zu haben, aber um Vertrauen zu erwecken ſind andere Bürgſchaften nöthig als bloße Verſicherungen. Der derbe, militairiſche, feſt auftretende und hart anfaſſende Mann, mit deſſen Nachlaß wir es zu thun haben, ſchien für ſein Andenken vor allen andern Rückſichten die zu fodern daß man ſo wenig als möglich Rückſichten nahm und jedenfalls die Pflege ſeiner Aufzeichnungen einem verwandten Charakter anvertraute.

Der General von der Marwitz war ein Offizier der in der preußiſchen Armee der er angehörte in großem Anſehen geſtanden hat. Er war unternehmend und entſchloſſen, einfach im Handeln, kurz im Reden, als Soldat nur von den zwei Begriffen oder Gefühlen geleitet die Ehre und Pflicht heißen, feurig für König und Vaterland, Ariſtokrat und human gegen Untergebene, Feind und Verächter aller Krümmungen und Ungeradheiten, unverdroſſen gegen Schwierigkeiten, ungeduldig gegen Einreden, Umſtändlichkeiten und Unklarheiten, ſelbſt aber befliſſen, ſeinen Auffaſſungen der wichtigſten und beſtimmenden Lebensverhältniſſe ſo ſcharfe und erkennbare Umriſſe zu geben, als wolle er ſich dadurch ſelbſt vor der Gefahr des Deutelns und Auslegens unter allen Umſtänden ganz ſicherſtellen. Wäre es ungerecht zu ſagen daß ſolche Charaktere durchaus ſelten ſind, ſo kann man ſie doch noch weniger häufig nennen, und Hr. von der Marwitz zeichnete ſich überdem durch Bildung, Kenntniſſe und Geſchäftsfähigkeiten aus, wie ſie zuſammen mit den beſchriebenen Eigenheiten gemeinhin nicht angetroffen werden. Aufzeichnungen die von ſolchen Männern herrühren können von dem Hiſtoriker nicht hoch genug geſchätzt werden. Denn wenn auch Vieles was ſie behaupten und erwähnen unrichtig, einſeitig und falſch wäre, ſo bliebe doch Eins übrig das dem geſchichtlichen Beobachter unverfälſcht dargeboten wird, nämlich der Mann ſelbſt, der wie er iſt, wie er ſpricht, denkt, thut und auffaßt, ſelbſt zu den ausgeprägteſten Kennzeichen ſeiner Zeit und ſeines Landes gehört. Wir ſind nicht reich genug an ſolchen Büchern, die für den wahrhaft hiſtoriſchen Gebrauch weit koſtbarer ſind als alle Productionen berufsmäßiger Schriftſteller, deren eigentlicher Zweck doch immer das Schreiben iſt. Hier aber haben wir einen derben Mann vor uns, der viel zu unwirſch iſt, um der Feder und dem Papier das Geringſte zu Gefallen zu

thun, dem man anmerkt daß er nur eben à son corps défendant ſchreibt, damit ſeine Erfahrungen nicht verloren gehen und ſeine Meinungen, wo ſie es überhaupt vermögen, ihren Eindruck machen.

Mit dieſen werden wir gleich im Eingang des Buchs bekannt. Hr. von der Marwitz erzählt wie er erzogen und unterrichtet worden, und ſpricht bei dieſem Anlaß von den damals üblichen Erziehungsſchriften, die ſämmtlich im Geiſt des 18. Jahrhunderts verfaßt waren. Der Verſtand, ſagt er, glaubte, nachdem der Aberglaube vertilgt war, überhaupt keine Grenze mehr anerkennen zu dürfen und richtete eine Lehre auf, die bis in ihre Wurzel verfolgt Nichts als ein Auflehnen menſchlicher Meinung wider göttliche Ordnung, alſo ganz eigentlich ein Werk des Satans war. Gebe man die grundfalſche Prämiſſe zu daß der Staat aus dem Bedürfniß gegenſeitiger Hülfeleiſtung entſtanden ſei, dann folge auch „die ganze Teufelei, die ſeitdem Europa auf den Kopf geſtellt“, ganz logiſch aus derſelben. Aber ſo wenig ein Hausweſen ſich je von ſelbſt zuſammengefunden und nachher ſich einen Herrn erwählt habe, ſondern umgekehrt, ſo ſei auch nie ein Volk zuſammengelaufen und habe ſich dann ein Oberhaupt gegeben. Und ſo wenig der Hausherr daſei, um ſeine Leute glücklich zu machen, ſondern um Ordnung, Gerechtigkeit zu üben und nach ſeinem Willen Jedem ſeine Leiſtung aufzuerlegen, wobei es nicht des Herrn, ſondern Jedes eigene Sache ſei ob ſie ſich glücklich fühlen wollen oder nicht, ſo wenig ſei Beglückung des Volks Aufgabe ſeines Oberhaupts, ſondern er übe Schutz gegen Gehorſam, und Ordnung und Recht gegen Leiſtungen. Es ſei allezeit und überall der Fürſt dageweſen, ehe das Volk da war. Der Fürſt habe ſich ſein Volk gemacht, wie z. B. in Preußen. Wäre das Volk zuerſt geweſen und hätte ſich unter Bedingungen einen Fürſten gegeben, ſo folge daraus unwiderſprechlich daß daſſelbe Volk mit demſelben Rechte den Fürſten auch wieder abthun könne. Man ſieht aus welcher Schule Hr. von der Marwitz hergekommen. War es nicht einmal von Haller zu fodern daß er ſich, über ſeine Sätze hinausgehend, die Frage ſtellte ob der Urſprung der Staaten, zugegeben er ſei der oben beſchriebene, irgendwie maßgebend ſei für ſeine ſpätere Entwickelung, ſo kann man noch weniger von einem Haudegen erwarten daß er ſich zu ſolchen Unterſuchungen bequemt haben werde. Das aber war einem verſtändigen Mann wol zuzumuthen daß er in ſeinen Beweisführungen ſich nicht benahm als hätten von Anbeginn der Welt ſämmtliche Fürſten nichts Anderes geübt als Recht und Gerechtigkeit und Schutz, als wäre Alles was über Adelſtolz, gutsherrliche Bedrückung und Junkerübermuth geſagt und geklagt worden lächerliches Vorurtheil. Aber ſo ſind dieſe Herren. Den Staatsphiloſophen und Theoretikern werfen ſie vor das Leben nicht zu kennen, während ſie ſelbſt tauſendjährige Gebirge von Druck und Noth wie anmuthige Hügel beſchreiben, Ströme von Gewalt und Unrecht als liebliche Bäche darſtellen, zuweilen auch das Eine wie das Andere als gar nicht vorhanden, als Viſionen behandeln, den Schrei des Unterdrückten für bloße Ungezogenheit anſehen, die endliche Wehr aber des Geplagten für hölliſchen Trotz hölliſcher Strafe würdig. Wer mag nicht darauf verzichten, vor Ohren zu predigen vor welchen der laute und rhythmiſche Donnerchor der Jahrhunderte entweder ungehört verhallt, oder wie ſanfttönende Muſik klingt, als deren von Gott beſtellte Componiſten die Landesherren aller Zeiten, die Feudalbarone, die Ritter, Gutsherren und Junker anzuerkennen ſeien. Wir wollen uns deshalb nur mit Dem beſchäftigen was Hr. von der Marwitz erzählt, und nicht mit Dem was er meint, nachdem wir bereits bemerkt haben daß es nicht ſeine Meinungen ſind die ſeinen Erzählungen ihren eigenthümlichen Werth geben, ſondern der Charakter des Mannes, ſeine rauhe Art mit der er nicht nur den Gegner, ſondern auch den Freund behandelt, die ſchmuckloſe Derbheit ſeines ſoldatiſchen Urtheils, der auf das Nächſte und Greifliche gerichtete Sinn, der ihn mit gleichem Ernſt von Staatsverhandlungen wie von Trenſen und Kandaren, naſſen Stiefeln und engen Kleidern reden macht, endlich ſeine Stellung, der er genaue Einblicke in mancherlei Getriebe und dabei jenen zuverſichtlichen Takt verdankt den die Gewohnheit größerer Lebensverhältniſſe und das Gefühl des eigenen Gewichts gibt.

Hr. von der Marwitz machte ſeine erſten militairiſchen Erfahrungen im preußiſchen Heere welches infolge der polniſchen Inſurrection auf Warſchau rückte. Er war damals 17 Jahr alt. Was er über ſeine Erziehung im älterlichen Hauſe und über ſein Leben bis zu dieſem Zeitraum berichtet iſt ganz charakteriſtiſch für die Sphäre der er angehört, ſonſt aber nicht von Belang. Sein Patriotismus ärgert ſich heftig an dem bittern Tadel den die preußiſche Politik gegen Polen erfahren. Er ſagt bei dieſer Gelegenheit: „Unſere Nation hat die ſehr üble Eigenſchaft immer laue und ohne Rückſicht Partei zu nehmen gegen ihre eigene Regierung in Sachen die das Ausland betreffen.“ Er hebt dagegen das einmüthige Zuſammenhalten anderer Völker zu ihren Regierungen gegen das Ausland hervor. Darauf aber iſt zu ſagen daß ſolcher Nationalſinn allein der Preis der Kraft, Conſequenz und des Erfolgs der Regierungen ſein kann, Halbheit aber, Schwäche und Niederlagen ihn nicht hervorbringen können. Ueber Preußens Verhalten gegen Polen iſt längſt ſchon kein Wort mehr zu ſagen nöthig. Friedrich II. hatte an die königliche Republik bekanntlich in einer Note die Erklärung gerichtet, Preußen ſei für ewige Zeiten durch Nothwendigkeit ihr Verbündeter; ihre Freiheit und ſeine Macht ſeien voneinander abhängig, ihr Untergang müſſe unausbleiblich den Preußens nachſichziehen, denn wie ſollte Preußen ſich gegen einen Beſieger und Beherrſcher Polens behaupten können? Es waren nicht zwei Decennien ſeit dieſer Erklärung vergangen, ſo unterzeichnete derſelbe Friedrich einen Tractat mit Polens Erbfeind, wodurch ſich in einem geheimen Artikel beide Mächte verpflichteten, durch alle, auch gewaltthätige Mittel die Aufrechthaltung derjenigen polniſchen Verfaſſung durchzuſetzen, die das Verderben dieſes

Staats unausbleiblich herbeiführen mußte, und deren vorübergehende Beſeitigung der willkommene Anlaß zur zweiten Theilung des Landes wurde. Wie Friedrich angefangen hatte, ſo mußten ſeine Nachfolger fortfahren; dem Patriotismus der Nation kann hierbei Nichts zugemuthet werden als höchſtens ſchweigend zuzuſehen. Die Völker laſſen Verrath und Tücke geſchehen, wenn Großes dabei herauskommt für Macht und Ruhm. Wenn aber die Erfolge keine andern ſind als die welche Preußen bei der polniſchen Theilung gehabt, nämlich am kärglichſten bedacht zu werden, neue verwundbare Seiten zu ſchon allzu vielen alten zu bekommen und nur in drückendere Abhängigkeit vom Nachbar zu gerathen, ſo iſt ſchwer einzuſehen wie ſolche Politik die Herzen der Völker oder auch nur ihre Zungen gewinnen könne. Hat doch Hr. von der Marwitz ſelbſt nicht den Muth bei Erwähnung des Baſeler Friedens und der Beſetzung Nürnbergs noch gut preußiſch zu bleiben. „Dieſer Gewaltſtreich", ſagt er, „erſchütterte das Vertrauen zu uns für alle Folge, wir mußten Nürnberg doch wieder räumen und wurden auf das ehrenrührigſte compromittirt." „Es ſcheint", ſetzt er hinzu, „daß dem in ſeinen beſten Abſichten betrogenen König (Friedrich Wilhelm II.) die Politik und die äußern Verhältniſſe zum Ekel wurden und daß er ſie gänzlich Haugwitz überließ, um nur Ruhe zu haben. Auf andere Weiſe kann ich mir wenigſtens jene Vorfälle nicht erklären, weil ſie ſeinem ehrliebenden Charakter ganz widerſprechen." Indeß es waren nicht blos die auswärtigen Geſchäfte die „um Ruhe zu haben" preisgegeben wurden. Nachdem der König ohne Ruhm vom Rhein und ohne Erfolg von der Weichſel nach Haus gekommen war, überließ dieſer, wie der große Kant ſagt, „tapfere, menſchenliebende, redliche und, von gewiſſen Temperamentseigenſchaften abgeſehen, durchaus vortreffliche Herr" den ganzen Staat Leuten die um kein Haar beſſer waren als Haugwitz. Man muß ſich die Lage der damaligen Dinge vergegenwärtigen und beſonders nicht vergeſſen daß des Königs Zuſtand ſeit Jahresfriſt täglich Gerüchte über ſeinen Tod aufgebracht hatte, um die Ungeduld womit man in Berlin ſeiner endlichen Auflöſung entgegenharrte verzeihlich, nicht „ſträflich" zu finden. Ueber die Haltung des Publicums gegenüber einer Hofwirthſchaft wie die damalige ließen ſich vielmehr ganz andere Betrachtungen anſtellen, bei welchen das Wort „ſträflich" ſeinen Platz ſicherlich nicht neben dem Publicum erhalten würde.

Als der König geſtorben war, ſchloß man in Berlin die Thore und öffnete ſie erſt nach Vereidigung des Militairs und der Behörden. Als ſich nachher an demſelben Tage die Gendarmen auf dem Opernplatz verſammelt hatten, hielt vor ihnen General Elsner eine Rede, ließ Friedrich Wilhelm III. leben und erregte durch dieſe Bezeichnung des Namens des neuen Königs Verwunderung, indem die Meinung geweſen war er werde ſich Friedrich nennen. Dies ſoll auch des Königs Abſicht geweſen ſein; wie er aber erfahren daß man ihm auch ſchon in Potsdam ohne Befehl unter jenem Namen gehuldigt, ſoll er geſagt haben: „Mag auch wol leichter ſein Friedrich Wilhelm zu heißen als Friedrich." Wenig Züge ſchildern die Art dieſes Königs beſſer als dieſer.

Die politiſche Lage Preußens nach dem Regierungswechſel faßt Hr. von der Marwitz mit kerngeſundem Verſtande auf und zeichnet mit feſter Hand den weder ſchwierigen noch gefahrvollen, vielmehr einzig ſichern Weg vor den Preußen während des öſtreichiſch-ruſſiſchen Feldzugs von 1799 hätte einſchlagen ſollen, um die günſtigſte Gelegenheit, die ſich denken ließ, zur Hegemonie in Deutſchland zu gelangen, ſchon damals zu ergreifen. Es ſind ſeitdem, wie Jedermann weiß, noch weit günſtigere gekommen und nicht ergriffen worden. Jedermann weiß ebenſo wol welche Folgen die damalige Schwächlichkeit und Kurzſichtigkeit für Preußen herbeigeführt hat; wird die neueſte Wiederholung ganz ähnlicher, zum Erſchrecken ähnlicher Fehler und Sünden glücklichere Folgen haben können? Unter dem niederſchlagenden Eindruck der Gegenwart lieſt man die ſchonungsloſe Verurtheilung einer ganz analogen Vergangenheit mit wahrhafter Genugthuung, umſomehr als ſie von einem bis zur Einſeitigkeit befangenen Patrioten herrührt. Hr. von der Marwitz macht keine Umſtände, er nennt Oeſtreichs Politik „niederträchtig", die Friedenseiferer am preußiſchen Hofe „Canaillen", den König „Zauderer". Er mochte, da der Luneviller Friede ſcheinbar Ruhe gebracht und ebenſo ſcheinbar Denen Recht gegeben hatte die den König zur Neutralität bewogen hatten, vorerſt nicht weiter dienen. Das Exerciren im Frieden und zum Frieden begann ihm läſtig zu werden. Sein Regiment überdies war in Verfall gerathen. Die Hoffnung die er gehabt, der junge König werde eifrig, wie er angefangen hatte, in die Regierungsgeſchäfte einzugreifen fortfahren, erwies ſich als trügeriſch. Er nahm ſeinen Abſchied und erhielt ihn im Jahre 1802 vom Könige, von welchem er ſagt daß es höchſt undankbar ſein würde, wollte er deſſen „perſönliches Betragen gegen ihn nicht mit vollkommener Zufriedenheit anerkennen", und die für Beide charakteriſtiſche Bemerkung hinzufügt, der König habe immer eine Art von Scheu gehabt, Hr. von der Marwitz „möchte ihm irgend etwas Unangenehmes gerade herausſagen".

Was hilft es ein Militairſtaat zu ſein oder zu heißen, große Siege und große Männer hinter ſich zu haben? Die Armee iſt was der den Staat beherrſchende Geiſt iſt, aber nicht umgekehrt. In ihr kann die gewaltigſte Kraft ſein, der entſchloſſenſte Wille, der unternehmendſte Muth, während im Staate Furcht, Schwäche, Zweideutigkeit die Führung haben und den Ausſchlag geben. Die Manſchetten ſind mächtiger als die Epauletten, der Pallaſch muß ſich vor dem Gänſekiel in ſeine Scheide verkriechen, die Rüchel und die Kleiſt gehorchen, die Lombard und Haugwitz befehlen. Die Herren vom Degen, die einſichtsvollern unter ihnen gewiß, ſollten daher einräumen daß ihre Macht von Bedingungen abhängt über die ſie ſelbſt keine haben. Und daß große

Erinnerungen ihre großen Gefahren einſchließen, wer kann es bezweifeln? „La mémoire du Grand Frédéric nous a égaré", ſagte die Königin Luiſe zu dem Sieger vom Jahre 1806. So wenig Roßbach Jena, ſo wenig hat die Katzbach Bronzell verhindert. Aus Beſorgniß das Gedächtniß Friedrich's könne noch ein mal in die Irre führen, hat man zuletzt für rathſamer gehalten lieber gar nicht an ihn zu denken. Und doch iſt noch heute Preußen vorzugsweiſe Militairſtaat.

Die Zeit zwiſchen ſeinem Abſchied und ſeinem Wiedereintritt im Jahre 1805 verwendete Hr. von der Marwitz auf die Bewirthſchaftung ſeines Gutes Friedersdorf. Er hat ſpäter in der Landwirthſchaft den bewährteſten Zeugniſſen zufolge Vorzügliches geleiſtet, daher es von Intereſſe iſt von ihm zu hören, daß er das Meiſte in dieſem Fache einer merkwürdigen Frau verdankt, der Tochter des Generals von Leſtwitz, deſſelben, dem Friedrich in der Schlacht bei Torgau, da er ihn mit wieder geſammelten Leuten eines zerſprengten Flügels auf den Feind losrücken ſah, die Worte zurief: „Leſtwitz, das werde ich Ihm nie vergeſſen." Dieſe Frau war eine Heldin auf dem Lande, von der das Gerücht ausſagte daß ſie gegen ihre Bauern die Peitſche zu führen verſtehe, wogegen ſie aber ihr Verehrer und Lehrling vertheidigt, ſie eine Mutter ihrer glücklichen Untergebenen und zudem eine höchſt geiſtreiche und unterrichtete Frau nennt.

Hatte Hr. von der Marwitz nicht mit der Uniform im Sumpfe eines faulen Friedens ſtecken bleiben wollen, ſo war es ihm noch viel weniger möglich, nicht ſogleich wieder in die Uniform zu fahren, als er ſich von der ſcharfen Luft eines herannahenden Kriegs angeweht fühlte. Er war zu jung um es für denkbar zu halten daß Preußen auch jetzt wieder, da Napoleon wider Oeſtreich und Rußland zog, nichts Anderes thun werde als zuſehen und warten. Wenn die damaligen preußiſchen ſogenannten Staatsmänner entnervt waren, was Niemand leugnen wird, ſo waren ſie es ſicherlich nicht durch die Lecture Montesquieu's. Denn in dieſem ſteht, wie ihnen Gentz gelegentlich einmal zugerufen hat, eine Stelle, die ihnen mit der anſchließendſten Genauigkeit das Schickſal angibt das eine Politik wie die ihrige ihrem Staat unvermeidlich bereiten mußte. Ueber dieſes Jahr 1805 iſt Alles geſagt worden was ſich ſagen läßt. Das Capitel iſt erſchöpft. Man muß es aber als einen Beweis ungewöhnlicher Klarheit anſehen und als ein Zeichen nicht geringer geiſtiger Freiheit ſchätzen, wenn ein Mann wie Hr. von der Marwitz auf Anlaß des damaligen Benehmens Preußens folgende Aeußerung thut:

Jetzt handelte es ſich für jeden Deutſchen nur darum, ob er bis zu der letzten und unausbleiblichen Kataſtrophe, die auch ſein Vaterland und ihn ſelbſt in Sklaverei ſtürzen mußte, noch ein ſchmachvolles Leben in ſeinem ſchlechten Schlupfwinkel fortführen oder alle ſeine Kräfte gegen dieſen Wortbrüchigen, dieſen Treuloſen, dieſen Räuber, dieſen Mörder noch ein mal anſtrengen wollte. Ich ſelbſt fühlte dies ſo tief daß ich mit der größten Ungeduld erwartete was die deutſchen Fürſten und unſer König thun würden. In der That was redet man von dem edeln Enthuſiasmus von 1813? Im Jahre 1805 war es Zeit edeln Enthuſiasmus zu zeigen. Damals galt es noch, ehe man ſelbſt etwas verloren, Schmach und Verderben vom Vaterlande abzuwenden. Wie nachher zur gerechten Strafe ein Jeder in ſeinem Hauſe geplagt und gepeinigt und ihm das liebe Geld aus der Taſche genommen war, und wie zum Ueberfluß Gott in ſeinem ungeheuern Strafgericht die franzöſiſche Armee in Rußland vernichtet hatte, da war es keine Kunſt Enthuſiasmus zu zeigen.

Hr. von der Marwitz flog alſo zum Dienſte, wurde angenommen und als Rittmeiſter und Adjutant dem Fürſten Hohenlohe beigegeben, der ihn anfangs kalt aufnahm und unbeſchäftigt ließ. Schon vor ſeiner Ankunft bei dieſem ſeinem neuen Chef durch die in Berlin angetroffenen Anſichten verſtimmt, durch die ihm unbegreifliche Richtung, welche man dem Marſch des preußiſchen Heeres angewieſen hatte, verwirrt, ward er, in Dresden, dem Hauptquartier des Fürſten, angelangt, vollends durch Maſſenbach außer Faſſung gebracht, der ihn mit den Worten anließ: „Was wollen Sie hier? Krieg führen? Es wird kein Krieg! Gegen die Ruſſen müßten wir. Aber hier, der König müßte toll geworden ſein!" Und wie der junge Rittmeiſter von Ehre zu reden anfing, ſprach Maſſenbach: „Ehre iſt ein Hirngeſpinnſt, die kann man nicht faſſen, unſere Ehre wäre mit Napoleon gemeinſchaftliche Sache zu machen, aber er wird ſchon früher fertig werden!" Der Rittmeiſter ging und ſagte zu ſich: Alſo darum hätteſt du Alles was du haſt im Stiche gelaſſen? Die Charakterzeichnung die an dieſer Stelle des Buchs von Maſſenbach, dieſem berüchtigten und gefährlichen Projectemacher, gegeben iſt, hat den Werth ungeſchminkter Wahrheit. Ein neues Bild zu ſchon ſo vielen bekannten Bildern, die Troſtloſigkeit damaliger Zuſtände zu veranſchaulichen! Während die preußiſchen Truppen auf dem Marſch ſtatt nach Böhmen nach Erfurt begriffen ſind, declamirt im Hauptquartier der Chef des Generalſtabs gegen den Krieg in den jene Truppen auszogen, und Alles geht in planloſem Hin und Her bis die Schlacht von Auſterlitz geſchlagen iſt, deren Ausgang nach Napoleon's unumwundenen Geſtändniß ein ganz anderer war, wenn jene Truppen ſtatt nach Thüringen nach Mähren marſchirt wären. Unter den verſchiedenen von Hrn. von der Marwitz geſchriebenen Aufſätzen, welche ſeiner Biographie beigegeben ſind und den zweiten Band ſeines Nachlaſſes bilden, befinden ſich über den eben beſprochenen Zeitraum Bruchſtücke aus ſeinem Tagebuch, worin er nachweiſt, wie es auch nach Auſterlitz noch dringend gebotene Politik Preußens war, ſich mit der geſchlagenen Armee der Verbündeten zu vereinigen und die Franzoſen in Deutſchland zu vernichten. Dies Tagebuch wollte damals kein deutſcher Buchhändler herauszugeben wagen, obgleich noch kein Palm erſchoſſen war. Es iſt kein Zweifel daß Rathſchläge wie die jenes Tagebuchs noch weit übler von Preußen wären aufgenommen worden als von Napoleon. Der edelmänniſche Tic des Verfaſſers will ihn allzu oft verführen daß er ſeinen geliebten Stand mitten im Dunſt der Schande, in die ſein Vaterland gekommen war, ganz

allein im Lichte der Ehre ſtrahlen laſſe. Dies Beſtreben aber iſt ein gar zu verzweifeltes, und nachdem er ſelbſt bei der Schilderung des damaligen Berlin von „der Corruption der hohen Civilbeamten, der oberſten Militairbehörden und des vornehmen und geringen Pöbels" geſprochen, kann er Niemand mehr täuſchen wenn er unmittelbar hinterher die Verächtlichen allein „bei den Gelehrten und dem nichtswürdigen gebildeten Mittelſtande" zu ſuchen vorgibt, Ehrgefühl aber und altpreußiſches Herz nur bei den Andern und bei dem „eigentlichen Volk". Das iſt das Ergötzliche und Poſſirliche daß alle Parteien ſich auf das eigentliche Volk zurückziehen: das Volk iſt immer vortrefflich, immer ehrenwerth, immer loyal, treu, aufopfernd, hingebend, todesmuthig, hochherzig. Da aber alle Parteien ſammt und ſonders dies eigentliche Volk für ſich zu haben behaupten, ſo ſollte man meinen daß jeder von ihnen eben dadurch klar werden müſſe, dies Volk ſei nur in ihrer Einbildung vorhanden. Wir würden vorgezogen haben Hrn. von der Marwitz wenigſtens von dieſer Thorheit, die ſich ohne Unklarheit oder ohne Heuchelei nicht hegen läßt, frei zu finden, wogegen wir ihm ſeine Geringſchätzung der Gelehrten und Gebildeten gern hingehen laſſen; und wenn er von dieſen, als gälte es nicht genauer und beſſer von den Seinigen, hinſchreibt daß ſie „nach laxen Grundſätzen, Redensarten nach der Mode, auch wol nach einer guten Tafel" ihr Urtheil einrichten, ſo belächeln wir den ſonſt wackern Mann und finden Beruhigung bei der anerkannten Nothwendigkeit daß es auch ſolche Käuze geben muß.

Er hatte nun zwei Erfahrungen in und mit Preußen gemacht. Die Vorſpiele zu der Kataſtrophe von 1806 waren geſchehen, er ſollte nun die dritte machen. Der Enthuſiasmus, der ihn zu den beiden erſten getrieben, war, wie er ſich ſelbſt ausdrückt, zu der Reſignation ſeine Pflicht zu thun herabgeſtimmt. Er fand in Berlin die Gelehrten und Gebildeten zu einer mächtigen Partei angewachſen, alle Schlechten und Schwachen um ſie herum, einzelne Truppenabtheilungen von Offizieren commandirt, die aus Habſucht oder falſchem Ehrgeiz Napoleoniſch geſinnt waren; vermuthlich waren auch ſie durch den Einfluß der Gelehrten und Gebildeten zu dieſer Habſucht und dieſem Ehrgeiz verführt worden. Er kam zum Fürſten Hohenlohe, dem Mann des Tages, weil er dem Rheinbund den Rücken gekehrt und ſein Land abgegeben hatte um als General Preußen zu dienen. Der Fürſt ſagte ihm: „Es gibt Krieg", er aber erwiderte, es werde gewiß wieder wie im vorigen Jahre ein miſerabeles Ende nehmen; zuletzt ließ er ſich, mehr überredet als überzeugt, zum Wiedereintritt ins Heer beſtimmen. Auch über den Feldzug von 1806 enthält der oben erwähnte zweite Band ein nicht unwichtiges Tagebuch. Hr. von der Marwitz, damals noch nicht 30 Jahre alt und Rittmeiſter, war nicht in der Lage Einſichten in die beſtimmenden Verhältniſſe durch eigene Anſchauung oder Theilnahme zu gewinnen. Dennoch iſt ſein Tagebuch an Aufſchlüſſen darüber reich, aber er bleibt uns die Angabe ſeiner Quellen ſchuldig. Darin ſtimmt er mit den gültigſten Zeugen überein daß der Herzog von Braunſchweig den Aberwitz ſeines eigenen Kriegsplans vollkommen erkannt, ihn aber im Unglauben an einen guten Ausgang des Kriegs als den zur Einleitung von Friedensunterhandlungen geſchickteſten dem gleichgeſinnten König empfohlen habe. Aber in keiner andern Darſtellung dieſer Begebenheiten erinnern wir uns ſo durchgehend Maſſenbach als den böſen Geiſt der Alles verdarb, durchkreuzte, lähmte und verwirrte angetroffen zu haben. Maſſenbach hiernach war es der um das rechte Saalufer nicht zu verlaſſen, wie er ſich von Anbeginn in den Kopf geſetzt hatte, erhaltene Befehle unausgeführt ließ, den Herzog mit Erfindungen hinterging, gegen Prinz Louis intriguirte, drei zur Aufſtellung bei dem wichtigen Hochdorf unerſetzliche Tage verloren gehen ließ, den Herzog aber im Glauben erhielt daß dieſe Aufſtellung vollzogen ſei, und die Zerſplitterung aller Kräfte und das Fehlſchlagen aller Einleitungen durch ſeinen Egoismus und Hochmuth in ſolchem Grade bewirkte daß der Fürſt Hohenlohe ſchon am 10. October in Gefahr war ſeine vereinzelten Heerestheile aufgerieben zu ſehen. Als dann am 13. der Feind Nichts weiter als den Landgrafenberg innehatte und zwar ohne Geſchütz und, wie Hr. von der Marwitz ſagt, zu einem leichten und glänzenden Sieg eben der Angriff des Fürſten beginnen ſollte, war es abermals Maſſenbach, der Gegenbefehle brachte und Alles vereitelte, und wiederum er war es, der Tags darauf, als ein entſcheidender Cavalerieangriff auf die franzöſiſche Tirailleurlinie befohlen war, im Augenblick der Ausführung erſchien, Halt rief und die Bewegung als ganz unthunlich verhinderte. Kurz, nach der Darſtellung die dieſes Marwitz'ſche ſehr lebendige und intereſſante Journal von den Octobertagen gibt und welche als das militairiſche Ergänzungsſtück zu dem bekannten Gentz'ſchen Beitrag zur geheimen Geſchichte dieſer Begebenheiten betrachtet werden kann, würden die Dinge wenn nicht glücklicher doch jedenfalls weniger unheilvoll ausgegangen ſein, wenn Maſſenbach nicht geweſen wäre. Es iſt oftmals behauptet worden die preußiſchen Truppen hätten ſich damals mit alter Tapferkeit geſchlagen, aller Vorwurf treffe allein die Führung. Aber dieſe Behauptung iſt längſt widerlegt, und Hr. von der Marwitz, der ſie ſicherlich gern unterſtützt haben würde, bringt zahlreiche Thatſachen gegen ſie zu Tage. Er erzählt wie am 14. October die ganze Linie vor einem weit geringern Trupp Franzoſen umkehrte, wie der Fürſt ſelbſt Feuer commandirte, aber kein Schuß fiel, wie die Offiziere ſcharf in die Flüchtigen einhieben, wie das Regiment Sanitz vor franzöſiſchen durch Gebüſch feuernden Schützen umkehrte, die Offiziere ihr Mögliches thaten, aber vergeblich, „denn ſobald wieder einige Kugeln einſchlugen, kehrte das Regiment von neuem um". Auf dem Rückzuge bei Oberweimar von feindlicher Cavalerie verfolgt, geſchah dem Fürſten abermals daß auf ſein Commando „Feuer!" die Mannſchaft umkehrte und davonlief. Es ſchien, erzählt Hr. von der Marwitz, daß der Fürſt den Tod ſuchte; „ich drehte ohne

Weiteres ſein Pferd um, gab demſelben einen tüchtigen Hieb und hatte an der Brücke das Glück den durch ein anfahrendes Geſchütz ſchon aus dem Sattel geworfenen Fürſten aufrechtzuerhalten, er wäre ohne Zweifel zertreten worden". Was von einem Maſſenbach zu halten, dieſe Frage wirft ſeit 1806 und nach den Aufſchlüſſen die er ſelbſt über ſich zu geben für angemeſſen erachtet Niemand mehr auf. Aber was ſoll man von einem Manne wie der Fürſt Hohenlohe urtheilen, der am 18. October einen höchſt verſtändigen Rückzugsplan, der vom Major von der Kneſebeck ausgegangen war, auf den Rath deſſelben Maſſenbach verwarf, den er vier Tage ſpäter unter der Verſicherung ganz frei von dem Einfluß deſſelben zu ſein für einen total Verrückten erklärte, den er reden laſſe was er wolle, und den er auf der Stelle verhaften laſſen werde, falls er Miene mache ſeine politiſchen der franzöſiſchen Allianz günſtigen Anſichten in die That zu überſetzen? Es überſteigt die Faſſungskraft eines ernſten Beobachters daß in Tagen wichtigſter, größter, auffaſſendſter Entſcheidung ein Fürſt, dem ein Oberbefehl gegeben war, und deſſen Hingebung an ſeine Aufgabe bereits die denkbar höchſten Bürgſchaften gegeben hatte, ſich ſelbſt ſeinen Ruhm, ſein Heer und ſein Vaterland dem beſtimmenden Rath eines Menſchen von offen bekannter franzöſiſcher Geſinnung und tauſendfach compromittirtem Urtheil und Charakter bis zum letzten Augenblick hat überlaſſen können. Denn ſelbſt bei der Capitulation Hohenlohe's hat Maſſenbach durch ſeine Verſicherung daß die Armee von feindlichen Corps, die er ſelbſt geſehen, eingeſchloſſen ſei den Ausſchlag gegeben. Wir wiſſen ſchon wie es um das Gleichgewicht ſteht, das Hr. von der Marwitz in ſeinen Urtheilen zu bewahren weiß. Es iſt nicht wenig auffallend, ihn mit unabläſſiger, wenngleich gerechter Verfolgung Stein auf Stein wider Maſſenbach werfen zu ſehen, während er kaum den Finger gegen den viel höher verantwortlichen, alſo durch Schwäche weit ſchuldigern Fürſten hebt. So viel Leidenſchaft auf der einen und ſo viel Nachſicht auf der andern Seite kann das Vertrauen in die Angaben des Mannes nicht mehren. Er wußte ſehr genau daß die Schickſale von 1806 durch eine Geſammtheit von Umſtänden ſo mächtiger Art herbeigeführt worden, daß gegen ihr Gewicht hundert Maſſenbach mit hundertfachen Fehlern nicht in Betracht kommen können. Läſe aber ein völlig Unkundiger ſein Tagebuch, ſo müßte er unvermeidlich glauben, die ganze Kataſtrophe ſei durch jenen einzigen Mann herbeigeführt; er müßte auch glauben, wenn er in dieſen Denkwürdigkeiten die Darſtellung des traurigen Benehmens der preußiſchen Landeskinder gegen die als Sieger einrückenden Franzoſen lieſt, daß die Schmach dieſes Vorwurfs nur gewiſſe Stände treffe, während der Adel rein davon geblieben ſei. Solche Behauptungen gegenüber den offenkundigſten und tauſendfältig beſprochenen Thatſachen kann man ihrer eigenen Verzweiflung überlaſſen. Aber der Cynismus ſie aufzuſtellen iſt darum nicht weniger unleidlich. Keine Einſeitigkeit iſt für Unwiſſende verfänglicher als die mit den Formen der Gradheit umgeben iſt; Rauheit iſt die ſicherſte Umhüllung der Glätte, und Nichts ſchützt Gefälligkeit beſſer vor übler Deutung als das Weſen und der Ruf der Derbheit. Hr. von der Marwitz war ohne Zweifel ein Mann von großer Liebe zur Wahrheit, aber dabei von einem Temperament das dieſe Liebe oft genug unfruchtbar machen mußte, ein ſoldatiſcher Ariſtokrat der ſeine inſtinctiven durch Tradition und Gewohnheit genährten Sympathien und Antipathien nur dann bemeiſtern konnte wenn er dazu commandirt war; man würde daher gegen das Prädicat eines altrömiſchen Charakters, das der im Eingange dieſes Artikels beſprochene Herausgeber ihm beilegt, Manches einzuwenden haben, wüßte man nicht daß auch die alten Römer, die Patricier vor Allen, ſehr wohl wußten daß der Parteigeiſt nur dann eine Macht iſt wenn er von der Gerechtigkeit nichts Anderes borgt als die Binde die ſie vor den Augen hat.

In die Hohenlohe'ſche Capitulation mit eingeſchloſſen ſuchte Hr. von der Marwitz ſeine Auswechſelung zu bewirken, und da er vernommen daß der König ſich entſchloſſen habe den bekanntlich von demſelben Zaſtrow, dem bald darauf die auswärtigen Angelegenheiten übergeben wurden, verhandelten ſchmählichen Frieden zu verwerfen, ſo begab er ſich auf Umwegen und mit Hülfe von Liſten die ihn durch Schwediſch-Pommern brachten zum König nach Königsberg. Die oberſte Pflicht war ihm unter allen Umſtänden der Dienſt des Vaterlands, des Königs, und wie großen Schaden ſeine Abweſenheit, feindliche Einquartierung und Feuersbrünſte ſeinem Haus und Hof zugefügt hatten, es galt ihm dies Alles wenig gegen jenen höhern Ruf. Man kann ſich die Empfindungen eines ſo geſinnten Mannes vorſtellen, als er beim Hoflager angelangt und vom König mit Thränen in den Augen und mit den Worten: „Nicht vergeſſen!" empfangen, alsbald die Erfahrung machte daß das erlebte große Unglück in den Gemüthern der Menſchen keinerlei Aenderung bewirkt, weder ihren Willen umgeſtimmt noch ihre Einſichten gebeſſert hatte. An der allgemein herrſchenden Schlaffheit und unterwürfigen Begier nach Frieden und Ruhe prallte aller Ungeſtüm der einzelnen Entſchloſſenen ab. Die Contribution für die bald erwarteten Franzoſen hatten die Königsberger ſchon zurechtgelegt; wenn aber, ſagt Hr. von der Marwitz, der König eine Contribution zur Fortſetzung des Kriegs gefodert hätte, „würden ſie Zetermordio geſchrien haben". Man könnte Tragödien machen, preußiſche Tragödien, deren Gegenſtand die Verzweiflung des Herzhaften wäre, der ſich für ein Vaterland aufopfern will, aber nirgend ein Vaterland findet und zuletzt keinen Ausweg ſieht als den in jenen Tagen nicht ſelten gewählten Selbſtmord. Hr. von der Marwitz fand Nichts zu thun. Männer wie Gneiſenau irrten geſchäftslos in den Straßen umher und meldeten ſich beim engliſchen Geſandten um in britiſche Dienſte zu treten. Was unter ſolchen Umſtänden im Kopfe eines Patrioten vorging, der doch nach eigenem Ausdruck den König „die Seele des Vaterlands" nennt und Friedrich Wilhelm's III. brandenburgiſches Herz

mehr als ein mal rühmt, das geht am anſchaulichſten aus folgender Erzählung der Denkwürdigkeiten hervor:

> Ich hatte, nachdem es mir bei allen Andern fehlgeſchlagen, wirklich nichts Geringeres im Sinn als den Prinzen Wilhelm, der im Kriege zu jedem Wageſtück geneigt iſt, nachdem man den König nach Rußland perſuadirt oder wenn ihn die Kriegsereigniſſe dorthin geführt haben würden, dahin zu bringen, ſeinem Bruder ſelbſt wider deſſen Willen ſein Königreich wieder zu erobern. Und ich brachte ihn ſo weit, daß wenn Jemand ihm die Truppen hätte in die Hand geben und ſagen können: Da ſind ſie, er mit ſelbigen losgezogen wäre. Seit der Zeit hat der Prinz Wilhelm mich immer mit beſonderer Zuneigung beehrt.

Für ſolche Plane ſchwand jede Hoffnung als die Kriegslage eine ſolche Wendung nahm daß der Hof nach Memel ging. Hr. von der Marwitz meinte nun, daß wenn er den Untergang Preußens thatenlos mit anzuſehen verdammt ſein ſolle, er dies beſſer zu Hauſe thun könne. Er ſchrieb dies an den König, hinzufügend daß wenn Se. Maj. befehle er bis ans Ende bei ihm ausharren wolle, nur habe er kein Geld mehr. Der König ſchickte ihm 200 Friedrichsdor, und nun blieb er und erhielt die Erlaubniß zur Bildung eines Freicorps, das, als es nach großer Mühe und Noth zuſammengebracht war, aus den „brauchbarſten Kerls" beſtand, welche brauchbarſte Kerls, nachdem der Friede von Tilſit ihnen bekanntgeworden war, einer nach dem andern deſertirten. Bei dieſem Anlaß macht Hr. von der Marwitz die unwiderſprechlich richtige Bemerkung daß das Gerede von Nationalität und Vaterlandsliebe als den alleinigen Bedingungen der Trefflichkeit einer Armee auf Erfindung müßiger Schreiber beruht, die ſelbſt am wenigſten geneigt ſind dem Vaterland mit irgend etwas Anderm zu dienen als mit Redensarten. Das Freicorps wurde auf königlichen Befehl aufgelöſt; die Abſchiedsrede die Hr. von der Marwitz an die Ueberreſte deſſelben hielt iſt im zweiten Bande abgedruckt. Nun blieb er bis zum Wiederausbruch des Kriegs den öffentlichen Angelegenheiten fern auf ſeinem Gute. Eine Epiſode in ſeinem Leben während dieſes Zeitraums bildet ein fünfwöchentlicher Feſtungsarreſt, zu welchem er infolge heftigen Tadels der Hardenberg'ſchen Verwaltung verurtheilt worden. Als er ſich dann nach Erlaß der kaliſcher Proclamation in Breslau einfand und auf Anſtellung wartete, machte man ihm bemerklich, er ſei doch immer eine Art Rebell und könne nicht verlangen daß der König den erſten Schritt gegen ihn thue. Er bekam die Führung einer Landwehrbrigade.

Ueber die Lage der Dinge beim Ausbruch des Kriegs wollen wir ihn ſelbſt reden laſſen:

> Die Allianz war geſchloſſen, der Krieg ſollte losgehen. Hardenberg war des Beitritts der Oeſtreicher gewiß. Kaiſer Franz aber war ein Mann auf den ſehr wenig zu rechnen war; er hatte dieſelben bürgerlichen Anſichten, dieſelbe bürgerliche Lebensart wie unſer König, aber nicht ſeine Feſtigkeit und Ausdauer. Sein Miniſter, der Fürſt Metternich, war ein Menſch wie Hardenberg, aber viel ſchlechter, ebenſo liederlich, ebenſo unordentlich, ebenſo diſſipirt, aber mit weniger Ehrgefühl und mehr Pfiffigkeit. Dieſer machte Hardenberg glauben er werde mitgehen, rüſtete deshalb, ging aber eigentlich nur darauf aus, während wir Frankreich und Rußland uns ſchwächten, die Richterwage in die Hände zu bekommen und dann durch Unterhandlungen etwas Kleinliches für Oeſtreich zu erlangen. Für unſer Land war es das größte Glück daß Hardenberg ein ſo arger Windbeutel war und allen Schein für Wahrheit nahm. Dieſer fünfundſechzigjährige Jüngling rettete das Vaterland, da ein beſonnener und redlicher Miniſter es würde verdorben haben. Er glaubte, der Krieg werde ein leichter Siegeszug ſein und am Rhein einen hübſchen Frieden zur Folge haben. Ein erfahrener Staatsmann würde gewußt haben daß Napoleon bald wieder mit 100,000 Mann in Thüringen erſcheinen würde, daß die ruſſiſche Armee nur auf dem Papier exiſtire, daß Oeſtreich es nicht redlich meine; er hätte unter dieſen Umſtänden dem König niemals zum Kriege rathen können.

Die Richtigkeit dieſer barſchen Auffaſſung der Menſchen und Verhältniſſe wird ſchwer zu beſtreiten ſein; nur geht es dem ſtrengen Richter wie er es verdient, daß die Wirkung ſeines Urtheils auch wo es gerecht iſt durch die Gereiztheit ſeines Temperaments, die ſich an andern Stellen allzu deutlich kundgibt, geſchwächt wird. Hardenberg's Leichtſinn, ſein raſches Vertrauen, ſeine Unbedenklichkeit gingen aus einem edeln Grunde und warmen Herzen, dem das Gemeine widerſtrebte, hervor. Wenn ein Staat zu beklagen ſein kann der einem ſolchen Miniſter in die Hände fällt, ſo iſt doch auch ein Mann nicht zu beneiden, der den hochherzigen Quell der Schwächen eines ſolchen Charakters ſo wenig zu erkennen im Stande iſt daß er in ſeine Denkwürdigkeiten und zwar gleich auf die vorderſten Blätter hineinzuſchreiben wagt, Hardenberg habe aus königlichen Geldern während ſeiner ansbachiſchen Verwaltung 200,000 Gulden ſich ſelbſt zugewendet. Solche Wirkungen eines concentrirten Haſſes, deſſen naheliegender Urſprung in angegriffenem gutsherrlichen Hochmuth und Geldbeutel zu ſuchen iſt, welche beide bekanntlich von der Stein-Hardenberg'ſchen Verwaltung ziemlich ernſt zur Rechenſchaft gezogen worden, ſind auf jedem Blatte des Buchs anzutreffen. Daß dieſe Verwaltung nicht blos ſo aufgefaßt erſcheint als habe ſie den Grund zum Ruin des Landes gelegt, ſondern auch als habe ſie ſich wider Gottes Ordnung gekehrt, verſteht ſich von ſelbſt. Erbunterthanſchaft, Patrimonialgerechtigkeit, Patronate, Exemtionen, Privilegien, Monopole, Frohnen und die ganze lange und ſchreckliche Reihe der ungemeſſenen wie ungezählten Dienſte, das Alles iſt Gottes Ordnung. Das müſſen wir bis auf den heutigen Tag hören und immer von neuem hören, dieſes gottesläſterliche Geſchwätz bornirter Zeloten. Bei Hrn. von der Marwitz treten dieſe Anſichten zum mindeſten nicht im Namen der Wiſſenſchaft und der Religion auf, und ſofern ſind ſie bei ihm erträglicher als bei Denen die im Namen beider ſchreiben, lehren, reden und Gehalt beziehen. Der Aufſatz, den der ſchon mehrfach erwähnte zweite Band über die Hardenberg'ſchen Grundſätze enthält, macht ſich ſogar mit der göttlichen Ordnung Nichts zu ſchaffen und kommt ohne ſie aus.

Ueber dieſen Aufſatz können wir nicht umhin hier Weiteres zu ſagen, da er die Hardenberg'ſche Verwaltung mit großer Schärfe angreift und überdies bemerkenswerth iſt als eine der beſten und zuſammenhängendſten Apologien des ſtändiſchen Staats, die freilich von

der Hauptſache ganz abſieht, daß die Geſchichte dieſen ſogenannten Staat durch unabläſſigen Krieg der Hab- und Raubſucht jedes Standes wider den andern endlich in den Despotismus geführt hat, doch aber den Gedanken ſelbſt der ſich dieſem mittelalterlichen Naturproduct unterlegen läßt mit energiſchem Ausdruck auseinanderſetzt. Was über das Unglück der Einführung des Römiſchen Rechts, was über die Uebereilung der Reformen geſagt iſt, muß ſogar von jedem politiſchen Standpunkte aus als begründet anerkannt werden, nur wäre von einem denkenden Mann zu erwarten geweſen daß er nicht bei bloßen Klagen über den innern Verfall jenes ſtändiſchen Staats ſtehengeblieben, ſondern zur Unterſuchung der Urſachen fortgegangen wäre, danach er keine andern gefunden hätte als die drückende und ſinnloſe Unfreiheit ſolcher Verfaſſung ſelbſt. Der Verfaſſer, mit einem ganz auf das Sachliche und Gegebene gerichteten Sinn und allen Abſtractionen Feind, gibt ein treffliches Zeugniß für ſeine Bildung, wenn er erklärt mit Solchen gar nicht reden zu wollen, die nicht zugeben daß die Wohlfahrt des Staats nicht auf dem Reichthum, ſondern auf den Geſinnungen ſeiner Bürger beruht, und „daß einem Staat der nicht durch Mangel an Reichthümern gefallen iſt durch Zuwendung derſelben nicht geholfen werden kann". Es mag zugegeben werden daß die Verkennung dieſer Wahrheit einer der Vorwürfe iſt welche den Stein-Hardenberg'ſchen Reformen, einſeitig angeſehen, gemacht werden können. Aber indem er dieſen Reformen Schuld gibt den Sinn der Unterthanen ausſchließlich auf den Gelderwerb gerichtet und vom Staat abgezogen zu hahaben, vergißt er ganz was er ſelbſt kurz vorher geſagt, daß nämlich die Reformen dieſen ſchlechten Sinn ſchon aus der Zeit die dem Siebenjährigen Kriege gefolgt iſt vorgefunden haben, daß nach ſeiner eigenen Darſtellung ſchon damals und früher der Adel, dieſe „Grundkraft des Staats", der Begierde nach Reichthum verfallen war, die ihn zum Güterhandel auf Speculation trieb. Es gibt keine ausgemachtern und unheilbarern Ideologen als dieſe ariſtokratiſchen Verfechter des ſogenannten ſtändiſchen Staats, die ſelbſt als die unermüdlichſten Schreier gegen jede andere Art von politiſcher Ideologie bekannt ſind. Sie malen die ſchroffe und harte Ungleichheit der Rechte, Befugniſſe, Leiſtungen und Ehren, welche das Weſen dieſes Unſtaats war, als die Quelle eines Glücks und einer Freiheit, die niemals beſtanden haben und ſo wenig daraus haben fließen können als Honig aus Eiſenſchlacken fließen kann. Heutigen Tags und ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts können die Feudalredner die Revolution zum Bock aller Sünden machen. Aber die Zeit da der Feudalſtaat unterging iſt keiner Revolution, keiner Doctrinen, keiner Ideen anzuklagen; er ging durch innere Auflöſung auseinander, und der Gegner dem er erlag war nicht ein anderer Staat, ſondern der Despotismus, den Hr. von der Marwitz ſelbſt den „Nichtſtaat" nennt, der aber immer nur dann auftreten kann wenn der Druck eines Einzigen die alleinige Hülfe iſt gegen den unleidlich gewordenen Druck Vieler. Dieſe Vielen waren die Adeligen, die zuletzt Alles gegen ſich aufgebracht hatten, Landesherrn, Städter, Bauern, und ohne deren zuchtloſes Hauſen die Möglichkeit des Aufkommens des Römiſchen Rechts in den märkiſchen Landen ebenſo wenig erklärlich wäre als die Einführung deſſelben Rechts im Reiche ohne das Treiben der Reichsſtände wider den Kaiſer und umgekehrt. Jedenfalls war dies Römiſche Recht beſſer als gar keins, und wenn der Verfaſſer Einſicht genug hat um in wahrhafter Juſtiz die Stätte wahrhafter Freiheit zu erkennen, ſo möchte man fragen wo er im märkiſchen Feudalſtaat ſolche Juſtiz gefunden habe, ob etwa bei dem Rathe jener Stadt, welchem bei Belehnung mit der Juſtiz die köſtliche Bedingung geſtellt wurde, ſowol dem Armen als dem Reichen Recht zu ertheilen, oder bei dem Barbier, dem ſein Herr, der Kurfürſt Friedrich II., aus Dankbarkeit eine Gerichtsbarkeit ſchenkte, oder bei der Geiſtlichkeit, die Alles was geiſtlich und nicht geiſtlich war nach Belieben in ihren Bereich zog und nach geiſtlicher Gewohnheit auch ihre weltlichen Strafen über die Grenzen des Lebens ausſpannend gegen Todte ſo chriſtlich verfuhr daß dieſen Dienern der Kirche die Leichname, denen ſie „von Rechtswegen" Begräbniß verweigerten, auf Landtagsbeſchluß ins Haus gebracht wurden, damit der üble Geruch ſie zu menſchlicherm Verfahren zwinge. Welche ideologiſche Abſtraction, am alten Staat das Beſtehen von Rechten und Freiheiten zu preiſen, während in ſolchem Staate nirgend ein Inſtitut war, den an ihnen Gekränkten zu ſchützen? Wenn dieſe Lobredner ihre Geringſchätzung moderner Conſtitutionen in dem Worte Papierfetzen zuſammenfaſſen, ſo haben als Verbriefungen öffentlicher Freiheiten die ehemaligen Urkunden vor jenen Nichts weiter voraus als daß ſie ſtatt auf Papier auf Pergament geſchrieben waren. Die einen mögen Nichts ſein als *Lumpen*, ſo waren die andern auch Nichts als *Schafhäute*. Welche weitere ideologiſche Abſtraction, der Hardenberg'ſchen neuen Verfaſſung die Behauptung entgegenzuſetzen, der preußiſche Staat habe bereits eine Verfaſſung von altersher und brauche keine neue, während im ganzen Lande ſeit länger als einem Jahrhundert jene ſogenannte alte Verfaſſung bis auf die letzte Spur im Gedächtniß der Menſchen erloſchen war. Als könnte das eine Verfaſſung heißen was ſich von Niemandem weder als anweſend bemerken noch als abweſend vermiſſen läßt. Oder hätte Friedrich II. ſich gegen Europa mit den Heeren ſchlagen ſollen die ihm ſeine ſteuerfreien ritterlichen Vaſallen zugeführt? Oder konnte viel früher der Große Kurfürſt den Grund zur Bildung des brandenburgiſch-preußiſchen Staats legen, wenn er die ſogenannte ſtändiſche Verfaſſung reſpectirte, unter deren Schutz die Lehnsleute aus dem Staate heraustretend fremde Herrſcher anriefen, um mit deren Hülfe den eigenen Lehnsherrn zu demüthigen? Denn es fehlt ſo viel daß des Verfaſſers Behauptung, damals ſei lebendiges Staatsleben geweſen, richtig ſei, daß vielmehr die Wahrheit im gerade Umgekehrten iſt, indem bei der Theilung des Ganzen in ſtändiſche Städte ſchlechterdings kein

Gemeingefühl möglich war und jeder Stand auf Koſten des andern lebend nur ſich ſelbſt bedachte, wie er auf den Landtagen bekanntlich auch nur ſich ſelbſt vertrat. Es war alſo dieſe Wirthſchaft das gerade Widerſpiel des Staats. Wenn wir deſſenungeachtet den beſprochenen Aufſatz eine der beſten Apologien dieſer Wirthſchaft genannt haben, ſo iſt es nicht blos darum, weil die meiſten andern viel ſchlechter ſind, ſondern weil in dieſer eigenſinnigen Abgeſchloſſenheit der mannhafte Trotz zu erkennen iſt, der von dem Worte Recht nicht ablaſſen mag, ein Beharren welches ſich auch dann noch Achtung zu verſchaffen fähig iſt, wenn ſeine Erklärung ganz augenſcheinlich in dem erkannten Gewinn liegt, der aus jenem Recht für die Ehre und das Uebergewicht des Standes hervorging dem der Trotzige angehört.

Mit einem ſo geſinnten Mann, deſſen Stimme unter den von Hardenberg berufenen Ständen vereinzelt blieb, der ſeine Mitſtände „furchtſam und elend“ und die damaligen Richter „Schergen“ nennt, wußte der Miniſter Nichts anzufangen als daß er ihn auf die Feſtung ſchickte. Was aber Hr. von der Marwitz mit Hardenberg angefangen haben würde, das erſehen wir aus folgender Stelle:

Es iſt eine ganz ſchändliche Feigheit und Falſchheit Hardenberg's (welcher erklärt hatte daß die Grundlagen der neuen Verfaſſung von Sr. Majeſtät aus voller Ueberzeugung ihrer Nothwendigkeit erwählt worden) an ſeiner eigenen Stelle den König vorzuſchieben. Sobald dies geſchehen iſt, gewinnt auf der einen Seite jeder Widerſpruch das Anſehen der Rebellion und auf der andern macht ſich der Miniſter von allen übeln Folgen frei.... Da Könige Rathgeber haben müſſen und Miniſter, ſo müſſen Erſtere auch für ihren Rath und Letztere für ihre Adminiſtration verantwortlich ſein, denn der König iſt auch ein Menſch und kann irren, geſtraft aber kann er nicht werden, darum müßte jeder Miniſter der ihn vorſchiebt um ſeinen eigenen Hals zu retten ohne alle Umſtände zum Tode geführt werden. Daß dies nicht allenthalben Sitte iſt, iſt eine große Quelle von Unglück für die Völker.

Man gewahrt hier wie ſo unzählig oft daß die Meinungen der äußerſten Parteien in den weſentlichſten Stücken zuſammenfallen. Die verzweifelte Frage ob vielleicht das Verderbniß damaliger Zeit ſo groß war daß ſie nur durch ein Uebermaß des Unheils, nämlich durch die Stein'ſche Geſetzgebung zu heilen geweſen, wirft Hr. von der Marwitz auf; aber die viel näherliegende, ob nicht vielleicht dieſe Geſetzgebung der wahre Hebel des Kriegs von 1813 gegen Napoleon geweſen, kommt ihm nicht in den Sinn. Er ging in dieſen Krieg mit dem Unmuth eines Unzufriedenen, aber mit dem Muth eines Soldaten. Es war ihm nicht beſchieden an den großen Actionen dieſes Kriegs theilzunehmen; er kam als Oberſtlieutenant mit ſeiner Landwehrbrigade unter den Befehl des Generals Putlitz, eines „den ganzen Tag mit Münzen, Tabackrauchen und Eſſen“ beſchäftigten Mannes, der im Felde immer gebraucht wurde, „ſobald es vorwärts ging, die Löcher hinten zu verſtopfen“. Hr. von der Marwitz war alſo in dieſem Feldzuge nur in minder entſcheidenden, wiewol harten Gefechten thätig; dagegen nahm er in dem Feldzuge von 1815 an der Schlacht bei Ligny als Oberſt an wichtiger Stelle theil. Ueber beide Feldzüge enthält der zweite Band Tagebücher, worin ausſchließlich militairiſches Detail aufgezeichnet iſt. Je weniger dies von allgemeinem Intereſſe iſt, deſto mehr ſind es die politiſchen Bemerkungen die Hr. von der Marwitz in der Biographie ſelbſt ſowol über die europäiſchen Verhältniſſe als über die innern Zuſtände Preußens nach dem Kriege macht. Sie finden zum großen Theil noch heute ihre Anwendung. Der Hauptzweck, ſagt er unter Anderm, hätte ſein müſſen die Freiheit Deutſchlands zu ſichern, alſo Preußen zu ſtärken, dem dann die Schwachen zufallen mußten. Aber Metternich war voll niedriger Eiferſucht und wollte die erſte Rolle, vor deren Schwierigkeit ihm für Oeſtreich graute, doch noch weniger an Preußen überlaſſen. „Er gab daher alles Deutſche auf und wendete ſich ganz auf Italien. Dieſe Richtung wird Oeſtreich den Untergang bringen.“

Nachdem Hr. von der Marwitz wegen kränkender Zurückſetzung ſeinen Abſchied hatte nehmen wollen, aber durch die Rückſicht auf das Einkommen, „das ſchlechteſte aller Motive“, wie er ſelbſt ſagt, bewogen im Dienſt geblieben war, kam er als Brigadecommandeur erſt nach Kroſſen, dann nach Frankfurt. Den Poſten eines ſolchen nennt er einen der unnützeſten in der Armee. Er verblieb darin bis zum Jahre 1827 in welchem er ſeinen Abſchied nachſuchte und als Generallieutenant erhielt. Er war dann ſowol auf ſeinem Gute als Landwirth wie auf den brandenburgiſchen Communallandtagen als Marſchall und ſodann auch im Staatsrath, wohin der König ihn berufen hatte, mit Erfolg thätig. Nachdem er 1833 den Schmerz gehabt ſeinen Sohn zu verlieren, zog er ſich von öffentlichen Geſchäften zurück, begann zu kränkeln und ſtarb 1837.

Die ihn gekannt haben ſchildern ihn als einen rauhen Mann, der von ſeinen ihm untergebenen Leuten zu viel foderte und ſchwer zu befriedigen war. Da es bekannt war daß er wie den Menſchen ebenſo auch den Pferden Uebermäßiges zumuthete, ſo bekam er bei den Lieferungen meiſt die minder tauglichen, zu um ſo größerer Plage der Cavaleriſten, von denen er auf den ſchwächern Thieren Daſſelbe foderte was ſich nur auf kräftigern durchführen ließ. Die Energie ſeines Willens, ſein Verſtand, ſeine Sachkenntniß in militairiſchen wie ſtaatsökonomiſchen und landwirthſchaftlichen Dingen wird von Allen ohne Widerſpruch anerkannt. Dieſe Urtheile über ihn, jenes wie dieſes, werden durch die ſchriftlichen Zeugniſſe die wir hier beſprochen haben beſtätigt. Wir gehen noch weiter und können nicht umhin zu ſagen, daß wenn die Führung der Angelegenheiten Preußens vor und nach dem Kriege in den Händen eines Mannes wie Hr. von der Marwitz war, dieſer Staat eine unzweifelhaft glücklichere und würdigere Haltung gewann. Eines ſolchen Mannes feudaliſtiſche Starrheit würde große Einſeitigkeiten, Mißgriffe und wahrſcheinlich den härteſten Widerſpruch gegen die klarſten Foderungen der Zeit hervorgerufen haben; aber wir ſehen nicht daß durch Halbheit

dieſer Widerſpruch iſt vermieden worden. Dagegen würde Feſtigkeit, Muth, Klarheit im Wollen und geſunde Maßregeln zum Können die Regierung in ein reſpectables Verhältniß zum Lande gebracht, das Ehrgefühl der Nation geſichert und gehoben und das Handeln in Einklang mit dem Reden geſetzt haben. Demüthigungen, Verkürzungen, Rückzüge würden nicht vorgekommen ſein. Entſchiedenheit würde Achtung erzwungen haben und durch dieſe wäre Deutſchland erobert worden. Es wäre im Innern ein junkerhaft-militairiſches Regiment geweſen, aber mit den Nachtſeiten der Unfreiheit hätte man doch die Vortheile des Gehorſams genoſſen. Die Armee würde vielleicht noch mehr gekoſtet haben als ſie jetzt koſtet, aber das Budget wäre kleiner geworden durch die Erſparniß der vielen Millionen mit denen jetzt die Allgegenwart und Allwiſſenheit der Aemter bezahlt werden muß. Sogar ein geſundes Kirchenthum wäre geſtützt und befördert worden, deſſen wahrſcheinliche Unduldſamkeit indeß weniger Uebel erzeugt hätte als durch weichliche und ſchielende Krankhaftigkeit geſäet und geerntet werden. Eine ſolche Regierung endlich würde durch die Wirkungen der Macht, des Zuſammenhalts und der Ehre einen Geiſt geweckt haben, aus welchem zuletzt mit oder gegen den Willen der Erwecker unfehlbar und unwiderſtehlich Freiheit hervorgegangen wäre. Aber es iſt das merkwürdige Schickſal Preußens daß in keinem Zeitraum ſeit länger als einem halben Jahrhundert die Geſchäfte dieſes Staats in den Händen ſolcher Männer geweſen ſind, welche als der Ausdruck der ſpecifiſchen und eigenthümlichen Beſonderheiten und Vorzüge gelten konnten, in deren Verbindung das Unterſcheidende und Auszeichnende der echten Preußenart erkannt werden muß.

Zum Schluß theilen wir noch einige intereſſante Einzelheiten mit, die ſich in den Denkwürdigkeiten und auch in den Tagebüchern des zweiten Bandes befinden. Bald nach der Kataſtrophe von 1806 hatte Hr. von der Marwitz mit Friedrich Wilhelm III. ein Geſpräch in Memel. Es kamen einige der hauptſächlichen ſoeben begangenen militairiſchen und politiſchen Fehler zur Sprache. Er erzählt:

Ich weiß nicht welches der allerauffallendſten der König erwähnte; ich erſtarrte und fuhr heraus: „Mein Gott, das wiſſen Ew. Majeſtät?" „Freilich! Müßte ſonderbar zugehen wenn ich es nicht wüßte; warum verwundern ſich ſo?" Ich gewahrte daß ich mich gewaltig verſehen hatte und wollte nicht mit der Sprache heraus. Wie er aber in mich drang, antwortete ich: „Ew. Majeſtät befehlen es, alſo muß ich es ſagen; ich wundere mich darüber daß, wenn Ew. Majeſtät die Sache ſo klar eingeſehen, Sie es nicht beſſer gemacht haben." Das war nun, um bei einem andern König ſogleich fortgejagt zu werden oder gar den Kopf vor die Füße gelegt zu bekommen; aber zu ſeinem ewigen Ruhme muß ich es ſagen daß er auch nicht im mindeſten böſe wurde, vielmehr ſtellte er mir vor, ob denn das zu verwundern wäre, wenn man ſich ſelbſt nicht für klüger hielte als alle übrigen Menſchen; wenn man ſo viele ältere und erfahrenere Leute um ſich hätte ... daß man auf ihren Rath höre und die eigene Einſicht und geringere Erfahrung der ihrigen unterwürfe?

Wie dieſer Zug, ſo gehört zur Charakteriſtik deſſelben Monarchen auch folgende Eigenheit, welcher Hr. von der Marwitz Gewicht genug beigelegt um ſie unter die hauptſächlichen Beweggründe Hohenlohe's zur prenzlauer Capitulation zu zählen:

Der König legte zu aller Zeit einen überaus großen Werth auf ſeine Garden. Deshalb war dem Fürſten der Gedanke peinlich daß möglicherweiſe ſämmtliche Fußgarden die er bei ſich hatte zuſammengehauen werden könnten, was auch ohne Zweifel ſehr übel vermerkt worden wäre. Er bedung ſich daher daß die Garden nach Potsdam marſchiren ſollten um nach dem Frieden dem König intact überliefert zu werden. Sobald Murat dies zugeſtand, fiel ein Stein von Hohenlohe's Herzen, und dieſer Punkt hat nicht wenig beigetragen ihn zu einer Capitulation willfährig zu machen.

Von Schill urtheilen die Denkwürdigkeiten:

Ich war überzeugt daß viel zu viel von ihm geredet werde und nicht viel dahinter ſtecke, und ſo war es in der That. Er war ſehr tapfer, auch liſtig, aber unglaublich dumm, wodurch bald Hochmuth erregt wurde, den er unter einer erheuchelten Beſcheidenheit zu verbergen trachtete. Zu Nichts weniger war er geſchaffen als zum Feldherrn; dieſen wollte er ſpielen, daran iſt er geſcheitert.

Sieyès, der als Geſandter der franzöſiſchen Republik bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's III. erſchien, ſchildert Hr. von der Marwitz als einen Kerl mit einem wahren Canaillengeſicht. Als er im Saal erſchienen, ſei großes Murren entſtanden, beinahe Lärm. Außer Denen die durch ihre Stellung dazu genöthigt geweſen habe in den höhern Cirkeln Niemand mit ihm geſprochen; ihm eine Spielpartie zuſammenzubringen ſei ſehr ſchwierig geweſen. Ein Graf Wartensleben habe auf die Frage ob er mit Sieyès ſpielen wolle: „Non, sans phrases", geantwortet. Dieſe Erzählung und die obige Perſonalbeſchreibung haben gleichen Werth und wir führen ſie nicht als Beitrag zur Schilderung des geiſtreichen, ſchweigſamen Sieyès an, der übrigens nie eine Karte in Händen gehabt, ſondern als Beleg daß auch Männer denen Nichts weniger als Leichtgläubigkeit vorzuwerfen iſt ſich doch leicht Geſchichtchen, wenn ſie ihrem Geſchmack zuſagen, aufſchwatzen laſſen.

Endlich iſt folgende Anekdote jedenfalls ergötzlich. Vor der jenaer Schlacht war Goethe ins Hauptquartier gekommen, „ein großer ſchöner Mann, der ſtets im geſtickten Hofkleide, gepudert, mit einem Haarbeutel und Galanteriedegen, durchaus nur den Miniſter ſehen ließ und die Würde ſeines Ranges gut repräſentirte, wenngleich der natürlich freie Anſtand des Vornehmen ſich vermiſſen ließ". Bei der fürſtlichen Tafel erhielt ein emigrirter Franzoſe Blumenſtein, ein als geiſtreich und unterrichtet geſchilderter lebhafter Mann, ſeinen Platz neben Goethe mit der Weiſung ihn zu unterhalten. Aber Goethe blieb ſtumm. „Wovon ſprachen Sie denn mit ihm?" fragte ihn nach Tiſche Hr. von der Marwitz. „Von ſeinen Werken." „Fehlgeſchoſſen! von Verwaltungsangelegenheiten mußten Sie ſprechen. Von welchem ſeiner Werke redeten Sie?" „War ein verfluckter Streich. Deutſche Literaturen mir nicht bekannt; wollte vor Tiſch fragen was er geſchrieben, aber vergeſſen. Nun ſitz ick und kann mir nix erinnern, zum größten Glücken fällt mir noch die «Braut von Meſſina» ein." Dies erinnert an

Digitized by Google

die gleichartige Geſchichte jener berliner Enthuſiaſtin, die als ſie in Goethe's Garten lange auf ſein Erſcheinen gewartet hatte, ſich, als er kam, vor ihm auf ein Knie niederwarf, mit den Worten: „Feſt gemauert in der Erden." Beide Anekdoten mögen gleichen Glauben verdienen. Viele Leſer welche den Namen Marwitz aus Rahel's Briefen kennen werden begierig ſein zu erfahren, was über dieſen jüngern Bruder des Verfaſſers in dieſen Denkwürdigkeiten vorkomme. Sehr wenig. Wie beide waren, mußten ſie einander eher meiden als aufſuchen, und der eine war ſo wenig geeignet den andern zu verſtehen, daß wenn der ältere von der Deferenz ſpricht welche der jüngere ſtets für ihn gehabt habe, man annehmen kann daß hier nicht das richtige Wort gewählt worden.

---

2. Memoiren des königl. preuß. Generals der Infanterie Ludwig Freiherrn von Wolzogen. Aus deſſen Nachlaß unter Beifügung officieller militairiſcher Denkſchriften mitgetheilt von Alfred von Wolzogen. Leipzig, O. Wigand. 1851. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe Memoiren eines Militairs von anerkannter Bildung und Erfahrung ſind beſonders für die Kriegsgeſchichte der Jahre 1811—13 von Bedeutung, für die Geſchichte der Unterhandlungen während dieſes und des folgenden Zeitraums nicht unwichtig, an Aufſchlüſſen über Perſonen und Verhältniſſe von mannichfachem Intereſſe. Wir wollen uns zunächſt mit den Lebensumſtänden des Verfaſſers bekannt machen.

Er war 1773 in Meiningen geboren. Seinen Vater, der Reichsfreiherr und in hildburghauſenſchen Dienſten war, verlor er in früheſter Kindheit. Acht Jahr alt ward er auf die Karlsſchule nach Stuttgart gegeben. Hier mag uns zu Gunſten zweier ergötzlicher Anekdoten aus dieſer Schule geſtattet ſein mit der Erzählung derſelben die eben erſt begonnenen biographiſchen Angaben zu unterbrechen. In Gegenwart des Herzogs Karl, der faſt täglich in den Claſſen erſchien, hatte ein Schüler ſich in der Mathematik ſo ſchwach bewieſen daß der Herzog ihn anfuhr, „er ſolle ſich zum Teufel ſcheren und Wolzogen an die Tafel laſſen". Dieſer fühlte ſich nicht ſtärker und ſah gleichem Schickſal entgegen, als ihm einfiel daß der Herzog ſelbſt von der Mathematik ſehr wenig verſtand und durch Keckheit leicht zu täuſchen ſein werde. Er begann alſo darauf los zu demonſtriren und gelangte zu einer Gleichung bei welcher dem Lehrer und den Schülern „die Haare zu Berge ſtanden", der Herzog aber ihn der ganzen Claſſe als Muſter vorſtellte. Dieſer Vorfall iſt harmlos im Vergleich zu dem jetzt folgenden. Vergehen der Schüler wurden auf Zettel verzeichnet, welche ſie eigenhändig dem Herzog zu überreichen verurtheilt waren. Dieſer kam und zwar am Arm ſeiner Maitreſſe, die Franziska hieß, in die Claſſe, und ein mit ſolchen Zetteln ſtets reichlich bedachter Schüler, Graf Naſſau, überreichte ihm diesmal eine ganz ungewöhnliche Menge ſolcher Papiere. Darauf redete ihn der Herzog zornig an: „Aber Graf Naſſau, wenn Er nun Herzog wäre und ich Graf Naſſau, was würde Er dann mit mir anfangen?" Ohne ſich zu beſinnen ergriff Naſſau den Arm der Gräfin, gab ihr einen derben Kuß und ſagte: „Ew. Durchlaucht, das würde ich thun und ſagen: «Komm Fränzel, laß den dummen Jungen ſtehen.»" Der Herzog, frappirt von ſolcher Geiſtesgegenwart und Unverſchämtheit, hielt es fürs beſte die Sache ſcherzhaft zu nehmen und obenein dem Schuldigen alle Strafe zu erlaſſen.

Nach einem kurzen Anfang in würtembergiſchen Militairdienſten trat Hr. von Wolzogen durch Maſſenbach's Vermittelung in preußiſche, kam ins Hohenlohe'ſche Regiment nach Breslau und bildete ſich dort durch Uebungen und Studien militairiſch ſo weit daß er 1800 eine kleine Schrift auf Anlaß des italieniſchen Kriegs in den Druck geben konnte. Im Jahre darauf übernahm er die Erziehung eines würtembergiſchen Prinzen und verblieb in dieſer Stellung fünf Jahre lang, innerhalb welcher ihm mit dem Oberſtlieutenant von Varnbüler zwar nicht formell, aber factiſch die Leitung der würtembergiſchen Truppen anvertraut war. Eiferſucht über ſeine raſche Beförderung und Ränke gegen ihn veranlaßten ihn neue Dienſte aufzuſuchen. Er fand ſie 1807 in Rußland als Major im Quartiermeiſterſtabe.

Mit dem Eintritt in dieſe Stellung begann für Hrn. von Wolzogen eine einflußreiche und umfaſſende Thätigkeit. Der aus preußiſchem Dienſt in den ruſſiſchen übergetretene General von Phull war ſein Gönner und ließ von ihm ſeine für den Kaiſer franzöſiſch niedergeſchriebene Bearbeitung des Siebenjährigen Kriegs ins Deutſche überſetzen. Durch dieſe Arbeit zuerſt und vornehmlich durch ſpätere Aufſätze über die Grundſätze welche bei einem Vertheidigungskriege Rußlands gegen Napoleon'ſchen Einfall zu befolgen ſeien, erregte Hr. von Wolzogen des Kaiſers Aufmerkſamkeit in ſolchem Grade daß er, zum Flügeladjutanten ernannt und zum Oberſtlieutenant befördert, mit einem der wichtigſten Geſchäfte beauftragt wurde, nämlich das weſtliche Kriegstheater des Reichs behufs einer Organiſirung zum Vertheidigungskriege zu recognoſciren. Der Kaiſer gab ihm dieſen Auftrag am 26. Juni 1811 perſönlich in geheimer Audienz, in welcher er ihm eröffnete, bisher alles Mögliche zur Vermeidung eines Kriegs mit Napoleon, deſſen gefahrvolle Chancen für Rußland er anerkenne, gethan zu haben, aber nun ſich gegen ihn rüſten müſſe, und wenn der Krieg ausgebrochen ſei, ihn ſo lange führen werde bis entweder er oder Napoleon zugrundegegangen ſei; darauf wolle er ihm, Wolzogen, hiermit feierlich die Hand geben.

Ein ſolches Vertrauen in einen fremden, noch jungen und erſt kurze Zeit in den Dienſt getretenen Offizier war keine geringe Ehre für denſelben. Hat dieſer im Laufe des nachherigen Feldzugs vielfach für dieſe Auszeichnung büßen müſſen, ſo iſt nicht zu vergeſſen daß auch dem Kaiſer ſeine Hingabe an den Rath ausländiſcher Militairs und Diplomaten niemals Heil gebracht hat. Den echten Altruſſen war der gegen die Franzoſen angenommene Vertheidigungs- und Rückzugsplan ein Gräuel, und wer war der vornehmſte Urheber deſſelben? Phull, ein

Fremder, ein Deutſcher, und unter den Fremden ſind die Deutſchen dort immer die verhaßteſten geweſen. Es kam im Laufe der Campagne von 1812 vor daß als die Ruſſen ihre bekannte erſte glückliche Waffenthat, den Ueberfall der Sébaſtiani'ſchen Vorpoſten bei Budnia vollbracht hatten und unter den erbeuteten Papieren Sébaſtiani's ein Billet von Murat's Hand gefunden wurde, worin dieſer ihn vor der beabſichtigten Ueberrumpelung warnt, Wolzogen ſogleich, wie er ſelbſt erzählt, allgemein für den Verräther des Geheimniſſes an die Franzoſen angeſehen wurde, namentlich vom Großfürſten Konſtantin, der den Verdacht laut ausſprach und den Vorfall in dieſem Sinn dem Kaiſer meldete. Graf Tolſtoi, Obermarſchall, ſagte bei dieſem Anlaß zum Kaiſer, die Armee müſſe zu Grunde gehen wenn dem Oberſt Wolzogen und andern Verräthern nun nicht ihre Köpfe abgeſchlagen würden. Da aber der Kaiſer, weil Hr. von Stein für Wolzogen's Unſchuld ſeine Ehre verpfändete, allen Argwohn ſogleich fallen ließ, ſo ſuchte der ruſſiſche Fremdenhaß auf anderm Wege zu jenem Ziele zu gelangen; Fürſt Bagration ward vom General Yermolow und Oberſt Toll gebeten, auf Wolzogen's Entfernung von der Armee hinzuwirken. Der Fürſt antwortete: dieſer Offizier ſei ſehr brauchbar, deshalb ſei auf das Geſuch nicht einzugehen, aber in der Folge werde ſich wol eine Gelegenheit finden den Fremden im Gefecht an einen Ort zu ſchicken von dem er nicht zurückkehren würde. Der eben genannte Oberſt Toll meinte ſchon wenige Tage darauf, dieſe Gelegenheit ſei gekommen, und gab Wolzogen auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Smolensk einen Auftrag der in keinem andern Sinn als dem eben angegebenen erdacht ſein konnte. Der Auftrag wurde ausgeführt, fiel aber, da Wolzogen unverſehrt blieb, nicht nach dem Wunſche des Ruſſen aus. Wenn man ſich ſolche Lagen vergegenwärtigt und dabei der unabläſſigen empfindlichen Angriffe gedenkt, welche deutſche Denkart und Sitte durch die Gewohnheiten, Anſichten und Behandlungsweiſen die in ruſſiſcher Geſellſchaft die herkömmlichen ſind auszuhalten hat, ſo kann man nicht umhin an die triviale Weisheit eines alten und hinfälligen Sprüchworts erinnert zu werden, welches den oftmals aus den höchſten Gründen nicht zu verachtenden Rath ertheilt im Lande zu bleiben und ſich darin redlich zu nähren.

Bei Vollziehung ſeines Auftrags, das weſtliche Gebiet aufzunehmen, hatte Hr. von Wolzogen bereits die Wirkungen der Halbheit und Unentſchiedenheit zu empfinden die ſchon damals im Rathe des Kaiſers herrſchten. Die Inſtruction die er mitbekam war ein Muſter von Unklarheit und Flüchtigkeit; auf Grund des angenommenen Defenſivſyſtems entworfen, enthielt ſie doch Vieles was bewies daß man gern zugleich auch die Offenſive ergreifen möchte. Der Kaiſer hörte Jeden, hatte ſelbſt keine Meinung und war bald für Romanzow, der noch im Juni 1812 gar nicht an den wirklichen Ausbruch des Kriegs glaubte und im Kampfe mit Napoleon Rußlands Untergang ſah, bald für Bennigſen, der vorgehen und eine Schlacht liefern wollte, bald für Phull's Rückzugsplan. Napoleon ſtand ſchon mit ſeiner halben Million Mann nahe bei Grodno, als Kaiſer Alexander dieſen Widerſtreit der Meinungen durch Veranſtaltung einer gemeinſchaftlichen Berathung auszugleichen verſuchte. Es war ſo wenig Zuſammenhang in den Maßregeln einer großen und mächtigen Regierung in dieſem Zeitpunkt der höchſtmöglichen Gefahr die das Reich bedrohen konnte, daß man dieſen Zuſtand ganz füglich mit der Lage Preußens beim Ausbruch des Kriegs von 1806 vergleichen kann. Dies beſtätigen alle unverdächtigen Zeugen welche in der Nähe zu beobachten im Falle waren; und durchaus ähnliche Erfahrungen ſind ſeither bei allen ſchwierigen Vorkommniſſen in welchen Rußland die Bereitſchaft ſeiner Macht, ſeine Schnelligkeit und viel gefürchtete Ueberlegenheit zu bewähren gehabt hatte, ſowol im erſten wie im zweiten türkiſchen Kriege als beſonders im polniſchen Feldzuge zutagegekommen. Man ſollte glauben daß ſolche Thatſachen die Meinung regeln müßten. Aber gegen Befangenheiten und Vorurtheile gibt es bekanntlich ebenſo wenig ein Mittel als gegen den Mangel an Selbſtgefühl, welcher das Kennzeichen der Schwäche iſt, und welcher in Deutſchland beſonders ſich im Anſtaunen des Scheins fremder Größe kundgibt. Den Getheilten imponirt jede Ganzheit und Rußland verdankt die unter Unkundigen über ſeine innere und äußere Macht verbreiteten und ihm ſo nützlichen Vorſtellungen zum größten Theil der mattherzigen Bewunderung der Deutſchen.

Im Kriege gegen Napoleon, welchem Hr. von Wolzogen nur bis zur Räumung Moskaus beiwohnte, da Barclay de Tolly's in dieſem Zeitpunkt genommener Abſchied auch den ſeinigen nachſichzog, hat er einige male Dienſte von großer Wichtigkeit geleiſtet, und zwar meiſt durch ſeinen militairiſchen Rath, oft auch durch muthige Rede. Wer ſich mit dem Feldzuge von 1812 beſchäftigt hat, wird wiſſen daß es urſprünglich im ruſſiſchen Plane war, bei Driſſa im befeſtigten Lager die Franzoſen zu empfangen. Dieſer Plan war von Phull und Wolzogen ausgegangen und ſchon deshalb im ruſſiſchen Heere nicht beliebt. Als der Moment gekommen war ihn auszuführen, die Ruſſen aber, des unaufhörlichen Zurückweichens vor dem Feinde müde, nun ſelbſt ſich an jenem Punkt ſetzen und ſchlagen wollten, war es Wolzogen, der im Kriegsrath den Muth hatte dies von ihm ausgegangene Project jetzt, weil die Bedingungen unter denen er es entworfen ſämmtlich unausgeführt geblieben, als verderblich zu verwerfen und die Fortſetzung des Rückzugs gegen den Süden zu bevorworten. Seine Meinung drang durch. Alle Schriftſteller ſind darin einig daß dieſer Rath die ruſſiſche Armee gerettet hat, wenn auch nicht alle, am wenigſten die ruſſiſchen, die Ehre deſſelben dem rechten Mann zuwenden. Nicht minder entſcheidend war ſein Einfluß in einem andern wichtigen Moment, als es ſich nämlich darum handelte die Vereinigung des Corps von Bagration mit dem des Oberbefehlshabers Barclay zu bewirken. Jener, durch

ſeine Unterordnung unter dieſen, den jüngern, beleidigt hatte ſich während des Feldzugs ſtets ſchwierig gezeigt und der angeordneten Verbindung beider Armeen ſtets Schwierigkeiten entgegengeſetzt. Hr. von Wolzogen übernahm es ihn umzuſtimmen, und es gelang ihm durch ſein entſchloſſenes Wort und Benehmen. Bei Smolensk waren beide Truppenmaſſen vereinigt.

Nach der Gewohnheit die namentlich bei Generalſtabsoffizieren herkömmlich iſt ſind die Schlachtenberichte des Hrn. von Wolzogen ſehr kühl. Er hat den beiden mörderiſchſten Schlachten des ruſſiſchen Feldzugs, denen bei Smolensk und Borodino beigewohnt; nur in Nebendingen weicht ſeine Darſtellung von denen ab welche über beide Tage die beſtbeglaubigten ſind. Sein Urtheil über Kutuſow ſtimmt genau mit dem des ſtrengen und geraden Clauſewitz über dieſen Altruſſen überein. Hr. von Wolzogen beſtätigt daß die Wahl dieſes Mannes dem Kaiſer, der ihn „als unmoraliſchen, intriguanten und gefährlichen Charakter" verachtete, durch die Adelspartei, die ihren Sitz in Moskau hatte, aufgenöthigt worden. Kutuſow ſoll während der Schlacht bei Borodino den ganzen Tag fern vom Schlachtfeld unter Champagnerflaſchen zugebracht haben. (Es iſt bekannt daß auch Napoleon an dieſem Tage nicht zur Stelle war.) Ueber den Ausgang dieſes furchtbaren Tages täuſchte er ganz Rußland und den Kaiſer durch Siegesberichte, denen kurz nachher, als Kutuſow bereits zum Generalfeldmarſchall ernannt war, die Nachricht von der Räumung Moskaus folgte. Als Hr. von Wolzogen die Armee, wie oben angeführt iſt, verlaſſen hatte und nach Petersburg gekommen war, woſelbſt er dem Kaiſer ſeinen Bericht über jene Schlacht und Kutuſow's Verhalten dabei ausführlich abſtattete, und zugleich die Verdienſte Barclay's auseinanderſetzte, der nur durch Kutuſow's Chicanen vom Commando verdrängt worden ſei, rief der Kaiſer aus: „Und von allen Details hat mir der . . . . . (Kutuſow) Nichts geſchrieben, vielmehr nur Lügen berichtet", und fügte hinzu, er werde Barclay ſtets hochſchätzen, auch wieder hervorziehen, aber für jetzt müſſe er ihn im Exil laſſen, denn: „auch der unumſchränkteſte Monarch ſei genöthigt, ſeine perſönlichen Gefühle gebieteriſchen Verhältniſſen zu unterwerfen." Aus des Verfaſſers Berichten über den ruſſiſchen Krieg iſt von namhaftem Intereſſe außer dem bereits Angeführten nur noch was er über Roſtopſchin's Rolle beibringt, obgleich es zu den Aufſchlüſſen die Varnhagen von Enſe über dieſelbe, nachdem ſie ſo lange im Dunkeln geblieben war, gegeben hat, nichts Weſentliches hinzuthut. Kutuſow mochte im Ernſte des Glaubens geweſen ſein die Franzoſen von Moskau abhalten zu können, aber während er dem Grafen Roſtopſchin dieſe Verſicherungen wiederholt zugehen ließ und dieſer ſich vor Jedermann das Anſehen gab ihnen zu trauen, bereitete er Alles zur Brandlegung vor, wobei ihm ein deutſcher Mechaniker und Maſchiniſt Dr. Schmidt geholfen haben ſoll. Indeß völlig geheim mag der entſetzliche Vorſatz doch nicht geblieben ſein, da Hr. von Wolzogen erzählt, von einem ruſſiſchen Oberſten bei Borodino die mit beſonderm Accent geäußerten Worte gehört zu haben: „Wenn es hier ſchief geht, hilft uns nur ein zweiter Poſcharsky." Poſchar aber bedeutet Feuersbrunſt. In Hrn. von Wolzogen's Gegenwart ward Roſtopſchin einſt in Berlin von dem bekannten Arzt Formey geradezu gefragt wer den Brand von Moskau veranlaßt habe, worauf jener antwortete: darüber Niemandem eine Antwort ſchuldig zu ſein, da ſelbſt der Kaiſer ihn nicht danach gefragt habe.

Auch bei den nun folgenden Kriegsbegebenheiten verblieb Hr. von Wolzogen in ruſſiſchen Dienſten, langte, nachdem er den Winter von 1812 bis zum März 1813 in Petersburg zugebracht, in dieſem Monat im Hauptquartier der Verbündeten an und war bei den Schlachten von Großgörſchen und Bautzen gegenwärtig, deren Darſtellung er gibt, ohne zu dem Bekannten darüber etwas Erhebliches hinzuzufügen. Dagegen ſind einige Details welche er über die Vorgänge vor und während der ſo folgenreichen Schlacht bei Kulm anführt von Intereſſe. Bekanntlich handelte es ſich nach dem für die Verbündeten unglücklichen Ausgange bei Dresden um Sicherung des Rückzugs der Hauptarmee durch die Päſſe des Erzgebirgs nach Böhmen. Zu dieſem Zwecke ſollten die Franzoſen unter Vandamme, die im Beſitz der kürzeſten Straße über Peterswaldau nach Böhmen waren, angegriffen und aufgehalten worden. Dieſen Auftrag hatte Barclay, hielt ihn aber für zu gefährlich und änderte die erhaltenen Befehle ab. Nun wird gewöhnlich General Oſtermann als Derjenige bezeichnet der gegen Barclay's umgeänderte Ordre den heldenmüthigen Entſchluß gefaßt habe ſich über Peterswaldau durch Vandamme's Corps durchzuſchlagen. Hr. von Wolzogen aber wendet dies Verdienſt dem Prinzen Eugen von Würtemberg zu, da er gegenwärtig war als dieſer Prinz dem Grafen Oſtermann (der den Marſch für zu gefährlich hielt und die Garden die er bei ſich hatte nicht einem gewiſſen Untergang preisgeben wollte) das Anerbieten machte, mit ſeinem Corps die Gefahren dieſes Marſches aufſichnehmen und den ruſſiſchen Garden Flanken und Rücken decken zu wollen. Darauf erſt willigte Oſtermann ein, unter der Bedingung daß Hr. von Wolzogen dieſen Entſchluß beim Kaiſer vertrete, was dieſer auch ſogleich that. Daß übrigens Oſtermann's Sorge um die Garden nicht, wie Hr. von Wolzogen andeutet, bloßes Vorgeben war, geht daraus hervor daß ihm, wie man weiß, nachmals die ſtarken Verluſte die ſein ſtandhaftes Aushalten am Tage bei Kulm unter dieſen Truppen und namentlich unter den meiſt dem höhern ruſſiſchen Adel angehörigen Offizieren verurſacht hat gewaltig verübelt worden. Kein Wunder überdies daß dieſem General, dem unwiderſprechlich die große Ehre dieſes Tages gebührt, auch noch die jenes Entſchluſſes zugetheilt worden, wenngleich wir nach Hrn. von Wolzogen nicht mehr bezweifeln können daß ſie dem würtembergiſchen Prinzen zukommt. Als die Kleiſt'ſchen Kanonen von Nollendorf im Rücken Vandamme's zu feuern angefangen hatten, ſandte der darüber wie über etwas Unerklärliches erſtaunte Kaiſer Alexander

mehre Adjutanten, auch Hrn. von Wolzogen auf Bericht aus. Dieſe kamen mit der Meldung der Thatſache und daß Vandamme's Rückzug ſchon begonnen habe zurück, worauf der Kaiſer ſich von Hrn. von Wolzogen an eine Stelle führen ließ, von wo er die Dinge in der Nähe ſehen konnte. Hr. von Wolzogen erzählt:

Als wir durch Kulm kamen, flogen viel Pulverwagen in die Luft; einigen Generalen aus der Suite des Kaiſers wurde infolge deſſen ganz flau zu Muthe, und ſie machten mir im Gefühl ihrer eigenen Angſt Vorwürfe darüber, wie ich das Leben des Monarchen einer ſolchen Gefahr exponiren könne. Der Kaiſer ſelbſt aber kümmerte ſich nicht um dieſe Bagatelle, ſondern ritt ruhig ſeines Weges fort. Kaum waren wir jenſeit Kulm, ſo brachten einige Koſacken den General Vandamme und den Chef ſeines Generalſtabs, General Haro, als Gefangene. Beide hatten ſich in die Mitte einer retirirenden franzöſiſchen Infanteriecolonne begeben, aus welcher ſie dieſe Koſacken — ein Unteroffizier und drei Gemeine — Erſtern am Kragen und Letztern am Aermel, der infolge deſſen zerriſſen herabhing, ohne Weiteres herausſchleppten. Die Franzoſen waren durch dieſe kühne That ſo beſtürzt daß ſie auf die Räuber ihrer Generale zu ſchießen vergaßen und Alles ruhig hatten geſchehen laſſen. Der Kaiſer ſagte den Gefangenen einige tröſtliche Worte und verſprach ihnen eine gute Behandlung, worauf indeß Vandamme ganz trotzig und ohne den Hut abzunehmen erwiderte: „Vous êtes le maitre, Sire!" Dies Benehmen empörte mich ſo ſehr daß ich mich dem Kaiſer näherte und ihm zuflüſterte: er möchte ſich doch erinnern daß dieſer Mann derſelbe ſei der im Lande ſeines Schwagers, des Herzogs von Oldenburg, ganze Bauernfamilien habe erſchießen laſſen, weil ſie ihrem Herrn treugeblieben. Gleich darauf befahl der Monarch beide Gefangene nach Teplitz zu bringen und daſelbſt in Gewahrſam zu halten.

Aus des Verfaſſers Bericht über die Schlacht bei Leipzig iſt nur hervorzuheben daß als er ſich am 16. October mit dem Kaiſer Alexander auf den Anhöhen bei Güldengoſſa befand und dieſer ihn mit Schwarzenberg's Plan die Franzoſen über Konnewitz von Leipzig abzuſchneiden bekanntmachte, Hr. von Wolzogen ihm das ganz Unverſtändige dieſer Anordnung ſo augenſcheinlich nachwies daß der Kaiſer ihn auf der Stelle zu Schwarzenberg ſchickte, mit dem Auftrag ihm dies vorzuſtellen. Der Fürſt war bald überzeugt und traf ſogleich die allein noch übrige Anordnung den großen Fehler zu verbeſſern, ohne welchen der Sieg bei Leipzig weniger Zeit und Opfer würde gekoſtet haben. Jene monſtröſe Dispoſition war von dem ſächſiſchen, in öſtreichiſche Dienſte gegangenen General Langenau ausgegangen, welchem der Verfaſſer den Vorwurf macht durch Ehrgeiz, der ſeine Verſtandesklarheit ſtets umſchleiert habe, zu jener Anordnung, die den öſtreichiſchen Truppen eine große Rolle und danach ihm eine große Auszeichnung ſichern ſollte, verleitet worden zu ſein. Von Schwarzenberg, von welchem Napoleon bekanntlich geurtheilt hat daß er nicht 6000 Mann zu commandiren im Stande ſei, ſagt auch der Verfaſſer daß er ſeiner Aufgabe beiweitem nicht gewachſen geweſen, ſetzt aber ſehr richtig hinzu daß des Fürſten ſtaatsmänniſche Talente unter den gegebenen Verhältniſſen von nicht gering zu achtendem Gewicht geweſen ſeien, daher Blücher einige Jahre ſpäter bei einem Diner des Fürſten in Karlsbad folgenden Trinkſpruch ausgebracht habe: „Auf das Wohlſein des Feldherrn der drei Monarchen in ſeinem Hauptquartier hatte und den Feind dennoch ſchlug."

Bald nach dieſen Siegestagen, in Frankfurt a. M., ward Hr. von Wolzogen zum Chef des Generalſtabs dis unter dem Herzog von Weimar gebildeten, in den Niederlanden zu verwendenden dritten Armeecorps ernannt. Von dieſem Zeitpunkt ab ſind die Memoiren in Abſicht auf öffentliche, es ſei politiſche oder militairiſche Angelegenheiten ohne weitere Bedeutung, obgleich der Verfaſſer ſowol nach dem erſten als nach dem zweiten Friedensſchluß in Paris und während des Congreſſes in Wien geweſen iſt. Im Jahre 1815 trat er aus dem ruſſiſchen in den preußiſchen Dienſt als Generalmajor, ward beauftragt den Söhnen des Königs Unterricht in der Kriegskunſt zu geben, begleitete den Kronprinzen auf einer Reiſe nach Weſtfalen und dem Rhein und ward zu Ende des Jahres 1817 zum Bevollmächtigten Preußens bei der Militaircommiſſion der Deutſchen Bundesverſammlung ernannt. Im Jahr 1820 erhielt er ſeine Ernennung zum Generallieutenant und im Jahre 1836 als General der Infanterie ſeinen Abſchied. Er ſtarb 11 Jahre darauf 72 Jahre alt.

Weniger dem hauptſächlichen Abſchnitt dieſer Memoiren als dem letzten kleinern, welcher der Darſtellung der Kriegsbegebenheiten folgt, iſt anzumerken daß ſie in hohem Alter aus dem Gedächtniß aufgezeichnet worden. Ihr Werth für genauere Feſtſtellung verſchiedener Momente aus der Kriegsepoche kann nicht bezweifelt werden. Hätte der Verfaſſer in jüngern Jahren geſchrieben, ſo würde er uns an vielen Stellen Inhalt nnd Leben gegeben haben, wo wir jetzt nur Namen und Umriſſe finden. Im Vergleich zu zahlloſen andern Selbſtbiographien zeichnet ſich die des Verfaſſers durch eine der ſeltenſten Eigenthümlichkeiten aus, nämlich durch die knappſte Enthaltſamkeit im Reden über das eigene Ich. Man wird zugeben daß dieſer Mangel nicht zu den häufig vorkommenden gehört; daß es aber ein Mangel iſt, geht daraus hervor daß Niemand, der von dem Verfaſſer nur Das wüßte was in ſeinem Buche ſteht, ſich auch nur annähernd ein Bild von ſeiner Perſon entwerfen könnte, um ſo weniger als ſeltſamerweiſe von den ſparſam ausgeſtreuten unbedeutenden Zügen, die der Verfaſſer hier und da von ſich ſelbſt aufzeichnet, keiner iſt deſſen Eindruck ihm zugutekommen kann. Wir können uns zur Vervollſtändigung dieſes Bildes nicht berufen fühlen, wenn der Herausgeber ſelbſt, des Verſtorbenen Sohn, ſich jeder Ergänzung enthalten hat, wofür man die Gründe am beſten durch Nachahmung ehrt.

3. General W. J. von Krauſeneck. Mit einem Bildniß, ſechs Planen und Abdrücken von Handſchriften. Berlin, G. Reimer. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieſe Schrift kann nur als ein für Freunde des verſtorbenen Generals gedrucktes Manuſcript angeſehen werden. Sind ſchon dieſe nicht recht zufrieden damit, können es Andere noch weniger ſein. Krauſeneck war eine zeitlang einer der bekannteſten und, was ſelten iſt, populai-

ren Generale der preußiſchen Armee. Wenn über das Vorwiegen und die Begünſtigung des Adels in dieſem Heere geſprochen wurde, ſo pflegte von Denen welche den Gegenbeweis zu führen ſuchten gewöhnlich der Name Krauſeneck zuerſt ausgeſprochen zu werden. Dieſer Offizier, von bürgerlicher Herkunft und ohne Vermögen, begann als Artilleriecadet in Baireuth, ſeinem Geburtsort, und hörte als preußiſcher General der Infanterie und Ritter des Schwarzen Adlerordens auf. Da er nicht zu Denen gehört an deren Namen ſich die geſchichtliche Erinnerung entſcheidender Begebenheiten oder Schöpfungen knüpft, wol aber zu Denen die aus der Reihe der Alltäglichen hervorragen, ſo konnten biographiſche Notizen über ihn nur dann ein weiteres Intereſſe als das ſeiner Freunde befriedigen, wenn ſie über den Bildungsgang des ausgezeichneten Mannes die Aufſchlüſſe oder Nachweiſungen gaben, welche ernſte Wißbegier in ſolchem Falle zu erlangen beſtrebt iſt und welche überhaupt aller Biographie, auch ſolcher die über den Umkreis der Perſon hinausreicht, ihren vornehmſten Werth geben. Aber dieſe weſentliche Auskunft ſucht man in vorliegender Schrift vergeblich. Kaum daß man zu leſen angefangen, einige dürftige Nachrichten über Geburt und Familie erhalten und ohne ſonderliches Behagen einige muthwillige Streiche des Knaben kennengelernt hat, ſo findet man ihn bereits als „edelſtolzen Jüngling, der in die aufgehende Sonne der Freiheit" blickt. Ebenſo raſch iſt man dann beim Mannesalter angelangt. Muß man nun auf nähere Kunde über alle Einflüſſe verzichten, durch welche des Mannes beſondere Denkart und die Ausbildung ſeines Charakters beſtimmt worden, ſo hätte eine recht anregende Darſtellung, friſch wie das Leben war das ſie zu beſchreiben hatte, den Verluſt jener Belehrung leicht vergeſſen machen können. Aber es fehlt ſo viel daß dieſer Vorzug dem Buche nachzurühmen wäre, daß die Beſchäftigung damit vielmehr durch eine durchgängig darin anzutreffende geſchraubte und peinliche Ausdrucksweiſe mühſam wird. Zwei Beiſpiele von der Schreibart des Verfaſſers mögen für unſere Ausſage Zeugniß geben (S. 2):

Seine Kindheit und erſten Knabenjahre verbrachte er in unbefangener Fröhlichkeit im warmen Kreiſe der Familie und nächſten Angehörigen, nach Eſſen und Feiertagen und nach dem Gelingen muthwilliger Schwänke das Glück des Lebens ſchätzend, regelrechte Unterweiſung für wenig mehr als Plage.

S. 19:

In eben dieſen Jahren, in welchen er mit dem ſpätern General Bülow von Dennewitz, damaligem Major, mehrfach perſönlich verkehrte, wird es geweſen ſein, daß er nicht nur von deſſelben ältern Bruders Heinrich genialiſchen Blicken in die Kriegsſphäre Kenntniß nahm, die, ob zwar Nichts weniger als probehaltig, unter ſo vielem abſtumpfenden Mechanismus doch erregend auf befähigte und kräftige Geiſter wirkten, ſondern auch von den jene erſt hervorgerufenen (!) geſundern, der wirklichen Ausübung ſich anſchließenden Berenhorſt's und den in jener Zeit ſchon herangereiften Anſichten Scharnhorſt's über die neue Kriegsführung der Franzoſen im Ganzen wie im Einzelnen.

Gegen dieſe in unſerer Literatur übrigens nicht einſam gelaſſene ſchriftſtelleriſche Eigenthümlichkeit des Biographen gewährt die Ausdrucksweiſe Krauſeneck's ſelbſt eine ſo wohlthuende Erholung daß wir uns beeilen wollen zu dem Zeitpunkt ſeines Lebens zu gelangen, aus welchem ſich einige Stellen aus ſeinen Briefen mittheilen laſſen.

Krauſeneck begann ſein militairiſches Leben als Ingenieur-Geograph unter Major von Grawert bei der Rheinarmee im Jahre 1794. Er leiſtete dort durch Zuverſichtlichkeit ebenſo wie durch Terrainkenntniß ſehr gute Dienſte, über welche ihn Maſſenbach in einem Schreiben an Grawert belobt, worauf dieſer antwortet:

Es wird ihn (Krauſeneck) ſehr glücklich machen, wenn er die Zufriedenheit Sr. Durchlaucht (des Fürſten Hohenlohe) ſowie die Ihre erreicht hat. Hätte er noch dazu das Glück gehabt etwa einen Klepper oder ſonſt ein kleines Präſent von Sr. Durchlaucht zu erhalten, ſo würde mich das ſehr freuen, da er ein geſchickter und fleißiger guter Menſch, zugleich aber ein armer Schlucker iſt.

Nach dem Baſeler Frieden ging er nach Berlin, nahm an der militairiſchen Aufnahme von Südpreußen theil, wurde bald darauf Premierlieutenant und 1803 Stabscapitain bei einer oſtpreußiſchen Füſilierbrigade. Sein Garniſonsort war Heilsberg. Als er dieſen 1805 infolge erhaltenen Marſchbefehls verlaſſen mußte, ſchrieb er an die Frau des Hauſes von Heyden, mit deren Tochter er ſich verlobt hatte, folgende Worte die ein ſchönes Zeugniß ſeines Herzens ſind:

Nie in meinem Leben war ich tiefer durchdrungen von dem Werthe der heiligen Freundſchaft, vom Gefühl der innigſten Dankbarkeit als in dem Augenblicke, wo aufgefodert durch der Pflicht und Ehre erſtes Gebot ich Ihnen und Ihrem Hauſe, dem Kreiſe der alle Freuden meines Lebens inſichfaßt, Lebewohl ſagen ſoll. Ein Leben geweiht der Tugend und Ehre und der Vorſatz mich ſtets Ihrer Güte würdig zu beweiſen kann nur ſchwach lohnen was Sie, Verehrte, was der beſte der Männer unverdient für mich gethan. Niemand darf den Seelenzuſtand ahnen in dem ich mich befinde, nur die Einſamkeit darf den Sturm der Empfindungen, darf die Thränen ſehen die jeden Gedanken an Sie, an Ihr ganzes Haus begleiten.

Er war im Jahre 1807 im oſtpreußiſchen Feldzuge mit bemerkter Tapferkeit thätig; während deſſelben ſchrieb er ſeiner Braut:

Warum kann ich Ihnen, warum den theuern Aeltern nicht mit allem Feuer der lebhafteſten Liebe und Freundſchaft zuſichern daß ich an ein Erkalten Ihrer Gefühle für mich ſo wenig als an ein Stillſtehen der Sonne glaube.... Ich habe oft gewünſcht 300 Jahre früher, in der Zeit gelebt zu haben, wo der Jüngling ſich das Herz der Geliebten nur durch ausgezeichnete Proben des Heldenmuths erwerben konnte; jetzt denke ich hierüber anders, oder vielmehr ich freue mich der minder ſtrengen Foderung unſerer Zeiten, da ich weislich berechne daß ich gewaltige Sachen ausführen müßte um mein Lottchen zu verdienen. Denken Sie ſich meine Verlegenheit, wenn Sie feſtſetzten daß nur Der ſich Ihrer vorzüglichen Huld erfreuen ſollte der den ſtolzen Frankenkaiſer zu Ihren Füßen niederlegte. Gewagt müßte es denn doch werden. Was wäre mir auch ein Leben ohne Sie?

Nachdem ſeine Verheirathung im Jahre darauf erfolgt war, ernannte ihn der König zum Commandeur eines zu bildenden leichten Gardebataillons, deſſen Offiziere, als er nach dreijährigem Dienſt aus dieſem Verhältniß ſchied, ihm mit Worten die ebenſo viel Anhäng-

lichkeit wie Achtung für ihn ausſprachen einen Säbel zum Geſchenk machten der die Inſchrift hatte: „Vertraue ihm wie wir dir." Er ward Commandant der Feſtung Graudenz, in welcher damals höchſt ſchwierigen Stellung er ausgezeichnete Feſtigkeit und den ſicherſten Takt bewies. Sobald nach der Umkehr der preußiſchen Politik im Jahre 1812 Graudenz ſeine Wichtigkeit verloren hatte, bat er den König um Anſtellung bei der Armee im Felde, ward (gegen ſeine Neigung) in den Generalſtab des Blücher'ſchen Corps verſetzt, nahm Antheil an den Schlachten von Lützen und Bautzen, ward, nachdem er im ſchleſiſchen Gebirge eine Art Landesbewaffnung zu organiſiren verſucht, zum Oberſtlieutenant und Commandanten von Schweidnitz ernannt und kam, ſobald für dieſe Feſtung alle Gefahr vorüber war, als Brigadecommandeur zum Tauenzien'ſchen Corps. Den nächſtfolgenden großen Begebenheiten des weitern Kriegs blieb er theils durch die ihm aufgegebene Einſchließung Wittenbergs, theils durch Krankheit zurückgehalten fern, aber ſpäter wohnte er der Schlacht bei Laon bei, war bei dem bekannten Angriff auf die Diviſion des tapfern Pactod in ausgezeichneter Weiſe thätig und zog mit dem Heere in Paris ein. Aus dieſer Kriegszeit führt die Biographie viele Züge ſeiner Energie, Umſicht und Entſchloſſenheit an, deren Vergegenwärtigung ſeinen Freunden und nähern Bekannten Freude zu machen geeignet iſt.

Von dieſem Zeitpunkt ab tritt Krauſeneck in Verhältniſſe in denen ſeine Wirkſamkeit auch ein allgemeineres Intereſſe zu erregen fähig iſt. Er erhält im Sommer 1814 die Commandantur in Mainz und bekommt, als zu Anfang des Jahres 1815 in Wien jene viel beſprochenen Spaltungen unter den großen Mächten ausgebrochen waren, welche bereits zu der bekannten öſtreichiſch-franzöſiſch-engliſchen Allianz gegen Preußen und Rußland geführt hatten, von Boyen, dem Kriegsminiſter, die Weiſung ſich darauf vorzubereiten daß er Befehl erhalten könnte, ſich der Feſtung Mainz zu bemächtigen, d. h. die öſtreichiſche Beſatzung zu überfallen und zu entwaffnen. Seine von Pedanterie freie Denkart, für welche wir ſogleich noch mehre Belege anführen werden, ſpricht ſich in Briefen aus Mainz an ſeine Frau aus, worin Aeußerungen vorkommen wie dieſe:

Wo ſoll das Vertrauen der Völker zu ihren Regierungen herkommen, wenn ſie ſehen daß die größten Opfer fruchtlos gebracht worden? Meinem Freiheitsſinn ſind nur die Ketten erträglich die ich von dir trage.... Tollhäuslerei iſt das ganze Treiben der ſogenannten Staatskunſt.... Ich habe Vieles erlebt und finde daß Alles eitel iſt, nur nicht eine Liebe wie die unſere.

Zum Generalmajor und dann zum Diviſionscommandeur ernannt, ward er 1821 von Mainz abberufen, nach Torgau als Commandant verſetzt und bis zu ſeinem Austritt aus dieſem Poſten zu wichtigen Dienſtleiſtungen, unter Anderm zu den Verhandlungen über die Bundesfeſtungen verwendet. Im Jahre 1825 wurde er Generallieutenant und 1829 Chef des Generalſtabs der Armee. In dieſem Wirkungskreiſe, in welchem er bis zu ſeinem Ausſcheiden aus dem Dienſt verblieb, ſuchte er vorzugsweiſe den Gedanken einer lebendigen Wechſelwirkung zwiſchen Stab und Armee zur Ausführung zu bringen, ſodaß die Offiziere des Stabs, wenn ſie darin einen gewiſſen Grad erreicht, in die Linie geſtellt und nach erlangter Uebung in der Führung größerer Truppentheile in den Stab zurückverſetzt werden, in demſelben dann aber raſcher im Commando vorrücken ſollten als wenn ſie in der Linie geblieben wären. Welche Schwierigkeiten der einſichtsvolle Krauſeneck bei der Durchführung dieſer Neuerungen gefunden, darüber drückt ſich der Biograph, nachdem er die in der Armee gegen „ſchulfüchſiges Wiſſen" des Generalſtabs herrſchenden Vorurtheile angedeutet, folgettdermaßen aus:

Andererſeits mag es im Stabe an Offizieren nicht gefehlt haben, welchen das vergleichungsweiſe weniger öffentliche und geringe Reibungen darbietende Dienſtleben in demſelben zu ſehr behagte, um es gern mit dem Commando einer Truppe zu vertauſchen, gehalten vielleicht auch durch einen oder den andern Obern, der läſſig für eine freie Geſtaltung der geiſtigen Kräfte einen widerſtandsloſen Gehülfen nicht gern verlieren mochte, meinend wol gar, die Maſſe laufender Arbeiten, wie ſie in der Amtsſtube vorkomme, einſchließlich der doch manchmal mechaniſch genug ſich auf- und abziehenden Dispoſitionen und Dislocirungen, mehrentheils in einem längſt in ein und derſelben Weiſe erfaßten Terrain, könne nicht wohl ihnen bequemer und dabei doch mit beliebter buchſtäblicher Pünktlichkeit und kleingeiſtiger Geheimnißkrämerei abgewickelt werden.

Nach dem Ausbruch der Julirevolution ward Krauſeneck zu den Miniſterialberathungen über die zu ergreifenden Maßregeln gezogen und veranlaßte des General Rühle Sendung an die ſüddeutſchen Höfe, mußte aber im Laufe der mit Oeſtreich in dieſem Zeitpunkte geführten Unterhandlungen die Erfahrung machen daß er gegen die Anſprüche dieſes Cabinets nicht nachgiebig genug befunden wurde. Ein Mann von Krauſeneck's Klarheit und Entſchiedenheit mußte ein zu richtiges Verſtändniß der Aufgabe Preußens haben, um über die Stellung die dieſer Staat ſich zu Deutſchland zu geben habe im Zweifel ſein zu können. Er ſagt:

Durch die Vorzüge ſeiner Inſtitutionen, durchs innere und äußere Wohl ſeiner Bürger müſſe Preußen den andern deutſchen Staaten voranleuchten, dann werde es ihr natürlicher Schutzherr ſein. Im proteſtantiſchen Geiſt habe es eine deutſche Geſittung und Bildung zu fördern. Es düefe mit fremden Staaten niemals Beziehungen anknüpfen welche dieſem ſeinem innern Lebensprincip Gefahr bringen könnten.

Dieſen Auffaſſungen des preußiſchen Berufs nach außen entſprach Krauſeneck's Anſicht über die im Innern des Staats zu befolgenden Grundſätze. Er ſagt:

Jeder Reſt beliebiger Bevorrechtung muß ausgerottet, geſunder Fortſchritt geſichert, das Gefühl für geſetzliche Freiheit durchgehend herrſchend werden. Eine Regierung die nicht bedenke daß ſie als Wirkliches in der Reihe der Dinge auch ein ſehr Mangelhaftes ſei, ihre beſchränkten Rechte über des Volks geſetzliche, in urſprünglicher Foderung des allgemeinen Vernunftgebots begründete hinausdränge, dem Geiſt des ewigen Rechts damit entſage, habe ſich ſelbſt zuzuſchreiben wenn ſie nicht mehr als Obrigkeit geehrt und ihren Maßregeln ſofern ſie das Weſen der Geſellſchaft verletzen widerſtanden werde.

Es iſt unnöthig zu erwähnen daß dieſe Ueberzeugungen hier nicht ihrer Neuheit oder Eigenthümlichkeit wegen hervorgehoben werden ſollen, ſondern nur

darum weil ſie von einem der bewährteſten und erleuchtetſten Militairs herrühren, der eine der höchſten Stellungen im Staate eingenommen und unzählige Beweiſe des unbeſchränkteſten Vertrauens erfahren hat, den der verſtorbene König von Preußen 1837 „aus perſönlichem Vertrauen zu ſeinen erprobten Geſinnungen, Einſichten und ſeiner Geſchäftserfahrung" in den Staatsrath rief, und dem der jetzt regierende 1848 den dringenden Wunſch das Kriegsminiſterium wenigſtens auf einige Zeit zu übernehmen mit den Worten ans Herz legte:

Wir brauchen, ich, die Armee vorallem, einen Mann, deſſen Name jedem Soldaten ich möchte ſagen überzeugend klingt, ein echt preußiſches Herz, einen Mann von Muth, der vortrefflichen Collegen gegenüber die Stimme der Wahrheit, eine echte Soldatenſtimme hören läßt.

Dieſem Rufe konnte Krauſeneck nicht folgen; er antwortete daß er ſich nicht für befugt halte eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die mehr Kräfte in Anſpruch nehme als ihm noch zu Gebote ſtünden. Seinen wiederholten Geſuchen um Entlaſſung aus Rückſichten für ſeinen Geſundheitszuſtand ward bald nach jener Ablehnung unter größter Anerkennung ſeiner Verdienſte entſprochen. Er erlebte noch die Vorgänge der Jahre 1849 und 1850. Als 1848 die Verwirrung in Berlin ihr höchſtes Stadium erreicht hatte, ſchrieb Krauſeneck:

Daß aus dem Treiben unſerer Zeit, der Frechheit der Canaille ſich noch etwas Gutes entwickeln könne, mag glauben wer Luſt hat, ich erkläre mich für gänzlich ungläubig.... Ich habe früher Hoffnungen für die Zukunft gehegt, aber ich hatte keine Vorſtellung von einer Herrſchaft die der Abſchaum der Geſellſchaft über rechtliche, aber leider feige Männer ausüben konnte. Unendlich oft denke ich der Erſcheinungen, wie Friedrich II., Suworow, Napoleon, die der Canaille ein tüchtiges Quos ego zurufen konnten. Ich erwarte wenig unmittelbare Folge des Treibens der Gegenwart, ich achte die Menſchen zu wenig die ſich geltendmachen wollen. Wenn die Cholera die rechten Leute träfe, ſo wäre ſie ſo übel nicht, eventualiter wären einige Tauſend ruſſiſche Kantſchu kein übles Correctionsmittel....

Erſieht man aus ſolchen Aeußerungen, in welchen Zuſtand ſein Gemüth durch die Ereigniſſe jenes Jahres verſetzt war, ſo kann man noch weniger in Zweifel ſein daß er in richtiger Erkenntniß der dieſem Jahr vorausgegangenen Staatsverhältniſſe eine Kataſtrophe früh vorhergeſehen hatte. Keine Loyalität, keine Hingebung, kein Patriotismus vermag einen Mann von Geiſt und Charakter vor dem innern Misbehagen zu ſchützen das aus einem unvermeidlichen Widerſpruch gegen Unverſtand und Geiſtloſigkeit entſtehen muß. Wir führen eine Reihe ſeiner Aeußerungen, in denen ſich dieſe Stimmung bald ernſt, bald launig ausſpricht, um ſo lieber an, als ſie im Grunde nur offenbar machen was bei kleinen oder großen Anläſſen in der Seele von Tauſenden geſcheiter Leute vorgeht, denen Stellung Schweigen und Gehorſam oder doch wenigſtens feierliche Mienen zur Pflicht macht. Aus Schleſien ſchreibt er 1835:

Unter den Webern herrſcht große Noth. Man muß das Land durchziehen und mit den Leuten ſprechen, wenn man erſehen will wo die Leute der Schuh drückt und wie es um die Armen ſteht die uns Kriegsleute im ewig geharniſchten Frieden, das Beamtenheer und noch andere Leute ernähren helfen. Mit der Summe die ein überflüſſiger General oder gar Miniſter (wir haben faſt überall von dieſen Doubletten) koſtet, könnte man viele Weberfamilien glücklich machen. Etwas komiſch geht es doch unter dem Monde zu.

Und aus den Rheinlanden 1840:

Daß die Unterſtützungen welche die wahnſinnigen Strebungen unſerer Privilegirten in höhern Regionen finden zu Teufeleien wie die in Düſſeldorf führen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt.... Wie heilſam wäre es, wenn die Anſprüche des Junkerthums gründlich analyſirt und ad absurdum geführt würden.

Ferner:

Ich will den König bitten mich aus der Schule (dem Staatsrath) zu entlaſſen, denn ich bin zu alt noch Etwas zu lernen, am wenigſten von jungen Leuten. Wenn Prügel nicht verletzender als eine Freiheitsſtrafe, warum prügelt man nicht alle Welt? Kurz und wohlfeil wäre die Procedur jedenfalls, Miniſter Rochow hat mit vieler Eloquenz pro baculo geſprochen.

Von ſeinem Dienſtjubiläum wollte er keine Kenntniß genommen wiſſen:

Ein ſogenanntes Jubiläum iſt, wenn es Derjenige veranſtaltet dem es convenirte ſich durch 50 Jahre vom Staat bezahlen zu laſſen, eine Sottiſe, wenn es durch Andere angeordnet wird, eine wohlgemeinte Vergeudung von Mitteln die beſſer verwendet werden können, öfter nicht einmal disponibel ſind.

Endlich mögen noch folgende Stellen aus ſeinen Briefen hier ſtehen:

Die Predigt in der evangeliſchen Kirche in Köln war gut. Im Dom mußte ich unter der Meſſe des großen Luther viel denken, der es gewagt hat dieſen glänzenden Narrheiten, die aber ſo feſt gegründet waren daß ſie heute noch wenigſtens zu einem guten Theile ſtehen, den offenen Krieg zu machen.

Mit dem sic volo sic jubeo will es überall nicht mehr gehen. Es wäre noch ein Gewinn wenn ſich eine tüchtige compacte Oppoſition bildete.

Das Leben am Hof iſt für einen ordentlichen Mann im beſten Fall eine Art von Calamität denn die Luft iſt dort mit Narrheiten und Dunſt geſchwängert.

Ich lege in die Thätigkeit des Soldaten im Frieden keinen großen Werth. Wie könnte man dies auch, wenn man länger als ein halbes Jahrhundert das Spiel mit angeſehen hat das mit zum Theil ſehr edeln Kräften getrieben wird.

Als er 1840 den Schwarzen Adlerorden empfing und Fürſt Wittgenſtein ihm das vom Könige dabei ſeinem Namen vorgeſetzte „von" damit erklärte daß der Ritter dieſes Ordens zugleich Edelmann ſei, ſo erwiderte er daß er mit Allem zufrieden ſein müſſe was ſein König und Herr zu thun für gut befinde.

Der Verfaſſer dieſer Biographie beſchließt ſeine Aufzeichnungen mit Zuſammenfaſſung aller Züge des Verſtorbenen zu einem anſchaulichen Bilde, an welchem man die oben erwähnten Eigenheiten der Ausdrucksweiſe umſomehr bedauern muß als durch freiere und ungezwungenere Bewegung der Rede das Verdienſt dieſer Schilderung, welches in geiſtreicher Auffaſſung und vielfältig zutreffender Wahrnehmung liegt, zugleich mit dem entworfenen Bilde ſelbſt deutlicher würde hervorgetreten ſein. 79.

Altſchottiſche und altengliſche Volksballaden. Nach den Originalen bearbeitet von W. Doenniges. Nebſt einem Nachwort über den alten Minſtrelgeſang. München, Literariſch-artiſtiſche Anſtalt. 1852. 16. 28 Ngr.

„Die Balladen welche ich hier biete", ſagt der Ueberſetzer an einer Stelle in dem Nachwort, „ſind nur eine kleine Auswahl aus den reichen Sammlungen welche die Engländer und Schotten ſeit lange beſitzen. Sie ſind unſerm deutſchen Geiſte aber ſo verwandt daß ſie mit Leichtigkeit auch für uns Nationaleigenthum werden können." Er ſtellt dann die Frage auf, woher es kommt daß wir Deutſche nicht einen ähnlichen Reichthum in der Volksballade beſitzen, daß das wenig Vollendete was wir in der populairen epiſchen Erzählung haben einer frühern Zeit angehört, und daß unſere eigentlichen Volksgeſänge der Art niemals zu einem ſo prägnanten Stil in Sprache und Versart ausgebildet wurden, daß ſich dieſe Dichtungsart in allgemeiner Weiterbildung unter dem Volke bis auf unſere Tage erhielt. Er findet einen Theil der Schuld in der Zerriſſenheit unſers großen Vaterlandes; wie es noch heute verſchiedene Typus im Volksliede gibt, allemanniſche, bairiſche, niederdeutſche, ſo ſei auch die gleichmäßige Behandlung der Ballade verſchwunden, und ſchon ſehr früh. Habe doch die hochdeutſche Schriftſprache, die ſeit Luther ſich geltendgemacht, die geſchiedenen Stammesdialekte aus Herz und Mund des Volks nicht verdrängen können. So ſtehe denn Alles was wir durch mündliche Ueberlieferung von Balladen überkommen haben ſehr vereinzelt da, und das Beſte davon ſei ſo verſchieden in Ton und Behandlungsweiſe daß an einen Stil darin kaum zu denken iſt. Er führt dabei aus eigener Erfahrung an, wie er Lieder und Balladen, die ſüdlichern und weſtlichern Diſtricten unſers Vaterlandes erblich und eigenthümlich ſchienen und ſo in der Literatur aufgenommen wären, an den Küſten der Oſt- und Nordſee im Schiffer- und Fiſchermunde wiedergefunden, oft aber mit ganz anderm Ton, Färbung und einer Aenderung der Kataſtrophe und des Ausgangs.

Indem wir der Klage gern beiſtimmen, finden wir die Frage in einer andern erledigt. Warum haben wir keine engliſche Geſchichte? Warum wurden wir nicht ein Volk wie die Engländer? Warum konnte ſich nationales Bewußtſein, Tradition und Poeſie, wenn fremde Eroberer und die gelehrte Literatur die Straßen, Städte, Märkte und Kathedralen occupirten, nicht in die felſigen Schluchten am Meeresufer, auf die Böte und Schiffe kühner Segler, in die Wälder und Gebirge retiriren? Wir gingen eben unſern eigenen, traurigen Entwickelungsgang, der ſo viele ureigene Keime erſtickte um andere üppig und geil aufſchießen zu laſſen. Der Keim zu Dem was wir Balladenpoeſie nennen iſt im germaniſchen Stamm. Er ward zertreten durch die Verhältniſſe und machte ſich Luft durch das Lied auf der einen Seite, auf der andern in jenen großen epiſchen Dichtungen, die ſchon früh, lange vor der Herrſchaft der Gelehrſamkeit, den ernſt-gelehrten deutſchen Charakterzug ans Licht treten ließen. Engländer und Schotten ſind einmal das einzige Volk welches dieſe eigenthümlich reiche Balladenpoeſie aufzuweiſen hat, wo die Erzählung mit dem Geſange Hand in Hand geht, und aus deren wunderbar-kräftigen Tönen die ganze Luſt und die ganze Schwermuth des urſprünglichen, durch glückliche Verhältniſſe ausgebildeten Volkscharakters aufjauchzt. Die ſpaniſchen Romanzen ſind etwas ganz Anderes, ſie lehnen ſich doch größtentheils an die Heroenzeit des Mittelalters, an den ſtolzen vielhunderthjährigen Kampf der Nationalität und der Religion gegen das aufgedrungene Maurenjoch; die däniſchen, ſchwediſchen ſind mehr kleine Epopöen oder Traditionen des nordiſchen Wunderglaubens, und unſere deutſchen gehen wo ſie ſich wirklich auf eine hiſtoriſche Begebenheit beziehen ſofort in allgemeine Gefühle, Stimmungen und Anſchauungen über, und das iſt eigentlich das Beſte an ihnen, denn vermöge dieſer Verallgemeinerung haben ſie ſich im Geſammtvolk erhalten.

Wir leugnen gar nicht daß die vom Verfaſſer überſetzten Balladen aus England und Schottland dem deutſchen Geiſte verwandt ſind, bezweifeln aber was er beabſichtigt, daß ſie durch ſeine Ueberſetzung leicht deutſches Nationaleigenthum werden können. Dazu gehört mehr, etwas Anderes, was weder er noch ſonſt ein deutſcher Ueberſetzer vermag. Nicht daß er nicht gut überſetzt hätte, im Gegentheil er hat es geſchickt, treu, fließend, ſoweit es ging in populairer Ausdrucksweiſe; man lieſt ein gutes Deutſch und das gute reine Engliſch zugleich heraus. Aber warum gelang es denn Herder und Andern vor ihm nicht, die uns ſchon längſt wenn nicht das Beſte, doch Gutes aus den fremden Volksſtimmen gegeben? Warum klangen nur gewiſſe einzelne Balladen und Lieder ein und wurden Volksgut, zum Theil um wieder zu verſchwinden, z. B. die Ballade von Edward's Schwert u. a.?

Weil wir Deutſche nicht Andere waren, ſondern Andere geworden ſind! Jene hellen vom Erz der reinen Luſt wiederklingenden Lieder einer Vorzeit die nicht wiederkommt erhalten ſich noch eben kaum im Geſange. Hört man ſie noch oft in den Schenken, beim Marſch der Soldaten? Nur in Waldesſchluchten, am Strande irgendwo, oder am Fortepiano der Gebildeten tönen ſie noch die Seele lieblich ſtimmend. Die Maſſe iſt derber, roher, kannibaliſcher geworden; ob es nun die Gelehrſamkeit gethan hat oder der Dreißigjährige Krieg, bleibe unentſchieden. Wer war der Erſte der bei uns die engliſche Balladenpoeſie wieder einbürgerte? Bürger. Dieſe derb-populaire, faßliche Art war es die packte. Hätte er die Silbertöne des alten engliſchen Lieds, das Säuſeln der Waldeskronen, das Schwirren der Pfeile ſo zart und einfach wiedergeben können und wiedergegeben, ſeine Balladen würden nicht Volksgut geworden ſein. Traurig daß es ſo iſt, aber es iſt ſo. Es iſt der allgemeine Gang in England wie bei uns, und nur durch die Bildung dringen wir wieder durch zur Einfachheit und Natur. Um deswillen halten wir Dönniges' Verſuch für einen ſehr löblichen, empfehlen auch das Buch beſtens, wollen mit ihm erklären daß er unter Gutem Beſtes ausgeſucht hat, daß das Meiſte lieblich durch unſer Ohr zur Seele klingt, bezweifeln aber daß er Das erreicht was er will.

Sehr intereſſant iſt die Zugabe und damit Dönniges' Rechtfertigung ſeines Verfahrens in der Ueberſetzung. Die altengliſchen Balladen und Lieder haben mit den deutſchen gemein daß ſie die Verſe und Strophen nicht nach Füßen und Silben, ſondern, beſonders je älter und echter ſie ſind, deſto reiner nach Hebungen und Senkungen zählen. Die älteſte Strophe beſteht aus vier Hebungen im erſten und dritten und aus drei im zweiten und vierten Verſe, die ſpätern aus vier Hebungen in allen vier Verſen. Die letztere iſt monotoner. Zuweilen findet ſich eine Miſchung. Er hat dies auch bei der Ueberſetzung beobachtet. Ebendesgleichen liegt die Schönheit dieſer Verſe nicht in den Reimen, viele haben nur Aſſonanzen, auch nicht im feſten Maß von Verſen oder Silben, ſondern gerade in der Einfachheit und doch großen Mannichfaltigkeit der Steigerung und Senkung des Rhythmus. Der Ueberſetzer nennt es ſogar einen Fehler dieſe Volksgeſänge nach unſern modernen Geſetzen zu meſſen und in zierliche Reime zu übertragen, weil ſie an Lebendigkeit und Kraft verlören. Den Fehler gegen das Original zugegeben, ſo iſt der Fehler es doch allein welcher die Einbringung in unſer Volk möglich machte, vide die mehr als Fehler, die hierin Bürger begangen, und doch — Intereſſant iſt auch daß Dönniges in ſeinen Ueberſetzungen der bekannten engliſchen Originale, wo es ging, die Bürger'ſche beibehalten hat.

Bei Gelegenheit des Balladencyklus über Robin Hood gibt der Ueberſetzer uns eine lehrreiche Abhandlung über die Geſchichte der engliſchen Minſtrelpoeſie und der nationalen Bedeutung welche die Robin Hood-Lieder für England haben, Alles nach den neueſten Quellen. Doch ſcheint er uns in der Auswahl

des Echten und Alten zu ſtreng zuwerkegegangen und hier und da der Form zu viel Gewicht beigelegt zu haben. Denn wenn er ſpätere Dichtungen aufnahm, wenn die im Rhythmus der alten Form gerecht würden, warum nicht auch andere aus dieſer ſpätern Zeit, die zwar von jener einfachen abweichen, durch Poeſie und Inhalt aber Anſpruch auf unſer Intereſſe haben? Nach unſerm Gefühl erſchien uns die über Robin's Tod, wenn auch etwas complicirter Art, immer als eine der ergreifendſten. Freilich mußte ihr Verfaſſer ſchon an die Sage von Roland's Tode gedacht haben, aber was thut das.

Das Buch iſt zierlich ausgeſtattet, und wir wünſchten daß es nicht allein bei den Gelehrten und Freunden der Volkspoeſie, ſondern auch in den Boudoirs einen Platz fände, welche freilich zur Zeit in rothmaroquinen Goldſchnitteinbänden mit allerlei Stimmen und Märchen aus See-, Wald- und Gebirgsbächen überfüllt ſind. Aber bei unſern Reactionsproceſſen wäre es doch möglich, und darum wünſchen wir es daß ſie nicht bei der Natur der „Amaranthen", ſondern bei der alten Minſtrel einen längern Ruhepunkt machte. 18.

Ein ſpaniſches Fronleichnamsſpiel vom Todtentanz. Nach einem alten Drucke wieder herausgegeben von Ferdinand Wolf. Wien, Braumüller. 1852. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mit gegenwärtiger Schrift fügt Ferdinand Wolf ſeinen unſchätzbaren Verdienſten um die ſpaniſche Literatur, die er erſt vor kurzem noch durch ſein vortreffliches Werk über die prager Romanzenſammlung ſo namhaft bereichert hat, abermals ein neues hinzu. Wir erhalten hier die einzige eigentlich dramatiſche, d. i. für dramatiſche Darſtellung beſtimmte Bearbeitung des mittelalterlichen Mythus vom Todtentanze. „Denn", ſagt Wolf, „jenes bekannte, denſelben Gegenſtand überhaupt zuerſt poetiſch behandelnde und einen ähnlichen Titel führende Gedicht «Danza general de los muertos» (nun vollſtändig von Ticknor herausgegeben), aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, iſt zwar wol auch ſchon dramenartig und wird meiſt unter den Anfängen des Drama in Spanien aufgeführt; aber es iſt doch nur noch ein ganz roher Anfang, ein höchſtens zur Begleitung mimiſcher Tänze beſtimmter Geſang (un triste cantar, wie es ſich ſelbſt nennt) in dialogiſcher Form, in ganz loſer Scenenreihe ohne eine eigentliche abgeſchloſſene Handlung. Das vorliegende Stück hingegen iſt ein vollſtändig ausgebildetes Auto sacramental mit allen charakteriſtiſchen Merkmalen dieſer Art von Autos, und daher noch insbeſondere für die Geſchichte des ſpaniſchen Drama von bedeutendem Intereſſe ... Wir haben darin nun einen urkundlichen Beleg, daß, wie Hr. von Schack aus Mangel daran nur vermuthen konnte, ſchon um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1551) die Fronleichnamsſpiele als eine beſondere Art von Autos aus den kirchlichen Spielen ſich entwickelt und nach dem Vorgange der Moralitäten gebildet hatten, mit einer ſymboliſchen Handlung, mit allegoriſchen Perſonen und einer faſt epigrammatiſchen Schlußanwendung auf das Feſt des Corpus Chriſti; alle dieſe die Autos sacramentales in ihrer ausgebildetſten Form durch Calderon charakteriſirenden Merkmale finden ſich auch ſchon in unſerer «Farsa». Schon der Titel kündet die feſtliche Beſtimmung ausdrücklich an («Va dirigida á loor del santissimo sacramento»); das Stück iſt ſchon mit einem Prologo oder einer Loa verſehen, und die ſymboliſche Handlung, nämlich die Erlöſung von dem Tode durch die Unterwerfung der Leidenſchaft (ira) und des beſchränkten menſchlichen Verſtandes (entendimiento) unter die Leitung der durch göttliche Offenbarung erleuchteten Vernunft (razon) und die Theilhaftwerdung an der Erlöſung durch den Genuß des Leibes Chriſti ſelbſt für den Einfältigen und Niedrigen, aber Demüthigen und Gläubigen (pastor), iſt auch hier ſchon durch die Einführung von allegoriſchen Perſonen und die Anknüpfung an das Fronleichnamsfeſt dargeſtellt und gelöſt."

Was den Verfaſſer unſers Stücks angeht, ſo war er keineswegs ein Geiſtlicher, ſondern ein Weltlicher und zwar ein Tuchſcherer und Bürger von Segovia, Namens Juan de Pedraza. Den Ort der Aufführung anlangend, ſo war dies nicht wie man vermuthen könnte die Kirche, vielmehr iſt es nach den Auseinanderſetzungen Wolf's gewiß daß die Dichtung außer der Kirche dargeſtellt worden iſt.

Das Original, das unſerer Ausgabe des merkwürdigen Auto zugrundeliegt, findet ſich in einem der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München zugehörenden Quartbande von der größten Seltenheit, von dem Wolf eine genaue, von Konrad Hofmann beſorgte bibliographiſche Beſchreibung mitzutheilen nicht unterlaſſen hat. Die Abſchrift des Stücks rührt von Schmeller her. Das bei dem Texte in Anwendung gebrachte Verfahren betreffend iſt zu bemerken daß Wolf einen ſorgfältigen Wiederabdruck gegeben hat, wobei jedoch offenbare ſinnſtörende Druckfehler ſogleich verbeſſert, die urkundlichen Lesarten aber in den Noten angeführt wurden; ebendahin wurden auch minder zweifelloſe Verbeſſerungsvorſchläge verwieſen. Ueberdem iſt durch Hinzufügung der Interpunction, der nöthigſten Accente und einiger Didaskalien, ſowie durch Erklärung einiger minder bekannten veralteten Formen das Verſtändniß erleichtert. An dem häufig unregelmäßigen und mangelhaften Versmaße hat dagegen Wolf keine Verbeſſerung verſucht, ſelbſt wo eine ſolche nahe lag, da, wie er ſagt, eben die Unregelmäßigkeiten mit zu den charakteriſtiſchen Merkmalen ähnlicher volksmäßiger Dichtungen gehören.

Ich ſchließe dieſe Anzeige mit dem Wunſche daß die in Rede ſtehende Reliquie durch einen unſerer ſprachgewandten Ueberſetzer auch dem größern Publicum zugänglich gemacht werden möge. 82.

Nekrolog.

Ein großer Verluſt hat neuerdings die ſlawiſche, ſpeciell die böhmiſche Literatur getroffen; Profeſſor F. W. Czelakowſki hat den 5. Auguſt, Abends 7 Uhr, dieſe Erde verlaſſen. Er war unbeſtritten eine der hervorragendſten Erſcheinungen in der Epoche der wiederauflebenden czechiſchen Literatur, die, wie zu fürchten ſteht, nicht lange in dem kühnen Aufſchwunge, den ſie ſeiner Zeit genommen hat, ausharren, ſondern wiederum zu der Unbedeutenheit herabſinken wird die ſie in den letzten Jahrhunderten faſt der Vergeſſenheit anheimfallen ließ.

Seltener Eifer, ungewöhnliche Ausdauer und hohe Willenskraft, ſowie eine claſſiſche Bildung und tiefe Gelehrſamkeit, hervorſtechendes Talent und geläuterter Geſchmack — Eigenſchaften die wir ſo ſelten bei den Epigonen der czechiſchen Literatur vereinigt ſehen — zierten den Verblichenen und weiſen ihm gleich Palacky, Hanka, Safaryk, Chmielenſki u. ſ. w. einen der erſten Plätze unter den Koryphäen des Zeitalters an. Kein Zweifel daß die czechiſche Preſſe dem Dahingeſchiedenen ein würdiges Denkmal ſetzen und ſeine großen Verdienſte als Sprachforſcher und Dichter gebührend beſprechen wird; dem Auslande gegenüber genügt es in kurzen Worten von ſeinem Lebenslauf Nachricht zu geben.

Czelakowſki wurde 1794 in Strakowice in Böhmen geboren, woſelbſt ſein Vater Zimmermann war. Im Jahre 1834—35 machte er ſich als Redacteur der in czechiſcher Sprache herausgegebenen „Prager Neuigkeiten" und „Czechiſchen Biene" bemerklich und war damals Profeſſor ſeiner Mutterſprache und deren Literatur an der prager Univerſität. Mangel an der ſchon zu dieſer Zeit ſo nöthigen Vorſicht in der Redaction war Urſache daß er beide Stellungen aufgeben mußte. Er wurde darauf Bibliothekar des Fürſten Kinſky und widmete ſich in dieſer Stellung aufs eifrigſte der Dichtkunſt und der ſlawiſchen Sprachforſchung, bis er 1843 den Lehrſtuhl für ſlawiſche Spra-

chen und deren Literatur an der Univerſität zu Breslau einnahm. Leider fand der grundgelehrte Mann hier nicht den gehofften Anklang und ſeine Collegien waren meiſt nur ſpärlich beſucht, obgleich ſie, beſonders ſeine Vorträge über vergleichende Grammatik, des Wiſſenswerthen unendlich Vieles boten. Dieſer Umſtand ſowie der Zug nach der Heimat mögen wol Urſache geweſen ſein daß er 1848 ſeine Stellung mit einer gleichen in Prag vertauſchte, woſelbſt in dieſem Jahre ein bedeutender Umſchwung der Dinge eingetreten war und das czechiſche Element vielfach Boden gewonnen hatte. Fern von allem politiſchen Treiben lehrte und wirkte Czelakowſky in Böhmens Hauptſtadt bis der Tod ihm die Augen ſchloß. Von ſeinen Dichtungen, von denen viele im Munde des Volks fortleben und in welchen er mit ſeltener Meiſterſchaft den ſlawiſchen Geiſt erfaßte und demſelben Worte lieh, heben wir beſonders hervor: „Echo der czechiſchen und ruſſiſchen Geſänge“ und die „Hundertblätterige Roſe“. Sein letztes Werk waren die ſlawiſchen Sprüchwörter, welche voriges Jahr erſchienen ſind.

Czelakowſki hinterläßt ein überaus reiches Material zur vergleichenden Grammatik der ſlawiſchen Sprachen, von dem zu wünſchen iſt daß es in die richtigen Hände komme und dieſer Schatz dadurch der gelehrten Welt zugänglich gemacht werde. Es iſt gewiſſermaßen das Erbtheil welches der Dahingeſchiedene ſeinen ſeit einigen Monaten ſchon der Mutter beraubten ſechs Waiſen hinterläßt, die Arbeit vieler Jahre und jedenfalls ein Denkmal eines regen, klaren und tiefforſchenden Geiſtes. 50.

Eine beachtenswerthe Erſcheinung in der Mathematik.

Endlich fangen es die Mathematiker von Profeſſion an einzuſehen daß „vor Allen Kant in ſeiner «Kritik der reinen Vernunft» der Mathematik und namentlich der Geometrie den Weg gezeigt, den ſie allein mit Erfolg betreten darf“. Dies ſind die Worte des mathematiſchen Lehrers C. R. Koſack am Gymnaſium zu Nordhauſen in dem zur öffentlichen Prüfung am 5. und 6. April 1852 einladenden Programm, welchem der erwähnte Mathematicus „Beiträge zu einer ſyſtematiſchen Entwickelung der Geometrie aus der Anſchauung“ mit einer Figurentafel vorangeſchickt hat. Dieſe Beiträge ſind wahrhaft epochemachend in der Mathematik. Es iſt in ihnen die von Kant zuerſt aufgeſtellte und ſodann von Arthur Schopenhauer, dem gründlichſten Kenner der Kant'ſchen Philoſophie, zur Verdrängung der Euklidiſchen Methode geltendgemachte Anſicht vom Raume als der aprioriſchen Form der Anſchauung nicht nur vollſtändig acceptirt, ſondern auch auf Grund dieſer Anſicht bereits ein höchſt anerkennenswerther Verſuch gemacht, nach den von Schopenhauer gegebenen Winken die geometriſchen Lehrſätze und Beweiſe aus der Anſchauung zu entwickeln. „Nur zu oft“, ſagt Koſack, „mußten ſich die Lehrer der Geometrie überzeugen, wie ſchwierig es iſt den Anfängern die Geometrie des Euklid zum Verſtändniß zu bringen. Bei der Willkürlichkeit der Beweiſe und der Schwierigkeit den Zuſammenhang derſelben mit den Lehrſätzen ſelbſt zu erkennen werden die Schüler meiſtens wider ihren Willen zur Ueberzeugung von der Wahrheit eines Satzes gezwungen, und die Verwunderung über die Klugheit, mit welcher der Beweis geführt worden, iſt der Ausdruck des Mangels jeder Einſicht in die Sache ſelbſt.“ Hierauf zeigt Koſack, wie ſchon bisher immer das Mangelhafte der Euklidiſchen Methode von ältern und neuern Mathematikern gefühlt worden; aber es verblieb bei der Anregung zum Beſſern, ohne daß etwas Durchgreifendes geſchah. „Unwiderleglich zum Abſchluß gediehen iſt die Sache durch A. Schopenhauer in Frankfurt a. M., der, auf Kant fußend, ſich über dieſen Punkt an verſchiedenen Orten ſeiner Schriften (namentlich in „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, I, § 15, und II, Cap. 13, ferner in der „Vierfachen Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, zweite Auflage, §§ 15, 35—39) in einer Weiſe ausläßt welche die Beachtung der Mathematiker verdient.“ „Das Princip“, fährt Koſack fort, „ſteht nun feſt, und das Ziel welches bei jedem Beweiſe im Auge zu haben iſt iſt geſteckt.“ Uebereinſtimmend mit Kant und Schopenhauer ſagt er: „Die ganze Mathematik wird von dem Menſchen gemacht. Nicht blos — und dies begründet den Unterſchied der Mathematik von den lediglich empiriſchen Naturwiſſenſchaften — die Erkenntniß des Objects der Mathematik (der Raumformen und der Zahlen) und der nach der Individualität ſich richtende Weg bei der wiſſenſchaftlichen Anordnung dieſer Erkenntniſſe iſt ein Werk des menſchlichen Geiſtes, ſondern gerade das Object ſelbſt wird durch das Anſchauungsvermögen hervorgebracht. Hierauf eben beruht es daß die Mathematik unabhängig von aller Erfahrung iſt und deshalb ihre Behauptungen mit apodiktiſcher Gewißheit aufſtellt. Es iſt die Aufgabe der Wiſſenſchaft dieſen Act zum Bewußtſein zu bringen und dadurch zugleich das Weſen des Geſchaffenen ſelbſt zu erkennen. Jeder der einmal Mathematik vorgetragen hat wird wiſſen, wie erſt durch ſolche Conſtructionen bei den Schülern das Intereſſe — welches mit der Einſicht in die Sache wächſt — erweckt wird. Es weiß es Jeder welch einen Unterſchied es macht, wenn man den Schüler von dem Satze, «daß in einem Dreieck zwei Seiten zuſammen größer ſind als die dritte», durch den Beweis Euklid's überführt, oder wenn man ihm durch die Conſtruction nachweiſt daß ſich ſchlechterdings aus drei gegebenen Seiten eines Dreiecks nur dann ein Dreieck conſtruiren läßt, wenn zwei Seiten zuſammengenommen größer als die dritte ſind.“

Nach dieſen Auseinanderſetzungen, bei denen übrigens Koſack eine Beleſenheit in Kant's „Kritik der reinen Vernunft“ andentaglegt die manchem Docenten der Philoſophie zu wünſchen wäre, und eine Anerkennung Schopenhauer's durch die er ſie alle beſchämt, folgt der eigene Verſuch Koſack's, die ebene Geometrie (Planimetrie) in fünf Abſchnitten nach dem aufgeſtellten Principe, aus der Anſchauung zu entwickeln. Der erſte Abſchnitt handelt von der geraden Linie, der zweite von zwei und mehren ſich ſchneidenden Linien, der dritte von den parallelen Linien, der vierte von den geradlinigen Figuren im Allgemeinen, und der fünfte von dem Dreieck. Die beigegebene Figurentafel enthält 22 Figuren.

Freut euch, ihr Schüler der Mathematik! Die Geometrie, die bisher für die Mehrzahl von euch ein wahres Kreuz war, wird euch von nun an, wenn nur erſt die neue Methode ſich Bahn gebrochen, zur wahren Luſt werden. Während man euch bisher, nach der Euklidiſchen Methode, die Beine abgeſchnitten um euch auf Krücken gehen zu lehren (Schopenhauer, „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, I, 79), ſo werdet ihr jetzt wieder frei und leicht auf euern eigenen, geſunden und natürlichen Beinen fortſchreiten können. Dies habt ihr dem großen Kant, ſeinem noch größern Schüler Arthur Schopenhauer und dem durch Beide belehrten Mathematicus am Gymnaſium zu Nordhauſen, C. R. Koſack, zu verdanken. O ihr beneidenswerthen nordhäuſer Gymnaſiaſten! ihr ſeid die erſten denen der Pythagoräiſche Lehrſatz wieder Vergnügen machen wird wie damals dem Entdecker deſſelben, der bekanntlich vor Freude eine Hekatombe geopfert haben ſoll, ſeit welcher Zeit, wie Börne ſagt, jeder Ochſe zittert, ſo oft eine neue Wahrheit entdeckt wird.

J. Frauenſtädt.

Bulletin du bibliophile belge.

Unter Allem was uns der raſtlos thätige, für die Wiſſenſchaft wie für ſeine Freunde leider zu früh verſtorbene Baron von Reiffenberg in Brüſſel hinterlaſſen hat, iſt das von ihm im Jahre 1844 begründete „Bulletin du bibliophile belge“ das ſchönſte Vermächtniß für Bibliophilen. Freilich ſcheint Deutſchland noch wenig von dieſem Vermächtniſſe zu wiſſen, trotzdem daß das „Bulletin“ unter der geſchickten Leitung des Hrn. von Chênedollé, des Nachfolgers Hrn. von Reiffenberg's,

ſeit deſſen Tode nicht nur Nichts an ſeinem Werthe verloren, ſondern, zumal in neueſter Zeit, einen Aufſchwung genommen hat der zu den beſten Erwartungen für das fernere Gedeihen des „Bulletin“ berechtigt. Es iſt daher der Zweck bieſer Zeilen, die deutſche Bibliophilenwelt auf das „Bulletin“ aufmerkſamzumachen und zur Leeture deſſelben anzuregen. Ein Blick wird genügen, um Jeden die Ueberzeugung gewinnen zu laſſen daß in dem „Bulletin“ eine ſo reiche Fundgrube der intereſſanteſten und belehrenden Materialien nicht nur zur Literargeſchichte im Allgemeinen, ſonbern und vorzugsweiſe auch zur Geſchichte des Bücherweſens vorliegt, wie deren man anderwärts wenig antrifft. Zwar ſind die Mittheilungen des „Bulletin“, wie ſchon der Titel verräth, zumeiſt auf das Intereſſe belgiſcher Leſer berechnet, nichtsdeſtoweniger finden aber darin auch andere Leſer und namentlich Bibliographen genug des Stoffs, den ſie für ihre literariſchen Beſchäftigungen und Studien mit Nutzen verwenden können. Jeder der bisjetzt vollſtändig erſchienen acht Bände enthält bes allgemein Lehrreichen ſo viel daß gewiß keiner der Leſer d. Bl. das „Bulletin“ ohne Befriedigung aus der Hand legen dürfte, umſoweniger als man darin neben einer fließenden und gewählten franzöſiſchen Sprache, worin der jetzige Herausgeber ſeinem Vorgänger Hrn. von Reiffenberg, einem anerkannten Meiſter in der Diction, nicht nachſteht, auch deutſchen Sinn nicht vermiſſen wird; bezeichnet ja doch Hr. von Reiffenberg ſeldſt „franzöſiſche Sprache und deutſchen Sinn“ als das charakteriſtiſche Merkmal des Belgiers.

Nach dem vom Begründer des „Bulletin“ entworfenen Plane, der auch von deſſen Nachfolger beibehalten worden iſt, zerfällt das „Bulletin“ in vier Abſchnitte, von denen die beiden erſten die „Histoire des bibliothèques, des livres imprimés et manuscrits, des archives etc.“ und die „Histoire de l'imprimerie, des imprimeurs, des libraires, des bibliophiles, des auteurs etc.“ betreffen. Der dritte Abſchnitt enthält „Chronique et variétés“ und der vierte eine „Revue bibliographique“. Es verſteht ſich daß der Hauptwerth des „Bulletin“ in den Mittheilungen der zwei erſten Abſchnitte beruht, wenn ſchon die beiden letzten, die ihrer Natur nach zum größern Theile nur von mehr vorübergehendem Intereſſe ſein können, bei ihrer Mannichſaltigkeit und ihrem Reichthume an Notizen nicht ohne weſentliche Bedeutung ſind. Die „Revue bibliographique“, die von umfaſſender Beleſenheit der Herausgeber zeugt, wird ſelbſt Solchen die auch anderwärts Gelegenheit haben ſich mit den Erzeugniſſen der Preſſe des Auslands bekanntzumachen immer noch einiges Neue zu bieten haben.

Ein Gegenſtand der im „Bulletin“ vorzügliche Beachtung gefunden hat iſt, wie ſich dies auch bei einer der Bibliophilie gewidmeten Zeitſchrift nicht anders erwarten läß, die Geſchichte der Buchdruckerkunſt und was ſonſt damit in nächſter Verbindung ſteht: dieſe iſt in allen ihren Theilen nicht allein in Bezug auf die Erfindung der Typographie, ihre erſte Einführung und Verbreitung in den verſchiedenen Ländern und Städten und ihre Vervollkommnung, ſondern auch in Rückſicht auf bie Lebensumſtände berühmter Drucker, die Preßerzeugniſſe ihrer Offizinen, ihre Druckerzeichen, ſowie die Werke aus den Preſſen unbekannter Typographen mit großer Vorliebe und Sorgfalt behandelt und beleuchtet, ſodaß wer irgend auf dieſem Gebiete der Wiſſenſchaft ſich beſchäftigt in keinem Falle die Lecture des „Bulletin“ beiſeitelaſſen darf. Auch enthält das „Bulletin“ eine Menge dem Gelehrten wie dem Laien willkommener Materialien zur Geſchichte des Handſchriftenweſens und der Holzſchneidekunſt, in Betreff welcher letztern hier zu bemerken ſein möchte daß der lange und hitzig geführte Streit über den angeblichen Holzſchnitt vom Jahre 1418, den Hr. von Reiffenberg für die königliche Bibliothek in Brüſſel erworben hatte und als wirklichen Holzſchnitt mit allen nur möglichen Mitteln des Scharfſinns im „Bulletin“ ſowol als anderwärts zu vertheidigen bemüht geweſen iſt, jetzt wol ſein Ende erreicht zu haben ſcheint: Paſſavant hat das Blatt für einen im Jahre 1468 gefertigten Metallſchnitt erkannt. Fällt auch mit dieſer Entdeckung Vieles was Hr. von Reiffenberg über bie Anfänge ber Xylographie erwähnt hat haltlos in ſich zuſammen, ſo hat doch ſeine Unterſuchung über den angeblichen Holzſchnitt zu ſo mancher unter allen Umſtänden lehrreichen und werthvollen Bemerkung Anlaß gegeben, um beren willen die Arbeiten des Hrn. von Reiffenberg ſicher noch oft zurathegezogen werben müſſen.

Ein anderer Gegenſtand der ſich im „Bulletin“ vorzugsweiſe berückſichtigt findet iſt die Geſchichte und Beſchreibung der Bücher, für welche bas „Bulletin“ eine unerſchöpfliche Quelle der ſorgfältigſten und brauchbarſten Mittheilungen, namentlich über Incunabeln und ſonſt ſeltene und merkwürdige Bücher bilbet. Man braucht nicht Bibliomane, ſelbſt nicht Bibliophile im engern Sinne des Worts, man braucht nur ein Gebildeter zu ſein, um den Werth ſolcher bibliographiſchen Arbeiten verſtehen und würbigen, um für die eigenen literariſchen Beſchäftigungen daraus Nutzen ziehen zu können. Das „Bulletin“ liefert aber nicht blos Beſchreibungen unb Nachrichten über einzelne Bücher unter Beifügung lehrreicher Details über die Lebensumſtände der Verfaſſer, ſondern gibt auch Ueberſichten über längere Reihen gleichartiger Bücher, unter denen z. B. im achten Bande die „Recherches bibliographiques sur les almanachs belges“ von Warzée, die auch in beſonderm Abdrucke im Buchhandel erſchienen ſind, als eine wirkliche bibliographiſche Muſterarbeit beſonbers hervorgehoben zu werben verdienen. Eine längere bemerkenswerthe Arbeit, die in ben Bereich der Bibliographie ſo gut wie ben der Typographie gehört, trifft man im fünften Bande: es ſind die „Origines de la typographie anglaise“ von Hrn. von Reiffenberg, ein ſchätzbarer Beitrag zu den Panzer'ſchen Annalen der Buchdruckerkunſt.

Ein dritter Gegenſtand endlich mit dem ſich das „Bulletin“ viel und angelegentlich beſchäftigt iſt die Bibliothekenkunde: man findet hier eine Maſſe von Nachrichten über öffentliche ſowol als Privatbibliotheken, über deren Entſtehung und Fortgang, ihre Einrichtung, ihren Beſtand und ihre vorzüglichſten Schätze aufgehäuft und zuſammengeſtellt, wie ſie uns kaum in wenigen andern Werken begegnen. Es liegt auf der Hand welchen Werth dergleichen Nachrichten über die Bibliotheken als die Depots der Literatur für bie Literargeſchichte haben, und man begreift daher auch baß wenige Werke ſo wie das „Bulletin“ in den Leſekreis aller Derer die mit der Literargeſchichte zu thun haben recht eigentlich gehören und von ihnen nicht ohne erheblichen Nachtheil für ihre Studien unberückſichtigt gelaſſen werden dürfen, zumal bas „Bulletin“ auch Abdrücke von anderswo noch nicht veröffentlichten Stücken aus Handſchriften verſchiedener Bibliotheken und Sammlungen enthält, die ſchwerlich vielen der Leſer zugänglich ſein dürften. Seldſt für größere Leſerkreiſe ſind derartige Veröffentlichungen von Belang, und Abdrücke von „Lettres inédites ou peu connues d'hommes célèbres“, z. B. des Großen Kurfürſten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, Friedrich's bes Großen, Voltaire's, A. von Humbolbt's, Björnſtahl's, werben ſicher allen Gebildeten Unterhaltung und Belehrung gewähren. Ebenſo werden einige ausführliche Mittheilungen über Privatbibliotheken des 16. und 17. Jahrhunderts, die für den Stand der Bilbung der damaligen Zeit ſehr bezeichnend ſind, ohne Zweifel auf allgemeine Theilnahme zu rechnen haben.

Nicht minder iſt Das was das „Bulletin“ ſonſt noch enthält wol geeignet bie Aufmerkſamkeit der Leſer zu feſſeln. Beſondere Erwähnung und Beachtung verdienen darunter mehre längere biographiſche Aufſätze, z. B. über Falck, den Marquis de Fortia d'Urban, Charles Nodier, La Serna y Santander, Willems und den verſtorbenen Begründer des „Bulletin“, Hrn. von Reiffenberg. 75.

Notizen.

Die Kaiſerin Maria Thereſia.

Die Kaiſerin Maria Thereſia, von welcher bas Volk in Wien zu erzählen weiß baß ſie ſchon 24 Jahre vor ihrem Ab-

ſcheiden das ſchwarze Kleid, in dem ſie in der Kapuzinergruft in Wien begraben iſt, habe fertigen und mit Edelſteinen ſticken laſſen, pflegte bei Tag und Nacht die Gruft ihrer Ahnen bei den Kapuzinern zu beſuchen. In der letzen Zeit ihres Lebens war ſie bekanntlich ſehr ſtark, und deßhalb mußte man ſie — wie auch zu Schönbrunn auf dem Kanapee mittels des noch vorhandenen Zugs auf das Belvedere der Gloriette hinauf — aus der Gruft hinausziehen, wo ſie jeden Freitag an dem Sarge ihres Gemahls betete. Einſt riß während des Aufwindens einer der Stricke und dreimal blieb die Maſchine ſtecken; da ſagte die Kaiſerin: „Die Gruft will mich behalten.“ Und in der That war Maria Thereſia zum letzten male lebendig in dieſer Gruft geweſen. Drei Tage nachher verließ ſie ihre Gemächer nicht mehr und ſtarb am 29. Nov. 1780. Am 3. Dec. erfolgte die Beiſetzung der Hülle. 8.

Anekdote von Karl V.

Als einſt der Franciscanergeneral dem Kaiſer Karl V. 22000 Mönche ſeines Ordens zu Kriegsdienſten anbot, alle in dem Alter zwiſchen 40 und 22 Jahren, erwiderte der unbeſiegte Kaiſer, er müſſe danken; denn dann müßte er alle Tage 22000 Töpfe haben, um ſie zu füttern. Damit wollte er zu verſtehen geben, ſie wären geſchickter zum Eſſen als zum Arbeiten. (H. de Luna's „Lazarillo de Tormes“, Cap. IX zu Ende.) 76.

Bibliographie.

Althaus, E., Nacht und Sterne. Leipzig, Thomas. 16. 20 Ngr.

Biernatzki, J. C., Gedichte. 2te verbeſſerte Auflage. Leipzig, C. Fleiſcher. 8. 15 Ngr.

— — Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordſee. Novelle. 3te verbeſſerte Auflage. Ebendaſelbſt. 8. 20 Ngr.

— — Der braune Knabe oder die Gemeinden in der Zerſtreuung. Novelle. 2te verbeſſerte Auflage. Zwei Bände. Ebendaſelbſt. 8. 1 Thlr.

— — Des letzten Matroſen Tagebuch. Novelle. 2te verbeſſerte Auflage. Ebendaſelbſt. 8. 7½ Ngr.

— — Wege zum Glauben oder die Liebe aus der Kindheit. Novelle. 2te verbeſſerte Auflage. Ebendaſelbſt. 8. 15 Ngr.

Biernatzki, K. L., Biographie von Johann Chriſtoph Biernatzki. Herausgegeben von ſeinem Sohne. 2te Auflage. Leipzig, C. Fleiſcher. 8. 12 Ngr.

Conſcience, H., Der Geizhals. Aus dem Flämiſchen überſetzt von P. Gigot. Mit vier Original-Illuſtrationen von C. Dujardin. Brüſſel, Kießling u. Comp. Br. 8. 16 Ngr.

Dammann, A., Geſchichtliche Darſtellung der Einführung der Reformation in den ehemals Gräflich Schaumburgiſchen Landen. Nebſt einem Vorwort von R. Redepenning. Hannover, Helwing. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Deutſchkatholizismus in ſeiner Entwicklung dargeſtellt in der Geſchichte der deutſchkatholiſchen Gemeinde zu Heidelberg. Nach urkundlichen Quellen und mit amtlichen Schriftſtücken, wodurch auch Licht über manche Verhältniſſe anderer Gemeinden verbreitet wird. Heidelberg, Bangel u. Schmitt. Gr. 8. 1 Thlr.

Döring, H., Schiller's Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte. Weimar, Janſen u. Comp. Gr. 16. 1 Thlr.

Fleiſcher, H. F., Der vollkommene und ſchnelle türkiſche Selbſtlehrer. Eine gründliche und leichtfaßliche Anleitung, die türkiſche Sprache in kurzer Zeit theoretiſch und praktiſch leſen, ſchreiben und ſprechen zu lernen. Nebſt einem Anhange von Redensarten, Sprichwörtern, einer großen Auswahl verſchiedener Geſpräche ꝛc. Durchaus mit genauer Bezeichnung der Ausſprache. Nach den vorzüglichſten Quellen bearbeitet. Wien, Wenedikt. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Gerber, C. F., Ueber öffentliche Rechte. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Eugen Stillfried. 1ſte Lieferung. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 8. 6 Ngr.

Jacob, F., Horaz und ſeine Freunde. Berlin, Hertz. 8. 26 Ngr.

Kluge, E., Die Stellung und Bedeutung der Apokryphen, ſowohl nach Weſen und Inhalt als in hiſtoriſcher Beziehung. Zwei Geſpräche. Zweite gekrönte Preisſchrift in Folge des Aufrufs vom „Verwaltungsrath des Vereins für innere Miſſion, Augsburgiſchen Bekenntniſſes, im Großherzogthum Baden“. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Lafaurie, Das letzte Rettungsmittel der Geſellſchaft iſt der Bankerott. Hamburg, Richter. Gr. 8. 5 Ngr.

Laehr, H., Ueber Irrſinn und Irrenanſtalten. Für Aerzte und Laien. Nebſt einer Ueberſicht über Deutſchland's Irrenweſen und Irrenanſtalten, erläutert durch eine colorirte Karte. Halle, Pfeffer. Lex.-8. 1 Thlr. 27 Ngr.

Nordmann, J., Dante. Literar-historische Studien. I. — A. u. d. T.: Dante's Zeitalter. Dresden, Kuntze. 8. 24 Ngr.

Ohlert, H., Kirchliche Lieder. Zwei Hefte. Stolp, Fritſch. 1851. 8. à 3 Ngr.

Schellenberg, F., Der Tag zu Paſſau. Erinnerungsblätter für Schule und Haus. Leisnig. Gr. 8. 5 Ngr.

Schenkel, D., Geſpräche über Proteſtantismus und Katholicismus. 1ſter Theil. Heidelberg, Akademiſche Anſtalt für Literatur und Kunſt. Br. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Schirges, G., Volkswirthſchaftliche Studien. Frankfurt a. M., Auffarth. Gr. 8. 1 Thlr.

Sievers, T., Der poetiſche Hausfreund. Spenden der Muſe für die Stunden der Freude und des Leides im Kreiſe der Familie. Altona, Sievers. Gr. 8. 24 Ngr.

Treitſchke, R., Grundriß der allgemeinen Geſchichte des Handels in chronologiſcher Darſtellung. Zum Gebrauch für Handelsſchulen und zum Selbſtunterricht bearbeitet. Dresden, Arnold. Gr. 8. 16 Ngr.

Deutſches Volksbuch. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Berlin und Potsdam. Eine Brandenburgiſche Seenovelle von H. Smidt. Magdeburg, Delbrück. 8. 9 Ngr.

Wickede, J. v., Aus dem Leben eines Touriſten. Altona, Hammerich. Gr. 8. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Barth, H., Paſſauer-Lied. Gedicht. Freiberg, Reimmann. 8. 5 Ngr.

Bueren, G. W., Die zehn Reviſions-Gebote. Ein Beitrag zur künftigen Geſchichte des zweiten hannoverſchen Verfaſſungs-Kampfes. Hamburg, Richter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ficker, Ch. G., Die Feier der Grundſteinlegung zur Armenkinder- und Waiſen-Erziehungs- und Rettungs-Anſtalt bei Waldkirchen am 18. Mai 1852. Chemnitz, Defoy. Gr. 8. 5 Ngr.

Löffler, A., Der Miniſter des Innern und die Reviſionsfrage. Eine Replik. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schultz, K. W., Warum wir Proteſtanten heißen und bleiben. Predigt am 25. April 1852 über Galater 5, 4—10 gehalten. Wiesbaden, Schellenberg. 8. 2 Ngr.

Ueber das Verhältniß der heutigen Wiſſenſchaft zu Handelsverträgen, insbeſondere zu Zollvereinigungen. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zur Ehrenrettung Oldenburg's gegen eine Schmähung des Bürgerſtandes. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXV.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Converſations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieſes Werks erſchien ſoeben die

ſiebenundzwanzigſte bis zweiunddreißigſte Lieferung.

Preis einer Lieferung $7\frac{1}{2}$ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im Auguſt 1852. **F. A. Brockhaus.**

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchienen im Jahr 1851 und ſind durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Bülau (F.), **Geheime Geſchichten und Räthſelhafte Menſchen.** Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten. Erſter bis dritter Band. 12. Geh. Jeder Band 2 Thlr. 15 Ngr.

Der **neue Pitaval.** Eine Sammlung der intereſſanteſten Criminalgeſchichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter bis achtzehnter Theil. Neue Folge. Erſter bis ſechster Theil. 12. Geh. Jeder Theil 2 Thlr.

Um die Anſchaffung dieſes Werks zu erleichtern, iſt der Preis der **Erſten Folge** (12 Theile, 1842—47, 23 Thlr. 24 Ngr.) auf **12 Thlr.** ermäßigt worden.

Procès célèbres. N°. 1. Procès du comte et de la comtesse de Bocarmé, accusés du crime d'assassinat sur la personne de leur frère et beau-frère Gustave-Adolphe-Joseph Fougnies.

—— N°. 2. Procès du frère Léotade, accusé du double crime d'assassinat sur la personne de Cécile Combettes. In-8. Broché. Prix de chaque N°. 1 Thlr. 10 Ngr.

Soeben iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Dr. G. H. von Schubert's

Kleine Erzählungen für die Jugend.

Zweiter Band.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 27 Ngr.

Auch dieſes Bändchen iſt wegen ſeiner erbaulichen Tendenz gleich dem erſten für die confirmirte Jugend geeignet. Das dritte Bändchen, welches nach des Herrn Verfaſſers Plan mehr humoriſtiſchen Inhalts ſein ſoll, erſcheint noch im Laufe des October.

Erlangen, im Juli 1852.

Palm & Enke.

In der **J. C. Hinrichs**'ſchen Buchhandlung in **Leipzig** erſcheint:

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Zweiter Jahrgang 1852.

21 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Der ſoeben beendete **dritte Band** (Jahrgang 1852, Nr. 1—12) enthält Beiträge von:

Bauernfeld, E. Boas, A. Bock, M. Carrière, E. Cauer, A. Clemens, Fallmerayer, A. Feuerbach, E. Feuerlein, J. G. Fiſcher, O. Fock, E. Förſter, L. v. Gall, R. Gottſchall, F. Gregorovius, G. E. Guhrauer, O. Gumprecht, M. Hartmann, H. Hettner, Hoffmann v. Fallersleben, H. Hoffmann, E. Jerrmann, A. Kahlert, H. Koenig, H. Landesmann, Th. Lau, R. Leubuſcher, G. Lothholz, W. Müller, C. Peter, H. Pröhle, R. Prutz, K. Roſenkranz, J. Schaller, M. J. Schleiden, K. E. Schneider, A. Stahr, A. Stöber, H. Wagner, M. Waldau.

Alle Buchhandlungen und Poſtanſtalten nehmen Beſtellungen an.

Aus dem Verlage von **A. W. Laeisz** in **Hamburg** iſt an **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** übergegangen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatik der däniſchen Sprache

in allen ihren Theilen. Zum Gebrauch für Schulen, ſowie für den Privat- und Selbſtunterricht.

Von Le Petit.

8. Geh. 21 Ngr.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Ritter vom Geiſte.

Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow.

Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Bei der außerordentlichen Theilnahme und Anerkennung, die Gutzkow's großartiges Zeitgemälde der Gegenwart in allen Theilen und Bildungskreiſen Deutſchlands gefunden, bedarf es gewiß nur der Hinweiſung auf die noch vor Druckvollendung des Werks nöthiggewordene und ſoeben erſchienene zweite unveränderte Auflage deſſelben, um auch Diejenigen zur Lecture der „Ritter vom Geiſte" zu veranlaſſen, die ſich bisher dieſen Genuß noch nicht verſchafften.

Leipzig, im Auguſt 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Sturm- und Drangperiode.

Ein Beitrag zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Von **Dr. H. Döring.**

21 Bogen. Br. 8. Broſch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr.

Weimar, im Juli 1852.

F. Janſen u. Comp.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An der Theiß.

Stillleben von **Friedrich Uhl.**

8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Ein geiſtvoller Kritiker in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1852, Nr. 3) äußert hierüber: „Uhl, der auch jüngſt den Novellenpreis in Wien gewonnen, hat ein ausgezeichnetes Talent der poetiſchen Situationsmalerei. Er erzählt uns eine Reihe kurzer Geſchichten, die er bei einem längern Aufenthalt zu Kaniſcha an der Theiß theils gehört, theils miterlebt hat. In dieſen Geſchichten tritt uns eine ſo lebendige Charakteriſtik von Volk und Land entgegen, daß ſie neben ihrem poetiſchen Werth auch für den Ethnographen Bedeutung erlangen. Den Leſer befällt faſt die Sehnſucht, auch einmal ſich in dieſe Schilfwüſten am Theißufer zu verſtecken und allen Räubern und Sumpffiebern zum Trotz die Romantik dieſes amphibiſchen Lebens zu koſten."

Bei **Ed. Anton** in **Halle** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leo, Heinrich, Ferienſchriften. Vermiſchte abhandlungen zur geſchichte der deutſchen und keltiſchen ſprache. Zweites Heft. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

ΜΩΡΙΑΣ ΕΓΚΩΜΙΟΝ

id est

Stultitiae laus ***Erasmi*** Roterodami Declamatio. Ad fidem editionis antiquae Frobenii. Figuris Holbenianis ornata. Cum duabus Erasmi epistolis ad Martinum Dorpium et ad Thomam Morum. Accessit Dialogus Epicureus. Lugduni-Batavorum. M.D.C.C.C.L.I.

Preis 1 Thlr. 7½ Ngr.

Dieſe Ausgabe enthält 82 vorzügliche Holzſchnitte und iſt durch jede Buchhandlung zu beziehen von

Adolf Baedeker (Otto Petri) in **Rotterdam.**

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Allgemeine Sammlung von Aufgaben aus der bürgerlichen, kaufmänniſchen, gewerblichen, techniſchen und politiſchen

Rechenkunſt

für höhere Bürger- und Realſchulen, ſowie für Gewerb-, Handels-, Forſt-, Berg-, Landwirthſchaftsſchulen und andere techniſche Lehranſtalten. Aufgeſtellt, geſammelt und herausgegeben von

Dr. H. Gräfe.

8. Geh. 22½ Ngr.

Reſultate und Ausrechnungen

zu Allgemeine Sammlung ꝛc. von **Dr. H. Gräfe.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Allgemeine Pädagogik. In drei Büchern. Zwei Theile. 8. 1845. 4 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 36. —— 4. September 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Zur Goethe-Literatur. Von **W. Aſſmann.** — Gützlaff's Reiſeberichte und Leben des Taokuang. — Zur Geſchichte Tirols. — Die neu aufgefundene Correſpondenz der Frau von Longueville. — Niebuhr und die Philologie. — **Notizen, Bibliographie.**

Zur Goethe-Literatur.

Fauſt.

1. Goethe's Dichterwerth. Für einen gebildeten Leſerkreis geſchildert von J. L. Hoffmann. Nürnberg, Bauer und Raspe. 1851. Gr. 16. 25 Ngr.
2. Goethe's Fauſt. Erſter und zweiter Theil. Zum erſten mal vollſtändig erläutert von H. Düntzer. Zwei Theile. Leipzig, Dyk. 1850—51. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Die Zeit der rückhaltloſen Begeiſterung für die Heroen unſerer claſſiſchen Literaturperiode, die Zeit wo das ungetheilte Intereſſe der Nation ſich nur auf unſere Dichtung warf, wo ſelbſt die Abtretung des linken Rheinufers durch einen ſchimpflichen Frieden (1797) über dem Xenienlärm vergeſſen werden konnte, iſt längſt vorüber. Schon haben wir gegen Vorurtheile zu kämpfen, durch welche der wahre Werth unſerer Beſten verdunkelt wird, und der Zeit der Epigonen liegt es ob, ſich durch klare Erkenntniß eine objective Einſicht von der wahren Bedeutung ihrer Werke zu verſchaffen, nachdem die unmittelbare Luſt an den großen Schöpfungen bei Tauſenden durch die Leſung ſelbſt und die unendliche Kritik darüber abgeſchwächt iſt, bei andern Tauſenden vor ſo vielen drängenden Erſcheinungen der Gegenwart gar nicht mehr aufzukeimen vermag. Es war ein günſtiger Umſtand, ſo ungünſtig es auf den erſten Blick erſcheinen mochte, daß das Jubeljahr unſers Goethe gerade in die Zeit nach der ſtürmiſchen politiſchen Bewegung des Jahres 1848 fiel; als derſelbe in den Wirren der Revolution faſt vergeſſen zu ſein ſchien, hat doch jenes Feſt die Blicke aller Gebildeten auf ihn zurückgelenkt, daß Viele durch ihn wieder einen ruhigen Halt im eigenen Innern gewännen, während alles Aeußerliche in das Schwanken kam. So war es ein ſehr zeitgemäßer Gedanke, der in dem Literariſchen Verein zu Nürnberg zur Ausführung gebracht wurde, in jenem Jubeljahre „Vorleſungen über Goethe's Dichterwerth" zu halten, die nun hier mit gleichem Rechte „für einen gebildeten Leſerkreis" veröffentlicht werden. Das Büchlein tritt anſpruchslos in die Welt, iſt aber durch ſeine leichte gefällige Darſtellung wie durch die Klarheit und Einfachheit ſeiner Urtheile, die gleichwol auf tieferm Studium des Dichters beruhen, höchſt geeignet das Intereſſe für unſern Dichterfürſten von neuem anzuregen, ein fleißiges Studium ſeiner Werke zu veranlaſſen und den Leſer, insbeſondere die unbefangene Jugend, auf den rechten Standpunkt zur Würdigung derſelben zu ſtellen. Wir haben hier keinen Goethokorax, der unbedingt jedes Wort des Meiſters bewundert, ja Manche, die ein tieferes Studium täglich mehr von dem unerſchöpflichen Reichthum Goethe'ſcher Dichtung überzeugt, mag die Leichtigkeit, mit welcher der Verfaſſer auch dem Tadel Raum gibt oder den geringern Werth einzelner Werke zugeſteht, ſelbſt verletzen, doch iſt wol eine ſolche Beſprechung von Goethe's Dichterwerth durch ihre Leidenſchaftsloſigkeit gerade am meiſten geeignet, dem Dichter eine neue große Schar leidenſchaftsloſer Verehrer zu gewinnen, und eben dieſes erſcheint in unſern Tagen ſehr wünſchenswerth.

Wir heben hier nur einige Aeußerungen des Verfaſſers von Nr. 1, die uns beſonders ſchlagend oder zeitgemäß erſcheinen, heraus. Unter den 21 kurzen Vorträgen beſpricht der erſte zur Einleitung „Goethe's Verhältniß zur Naturwiſſenſchaft, Kunſt und Geſellſchaft" und tritt den Anklagen ſeiner Gegner, beſonders der „politiſchen und religiöſen", mit kräftiger Abweiſung entgegen, die ſich zum Schluſſe in dem treffenden Gleichniß zuſammendrängt (S. 9):

Gelingt es (dem Alltagsmenſchen) nicht die Berge zu ebenen zu ſeiner Flachheit, ſo kehrt er ihnen ſchmähend den Rücken

und tummelt ſich fort in der Haide unter ſeinesgleichen. Aber die ſtolzen Gebirge ſpotten ſeiner, und laſſen ſich darinnen auch keine Rüben bauen, ſie bergen doch das Gold und die ſprudelnden Quellen und bleiben die Säulen der Erde.

Weiterhin heißt es charakteriſtiſch von Goethe (S. 12):

> Natur lieh ihm Reichthum, Kunſt gab ihm Maß, und Beſchauung des Lebens führte ihn zu jener Einſicht und Klarheit der Auffaſſung welche allenthalben aus ſeinen Dichtungen wiederſtrahlt.... Glauben wir, er, der ſich ſo eng an die Natur anſchloß, wird gar wohl gewußt haben welche Lebensführung ſeiner Natur und ſeiner geiſtigen Geſundheit am günſtigſten ſei.

In Nr. 2: „Goethe's dichteriſcher Charakter" wird nicht minder treffend bemerkt: „Goethe's ganze Natur... machte ſein inneres Leben zum treuen Spiegel der ganzen Welt" u. ſ. w. (S. 15); nur ſollte hier das Verhältniß des Goethe'ſchen Realismus zum Idealismus ſchärfer ausgeſprochen ſein als es in den Worten geſchieht: „Hinwiederum iſt ſeine Poeſie doch kein bloßes Abbild der gemeinen Wirklichkeit, ſondern ſtrebt, durch Kunſt vermittelt, eher der Wirklichkeit ſchönerm Urbild nach". Auf ſeine poetiſche Mannichfaltigkeit paßt der Ausſpruch: „Immer ein Anderer und immer bewundernswerth!", an welchen ſich anſchließt was (Nr. 3) von den „Perioden ſeines Dichterlebens" geſagt wird, der „Zeit ſeiner ſtrebenden Jugend (bis zur italieniſchen Reiſe 1786), ſeiner männlich-reifen Vollendung (bis zu Schiller's Tode 1805) und des vorgerückten Mannes- und Greiſenalters" (bis 1832). Bei der erſten Periode iſt zunächſt (Nr. 4) von „Goethe's Lyrik" im Allgemeinen die Rede, von deren Würdigung wir nur den ſinnvollen Ausſpruch hervorheben: „(Solche) Heiterkeit der Geſammtſtimmung iſt gerade deshalb vorhanden, weil ſie auf ernſtem Grunde allſeitiger Lebensbetrachtung aufgetragen erſcheint." Das maßloſe Entzücken über den jungen Verfaſſer des „Götz" (Nr. 5) und „Werther" (Nr. 6) wird richtig in den wenigen Worten erklärt: „Es war in beiden Werken zunächſt der Stoff, der innere Gehalt, welcher die Zeit bewegte, weil ſie ihr eigen Bild im Spiegel ſah"; wie weiterhin (S. 52): „Goethe's Zeitgenoſſen ſchwärmten abwechſelnd für beide, ja ſie härmten noch lieber ſich ab mit dem hypochondriſchen Jüngling als daß ſie mit dem braven Alten über Kaiſer und Fürſten (ſich) wurmten." Und die tiefere politiſche Bedeutung, an der es wahrlich im „Götz" nicht fehlt, wird anregend in der Frage ausgeſprochen: „Verzweifelte nicht jeder Patriot (zur Zeit Goethe's) am Deutſchen Reiche? Hätte ſich nicht jeder Unterthan jener kleinen Despoten einen Götz gewünſcht, den die Fürſten haſſen und zu dem die Bedrängten ſich wenden?" Den „andern Werken der Jugendperiode (Nr. 7), wie «Clavigo», «Stella», den Singſpielen" u. ſ. w. wird, nur ein untergeordneter Werth zugeſtanden.

Für die „Periode männlicher Reife" (Nr. 8) aber lebte ſich Goethe in Italien „zu einem neuen Menſchen um. Von da ab beglückte den Mann jene erhabene Ruhe bei raſtloſer Arbeit" u. ſ. w. Nun wurden „Egmont", „Iphigenie" und „Taſſo" umgearbeitet und vollendet; „Egmont" (Nr. 9), „ein echt niederländiſches Stück von damals und doch erhöht zum Spiegelbilde aller Zeiten"; „Iphigenie" (Nr. 10), „in der die Cultur der Neuzeit ihre Vermählung mit dem Geiſte des Alterthums gefeiert hat wie in keinem andern Werke der europäiſchen Literatur"; „Taſſo" (Nr. 11), „die geſchichtlich gegebene Individualität poetiſch verklärend". Die Tadler der „Römiſchen Elegien" werden auf Goethe's rückhaltsloſe Offenheit („daß ich der Heuchelei dürftige Maske verſchmäht!") und auf Schiller's Worte über dieſelben in einem Schreiben an Goethe: „Reiner und voller haben Sie Ihr Individuum und die Welt nicht ausgeſprochen", hingeführt. Ueber Goethe's „Verhältniß zur Franzöſiſchen Revolution" (Nr. 12) werden wir hier nur erinnert: „Vor ungeſtümer Uebertragung des Fremden graute ſeinem tieferblickenden Sinn" u. ſ. w., und auf Düntzer („Studien zu Goethe's Werken", 1849) verwieſen. „Goethe's Verbindung mit Schiller" (Nr. 13) wird aus der gemeinſamen Richtung Beider „auf die Bildung der Welt zum Sittlichen unter dem Einfluß des Schönen" erklärt. Das hier gegebene Urtheil über die „Xenien": „Goethe's Epigramme ſind meiſt zu unſchuldig und wohlwollend", iſt durch die neueſte Schrift: „Schiller und Goethe im Xenienkampf", von Ed. Boas (Stuttgart 1851) nur beſtätigt. Bei den „Balladen" (Nr. 14) wird auf den „humanen Kern" und „die ſymboliſche Bedeutſamkeit mehrer unter denſelben der Hauptwerth gelegt; bei „Hermann und Dorothea" (Nr. 15) die Frage aufgeworfen:

> Wagt man im Ernſte noch Goethe den vaterländiſchen Sinn zu beſtreiten gegenüber einem Epos welches nicht nur das Weſen deutſchen Gemüths, welches auch die bedrohliche Lage des Vaterlandes vor Augen führt und tröſtliche Hoffnung abhängig macht von erwachender Thatkraft und Einigkeit?... Denn die Familie iſt der Anker welcher das von Stürmen gefährdete Staatsſchiff allein noch feſthält; — an dem Feuer des Herdes entzündet ſich zugleich die Liebe zum Vaterlande; ... daher Hermann's Worte:
>
> Und gedächte Jeder wie ich, ſo ſtünde die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens!

„Die natürliche Tochter" (Nr. 16) ſollte nun in drei Theilen Alles was der Dichter über die Franzöſiſche Revolution gedacht „mit geziemendem Ernſt" zur Darſtellung bringen. „Indeß fragt es ſich, ob nicht unbewußt ein inneres Gefühl daß er ſich in der Behandlung (des erſten Theils 1803) vergriffen, dem Dichter an der Fortſetzung die Freude nahm?" Der Verfaſſer ſetzt das Stück dem Werthe nach nur in „eine zweite Reihe" gleich „Clavigo", dem es aber offenbar in Vollendung der Form voranſteht. Reich und intereſſant iſt der Vortrag (Nr. 17) über „Wilhelm Meiſter's Lehrjahre", wobei Schiller's Ausſpruch: „Er tritt von einem leeren und unbeſtimmten Ideal in ein beſtimmtes thätiges Leben, ohne die idealiſirende Kraft dabei einzubüßen", zugrundegelegt wird und hinzugefügt iſt:

> Bin ich auch weit entfernt, Goethe zum ſocialiſtiſchen Schriftſteller zu machen, ſo iſt doch gewiß daß er auf die „ſocialen Fragen" ernſtere Blicke gerichtet hielt zu einer Zeit als dergleichen Erörterungen noch nirgend in Deutſchland angeſtellt wurden.

Ueber die „Periode des höhern Alters" (Nr. 18) finden wir (mit beſonderm Bezug auf den zweiten Theil von „Fauſt" ſ. u.) im Gegenſatz gegen die Goethokorare Folgendes vorzüglich beachtenswerth:

Die Schwingen der Phantaſie heben ſich nun mit immer matterm Fluge, der ſtürmiſche Trieb zum Widerſtande weicht ſtiller Beſchaulichkeit und ruhiger Betrachtung. Daher das milde Urtheil bei fremden Irrthümern, daher die glückliche Selbſtbeſpiegelung bei fremder Anerkennung, daher die ängſtliche Vorſicht und Bedächtigkeit bei eigenen neuen Verſuchen. Goethe klagt ſelbſt daß er an einem Tage kaum mehr als eine Seite zuſtandebringe, indeß er in der Jugend einen Druckbogen zu liefern vermocht hätte. Damals dictirte ihm ſein Genius; jetzt wollte er jeden Gedanken erwägen, in jedes Wort Bedeutung legen, wollte in jedes Bild allerlei ſeltene Beziehungen „hineingeheimniſſen".... Daß im Einzelnen ein Allgemeines enthalten ſei, iſt eine Foderung auf welche die Dichtung nie verzichten darf, aber noch weniger darf das Einzelne dieſem Allgemeinen ſein Individuelles zum Opfer bringen, weil es ſonſt aufhört Daſein und Wirklichkeit zu haben und zum Schemen und Schattenbild herabſinkt (Allegorie).

Nach dieſem Maßſtabe wird hier auch der poetiſche Werth von „Meiſter's Wanderjahren" (Nr. 19) gemeſſen, doch zugleich auf die hohe Bedeutung des ſocialen Inhalts für unſere Zeit aufmerkſam gemacht (vergl. „Goethe's W. Meiſter in ſeinen ſocialiſtiſchen Elementen von F. Gregorovius", Königsberg 1850), während mit Recht die auch der Zeit nach frühern „Wahlverwandtſchaften" (Nr. 20) poetiſch höher geſtellt werden und dabei zugleich ihre ſittliche Tendenz als „eine Apologie der Ehe, die freilich nicht zur Lecture von Knaben und Mädchen beſtimmt iſt", in Schutz genommen wird.

Den Beſchluß des Büchelchens macht die Beſprechung des „Fauſt" (Nr. 21), auf die wir weiter unten zurückzukommen Gelegenheit finden werden; doch ſtehe ſchon hier des Verfaſſers Geſammturtheil über den zweiten Theil im Gegenſatz zu dem erſten:

Klarheit der Anſicht (wir fügen hinzu: bei mangelnder Klarheit der Darſtellung) bleibt ein dürftiger Erſatz für die lebendig ſchaffende Jugendkraft, die alte Schwiegermutter Weisheit eine freudloſe Gefährtin für Jovis verzärtelte Tochter (die Phantaſie) die mit launenhaft-parteiiſcher Abneigung das Alter vonſichſtößt.

Fauſt.

Mit ſchwererm Schritte als das leichtgeſchürzte Büchlein, das wir eben durchmuſterten, wandelt Düntzer in ſeinem „Fauſt" einher, der mit einem Sammlerfleiß wie kein anderer unſerer Literatoren den Entwickelungsgang unſers Dichters verfolgt hat und uns mit immer neuen Proben ſeiner Studien erfreut; der ſich jedoch bei ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem Scharfſinn (und wol eben deswegen!) nicht immer den unbefangenen Standpunkt der Beurtheilung (z. B. über den Werth der Allegorie vergl. ſeinen „Prometheus und Pandora") und die Leichtigkeit der Darſtellung wie der Verfaſſer von Nr. 1 bewahrt hat. Wir nehmen hier von ſeiner Schrift die Veranlaſſung, die Ergebniſſe der bisherigen Fauſtſtudien, die für einen größern Leſerkreis von Intereſſe ſein möchten, mitzutheilen, wobei wir uns beſonders auf die reiche Zuſammenſtellung aus der Fauſtliteratur in vier ſtarken Bänden von Scheible's „Kloſter" beziehen.*) Von Düntzer's Schrift enthält Th. I, Abth. I: „Die Fauſtſage"; „Die Entſtehung von Goethe's Fauſt"; „Idee und Ausführung von Goethe's Fauſt." Abth. II: „Erläuterung der Zueignung, des Vorſpiels, des Prologs und des erſten Theils von Goethe's Fauſt"; Th. II: „Erläuterung des zweiten Theils von Goethe's Fauſt." Indem wir den fortlaufenden Commentar unſern Leſern zu eigenem Studium empfohlen ſein laſſen glauben wir beſonders bei der Fauſtſage und bei der Idee von Goethe's „Fauſt" länger verweilen zu müſſen, um Düntzer's Anſichten mitzutheilen, zu prüfen und zu ergänzen.

1. Die Fauſtſage, ihre Entſtehung und Bedeutung.

Es iſt eine nunmehr völlig widerlegte Anſicht daß der Fauſt der Sage mit dem Buchdrucker Johann Fuſt (der ſich nie Fauſtus nennt) derſelbe ſei, obgleich dieſe Annahme durch manche naheliegende Gründe unterſtützt zu werden ſcheint. Ueberhaupt aber gehört die Ausbildung der Sage nicht, wie man oft zu beſtimmt behauptet hat, dem Mittelalter an, ſondern, was ſelbſt bisjetzt ſeiner ganzen Bedeutung nach noch nicht gehörig gewürdigt iſt, dem Reformationszeitalter. Es ſcheint uns dieſes in doppelter Hinſicht von beſonderer Wichtigkeit zu ſein, theils weil wir hier Gelegenheit haben, die Bildung einer Sage in einer hiſtoriſch völlig klaren Zeit zu beobachten und bis in ihre frühern Elemente weit zurückzuverfolgen, theils weil die vollſtändige Bedeutung derſelben nur aus den Verhältniſſen des Zeitalters, in welchem ſie ſich ausbildete, mithin hier im völligen Gegenſatz zum Mittelalter aus dem eigenthümlichen Charakter des Reformationszeitalters hergeleitet werden kann.

Der Träger der Fauſtſage iſt eine von der Kritik hinreichend beglaubigte hiſtoriſche Perſon, obgleich manche im Schwange gehende Verwechſelungen noch immer etwas Räthſelhaftes behalten haben (ſ. u.). Das ſicherſte Zeugniß von der Exiſtenz eines „Zauberers Johann Fauſt" beruht auf der Ausſage Melanchthon's, deren Aufzeichnung wir in ähnlicher Weiſe wie Luther's „Tiſchreden" einem ſeiner Schüler Johann Mennel (Manlius) verdanken. Die hiſtoriſche Perſönlichkeit des ſagenhaften Fauſt wurde zuerſt von einem deutſchen Theologen Schickard in Abrede geſtellt (1621), bald darauf auch von einem franzöſiſchen Kritiker Naudé, der den Fauſt „un homme imaginare, chimère des Allemands" nennt, ſowie der Profeſſor Dürr zu Altdorf „zu behaupten ſich unterſtand daß der erſte Buchdrucker Johann Fuſt zu dieſer Fabel Anlaß gegeben". Dieſen Männern gegenüber wurde vorallem durch den Theologen Heumann (1741) das erwähnte Zeugniß Melanchthon's geltendgemacht. Mennel berichtet nach einem Geſpräche, das er zwiſchen 1550 und 1560 mit Melanchthon gehabt, unter Anderm (ex ore Melanchtonis): „Ich (Melanchthon) kannte Einen Namens Fauſt (nachher im Verlauf

*) Dieſe ſchätzbare Sammlung bildet drei Bände von „Das Kloſter" von J. Scheible (Stuttgart 1846—47). Vergl. Nr. 10 d. Bl.

der Erzählung: idem Joannes Fauſtus) aus Kundling *), einem Orte nahe bei meiner Heimat (Bretten in Würtemberg). Als dieſer zu Krakau ſtudirte, hatte er die Magie erlernt, wie ſie dort früher ſtark getrieben wurde, da man öffentliche Vorleſungen über dieſe Kunſt hielt" u. ſ. w. Die von Heumann vorangeſtellten Nachrichten eines gewiſſen Wierus (Weyer), Leibarztes des Herzogs von Kleve und kühnen Bekämpfers der Hexenproceſſe, der Fauſt's Gaukeleien „kurz vor 1540" ſetzt, beruhen nach Düntzer nur auf jener Aufzeichnung Mennel's, die Zeitbeſtimmung aber vielleicht auf der 1539 erſchienenen Schrift des Arztes Philipp Begardi zu Worms: „Index sanitatis", welche Düntzer gewiß mit Recht auf Johann Fauſt bezieht. Denn es heißt daſelbſt:

Es wirt noch eyn namhafftiger dapfferer mann erfunden: ich wolt aber doch ſeinen namen nit genent haben, ſo wil er auch nit verborgen ſein noch vnbekannt. **) Dann er iſt vor etlichen jaren erſt durch alle landtſchafft, Fürſtenthumb vnd Königreich gezogen, ſeinen namen jedermann ſelbs bekant gemacht, von ſeine große kunſt, nit allein der artznei, ſondern auch Nigromanzei ... höchlich berümpt. Hat auch ſelbs bekant vnd nit geleugknet, daſſ er ſei vnd heiß ***) Fauſtus, damit ſich geſchriben Philoſophum Philoſophorum u. ſ. w. ... Wie vil aber mir geklaat haben, daſſ ſie von jm ſeind betrogen worden, deren iſt eyn große zal geweſen u. ſ. w.

Wenngleich nun aber Düntzer nachweiſt daß der Name Fauſt bei dem Träger der Sage „aller Wahrſcheinlichkeit nach Familienname" war (Beiſpiele S. 11), ſo ſieht er ſich doch auch zu der Annahme genöthigt, den Namen Fauſtus (der Glückliche) als einen mindeſtens ſeit Ende des 15. Jahrhunderts üblichen Beinamen berühmter Zauberer (ähnlich wie Fortunatus und Felix) zu betrachten. Denn hieraus allein läßt ſich erklären daß ein gewiſſer „Georgius Sabellicus, der zweite Magier" ſich auch den „jüngern Fauſtus" nannte, da dieſer Georgius Sabellicus vor dem durch Melanchthon bekannten Johann Fauſt lebte. Vom „jüngern Fauſtus" nämlich meldet der berühmte würzburger Abt Johann von (d. i. aus) Trittenheim (im Moſelthal) bereits aus dem Jahre 1506, daß er als ein großer Magier, Nekromantiker ꝛc. bekannt geweſen ſei, daß er auf Fürſprache des berühmten Franz von Sickingen 1507 eine Stelle an der Schule in Kreuznach erhielt, aber bald entfliehen mußte, weil er der Knabenſchändung bezüchtigt wurde; wogegen der Johannes Fauſt nach Weyer und Begardi erſt um 1540 verſchollen zu ſein ſcheint. Auf dieſen Johann Fauſt paßt deshalb auch das bekannte Bild von dem Ritte Fauſt's auf dem Faſſe aus Auerbach's Keller in Leipzig, welches die Jahreszahl 1525 trägt; ebenſo die Bemerkung auf einer Liſte der Aebte zu Maulbronn bei dem Namen des Abts Johann Enterfuß (1512—25) aus Unteröwisheim, ein paar Stunden von Fauſt's Geburtsort Knittlingen: derſelbe (Abt) habe um 1516 ſeinen Landsmann und Jugendfreund, den bekannten Dr. Fauſt, eine zeitlang bei ſich aufgenommen; damit hängt dann zuſammen daß in Maulbronn ein in neuerer Zeit zugemauertes Laboratorium unter dem Namen der Fauſtküche, ſowie der Thurm, wo Fauſt vom Teufel geholt ſein ſoll, gezeigt wird.

Die erſte Nachricht von Fauſt's gewaltſamem Tode gibt um 1540 der proteſtantiſche Theolog Johann Gaſt, der ihn auch perſönlich gekannt hatte. Nach Mennel's obenangeführtem Geſpräch mit Melanchthon (nach 1550) erzählte auch dieſer:

Vor wenigen Jahren ſaß dieſer Johann Fauſt an ſeinem letzten Tage ſehr betrübt in einem Dorfe des Herzogthums Würtemberg. Der Wirth fragt ihn, warum er wider ſeine Gewohnheit ſo betrübt ſei. Darauf erwidert dieſer, er möge dieſe Nacht nicht erſchrecken. Um Mitternacht ward das Haus erſchüttert. Da der Mittag gekommen war, ging der Wirth auf Fauſt's Zimmer und fand ihn neben dem Bette liegen mit umgedrehetem Geſicht; ſo hatte ihn der Teufel getödtet.

Daß der verſchollene Zauberer vom Teufel geholt ſei, wurde nach einem in jener Zeit weitverbreiteten Aberglauben bald überall erzählt; mehre Oerter nahmen jetzt die Ehre daß die Kataſtrophe in ihnen erfolgt ſei für ſich in Anſpruch, als: Maulbronn (ſ. o.), Köln, Schloß Waerdenberg in Holland, ſowie die Dörfer Rimlich und Pratau bei Wittenberg. Auch der Geburtsort Fauſt's wurde ſpäter (ſchon um 1621 nach Schickard) verſchieden angegeben, namentlich Roda bei Weimar und Salzwedel. Zu den Oertern an die ſich beſondere Sagen von Fauſt knüpfen gehören neben Leipzig und Erfurt, wo außer dem Wohnhauſe Fauſt's das enge Fauſtgäßchen gezeigt wird (als Fauſt durch dieſes mit einem großen Fuder Heu fuhr, entlarvte Luther, damals noch im Kloſter, den Spuk, ſodaß man einen Strohhalm ſah den zwei rothe Hähne zogen), auch Nürnberg, Krakau (doch haben die Polen noch einen eigenen Fauſt, Tardowſki, einen Zeitgenoſſen unſers J. Fauſt, deſſen Teufel übrigens auch Mephiſtophel heißt), Ingolſtadt (Mainz) und vor allen Wittenberg, ohne daß jedoch auffallenderweiſe in den letztgenannten Orten beſtimmte Localitäten auf Fauſt hinwieſen.

Durch ſeinen Aufenthalt in Wittenberg tritt Fauſt insbeſondere in Beziehung zu der Reformation wie zu zu dem Univerſitätsweſen (vergl. aber auch Krakau, Leipzig u. ſ. w.); doch erſcheint Fauſt in den bisher erwähnten Nachrichten nur als ein Zauberer, der durch geheime Künſte Aufſehen erregt, nach Begardi (ſ. o.) auch als Arzt (Wunderdoctor). Nach Mennel erzählte Melanchthon:

Er ſchweifte an vielen Orten umher und ſprach von geheimen Dingen. Da er zu Venedig Aufſehen erregen wollte, ließ er verkündigen, er werde zum Himmel fliegen; der Teufel hob ihn in die Höhe, ließ ihn aber darauf zur Erde fallen, ſodaß er von dieſem Falle faſt den Geiſt aufgegeben hätte. Er führte einen Hund mit ſich welcher der Teufel war. Er prahlte damit, er habe den kaiſerlichen Heeren (unter Karl V.) alle Siege welche ſie in Italien erfochten durch ſeine Zauberkunſt verſchafft.

*) Die Form „Knittlingen", die bei Spätern vorkommt, erinnert ſonderbarerweiſe an den Geburtsort Eulenſpiegel's, Kneitlingen unweit Scheppenſtädt im Braunſchweigiſchen.

**) Das ſoll doch wol nach dem Folgenden heißen: „Wenn ich auch ſeinen Namen nicht nennen wollte, ſo wird er doch Jedem bekannt ſein."

***) „Sei und heiß" iſt Sprachgebrauch jener Zeit zur Bezeichnung des wirklichen Namens. (Düntzer.)

Nach dieſer und den übrigen gleichzeitigen Nachrichten haben wir uns unter Johann Fauſt einen weitberühmten Gaukler (und Wunderdoctor) zu denken, der ohne eine höhere geſchichtliche Bedeutung zu haben, in ähnlicher Weiſe wie Caglioſtro (oder Philadelphia) im vorigen Jahrhundert das Staunen der Menge erregte und ſich ſo weit und breit im Andenken erhielt. Die Zauberei galt nun zwar ſchon dem mittelalterlichen Katholicismus für Teufelswerk, doch iſt bekannt wie gerade im Reformationsjahrhundert der Glaube an Teufelskünſte und Hexenweſen noch ein mal eine weitgreifende Bedeutung erhielt. Es war deshalb freilich nichts ſpecifiſch Proteſtantiſches daß man den Magier Fauſt endlich dem Teufel zur Beute werden ließ; nur zeigt ſich doch auch in den Erzählungen von Fauſt ſchon früh, wie gerade der Proteſtantismus ſich vorallem zum Kampfe gegen die Werke des Teufels (unter die man auch die geſammte Ausartung der katholiſchen Kirche rechnete) berufen glaubte. In Bezug auf Fauſt finden wir die erſte Spur einer ſolchen Anſicht in der Schrift „Chriſtlich bedenken und erjnnerung von Zauberey“ von einem Schüler Melanchthon's Lercheimer (eigentlich Wittekind) aus dem Jahre 1585, wo es heißt:

Zur Zeit D. Luther's vnd Philippi hielt ſich der ſchwartzkünſtler Fauſt ein weile zu Wittenberg: das ließ man ſo geſchehen, der hoffnung, er würde ſich auß der lehr, die da im ſchwang gieng, bekeren und beßern.

Hier wo wir den Ausdruck Schwarzkünſtler finden möge bemerkt werden daß derſelbe nicht hinreichend zu erklären iſt, ſich aber nicht, wie man oft meint, auf die Buchdruckerkunſt bezieht, vielmehr für Ueberſetzung von dem durch Misverſtändniß aus Nekromantie (Todtenbeſchwörung) entſtandenen Nigromonzie zu halten iſt: In dem Buche Lercheimer's heißt es ferner:

Der vielgemeldte Fauſt hat jm einmal fürgenommen, ſich zu bekeren, da hat jm der teuffel ſo hart gedrawet daſſ er ſich jm auch auffs new hat verſchrieben.

Wir ſehen hier alſo ohne Weiteres einen frühern Bund Fauſt's mit dem Teufel vorausgeſetzt. Der Glaube an dergleichen Bündniſſe iſt nun zwar gleichfalls ſchon bis in die Zeiten des frühen Mittelalters zurückzuleiten, insbeſondere wird aber in Luther's „Tiſchreden“ erwähnt daß derſelbe noch im Jahre 1538 dem Teufel die Handſchrift eines Studenten, der ſich ihm verſchrieben hatte, durch ſein Gebet wieder abzwang.

Die Schrift von Lercheimer erklärt Düntzer für eine der Quellen des älteſten Fauſtbuchs, das zur Herbſtmeſſe 1587 zu Frankfurt a. M. bei dem Buchdrucker J. Spies erſchien und erſt durch van der Hagen wieder bekannt geworden iſt (1844; jetzt abgedruckt bei Scheible I, 933 — 1072). Dieſes Volksbuch, das dem Verleger „von Speyer zugeſchickt“ war, ſpricht zwar im Vorwort geradezu die Abſicht aus, durch Fauſt's Geſchichte vor der Zauberei und Schwarzkünſtlerei als der größten und ſchwerſten Sünde zu warnen, doch liegen der Auffaſſung von Fauſt's Charakter mehre tiefere Gedanken zum Grunde; denn nicht blos ſchließt Fauſt ſein Bündniß mit dem Teufel aus „Hochmuth“ (der nach uraltem Glauben dem Teufel in die Arme führt, ja ſelbſt an dem Fall des Teufels die Schuld trug), ſondern er trachtet aus Hochmuth vorallem nach Erkenntniß der dem Menſchen auf natürliche Weiſe nicht zugänglichen Wahrheit, begehrt und erlangt indeß von dem Teufel auch irdiſche Glückſeligkeit und wird ſo zu einem „Weltmenſchen“. Zum Beweiſe deſſen ſtehe hier nur Folgendes aus jener „Historia“ von Dr. Johann Fauſten (1587):

Als Dr. Fauſt eins gantz gelernigen vnd geſchwinden Kopffs zum ſtudieren qualificiert vnd geneigt war, iſt er hernach in ſeinem Examine ſo weit kommen … war alſo Doctor Theologiae. (Weiterhin wird er auch „ein Arzt“ genannt.) Daneben hat er auch einen thummen vnſinnigen vnd hoffertigen Kopff gehabt, wie man jhn denn allezeit den Speculierer genannt hat.

Fauſt verlangt von dem Teufel „erſtlich daß er jhm ſoll unterthänig ſein“ u. ſ. w., „daneben daß er jhm dasjenig, ſo er von jhm forſchen würd, nicht verhalten ſoll“. Auch hat Dr. Fauſtus (durch den Mephoſtophiles, einen untergeordneten Geiſt des „Fürſten dieſer Welt“) „ſein Nahrung vnd Proviandt vberflüſſig, guten Wein“ u. ſ. w.

Die Sage, die niemals blos ein Gebilde der Phantaſie iſt, ſondern ihre Geſtalten aus der Wirklichkeit entlehnt, vermochte den Charakter des Fauſt, wie er uns hier (S. xvi) erſcheint, erſt zu geſtalten, nachdem die Zeit ſelbſt ähnliche Charaktere in das Leben gerufen („dargelebt“) hatte, mithin erſt in der Neuzeit, wo der Geiſt des freien wiſſenſchaftlichen Forſchens, des Speculirens erwacht war und das ganze Streben des ſich ſelbſt überlaſſenen Geiſtes, die reine Wahrheit zu finden, mit all ſeinen Freuden und Wehen, ſeinen Irrthümern und Gefahren vor dem Blicke des Menſchenbeobachters ſich auszubreiten begonnen hatte. Ein ſolcher Geiſt aber erwachte zuerſt auf den Univerſitäten und gelangte zu ſeiner vollkommenen Entwickelung durch die Reformation, und noch immer iſt der Fauſt ein echter Held der proteſtantiſchen Univerſitäten, vorallem unſerer kühn aufſtrebenden und noch nicht durch die Schule des Lebens gegangenen akademiſchen Jugend, doch nicht minder aller Männer der Wiſſenſchaft, die es wiſſen daß „der Menſch irrt, ſolange er ſtrebt“. Wie aber jede lebensvolle Geſtalt, die nicht blos ein Schemen der Phantaſie, ſondern ein vollendetes Abbild der Wirklichkeit iſt, weit entfernt gleich der Allegorie nur eine Lehre zu verſinnlichen, reich an Lehren für das Leben iſt, ſo war auch in der Fauſtſage ein reicher Schatz der Weisheit verborgen, der bei fortſchreitender Entwickelung von immer neuen Seiten gewürdigt wurde. Da ſie jedoch aus einer zur allmäligen Fortentwickelung gelangenden Zeitrichtung hervorgegangen war, ſo mußte ſie ſich vorzugsweiſe in den Kreiſen und zu den Zeiten immer wieder erneuern und fortbilden, wo jene Richtung ſelbſt entſchiedener in die Wirklichkeit trat, weshalb wir ſie vorallem ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo der Geiſt der freien Forſchung gewaltiger als je ſeine Schwingen regte, unter unſern claſſiſchen Schriftſtellern kräftig auftauchen und eine vielfach neue

Geſtalt gewinnen ſehen (bei Leſſing, Klinger u. ſ. w.). Aber auch für die Maſſe des Volks hatte die tiefſinnige Sage Anziehendes und Ergreifendes genug, und ſelbſt abgeſehen davon daß die proteſtantiſche Kirche von jedem einzelnen ihrer Glieder eine freie ſelbſtändige Ueberzeugung fodert und daß ſo die Seelenkämpfe eines Fauſt mehr oder minder bei Jedem je nach ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit Sympathien erwecken konnten, liegt der allgemeine Gedanke von der Gefahr, durch Hochmuth dem Böſen zu verfallen, ganz im Bereich der großen Menge und kommt im Fauſt, ſofern er nicht blos übermenſchliche Erkenntniß, ſondern auch eine Ueberfülle ſinnlichen Genuſſes will, auf echtvolksthümliche Weiſe zur Darſtellung.

So begreiſt ſich denn daß der Fauſt immer neue volksthümliche Bearbeitungen erfuhr und alsbald auch auf den Marionettentheatern eine Hauptfigur ſpielte. Das älteſte Fauſtbuch, das ſich durch Ueberſetzungen in Holland, Frankreich, England und Dänemark verbreitete, wurde in Deutſchland alsbald durch eine viel breitere und pedantiſchere Bearbeitung von G. R. Widmann (Hamburg 1599) verdrängt, die aber doch ihre eigenthümlichen Verdienſte hat (unter Anderm den Gedanken daß Fauſt trotz ſeiner Reue nicht zur Vergebung gelangen kann, weil er nicht an dieſe zu glauben vermag).*) Widmann's „Wahrhaftige Hiſtorien" (3 Thle.; bei Scheible, I, 275—804) erfuhren dann eine neue Bearbeitung von dem Arzte J. N. Pfitzer zu Nürnberg (1674), ſeit Anfang des 18. Jahrhunderts aber wurde ein mehr im Volkstone verfaßter Auszug aus dieſem Werke „von einem Chriſtlich Meinenden" zum wahren Volksbuch und erlebte immer neue Auflagen. Dieſes letztere Volksbuch ſcheint auch Goethe früh kennengelernt zu haben, doch erwachte ſein Intereſſe für den Fauſt wol zuerſt durch das Marionettenſpiel in ſeinen Kinderjahren. Ehe wir von dieſem weiter berichten, wollen wir mit kurzen Worten darauf aufmerkſammachen, welche ſagenhafte Elemente aus früherer Zeit auf den Fauſt des 16. Jahrhunderts übertragen ſind. Wollte man freilich, wie es öfters verſucht iſt, überall wo man ähnliche Erzählungen wie in der Fauſtſage findet, jene in hiſtoriſchen Zuſammenhang mit derſelben bringen, ſo könnten viele Nachrichten von Zauberei bis in die früheſten Zeiten und in die entfernteſten Gegenden hin als eine Grundlage der Fauſtſage betrachtet werden. Doch überſieht man dabei daß der Aberglaube vermöge ſeines Urſprungs aus dem ſich ſtets gleichbleibenden Weſen des Menſchen immer von neuem völlig ſelbſtändig ähnliche Erſcheinungen hervorruft. Wir können deshalb die Fauſtſage ebenſo wenig aus der Sage vom Zauberer Virgil (vergl. Dante) herleiten als ſie unmittelbar auf den Aberglauben der Magier zurückführen wollen; doch ſoll damit nicht geleugnet ſein daß Elemente altorientaliſcher Zauberei ebenſo wol wie des urdeutſchen Koboldglaubens in die Fauſtſage verwebt ſind. Näher liegt uns ſchon die Unterſuchung, wo wir zuerſt den Gedanken eines förmlichen Bündniſſes mit dem Teufel finden, doch war auch die Annahme ſolcher Pacte allmälig zu einem weitverbreiteten Aberglauben geworden. Die älteſte bekannte Erzählung dieſer Art, die vom Theophilus, dem Stellvertreter eines ciliciſchen Biſchofs aus dem 6. Jahrhundert, die Düntzer von der ähnlichen des Militarius, mit der ſie öfters identificirt iſt, noch unterſcheidet (ſ. Scheible, Bd. 1), iſt deshalb nicht gerade als Quelle der Fauſtſage zu betrachten. Beſonders bekannt iſt auch das angebliche Teufelsbündniß des naturkundigen und darum als Zauberer verſchrieenen Papſtes Sylveſter II. (Gerbert) des 10. Jahrhunderts; Düntzer führt aber viele andere Beiſpiele von dem gleichen Vorwurfe gegen ausgezeichnete Männer bis in das 16. Jahrhundert hinein an. Noch häufiger iſt endlich die Schar von „fahrenden Scholaſten" in den letzten Zeiten des Mittelalters, die vorgaben ſich auf das Teufelsbannen zu verſtehen und die der Aberglaube auch oft mit dem Teufel im Bündniß glaubte. Als fahrender Schüler wird auch noch Georg Sabellicus (Fauſt II.) geradezu bezeichnet, und Johann Fauſt war wenigſtens etwas ganz Aehnliches. Von einzelnen dem Fauſt beigelegten Zauberkünſten bemerkt Düntzer daß man die allerverſchiedenſten Sagen von andern Zauberern ohne Weiteres auf Fauſt übertrug, „ſodaß kaum irgend eine der von Fauſt erzählten Zaubergeſchichten ſich finden dürfte, die man nicht auf ein älteres Vorbild zurückführen könnte". Und ſo läßt ſich denn bei dieſer Sage hiſtoriſch nachweiſen was längſt bei den Mythen halb hypothetiſch angenommen wird, daß auf einen berühmten hiſtoriſchen Namen Erzählungen ähnlicher Art aus dunkler Vorzeit übertragen wurden. Doch pflanzten die „Zauberer" die herkömmlichen Künſte auch abſichtlich fort, und manche Taſchenſpielerſtückchen haben ſich wer weiß aus welcher Zeit bis auf den heutigen Tag auf unſere Profeſſoren der natürlichen Magie fortgeerbt, z. B. das Abhauen und Wiederaufſetzen des Kopfes, das gleichfalls von Fauſt erzählt wird. Viele der übrigen Künſte Fauſt's ſind ziemlich rohe Streiche, Eulenſpiegeleien oder Taſchenſpielerſtücke, z. B. das Freſſen eines Fuders Heu ſammt den Pferden, Zuſammenhetzen von Studenten oder von Bauern, Reden eines Kalbskopfs u. ſ. w. Mit Bezug auf Goethe's „Fauſt" erwähnen wir noch Folgendes: Die Nachricht von einem ſchwarzen zottigen Hunde, unter deſſen Geſtalt der Teufel Fauſt begleitete, finden wir ſchon bei Melanchthon, ebenſo bei Gaſt; aber von ähnlichen Teufelshunden iſt auch bei frühern Zauberern, z. B. bei Papſt Sylveſter u. A., die Rede. Von der Mantelfahrt heißt es im älteſten Fauſtbuche:

> Nimpt einen breiten Mantel, breitet jn in ſeinen Garten vnd ſetzte die Graffen (drei Studenten in Wittenberg) darauff vnd er mitten hinein ... D. Fauſtus hebt ſeine conjurationes an, bald kompt ein großer Wind ... führte ſie gen München u. ſ. w.

Die Jugend möchte ja immer fliegen können! Auch

*) Ueberraſchend iſt folgende Beſchreibung von Fauſt am Schluſſe des Widmann'ſchen Werks: „Doctor Fauſtus war ein hochruckerigs Männlein, eine dürre Perſon, habend ein kleines grawes Bärtlein."

die Sage daß Fauſt den Studenten zu Gefallen die Helena citirt, wie daß er ſpäter aus Verzweiflung kurz vor ſeinem Ende die Helena zur Buhlerin gefodert und mit ihr einen Sohn gezeugt, den er Juſtus Fauſtus nannte, leſen wir ſchon in dem älteſten Fauſtbuche. Fauſt's dienſtbaren Geiſt nennt dieſes Buch wie auch Widmann: Mephoſtophiles, in welchem Düntzer das unrichtig gebildete griechiſche Wort für Mephotophilos (der das Licht nicht liebt, vergl. Photographie) erkennt; übrigens iſt Mephoſtophiles nur ein Diener des Teufels. Auf den Marionettentheatern finden wir ſpäter die Form Mephiſtophles, in welche Goethe ein e einſchiebt. Fauſt's Famulus heißt in dem älteſten Fauſtbuch wie in den Puppenſpielen Wagner *), bei Widmann Wäiger. Dieſem Wagner vermacht übrigens Fauſt ſeine Bücher, doch mit der ausdrücklichen Bedingung, er ſolle dieſelben nicht veröffentlichen. Die Nachrichten über ſein Leben hat Fauſt angeblich ſelbſt aufgezeichnet. Das unter dem Namen „Fauſt's Höllenzwang" lange Zeit vielbegehrte Buch, das dann in einem „dreifachen" und „vierfachen Höllenzwang" überboten wurde, gehört nach Scheible erſt dem Anfang des 18. Jahrhunderts an und findet ſich in deſſen „Kloſter" („Fauſt", I, 807—834) vollſtändig abgedruckt (vergl. III, 1059—1159). Dieſer „Höllenzwang" ſoll gläubigen und frommen Chriſten durch Gebete eine Macht über den Teufel verſchaffen, ohne daß demſelben die Seele verſchrieben wird.

Das Puppenſpiel Fauſt.

Die dramatiſche Dichtung hat ſich überall erſt dann entwickelt, wenn in der Maſſe des Volks mit der zunehmenden Theilnahme an dem öffentlichen Leben, dem religiöſen oder politiſchen, das Bedürfniß erwachte, Abbilder des Handelns im Conflict mit den Lebensverhältniſſen (Schickſal) zur Darſtellung gebracht zu ſehen. Bei der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland trat der ungünſtige Umſtand ein daß bald nach der Zeit, wo das Volk für dieſelbe mehrſeitig herangereift war (Hans Sachs), die Dichtung in die Hände der Gelehrten kam, auch (namentlich während des Dreißigjährigen Kriegs) die äußern Mittel zur Ausſtattung der Bühne mangelten. Infolge dieſer Verhältniſſe bildete ſich für das Volk, beſonders im Laufe des 17. Jahrhunderts, das Puppentheater aus, wogegen ſeit Ende des 17. Jahrhunderts immer mehr Schauſpielhäuſer entſtanden (die erſten in Nürnberg, Augsburg und Hamburg 1678—97), durch welche die Bedeutung der Marionettenbühne nach und nach zurückgedrängt wurde. Die Fauſtſage war nach beſtimmten Nachrichten im 17. Jahrhundert öfter zur dramatiſchen Darſtellung gebracht und ging wol ſehr bald auch auf das Puppentheater über; erſt im Laufe unſers Jahrhunderts hat indeß die literariſche Forſchung den Blick auf das nur mündlich fortgepflanzte Puppenſpiel Fauſt gerichtet, und ſeitdem ſind mehre Recenſionen deſſelben theils in mehr oder minder dürftigen Skizzen, theils in vollſtändiger dialogiſcher Form zum Druck gelangt (ſ. Scheible, Bd. 3). Die berühmteſte, mit Geiſt durchgeführte Geſtalt hatte das Stück in den Aufführungen der Schütz-Dreher'ſchen Geſellſchaft erhalten, welche, in Oberdeutſchland zu Hauſe, zuletzt in Potsdam (ſeit 1807) angeſiedelt war und von 1804 bis in die zwanziger Jahre hinein mehrmals in Berlin den „Fauſt" aufführte. Die Auffaſſung der Sage wie die Ausführung im Einzelnen erſcheint bei verſchiedenen Unternehmern, die auch improviſirend eingriffen, natürlich ſehr verſchieden, doch fehlt es den meiſten bekannten Recenſionen des Puppenſpiels durchaus nicht an einem tiefern Gehalt, und der Knabe Goethe konnte bereits durch die Aufführung des „Fauſt" auf dem frankfurter Puppentheater mächtig angeregt werden. Von dem älteſten Marionettenſtück „Fauſt" berichtet Leutbecher. Daſſelbe beginnt ganz ähnlich wie Goethe's „Fauſt"; der große Schwarzkünſtler ſtudirt in einem mächtigen Folianten. Er hat, wie er ſagt, ſchon Vieles gelernt und auch Vielerlei, denn er hat nacheinander die verſchiedenſten Gebiete des menſchlichen Wiſſens durchforſcht; es hat ihm jedoch Nichts genügt und er iſt nun zu dem feſten Entſchluß gekommen, ſich dem Teufel zu ergeben und mit deſſen Hülfe höhere Genüſſe ſich zu bereiten und in Geheimniſſe einzudringen u. ſ. w. Nach von der Hagen's Nachricht kündigte ſich das Stück früher auch lateiniſch als „Infelix sapientia" an, was freilich immer noch mehrfache Deutungen zuläßt, jedoch ſehr wohl zum Motto auch des Goethe'ſchen „Fauſt" (erſter Theil) gebraucht werden könnte.

2. Die Idee von Goethe's „Fauſt".

Goethe ſelbſt ſagt uns in „Wahrheit und Dichtung":

> Die bedeutende Puppenſpielfabel (des Fauſt) klang und ſummte gar viel tönig in mir wieder. Auch ich hatte mich in allem Wiſſen umhergetrieben und war früh genug auf die Eitelkeit deſſelben hingewieſen worden. Ich hatte es auch im Leben auf allerlei Weiſe verſucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen.

Und ſo begleitete ihn der reiche Gegenſtand ſein langes Leben hindurch, „über 60 Jahre", wie er ſelbſt ſagt, bis er die Bearbeitung deſſelben in ſeinem zweiundachtzigſten Jahre, kurz vor dem letzten Geburtstag den er erlebte, abſchloß (Auguſt 1831). Mit Recht dürfen wir daher den „Fauſt" „das Werk ſeines ganzen Lebens" nennen, in welchem er in poetiſchem Gewande die Errungenſchaft ſeines Erdenſeins, das Ergebniß ſeiner Lebensweisheit niedergelegt hat. Auch Düntzer geſteht dieſes mit den Worten: „daß dieſes Drama gleichſam zum Inbegriff von Goethe's geſammtem Sein, Denken und Wollen geworden iſt", läßt ſich aber durch ſeine Polemik gegen Diejenigen die in der Behauptung, Goethe habe im „Fauſt" ſich ſelbſt dargeſtellt, zu ſehr ins Kleinliche gehen (ſodaß ſie z. B. in dem Antheil den Fauſt am Kriege nimmt den Zug in die Champagne u. ſ. w. erkennen wollen) zu ſehr nach der Gegenſeite fortreißen.

*) Es iſt wieder nur ein ſonderbares Zuſammentreffen von Namen daß ein Freund des jungen Goethe Wagner hieß, und ebenſo ein ſpäterer Chemiker, den er im zweiten Theile bei Bereitung des Homunculus verſpottet.

So behauptet er z. B.: „Von einem übermüthigen Erkenntnißdrange findet ſich in Goethe's Natur keine Spur", und meint: „Auch wird wol Niemand die großartige Thätigkeit, in welcher Fauſt zuletzt ſeine Befriedigung findet, aus dem Leben des Dichters erklären wollen." Denn ſo richtig Düntzer's Ausſpruch iſt: „Die Art und Weiſe wie die Feuerſeele des Fauſt aus der Sinnlichkeit zu dem Höhern aufſtrebt iſt keineswegs eine allgemeingültige, ſondere die hier gewählte iſt nur die der Individualität des Fauſt, wie der Dichter ihn ſich gebildet hat, entſprechende", ſo gewiß iſt der individuelle Entwickelungsgang des Fauſt in ſeinen weſentlichen Zügen ein getreues Abbild von dem eigenen Entwickelungsgange des großen Dichters. Und auch im „Fauſt", wie im „Werther", „Götz", „Meiſter" u. ſ. w. hat Goethe abgethan was ihn drückte und quälte, indem er ſein Inneres in einer plaſtiſchen Geſtaltung außer ſich hinſtellte. Wir werden dieſes ſpäter in einzelnen Zügen beſtimmter ausführen, müſſen es aber für unerlaßlich erklären, dieſes Verhältniß des Dichters zu ſeiner größten Schöpfung beſtändig im Auge zu behalten, wenn die Idee des „Fauſt" richtig aufgefaßt werden ſoll. Auch Düntzer's vielfach vortreffliche Darlegung der Idee und Ausführung von Goethe's „Fauſt" würde uns in noch höherm Maße befriedigen, wenn derſelbe jenem Gedanken mehr als geſchehen Raum gegeben hätte. In der eben aufgeſtellten Foderung liegt aber noch ein Zweites — was mit Recht bei den Neuern die Grundlage aller literariſchen Forſchung geworden iſt — die Aufgabe, das Verhältniß des Dichters und ſomit eines jeden ſeiner Werke zu ſeiner Zeit ſcharf zu beachten. Und erſt hierin finden wir den rechten Schlüſſel, weshalb Carus, wie Düntzer ſelbſt geſteht, „am tiefſten von allen Erklärern den Grundgedanken des Goethe'ſchen «Fauſt» erkannt hat"; auch Carus aber kommt ſo (in ſeinen leider nicht fortgeſetzten „Briefen über Goethe's «Fauſt»", erſtes Heft, Leipzig 1835) zu der Anſicht von dem Weſen Goethe'ſcher Dichtung, die er vorallem auf den „Fauſt" angewandt wiſſen will, daß den Dichter ſeine ganze allmälig gewordene Eigenthümlichkeit nöthigte, von ſeiner eigenen Entwickelung mit allen Schmerzen und aller Luſt ihrer Verwandlungen ein Bild zu hinterlaſſen, wie wir es noch von keinem Menſchen erhalten haben, und überall eine genetiſche, eine geſchichtliche, eine raſtlos fortſchreitende Darſtellung vor allen andern zu wählen.

Der letztere Gedanke iſt nun auch wie für eine richtige Auffaſſung der Idee des Goethe'ſchen „Fauſt", ſo hinſichtlich der Form deſſelben von großer Bedeutung, und der Unterſchied des poetiſchen Werths zwiſchen dem erſten und zweiten Theil kann nur hiernach beſtimmt werden. Die „genetiſche Darſtellung" iſt auf das innigſte mit dem Weſen des Drama verbunden und eben darum entſpricht der erſte Theil des „Fauſt" den natürlichſten, von jedem Hörer ſelbſt unbewußt herzugebrachten Anfoderungen an eine dramatiſche Dichtung, weil derſelbe durchaus genetiſch, geſchichtlich iſt, während in dem zweiten Theile das allegoriſche Element völlig überwiegt. Düntzer hat in ſeiner Verehrung für unſern Dichterfürſten wie in einer frühern beſondern Schrift („Prometheus und Pandora") ſo auch in dem vorliegenden Werke die Berechtigung der ſymboliſchen Darſtellung darzuthun geſucht, geht aber dabei über die eigene Anſicht Goethe's hinaus, der, als er im zweiten Theil an der Helena dichtete, es „bedauerte daß ſeine Heldin nicht als eine wirkliche Perſon, ſondern als Schatten der griechiſchen Heldenfrau auftreten ſollte, und deshalb einen Widerwillen gegen die ganze ſymboliſche Darſtellungsweiſe empfand". Ebenſo verblendet ſich Düntzer durch die richtige Behauptung, es ſei „ein Irrthum, wenn man glaube, blos der zweite Theil ſei allegoriſch", gegen den Satz worauf hier Alles ankommt, daß nur der zweite Theil vorherrſchend allegoriſch iſt und daß eben dieſes „der dramatiſchen Entwickelung entſchieden Abbruch thut". Freilich hat jeder der beiden Theile ſeine eigenthümlichen Vorzüge und Mängel, und Düntzer verkennt Beides nicht (vergl. I, 132); doch ſteht der poetiſche Werth des erſten Theils jedenfalls höher. Denn das Weſen der Dichtung ſelbſt, nicht blos der dramatiſchen, fodert vorallem lebendige individuelle Phantaſiegebilde, denen allerdings ein tieferer Gehalt nicht fehlen ſoll, die aber nicht auf eine abſtracte Lehre abzielen dürfen, und die Allegorie (wie die Fabel) iſt eben deshalb abgeſchwächte Poeſie, weil (oder ſofern) in ihr der Verſtand das freie Walten der Phantaſie einengt, um für einen abſtracten Begriff ein Bild zu finden, dem kein ſelbſtändiges individuelles Leben zukommt. Wir ſtimmen hier völlig mit Hoffmann (ſ. oben Nr. 1) überein; und wir finden hierdurch die Anſicht hinreichend erklärt, die derſelbe Verfaſſer nicht mit Unrecht als die „im Publicum bis zum heutigen Tage feſtſtehende bezeichnet": „Möge der Dichter es uns zugutehalten, wenn wir zu ſeinem frühern «Fauſt» zurückkehren und den ſpätern, den nun einmal doch Niemand verſteht, geräuſchlos beiſeitelegen."

Daß der zweite Theil des „Fauſt" einem tiefern Studium des Dichters noch immer reiche Ausbeute gewährt, ſoll damit freilich nicht geleugnet werden. Denn der „Fauſt" wie jede Dichtung höherer Art iſt zwar nicht blos Darſtellung *einer Lehre*, auf welche ſie mit Abſicht angelegt iſt, wohl aber im vollſten Sinne *lehrreich*, gleichwie die Erſcheinungen des Lebens uns vielfache Weisheit predigen, ohne ſchulmäßig darauf berechnet zu ſein. Mit dieſer Anſicht harmonirt wiederum ein eigener Ausſpruch Goethe's, in welchem Düntzer eine nur aus einer vorübergehenden Stimmung erklärbare Aeußerung erkennen will, indem er gegen Eckermann bemerkt:

> Daß ein aus ſchweren Verirrungen immerfort zum Beſſern aufſtrebender Menſch zu *erlöſen* ſei, das ſei zwar ein wirkſamer, Manches im „Fauſt" erklärender guter Gedanke, aber es ſei keine Idee die dem ganzen „Fauſt" und jeder einzelnen Scene im Beſondern zum Grunde liege; es hätte auch in der That ein ſchönes Ding werden müſſen, wenn er ein ſo *reiches, buntes und mannichfaltiges Leben*, wie er es im „Fauſt" zur Anſchauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen.

Nach dieſen Worten iſt nun wol der Dichter ſelbſt mit Düntzer und ſeinem Vorgänger Carus darin einig daß für die geſammte Fauſtdichtung das Wort der Schlußſcene des ganzen Werks:

> Wer immer ſtrebend ſich bemüht,
> Den können wir erlöſen,

vorallem maßgebend ſei; und die Idee des „Fauſt" kann ja offenbar nicht anders als im Hinblick auf den Zuſammenhang des erſten und zweiten Theils richtig erfaßt werden. Dennoch iſt es der Darſtellung Düntzer's von dem Inhalte des erſten Theils von einer Seite her ſelbſt nachtheilig geweſen daß er von Anfang her den Blick zu ſehr auf das Ende des ganzen Werks richtet. Wir bezweifeln zwar durchaus nicht daß Goethe ſchon bei der erſten Anlage des „Fauſt" den Gedanken im Sinne trug, Fauſt trotz dem Bündniſſe mit dem Teufel zur Beſeligung gelangen zu laſſen, doch müſſen wir uns hierbei namentlich erinnern daß der erſte Theil des „Fauſt" einer ganz andern Lebensperiode des Dichters angehört als der zweite, und daß er in jenem unter dem Einfluß ſeiner frühern Lebenserfahrungen und ſittlichen Verſuchungen zunächſt ein Bild von den „ſchweren Verirrungen" Fauſt's geben wollte. War er aber auch weit entfernt den Fauſt wegen dieſer Verirrungen gleich der Volksſage als einen ewig Verlorenen darzuſtellen, wollte er vielmehr offenbar zugleich immer den Gedanken gegenwärtig erhalten daß Fauſt als ein innerlich „guter Menſch" immerfort zum Beſſern aufſtrebe, ſo iſt doch bis zu dem erſchütternden Schluſſe des erſten Theils hin die Erweckung des Grauſens vor den ſchrecklichen Folgen von Fauſt's Verirrungen ſicher vorzugsweiſe von dem Dichter beabſichtigt, was wol Jeder bei unbefangener Leſung an ſich ſelbſt erfahren wird. Bis ans Ende des erſten Theils waltet das tiefe Gefühl des Abſcheus an jenem Ausſpruche der Welt und des Mephiſtopheles vor: „Sie (das arme verführte Mädchen!) iſt die Erſte nicht!" Und dies Gefühl war es ja auch welches Goethe am ſicherſten vor eigenen großen Verirrungen bewahrte und das ſich ebenſo in jenem Zwiegeſpräche des Fauſt mit ſeinem frechen Gefährten wie in einem immer noch ergreifenden Nachhalle in „Wahrheit und Dichtung" kundgibt. Erſt aus dem zweiten Theil weht uns von Anfang her ein Hauch der Beruhigung entgegen, die ſich ſchon in der erſten Scene in dem Geſange der Engel um den ſchlafenden Fauſt ausſpricht:

> Ob er heilig, ob er böſe,
> Jammert ſie der Unglücksmann.

Und:

> Fühl' es vor, du wirſt geſunden u. ſ. w.

Wie dort Alles Grauen und Fluch, ſo athmet hier Alles Milde und Vergebung, und erſt der zweite Theil arbeitet ſichtlich auf den Gedanken hin daß „der immerfort zum Beſſern aufſtrebende Menſch zu erlöſen ſei".

Wir glauben hiernach die Hauptidee des „Fauſt" nicht kürzer und zugleich populairer bezeichnen zu können, als daß der erſte Theil den Sündenfall des gebildeten Menſchen, der zweite Theil die Sündenvergebung deſſelben zur Darſtellung bringe. Und hiermit iſt wol auch das reinmenſchliche Intereſſe der großen Welttragödie am beſtimmteſten angedeutet. Wenn man aber hinzudenkt daß die Idee des Sündenfalls und der Sündenſtrafe recht eigentlich der Angelpunkt des Alten Teſtaments, der Gedanke der Erlöſung der Eckſtein des Neuen Bundes iſt, ſo iſt hiermit auch hinreichend bezeichnet daß Diejenigen welche den Dichter tadeln, weil er ſtatt der ewigen Verdammniß des Sünders eine Vergebung eintreten läßt, uns nicht auf wahrhaft chriſtlichem, ſondern auf altteſtamentlich-jüdiſchem Standpunkte der Beurtheilung zu ſtehen ſcheinen.

Nach dieſen allgemeinen Andeutungen möchte es nicht erfoderlich ſein, hier näher auf den erſten im Ganzen ſo durchſichtig klaren Theil des „Fauſt" weiter einzugehen; nur der zweite Theil des „Fauſt", der noch immer den Meiſten „ein Buch mit ſieben Siegeln" iſt, möge hier zunächſt nach Düntzer's Entwickelung, der wir uns jedoch in mehren weſentlichen Punkten nicht anzuſchließen vermögen, kurz ſkizzirt werden.

Goethe's „Fauſt", zweiter Theil.

Der Gedanke den Düntzer an die Spitze des zweiten Theils ſtellt: „Fauſt will jetzt, über alle gemeine Sinnlichkeit erhaben, des Lebens Freuden in geregeltem Wirken genießen", erſcheint uns vorzeitig. Allerdings finden wir Fauſt, nachdem er den erſten furchtbaren Eindruck von den Folgen ſeiner frühern Verirrungen (Untergang Gretchen's) überwunden hat, nicht wie ſchwache Seelen in eine müßige, ſelbſtquäleriſche Reue verſunken, ſondern thatkräftig gibt er ſich von neuem raſtloſem Streben hin; doch ſucht er noch fortwährend ohne Erfolg Befriedigung (Roſenkranz). Es iſt gewiß eine richtige Auffaſſung (Düntzer's) daß Mephiſtopheles von jetzt an „Nichts mehr über den von Sinnlichkeit gereinigten Fauſt vermag" und „nur den Befehlen deſſelben gehorchen muß". Doch ſpricht der Dichter keineswegs klar aus daß Fauſt (Act 1) verlangt hat, durch Mephiſtopheles an den Kaiſerhof geführt zu werden, und zwar um hier ein geregeltes Wirken zu beginnen; vielmehr liegt die Anſicht wenigſtens näher daß Mephiſtopheles aus eigenem Antriebe den Fauſt durch Einführung in die höchſten Regionen des Staatslebens zu befriedigen verſucht.*) Noch weniger erſcheint uns jedoch Fauſt's Treiben am Kaiſerhofe als eine bloße „Nebenausführung", wie Düntzer meint, indem er als einzigen leitenden Gedanken für die drei erſten Acte die ſymboliſche Darſtellung betrachtet: wie „ſich Fauſt von unwiderſtehlicher Gewalt zur reinen Schönheit hingetrieben fühlt". Fauſt's Verſuch ſich durch Eingreifen in das Staatsleben Befriedigung zu verſchaffen iſt zunächſt Zweck der Darſtellung. Hierzu ſtimmt dann auch der Inhalt des „Mummenſchanzes", den Düntzer ſelbſt gewiß treffend bezeichnet als „ein Spiegelbild, das von der Grundlage des Staats, der Familie, ausgehend uns darſtellt, wie der Staat durch kluggeleitete Thätigkeit Aller für das allgemeine Beſte zur höchſten Blüte

*) Nach II, 13 ſchließt doch auch Düntzer dieſe Anſicht nicht aus.

gelangt, wogegen faule Genußſucht und Uebermuth der Machthaber ihn dem ſichern Verderben (Revolution) zuführen". (Das von Mephiſtopheles eingeführte Papiergeld gewährt nur eine Galgenfriſt.) Erſt in ſeiner zweiten Hälfte führt uns der erſte Act Fauſt's Streben vor, ſich der Helena zu bemächtigen, in der unbeſtreitbar das „claſſiſche Schöne" ſymboliſirt iſt; doch wird Fauſt nur durch das charakteriſtiſche Verlangen des Kaiſers nach Abwechſelung höfiſcher Genüſſe veranlaßt die Helena erſcheinen zu laſſen.

Erſt haben wir ihn reich gemacht,
Nun ſollen wir ihn amuſiren.*)

Die keinesfalls ſehr klare, ja ſelbſt nicht recht treffende Allegorie daß Fauſt „zu den Müttern" hinabſteigen muß, um die Helena zu holen, wird von Düntzer u. A. gewiß richtig dahin gedeutet, die wahre ideale Schönheit ſei „eine angeborene Idee des menſchlichen Geiſtes", die wir im tiefſten Innern unſerer Natur aufzuſuchen haben**); ſowie die „Exploſion", durch welche die eben heraufgeführten Geſtalten des Paris und der Helena in Dunſt aufgehen, als Fauſt ſich derſelben bemächtigen will, wol ſicher den Gedanken ausdrückt „daß man ſich des Ideals der Schönheit nicht in leidenſchaftlicher Hitze bemächtigen könne".

Den Inhalt des zweiten Acts beſtimmt Düntzer in den Worten: „Fauſt muß in die Welt des Ideals der griechiſchen Kunſt hinabſteigen, um die Helena wirklich zu gewinnen"; doch führt uns Roſenkranz' Anſicht weiter, der hier zunächſt wieder ein vergebliches Streben nach Befriedigung — durch „die moderne Wiſſenſchaft überhaupt" findet. Denn offenbar iſt es auch hier nicht blos eine „Nebenausführung", wenn der Dichter wie in Act I das Staatsleben ſo hier die moderne Wiſſenſchaft mit ſatiriſcher Laune auf das rechte Endziel hinweiſt. Bei dieſer Anſicht erſcheint uns auch das Streben Wagner's, in ſeinem chemiſchen Laboratorium einen „Homunculus" zu erzeugen, in befriedigendem Lichte. Die ganze Idee dieſes „Homunculus", insbeſondere ſeine wirkliche Hervorbringung durch Wagner wie ſein nachheriges plötzliches Zerſchellen (?) gehört freilich immer noch zu den dunkelſten Partien des „Fauſt"; doch glauben wir daß die gelehrten Erklärer auch hier wie ſo häufig die zunächſt liegende Deutung überſehen haben. Schon der Name „Menſchlein" führt uns darauf hin daß hier das Weſen und Streben des Menſchen ſowol nach ſeiner edlern, ideellen Bedeutung als nach ſeiner beſchränkten Geſtaltung in der Wirklichkeit perſonificirt erſcheint. Und es ſtimmt völlig mit Goethe's charakteriſtiſcher Vorſtellungsweiſe von der Aufgabe des Menſchen überein daß der Homunculus ſogleich als er in das Leben tritt ſeinen Thätigkeitsdrang kundgibt („Dieweil ich bin, muß ich auch thätig ſein!" und nach den Worten des Mephiſtopheles: „Hier gibt's zu thun, das eben will der Kleine", die ſtürmiſche Frage: „Was gibt's zu thun?"). Von dieſer Anſicht, welche in dem Homunculus die beiden Seiten der menſchlichen Natur vereinigt findet, weichen die Erklärer bald nach der einen, bald nach der andern Richtung ab, manche mit gar zu enger Begrenzung, z. B. der Homunculus ſei die menſchliche Grillenhaftigkeit oder eine Verſpottung der Verirrungen der neuern Naturwiſſenſchaften u. ſ. w. Doch ſteht unſerer Erklärung die Düntzer'ſche wol am nächſten, nach welcher der Homunculus „Fauſt's nach dem höchſten Ideal ringende Seele und zwar in völlig beſonnenem Streben" (vergl. II, 120, 183) darſtellt. Nur finden wir in dem Homunculus im Allgemeinen (was freilich auch gerade für Fauſt charakteriſtiſch iſt) mit dem raſtloſen Weiterſtreben zugleich die Verkehrheit repräſentirt, die aus dem zur Leidenſchaft geſteigerten Wiſſens- und Thätigkeitsdrange natürlich hervorgeht. Auf dieſe Weiſe ſcheint ſich uns Alles am beſten zu erklären. Der Homunculus, der Alles wiſſen und werden möchte, iſt es der den nordiſchen Fauſt von dem „nordweſtlichen Luſtrevier des Satans", d. i. dem Brocken, nach dem Südoſten (Griechenland) hinweiſt und der ihn hier zur Erlangung der Helena nach den „pharſaliſchen Feldern" führt, wohin Goethe auch nach Düntzer's Bemerkung die „claſſiſche Walpurgisnacht" verſetzt, weil „der Untergang der römiſchen Freiheit (durch Cäſar) und mit ihr der großartigen antiken Welt" den Abſchluß des claſſiſchen Alterthums bezeichnet. Bei dieſer Auffaſſung gewinnt auch das eigenthümliche Ende des Homunculus eine neue Bedeutung, indem er von dem ſtets ſich wandelnden Proteus, d. i., nach einem bekannten Goethe'ſchen Bilde, von dem Streben nach vielſeitiger Entwickelung verführt (wie im erſten Theil Fauſt ein „Mikrokosmos" werden möchte) ſich ſelbſt den Untergang bereitet.

Homunculus iſt es, von Proteus verführt.
Es ſind die Symptome des herriſchen Sehnens,
Er wird ſich zerſchellen am glänzenden Thron.

Immerhin mag man bei der freilich immer noch beſtrittenen Vernichtung des Homunculus mit Düntzer zugleich daran denken daß das Streben (nach höchſter Schönheit) im Augenblicke der wirklichen Befriedigung ſeinen Endpunkt erreicht. Bei der „claſſiſchen Walpurgisnacht" macht Düntzer die gewiß richtige Bemerkung daß hier der allgemeine Gang der Kunſt bei ganzen Völkern wie beim Einzelnen ſymboliſch dargeſtellt wird, zugleich aber daß der Gedanke, nur eine „allmälige Entwickelung" ſei naturgemäß, zu leidenſchaftlichen Ausfällen gegen den Vulkanismus benutzt iſt, was in dem Commentar (Th. 2) trefflich nachgewieſen iſt.

Der dritte Act ſtellt (nach Düntzer) „in der wirklichen Verbindung des Fauſt mit der Helena Fauſt's Erfaſſen der reinen idealen (beſſer: claſſiſchen) Schönheit dar", was ſich klar genug aus der ganzen Anlage dieſes in wahrhaft claſſiſcher Form gearbeiteten Acts darthun

*) Wer das Treffende dieſer Worte nicht überſieht, wird ſchwerlich mit Düntzer behaupten, darin liege „nur der Gedanke daß die Anfoderungen des Kaiſers, durch den glücklichen Erfolg gereizt, immer weiter gehen" (II, 79).

**) Uebrigens weiſt Düntzer genügend nach, wie Goethe auf das Symbol der „Mütter" durch eine Stelle in Plutarch's „Marcellus", Cap. 20, gebracht wurde (II, 82).

läßt. Daß „in der Vermählung der claſſiſchen Helena mit dem romantiſchen Fauſt zugleich die Verſöhnung und Ausgleichung der claſſiſchen und romantiſchen Poeſie zur Anſchauung gebracht und angedeutet werde, wie der ganze Streit über dieſe Formen in richtiger Würdigung und Anerkennung beider, die auf derſelben Grundlage des Reinmenſchlichen beruhen, ſeine Erledigung finden müſſe", iſt auch ſchon von andern Erklärern anerkannt; ebenſo daß Goethe in dem „Euphorion" (eigentlich einem Sohn des Achilles und der Helena), welchen Fauſt mit Helena erzeugt, dem Lord Byron „hier an unrechter Stelle ein Ehrendenkmal ſetzte". Auch das Wiederverſchwinden der Helena iſt gut erklärt: „Fauſt ſoll nicht bei der Erfaſſung der idealen Schönheit als einzigem und höchſtem Gut verharren; der Menſch bedarf noch einer andern Sphäre ſeiner Thätigkeit, in welcher er das allgemeine Beſte fördere." Erinnert aber nicht gerade dieſes Weiterſtreben des Fauſt von beſchaulicher Aneignung des Schönen zu nützlicher Wirkſamkeit durchaus an den Entwickelungsgang unſers Dichters ſelbſt, wie wir ihn auch in „Wilhelm Meiſter", namentlich unter Vergleichung der „Lehrjahre" und der „Wanderjahre", gezeichnet finden?

Mit dem Anfange des vierten Acts iſt Fauſt, der von der claſſiſchen Walpurgisfeier in einer Wolke über die Erde hingeführt war, zu der Erkenntniß gelangt daß „dieſer Erdenkreis noch Raum zu großen Thaten gewährt", und immer deutlicher ſpricht er ſich aus daß er „für die geiſtige Erhebung der Menſchen wirken will, die aber nur dann eintreten kann, wenn ihr freies körperliches Daſein geſichert iſt" (Düntzer). Dieſes Streben finden wir in einer Geſtalt ſymboliſirt, welche Fauſt ſelbſt als „Seelenſchönheit" bezeichnet, „die das Beſte ſeines Innern mit ſich fortzieht". Wir glauben nicht daß Düntzer Recht hat, wenn er hier zwei Geſtalten findet, „die idealiſche Kunſt" und „die reinſte Liebe", obgleich die „Seelenſchönheit" allerdings auf dieſen beiden Elementen beruhen ſoll. „Fauſt iſt jetzt von ſeinem titaniſchen Drange ſo ſehr geheilt daß er nur in beſonnener Kraftentwickelung und zweckmäßiger Thätigkeit ſein Glück findet." (Die Abneigung Goethe's gegen jede gewaltſame Entwickelung gibt ſich auch hier in dem Spotte über die Lehre der Vulkaniſten zu erkennen:

> Es iſt doch auch bemerkenswerth zu achten,
> Zu ſeh'n, wie Teufel die Natur betrachten u. ſ. w.)

Da Fauſt den Gedanken verfolgt, dem Meere nützlichen Boden abzugewinnen, verſchafft ihm Mephiſtopheles für den Beiſtand den er dem Kaiſer wider einen Gegenkaiſer leiſtet den Strand des Meers. Die Hoffnung, Fauſt durch Feldherrnruhm zu reizen, ſchlägt ihm dabei fehl. Einen doppelten Gegenſatz zu Fauſt's raſtloſer Thätigkeit für das Gemeinwohl führt uns (nach Düntzer) der Dichter am Schluſſe des vierten und im Anfange des fünften Acts vor; in jener Schlußſcene erkennt Referent indeſſen nicht blos „das Genußleben des Kaiſers", ſondern auch die verſuchte Herſtellung eines mittelalterlichen Regiments, wobei Lehnweſen und Hierarchie (wie ſchon im erſten Act) des Dichters Spott erfahren.

Der fünfte Act beginnt mit der Schilderung der ruhigen Beſchränktheit, in welcher das alte Paar Baucis und Philemon auf einem kleinen Beſitzthum lebt; doch ſehen wir hier zugleich ein Eingreifen Fauſt's, wobei wir geſtehen müſſen daß die Gewaltthat, die Fauſt durch Expropriation an jenem Paar verübt und die doch nicht, wie Düntzer will, allein auf Rechnung des Mephiſtopheles kommt, etwas ſehr Verletzendes für uns hat. Uebrigens erkennen wir auch aus Fauſt's ſonſtigen Aeußerungen nur allzu deutlich daß derſelbe noch nicht zu ruhigem Behagen, zum Frieden mit ſich ſelbſt und mit Gott gelangt iſt, und er ſpricht es als eine Hauptlebensregel für die Menſchen aus:

> Im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück,
> Er unbefriedigt jeden Augenblick.

Selbſt dem Tode nahe — doch auch durch Blindheit „dem ſtrengen Ordnen, raſchen Fleiß" nicht entfremdet — fühlt er durch ein neues Hinderniß für die Bewohnbarkeit des dem Meere abgewonnenen Gebiets (einen verpeſtenden Sumpf) die Freude an dem Erfolge ſeiner Thätigkeit und damit die innere Befriedigung geſtört, gibt aber auch jetzt ſein Weiterſtreben nicht auf:

> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht ſicher zwar, doch thätig frei zu wohnen!
> Ja dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
> Das iſt der Weisheit letzter Schluß:
> Nur Der verdient ſich Freiheit und das Leben,
> Der täglich ſie erobern muß.

Und ſo zwar noch immer nicht befriedigt erklärt er doch endlich:

> Im Vorgefühl von ſolchem hohen Glück
> Genieß' ich jetzt den letzten Augenblick.

Nun aber iſt dieſer auch wirklich für ſein irdiſches Daſein gekommen; dies endet alſo nur mit einem Vorgefühle der Befriedigung.

Die Schlußſcenen führen uns über das Erdenleben hinaus in himmliſche Räume. Die Art wie Fauſt dem Mephiſtopheles entzogen wird, indem (nach Roſenkranz' Ausdruck) „der Teufel in thieriſchem Gelüſt ſich von den rettenden Engeln überliſten läßt", übergeht Düntzer im erſten Theil ſeines Werks gänzlich und ſucht ſie bei der ausführlichen Beſprechung in dem Commentar (II, 364) vollſtändig zu rechtfertigen. Er findet hier nur den Gedanken daß der Teufel „als ein leeres Scheinweſen vernichtet wird" mit „glücklichem Humor" ausgeführt, worin nicht alle Leſer mit ihm übereinſtimmen möchten. Dagegen iſt der poetiſche und tiefſinnige Schluß wohl geeignet, jedes zartere Gemüth mit unſerer koloſſalen Dichtung zu verſöhnen. In den Schlußworten:

> Das ewig Weibliche
> Zieht uns hinan!

ſehen wir den Grundgedanken des ganzen Werks daß das feurige (männliche) Streben einer edeln Menſchenſeele dieſe nicht durchaus dem Böſen verfallen läßt, ſondern nothwendig dem Höhern zuführt, ausſprechend ergänzt, indem die dem weiblichen Gemüthe eigenthümliche Hingebung an das Göttliche als das rettende Princip erſcheint. „Die Liebe zu Gretchen, deren Glück er

freilich in wilder gieriger Leidenſchaft zerſtört hat, war es, in welcher Fauſt ſich zuerſt wieder dem Höhern zuwendete.“ Ja indem die Seele Gretchen's, die durch ihr ſtilles Gottvertrauen zur Vergebung gelangt iſt, hier unter den Seligen erſcheint, durch deren Fürbitte Fauſt der Begnadigung theilhaftig wird, wird uns der Gedanke daß die Beſeligung des raſtloſen und unbefriedigten Mannes nur durch wahrhaft hingebende Liebe von der göttlichen Gnade erlangt wird auf die lieblichſte Weiſe veranſchaulicht.

Wer möchte nun in den Hauptzügen der ſo aufgefaßten großen Dichtung den Entwickelungsgang des Dichters ſelbſt verkennen? Im Ringen nach Wahrheit und unter den Kämpfen mit der Leidenſchaft ſtrebte der jugendliche Goethe „im dunkeln Drange — doch des rechten Weges ſich bewußt“ wie der Fauſt des erſten Theils zum Beſſern empor; unbefriedigt von dem Leben am Hofe und einer ſtaatsmänniſchen Wirkſamkeit fand er durch das claſſiſche Schöne und mannichfache Wiſſenſchaft den Weg zur Geiſtesſchönheit, ſuchte aber ſeine Befriedigung immer vorallem im „Thun“, in raſtloſer Arbeit zur Selbſtbildung und für das Gemeinwohl, und in echtdeutſcher Weiſe erkennt er in der ſelbſtändigen Entwickelung jedes Einzelnen, für welche auch er in ſeinem Kreiſe wirkt, die wahre Freiheit die einſt dem ganzen Volke zugutekommen ſoll. Man kann in unſern Tagen nicht genug darauf hinweiſen daß auch in Goethe, ſo wenig er dem heutigen politiſchen Treiben zugethan war, ein echtdeutſcher Geiſt waltete; von dieſem iſt aber auch ſchon die urſprüngliche Fauſtſage ſelbſt durchdrungen; und zu klarerer Erkenntniß deſſen möge hier zum Schluß an den Gegenſatz der deutſchen Sage von Fauſt zu der ſpaniſchen von Don Juan erinnert werden, wobei zugleich der Unterſchied der religiöſen Auffaſſung zutagetritt.*) „Fauſt iſt der proteſtantiſche, Don Juan der katholiſche Sünder. Jener hat ſich durch den Zweifel endlich um den Glauben und darum auch um das Wiſſen gebracht; dieſer hat über der Verzichtung auf alle Uebung der höhern Seelenkräfte ebenfalls Beides verloren“ (vergl. die Abhandlungen bei Scheible, III, 663—766). Während der Süden ſeinen Teufel in der Sinnlichkeit hat, über der er jede würdige Thätigkeit vergißt, iſt der gefährlichſte Feind des Deutſchen jene tiefe Innerlichkeit und Gemüthlichkeit ſelbſt, die ihn wie Hamlet der Thatkraft entfremdet oder wie Fauſt zum Zerfall mit ſeinem eigenen Innern verführt, bis er ſich unter innern und äußern Kämpfen zu raſtloſer Thätigkeit aufrafft, in welcher der Nordländer allein ſein Glück, wenn auch nie vollkommene Befriedigung zu finden vermag.

W. Aſſmann.

*) Es gehört zu den etymologiſchen Phantaſtereien daß man Fauſt und Don Juan ohne Weiteres identificirt hat, blos weil Fauſt Johann heißt. Don Juan aus dem Geſchlechte Tenorio lebte in Spanien als vertrauter Freund Peter's des Grauſamen von Caſtilien um 1350

Gützlaff's Reiſeberichte und Leben des Taokuang.

1. Gaihan's (Karl Gützlaff's) Chineſiſche Berichte von der Mitte des Jahres 1841 bis zum Schluß des Jahres 1846; herausgegeben von dem Vorſtande der Chineſiſchen Stiftung. Kaſſel, Hotop. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Karl Gützlaff's Bericht ſeiner Reiſe von China nach England und durch die verſchiedenen Länder Europas im Intereſſe der chineſiſchen Miſſion. Herausgegeben von der Direction der Chineſiſchen Stiftung. Kaſſel, Hotop. 1851. Gr. 8. 7½ Ngr.
3. Das Leben des Taokuang, nebſt Denkwürdigkeiten des Hofs von Peking und einer Skizze der hauptſächlichſten Ereigniſſe in der Geſchichte des chineſiſchen Reichs während der letzten 50 Jahre von Karl Gützlaff. Aus dem Engliſchen. Leipzig, Dyk. 1852. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Leben des Kaiſers Taokuang. Memoiren des Hofs zu Peking und Beiträge zu der Geſchichte Chinas während der letzten 50 Jahre. Von Karl Gützlaff. Aus dem Engliſchen von Julius Seybt. Leipzig, Lorck. 1852. 8. 1 Thlr.

Der künftige Geſchichtſchreiber der Völkererhebung während der Jahre 1848 und 1849, um ſich aus den unbehaglichen Zuſtänden zu einem freundlichern Daſein durchzukämpfen, wird nicht vergeſſen das wunderliche Gebahren eines germaniſirten Slawen aus Pommern zu ſchildern, der zu dieſer Zeit von Hongkong nach Petersburg, von London nach Athen, von Dresden und Berlin nach Wien und München, von Chriſtiania und Upſala nach Genf und Paris pilgerte, um allenthalben die Kräfte und Mittel in Anſpruch zu nehmen zur Bekehrung der Chineſen, die ſich bei den Lehren ihres Tao und Kongtſe, ihres Laotſe und Buddha ganz behaglich finden, der für ſeinen heidniſchen Herrn und Kaiſer zu Peking in chriſtlichen Kirchen betete, für einen Fürſten welcher alle weſtlichen Nationen als Barbaren verachtete und, wäre ihm die Macht geweſen, alle Chriſten als Verräther an Tugend und Gerechtigkeit, als die Feinde ſeines Hauſes und Reichs bis zum letzten Mann ausgerottet hätte. Der Sendbote Karl Gützlaff, welcher von einem Lande zum andern zieht und die 400 Millionen Chineſen ſammt ihrem ganzen Grund und Boden vom Gelben Meer bis zum Indus, von den fruchtreichen Inſeln des öſtlichen Archipelagus bis zu den dünnbewachſenen Steppen Sibiriens, wovon ihm auch nicht eine Seele, wovon ihm auch nicht eine Scholle Landes gehört, an Freunde und Geſinnungsgenoſſen verſchenkt, damit ſie an dem unſterblichen Heile aller der Mongolen und Türken, aller der Mandſchu und Tibetaner arbeiten, dünkt uns jetzt eine ebenſo wunderſame Märe wie die Deutſche Nationalverſammlung, die Reichsverweſer und Reichsregenten, wie die neue Kaiſerkrone und die lieblichen Verheißungen unſerer hohen und höchſten Herrſchaften. Und doch haben wir dieſes ſelbſt geſehen, ſelbſt erlebt. Keine Hexerei, meine Herren, bloße Geſchwindigkeit, verſetzt mit Schelmerei und ein wenig Betrügerei. Gützlaff erzählt es uns ſelbſt. Dem Kurfürſten, ſo ungefähr lauten die Worte, lag die Bekehrung Chinas gar ſehr am Herzen, ſodaß in denſelben Tagen, wo die hochherzigen und ſtandhaften Heſſen der Herrſchaft Beelzebubs und ſeines Genoſſen preisgegeben wurden, zu Kaſſel (17. October 1850) eine Generalverſammlung der chineſiſchen Miſſionsfreunde gehalten ward, um das öſtliche Aſien von ſeiner Sündhaftigkeit zu überzeugen. Ja wohl, fügt der fromme Mann hinzu, recht erquickend war es uns, dieſes Kaſſel zu beſuchen, wo ja die erſte Anregung zur chineſiſchen Miſſion gegeben worden iſt. Die Theilnahme war bedeutend, und ſelbſt der Kurfürſt unterſtützte die Sache. Die Heſſen werden ſich wol noch einſt freuen daß ſie mit ſolchem Eifer gearbeitet um dem älteſten und zahlreichſten Volke der Erde das Evangelium mitzutheilen. Wir ſind überzeugt daß ihr Wirkungskreis in

Tſchili und der Mandſchurei, den ſie ſich gewählt, von großer Bedeutung werden wird.

Der Name unſers Landsmanns ward zuerſt im Jahre 1829 auf Java und Singapor in weitern Kreiſen mit großem Ruhme genannt. Namentlich pries der ſchottiſche Miſſionar Tomlin den chriſtlichen Sinn, die Arbeitskraft und die geiſtigen Fähigkeiten des deutſchen Mannes. Es hatten beide Sendboten längere Zeit zuſammen in Bankok gelebt, um die Heilige Schrift in die Landesſprache zu überſetzen. Was ſie erſtrebten, was ſie leiſteten und nicht leiſteten, ward ſpäter von Tomlin ſelbſt mit treuherzigen Worten beſchrieben in den Tagebüchern während eines elfjährigen Aufenthalts unter den Chineſen und Siameſen, unter den Javanen, den Chaſſias und andern öſtlichen Völkern, welche im Jahre 1844 in London im Druck erſchienen ſind. („Missionary journals and letters, written during eleven years residence and travels amongst the Chinese, Siamese, Javanese, Khassias and other eastern nations." London 1844.) Die Bibelüberſetzung, in eilfertiger Weiſe und mit Beihülfe unkundiger Eingeborenen und Chineſen verfertigt, war ſo ſchlecht ausgefallen daß ſich der König von Siam über das abenteuerliche Zeug höchlich verwunderte und erklärte: „er könne in dem Machwerk weder Kopf noch Schwanz finden." Die Tagebücher des ſchottiſchen Geiſtlichen enthalten manche anziehende Nachrichten und mehre Briefe ſeines Freundes Gützlaff. Man erfährt hier daß der Pfarrer an einer der buddhiſtiſchen Kirchen Siams das Neue Teſtament in Paliſprache und mit birmaniſcher Schrift geſchrieben fertig leſen und verſtehen konnte. Nach ſeiner Erklärung gäbe es vieler ſolcher kundiger Männer im Lande. Gützlaff faßte die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe ſeines Aufenthalts in der Hauptſtadt Siams in einer Darſtellung über die ſiameſiſche Sprache und Literatur zuſammen, welche im dritten Bande der Abhandlungen der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu London erſchienen iſt. Die Sprache des Mittelreichs und die der indochineſiſchen Völker werden für Töchter einer und derſelben Mutter erklärt, und die ſiameſiſche Literatur verdiene kaum den Namen, ſie beſtehe blos in Romanen, in buddhiſtiſch-indiſchen Märchen und dramatiſchen Abenteuern nach der Weiſe unſerer mittelalterlichen Myſterien.

Von Siam ging Gützlaff nach China, wo ſich ihm bald ein großer Wirkungskreis eröffnete. Seine Thätigkeit lief in dreifacher Richtung auseinander; er war Miſſionar, deſſen Blick, deſſen Beſtrebungen das ganze öſtliche Aſien umfaßten; er war Staats- und Handelsmann in bewegten Zeiten, unter erſchütternden Ereigniſſen; er ſuchte ſeine mangelhafte Bildung zu ergänzen und ſich zum Gelehrten heraufzubilden, heraufzuſchwingen in dem umfaſſendſten Sinne des Worts; er ſtrebte alle hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften in ſich zu vereinigen, um dem Oſten europäiſche Wiſſenſchaften und Kunſtfertigkeiten in ſeiner Sprache mittheilen und den Weſten mit den Mundarten und mit allen Geſchichten und Literaturen des Morgenlandes bekanntmachen zu können. Viel zu viel auch für einen hochbegabten, kräftigen Geiſt, was Gützlaff ſicherlich nicht geweſen iſt. An dieſer allzu großen, vielſeitigen Thätigkeit iſt der tüchtige, bedeutende Mann in mehr als einer Beziehung zugrundegegangen. Maßhalten und Selbſtbeſchränkung, die Grundbedingungen eines nachhaltigen Wirkens, ſind ihm zu jeder Zeit fremd geblieben, und deshalb vorzüglich hat ihm das Leben die erwünſchten Früchte nicht getragen. Unter allen ſeinen verſchiedenen Werken kann man kein einziges herausfinden welches in Form und Inhalt ſelbſt nur mäßigen und billigen Anfoderungen genügen würde. Seine evangeliſche Thätigkeit iſt aber durchaus mislungen. Die meiſten Miſſionare und Miſſionsfreunde ſprechen hiervon in ſcharfen, ſelbſt in anklagenden Worten. Die Mildgeſinnten nennen ihn einen betrogenen Betrüger, die Strengen geradezu einen Lügner, welcher mit vollem Bewußtſein verworfene Chineſen bezahlte, damit ſie einen Wiſch, chriſtliches Glaubensbekenntniß genannt, unterzeichneten. So ſchreibt noch bei Lebzeiten Gützlaff's der kaſſeler Miſſionar Karl Vogel aus Hongkong („Quartalbericht der Chineſiſchen Stiftung", 1851): „Dr. Lappe ſchimpfte den deutſchen Landsmann ungeſcheut Betrüger und Lügner, deſſen ſogenannte Chriſten vom ſogenannten Chineſiſch-evangeliſchen Vereine ihre evangeliſche Beſoldung zum Opiumrauchen verwenden. Die Söhne des überausreinen Herrſcherhauſes machten gute Geſchäfte im Chriſtenthum; ſie lebten hiervon zu Canton in Saus und Braus und ſchickten ihrem Soldherrn zu Hongkong die erbaulichſten Berichte, gezeichnet aus den entfernteſten Provinzen des Reichs; dieſe Machwerke wurden überſetzt und an Dr. Barth in Calw, der eine Maſſe Geldes für den Chineſiſchen Verein zuſammenbrachte, geſandt, der ſie dann in ſeinem Miſſionsblatte zur Erbauung zahlreicher frommer Leſer mittheilte. Welch ein wunderlicher Kreislauf des Geldes! Es kommt aus China für Opium, geht nach China zurück, um nochmals in Opiumrauch aufzugehen."

Aus Schriftwerken ſolcher Art beſteht die Sammlung chineſiſcher Berichte, herausgegeben von der Chineſiſchen Stiftung zu Kaſſel, wovon eine neue vermehrte Auflage angekündigt wird. Manches wurde aus den Handſchriften mitgetheilt, was Barth der Kürze wegen in ſeinem Miſſionsblatte wegzulaſſen beliebte. Die Herausgeber fügten einen Index hinzu der die Benutzung erleichtert. So viel Erlogenes die Schreiben auch enthalten mögen, ſo ſind ſie doch eine Quelle der neueſten chineſiſchen Geſchichte und der dortigen Volkszuſtände. Man findet hier bereits, dann in Gützlaff's „Geſchichte des chineſiſchen Reichs", welche von Profeſſor Neumann in München herausgegeben wurde, die meiſten Thatſachen zu dem Leben des Taokuang und den Denkwürdigkeiten des Hofes zu Peking.

Der kurze Bericht über die Reiſe des Sendboten von China nach England und durch die verſchiedenen Länder Europas gibt das beſte Bild des Mannes und ſeines Treibens, ſeiner wirklichen oder erheuchelten Anſchauungsweiſe. „Nur von dem Sohne Gottes", heißt es am Eingange, „kann die Bekehrung der Heidenwelt erwartet werden. In der Gewißheit dieſer Ueberzeugung habe ich mich nie grübelnd abgemüht, wie Etwas zur Ausführung zu bringen ſei, ſondern ihm Alles überlaſſen, und nur gefragt: «Was willſt du, Herr, daß ich thun ſoll; was iſt dein heiliger Wille, was gebietet deine Weisheit?» Der Abſchied von den verſammelten Chriſten (1. October 1849), etwa ein Hundert an der Zahl, war herzlich. Verſchiedene gaben mir Briefe an die Kirchen des Weſtens mit, um ſie zur regen Theilnahme aufzufodern; Alle ſtanden am Ufer um ein herzliches Lebewohl zu ſagen, in den Augen Vieler waren Thränen als ich das Boot beſtieg. Noch kurz vorher hatten die chineſiſchen Kaufleute mir in einer Adreſſe geſagt daß ſie bedauerten nicht wilde Enten zu ſein, um mich auf der Reiſe begleiten zu können. Einige von ihnen beſuchten mich noch am Bord des Dampfſchiffs das von Hongkong nach Ceylon fährt und auf dem ich mich befand als ich China Lebewohl ſagte, mit dem ernſten Wunſche ſobald als möglich zurückzukehren." Die Bewohner Ceylons fand der Reiſende auf ſehr niedriger Stufe, wo man die bitterſte Armuth zur Seite der reichſten Naturgaben erblicke. Die Eingeborenen hätten beinahe keinen Theil an den vielfältigen Anlegungen der Kaffeeplantagen genommen, welche neuerdings über die ganze Inſel ſich verbreitelen. In Aden wundert er ſich wie der Menſch in dieſen Oeden von Durſt und Hitze geplagt wohnen möge, während im Indiſchen Archipelagus die herrlichſten, von üppigem Pflanzenwuchs ſtrotzenden Inſeln unbewohnt bleiben. Die große politiſche und commercielle Bedeutung der Südſpitze Arabiens ſcheint er nicht vernommen oder vergeſſen zu haben. In Aegypten fühlte er Mitleiden mit den elenden Bewohnern, die nur aus Bettlern beſtehen.

Alle die zahlreichen Miſſionsfreunde welche ſeinen Beſtrebungen in Europa entgegentreten, welche ſein ganzes Bekehrungsweſen für eitle Gleißnerei erklären, werden als neidiſche, einſichtsloſe Leute geſchildert, die fürchten durch die Ausbreitung der reingeiſtigen Miſſionen — man begreift nicht was dies im Sinne des pommerſchen Evangeliſten heißen ſoll —

Digitized by Google

und durch die Gründung neuer Geſellſchaften werde den bereils beſtehenden Vereinen das Einkommen entzogen. Und ſo wäre, wie uns Gützlaff erzählt, in England Alles aufgeboten worden um den chineſiſchen Stiftungen Hinderniſſe in den Weg zu legen. Doch hat ſich ein kleines Häuflein zuſammengefunden, welches mit Land und Leuten in reichlichem Maße geſegnet wurde. Dieſe wenigen Engländer erhielten die Kreiſe Schantong, Tſchekiang und Fokien in einem Umfange von 157,734 engliſchen Quadratmeilen mit einer Einwohnerzahl von 69,992,958 Seelen, zwei und ein halb mal ſo viel als die ganze Bevölkerung Großbritanniens. Sie mögen neue Vereine gründen, Geld zuſammenbringen und wieder Geld zuſammenbringen, ſie mögen Miſſionare hinſenden, die das Wort Gottes auf allen Straßen und Märkten predigen; aber im Innern des Reichs dürfen ſich ja nach den beſtehenden Verträgen keine Fremden aufhalten, und dieſe Fremden verſtehen kein Chineſiſch, weder das Hochchineſiſche noch die provinziellen Mundarten, oder ſprechen es ſo ſchlecht daß ſie von den heitern Söhnen der Han ausgelacht werden. Thut Nichts. Das Lamm Gottes wird ſchon durchhelfen.

Von England ging Gützlaff nach Holland, welches, weil man hier am weiteſten in der Hydroſtatik fortgeſchritten ſei, den Auftrag erhielt, zwei tüchtige Waſſerbaukundige als Verkünder des Worts nach den Ufern des Hoangho zu ſenden, welche nebenbei den Ueberſchwemmungen des gewaltigen Stroms Einhalt thun möchten. Die vielen, vielen Millionen, welche ſolche Waſſerbauten erheiſchen, wird Gott ſchon herabſenden. Man ſage, es iſt nicht gegründet daß auf der Inſel Formoſa ſich noch Nachkommen der holländiſchen Coloniſten finden; daher wurde auch jene Inſel als Wirkungskreis der Geſellſchaft in Holland vorgeſchlagen, die noch außerdem ihre Wirkſamkeit bis nach Kambodia, Cochinchina, Tongking und das Land der Laos ausbreiten ſollte.

Es war immer die ängſtliche Sorge um die Einkünfte der Miſſionsgeſellſchaften, die man durch Erregung der geiſtlichen Intereſſen zu ſchmälern fürchtete, welche ſich auf alle mögliche Weiſe, wie Gützlaff ſagt, auch in Deutſchland ſeinem Wirken entgegenſtellte. Die Rheinländer erhielten Honan; die Frommen in Berlin wurden mit Shetſchuan gebenedeit, mit Kanſu und Schanſi und überdies mit allen Ländern des Dalailama, die wahrſcheinlich dem Pfarrer Krummacher perſönlich übertragen wurden. Das Pommerland nahm Schanſi weg, Danzig Kueitſchéu, Oſtpreußen Yunnan und Hamburg, wo man wenig freundlich entgegenkam, wurde Kiangſu angeboten. Die Sachſen erhielten Hupe und die Baiern Hunan; aber in Würtemberg, in dem frommen Schwabenlande wollte es nicht glücken. Barth, der alte Freund und Duzbruder, wird mit keiner Silbe erwähnt, und die kaſſeler Herausgeber fügen bei Gelegenheit des Kirchentags zu Stuttgart, wo ſich Gützlaff einfand, dem Berichte eine inhaltsſchwere Bemerkung hinzu, die wir wörtlich mittheilen. „Leider" ſagen ſie, „hat der Kirchentag zu Stuttgart eine böſe Frucht getragen, die aber mit Gottes Hülfe unſchädlich gemacht werden wird. Man war von gewiſſer Seite her ämſig bemüht, die ſchmachvollſten Verleumdungen nicht nur über das Werk, ſondern auch über die Perſon unſers theuern Freundes unter den aus allen Theilen Deutſchlands dort Verſammelten auszubreiten. Welche Schmach für die deutſche Kirche, wenn ſie ſich dieſer Lüge nicht zu erwehren vermöchte!"

Dieſe von ſo vielen Seiten gegen den bereits kränklichen Mann geſchleuderten Anklagen haben ſein Ende beſchleunigt. Im November 1850 finden wir ihn auf der Rückkehr zu Korfu, woher der Reiſebericht datirt iſt. In Hongkong, wo er im Januar 1851 landete, entwickelt Gützlaff alsbald wieder die altgewohnte große Thätigkeit, aber bereits im Juni laſſen alle Kräfte nach; er muß ſeine Lieblingsbeſchäftigungen, die Berichte an ſeine Freunde unterbrechen und lebt mit allen Miſſionaren, die immer offener mit ihren Anklagen heraustreten, in ewigem Streit und Hader. Im Auguſt hat der Vielgewanderte die „letzte große Reiſe angetreten", er ſtarb und mit ihm der vielgerühmte 1844 geſtiftete Chineſiſche Verein, und wie es ſcheint ſelbſt die kaſſeler Chineſiſche Stiftung. Eine Anzahl Chineſen wurden als unverbeſſerliche Opiumraucher aus der für ſie ſo einträglichen Hanſa geſtoßen; einige andere erhalten noch eine kleine Penſion von der Witwe, der dritten Frau Gützlaff's, welche er kurz vor ſeiner Abreiſe aus Europa heirathete. Der Chineſenfreund hat ſein ganzes, wie es heißt, bedeutendes Vermögen der jungen Dame hinterlaſſen.

Die äußerliche Erſcheinung des Mannes hatte, wie die vielen Landsleute welche ihn auf ſeiner flüchtigen Pilgerfahrt ſahen und hörten zur Genüge wiſſen, wenig Imponirendes. Wäre der Junge in Stettin geblieben und hätte bei dem Gürtlermeiſter Gollniſch das Handwerk tüchtig erlernt, ſo würde Niemand vermuthet haben daß die Natur den pyritzer Schneidersſohn zu etwas Höherm als zur Gürtlerei beſtimmt hatte, und die pommerſchen Zöpfe wären wol niemals zur Bekehrung ihrer Brüder im öſtlichen Aſien ſo zahlreich zuſammengetreten. Es war eine große, maſtige Figur mit dickem Kopfe und ſtarkem Knochenbau. Unter der ſchmalen Stirn blickten hinter buſchigen Brauen zwei matte, mittelgroße Augen verſtohlen hervor, um die Geſinnung der Umgebung zu erforſchen, und wie man ſie wol für dieſen oder jenen Plan gewinnen könnte. Die dicken, fleiſchigen, hochhinaufreichenden Backenknochen gaben dem ganzen Geſichte ſchon von Natur aus einen chineſiſchen Ausdruck, der durch den langen Aufenthalt unter den Landsleuten aus Fokien noch ſchärfer ausgeprägt wurde. Man hat nämlich häufig bemerkt daß Leute welche lange Zeit mit den Indianern Amerikas zuſammenleben auch in der Geſichtsbildung ihnen ähnlich werden. Dieſelbe Erfahrung macht man im Orient. Sir Henry Pottinger ging als junger Menſch nach Aſien; er verlebte hier viele Jahre als Reſident an den Höfen einheimiſcher Fürſten und iſt auch der äußerlichen Erſcheinung nach ein Orientale geworden.

Gützlaff hat vor der Rückkehr nach China ſeinen Bekannten in Europa verſchiedene Handſchriften hinterlaſſen um ſie zum Drucke zu befördern, die theils erſchienen ſind, theils noch der Erſcheinung entgegenſehen. Zu den erſtern gehört das „Leben des Taokuang", zu den letztern eine Grammatik der japaniſchen Sprache unter den Papieren der Aſiatiſchen Geſellſchaft zu London. Sir George Staunton, welchem die Handſchrift über Taokuang zutheilwurde, begnügte ſich damit ſie dem londoner Buchhändler zu überſenden, welcher das „Geöffnete China" verlegte, und kümmerte ſich weiter nicht um das Schickſal des Werks. Der vorſichtige Mann wollte keine weitere Verantwortung übernehmen. Ja man hat guten Grund die Angabe der engliſchen Herausgeber, Staunton hätte das Werk vor dem Druck durchgegangen, zu bezweifeln. In dieſem Falle würde die Biographie nicht von ſo vielen Schreib- und Druckfehlern in den chineſiſchen Namen entſtellt ſein, welche von den deutſchen Ueberſetzern wiedergegeben ſind. Würden die Herren Neumann's „Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Kriegs" oder Gützlaff's „Geſchichte des chineſiſchen Reichs", herausgegeben von Neumann, verglichen haben, ſo hätten ſie leicht alle chineſiſchen Namen nach deutſcher Orthographie umſchreiben können. Es wäre zu wünſchen daß die dort aufgeſtellte Norm allgemein befolgt würde, damit endlich die verwirrende mannichfache Schreibart beſeitigt und eine Uebereinſtimmung erzielt werden könnte.

Flüchtige Schriftſteller nehmen ſich die Zeit nicht die Stoffe welche ſie behandeln bis in ihre bewegenden Gründe zu verfolgen, und verfallen deshalb leicht in eine Menge Widerſprüche. Hiervon zeugt ſchon die Einleitung zur Biographie. Im Beginne derſelben iſt Taokuang der unumſchränkte Gebieter über 365 Millionen, und am Ende erfreut ſich der gemeine chineſiſche Bauer einer größern Freiheit als ſein allgewaltiger Herr zu Peking. Gützlaff weiß nämlich nicht, oder hat es in der Flüchtigkeit vergeſſen, daß auch die unumſchränkteſten Despoten allenthalben auf Erden eine gewiſſe Etiquette befolgen, daß ſie mit allerlei Bändern und Stickereien, mit Pfauenfedern und

Roßſchweifen, mit Schnallen und Grallen eine Anzahl Schranken um ſich herumziehen müſſen, damit ihre Beſchränktheit und hinfällige Menſchlichkeit nicht Jedem in die Augen ſpringe, damit ſie mit einem Schleier von Einſicht und höherer Weihe umhüllt bleiben, welcher, wollen die vergeblichen Himmelshöhen ſelbſt keine Gefahr laufen, nicht launenhaft zerriſſen werden kann. Willkür und Unumſchränktheit herrſchen in allen wichtigen Angelegenheiten des Volks und der Menſchheit; nichtiges Formelweſen und Gebundenheit in allen kleinlichen, gleichgültigen Dingen.

Gützlaff iſt niemals in Peking geweſen, ja er iſt niemals in die innern Provinzen des Reichs vorgedrungen, Geſchichtswerke über die Begebenheiten am Hofe der regierenden Dynaſtien und eine Preſſe im engliſchen Sinne des Worts ſind aber in China nicht vorhanden. Man ſieht nun leicht ein, auf welchem lockern Boden unſicherer Angaben und zweifelhafter Gerüchte, dem Munde bezahlter, lügenhafter Chineſen entnommen, die Denkwürdigkeiten des Hofs zu Peking gewachſen ſein müſſen. Der Chineſenfreund ſcheint nicht den mindeſten Zweifel in ſeine Gewährsmänner zu ſetzen. Der umſichtigſte Augenzeuge kann nicht mit größerer Beſtimmtheit ſprechen als der Schreiber zu Hongkong von den geheimſten Begebenheiten in den innern Gemächern des kaiſerlichen Palaſtes während aller Zeiten Kiaking's und Taokuang's. Er ſcheint keine Ahnung davon zu haben daß von der ganzen Geſchichte Chinas im höchſten Grade gilt was von der Geſchichte aller Völker und Zeiten wenn auch in geringerm Grade geſagt werden kann. Die Hauptbegebenheiten mögen vollkommen begründet ſein, die angegebenen bewegenden Urſachen ſowie die kleinern Ereigniſſe ſind aber jedenfalls ungewiſſer, ſagenhafter Natur. So klingt es uns ganz märchenhaft, wenn man im Leben des verſtorbenen Kaiſers von einem beabſichtigten Zug des Himmelsſohnes Kienlong gegen Indien lieſt, wovon ihn blos die Niederlagen in Birma abgehalten hätten; man traut ſeinen Augen kaum, wenn es heißt, die Geſellſchaft des Fürſten Kiaking hätte blos aus Poſſenreißern und Schauſpielern beſtanden, wovon ſich jeder rechtliche Mann von Charakter zurückgehalten hätte. Man denke ſich nur die Chineſen, man denke ſich die andern Knechte dieſes oder jenes Gewalthabers in Aſien und Europa, welche aus Rechtlichkeit und Charakterſtärke den Umgang mit ihrem Herrn und Meiſter verſchmähen würden. Die unwahrſcheinlichſte Erzählung der erfindungsreichen Scheherazade dünkt uns wahrſcheinlicher als die Märe von den moraliſchen Chineſen, die es für Sünde halten mit den Schauſpielern und Poſſenreißern der „Zehntauſend Jahre" umzugehen! Aehnliche Verwunderlichkeiten lieſt man hier in Menge. Unter ſolcher liederlicher Geſellſchaft ſei der Prinz Miening, welcher ſeiner Regierung die Ehrenbenennung Taokuang, Vernunftlicht, ertheilte, aufgewachſen, und doch ſei er nicht verdorben worden. Miening hätte ſich vorzüglich kriegeriſchen Uebungen hingegeben; Reiten und Jagen wären ſeine Lieblingsbeſchäftigungen geweſen.

Die Zeiten Kiaking's waren ſehr unruhig, Miswachs und Ueberſchwemmungen führten wiederholte Aufſtände herbei, deren ſich die chineſiſchen Patrioten zum Sturze der Fremdherrſchaft, der Mandſchu, zu bedienen ſuchten. Eine zahlreiche Bande erſchien 1813 plötzlich vor den Thoren des Palaſtes, welche auffallenderweiſe nicht bewacht waren; ſie drangen faſt ohne Widerſtand bis zum Harem vor, wo ſie den Kaiſer eingeſchloſſen hielten; nur einige Prinzen waren in der Nähe, welche muthig die Vertheidigung ihres Verwandten aufſichnahmen und die Meuterer ſolange zurückhielten bis die Garden herbeikommen und Kiaking befreien konnten. Miening zeichnete ſich in dieſem Gefechte beſonders aus; er ſchoß wiederholt ſeine Flinte auf die an den Mauern heraufklimmenden Rebellen ab, tödtete zwei derſelben und zeigte vor allen Andern große Entſchloſſenheit und Kaltblütigkeit. Dies verſchaffte ihm beim Tode ſeines Vaters die Krone.

Gützlaff liebt es ſich der allgemeinen Anſchauungsweiſe, wenn ſie auch auf einem ihm wohlbekannten Irrthume beruht, zu fügen. Man weiß daß wir in Europa die Ehrenbenennungen der Regierungsperioden der Himmelsſöhne als Eigennamen der Fürſten gebrauchen. Dennoch heißt es in der Biographie: „Man wollte anfangs dem neuen Kaiſer einen andern Namen geben; der Name Taokuang wurde aber endlich als der geeignetſte befunden." Gützlaff ſpricht mehrmals von chineſiſchen Buchſtaben, obgleich man weiß daß China keine Buchſtabenſchrift beſitzt; er ſpricht von einem Scepter, obgleich ein Herrſcherzeichen ſolcher Art in China nicht vorhanden iſt. Kijing, deſſen Portrait man vor dem erſten Bande der Beſchreibung des Mittelreichs von W. Williams ſehen kann, und Mutſchangah wurden und blieben bis zu Ende die vertrauteſten Rathgeber, die einflußreichſten Männer bei der neuen Regierung. Kijing, ſagt Gützlaff, der häufig perſönlich mit ihm verkehrt, kam reißend ſchnell durch die Prüfungen und blieb lange als Miening's Geſellſchafter am Hofe, bevor noch die geringſte Ausſicht dazu vorhanden war daß dieſer je zur kaiſerlichen Würde gelangen werde; die Freunde ſchienen einer für den andern geſchaffen zu ſein. Kijing's erſter Eintritt in das Staatsleben, nachdem er drei Sprachen meiſterhaft erlernt hatte, war die Stelle eines Zolloberaufſehers zu Schanhai-Kuan. Einige Zeit nach der Throngelangung ſeines Freundes kehrte er nach Peking zurück und erſtieg dann nach und nach alle Stufen und Grade. Er iſt einer von den wenigen Günſtlingen die nie ihre Macht zum Verderben ihrer Feinde oder zu ihrer Bereicherung misbrauchten. Seines Vaters Familie war ſehr reich, und der junge Emporſtrebende gehörte zum ausgezeichnetſten und einflußreichſten Mandſchuadel. Er war ein Mann des Friedens, der Rathgeber zu verſöhnenden Maßregeln, der perſönlich viel opferte, um eine Unterbrechung des guten Einverſtändniſſes zwiſchen einflußreichen Parteien zu verhindern, und als ſolcher wurde er am ganzen Hofe verehrt. Hätte er nicht den Frieden mit England vermittelt, ſo wäre wahrſcheinlich der Sturz der Mandſchudynaſtie ſchon vor zehn Jahren erfolgt.

„Niemand glich aber", nach der Anſicht Gützlaff's, „ſeinem Herrn ſo ſehr als Mutſchangah; ein Mann von demſelben phlegmatiſchen und unthätigen Temperamente, der auch ebenſo unentſchieden war, wenig ſprach, weil er wenig Ideen hatte (!), und im Stande war ſein Gemüth ganz nach dem des Kaiſers zu formen. Der Letztere fand daher immer an ſeinem Diener ein Echo und brachte die meiſte Zeit mit ihm zu. Mutſchangah war nach ſeiner Art ein gelehrter Mann, dachte wie ein Mandſchu — weshalb ſollte er wol anders denken — und bemühte ſich durch alle ihm zugeboteſtehenden Mittel nur für Einen zu leben deſſen Schatten er war. Er war regelmäßig durch die Prüfungen hindurchgekommen und wie mancher Jüngling in jenem Zeitraume ohne Anſtellung geblieben; dies verſchaffte ihm eine Gelegenheit, die Freundſchaft des Miening zu erhalten. Nachdem ſie ein bis zwei mal zuſammengekommen waren, wurden ſie unzertrennlich. Von allen Staatsmännern ſeiner Zeit hielt er ſich am längſten im Amte, ohne die gewöhnliche Veränderung die am chineſiſchen Hofe ſo allgemein iſt, heute ein Großer des Staats und morgen ein bloßer Anhänger zu ſein. Beſtändig wie ſein Herr, müßte dieſer ſich erſt getadelt haben, bevor er ſein Facſimile, den Miniſter, hätte verdammen können." Dieſe Schilderung des Taokuang und ſeines erſten Dieners mag zu gleicher Zeit als Probe der formloſen unzuſammenhängenden Schreibart des Deutſchchineſen dienen.

Es iſt bekannt daß Beide, Kijing und Mutſchangah, nach der Thronbeſteigung des jungen Himmelsſohns, der ſeine Regierungszeit Hienſong (Glücksfülle) benannte, in Ungnade fielen und ihrer hohen Würden entſetzt wurden. Sie hätten das Vertrauen des verſtorbenen Himmelsſohns, der im Ahnentempel den Namen Liuentſong tſching Hoangti, d. h. der herrliche Altvater, der vollkommene Gebieter, führt (die Schreibart in den Ueberſetzungen iſt unrichtig), misbraucht und den Anmaßungen der Barbaren das Wort geredet.

Während der erſten Jahre der Regierung Taokuangs mußten alle Kräfte des Reichs aufgeboten werden um den Auf-

ſtand des Chodſcha*) Dſchehangir — in den vorliegenden Ueberſetzungen Tehangir und Tihangir genannt — in der Kleinen Bucharei niederzuſchlagen. Bei der Erzählung der hierauf bezüglichen, aus der chineſiſchen Geſchichte des Sendboten und aus vielen andern Werken, wie Plath's „Geſchichte der Mandſchurei", bereits vollſtändig bekannten Begebenheiten finden ſich in den Namen der Oertlichkeiten und Perſonen ſo viele Schreib- oder Druckfehler daß ſelbſt der Kundige einige Mühe hat ſich in dieſem Irrgarten zurechtzufinden. Doch will man gern zugeben daß Gützlaff manche brauchbare Stoffe zuſammengetragen hat, die von einem in der Geſchichte des öſtlichen Aſien bewanderten Manne geſichtet als gute Bauſteine benutzt werden könnten. Das nachgelaſſene Werk des deutſchen Sendboten, die Beſchreibung des Mittelreichs von dem Amerikaner Wells Williams, das neue Buch von F. Davis, „China während und nach dem Kriege", und Neumann's „Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Kriegs" enthalten ein reiches Material zu einer Darſtellung des öſtlichen Aſien während der 30 Jahre (1820—50) des vielbewegten, in der Geſchichte des Weltverkehrs und der chineſiſch-mongoliſchen Race epochemachenden Zeitraums Taokuang's. 69.

Zur Geſchichte Tirols.

1. Der Mann von Rinn (Joſeph Speckbacher) und Kriegsereigniſſe in Tirol 1809. Nach hiſtoriſchen Quellen bearbeitet von Johann Georg Mayr. Mit einem Titelkupfer und einer topographiſchen Karte. Innsbruck. 1851. Gr 8. 2 Thlr 4 Ngr.
2. Das Thal Paſſeier und ſeine Bewohner. Mit beſonderer Rückſicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Von Beda Weber. Innsbruck, Wagner. 1852. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ueber die allgemeine Bedeutung des Tirolerkriegs 1809 hier etwas zu bemerken wäre überflüſſig; auch haben wir es hier nicht mit Werken zu thun, die eine umfaſſende Geſchichte jenes Jahres bieten, ſondern mit ſolchen welche die Ereigniſſe wiedergeben, wie ſie ſich um zwei der hervorragendſten Geſtalten, hier um Hofer, dort um Speckbacher, gruppiren. Eine gewiſſe Partei hat ſchon längere Zeit ein Beſtreben geäußert, den ganzen Krieg der Tiroler als einen „Bauerntummel" darzuſtellen, hervorgerufen durch den Glaubenshaß und fanatiſche Feindſchaft gegen jede Neuerung; man nannte es spöttiſch das Alttirolerthum, das man habe bewähren müſſen, und dergleichen mehr. Dieſes zu behaupten, dazu gehört nur eine ganz oberflächliche oder lieber gar keine Kenntniß des Landes und ſeiner Bewohner, und ein Standpunkt, von dem aus der darauf Stehende durch den Nebel des Dunſtkreiſes einer flachen Aufklärung jedem Gegenſtande der ihm ins Auge fällt beſtimmte Geſtalt anweiſen und ſcharfe Grenzlinien ziehen will. Er täuſcht ſich und ſo iſt es denn auch den obenerwähnten Beurtheilern ergangen. Es war freilich nicht die deutſche Einheitsidee des Jahres 1848 mit obligaten Barrikaden und dreifarbigen Fahnen und konnte es nicht ſein, aber wie geſtaltet ſich die Anſicht der Sache, wenn man bedenkt daß es allerdings in der Abſicht der Kriegführenden lag, von Tirol aus eine deutſche Schilderhebung durch das Vorangehen mit einem großen muſterhaften Beiſpiele zu bewirken und derſelben ſowol Anſtoß als Stütze durch die Erhebung der geſammten Alpenvölker von Tirol aus durch Kärnten bis in die Steiermark zu verleihen? Mayr macht in dieſer Hinſicht gerade auf Hofer's Proclamation an die Kärntner (27. September 1809) aufmerkſam; aber die Waffe durfte nicht ſiegen, ehe nicht die Diplomatie ihrem Träger die Hand geführt! Eine Stimme an Hofer, er möge ſeine Blicke auf die Schweiz richten, verklang unbeachtet an dem Ohre des Mannes dem Recht und Treue über Alles galt; es war der Landrichter Senn, der dieſe Anſicht in einem offenen Briefe an Hofer ſehr nachdrucksvoll ausgeſprochen. Doch wir wollen zunächſt Mayr's Buch betrachten.

Joſeph Speckbacher iſt unſtreitig die hervorragendſte Geſtalt des ganzen Kampfes und ſteht, was Thatkraft und Energie anbelangt, weit über Hofer. Er war die Seele der Unternehmungen, kurz der Mann der That. In ſeiner Jugend ein unbändiger Raufbold und mit allen Gefahren der mühevollen Gebirgsjagd wohlvertrauter Wildſchütze wurde er durch die Liebe zu einem braven Mädchen im Dorfe Rinn auf dem Mittelgebirge, eine Meile von Innsbruck, von ſeiner unſtäten Lebensweiſe abgebracht, worauf die Heirath mit demſelben erfolgen durfte. Schon im erſten Treffen der Tiroler gegen Joubert bei Spieges (2. April 1797) zeichnete er ſich als Scharfſchütze aus; 1805 half er die Scharnitz gegen Ney vertheidigen. Als es aber im April 1809 losging, war er überall an der Spitze der Schützenmannſchaft des am rechten Innufer gelegenen Mittelgebirgs. Nicht minder wirkte er mit zur zweiten Befreiung Tirols in den Treffen vom 25. und 29. Mai. Nun ging er an die Blockade der Feſtung Kufſtein um die Mitte Juni, obgleich ſchon nach der erſten Einnahme Innsbrucks durch die Tiroler eine fruchtloſe Belagerung verſucht worden war, die bei der zweiten Invaſion der Baiern wieder hatte aufgegeben werden müſſen. Speckbacher erſann alles Mögliche, um ſeinen Zweck zu erreichen, und wagte ſich einmal verkleidet und unter fremdem Namen ſogar ſelbſt in die Feſtung um die Verhältniſſe auszukundſchaften; es war ein Wunder daß er dieſe vermeſſene Waghalſigkeit nicht mit dem Leben büßen mußte. Commandant der Feſtung war der bairiſche Major Aigner. Infolge des Znaimer Waffenſtillſtands (11. Juli) wurde dieſe Belagerung nothwendig aufgegeben. Die Baiern rückten von neuem in das Land ein, aber auch dieſes wurde zum dritten male frei durch die Iſelſchlacht am 13. Auguſt. Nun wirkte Speckbacher vorzüglich im Unterinnthal und im Salzburgiſchen, und der Kapuziner Haspinger hielt ſogar Hallein beſetzt. Plane zur Einnahme Salzburgs wurden entworfen, aber nicht ausgeführt. Welche Wendung die Sache nahm iſt bekannt; Speckbacher mußte nach den letzten Kämpfen Anfang November flüchten und entkam unter tauſend Mühſalen und Gefahren nach Wien. Der Idee, in Siebenbürgen ſich anzuſiedeln, entſagte er auf Bitten ſeines Weibes. Im Jahre 1814 kam er nach Tirol zurück und lebte in einem kleinen Amte und mit Majorspenſion zu Hall, wo er 1820 ſtarb. Er iſt, wie der Titel zeigt, der Held des Mayr'ſchen Buchs. Mayr ſtellt ihn überall in den Vordergrund; ſelbſt Hofer muß dadurch in mächtigen Schatten treten. Und das allerdings mit Recht, was die entſcheidende That der Kämpfe und perſönliche Tapferkeit anbelangt. Daher das warme Colorit der Darſtellung, mit den mannichfaltigſten Anekdoten ausgeſtattet. Von den meiſten derſelben pflegte man bisher als von artigen Prahlereien zu urtheilen, während ſie doch nicht ſo faſt den Reiz des Piquanten haben, ſondern vielmehr als eine Reihe weſentlich charakteriſtiſcher Züge ſich hinſtellen. Mayr hat ihnen durch ſeine Erzählung auch die Wahrheit erhalten, indem er ſie aus bairiſchen Quellen, aus den Tagebüchern damaliger Offiziere, aus Privatbriefen u. ſ. w. ſammelte und wiedergab. Man hat ferner Speckbacher die Schuld an der Niederlage bei Melek (16. October) beigemeſſen; wie Mayr aber zeigt, war jene Stellung Speckbacher's, die er nothwendig nehmen mußte, durchaus nicht haltbar, und das beweiſt auch die Beſtimmung Solcher die jene Gegend kennen. Uebrigens iſt eine gewiſſe Aengſtlichkeit des Verfaſſers, Niemanden zunahezutreten, nicht verkennen; man würde ihm aber eine feſtere Beſtimmtheit ſeines ſubjectiven Urtheils weder in Baiern noch in Tirol übelgenommen haben, denn jene Zeit iſt vorbei. Wrede war bei allen ſeinen ſonſtigen Vorzügen ein roher Menſch, und ſeine Rhetorik, wie ein tiroliſcher Gelehrter bemerkt hat, bietet Proben die unmittelbar einer Bierwachtſtube zu entſtrömen

*) Chodſcha heißt Herr und iſt nebenbei ein Titel der Gebieter in Mittelaſien. Gützlaff ſchreibt unrichtig Kaja oder Koja.

ſcheinen; die Notiz daß er nach dem Mittageſſen beim Grafen Tannenberg in Schwatz und nachdem das werthvollſte Tafelſervice auf ein Schiff gebracht worden war, mit der höchſten Brutalität das Haus ſeines Gaſtfreundes anzünden ließ, findet ſich in Mayr's Buche nicht. Doch entſchuldigt den Verfaſſer im Falle daß er davon wußte ſeine amtliche Stellung in München, obwol er ein geborener Tiroler (von Brixlegg im Unterinnthal) iſt. Einfachheit und Unbefangenheit kennzeichnen ſeinen Charakter, und ſo gibt er uns auch Kenntniß ſeiner Lebensverhältniſſe und ſeiner Vorliebe für Tirol. Möge ſein Buch ein Volksbuch werden, ein deutſches Volksbuch, Herz und Auge ſtärkend für die Zeit des Kampfes und der Noth!!

Das Werk von Beda Weber hat zwei Abtheilungen. Die erſte behandelt das Volksleben der Paſſeierer im Allgemeinen und Beſondern, die zweite den Krieg 1809 und das Verhalten Andreas Hofer's; jene gibt alſo gleichſam eine Erklärung und Motivirung Deſſen was im zweiten Theile abgehandelt wird.

Um im Zuſammenhange zu bleiben, ſoll der zweite Theil zuerſt beſprochen werden. Weniger die allgemeine Erzählung der Begebenheiten, die mit Treue und Conſequenz gegeben iſt, als die Beziehung Hofer's zu denſelben iſt es die dem Buche Intereſſe verleiht. Mancher Lichtſtrahl fällt dabei auf Punkte wo vorher Unkenntniß und Ungewißheit vorgewaltet. Namentlich ſind die Familienverhältniſſe Hofer's wie ſonſt nirgend in einem allgemeinern Werke genau angegeben. Weber erzählt daß in der Nacht, wo Hofer geboren wurde (22. November 1767), ein Stern in der Form eines Jagdgewehrs gerade auf das Santwirthshaus herabſtrahlte und Anlaß zu allerlei Schlüſſen auf die Zukunft des Kindes gab; ſo macht auch hier wie bei allen berühmten Kriegshelden ein verjährter Aberglaube ſein hiſtoriſches Recht geltend. Die Vorgeſchichte des Jahres 1809 in Paſſeier iſt hier mit möglichſter Genauigkeit ausgeführt. Die Frage, ob die Aufhebung der ſtändiſchen Verfaſſung das Hauptmotiv des Aufſtandes geweſen, mag dahin beantwortet werden daß ſie es nicht der Theorie, wol aber der Praxis nach war: zu hohe Beſteuerung, das Beamtenunweſen, brutaler Hochmuth gegen den Klerus u. ſ. w. war es, was das Volk zur Einſicht brachte daß es mit der alten Verfaſſung die letzte Stütze ſeiner materiellen Intereſſen verloren habe, und ſo kam es den Wünſchen der Geiſtlichkeit und theilweiſe des Adels um ſo williger entgegen. Und in dieſer Schicht der höher gebildeten Volksclaſſe war es Ehrenſache, Nothwendigkeit und Pflicht, einen hiſtoriſchen Beſitz, welcher die Garantie materieller Vortheile gewährte, namentlich die Landtage zu vertheidigen. Aehnlich ſind die gegenwärtigen Zuſtände Tirols, deſſen landſtändiſche uralte Verfaſſung ernſtlich bedroht iſt. Dem Volke iſt die Theorie gleichgültig und „grau“, wenn es nur einen „grünen goldenen Baum des Lebens“ erwarten darf! Auch in Paſſeier kam es im Sommer 1808 zu ernſten Streitigkeiten zwiſchen Regierung und Klerus; Hofer ging dabei den Weg der Mitte, ohne die Sache ſeiner Landsleute im Stiche zu laſſen. Vor 1805 war er ohne politiſche Bedeutung, erſt da wurde er mit dem Erzherzog Johann bekannt. Was daraus folgte weiß Jedermann.

Hofer iſt geſchildert treu und wahr wie nirgend; denn er war weder der bornirte und eigenſinnige Held des Immermann'ſchen Trauerſpiels noch der bis zur Erbärmlichkeit ſchwachköpfige Auerbach's. Mögen Nichttiroler Aehnliches künftig unterlaſſen, Tirol wird ihnen dafür nicht undankbar ſein. Speckbacher wird in Weber's Buche ſehr kurz abgefertigt, dagegen Straub, der haller Kronenwirth, in den Vordergrund geſchoben. Wir wollen darüber mit dem Verfaſſer nicht rechten, ſondern ihm danken daß er die Ehre eines Mannes gerettet der ſein ganzes Leben lang kein Wort zu ſeiner Vertheidigung vorbringen durfte. Dieſer iſt nämlich der Prieſter Donay, der angebliche Verräther Hofer's. Er hatte ſein ſchwankendes und dadurch den Anſchein der Zweideutigkeit gewinnendes Benehmen allzu theuer büßen müſſen. Hormyar iſt im Allgemeinen gut weggekommen, obwol er im Volke nur eine vorübergehende Popularität zu gewinnen wußte. Komiſch genug heißt es von ihm in einem Sandwirthslied 1809 (I, 369):

> Zum Vivat ſoll leben
> Herr Hofcommiſſär
> Hormairer, der ſchon
> Nach Tirol kommet her.
>
> Mit chriſtlichem Eifer
> Zeigt er Heldenmuth,
> Es dürſtet ihn gar ſehr
> Nach feindlichem Blut.

Wie Lätitia, die Mutter Napoleon's, den Fall ihres großen Sohns und ihrer mit Kronen reich gezierten Kinder erlebte, ſo ſah auch Hofer's Gattin Anna alle ihre Töchter (ſie hatte deren vier und nur einen einzigen Sohn) vor ſich hinſterben. Ein tief-innerlicher, oft in Heftigkeit übergehender Schmerz äußerte ſich bei ihr im ganzen ſpätern Leben, bis ſie 1836 ſtarb. Die Erhebung in den Adelſtand hatte wol bei ihren Töchtern Manches, Nichts aber an ihrem eigenen Charakter geändert.

Der erſte Theil enthält wie geſagt eine Schilderung des paſſeierer Volkslebens; die anziehendſten Capitel dürften wol jene zwei ſein, wo ſpeciell das Volksleben behandelt und die Erzählung der Sagen und Märchen geboten wird. Weber, der das Thal durch vieljährigen Aufenthalt dortſelbſt und anderweitige häufige Beſuche kennt, hat ſeinen Stoff erſchöpft, und die Sagen ſind eine anziehende Lecture, wenn ſie auch den wiſſenſchaftlichen Anfoderungen nicht immer ganz genügen dürften. Tiefe Blicke laſſen ſich beſonders in das pſychiſche Leben des Volks werfen, das mit dem uralten Sagen- und Märchenglauben auf das engſte verknüpft iſt. Ein Capitel enthält Lebensbeſchreibungen berühmter Paſſeierer, zu denen auch der ehemalige bonner Profeſſor Ennemoſer gehört. Die übrigen Celebritäten Paſſelers haben ein allgemeineres Intereſſe nicht zu beanſpruchen, obſchon deshalb ihre Lebensſkizzen nicht unintereſſant ſind. Die Topographie iſt genau und deutlich, nur wird uns der Verfaſſer hier und da etwas zu überſchwänglich. Aus der Geſchichte, der das erſte Capitel gewidmet iſt, entnehmen wir daß die Paſſeierer von jeher zu den tiroliſchen Landesfürſten in engern Verhältniſſen ſtanden als die übrigen Tiroler; denn die Grafen von Tirol betrachteten das Thal als unmittelbar zu ihrem Hofſtaat gehöriges Gebiet. Die Paſſeierer verrichteten manche Hofdienſte, ſie verſahen z. B. die Ehrenwache u. a. In Beziehung auf die liebebedürftige Margarethe Maultaſch hat Hormayr etwas ärgerliche Andeutungen gemacht; doch weil die Paſſeierer ihre Vorrechte ſchon längſt unter Meinhard von Görz (Großvater Margarethens) ausgeübt hätten, ſagt Weber, ſo fielen Hormayr's Verdächtigungen von ſelbſt über den Haufen. Jedenfalls läßt ſich aus dieſer bevorrechtigten Stellung der Paſſeierer am Hofe ihrer Landesfürſten der tiefe Charakterzug des ſtrengen Conſervatismus erklären, der dem Thal Paſſeier die Stellung als des Herzens von Tirol angewieſen hat. Die aufgenommenen Volkslieder ſind Das was man eben intereſſant nennt und für die allgemeine Volkspoeſie ohne ſpeciellen Belang. Dasjenige in welchem ſich der Tirolercharakter am beſten und ſchärfſten ausſpricht iſt S. 291 „Der Wildſchütz“. Forſchungen über die Etymologie der Orts- und Flurnamen ſind für den Philologen.

Im Allgemeinen iſt dieſes und Mayr's Buch das wichtigſte was in neueſter Zeit über Tirol und ſein Volksthum geſchrieben worden iſt. Ich kann nicht umhin, hier noch auf ein drittes aufmerkſamzumachen, nämlich: „Die Mannharter“, von A. Flir, Prof. zu Innsbruck. Auch dieſe claſſiſche Monographie über eine religiöſe Sekte Tirols in dieſem Jahrhundert, die ihre Wurzeln in einer Begebenheit des Jahres 1809 hat, verdient gekannt und geleſen zu werden. Mögen Tirol und die erwähnten Werke, die ſo wichtige Aufſchlüſſe darüber verſchaf-

ſen, im deutſchen Vaterlunde Freunde und Aufmerkſamkeit finden! 83.

Die neu aufgefundene Correſpondenz der Frau von Longueville.

Es gibt in dem ziemlich bekannten Leben der Frau von Longueville drei Abſchnitte welche ſich ſcharf voneinander ſondern.

Geboren im Jahre 1619 im Thurme zu Vincennes während der Gefangenſchaft ihres Vaters, Heinrich's von Bourbon, Prinzen von Condé, von der durch ihre Schönheit berühmten Charlotte Margarethe von Montmorency, wuchs das junge Mädchen im Hôtel Rambouillet in Frömmigkeit und Romanlecture auf und heirathete mit 23 Jahren Hrn. von Longueville, der, 47 Jahre alt, der Tochter eines Prinzen von Condé keineswegs ebenbürtig war und noch überdies am Triumphwagen der Herzogin von Montbazon zog. Von dieſer Nebenbuhlerin beleidigt, von ihrem Gemahl ſchlecht vertreten, unterlag ſie der Anſteckungsluft die ſie einathmete und ließ ſich von dem chevaleresken Ausſehen des Prinzen Marcillac, ſpätern Herzogs de la Rochefoucauld, unterjochen. Dieſe Verbindung entſchied über ihr Leben und endet den erſten Abſchnitt deſſelben im Jahre 1648. Die zweite Periode von 1648—54 wird von der Fronde, deren Wechſelfällen und Kämpfen, deren Gefahren und Ruhm und nebenbei von der Liebe ausgefüllt. Von 1654 ab bis zu ihrem Tode 1679 iſt das Leben der Frau von Longueville Nichts als eine lange und ſtrenge Reue.

Die Sühnung ihrer frühern Fehler iſt durch die Veröffentlichung der Correſpondenz, welche Frau von Longueville die letzten 25 Jahre ihres Lebens mit ihren Freundinnen, den Karmeliterinnen in Paris, unterhielt und welche von Victor Couſin vor einigen Jahren beſorgt wurde, bekannt. Aus der erſten Periode, die der Rochefoucauld's und der Fronde vorherging, beſitzen wir keinen irgendwie intereſſanten Brief; dagegen hat Victor Couſin über die mittlere Periode neue erfolgreiche Nachforſchungen angeſtellt. Die beiden Hauptquellen aus welchen er geſchöpft hat ſind die Manuſeripte Conrart's, die in der Bibliothek des Arſenal deponirt ſind und aus denen Hr. von Montmerqué ſchon manches werthvolle Stück entnommen hat, ſowie die Papiere Lenet's, des Hauptagenten des Prinzen Condé, deſſen in der großen Bibliothèque nationale zu Paris aufbewahrte Correſpondenz mehr als 30 Foliobände enthält. Namentlich finden ſich in derſelben eine große Anzahl autographer Briefe von den großen Theilnehmern an der Fronde, die bisjetzt noch unbenutzt geblieben ſind.

In der „Revue des deux mondes" hat Couſin vor einiger Zeit dieſe neuentdeckte Correſpondenz der Frau von Longueville herausgegeben und wir entnehmen ſeinen Mittheilungen nachſtehend die folgenden Notizen über dieſe merkwürdige Frau und deren Briefe. Dieſe letztern haben keineswegs einen literariſchen oder großen hiſtoriſchen Werth, trotz der vielen ſchönen Züge die man darin findet, aber ſie dienen doch dazu in einen ſo ſeltenen Geiſt wie den der Frau von Longueville ganz einzudringen und der Neugierde unſerer Zeit eine neue Seite aus der Geſchichte berühmter Frauen des 17. Jahrhunderts darzubieten.

Anne Geneviève de Bourbon war wie geſagt die Tochter der Prinzeſſin von Condé, welche Heinrich IV. den Kopf verdreht hatte, ſodaß er ſie ihrem eiferſüchtigen Gemahle, auf die Gefahr hin Europa in Flammen zu ſetzen, entreißen wollte, wie ein Gerücht ſagte. Die Tochter war ſo ſchön wie die Mutter. Dieſe Schönheit war eine andere als die zur Zeit der Schlacht von Roßbach. Es war die Schönheit wie ſie nur großen Jahrhunderten eigenthümlich iſt. Die Helden von Rocroy und Lens, die Zeitgenoſſen Richelieu's, Descartes' und Corneille's, die energiſchen und etwas derben Männer, welche Ludwig XIV. vorhergingen, hätten ihr Knie nicht vor den Heldinnen Crébillon's zu beugen verſucht. Denn der Grund der wahren Schönheit wie der wahren Tugend und des wahren Genies iſt die Kraft. Verbreitet man über dieſe Kraft einen Himmelsſtrahl, Eleganz, Grazie, Zartheit, ſo wird ſie Schönheit. Ihr Typus iſt die Venus von Milo oder noch beſſer die Pſyche oder Venus von Neapel. Die Frauen Tizian's, ja die Jungfrauen Leonardo's und Rafael's haben Geſichter von unendlicher Zartheit, aber der Leib iſt mächtig und kraftvoll.

Aus Florenz kamen die Künſtler und die Fürſtinnen welche die wahre Schönheit mitbrachten nach Frankreich. Und faſt bis an das Ende des 17. Jahrhunderts dauerte dieſe Schönheit fort. Die ſchönen Frauen begannen mit Charlotte von Montmorency und endeten mit Frau von Montespan. Zwiſchen Beiden liegen die Connétable von Luynes, die Herzogin von Chevreuſe, Frau von Montbazon, Frau von Guémenée, Frau von Chatillon, die Palatine und ſo viele Andere.

Frau von Longueville nahm unter ihnen einen glänzenden Platz ein. Der Embonpoint und ſeine Voetheile fehlten ihr nicht. Ihre Augen waren von dem zarteſten Blau. Ihre Haare, aſchblond und von der größten Feinheit, floſſen in reichen Locken herab, umſäumten das zierliche Oval ihres Geſichts und bedeckten die bewunderungswürdigen, nach damaliger Mode zu ſehr bekleideten Schultern. Hierzu kam eine matte und gedämpfte Weiße und Zartheit, welche die Zeitgenoſſen den Perlenteint nannten. Ihre Sprache war ſehr weich. Ihre Bewegungen bildeten mit dem Geſichtsausdrucke und ihrer Stimme die vollſtändigſte Harmonie. Ihr Hauptreiz aber beſtand in einem ariſtokratiſchen Sichgehenlaſſen, welches unvergleichlich war, wenn auch die Einen es für Hochmuth und die Andern für Trägheit erklärten.

Es iſt dies kein Phantaſiegemälde, ſondern ihre Zeitgenoſſen entwerfen uns daſſelbe. Rochefoucauld, der Cardinal Retz, Frau von Motteville, Fräulein von Vandy, Scudéry, Chapelain, Alle ſtimmen in ihrer Beſchreibung überein.

Ludwig Philipp hatte den glücklichen Gedanken in Verſailles alle Portraits berühmter Perſönlichkeiten Frankreichs zu ſammeln. Man findet darunter auch Frau von Longueville zwiſchen ihren Aeltern. Leider iſt es nur eine Copie von einem durch Ducayer, einen unbekannten Maler, im Jahre 1634 gemalten Portrait. Fräulein von Bourbon war damals erſt 15 Jahre alt, aber man findet in dem Gemälde alle Züge ihrer werdenden Schönheit.

Auf einem andern iſt ſie 27 Jahr alt; daſſelbe rührt aus dem Jahre 1646 her und iſt während der Geſandtſchaft in Münſter von Anſelm van Hull gemalt. Die junge Frau iſt in ihrer vollen entwickelten Schönheit; ſie trägt auch das Perlenhalsband welches ſie nie verließ. Ein Kupferſtich davon befindet ſich in der Sammlung der Bilder welche Hull in Rotterdam 1697 von ſämmtlichen Friedensunterhändlern zu Osnabrück und Münſter gefertigt hatte.

Das Bild welches ſich vor dem erſten Bande des „Grand Cyrus" von Chapelain befindet, datirt aus dem Jahre 1649, wo Frau von Longueville 30 Jahr alt war. Dieſer Stich iſt von Regneſſon, Schwager Nanteuil's, nach Chauveau. Außerdem gibt es noch andere, wenig untereinander verſchiedene Stiche von Moncornet. Endlich enthält das verſailler Muſeum noch ein Portrait der Frau von Longueville von der Hand Mignard's. Sie iſt hier in derſelben Schönheit und Fülle dargeſtellt, wie ſie oben geſchildert wurde. Sie ſitzt mit einem Blumenbouquet in der Hand in einem reichen Hofcoſtume und mit dem Perlenhalsband geſchmückt in einem Alter von nahe an 40 Jahr (1660) da.

Frau von Longueville erhielt die Huldigungen der feinſten Kenner. Retz ſpricht ſich insbeſondere über die Langſamkeit ihrer Manieren aus; Frau von Motteville nennt ſie ſogar träge. Sie hat jedoch Unrecht wenn ſie von ihrer Gelehrſamkeit ſpricht; denn Frau von Longueville war nicht nur nicht gelehrt, ſondern hatte von ihrer Mutter auch nur die gewöhnliche Mädchenerziehung erhalten. Indeſſen hatten allerdings glückliche Anlage und der Umgang mit auserleſener Geſellſchaft

Digitized by Google

ihren Geiſt gebildet. Ein gewiſſer Bridard widmete ihr ſchon in ihrem zwölften Jahre eine tragicomédie pastorale „Uranie", und rühmt in der Vorrede ihren Geiſt.

Der Reiz ihrer Unterhaltung muß etwas ſehr Außerordentliches geweſen ſein, denn er überdauerte ihre Jugend und ihr weltliches Leben. Der janſeniſtiſche Schriftſteller Villefore, dem wir einen „Caractère" der Frau von Longueville verdanken, vergleicht ſie in dieſer Beziehung mit einem der geiſtreichſten und berühmteſten Plauderer des 17. Jahrhunderts, mit Hrn. von Tréville.

Indeß ſind Sprechen und Schreiben zwei weſentlich verſchiedene Dinge, und bei dem Mangel von Studium trat dies an Frau von Longueville ſehr hervor ſobald ſie die Feder ergriff. Seine Gedanken und Gefühle in einer natürlichen Ordnung und in ihren richtigen Nuancen auszudrücken iſt keine Kleinigkeit. Frau von Longueville kannte mit einem Worte die ſchwierige Kunſt zu ſchreiben ebenſo wenig wie die ausgezeichneten Frauen ihrer Zeit. Die ſo bewunderte Angelika Arnaud und Jacqueline Pascal haben trotz ihrer reichen Begabung nur unvollkommene Werke hinterlaſſen. Die geſchichtlichen Zeugniſſe Retz', Boſſuet's und Anderer ſtimmen darin überein daß die Palatine ein ungewöhnlicher Geiſt war; lieſt man jedoch ihre Briefe, ſo findet man ebenſo viel Incorrectheiten im Stil wie in der Orthographie.

Unter den Frauen welche gut ſchreiben pflegt man immer Frau von Sévigné und Frau von Lafayette zu nennen, welche niemals ſchlecht ſchrieben. Allein dabei iſt zu bedenken daß beide Damen um mehre Jahre jünger ſind und die Vortheile des damals ſo reißend ſchnellen Fortſchritts der Sprache und des Geſchmacks für ſich hatten; ſie wurden außerdem ſorgfältig erzogen und wußten daß Das was ſie ſchrieben bald veröffentlicht werden würde.

Frau von Longueville war durch und durch Weib. Man kann ſie deshalb nicht anklagen. In einer Welt wo die Galanterie an der Tagesordnung war, folgte das junge, reizende Geſchöpf, das einen ſchon alten und anderswo gefeſſelten Mann zum Gemahl hatte, dem allgemeinen Beiſpiele. Von Natur liebenswürdig, ſetzte ſie ihr Glück darein geliebt zu werden. Schweſter des großen Condé war ſie nicht unempfindlich gegen den Gedanken, eines Tags eine Rolle zu ſpielen und die allgemeine Aufmerkſamkeit aufſichzuziehen. Allein weit entfernt zu herrſchen, war ſie auch hier ganz Weib und ließ ſich von Dem beherrſchen den ſie liebte. Sie hörte nur auf ihr Herz, nicht auf ihren Vortheil, dies geben ſogar ihre Feinde zu.

Frau von Longueville konnte von der Ergebenheit Coligny's, der um ſie an Frau von Montbazon zu rächen ſein Blut hingab, gerührt werden; ſie lieh den Galanterien des tapfern und geiſtreichen Mioſſens, ſpäter Marſchall d'Albret, ein zerſtreutes Ohr; ſpäter compromittirte ſie ſich ein wenig mit dem Herzog von Nemours, allein ſie liebte niemals eine andere Perſon als Rochefoucauld. Sie opferte ihm Alles, ihre Pflichten, ihre Intereſſen, ihre Ruhe und ihren Ruf. Rochefoucauld warf ſie in die Fronde, und ſie war in ſeinen Händen Nichts als ein heldenmüthiges Werkzeug. Und wie es in der Regel zu geſchehen pflegt, der Mann dem ſie ſich ganz hingab war ihrer nicht ganz würdig. Er hatte viel Verſtand, aber war durch und durch Egoiſt, kleinlich-ehrgeizig, berechnend, der unritterlichſte Mann ſeiner Zeit, obwol er ſtrebte das Gegentheil von alle Dem zu ſcheinen. Als er daher bemerkt hatte daß Frau von Longueville einen Augenblick gewankt und ſich dem Herzog von Nemours etwas zu ſehr genähert hatte, ſo wandte er ſich gegen ſie und verfolgte ſie mit der erbärmlichſten Rache, ſchwärzte ſie bei ihrem Bruder an, deckte ihre Schwächen, denen er ſein Glück verdankte, auf und ließ, als ſie nur noch mit der Ausſühnung ihrer Fehler beſchäftigt war, im Auslande anonyme Memoiren drucken, in denen er ſie erniedrigte, ſodaß Frau von Longueville, als ſie in die wenigen Salons trat welche ſie noch beſuchte, die Geſchichte ihrer Liebſchaften und Fehler von der Hand Desjenigen gezeichnet fand der bei ihrer Vertheidigung hätte ſterben ſollen.

Man darf Frau von Longueville nicht für eine Politikerin halten wie die Palatine. Ihre planloſen Schritte kommen alle auf Rechnung des unruhigen und unbeſtändigen Geiſtes Deſſen den ſie liebte. Rochefoucauld war der Intriguant, der von Partei zu Partei ging, einzig mit ſeinem Vortheile beſchäftigt, und der kein anderes Verdienſt beſaß als einen erfinderiſchen Geiſt und eine glänzende Tapferkeit ohne militairiſches Talent. Rochefoucauld erzählt ſelbſt in dem neuen von Renouard 1817 herausgegebenen Theile ſeiner Memoiren, wie ſeine Verbindung mit Frau von Longueville zuſtandekam. Er wollte ſich an der Königin und an Mazarin rächen und brauchte dazu den Prinzen Condé; um an dieſen zu kommen nahm er die Schweſter. Die zärtliche Liebe ihres Bruders zu Frau von Longueville, ihre enge Verbindung mit ihrer Familie machte ſie geeignet ihn ſelbſt an die Condé'ſche Familie zu feſſeln. Die Herzogin von Nemours, ihre Feindin und Schwägerin (ſie war eine Tochter des Hrn. von Longueville), erzählt dies ſelbſt in ihren Memoiren und wie man ſich gewundert daß Frau von Longueville eine der Erſten war die ſich in die Fronde geworfen, da ſie doch ſo wenig Politikerin geweſen. Sie klagt Rochefoucauld an allein die Urſache davon geweſen zu ſein. Retz und eine der unparteiiſchſten Zeuginnen der damaligen Zeit, Frau von Motteville, ſtimmen ihr bei daß Rochefoucauld nur ſein eigenes Intereſſe und Frau von Longueville nur das Intereſſe Rochefoucauld's ſuchte. Es iſt in der That erſtaunlich was Frau von Longueville wagte um ihm zu dienen. Sie verfolgte das Ziel was er ihr vorſchrieb mit einer unermüdlichen Feſtigkeit durch alle Intriguen.

Lange Zeit war ſie ihm ganz ergeben; auf der Reiſe nach Guyenne, wo ſie dem Herzoge von Nemours begegnete, der damals von Frau von Chatillon ſehr eingenommen war, mochte die Luſt zu gefallen, der Wunſch die Macht ihrer Reize zu zeigen, eine Nebenbuhlerin etwas zu ärgern, die Langeweile und die Ungezwungenheit einer Reiſe ſie leichter angreifbar machen als ſie ſich ſonſt dem jungen und ſchönen Ritter gezeigt hätte. Allein kaum nach Paris zurückgekehrt, vergaß Nemours ſie, beugte ſich wieder vor Frau von Chatillon, und Rochefoucauld ſeinerſeits, dem dieſer Zwiſchenfall gar nicht unerwünſcht geweſen ſein ſoll, brach für immer mit ihr. So ſehr er aber auch hier im Rechte war, ſo durfte er doch nie ein ſo undankbarer Feind werden und Frau von Longueville auf ſo unwürdige Weiſe verfolgen als er that.

Dies war der einzige Fehler den Frau von Longueville beging; ihr ganzes übriges Benehmen in der Fronde wird durch den oben angegebenen Geſichtspunkt erklärt. Niemand in der Fronde benahm ſich übrigens ernſthaft, wie denn die Fronde ſelbſt keine ernſtliche Bedeutung hatte. Sie beſtand aus einer Reihe von Intriguen, die ihren Grund in dem Egoismus, der Eitelkeit, dem Vergnügen und der Galanterie der Theilnehmer hatten. Der Prinz von Condé allein verachtete alle Parteien und wollte eine Macht erringen die mit der königlichen unvereinbar war. Er bediente ſich namentlich der Parlamentsräthe nur ungern, denn wenn das Volk gegen den König aufgehetzt war, Emeuten machte und es ſich nun um wirkliche Reformen und die Zuſammenberufung der Generalſtaaten handelte, ſo wich das Parlament zurück ebenſo wie ſeine Gegner. Die Fronde hat für Frankreich nur einen großen Nutzen gehabt, die Vollendung des Werks Ludwig's XI., Heinrich's IV. und Richelieu's, die Befeſtigung der königlichen Macht; ſonſt war ſie nur ein Zeitvertreib für die Edelleute und die ſchönen Damen.

Es laſſen ſich in dieſem glänzenden Turniere drei Epochen unterſcheiden. Die erſte umfaßt den ſogenannten pariſer Krieg von 1649. Frau von Longueville iſt die Heldin dieſer erſten Scenen, ſie begibt ſich in das Stadthaus, macht einen Waffenplatz gegen den Hof daraus, quartiert ſich ein und gebiert einen Sohn, Karl von Paris. Die zweite iſt die Gefangenneh-

mung der Prinzen Condé, die Flucht der Frau von Longueville und ihr Widerſtand in Stenai, wo ſie ſich mit Turenne einſchließt. Endlich folgt die Befreiung der Prinzen, der ein ziemlich anſehnlicher Krieg folgt und worin der Kampf der Rue St.-Antoine und die Belagerung welche Frau von Longueville in Bordeaux aushält vorkommt. In dieſe beiden letzten Theile der Fronde fallen die von Victor Couſin neugeſammelten Briefe der Frau von Longueville.

Als ſie in Paris die Gefangennehmung ihrer beiden Brüder und ihres Gemahls erfuhr, entfloh ſie in der Kutſche der Prinzeſſin Palatine und ging in die Normandie in das Gouvernement ihres Mannes, um die ganze Provinz zu inſurgiren. Dies mislang. Kaum konnte ſie mit wenigen Edelleuten durch ein unbewachtes Thor von Dieppe entfliehen. Sie ging zwei Lieues zu Fuß um einen kleinen Hafen zu erreichen, wo ſie nur zwei Fiſcherboote fand. Sie ſtieg gegen den Rath der Matroſen ein, fiel ins Meer, wäre beinahe ertrunken, nahm gerettet Pferde, ſetzte ſich mit ihren Frauen hinten auf und reiſte auf dieſe Weiſe die ganze Nacht und 14 weitere Tage fort, bis ſie ſich in Havre in einem engliſchen Fahrzeug einſchiffen konnte, das ſie nach Rotterdam brachte. Sie ging durch Flandern nach Stenai zu Turenne und hielt ſich mit dieſem bis zur Befreiung der Prinzen.

Sie war die Seele der Partei, Turenne der Arm. Von den Wällen von Stenai hielt ſie ganz Frankreich in Athem, correſpondirte, ermuthigte ihre Freunde und Anhänger und zeigte eine unerſchütterliche Standhaftigkeit.

Während dem ſtarb 1650 ihre Tochter von vier Jahren und bald folgte auch ihre Mutter nach, welche der Gram um Frau von Longueville niedergedrückt hatte. Getroffen von dieſem doppelten Schlage, ſuchte ſie bei den Karmeliterinnen Troſt; ihr Brief den ſie über den Tod ihrer Mutter an die Mutter Priorin nach Paris ſchrieb, zeigt den tiefen Schmerz den ſie empfand.

Sie vergaß dabei jedoch nicht ihre Aufgabe und bewies den Muth, die Feſtigkeit und Unerſchütterlichkeit eines Parteihaupts. Ihre Briefe an Lenet, den Hauptagenten ihres Bruders, welche Couſin uns mittheilt, zeugen von ihrer unermüdlichen Thätigkeit.

Als der Prinz von Condé ſich mit dem Hofe auf eine zeitlang verſöhnt hatte und freigelaſſen worden war, ſtürzte er ſich von neuem in den Bürgerkrieg und machte Bordeaux zum Hauptplatze der Inſurrection. Er berief ſeinen Bruder und Frau von Longueville auch dahin, und auf dieſer Reiſe nach Guyenne war es wo der Herzog von Nemours ſie begleitete. Die Armee der Fronde, von ungeſchickten Generalen geleitet, lief damals Gefahr von den Königlichen unter Hocquincourt und Turenne geſchlagen zu werden. Condé eilte daher heimlich durch Frankreich zu den Truppen und ſtellte das Gleichgewicht wieder her. In Bordeaux ließ er den Prinzen Conti und Frau von Longueville mit ſeinen zwei Vertrauten, Marſin für den Krieg und Lenet für das Innere und die Diplomatie. Conti war nur des Ausſehens wegen da; Frau von Longueville war mit den beiden Räthen die Seele des Ganzen, ohne dabei die Damen und die ſchönen Künſte zu vergeſſen, wie ihre Briefe es zeigen. Sie unterhielt eine Correſpondenz mit Fräulein von Rambouillet, der berühmten Julie d'Angennes, mit Chapelain und Scudéry.

Frau von Longueville verfehlte auch die Gelegenheit nicht, die Intriguanten jener Zeit ſich zu verbinden. Sie ſchrieb an jenen Bouthillier, Grafen von Chavigny, der, um ſich im Miniſterium zu erhalten, nacheinander alle Parteien verrathen, für den Prinzen Condé aber noch eine gewiſſe Zuneigung bewahrt hatte.

Unter den ehrenwertheſten und kräftigſten Anhängern Condé's befand ſich Ludwig von Rochechouard, Graf von Maure, in Bordeaux, ein Sonderling, aber ein tapferer und fähiger Mann. Frau von Longueville ſchrieb an ſeine Gemahlin, die in Paris geblieben war und dort viele Verbindungen hatte. Sie lud ſie ein nach Bordeaux zu kommen und ſandte ihr ihr Portrait, wie man aus einem kleinen Billet der Gräfin Maure erſieht. Dieſelbe iſt ſehr dankbar für dieſe Aufmerkſamkeit und erbietet ſich, da ſie nicht nach Bordeaux kommen kann, ihr in Paris dienen zu wollen.

Eine Anzahl Briefe an Lenet über den Gang der Geſchäfte geben Aufſchluß über die Thätigkeit und die Lebensweiſe der Frau von Longueville; andere zeigen ihre Heiterkeit, ihre Zutraulichkeit und Kühnheit. Trotz der Ausgelaſſenheit die ſich in manchen derſelben kundgibt, ward Frau von Longueville doch von Sorgen beſtürmt. Die Feinde der Fronde mehrten und ſtärkten ſich in Bordeaux. Sie mußte um ſie zu unterdrücken dem niedern Volke ſchmeicheln, welches nicht leicht zu leiten war. Spaltung trat im Innern der Partei ſelbſt ein. Man ſchlug Placate voll Beleidigungen gegen ihre Perſon an, und ihre Sorge war daß dieſe nach Paris kommen möchten. In den Papieren Lenet's findet ſich ein ſolches.

Man könnte ſich wundern daß Frau von Longueville über dergleichen Beleidigungen ſich ſo erzürnte, da ſie doch früher in Paris noch viel ärgere Pamphlete hatte ertragen müſſen. Der Grund davon liegt jedoch darin daß ſie damals liebte und geliebt wurde. Rochefoucauld hatte ſie jetzt verlaſſen und der Herzog von Nemours ſchien nur mit ihr geſpielt zu haben. Es bemächtigte ſich ihrer allmälig eine Abneigung gegen alle Geſchäfte. Seit dem Jahre 1653 zeigen ihre Briefe wie überdrüſſig ſie des Kriegs war. Sie wußte daß ihr Bruder, der Prinz Conti, mit dem Hofe unterhandelte. Lenet rieth ihr ein Gleiches zu thun. Die Fronde hatte ihr Ende erreicht, Alles wandte ſich dem königlichen Anſehen zu. Frau von Longueville ließ ihre Freunde Lenet, Frau de Sablé und die Palatine für ſich arbeiten. Sie war abgeſpannt und ſehnte ſich nach Ruhe. Alle ihre Briefe zeugen dafür. Zu Ende des Jahres 1653 verließ ſie Bordeaux und zog ſich auf ein Landgut ihres Gemahls in Anjou zurück, wo ſie den Abbé Teſtu, jenen galanten Weltprieſter, fand. Gleichwol war ihr Stolz keineswegs gebrochen. Sie wollte keine Amneſtie, ſondern die Ungnade ihres Bruders theilen und wies eine Heirath ihres andern Bruders, des Prinzen Conti, mit einer Nichte Mazarin's zurück.

Man konnte Frau von Longueville nicht ſobald nach Paris zurücklaſſen, obwol ſie in dem Kloſter der Karmeliterinnen in der Rue St.-Jacques einen Zufluchtsort zu finden wünſchte; ſie ging daher nach Moulins zu ihrer Tante, der Gemahlin jenes Herzogs von Montmorency, den Richelieu in Toulouſe hatte köpfen laſſen. Seine Witwe hatte ſich in ein Kloſter in Moulins zurückgezogen. Frau von Longueville unterhielt von da aus ihre weltliche Correſpondenz und ſuchte namentlich die ihr gefährlichen Einflüſſe der Frau von Chotillon, der Geliebten des Prinzen Condé, und Rochefoucauld's bei ihrem Bruder zu beſeitigen.

Sie blieb zehn Monate in Moulins. Dieſer heilige Aufenthalt, das Leben daſelbſt, das Beiſpiel und die Unterhaltung ihrer Tante, die Briefe ihrer Freundinnen, der Karmeliterinnen zu Paris, und auch die übeln Nachrichten, die ihr von allen Seiten zukamen, machten einen tiefen Eindruck auf ſie, ſodaß von dieſer Zeit an ſie beſchloß ihrem frühern Leben zu entſagen.

Frau von Longueville war damals 35 Jahre alt und in der Blüte ihrer Schönheit, als ſie unwiderruflich allen weltlichen Neigungen für immer entſagte. Das Erſte was ſie that war die Rückkehr zu ihrem Manne, von dem ſie viele Jahre getrennt gelebt hatte. Sie begleitete ihn in ſein Gouvernement in die Normandie und unternahm es ihn glücklich zu machen. Es ſpricht ſich dies in einem Briefe an Lenet vom 3. September 1654 aus, welcher die Sammlung Couſin's beſchließt.

Von da ab beginnt zugleich die letzte Periode in dem Leben der Frau von Longueville, die Periode der Reue und Sühne ihrer Vergangenheit. 16.

Niebuhr und die Philologie.

Unter den Deutſchen im Allgemeinen, beſonders aber unter den Gelehrten in Deutſchland und namentlich wol unter den Philologen, die theilweiſe von einem ſo zünftig-einſeitigen und eingebildeten Kaſtengeiſt ſich beherrſchen laſſen daß man auf ſie das bekannte Wort Schiller's von den Schauſpielern parodirend anwenden kann: „Zu allen Zeiten wo die Philologie gefallen, iſt ſie durch die Philologen gefallen!“ gibt es Viele die den bekannten Staatsmann und Hiſtoriker Niebuhr nicht für einen Philologen gehalten wiſſen wollen, etwa ebenſo wie Leſſing von ſich ſelbſt ſagte daß er kein Dichter ſei. Und doch iſt es unleugbar daß Niebuhr über die Philologie und die philologiſchen Studien, über die Bedeutung des claſſiſchen Alterthums für unſere Zeit in einem Grade richtige Anſichten hatte, wie man ſie bei einem eingefleiſchten Philologen nicht findet, der alles Heil nur innerhalb der engen Grenzen der Buchſtabenweisheit ſucht und findet. Von dieſem Niebuhr gibt es ein höchſt intereſſantes Actenſtück, allerdings aus einer Zeit in der wir Deutſchen auf einem nunmehr freilich längſt überwundenen politiſchen Standpunkte uns befanden, aus welchem wir aber deſſenungeachtet noch immer gar Manches lernen können und auf das wir hier gelegentlich aufmerkſammachen wollen. Wir meinen nämlich: „Demoſthenis erſte philippiſche Rede. Im Auszug überſetzt“, die, von Niebuhr herrührend, mit einem Vorworte deſſelben aus dem December 1830, alſo kurz vor ſeinem Tode, in einem neuen Abdrucke bei Friedrich Perthes in Hamburg 1831 erſchien. Nach der Mittheilung in dieſem Vorworte hatte Niebuhr jene Rede des Demoſthenes nach dem Unglücke von Ulm im November 1805 geſchrieben und ſie dem Kaiſer Alexander gewidmet. Die Umſtände — die Schlacht bei Auſterlitz und ihre Folgen — hatten die Abſichten Niebuhr's damals vereitelt; allein im Jahre 1830 fand er ſich veranlaßt jenen neuen Abdruck veranſtalten zu laſſen, indem er der Meinung war, daß „Demoſthenes Vieles in ſeiner Rede geſprochen habe was eine andere ſchwer gefährdete Zeit für ſich vernehmen, woran ſie ſich erbauen und wodurch ſie ſich belehren ſollte“. Daß er hierbei im Jahre 1805 nur an Napoleon denken konnte und dachte, iſt wol unzweifelhaft; ob er aber im Jahre 1830 an Rußland gedacht habe, wie Manche meinen wollen, dürfte mindeſtens mehr als zweifelhaft ſein. „Wenn“, fährt dagegen Niebuhr fort, „das nicht geſchieht und eine andere ſchwer gefährdete Zeit aus Demoſthenes Nichts für ſich vernehmen, daran ſich nicht erbauen und dadurch ſich nicht belehren ſollte, ſo haben wir in dieſem Jahrhunderte die philologiſchen Studien nutzlos ausgebreitet, und die Vervielfältigung der Claſſiker in Hunderttauſenden von Exemplaren klagt unſere Zeit nur an daß was ſie ſchafft ganz äußerlich bleibt.“ Wir wollen uns dies ebenſo wahre und ernſte als gutgemeinte Wort in Deutſchland auch noch im Jahre 1852 geſagt ſein laſſen und es beherzigen, damit es uns nicht ergehe wie es den Hellenen dem Philipp von Macedonien gegenüber ergangen iſt, die trotz der ernſten und wiederholten Warnungen und Ermahnungen des Demoſthenes „mit Entſetzen aus dem Traume erwachten; die Geſchichte beklagt auch ſie die neben den Athenienſern bei Chäronea fielen: aber ihre Schuld iſt nicht gehoben, durch ſie iſt Griechenland untergegangen, das Deutſchland des Alterthums“. *) 23.

*) Inwiefern Niebuhr dies ſagen und eine Aehnlichkeit, eine Verwandtſchaft Griechenlands mit Deutſchland annehmen konnte, wird von Herbſt in ſeinem höchſt anziehenden und lehrreichen Buche: „Das claſſiſche Alterthum in der Gegenwart“ (Leipzig 1852), S. 119 fg., in einigen Hauptumriſſen anſchaulich auseinandergeſetzt.

Notizen.

Ein Beiſpiel weiblicher Bibliomanie.

Im vergangenen Jahre ſtarb, wie das „Bulletin du bibliophile belge“ erzählt, in Lüttich im vorgerückten Alter die Witwe Huet, eine Bücherliebhaberin ganz eigener Art. Sie litt an der Monomanie weniger der Bücher als vielmehr des bedruckten Papiers. Mehr denn dreißig Jahre hatte ſich dieſe Dame bei allen Bücherauctionen in der Provinz regelmäßig eingeſtellt, Alles ohne Unterſchied, gleichviel ob beſchmuzt oder unvollſtändig, was nur nicht über den Papierwerth hinaus zugeſchlagen wurde, aufgekauft und in ihrem großen Hauſe in der Straße Table de pierre in Lüttich angeſammelt. Acht geräumige Zimmer waren auf dieſe Weiſe vom Boden bis zur Decke nach und nach gefüllt worden. Außerdem hatte die Dame noch eine kleine verſchloſſene Kammer, zu der Niemand während Lebzeiten der Beſitzerin den Zutritt erlangte, alſo eine Art Hölle, wie in der pariſer Nationalbibliothek derjenige Raum genannt wird, wo die der Anſicht und Lecture des Publicums nicht zugänglichen Bücher aufbewahrt werden. Man kann ſich wol denken, daß die Neugierde Derer die nach dem Tode der Witwe zuerſt dieſe Hölle betraten nach deren Inhalte nicht gering geweſen ſein mag. Hatten ſie jedoch irgend welche Merkwürdigkeiten darin zu finden erwartet, ſo ſahen ſie ſich in dieſen ihren Erwartungen durchaus getäuſcht: ſie fanden Nichts weiter als einige Hundert Exemplare von vier der ſchamloſeſten Preßerzeugniſſe aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die ein lütticher Buchdrucker B.........., die revolutionnaire Zügelloſigkeit ſeiner Zeit benutzend, unter erdichtetem Namen des Verlagsorts und Verlegers heimlich dem Drucke übergeben und in einem im Auguſt 1793 erſchienenen Kataloge zum Verkaufe ausgeboten gehabt hatte. Es waren dies: „Académie des Dames“; „Thérèse philosophe, ou mémoires pour servir à l'histoire de Dirrag et de Mlle. Cradice“; „La fille de joie, ou mémoires de Miss Fanny“; „Histoire de Gouberdom, portier des Chartreux“. Die Erben der Witwe haben in einer Anwandlung ehrenhaften Schamgefühls, wennſchon nicht im Intereſſe der Bibliophilie, die ſämmtlichen vorgefundenen Exemplare vernichtet. 75.

Die Etymologie der Bezeichnung cicisbeo.

Der Ausdruck chichisveo iſt ſpaniſcher Abkunft und entſprang ſpottweiſe von chicha (Kinderſpeiſe). Während der Herrſchaft der Philippe kam er von der Pyrenäiſchen auf die Italieniſche Halbinſel, wo er als cicisbeo figurirt. Der Träger dieſes Namens iſt nicht ſo häufig zu Madrid als man glaubt, ſo wenig als die Dueña (ältere Verwandte oder Dienerin) unvermeidlicher für junge Damen als in andern Ländern bei ähnlichen Fällen, und keineswegs mehr oder minder verderbt wie da, wenn man ſchon z. B. auf der Alameda zu Cadiz mehr Coquetterie antrifft als auf irgend einem Spaziergange Europas, Paris mit einbegriffen. Merkwürdige Thatſache bleibt daß die ſpaniſche Sprache kein dieſer Bezeichnung genügendes Wort beſitzt. Offene Argloſigkeit iſt zweifelsohne Charakterzug der Töchter dieſes blauen Himmels. Die Benennung, welche dem Worte coquette hier noch am nächſten kommt, iſt galanceta (Putznärrchen). Das Wort coqueta trifft man wol, doch gehört es ausſchließlich zu dem aragoneſiſchen Dialekt und bedeutet — ſonderbar genug — Schlag auf die flache Hand mit der Ferüle, einem hölzernen Strafinſtrument in Form einer Kelle, welches in den Schulen Spaniens und Frankreichs gebräuchlich. 12.

Bibliographie.

Airy, G. B., Sechs Vorleſungen über Aſtronomie. Gehalten in den Verſammlungen der Freunde des Ipswich-Muſeums. Aus dem Engliſchen von H. Sebald. Mit 7 Figurentafeln. Berlin, Beſſer. 8. 1 Thlr.

Anzenberger, J., Thatſachen aus dem Leben Chriſti. Dogmatiſch dargeſtellt. Landshut, Krüll. Gr. 8. 8 Ngr.

Bachmann, J. A., Volksgeſchichten aus den Bergen. Wien, Stöckholzer v. Hirſchfeld. 32. 15 Ngr.

Binterim, A. J., Die jüngste öffentliche Vorlesung des Hrn. J. W. J. Braun: Die Sage von den geborenen Kardinälen der kölnischen, trier'schen und magdeburgischen Kirche, vor dem Forum der Wahrheit und Wissenschaft. Mit mehreren noch ungedruckten, die kölnische Kirche betreffenden Urkunden. Köln, Heberle. Gr. 8. 12½ Ngr.

Breier, E., Die Geheimniſſe von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 1ſte Abtheilung. Vier Bände. — A. u. d. T.: Die Ritter vom Griff. Vier Bände. 2te Auflage. Wien, Jasper Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

— — Daſſelbe. 2te Abtheilung. Vier Bände. — A. u. d. T.: Ein Mann aus der Vorſtadt. Roman in vier Bänden. Ebendaſelbſt. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

— — Drei Schlöſſer. Hiſtoriſch-romantiſche Bilder aus Ungarns Vorzeit. Drei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirſchfeld. 32. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diemer, J., Kleine Beiträge zur ältern deutschen Sprache und Literatur. 1ster Theil. Wien. 1851. Lex.-8. 20 Ngr.

Dieringer, F. X., Dogmatiſche Erörterungen mit einem Güntherianer. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 5 Ngr.

Effner, M., Geſchichte der katholiſchen Pfarrei Grünberg in Niederſchleſien von ihrer Gründung bis zum Jahre 1840 mit Rückſicht auf Superintendent D. Wolff's Geſchichte der evangeliſchen Stadt- und Land-Gemeinde Grünberg und einige ſeiner Flugſchriften. Mit zwei Anſichten der Pfarrkirche von Grünberg. Grünberg, Weiß. 8. 1 Thlr.

Fülleborn, F. L., Die wiſſenſchaftliche Grundlage der Medicin. Berlin, C. Heymann. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Görwitz, H., Das Mädchen vom Kuban. Roman aus dem ruſſiſchen Volksleben. Vier Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 4 Thlr.

Hahn, W., Kunersdorf am 12. Auguſt 1759. Mit 1 Titelbilde und 4 Plänen. Berlin, Decker. Gr. 8. 18 Ngr.

Hauck, Tagebuchblätter. Berlin, Nauck u. Comp. Gr. 16. 10 Ngr.

James, G. P. R., und Maunsell B. Field, Adrian oder die Wolken des Geiſtes. Ein Roman. Aus dem Engliſchen überſetzt von E. Suſemihl. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Keerl, P. F., Die Apokryphen des alten Teſtaments. Ein Zeugniß wider dieſelben auf Grund des Wortes Gottes. Erſte gekrönte Preisſchrift in Folge des Aufrufs vom „Verwaltungsrath des Vereins für innere Miſſion, Augsburgiſchen Bekenntniſſes, im Großherzogthum Baden". Mit dem Bericht der Preisrichter. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. Gr. 8. 18 Ngr.

Kukuljević Sakcinski, I., Leben des G. Julius Clovio. Ein Beitrag zur slawischen Kunstgeschichte. Aus dem Ilirischen übersetzt von M. P. Agram, Suppan. Gr. 8. 20 Ngr.

Lebensbilder aus den letzten Jahrzehnten des deutſchen Kaiſerreiches. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Franz Ludwig v. Erthal, Fürſtbiſchof von Bamberg und Würzburg, Herzog zu Franken, von 1779—1795. Ein Lebensbild ꝛc. von Bernhard. Tübingen, Laupp. 8. 25 Ngr.

Linde, P. A., Der Frankenherzog Rictiovarus und die Trevirer Märtyrer. Trier. 8. 10 Ngr.

Marchant, J., Die Lehre der katholiſchen Kirche. Zunächſt ein Handbuch für den Prieſter in der Seelſorge und dann ein Lehrbuch für jeden gebildeten Chriſten, nach den Anfoderungen der Zeit neu bearbeitet und vermehrt von N. Mayerhöfer. 1ſter Theil. — A. u. d. T.: Der chriſtliche Glaube. Sulzbach, v. Seidel. Lex.-8. 2 Thlr.

Münch-Bellinghausen, Frhr. E. v., Ueber die älteren Sammlungen spanischer Dramen. Wien. 4. 1 Thlr.

Richmond, L., Das Milchmädchen, der bekehrte Neger und das Dorfmädchen. Drei wahre Geſchichten. Nebſt einem kurzen Lebensabriß des Verfaſſers. Neu-York. 8. 20 Ngr.

Ross, L., Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Eine archaeologisch-topographische Abhandlung. Umgearbeitet und erweitert aus dem Griechischen. Mit 1 Plane des Marktes. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 24 Ngr.

Schadeberg, J., Skizzen über den Kulturzuſtand des Regierungsbezirks Merſeburg. 1ſte Abtheilung. Halle, G. Schwetſchke. Gr. 8. 20 Ngr.

Schenkel, D., Das Princip des Proteſtantismus. Mit beſonderer Berückſichtigung der neueſten hierüber geführten Verhandlungen. Schlußabhandlung zu der Schrift des Verfaſſers über das „Weſen des Proteſtantismus". Schaffhauſen, Brodtmann. Lex.-8. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der letzte Feldzug und der Heldentod des Herzogs Friedrich Wilhelm zu Braunſchweig-Lüneburg im Jahre 1815. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 22½ Ngr.

Steinhauſen, J. H., Lilien und Roſen. Gedichte. Köln, Bachem. 12. 20 Ngr.

Tafel, J. F. J., Die Hauptwahrheiten der Religion, oder Stunden des Nachdenkens über die letzten Gründe der Religionswahrheiten. 1ſter Theil. 1ſte Abtheilung. Tübingen, Verlags-Expedition. Gr. 8. 17½ Ngr.

Unger, F., Die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer historischen Bedeutung. Wien. 1851. Fol. 1 Thlr.

Voigt, J., Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. Zwei Bände. Mit 1 Titelbilde. Berlin, Decker. Gr. 8. 4 Thlr.

Was unſre deutſchen Dichter ſangen. Dichterwald für deutſche Frauen. Von E. Kauffer. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1 Thlr.

Werne, F., Reiſe durch Sennaar nach Mandera, Naſub, Cheli im Lande zwiſchen dem blauen Nil und dem Atbara. Mit 1 Karte und 2 Abbildungen. Berlin, Beſſer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wideck, J., Neue Reiſen in den Mond, nach verſchiedenen Sternen, in die Sonne und das himmliſche Paradies, oder Geſchichte eines prophetiſch-ſomnambülen Knaben in Delſe bei Striegau in Schleſien. Nebſt Aufſchlüſſen über die wichtigſten Räthſel des Lebens in ſeinen Beziehungen zur Geiſterwelt. Ein Beitrag zur Geſchichte des pſychiſchen Magnetismus. Neue Ausgabe. Breslau, Kern. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Döllinger, J., Pflicht und Recht der Kirche gegen Verſtorbene eines fremden Bekenntniſſes. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hagendorff, H., Conſtitution oder Monarchie? Ein offenes Wort an den Bürger und Landmann. Berlin, Lindow. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hüſer, J. A., Weg mit dem Branntwein! Rede gehalten bei Gelegenheit der Stiftung eines Mäßigkeits-Vereins. Soeſt, Naſſe. 8. 2½ Ngr.

Tafel, L., Staat und Chriſtenthum oder ein Verſöhnungsverſuch in den religiöſen, politiſchen und ſozialen Kämpfen unſerer Zeit. Tübingen, Buchhandlung Zu-Guttenberg. Gr. 8. 3 Ngr.

Tholuck, A., Worauf ruht ſeinem letzten Grunde nach der Glaube der Chriſten? Predigt über 1. Corinth. 2, 1—6 im akademiſchen Gottesdienſte der Univerſität Halle gehalten. Halle, Mühlmann. 8. 2½ Ngr.

Die Zollconferenz zu Berlin, die preußiſche Erklärung vom 7. Juni und die deutſche Zolleinigung. Leipzig, Keramelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

// Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXVI.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

einundvierzigſte und zweiundvierzigſte Heft,

Bogen **1—12** des ſechſten Bandes.

Femgerichte — Frankreich.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

In **J. C. Hinrichs**'ſchen Verlage zu **Leipzig** ſind erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atlanten und Schriften zur Förderung des Unterrichtes und der Selbſtbelehrung in der Erdkunde von

Dr. Karl Vogel,

Director der Real- und Bürgerſchulen zu Leipzig.

Schulatlas der neueren Erdkunde.
Mit Randzeichnungen.

Für Gymnasien und Bürgerschulen nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichtes bearbeitet und erläutert.

Siebente verbesserte Auflage in 16 Blättern.

Gr. 4. 1851. Cart. 1 Thlr. 5 Ngr. Geb. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Kleiner Schulatlas

der reinen Elementargeographie.

Mit Randzeichnungen; in 6 Blättern.

Gr. 4. Geh. 15 Ngr.

Ueber Idee, Ausführung und Benutzung des Schulatlas, nebſt Erklärung der Randzeichnungen.
Ein Hülfsbuch für Lehrer und Schüler.

Zweite Auflage. 8. Cart. 10 Ngr.

Handbuch zur Belebung geographiſcher Wiſſenſchaft für Lehrer und Gebildete überhaupt.

Drei Theile. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

I. Theil: **Naturbilder.** 3te ſehr verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1852. 1 Thlr. 15 Ngr.
II. Theil: **Geſchichtsbilder.** 1 Thlr. 22½ Ngr.
III. Theil: **Geographiſche Landſchaftsbilder.** 1851. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Allgemeine Geschichtstabelle

auf geographischem Grunde.

8 Blätter Folio. 2 Thlr. 20 Ngr. Aufgezogen 4 Thlr. 10 Ngr.

Netz-Atlas

zum Kartenzeichnen für Schulen.

6 Blätter auf Wachspapier.

Preis complet in Carton: 12 Ngr. — Einzelne Blätter: 2½ Ngr.

Inhalt: Europa, Asien, Afrika, Nord- und Süd-Amerika, Deutschland. Supplement Nr. 7. Königreich Sachsen. 2½ Ngr.

In **Miniatur-Ausgabe** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Korſar. Erzählung von **Lord Byron.** Aus dem Engliſchen überſetzt von **Friederike Friedmann.** Gebunden. 20 Ngr.

Dieſe Ueberſetzung iſt gleichſam eine dem deutſchen Publicum vorgelegte Probe, deren günſtige Aufnahme die Dichterin zu weitern Ueberſetzungen Byron'ſcher Dichtungen ermuthigen würde. Ob ſie auf eine ſolche rechnen darf, mag z. B. folgende Recenſion der „Grenzboten" (1852, Nr. 8) zeigen: „Die vorliegende Ueberſetzung des «Korſar», mit dem der jugendliche Dichter einſt die Herzen der Mitwelt im Sturm eroberte, kann unſern beſten Ueberſetzungen an die Seite geſtellt werden. Dies ſcheint freilich eine gewagte Behauptung, aber man leſe ſie und vergleiche — Referent hat es von Anfang bis zu Ende gethan — das Original... Die verzehrende Glut, die düſtere Melancholie, die zarte Empfindung des Byron'ſchen Gedichts ſind in bewunderungswürdigem Grade wiedergegeben."

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **E. H. Gummi** in Ansbach iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

G e d i ch t e

von

Georg Scheurlin.

Zweite mit der Widmung an Ihre Majeſtät die Königin Marie von Baiern vermehrte Ausgabe.

Preis elegant gebunden 1 Thlr. 10 Ngr., oder 2 Fl. 12 Kr. Rhein. Broſch. 1 Thlr., oder 1 Fl. 36 Kr. Rhein.

Die äußerſt günſtige Aufnahme, welche die Gedichte des Herrn Scheurlin gefunden haben, indem ſie von unparteiiſchen Kritikern neben die Leiſtungen eines Nikolaus Lenau und über die des Herrn von Redwitz geſtellt wurden, machten dieſe zweite Ausgabe nothwendig, da Ihre Majeſtät nach dem Erſcheinen der erſten Ausgabe noch die Widmung angenommen hat.

In der **Hurter'ſchen Buchhandlung** in Schaffhauſen erſchien ſoeben:

Der dreißigjährige Krieg, vom militäriſchen Standpunkte aus beleuchtet. Nach größtentheils archivariſchen und ſonſtigen noch unbenützten Quellen bearbeitet von **Carl Du Jarrys, Freiherrn von La Roche.** Dritter (letzter) Band. Mit ſechs Schlachtplänen. Eleg. geh. 2 Thlr. 13 Ngr., oder 4 Fl. Rhein. Preis des completen Werkes in drei Bänden: 5 Thlr., oder 8 Fl. 24 Kr. Rhein.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Religiöſe Reden und Betrachtungen

für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen.

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Gersdorf's „Repertorium" (1851, Nr. 18) ſagt über dieſe Schrift, als deren Verfaſſer jetzt Profeſſor Dr. M. Carrière in Gießen genannt werden kann: „Man wird nicht Unrecht behalten, wenn man dieſe treffliche Schrift, die ein recht ausgebreitetes Publicum zu finden verdient, mit Schleiermacher's «Reden über die Religion» und Fichte's «Reden an die deutſche Nation» paralleliſirt und ihnen, wie dieſen ihren Vorgängern, einen heilſamen Einfluß auf die Erhebung unſerer Zeitgenoſſen zutraut. Denn ſie faßt wie in einem Spiegel mit Geiſt und Kraft die Ergebniſſe der bisherigen wiſſenſchaftlichen Entwickelung zuſammen, und was ſich im Gebiete des Gedankens, der Naturforſchung, der Geſchichtserkenntniß, der Kunſt, des Staats und der Kirche zu wahrem Gottesdienſte herausgeſtellt hat, zeigt ſie als ein Gegengift gegen den Mammonismus der Zeit auf, der ſich aus der Lehre eines weſenloſen Gottes und einer gottentleerten Natur folgerichtig gebildet hat."

Bei **F. C. W. Vogel** in Leipzig erschien soeben:

Kirchner, Dr. C., Rector in Schulpforte, **Hodegetik** oder Wegweiser zur Universität für Studirende. Gr. 8. Broschirt. Preis 24 Ngr.

(Diese Schrift kann angehenden Studirenden nicht genug anempfohlen werden.)

Neue Unterhaltungsliteratur

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Althaus (E.) (Emile d'Eſtrées), Leid und Luſt. Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 24 Ngr.

Arthalis, Die letzten Blüten. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Carrara. Ein hiſtoriſcher Roman aus Paduas Vorzeit. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Goltz (B.), Ein Jugendleben. Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen. Drei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Gutzkow (K.), Die Ritter vom Geiſte. Roman in neun Büchern. Zweite Auflage. Neun Bände. 8. Geh. 11 Thlr.

Kühne (F. G.), Deutſche Männer und Frauen. Eine Galerie von Charakteren. 8. Geh. 2 Thlr.

Menzel (W.), Furore. Geſchichte eines Mönchs und einer Nonne aus dem Dreißigjährigen Kriege. Ein Roman. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Italieniſcher Novellenſchatz. Ausgewählt und überſetzt von Prof. **Adelbert Keller.** Sechs Theile. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten. Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwediſchen. Erſter bis vierter Theil. 12. Geh. 6 Thlr.

Prutz (R.), Das Engelchen. Roman. Drei Theile. 12. Geh. 5 Thlr.

——————, **Felix.** Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Rank (J.), Aus dem Böhmerwalde. Bilder und Erzählungen aus dem Volksleben. Erſte Geſammtausgabe. Drei Bände. 12. Geh. 5 Thlr.

Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographiſch-kritiſchen Einleitungen von **W. Wolfſohn.** Drei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Scharffenberg (S.), Launen und Spiele des Schickſals. Eine Erzählung nach wahren Begebenheiten. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schücking (L.), Der Bauernfürſt. Roman. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Talvj, Heloiſe. Eine Erzählung. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Uhl (F.), An der Theiß. Stillleben. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wille (Eliza, geb. Sloman), Felicitas. Ein Roman. Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 11. September 1852.

Inhalt.

Giorgio Vaſari. Seine neueſten Herausgeber und ſeine Ueberſetzer. Von **A. von Reumont.** — Georg Forſter. Von **A. Zeiſing.** — Irrwege eines jungen Dichters. Nebſt einem Anhange von Gedichten. Von Hermann Hoelty. — Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener oder vergeſſener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von Friedrich Bülau. Dritter Band. — Der ſociale Roman in England. II. — **Notizen, Bibliographie.**

Giorgio Vaſari.

Seine neueſten Herausgeber und ſeine Ueberſetzer.

Drei Jahrhunderte ſind vergangen, ſeit die erſte Ausgabe der „Vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti" bei dem aus Flandern ſtammenden Buchdrucker Lorenzo Torrentino erſchien, der ſich unter der Regierung Herzog Cosmus' I. von Medici im Jahre 1546 in Florenz niedergelaſſen hatte und deſſen ſchöne und correcte Ausgaben es verdienten daß der fleißige Kanonikus Domenico Moreni 1819 Annalen ſeiner Typographie bekannt machte. Giorgio Vaſari war 38 Jahre alt als dieſe erſte Ausgabe erſchien. Schon 1547 war das Buch großentheils vollendet, dann ging es durch die Hände der beiden Olivetaner Don Gian Maria Fattani und Don Mino Pitti. Siebzehn Jahre ſpäter trat der zweite Druck ans Licht, welchen die bekannten Giunti beſorgten. Wer ſich mit der Geſchichte Vaſari's und ſeines Buchs beſchäftigt hat, weiß wie viele Veränderungen, Weglaſſungen, Zuſätze vorgenommen wurden und wer dabei außer dem Verfaſſer hauptſächlich Hand anlegte. Vaſari ſtarb 1574, als er die Uffizien baute und die florentiner Domkuppel ausmalte. Achtzig Jahre lang begnügte man ſich mit der Giuntina, dann folgte 1647 die bologneſer Ausgabe, die keinen kritiſchen Werth hat, und 112 Jahre darauf die ſchöne römiſche, welche der kunſtliebende und gelehrte Florentiner Monſignor Giovanni Bottari beſorgte. Dieſe brach den kritiſchen Ausgaben Bahn, und es folgten raſch nacheinander die Livorno-florentiner und die ſieneſiſche des bekannten Pater Della Valle, des fleißigen, aber oft verworrenen und nicht immer zuverläſſigen Verfaſſers der „Lettere senesi" und der „Storia del duomo d'Orvieto". So lieferte das letzte Jahrhundert drei Ausgaben. Im gegenwärtigen wurde die Della Valle'ſche in Mailand nachgedruckt; ein in Florenz etablirter franzöſiſcher Bibliograph St.-Audin veranſtaltete eine neue Edition ohne Anmerkungen, aber mit Hinzufügung der kleinen Schriften, welche dem venetianiſchen Druck von G. Antonelli, der überdies kurze Noten bringt, zugrundegelegt wurde. Eine ſogenannte ökonomiſche Ausgabe in Einem Bande beſorgte N. Bettoni in Mailand. In den Jahren 1832—38 erſchien die florentiniſche von D. Paſſigli, durch G. Montani und nach deſſen frühem Tode durch G. Maſſelli mit Anmerkungen verſehen. Durch letztere, welche gleichfalls die kleinen Schriften, nämlich die weitſchweifige Beſchreibung des Feſtapparats bei der Vermählung Francesco's de' Medici mit der Erzherzogin Johanna von Oeſtreich, die hiſtoriſch wie künſtleriſch intereſſanten Unterhaltungen des Malers mit genanntem Prinzen über ſeine Fresken im herzoglichen Palaſt und an der Domkuppel, wie die Briefe enthält, war nun wenn nicht zu einer eigentlich kritiſchen Durcharbeitung doch zu einer Sichtung des Materials nach gegenwärtigem Beſtande der Grund gelegt.

Elf Ausgaben waren ſomit vorausgegangen, als 1846 nochmals von einem in Toscana anſäſſigen franzöſiſchen Typographen eine neue begonnen ward:

Le vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architetti, di Giorgio Vasari: pubblicate per cura di una Società di amatori delle arti belle. Erſter bis ſechster Band. Florenz 1846—50.

Die Herausgeber ſind der Dominicaner Pater Vincenzo Marcheſe, Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen der Künſtler ſeines Ordens, Gaetano Milaneſi, Stadtbibliothekar in Siena, Carlo Milaneſi und Carlo Pini, Beamte an der Akademie der ſchönen Künſte zu Florenz. Den beiden Letztern liegt das eigentliche Redactionsgeſchäft ob.

Es iſt 20 Jahre her, ſeit der Anfang der deutſchen Bearbeitung ans Licht trat, welche 17 zu ihrer Vollendung brauchte. Sie führt den Titel:

Leben der ausgezeichnetſten Maler, Bildhauer und Baumeiſter von Cimabue bis zum Jahre 1567, beſchrieben von Giorgio Vaſari, Maler und Baumeiſter. Aus dem Italieniſchen. Sechs Bände in acht Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. 1832—49.

Die Ueberſetzung iſt, wie man weiß, von einer Dame; die Bearbeitung beſorgte für die beiden erſten Bände und einen Theil des dritten der Geheime Hofrath L. von Schorn, von da an (1843) Ernſt Förſter. Es ſtimmt mich wehmüthig, indem ich den erſten Band zur Hand nehme, welchen der Herausgeber mir im Herbſt 1832 nach Florenz ſandte: das Buch traf mich dort wenige Tage vor meiner Abreiſe nach Konſtantinopel, wo ich im folgenden Februar eine ausführliche Anzeige desſelben ſchrieb, die im „Kunſtblatt" (1833, Nr. 29—32) abgedruckt ward. Es iſt der deutſchen Uebertragung wie bisjetzt allen italieniſchen Herausgebern gegangen: im Augenblick des Beginnens überſchauten ſie das kritiſche Material nicht und ſo iſt der Anfang der ſchwächere Theil. Hier iſt aber gerade am meiſten zu thun, will man Vaſari nur einigermaßen in Einklang mit dem neuern Stande kunſthiſtoriſcher Forſchungen bringen.

Was andere Nationen für Vaſari gethan, kommt neben den italieniſchen und deutſchen Arbeiten nicht in Betracht. Die erſte franzöſiſche Ueberſetzung wurde 1803 begonnen, gerieth indeß mit dem zweiten Bande ins Stocken. Eine zweite, von Leopold Leclanché bearbeitet, von ihm und Jeanron mit Anmerkungen verſehen, iſt in unſern Tagen (1842) in 10 Bänden vollendet worden. Eine engliſche Uebertragung, gleichfalls von einer Dame, Mrs. Forſter, erſchien kürzlich zu London in drei Theilen. Beide haben Anmerkungen, aber ungenügende. Frauen haben ſich in neuerer Zeit in England viel mit Kunſtgeſchichte beſchäftigt: Antiquarinnen nicht zu nennen, wie Mrs. Hamilton Grey, die Verfaſſerin der Bücher über das alte Etrurien, ſtehen hier in erſter Linie Mrs. Jameſon mit ihrem hübſchen und reichhaltigen Buche über „Sacred and legendary art", und Mrs. Merrifield mit ihren Bearbeitungen des Cennino Cennini und anderer alten Tractate über die Kunſt und Praxis der Malerei des Mittelalters, welche freilich den Eaſtlake'ſchen Forſchungen über die Geſchichte der Oelmalerei an praktiſchem Blick weit nachſtehen müſſen.

Wenden wir uns zunächſt zu der neuen florentiner Ausgabe, welche, ehe Vaſari ſelbſt an die Reihe kommt, einen ausführlichen Auszug aus den oftgenannten Commentarien des Ghiberti gibt, deren Stamm einſt ein gewandter Schriftſteller zu einem ſo anmuthigen wie lehrreichen Künſtlerroman benutzte, aus denen aber für die Kunſtgeſchichte ſelbſt, wenn man den Verfaſſer und ſeine Werke ausnimmt, ein verhältnißmäßig geringer Nutzen zu ziehen iſt. Cicognara hat bekanntlich in ſeiner „Storia della scultura" das wichtigere Fragment: am gegenwärtigen Orte iſt der Verſuch gemacht die Lesart zu verbeſſern, freilich ohne Hülfe von Handſchriften, da es, ſoviel man weiß, nur eine gibt welche Vaſari benutzte. Wenn wir die Vaſari'ſchen Einleitungen ausnehmen, zu denen die Anmerkungen karg und flüchtig ſind, die aber freilich ſoviel Verworrenes und Falſches enthalten daß ſie nicht füglich als Grundlage zur Anknüpfung neuerer Reſultate dienen können, ſo hat dieſe Ausgabe ſo ziemlich die Grenze Deſſen erreicht was ſich überhaupt für Vaſari thun läßt, falls man nicht, was bei einem ſolchen ſo ſehr individuellen Autor nicht die Abſicht ſein kann, Vaſari's Buch zu einer allgemeinen italieniſchen Kunſtgeſchichte zu machen beabſichtigt. Ja in einzelnen Punkten ſind die Herausgeber ſchon über dieſe Grenze hinausgegangen, was man ihnen der Tüchtigkeit des beigebrachten Materials zulieb indeß gern zugutehält. Es liegt übrigens in der Natur der Dinge daß ſie jetzt, wo ſie das 16. Jahrhundert erreicht haben, Noten und Zuſätze mehr zuſammendrängen als beim 14. und 15. der Fall war. Theils bedarf das Original weniger Erläuterungen und Berichtigungen, theils iſt der Reichthum größerer Werke und Monographien über das Cinquecento ſo groß daß man nicht zu Ende kommen würde, wollte man Rafael oder Michel Angelo behandeln wie hier Maſaccio, Mantegna, Pinturicchio oder Perugino. Es iſt aber, wie geſagt, auch keineswegs nöthig. Das von den neuern Herausgebern befolgte Syſtem beſteht nun darin, nach gewöhnlicher Sitte den Text mit Anmerkungen zu verſehen, zugleich aber theils über einzelne dunkele Punkte Excurſe beizufügen, theils die zu confuſen oder unvollſtändigen Biographien mit neuen chronologiſchen Abriſſen zu begleiten. In jeder dieſer Beziehungen iſt höchſt Anerkennungswerthes geleiſtet. Die Anmerkungen ſind vortrefflich. Sorgſam, kritiſch, dabei gedrängt, ziehen ſie nicht nur hiſtoriſche und künſtleriſche Fragen in Betracht, ſondern erläutern alles Locale, was bei unſerm Autor vorzugsweiſe zu berückſichtigen iſt, da ſeit ſeiner Zeit ſo unendlich Vieles ſich verändert, ſo Vieles den Ort gewechſelt hat, ſo Vieles endlich untergegangen iſt, ſelbſt noch ſeit Bottari's Zeit, worauf die deutſchen Herausgeber, die oft ſeine Worte anführen, nicht hinlänglich geachtet haben. Nicht nur die italieniſche, auch die fremde, namentlich die für dies Fach vorzugsweiſe in Betracht kommende deutſche Literatur ſind hier zurathegezogen, und bleibt auch, wie es bei einer Arbeit dieſer Art nicht anders ſein kann, Einzelnes zu ergänzen und zu berichtigen, ſo laſſen doch im Allgemeinen dieſe Noten Wenig oder Nichts zu wünſchen übrig.

Die Excurſe über einzelne dunkele Punkte der Kunſtgeſchichte ſind nicht minder dankenswerth. Sie behandeln folgende Gegenſtände. Im erſten Bande die Frage, ob die berühmten Fresken, die ſieben Sacramente, an der Decke des Kirchleins der Incoronata zu Neapel von Giotto ſeien? Die Erläuterung iſt nicht von den Herausgebern ſelbſt, ſondern von dem Neapolitaner E. Rocco, welcher ſich wider die Annahme erklärt. Soviel über den Gegenſtand geſchrieben worden, in den letzten Jahren namentlich von den Neapolitanern Aloe, Ventimiglia, C. Minieri Riccio u. A., ſo ſind die Zweifel doch keineswegs gehoben und Jeder iſt bei ſeiner Meinung geblieben. Ich geſtehe offen daß ich mich für Giotto er-

klären würde, nachdem ich während eines längern Aufenthalts in Neapel die Fresken wiederholt geſehen, ſtänden die geſchichtlichen Daten über den Bau der Kirche mir nicht zu ſehr im Wege und ſchienen mir Aloe's und Anderer Hypotheſen zu deren Hinwegräumung nicht allzu kühn. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin auf ein ſchwerlich im Auslande bekanntgewordenes Schriftchen zu verweiſen: „Lettere due all' egregio giovine Camillo Minieri Riccio per Giuseppe Augelluzzi" (Neapel 1846), worin, nachdem die Baugeſchichte der Incoronata in Betracht gezogen, die Frage aufgeworfen wird, ob unter dem von Petrarca mit den bekannten Worten „conterraneus meus, olim pictor nostri aevi princeps" bezeichneten Künſtler wirklich Giotto zu verſtehen ſei. Es hat nämlich zu der Könige Karl II. und Robert Zeit ein Montano da Arezzo viel in Neapel gemalt — 1306 findet ſich im Archiv: „Magistro Montano pictori pro pictura duarum cappellarum castri nostri ori unc. 8", und aus dem Jahre 1310 ein ſchon im 17. Jahrhundert bekanntgemachtes Diplom Philipp's von Tarent, des Bruders König Robert's, redend von „servitiis quae magister Montanus de Aretio, pictor familiaris noster, nobis exhibuit et exhibere non cessat maxime in pingendo cappellam nostram tam in domo nostra Neapolis quam in ecclesia B. Mariae de Monte Virgine". Dieſer Montano kommt häufig in den Acten der Anjouſchen Epoche vor, Giotto, ſoviel man bisjetzt gefunden, nur ein mal, in einer Proceßſache vom Jahre 1333 gegen einen Giovanni di Pozzuoli. Daß aber Petrarca einen Maler von dem die Kunſtgeſchichte ſonſt Nichts weiß nostri aevi princeps genannt haben ſoll, während er ſelbſt Giotto und Simon von Siena als die berühmteſten Künſtler ſeiner Zeit bezeichnet: „duos ego novi pictores egregios — Joetum Florentinum civem, cuius inter modernos fama ingens est, et Simonem Senensem" — Simon, von dem er ſagt: „Certo il mio Simon fu in paradiso", und Giotto, deſſen Name, wie die Grabſchrift verkündet, „longi carminis instar erat" — dies iſt, was Signor Augelluzzi mit Recht gegen die Autorſchaft Giotto's bei den Incoronata-Fresken vorbringen mag, eine zu ſeltſam unwahrſcheinliche Annahme. Wenn ich aber dieſe Confuſion in der neapolitaniſchen Kunſtgeſchichte betrachte, die ſelbſt mit Alfons' I. von Aragon Zeit, alſo mit der Mitte des 15. Jahrhunderts noch kein Ende nimmt, ſo bedauere ich umſomehr daß von der lang verheißenen Schulz'ſchen Arbeit immer noch Nichts ans Licht tritt. Die Florentiner waren bis auf Baldinucci herab in neapolitaniſchen Dingen wenig erfahren: verwechſeln ſie doch in Einem fort Caſtelnuovo mit Caſtel dell' uovo. Und der gute ſchwatzhafte De Dominicis, welcher es dem Vaſari im anmuthigen Erzählen gleichthun will, läßt uns, indem er allen Traditionen Recht gibt, nur mehr noch im Dunkeln tappen.

Der zweite Band bringt Excurſe über das dem Ugolino von Siena zugeſchriebene Altarbild in Orſanmichele zu Florenz, über Ambrogio Lorenzetti's Wandgemälde im Saal der Neun im öffentlichen Palaſt zu Siena, welche Förſter („Beiträge zur neuern Kunſtgeſchichte", S. 181 fg.) erläuterte, über Simon's von Siena großes Fresco im dortigen Rathsſaal (Förſter, a. a. O. S. 164). Der dritte Band: über die verſchiedenen, im oftgenannten Chiostro verde von Sta.-Maria Novella beſchäftigten Künſtler; über die wichtigſten Arbeiten in verglaſter Erde (Terra della Robbia) in Toscana; über die Ghiberti'ſchen Bronzethüren, wobei Gaye's ſchöne Arbeit in der „Italia" 1840 Berückſichtigung verdient hätte; über Maſolino's Fresken in der Collegiatkirche von Caſtiglion d'Olona im Gebiet von Como; endlich über die weltberühmten Wandgemälde in der Brancacci-Kapelle im Carmine zu Florenz, wobei es ſich darum handelte, Maſolino's, Maſaccio's und Filippino Lippi's Antheil genau zu beſtimmen, eine bekannte Streitfrage, über welche in einem Anhang zur Biographie Filippino's im fünften Bande nochmals gehandelt wird. Die zuletzt von Gaye („Carteggio inedito d'artisti", II, 469—473) mit vieler Schärfe der Kritik durch Vergleichung der Stellen in den beiden urſprünglichen Ausgaben Vaſari's ſowie der Bildniſſe verfochtene Meinung, die das Bild der Apoſtel vor dem Proconſul dem Filippino zuſchreibt, wird hier mit allem Detail erläutert und geht wider Roſini's Oppoſition entſchieden ſiegreich hervor. Im „Kunſtblatt" (1848, Nr. 30, 34) habe ich der Gründe und Gegengründe ausführlicher gedacht. Im vierten Bande finden wir eine fleißige Unterſuchung über den Urſprung der Oelmalerei als Beilage zum Leben des Antonello von Meſſina, worin freilich auf neuere deutſche Unterſuchungen wie auf die ſchon erwähnten Sir Ch. L. Eaſtlake's, die gegenwärtig durch Ueberſetzung ſeiner „Materials for a history of oil-painting" auch in Italien bekannt ſind, und im ſiebenten und achten Abſchnitt Vaſari's Anſicht kritiſcher Sichtung unterwerfen, vor welcher ſie im Ganzen wohl beſteht, mehr Rückſicht hätte genommen werden müſſen, um die Arbeit abzuſchließen. Ein Excurs im fünften Bande erläutert vollſtändiger als es bisjetzt geſchehen die Geſchichte der Wandgemälde aus dem Leben Papſt Pius' II. in der Libreria des Doms zu Siena und Rafael's Antheil an denſelben. Der ſchöne Saal wurde gegen 1495 begonnen, und es war von vornherein die Abſicht des Cardinal Erzbiſchofs Francesco Piccolomini, die Werke ſeines großen Oheims wie die von demſelben in Rom und anderwärts mit großen Mühen und Koſten geſammelten, mit Miniaturen verzierten Bücher daſelbſt aufzuſtellen. Wie zierlich die dem Schiff des Doms angebaute Außenſeite iſt, mit ihren anmuthigen Sculpturen von dem Seneſen Lorenzo di Mariano, genannt Marrina (geb. 1476, geſt. 1534), und dem nach Pius' III. Tode auf Anlaß ſeines Bruders Andrea Piccolomini d'Aragona ausgeführten Krönungsfresco, weiß Jeder der in Sienas ſchönem Dom geweſen iſt. Am 29. Juni 1502 übertrug der Cardinal durch einen hier zuerſt mitgetheilten Contract dem magister Bernardinus, alias Penthorichio Perusinus pictor, die Ausmalung des Saales: es ſollten zehn Geſchichten ſein „ne le quali, secondo li sarà dato in memoriale et nota, habbia a

dipingere la vita de la santa memoria di papa Pio, con quelle persone convenienti, gesti et habiti che ad exprimerla bene sonno necessarii et oportuni, con oro, azzurro oltramarino, smalti verdi, azzurri et altri colori recipienti ch' al pagamento, istoria, loco et alhi si conviene". Unter andern Bedingungen war ausdrücklich ausgeſprochen: „Sia tenuto fare tutti li disegni delle istorie di sua mano in cartoni et in muro, fare le teste di sua mano tutte in fresco et in secho ritocchare et finire infino a la perfectione sua." Der Lohn ſollte 1000 ducati d'oro di camara ſein, theils im Vorſchuß, theils in verſchiedenen Raten zu bezahlen, dazu freie Wohnung in einem dem Dom benachbarten Hauſe, das Holz für die Gerüſte, Kalk und Sand; Pinturichio dagegen verpflichtete ſich, ſeinen Bedarf an Getreide, Wein und Oel, während er mit der Arbeit beſchäftigt ſei, auf ſeine Rechnung zum Marktpreiſe von des Cardinals Factor zu nehmen und für den Vorſchuß Caution zu leiſten. Als am 30. April 1503 der Cardinal ſein Teſtament machte, verpflichtete er ſeine Erben zur Vollendung des Werks, falls es bei ſeinem Tode unbeendigt wäre. Am 22. September deſſelben Jahres ward er bekanntlich als Pius III. zum Papſt gewählt, ſtarb aber ſchon nach ſiebenundzwanzigtägiger Regierung. Im Jahre 1508 waren die Gemälde ſicher vollendet und außer denſelben noch andere Arbeiten für den Dom und die Piccolomini. Daß man dem Antheil des jungen Rafael an dieſen Wandgemälden eine zu weite Ausdehnung gegeben, iſt unbezweifelt. Vaſari iſt in ſeinen Ausſagen unbeſtimmt. In der erſten Ausgabe erzählt er im Leben des Pinturicchio, Rafael habe nach den Entwürfen ſämmtliche Cartons gefertigt; in der zweiten theilt er ihm Entwürfe und Cartons zu. In der Biographie des Urbinaten ſagt er: dieſer habe einige der Zeichnungen und Cartons gemacht. Die klaren Worte des Contracts, daß Pinturicchio die Cartons und Wandzeichnungen ſelbſt zu machen habe, reduciren aber Vaſari's Behauptungen auf ihren wahren Werth, welchen übrigens, abgeſehen davon daß Pinturicchio's künſtleriſche Bedeutung und ſeine Berufung zu einem ſo wichtigen Werke das wirkliche Sachverhältniß von ſelbſt an die Hand geben, im Widerſpruch mit manchen namentlich neuern italieniſchen Kunſthiſtorikern Rumohr („Italieniſche Forſchungen", III, 42 fg.) und Paſſavant („Rafael von Urbino", I, 71 fg.), beſonders der Erſtere, ſehr wohl erkannt haben.

Außer dieſen einzelnen kunſtgeſchichtlichen Fragen gewidmeten Excurſen enthält dieſe neue florentiniſche Ausgabe noch eine anſehnliche Reihe von Commentaren über Künſtler, deren Leben Vaſari entweder zu flüchtig oder chronologiſch zu verworren beſchrieben hat, als daß es möglich geweſen wäre dem Uebelſtande durch einzelne Anmerkungen unter dem Text abzuhelfen. Die jüngſten Jahre haben zur Documentirung der Kunſtgeſchichte außerordentlich viel beigetragen, und in dieſer Hinſicht hat Gaye's treffliche Urkundenſammlung in ganz Italien verdiente Anerkennung gefunden. Die poſitiven Nachrichten von Künſtlern und Werken haben ſich im reichſten Maße gemehrt, und ſo iſt es denn möglich geworden durch chronologiſche Ueberſichten Vaſari's etwas in die Kreuz und Quer gehende Erzählungen zu ergänzen, Stammbäume beizufügen, kurz eigentlich hiſtoriſchen Boden zu gewinnen. Dieſe Commentare ſind nun folgende: über Cimabue, die Muſaiciſten Fra Jacopo und Jacopo Torriti, die man bis auf die neuere Zeit ſo oft zu Einem und Demſelben hat machen wollen, ohne auf die chronologiſche Unmöglichkeit zu achten (zum Leben Andrea Taſi's), die Architekten von Sta.-Maria Novella (zum Leben Gaddo Gaddi's), Don Lorenzo Camaldoleſe, die Künſtler der Familie Bicci, namentlich Neri di Bicci, neuerdings oft genannt bei Gelegenheit des Streits über den Autor des Rafael zugeſchriebenen Abendmahls in S. Onofrio zu Florenz, Matteo Civitali (zum Leben des Jacopo della Quercia), Coſimo Tura, genannt Cosmè (zum Leben des Niccolò di Piero), Giuliano da Majano, Fra Giovanni da Fieſole, C. B. Alberti, Gentile da Fabriano, Vittore Piſanello, Benozzo Gozzoli, Mellozzo da Forlì, die drei Bellini, den Miniaturmaler Attavante (zum Leben des Don Bartolommeo), Domenico Ghirlandajo, Giovanni Turini (zum Leben der Pollajuoli), Sandro Botticelli, Mantegna (eine ausführliche, ſehr werthvolle Arbeit von P. E. Selvatico, jetzt Secretair an der Akademie der Künſte in Venedig), Pinturicchio, Francesco Francia (bereichert durch viele von Giordani und M. A. Gualandi in Bologna beigeſteuerte Materialien, welche der Erſtere zu einer ausführlichen Arbeit über Francia und ſeine Familie ſeit Jahren geſammelt hat), Pietro Perugino und im Anhange Andrea Luigi, genannt Ingegno, und die Familie Alfani; Jacopo Avanzi, Altichieri da Zevio, Jacobello del Fiore, Cima, die Vivarini und andere ältere Künſtler Venedigs, alle dieſe zum Leben des Carpaccio, endlich Luca Signorelli. Eine an 200 Seiten umfaſſende Arbeit über die Miniaturmaler mit zahlreichen inedirten Documenten beſchließt den ſechsten Band und zugleich (nach der urſprünglichen Anordnung des Originals) den zweiten Theil der Biographien. Wie der Inhalt iſt auch die äußere Ausſtattung dieſer Ausgabe zu rühmen: Papier und Druck ſind ſchön, die Holzſchnitte die beſten Copien der in der Giuntina enthaltenen die bisjetzt geliefert worden ſind. Nur wird die bedeutende Bändezahl den Gebrauch des Werks beim Nachſchlagen erſchweren, in welcher Hinſicht die Paſſigli'ſche Edition als Handausgabe ſehr bequem bleibt.

Als der erſte Band der deutſchen Uebertragung erſchien, war die Archivforſchung noch ſehr zurück. Sebaſtiano Ciampi hatte ſie in Italien, K. F. von Rumohr mit italieniſchen Reſultaten für Deutſchland angeregt, nachdem ihnen im vorigen Jahrhundert D. M. Manni, Richa (für die florentiner Kirchen), Follini (ebenſo), G. Pelli (für die Galerie der Uffizien), Della Valle (für Siena und Orvieto), Morrona (für Piſa) u. A. vorausgegangen waren. Aber Ciampi's reichhaltiges Buch „Notizie inedite della sagrestia Pistoiese de' Belli arredi, del Camposanto pisano etc." (Florenz

1810) blieb ziemlich unbeachtet, ſodaß Schorn es nicht kannte als er an die Arbeit ging. Dieſe iſt denn im erſten Theile am ſchwächſten, ſoviel auch zur Berichtigung und Erläuterung des Originals beigebracht iſt und ſo ſehr ſich auch der richtige Blick und die Beleſenheit des Herausgebers bekundet. Nach langer Unterbrechung, namentlich durch Schorn's Verſetzung nach Weimar veranlaßt, erſchien der zweite Band in zwei Theilen 1837—39. Hier iſt in den Anmerkungen der eigentlich kritiſche Boden gewonnen. Die Paſſigli'ſche Ausgabe iſt großentheils benutzt; zahlreiche Erläuterungen von Gaye, der vom Frühling 1838 bis zu ſeinem im Sommer 1840 erfolgten Tode Florenz nicht wieder verließ, kamen dem Herausgeber zugute. Die kunſtgeſchichtliche Literatur hatte unterdeß einen erfreulichen Aufſchwung genommen. In Deutſchland waren auf Rumohr's 1831 mit der neben viel Gutem auch allerlei Grillen beingenden Abhandlung über Rafael beſchloſſene Forſchungen E. Förſter's „Beiträge" zur neuern, namentlich toscaniſch-trecentiſtiſchen Kunſtgeſchichte (1835) gefolgt; Quandt hatte der Wagner'ſchen Uebertragung des außerhalb Italien ſchwer genießbaren Lanzi werthvolle Anmerkungen beigefügt; Paſſavant und Waagen hatten zur Unterſuchung und Kenntniß der italieniſchen Kunſtwerke in England, Frankreich und Belgien viel beigetragen; Rumohr den „Drei Reiſen nach Italien" wie der ſpätern lombardiſchen Reiſe eine Menge klarer Anſchauungen und geiſtreicher Bemerkungen einverleibt; Kugler den Gedanken die geſammte italieniſche Kunſtgeſchichte in einem die Hauptmomente der Entwickelung feſthaltenden, das Charakteriſtiſche bezeichnenden, die Gruppen ſondernden Abriſſe darzuſtellen, in einem lebendig geſchriebenen Buche zur Ausführung gebracht, welches, ſo gedrängt es war, den hervorragenden Perſönlichkeiten ihr Recht widerfahren ließ und in Deutſchland nicht blos, ſondern durch Eaſtlake's treffliche Bearbeitung auch auswärts kunſthiſtoriſche Kenntniſſe und künſtleriſche Intereſſen weſentlich gefördert hat. In Italien war Manches geleiſtet worden, Mehres vorbereitet. A. Ricci in Macerata, L. Pungileoni (geſt.) in Rom, Tolomei in Piſtoja, F. Baldanzi in Prato, jetzt Biſchof von Volterra, Repetti, Ciampi (geſt.) und A. Zobi in Florenz, Romagnoli (geſt.) in Siena, Mazzaroſa in Lucca, C. Promis in Turin, D. Sacchi (geſt.) in Mailand, G. Orti in Verona, G. Cadorin in Venedig, P. E. Selvatico in Padua, Davia in Bologna, Vermiglioli (geſt.) in Perugia, Bonfatti in Gubbio, Frediani in Carrara, Cappi in Ravenna, mancher Andern nicht zu gedenken, hatten für die urkundliche Feſtſtellung der Kunſtgeſchichte mehr oder minder gearbeitet. Der Vendéer A. F. Rio hatte in ſeinem bekannten Buche „De la poésie chrétienne" beſonders deutſchen Kunſtanſchauungen Sprache gegeben, und in Frankreich hatte ſich allmälig jene auf das Studium des Mittelalters ſich gründende Schule gebildet, welche, nicht zufrieden damit, byzantiniſcher und byzantiniſirender Kunſt Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, das Höchſte der Kunſt in die gar zu engen Grenzen eines Cyklus des Typiſchen einſchließen möchte.

L. von Schorn ſtarb am 17. Februar 1842 und E. Förſter übernahm die Fortſetzung der Arbeit, deren dritter Band (vierter Theil), großentheils noch von dem erſten Herausgeber beſorgt, im folgenden Jahre erſchien. Die übrigen vier Theile folgten dann ziemlich raſch aufeinander. In Betreff kritiſcher Begründung war für dieſe letztern Theile weniger zu thun: ſchon der dritte Band ſchließt mit Andrea del Sarto und wir befinden uns ſo in Vaſari's eigener Zeit und Umgebung. Es kam aber darauf an das maſſenhafte Material zu ordnen und zu ſichten. Aus frühern Zeiten war gerade für dieſe Epoche, das Cinquecento, außerordentlich viel vorhanden und in wenigen Jahren wurde der Stoff durch eine ganze Reihe tüchtiger Arbeiten bedeutend gemehrt. J. Gaye's „Carteggio inedito d'artisti", in drei ſtarken Bänden die Jahre 1326—1672 umfaſſend und für das 15. und 16. Jahrhundert unſchätzbar, ſteht auch nach dem Urtheil der Italiener obenan. M. A. Gualandi folgte mit ſeinen „Memorie inedite", wovon ſechs Bände, und ſeinen „Lettere artistiche", von denen zwei erſchienen ſind, beide Sammlungen viel Unbedeutendes aus ſpäterer Zeit, aber mehr des Intereſſanten und Beachtenswerthen enthaltend. Carlo d'Arco gab ſein Werk über Giulio Romano, C. Promis ſeine Forſchungen über Francesco di Giorgio und die Militairarchitekten des 15. Jahrhunderts, A. Magrini ſeine Lebensbeſchreibung Palladio's, F. Bonaini ſeine Forſchungen über F. Traini und ältere piſaner Künſtler, V. Marcheſe ſeine Denkwürdigkeiten der Künſtler des Predigerordens, S. d'Aloe ſeine Beſchreibung der Fresken des Zingaro, F. Baldanzi ſeine Geſchichte und Schilderung des Doms von Prato, P. E. Selvatico ſeine Geſchichte der Sculptur und Architektur in Venedig, L. Canina ſeine große Arbeit über die Baukunſt des älteſten chriſtlichen Cultus heraus; Roſini ſchrieb ſeine Geſchichte der italieniſchen Malerei, die ihrer vielſeitigen Mängel ungeachtet dennoch Beachtung verdient; einer Unmaſſe kleiner, oft ſehr werthvoller Schriften nicht zu gedenken, die ich in den verſchiedenen Jahrgängen des „Kunſtblatt" von 1840—49 ziemlich vollſtändig verzeichnet und beſprochen habe. Man begann Galeriewerke in mehr künſtleriſchem Sinne auszuführen als es gewöhnlich und namentlich noch bei dem einer ſo ſchönen Aufgabe unwürdigen Bardi'ſchen über den Palaſt Pitti der Fall geweſen: die Perfetti'ſche „Galeria dell' accademia delle belle arti di Firenze" machte den Anfang, welcher jetzt das tüchtige Werk über das Sanct-Marcuskloſter nachfolgt. Von Ausländern geſchah weniger im Fache italieniſcher Kunſtgeſchichte, wenn man Paſſavant's Leben Giovanni's und Rafael Sanzio's, E. Förſter's Georgenkapelle, Bunſen's Abhandlung über die Baſiliken zu den Knapp-Gutenſohn'ſchen Abbildungen, in der Linie der Kupferſtichwerke L. Gruner's Ornamentenwerk und Villa Magliana und E. Braun's Paſſion des Duccio di Buoninſegna ausnimmt. Die mehrbändige gelehrte, aber in der Ausführung ungleiche „Beſchreibung der Stadt Rom" wurde unterdeß vollendet, während ſeit 1839 die Gelehrtencongreſſe

in Italien Anlaß wurden, eine Reihe ausführlicher und ſorgfältiger Städtebeſchreibungen zu liefern, unter denen namentlich die von Padua, Mailand, Neapel, Genua und Venedig zu nennen ſind.

So lagen denn für die ſpätern Theile des Vaſari wie für die Ergänzung der Anmerkungen zu den frühern reiche, zum Theil zu reiche Materialien vor. Der Herausgeber hat viel davon benutzt, nicht Alles, nicht immer gerade Das worauf es ankam. Die Anmerkungen z. B. zu den beiden letzten Theilen ſind im Durchſchnitt etwas ſpärlich gerathen. Man wird mir mit Recht einwerfen daß es im Ganzen wenig darauf ankommt, da die meiſten dieſer Leute, dieſe Rafaelesken und Michelangiolesken, mit geringen Ausnahmen gar wenig intereſſant ſind. Da aber Vaſari ſich bei der Mehrzahl in ſeiner Luſt am Erzählen ſo ſehr hat gehen laſſen und uns ſo viel Detail über ſie aufgetiſcht hat, ſo hätte es ſich immer der Mühe verlohnt in einem ſo ſpeciellen und biographiſchen Werke auch das Specielle nachzutragen. In dieſer Hinſicht iſt das Buch ungleich: ſo iſt unter Anderm Rom in Bezug auf die Werke dieſer ſpätern Cinquecentiſten etwas vernachläſſigt. Bei einem minder fleißigen Manne als der Herausgeber iſt würde ich mir ſehr gut vorſtellen können daß man über dieſen maſſenhaften Einzelheiten ermüden muß. Oberitalien und Toscana ſind im Allgemeinen gleichmäßiger behandelt. Die Uebertragung ſelbſt lieſt ſich ſehr leicht und angenehm. Sie hat von dem Reiz der Diction des Originals, einem Vorzug der demſelben auch neben der künſtleriſch-wiſſenſchaftlichen Bedeutung ſo hohen Werth verleiht, ſo wenig wie möglich verwiſcht. Dabei iſt ſie klar, verſtändlich, ungezwungen, fließend. Kurz es läßt ſich nur Lobendes von ihr ſagen. Es kommen einzelne Irrthümer und Misverſtändniſſe vor, die ſich theils aus dem Mangel an Vertrautheit mit gewiſſen toscaniſchen Eigenthümlichkeiten oder Idiotismen, theils aber auch aus mangelnder Localkenntniß herſchreiben. Die genaueſte Localkenntniß iſt nun aber bei einem Schriftſteller wie Vaſari erfoderlich. Solche Dinge thun dem Verdienſt der Ueberſetzung im Ganzen keinen Eintrag, ſie hindern jedoch das Verſtändniß von Einzelnem, weil es dem Bearbeiter ſelbſt nicht klar geworden iſt.

Ich will und kann dem Leſer nicht zumuthen mir durch das Detail eines acht Bände umfaſſenden Werks zu folgen. Mir ſelbſt würde es an Kenntniſſen wie an Kraft fehlen eine ſolche Arbeit vorzunehmen, wie ich einſt, auf ſehr wenige Hülfsmittel beſchränkt, ſie für den erſten Band unternahm. Zu dem erſten bis dritten Band hat übrigens der Herausgeber mit dem rühmenswertheſten Fleiße eine Menge werthvoller Nachträge geliefert (VI, 303—337), während er die Hauptreſultate der in den vier erſten Bänden der letzten florentiner Ausgabe enthaltenen Forſchungen in einem zweiten Nachtrage (v—xliv) hinzugefügt hat. So iſt denn für die ältern Zeiten auch das Neueſte berückſichtigt. Wenn ich nun aus den letzten Theilen Einzelnes heraushebe, ſo geſchieht es mehr um zu zeigen, wie obige Bemerkungen zu verſtehen ſind, und um einen Beweis zu geben daß ich dem Buche die ihm gebührende Aufmerkſamkeit zugewandt habe, als weil ich gerade glaube, es handle ſich hier um wichtige kunſtgeſchichtliche Facta.

Nehmen wir das Leben des Bildhauers G. Francesco Ruſtici (V, 64—87) zur Hand. Bei Erwähnung des Donatello'ſchen David (S. 67) hätte darauf verwieſen werden müſſen daß dieſe Bronzeſtatue ſich unter den modernen Bronzen der Uffizien befindet. Die Innung von Porta Sta.-Maria (S. 68) iſt die der Seidenwirker (Arte della seta). Die Bezeichnung „al Conlucci Sansovino" des Textes (ebendaſelbſt) hätte umſchrieben werden müſſen. Die Gruppe des Ruſtici (S. 68) ſteht nicht über der dem Dome zugewandten Thüre des Baptiſteriums, wo die Taufe des Sanſovino durch einen Engel des Spinazzi vermehrt, ſondern dem Hauſe der Bauverwaltung gegenüber, wie auch in einer mit Ueberſehung des Widerſpruchs angeführten Stelle aus Cicognara (S. 69) zu leſen iſt, wo ich zu meinem Schrecken „l'opera" in Opernhaus verwandelt finde. Aus Carlo Strozzi's Aufzeichnungen iſt übrigens bekannt daß die Gruppe am 21. Juni 1511 aufgedeckt ward, und aus einem Briefe Goro Gheri's an Benedotto Buondelmonti vom 6. April 1519 (Gaye, „Carteggio inedito", II, 148) ergibt ſich die Wahrheit der Vaſari'ſchen Erzählung von der ſchlechten Behandlung die dem Künſtler zutheilwurde. Der Ausdruck „Kaufmannſchaft" (S. 69) iſt unbezeichnend: es iſt die Arte de' mercatanti, gewöhnlich di Calimala genannt, die Zunft der Händler mit fremdem Wollentuch, deren Zunfthaus an die vom Granducaplatz nach Orſanmichele führende Straße ſtieß. Die Ueberſetzung „Einer von den Ridolfi" für Einen aus der Familie Ridolfi (S. 70) iſt nicht gerade elegant. Wenn „stanze della sapienza" mit „Zimmer der hohen Schule" (S. 71) überſetzt wird, ſo kann dies nur einen falſchen Begriff aufkommen laſſen: es handelt ſich von jenem durch Niccolò da Uzzano begonnenen Gebäude welches ſeiner urſprünglichen Intention zulieb auch heute Sapienza heißt, obgleich es Löwenzwinger war und jetzt Hofremiſe und Stall iſt. Beim Namen Jacopo Salviati's iſt (S. 72) die Bezeichnung „der Alte" (il vecchio) vergeſſen: er war Leo's X. Schwager, und ſein Palaſt „oberhalb der Brücke an der Badia" iſt die jenſeit des Flüßchens Mugnone angeſichts der vormaligen fieſolaner Abtei (lange Zeit Franceſco Inghirami's Wohnung, Typo- und Chalkographie) gelegene maleriſche wie großartige Villa, die durch Erbſchaft an die Borgheſe und neuerdings durch Kauf an einen Engländer Mr. Vanſittart kam. Moreni („Contorni di Firenze", III, 132) ſpricht von dieſer Villa, die zu den ſchönſten der ſchönen florentiner Umgebung gehört. „Lucco" durch „langes Kleid" überſetzt iſt die ceremonielle Tracht der alten Florentiner. Der Erwähnung M. Aleſſandro's de' Medici, des Sohnes Ottaviano's (S. 73), hätte zu größerer Deutlichkeit hinzugefügt werden müſſen daß derſelbe Papſt Leo XI. ward, daß Ottavian der im Leben Andrea del Sarto's und anderer Künſtler jener Zeit

vielgenannte Geſchäftsmann der Päpſte und ſeine Wohnung der Palaſt bei S.-Marco war, wo ſeit ein paar Jahren das Hauptzollamt iſt, während ſein zweiter Sohn Bernardetto, von dem die neapolitaniſchen Medici (Fürſten von Ottajano) ſtammen, nicht fern von dort in Via Larga wohnte, wo noch ſein Haus mit dem Wappen ſteht und die Ecke Canto di messer Bernardetto heißt. Die Ueberſetzung von „negli Angeli" durch „bei degli Angeli", wo ebendaſelbſt von D. Silvano Razzi's Wohnung die Rede, iſt unrichtig; es muß heißen: im Kloſter der Angeli. Auf S. 79, wo die Schilderung der heitern florentiner Künſtlerfeſte beginnt, heißt es: das erſte Feſt ſei „zu L'Aia da Sta.-Maria Nuova" gefeiert worden. Dies iſt dem Leſer unverſtändlich, wenn er ſich nicht im Leben Ghiberti's (II, Abth. 1, 105) Raths erholt, wo die Ueberſetzung richtig iſt: es war eine Werkſtätte oder Gießerei welche die Ghiberti Vater und Sohn um 270 Gulden erwarben. Das Haus des Giuliano Scali, von Bartolommeo Scala, dem Staatsſecretair der Republik, in Lorenzo's des Erlauchten Zeit errichtet, lag nicht (S. 84) vor Porta Pinti: es ſteht, jetzt Pal. Gherardesca, in der Stadt, wie auch das Original („alla Porta a Pinti") ganz richtig hat. Und Leo Strozzi war nicht, wie wir in einer Note S. 86 leſen, Gouverneur von Capua, ſondern hieß Priore di Capua, weil er die Johanniterpfründe (Priorat) dieſer Stadt beſaß, die vor ihm Julius von Medici (Clemens VII.) gehörte.

Im Leben des Francesco Primaticcio (VI, 3—23) hätte der Verſuch gemacht werden ſollen, in die confuſe Chronologie der Thätigkeit italieniſcher Künſtler in Frankreich einige Ordnung zu bringen. Es iſt freilich ſchwer, oft unmöglich, und die Franzoſen haben mit ihrer unglaublich leichtſinnigen Kunſtſchriftſtellerei nur noch größere Verwirrung angerichtet, wovon der von Villot herausgegebene neueſte Katalog der Louvreſammlung die traurigſten Proben bringt. Andrea del Sarto's Reiſe nach Paris läßt ſich mit ziemlicher Gewißheit feſtſtellen. (Vgl. deſſen Leben, III, Abth. 1, 416, wobei ich mich dagegen verwahre als habe ich in meiner Schrift über Andrea den Dauphin „Heinrich II." genannt.) Bei Roſſo aber und Primaticcio ſind wir im Dunkeln, und ich fürchte daß Léon de Laborde, welchem ebenſo wenig wie G. Molini und andern Italienern Nachforſchungen über B. Cellini glückten, auch für dieſe Maler keine weſentliche Ausbeute für ſeine „Renaissance des arts à la cour de France" gefunden hat. Man nimmt gewöhnlich an, Roſſo ſei 1530, Primaticcio 1531 nach Paris gegangen, während bologneſer Schriftſteller ihn erſt 1539 reiſen laſſen. Iſt die erſtere Annahme richtig, ſo war Primaticcio damals 27 Jahre alt: Vaſari hat ſein Alter nicht, aber Gaye („Carteggio inedito", III, 552) gibt ſeinen letzten Willen, am 20. Februar 1562 zu St.-Germain-en-Laye aufgeſetzt, worin er ſich achtundfunfzigjährig nennt, ſeinen Vater Giovanni, ſich ſelbſt als abate comendatario (eine Abtei in Commende iſt ein bloßes Benefiz) von St.-Martin zu Troyes, des Königs Rath und Almoſenier und Generalcommiſſar aller königlichen Bauten bezeichnet. Cellini's Erzählung iſt nicht geeignet größere Ordnung der Zeitfolge herzuſtellen. Nach Vaſari (S. 5) ſandte König Franz den Primaticcio 1540 nach Italien Kunſtwerke zu ſammeln. Bei Malvaſia, welcher indeß über ſeinen Landsmann nichts Eigenes hat, lieſt man („Felsina pittrice", I, 131, Ausg. von Bologna 1841), Roſſo's Eiferſucht habe ihn dahin ſenden laſſen; nach Benvenuto's Bericht („Vita", lib. II, cap. 11) hätte aber Primaticcio nicht nur die Sendung ſelbſt gewünſcht, ſondern dieſelbe müßte auch gemäß ſeiner Zeitrechnung nach Roſſo's Tode ſtattgefunden haben. Die einzige Miſſion Primaticcio's aber über welche es eine beglaubigte Nachricht gibt iſt vom Jahre 1547: die Nachricht enthält das zuerſt von A. F. Artaud in ſeinem Buche über Machiavelli 1833 im Facſimile mitgetheilte Schreiben Franz' I. aus St.-Germain-en-Laye an Buonarroti, wodurch er ihm anzeigt daß der Abbé de St.-Martin de Troyes, Ueberbringer des Briefes, den Auftrag habe einige ſeiner Werke abformen zu laſſen, ſo den Chriſt in der Minerva und die Pietà in St.-Peter. Ob man zwei Reiſen annehmen darf, laſſe ich dahingeſtellt ſein. Daß Primaticcio ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterließ, erſieht man aus ſeinem Teſtament durch welches er ein Fideicommiß einſetzte. Ueber die von ſeinem Neffen Giovanni in Frankreich (in der Bretagne und in der Nähe von Meaux) erworbenen beiden Herrſchaften findet ſich eine Nachricht bei Malvaſia a. a. O. Statt „Cardinal von Lorena", wie S. 10 ſteht, oder gar Loreno ſollte durchgehend Cardinal von Lothringen geſetzt ſein, wie denn überhaupt die Beibehaltung ſolcher italieniſcher Ueberſetzungen, zum Theil Verſtümmelungen von Namen und Titeln, in einem deutſchen Buche eine ſchlechte Wirkung macht. Wozu z. B. im Leben des Pinturicchio das im Deutſchen unverſtändliche „Herzog Valentino" für Ceſar Borgia, wenn das Duca Valentino nur die Italieniſirung von Duc de Valentinois iſt? Wozu die Confuſion erregenden Monſignorentitel bei franzöſiſchen Prinzen, z. B. im Leben Bagnacavallo's „Monſignor di Fois" für Gaſton de Foix? Wozu im Leben des Bugiardini „Fra Niccolò della Magna" für Nikolaus von Schomberg, im Leben Fra Bartolommeo's Rhomberg verdruckt? Wozu im Leben Taddeo Zucchero's „Cardinal Polo" ſtatt Poole, der Menge Namen in den Fresken zu Caprarola nicht zu gedenken welche der Correction und Erläuterung bedürften. Wozu im Leben des Pintelli „Cardinal Guglielmo", während Guillaume d'Eſtouteville's Name an der Façade von S.-Agoſtino deutlich zu leſen iſt? Andererſeits kommen dann unrichtige Umänderungen vor. Im Leben Buonarroti's wird aus einem Cardinal „di Roano", womit nur ein Erzbiſchof von Rouen gemeint iſt, ein „Rohan", um die Vaſari'ſche Verwirrung noch zu mehren. Und „Guglielmo da Marcilla" (III, Abth. 1, 253) wird ein „Wilhelm aus Marſeille", während Gaye längſt aus aretiniſchen Urkunden nachgewieſen hat daß er Guillaume de Marcillat hieß, Prior von St.-Thibaut

in Lothringen. Im Leben Giulio Romano's iſt „Giovanna d'Aragona" eine „Johanna von Aragonien" geworden, während das d'Aragona bei den natürlichen Sprößlingen König Ferdinand's I. von Neapel Familienname und nicht Titel war, und überdies hätte angemerkt werden müſſen daß dieſe ſchöne Frau niemals Vicekönigin von Neapel geweſen iſt, wie Vaſari irrig angibt. Dies iſt nur Weniges aus gar Vielem! Wer der S. 12 genannte Cardinal della Bordagiera iſt, gelingt mir nicht herauszubringen. Wenn S. 13 vom Signor Fernando Cardinal Medici und vom Palaſt im Campomarzo in Rom die Rede iſt, hätte bemerkt werden ſollen daß es ſich hier um den dritten Großherzog Ferdinand und den Palazzo di Firenze handelt. Das Anführen von Perſonen und Dingen unter bald hier bald dort wechſelnden Namen iſt ein nicht geringer Uebelſtand. Auf S. 187 wird derſelbe Prinz gar zu einem „Don Arnaldo". Coſimo il Vecchio, der Großvater Lorenzo's il Magnifico, kommt unter lauter verſchiedenen Bezeichnungen vor: IV, 261 heißt er „der älteſte der Medici", was ſinnlos iſt; VI, 219 „der alte Coſimo" u. ſ. w. Es wäre gut geweſen eine kurze genealogiſche Tabelle der Mediceer beizufügen, um das gegenwärtige Durcheinander zu vermeiden, umſomehr als es ſich um zwei, ja drei Linien eines Geſchlechts handelt.

Nur noch ein Abſchnitt des Buchs möge hier angeführt werden, damit des Details nicht zu viel ſei. Es iſt der Abſchnitt von Angelo Allori Bronzino und den Mitgliedern der florentiner Kunſtakademie (VI, 182—227). Vergleicht man die Anmerkungen, ſo findet man Nichts als was in der Paſſigli'ſchen Ausgabe ſteht, und wenn dieſe namentlich für Solche berechnet ſcheint die in Florenz lebend die meiſten der von Vaſari angeführten Arbeiten unter Augen haben, ſo mag man ſich denken wie wenig genügend ſie für das Ausland ſind. Ich gebe zu daß der künſtleriſche Werth der meiſten dieſer Sachen gerade nicht immens iſt; da Vaſari ſie aber einmal nennt, mußte man ſie auch berückſichtigen. Außer den beſſern Städteguiden hätten nur die „Monumenti sepolcrali della Toscana", die Tafeln in verſchiedenen von Litta's „Famiglie celebri", die 1820 bei Molini erſchienene „Metropolitana fiorentina", Moiſè's Schriften über den Palazzo Vecchio und die Kirche Sta.-Croce in Florenz und andere um Rath gefragt zu werden brauchen, nicht zu reden von Gaye's und Gualandi's ſchon genannten Documentenſammlungen, von denen namentlich die erſtere im zweiten und dritten Bande außerordentlich viel Material für dieſen Zeitpunkt enthält. In einer Anmerkung S. 182, wo von Bronzino's Heimat die Rede iſt, wird der Borgo vor Porta S.-Frediano (Friano iſt ein Volksausdruck) richtig „Vorſtadt" genannt: ſonſt herrſcht in Betreff dieſes Worts „borgo", welches bald eine Straße, bald eine wirkliche Vorſtadt, bald einen Ort (bourg) bedeutet, in der Ueberſetzung große Verwirrung, ſodaß ſelbſt die Stadt Borgo S.-Sepolcro im Tiberthal einmal eine Vorſtadt heißt. Aehnliche Misgriffe kommen häufig mit dem Wort Terra oder mit dem Ausdruck Caſtello vor, wobei man ſich eine Ortſchaft zu denken hat, nicht aber ein Caſtell im Sinn von Feſte, welche rocca heißt. Der Ausdruck Badia de' monaci neri hätte mit Benedictinerabtei überſetzt werden müſſen, nicht wie S. 183 und 200 mit „ſchwarzen Brüdern", was überdies ein Verſtoß, da die Benedictiner Mönche und keine Brüder (frati) ſind. Coſimo's des Alten Villa Careggi (S. 185), wo er und Lorenzo ſtarben, kam in neuern Zeiten an die Familie Orſi. Auf S. 188 wird der Ausdruck „cappella ricca di conci" durch „reiche Muſchelkapelle" wiedergegeben: es heißt indeß nichts Anderes als reich an Verzierungen. Daß des Bronzino Gemälde der Vorhölle hier von einer Pietà deſſelben erſetzt worden iſt, hätte wol angegeben werden ſollen. Wenn jenes Gemälde auf S. 189 in einer Anmerkung „herrlich" genannt wird, daſſelbe Epithet S. 197 gar einem Aleſſandro Allori zukommt, und Bronzino's Auferſtehung in der Guadagnikapelle, deren mattes Colorit und fehlerhafte Zeichnung ſchon Rafael Borghini rügte, „ſchön" heißt, ſo iſt dies den florentiner Commentatoren doch etwas zu ſehr aufs Wort glauben. Benedetto von Pescia S. 190 hieß Pagni, nicht Bagni. Daß Cosmopolis auf Elba (S. 191) Portoferrajo iſt, mußte angemerkt werden: der höfiſche Name drang nicht durch, wie man es oft in ähnlichen Fällen geſehen hat.

Soweit in dieſem Aufſatz vom Bronzino, nun von ſeinen Schülern und ſonſtigen Akademikern, meiſt Dii minorum gentium, von denen man indeß in Toscana unzählige Werke findet. Bei der Kapelle Montaguti (S. 196) iſt zu erwähnen vergeſſen daß ſie ſich in der SS. Annunziata befindet. Aleſſandro Allori's Inſchrift (S. 197): „Ch' altro diletto che 'mparar non provo", heißt nicht etwa: „Mag einen Andern ergötzen was ich ich nicht lernen mag", ſondern: „Andere Freude empfinde ich nicht als das Lernen." Ueber Criſtofano dell' Alteſſimo und ſeine zahlreichen mittelmäßigen Bildniſſe, Copien der Giovio'ſchen, in den Uffizien hätte Gaye's „Carteggio" vielerlei Aufſchluß geben können: Cosmus I. ſandte ihn nach Como im Juni 1552. Santi di Tito's Bild in Ogniſſanti ſchmückt den Altar der vierten Kapelle zur Rechten neben einem Fresco des Botticelli, deſſen Vaſari gedenkt, das andere in S.-Giuſeppe den dritten Altar rechts. Die Ueberſetzung von „piazze" durch „Märkte" (S. 108) iſt unrichtig: ein Platz braucht kein Marktplatz zu ſein. Francesco da San-Gallo's an Caricatur grenzendes Monument des Biſchofs Marzi-Medici (S. 211) ſteht nicht auf dem Presbyterium in der Annunziata, ſondern am Aufgang zu demſelben, der Tribune des Leon Batiſta Alberti. Ueber das Monument Piero's de' Medici in Monte-Caſſino (S. 211), deſſen Abbildung Litta in den Medici gibt, enthalten Gaye („Carteggio", II, 356 fg.) und Toſti („Storia della badia di Monte-Cassino", III, 265) die nöthigen Daten. Vincenzo de' Roſſi, der ſo viel und manches Gute gearbeitet, iſt in den Erläuterungen gar ärmlich weggekommen. Bei Erwähnung ſeiner Sculpturen in Sta.-Maria della Pace zu Rom, die zu ſeinen beſten gehö-

Digitized by Google

ien (S. 213), hätte billig der Theilnahme Buonarroti's und Simon Mosca's an dieſer Kapelle der Ceſi neben Rafael's berühmten Sibyllen gedacht werden müſſen, ſowie des Tumults vom Auguſt 1559, in welchem ſeine capitoliniſche Statue Paul's IV. zugrundeging. Von ſeinen zahlreichen Werken in Florenz für Cosmus I. wäre es leicht geweſen im Palazzo Vecchio, Pitti u. ſ. w. die beſſern zu bezeichnen. Auf S. 213 wird Vaſari vom Herausgeber corrigirt, wo er den Theſeus als Entführer der Helena nennt: ſtatt Theſeus wird Paris geſetzt, was ganz richtig wäre, hätte Leda's ſchöne Tochter ſich nur ein mal entführen laſſen! Die figurenreiche Fontaine Camilliani's in Palermo auf Piazza Pretoriana (S. 214) hätte wol einige Worte verdient. Auch bei Giam Bologna (S. 215) mußten Zuſätze gegeben werden. Ein ausführliches, mit Urkunden belegtes, von Kupfern begleitetes Werk über dieſen talentvollen Bildhauer ſteht in Ausſicht: Foucques de Vagnonville aus Douai beſchäftigt ſich ſeit längerer Zeit mit ſeinem berühmten, in der Heimat aber am wenigſten bekannten Landsmann. Piazza S.-Petronio und Platz am Palaſt des Podeſtà in Bologna ſind Daſſelbe. Bei Vinc. Danti findet ſich S. 218 das durch das Mediceiſche Wappen kenntliche Haus des Sforza Almeni, dieſes Opfers der Heftigkeit Cosmus' I., in Via de' Servi zu Florenz an der Ecke nach dem Caſtellaccio erwähnt, wobei letzterer Name mit „Citadelle“ überſetzt iſt. Das Caſtellaccio iſt aber keine Burg; es iſt der Volksausdruck für die verfallenden Grundmauern jener Kirche welche Filippo Brunelleſchi im Camaldulenſergarten der Angeli für Filippo Scolari zu bauen vorhatte, jenen unternehmenden florentiner Kaufmann, der nach Ungarn gelangt zur Würde eines Geſpans emporſtieg, daher ſeine Name Pippo Spano, und namentlich bei Kaiſer Sigmund viel vermochte. („Vite di illustri Italiani“, I, 117—232.) Plan und Aufriß der Kirche, die ein Achteck mit Kuppel bilden ſollte, finden ſich in Laſtri's „Osservatore fiorentino“ (Ausgabe von 1821, II, 167). Bei Erwähnung des „Magiſtratsgebäudes der Münze“ (S. 219) muß bemerkt werden daß es die Vaſari'ſchen Uffizien ſind. Antonio Lorenzi ſoll (S. 223) im „Stallgarten nahe bei S.-Marco“ einen Brunnen verziert haben, was aber Vaſari giardino delle stalle nennt, iſt der Garten bei dem ſchon erwähnten Gebäude der Sapienza. Sepoltura del Corte heißt nicht „Grabmal del Corte“, ſondern Grabmal des Arztes Corte. In Don Garzia (nicht Grazia) de Toledo's Garten an der Chiaia in Neapel, deſſen Reſt den Garten des heutigen Palaſtes Ferrandina bildet, iſt Nichts von Kunſtſachen geblieben. Daß die Reliefs des Giovanni dall' Opera an der vor wenigen Jahren durch Wegräumung des obern Theils ſehr veränderten Marmorumſchließung des Doms in Florenz (S. 225) nach Bandinelli'ſchen Zeichnungen ſind, mußte angeführt werden. Was aber S. 226 „Kugelwappen“ heißt, mag dem deutſchen Leſer nicht in gleichem Maße klar ſein wie das Original dem Florentiner, der die Arme di palle des Mediceiſchen Hauſes überall vor Augen hat. Bei der Erläuterung dieſer Notizen über die mit Buonarroti mehr oder minder zuſammenhangenden Künſter hätte billig auf deſſen Lebensbeſchreibung, die des Bandinelli u. A. Rückſicht genommen werden müſſen.

Bei dieſen drei Abſchnitten muß ich es bewenden laſſen, denn ich kann wie geſagt Keinem zumuthen mir durch einen ſolchen Wuſt von Detail zu folgen. Das Obige wird genügen zu zeigen daß die Erklärung Vaſari's noch manche Mühewaltung heiſcht. Bei einem Autor dieſer Art kann es indeß nicht wohl anders ſein: die Maſſe einzelner Angaben und Notizen iſt zu groß. Andere Partien ſind übrigens ſorgſamer gearbeitet: ich nenne zwei der wichtigſten Biographien, Rafael und Buonarroti. Auch die neuern Reſultate der Forſchung ſind hier im Ganzen vollſtändig nachgetragen. Bei Rafael am meiſten; bei Michel Angelo fehlt noch Manches. Doch es iſt hier nicht der Ort dieſe und ähnliche Einzelheiten vorzunehmen. Freuen wir uns lieber des durch die deutſchen Herausgeber des Vaſari Geleiſteten. Einzelne Mängel thun dem tüchtig durchgeführten Ganzen bei ſo ſchwieriger Aufgabe keinen weſentlichen Eintrag. Wir haben ein angenehm lesbares Buch, in welchem für die Kritik der Kunſtgeſchichte ſehr Anerkennungswerthes geleiſtet iſt. Bis zur Vollendung der neuen florentiner Ausgabe, worüber noch einige Jahre hingehen werden, bleibt die deutſche die vollſtändigſte von allen. Und dies iſt nicht geringes Verdienſt. Ein gutes Regiſter, nicht ſo vollſtändig in den Einzelheiten wie das des Paſſigli'ſchen Drucks, jedoch bequem und überſichtlich, erleichtert ſehr den Gebrauch.

In jedem Falle aber bleibt für die Erklärung, Berichtigung, Ergänzung Vaſari's noch Manches zu thun. Mit jedem Jahre mehrt ſich in Italien die Zahl urkundlicher Entdeckungen. In dieſem Moment iſt Mehres angekündigt, Gaetano Milaneſi's reiche Urkundenſammlung über die ältere ſieneſiſche Schule, G. Cadorin's Leben Tizian's, A. Magrini's Geſchichte des Doms zu Vicenza, C. Promis' Unterſuchungen über die Militairarchitekten und verſchiedenes Andere auf ernſter Forſchung Beruhende. Wo man noch vor nicht vielen Jahren mit einer Nachricht beim Vater der italieniſchen Kunſtgeſchichte oder irgend einem Seicentiſten ſich begnügen mußte, leben jetzt die Facta in den Worten der Zeitgenoſſen, der Theilnehmer, der Urheber vor uns wieder auf. Die Empfindung der Urſprünglichkeit die uns aus ſolchen Documenten anweht macht einen Eindruck der ſich nicht gut ſchildern läßt. Die alten tüchtigen Florentiner des Quattrocento ſtehen leiblich vor uns, mit ihrer umſichtigen Thätigkeit, welche ſo große Reichthümer in ihre Häuſer führte, mit ihrer Sparſamkeit im häuslichen Leben, welche ihnen möglich machte Werke auszuführen zu denen ſelbſt ſolche Reichthümer nicht im Verhältniß zu ſtehen ſchienen, mit ihrer Ordnungsliebe und Genauigkeit in allen Angelegenheiten, welche Verträge mit Künſtlern wie Handelscontracte behandelte, aber ei-

nen Palaſt Medici und Palaſt Strozzi und Sto.-Spirito und S.-Lorenzo und Maſaccio's, Benozzo's, Filippino Lippi's Kapellen (ich rede hier nicht von Schöpfungen von Corporationen) erſtehen ließ. Mit ſolchen Documenten Kunſtgeſchichte zu ſchreiben iſt eine angenehme Sache. Die Geſchichte des Palaſtes Strozzi iſt in den letzten Jahren vielfach erläutert worden. Gaye war, ſoviel ich mich erinnere, der Erſte der im Schorn'ſchen „Kunſtblatt" (1837, Nr. 67, 68) nach den Originalberichten die Entſtehung dieſes unübertroffenen Meiſterwerks der toscaniſchen Architektur ſchilderte und ſpäter im „Carteggio" (II, 354 fg., III, 497) dieſe Originale druckte. Seitdem wurden durch Pietro Bigazzi in den Beilagen zu Gio. Bat. Niccolini's Tragödie „Filippo Strozzi" (Florenz 1847, S. 315—331) zwei Letztwillensverfügungen Filippo's, des berühmtern unglücklichen Sohnes des gleichnamigen Gründers des Palaſtes, bekanntgemacht, und jetzt hat derſelbe in einer nicht in den Handel gekommenen Schrift: „Vita di Filippo Strozzi il vecchio scritta da Lorenzo suo figlio" (Florenz 1851), die von Gaye mitgetheilten Documente im Zuſammenhang und nebenbei manches Neue gegeben. Vielleicht über kein Haus des ganzen 15. Jahrhunderts wiſſen wir nun ſoviel wie über das Strozzi'ſche. Es verlohnt aber auch die Mühe. Und nirgend vielleicht wird neben der Geſchichte des Hauſes auch Leben und Sein, Denken und Empfinden der Begründer und Bewohner ſo anſchaulich und lebendig.

Ich will die Geſchichte des Baus hier nicht aufs neue erzählen, wie Gaye ſie mit den Worten der Urkunden gegeben hat, wie der alte Filippo nach dem Bericht ſeines Sohnes Lorenzo nach Ruhm begieriger denn nach Geld, bauluſtig und im Bauweſen erfahren, ein Haus aufzuführen beſchloß das ihm und den Seinigen in und außerhalb Italien einen Namen machen ſollte, wie er aber zugleich den Neid ſeiner Mitbürger zu wecken fürchtete und klug und vorſichtig zuwerkeging, und doch nicht verhindern konnte daß man ſagte ſein Reichthum werde eher zu Ende gehen als der Palaſt vollendet daſtehe, eine Vorherſagung die zum Glück nicht eingetroffen iſt, wenngleich lange Zeit das Glück von ſeinen Nachkommen gewichen ſchien. Aus den Ergänzungen dieſer Baugeſchichte jedoch möge hier das Erheblichſte angereiht werden, charakteriſtiſch für Zeit und Perſonen wie jene erſten Urkunden. Eine Menge Häuſer mußte Filippo Strozzi kaufen um für ſeine casa grande Raum zu gewinnen: mit dem Thurm beginnend der den Namen ſeiner alten Beſitzer, der Grafen Guidi von Poppi führte, welche 1440 aus Toscana vertrieben worden waren, nennt er in einem Ricordo („Vita di F. S.", S. 73 fg.) 15 Grundſtücke, für die er im Ganzen 6259 Goldgulden ausgab, denn es war am Eingange des alten Marktes ein dichtbewohntes Viertel. Noch zwei Häuſer kauften ſeine Söhne dazu, und durch eine donatio inter vivos erlangte er von Lorenzo de' Medici ein Grundſtück, unter der Bedingung daß er binnen eines Jahres darauf zu bauen beginne und im Bauen fortfahre. Man weiß daß Filippo ſchon am 14. Mai 1491 ſtarb: am 16. Auguſt 1489 hatte er den erſten Stein des Fundaments gelegt. Er ſchreibt am a. a. O. S. 70:

Im Moment wo die Sonne hinter den Bergen hervortrat legte ich den erſten Stein zu den Grundmauern im Namen Gottes zu gutem Beginn für mich und meine Nachkommen und Aller die ſich daran betheiligen werden. Und in derſelben Stunde ließ ich eine Heilige-Geiſt Meſſe durch die Brüder von San-Marco ſingen, eine andere bei den Nonnen der Murate, eine dritte in meiner Kirche Sta.-Maria di Lecceto und noch eine von den dortigen Brüdern, die mir alle verpflichtet ſind, mit dem Gebete daß es ein glücklicher Anfang für mich und die Meinen ſei und für Alle die dieſem Bau Gunſt ſchenken werden. Den Zeitpunkt bezeichneten mir Meſſer Benedetto Biliotti und Maeſtro Niccolò und M. Antonio Benivieni, Aerzte, und der Biſchof Pagagnotti und M. Marſilio, welche Alle ihn als günſtig beſtätigten. Den Brüdern von San-Marco ſandte ich zur Almoſenvertheilung nach ihrem Gutdünken 20 Lire, nach den Murate ebenſo viel. In kleinen Almoſen vertheilte ich 10 Lire. Benedetto Biliotti ſchenkte ich 4 Ellen ſchwarzen Damaſt, macht 20 Lire. Zum Eſſen hatte ich in den Frühſtunden Meſſer Jacopo den Maurermeiſter, Maeſtro Andrea den Gießer, Filippo Buondelmonti, Marcuccio Strozzi, Pietro Parenti, Simone Ridolfi, Donato Benſi, Ser Agnolo, Lorenzo Fiorini und andere meiner Freunde.

Wenn die Vollendung des Palaſtes ſich ſo lange verzögerte, ja derſelbe nie ganz fertig ward (bekanntlich fehlt ein großer Theil des prachtvollen Hauptgeſimſes), ſo liegt die Schuld mehr an dem böſen Willen des älteſten Sohnes Alfonſo als an der Ungunſt der Zeiten. Nach deſſen Tode 1534 blieben die beiden jüngern Brüder, Lorenzo und Filippo, Letzterer nur drei Jahre vor des Vaters Ableben geboren und der Berühmteſte und zugleich Unglücklichſte der Familie. Wie ſehr dieſem der Ausbau des väterlichen Hauſes am Herzen lag, ergibt ſich aus ſeinen beiden Letztwillensverfügungen, von denen die eine vom Jahre 1535, die andere am 31. December 1537 im Kerker des Forts von Florenz aufgeſetzt iſt, welches mit Strozzi'ſchem Gelde erbaut worden war und in welchem beinahe ein Jahr ſpäter Filippo elenden Tod fand. Die wichtigſte Stelle im erſten dieſer Documente lautet wie folgt:

Da ich durch den väterlichen letzten Willen verpflichtet bin meinen Antheil an dem Palaſt in Florenz zu vollenden und es, abgeſehen von ſolcher Verflichtung, bei mir Abſicht und Entſchluß iſt ein ſolches zu unſers Stammes und Hauſes Ehre begonnenes Werk nicht durch meine Schuld unfertig ſein zu laſſen, ſo verpflichte und nöthige (obbligo e condanno) ich meine Erben ſoviel ich vermag nach unſerer Schuldigkeit für mein Theil, Drittel nämlich oder Hälfte, mit meinem Bruder Lorenzo bis zur gänzlichen Vollendung zuſammenzuwirken und mit ihm oder ſeinen Erben ſich zu benehmen, auf daß er oder ſie ihrerſeits für den Ausbau ihres Antheils nach dem Rechte Sorge tragen, unter Berufung auf das Gericht, ſollte freiwillige Theilnahme verweigert werden. Und ſollten etwa meine Erben als Ausgewanderte oder Rebellen ſich nicht in der Heimat befinden, ſo will ich, vorausſetzt daß die zur Zeit beſtehende Regierung es ihnen nicht verbiete, daß ſie ihre tägliche Rate zu den Baukoſten zu entrichten fortfahren, indem es meine Abſicht iſt daß der Bau zu Ende geführt werde wer auch immer deſſen Bewohner ſein möge. Und da ich die Koſten der Hälfte höchſtens auf 5000 Scudi (Goldthaler oder Zechinen) veranſchlage, ſo beſtimme ich daß dieſe Summe nicht unter meine Erben vertheilt, ſondern nebſt 2000 Scudi für die Grabmäler (ſ. unten) in Händen Neri Capponi's bleiben ſoll, indem nach den Naturgeſetzen gewaltſame Zuſtände nicht lange

währen können.*) Im Falle von Neri's Tode ſollen die 5000 Scudi im Verwahrſam der durch die Teſtamentsvollzieher zu ernennenden Perſon bleiben, unter ausdrücklicher Bedingung daß ſie zu keinen andern Zwecken verwendet werden dürfen. Sollte dieſe Summe jedoch nicht ausreichen, ſo ſind meine Erben verpflichtet das Fehlende zuzuſchießen. Bleibt hingegen ein Ueberſchuß, ſo iſt er zu folgendem Zwecke zu verwenden.

Da ich in Betracht ziehe daß der Theil des Palaſtes welcher infolge der mit meinem Bruder Lorenzo getroffenen Uebereinkunft mir zufällt eine ſolchen Gebäudes nicht würdige Nachbarſchaft hat, indem ich zur Erweiterung der Straße und Bildung eines freien Platzes verſchiedene Häuſer abtragen ließ, deren Grundmauern noch über den Boden hinwegragen, ſo verordne ich, um den Proſpect mit dem Palaſt in möglichen Einklang zu bringen, daß meinen Erben, die Verpflichtung obliege mindeſtens 3000 Goldſcudi, und nach Gutdünken meiner Teſtamentsvollzieher mehr, zur Ausſchmückung gedachter Localität zu verwenden. Es ſoll zum wenigſten eine Mauer gezogen werden, parallel mit dem andern (gegenüberliegenden) Palaſt Meſſer Palla's des Jüngern, an beiden Enden mit Ecken aus behauenem Stein mit unſerm Familienwappen darüber und einem Thor in der Mitte, dem des Palaſtes gegenüber, um Demjenigen der das Werk fortzuſetzen geneigt wäre zum Unterbau zu dienen. Die Geſammtſumme von 9000 Goldſcudi ſoll nun nach meinem ausdrücklichen Willen nicht unter meine Erben vertheilt, ſondern zur Ausführung bezeichneter Plane in den Händen Dritter belaſſen werden. Den Raum des von Palaſt und Mauer eingeſchloſſenen Palaſtes ſoll niemals einer meiner Erben veräußern, noch durch irgend einen Bau ihn ſchmälern dürfen, ſondern dieſer Platz ſoll ſtets leer und frei bleiben zu allgemeiner Bequemlichkeit und Benutzung.

Im zweiten Teſtament wird dann folgende Beſtimmung hinzugefügt:

Da mir vorallem am Herzen liegt daß der Palaſt in Florenz binnen kürzerer oder längerer Friſt vollendet werde, ſo weiſe ich alle gegenwärtig mir gehörenden Güter, namentlich aber die für die (im Teſtament bezeichneten) 60,000 Scudi anzukaufenden als Sicherheit für ſolchen Ausbau an. Wie geſagt ſollen dieſe Güter ein Fideicommiß bilden, unter dem Vorbehalt daß zum Behuf der Vollendung des Palaſtes, nicht aber zu anderm Zwecke und nicht eher bis daran Hand gelegt werden, die betreffende Rate davon abgezogen werde.

Im Juli 1533 hatte Filippo den Ausbau des ihm zuſtehenden Theils begonnen: es iſt der nach Piazza Sta.-Maria degli Ughi zugewandte, deſſen Façade ganz vollendet iſt. Die Verbannung der Strozzi, die ſich mit dem Herzog Alexander völlig verfeindeten, ſcheint das Werk nochmals unterbrochen zu haben und der Palaſt ward wie geſagt nie ganz fertig, ungeachtet der vom Gründer gemachten Clauſel daß derſelbe in ſolchem Fall dem Kloſter Sta.-Maria Novella anheimfallen ſollte. Die vom Urheber beabſichtigte Umgebung mit großem Platz und Garten, wovon Bocchi in den „Bellezze di Firenze“ Kunde gibt, blieb nur ein Plan. Dem Willen des Teſtators geſchah blos inſofern Genüge daß der obengenannte Platz auf der Oſtſeite freiblieb, wo die Häuſerdecoration freilich wenig zum Palaſt ſtimmt. Das im Teſtament erwähnte Haus des jüngern Palla Strozzi (Palla Novello, aus einer Nebenlinie, geſt. 1456), welches, wol fälſchlich dem Brunelleschi zugeſchrieben, durch ſeinen ernſten ſchönen Stil an den Mediceiſchen Palaſt in Via Larga erinnert, iſt leider nicht ausgebaut worden. Neben demſelben befindet ſich ſeit 1816 eine Kapelle an der Stelle der 1785 geſchloſſenen Kirche Sta.-Maria degli Ughi, ſo nach einer alten florentiner Familie geheißen. Der von dem jüngern Filippo innegehabte Theil der großen Familienwohnung wurde wie die reizend gelegene, noch zum großherzoglichen Krongut gehörende Villa Petraja von Alexander's Nachfolger Cosmus I. confiscirt, aber 1568 dem noch lebenden ſechsten Sohne Filippo's, Cardinal Lorenzo, ſowie dem Enkel Leo zurückgegeben. Das im „Archivio delle Riformagioni“ befindliche Decret (bei Bigazzi, a. a. O. S. 329) heißt:

Auf die Bitte des ſehr ehrwürdigen Lorenzo Strozzi, Cardinals der Heiligen römiſchen Kirche, und deſſen Brudersſohnes Lione verleihen, geben und ſchenken Wir denſelben großmüthig donationis titulo und wiſſentlich wie aus Machtvollkommenheit die Hälfte des Palaſtes, genannt delli Strozzi, zu Florenz im Viertel Sta.-Trinità gelegen, innerhalb ſeiner bekannten Grenzen, welcher einſt infolge der Verurtheilung des Rebellen Filippo Strozzi unſerm herzoglichen Fiscus und Kammer anheimfiel, damit derſelbe den rechtmäßigen männlichen Erben gedachten Lione's und deren legitimen Nachkommen in männlicher Linie verbleibe.

Mit dieſer Schenkung wurde dann aber jeder Regreß an den Fiscus wegen ſonſtiger confiscirter Güter für unzuläſſig und null erklärt. Da Lione ohne Kinder ſtarb, ſo kamen die Beſitzungen an die Linie des mehrgedachten Lorenzo, Sohnes des alten Filippo und Verfaſſers der ſchönen Lebensbeſchreibungen der Strozzi, heute durch Ferdinand Strozzi, Fürſten von Forano und Herzog von Bagnolo, repräſentirt. Dieſem gehört auch der von dem gedachten Lione erbaute ſchöne Palaſt in Rom bei der Kirche der Stimmate. Filippo d. J. hatte in Rom ein anderes Haus auf Piazza S.-Euſtachio beſeſſen, welches 1537 Rafael's Freund Baldaſſar Turini von Pescia bewohnte und deſſen Nießbrauch dem heldenmüthigen Prior von Capua, Leo, Filippo's zweitem Sohne, überlaſſen war.

So weit über den Palaſt. Mögen nun noch die urkundlichen Nachrichten über die Kapelle der Strozzi in Sta.-Maria Novella folgen, die wegen der Fresken Filippino Lippi's eine ſo bedeutende Stelle in der Kunſtgeſchichte einnimmt.

Eine andere Kapelle — erzählt Lorenzo Strozzi im mehrgedachten Leben ſeines Vaters — errichtete Filippo zu Florenz in Sta.-Maria Novella, welche er durch Filippo di Fra Filippo ausmalen ließ, einen Mann der ſeine Trefflichkeit in der Malerei durch manche, namentlich aber durch dieſe Arbeit andentaggelegt hat. Dort befinden ſich ſeine Gebeine in einem Grabmal von Probirſtein.

Die Kapelle iſt den Familienpatronen SS. Philipp und Jakob gewidmet. Der mit Filippino geſchloſſene Contract („Vita di F. S.“, S. 60) lautet folgendermaßen:

Am 21. April 1487. Es ſei männiglich bekannt wie Filippo Filippo's Sohn Maler für Filippo Matteo's degli Strozzi Sohn eine Kapelle in Sta.-Maria Novella neben dem Hauptaltar auszumalen übernommen hat, unter nachfolgenden Bedin-

*) Dieſe Worte beziehen ſich auf die damaligen, aus den zahlreichen Hiſtorikern der Zeit bekannten politiſchen Verhältniſſe in Florenz und auf die Verbannung der Strozzi unter der Regierung des Herzogs Alexander Medici. In Neri di Gino Capponi ſetzte Filippo in ſeinen ſämmtlichen Angelegenheiten das vollſte Vertrauen.

gungen: An der Decke ſollen vier Geſtalten zu ſtehen kommen, Kirchenväter oder Evangeliſten oder Andere nach des Strozzo Wahl, aufs reichſte geziert mit Azur und Gold; der Reſt der Decke ganz von feinem Ultramarin, mindeſtens zum Preiſe von vier ſchweren Gulden die Unze, und Schafte und Capitelle der Pfeiler wie die Einrahmungen mit Malerei und Gold nach dem Bedürfniß. Auf jeder Wand ſollen zwei Bilder ſein, deren Gegenſtände Filippo Strozzi geben wird; die Fenſterwand, Pfeiler und Bogen der Kapelle innen wie außen und Wappen ſollen nach Filippo's Angabe gemalt werden, und ſo auch der untere Theil der Wände unter den Bildern. Ueberall ſoll nach Bedürfniß Azur und Gold und die beſte Farbe angewandt werden. Und Filippo di Filippo verſpricht dem Strozzo ſie in Fresco auszumalen und nach der Art eines guten Meiſters zu beendigen, mit jenem Fleiße welchen er aufzuwenden vermag, und Alles mit eigener Hand, namentlich die Figuren.

Und ſie ſind übereingekommen daß gedachter Filippo für ſeine Arbeit mit Malerei, Farben, Ultramarin, Gerüſten, Kalk, Holz und allem Erfoderlichen, ſodaß der gedachte Strozzo an Nichts zu denken haben ſoll, 300 vollwichtige Gulden erhalten ſoll, davon 35 jetzt beim Beginn für die Anſchaffungen, dann 100 wenn er nach Venedig gehen will, den Reſt allmälig, je nach dem Fortſchreiten der Arbeit, ſodaß 50 oder mindeſtens 40 bleiben, die der Strozzo ihm frei auszuzahlen verheißt, wenn er das Werk vollendet haben wird, was er für den 1. März 1489 zuſagt. Sollte er die Arbeit indeß nicht gut ausführen noch eines wackern Meiſters würdig, ſo wird nach dem Urtheil zweier durch den Strozzo zu wählenden Kunſtgenoſſen von den 300 Gulden ein Abzug zu machen ſein im Verhältniß der geringern Güte. Iſt die Malerei aber nicht zur vorgeſchriebenen Zeit fertig, ſo ſoll es dem Strozzo freiſtehen ſie durch wen er will vollenden zu laſſen, auf Koſten Filippo's, der den Schaden tragen muß. (Folgen die Unterſchriften und Beſtätigungen.)

Die Strozzi-Kapelle iſt zu Filippino's beſten Werken zu rechnen. Er beendigte ſie indeß erſt nach 15 Jahren — man lieſt an der linken Wand: A. S. MCCCCCII — Philippinus de Lippis faciebat. Filippo Strozzi der Jüngere gedenkt ihrer in ſeinem erſten Teſtament.

Falls ich in Rom ſterbe will ich daß mein Leib in Sant' Onofrio beerdigt werde, falls anderwärts an einem durch meine Letztwillensvollzieher zu bezeichnenden Orte, mit Grabſchrift in Proſa welche meinen Haß gegen die Tyrannei bezeuge, und wie ich, nachdem ich zu Clemens' VII. Zeit (1527) meine Heimat einmal von derſelben befreit und jetzt im Begriff ſtehe ſie aufs neue zu befreien (Unternehmen gegen Alexander Medici), durch das Schickſal, welches ſo oft des Schlimmen Freund und des Ruhmes Neider iſt, durch frühzeitigen Tod am großen Werke verhindert werde. Mit dem Zuſatze daß ich in meinem letzten Willen verboten, wie ich in der That hiermit verbiete daß meine Gebeine in die Vaterſtadt zurückgebracht werden ſollen, während ſie in der Knechtſchaft ſchmachte oder nicht sua vera sententia lebe. Wenn jedoch meine Vaterſtadt binnen zwei Jahren nach meinem Tode ihre Freiheit wieder erlangt, ſo beſtimme ich daß meine Gebeine nach Florenz gebracht und in einem marmornen Grabmal in Sta.-Maria Novella beſtattet werden ſollen, an einer der Wände unſerer Kapelle oder anderswo in gedachter Kirche nach Gutdünken der Teſtamentsvollzieher. Gleichfalls verordne ich daß der Clarice de' Medici, meiner Ehefrau, die in erwähnter Kapelle begraben liegt, ein ähnliches Denkmal errichtet werde, an der entgegengeſetzten Wand oder an anderer Stelle in der Kirche bei meinem Grabe, mit einer Inſchrift welche ihre Keuſchheit, Klugheit und edle Geſinnung wie unſere unvergleichliche Liebe und ſtete Eintracht der Wahrheit gemäß bezeuge. Die Auslagen für dieſe Denkmale beſtimme ich auf 2000 Scudi u. ſ. w. Erringt aber innerhalb gedachter zwei Jahre meine Vaterſtadt nicht die Freiheit wieder, ſo verfüge ich daß mein Grabmal ohne Verzug in der Fremde errichtet werde, wo meine Gebeine liegen, jenes der Clarice aber in Sta.-Maria Novella, wenn der zeitige Gewalthaber es geſtattet. Iſt dies nicht der Fall, ſo ſollen ihre Gebeine aus Florenz weggeſchafft und neben den meinen beerdigt werden, mit einer Inſchrift daß man nicht ihr noch mir anderswo Ruhe vergönnt habe. Dazu ſollen ſodann jene 2000 Scudi verwendet werden. Verbietet man endlich auch die Wegſchaffung der Gebeine, ſo ſoll ihr neben meinem Grabe ein Ehrenmal (Cenotafio) errichtet werden, indem es meine Abſicht und mein Wille iſt daß irgendwo ihr Andenken geehrt werde, wie es ihrer unendlichen Zuneigung zu mir und ihren ſeltenen Tugenden zukommt.

Eine ſchöne Beſtätigung Deſſen was gleichzeitige Hiſtoriker uns von Clarice Medici-Strozzi melden, wie ihrer Charakterſchilderung in Roſini's „Luiſe Strozzi". Sie war des großen Lorenzo Enkelin, Leo's X. Bruderstochter und Tante der nachmaligen Königin Katharina von Frankreich, ſomit Filippo Strozzi's Söhne cousins germains der Valois.

Das zweite im Kerker aufgeſetzte Teſtament enthält dann Folgendes:

Was meinen Leib betrifft, ſo wünſche ich daß er in unſerer Kapelle in Sta.-Maria Novella beerdigt werde neben dem meiner Gattin Clarice, und daß man ihm ſodann ein ehrendes Marmorgrabmal errichte. Ich bitte dabei meinen Bruder (Lorenzo) daß er geſtatte daſſelbe an einer der Wände anzubringen ohne Rückſicht auf die heute dort befindliche Malerei, welche man wird herunterſchlagen müſſen, wie ſie denn ihrer Natur nach doch nur von geringer Dauer iſt. Bringt man dann ringsumher ein ſchönes marmorenes Ornament an, wie in jener der Gondi, ſo wird ſie auf alle Zeit weit zierlicher ſein. Verweigert mein Bruder dies aber aus triftigen Gründen, ſo wünſche ich daß das Monument in einem der vordern Schiffe der Kirche angebracht werde, wie das des Meſſer Antonio Strozzi. Den Koſtenpunkt überlaſſe ich meinen Vollziehern, denen meine Ehre gewißlich am Herzen liegen wird. Die Stelle für die Inſchrift bleibe leer bis auf beſſere Zeiten. Wird es von der gegenwärtigen Regierung nicht geſtattet, ſo ſoll mir in Venedig in irgend einer beſuchten Kirche ein Grabmal beſtellt werden. Die Grabſchrift aber ſoll unter Anderm ausdrücken: aus beſtändiger Liebe zur Freiheit habe ich bei meinem Hinſcheiden verordnet daß meine Gebeine aus der Heimat weggeführt und da beſtattet werden wo die Freiheit lebt, denn ſonſt würden ſie nicht Ruhe finden. Widerſetzt man ſich der Fortſchaffung der Leiche, fiat cenotaphium. Ließe ſich in der ſchönen und zierlichen Kirche welche zwiſchen Venedig und Murano liegt und, entſinne ich mich recht, nach dem heiligen Michael benannt iſt, ein Platz erlangen, ſo würde mir dies ſehr lieb ſein. Müßte man den dortigen Mönchen irgend eine Dotation dafür ausſetzen, ſo könnten die von jedem meiner Erben zu entrichtenden 100 Scudi dazu verwendet werden. Und da die Clarice, meine Gattin, durch ihre Tugenden verdient daß ich ſie durch ein Grabmal ehre, ſo beſtimme ich daß ein ſolches in Sta.-Maria Novella geſetzt werde. Gibt Lorenzo zu daß an einer Wand unſerer Kapelle das meine zu ſtehen komme, gegenüber das ihrige, ſo wird mir dies große Freude bereiten. Wo nicht, ſo wähle man einen geeigneten Platz im Schiff.

Der arme Filippo! Wie viel Sehnen, wie viel Ungewißheit und Nöthen am Ende eines reichen und glänzenden, aber durch Charakterſchwäche unergiebigen Daſeins! Man fand ihn in ſeinem Blute am 18. December 1538.

Ihm, welchem die ſchönen Künſte Manches danken, muß man ſchon verzeihen daß er die Fresken Filippino's herunterſchlagen laſſen wollte, für ſein und ſeiner Gattin Grabmal Raum zu gewinnen. Glücklicherweiſe geſchah

es nicht, und eins der intereſſanteſten wie in Betreff der Phyſiognomik eigenthümlichſten florentiner Malerwerke iſt noch heute im Ganzen gut erhalten, mehr denn drei Jahrhunderte nachdem der Beſitzer ihm doch nur kurze Exiſtenz prophezeit hatte. Filippo Strozzi aber und Clarice Medici blieben ohne Monumente, und in der Kapelle ſteht hinter dem Altar nur das ſchon genannte unendlich zierliche und anmuthige des Vaters, von der Hand Benedetto's da Majano, im Langſchiff zur Linken ſodann das von Filippo bezeichnete des Rechtsgelehrten Antonio, geſtorben 1523, von Andrea Ferrucci aus Fieſole und deſſen Schülern ausgeführt. Bei Litta, Genealogie der Strozzi, ſowie in den „Monumenti sepolcrali della Toscana“ (Tafel 52, 53) finden ſich Umriſſe beider. Die Ehrenmale von Filippo's und Clarice's Söhnen ſieht man zu Rom in der Familienkapelle in S.-Andrea della Valle. Eigenthümlich iſt Filippo's Wunſch, in S.-Michele di Murano beigeſetzt zu werden, wo heute nach der Zerſtörung der Servitenkirche am Eingange die Gebeine Fra Paolo Sarpi's ruhen. Die im Teſtament erwähnte Kapelle der Gondi, früher Scali, iſt zur andern Seite des Hochaltars, a cornu evangelii. Man ſieht in ihr das von Vaſari beſprochene Crucifix des Brunellesco. Ein ſchöner Bau der Strozzi iſt die an der zierlichen Façade an Via Parione mit ihrem Wappenſchilde bezeichnete Sacriſtei von Sta.-Trinità in Florenz, welche von dem berühmten und vielverdienten Meſſer Palla dem Aeltern gemäß der Letztwillensverfügung ſeines hier beerdigten Vaters Noferi (Onofrio) 1421 aufgeführt wurde.

Rom, Juli 1851. **A. von Reumont.**

Georg Forſter.

Haus und Welt. Eine Lebensgeſchichte. Von Heinrich Koenig. Zwei Theile. Braunſchweig, Vieweg und Sohn. 1852. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Was Goethe von der Natur ſagt, daß ſie überall nur darauf ausgehe Leben zu erzeugen, und daß der Tod ihr Kunſtgriff ſei viel Leben zu haben, Das gilt auch von dem Walten der Geſchichte, die ſelbſt in ihren zerſtörendſten Momenten ſtets die Samenkörner neuer Schöpfungen birgt. Als die Frucht eines ſolchen Samenkorns haben wir dieſes Buch von Heinrich Koenig zu begrüßen, über deſſen Entſtehung uns der Verfaſſer ſelbſt in einem kurzen Vorworte Folgendes mittheilt. Im Nachſommer des Jahres 1850 aus dem Wildbade des Schwarzwaldes zurückgekehrt habe er mit erfriſchtem Muthe die beiſeitegelegten Studien zu einem neuen Romane hervorgeſucht und ſich hinter demſelben zugleich der Betrachtung unſerer troſtloſen Gegenwart zu entziehen gedacht. Da habe die unglückſelige Politik unſerer gewaltübenden Machthaber ihren zerſtörenden Gang durch Kurheſſen genommen, und es ſeien jene Dinge geſchehen, die noch friſch genug im Andenken der erſtaunten Welt es allzu begreiflich machen würden, daß ein gegen das Recht und Wohl ſeines Vaterlandes nicht gleichgültiger Mann jene Sammlung und Erhebung der Seele die zu einer poetiſchen Production erfodert werde, auf lange Zeit verloren geben mußte. Als daher am 1. November die bairiſchen Executionstruppen in Hanau eingerückt ſeien, habe er die Anfänge ſeiner Arbeit beiſeitegelegt und das Billet der auch ihm zugetheilten Einquartierung in Empfang genommen. Und doch ſei inmitten all der Entrüſtung und der Verwünſchungen, die um ihn lautgeworden und zu denen auch die edelſten Herzen zu verwildern in Gefahr geweſen ſeien, nur Zuflucht hinter einer Geiſt und Gemüth anſprechenden Arbeit geweſen, die jedoch nur ein Werk habe ſein dürfen wie es nicht ſowol durch ſchaffende Phantaſie als durch bedeutſame und einheitliche Verknüpfung gegebener Thatſachen zuſtandekomme. Als er nun an einem dämmernden Abende nach einer ſolchen Aufgabe geſucht habe, da ſei ihm — wie der Verfaſſer poetiſch ausmalt — die Geſtalt Georg Forſter's vor die Seele getreten und habe ihn gemahnt, das Bild das er in den „Clubiſten von Mainz“ von einem Theil ſeines Weſens und Lebens entworfen zu vervollſtändigen und ihn den Freunden, die ihm jenes Bild gewonnen, in ſeiner ganzen Entwickelung und mit all den Kämpfen und Irrthümern, in denen er ſein Leben verwirkt habe und in die auch wir noch verwickelt wären, wie in den „Clubiſten“ als Fabel, ſo jetzt als geſchichtlichen Vorgänger, als vorbildlichen und lehrreichen Büßer vorzuführen. In Folge dieſer Mahnung ſei die Vergangenheit, der Forſter einſt angehört, an ihm vorübergezogen, aber ſo klar und ruhig daß alles Wankende und Stürmiſche um ihn her ſich darin habe abſpiegeln können; und ſo ſei in ihm der Entſchluß reif geworden „Forſter's wechſelvolles Leben zu erzählen, heiter und umſtändlich, aber ohne Nebenabſichten und Nutzanwendung; ſodaß es durch ſich ſelbſt einem ſinnigen Leſer Unterhaltung gewähre und ihm überlaſſen bleibe, was er dahinter noch weiter ſuchen und bedenken möge“.

So kündigt ſich alſo dies Werk, wie eine Blume die aus dem Schutt der Verwüſtung emporſproßt, als ein tröſtendes Erzeugniß jener traurigen Tage an, die als ſie über uns kamen ſo ganz und gar troſtlos ſchienen, tröſtend zunächſt für ihn, der über der Pflege und Ausbildung deſſelben eine ruhigere Anſchauung für die ſtürmiſche Gegenwart und neue Kraft zu weitern Schöpfungen gewann, tröſtend aber auch für uns, für das geſammte deutſche Volk, das in dieſem Werke einen Spiegel erhält, worin es, wie nicht leicht in einem andern, ein ebenſo klar und verſtändlich ausgeführtes als tief und bedeutſam entworfenes, reichlich mit mahnenden wie mit warnenden Zügen ausgeſtattetes Bild unſerer eigenen Zeit, ja ein concentrirtes Gemälde unſers ganzen deutſchen Seins und Strebens zu erblicken vermag; denn es liegt hier ein Menſchenleben vor ihm, das in ſeinem äußern Verlauf wie in ſeinen innern Entwickelungen ſich ſo recht als ein Abdruck vom Thun und Laſſen, vom Ringen und Ermatten des geſammten Deutſchland und der für daſſelbe kämpfenden Geiſter darſtellt. Zwar hat Gervinus in ſeiner kürzern Beſchreibung des

Forſter'ſchen Lebens, die er der Ausgabe ſeiner Werke einverleibt hat, über Forſter gerade umgekehrt die Anſicht aufgeſtellt daß derſelbe eigentlich kein Deutſcher ſei, und hierdurch deſſen Handlungsweiſe in der mainzer Revolution von der Schuld des Vaterlandsverraths freizuſprechen geſucht; aber zu dieſer Anſicht hat ſich Gervinus wol nur durch den Drang beſtimmen laſſen die ſonſt ſo lautere und edle Perſönlichkeit Forſter's, zumal da er denſelben zu ſeinem eigentlichen Liebling erkoren und ihn ſchon in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur" als Gegengewicht gegen den von ihm zu leicht befundenen Goethe in die Wagſchale geworfen, auf jeden Fall von jenem ſo entſtellenden Flecken zu reinigen; wenigſtens ſind die Beweiſe für dieſe Behauptung mehr aus äußern Umſtänden als aus Forſter's innerm Weſen entlehnt. Allerdings gehört Forſter's Vater einer Familie an, deren Stammbaum in Schottland wurzelt; allerdings iſt er ſelbſt in Danzig geboren, alſo, wenn die Grenzen nach politiſchen Tractaten ſtatt nach Geſittung und Sprache gezogen werden, kein eigentlicher Deutſcher, ja, ſofern Danzig damals noch polniſch war, nicht einmal ein Preuße; allerdings iſt Forſter ſchon im elften Jahre ſeines Lebens mit ſeinem unruhigen Vater nach Rußland, in ſeinem zwölften mit der ganzen Familie nach England gegangen und hat hier wie ſpäterhin als Begleiter ſeines Vaters auf der Cook'ſchen Weltumſegelung in den entlegenſten Ländern und unter den fernſten Völkern, alſo außerhalb Deutſchland die eigentliche Schule des Lebens und ſeiner wiſſenſchaftlichen Ausbildung durchgemacht: aber trotz alle Dem war und blieb er doch in allen dieſen Verhältniſſen mit Deutſchland in engſter und lebendigſter Beziehung, er war und blieb der Sohn einer echtdeutſchen Mutter, das Glied einer echtdeutſchen Familie, er dachte und fühlte zuerſt in deutſcher Weiſe, in deutſcher Sprache, er überſetzte in England deutſche Schriften und ertheilte deutſchen Unterricht, und endlich wurde Deutſchland für ihn, wie es ſeine erſte Heimat geweſen war, ſo auch wieder ſeine letzte Zuflucht, der Boden ſeiner praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, die Sphäre ſeiner freundſchaftlichen Bezüge, das Element ſeines häuslichen und öffentlichen Lebens. Leſe man nur, wie er ſich, als ihn nach der Rückkehr von ſeiner Weltfahrt äußerer Zwang und innerer Drang nach Deutſchland zurückgeführt hatten, in den Weiſen des deutſchen Geiſtes- und Gemüthslebens ſogleich heimiſch und angezogen fühlt, wie er in Pempelfort, Kaſſel, Göttingen, Wien ꝛc. mit faſt allen Perſönlichkeiten der damaligen Zeit im lebhafteſten und vertrauteſten Verkehr ſtand und von allen Regungen und Bewegungen, die damals im Gebiete der Religion und Philoſophie, der Kunſt und Wiſſenſchaft das deutſche Leben durchzuckten, mit vollſtem Herzen theilnahm, wie er in Polen trotz mancher äußern Vortheile nicht auszudauern vermochte und ſich ſelbſt über das Fehlſchlagen einer zweiten Weltfahrt, zu der er von Rußland unter den vortheilhafteſten Bedingungen bereits gewonnen war, mit Leichtigkeit durch die dadurch ermöglichte Rückkehr nach Deutſchland zu tröſten wußte, und wie er endlich nach ſeinem Abfall von Deutſchland in Frankreich ſich überall fremd und unbefriedigt fühlte und es nicht laſſen konnte ſeine Gedanken und Hoffnungen immer wieder nach Deutſchland zu richten und dort ſich ein Feld für ſeine, leider ihm nicht wieder gewordene Zukunft zu ſuchen; leſe man dies Alles und man wird nicht darüber in Zweifel ſein können, daß er mit Leib und Seele, mit Herz und Sinn ein Deutſcher geweſen. Wenn er aber bei alle Dem andererſeits mit den deutſchen Zuſtänden fortwährend unzufrieden war, wenn ihm, dem Weltumſegler, die kleinlichen deutſchen Verhältniſſe überall zu eng und beſchränkt erſchienen und ihn zu keiner vollen und freien Entfaltung ſeiner Kräfte, zu keiner wirklichen Befriedigung ſeiner Seele gelangen ließen: ſo iſt auch dies wieder nur ein neuer, ja der ſtärkſte Beleg für ſeine echtdeutſche, nie zu befriedigende Fauſt- und Hamletsnatur. Denn mehr oder weniger wird ja jeder Deutſche, in welchem ſich der Geiſt des ganzen deutſchen Volks auf irgend eine Weiſe individualiſirt, von jenem widerſpruchsvollen Doppeldrange einerſeits nach der großen, andererſeits nach der kleinen Welt zerriſſen, ja es macht gewiſſermaßen jeder Deutſche einen ähnlichen Proceß der Lebensentwickelung durch wie Forſter. Denn wenn er auch nicht gerade wie dieſer die Weltfahrt im eigentlichſten und wirklichſten Sinne vollzieht, ſondern ſich dafür mit einer Weltumſegelung auf den Flügeln der Phantaſie und innerhalb der universitas literarum begnügen muß, ſo wird er doch dadurch kaum minder als Forſter von dem Alles umſchlingen wollenden kosmopolitiſchen Drange ergriffen; und ebenſo wie dieſen ziehen auch ihn natürliche Bande und äußere Rückſichten ſtets wieder in die Schranken des engern Vaterlandes zurück, und er wird hier wieder — zum Deutſchen? — nein! zum Preußen, zum Oeſtreicher, zum Reuß-Schleizer oder wie Forſter zum Heſſen-Kaſſeler oder Kurmainzer, und ſeine Deutſchheit, ſein nationaler Charakter beſteht nicht wie bei dem Engländer, Franzoſen u. ſ. w. darin daß er die Weite der großen Welt und die Enge der kleinen Heimat zuſammen in dem ſtaatlichen Ganzen ſeiner Nation concentrirt fände und ſich darin befriedigt fühlte, ſondern darin daß er wechſelnd von jenen beiden Polen, von Welt und Haus, gleichmäßig angezogen wird und fort und fort in innern Kämpfen und Schwankungen, ob er dem einen oder dem andern Pole folgen ſoll, begriffen iſt. Weit entfernt alſo, daß Forſter's Handlungsweiſe dadurch gerechtfertigt werden müßte, daß er kein Deutſcher geweſen ſei, verdient ſie umgekehrt gerade um deswillen eine milde Beurtheilung weil er ein Deutſcher geweſen iſt, ein Deutſcher wie wir Alle die wir noch jetzt zwiſchen Haus und Welt vergeblich nach einem Vaterlande ſuchen und über dieſem vergeblichen Suchen nur gar zu leicht an ihm irrewerden können.

In dieſem Sinne hat nun auch Heinrich Koenig das Forſter'ſche Leben aufgefaßt und gezeichnet, und wie er dies in unzweideutiger Weiſe ſchon durch den Titel ſeines Buchs „Haus und Welt" angedeutet, ſo kommt er

auch in ſeiner Darſtellung immer wieder auf das dieſem Gegenſatze entſprechende Doppelſtreben der Forſter'ſchen Natur zurück und weiſt überall nach, wie gerade die äußern Schickſale Forſter's dieſen Dualismus in ihm erzeugen und großbilden mußten. So zeigt er wie ſchon die Enge und Bedrängniß ſeines älterlichen Hauſes einerſeits und das nahe Danzig mit ſeinem Welthandel andererſeits ganz dazu gemacht waren den Sinn des Knaben nach zwei entgegengeſetzten Richtungen hin in Anſpruch zu nehmen, da eine ſo mächtige Seeſtadt wie eine drehende Spule tauſend Fäden des Familienlebens zu Tauen des Weltverkehrs zuſammenſchlinge. Er macht darauf aufmerkſam, welchen Einfluß ſchon die frühe Reiſe nach Rußland auf die Seelenſtimmung des Knaben und auf die erſte Ausweitung ſeines Gemüths gehabt haben müſſe und wahrſcheinlich dazu beigetragen habe, daß er „zwiſchen Haus und Welt niemals oder doch nicht auf die Dauer zu heimatlichem Glücke gelangt ſei". Er erinnert, als er die Noth der Forſter'ſchen Familie in England ſchildert, daran, wie bedeutungsvoll es für das ganze Leben Forſter's geworden ſei daß er in keiner glücklichen Familie aufgewachſen ſei, und es ſelbſt zu keinem ungeſtörten Familienglück gebracht habe; denn „das Haus ſei die Hülſe für die Liebe zum Beſtehenden; wo ſie vermorſche, da gewinne das öffentliche Leben Einfluß und wecke das Bedürfniß zu Umwandelungen oder Umſtürzen deſſelben", weshalb denn auch das Proletariat ſtets im Vortrab der Revolutionen gefunden werde. Noch entſchiedener drückt er den Grundgedanken, der ſich als rother Faden durch die ganze Lebensgeſchichte hindurchzieht, an jener Stelle derſelben aus, wo er erzählt wie der junge Forſter ſeine darbende Familie in England verläßt um in Deutſchland für ſeinen Vater ein Unterkommen zu ſuchen. Er ſagt:

> Haus und Welt, die beiden Pole jedweden äußern Daſeins, erfaßten in ihrem anziehenden und abſtoßenden Wechſelwirken doch in eigenthümlicher Weiſe und Weite des jungen Forſter Leben, um es kaum mehr zur Ruhe in ſich ſelbſt kommen zu laſſen. Heute braucht er Geld, morgen vermißt er Freiheit, und dieſe beiden Pulſe des Hauſes und der Welt bewegten ſein bald bedrängtes, bald ſchwärmeriſches Herz.

Offenbarte ſich der Widerſtreit dieſer beiden divergirenden Richtungen während der erſten Jahre nach ſeiner Rückkehr ins deutſche Vaterland mehr in vereinzelten Eigenthümlichkeiten und Charakterzügen, z. B. in ſeiner beſonders dem Stubengelehrten eigenen Leidenſchaft für Bücher, Inſtrumente, Sammlungen u. ſ. w. gegenüber ſeiner den Weltmann charakteriſirenden unbezwingbaren Reiſeluſt, in ſeinem ſchwärmeriſchen, excluſiven Freundſchaftsbündniß mit Sömmerring gegenüber ſeinem ausgebreiteten und vertrauten Verkehr mit faſt allen Notabilitäten der damaligen Zeit, in ſeiner Theilnahme an dem myſtiſchen Treiben der Roſenkreuzer gegenüber ſeiner entſchiedenen Parteinahme für die Sache der Aufklärung und Freiheit: ſo manifeſtirte ſich dieſer Widerſpruch ſpäterhin mit concentrirterer Kraft und mit nachhaltigern Wirkungen einerſeits in der Geſtaltung ſeines Familienlebens, andererſeits in dem Gange ſeiner politiſchen Laufbahn. Daß Forſter innerhalb der letztern einem ſo traurigen Geſchick verfiel und in dem erſtern wenigſtens nicht eines ſeiner Würdigkeit entſprechenden Glücks theilhaftig wurde, hat ſeinen Grund eben darin daß er weder entſchieden dem Hauſe noch entſchieden der Welt angehörte, daß er für das reinhäusliche und kleinſtaatliche Glück zu ſehr Weltmann und Kosmopolit und für die Befriedigung, die aus dem freiern Welt- und Lebensverkehr zu ſchöpfen iſt, zu ſehr Mann des Gemüths und der häuslichen Behäbigkeit war. In dieſer echtdeutſchen Doppelrichtung ſeines Weſens hat Koenig mit pſychologiſchem Feinblick wie den Keim ſeiner Tugenden und Vorzüge, ſo auch den Mittelpunkt ſeiner Schwächen und die Quelle ſeines Unglücks erkannt und hierauf mit leiſen, aber verſtändlichen Fingerzeigen in jedem Stadium ſeiner Lebensentwickelung hingedeutet. Denn mit ſo warmer Hingebung auch der Darſteller dem Objecte ſeiner Darſtellung zugethan iſt, und durchweg für das edle Herz und den bedeutenden Geiſt Forſter's unſere Liebe und Bewunderung wach erhält, ſo iſt er doch weit entfernt in blinder Vorliebe ihn von aller Schuld an ſeinem Schickſal freiſprechen zu wollen, vielmehr deckt er mit einer Unparteilichkeit, die vielleicht Manchem ſogar als Schonungsloſigkeit erſcheinen mag, die aus jenem Grundzuge ſeines Weſens hervorgehenden Mängel auf und läßt ſie als die tieferliegenden Urſachen ſeines häuslichen wie ſeines politiſchen Unglücks erſcheinen.

So zeigt er wie ihn die frühe Weltfahrt durch phyſiſche und pſychiſche Einflüſſe um das Gefühl der eigentlichen Liebe habe bringen müſſen und wie daher ſeine Verbindung mit Thereſe Heyne und ſeine darauf gegründete Häuslichkeit von vornherein des zuſammenhaltenden, ewig neu belebenden Elements entbehrt habe — ein Mangel der durch die vorzüglichſten „weltumfaſſenden" Eigenſchaften nicht habe erſetzt werden können, den aber manche andere mit ſeinem Grundcharakter zuſammenhängende Schwächen, z. B. ſeine allzu große Toleranz gegen die Herzensneigungen ſeiner Frau, ſein gänzliches Ungeſchick im Haushalten, ſein ewiges Unzufriedenſein mit *der* Stellung die er gerade hatte, nur um ſo fühlbarer gemacht hätten. Umgekehrt zeigt er wie ihn häusliche Rückſichten und Verhältniſſe lange Zeit von jeder politiſchen Bethätigung abgehalten haben, wie er trotz ſeiner von Kindheit an ihm eigenthümlichen Vorliebe für freie Staatseinrichtungen und trotz der Begeiſterung, mit der er von Anfang an die Franzöſiſche Revolution begrüßt, ſelbſt in ſeinen Anſichten keineswegs entſchieden der Volkspartei zugethan geweſen ſei, ſondern ſich ausdrücklich dahin ausgeſprochen habe, „Mäßigung ſei die Tugend welche unſerm Zeitalter vor allen andern am meiſten zu fehlen ſcheine, überall ſeien die Leidenſchaften aufgeregt, und wo ſie immer Geſetze gäben, da ſei jederzeit Gefahr daß Ungerechtigkeiten eine Sanction erhielten, ſie möchten gerichtet ſein gegen welchen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſie wollen, das Volk ſei ſelten zurückhaltender und billiger als der Despot; denn moraliſche Unvollkommenheit habe ihm ja der Despotismus nicht geben kön-

nen, und mit welchem Rechte wolle man Mäßigung von ihm erwarten, wenn man es geißele, bis es in Wuth gerathe und ſeinen unbarmherzigen Treiber nun zu zertreten drohe“. Daher habe Forſter lange die neutrale Mitte zwiſchen beiden Parteien behauptet und ſich, wie er ſelbſt beklage, gerade durch dieſe Billigkeit den Haß aller Narren und Schurken die Partei ergriffen zugezogen; ja häusliche Leiden und Freuden, z. B. Geldverlegenheit, der Verluſt eines Zahns, die Geburt eines Sohns u. ſ. w., hätten ihn längere Zeit ganz und gar der Politik entfremdet und ihm ein beruhigtes Familienleben als das Wünſchenswertheſte erſcheinen laſſen, ſodaß er aus Verdruß an der Revolution wie an der Reaction ausgerufen habe: „Meinetwegen mag doch geſchehen was immer will; es iſt nicht der Mühe werth daß man ſich um Fürſten noch um Nationen bekümmert. Klötze mit Schermeſſern ſchnitzen wollen, macht nur das Meſſer ſtumpf, der Klotz bleibt was er war. Wo alle Theilnahme am Schickſal der Menſchen ein Verbrechen iſt, dort gibt es keinen Gemeingeiſt, dort bleibt keine Pflicht als für ſich ſelbſt und für die Seinigen zu ſorgen.“

Freilich iſt Forſter in dieſer Neutralität nicht verblieben und konnte ſeiner Natur nach nicht wohl in derſelben verharren; aber was ihn aus ſeiner häuslichen Zurückgezogenheit heraustrieb und ihm zu einer Parteiergreifung und Betheiligung an den Welthändeln den erſten Anſtoß gab, war, wie aus des Verfaſſers Darſtellung hervorgeht, zunächſt wieder nur die Beſorgniß für das Haus und ſeine häuslichen und wiſſenſchaftlichen Intereſſen, indem ihn einerſeits die verkehrte Politik der deutſchen Fürſten, von denen er anfangs gehofft hatte daß ſie klüglicherweiſe Frankreich lieber in ſeiner innern Zerrüttung erhalten und es eher zur Fabel von Europa werden laſſen als es zum Beiſpiel für daſſelbe machen würden, völlig an einem Fortbeſtande des ancien régime verzweifeln ließ, andererſeits aber ihm und ſeiner Exiſtenz auch die mit den Franzoſen in Mainz herrſchend gewordene neue Gewalt verderblich zu werden ſchien, da durch die Plünderung der Weinberge, das Ausbleiben der Zehnten u. ſ. w. die Univerſität in ihren Haupteinkünften bedroht wurde. So wurde alſo, da ſeine erſte politiſche Rede eine oratio pro domo und ſein erſter weltgeſchichtlicher Act ein Kampf pro ara et foco war, ſeine Weltſtellung ebenſo ſehr durch häusliche Rückſichten bedingt und verſchoben wie umgekehrt ſein häusliches Glück durch ſeine Beziehungen zur Welt getrübt worden war; und es konnte nicht ausbleiben, daß er, nachdem er einmal aus ſeiner Paſſivität herausgetreten war, von der entgegengeſetzten Richtung ſeines Weſens immer heftiger angezogen und von dem Standpunkte des perſönlichen, häuslichen und wiſſenſchaftlichen Intereſſes raſch über die nationalen, deutſch-patriotiſchen Rückſichten hinweg in die allgemein-menſchliche, kosmopolitiſche Anſchauungsweiſe, die ihn zu ſeinem ſo beklagenswerthen Abfall vom Vaterlande verleitete, hinübergeriſſen wurde. Nur in dieſem wechſelnden, zu keiner harmoniſchen Wirkung ſich vereinigenden Impulſe zweier entgegengeſetzter Factoren kann alſo der Grund ſeiner tragiſchen Kataſtrophe geſucht werden; weil aber dieſem unvermittelten Doppeleinfluß der Deutſche mehr als der Angehörige jeder andern Nation auch jetzt noch ausgeſetzt iſt, weil ſich derſelbe noch immer aus der engherzigen, egoiſtiſchen Geſinnung in die allzu weitherzige kosmopolitiſche oder umgekehrt aus dieſer in jene flüchten muß, weil noch immer ſeine realen und idealen Wünſche in einem einheitlichen und großartigen Nationalleben keinen Schwer- und Mittelpunkt finden: ſo gewährt das Forſter'ſche Leben, wie es ſich in Koenig's Darſtellung abſpiegelt, außer dem Intereſſe welches es an und für ſich bietet noch das allgemeinere und tiefere, daß darin zugleich ein treues Abbild unſers gegenwärtigen Lebens und eine unendliche Fülle von Belehrungen und Aufſchlüſſen über die Erfahrungen der nächſten Vergangenheit, ſowie von Winken und Warnungen für die Entwickelungen der Zukunft enthalten iſt.

Außerdem aber muß das Buch zugleich als ein höchſt wichtiger Beitrag zur Geſchichte des 18. Jahrhunderts überhaupt und insbeſondere zur Geſchichte ſeiner Cultur, ſeiner ſocialen Verhältniſſe und ſeiner Literatur empfohlen werden. Denn da es nicht leicht irgend ein Gebiet der Wiſſenſchaft und Kunſt, irgend eine Sphäre der gebildeten Geſellſchaft, irgend eine hervorragende Perſönlichkeit jener Zeit gegeben hat, mit denen Forſter nicht in irgend einer engern oder weitern Beziehung geſtanden hätte: ſo erhalten wir in und mit ſeiner Lebensgeſchichte zugleich über alle dieſe Verhältniſſe und Perſonen bald mehr bald minder wichtige Mittheilungen, die um ſo ſchwerer in die Wagſchale fallen, als der Verfaſſer mit anerkennungswerther Enthaltſamkeit es vorgezogen hat, ſtatt uns bloß ſeine Anſichten zu geben, ſoviel als möglich die Perſonen und Sachen ſich ſelbſt ausſprechen zu laſſen; in ſeinen eigenen Urtheilen aber eine Unbefangenheit, Feinheit und Klarheit entwickelt, wie wir ſie bereits aus ſeinen frühern Werken gewohnt ſind und wie er ſie mit ſpecieller Beziehung auf Forſter und ſeine Zeit namentlich in den „Clubiſten von Mainz“ andeutaggelegt hat. Wenn hinter dem letztgenannten Werke, ſowie überhaupt hinter den eigentlichen Kunſterzeugniſſen des Verfaſſers, die hier vorliegende Arbeit etwa darin zurückbleibt daß ſie nicht ſo ſtreng und folgerichtig aus einer Grundidee herausgearbeitet, nicht ſo organiſch entwickelt, nicht ſo proportional gegliedert iſt: ſo ſtellt ſie ſich ihnen hingegen an Friſche und Anmuth der Darſtellung, an Fülle pointenreicher Gedanken, an Ernſt und Adel der darin niedergelegten Geſinnungen vollkommen zur Seite und erſetzt jene Mängel durch alle diejenigen Reize, welche überhaupt die aus poetiſcher Weltanſchauung gefloſſene Biographie einerſeits vor der reinen Dichtung, andererſeits vor der gewöhnlichen Geſchichtſchreibung voraus hat. Vermöge dieſes Wahrheit und Dichtung vermittelnden Charakters reiht ſich dieſes Werk als eine der intereſſanteſten und bedeutendſten Arbeiten jenen Werken an, unter denen Goethe's Selbſtbiographie als unübertroffenes

Vorbild noch immer den erſten Rang einnimmt, und es darf ſich daher der Leſer, dem es um eine ſinnige, tief eindringende und mit poetiſchem Auge aufgefaßte Reproduction eines bedeutenden Menſchenlebens und einer intereſſanten Zeit zu thun iſt, ſich von dieſem neueſten Erzeugniß Heinrich Koenig's den reichſten und gediegenſten Genuß verſprechen. **A. Zeiſing.**

Irrwege eines jungen Dichters. Nebſt einem Anhange von Gedichten. Von Hermann Hoelty. Lüneburg, Engel. 1851. 8. 20 Ngr.

Bücher wie das vorliegende ſollten eigentlich nicht veröffentlicht werden, da ſie auf den Namen Buch nicht Anſpruch machen können. Die jungdeutſche Zeit iſt glücklicherweiſe vorübergegangen, wo man aus flüchtigſten Skizzen und Fragmenten, aus liederlich aufgeleſenen und kaum zuſammengebundenen Gedanken ein Buch machte das Verleger und Leſer fand. Es iſt den Leſern nicht zuzumuthen die Irrwege eines jungen Dichters mitdurchzumachen, der in Wahrheit an ſeiner eigenen Selbſtüberſchätzung zugrundegeht. Die Genialitätsſucht iſt ein ſo verbrauchtes Motiv aus der ſeligen Romantik Zeiten daß wir ihm ungern im neuen Aufguß begegnen, wenn auch die Tendenz des Ganzen gegen dieſelbe gerichtet iſt. Doch mußte der Gedanke tiefer und klarer gefaßt werden, daß die ſogenannten verlorenen Genies, zu denen man alle literariſchen Lumpe rechnen kann, heutzutage auf den Namen keinen Anſpruch mehr machen dürfen, indem man ſchon das Talent nicht mehr nach der innewohnenden vermeintlichen Fähigkeit mißt wie früher, ſondern nach ſeinen Werken. Die Genies die Nichts zuſtandebringen gehören in die Tavernen, ein Genie iſt nur wer geniale Werke ſchafft.

Die vorliegende wohlgemeinte Studie, die indeſſen nirgend über die lyriſche Subjectivität hinauskommt, zeigt uns wie ein lorberdürſtender Jüngling, der nach der Veröffentlichung einiger Gedichte gleich mit Haut und Haar in die Unſterblichkeit fahren möchte, an dieſer ſeiner Thorheit zugrundegeht. Wenn er die Natur und die Poeſie und das Leben verflucht, weil er eben die gewünſchte Anerkennung nicht gefunden, ſo muß man über den Aberwitz eines ſolchen Dünkels erſtaunen, der ſich wie jener Froſch zum Ochſen aufzublaſen ſucht. Ob dies pſychologiſche Wahrheit oder Caricatur iſt, mag dahingeſtellt bleiben. Es gibt ohne Zweifel ſolche Käuze welche ſich für den Mittelpunkt der Schöpfung halten, und die ganze Welt vernichten möchten wenn ſie vor ihren Pfuſchereien nicht anbetend niederſinkt. Doch verdient dieſer partielle Wahnſinn nicht künſtleriſch geformt und eingekleidet zu werden. Der junge Dichter Ernſt, der anfangs mit reſpectabelm Streben auftritt, aber ſchon gleich ſtatt die Poeſie aus dem friſchen Leben herauszugreifen, ſie in der Iſolirung von der Geſellſchaft ſucht, zeigt ſich ſchon von Hauſe aus auf jenem Holzwege der Romantiker in die dicke Finſterniß ihrer Märchen- und Waldpoeſien geführt. Ebenſo einſeitig iſt der Kampf zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Poeſie, dem ernſten Studium und der Kunſt, die ſich als feindliche Mächte gegenübergeſtellt werden, während doch nur aus ihrer innigen Verſchmelzung dauernde, lebensvolle Werke hervorgehen. Die religiöſen Schwankungen zwiſchen Theismus und Pantheismus mußten ebenfalls mit größerer Tiefe ausgeführt werden, wenn ſie nicht eine werthloſe Epiſode bilden ſollten. Das geiſtige Debut des hinter ſeinen Briefſtellern lauernden Dichters iſt daher im Ganzen noch etwas unreif, was umſomehr hervortritt als die lockere Briefform auch keinen feſten künſtleriſchen Halt gibt.

Trotz dieſer Ausſtellung hat das Werkchen etwas Freundliches, Anmuthendes, Liebenswürdiges, und ſieht man näher nach, ſo findet man dies in den lyriſchen Arabesken begründet, die ſich ſchon durch die Proſa hindurchziehen und eine friſche, ſchwärmeriſche Naturpoeſie athmen. So iſt die „Haideidylle" reizend gedacht und ausgeführt, wenn auch der Dichter in ſeinen „Naturſchilderungen" nicht überall auf eigenen Füßen ſteht, ſondern ſich oft an die Heine'ſche Manier anlehnt. Dies anmuthige Talent der Skizzirung im Natur- und Gefühlsleben macht die Lectüre des vorliegenden Werkchens anſprechend, während es ſonſt unmöglich ſein würde, ſich durch die Barbarismen einer ſo maßlos aufgeſpreizten Selbſtſucht, wie ſie der Held beſitzt, hindurchzuarbeiten. Die beigefügten Gedichte ſind unſtreitig das Beſte in dem Buch und laſſen von dem Dichter, deſſen Name ein ſo glückliches Auſpicium iſt, noch Beſſeres erwarten. Es iſt wenig Gedankentiefe darin, aber eine ſo volksthümliche Einfachheit, welche an den alten Hölty erinnert. Diejenigen welche im Balladenton gehalten ſind haben einen glücklichen Wurf und Guß. Das Talent iſt unleugbar vorhanden, und da es ja ſelbſt dies Buch wie eine Warnungstafel vor die Irrwege der Eitelkeit hingeſtellt, ſo darf man ihm wol ein Glückauf! zurufen. Nur mag es die Nachahmung unnachahmbarer Muſter, wie das Heine's, vermeiden und ſich aus jener Monotonie des Gefühls herausretten, welche ſich fortwährend um die eigene Achſe dreht. Iſt das vorliegende Buch ein Act der Selbſtbefreiung, ſo mag es willkommen ſein, wenngleich es einen literariſchen Werth nicht beanſpruchen kann. Als Proben der neuen Hoelty-Lyrik theilen wir „Eine graue Geſchichte" mit, welche den echtpopulairen Balladenton vorzüglich trifft:

„Du Schatz, du Seele, du Augenlicht mein!
Was iſt's mit den Leuten? Sie reden nicht fein.
Sag', hielteſt du auch dein Kränzlein in Acht?
Ich pries deine Ehr' und ſie haben gelacht.
Und reden ſie wahr, will fernhin ich geh'n
Und wünſchen, ich hätte dich nimmer geſeh'n."

„Du Schatz, du Seele, du Augenlicht mein!
Gott ſei es geſchworen, noch bin ich rein!
Und ſchmeckt' ich verbotene Liebesluſt,
So bleiche die Roſe an meiner Bruſt;
Und hielt' ich mein Kränzlein in Ehr' nicht und Acht,
So welke mein Brautkranz in ſeiner Pracht.
Und wenn ich dir ſchändlich gelogen hab',
So will ich verſinken ins dunkele Grab."

Und als ſie die Kirchenſchwelle erreicht,
Da iſt die blühende Roſe erbleicht.
Und als ſie gekommen zum heiligen Ort,
O weh' ihr, wie raſchelt ihr Kränzlein verdorrt!
Und als vor den Altar getreten ſie iſt,
Eine Leiche liegt ſie, Herr Jeſu Chriſt!

Hier iſt künſtleriſche Gliederung und Steigerung, wenngleich die Form viel zu wünſchen übrigläßt und beſonders einzelne Inverſionen, wie: „Als vor den Altar getreten ſie iſt", mit dem letzten klaffenden Hiatus einen ſteif-geſchmackloſen und unmelodiſchen Eindruck machen. Die Scenen aus dem Göhrder Walde ſind ganz nach dem Muſter der Heine'ſchen Genrebilder gedichtet. „Waldesruhe" iſt nur die freie Ueberſetzung von „Meeresruhe", und die Reminiscenzen aus den Heine'ſchen „Harzliedern" klingen aus jeder Zeile heraus. „Der Fuhrenbaum auf der Haide" hört ſich an wie eine Parodie auf den Patriotismus, der ſich ſelbſt in der Wüſte, wenn er nur dort zu Hauſe iſt, glücklich fühlt.

Dort auf der Haide ſtehet
Ein alter Fuhrenbaum;
Drin ſitzt ein junger Vogel,
Der ſingt ihn aus dem Traum.
„Was ſchwatzeſt du mir, Vogel,
Vom fernen, grünen Rhein,
Von Traubenglut und Minne,
Geſang und Sonnenſchein?
Ich möcht' nicht dorten weilen
Iſt Haid' auch grau und trüb',
Die alte, heilige Mutter,
Ich hab' ſie gar zu lieb."

57.

Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. Sammlung verborgener und vergeſſener Merkwürdigkeiten. Herausgegeben von F. Bülau. Dritter Band. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Sammler und Erzähler dieſer geheimen Geſchichten läßt auch in dieſem Bande wie in den vorhergehenden keine Gelegenheit unverſäumt, gegen Misvergnügte und Neuerer, und wer da etwa glaubt daß Beſſerung unſerer Zuſtände auf andern Wegen zu erringen ſei als auf dem des Vertrauens zu den von Gott eingeſetzten hohen Obrigkeiten, kritiſch ſeine Lanze einzulegen. Er holt diesmal aus ihrer Vergeſſenheit Frondeurs, Malcontente, Satiriker der alten Zeit hervor und beweiſt daß die Weckhrlin, Liscow, John Lilburne und Andere Nichts beſſer, ſondern Manches ſchlechter gemacht, nicht weil ſie gemacht was ſie wollten, ſondern weil durch ihre vergebliche Anſtrengung das Schlimme noch ſchlimmer geworden. Wir haben mit dieſem Kampfe Nichts zu thun, noch weniger iſt es an uns den Verfaſſer zu bekämpfen, der die Erträglichkeit der beſtehenden Zuſtände in und zwiſchen den Zeilen zu beweiſen ſucht und dabei dem Sterne der Hoffnung folgt daß es doch einmal von ſelbſt oder durch gute Menſchen von oben, die einmal zur Einſicht kommen, beſſer werden kann. Praktiſcher aber kämpft er, wenn es wirklich ein bewußter Kampf iſt, für die Jetztzuſtände durch dieſe Spiegelbilder der Zuſtände von ehemals. So muß man freilich ſagen, wenn man die Geſchichte der großen Maitreſſenherrſchaften, der Wartenberg und Brühl wieder durchblättert: So ſchlecht iſt es heute nicht mehr. Schließt das aber aus daß die Malcontenten nach hundert Jahren, wenn man die Geſchichte der Reaction von heute lieſt, nicht auch mit einiger Befriedigung ausrufen werden: So ſchlimm iſt es allerdings jetzt nicht mehr!

Sachſen und Preußen führen den Reigen in den aufgerollten dunkeln Bildern. Scheußlich genug und traurig daß ſo etwas möglich war, aber die Gräfin von Rochlitz war doch nur ein vorübergehendes Meteor, die Neitſchütz griffen nicht tiefer als momentan in den Gang der Staatsereigniſſe, dieſe Verſchwendungen erſchütterten auch noch nicht das ganze Staatsweſen wie ſpäter in Sachſen; und bei alle Dem ſchwebt ein myſtiſcher Duft um die Anomalie, der zwar nicht wohlriechend iſt, aber — gewiſſermaßen intereſſant. Von alle Dem aber iſt in der mesquinen, in ihrer Art einzigen Maitreſſen-, man kann nicht ſagen Wirthſchaft, ſondern Geſchichte, Erſcheinung der Gräfin Wartenberg am Hofe Friedrich's I. von Preußen Nichts zu finden. Eine Caricatur der Zeit, wie freilich Manches an dieſem Hofe es war. Aber aus der geſchichtlichen Caricatur ward eine hiſtoriſche Wahrheit, Friedrich I. war nothwendig, damit ſeine Nachfolger werden konnten was ſie geworden. Friedrich Wilhelm I. wäre ſo wenig geworden was er war, ohne das Vor- und Gegenbild ſeines Vaters, als Friedrich II. ohne das ſeines Vorgängers. Aber noch bleibt ein ungelöſtes Räthſel in dem Sturz des ausgezeichneten Staatsmanns Dankelmann. Ein Aventurier ohne Talent und Rechtſchaffenheit, ein Routinier in der damals üblichen diplomatiſchen Ruchloſigkeit und eine Maitreſſe, an die kein ſinnlicher und geiſtiger Reiz den König feſſelte, die er nur des Anſtandes wegen ſich zugelegt, konnten den begabteſten Miniſter ſtürzen, der noch dazu als Lehrer Anſprüche auf die Dankbarkeit ſeines Schülers hatte. Und noch merkwürdiger, die Nemeſis trat niemals ein, die Dankelmanns haben nie, auch heute nicht, die ihnen damals entriſſenen Güter zurückerhalten. Dieſe freilich poeſieloſe, aber doch intereſſante Zeit iſt merkwürdig genug faſt zu gleicher Zeit von zwei Schriftſtellern zum Thema ihrer Forſchungen gemacht, außer von Bülau auch von Vehſe. Ein zeitgemäßes Spiegelbild Denen hingehalten welche im Abſolutismus das abſolute Heil der Völker und Staaten noch heute erblicken können. Der Abſolutismus bleibt immer derſelbe, wenn er auch ſeine Masken wechſelt und gerade nicht zu fürchten iſt daß er in dieſem Jahrhundert in jenen Plundernimbus vom Anfange des vorigen ſich wieder kleiden wird.

Ein charakteriſtiſcher Zug jener Zeit, in welcher der moderne Staat unter den knetenden Griffen des Abſolutismus noch embryoniſch umherwogte, iſt es, daß ſouveraine Fürſten officiell ihren Staatsdienern und Günſtlingen geſtatteten, ſich nicht allein von den Unterthanen, ſondern auch von fremden Fürſten durch Geſchenke und Penſionen beſtechen zu laſſen. Es kam doch Geld ins Land und ſie ſelbſt ſparten! In neueſter Zeit iſt dies Beiſpiel nur ausnahmsweiſe, freilich bei einem ſehr illuſtren Exempel, bekannt geworden, aber ſelbſt der puritaniſch und ſittlich ſtrenge Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. geſtattete es und freute ſich, wenn ſein Günſtling Grumbkow durch die öſtreichiſche Penſion ein ſtattliches Haus machen konnte. Unter dem Artikel „Würtembergiſche Prinzen" finden wir ähnliche officielle Erlaſſe der Fürſten, die ihren Dienern erlaubten Douceurs anzunehmen, aber nachträglich doch für nöthig erachteten, die Höhe derſelben zu beſtimmen. Unter dem Artikel wird uns bei der Gelegenheit auch die barock-tragiſche Geſchichte des Juden Süß erzählt.

Es iſt nicht unſere Aufgabe auf alle geheimen Geſchichten und räthſelhaften Menſchen aufmerkſamzumachen die wir in dieſem Bande auftreten ſehen. Manche hätten immer in ihrer Vergeſſenheit bleiben mögen, denn das Räthſelhafte war an ihnen nicht intereſſant. Doch ſind auch viele Perſonen und Charakterzüge, die wie lauter Gold aus dem Schutt der Zeit hervorſchimmern und nicht allein für den hiſtoriſchen Antiquar von Intereſſe ſind. So verweiſen wir nur beiſpielsweiſe auf die Liebesnovelle aus der Jugendzeit des großen Herzogs von Ormond. Es finden ſich aber noch mehre.

Noch verweiſen wir auf zwei nicht unintereſſante Actenſtücke aus der jüngſt vergangenen Zeit: „Friedrich Auguſt I. König von Sachſen im Exil" und „Die Capitulation von Paris". In jenem, dem ein trockenes Tagebuch eines Kammerherrn über des Königs Aufenthalt während ſeiner Gefangenſchaft zugrundegelegt iſt, tritt der Herausgeber als Vertheidiger der Rechte Sachſens und ſeines Königs gegen Preußen auf. Es iſt dies eine der beſten Partien des Buchs. Vor 30 Jahren hätte man in Preußen dieſe Vertheidigung unpatriotiſch geſcholten, ſpäter belächelt; jetzt wird man gerechter ſein und ihr vielleicht volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Hätte Preußen ſeine hohe Aufgabe begriffen als es Deutſchland durch den Kampf ſeines elektriſirten Volks errettete hätte es ſeine Grenzen bis dahin geſteckt wohin ſeine Kraft reichte und der Zuruf des erwachten geſammten deutſchen Volks es unter Innehaltung gewiſſer Bedingungen erwartete und wünſchte, ſtände die Sache anders. Seit es ſie nicht begriffen, ſeit es ſeine hiſtoriſchen Anſprüche wieder auf das Heiligthum des Privatrechts begründen will, wird es ſich noch manche Rechtfertigungen der Art wie die Bülau'ſche müſſen gefallen laſſen.

Wir machen noch beſonders auf den Artikel „Liscow, Karl Leopold von Mecklenburg und Brühl" aufmerkſam, um den Verfaſſer in den Tendenzen kennen zu lernen die er verficht. In Liscow findet er einen geprieſenen liberalen Schriftſteller, der willig dem Despotismus in ſeiner ſchnödeſten Geſtalt dient, in dem Mecklenburger einen wirklichen tyranniſchen Fürſten und in Brühl einen wirklichen, nichtsnutzigen Staatsmann, der ohne alle Ideen einen Staat und ſeine Schätze ruinirt hat, zugleich aber auch den Troſt daß es dagegen ein Remedium gibt, welches aus dem Körper von ſelbſt herauswächſt. Denn das geſunde Sachſen hat den ſchlechten Auswuchs überwunden. 18.

Der ſociale Roman in England.

II. *)

1. The dreamer and the worker, a history of the present time by *R. W. Horne*. Zwei Bände.
2. John Drayton, a history of early life and developement of a Liverpool engineer. Zwei Bände.

Bücher wie „Alton Locke" ſind keine vereinzelten Erſcheinungen in England, ſondern tagtäglich verlaſſen Pamphlets,

*) Vergl. Nr. 34 d. Bl. D. Red.

philoſophiſche Phantaſien, Romane gleicher Tendenz und gleichen Inhalts die engliſche Preſſe. Allein Eins iſt dabei wohl zu merken, kein einziges Buch iſt ſocialiſtiſch in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Worts; alle beſchränken ſich auf Beleuchtung einzelner ſocialer Erſcheinungen, in keinem wird ein feſtes Syſtem verkündet; der Socialiſmus iſt für England keine Doctrin, ſondern eine politiſche und ökonomiſche Frage wie der Freihandel und die Wahlreform auch. Die wenigen Anhänger Robert Owen's und Fourier's können nicht zählen.

So heftig dieſe demokratiſche Literatur auch in England auftritt, ſo iſt ſie doch beiweitem weniger gefährlich als die franzöſiſche. Denn ihr Weſen bleibt immer engliſch. Wenn der Verfaſſer ein Schuſter, ein Proletarier iſt, wird man heftige Invectiven finden; iſt er ein Ariſtokrat, ſo iſt das Buch kalt, beſtimmt, voll beweiſender Thatſachen; der Schriftſteller ſchreibt ironiſch und ſpöttiſch, der Clergyman mit Bibelſprüchen. Eine Theorie kann man bekämpfen, aber die üble Laune, die Unzufriedenheit, die Ironie nicht. Man kann Niemanden überzeugen daß er Unrecht hat unzufrieden zu ſein; hierüber iſt er allein Richter. Der Zorn, ſelbſt der Haß kann ſich legen, eine fixe Idee nicht; der franzöſiſche Utopiſt gleicht aber einem Narren der von der einmal gefaßten fixen Idee nicht abzubringen iſt.

Ein anderer eigenthümlicher Zug in England iſt es daß eine jede Partei, eine jede Claſſe ſich mit den Fragen über das Volk beſchäftigt, ſich bemüht ihm zu helfen und aus dieſem Streben eine Angriffswaffe gegen die feindliche Partei zu machen. In Frankreich iſt gerade das Gegentheil; hier hat man die Löſung dieſer Fragen den Utopiſten und Demagogen überlaſſen und beſchränkt ſich auf die Vertheidigung des Beſtehenden, ohne ſelbſt Etwas zur Abhülfe dieſer nicht mehr abzuleugnenden Mängel zu thun. In jener allgemeinen Betheiligung Englands an der Löſung der ſocialen Frage liegt auch ein tiefes Gefühl für die politiſche Pflicht.

Trotzdem zeigt ſich für England am Horizont manches bedenkliche Zeichen. Die alten Parteien verſchwinden merklich. Es handelte ſich früher einzig und allein nur um die Revolution von 1688. Die Tories waren die Repräſentanten der beſtehenden Regierung, die Whigs die der freien Anſichten und des populairen Proteſtantiſmus; ſie wollten die Interpreten jener Conſtitution ſein, deren Wächter die Tories waren, und ſelbſt die Radicalen verlangten Nichts weiter als eine allgemeine Reform des politiſchen Syſtems und Durchführung der äußerſten Conſequenzen des Jahres 1688. Es haben ſich jetzt neue Parteien gebildet in den verſchiedenen Claſſen Englands. Das Grundeigenthum und die Ariſtokratie fühlen ſich bedroht; die Radicalen repräſentiren jetzt die beſondern Intereſſen der Induſtrie und der Mittelclaſſen, die durch ihre eigene Kraft herrſchen wollen, und das Volk endlich iſt zu den Chartiſten geworden. Noch ſind alle drei nicht getrennt und wennſchon gerüſtet zum Kampfe, halten ſie doch noch friedliche Meetings ab.

Ein anderes Zeichen am engliſchen Horizont iſt die Rolle welche immer mehr und mehr die Journaliſten und Schriftſteller in Großbritannien zu ſpielen prätendiren. Früher war die Zahl der Schriftſteller die an der Regierung theilnahmen ſehr gering. Wenn Canning nur ſein Talent als Dichter beſeſſen hätte, ſo würde er wahrſcheinlich in den dunkeln Reihen der damaligen berühmten Schriftſteller geblieben ſein. Burke und Sheridan (die übrigens Beide nie in der Regierung waren), ſind ſeltene Ausnahmen. Anders war es nur am Hofe der Königin Anna, wo die Schriftſteller und Pamphletiſten in großem Anſehen ſtanden; nach deren Tode ſchwand aber ihr Einfluß, ſie kehrten in ihr früheres Dunkel zurück und rächten ſich durch Satiren gegen Walpole und die andern Miniſter. Seitdem begriffen ſie ihre Stellung in England vollkommen, ſie waren unbemerkt die Leiter und der Ausdruck der öffentlichen Meinung; der Journaliſt ſuchte den Ruf ſeines Journals und wollte nicht ſein Glück, ſondern das des Miniſteriums oder des Haupts der Partei zu der er gehörte. Jetzt iſt dieſe Beſcheidenheit weſentlich verſchwunden.

Ein früher unbekannter Ehrgeiz macht ſich in einem vor kurzem erſchienenen Buche Luft, das den Titel trägt: „The dreamer and the worker, a history of the present time." In der Vorrede theilt uns der Verfaſſer ſeine Abſicht umſtändlich mit. Nach ihm kann die That, das Handeln allein nicht genügen um die Fragen über die Arbeiterclaſſen zu löſen; hier muß die Ueberlegung, das Denken helfen. Unter Handeln verſteht aber der Verfaſſer die Kraft, die Macht der Zahl und die Gewalt der Arme, und unter Gedanken die Chimäre, die unthätige und unpraktiſche Träumerei. Er anerkennt die Macht der Maſſen, er räth ihnen aber zu Führern und Häuptern die Schriftſteller und die Journaliſten zu nehmen. Seine Anſicht von der engliſchen Geſellſchaft iſt alſo nichts Geringeres als daß unten die Volksmaſſen arbeiten, ſchmieden, weben, Land bebauen, die Schriftſteller aber oben Gedichte und Romane ſchreiben, Syſteme und Utopien machen ſollen; die Letztern ſind alſo die wahren Könige. Allein damit iſt es noch nicht abgethan, die Arbeiter müſſen doch auch Denen die ſie ſo wohl belehren und beherrſchen Unterhalt geben, alſo ein Budget für ſie auswerfen, und der Held des Buchs, der Arbeiter Harding, ſagt ſehr naiv zu ſeinen Genoſſen daß ſie ja ihren Schuſter, ihren Schneider bezahlten, warum alſo nicht auch die Intelligenz. Sich dem Volke widmen würde demnach unſtreitig die lucrativſte Profeſſion ſein.

Dieſe Plane, die das londoner Revolutionscomité nicht grotesker erfinden konnte, ſind denen des Verfaſſers von „Alton Locke" gerade entgegengeſetzt. Dieſer verlangt daß das Volk ſich ſelbſt vertraue, und die Engländer könnten an Frankreich ſehen, wohin es kommen kann wenn die Maſſen auf ehrgeizige Utopiſten und Journaliſten hören, welche die Leichtgläubigkeit, den Aberglauben und die Wünſche der Menge ausbeuten. Gewiß werden die Volksclaſſen ſich ſelbſt überlaſſen manchen Spott ihrer Unbehülflichkeit von ihren Gegnern zu ertragen haben, allein ſie leiten wollen, heißt bekennen daß ſie unfähig ſeien zur Selbſtändigkeit, und wenn das der Fall iſt, begreift man nicht mit welchem Recht die Schriftſteller ſich allein das Recht der Bevormundung anmaßen.

Man wird aber auch fragen müſſen, was denn eigentlich der Mann des Gedankens den Mann der Arbeit Alles lehren ſoll. Hierauf hat Horne in dem Buche ſelbſt geantwortet: der andere Held ſeines Romans, der Dichter Archer, borgt den Proletariern ſeiner Bekanntſchaft einige Bücher; weiter thut er auch ganz und gar Nichts in allen beiden Bänden, und die enge Verbindung des Dichters und Arbeiters, von der wir auf jeder Seite hören, beſteht nur darin daß ſie ſich gegenſeitig mit Redensarten regaliren.

Harding, der Arbeiter, iſt ein unechter Proletarier. Er hat guten Gehalt als Schiffszimmermann, hat gute Wohnung, gute Nahrung, iſt unabhängig, ſpricht beredt, und beſitzt genug Bildung um mit Höherſtehenden ohne großen Anſtoß ſprechen zu können. Mit dem beſten Willen kann man alſo nicht an ſein Elend glauben. Wenn er noch einigen mathematiſchen Unterricht nehmen wollte, würde er es noch viel weiter bringen können. Allein hieran hindert ihn ſeine Eitelkeit auf ſeinen Arbeiterſtand, in welchem er bleiben will. Ebenſo verzeichnet iſt der Dichter Archer, er flößt auch nicht das mindeſte Intereſſe ein. Zögling eines ſocialiſtiſchen Philoſophen, iſt er pomphaft und unklar wie ein Schüler Pierre Leroux's. Er wird uns als Typus des Denkens, als Märtyrer jeglicher Selbſtſucht auf Erden dargeſtellt. Ein reicher Oheim läßt ihn in der Armuth und ſtirbt ohne ihm Etwas zu hinterlaſſen; ſeine Braut zögert, obwol ſie ihn liebt, ihn zu heirathen, weil ſie ihn zu wenig poſitiv findet, was man ihr gar nicht verdenken kann. Als ſie dann ſeine Frau wird, muß ſie nicht allein den jeder Engländerin ſo theuern Comfort vermiſſen, ſondern wird auch jeder Theorie, jeder Declamation nachgeſtellt. Archer iſt weder für die Ehe, noch für die Arbeit, noch das Studium gemacht; er taugt nur für

die Unruhe und die Träumerei. Er iſt ein Paraſit der Geſellſchaft, wie die Socialiſten ſelbſt ſagen. Die Rathſchläge die er Harding gibt ſind unpraktiſch; er räth ihm Wordsworth zu leſen, Wordsworth, den nicht einmal ein literariſch Gebildeter ganz verſteht. Dagegen ſoll er Shakſpeare und Milton bei Leibe nicht leſen.

Das Buch Horne's iſt aber nicht allein falſch, es iſt auch kalt und trocken. Es wird zwar vom Volke und von Proletariern geſprochen, allein der Verfaſſer muß ſie wenig kennen. Man begegnet wol traurigen Ausdrücken wie „Ateliers", „ungeſunde Wohnungen", „angeſteckte Aufenthaltsorte", „ſchmuzige Hütten", allein ſchwerlich wird uns der Verfaſſer überzeugen daß er ſie beſucht habe. Das Buch iſt von einem Schriftſteller für ein literariſches Publicum, und zum Ruhme und Preiſe der modernen Journaliſten geſchrieben. Selbſt vom literariſchen Standpunkte aus iſt es verwerflich. Der Roman hat keinen reellen Werth; ſchlecht angelegt, ſchwach geſchrieben, ohne Plan und Ziel, ohne Perſonen gilt von ihm das Wort Hazlitt's über die engliſche Literatur: „Das was gut in der engliſchen Literatur iſt, iſt ausgezeichnet; was aber nicht ganz gut iſt, iſt ganz abſcheulich." Ein Franzoſe würde das Buch wenigſtens gewandter und anziehender geſchrieben haben.

„The dreamer and the worker" hat uns eine Prätention und ein Verlangen offenbart; ein anderer Roman: „John Drayton" (zwei Bände) belehrt uns über eine Thatſache, über das Umſichgreifen des Skepticismus unter den arbeitenden Claſſen. In dem Atelier der Mechaniker, wo John Drayton als Lehrling ſich befindet, iſt auch kein einziger Arbeiter der nicht ſtatt der Bibel chartiſtiſche Journale, ſtatt des Evangeliums Jeſu Chriſti nicht das der geſunden Vernunft von Thomas Payne läſe, der nicht ſtatt des Abends in ſeiner Familie in der Bibel zu leſen ein chartiſtiſches Meeting, einen revolutionnairen Club beſuchte, und der nicht den Büchern Moſis „Die Verfaſſung des Menſchen" von Combe vorzöge. Alle glauben ſich von den alten Vorurtheilen befreit; ein gewiſſer Robinſon z. B. hält die Religion nur noch gut für die Weiber, die Männer ſeien über den Aberglauben hinaus. Nur zwei machen eine Ausnahme: ein Schotte der die Erinnerung an ſeine presbyterianiſche Erziehung nicht verlieren kann; ein Anderer der durch die proteſtantiſche Glut ſeiner Mutter oder Frau zurückgehalten wird, denn die Frauen erſcheinen in dem Buche als Schutzengel der Familie und als Sühnopfer für die Sünden der Gottloſen. Die Reſignation, der Muth und das Dulden ſind das Loos dieſer Frauen, die von ihren Männern und Brüdern über den Club und die Schenke verlaſſen werden und ſie doch ins Gefängniß, in die Verbannung und entfernte Colonien begleiten. Ihnen verdankt es John Drayton, der junge Lehrling, daß er nicht in den Skepticismus und die anarchiſchen Leidenſchaften ſeiner Genoſſen verfällt; dies iſt der Grundgedanke des Buchs. Rachel Wyld, die Tochter des verbannten Chartiſten, und ihre Mutter, die über das verhärtete Gemüth ihres Gatten und Vaters keine Macht erlangen konnten, tröſten ſich damit daß ſie den jungen Drayton vor gleicher Gefahr retten konnten, und ſie ſpielen auf dieſe Weiſe dieſelbe edle Rolle, welche die ariſtokratiſche Eleonore Staunton bei Alton Locke ſpielte.

„John Drayton" iſt in einem antichartiſtiſchen Sinne geſchrieben. Das Buch trägt den Namen des Verfaſſers nicht; derſelbe nennt ſich aber in der Vorrede Mitchell, Profeſſor an der St.-Georgenſchule. Die zahlreichen Spuren von Pedantismus in dem Buche laſſen uns glauben daß dieſer Name und Stand ſein wahrer ſeien; gleichwol zeigt der Roman daß er von Jemandem mit gutem Willen geſchrieben wurde, und man findet auf jeder Seite Zeichen eines geraden Verſtandes und trefflichen Herzens. Der Stil iſt zwar etwas einförmig, allein man ſucht auch nicht darin großartige Gedanken und Schönheiten des Stils, ſondern Symptome und Zeichen der Zeit.

Nimmt man die demokratiſche Literatur Englands im Ganzen, ſo kann man drei Kategorien unterſcheiden. Die erſte umfaßt die reinſocialiſtiſchen Erſcheinungen und die chartiſtiſchen Pamphlete. So zahlreich dieſe Claſſe aber auch iſt, ſo läßt ſich das Fremdartige und Ausländiſche dieſer Literatur doch nicht verkennen. Sie iſt ein Zeugniß für den Einfluß Frankreichs und deſſen Revolutionen. So erſchien noch vor kurzem ein Leben Robespierre's von dem Chartiſtenchef Bronterre und ein Leben Babeuf's, welche beide in dem Sinne geſchrieben ſind der Louis Blanc ſeine revolutionnaire Philoſophie dictirt hat. Der berühmteſte Schriftſteller dieſer Sekte iſt Thornton Hunt, der Redacteur eines communiſtiſchen Journals „The leader", in welchem Theorien auseinandergeſetzt werden zu denen er ſich ihrer Monſtruoſität wegen nur aus Ehrfurcht vor den Ueberlieferungen ſeiner Familie bekennen mag. Sohn des berühmten Leigh Hunt, des Gründers des „Examiner", ſcheint er zu glauben ſeinen Vater, den glühenden Reformer und rückhaltsloſen Radicalen, noch übertreffen zu müſſen. Thornton Hunt iſt jedoch der letzte dieſer chartiſtiſchen Schriftſteller. Die heftigen Broſchüren laſſen mit jedem Jahre mehr nach; die Ebenezer Elliot und Thomas Cooper verſchwinden immer mehr und kein Verfaſſer von „Ernest" alarmirt mehr die Obrigkeit, kein pſeudonymer „Marcus" ſchlägt mehr ironiſch den Communen homicide Geſetze vor. Eine allgemeinere Erſchlaffung ſcheint ſich der Maſſen und der Geiſter zu bemächtigen.

Die zweite Kategorie iſt fruchtbarer. Sie umfaßt Bücher und Pamphlete aus allen Claſſen der Geſellſchaft und von Männern jedes Berufs, Schriftſtellern, Advocaten, Aerzten, Prieſtern, Oekonomiſten. Keine Partei kann ſich als Leiterin dieſer verwirrten Literatur aufwerfen; es fehlt die Einheit der Doctrin und des Antriebs, wie ſie beim Chartismus vorhanden iſt; ein Jeder ſpricht in ſeinem eigenen Namen, die Einen übertragen die Streitfragen in das Heiligthum der Religion um ſie zu purificiren; die Andern verweiſen dieſe Ideen in das Gebiet des Atheismus; die Dritten begnügen ſich die Leiden des Volks zu erzählen, ohne zu verſuchen, ihren Erzählungen irgend eine beſtimmte philoſophiſche Doctrin beizumiſchen.

Die dritte Kategorie, welche die ökonomiſchen und ſtatiſtiſchen Schriften umfaßt, iſt für den Augenblick am meiſten in Gunſt; zu ihr gehören die Briefe Mayhew's und ein vor kurzem erſchienenes Buch „England, wie es iſt" von einem talentvollen Advocaten Johnſon.

Bewundernswürdig iſt es, wie in England ſich dergleichen Fragen ohne Revolution vermöge der Freiheit allein Bahn brechen. Noch eben war Alles ein revolutionnairer Schrei, der ſein tauſendfaches Echo in der Preſſe fand, nach Reform und Beſſerung. Kaum hat aber die Regierung und die Wiſſenſchaft ſich darangemacht die Sache zu unterſuchen, als auch ſofort befriedigt mit dieſem Reſultate die Ruhe ſich in den empörten Claſſen wieder einfindet. 16.

Notizen.

Die Soldaten des Dreißigjährigen Kriegs.

Ueber die Gräuel jenes entſetzlichen Kriegs, die Roheit und Verwilderung einer wüthenden Soldateska, welche rückſichtslos über Leben und Eigenthum herrſchte und aus Beuteſucht und Mordluſt Freund wie Feind niedertrat, finden wir noch immer einige denkwürdige Details in den Archiven der Städte, Gemeinden und Familien, die das düſtere Bild jener Zuſtände vervollſtändigen. So erhielt ich auch ein gleichzeitig geführtes Gedenkbuch des Nonnenkloſters Brenkhauſen im Fürſtenthum Korvei, aus dem als Proben folgende Stellen mögen mitgetheilt werden. „Anno 1631, 30. October, drei heſſiſche Compagnien Reiter in Brenkhauſen unverhoffentlich ſich logiret, aber in den Häuſern Nichts gefunden. Die Meier und ganze Gemeinheit in der Kriegsgefahr alle ihre Habe auf dem Kloſter hin und wieder gehabt und wie ihnen nöthig vor und nach

ihrer Nothdurft abgelanget, welches verurſacht daß von dem armen geringen Gotteshaus Ranzion oder Brandſchatz gefodert wurde, 300 Thaler; wofern ſolche nicht erlegt würden, ſolle all das Gut preisgegeben werden. Zur Verhütung dieſes großen Unheils hat man zu Wege gebracht innerhalb zwei Stunden nach Mitternacht durch Gottes Vorſehung von guten Leuten 213 Thaler in Goldgulden und in Speciesthalern, damit die Befehlshaber abgefunden und vor diesmal verhütet daß des Kloſters und der ganzen Dorfſchaft Gut und Wohlfahrt erhalten und nicht geplündert wurde." „Anno 1632 hat der Oberſt Dalwig in der Faſten ſein Quartier bei den Einwohnern von Brenkhauſen gehabt und neun Tage da geblieben mit ſeinen vier Compagnien Reitern. Die Leute haben in ihren Häuſern Nichts gehabt. Darüber iſt's ganz und gar über das Kloſter gegangen. Daſſelbe hatte an Kuhvieh einen Vorrath von 60 Häuptern, jung und alt und gar wohl in der Fütterung gehalten. Davon der Oberſt täglich nach ſeinem Gefallen ſchlachten und in die Quartiere tragen, das Vieh aber, was nicht geſchlachtet, wegtreiben laſſen. Derſelbe hat auch ohne die geſchlachteten Schafe und Hammel 300 Häupter wegtreiben laſſen. Auch hat zu derſelbigen Zeit der Oberſt Dalwig, da die Einwohner wenig in ihren Häuſern gehabt, dem Kloſter genommen 83 junge und alte Schweine, was davon nicht geſchlachtet worden, all' weggetrieben und nur ein jähriges Schwein zu Horer wiederbekommen. Das Kloſter hat in Vorrath gehabt ſechs große Fäſſer, mit eiſernen Banden beſchlagen, voll altes Bier, dazu fünf Kopen friſch Bier. Das hat der Oberſt all' in die Quartiere tragen, auch in kleinen Fäßlein nach Horer bringen laſſen. Als dies Bier, bei die 24 Faß, verlaufen, hat der Brauer noch fünf Faß von dem Malz welches das Kloſter in Vorrath gehabt brauen müſſen. Dazu die Braupfannen auch weggeführt und verpartirt worden. Als aller Vorrath des Gotteshauſes verzehrt und weder Gans, Ente noch Huhn, deren eine ziemliche Anzahl vorhanden, hinterlaſſen, ſind die vier Compagnien Reiter ausgezogen. Das ſchöne neue Gebäu, die Paterey genannt, darin ſich der Herr pastor confessarius und andere ankommende geiſtliche Herren aufgehalten, angeſteckt und nebſt dem Pferdehaus in Aſche gebrannt" u. ſ. w.

„Demnach die große und hochbeſchwerliche Unruhe des Kriegsweſens in dieſen Jahren 1632 — 34 überhand genommen, und hieſiges Kloſter und armes Gotteshaus zu unterſchiedlichen malen ausgeplündert. Alles in der Kirche, Kreuzgang u. ſ. w. kurz geſchlagen, keine Thür, Kaſten und Schrein im ganzen Kloſter heil gelaſſen, die heilige Tauf ausgegoſſen, den Keſſel im Taufſtein mit Aexten und Hämmern durchlöchert, die ſchönen Bilder auf den Altären und ſonſt in der Kirche und Kreuzgang, zu der Ehre Gottes und ſeiner lieben Heiligen vorhanden, heruntergeworfen, mit den Degen, Barthen und Hämmern die Köpfe, Arme und Beine abgeſchlagen und übereinandergeſchmiſſen; die ſchöne Orgel, alle Glocken und Uhrwerk in Stücke geſchlagen und mitgenommen; alles Vieh, Pferde, Kühe, Schweine und Schafe. Viel ſchöne Bettwaare und andere Sachen und Kleinode nebſt den vielen Kornfrüchten auf dem Felde, auch was in den Scheuern und Kornböden in Vorrath, Alles verbracht, vertilgt und zunichtegemacht. Organiſt und Kornſchreiber, Förſter und Zehntſammler, auch andere Diener, welche ſich auf das Kloſter gewagt, ſind unverſehens überfallen, erbärmlich geſchlagen, mit den Degen verwundet, ihre Kleider vom Leibe geriſſen, und all das Ihrige, was ſie auf dem Kloſter gehabt, abgenommen, und alſo reichen müſſen. Die wohlehrwürdige Domina ſammt ihren 15 frommen, gottesfürchtigen und ehrliebenden, gehorſamen Jungfern, der Herr Propſt, Paſtor und Confessarius mit den Dienern zu Horer ſich, ſo wohl als man konnte, bei andern Leuten und in fremden Häuſern in dieſem Elend und betrübten Zuſtand aufgehalten" u. ſ. w. 73.

Ein beliebter ſpaniſcher Rundreim.

Von dem Comthur Escribá, einem alten valenciſchen Dichter, von welchem als von einem „gewiſſen Escribá" Bouterwek aus dem „Cancionero general" ein Villancieo mittheilt, rührt folgende Redondilla her:

Ven, muerte, tan escondida,
Que no te sienta conmigo,
Porque el gozo de contigo
No me torne á dar la vida.

Tod, laß unvermerkt mich ſcheiden!
Denn zurück ins Leben führen
Würden, könnt' ich dich verſpüren,
Mich des Sterbens Süßigkeiten.

Dieſen Rundreim, deſſen letzte Zeile auch ſo lautet: „No me vuelva á dar la vida", brachte Cervantes in ſeinem „Don Quixote" an, jedoch ſo geändert:

Ven, muerte, tan escondida,
Que no te sienta venir,
Porque el placer del morir
No me torne á dar la vida.

Er findet ſich auch bei Calderon, z. B. „Eco y Narciso" und „Las manos blancas no ofenden." Daher iſt es wol gekommen daß Alcala-Galiano in Depping's „Romancero" dieſe Redondilla dem Cervantes ſelbſt zuſchreibt. Aber ſchon Gracian ſagt ja in ſeiner „Agudeza y arte de ingenio", nachdem er den Escribá, eminente ingenio Valenciano cuyas obras andan entre las de los antiguos Españoles, als Verfaſſer genannt und die Redondilla ihrem urſprünglichen Laute nach angeführt hat: „Enmendóla alguno, ó la enajenó", d. i. es verbeſſerte, oder vielmehr verunſtaltete ſie Einer. Vielleicht gilt dieſer Tadel dem Cervantes allein; wenigſtens gilt er ihm mit. 76.

Spaniſche Quackſalber.

Der Curandero iſt von verſchiedener Gattung. Da haben wir den Verkäufer von Orvietan oder Gegengift, der für alles ein Antidot hat; den Barbier-Chirurg, der wegen Allem Blut läßt; den Curandero maravilloso (Wunderdoctor) oder ſpaniſchen Moriſon, der für jedes Uebel eine Pille oder ein Pulver beſitzt; den Nevero oder Schneeverkäufer, der eine Art Nachahmung von Schnee fertigt und ihn in Gläſern auf Meſſen als Heilmittel für Krankheiten und Schmerzen verkauft; den Caracol-Curandero oder Schneckendoctor, welcher mit Schnecken und Fröſchen jedes innere Leiden zu ſtillen ſucht; den Gusans-Curandero oder Wurmdoctor, welcher die tauſend Krankheiten, welche das Erbtheil des Fleiſches ſind, mit Tränken oder Pflaſter von pulveriſirten Reptilen behandelt; endlich den Saludador oder Heilmann, der die gefährlichſten Geſchwüre küßt und ſie durch Anhauchen zu vertreiben ſucht. 12.

Bibliographie.

Alleine, J., Weckſtimme für die Sünder. Aus dem Engliſchen. Nebſt der Lebensgeſchichte des Verfaſſers. Neu-York. 8. 25 Ngr.

Bernhard, Auguſte, Ein Erbvertrag. Roman. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 1 Thlr.

Europäiſche Bibliothek ausgewählter Novellen deutſcher und ausländiſcher Erzähler. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Bilder aus dem Leben. Von A. Snieders dem Jüngern. Aus dem Vlämiſchen übertragen von K. Arenz. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 14 Ngr.

Geiſtlicher Blumenſtrauß aus chriſtlichen Dichtergärten den Freunden heiliger Poeſie dargeboten von M. v. Diepenbrock. 2te vermehrte Auflage. Sulzbach, v. Seidel. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dorguth, F., Vermiſchte Bemerkungen über die Philo-

ſophie Schopenhauer's, ein Brief an den Meiſter. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 6 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Eſther. Novellenroman. Zwei Bände. Breslau, Trewendt u. Granier. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Erbkam, G., Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Ein Vortrag bearbeitet für die Versammlung deutscher Architekten in Braunschweig im Mai 1852. Berlin, Ernst u. Korn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eſchricht, D. F., Das phyſiſche Leben in populären Vorträgen dargeſtellt. 1ſte Hälfte. Mit 58 Abbildungen. Berlin, A. Hirſchwald. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frohne, W., Louis Napoleon. Politiſches Gedicht in drei Theilen. 2ter Theil: Der Präſident. Schauſpiel in fünf Aufzügen. Köln, F. C. Eiſen. Gr. 12. 15 Ngr.

Gentzel, G., Die Stufen des Glaubens. Blätter aus em innern Leben eines Jüngers für Suchende und Sehnende. Berlin, Hayn. 8. 20 Ngr.

Geſchichte der Inquiſition und der Hexenproceſſe aller Zeiten und Länder. Nebſt einem hiſtoriſchen Rückblick auf die Geißelgeſellſchaften. Eine unparteiiſche Darſtellung nach den verläßlichſten und glaubwürdigſten Quellen. Mit mehreren Illuſtrationen. Leipzig, Herbig. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Goßner, J., Der Tag des Herrn, der König der Tage; geheiliget von den Heiligen — geſchändet von den Gottloſen. Nebſt einem Anhange von Predigten, Geſchichten und Liedern, den Tag des Herrn betreffend. New-York. 8. 10 Ngr.

Haynau, V. v., Blätter aus der Mappe eines Criminaliſten. 1ſtes Heft. Marburg, Elwert. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinrich, K., Anna. Ein Idyll in ſieben Geſängen. 2te umgearbeitete Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben. Die Kinderwelt in Liedern. Mainz, Wirth Sohn. 1853. Gr. 16. 15 Ngr.

Jeſuitismus und Proteſtantismus. Die Realiſation der geheimen Plane der Jeſuiten oder von Rom nach Berlin. Zur Charakteriſtik des Ordens, ſeiner Fortſchritte, ſeiner Taktik und des Verhaltens der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit. Mit intereſſanten Belegen aus jeſuitiſchen Autoren. Vom Verfaſſer von: „Jeſus der Eſſäer" 2c. Leipzig, Hinze. 8. 10 Ngr.

Jocham, M., Moraltheologie, oder die Lehre vom chriſtlichen Leben nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche. 1ſter Theil. Sulzbach, v. Seidel. Lex.-8. 2 Thlr.

Kletke, H., Das Buch vom Rübezahl. Des Berggeiſtes Fahrten und Schwänke neu erzählt. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 10 Ngr.

Lindner, E., Die Auſtraliſchen Goldgefilde oder wie gelangt man am ſchnellſten und billigſten nach den neuentdeckten Goldregionen Auſtraliens? und wie macht man in kürzeſter Zeit daſelbſt die größte Ausbeute? Nach eigenen Erfahrungen 2c. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Lübke, W., Vorſchule zur Geſchichte der Kirchenbaukunſt des Mittelalters. 2te vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit 3 lithographirten Tafeln. Dortmund, Krüger. Gr. 8. 10 Ngr.

Marr, W., Anarchie oder Autorität? Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., König Jérôme Napoleon und ſein Capri. Hiſtoriſch-Humoriſtiſcher Roman. Drei Bände. Dresden, Schäfer's Separat-Conto. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Pfizmaier, A., Abhandlungen über die Aino-Sprache. Wien, Gerold. Gr. 8. 16 Ngr.

— — Beitrag zur Kenntniss der ältesten japanesischen Poesie. Ebendaselbst. Gr. 8. 12 Ngr.

— — Ueber einige Eigenschaften der japanesischen Volkspoesie. Ebendaselbst. Lex.-8. 6 Ngr.

— — Das Li-sao und die neun Gesänge. Zwei chinesische Dichtungen aus dem 3ten Jahrhundert vor der christlichen Zeitberechnung. Ebendaselbst. Fol. 16 Ngr.

Rapp, M., Grundriß der Grammatik des indo-europäiſchen Sprachſtammes. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Vergleichende Grammatik. Encyclopädiſche Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Rinck, G., Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen, insbeſondere an deſſen Verdienſte auf dem Gebiete der Kirche. Eine hiſtoriſch-kirchenrechtliche Abhandlung als Beitrag zur Feier des dritten Secularfeſtes des Paſſauer Vertrags. Mit dem Bildniſſe Philipp's des Großmüthigen. Darmſtadt, Diehl. Gr. 8. 8 Ngr.

Ruf, S., Pſychiſche Zuſtände. Ein Beitrag zur Lehre von der Zurechnung, mit beſonderer Rückſicht auf die pſychiſchen Störungen. Ein Büchlein für weltliche und geiſtliche Richter, für Leib- und Seelenärzte. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Schmitz, J. W., Die Natur. Populäre Erklärung aller großen Naturerſcheinungen, beſonders das Entſtehen und Untergehen der Weltkörper, ſo wie das Abnehmen der Erde durch das Verſchwinden des Unterſchiedes der Jahreszeiten phyſiſch und mathematiſch bewieſen. Köln, Schmitz. Gr. 8. 20 Ngr.

— — Das Weltall. Converſations-Lexikon der phyſiſchen und mathematiſchen Aſtronomie. Allgemein verſtändliche Erklärung aller Bewegungen der Natur und der Entſtehung der Himmelskörper aus den zweitauſendjährigen Beobachtungen der Aſtronomie und den neuen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Solitaire, M., Bilder der Nacht. Landsberg, Belger u. Klein. 8. 16 Ngr.

Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 3te Folge. 4ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tholuck, A., Der Geiſt der lutheriſchen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts, theilweiſe nach handſchriftlichen Quellen. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Wagner, F., Scenen aus Nürnbergs alter Künſtlerwelt. Mit den Bildniſſen Albrecht Dürer's, Adam Kraft's, Peter Viſcher's und Veit Stoß', gezeichnet und geſtochen von dem Verfaſſer, und einer Muſikbeilage. Nürnberg, Geiger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weber, A., Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Gehalten im Wintersemester 1851—52. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Wietersheim, E. v., Zur Vorgeſchichte deutſcher Nation. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zacher, J., Die deutschen Sprichwörtersammlungen nebst Beiträgen zur Charakteristik der Meusebachschen Bibliothek. Eine bibliographische Skizze. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 15 Ngr.

Zimmermann, R., Der Cardinal Nikolaus Cusanus als Vorläufer Leibnitzens. Ein Vortrag. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Lippold, F., Ueber unſern Kampf für die Kirche. Eröffnungsrede zur 65ſten Jahresverſammlung der Anhalt-Deſſauiſchen Paſtoral-Geſellſchaft gehalten am 7. Juli 1852. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schellenberg, F., Hinauf. Predigt. Leisnig. Gr. 8. 2 Ngr.

Sonnenſchein, K. F., Entgegnung auf die Reden des Hrn. Finanzrath v. Stieglitz und des Hrn. Oeconomierath Glaß in Bezug auf unſere unlängſt erſchienene Schrift: „Die Vermeſſung, Abſchätzung und Grundſteuerregulirung des Herzogthums Sachſen-Altenburg." Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Staatskrankheit. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 10 Ngr.

Digitized by Google

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXVII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Fünfundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die Südſlawen** und ihr Eingreifen in die öſterreichiſche Bewegung. — **Die neue deutſche Lyrik.**

„**Die Gegenwart**“ trägt den Charakter eines **ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes**, iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

ſowie als eine **Neue Folge des ſo ſehr verbreiteten Converſations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. W. Unzer** in **Königsberg** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Chriſtliche Dogmatik

von

Johannes Heinrich August Ebrard,

Doctor und ord. Profeſſor der ref. Theologie zu Erlangen.

Zwei Bände. Geh. 5 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer will keineswegs blos eine hiſtoriſche Darſtellung der alten reformirten Dogmatik geben, noch auch eine Apologie derſelben; er gibt, wie er in der Vorrede zum erſten Bande ſich ſelbſt ausſpricht, eine auf ſelbſtändigen bibliſch-theologiſchen Unterſuchungen ſich aufbauende, in dogmatiſcher Terminologie ſich vollendende „chriſtliche Dogmatik“, welche nur in dem Sinne eine „reformirte“ iſt, daß ſie einen Theologen reformirten Bekenntniſſes zum Autor hat, nicht aber in dem Sinne, daß derſelbe darauf ausginge, die Sätze der altreformirten Dogmatiker als ſolche um jeden Preis rechtfertigen zu wollen. So treu und objectiv er ihr Syſtem und ihre Sätze dargeſtellt hat, ſo offen hat er ſich erlaubt, Unentwickeltes (z. B. die Eschatologie) zu entwickeln, und ſchief Entwickeltes (z. B. die Lehre von der Gnadenwahl) neu und anders zu entwickeln, während er dagegen in den Lehren von der Perſon Chriſti, von dem heiligen Abendmahl und von der Kirche durch die heilige Schrift ſelbſt mit aller Entſchiedenheit auf die reformirte Lehre geführt worden iſt. In dem Dogma von der Perſon Chriſti dürfte die dogmenhiſtoriſche Unterſuchung über die von Zwingli und Calvin erneuerte altkatholiſche, und die von Luther getheilte ſcholaſtiſche Grundanſchauung nicht ohne Intereſſe ſein. In einer Zeit, wo die confeſſionellen Differenzpunkte ſo viel beſprochen werden, wird wohl einem Jeden, welcher Richtung er auch angehöre, ein Werk willkommen ſein, worin er über die altreformirte Dogmatik eine treue, unparteiiſche und unentſtellte Belehrung findet. Und dieſe findet er hier, da der Autor ſeine Kritik der altreformirten Dogmatik von ſeiner hiſtoriſchen Darſtellung derſelben überall ſcharf geſondert hält.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.

Zwei Lebensbilder, für das Volk und für die reifere Jugend aufgeſtellt von M. J. E. Volbeding.

8. Geh. 12 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes.
Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend.
Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Heloiſe.

Eine Erzählung von Talvj.

12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieſer Roman der als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** rühmlichſt bekannten Verfaſſerin iſt das urſprünglich deutſch geſchriebene Original des in engliſcher Sprache erſchienenen, nach dem deutſchen Manuſcripte überſetzten Romans „Heloise, or the unrevealed secret. A tale“ (Neuyork 1850), der binnen einem Jahre drei Auflagen erlebte. Gewiß wird derſelbe bei dem deutſchen Publicum, für das er zunächſt beſtimmt iſt, dieſelbe Theilnahme und Anerkennung finden wie bei dem Amerikas und Englands.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zeitschrift
der
Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben
von den Geschäftsführern
unter der verantwortlichen Redaction
des Prof. Dr. ***R. Anger*** in Leipzig.

Sechster Jahrgang. 1852.

Gr. 8. Geh. 4 Thlr.

Erscheint jährlich in 4 Heften. Dieser Zeitschrift wird ein *Literarischer Anzeiger* beigegeben. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum. Besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Drittes Heft.

Chronik der Sultåne von Bornu. Bearbeitet von *O. Blau.* — Ueber die Kihlau-Sprache. Von Prof. *Pott.* — Syrische Studien. (Schluss.) Von Prof. *Bernstein.* — Probe einer Anthologie neuarabischer Gesänge in der Wüste gesammelt. Von Prof. *Wallin.* — Ueber S. Flower's Keilinschrift. Von Prof. *Holtzmann.* — Zur Geographie und Statistik des nördlichen Libanon. (Schluss.) Von Prof. *Fleischer.* — Drittes Schreiben über einen Abbasiden-Dirhem von Sarendsch. Von Prof. *Stickel.* — Auszüge aus Briefen an Prof. Fleischer von Dr. *Matthes*, Dr. *Sprenger*, Staatsrath *v. Dorn*, Dr. *Chwolsohn*, Dr. *Mordtmann*, Freih. *v. Hammer-Purgstall.* — Auszug aus einem Briefe des Dr. *Barth* an Dr. Beke. — Miscellen. Von Dr. *Steinschneider.* — Anfragen und Bemerkungen. — Bibliographische Anzeigen. — Nachtrag. Aus einem Schreiben des Prof. *E. Robinson* an Prof. Rödiger. — Entgegnungen. — Nachrichten über Angelegenheiten der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. — Verzeichniss der für die Bibliothek eingegangenen Schriften u. s. w.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hellmann (Johann),

Betrachtungen über das wahre Verdienſt des Einzelmenſchen und der Völker. In drei Abtheilungen. 8. Geh. 1 Thlr.

Bei **Friedrich Fleiſcher** in Leipzig erſchien ſoeben:

Düſtere Sterne.

Neue Dichtungen
von **Adolph Böttger.**
Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Im vorigen Jahre erſchien von demſelben Verfaſſer:

Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter.

Mit 36 illuminirten Kupfern.
Prachtvoll in Maroquin gebunden.
Preis 8 Thlr. 15 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Thienemann (F. A. L.).

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. **Neuntes Heft. (Schwimmvögel.)** Bogen 49—54 und Tafel LXXXI—XC. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Das erste bis achte Heft (Strausse und Hühnerarten; Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel; Singvögel: Würger bis Krähen; Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel bis Wadvögel; Wadvögel; Wadvögel, Schwimmvögel) erschienen zu demselben Preise 1845—52; das Ganze wird in 11 Heften vollständig sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 38. —— 18. September 1852.

Inhalt.

Neue deutſche Dramen. Erſter Artikel. — Die deutſche Politik Friedrich's I., Kurfürſten von Brandenburg. Aus den Quellen dargeſtellt von Otto Franklin. — Ferdinand Gotthelf Hand in ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt von Guſtav Queck. — Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Werthe. Von Julius Schaller. — Literariſche Beſtrebungen und Erfolge auf der Inſel Cuba. — **Notizen, Bibliographie.**

Neue deutſche Dramen.

Erſter Artikel.

In neuerer Zeit war für unſere dramatiſche Literatur ein ſehr gefährlicher Spukgeiſt erwacht, das Experimentiren. Die Skepſis des Tages hatte ſich der Gemüther ſo ſehr bemächtigt daß ſie auch Poeſie und Bühne unter ihre Herrſchaft zu bringen wagen durfte und auf dieſem Gebiete, was ihr an Seele fehlte, durch abſtracte Ungeheuerlichkeit zu erſetzen ſich befleißigte. Die Paradoxenjägerei und die ſpitzfindige Caprice boten allen Witz auf, um ihre Geſpenſter für Menſchen gelten zu laſſen, und ganze philoſophiſche Disputationen traten mit Armen und Beinen, aber freilich ohne Herz und Leben vor die geduldigen Lampen. Es ſollte und mußte „Neues" aufgetiſcht werden, und wenn auch die nach „noch nicht Dageweſenem" ſich den Kopf Zerbrechenden nicht gerade ein Königreich für ein novum bieten konnten, ſo erkauften ſie daſſelbe doch nicht ſelten mit todesverachtender Aufopferung ihres geſunden Menſchenverſtandes und jedes feinern Gefühls. Die „Nation von Denkern", hieß es, hat die Aufgabe, auch auf der Bühne den „Gedanken" zu verherrlichen, und hinter dieſe breite Phraſe verſteckte ſich der engherzige Geiſt der Partei und der jeweiligen Tagesſtimmung. Dieſe entnervende, jeden Tropfen Blutes ausſaugende und alle freie unmittelbare naturwüchſige Kraft verkrüppelnde und verdorrende Richtung ging zu Grunde an dem geſunden Sinne unſers Volks und an der Friſche und Elaſticität des poetiſchen Gemüths, das unverwüſtlich vorallem die deutſche Bruſt bewohnt. Jene dramatiſirte Kanoniſation des „Gedankens", d. h. des ſpeculativen Begriffs, wich dem uralten und urewigen Quelle der dramatiſchen Poeſie, dem Leben, und in der Individualiſirung dieſes unter die Leitung einer höhern Beziehung gebrachten Lebens hat unſere dramatiſche Literatur den Nerv ihrer eigenſten Exiſtenz wiedergefunden. Wir danken dieſer Reaction den entſchiedenſten Fortſchritt, denn ſie befreite die Kunſt aus der despotiſchen Botmäßigkeit jenes „Thieres auf dürrer Haide" und gab ihr das kräftig pulſirende Blut zurück, ohne welches ſie zur chineſiſchen Pagode verſumpft. Dieſer menſchlich-warme Herzſchlag iſt es, dem wir je nach dem Maße der productiven Kraft in dem größern Theile unſerer neuen Dramen begegnen und der auch die vorliegende Reihe neueſter Bühnendichtungen mit wenigen Ausnahmen charakteriſirt. Denjenigen freilich die nur Das als Fortſchritt erklären was mit einem gewiſſen Eclat und Knalleffect in die Erſcheinung tritt, und welche ſchon ſo manche Fratze, nur weil ſie eine neue Schminke ſich aufgeſtrichen, als die aufſteigende Sonne einer neuen Kunſtepoche nicht ohne große Blame ausposaunten, wird dieſes beſcheidene Einlenken unſerer dramatiſchen Talente in den alten ewigen Pfad wahrhaftiger Kunſt nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen. Das ruhige Auge aber, das in dem Sprunghaften und Grellen das Heil einer organiſchen Geiſtesentwickelung nicht ſehen kann, findet in dem geräuſchloſen und einfach-natürlichen Aufgeben einer craſſen und unnatürlichen Richtung und in der Rückflucht auf das Gebiet charaktervoller Lebenswahrheit eine höhere Bürgſchaft für eine ſchönere Zukunft; denn das Geſpenſterhafte einerſeits und das tief Materielle andererſeits, worin ſich unſer Drama verlieren zu wollen ſchien, iſt trotz des hektiſchen Flackerenthuſiasmus, mit welchem auch allerneueſtens wieder von einer gewiſſen Seite her eine neue dramatiſche Charte octroyirt wurde, überwunden und der menſchlich-reine Boden wieder gewonnen, auf welchem eine im Allgemeinen friſchere Zeit den tonangebenden Genius des Drama der Zukunft, das jedenfalls anders ſein dürfte als man es ſich vorzuphantaſiren beliebt, mit Gottes Hülfe hervorrufen wird. Iſt nun gleich nicht zu verkennen daß ein großer Theil unſerer dramatiſchen Poeten, wie die detaillirte Beſprechung der vorliegenden Dramen nachweiſen wird, der Fülle des lebenskräftigen Stoffs, welchen ſie zu bearbeiten übernommen, nicht recht

gewachſen erſcheint und daher aus der epiſchen Behandlung deſſelben nicht wohl herauskommt, ſo liegt dieſer bedauerliche Umſtand gewiß nicht an der Richtung als ſolcher, ſondern an dem Mangel an Bühnen- und Lebenskenntniß. Schon im erſten Univerſitätsſemeſter wird das auf der Primanerbank concipirte Drama vom Stapel gelaſſen und Das was die reife Frucht einer reifen Seelen- und Lebensbildung ſein ſoll als erſter Introitus in die literariſche Welt betrachtet. Wenn irgendwo, dann gilt für die dramatiſche Poeſie das allbekannte und allmiskannte „Nonum prematur in annum". Die Temperatur der Waſſertiefe läßt ſich nicht nach den Schaumwellen berechnen welche die flüchtige Hand erhaſcht. Freilich kommt dem Poeten das in ihm ruhende anerſchaffene Abbild der Welt im Kleinen und ſein ſeeliſcher productiver Inſtinct dabei zu Hülfe; aber dem Adler iſt es auch angeboren in die Sonne zu fliegen, und doch übt er den Fittig lange und ſorglich, ehe er ſich in die Aetherhöhe getraut. So manches tüchtige Talent iſt an dem Leichtſinn, womit es ſich an Dinge wagte die ſeiner werdenden Bildung noch zu fern lagen, geradehin untergegangen, während es, dieſelben im rechten Momente ergreifend, an ihnen zu neuem, höherm Daſein aufgegangen wäre. Wir werden Gelegenheit haben dieſe traurige Wahrnehmung bei mehren der in dieſer diesmaligen Erörterung zu beſprechenden Dramen beſtätigt zu finden, und wollen im Intereſſe des Leſers dieſelben ſo ordnen daß die bedeutenden Erſcheinungen zwiſchen die mittelmäßigen Machwerke ſich vertheilen und auf dieſe Art erquickliche Erholungspunkte bieten. Das Schöne und Hohe zu würdigen iſt die anmuthigſte Aufgabe von der Welt und muß für das traurige Geſchäft, dem Unberufe ſeine Schwächen zu weiſen und bei Dingen zu verweilen die des Verweilens durchaus unwürdig ſind, Erſatz leiſten: es iſt eben die Nacht welche die Sterne ſo hell macht, und wer das Leben erfaſſen und genießen will, muß auch den Tod mit in den Kauf nehmen.

---

1. Coriolan von W. J. T. Ein dramatiſcher Schwank. Wien, Seidel. 1849. 8. 12 Ngr.

2. Die beiden Finkenſteine von M. Solitaire. Luſtſpiel in einem Act nach der Idee einer Chronik. Landsberg, Volger und Klein. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Zwei würdige Kumpane an Unwerth und Erbärmlichkeit. Im „Coriolan" wird die bekannte, an dieſen Namen ſich knüpfende Hiſtorie parodirt und zwar ſo, daß, wie der Verfaſſer weislich ſelbſt decretirt, die Frauenrollen durch Männer und die Männerrollen durch Frauen zu beſetzen ſind und der „gemeinſte" (sic) Volksdialekt die komiſche Verve repräſentirt. — „Die beiden Finkenſteine" haben der „Idee einer Chronik" mindeſtens etwas Handlung zu danken; von dem Ton aber der dieſelben beherrſcht möge der darin fungirende Müllergeſelle Urias, den der Autor ſelbſt „dummwitzig" zu nennen ſo beſcheiden iſt, folgende Probe geben: „Da bin ich doch von ganz ungeheuerer Neuſchierigkeit und voll unerſättlicher Begierigkeit, zu erfahren und zu vernehmen von der Schwierigkeit, wie dir die Dirigkeit dieſes Goldes ohne begangene Mirigkeit zutheilgeworden iſt!" Das iſt der Humor dieſes ſaubern Opusculums, das ſich wie ſein vorerwähnter Genoſſe der Beurtheilung in d. Bl. durchaus unwerth erweiſt.

3. Der Emiſſair, Luſtſpiel in einem Aufzuge von A. L. Lua. Berlin, K. Schultze. 1851. 8. Ngr.

Ein Tagesluſtſpiel, das einen ehrſamen berliner Bürgerwehrmann vor den Turbulencen ſeiner Ehehälſte und ſeiner märzbeſchwindelten Vaterſtadt in die ländliche Einſamkeit einer Dorfſchenke fliehen läßt. Vergeblich ſucht der Unglückliche hier die „alte gute Zeit": ein fliegender Buchhändler rückt ihm die ſtörende Gegenwart ſehr unſanft vor Augen, und ein Misverſtändniß im Amtsblatte läßt den bedauernswerthen Flüchtling als ſteckbrieflich verfolgten Emiſſar arretiren. Nun kommt auch ſeine freiheitsſchwärmende Gemahlin dazu, ſodaß es einen Höllenſpectakel abſetzt, der noch erhöht wird durch das Erſcheinen eines liebenswürdigen Unbekannten, der ſich als Beſitzer des Dorfs legitimirt und ſeinen eigentlichen Stand als Graf bei ſeinem zeither getriebenen Geſchäfte der Volksbeglückung zu verheimlichen für gut befunden. Derſelbe exaltirt die anweſenden ſtockroyaliſtiſchen Bauern dermaßen für communiſtiſche Ideen daß ſie dieſelben ſofort an ihm ſelbſt und ſeinem Eigenthume in Ausführung bringen wollen, wie eifrig der Herr Graf auch predigt daß er ja nur von geiſtigen Dingen geſprochen habe. Endlich bei drohendſter Kriſe von Mord und Todtſchlag erſcheint als Deus ex machina ein Hauptmann mit diverſen Soldateſken. Die demokratiſche Gräflichkeit erkennt in ihm ihren einſtigen abſolutiſtiſchen Freund, begrüßt ihn als ihren Retter, changirt in aller Eile ihr politiſches Glaubensbekenntniß um einige Zoll nach Rechts und „in den Armen liegen ſich Beide und weinen vor Schmerzen und Freude". Man ſieht, an komiſchen Situationen fehlt es gerade nicht; ein treffendes Wort findet auch wol Platz und ein geſunder Blick in die Verhältniſſe des Tags macht ſich geltend; aber von künſtleriſcher Geſtaltung und Verarbeitung zeitgeſchichtlicher Facta hat die etwas hausbackene und abgelagerte Waare nicht viel aufzuweiſen. Ein fertiger echter Charakter tritt nirgend klar hervor und das Ganze erhebt ſich nicht über das Maß des Gewöhnlichen.

Es bleibt überhaupt eine misliche Sache mit ſolchen der Gegenwart anheimfallenden Zeitgemälden. Denn nur wenn der oft erſt in ſehr ſpäter Folgeperiode greifbare Zuſammenhang mit der höhern Weltidee dramatiſch perſonificirt iſt, davon ein klares, friſches und unmittelbares Bild vor das innere Auge kommt und die ganze breite epiſche Begebenheit in dem engen Rahmen weniger Acte ſich zwanglos concentrirt, nur dann iſt aus dem ephemeren Stoffe ein bleibendes und allgemeingültiges Kunſtwerk geworden; dazu aber bedarf es einer gar feinen Witterung des Geiſtes und eines eminenten dramatiſchen Talents, wie es ſich Lua nach dieſer Probe nicht vindiciren darf.

4. Deutſche Originalluſtſpiele von L. Feldmann. Fünfter Band. Wien, Walliſhauſſer. 1852. Gr. 12. 2 Thlr.

Nichts ſieht ſich trauriger an als die Verliederlichung eines unbeſtreitbaren Talents, das, herabgeſunken zum handwerksmäßigen Tagelöhner, verzichten zu wollen ſcheint auf die Fähigkeit geiſtiger Production. Dieſes harte Urtheil provocirt Feldmann durch die maßloſe Nonchalance, mit welcher er das jämmerlichſte Zeug dreiſt und keck auf die Bühne wirft. Die vorliegende Sammlung ſeiner neueſten Luſtſpiele beginnt und ſchließt mit ſolchen Erbärmlichkeiten („Kaiſer Fauſtin" und „Das goldene Deutſchland"), und man weiß in der That nicht welcher von ihnen der Preis der Elendiglichkeit zuerkannt werden muß. Solchen Harlekinaden gegenüber iſt das eben beſprochene Lua'ſche Stück ein Kunſtwerk. Mag die Poſſe ein nothwendiges Uebel ſein — wir unſererſeits möchten ſie im Intereſſe des guten Geſchmacks mit allem Caricaturweſen verbannt wiſſen —, mag ſie immerhin dem Geſetze der Schönheit Nichts verdanken wollen, die Grenze des Schicklichen muß ſie feſthalten und unter der Caricatur ein Menſchenweſen mindeſtens ahnen laſſen. Statt deſſen bringt Feldmann in den genannten

Stücken einen Haufen von Narren und Misgeburten, die er in erſterm Schwanke ſchwarz anſtreicht, in letzterm mit wirklichen Affen in freundſchaftliche Gemeinſchaft ſetzt. Hat der Verfaſſer außer den Galerien wirklich ein Publicum das an dieſem Unſinne Gefallen findet, ſo wünſchen wir ihn dieſen Barbaren um ſeiner ſelbſt willen ſchleunigſt entriſſen. Das zweite und dritte Luſtſpiel der in Rede ſtehenden Sammlung („Ein altes Herz" und „Die beiden Kapellmeiſter") rechtfertigen dieſen Wunſch; denn in ihnen zeigt ſich Feldmann's Talent in ſeiner natürlichen Friſche. Hier iſt menſchliche Charakteriſtik und echtkomiſche Verwickelung, ein munterer, maßvoller Humor und piquante Wahrheit in Anlage des Ganzen, ſodaß ſich dieſe Stückchen — vereinzelte Willkürlichkeiten abgerechnet — als gelungene und erfreuliche Bluetten aufführen laſſen. In dem fünften Luſtſpiele dieſer Sammlung („Das Gaſtmahl von Luxenhain") fehlt es keineswegs an ergötzlicher Laune und dramatiſchem Leben, nur iſt das die Verwickelungen herbeiführende Grundbegebniß zu gewagt und infolge deſſen im Verlaufe des Ganzen eine gewiſſe Schraubung bemerklich, die eine rechte Behaglichkeit nicht wohl aufkommen läßt. Möchte Feldmann unſer ſtrenges, aber dem Borne ernſten Wohlwollens entſteigendes Wort hören und beachten!

5. Aennchen von Tharau. Drama in zwei Aufzügen. Mit zwei Muſikbeilagen. Halle, G. Schwetſchke. 1852. Gr. 16. 12 Ngr.

Ein anſpruchsloſer, den befangenen Geiſt des Gelegenheitsſtücks athmender Schwank, der, in einen Act gedrängt, einer günſtigern Wirkung ſicher ſein dürfte. Simon Dach, der bekannte königsberger Poet, und Aennchen von Tharau lieben ſich, aber der geſtrenge Herr Vater der Dame ſagt: „Nein!" Da hat der Große Kurfürſt von Brandenburg, auf ſeinem Zuge gen Preußen dem Gefolge incognito vorausgeeilt, Gelegenheit, im Gaſthofe zum Kürbis mit Dach's Freunde, dem Organiſten Heinrich Alberti, Bekanntſchaft zu machen, von ihm den status quo beſagter Liebesaffaire zu erfahren und ſchließlich als guter Genius des durch ſeine Vermittelung vereinten Pärchens aufzutreten. Dieſe ſehr einfache, in ihren Motiven etwas verbrauchte Handlung geht ohne Prätention und Allotrias ruhig vonſtatten und würde einen anmuthigen Eindruck nicht ſchuldig bleiben, wenn die Charaktere, Alberti und die zwei kurfürſtlichen Trompeter ausgenommen, weniger ſkizzenhaft und unfertig zur Erſcheinung gebracht wären und das Intereſſe, welches faſt von jeder auftretenden Perſönlichkeit in gleicher Art in Anſpruch genommen wird, einem Helden ausſchließlicher ſich zuwenden könnte, als welcher im ganzen Stücke eigentlich Niemand ſich hervorhebt. Einzelne Scenen, wie die Unterredung des Großen Kurfürſten mit Alberti und das Auftreten der beiden Schloßtrompeter, ſind recht gelungen, und der muntere Humor, der neben dem unverkennbaren Talente, Individuen zu ſchaffen, aus dem Ganzen herausblickt, laſſen dem Verfaſſer, wofern er tiefer eingeht in ſeinen Stoff und einer ſorgfältigern Detaillirung ſich befleißigt, ein günſtiges Prognoſtikon immerhin ſtellen. Als völlig undramatiſch, weil den Zuhörer zum Mitſpieler verwandelnd, muß der Umſtand gerügt werden daß der Kurfürſt nicht von Anfang an dem Zuſchauer als ſolcher ſich kundgibt, ſondern auch mit dieſem Blindekuh zu ſpielen genöthigt wird. Solche längſt abgeleierte Kniffe gehören in die Kasperle-Komödie.

6. Der Schneider als Naturdichter. Poſſe mit Geſang in zwei Acten von Friedrich Kaiſer. Wien, Wallishauſſer. 1851. Gr. 12. 15 Ngr.

Eine Poſſe die ganz wider Willen keine gewöhnliche Poſſe iſt: auf ſehr ernſtem, ſehr düſterm Hintergrunde bringt eine an ſich ganz harmloſe Satire ihre ombres chinoises zur Erſcheinung und ein neckiſcher Kobold verarbeitet, ſich ſelbſt zum Nachtheil, eine treue Schilderung all des innern und äußern verſchuldeten und unverſchuldeten Elends in der literariſchen Welt zu einem Poſſenſpiele, über welches Tauſende lachen, während mitten unter den Hanswurſtiaden ein Schauer brütet, der zu ſeinem Rechte will; denn durch das grelle Farbenſpiel, welches den Hauptgang der Fabel umgaukelt, ſchaut die ernſte Wahrheit der vorgeführten Zuſtände, wie äußerlich nebenhin ſie dem Ganzen angeflochten ſind, ſehr zur Unzeit heraus, und unter dem Lachen der komiſchen Maske liegt ein breiter, tiefer Menſchenſchmerz. So ſpielen Leuchtkäfer über aufgeriſſenen Gräbern und daneben ſteht der Wanderer ſich ihrer muntern Tänze freuend und nicht wiſſend daß Tod und Verweſung unter ihnen lauert. All der falſche Neid, all die bittere Gehäſſigkeit, die Beſtechlichkeit, innere wie äußere Lüge, dieſe athemloſe Hetzjagd nach Schein, all dieſer kalte vereiſigende Hohn, wie er die bunte Welt Derjenigen zerreißt die in Eintracht Arbeiter ſein ſollten in der großen Werkſtatt des Geiſtes, der Druck des Vorurtheils und der äußern Verhältniſſe, unter welchen ſo oft ein echtes Talent die Morgenröthe ſeines Geiſtes begraben muß, andererſeits der bodenloſe Leichtſinn und die liederliche Frechheit, mit welcher der Unberuf ſich für die Künſtlerſchaft befähigt wähnt, das Alles drängt ſich — Autor mag wollen oder nicht — durch die Handlung des Stücks und bietet dem Mummenſchanze ein geſpenſtiges Paroli. Kaiſer hat freilich Nichts weniger als Das mit ſeinen handfeſten, hausbackenen, etwas trivialen Figuren beabſichtigt und wird auch von ſeinem Publicum dabei nicht incommodirt werden; denn obenhin betrachtet bietet die Fabel, die einen armen verzweifelnden Poeten ſeine überall abgewieſenen Poeſien unter dem Namen ſeines Schlafgenoſſen, eines Schneidergeſellen, als Ergüſſe eines Naturdichters auf den Markt und ſo zu großen Ehren bringen läßt, Stoff genug zum Lachen, und Witz und Laune, komiſche Verwickelung und ſpaßhafte Couplets fehlen nicht, wenn auch das Ganze nicht eben ſelten ſehr gemein und roh zu werden ſich nicht entbrechen kann.

7. Luſtſpiele von Karl Töpfer. Siebenter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1851. 8. 2 Thlr.

„Roſenmüller und Finke" nennt ſich das erſte Stück und macht dem anerkannten Talente des mit Recht beliebten Autors alle Ehre. Zwei Brüder, der eine ein reicher filziger Handelsherr, der andere ein verarmter, weil das Geld als Chimaire betrachtender Hauptmann außer Dienſt, ſtimmen nur darin miteinander daß ſie ſich gründlichſt in Betreff ihres Standes wie ihrer Perſönlichkeiten haſſen. Jeder von ihnen hat einen Sohn und jeder von dieſen Söhnen hat den ihm vom Vater zugetheilten Stand inſofern ſehr eigenmächtig wider deſſen Willen und Wollen verändert, als der Offiziersſohn Kaufmann und der Kaufmannsſohn Offizier geworden iſt. Zum Beſuch daheim angelangt, ſpielt Jeder die Rolle des Andern, und endlich rettet der Offiziersſohn durch handelsmänniſche Gewandtheit den verſchuldeten Vater vor Haft und Schande, und der Kaufmannsſohn verſchafft ſeinem in puncto ſeiner ihm über Alles theuern großbürgerlichen Ehre verletzten Erzeuger durch ſein militairiſches savoir faire glänzende Genugthuung. Hierdurch erweicht verzeihen die Väter den Söhnen, nachdem es dem Hauptmannsſprößling gelungen iſt, durch ſichere und erfreulich lautende Mittheilungen über das Haus Roſenmüller und Finke, deſſen gerüchtweiſe auspoſaunter Bankrott dem Onkel unendliche Sorge bereitet hatte, dieſen ſo umzuſtimmen daß er mit dem Bruder ſich verſöhnt. Dazwiſchen kreuzen ſich diverſe piquante Liebeshändel und ſchließlich „kriegen" ſie ſich, ſo zwar daß mit drei glücklichen Paaren aufgewartet wird. Mit treffender Satire, mit glücklicher Charakteriſirung und einer Fülle ſich ſcharf voneinander abhebender und doch zu einem Ganzen kräftig wirkender Perſönlichkeiten verbindet dieſes Luſtſpiel einen fließenden Dialog, einen Schatz anmuthigen Humors und eine lebhafte, gedrungene, rollende Handlung. Nicht eine verzeichnete oder etwas hinkende Perſönlichkeit fällt auf und das Bühnengerechte macht ſich aller Orten geltend. Es iſt freilich nur die Oberfläche des Lebens die hier beſchritten

wird, aber dieſe Promenade führt durch ſo heiteres und friſches Grün daß eine anmuthige und erquickliche Unterhaltung überall ſich darbietet.

Wie der Verfaſſer das zweite Stück dieſes Buchs („Böttcher der Goldmacher") ein Luſtſpiel nennen mag, iſt nicht recht begreiflich, da die Handlung, einige Nebenſcenen abgerechnet, durch und durch ernſt und tragiſch iſt. Um ſich einer jungen von ihm geliebten Dame bemerklich zu machen, gibt der Proviſor Böttcher in einem berliner Garten, als das Geſpräch auf das ſoeben erlaſſene ſtrenge Verbot der Alchymiſterei kommt, ein Experiment zum beſten, das ihn von der Polizei als einen dergleichen Schwindler verfolgen läßt und ihn zur Flucht nach Sachſen zwingt. Das Gerücht dieſes Vorfalls iſt ſchon dorthin gedrungen und man ſchleppt ihn daſelbſt auf den Königſtein in Haft, wo er auf Befehl Auguſt's des Starken Gold machen ſoll. Inzwiſchen iſt jene verhängnißvolle Dame Geſellſchaftsfräulein bei der berühmten Aurora Königsmark geworden; ſie erfährt von Böttcher's Misgeſchick, und verliebt wie ſie längſt in ihn iſt, verſucht ſie mit Hülfe ihrer ſchönen Gebieterin alle möglichen Mittel der Rettung. Zum Unglück bekommt der Bergdirector von Klettenberg, ein Freiwerber um des Fräuleins Hand und des unglücklichen Goldmachers Oberkerkermeiſter, hiervon Witterung und wendet die grauſamſten Martern an, um den armen Teufel völlig zu verderben. Zur Verzweiflung gebracht, macht Böttcher endlich zwar nicht Gold, wol aber Porzellan. Dies wird dem galanten Könige auf einem von ihm der Königsmark gegebenen Feſte präſentirt und danach der Held des Stücks nicht nur frei, ſondern ſeiner Auserwählten Gatte, Freiherr und Director der neuzuerrichtenden Porzellanfabrik. Auch in dieſem Schauſpiele iſt ein ſehr erfreuliches Talent in Charaktergebung, ſcharfer pſychologiſcher Nuancirung, taktvoller Mäßigung und bühnengerechter Appretur unmöglich zu verkennen. Als die ſchwächſten Figuren des Stücks dürften ſich die etwas zu ſentimentale Herzenskönigin des glücklichen Porzellanmachers und dieſer Letztere ſelbſt präſentiren, der nicht Perſönlichkeit genug bietet und aus ſeiner Paſſivität nie durch ſich ſelbſt, ſondern nur durch äußere Momente herausgerüttelt wird. Größere Gedrängtheit würde dem Stücke eine entſchiedene Wohlthat geweſen ſein, und ſo manche Scene, die an die Sache ſehr loſe anknüpft, dürfte dem einmal beliebten Titel „Luſtſpiel" in die Schuhe zu ſchieben ſein.

Ein heiterer, wenn auch in ſich ſelbſt ſelbſt ſehr unbedeutender und wol nur für Liebhaberbühnen geeigneter Schwank („Die weiße Pikeſche") ſchließt das eben beſprochene Bändchen, das ſich jedenfalls zu den beſſern Erzeugniſſen unſerer neuen Dramen zählen darf.

8. Karl Gutzkow's dramatiſche Werke. Siebenter Band. Zweite Abtheilung. Der Königsleutnant. Luſtſpiel in vier Aufzügen. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 25 Ngr.

Die unbeſtreitbare Wahrheit daß jede Kunſt dann erſt ihre höchſte Verklärung errungen hat, wenn ſie vom einſeitigen Geiſte der Nationalität erlöſt allein und unbedingt dem Vollbegriffe der freien und einheitlichen Menſchheit gehört, hat ſeit Goethe in der deutſchen Geiſteswelt Wurzel gefaßt und ſchon darin ein glänzendes Zeugniß für ihre naturwüchſige Ueberwindungskraft nachgewieſen, daß alle ſonderlich in neueſter Zeit gegen ſie ankämpfenden, zum Theil vom vollen Strome der Tagesſtimmung getragenen Reactionsbeſtrebungen an ihr geſcheitert ſind. Die drohenden Klippen der Verflüchtigung und der Selſtverlierung, welche dieſem Drange nach Freiwerdung vom nationalen Herkommen ſich entgegenſtellen, ſind freilich für unſere Volksthümlichkeit um ſo gefahrbringender, als wir politiſch und geſellſchaftlich nur eine noch dazu ſehr ſchlechte Moſaik von Natiönchen darſtellen und ſomit auf dieſer Seite keinen Reichthum haben, von welchem ſich opfern ließe. Allein das ſpecifiſch-geiſtige Leben unſers Volks iſt andererſeits ſo durch und durch originell, in ſich concentrirt, reich und widerſtandsfähig daß gerade der deutſche Genius am befähigtſten erſcheinen muß für den großen künſtleriſch-literariſchen Befreiungsgang, der aus den Geiſtigkeiten aller Nationen eine harmoniſche Familie zu gründen den heiligen Beruf hat. Die Tiefe und Fülle des deutſchen Gedankens und Empfindens hat wahrlich nicht nöthig von Opfern eine Schwächung zu fürchten, und wenn wir überall anderswo die Ueberwundenen ſind, hier iſt unſer Feld, unſer Sieg. Ein weſentliches Moment jenes Ringens nach Erhebung über die nationale Beſchränktheit muß zunächſt die Heranbildung ſolcher Kräfte ſein, die zeither unrechterweiſe vernachläſſigt wurden. Eine ſolche Zurückſetzung hat ſich die deutſche Literatur dem Luſtſpiel gegenüber entſchieden zuſchuldenkommen laſſen, indem ſie die Meinung verbreiten half daß wir im Gegenſatze zu andern Nationen für dieſe Gattung der dramatiſchen Poeſie nicht befähigt ſeien und demgemäß gut thäten die Arbeit auf dieſem Felde einzuſtellen. Nun liegt aber in der Vielgeiſtigkeit eines Volks ſchon von vornherein die Berechtigung, den ganzen Umfang des ſpirituellen Gebiets zu bewohnen, und eben nur das beſchränkte gewohnheitsträge Befangenſein in dieſer und jener nationalen Convenienz ſchläfert dieſe Berechtigung ein. Zugegeben daß wir nicht reich an meiſterhaften Luſtſpielen ſind, aufweiſen können wir dergleichen, und ſomit wäre qualitativ die Befähigung für dieſe Gattung feſtgeſtellt. Wie ſelbſt die ſchönſte und umfangreichſte Menſchenſtimme einige ſchwächere Töne inſichträgt und durch die Energie der Uebung auch dieſe zur Vollkommenheit der andern zu ſteigern vermag, ſo ſei es eine Hauptaufgabe des vorhandenen Strebens nach Erhebung über die Nationalität, jene bildungsbedürftigen Anlagen für das Luſtſpiel in unſern Kreiſen zu pflegen und zu kräftigen. Iſt trotz der neueſten immerhin merklichen Cultivirung dieſes Stiefkindes des deutſchen Drama, ja trotz der gegenwärtig erwachten Vorliebe unſerer Bühnendirectionen für dieſe Gattung immer noch an wahrhaft Gutem nur ſehr Vereinzeltes geleiſtet, ſo liegt die Schuld lediglich an der allgemein graſſirenden ſelbſtloſen und ſchwindſüchtigen Nachbetung franzöſiſcher Stücke, meiſt ſogar ſolcher die das elendeſte Handwerk an der Stirn tragen. Sich ſklaviſch einer andern Volksthümlichkeit unterwerfen heißt ſich ſelbſt für bankrott und eigenthümlicher Freiheit für unfähig erklären. Nur mit eigenen Mitteln und auf eigenem Grunde ſtellt man ſich über ſich ſelbſt und wird frei vom eigenen Drucke. Das individuell angeſchaffene Weſen verklären im Lichte der ewigen, allgemein-menſchlichen Schönheit, ohne dabei auch nur ein Titelchen Selbſt an etwas Anderes als an dies große Ziel zu opfern, das heißt auf dem Gebiete der Kunſt ſich erheben über die enge Schranke der Nationalität. Dieſe Wahrheit feſtgehalten, und auch dem Luſtſpiele der deutſchen Literatur wird der Lorber ſich nicht verſagen.

Zu dieſen Betrachtungen verleitete Gutzkow's „Königsleutnant", den wir zunächſt nicht ohne lebhafte Apprehenſion in die Hand nahmen; die Misgeburten, welche das Streben deutſche Dichter dramatiſch zu verherrlichen auf die Bühne gebracht hat, ſchwebten uns wie verſtörte Geſpenſter entgegen und wollten neidiſch den Eintritt in dieſe reizende Dichtung verwehren. Ja, das iſt ein Luſtſpiel das den Vergleich mit jedem beſten ſeiner Gattung aushält und ein tieferes Eingehen zur dringenden Pflicht macht.

Zu Goethe's hundertjährigem Geburtsfeſte eine würdige Spende bieten, war der nächſte Zweck dieſes Stücks, und dieſe überaus ſchwierige Aufgabe hat Gutzkow mit feinſtem Takte gelöſt. Den fertigen Goethe auf die Bühne zu bringen galt ihm von vornherein als eine Unmöglichkeit, und mit ſcharfem Blicke wußte er die erſten Aufgangsſtrahlen dieſes Weltgeſtirns künſtleriſch zu ſammeln und in einen Leuchtpunkt zu vereinigen. Es darf vorausgeſetzt werden daß den Leſern d. Bl. Goethe's „Wahrheit und Dichtung" wohl bekannt iſt und daß ſie ſich der lieblichen Knabenzeit des unvergleichlichen Mannes lebhaft erinnern, in welche zurück alle die goldenen Fäden anmuthig leiten, die ſpäter ein ſo wundervolles Meteor in den deutſchen Kunſthimmel webten. Aus dieſer Periode hat die

vorliegende Dichtung ihren Stoff gewählt und die loſen, locker nebeneinander laufenden Begebniſſe mit kluger Berechnung und graziöſer Anmuth verknüpft und in die innigſte Beziehung geſetzt, ohne der innern Wahrheit irgendwie zunahezutreten und mehr zu thun als eben gethan werden mußte, um die dramatiſche Wirkung zu erzeugen.

Wir finden den jungen Wolfgang ein franzöſiſches Gedicht ſkandirend, welches beſtimmt iſt ein für ſeine zärtlich geliebte Belinde beſtimmtes Band zu introduciren. Sein junges Weſen iſt in eiferſüchtiger Aufregung, und beſonders ſcheint ihn der Name „Thorane" zu quälen, den er nur zu oft von den Lippen ſeiner Schönen vernommen haben will. Hausfreund Mittler ſtellt ſich ein und weiß der Frau Rath allerlei bedenkliche Dinge von Wolfgang's anſtößiger Freundſchaft mit Belinde und Alcidor, dem Geſchwiſterpaare des franzöſiſchen Theaters, zu erzählen, ja, daß er die Hausmagd belauſcht wie ſie aus dem Kaufladen ein vom jungen Goethe beſtelltes brabanter Band mit dem Buchſtaben B geholt habe. Die Magd kommt, das corpus delicti wird von der Frau Rath confiscirt und nun der Herr Sohn in ſtrenges Gebet genommen, welches damit endet daß er das Band mit dem B an ſeine Nichte Bertha nach Offenbach als Geburtstagsangebinde ſchicken muß und Frau Rath ihm mit Hindeutung auf ſeinen Beſuch der franzöſiſchen Komödie anempfiehlt: „Wenn ſonſt Etwas von Frankreich her in deinen Kopf kommt, was die Unterſtützung und den Rath eines guten Freundes erfodert, ſo wendet man ſich an das zärtliche Herz einer Mutter und nicht an die Mägde im Hauſe, die unſere zarteſten Geheimniſſe in den Gemüſekörben auf den Markt tragen und beim Salat, den ſie erhandeln, die Angelegenheiten preisgeben. Verſtanden, mein poetiſcher Herr Sohn?" Wolfgang aber ruft der Abgehenden nach: „Da ſtehe ich wie ein Schulknabe! Eben ein Gott und nun wieder hinuntergeſchleudert auf die Secundanerbank! Und ich begreife doch, ſie iſt nur beleidigt, weil ich *ſie* nicht zur Vertrauten gemacht habe! Die gute Mutter, die mir ſo gern das Studium der höhern Seelenlehre geſtattete, wenn ich *ihr eigenes Herz als Handbuch aufſchlüge!*"

Ein Billetchen von Alcidor trifft ein, welches die traurige Botſchaft bringt daß dieſer mit Belinden Frankfurt verlaſſen müſſe, um vor dem einziehenden Lieutenant du roi des franzöſiſchen Königs, Grafen Thorane, zu fliehen. Bald darauf haben ſich die Franzoſen der Stadt bemächtigt und Graf Thorane wird im Hauſe des Rath Goethe einquartiert. Der Graf haßt die Frauen, liebt die Kunſt, eine ſanfte Melancholie dämpft in ihm die aufbrauſende Champagnernatur des Franzoſen; er liebt auch die deutſche Sprache, rühmt ſich derſelben durchaus Herr zu ſein und radebricht ſie mit Hülfe ſeines Dieners. Wolfgang ſoll dem Vater aus den vom Königslieutenant bewohnten Zimmern ſein Lieblingsbild holen, wobei es mit dem geſtrengen Herrn Grafen einen kleinen Disput abſetzt, welcher damit endet daß der kunſtenthuſiaſtiſche Franzoſe ſämmtliche Maler Frankfurts zur Anfertigung von Gemälden für ſein Schloß vor ſich beſtellt wiſſen will, den König Friedrich wegen ſeiner Vernachläſſigung der deutſchen Sprache tadelt und meint daß wenn Wolfgang, der den König vertheidigt, einmal lieben würde, er das nicht franzöſiſch ſeiner Geliebten begreiflich machen werde. Wolfgang bemerkt, das komme auf Umſtände an; er verräth hierbei ſeine Liebe für eine franzöſiſche Actrice und händigt dem Grafen ſogar das für jenes ominöſe Band beſtimmte franzöſiſche Lied ein. Thorane freut ſich der ſchönen Gedanken, gibt aber den Rath die Verſe ins Deutſche umzudichten. Die Verwandelung läßt nicht lange auf ſich warten:

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

Zephyr nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebſten Kleid,
Und ſo tritt ſie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Roſen ſich umgeben
Selbſt wie eine Roſe jung:
Einen Blick, geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung!

Fühle was dies Herz empfindet!
Reiche frei mir deine Hand,
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein ſchwaches Roſenband.

Dies reizende Lied ſetzt Thorane in Entzücken. „A mon coeur, jeune ami!" ruft er: „Dieſer Verſe haben gegoſſen Wohllaut tief in meiner Seele, die iſt ſehr malade. Und wenn Sie auch nicht ſind erhört von dieſer grauſamen actrice française, wird ſein wie alle Frauenzimmers ſein, falſch und treulos und undankbar, o ſo hat ſie doch angeſehen der deutſche Diktkonſt mit einem Lächeln ſo freundlich, ſo ſüße daß Sie können ſagen:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung!"

So ſtark von dieſem Momente an des Grafen Zärtlichkeit für Wolfgang begründet iſt, der junge Poet haßt den General als ſeinen vermeintlichen Nebenbuhler und wird in dieſem Haſſe noch beſtärkt durch ein ſchwarz eingekäſteltes Bild, das der Königsleutnant aufhängen läßt und deſſen Oeffnung er ihm ſtreng unterſagt. Wolfgang will ein ähnliches ſchwarzes Käſtchen bei Belinden geſehen haben und begegnet ſeufzend dem Lobe ſeiner Verſe mit den Worten: „Meine Schmerzen machen Euch Vergnügen? Ach, Ihr habt gut reden! Lern' ich ſo was ein Dichter iſt?"

Im dritten Acte ſtellt Wolfgang dem Grafen die Maler vor, und als dieſer hierbei von dem liebenswürdigen Spötter erfährt daß die Herren ſehr unverträglich untereinander ſeien, erſtaunt er gewaltig darüber und verordnet daß ſie an einem Bilde zugleich malen ſollen, um gegenſeitigen Frieden zu lernen. Der Anzug der Preußen wird gemeldet — der General will endlich den Herrn des Hauſes ſehen — gezwungen erſcheint dieſer und beleidigt in ſeiner trotzigen derben Manier den Franzoſen ſo ſehr daß dieſer den Herrn Rath auf die Hauptwache zu transportiren befiehlt. „Thorane!" ruft Wolfgang,

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein luftig Band.

und wiederholt dies liebliche Lied, bis der Graf gerührt einfällt:

Eine Blick, geliebte Leben,
Und ick bin belohnt genung —

dem Rathe die Haft in ſeinem Hauſe abzuwarten geſtattet und in die Schlacht eilt. „Was war das?" fragt der Vater. „Der Zauber der alle Nationen verbindet", erwidert Wolfgang und Frau Rath ergänzt: „Die Poeſie!"

Im vierten Aufzuge ſieht ſich der Held des Stücks genöthigt, die in dem Bilderſaale verſammelte Haus- und Malergeſellſchaft durch das Märchen des ſiegreichen Anmarſches der Preußen deshalb hinauszutreiben, weil ſein Freund Alcidor, in der Nähe verborgen um ihm ein franzöſiſches Stück zu corrigiren, durch dieſelbe entdeckt zu werden in großer Gefahr iſt. „Das nenn' ich mit der Proſa Kehraus machen", ſpottet Wolfgang den Davongeſcheuchten nach: „Alles was ich hörte war erfunden. Ja! So muß es ſein! Mein braver Alcidor, meine theuere Belinde, nicht vergebens bin ich in der Schule der Muſen und Grazien geweſen! Mit franzöſiſcher Gewandtheit die ſchweren deutſchen Stoffe bewegen, den leichten ſchäumenden Wein der Champagne in grüne deutſche Römergläſer gie-

ßen und von den altfränkiſchen deutſchen Burgen die Roheit und Geſchmackloſigkeit wie altes Geginſter und Dorngeflecht reißen, daß Nichts von ihnen übrigbleibt als der ſchöne mondſcheinhelle Duft der Sage, durchwoben von Tapferkeit, Geſang und Liebe — o ich fühle, das könnte eine Beſtimmung ſein, für die ich Worte finden möchte, Worte von hinreißender Zauberkraft. Schüttle dich, Welt, in deinen Angeln, raſe über die Länder hin, antlitzverzerrte Bellona, es muß ein Friede kommen, wo wieder die Saat des Geiſtes blüht und keine zerſplitterte Lanze, keine blutgezeichnete Fahne hoch genug iſt, über die beſcheidenen Blumen der Dichter emporzuragen." Dem aus dem Gefechte heimkehrenden Thorane läuft Alcidor quer, über den Weg, nachdem er und Wolfgang jenes ſchwarze Bild zu ſehen Gelegenheit fanden und Erſterer daſſelbe mit dem Rufe „Heloiſe!", Letzterer mit dem „Ma Belinde!" begrüßt hatten. Der Königsleutnant, aufgebracht über die alſo begangene Verletzung ſeines ausdrücklichen Verbots, verlangt durch ſeinen Adjutanten vom jungen Goethe Auskunft über den entflohenen Alcidor, die er empfängt; erkennt in demſelben einen Marquis von Boiſſy, mit welchem ſich zu ſchießen er ſein Ehrenwort verpfändet hat, und eilt dieſen Vorſatz auszuführen, obwol er kurz vorher bei Caſſation die Duelle im Heere namens des Königs verboten hatte. Nach vollzogenem Willen, den Arm in der Binde, zurückgekehrt, wird der Graf vom Helden des Stücks um Auskunft über den Vorfall angegangen: er (Wolfgang) ſei mit verwickelt und jenes ſchwarze Portrait ſei Niemand anders als Belinde. Der erſtaunte Thorane verkündet ihm geheimnißvoll, er wolle ihm Unterricht geben in der Kunſt Schauſpiele zu machen, und erzählt daß ein alter Graf eine arme Waiſe, Heloiſe de Votreuil, an Kindesſtatt zu ſich genommen und ſie ſo ſeinem jungen Sohne Edmond zur Schweſter gegeben habe, und daß dieſer nach ſeines Erzeugers Tode aus dem Bruder der Vater ſeiner Schweſter, demnächſt trotz ſeiner gereiften Jahre ihr Bräutigam geworden ſei. Abweſend auf einer Reiſe habe Edmond das Unglück gehabt, das Herz ſeiner Geliebten an einen jungen Marquis Boiſſy zu verlieren und bei ſeiner Rückkunft die Erkorene nicht mehr anzutreffen. Nach langem vergeblichem Suchen ſei zuletzt der Verführer von dem Betrogenen zufällig gefunden worden und habe ſich mit ihm geſchoſſen. „Das ſoll ein Dichter ſo brauchen für die Bühne?", fragt Wolfgang. „Das ſoll rühren? ſo befriedigen? Nein, Graf, wiſſen Sie was noch fehlt? Es fehlt das Herz, es fehlt die Liebe, es fehlt die Verſöhnung. Es fehlt die ſichtbare Hand des Schickſals, die ſich läuternd und verſöhnend über die Leidenſchaften legt. Und da wir Dichter ſind, brauchen wir auf das Schickſal nicht erſt zu warten, ob es ſo gefällig ſein will zu kommen. Jetzt, wo ich den Zuſammenhang kenne, jetzt wo ich Edmond und Alcidor zu Liebe ſelbſt entſagen kann, eil' ich in die Bibergaſſe, um dies Schickſal, den einzigen äſthetiſchen und moraliſchen Schluß und die Hand der Götter ſelbſt zu holen." Frau Rath hat ohne ihr Wollen dieſe Scene belauſcht und ruft dem Sohne zu: „Mein Sohn! Geh'! Folge dem Triebe deiner Seele! Ergreiſe die Hand der Götter wo ſie nur aus den Wolken herniederlangt! Geh'! Geh'! Du haſt von mir keine Feſſeln deines Genius zu fürchten." Wolfgang aber erwidert: „Du liebevolles, treues, gutes Herz! Wenn ich werde was ich ſein möchte, hört ihr, ihr unſichtbaren Zeugen einer erträumten Zukunft, ſo dank' ich es nicht den Griechen, nicht den Römern, nicht dem Studium der Bücher, nein, ich dank' es dem Herzen einer Mutter!" Es wird der heitern Frau nicht ſchwer in dieſem Momente von dem gerührten Grafen die Freiheit ihres Mannes zu erbitten. Bald kehrt Wolfgang mit Alcidor und Belinde zurück, und dem verzeihenden Thorane liegt ein glückliches Paar an der Bruſt. Da trifft der wegen ſeines Duells von dem Grafen nothgedrungen erbetene Abſchied vom nahen Hauptquartiere ein und mit den Wiedergefundenen zieht ſich Thorane in ſein ſchönes Provençalenſchloß zurück. „O Sie haben hier einen Sohn", ſagt er Abſchied nehmend den Aeltern Wolfgang's, „von dem ich Ihnen gebe der Prophezeiung daß er nicht ſein wird blos eine große Mannsperſon für der Deutſchland, ſondern für alle der Nationen welche noch lieben der Natur und der menſchliche Herz. In dieſer Stadt ſind gekrönt die Könige und der Kaiſer mit zerbrechlichen Kronen, er aber wird ſein mein junger Freund, der einzige König, der hier wird ſein geziert mit einer Krone, die glänzen wird ewig." Wolfgang aber wendet ſich an den Rath, der mit allen Anweſenden ihn verwundert betrachtet, und ſchließt mit den Worten: „Vater! der Quell der wahren Poeſie iſt das Leben! Der Geiſt hat keine andere Schule als die Welt!"

Dies ein kurzer Abriß der Fabel, welcher freilich nur in ſeinen wörtlichen Anführungen ein wirkliches Bild von dem friſchen Leben zu bieten im Stande iſt, welches in dieſem anmuthigen Luſtſpiele ſich entfaltet. Was Gutzkow vor Hunderten ſeiner Kunſtgenoſſen auszeichnet, das Echtcharakteriſtiſche ſeiner Geſtalten, macht ſich auch in dieſem originellen Drama aufs glänzendſte geltend, und ſelbſt Das was wir im Allgemeinen an ihm vermiſſen, das volle urſprüngliche Gemüth, hat er hier in reichſtem Maße zu verwerthen gewußt. Die Handlung ſpannt bis ans Ende und findet auf ſo eigenartige und anziehende Weiſe ihren Schluß daß die Empfindung tiefſter Befriedigung und Verſöhnung als letzter Eindruck zurückbleibt, ſicher das würdigſte Reſultat einer dem Genius des poetiſchen Gleichgewichts gewidmeten Feſtſpende. Die überaus gelungene Figur des Grafen Thorane, welche, mit großer Feinheit an der Klippe des Poſſenhaften vorübergeleitet, durch die reinſte Humanität und Bonhommie das brauſende Naturell des franzöſiſchen Ritters mildert, die derbe, kernige, reichsbürgerliche und in ihrer deutſchen Zähigkeit abſtoßende Perſönlichkeit des alten Goethe, die „Frohnatur" und das tiefe, alles Große und Schöne mit feiner Witterung begreifende und dabei doch etwas hausregimentliche Weſen der Frau Rath, das muntere Pärchen Mack und Gretel, Mittler, der alte, aus Complimenten zuſammengeſetzte, allezeit unterthänige Hausfreund und Hausſpion, Frau Seekatz, das unvermeidliche Modell ihres gehorſamen Ehemannes, die trockenen philiſtröſen Phyſiognomien der frankfurter Maler, die zwar nur angedeuteten, aber doch ſo graziöſen Geſtalten von Alcidor und Belinde — endlich der liebenswürdige, das göttliche Geheimniß ſeiner einſtigen Weltgröße in der jungen Bruſt tragende, elaſtiſche, freie und mit allem Zauber anmuthiger Laune und erſter aufwachender Leidenſchaft bedachte Wolfgang, welch ein Schatz pſychologiſcher Mannichfaltigkeit, vollen energiſchen Lebens und tiefer dramatiſcher Unmittelbarkeit! Eine erquickliche Heitere breitet ſich über die ganze Schöpfung und athmet die Behaglichkeit des Rath Goethe'ſchen Hauſes, in welcher der Erlöſer der deutſchen Kunſt und des deutſchen Geiſtes ſeine erſte Jugend träumte. Nur eine Rüge ſtieß uns auf. Iſt gleich nicht ſchwer zu ahnen, welche Rolle Belinde und Alcidor im Stücke werden zu ſpielen haben, die auf Erhöhung dieſer Ahnung hinweiſenden Andeutungen ſind nicht klar und beſtimmt genug: das Intereſſe der Handlung müßte ſich nur ſteigern, wenn man von Anfang an genau wüßte, wer in dieſem Pärchen zu ſuchen iſt. Das Drama verlangt nun einmal das Handgreifliche, ſein raſcher Gang läßt nicht Zeit zu langen Combinationen und wird durch vage, im Zuſchauer erregte Vermuthungen verwirrt. Der ſanfte Hauch von Pietät, welcher die ganze Arbeit durchweht, berührt um ſo wohlthuender als er bei Gutzkow nicht eben ſelten vergeblich geſucht wird. Dieſe tiefern, mildern und gefühlswärmern Pulſe, welche in dieſer Dichtung ſchlagen, bilden einen ſehr anmuthigen Gegenſatz zu dem kecken, feinen und leichten Humor, der die Handlung durchwebt und aus welchem einzelne Momente höchſter künſtleriſcher Schönheit groß und bedeutend ſich hervorheben. „Wahrheit und Dichtung" in des göttlichen Meiſters Sinne iſt es was Gutzkow's Drama heiter und duftig bietet; und damit iſt in der That das Höchſte geleiſtet was ſich unter den gegebenen Zuſtänden leiſten ließ: ein echtes, freies, feines Luſtſpiel, das, aller

nationalen Beſchränkung fern, als reines unbedingtes Kunſtwerk ſich offenbart.

9. Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele von F. W. Gubitz. Einunddreißigſter Jahrgang für 1852. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dieſen einunddreißigſten Jahrgang des vorſtehenden Buchs, das dem deutſchen Drama ſo manche anmuthige Spende zugeführt hat, eröffnet ein Schauſpiel von Heinrich Smidt („Bruder Kain"), welches dem Gebiete der Schickſalsſtücke angehörend eine ſpannende Handlung, eine ſchöne reine Sprache und ſehr wirkſame Bühnenmomente aufweiſt. Graf Oskar von Erdholm, zu Unrecht verbannt aus ſeiner däniſchen Heimat, lebt mit ſeinem Leidensgefährten und Milchbruder Pehrſon zu Neapel als Maler im Exil. Sein Oheim Juul ruft ihn auf Befehl des Königs zur Herſtellung aller ſeiner Ehren in das Vaterland zurück und bietet ihm die Hand ſeiner Tochter Brunhild, deren Portrait er dieſer Botſchaft beifügt. Oskar's Herz erglüht in zärtlicher Empfindung für das Original dieſes Bildes, und als der finſter-verſchloſſene Pehrſon das Medaillon erblickt, offenbart ſich daß er dieſe Schönheit irgendwo perſönlich geſehen und ſie leidenſchaftlich liebt. Ein Schiffbruch ereilt die Heimkehrenden an der däniſchen Küſte und Pehrſon findet ſich mit dem Käſtchen das Oskar's Legitimationen enthält allein ans Land getrieben. Da gibt ihm ſeine raſende Leidenſchaft zu Brunhild den Gedanken, als Graf Erdholm aufzutreten und ihr Herz und ihre Hand zu gewinnen. Doch auch Oskar iſt von der Welle ans Land getrieben; Pehrſon begegnet ihm und ſtößt ihn wieder in die Flut. Zu Kopenhagen erkennt man den kühnen Abenteurer als echten Erben auf Erdholm an, und wie ſehr ihn Brunhilde verabſcheut, ſie bleibt ihm äußerlich geſichert. Aber zum andern male hat das Meer den echten Erdholm an den heimiſchen Strand geführt. Ernſt tritt er dem Verräther unter die Augen und begehrt ſein Recht, Brunhildens Herz ſofort für ſich gewinnend. Der König ſetzt einen Tag der Entſcheidung feſt, und hier iſt es Pehrſon's alte, erblindete, blödſinnige Mutter, die, vom Biſchof von Seeland, einem der erquicklichſten Charaktere dieſer Dichtung, aus fernem Kloſter herbeigeleitet, den Sohn an ſeinem eigenthümlich geformten Scheitel erkennt und ohne Wiſſen des Vorganges ſelbſt des wiedergefundenen Kindes düſteres Urtheil ſpricht.

Mit dieſem echttragiſchen Ausgange ſchließt das Drama, welches ſich dem Raupach'ſchen Schauſpiele dieſer Sammlung, „Jakobine von Holland", würdig zur Seite ſtellt. Nicht ohne wehmüthige Erregung können wir dies kräftige Werk des vor kurzem ſeiner raſtloſen Thätigkeit für immer entrückten Dichters zur Hand nehmen, das mit lebendiger Charakteriſtik eine lichtvolle Klarheit der intereſſanten Handlung vereinigt und ein farbenreiches, gedrängtes Bild jener Zeit bietet, die ebenſo groß in ihren Laſtern als in ihren Tugenden war. Da iſt nichts Sentimentales, Schwindſüchtiges, Mondſcheinzerfloſſenes: ein tüchtiges Weſen tritt überall energiſch in die Erſcheinung und kein undramatiſches Raiſonnement ſtört den raſchen Gang der Begebenheit. Gern rückten wir hier einen kurzen Abriß der intereſſanten Fabel ein, allein die Trauer um den Geſchiedenen iſt in uns noch zu jung, um anders als mit einem kurzen Worte dieſe ſchöne Dichtung zu würdigen.

„Mazarin", ein Schauſpiel von Frau Birch-Pfeiffer, darf immerhin eine erfreuliche Gabe des vorliegenden „Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele" genannt werden. Es iſt freilich nach Art der Verfaſſerin viel Breites und Gedehntes darin, die Handlung ſtockt zuweilen im eigenen Geleiſe, und nicht allzu ſelten bietet ſich Frau Birch-Pfeiffer ſelbſt auf dem Präſentirteller dar; aber das feine Bühnengeſchick, die Gewandtheit und Sauberkeit in der Charakterzeichnung, der reinliche Dialog und die glücklichen Pointen einzelner Momente verſöhnen einigermaßen mit dieſen Mängeln und treten für manchen andern Lapſus gewinnend ein.

Das Putlitz'ſche Luſtſpiel („Eine Frau die zu ſich ſelbſt kommt") rechnet offenbar zu den ſchwächern Arbeiten des liebenswürdigen Dichters, indem ſeine komiſche Haupt- und Schlußwirkung auf durchaus unwahrſcheinlichen Situationen beruht und die Motive etwas übereilt und herbeigenöthigt erſcheinen.

Die dramatiſirte Anekdote von F. W. Gubitz („Zar Peter und ‚der Glaſer"), welche dieſen Jahrgang ſchtießt, will nur ein harmloſer Gelegenheitsſchwank ſein, der als ſolcher der Kritik entzogen iſt.

10. Dichter und Kanzler. Trauerſpiel in vier Aufzügen von Franz Poland. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 16 Ngr.

Fürſt Günther macht den Dichter Theobald unverantwortlicherweiſe zu ſeinem Kanzler und ſeine Schweſter Adelheid iſt in den neuen Herrn Miniſter bis über die Ohren verliebt, eine Leidenſchaft, die auch von Fräulein Karoline von Tiefenhain als ſiegreicher Nebenbuhlerin getheilt wird. Bruno, Karolinens Bruder, neidet dem Poeten die von ihm ſelbſt erſtrebte Kanzlerwürde und verbindet ſich mit Ritter Rottenfels, Fürſt und Miniſter zu ſtürzen und die Herrſchaft untereinander zu theilen; es wird Letzterm Bruno's Schweſter zugeſagt und ſchließlich verabredet daß man mit den Waffen in der Hand dem Fürſten Frieden bieten und nach Schließung des letztern Se. leicht verſöhnliche Hoheit beiſeitebringen wolle. Der Friede kommt auf ſehr idylliſche Weiſe zuſtande und die Beiſeitebringung der durchlauchtigſten Perſon ſoll vorſichgehen. Da ſchreibt Kanzler Theobald ſeinem Feinde und Nebenbuhler Rottenfels heimlich, er möge nur Burg Lindſtrom angreifen, dort ſei der Fürſt. Junker Rottenfels iſt wirkich ſo albern dieſem Briefe zu glauben und erſtürmt die Burg, wo er nur des Fürſten Bruder, nicht aber den Gegenſtand ſeiner Wünſche findet; denn Theobald hatte ſeinen Gebieter nach Lindſtrom natürlich nicht ziehen laſſen. Nun ſchickt aber Bruno, gefangen und eingeſperrt, jenen ominöſen Brief des poetiſchen Kanzlers an Fürſt Günther. Fürſt Günther wird darüber ſehr erboſt und läßt ohne Weiteres ſeinen geliebten Theobald ad carcerem führen und Meiſter Bruno befreien. Inzwiſchen hat Rottenfels Karoline durch die Drohung eine Stadt anbrennen zu laſſen, wenn ſie ſich weigere ſein Weib zu werden, ins Bockshorn gejagt; ſie folgt ihm an den Altar — hier aber ſagt ſie quod non und läuft davon. Fürſt Günther merkt übrigens bald daß Bruno ihm einen großen Zopf angedreht hat, kommt einem neuen Complott dieſes liebenswürdigen Jünglings auf die Spur, findet nun mit einem mal daß er gegen ſeinen Kanzler eine ziemlich flegelhafte Bêtiſe begangen und will denſelben ſofort in alle Ehren wieder einſetzen; aber Dichter Theobald hat eine ſehr empfindſame Seele: er hat aus lauter Demuth kein Wort zu ſeiner Vertheidigung hervorgebracht; er hat die wüthenden Liebesanträge der Fürſtin Schweſter abzulehnen bedeutende Noth gehabt; endlich hört er gar daß ſein Schätzchen Karoline ihm untreu geworden — da platzt die Bombe; er ſtirbt äußerſt anſtändig, und „große Wehklage herrſcht in Jeruſalem". Dieſe aus allerlei Ungereimtheiten zuſammengeſetzte Begebenheit — eine Handlung iſt nicht zu entdecken — bietet nicht einen einzigen Charakter, am allerwenigſten iſt der Held des Stücks ein ſolcher, der ſich weder als Dichter noch als Kanzler, ſondern als eine ziemlich blaſſe, mit der nöthigen Doſis Sentimentalität ausgeſtattete Mondſcheinpuppe erweiſt. Gedanken ſind äußerſt ſparſam anzutreffen und die vorhandenen legitimiren ſich als ſehr unſchuldige Hausmannskoſt. Die Verſe ſind matt und holperig, oft geradezu falſch, und die Conſtructionen haben allen möglichen Sprachen ihre Entſtehung zu danken: kurz das Ganze iſt eine mittelmäßige Arbeit. Wir wollen nach dieſer einen Probe über die dichteriſche Begabung des Verfaſſers im Allgemeinen nicht urtheilen, aber der dramatiſchen Poeſie möge er ſich in Zeiten abwenden: er hat für ſie keinen Beruf.

11. Leo Bardas. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von F. Rohde. Deſſau, Katz. 1852. 16. 16 Ngr.

Der Poet iſt in dieſer Dichtung offenbar von der epiſchen Breite und Maſſenhaftigkeit ſeines Stoffs bewältigt worden, aus welchem er den dramatiſchen Nerv herauszulöſen und bühnengerecht zu verlebendigen die Fähigkeit nicht beſeſſen hat. Wir zweifeln nicht daß er ein ziemlich gutes Epos aus ſeinem Vorwurfe hervorgearbeitet hätte; denn eine reine und freie Sprache, ein meiſt fließender Vers, allgemein-poetiſche Auffaſſung und ein unverkennbares Geſchick, die Zuſtändlichkeit zu erfaſſen, offenbaren ſich entſchieden in dieſer Dichtung, welche in dem Maße als ſie die einzelnen Charaktere und Perſönlichkeiten in den Hintergrund drängt die Schilderung der Zeit und der mächtigen, damals im oſtrömiſchen Reiche gegeneinander brauſenden Strömungen kräftig hervortreten läßt.

Daß unſere Literatur eine ſolche Maſſe von Dramen mit jedem neuen Jahre zutagefördert, die gar keine Dramen ſind, obgleich den Verfaſſern poetiſches Talent ſich in keiner Weiſe abſprechen läßt, beruht auf dem leidigen Umſtande daß man bei der Arbeit ſelbſt an die Bühne meiſt gar nicht denkt und derſelben, wenn überhaupt, erſt einen Blick gönnt, nachdem das Stück als ſolches fertig iſt. Solange unſere dramatiſche Poeſie und unſer Theater nicht als ein einiges harmoniſches Individuum, in welchem erſtere die Seele und letzteres den Leib vertritt, das Ganze der dramatiſchen Welt repräſentirt, ſolange bleibt unſere dramatiſche Poeſie mehr oder weniger ein verzärteltes, an Stubenatmoſphäre gewöhntes Kind, das die friſche freie Luft des Lebens nicht vertragen kann; ſolange iſt ein nachhaltiger und tiefeingreifender Einfluß unſerer Schaubühne auf die geiſtige und ethiſche Fortbildung und Veredelung unſers Volks eine Chimaire. Haben wir doch die vollkommenſte Emancipation der theatraliſchen Kunſt von der Dichtkunſt in jener Zeit bereits aufzuweiſen, wo die deutſchen Schauſpieler ſich ſchämten, andere als improviſirte Stücke aufzuführen, und nur durch das Machtgebot der Höfe und einzelner ſolchem Unweſen abholder Principale von dieſem Gebahren zwangsweiſe und mit großer Mühe nach und nach abzubringen waren. Ein Theil unſerer modernen Poeten provocirt aufs neue ſolche Zuſtände, „und was geſchah, kann wiederum geſchehen".

12. David. Drama in drei Aufzügen von J. M. Hutterus. Trier, Lintz. 1851. 16. 12 Ngr.

Jonathan, ein reicher Jude, hat zu ſeinen beiden Kindern, Ruben und Judith, den armen Waiſenknaben David in ſein Haus genommen, ihn liebevoll herangezogen und ihn ſpäter ſeiner Tochter als Lehrer zugeordnet. Feſt am alten moſaiſchen Glauben hängend, macht Jonathan die ſein Vaterherz zerreißende Entdeckung daß ſein von der Univerſität zurückgekehrter Sohn im heiligen Geſetze Jehova's die Norm ſeines Lebens nicht mehr ſieht:

Das rechte
Verſtändniß aber, willſt du ſagen, iſt
Der Jugend nur gegeben, die den Moſt,
Den brauſenden, der jungen Zeit gekoſtet
Und zu der Weisheit Füßen ſelber hat
Geſeſſen. Höre, Ruben! wie ich, mir
Zum Segen, dem Geſetze unſ'rer Väter
Mit unbeirrter Treu' hab' angehangen,
So ließ ich ſorglich in der heil'gen Lehre
Auch dich erzieh'n, und als du mir gefeſtigt
Im Glauben ſchieneſt und gereift im Geiſte,
Sandt' ich getroſt zur hohen Schule dich,
Auf daß du gleich an Bildung ſeiſt und Wiſſen
Denen, die von den wunden Armen endlich
Die alten Feſſeln uns genommen; denn
Wie wir ein Recht auf unſ're Freiheit hatten,
So haben ſie nicht minder Recht zu fodern
Daß wir uns würdig dieſer Freiheit zeigen
Du kommſt zurück, und wenn du deinen Geiſt
Bereichert dort mit echtem Wiſſensgolde,
Mich ließeſt du nur eiteln Flitter ſeh'n,
Schaumünzen, die im Curs nicht Geltung haben —
Im Silbenſtechen übte ſich dein Witz
Und mit Sophismen prunkte deine Weisheit;
Und daß dem Narren nicht die Schelle fehle,
Gingſt nach der Art der Stutzer du einher,
Das Haar gekräuſelt und von Wohlgerüchen
Duftend. Du hielteſt lieber zu den Chriſten,
Als zu den Deinen dich und nahmeſt theil
An ihren lauten, üppigen Gelagen;
Doch den Gebräuchen deines Volkes kehrteſt
Den Rücken du, als ſchämteſt du dich ihrer.
So thateſt du, und ſieh! ſo thuſt du noch
Und wähneſt dich wol gar auf rechtem Wege.
Geh', Judith! geh' und ſage deinem Bruder
Daß er mit Gram des Vaters Herz erfülle,
Daß er mit Schmach ſein graues Haupt bedecke.
Von ſieben Kindern bliebt ihr Beide nur
Mir noch, die jüngſten, liebſten — ſag' ihm Judith!
Daß er den Schmerz mir möge ſparen, ſeiner
Wie eines Todten — eines Todten nur? —
Ach, wie eines Verlor'nen zu gedenken.

Judith ſucht den Bruder zur Schonung des Vaters zu ſtimmen, er aber bekennt ihr daß er mit einer Anzahl jüdiſcher Männer zuſammengetreten ſei, den beengenden und einer geweſenen Zeit angehörigen Formenkram des alten Judenthums abzuthun und Das was darin ſchön und ewig zu neuem Leben zu geſtalten: David, ihr beiderſeitiger Pflegebruder, ſtehe an der Spitze dieſer jungen Gemeinde. Judith aber liebt dieſen David, ohne es ihm geſtanden zu haben:

Demüthig ſein iſt Alles! nur nicht wähnen
Es gält' ein Mädchenherz ſoviel daß ihm
Ein Mann zum Opfer bringen könne, was
Er ſeine Ueberzeugung einmal hat genannt.
Und dennoch, Judith! weiß er denn
Um deine thörichten Gefühle, weiß er
Daß er der Abgott dieſes Herzens iſt?
Wie ſoll er's wiſſen! barg ich ängſtlicher
Doch vor dem Vater meine Liebe nicht,
Als ich's vor ihm gethan; je wilder hier
Die Stürme wütheten, je ruhiger
Ließ ich den Blick auf ſeinem Antlitz ruh'n.
Und wieder auch: die Liebe iſt ein Strahl
Vom Himmel, und wie alles Göttliche
Läßt ihre Nähe ſie die Seele ahnen,
Die ein Verwandtes birgt in ihrer Tiefe;
Und wie an ſeine Liebe ich geglaubt,
So müßt' er, mein' ich, auch von meiner wiſſen.
(Pauſe.)
O grüble nicht ſo dunkeln Räthſeln nach;
Es löſet leichter Hand ſie einſt die Zeit,
Derweil du wirrer nur den Knoten ſchürzeſt.
(Im Abgehen)
Dort ſchläft mein Vater! ſchläft — Du armer Vater!
Wie iſt mir denn ſo wehe, da ich dein
Gedenke! Eine Ahnung ſchleicht ſich mir
Ins Herz, als ob, was mir den Frieden raubte,
Auch deiner Nächte Schlummer werde ſtören.

Die neue Gemeinde tritt zuſammen und wählt David zu ihrem Vorſtande. Nach heißem Kampfe mit ſich ſelbſt, mit den Gefühlen der Dankbarkeit gegen Jonathan, mit der Erkenntniß, durch dieſen Schritt jede Ausſicht auf den Beſitz der auch von ihm heimlich geliebten Judith zu verlieren und ſeines Wohlthäters Fluch zu ernten, nimmt er die gebotene Würde aus reiner, heiliger Hingabe an ſeine Ueberzeugung entgegen:

Das Opfer flammt, mit freud'ger Seele nicht,
Wie du es willſt, daß wir dir opfern ſollen.
Bring' ich es dar, mein Gott, ach, naſſen Auges
Seh' ich zum Himmel ſeine Düfte wallen;
Denn in die Flamme warf ich meine Liebe,
Warf ich, du weißt's, mein ganzes Erdenglück.

In einer Zuſammenkunft mit Judith fällt das Geheimniß zwiſchen Beiden und im Vollbewußtſein ihrer Liebe harren ſie der Zukunft. In jener Gemeinde hat ſich ein Verräther eingeſchlichen, Joel, der ein heimlich Gelüſt nach des reichen Juden reicher und ſchöner Tochter trägt, und klug berechnend entdeckt er dem alten Jonathan was geſchehen und händigt ihm auch die ſchriftlichen Beweiſe ein, mit ſchlauer Wendung Judith's Hand begehrend, die der durch die Apoſtaſie ſeines Sohnes und ſeines Lieblings zur Verzweiflung gebrachte Vater zuſagt. Umſonſt beſchwört ihn David, fleht zu ihm die Tochter, er hat nach ſeiner Gewohnheit draußen die Gräber ſeiner Väter befragt und ſie haben ihm geantwortet, vom David abzulaſſen und ſein Kind dem Joel zum Weibe zu geben. So naht der verhängnißvolle Tag des Ehegelöbniſſes.

Bis zu dieſem Punkte läßt ſich die ſchöne Dichtung mit dem lebhafteſten Antheile verfolgen. Die Gedankentiefe und der Ideenreichthum, die edle, würdevolle Sprache, die antike Klarheit und Einfachheit der Handlung, welche der Autor in heiterer, echtkünſtleriſcher Ruhe und Objectivität beherrſcht, die duftige Schönheit ſo mancher Scene (wie z. B. jener, in welcher David und Judith ſich bekennen was ſie einander ſind), die ungeſchminkte claſſiſche Einfalt und Tiefe der einzelnen Charaktere und die Hoheit der ganzen Intention, das Alles berechtigt auch für die Löſung und den Schluß Bedeutendes zu erwarten. Da aber verläßt den Dichter plötzlich ſein ihm bis dahin ſo treugebliebener Genius und der klare Kryſtallbach verrinnt im Sande.

In dem Augenblicke nämlich, in welchem das Ehegelöbniß geſchehen ſoll, tritt der Rabbi ein und offenbart einen heimlichen ſchändenden Frevel, den Joel ſich hat zuſchulden kommen laſſen, und Joel wird verhaftet. Daß nun Jonathan die Hand ſeiner Tochter dieſem Schurken jetzt verſagt, iſt ſehr einleuchtend, daß er aber de facto und ohne alle und jede Bedenkung David wie ſeinen Kindern verzeiht und die Liebenden zuſammengibt, damit läßt ihn der Dichter eine craſſe Sünde gegen die innere pſychologiſche Wahrheit begehen, eine Ungereimtheit, die wir von einem Geiſte, wie ihn der Verfaſſer im Uebrigen offenbart, begangen zu ſehen kaum für möglich gehalten hätten. Lag es ſelbſtverſtändlich in der heftigen, dem altmoſaiſchen Glauben mit ungebrochenem Feuereifer ergebenen Natur des greiſen Juden, der ſich im Sohne und im Pflegling aufs bitterſte in ſeiner heiligſten Ueberzeugung verletzt fühlt, daß er die Tochter, gleichſam um ſie zu retten, dem werbenden Joel gab, von deſſen Schurkerei er Nichts wußte: — die Motive welche ſeine Geſinnung ſo plötzlich änderten und da, wo er nach ſeinem Glauben zu verfluchen gezwungen war, ihn ſegnen ließen, die Motive, die ſo Außerordentliches bewirkten, mußten überall, ſonderlich aber in einem Drama das ſtarke Pinſelſtriche verlangt, mit größter Energie in die Erſcheinung treten und Das zu einer natürlichen Conſequenz machen was ohne ſie eine grobe und plumpe Willkürlichkeit des Autors bleibt. Dieſe Motive hineinzubringen wäre der Begabung des Verfaſſers wahrlich nicht ſchwer geworden: wie ſchön und harmoniſch, wie menſchlich und wie friedvoll hätten ſie die ſo vielverſprechende Dichtung ſchließen können, die ohne ſie den Eindruck eines ſchön und reich angelegten, durch ein armſeliges Rothdach verſtümmelten Gebäudes macht. Möchte der Dichter, dem wir ein bedeutendes Talent unter allen Umſtänden vindiciren, unſere Stimme hören und vollenden was er ſo reich begonnen und ſo knauſerig hat ſtocken laſſen.

13. Arnim. Ein Drama in fünf Aufzügen von Hermann Grimm. Leipzig, Weidmann. 1851. 8. 18 Ngr.

Auch nur ein dramatiſirtes Epos: viel zu ſtofflich, zu maſſig, viel zu äußerlich und begebenheitlich als daß das Individuelle und die durch dies Individuelle gehobene Handlung in dieſer Ueberſchwemmung eine dramatiſch-concentrirte Geſtalt gewinnen konnte. Es iſt nicht zu verkennen daß Grimm ein deutſchthümliches Stück hat ſchaffen wollen: war er ſich da wol klar bewußt, worin dies ſpecifiſch-deutſchthümliche Element, wenn es für den Dichter verwendbar ſein ſoll, liegt? Die innere Zerriſſenheit und Zerfahrenheit, dies ewige in den Vordergrundſtellen des eigenen Ichs, ohne jede Ahnung einer Opferung deſſelben für einen höhern Gemeinzweck, ja die Fröhnung dieſer wahnwitzigen Ichſucht bis zum ſcheußlichſten Verbrechen mag leider ein deutſchthümliches Moment ſein; ſie aber in ihrer ganzen Nacktheit und Hohlheit, wie es der Autor thut, in einer Arbeit zur Schau tragen, die auf den Namen eines Kunſtwerks Anſpruch erhebt, heißt einen Haufen roher durcheinandergewürfelter Steine für einen gothiſchen Dom ausgeben und gereicht der Sache am wenigſten zur Ehre, die dadurch wie hier verherrlicht werden ſoll.

Das was in dieſem Stücke vorgeht iſt faſt durchweg ſo kleinlich und engherzig, die Geſtalt des Helden tritt ſo wenig aus der geſammten Wirrniß hervor, Alles declamirt ſo wüſt und zuſammenhangslos, die Handlung theilt ſich ſo vollkommen in zwei von Armin und Germanicus getragene, ſehr disharmoniſch voneinander abfallende Hälften, und die verſchiedenen Perſönlichkeiten ſtürmen ſo fremd, kalt und roh aneinander vorüber, daß ein ſehr unerquicklicher und ermattender Eindruck als einzigſtes Reſultat ſich geltendmacht und der durch banale und längſt verbrauchte Ideen gelangweilte Geiſt die wüſte Wirthſchaft à tout prix loszuwerden ſich beeilt. Dennoch iſt Grimm durchaus nicht ohne Talent, ein ſeinen Kräften conformerer Stoff und die epiſche Leier dürften ihm zu erfreulichen Leiſtungen und zur wahrhaften Entfaltung ſeiner dichteriſchen Befähigung ſicherere Bürgſchaft bieten.

14. Marcel. Trauerſpiel in fünf Acten von Stephan Born. Baſel, Schabelitz. 1852. 8. 1 Thlr.

Auch dieſer Autor iſt ſeinem Stoffe unterlegen und bietet, wenn auch in minderm Grade, nichts Anderes als abermals ein dramatiſirtes Epos. Nicht als wenn hier der Stoff ſelbſt an dramatiſchem Weſen zu wenig böte: kaum darf eine Periode reicher an ſolchen Momenten genannt werden als die merkwürdige Zeit der franzöſiſchen Jacquerie und der von Marcel, dem Prévôt des marchands de Paris, während der Erkrankung Johann's von England geleiteten Erhebung der franzöſiſchen Städte gegen die Bedrückung des Adels und des Hofs; der Verfaſſer hat aber nicht verſtanden ſich dieſer wirkſamen Elemente zu verſichern und ſie in das Herz ſeines Helden kräftig hineinzuleiten, um durch dieſen ſie dramatiſch ins Leben zu führen. Sein Marcel unterhält mit Phraſen und ſchönen Redensarten, perorirt immer wie er handeln will und möchte und ſollte, kurz er gerirt ſich wie ein timider Speculant, und kommt es endlich zu einer wahrhaften That, ſo hat ihn lediglich ein äußeres Motiv dazu getrieben. So geſchieht es denn daß man mit ſeinem Falle und Untergange wenig Mitleid hat, denn man ſieht, er bereitet ſich ſelbſt, oft ſehr läppiſch, ſeine Grube, und höchſtens ſind es ſeine Worte, nicht aber ſein Weſen, ſeine Perſon, denen wir einigen Antheil zu ſchenken uns herbeilaſſen. Der Autor erfindet ein Liebesverhältniß zwiſchen Marcel und der Tochter des Kaufmanns Briſſet und thut gut daran, denn auf dieſe Weiſe ließe ſich das vom äußern Kampfe in Anſpruch genommene Weſen des Helden ſanftmenſchlich in ſich ſelbſt zurückleiten. Aber wie ſchwächlich, wie matt iſt dieſes Verhältniß! Freilich die Richtung dieſes Marcel nach außen iſt zu ſchwindſüchtig als daß ſie eine kräftige Rückführung in die ſanfte Welt der Empfindung vertragen könnte. Andere Charaktere, wie der Chevalier de Ranci, der ewig ſchwankende Briſſet, Maillard, der hinterliſtige Verſchwörer und Symonet, der wilde Bauernhäuptling, ſind nicht ohne Glück gezeichnet, bekunden daß dem Autor an und für ſich nicht jedes dramatiſche Talent abzuſprechen iſt,

ſtellen aber durch ihre kräftigern Geſtalten die misrathene Figur des Helden nur noch mehr in Schatten. Das Bild das in dieſem Stücke von der Zeit ſelbſt entworfen wird iſt lebendig und anſchaulich genug: man ſieht der Verfaſſer hat ernſte Studien für ſeine Arbeit gemacht und daß iſt jetzt leider eine große Tugend, obgleich es ſich von ſelbſt verſtehen ſollte.

15. Calvin und Servedo. Ein Trauerſpiel von Gotthelf Theodor Hermann. Berlin, Adolf u. Comp. 1852. 8. 1 Thlr.

Eine ſehr wackere Dichtung, voll Geiſt und Wahrheit, fern von aller Prätenſion und Manier, getragen von tiefen Perſönlichkeiten und in ihrem ganzen Umfange eine freie und hohe Intention verrathend. Kein doctrinaires Gewäſch, kein ſteifer, kanzelnder Dialog, kein Dogmengezänk und keine dramatiſirte Moralpredigt macht ſich breit und üppig: volles warmes Menſchenleben mit allen ſeinen Leidenſchaften und Abgründen, mit allen ſeinen Tugenden und heitern ſonnigen Höhen, kurz ein friſches und charaktervolles Stück Welt bietet der Autor und hat ſich den Vollzug ſeiner Aufgabe wahrlich nicht leicht gemacht; denn was ſeine Menſchen reden und thun, das ſcheinen ſie nicht, das ſind ſie, und es treten in ihnen echte Kinder jener großen Zeit auf, wo es Tag ward in Europa und in donnernder Brandung die Geiſtesfluten gegeneinanderbrauſten, jener Zeit, wo den gewaltigen Anſtrengungen gewaltige Reſultate folgten und wo die Freiheit ſeit den Tagen des Weltheilands zum erſten male wieder unter die Menſchheit trat, freilich, um wieder ans Kreuz geſchlagen, um wieder verderbt und verhunzt zu werden. Gehen wir etwas tiefer auf dieſe ſchöne Dichtung ein, die des Verweilens in aller Art würdig iſt.

Zu Paris in ſeinem Zimmer ſitzt Calvin mit ſeiner Schweſter Adele, in die Bibel vertieft, und Beiden iſt es klar geworden daß ihrer Väter Glaube in ſeiner alten Form nicht mehr der ihrige ſein kann. Calvin erbebt vor dieſem Gedanken:

Ach, als ich Knabe war, mit welcher Andacht
Sah ich der Meſſe deutungsvolle Feier!
Wenn ich zur Kirche ging, Weihwaſſer mir
In heil'ger Kreuzform auf die Stirne ſprengte,
Im Chore ſang und auf Geheiß der Klingel
Zugleich mit allem Volke niederkniete.
Da dacht' ich gut zu ſein, Gott wohlgefällig
Und fühlte mich ſo frei, ſo rein, ſo glücklich.
Der Menſch entſteht durch die Vergangenheit;
Ich kann das Altgewohnte nicht entbehren.

Doch die einmal erkannte Wahrheit für ſich ſelbſt zu unterdrücken vermag er nicht; ſo will er vor Andern ſie verbergen, ihnen den ſtillen Frieden ihrer Seele nicht zu ſtören:

Ich kann es nicht! Nein! geht zu euerm Prieſter,
Der ſelbſt kaum ahnt daß er euch Lüge predigt,
Zu euern Heil'gen, die euch lieb geworden,
Die euch als Brücke nach dem Himmel dienen,
Die euch die weite Kluft erfüllen helfen,
Die ſchwindelnd zwiſchen Menſch und Gott ſich dehnt!
Ich mag euch euern heil'gen Wahn nicht rauben —
Behaltet ihn, ſeid glücklicher als ich.

Adele, wie ſchmerzlich auch ſie die Trennung von der alten ehrwürdigen Glaubensgewohnheit fühlt, ermuthigt den Bruder zum Ausharren für ſich ſelbſt und für die Menſchheit. Calvin verkündet ihr daß er ſeinen Freund Servedo, der in dem Kampfe des Geiſtes bereits ausgekämpft, zu ſich berufen habe, von ihm ſich Rath und Stärkung zu holen. Die Schweſter beklagt daß er den fremden Helfer ſich verſchrieben, da er in eigener Bruſt und in der Bibel die beſte Hülfe trage. Servedo erſcheint und ſeine begeiſternde Ueberzeugung feſſelt Calvin unauflöslich an das Werk der Reformation. Er ruft dem rathbegehrenden Freunde zu:

O blick' hervor aus all dem Dunſt und Nebel,
Deß trübes Glitzern dich am Schauen hindert!
In Wolken glänzt der Regenbogen nur,
Und doch, wer möcht' in Wolken deshalb wandeln?
Friſch an das Licht, da liegt die freie Landſchaft,
Ein reiches, fruchtverſprechendes Gebiet!
Auf, auf! zerreiße, was dich feſſelnd hält!
Die Geiſtesfreiheit winkt im Frührothſchein,
Auflebt die langgeknechtete Vernunft,
Es wird die Wiſſenſchaft das Haupt erheben,
Die jetzt in dumpfen Klöſtern Wohnung hatte,
Wenn plötzlich Thür und Thor geöffnet wird
Und freies Forſchen aller Welt erlaubt.
Ein neues Leben kommt und neue Zeit,
Laß uns das Unſere thun, ſie mit zu ſchaffen!
Zur Zeit des Kampfs darf Niemand müßig ſein!
Für oder gegen Wahrheit mußt du kämpfen:
Du ſchwankſt nicht in der Wahl, du biſt der Unſ're!

Adelens Herz erglüht in Liebe für den kühnen Reformator, deſſen hohe Seele mit gleicher Innigkeit ſich der ihrigen vermählt. Schon hier droht Calvin's entflammter Feuereifer den Frieden der Freunde zu ſtören und nur der Schweſter ſanfte Vermittelung beſchwört den Bruch. So das Vorſpiel.

Das Stück ſelbſt führt Calvin nach Genf zurück, welches er wegen der zahlreichen Irrlehrer, die ſich daſelbſt erhoben, ohne daß er ſie zu unterdrücken die äußere Macht gehabt hätte, verlaſſen und nun — vom Rathe der Stadt, dem unheilvollen Schwarmgeiſte zu ſteuern zurückberufen — unter dem rauſchenden Jubel des Volks mit ſeiner Schweſter im ärmlichſten Aufzuge wieder betritt. Wie lebhaft auch die angeſehenſten Männer ſeiner Ankunft im Intereſſe einer feſtern Ordnung der geiſtlichen und ſittlichen Dinge ſich freuen, es fehlt nicht an Stimmen die bei aller Ehrfurcht vor Calvin von ſeiner Intoleranz Unheil befürchten. Vom Rathe zum Haupt des Presbyteriums und zum Cenſor in religiöſen Dingen ernannt, macht er von letzterm Amte ſofort den ſtrengſten Gebrauch, und als man ihm eine Erhöhung ſeiner Einkünfte anbietet, weiſt er jede derartige Zumuthung zornig zurück.

Solang' nicht Demuth euch ins Herze dringt,
Sodaß ihr einſeht, Gott allein in Gnade
Läßt ſich herab und wählet aus den Sündern
Nach ſeinem Willen aus zur Seligkeit,
Wen er nur will, nach eig'ner freier Wahl,
Wir können Nichts dazu thun oder laſſen;
Solang' ihr Das nicht einſeht, was die Bibel
So deutlich uns verkündet, ſeid ihr noch
Ein Ketzer, und als den verklag' ich euch.
Ich hatte einen Freund, Genoſſen meines Strebens;
Wenn ich ein menſchlich Weſen jemals liebte,
So liebt' ich ihn;
— — — — — —
Wißt daß es Michael Servedo iſt geweſen,
Der die Dreieinigkeit zu leugnen wagt'
Im Aberwitz.
Seitdem ich das erfuhr, hab' ich ihn losgetrennt,
Aus meiner Seele ſchnitt ich ſeine Freundſchaft,
So ſchwer's mir ward.
Treff' ich im Leben ihn, ſo werd' ich ihn verfolgen,
Beharrt als Ketzer er, verfolg' ich ihn
Bis in den Tod.

Adele erwartet Servedo, der eine Einigung, mindeſtens eine Verſöhnung mit dem alten Freunde zu bewirken hofft, in Genf und ſendet Beza, einen jungen Patricier der ſie liebt, zur Begrüßung des Erwarteten ab, nachdem ſie ihr Verhältniß zu Letzterm dem ihre Hand begehrenden Jünglinge in einer Scene voll hoher Schönheit bekannt hat. Servedo kommt, Beza tritt ihm entgegen, ſeine verſchmähte Liebe zu Adelen verrathend; Servedo richtet ihn auf an ſeiner eigenen Größe und ein inniger Freundſchaftsbund eint Beide. Angeſehene Männer nahen, mit ernſter Mahnung Servedo vor Calvin's Unduldſamkeit zu warnen und ihn zur Flucht zu bewegen.

Nichts vermag ihr Wort über den kühnen Streiter der Wahrheit — er bleibt — und Rathsboten verhaften ihn auf Befehl Calvin's!

Steckt ein das Schwert! nicht würdig möcht' es ſein!
Der Obrigkeit gehorch' ich ohne Wanken —
Nicht der Gewalt, dem Worte nur allein
Will ich der Freiheit edles Gut verdanken.
Wort ſchuf die Welt, wie's in der Bibel heißt.
Denn ſeht, das Wort iſt der geword'ne Geiſt —
Der Geiſt allein hat Macht, er wirkt, er ſchafft,
Was außer ihm iſt Staub und ohne Kraft.
So wird, wenn Gott es will, auch aus den Ketten
Der Geiſt, des Wortes Schöpfer, mich erretten.

Zu dem im Kerker Gott lobſingenden Servedo tritt der finſtere Calvin: er mahnt, er droht, er erinnert an Adelen, er bittet endlich auf den Knien den Freund um den Widerruf ſeiner Lehren; Servedo ſetzt ihm ſeine treue, unumſtößliche Ueberzeugung entgegen; Calvin verkündet ihm das Todesurtheil. Noch ein mal verſucht er im Angeſicht des Scheiterhaufens Servedo zur Revocation zu ſtimmen. Umſonſt:

Gewiß, die Welt iſt ſchön, lieb hat ſie Gott!
Schaut mit mir zu dem blauen Aether auf!
Ein zartes Zittern grüßt die Morgenſonne,
Die dem Azur die höchſte Pracht verleiht.
Seht da hinauf in dieſe weiten Räume,
Unendlich, nicht zu gründen mit dem Auge,
In ihnen ſchweben, ſchwingen meine Flügel!
Dort möcht' ich ſein, dort find' ich meine Heimat!
Um dort hinaufzugehen, wähle ich —
Den Scheiterhaufen!

Calvin kämpft den letzten furchtbarſten Kampf mit ſeinen menſchlichen Gefühlen und Dem was der Wahn ihn ſeine Pflicht nennen läßt; ſelbſt die Gewißheit ſeine Schweſter, ſein liebſtes Weſen auf der Welt, durch Servedo's Hingang zu verlieren, beſiegt ihn nicht; Servedo ſtirbt und Adele folgt ihm in das Jenſeits. Da kommt es über Calvin wie das Bewußtſein eines verübten Frevels; mit ſeiner „Pflicht" lügt er das innere Menſchengefühl noch ein mal von ſich weg. Da verlaſſen ihn Alle; nur Beza bleibt und verkündet ihm der Schweſter Vergebung. Im Strahle der götttichen Liebe und Verſöhnung hebt ſich Calvin aus ſeiner Erſtarrung und die Stimme des Wahns erſtirbt in ſeiner Bruſt:

Ihr habt's erreicht, ich beuge mich vor euch —
Ja das iſt Liebe! Gott, jetzt kenn' ich ſie —
(in Gedanken, als ob er in ſich ſpräche)
Die Liebe iſt die größte unter ihnen — —
(fortſinnend)
Und hätt' die Liebe nicht — ein tönend Erz! —
(aufwachend)
Fortan will ich nur lieben — lieben — lieben!
Servedo war der Letzte, den ich angriff,
Ich werde pred'gen, lehren nach wie vor,
Doch werd' ich nie um Glaubens willen haſſen —
Die Strafe will ich Gott im Himmel laſſen.
Nur eine Pflicht will ſuchen ich und üben,
Die ſchöne Pflicht, die Menſchen all zu lieben;
Dann find' ich euch verſöhnt, verſöhnt einſt drüben!

Den großen Gedanken, den Sieg der Liebe über die Pflicht, hier über eine Pflicht die nur der Wahn als ſolche ſich vorgeſchrieben, dramatiſch zu verherrlichen, iſt offenbar die leitende Idee des Dichters geweſen; doch liegt inſofern ein Verfehlen dieſes Zielpunkts vor, als jener Sieg nur in Ausſicht geſtellt wird und zwar nach einer That die eine Niederlage inſich- ſchließt und durch eine neue That nicht aufgehoben wird; denn Calvin verſpricht nur dieſe ſiegende That zu thun, und ſein ganzes zeitheriges Weſen gewährt ein volles Recht, die Erfüllung dieſes Verſprechens ernſtlich zu bezweifeln. Der Dichter iſt ſomit den eigentlichen überzeugend verſöhnlichen Schluß ſchuldig geblieben. Ferner fragt es ſich, inwieweit die Leidenſchaft des religiöſen Fanatismus angethan iſt den Helden eines Dramas zu beſtimmen, da eine Leidenſchaft hier nur dann ein wahres Intereſſe bieten kann, wenn ſie auf menſchlichem Boden ruht; der religiöſe Fanatismus aber, ſonderlich der chriſtliche, der das ſanfteſte Licht in die grellſte Brunſt verkehrt, iſt ein unmenſchliches Moment, wenn er auch, wie im vorliegenden Drama geſchieht, in Geſtalt einer übelverſtandenen Pflicht zum vermeintlichen Beſten der Menſchheit auftritt. Denn die Annahme einer ſolchen Pflicht, beſonders bei einer ſonſt ſo tief und menſchlich angelegten Natur wie ſie ſich in Calvin offenbart, iſt Wahnſinn — und das hat der Dichter in dieſem Falle gewiß nicht beabſichtigt.

Endlich wäre zu wünſchen daß die „funkenſprühende Flammenſäule" des Scheiterhaufens, die unwillkürlich den Geruch gebratenen Menſchenfleiſches in die ſonſt von aller und jeder Effecthaſcherei ſo durchaus freie Handlung bringt, weggeblieben wäre: der gute Geſchmack und das edlere Gefühl werden durch ſolche Crudität zu widerlich berührt, und auch für den großen Haufen ein Scherflein ſeiner poetiſchen Spende beizufügen iſt der Autor in der That ein zu bedeutendes Talent. Das ſind die Bedenken die wir dem Dichter vorzulegen für Pflicht hielten. Leider verbietet der beſchränkte Raum ein weiteres Eingehen auf ſein ſchönes, an echter Poeſie und friſcher Kraft, lebendiger Charakteriſtik und zarter Innigkeit der Empfindung ſo reiches Werk, das hiermit den Leſern d. Bl. aufs wärmſte empfohlen ſei.

16. Belletriſtiſche Schriften von Franz Kugler. Dramatiſche Dichtungen. Erſter bis dritter Band. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1851—52. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Erſter Band: „Hans von Baiſen", Trauerſpiel.

Wir nahmen dieſen Band mit großen Erwartungen, wie Kugler's Genius ſie zu hegen volle Berechtigung gibt, zur Hand und müſſen bekennen daß wir trotz der einzelnen hohen Schönheiten dieſer Dichtung doch inſofern uns in Etwas getäuſcht fanden, als der epiſche Eindruck derſelben den dramatiſchen entſchieden überwiegt.

Konrad von Erlichshauſen, des Deutſchen Ordens Hochmeiſter, ſtirbt gebrochenen Herzens über des Ordens innere und äußere Verderbniß, hinterläßt demſelben als ſein Teſtament die ernſte Mahnung, zur alten Nüchternheit und Einfalt zurückzukehren, und beſchwört ihn zu hören auf das Wort ſeines „treuen Rathes" Hans von Baiſen, der in den Zerwürfniſſen des Ordens und des immer mehr aufblühenden Bundes der Ordensunterthanen der beſte und einzige Vermittler ſei. Die Worte des Sterbenden ſind tauben Ohren gepredigt, ob auch von ihm der Großgebietiger von Plauen bekennt: „Er war ein Mann." Der ſchwache, charakterloſe Ludwig von Erlichshauſen wird des verſtorbenen Oheims Nachfolger und die Stände des Landes verſammeln ſich zur Huldigung und zur Geltendmachung ihrer gerechten Beſchwerden. Der Orden hat ſich vom Papſte einen Legaten erbeten und erwartet von dieſem die Unterwerfung der Stände; Hans von Baiſen hat Mühe und Noth als Rath des Ordens und Mitglied des Bundes die Genoſſen des letztern zur Mäßigung zu ſtimmen, nachdem er zuvor umſonſt ein Gleiches bei den Herren vom Schwarzen Kreuze zu bewirken verſucht hat. Dem Legaten, der ſehr zum Unmuth der Ritter den Papſt als geiſtliches Oberhaupt des Ordens auch für den weltlichen Oberherrn deſſelben erklärt, antwortet Baiſen unter dem Jubel ſeiner Standesgenoſſen daß der Bund, in ſeinen gerechten Foderungen befriedigt, mit dem Orden Eins ſein werde gegen jeden Feind, er komme von wannen er wolle. Aber die Zerwürfniſſe zwiſchen Orden und Bund wachſen unabläſſig durch des Ordens ſtarren Hochmuth und erreichen ihren Gipfel, als eine vom Bunde an den Kaiſer abgeſchickte Geſandtſchaft in Mähren überfallen, Baiſens' Bruder dabei arg

verwundet und die Anſtiftung dieſer Gräuel durch den Orden außer Zweifel geſetzt wird. Umſonſt warnt Hans von Baiſen vor unüberlegtem Handeln, ſonderlich vor Verbindung mit dem Polenkönig:

Wie armen Thoren, die wir Häuſer bauen
Und drin zu wohnen denken Jahr für Jahr!
Da kommt der Sturm und reißt die Schindeln ab.
Da kommt der Schwamm und niſtet in der Schwelle.
Der Regen wäſcht die Fugen ämſig aus,
Und träf' es auch kein Blitz, von ſelber bricht es
Zuſammen unter ſeiner eig'nen Laſt.
Der flickt und ſtützt das alte Haus geſchäftig,
Denn von den Tagen alten Glückes trägt's
Der Zeugen gar ſo viel — und all ſein Flicken
Iſt doch zuletzt umſonſt! — Der nimmt es klüglich,
Gebälk und Stein und Schindeln, auseinander,
Der läßt es brechen, der, um ſchnell zu gehen,
Wirft einen harz'gen Feuerbrand hinein:
Ich wollt', ich wäre lang hinausgezogen,
Denn ſagen mag ich's nicht, den Andern nicht
Und auch mir ſelber kaum, wie müd' ich bin.

Wirsberg, des Ordens Treßler, liebt Baiſen's Kind, Sophia, raubt ſie aus der väterlichen Burg und im Hochſchloſſe zu Marienburg ſtößt ſich die Arme den Dolch ins Herz. Der den Spuren der Tochter nacheilende Vater findet den Liebling todt. Nicht einmal die Leiche mag der Orden ihm laſſen, denn unterſuchen und prüfen will man erſt, um der That ein ander Mäntelchen anzuhängen; doch Baiſen entreißt ſein Kind und rachedürſtend wird er das Haupt des mit den Polen wider den Orden vereinigten Bundes:

Wer wagt es, drein zu ſprechen, wenn ein Vater
Sein Kind begräbt? Wer ihm den Arm zu halten?
Nun laßt uns geh'n! Und kehren wir dereinſt, —
Dann iſt zu Ende unſer Tagewerk!

Vor Marienburg ſteht Baiſen als des Königs Stanislaus Gubernator mit dem Bunde, und der eingeſchloſſene hungernde Orden bietet durch Ritter Wenden, den Freund und Helfershelfer Wirsberg's, Frieden, ja noch mehr. Wenden ſpricht:

Ihr wißt, es iſt ein Mann im Schloß,
Der hoch im Orden ſtand und der jetzt fröhnt,
Ein Knecht unter den Knechten, — ſeine Schuld
War's, was zum Feind des Ordens Euch gemacht.
Nein, Herr! Euch wird es bitt'rer nicht zu hören
Als mir das Wort. Er bietet Euch ſein Haupt,
Freiwillig bietet er's zur Sühn' und Buße,
So Ihr dem Orden Frieden geben wollt.

Baiſen erwidert:

Und Ihr wart mit ihm, Herr, ich kenn' auch Euch!
Und Pfaffen gäb's und Ablaß gäb's genug,
Bräch' ich mein Wort und Euer frei Geleit,
Von ſolchem Meineid ſauber mich zu waſchen!
Und Diebeshelfer auch hängt ohn' Bedenken
Der Büttel an den nächſten Baum! Nur liegt es
Wie eine ſchwarze Wolke hinter mir,
Erſtickend Alles was bis geſtern war —
Nur ſchrei'n wir armen Narren, wenn im Winter
Die Rinde klafft, umſonſt nach warmer Luft.
Der Mann im Schloß iſt mir ſo fremd wie Ihr,
Gleichgültig ob er hungert oder tanzt.
Dem Meiſter aber ſagt: der Winter komme,
Ihn anzuhauchen und den Mann und Euch
Und was ſonſt ſchwarze Kreuze trägt. Der Orden
Soll Särge machen laſſen.

Die Nachricht von der Niederlage des Polenkönigs verbreitet Schrecken im Heere des Bundes, die böhmiſchen Söldner fallen dem Orden zu. Der ſitzt indeß noch hart umſchloſſen in ſeinem Hochſchloß und der ſchwache Hochmeiſter zittert vor Winterfroſt, den der zur Buße Knecht gewordene Wirsberg mit magern Scheiten zu lindern ſucht; denn im Ordenshauſe herrſcht unumſchränkt der fremde Söldnerhauptmann Czirwenka, welcher ſchließlich den Orden an die Polen verkauft und den Hochmeiſter als Gefangenen abführen will. Da rückt die polniſche Heeresmacht in das Schloß. Des Königs Gubernator, Hans von Baiſen, tritt mit ſeinem Bruder in des Meiſters Gemach und Wahnſinn umhüllt ſeine Seele:

Habt auf die Lichter Acht! Sie ſaßen zechend
Beim Leichenſchmaus, da brannt' es im Gebälk,
Da kam der Sturm, die Spritzen waren ſchlecht, —
Die armen Leute haben Nichts gerettet!
Das war ein Leichenfeſt.
O armer Meiſter!
Gebt mir die Hand, ſie iſt ſo kalt wie meine,
Hört, Meiſter — leiſe! — daß es Der nicht hört!
Nicht wahr, wir Zwei ſind längſt begraben ſchon
Und lachen Derer, die uns lebend wähnen?

Mein Kind, mein blaſſes Kind, bringſt du mir's wieder?

mahnt Baiſen den Wirsberg:

Herr! Euer Kind ſtarb, und der Orden fiel,
Und über Preußen herrſcht der Pole!

„Und über Preußen herrſcht der Pole" bebt es nach von Baiſen's Lippen, — Czirwenka tritt ein, den Meiſter zu holen, Wirsberg und Baiſen werfen ſich vor Erlichshauſen; Erſterer ſinkt getroffen und bald darauf der alte Baiſen, einen verſöhnten Blick auf den Mörder ſeines Kindes werfend:

Zu ſpät!
Das preuß'ſche Blut hätt' nicht beflecken ſollen
Ein polniſch Gubernatorkleid: — Helft mir, —
Nehmt von mir dieſes Kleid, — es brennt, es brennt!
So! Nun wird's kühl! Du liebe preuß'ſche Erde,
Misgönne mir das Plätzchen nicht zum Grab.
Ich hab' dir weh' gethan, weh', bitt'res Weh': —
Doch kommen wird der Tag, — und in den Halmen,
Wo einſt mein Grab war, ſpielt der Freiheit Luft,
Dann komm' ich wieder, ſtill, — ganz leis und ſtill, —
Und ſegne dich!

Mitten hinein führt Kugler in das wüſte, laſtervolle Treiben des Deutſchen Ordens, der, an einen beſtimmten, ihm ausſchließlich zugehörenden Zweck, an ein großes gemeinſames Ziel nicht mehr gebunden, auf der rollenden Flut der im Ganzen nicht mehr aufgehenden Perſönlichkeiten und Leidenſchaften ſteuerlos treibt und nur noch eine brauchbare Maske für die entfeſſelte Selbſtſucht ſeiner Mitglieder herleiht. In freien, kräftigen, großen Zügen iſt dieſe Wirrſal geſchildert, ihr gegenüber die üppig aufſchießende Saat einer neuen Zeit in vollen mächtigen Wogen zur Anſicht gebracht und der entbrennende Kampf zwiſchen Vergangenheit und Zukunft mit Wahrheit und Energie verſinnlicht. Die Perſönlichkeiten welche die Aufgabe haben dieſe Zuſtände zu verlebendigen ſind bis auf den Helden des Stücks mit feiner und tiefer Individualiſirung ausgearbeitet und greifen ſicher und ohne Zwiſchenwerk in die Handlung. Die gedankliche Ausführung des Ganzen bietet des Trefflichen viel und der poetiſchen Schönheit thut ſich eine reiche Fülle auf. Aber die dramatiſche Concentration aller dieſer mannichfachen Richtungen und Strebungen in dem Helden des Stücks läßt ſich ſtörend vermiſſen, weil dieſer Held kaum etwas Anderes genannt werden kann als der Spielball aller dieſer in epiſcher Maſſenhaftigkeit ſich um ihn drängenden Momente. Unter der unglücklichen Zweiheit ſeiner Perſon, als Rath des Ordens und Mitglied des Bundes, ſchwebt Hans von Baiſen in ewigen Verſuchen der Vermittelung und Begütigung, die zu keinen andern Reſultaten führen als daß er es, wie es denn zu geſchehen pflegt, mit beiden Parteien verdirbt. Wäre nun für ihn über dieſem Hader eine feſte, klare und mächtig influirende Stellung vom Dichter geſchaffen, ſo möchten wir

uns mit ſeiner zuweilen etwas ſpießbürgerlichen Vermittelungsmanie ausſöhnen; er bleibt aber in dieſer Manie ſtecken, und als im Angeſichte eines vom Orden begangenen unerhörten Frevels die Häupter des Bundes, ſeine Brüder und Freunde, endlich zur Aͤhat ſchreiten, da ſchreckt Baiſen vor dieſer That zurück, die er doch ſchon dadurch daß er ihren Präliminarien nicht entſchieden Nein geboten mit herbeigeführt hat, und bekennt daß er „müde" ſei. Wovon müde? Vom Reden. Nun wird ihm die Tochter durch ein Ordensglied entführt und ihr Tod durch dieſe Schandthat direct veranlaßt. Was ſeine politiſch-patriotiſche Ueberzeugung nicht vermochte, dazu reißt ihn ſein ſchmerzlich aufgewühltes, zu wilder Rache entflammtes Vatergefühl hin: das iſt ein an ſich gewiß hochdramatiſches und hochtragiſches Motiv. Hier aber, wo es nur dazu dient die innere Schwäche des Helden zu verhüllen und ihm eine Kraft zu geben die er ſonſt in ſich ſelbſt nicht hat, lähmt es den ausſchließlichen Antheil den wir an der Charaktertüchtigkeit deſſelben nehmen wollen, nehmen müſſen, wenn wir ihm das Prädicat eines dramatiſchen Helden beilegen ſollen, und zwingt uns anderswo im Stücke Gegenſtände für unſer durchaus nach Befriedigung verlangendes Intereſſe zu ſuchen. Damit tritt denn der Held als ſolcher in die allgemeine Maſſe zurück, und es iſt nur noch die Handlung die uns zu feſſeln vermag: Das aber eben iſt der epiſche Eindruck.

Zweiter Band: „Doge und Dogareſſa", Trauerſpiel.

Auch dieſe Tragödie trägt mächtige hiſtoriſche Begebniſſe und Zuſtände in ſich; allein es ſind nicht dieſe Begebniſſe und Zuſtände ſelbſt der Hauptinhalt des Ganzen, ſie geben nur Motive ab, bilden nur einen Hintergrund und bedürfen daher auch keiner im Helden des Stücks perſonificirten Sammlung.

Der alte Graf Marino Falieri hat ſeine in herrlichſter Jugendblüte prangende Gemahlin Glyceria aus eiferſüchtiger Grille in ſeinem ſchönen Landſchloſſe Valdimarino unter der Obhut ihrer Amme Menodora jedem unberufenen Blicke verborgen. Er ſelbſt verweilt in der Ferne und in ſeiner Abweſenheit kommt eine Geſandtſchaft Nobili von Venedig, ihm die auf ihn gefallene Dogenwahl zu verkünden. Steno, ein junger Roué der Lagunenſtadt und Mitglied dieſer Geſandtſchaft, hat hierbei Gelegenheit die reizende Glyceria zu ſehen und ſich in ſie zu verlieben. Falieri erſcheint unerwartet, ſieht ſeine Gattin mit dem Ritter im Geſpräche, ſchilt hart die Unvorſichtigkeit der Amme und ſtellt den anweſenden Nobili die ſchöne Dame als ſeine Gattin vor, die er vor ſechs Jahren bei dem Sturme auf Capo d'Iſtria als Waiſenkind gefunden und mit ſich genommen habe.

Auf der Piazetta zu Venedig harrt das Volk des Bucentoro und ſeines Dogen. Bertuccio, des Arſenals Voigt, ein kühner, tiefverſchloſſener Demagog, findet ſich im Geſpräche mit Calendario, dem edeln Baumeiſter Venetias, der ſoeben den Palaſt des Dogen in ſeinen ſchönen Formen vollendet und der Signoria, die mit ihm um den Preis zu feilſchen gedenkt, mit edelm Zorne den Schlüſſel zu dem ſtolzen Werke ſeines Genius überſendet hat. Die Kunde kommt daß der Venetianer Flotte von den Genueſen vernichtet worden ſei, und ein Unwetter ſteigt auf. Gondeln eilen dem in Gefahr ſchwebenden Bucentoro zu Hülfe — Calendario rettet in der ſeinigen die Dogareſſa und ſeufzt:

> Was in Träumen oft mir vorgeſchwebt,
> Was ich umſonſt geſucht, es iſt, es lebt!

Bertuccio, der einſt unter Marino's Befehlen zur See gedient hat und von dem brennenden Wunſche erfüllt iſt die gedrückte Claſſe des untern Volks an dem tyranniſchen Adel zu rächen, weiß in des Dogen Bruſt mit kühner Schlauheit den Gedanken an eine Vernichtung der Signoria und eine abſolute Herrſchaft zu wecken. Das Feſt der Vermählung des Dogen mit dem Adriatiſchen Meere wird gefeiert und führt Glyceria mit Filippo Calendario zuſammen:

> Ein Räthſel iſt das Leben. Doch es kommt
> Die Stunde, die die Löſung bringt —

„Wann kommt ſie?" fragt die Dogareſſa unbefangen.

> Wenn die Herzen ſtill geglüht, die Flamme
> Mächtig hervorbricht und in Glorienpracht
> All unſer Sein durchleuchtet.

„Welche Flamme?"

> Sie nennen ſie mit tauſend Namen: einer
> Faßt all die andern in ſich — Liebe!

„Liebe" haucht zuſammenſchauernd Glyceria, und Steno, der mit glühendem Verlangen ihr gefolgt iſt, ahnt mit ſeiner Witterung die Bedeutung dieſes Moments. In eiferſüchtigem Grolle küßt er öffentlich ſeine von ihm verlaſſene, ihm immer noch treue Geliebte Laura, und als der Doge dieſe Frechheit gewahrt, weiſt er ihn von ſeiner Schwelle. Hinter Marino's Seſſel aber heftet Steno heimlich einen Zettel, deſſen Inhalt die Ehre der Dogareſſa aufs tiefſte beleidigt und den Dogen von Venedigs Recht Rache zu fodern treibt. Vom Dunkel der Nacht umfloſſen wacht Glyceria in ihrem Gemache qualvoll bedrückt; von ſich weiſt ſie mit Abſcheu den eintretenden Gatten, deſſen wilde Eiferſucht ihr in die Einſamkeit Valdimarinos zurückzukehren gebietet. Menodora, ergrimmt über des Dogen Härte, bekennt der Dogareſſa daß ihr Vater auf Marino's Befehl hingerichtet worden ſei:

> Marino! —
> Amme, hab' Dank, du haſt mich frei gemacht.
> Nur ſind mir's allzu viel Gedanken noch
> In meinem Kopf, ich kann ſie noch nicht faſſen. —
> Vater! Marino! und o — Filippo! —
> Das Knie verſagt den Dienſt mir: führe mich
> Zum Lager. ſchlafen will ich nicht, — auch iſt
> Die Rache ſchon hin. Du ſollſt von alten Dingen,
> Ich will von neuen dir erzählen! Amme, —
> Was du hier innen klopfen fühlſt, es kommt
> Von einem Herzen. Ich verſtand es nicht:
> Doch hat das Herz mit ſeinem Klopfen Recht —
> Recht hat das Herz! — Komm', komm'!

Der den frechen Steno nur zu einjähriger Verbannung verurtheilende Spruch der Signoria empört aufs höchſte den Dogen, und Bertuccio gewinnt von dem Gekränkten das Verſprechen es ſolle der in Marino's Obhut befindliche Schlüſſel des Marcusthurms zum Läuten der Sturmglocke in ſeine Hand geliefert werden. Der Doge macht die Sache des Umſturzes zu der ſeinen. Auch Calendario, deſſen ganze Habe die Signoria wegen ſeiner Weigerung die Rechnung für den Palaſtbau abzulegen in Beſchlag genommen, bietet ſeine Hülfe dem blutigen Werke. Bertuccio ordnet und treibt ſeine durch die Einſtellung aller Rüſtungen brotlos gewordenen Arſenalarbeiter und bereitet ſie auf den nahen Sturm vor. Inzwiſchen iſt die Dogareſſa nach Valdimarino abgefahren; der durch Menodora beſtochene Schiffer ſchützt ein friſch entſtandenes Leck vor und wirft auf San-Secondo Anker; ein zärtliches Billet ruft Calendario dorthin. Er verſpricht der Königin ſeines Herzens ſie in der Nacht aufzuſuchen und mit ihr zu entfliehen; doch Steno hat verkleidet dieſe Scene belauſcht und hinterbringt das Gehörte dem Dogen. Während die Sturmglocke tönt und der an die Signoria verrathene Aufſtand losbrechend niedergeworfen wird, eilt Marino rachebrütend nach San-Secondo, — findet Calendario und erſticht ihn. Glyceria endet durch einen Dolchſtoß ihr Leben und die den Dogen verfolgenden Nobili nehmen denſelben als Hochverräther in Verhaft.

> Ihr fragt, wie ſich dies löſen ſoll, Piſani: —
> Sie ſprach das Wort: Der Jugend ſchönſte Blüte
> Sie ſollte mein ſein und ſie war es nicht;
> Das Aug' der Welt, Venedig, ſollte mein ſein
> Und war es nicht.
> Was drüben ward begonnen dieſe Nacht,
> Bereiten ſollt' es mir den Herrſcherthron.
> Doch ſtatt des Throns, ſo will es das Geſetz

Venedigs — baut ſich auf ein Blutgerüſt.
Ich bin bereit, ihr Herrn!

Das iſt die vielbewegte, an wahrhaft dramatiſchen Momenten reiche, bis ans Ende ſpannende Handlung dieſes in jeder Beziehung trefflichen Trauerſpiels, deſſen feine Motivirung und reiner plaſtiſcher Fluß daſſelbe zu dem Range eines Meiſterwerks erheben. Nichts Fremdes, Herbeigenöthigtes, kein hohles Pathos, keine ſtörende Reflexion, überall die reinſten Farben, tiefer ſeelenvoller Vortrag und die vollkommenſte Freiheit und Objectivität in Entwurf und Ausführung. Der Charakter der Heldin des Stücks reiht ſich dem Beſten an was in dieſem zarten Genre je geleiſtet worden iſt. Dieſer Zauber reinſter, kindlichſter Unbefangenheit, wie durchgeiſtet er das ſanfte duftige Gemiſch von munterer Keckheit und holder Scham, von Kühnheit und Demuth! Als der göttliche Erſtlingsſtrahl der Liebe das ſüße, heilige Geheimniß des jungfräulichen Herzens weckt und die innerſte Seele mit ſeiner vollen flammenden Glorie durchleuchtet, wie zart und ätheriſch weiß der Dichter dieſen großen Moment zu verklären und mit wie warmem, glühendem Tone ſeine Wirkungen zu ſteigern, ohne im mindeſten dem künſtleriſchen Maße zunahezutreten! Dunkel heben ſich Marino's und Bertuccio's finſtere, brütende Geſtalten von dem heitern Sonnengolde der Dogareſſa und Calendario's ab und werfen einen wunderbar-wirkſamen Schatten in die bunte treibende Handlung. Mitten auf den ſchwarzen Fluten des Menſchenwahns und der gährenden Zeit ſchwebt das leichte helle Schifflein Glyceria's und Calendario's: daß es zerſchmettert werde, erwarten wir bangend; daß wir aber trotz dieſer düſtern Erwartung dennoch wie vor einem nicht Erwarteten, Unerhörten erbeben, als der Strudel Beide verſchlingt, und wir in ihrem ſanften Schimmer die Finſterniß umher und unſere eigene dunkle Vorausſicht vergaßen, das eben iſt der tragiſche Eindruck.

Dritter Band: „Die tatariſche Geſandtſchaft“, Schauſpiel.

Ein munteres, die Miene des Gelegenheitsſchwankes nicht ganz verleugnendes Stück, das um einen ernſtern Vorgang ein heiteres und bewegtes Leben entfaltet und mehr den Namen eines Luſtſpiels verdient. Dem alten Derfflinger iſt darin eine Hauptrolle zugetheilt, und die vom Tatarenkhan an den Großen Kurfürſten von Brandenburg abgeſchickte Geſandtſchaft, welche anfänglich den guten ſtargardter Bürgern als anrückendes Polenheer annoncirt wird und als ſolches große Furcht verbreitet, bringt eine bunte phantaſtiſche Färbung in das Ganze, das an mannichfachen, zum Theil ſehr komiſchen und wirkſamen Verwickelungen reich iſt. Die Charaktere ſind mit der ganzen Friſche und Plaſtik Kugler's ausgearbeitet und möchten wir als die gelungenſten derſelben den fahrenden Schalk Schelmuſki und den ehrſamen Stadtſchreiber Treganus, vorallem die beiden Schenkmädchen im Greifenkruge rühmen, welche letztere wie zwei ſich ergänzende Perſönlichkeiten mit großer Anmuth und Lieblichkeit das heitere Bild verſchönen. Etwas weniger Abenteuerlichkeit und Spectakel dürfte allerdings zu wünſchen ſein, allein Tataren ſind eben Barbaren und ein Wirthshaus an der Heerſtraße iſt ſelbſt unter den friedlichſten Umſtänden juſt nicht der ruhigſte Ort. Auch dieſe weniger in Kugler's künſtleriſchen Richtungen liegende Arbeit bekundet den friſchen Genius ihres Verfaſſers und iſt als eine ſehr erfreuliche Erſcheinung unſerer dramatiſchen Literatur zu begrüßen.

17. Zwei geiſtliche Dramen. Der Apoſtel Petrus. Der Apoſtel Paulus. Von Sigismund Wieſe. Berlin, Hayn. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Mistrauen mit welchem wir dieſen dickleibigen Band aufſchlugen war eine nur zu richtige Vorahnung aller der Ungereimtheiten welche dieſe „Zwei geiſtlichen Dramen“ in ſich ſchließen. Wir ſind keineswegs gemeint die Religion in ihrer hiſtoriſchen und ethiſchen Entwickelung von der Bühne und dem Gebiete der dramatiſchen Poeſie verbannt wiſſen zu wollen: es würde damit eine der herrlichſten und großartigſten Blüten des Menſchenweſens von derjenigen Stätte ausgeſchloſſen bleiben die vornehmlich die Aufgabe hat das ganze volle Menſchenweſen in allen ſeinen Höhen und Tiefen zur kräftigſten Erſcheinung zu bringen. Nur daß dieſes Experiment künſtleriſch geſchehe, d. h. ohne jede Nebentendenz und vorallem auf reinmenſchlicher Grundlage, nur daß die enge und wandelbare Beſchränkung, in welche Convenienz und Aberglauben ganz beſonders dieſe Momente zu zwängen ſich befleißigt haben, dem freien und unwandelbaren Geiſte einer höhern, über den Wolken und Nebeln ſich verbreitenden Anſchauung weichen und ſo ein unbedingtes, ewiges, der ganzen Menſchheit angehörendes Kunſtwerk geſchaffen werde! Den Standpunkt für eine ſolche Anſchauung errungen zu haben, und auf ihm in vollkommenſter und ungeſtörteſter Ruhe und Klarheit productiv ſich zu bewegen, iſt immer nur Reſultat eines langen und gewaltigen Kampfes und ſetzt die intenſivſte Größe des Geiſtes voraus; denn keine Richtung des menſchlichen Weſens wird bei unſerer Manier des Anerziehens ſtatt des Auferziehens vom erſten Pulsſchlage des geiſtigen Erwachens an tiefer in die hergebrachte Form genöthigt, feſter in die Zwangsjacke der Gewohnheit wie des Vorurtheils gepreßt und ihrer innern friſchen naturwüchſigen Unmittelbarkeit beraubt als das religiöſe Gefühl; daher denn ſo oft die hellſten und freiſten Geiſter in dieſen Kreiſen die Nebelflecken im innern Auge nicht verlieren: Nichts iſt ſchwerer als den in ſeinen erſten Regungen misleiteten Geiſt in den klaren Strom der heiligen Natur zurückzuführen, und von Denen die ſich der Vollbringung dieſer Arbeit rühmen hatten die meiſten für Beſſerung eine bloße Aenderung.

Der Verfaſſer der „Zwei geiſtlichen Dramen“ hat nun wohl gefühlt daß er um ſeiner Arbeit dramatiſches Intereſſe zu gewinnen, dieſelbe über den platten Boden des kirchlich-traditionnellen Weſens erheben müſſe, und Verſuche dieſer Nothwendigkeit Rechnung zu tragen finden ſich in der That durch beide Dichtungen zerſtreut. Bei dieſen Verſuchen iſt es aber geblieben, und das Reſultat weiſt nichts Anderes nach als einen an der für ſeine Kräfte unerreichbaren Größe ſeiner Aufgabe zugrundegegangenen Poeten. Iſt ihm ſchon jene Befreiung ſeines Stoffs vom conventionnellen Schnürleibe nicht gelungen, ſo hat er, wiewol auch hier die Verſuche zutageliegen, noch weniger das chriſtliche Weſen, um deſſen Darſtellung es ihm natürlich Hauptſache war, in beſtimmten Perſönlichkeiten zu individualiſiren und ihm dadurch das dramatiſche Leben einzuflößen gewußt. Seine chriſtlichen Perſonen fühlen, denken und handeln eine wie die andere, und wenn in der einen Dichtung Petrus, in der andern Paulus etwas anders als die Uebrigen erſcheinen, ſo liegt der Grund nicht in der höhern Anlage ihrer innern eigenſten Perſönlichkeit, ſondern in der Fähigkeit Wunder zu thun, mit welcher ſie traditionnell-hiſtoriſch, aber ſehr undramatiſch auf verſchwenderiſche Weiſe ausgeſtattet ſind. Dabei findet ſich in der wüſt durcheinandertreibenden, maſſenhaft und reinäußerlich bewegten Handlung kaum irgendwo ein feſter Halt- und Umſchaupunkt, in welchem die Begebniſſe ſich zu einiger Klarheit ſammelten. Die Sprache iſt breit, ſchwülſtig, dunkel und durchaus unverſtändlich; der geſpreizte und geſuchte Ton läßt bei ziemlich hergebrachtem Gedankengange die einzelnen Perſönlichkeiten nur noch unwahrer und ſchemenartiger auftreten, und die Farben die der Dichter dem nichtchriſtlichen Weſen aufzumalen für gut befunden ſind viel zu grell und craß, als daß man nicht hinter ihnen die Furcht des Autors ſich verkriechen ſähe, ſeine chriſtlichen Helden möchten ohnedem bedeutend von ihrem Nimbus verlieren. Ein größeres Armuthszeugniß hätte ſich aber — mindeſtens für dieſe Gattung — der Verfaſſer nicht wol ausſtellen können: das wahrhaft Edle bedarf des Gemeinen zur Hebung nicht; ſeine echte Größe iſt, wenn es unter dem Bedeutenden als das Bedeutendſte, unter dem Edeln als das Edelſte ſich hervorzuthun vermag.

18. Judas Iſchariotħ, ein dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Berlin, Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt. 1851. Gr. 16. 24 Ngr.

Ein tiefgeniales Werk, weit hinausreichend über den engen Horiſont traditionell-dogmatiſcher Anſchauung, ein freigeborenes Kind des höchſten Aethers, das über die dunkeln Wogen der Weltflut wandelt, ohne den Fuß ſich zu netzen, großgeſäugt an dem vollen Buſen der ewigen Menſchheit und wie dieſe ein Myſterium von Schmerz und Wonne.

Lichter war es einſt in der Bruſt dieſes Iſchariotħ als er noch „in dem Garten des königlichen Dichters luſtwandelte und die ſchönſten Blumen ſeiner Rede aufſuchte" für ſie und ihr zurief: „O du meine Roſe zu Saron!" Aber die Vampyre der Leidenſchaft und Selbſtſucht haben das Licht aus ſeiner Bruſt geſogen, und nun iſt es finſter darinnen und kalt wie in der Gruft. Hinausgeworfen aus des Herzens Tempel iſt der alte Glaube an die Tugend und ihren Lohn, ein breiter, gieriger Haß hat alle Liebe und alle Seele verſchlungen und eine geballte Fauſt droht das ganze übrige Weſen gen Himmel. In eine letzte grelle Flamme hat ſich der magere Reſt von Menſchenthum noch zuſammengedrängt: Iſchariotħ hat noch ein Gefühl für ſein Volk und ſeines Volkes Schande und Druck — mehr freilich weil er eben von dieſem Volke und weil er eben der Mitgeſchändete, mehr freilich aus Haß gegen den Bedrücker als aus Liebe für die Bedrückten, mehr freilich aus Luſt am Einreißen und Zerſtören denn aus Gefallen an Recht und Gerechtigkeit; aber ein Gefühl iſt es doch noch immer das ihn mit der Menſchheit verknüpft, und in dieſes Gefühl drängt ſich mit wilder Brandung ſein volles mächtiges Ich. So tritt er vor des Lazarus liebreizende Schweſter Magdalena. Sie war ihm einſt die „Roſe zu Saron", ſie hat er einſt gepflückt als erſte Blüte und nun ſitzt ſie Abends vor den Thoren und bietet jedwedem Käufer den „magdlichen" Leib; denn bittere Armuth herrſcht in des Lazarus Hütte und Magdalena kann nicht arbeiten und mag doch auch nicht hungern noch hungern ſehen: von David's Stamme rühmt ſich ihr holder Leib und ihr Herz hängt an den Freuden dieſer Erde. Iſchariotħ aber ruft ihr zu: „Ich will dich zur Herrſcherin machen über Judäa, Magdalena. Pontius Pilatus, die eiſerne Fauſt die Rom auf den Nacken unſers Volks gedrückt hat, du ſollſt ihn berauſchen, den Gewaltigen zu Jeruſalem, bis er zum Schwächling wird an deinen Reizen!" Magdalena glaubt den Träumen künftiger Größe und „will den Arm des Pontius halten, wenn er die Geißel ſchwingt auf den Nacken der nie alternden Mutter, des herrlichen Judäa". So liefert ſie Judas in des Römers Arm. Aber ſie gewinnt trotz ihrer Reize keine Macht über den „Gewaltigen", und das letzte Mittel das Iſchariotħ verwendet hat, um ſeiner „Langweile an der Welt" ſich zu entäußern und „das beſchriebene Blatt «Pontius» zu zerreißen und ſich, die eiſerne Tafel voll ſchwerer Gedankenſtriche, an die Stelle zu ſetzen", damit ihm die Welt vorkomme wie „Etwas" und er ſelbſt ſich „wichtig werde", dies letzte Mittel, ſein Ich und ſeiner Wünſche Glut zum Inhalte eines Theils dieſer ihm ſo abgeſchmackten Welt zu machen, bleibt ſeine Wirkung ſchuldig. Mitten unter ihren Marmorhallen und Oleandern erfaßt Magdalena das Gefühl ihrer machtloſen Erniedrigung und ein Schauder breitet ſich zwiſchen ſie und Pontius daß ſie den ſtolzen Römer voll Abſcheu aus ihren Armen ſtößt. Des Lüſtlings Grimm läßt aus Rache die in ſeinen Kerkern um kleiner Fehlniß ſchmachtenden Iſraeliten umbringen, und als die darob murrenden Juden ſein drohender Anruf zu den kriechendſten Ergebenheitsbeweiſen nöthigt, tritt Iſchariotħ ſtolz und einſam vor den Tyrannen. Barrabas, der Räuber, ſagt Judas, naht mit ſeinem Schwarm, ſich zum Könige von Iſrael zu machen. „Seit langem war dir das Sterben näher als das Leben, denn ich kannte einen Menſchen, ein gewaltig Ueberbleibſel aus Enoch's Rieſengeſchlechte. Dem kam Judäa vor wie ein Tuch auf dem du lagerteſt mit deinen Legionen, wie ein Spielzeug, das wollte er in den Abgrund ſchleudern und das Tuch ſich in die Taſche ſtecken! Unterwegs aber fiel ihm ein Wegweiſer in die Augen, der zeigte vor- und rückwärts auf Trümmer, da ſtand er ſtille und zögerte. Seit der Zeit iſt der Mann mein bitterer Feind geworden!" Hinausgegangen ſei dieſer Mann, fährt Judas fort, zum Barrabas und ſeiner Blutrotte und habe erkannt daß aus dieſen Judäas Helfer nicht erſtehen dürfe; dann habe er ſeine Landsleute erforſcht und habe geſehen wie „ihr Herz eine Fratze" ſei und ſie nur „Geſchwätz" und „keine Thaten" hätten. Da habe der Mann das „große Gefühl" begraben und zu ſich geſagt: „Dies Volk iſt unwürdig eines Tröſters und ganz unheilbar verächtlich wie alles Uebrige auf der Welt." Dieſer Mann ſei von Barrabas zur Ermordung des Pontius gedungen und ſei Niemand anders als er ſelbſt. Pontius in einer Anwandlung höhern Gefühls läßt dem Judas Leben und Freiheit; der aber hat keine Freude an dieſen Geſchenken: zum erſten male hat er den Tod geſucht ohne ihn zu finden, und mit dem Wehrufe: „O wenn ich nur Etwas wüßte was ich auf Erden noch anfangen könnte!" wirft er „ſein Leben noch ein mal wie ein Bündel über die Achſel" und will es „aus Neugierde ein Stück weiter tragen". Inmitten des Volks erſcheint Chriſtus und heilt einen Blinden. „Kommt Alle zu mir, ihr Mühſeligen und Beladenen", tönt ſeine Stimme, und Magdalena ruft auf die Knie ſtürzend: „Zu dir! zu dir! du biſt die Liebe!" „Wahrlich!" bekennt Judas erſchüttert, „dieſer iſt der erſte Menſch der mich aufmerkſam auf die Menſchheit macht!"

Aus des Römers Palaſt getrieben, verflucht und verſtoßen von dem Bruder, bei dem Verſuche der Arbeit den ſchönen Leib zu bequemen draußen auf dem Felde von rohen Weibern mishandelt, begegnet die geängſtete, mit der Erkenntniß ihrer Schuld ins alte Laſterleben zurückgeſcheuchte Magdalena dem Erlöſer, der ihr den Gruß des Friedens und der Verſöhnung bietet und ſie an ſeiner Hand ſanft zum „Quelle" zurückgeleitet, „zum Vater!"

Judas hat den letzten Anhaltepunkt an die Welt, jenes „große Gefühl", wie er es nannte, das ihn noch als einen Theil ſeines Volks, als einen Theil der Menſchheit erſcheinen ließ, an der Erbärmlichkeit dieſes ſeines Volks, mit welchem er die Menſchheit identificirt, zerſchellen ſehen: das Leben das er aufgeben wollte und doch behielt, nöthigt ihn um es zu ertragen ein neues Etwas, an welches ſein verneinendes Intereſſe ſich zu knüpfen vermag, zu ſuchen: in Chriſtus bietet es ſich ihm und ſeine erregte Neugierde und eine ihm fremde Macht, die er ſo gern hinweglügen möchte, feſſeln ihn an den Nazarener. Der perſonificirte Haß der perſonificirten Liebe gegenüber hat nur zwei Wege: entweder die Liebe in ſich oder ſich in die Liebe zu verwandeln, aber der Haß iſt der Egoismus und der will nur ſich allein als Herrn und alles Uebrige als Sklavenmaſſe erkannt wiſſen. Sich ſelbſt der neuen Lehre beugen heißt für Judas Das was er war und iſt, ſein ganzes Sein in Nichts begraben, Das zu thun hat er, der Kräftige und Muthige, weder Kraft noch Muth. So iſt er denn gezwungen den Vernichtungskampf gegen das ſanfte Geſetz der Liebe zu beginnen, und indem er den Verkünder derſelben zum Lügner und Schwächling zu machen beſtrebt iſt, ſich vor ſich ſelbſt und jenem dunkeln Etwas in ſeiner Bruſt zu rechtfertigen, dem er ſich umſonſt zu entziehen trachtet. Aber eben dieſes Etwas, das erſt der Anblick des Erlöſers in ihm wachgerufen hat, lähmt ſeine Kraft: er will ohne zu wollen, oder vielmehr das Dämoniſche in ihm, ſein Fatum, zwingt ihn zu wollen und das gibt ſeinem Weſen den echttragiſchen Charakter: man hört über und in ihm den düſtern unheimlichen Flügelſchlag ſeines Geſchicks, und dieſe Momente rufen unſere menſchliche Theilnahme wach, indem ſie ſeine an ſich unmenſchlichen Richtungen menſchlich mildern.

„Du biſt ſein Jünger?" fragt Magdalena in banger Ahnung dem Entſetzlichen, von welchem ſich loszuringen der Friede des Erlöſers ihr die Kraft gegeben. „Bis ich ſein Meiſter bin!" antwortet Judas knirſchend, und „in ſein tiefſtes Weſen

einzubringen bewältigend, voll unendlicher Verachtung“, das iſt ſein Ziel. Darum ſucht er ſeinen eiſigen ſchneidenden Hohn und ſeine unendliche Geringſchätzung der Menſchheit dem göttlichen Boten in die Bruſt zu ſenken, zu vergiften in ihm den reinen Glauben und die überwindungsmächtige Zuverſicht und in ihm Diejenigen, für welche er, der Erlöſer, ringt und kämpft, zu verdächtigen und zu verkleinern. Alle verſtrickendſten Windungen, alle blendendſten Schlüſſe ſeiner cyniſchen Philoſophie ruft er zu Hülfe, alle Lockungen des Genuſſes, der Macht und der irdiſchen Freude bietet er auf, endlich kniet er flehend vor dem Erlöſer nieder: „Dich Jeſus bitte ich! Wirf deine Lehre nicht hinunter in die Welt, du täuſcheſt dich über die Menſchheit, ich kenne ſie! Ich weiß, ſie wird deinen großen Gedanken auffangen und ſich damit vergnügen wie mit einem Ball, ſie werden ſich darum ſchlagen und zerren wie um Alles was glänzt und neu ſcheint. Ha mir widert ſchon, wenn ich das Geraufe denke! Ich bitte dich, laß der Welt ihren Lauf! Ich bitte dich! Weißt du was das ſagen ſoll? Es ſind nur drei kleine nackte Worte, aber ſie ſind dein Todesurtheil, wenn du nicht darauf achteſt, (kaum hörbar) wie das meine!“ Und es iſt Wahrheit, tiefe ergreifende Wahrheit in dieſer Bitte Iſchарioth's. Wanken fühlt der Unglückſelige den Grund, worauf er ſeinen Anker geworfen, eine Gewalt, die er ſelbſt „furchtbar“ nennt, zieht ihn zu Jeſus und er kann ihr doch nicht folgen ohne ſein Ich zu zertrümmern. Sein fernerer Kampf iſt nur ein Abwehren der Lehre die er fürchtet, weil ſie ihn und ſein Weſen vernichtet, und die er Lügen zu ſtrafen ſich nur zwingt: „Nein, laß mir meine tiefe Verachtung! es liegt ein tiefer Genuß in einer tiefen Verachtung.“ Es iſt auch Gottähnlichkeit! Mein Leben zehrt davon. Mach' du durch weiſe Meinung dir den Menſchen unterthan, mir laß meine Verachtung. Und wenn ſie dir nachläuft, aus *Mitleid* gib plötzlich ein Geſetz das alle Weiber vertilgt, damit kein Mann mehr auf die Welt komme! Ja, zertrümmere den Menſchen im Keim und ich will vor dir niederfallen und dich anbeten als ſeinen größten Wohlthäter!... Es iſt Etwas an dir was ich anſtaunen muß, was mich zu dir zieht! Ich weiß nicht was es iſt, aber es iſt furchtbar. Könnte ich ihn nur auffinden dieſen Punkt, dieſen einzigen Punkt an dir, der es mir ſo dunkel macht! Ich wollte ihn vernichten, und nachher — nachher wollte ich dich lieben.... Ich habe noch *nie* einen Menſchen geliebt.“

Und gegenüber dem finſtern Geiſte der Nacht ſteht, in leiſen, aber großen Zügen angedeutet, die rührende Geſtalt des heiligen Apoſtels der Liebe, durch ihre ſtille, einfache, ſchweigende Größe eine unbeſchreibliche Hoheit ausſtrahlend. „Ich bin die Kraft die das künftige Geſchlecht aus deiner Verderbniß erlöſt.... Wie du jetzt daliegſt im Staube, ſo liegen ſeit Jahrhunderten in Sünden ohnmachtknirſchende Geſchlechter.... Licht iſt Liebe. ... Dazuſtehen auf gleicher Höhe mit dem Urgeiſte, ihn durch ſich und ſich durch ihn ergänzend — Das iſt Erlöſung!“ Endlich, nachdem alle ſeine Mittel und alle Liſt ſeines Haſſes, der nur beſtätigt wie tief ſein innerſtes Weſen von jener göttlichen Wahrheit aufgerüttelt iſt, erſchöpft ſind, nachdem er umſonſt die Volksmaſſen gegen den Erlöſer aufgewühlt, ihn zu demüthigen, nachdem Magdalena, dem Segen der Arbeit und dem Frieden der Chriſtuslehre gewonnen, ſich ihm ſchaudernd entreißt und eine Art von dumpfer Eiferſucht wider den Gottgeſandten, der auch dieſe Beute ihm entriſſen, um ſein Herz ſich lagert, endlich, da er alle ſeine Trümpfe bis auf den letzten ausgeſpielt hat, da verräth Judas den Heiland, hoffend, die große Seele des Meſſias unter das Joch der Todesfurcht zu beugen. Umſonſt: auch im Kerker und am Kreuze bleibt Chriſtus ſein Sieger. Da aber erbebt vor ſich ſelbſt und ſeiner That der Verräther, da kommt über ihn das zerſchmetternde Bewußtſein ſeiner Schuld und vor der Wahrheit des Gekreuzigten ſtürzt in Trümmer ſeine Lüge. Aufberſtet die Erde und in dem Brauſen der Orkane gibt Iſchariotḥ ſich den Tod. Handelsleute finden ihn noch zuckend unter von der Erde ausgeſpieenen Gerippen und bringen ihn in des Lazarus Hütte. Lazarus aber zündet die Hütte an, auf daß mit ihr die Leiche verbrenne, und zieht mit Martha, ſeiner ältern Schweſter, von dannen, indeſſen Magdalena, die auf ſeine Bitte die Fortwandernden ſegnet, allein zurückbleibt, da zu beten und zu büßen all ihre Tage, wo einſt er, der göttliche Erlöſer, gewandelt. „O ſeht, wie Magdalena ſcheidet!“ ruft Martha, „da ſteht ſie auf der Höhe, die Hand gen uns zum Abſchied hergekehrt. Ihr gelbliches Gewand erglänzt wie golden, ihr Antlitz iſt wie das der Seraphim, und ihre Augen leuchten gleich Topaſen, ihr ſchönes Haar erglüht im Abendſchein, gleichwie zween Flammen die wärmen, aber nicht verzehren wollen. Sie ſtreckt die Hand wie grüßend zu den Wolken, als wäre dies das Land wohin ſie zöge. O ſeht doch, ſeht! Sitzt nicht ſo da als wärt ihr graue Bilder aus Erz und Stein von Staub und Mooſe überdeckt. Seht! ſie ſtützt ſich auf den Stab und wandert weiter. Ach, wo iſt unſ're Heimat?“ Neben der zertrümmerten Welt der ewigen Verneinung, über dem in ſich ſelbſt vernichteten Hohne und Haſſe, wie er in Judas ſeinen Abgrund gefunden hat, ſteigt aus dem Herzen der reumüthigen Sünderin die heilige Flamme der göttlichen Liebe, die nicht zu fragen braucht: „Wo iſt meine Heimat?“ ſondern verſöhnend hinaufführt in das Licht; hoch und heilig ſteht ſie zwiſchen dem zerſchmetterten Geiſte der Lüge und dem ſiegenden Engel der Wahrheit, mildert mit ihrem ſanften Glanze den grellen Abſtich zwiſchen Tod und Leben und bietet ſich ſelbſt als einzigen Leitſtern aus den Tiefen der Nacht in die Höhen des Lichts. Der alte ewige Kampf zwiſchen dem Nein der Hölle und dem Ja des Himmels, wie er die Menſchheit in unzähligen Geſtalten zerreißt und aus den verbrauchten Formen ſtets wieder neue gebiert, iſt ſiegreich ausgekämpft mit den Waffen der Liebe, und die Menſchheit hat den Drachen überwunden der ein Theil ihrer ſelbſt, ihre eigene Verachtung. Jenes verſunkene Geſchlecht das von den erſten Zeiten bis tief hinein in unſere Tage das Herzblut der eigenen Brüder trinkt, jene Rotte die an alles Große und Schöne ſolange ſich klammert bis ſie es beſudelt in den Staub gezogen und dem Wahne zum Opfer gebracht hat, die keinem Sterne den Aufgang geſtattet, ohne ihre Wolken davor zu hängen, und keine Blume zur Reife kommen läßt, ohne ihren Giftthau darüber auszugießen, deren ſchwarzer nagender Wurm die hohe Palme unterwühlt und die ſtille Myrte, deren wüthige Luſt es iſt aus dem großen lebensvollen Garten Gottes eine Wüſte mit wandelnden Skeletten zu machen und mit Kettengeraſſel und Moderdunſt die freie duftige Welt des großen Vaters zu füllen, jener Auswurf und Fluch der Menſchheit iſt es der in dieſem Iſchariotḥ, künſtleriſch vergeiſtigt und idealiſirt, den eigenen Vernichtungsgang vollendet hat und knirſchend über ſich — den Segen der Menſchheit — die göttliche Liebe triumphiren ſieht. Seine Saat wie ſeine Ernte iſt der Tod.

Das iſt es was der Dichter in ſeinem gewaltigen Werke künſtleriſch verherrlicht hat mit einer Glut der Empfindung, mit einer Hoheit und Erhabenheit des Gedankens, mit einer hinreißenden Macht der Sprache und einem Schwunge der Poeſie, daß nicht leicht etwas Tieferes und Größeres nach dieſen Richtungen hin geſchaffen werden möchte. Ein Drama im ſtrengen Wortſinne iſt die Dichtung allerdings nicht, kann ſie auch nicht ſein, weil ein ſo incommenſurabler Stoff ſich eine eigene, gleichſam aus allen Gattungen der Poeſie harmoniſch componirte Form zu erfinden gezwungen iſt, und weil die Zeit für uns noch in weiter verſchwimmender Ferne liegt, wo ſolche Vorgänge auf der Bühne, die dann freilich ein Altar höchſter Menſchenwürde ſein müßte, verlebendigt werden könnten. Bedenken laſſen ſich freilich auch gegen dieſe Arbeit — und wogegen am Ende nicht!? — aufſtellen, aber ſie werden klein vor dem hochgenialen Geiſte der ergreifenden Dichtung, die, das ganze Menſchenweſen in allen ſeinen Tiefen aufſtachelnd, eine Welt von Ideen anzuregen die Kraft hat. Das Werk verdient daß ein Buch darüber geſchrieben werde: in dieſem kurzen Résumé konnte nur angedeutet und aufmerkſamgemacht werden.

Möchte bald ein Beſſerer als der Verfaſſer dieſer Beurtheilungen den ganzen vollen Reichthum dieſer Dichtung gründlichſt und ſo erſchöpfend als dergleichen überhaupt möglich iſt aufzudecken und ans Licht zu ſtellen ſich zur ernſten Aufgabe machen! *) 84.

Die deutſche Politik Friedrich's I., Kurfürſten von Brandenburg. Aus den Quellen dargeſtellt von Otto Franklin. Eine gekrönte Preisſchrift. Berlin, Decker. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Einem Mitgliede der äußerſten Rechten las Referent Folgendes vor:

„Das Wachsthum und die Größe eines Volks iſt weſentlich bedingt durch das richtige Erfaſſen und das conſequente Durchführen der Aufgabe welche ihm ſeinem Nationalcharakter und ſeiner Stellung gemäß von der Vorſehung zugewieſen iſt. Ebenſo iſt es auch mit den einzelnen Dynaſtien. Nur Diejenigen welche einſichtsvoll die Rolle erkannten die ihnen nach der geſchichtlichen Entwickelung der Welt zugefallen iſt, nur Diejenigen welche mit Energie das geſteckte Ziel zu erreichen ſtrebten, haben die Berechtigung ein dauerndes Beſtehen, eine ſtets wachſende Macht und die Anerkennung der Nachwelt und der Geſchichte zu erwarten. So alt und bekannt und ſo oft beſtätigt durch die Geſchichte dieſe Sätze auch ſind, immer hat es doch Staaten und Herrſcherfamilien gegeben, welche dieſelben nicht achtend ihr Herabſinken von der einmal erlangten Höhe, ſowie ihren endlichen Untergang ſelbſt herbeigeführt haben."

Unwillig wandte ſich der Strengconſervative mit den Worten ab: „Gewiß der Anfang zu einem perfiden Artikel der berliner «Nationalzeitung» oder eines ähnlichen Organs der ſchlechten Preſſe; gewiß die Einleitung zu einer Diatribe gegen die Conventionen zu Warſchau und Olmütz oder einer boshaften Kritik des preußiſchen Verfahrens gegen Kurheſſen und Schleswig-Holſtein; ich mag dergleichen nicht hören." Trotz dieſer Erklärung las Referent weiter: „Deutſchland war, wie ja faſt zu allen Zeiten, in ſich ſelbſt zerriſſen und uneinig, nach außen hin verachtet und ohne Anſehen ... Vergleicht man mit dieſen traurigen Zuſtänden die deutſchen Verhältniſſe unſerer Zeit, ſo läßt ſich eine große Aehnlichkeit nicht verkennen. Auch jetzt noch iſt Deutſchland uneinig und darum kraftlos. Auch jetzt ſteht an der Spitze des Reichs eine längſt veraltete Behörde." „Da haben wir es", rief der Mann von der Rechten, „nun wird gegen den hohen Bundestag geeifert." „Die deutſchen Fürſten", fuhr Referent in ſeiner Vorleſung fort, „widerſetzen ſich auch jetzt wieder den weiſen Planen der Einigung ... Daher denn auch bei einem großen Theile des deutſchen Volks Unzufriedenheit und Mistrauen, welches nicht eher aufhören wird"— Weiter wollte unſer ſtrengconſervativer Freund ſeine Ohren nicht misbrauchen laſſen; in heftigen Worten brach er gegen die ruchloſen Literaten und Judenjungen los, die als ewige Feinde der Ruhe und Ordnung neue Revolutionen heraufzubeſchwören trachten, unabläſſig die Völker gegen ihre Fürſten aufſtacheln, Eigenthum, Religion und Familie abſchaffen wollen u. ſ. w. Endlich gelang es ihn zu unterbrechen und ihm begreiflich zu machen daß die eben vorgetragenen Stellen keineswegs einer oppoſitionnellen Zeitung entnommen ſeien, ſondern dem durchaus loyalen, zur Verherrlichung des hohenzollernſchen Fürſtengeſchlechts geſchriebenen Buche, deſſen Titel an der Spitze dieſer Zeilen ſteht. Der Strengconſervative gerieth nun in einige Verlegenheit und brummte über die Zweideutigkeit allgemein gehaltener Sätze, die ein gutgeſinnter Schriftſteller gänzlich vermeiden ſollte, weil ſchlechtgeſinnte Menſchen ſtets geneigt wären nichtsnutzige Folgerungen daraus zu ziehen. Schon aus dieſem Grunde würde er dem Verfaſſer den Preis welchen ihm die philoſophiſche Facultät zu Breslau zuerkannt hat nicht ertheilt haben. Gleichwol entſchloß er ſich die Schrift durchzuleſen und konnte am Ende nicht umhin einzuräumen daß der Zweck derſelben, „über die Thätigkeit eines der intereſſanteſten Fürſten der deutſchen und preußiſchen Geſchichte Aufklärungen zu geben und zu zeigen wie treu und feſt die Regenten des hohenzollernſchen Hauſes von jeher an Deutſchland feſtgehalten und die Einigkeit, den Ruhm und das Anſehen des großen Vaterlandes zu begründen und zu erhalten ſich bemühten", in lobenswerther Weiſe erreicht ſei.

Friedrich (als Burggraf von Nürnberg der Sechste, als Kurfürſt zu Brandenburg der Erſte) wurde zu Nürnberg am 21. September 1372 geboren; im Jahre 1415 erhielt er zu Koſtnitz vom Kaiſer Sigismund die Kurwürde und den Beſitz der Mark Brandenburg, doch erfolgte die Belehnung erſt am 15. April 1417. Das Eingreifen dieſes Fürſten in die deutſche Politik hat der Verfaſſer durch eine Beleuchtung der damaligen Verhältniſſe Deutſchlands mit guter Benutzung der Quellen und in anſprechender Form dargelegt; wenn er zu dieſem Behufe oft weit ausholt und viele Seiten mit Schilderung der Lage Deutſchlands, der Verſunkenheit des Klerus, der Regierung Wenzel's, Ruprecht's und Sigismund's, des Concils zu Koſtnitz und der Huſſitenkriege ausfüllt, ſo gereicht dies der Schrift nicht zum Tadel, da es zum vollſtändigen Erkennen der Wirkſamkeit Friedrich's I. meiſtentheils nothwendig erſcheint. Auf alle jene Ereigniſſe hier näher einzugehen kann nicht in unſerer Abſicht liegen; wir müſſen uns darauf beſchränken einige Proben von der Auffaſſungs- und Darſtellungsweiſe des Verfaſſers mitzutheilen.

„Friedrich war einer der ſchönſten Fürſten ſeiner Zeit. Originalgemälde ſtellen ihn dar als eine hohe, impoſante, wahrhaft fürſtliche Geſtalt. Das ſchöne Antlitz zeigt den Adel der Seele, die Hoheit des Gedankens, die Würde des Charakters; ein offener durchdringender Blick, eine hohe gebogene Stirne, ein langherabwallender Bart und blonde Locken, ſowie vollſtändiges Ebenmaß aller Züge und Formen zierten den Helden. Sein edle Ritterlichkeit, ſein Muth, ſeine immer ſiegreiche Kraft gewannen ihm die Herzen Aller, wie ſeine gewinnende Freundlichkeit und die dem wahrhaft edeln Charakter eigene Leutſeligkeit, welche ſtets mit wirklicher Hoheit vereint blieb, ihn zu einem Liebling der Armen und Unglücklichen machten, denen ſeine Hülfe niemals fehlte. Friedrich's I. Erziehung war eine in jeder Beziehung vortreffliche. Früh war ſein Körper an das rauhe Waffenhandwerk und die Ritterübungen gewöhnt worden, nicht weniger aber ſein Geiſt an ein gründliches Studium der Wiſſenſchaften und an die Ausübung wahrer Tugenden. An Bildung des Geiſtes und Reinheit der Sitten übertraf er nach dem Zeugniſſe der Quellen alle Fürſten ſeiner Zeit. Ein alter Genealog ſagt von ihm: er ſei unter den Fürſten ſeiner Zeit gleichſam der Morgenſtern inmitten der Wolken geweſen, welcher ſeine Strahlen nach allen Seiten hin ausgeſendet. Dieſer Ausſpruch iſt gerecht, ſowol in Beziehung auf den ſittlichen Charakter und die für jene Zeit außerordentliche wiſſenſchaftliche Bildung als auch auf den Scharfſinn und den alle Verhältniſſe klar durchſchauenden Geiſt des Fürſten. Er war nicht nur der deutſchen, ſondern auch der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache vollkommen mächtig. Auf ſeinen zahlreichen Kriegszügen führte er ſtets die Gedichte Petrarca's und die Annalen der Geſchichte mit ſich. Die bedeutendſten Gelehrten ſeiner Zeit, Martin V., Gerſon, Clemangis, Peter von Ailly und viele Andere ſtanden mit ihm in engem Verkehr. Er liebte, bewunderte und beförderte die Wiſſenſchaften. Ueberall ragte er durch ſeine Kenntniſſe wie durch ſeinen Verſtand und den ſchlagenden Witz hervor. Anerkennen des Verdienſtes, unnachſichtige Strenge gegen Anmaßung und gegen das Verbrechen, ſowie die unerſchütterlichſte Gerechtigkeitsliebe werden ihm allgemein nachgerühmt." Kurz dieſer Fürſt vereinigt auf eine merkwürdige Weiſe in ſich alle Tugenden und Eigenſchaften, „die ſeinen Nachkommen eigen waren".

Auf dem Koſtnitzer Concil nahm Friedrich I. eine hervor-

*) Ein zweiter Artikel folgt ſpäter. D. Red.

ragende Stelle als Freund und Rathgeber des Kaiſers ein. „In den ſchwierigſten Momenten, wo ein entſchloſſenes, weiſes Handeln nöthig war, ſehen wir Friedrich I. ſtets mächtig einwirken auf die Geſtaltung der Dinge. Wenn Unfriede zwiſchen dem Kaiſer und den verſammelten Vätern ausgebrochen, wenn die Väter unter ſich ſelbſt uneins ſind, wenn ſich das Concilium aufzulöſen droht, ſehen wir Friedrich I. die Parteien vermitteln; wenn es gilt über den Treubruch meineidiger Fürſten oder über die Gewaltthätigkeiten der Großen Recht zu ſprechen, appellirt der Kaiſer und das Concilium an die Weisheit des Burggrafen; wenn die Reichsacht gegen übermächtige Feinde vollzogen werden ſoll, ſteht Friedrich I. an der Spitze der Heere; wenn es gilt den Kaiſer mit den trotzigen Fürſten zu verſöhnen, iſt Friedrich I. der treue und gewandte Unterhändler der die Macht des Kaiſers und das Recht der Fürſten auf gleiche Weiſe zu wahren ſucht. Johann XXIII. flieht von Konſtanz, Friedrich I. erhält den ſchwierigen Auftrag ihn zurückzuführen und löſt dieſe Aufgabe mit Weisheit und Geſchick; Huß wird gegen das Recht und gegen das Wort des Kaiſers gefangen geſetzt, der Burggraf proteſtirt feierlichſt dagegen; das Concilium beſteht auf ſeiner unglücklichen Abſicht, die Papſtwahl vor der Reformation der Kirche vorzunehmen, Friedrich I. hält eine donnernde Rede gegen dieſen Plan. Oft genug tritt Friedrich I. den Wünſchen des Conciliums und der Päpſte entgegen; aber ſeine Weisheit, ſeine Frömmigkeit, ſein reiner Eifer für das Wohl der Kirche iſt ſo allgemein anerkannt daß die Päpſte ihn für ſich zu gewinnen ſuchen und das Concilium König Sigismund, welcher zur Beilegung des Schisma nach Spanien reiſte, bittet: nicht Ludwig von der Pfalz, ſondern den Burggrafen von Nürnberg zum Proteetor des Conciliums einzuſetzen." Die Verbrennung des unglücklichen Huß konnte der Burggraf freilich nicht verhindern. Ueber den Treubruch den Sigismund gegen Huß verübte erklärt der Verfaſſer: „Was die rechtliche Seite der Verurtheilung betrifft, ſo mag man ſich drehen und wenden wie man will, nimmer wird man doch zu der Ueberzeugung kommen, dieſelbe laſſe ſich rechtlich rechtfertigen. Die Einwilligung Sigismund's in die Verurtheilung des böhmiſchen Reformators, welchen er zu ſchützen ſich durch ſein kaiſerliches Wort verpflichtet hatte, bleibt immer ein Wortbruch. Wenn das Coneilium erklärte, Sigismund brauche einem Ketzer nicht Treue und Glauben zu halten, ſo iſt dies eine empörende Verletzung aller Moral. Das Wort eines jeden Mannes, vorzüglich aber das der Könige muß heilig und unverbrüchlich gehalten werden, ſei es auch einem Verbrecher gegeben worden. Mit ſeinen Worten und Verheißungen ſpielen iſt unköniglich." Friedrich I. ſah in der Einkerkerung des Huß eine offenbare Verletzung des kaiſerlichen Anſehens, in deſſen Hinrichtung eine unnütze Grauſamkeit. Daß er mit ſeiner Anſicht nicht durchdrang, lag nicht an ſeiner Läſſigkeit, ſondern an dem Fanatismus der Gegner des Huß.

Als nach Sigismund's Tode eine neue Kaiſerwahl vor ſich gehen ſollte, lenkte ein Theil der Kurfürſten, mit dem Erzbiſchof von Mainz an der Spitze, ſeine Aufmerkſamkeit auf Albrecht von Oeſtreich, ein anderer Theil aber auf Friedrich I. von Brandenburg. „Dieſe beiden Parteien ſtanden ſich ziemlich ſchroff gegenüber; namentlich wirkte der Biſchof Johann von Würzburg unter der Aegide des Kurfürſten von Mainz mit allen Mitteln der Wahl Friedrich's I. entgegen. Friedrich I. ſelbſt aber war längſt entſchloſſen die Wahl nicht anzunehmen. So ſehr ihn auch dies Zeichen der Anerkennung ſeiner Verdienſte um das Reich und der hohen Achtung der Kurfürſten erfreuend ſein mußte, ſo liebte er doch Deutſchland zu ſehr als daß er durch eine zwieſpaltige Wahl das Wehe deſſelben noch mehr vergrößert hätte; war doch er der einzige Fürſt geweſen welcher bisher mit Aufbietung aller Kräfte an der Herſtellung des Friedens und der Einigkeit im Reiche gearbeitet hatte! Er ſah wol ein daß wenn es Sigismund, welcher eine ſo bedeutende Hausmacht beſaß, nicht gelungen war, dem Unweſen in Deutſchland ein Ende zu machen und der königlichen Würde wieder Anſehen zu geben, es ihm bei ſeinem beſchränkten Länderbeſitz, bei dem unruhigen Zuſtande der Mark und Frankens, bei dem geringen Ertrage der erſtern, welcher fortdauernd Zuſchüſſe aus den Einnahmen in den fränkiſchen Beſitzungen erfoderte, noch weniger möglich ſein würde. Die Schwierigkeiten würden noch vermehrt worden ſein durch den Neid und den Haß der Reichsfürſten, welche über das ſchnelle Wachsthum der Hohenzollern um ſo erbitterter waren als ſie keinen Makel auf die Beſtrebungen derſelben werfen konnten und eingeſtehen mußten daß nur die Thätigkeit für das Wohl des Reichs, welche allen andern Fürſten fehlte, Friedrich I. die Liebe und Achtung Deutſchlands erworben und die Macht deſſelben geſchaffen hatte. Sollte alſo Friedrich I. eine Krone auf das Haupt ſetzen die er aller Wahrſcheinlichkeit nach bei ſeinem hohen Alter doch nicht lange, jedenfalls aber nicht zum weſentlichen Nutzen für Deutſchland hätte tragen können? Hätte er die Macht, das Anſehen, das Vermögen ſeines Hauſes dem trügeriſchen Glanze der römiſchen Königswürde opfern ſollen? Nimmermehr! Freilich wäre das Schickſal Deutſchlands ein ganz anderes geworden, wenn die römiſche Königskrone fortan im Hauſe der Hohenzollern erblich geworden wäre, als es wurde, da Friedrich I. ſie dem Habsburgiſchen Hauſe übertrug.*) Aber ob dies damals zum Heile Deutſchlands geweſen wäre, iſt eine andere Frage. Friedrich I. glaubte dies nicht und lenkte darum die Stimmen welche ihm beſtimmt waren auf Albrecht von Oeſtreich. Es iſt ein ſchönes und herrliches Merkmal der Fürſten des Hohenzollernſchen Hauſes daß ſie jede wirkliche oder ſcheinbare Vergrößerung ihrer Macht verſchmähten, wenn dies auf Koſten des Reichs oder zum Nachtheil deſſelben hätte geſchehen müſſen. In dieſer Beziehung wie in vielen andern ſteht das Hohenzollernſche Geſchlecht als ein glänzendes Muſter von Patriotismus und Größe da. Niemals hat ein Fürſt dieſer Familie ſein Intereſſe dem des deutſchen Vaterlandes vorangeſetzt, niemals durch Verrath, Liſt oder Bündniſſe mit den Feinden des Reichs ſeine Macht zu vergrößern geſtrebt, niemals die Noth Deutſchlands zu eigenem Nutzen ausbeuten wollen. Wo iſt das Fürſtengeſchlecht das ein Gleiches von ſich rühmen könnte, wo iſt dasjenige welches durch Entſagen groß und mächtig geworden wäre wie das der Hohenzollern?**) Wo ſind die Fürſten, welche gehandelt haben wie Friedrich I. und wie alle ſeine Nachfolger bis auf unſere Tage? Wo ſind die welche Kronen ausſchlugen, die ihnen dargeboten wurden durch die Stimme des Volks und der Fürſten, welche die Hohenzollern kühn hätten auf das würdige Haupt drücken und gegen alle Macht vertheidigen können, wenn nicht die Liebe zu Deutſchland und das Gefühl für Gerechtigkeit ſie daran gehindert hätte?" Ob dieſe letzten Sätze blos zur Lobpreiſung eines vor mehr als 400 Jahren geſtorbenen Fürſten dienen ſollen, oder ob ſie ganz beſonders darauf berechnet ſind die erhabenen Motive merkwürdiger Vorgänge aus der neueſten Geſchichte Preußens und Deutſchlands recht klarzumachen, wird der Scharfſinn der Leſer ohne Mühe herausfinden.

22.

Ferdinand Gotthelf Hand nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt von Guſtav Queck. Jena, Döbereiner. 1852. Gr. 8. 16 Ngr.

Gehört auch Derjenige dem hier die Pietät des Schülers ein Denkmal der Liebe und Verehrung geſetzt hat, gehört auch der am 14. März 1851 in Jena verſtorbene Geheime Hofrath Profeſſor Hand ſeiner weſentlichen literariſchen Thätigkeit nach

*) Referent geſteht daß er über das grammatiſche, logiſche und hiſtoriſche Dunkel dieſes Satzes nicht hat hinwegkommen können.

**) Auch dieſer Satz iſt uns nicht ganz deutlich, wenigſtens haben wir bisjetzt noch nicht gewußt daß der Große Kurfürſt und Friedrich II. durch eine beſondere Virtuoſität im „Entſagen" groß und mächtig geworden wären.

und zufolge ſeiner Stellung, welche derſelbe namentlich in Jena ſeit dem Jahre 1817 als ordentlicher Profeſſor der helleniſchen Sprache und Literatur bis zu ſeinem Tode einnahm, an und für ſich dem Gebiete der Philologie an, ſo darf er doch nicht blos von dieſer Seite und nach dieſer Richtung hin aufgefaßt werden, wenn man ihn nicht geradezu einſeitig auffaſſen will. Auch in andern Beziehungen des öffentlichen Lebens, auch als Staatsbürger wie namentlich als Menſch und Chriſt war Hand eine achtbare Perſönlichkeit, und der Verfaſſer der vorliegenden Monographie hat vollkommen Recht, wenn er ſelbſt bemerkt daß aus dem Bild, wie er es hier von dem Manne nach den einzelnen Zügen aufgeſtellt und wie man es ſich danach von dem ganzen Weſen deſſelben lebendig zuſammenſtellen kann, „vielleicht Manche, die von dem ungläubigen, unwiſſenſchaftlichen, einſeitigen Geiſte unſerer meiſt nur nach Schein und augenblicklichem Erwerb trachtenden Zeit befangen ſind, ebenſo wol Belehrung und Zurechtweiſung als Erhebung und Ermunterung ſchöpfen können". Namentlich unſerer heranwachſenden Jugend und den Jüngern der Wiſſenſchaft möchten wir, beſonders auch mit Hinſicht auf die S. 24 fg. und S. 90 fg. enthaltene höchſt ehrende Charakteriſtik Hand's, die Schrift ſelbſt angelegentlich empfehlen, aus welcher ſie zugleich nicht ohne großen Nutzen für ſich würden lernen können, worin Hand „die Aufgabe des menſchlichen Lebens und der wiſſenſchaftlichen Thätigkeit", ſuchte, und wie er ſein ganzes Leben hindurch den Grundſatz feſthielt daß „die Wiſſenſchaft nicht dem Leben entfremden dürfe und daß es Jedem obliege für das Gemeinweſen nach Kräften mitzuwirken", wie dies Hand ſelbſt vielfach in Jena gethan hat, indem er bemüht war auch dem Gemeinweſen ſeine Theilnahme und Fürſorge zu widmen, und dies z. B. nicht blos durch Gründung und Verwaltung einer bürgerlichen Verſorgungs- und Bildungsanſtalt und durch ſeine Mitgliedſchaft bei der ſtädtiſchen Armencommiſſion in Jena, ſondern auch durch ſeine Schrift: „Das Arbeitshaus als das vorzüglichſte Hülfsmittel in der Verwaltung des Armenweſens" (1838), bewieſen hat. Namentlich in dieſer Richtung empfiehlt ſich die vorliegende Schrift über einen Mann der ebenſo chriſtlich und fromm-religiös geſinnt als durchdrungen von inniger Liebe zur Menſchheit, die das alle ſeine Handlungen leitende edle Motiv war, durch ſein Beiſpiel deutlich gelehrt hat daß „die gelehrte Beſchäftigung mit dem claſſiſchen Alterthume nicht einſeitige, unpraktiſche, der Welt in ihren Fortſchritten entfremdete Menſchen bildet, ſondern ſolche die dem Reinmenſchlichen am nächſten ſtehen und ihre Thätigkeit von einem Standpunkte aus entfalten der nicht durch jeden leichten Anſtoß erſchüttert wird". Aber auch den Philologen muß dieſe Monographie über Hand in demjenigen Theile derſelben der deſſen wiſſenſchaftliche Thätigkeit und ihn ſelbſt als Lehrer und Schriftſteller betrachtet von beſonderm Intereſſe ſein, und wie überhaupt, ſo gewinnt die Darſtellung vornehmlich auch in dieſem Theile durch die darin mitgetheilten Auszüge aus Briefen von Heyne, Carus (Profeſſor in Leipzig), Paſſow, G. Hermann, von Weſſenberg und Andern. Von dem Miniſter Stein, deſſen Bekanntſchaft Hand im Jahre 1823 machte, wird hier S. 54 nach deſſen Mittheilung die intereſſante, auf alle Zeiten paſſende, namentlich auch unſere Zeit treffende Aeußerung, welche wir aus dieſem Grunde hier wieder hinſetzen: „Die Diplomatie iſt wie ein Kaleidoſkop, man darf nur ſchütteln, immer kommt eine Form heraus", ſowie ein Urtheil über den in Sachſen nicht vergeſſenen Miniſter Lindenau mitgetheilt, das wir als höchſt treffend bezeichnen möchten. Angehängt iſt die Grabrede des Geheimen Kirchenraths Schwarz in Jena, die derſelbe bei der Beerdigung Hand's gehalten und die einen würdigen Schlußſtein zu dem Bilde abgibt welches in der Schrift ſelbſt von Letzterm dem Leſer vorgeführt wird.

68.

Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Werthe. Von Julius Schaller. Mit einer Tafel Abbildungen. Leipzig, Geibel. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.

Da namentlich Herr Scheve wieder in Deutſchland für Phrenologie thätig iſt und vielfach behauptet wird, dieſe ſogenannte Wiſſenſchaft ſei in neuerer Zeit namentlich durch Combe in Edinburg ſo verbeſſert worden daß die Kritiken gegen ihre frühere Form und Weſenheit antiquirt ſeien, ſo war es an der Zeit daß jene von neuem geprüft wurde, und Schaller hat ſich dieſem Geſchäft mit ſorgſamem und gewiſſenhaftem Fleiß unterzogen. Er gibt eine Schilderung von dem Wirken und den Anſichten Gall's und Spurzheim's ſowie Combe's mit aller Unparteilichkeit, ſodaß man ihn ſelbſt für einen Anhänger halten könnte, prüft aber dann die Phyſiologie und Pſychologie der Phrenologen an Dem was von der Natur- und Geiſtesforſchung bisjetzt wirklich begründet und wiſſenſchaftlich erörtert iſt, und kommt da zu dem Reſultate daß der theoretiſche Werth der Phrenologie gerade ſo groß als ihr praktiſcher iſt, das heißt daß von ſolchem im Ernſte nicht die Rede ſein kann und das Ganze auf Hypotheſen und Zufälligkeiten beruht. Wer einer Belehrung über den Gegenſtand noch bedarf, dem ſei die Schaller'ſche Abhandlung beſtens empfohlen. 15.

Literariſche Beſtrebungen und Erfolge auf der Inſel Cuba.

Cuba iſt einer der letzten und prächtigſten Ueberreſte der einſt ſo gewaltigen Macht Spaniens in Amerika, ſeit Spanien Mexico, Peru, Buenos-Ayres und den ganzen jetzt in Republiken zerſetzten ſüdlichen Continent verloren hat. Von dieſer Auflöſung hat ſich Cuba vermöge ſeiner iſolirten Lage als Inſel glücklich freigehalten und es genießt jetzt ein materielles Wohlſein wie faſt die Vereinigten Staaten, da das alte Handelsmonopol von Cadix, Barcelona und Santander aufgehoben worden iſt. Politiſch iſt es fortwährend in der frühern Abhängigkeit von Spanien geblieben, beherrſcht von einem militairiſchen Oberbefehlshaber, der alle fünf Jahre wechſelt. Trotz aller Stürme in dem Mutterlande hing es treu an dieſem und hat nie einen Verſuch gemacht ſich loszureißen, die Sklavenaufſtände 1841 und 1843 abgerechnet; es fragt ſich daher wol was die Urſache dieſer Anhänglichkeit ſein mag, da doch ſo mancherlei Klagen, Wünſche und Verſchwörungen Einzelner gegen Spanien zum Vorſchein gekommen ſind.

Unzweifelhaft iſt die cubaniſche Geſellſchaft in ihrem Grundzug ſpaniſch, allein durch das transatlantiſche Land hat ſie zugleich eine Art Originalität erhalten. Es fehlt ihr die Kraft, die Energie, das Derbe der angloamerikaniſchen Race, dafür iſt in ihr eine gewiſſe ariſtokratiſche Trägheit und Ueppigkeit zum Vorſchein gekommen, eine Vergnügungsſucht die ſeltſam mit dem glühenden Blute Spaniens gepaart iſt. Der Cubaner iſt ſehr geſellſchaftlich. An etwas Ernſtes denkt er nicht, nur an Feſte und Befriedigung ſeiner Herzensneigungen. Der cubaniſche Pflanzer, der Sohn des Landes (hijo del pais), vergißt die Zukunft über der Gegenwart, er lebt nur für dieſe und verpfändet wohlgemuth die künftige Ernte. Dieſe frivolen Neigungen hindern den Creolen ebenſo ſehr ſich an der Verwaltung ſeines Landes zu betheiligen, als die ſpaniſche Regierung ihrerſeits beſorgt iſt alle Stellen mit hinübergeſchickten Spaniern zu beſetzen. Durch dies Verfahren hat „der Sohn des Landes" eine Art Nationalgefühl erlangt, welches gegen Spanien feindlich geſinnt iſt.

Einer der originellſten Typen der cubaniſchen Geſellſchaft iſt unſtreitig der Guajiro (der Landbewohner von Vuelta-Abajo, Guanajay), ähnlich dem Gaucho der argentiniſchen Pampas, aber weniger mit indianiſchem Blute gemiſcht und weit geſelliger. Er iſt ſehr genügſam und der fruchtbare Boden lohnt

ihm verſchwenderiſch die geringſte Mühe; natürlich macht ihn dies ziemlich träge. Dabei iſt er Dichter, Muſiker, Tänzer, eiferſüchtig, liebt ſein Pferd und die Hahnenkämpfe leidenſchaftlich, ſpielt und geräth mit der Polizei in manche Colliſion. Den Tag bringt er in Kaffeehäuſern und Schenken zu und geht des Abends zur jungen Guajira, der er die glühendſten ſelbſtgefertigten Lieder ſingt. Dieſe „Decimas cubanas“, wie ſie genannt werden, ſind ein wahrer Schatz von ländlicher und volksthümlicher Poeſie. Ein eigenthümliches Zeichen iſt es daß nach der Hochzeit der Guajiro in ſeiner Zuneigung nur noch zarter wird und aus ſeiner Frau ſeine Königin macht.

Cuba hat keine demokratiſche Revolution zu fürchten, denn es fehlt ihm das flottirende Proletariat, das vom Elend zum Haß und vom Haß zum Aufruhr gebracht wird. Es hat aber etwas ebenſo Schlimmes zu fürchten, die Neger. Nicht daß die cubaniſchen Sklaven es hart hätten, dazu iſt der Creole viel zu weich und er ſchont ſeinen Sklaven, dem er alle Mühe erleichtert und den er wenn er krank iſt ſelbſt pflegt. Bezeichnend iſt die Geſetzgebung die die ſogenannten Coartadoſklaven geſchaffen hat, d. h. ſolche die ſich durch kleine Abzahlungen allmälig frei kaufen dürfen; ja ein Sklave der Geld geſtohlen hat um ſich freizukaufen, bleibt nichtsdeſtoweniger frei, wenn er auch die Strafe des Diebſtahls verbüßen muß. Der Racenunterſchied, die Superiorität der weißen Race iſt in Cuba nicht weniger ſchroff als in Nordamerika; er erſtreckt ſich bis auf den Mulatten, und als etwas Großes ward es angeſehen daß der Mulattendichter Placido, der wegen einer Verſchwörung erſchoſſen ward, „an dem Tiſche der Weißen gegeſſen hatte und in den gewählteſten Cirkeln Havanas und Matanzas aufgenommen worden war, ſodaß ihm eigentlich Nichts fehlte“. Dieſe Abgeſchloſſenheit aller Farbigen will viel ſagen in einem Lande wo auf 1,000,000 Seelen 700,000 Farbige kommen.

Es gilt in Cuba als ſchimpflich den Boden zu bebauen, da dies Sache der Sklaven iſt; der ſchlechteſte Guajiro kauft ſich daher einen Sklaven, und ſelbſt der freigekaufte Neger kauft ſich einen ſeiner frühern Genoſſen und iſt dann immer der ſchlimmſte Herr. Aus dieſem Haß gegen alle Arbeit iſt ein Hang zur Unabhängigkeit, Unduldſamkeit und Unbeſonnenheit entſtanden, der ſich in dem lauteſten Zorne kundgibt, wenn eine kräftige Hand wie die des Generals Taco den weichen Creolen bei dieſer ſchwachen Seite anfaßt und jedes politiſche Murren mit Gefängniß oder Exil ahndet; dabei vergißt der Creole daß dieſelbe Hand auch zu gleicher Zeit die Spielhöllen ſchließt, die Diebe und Mörder nachdrücklich verfolgt.

Ein bemerkenswerthes Zeichen dieſer materiell ſo begünſtigten und politiſch ſo abhängigen Bevölkerung iſt ihr feiner und lebendiger Geiſt, eine angeborene Empfänglichkeit für jede Kunſt, eine außerordentliche Begierde zum Wiſſen und Lernen. Havana hat ſeine prächtigen Theater, Alamedas und Tacas, wo die italieniſche Muſik mit dem cubaniſchen Drama abwechſelt. Literariſche Geſellſchaften haben ſich überall gebildet, jede Stadt hat ihre Journale, in denen ſtatt der Politik Tauſende von Sonetten blühen, und ſelbſt im Innern der Inſel, in den Hato's von Puerto Prinzipe, wird man die Zeitung nicht vermiſſen. Cuba hat auch ſein zwar nicht zahlreiches, aber doch ausgezeichnetes Häuflein von Talenten, die in Amerika allerdings bekannter ſind als in Europa, wie Don Antonio José de Saco, Heredia, Placido, Milanes, Civillo Villaverde, Cardenas y Rodriguez.

Der Erſtere, Saco, der Verfaſſer zahlreicher Verſuche, wie „Mi primera pregunta“, „Examenes analitico-politicos“, „Supresion del trafico de esclavos en la isla de Cuba“ u. ſ. w., iſt ein ausgezeichneter Publiciſt, den die Kühnheit ſeiner Anſichten in die Verbannung gebracht hat. Die Andern ſind lyriſche oder dramatiſche Dichter und Sittenſchilderer. Einige, wie Heredia oder Placido, ſind in der Verbannung geſtorben oder füſilirt worden. Bei Allen zeigt ſich die Eigenthümlichkeit der cubaniſchen Geſellſchaft, ein geheimes Wühlen gegen das ſpaniſche Joch, der Kampf der Racen, das Blendende einer glänzenden Natur, der Wiederſchein des tropiſchen Himmels in den Charakteren und Sitten, überſchwellende Leidenſchaftlichkeit, die bewegliche Glut einer Exiſtenz ohne Schwerpunkt, wenn nicht ohne wahre Originalität. Man findet mehr äußern Glanz, mehr Einbildungskraft als innern Gehalt und als charaktervollen Fonds. „Die cubaniſche Literatur iſt“, wie ein cubaniſcher Kritiker ſagt, „die Literatur eines Landes ohne Geſchichte und Denkmale.“ Ein Allen gemeinſamer Zug iſt die untilgbare Liebe zu ihrem „theuern Cuba“, die oft zu einer Art von Verſchwörung gegen Spanien wird. Die Verſe des unglücklichen Heredia, des berühmten Verfaſſers der Ode auf den Niagara, ſind nichts Anderes als hyperboliſche Klagen, beredte Zornworte gegen den „ſpaniſchen Herrn“. Einzelne Gedichte, „Die Hymne eines Verbannten“, ein Brief „an einen wegen politiſcher Anſichten verbannten Freund“, „Der Genius der Freiheit“, „Der Stern von Cuba“, ſind glühende Verſe, die zwar in Cuba nicht gedruckt wurden, aber im Manuſcript von Hand zu Hand auf der Inſel gehen. Heredia iſt aber gleichwol kein revolutionnairer Dichter, ſeine Verſe ſind nur der ideale und glühende Ausdruck jenes unbeſtimmten Drangs nach Unabhängigkeit, der in der Bruſt der cubaniſchen Jugend tobt.

Der eigentlich revolutionnaire Dichter Cubas iſt vielmehr Placido, deſſen wahrer Name Gabriel de la Concepcion Valdes iſt und von dem ein Band „Poësias“ erſchienen iſt. Placido war Mulatte, die Frucht der geheimen Liebe einer reichen Creolin und eines Schwarzen. In ſeiner Jugend ſelbſt Sklave hatte er alle Härten eines ſolchen Lebens erfahren müſſen; bei dieſer Gelegenheit war ſein Talent geweckt und er ein begeiſterter, wenn auch incorrecter Dichter geworden. Seine Lage änderte ſich, er erhielt literariſchen Ruf, die ausgewählteſten Salons von Havana und Matanza nahmen ihn ausnahmsweiſe auf; er hatte hinreichende Mittel um unbeſchäftigt leben zu können, allein die Erinnerung an ſeinen erſten Stand verſchwand nicht, und in einem Gedichte: „Der Schwur“, regte ſich ſein heißes afrikaniſches Blut gegen den „Tyrannen“, dem er Untergang geſchworen und der nicht der „Spanier“ diesmal war, ſondern der „Weiße“. Placido wollte dieſen Schwur halten; eine Verſchwörung, deren Haupt er war, ſollte am 4. April 1844 losbrechen; das Geheimniß ward jedoch durch eine junge Negerſklavin des Dichters aus Eiferſucht verrathen und Placido einige Tage darauf erſchoſſen. Er blieb bis zum Ende ſtandhaft; eines ſeiner rührendſten Gedichte wurde von ihm in den letzten Augenblicken verfaßt, es iſt ein letztes Lebewohl an ſeine Mutter. Placido hat eine große Anzahl Verſe hinterlaſſen, Oden, Epiſteln, Sonette, Romanzen, „Decimas“. Die bemerkenswertheſten ſind: „Die Kaffeeblume“, „Der Fiſcher von San-Juan“, eine Hymne an den „Pan“, einen Berg in der Nähe von Matanza, und Octaven auf die „Nützlichkeit der Arbeit“, die beweiſen daß er keineswegs Demokrat im gewöhnlichen Sinne dieſes Worts war. Der Vorzug dieſer Gedichte beſteht nicht in der Correctheit, ſondern in der Begeiſterung und einer gewiſſen Originalität. „Es ſind“, wie er ſelbſt ſagt, „Geiſtesblumen ohne Cultur, ähnlich den Blumen der Gefilde meines Vaterlandes, reich an Duft, Glanz und Farben.“

Um ein nationaler Dichter zu ſein genügt es nicht die äußern Details einer Natur, die Tinten und Farben der Berge und Ebenen Cubas zu ſchildern; man unterliegt trotzdem fremden Einflüſſen. Dies zeigt ſich namentlich auch bei einem jungen talentvollen Dichter J. Jacinto Milanes, deſſen „Obras“ in vier Bänden vor kurzem erſchienen ſind. Der Einfluß des franzöſiſchen Romanticismus iſt in Gedichten wie „Der Bettler“, „Der Baſtard“, „Die Tochter des Armen“, „Das Gefängniß“, „Die Ramera“ (das Freudenmädchen), nicht zu verkennen, und wir finden die bekannten Declamationen und menſchenfreundlichen Schilderungen der Franzoſen darin wieder unter ſpaniſcher Form. Dagegen zeigen andere Gedichte von wirklicher Originalität, wie ein Sonett auf den „Winter in Cuba“, das einen eigenthümlichen Eindruck zurückläßt. „Die Guajirita von Yumuri“ iſt eine der reizendſten Compoſitionen von

Milanes. Die junge Guajira erwartet vergeblich ihren Liebhaber, Don Eugenio, der nach Matanzas gegangen iſt; ſtatt ſeiner kommt ein ſchwarzer Caravali der ihr einen Brief bringt. Don Eugenio hat ſich in der Stadt mit einer alten reichen Frau verheirathet und die Guajirita ſtirbt vor Liebesgram. In den meiſten Gedichten herrſcht, wie ſich ſchon in dieſem Skelett zeigt, eine gewiſſe dramatiſche Gabe, die der Lyrik fremd iſt; Milanes hat ſich daher auch ſchon auf dem Theater verſucht und ein Drama von ihm, „Der Graf Alarcos“, der ſeine Frau tödtete um dem Könige zu gehorchen, wie eine alte Legende der caſtiliſchen Poeſie berichtet, hat Erfolg gehabt; der cubaniſche Dichter hat aber leider in dem irrigen Streben einen philoſophiſchen und moraliſchen Sinn in ſein Werk zu bringen den urſprünglichen Charakter der Sage entſtellt.

Es iſt überhaupt der Fehler der zahlreichen cubaniſchen Dramen daß ſie dem ſpaniſchen Boden entnommen und auf einen Boden verpflanzt ſind der ihnen nicht entſpricht; es gibt einen „Peter von Caſtilien“, „Gonſalvo von Cordova“, „Bernardo del Carpio“, eine „Blanca von Navarra“, einen „Macias“, die unter den Händen der jungen Verfaſſer alle ihre urſprüngliche Bedeutung verloren haben.

Dagegen läßt ſich eine gewiſſe Originalität der „Volante“ und ähnlichen geiſtreichen Schilderungen nicht abſprechen. Die Volante iſt ein zierlicher, ganz niedriger Wagen, den keine Havaneſerin entbehren kann, da ſie ihr halbes Leben darin zubringt um ihre Bekannten oder die Läden zu beſuchen, auf dem „Paſeo“ den Abend zuzubringen oder die gewürzhafte Luft am Meeresſtrande einzuathmen. Von dieſem leichten und ganz localen Geſichtspunkt aus hat der Verfaſſer, Don Juan Cobo, einige lebendige Scenen hingeworfen, die an de los Herreros erinnern. Milanes hat ſich ebenfalls mit einigen ſolchen Skizzen im „Cubaniſchen Zuſchauer“ verſucht, allein ohne gerade große Beobachtungsgabe zu beweiſen.

Bis hierher vermag das Theater die Sitten Cubas nicht zu veranſchaulichen; dies thun erſt die Werke von Civillo Villaverde und Cardenas y Rodriguez. Der Letztere hat unter dem Pſeudonamen Jeremias de Docaranſa eine Reihe Skizzen des cubaniſchen Lebens geſchrieben: „Colleccion de articulos satiricos y de cortumbres“, und hat dabei eine feine Beobachtungsgabe und einen piquanten Blick gezeigt, der ſatiriſch über die Welt in der er lebt dahinſtreiſt und von dieſer die feinſten Nuancen aufnimmt. So ſchildert er in dem Educado fuera einen jungen Mann der ſich im Auslande ausgebildet hat und nach einigen Jahren, ſein Vaterland verachtend, für die fremden Sitten begeiſtert, zurückkehrt und auf dieſe Weiſe das Bild jener hiſpano-amerikaniſchen Welt darbietet wo Jeder nach der bittern Frucht der äußerſten europäiſchen Civiliſation ſtrebt, die doch für die jungen Länder ganz und gar nicht paßt; die Moral iſt dann daß allein eine ſtarke nationale Erziehung den verderblichen Einfluß fremder Erziehungen zu paralyſiren vermag. Ein ebenſo intereſſanter und in Cuba allein zu findender Typus iſt „der Verwalter eines Ingenio“. Ingenio iſt aber hier nicht etwa der Geiſt, die Vernunft, ſondern eine Zuckerrohrplantage. Der Verwalter einer ſolchen iſt gleichſam der zweite Herr, er herrſcht unbeſchränkt über ſie, ſpricht von ſeiner Plantage, ſeinen Negern, ſeinem Zucker und zieht ſich nach einigen Jahren reich genug zurück um entweder ſein Geld in Grundſtücken oder durch Ausleihen gegen hohe Zinſen zu verwerthen. Eine eigenthümliche Neigung, die man mit Provincialismus Spanien gegenüber bezeichnen könnte, iſt die Titelſucht der Cubaner, und Cardenas hat in einer trefflichen Satire „Un titulo“ den jungen Crescencio, dem Nichts zu ſeinem Glücke fehlt als ein Titel, geſchildert wie er ſich Tag für Tag abmüht, einen Grund aus welchem er einen verlangen könnte und eine angemeſſene Genealogie zu finden. Ein alter Onkel, echtſpaniſcher Erfindung, tröſtet ihn hierbei mit dem ſchlagenden Beweiſe daß er ja von Vaters und Mutters Seite mindeſtens von Adam und Eva abſtamme, und ſchließt ſeine beredte Auseinanderſetzung über das hohe Alter ihres Geſchlechts damit daß das Baskiſche das Idiom geweſen ſei in welchem Gott zu den erſten Menſchen geſprochen habe. Deshalb ſtammten auch die Biscayer von Adam und Eva ab; Crescencio's Mutter und er ſelbſt, der Onkel, wären aber Biscayer, alſo könne über ſeine berühmte Abſtammung gar kein Zweifel ſein.

Man darf übrigens bei dieſen leichten Skizzirungen und Verſuchen, dieſen Gedichten, dramatiſchen Scenen, Sittenſtudien u. ſ. w. nicht zu lange ſtehen bleiben, denn dieſelben ſind mehr geiſtige Anzeichen als Offenbarungen eines beſtimmten und bewußten Geiſtes. Man hat zwar geſagt, Cuba könne auch niemals eine wirkliche Poeſie haben, weil es ihm an Erinnerungen und Ueberlieferungen fehle. Allein die Aſche des Colombo, die in Havana ruht, die ganze dramatiſche Geſchichte der erſten Erforſcher und Coloniſten dieſer Gegenden bietet jedenfalls die großartigſten Erinnerungen. Freilich ſind die hiſpano-amerikaniſchen Geſellſchaften erſt noch im Werden begriffen, es fehlt noch die ſelbſtbewußte Einheit der Aggregationen, ſie gleichen der Kathedrale in Havana, die ein Gemiſch von gothiſcher, mauriſcher und urſprünglich mexicaniſcher Bauart iſt.

Was wird das Schickſal dieſer Königin der Antillen ſein? Es laſſen ſich nur Conjecturen aufwerfen. Entweder bleibt Cuba bei Spanien oder nicht, und im letztern Falle, was ſoll aus der vereinſamten Inſel werden? Eine der unglücklichen ſüdamerikaniſchen Republiken? Schwerlich; denn ſie befindet ſich ſofort der ſchwarzen Bevölkerung und der anglo-amerikaniſchen Race gegenüber. Eine Annexion an dieſe Bevölkerung aber hieße in ihr aufgehen; denn die weichen Creolen könnten den ſtarken, energiſchen nordamerikaniſchen Einwanderern unmöglich widerſtehen; ſie würden, wenn auch etwas langſamer als das dünnbevölkerte Texas, doch ſicher ebenſo wie dieſes amerikaniſirt. Fände dagegen eine ſolche Annexion nicht ſtatt, was werden die wenigen Creolen allein ohne Spanien oder Amerika gegen die Schwarzen vermögen? Unzweifelhaft würde ſich in der Inſel alsdann das Beiſpiel der blutigen Negerſuprematie Haitis wiederholen. Einer der ausgezeichnetſten Politiker, Saco, hat noch im vorigen Jahre in einer Broſchüre „Situacion politica de Cuba y su remedio“ auseinandergeſetzt daß eine Annexion ebenſo gefährlich ſei als Unabhängigkeit. Er irrt aber wenn er als Garantie für Cuba zunächſt eine gewiſſe Freiheit der Preſſe, gemeinheitliche Freiheiten, einen Rath mit berathender Stimme in Havana verlangt. Nicht politiſcher Hülfsmittel bedarf es jetzt, ſondern des Schutzes. Cuba iſt durch ſeine Lage bedrängt, die es allen Racen blosgibt. Dazu kommt die Abneigung der Creolen gegen alle Arbeit, das Liegenlaſſen von zwei Dritteln des fruchtbarſten Bodens, der Mangel aller Communicationswege im Innern und endlich die ſchlechte Geſetzgebung, die den Capitaliſten dem Grundeigenthümer preisgibt. Dieſer letztere Punkt iſt auch namentlich von dem Fiscalprocurator Vasquez Queipo in einer Schrift: „Cuba, ſeine Quellen, ſeine Verwaltung“ u. ſ. w., berührt worden. Die weiße Bevölkerung muß vorallem die ſo ungleich conſtruirte cubaniſche Geſellſchaft durch Civiliſation befeſtigen und die Regierung in weiſen Reformen unterſtützen. Cuba kann nur unabhängig bleiben wenn es ſpaniſch bleibt, es darf nichts Anderes ſein wollen, wie Saco ſich ausdrückt, als „ein blühender Zweig des ſpaniſchen Baums“. 16.

Notizen.

Der Fürſt Kaunitz.

Johann Georg Forſter hielt ſich auf ſeiner Reiſe nach Wilna, wo er eine Profeſſur angenommen hatte, längere Zeit in Wien auf. Beim Fürſten Kaunitz, dem genialen und mächtigen Miniſter, ward er wiederholt zur Tafel gezogen. Bekanntlich führte dieſe Gunſt, wie hoch man ſie auch anſchlug, einiges Bedenkliche mit ſich. Der Fürſt, ſo bizarr in ſeinem Geſchmack als großartig in Staatsgeſchäften, benahm ſich in ſeinen Sonderbarkeiten ſo abſelut daß ſelbſt die Kaiſerin Maria Thereſia mit ihrem Eichenſinn, wie ſie das Wort unrichtig, aber treffend ſchrieb,

im Verkehr mit ihrem Miniſter ſich in ſeine Wunderlichkeiten gefügt hatte. Nicht blos daß Kaunitz über Tiſche beim Mittagsmahle Abends 7 Uhr ſich die Zähne putzte und nach dem Fallen und Steigen der Temperatur eine Anzahl ſeidener Mäntel an- und auszog, wechſelte er auch leicht ſeine von Bewunderern verwöhnte Laune und konnte unhöflich werden, wie er denn einmal einer Dame, die einen ihm unangenehmen Wohlgeruch führte, das Wort zuherrſchte: „Entfernen Sie ſich, Madame, Sie ſtinken!" Forſter blieben ſolche Auffälligkeiten nicht unbemerkt, allein er erkannte hinter denſelben „einen vortrefflichen Charakter, ja Züge der Sanſtmuth". (Vergl. das höchſt intereſſante Leben Forſter's von H. Koenig unter dem Titel: „Haus und Welt", I, 170.) S.

Cook's Wohnhaus.

In Gateshead, einer der Vorſtädte von Newcaſtle, wird gegenwärtig das Haus das der berühmte Weltumſegler Cook im Jahre 1742 bewohnte abgetragen; nur die Kammer, in welcher er ſich gewöhnlich aufhielt wird ſorgfältig erhalten. Sie wird in einem Gartenpavillon des neuen Hauſes aufgeſtellt, der ganz beſonders hierzu erbaut worden iſt. Die Wände dieſer dem Aeußern nach ſehr unſcheinbaren Kammer ſind mit geometriſchen und aſtronomiſchen Figuren bedeckt, die Cook gezeichnet hat als er noch Kind war. 11.

Bibliographie.

Bibliothek geheimer Wiſſenſchaften. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Lichtſtrahlen aus dem unenthüllten Jenſeits. Beweiſe für die Fortdauer des Menſchen und der Seele nach dem Tode. Bekenntniſſe eines römiſchen Prieſters. Herausgegeben von A. Esquiros. Leipzig, Stoll. 16. 10 Ngr.

Carus, C. G., Ueber Geistes-Epidemien der Menschheit. Meissen, Goedsche. Gr. 8. 15 Ngr.

Cochut, A., Die Arbeiter-Aſſociationen. Geſchichte und Theorie der Verſuche einer Reorganiſation der Gewerbe, welche ſeit dem Februar 1848 gemacht worden ſind. Ins Deutſche übertragen von A. Wagner. Tübingen. Gr. 8. 12 Ngr.

Dallas, R. C., Ueber den Orden der Jeſuiten. Aus dem Engliſchen frei überſetzt und mit vielen Noten und hiſtoriſchen Erläuterungen bereichert von F. v. Kerz. Neu herausgegeben, verbeſſert und mit vielen Anmerkungen vermehrt von einem katholiſchen Geiſtlichen der Diözeſe Regensburg. 2te Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Demiurgos. Ein Myſterium. 1ſter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Du Mênil, A. J., Metriſche Erholungen für ſeine Freunde, zum Andenken an ſein ſechzigjähriges Pharmaceutenjubiläum herausgegeben. Celle. 12. 20 Ngr.

Die Geſänge der Serben. Von S. Kapper. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hammer-Purgstall, Die Geisterlehre der Moslimen. Wien. Fol. 1 Thlr. 6 Ngr.

Heine, H., Buch der Lieder. 10te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 16. 2 Thlr.

Heinzelein von Konstanz von F. Pfeiffer. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr.

Koenig, H., Auch eine Jugend. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Kretzſchmar, E., Der Kampf des Plato um die religiöſen und ſittlichen Principien des Staatslebens. Eine Gratulationsſchrift. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 15 Ngr.

Lasaulx, E. v., Zur Geschichte und Philosophie der Ehe bei den Griechen. München, Franz. Gr. 4. 1 Thlr.

Lubojatzky, F., Licht- und Schattenbilder. Novellen. Zwei Bände. Dresden, Schäfer's Separat-Conto. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lütkemüller, L. P. W., Unſer Zuſtand von dem Tode bis zur Auferſtehung. Geſpräch zwiſchen zwei preußiſchen evangeliſchen Geiſtlichen. Ein Fragepunkt zwiſchen der proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche. Leipzig, C. H. Reclam sen. Gr. 8. 1 Thlr.

Phull, C. L. Frhr. v., Verſuch einer ſyſtematiſchen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen unter Hinweiſung auf die gedrängte Ueberſicht der Kriegsgeſchichte Frankreichs ſeit der Regierung Philipps v. Valois bis zum Frieden von Fontainebleau im Jahre 1762. Nach der franzöſiſchen Urſchrift erſtmals veröffentlicht durch F. Frhrn. v. Batz. Mit 1 Beilage, 1 Plane und 1 Figurentafel. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schleiermacher's, F., Briefwechſel mit J. Chr. Gaß. Mit einer biographiſchen Vorrede herausgegeben von W. Gaß. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schneegans, L., Straßburger Münſter-Sagen, aus Urkunden, Chroniken und ſonſtigen Quellen geſammelt und dargeſtellt. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 6 Ngr.

Ticknor, G., Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien. Deutſch mit Zuſätzen herausgegeben von N. H. Julius. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 9 Thlr.

Tieck, L., Kritiſche Schriften. Zum erſten Male vollſtändig geſammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. 3ter und 4ter Band. — A. u. d. T.: Dramaturgiſche Blätter. Zum erſten Male vollſtändig geſammelt. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Der Vertrag zu Paſſau im Jahre 1552. Eine Denkſchrift für die evangeliſchen Chriſten in Deutſchland. Von W. R. Zwickau, Verlagsbuchhandlung des Volksſchriften-Vereins. 8. 3 Ngr.

Völker, J. W., Die Kunſt der Malerei. Enthaltend das Landſchaft-, Porträt-, Genre- und Hiſtorien-Fach nach rein künſtleriſcher, leichtfaßlicher Methode. Leipzig, R. Weigel. 8. 2 Thlr.

Tagesliteratur.

Ballauf, L., Das Recht eines Jeden an ſeiner religiöſen Ueberzeugung ungeſtört feſthalten zu dürfen. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Kalb, Ph. L., Predigt zur dritten Jubel-Feier der im Paſſauer Vertrage vom 2. Auguſt 1552 errungenen ſtaatsrechtlichen Anerkennung der proteſtantiſchen Kirche in Deutſchland, gehalten am 1. Auguſt 1852, dem 8. Sonntag nach Trinitatis. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2 Ngr.

Der Kampf des alten und des neuen Rechts im Leben und Leiden Jeſu. Eine Paſſionspredigt von einem Rheiniſchen Theologen. Elberfeld, Bädeker. Gr. 8. 3 Ngr.

Schröder, F. W. J., Von der chriſtlichen Bruderliebe. Predigt über Evangelium Johannis Cap. 13. V. 34. Gehalten am 26. Januar 1851. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze, G. A., Der Sieg über die Welt. Gaſtpredigt über 1. Johannis, Cap. 5, V. 4 u. 5, gehalten zu Stolp am Sonntage Rogate 1851. Berlin, C. Schultze. 8. 2½ Ngr.

Wolff, O., Des Curatus Mor. Effner zu Leubus Geſchichte der katholiſchen Pfarrei Grünberg in Niederſchleſien, nach ihrem traurigen Verhältniſſe zur Wahrheit und Wiſſenſchaft beleuchtet und dargeſtellt. In zwangloſen Heften. Grünberg, Weiß. 8. 6 Ngr.

Zahn, Warum verwirft der evangeliſche Glaube als Wahn vieles von dem, deſſen die katholiſche Kirche ſich rühmt zu haben. Ein Zeugniß evangeliſcher Wahrheit, veranlaßt durch die Angriffe, welche dieſelbe erfahren in der Antwort, welche Dr. Reinkens auf die Beleuchtung des neueſten Hirtenbriefes des Kardinals und Fürſtbiſchofs von Breslau hat folgen laſſen. Breslau, Schulz u. Comp. 8. 1½ Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. №. XXXVIII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Converſations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieſes Werks erſchien ſoeben die

dreiunddreißigſte und vierunddreißigſte Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Gabelentz (H. C. von der),

Beiträge zur Sprachenkunde. Erſtes bis drittes Heft. 8. Jedes Heft 24 Ngr.

Auch unter beſondern Titeln:

I. Grammatik der Dajak-Sprache. 24 Ngr.
II. Grammatik der Dakota-Sprache. 24 Ngr.
III. Grammatik der Kiriri-Sprache. 24 Ngr.

Früher erſchien ebendaſelbſt:

Ulfilas. Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe.** Zwei Bände. Mit drei Steindrucktafeln. 4. 1843—46. Geh. Druckpapier 16 Thlr., Velinpapier 19 Thlr.

Für Proteſtanten!

Johannes Hus,

der Märtyrer von Conſtanz.

Dichtung von Herm. Baum.

Dieſe Dichtung iſt bereits in der „Europa", im „Proteſtanten", in den hamburger „Kritiſch-literariſchen Blättern" und in der darmſtädter „Kirchenzeitung" ſehr günſtig beurtheilt und empfohlen, auch bereits in Oeſtreich auf Befehl des k. k. Militaircommandos **verboten** worden.

Magdeburg.

Albert Falckenberg & Comp.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Auguſt. Nr. 501—504.

Inhalt: Gummilack, Schellack und Siegellack. — Das Wetterſchießen. — Nur ein Schäſer. — Der Rheinfall bei Schaffhauſen. — Betel. — Der Bialowiczer Urwald im ruſſiſchen Gouvernement Grodno. — Aus Zwingli's Briefen an ſeine Brüder. — Antilopenjagd mit Leoparden. — Theure Unſterblichkeit. — Das Feſt der Himmelfahrt Mariä zu Meſſina. — Zähes Leben der Wölfe. — *Die Feinde des Tabacks im Thierreiche. — Das Mosquitoland und die Mosquitoindianer. — Die erſte Waffenthat. — Ein erſter und letzter Ritt. — Dienſteifer. — *Don Carlos von Spanien im Gefängniſſe. — Der Alligatorſee bei Karatſchi in der oſtindiſchen Provinz Sind. — Der Maler Ringe. — Reiſendes Seewaſſer. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hebräiſche Grammatik

nach neuen, ſehr vereinfachten Regeln und Grundſätzen mit polemiſchen Anmerkungen, wie auch mit Beiſpielen zur Uebung verſehen. Verfaßt von **J. M. Rabbinowicz.** 8. (Grünberg.) 1851. Geh. 1 Thlr.

Illuſtrirte
Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

Auguſt. Nr. 32—35.

Inhalt: *Der Hund. — Treue Freundſchaft. — *Felſenkanal in Niederöſtreich. — *Huebmer's Durchſchlag am Geſchaid. — Herdmandli. — Der geizige Hamſter. — *Das proteſtantiſche Bet- und Schulhaus im Naßwalde. — Auguſt. — *Die Inſel Corſica. — *Lord Roſſe's Rieſenteleſkop. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. — Lebensweisheit. — *Die Pantherkatze. — *Schloß Falkenſtein im Harz. — Das Huhn. — Das Vöglein und der Jägersmann. — *Der Badeſchwamm. — Abendlied. — *Beim Spaziergang. — *Algier. — Der Sonnenuntergang. — Waldvöglein. (Nebſt Compoſition.) — Troſt der Nacht. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im September 1852. F. A. Brockhaus.

In der Buchhandlung von **C. E. Klinkicht und Sohn** in **Meissen** sind soeben erschienen:

Curae secundae ad T. Livii Historiarum reliquias ex palimpsesto Toletano erutas. Edidit Dr. ***Joh. Theoph. Kreyssig,*** Afranei Professor emeritus. Misenae. 8. Preis 5 Ngr.

Diese kleine Schrift, durch die neuern Bearbeitungen der von G. H. Pertz zuerst herausgegebenen Bruchstücke der Geschichtsbücher des Livius veranlasst, enthält einen nicht zu übersehenden Nachtrag zu desselben Verfassers **Commentatio de T. Livii Historiarum reliquiis ex palimpsesto Toletano erutis,** die den **Annotatt. ad T. Livii libros XLI—XLV ex codice olim Laurishemensi, nunc Vindobonensi, a Sim. Grynaeo editos; Misenae, 1849,** als Beilage angehängt worden ist.

Erſchienen iſt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Italieniſcher Novellenſchatz.

Ausgewählt und überſetzt von **A. Keller.**

Sechs Theile. 12. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 10 Ngr.

Den Inhalt dieſes Werks bilden 150 italieniſche Novellen, von dem rühmlichſt bekannten Profeſſor A. Keller in Tübingen überſetzt, als eine chronologiſche Reihe von charakteriſtiſchen Proben der italieniſchen Erzählungskunſt, eine Geſchichte der italieniſchen Novelliſtik in Beiſpielen. Dieſe Blüten der italieniſchen Literatur, der anerkannten Meiſterin auf dem Gebiet der Novelle, liefern die mannichfachſten Beiträge zur Cultur- und Sittengeſchichte Italiens und werden dem deutſchen Publicum die anziehendſte Unterhaltung gewähren. Des größten italieniſchen Erzählers, Boccaccio's, Novellen hat der Ueberſetzer von ſeinem Plane ausgeſchloſſen, weil dieſelben bereits in der „ausgezeichneten“ Ueberſetzung Witte's erſchienen ſeien, welche den Titel führt:

Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron. Aus dem Italieniſchen überſetzt von **K. Witte.** Zweite verbeſſerte Auflage. Drei Theile. 12. 1843. 2 Thlr. 15 Ngr.

Soeben iſt erſchienen:

Notizen für praktiſche Aerzte

über die

neueſten Beobachtungen in der Medicin,

von **Dr. F. Graevell,** Arzt in Berlin.

Vierter Band, erſte Abtheilung, 21 Bogen. Lex.-8. Broſch.

(Preis des in 3 Abtheilungen vollſtändigen Bandes 5 Thlr. 20 Ngr.)

Die zweite Abtheilung befindet ſich unter der Preſſe und wird in wenigen Wochen ausgegeben.

Berlin, im Auguſt 1852.

Auguſt Hirſchwald.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſcheint:

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

Auguſt. Nr. 32—35.

Inhalt: Ueber Kartoffeln und die Ermittelung des Stärkegehalts derſelben. — Bemerkungen zu dem Aufſatze: „Die Quelle der Kartoffelfäule“ in Nr. 22 und 24 d. Bl. — Meine Beobachtungen über die Kartoffelkrankheit. — Ueber das beſſere Kochen der Speiſekartoffeln nebſt den dazu gehörigen zwei Apparaten. — Hefe für Brennereien. — Empfehlung vorzüglicher Getreidearten zur Herbſtbeſtellung. — Die Kartoffelkrankheit betreffend. — Die Impfung der Lungenſeuche. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 32—35.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeſchichte eines unſerer beliebteſten Romanſchriftſteller: **Heinrich Koenig** in Fulda, des Verfaſſers von „William Shakſpeare“ (zweite Auflage, 1850), „Die Clubiſten in Mainz“ (1847) u. ſ. w., die den Leſer in eine ſchon ziemlich vergeſſene Zeit zurückverſetzt und ihm Zuſtände der Geſellſchaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit erſetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebniſſen abgeht. „Knabenwege“ und „Studentenwandel“ ſind die Hauptabſchnitte dieſer anziehenden Selbſtbiographie überſchrieben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 39. —— 25. September 1852.

Inhalt.

Bogumil Goltz. Von **Max Waldau.** — Hahnemann und ſein Monument. — Literariſche Mittheilungen aus Berlin. — Zur Geſchichte des Tugendbundes. — Athanaſium, ein Vorſchlag Herder's. — Die polniſche Schriftſtellerin Anna Rakwaſka. — **Notizen, Bibliographie.**

Bogumil Goltz.

Ein Jugendleben. Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen von Bogumil Goltz. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 5 Thlr.

Man verlangte wenig Anderes als eine neue Cirkelquadratur, wenn man die Frage aufwürfe: Wo erlebt und lebt ein Deutſcher nicht Deutſches? Gäbe es eine in aller Form hölliſche Localität, eine ſolche wie ſie kürzlich in Neiſſe, dem „ſchleſiſchen Rom", von einem der Jeſuitenmiſſionare unter obligatem Heulen und Zähneklappern der andächtigen Altweiberſchaft mit ſoviel Folterkammerkennermiene und ſo einleuchtender topographiſcher Genauigkeit abgeſchildert worden, daß der Gedanke nicht zu vermeiden war, es ſeien dem ehrwürdigen Herrn die Karten, Riſſe und Regiſter des ſataniſchen Generalſtabs zur Verfügung geweſen, — eine Hölle nämlich in welcher „ſchwarze" Flammen brennen und Scharen koloſſaler Rattenungethüme mit glühenden Zähnen an geknebelten Sündern nagen, — gäbe es eine ſolche, und hätte ſie, wie zuverſichtlich zu erwarten ſteht, auch Deutſche zu Bewohnern, ſo würde doch auch dort die Kunſt Meiſter Uriel's und ſeiner gewiegteſten Helfershelfer an der Charakterzähigkeit unſerer theuern Landsleute zuſchanden. Die Hölle ſelbſt müßte Zeugin und Bühne gründlichſt gemüthvoller Familientableaux werden, die ewige Macht der Gefühle zerfräße die aus dreifach hölliſchem Geſtank, aus Asphalt, Pech und Schwefel geknoteten Stricke der Gefangenen, der Sohn ſtürzte aus den ſchwarzen Flammen hinüber in die Rattenſphäre, um die Beſtien fortzutreiben denen der liebe Papa als ewige Reſtauration angewieſen worden, — der Liebende ſtürmte unaufhaltſam zu einer letzten Umarmung an die bereits angeknabberte Bruſt der holden Geliebten, — Gruppen ſtellten ſich zuſammen, ſo ſcheußlich-innige Gruppen daß zuletzt den Teufeln Nichts übrig bliebe als nolens volens Rührungsthränen zu vomiren und vom erſten beſten Slowaken Rattenfallen einzuhandeln. Welch prächtigen Uebergang zur officiellen Barmherzigkeitslehre hätten die Clowns der Kirche gehabt, welch unerſchöpflichen Rührſtoff, wenn ſie die dogmatiſchen Schwierigkeiten außer Acht ließen und derartige Fälle draſtiſch aufgeputzt in Scene ſetzten! Einem Publicum das ſich ernſthaften Geſichts eine unpoetiſche, hyper-Dante'ſche Hölle zu Herzen nimmt, kann man wol auch ohne Gefahr eine Doſis Heterodoxie einrühren. Die „Guten" glauben Alles aufs Wort, und den räudigen Schafen werden und wurden ſolche Pillen nie verabreicht. Auch die Patres verließen unſers Wiſſens ihren klugen Boden nur in Neiſſe, wo allerdings die Magen für **jede** Speiſe aus dieſer Küche hinreichend präparirt ſind und wo nur etwa East-India-pickles einen außergewöhnlichen Reiz hervorrufen. Dort müſſen die Flammen ſchwarz ſein und die Ratten glühende Zähne haben, für den gemeinen Apparat Beelzebub's iſt man bereits abgeſtumpft, denn von ihm iſt alle Tage die Rede. Man ſieht und lernt dort alle Tage mehr von Dem was zwiſchen Erde und Himmel vagirt, als unſere Schulweisheit ſich träumen läßt. Galt doch dort auch als **Beweis** der Unſterblichkeit der Seele der nach einer Kunſtpauſe triumphirend hinuntergeſchleuderte Satz: daß noch Niemand das Gegentheil bewieſen habe.

Fort damit! Am Ende polemiſirt Niemand beſſer und formrichtiger gegen dies ganze Treiben als Hr. Renz in ſeinem Circus. Was ſind alle Rundſchreiben und Proteſte der Conſiſtorien gegen einen kunſtreitenden Jeſuiten, der ſich in eine Menge verſchiedenſter Geſtalten, ſelbſt in unzweideutig weibliche verwandelt? Das nenne ich ad oculos demonſtriren. Und wie köſtlich ſchallt das Gelächter von tauſend Menſchen durch den Raum, die alleſammt die Entkappung des ſchleichenden Schwarzrocks bejubeln. Nur ſo wird die Komik der Verzweiflung, die in jenen Reden ihr Weſen treibt, mit der rechten Münze heimgezahlt.

Aber genug des Scherzes; zurück von dem Welſchthume und ſeinen Conſequenzen zu unſern wackern Deutſchen, zu den mit unverlöſchlicher Tinte geſchriebenen Zügen ihres Charakters. Und es iſt wahr, ſo bekannt und bewährt ſie auch ſein mögen, die deutſche Univerſalität, der deutſche Hang Fremdem nachzugehen, die deutſche Schmiegſamkeit und unſere Achtung und Empfänglichkeit für fremde Sitten, immerhin iſt die Intenſität des ſpecifiſch-deutſchen Weſens doch ſo bedeutend daß es in allen Verhältniſſen und unter allen Himmelsſtrichen der Sachlage ſeine eigenſt-eigene Färbung anzündet. Wir laſen private Briefe Ausgewanderter aus Chile und fanden auch über dem Fremdartigſten dergeſtalt den heimatlichen Nebel von Lindenblütenduft und kritiſcher Schwefelſäure gelagert daß wir die Verwandten hätten unter jeder Sprache und jedem Namen wiedererkennen müſſen. Sie waren in ihren Poncho gewickelt geblieben was ſie im Paletot geweſen; ſie hatten ſich in der Pracht ſüdlicher Natur ein Stück reindeutſches, hinreichend pfahlbürgerlich-zugeſtutztes Hausleben hergerichtet und etwa auch manches von Dem noch mit zarter Pietät zu conſerviren gewußt, was ſie angeblich von hier vertrieben hatte. Das Kreuz des Südens blickt herunter auf dieſelbe hergebrachte Manier gemüthlichen Denkerdaſeins, die unſerm himmliſchen Bärenpaare nachgerade Langeweile und Gähnen verurſachen könnte, ohne daß man ſie darum blaſirt ſchelten dürfte. Wir laſen gleiche Berichte aus Texas und Jova, aus Californien und Auſtralien, und überall, bei den snapping-turtles der Ceberſümpfe wie bei den Muſtangs der Prairien, unter Goldgräbern und Schafzüchtern regte ſich im Großen derſelbe Geiſt, herrſchte dieſelbe Auffaſſung des Neuen und Ungewohnten, dieſelbe Liebe für traulich-enges Zuſammenhocken, dieſelbe Sehnſucht, dieſelbe Sorgfalt und Sorge. Anhänglichkeit iſt der Name des Deutſchthums, und daher mag der Satz von der deutſchen Treue ſtammen, gegen den die Geſchichte Italiens auf jeder Seite Proteſt einlegt. Jammern doch ſelbſt „Demokraten" über die handelspolitiſchen Wirrſale der Gegenwart, die nun doch höchſtens ein paar Staaten unmöglich machen können; laſſen ſie doch Kaſſandrarufe ertönen, weil man für gut findet die deutſche Flotte gleich brüchigem Kaffee oder gewäſſerten Cigarren unter den Hammer des Auctionators zu bringen. Was kann ihnen daran liegen, zumal jetzt wo ihre Conſequenz eine peſſimiſtiſche ſein muß! Reminiscenzen ſind es, unwillkürliche Regungen der Gemüthlichkeit und Anhänglichkeit, des Widerwillens gegen die Störung ſpießbürgerlichen Beieinanderbleibens ſelbſt bei der Partei die man am liebſten die gemüthloſe nennen möchte. Keine andere Nation hat eine ſo mächtig-zähe, unverwüſtliche innere Farbe als jene, die es nun einmal nach außen zu keiner Nationalfarbe bringen ſoll. Wenn der Verfaſſer des vorliegenden Werks das Wort für das von ihm gewählte Motto haben will, ſo darf er getroſt gelten laſſen daß des Deutſchen Vaterland in jedes Einzelnen eigenem und Allen gleich eigenem Sinne liegt. Auf die andern Völker will die ſchwunghafte Apoſtrophe von Wilibald Alexis darum nicht recht paſſen, weil ſie nebenbei ein wirkliches, vollgültiges Vaterland haben. Dem Deutſchen aber, auch wenn ihm Heimatſchein und Paßkarte verweigert werden ſollten, dem Deutſchen iſt die Heimat angeboren; ſie iſt ihm ein treues Vademecum, ein spiritus familiaris, der unveräußerlich wieder zu ihm zurückkehrt, wie oft und wie er ihn auch loswerden wollte.

Bogumil Goltz iſt offenbar ein Deutſcher, ſo ſehr man nur einer ſein kann, auch wenn ihn die locale Heimat zufällig Bogumil und nicht Gottlieb heißen ließ. Was Wunder alſo daß er auch aus Weſtpreußen ein bis in die letzte Faſer hinein deutſches Buch bringt, ein Buch das ſo recht halb Lindenblütenduft, halb ſchwefelſauere Kritik iſt und ſchon auf dem Titel ſein vollbürtiges Deutſchthum bekundet. Ein „biographiſches Idyll"! Man kann trotz der Fremdwörter unmöglich einen deutſchern Titel erfinden.

Valdivia iſt zwar ein wenig weiter als Danzig, aber es dürfte trotz der Nähe und trotz der reichen hiſtoriſchen Vergangenheit, die jene erſt den heidniſchen Preußen, dann dem Orden und endlich den Polen Schritt um Schritt abgekämpften Lande beſitzen, eher ſchwerer als leichter ſein in Weſtpreußen mit Behaglichkeit deutſch zu bleiben als am Rio Nuble oder am Biobio. Die Geſchichte bietet zwar der einen deutſchen Richtung Nahrung genug, aber das Land an ſich iſt nicht behaglich und widerſtrebt dem Zuſammenhocken geradezu. Es iſt nicht arm, an vielen Stellen ſogar ſehr reichgeſegnet, aber es hat dennoch allenthalben einen gewiſſen unlieben Anſtrich der Aermlichkeit. Der Mangel an Straßen und an einer lebhaften Handelsſtrömung, Uebelſtände denen auch heute noch lange nicht genügend abgeholfen wird, ließ den Werth großer Flächen und ihre Ertragsfähigkeit auf ein Minimum zuſammenſchrumpfen und hinderte zugleich eine glückliche Zerſtückelung des Bodens und das Entſtehen neuer Wohnorte. Die Dörfer liegen zum Theil ſehr weit auseinander, zwiſchen ihnen dehnen ſich noch große Waldſtrecken und viel Brachland. Die Producte an Feldfrüchten ſind vortrefflich, aber das ſchwierige Schleppen des Getreides zum Marktplatze, die Entfernungen vom Lande zur Stadt und die Unmöglichkeit mit derſelben Waare den Weg zwei mal zu karren, mit einem Worte, die localen Bedingungen machen ein wohlhäbiges, ſich ſtattlich präſentirendes Leben dort nur einer noch weit geringern Zahl möglich als anderwärts. Die äußere Erſcheinung iſt dem innern Gehalte völlig analog. Die Lachen, die häufig genug in verſchiedener Ausdehnung als Seen und Teiche ſtehen geblieben ſind, ſpiegeln viel unfreundliche Baracken gedrückten und verfallenen Ausſehens, und mehr als ein morſcher, mit mooſigen Schindeln und zerfreſſenen Blechen bedachter Kirchthurm verſpricht den Einſturz eher als der St.-Stephan in Wien, deſſen letztes Stündlein bereits durch die Zeitungen verkündet war. Die Wälder, ſelbſt die ſtattlichen Eichenforſten, haben wol ſaftigen Wuchs, aber keinen Schwung und gerade wo ſie am üppigſten ſind

ein durch Ueberſchwemmungen wildeſter Art zerſchlöttertes Aeußeres. Der Sommer iſt kurz gemeſſen. Es liegt Etwas, das wir nicht anders als Unſicherheit zu nennen wiſſen, über den ſchönen Jahreszeiten, ſie huſchen auf den Zehen vorüber. Eine recht bildhafte Einheit der Landſchaft zeigt ſich erſt im Winter, wo denn auch die zugefrorenen Seen durch Fiſchfang bei Spanbeleuchtung belebt zur Geltung kommen. Referent ließ ſich ſagen daß die von Bränden umflackerten Wunenlöcher des Nachts mit den vorübergleitenden bepelzten Menſchengeſtalten und den weithinzuckenden Lichtſcheinen zumal dann eine wahrhaft magiſche Staffage geben, wenn man über eine ſchmale Strecke des Sees hinweg jenſeit der ſchwelenden Feuer ein matt von Mondſchein überlaufenes, halb in Schnee begrabenes Städtchen ſieht. Und das läßt ſich wol glauben; das Bild dürfte aber anderwärts wenig anders ausſehen, hat alſo nichts beſonders Charakteriſtiſches. Zu jeder andern Zeit vollends ſind die nordiſchen deutſchen Länder, auch die flachſten beſſer bedacht. Ihr Baumſchlag iſt reichhängender und in Einem maſſiver und eleganter, die Ueppigkeit ihrer Marſchen kennt alle Welt, und wer jemals in Mecklenburg oder Holſtein war, der erinnert ſich gewiß mit Vergnügen der Sauberkeit, die dort in der Regel auch die ärmſten Wohnungen ziert, ſowie der weißgetünchten, nach den Seiten von breitgeſchnittenen, flachen Lindenſchirmen geſchützten Häuſer und der ſpitzgiebeligen Rohrſchauben- und Ziegeldächer, die ohne Anſpruch auf Regelmäßigkeit gerade nur nach dem Bedürfniß der Bequemlichkeit, Behaglichkeit und Nützlichkelt zuſammengeſchoben ſcheinen. In Weſtpreußen dagegen iſt die Unterlage in jeder beliebigen Beziehung eine weſentlich polniſche, und es gibt für Deutſches kaum einen ſchlimmern Roſt als ſlawiſche Elemente. Wir ſprächen für Den wenigſtens nichts Abſurdes aus, der da weiß welche forſtvernichtende Servituten in Rußland und Polen noch heute beſtehen und welchen Widerwillen namentlich der Ruſſe gegen alles neue Pflanzen und Cultiviren von Bäumen hat; wir ſagten durchaus nichts Unmögliches, wenn wir behaupteten: der Slawe beſitze die Fähigkeit ſelbſt Gegenden zu verhäßlichen.

Von der Geſchichte des Landes iſt plangemäß in dem Goltz'ſchen Werke nicht die Rede, und mit Landſchaftsbildern begabt es uns nur ſelten und flüchtig. Letzteres iſt zu bedauern, da dies Buch uns nun doch einen Erdſtrich näherrückt, der in der Literatur unſers Wiſſens bisher nicht durch Schilderungen vertreten iſt. Es wäre darin, da die Abwechſelung nicht eben übertrieben ſein dürfte, leicht eine gewiſſe Vollſtändigkeit zu erreichen geweſen, die den Werth der allerdings ohnehin reichhaltigen Arbeit noch um ein Beträchtliches erhöht hätte. Freilich wäre dadurch eine ſichtbare „Zweckbefliſſenheit" eingeſchmuggelt worden, aber hält denn der Verfaſſer das im Vorworte aufgeſtellte Programm wirklich feſt? Er ſagt nämlich, nachdem er mit etwas barocken Wendungen und nicht allenthalben klar verſtändlichen Gedankenevolutionen der erzählenden Literatur der Neuzeit eine Reihe unleugbarer und andererſeits irrthümlicher Mängel vorgehalten:

> Ich aber möchte ein Buch ſchreiben, worin ich mal (!) Kunſtkritik, Politik, Gegenwart, Sittlichkeits- und Zweckbefliſſenheiten loswürde; Tendenzen ſo und ſo! ein Buch das mich und meine Leſer vergeſſen ließe, was dieſe verzwickte Plagewelt Alles von dem armen Menſchen fodert und will und was er ihr Alles ſchuldig ſein ſoll.

Hieran reihen ſich neue Philippiken gegen die Kargheit in der Poeſie, die vielfach zu Recht ſtehen, und neue Dithyramben, die den Inhalt eines angeblich rechten Buchs ohne „verwickelte Fabel, Muſtercharaktere, Tugendhelden und Märtyrer" näher bezeichnen ſollen. Es handelt ſich der Vorrede nach dem Verfaſſer alles Ernſtes darum, „wenigſtens in der Poeſie, im Romane den menſchlichen Martyrien zu entfliehen". Er möge uns verzeihen, wenn wir ihm ſagen müſſen daß er damit rundweg jede poetiſche Production unmöglich macht, alle Hebel der Bewegung außer Thätigkeit ſetzt und wenn überhaupt irgend Etwas, höchſtens engherzigſtes Spießbürgerthum und kleinlichſte Einſeitigkeit darzuſtellen wüßte. Und auch dies hätte noch ſeine unveräußerlichen Martyrien, ſeine Sittlichkeits- und Zweckbefliſſenheiten. Und was die Liebe anlangt, von der auch Niemand mehr Rechtes verſtehen ſoll, ſo iſt ſie erſtens auch in dieſem Jugendleben als „Martyrium" aufgefaßt, ja ſie wird mitunter ein ſolches für den Leſer, und zweitens iſt ſie heute nicht ein Haar anders als ſie immer war. Das ſind Klagelieder von der guten alten Zeit, von der wir längſt wiſſen daß ſie keinen beſſern Grund haben — als daß die Klagenden damals jung, d. h. im vollen Lebensrechte waren. Sie bejammern den Verluſt ihrer eigenen Jugend und meinen: nicht ſie, ſondern die Zeit ſei heruntergegangen. Die Liebe gilt und ſchafft ſeit Jahrtauſenden gleich, aber ſie verſteht ſich nun doch nicht leicht dazu, Dinge die nur für Zwei warm und innig ſind breitſchweifigſt, ohne dem Leſer auch nur das geringſte Zucken einer Fiber zu erlaſſen, im ärgſten Interjectionsſtile für ein Buch auszubeuten und drucken zu laſſen. Wir wiſſen ſolche allzu ausgedehnte epiſche Gewiſſenhaftigkeit, wenn ſie nicht durch ganz beſonders kräftigen Humor Reiz erhält, der Anſicht des geehrten Verfaſſers entgegen durchaus nicht zu rühmen und geſtehen offen daß uns die betreffenden Stellen auch in ſeinem Werke nicht des Sinnes, wol aber der gleichmäßig gezogenen, da und dort geradezu langweiligen Darſtellung wegen leidig geweſen ſind. Es mag Naturen geben denen dies Saugen und Preſſen an einem herzinnerlichſten Gefühle natürlich iſt, aber in der geſchriebenen Liebe macht ſich dies Genre unnatürlicher als jedes andere. Nichts ſieht bläſſer und nüchterner aus als gedruckte Gefühlsüberſchwänglichkeiten; ſie regen nicht gemüthlich, ſondern komiſch an, Schüchternheit ſieht wie Unbeholfenheit, Zartheit wie Ziererei aus. Die Natur, und auf dieſe will uns der Verfaſſer ja ſtellen, hat viel zu viel realiſtiſchen Tic als daß ſie jemals mit Schwiemeleien und gedehnten, blauſtiliſirten Seufzern auf Du und Du kommen könnte; ſie geht dort wo ſie nicht von Angelerntem ge-

hindert iſt rüſtig auf den Zweck los und fackelt und faſelt nicht lange.

Goltz hat Unrecht gethan dieſe Vorrede zu ſchreiben; ſie widerſpricht dem Buche vielfachſt, ja wir möchten ſagen daß ſie nicht eine einzige Zeile enthält die nicht durch Stellen des Werks Lügen geſtraft wird. Das Buch iſt weit beſſer als ſolch ein häufig mit mehr kecken als richtigen kritiſchen Sprüngen gewürztes Vorwort erwarten laſſen kann, und wir rathen jedem Leſer die erſten 24 Seiten für ein bloßes Verſehen des Druckers zu halten und ungetrübt an das Jugendleben ſelbſt zu gehen. Weder die Kunſtkritik noch die Zweckbefliſſenheiten und Sittlichkeitsbeſtrebungen, noch irgend eine der verpönten Richtungen ſind umgangen, im Gegentheil hat das Buch genau ebenſo viel Reflexionsſchaltblätter und Epiſoden als Abſchnitte. Wir tadeln dieſe Oekonomie nicht, denn ſie entſpricht mehr als jede andere dem Zwecke den wir dem Werke unterſchieben, aber ſie widerſpricht darum nicht weniger dem Programm. Alſo fort mit dem Programme und ſeinen Auswüchſen! Es täuſcht nur über Eins nicht, nämlich über die Sphäre welche das Betonen der Abgeſchloſſenheit und die Sprachweiſe dem Inhalte zuweiſt. Wir hätten auch dieſe Täuſchung gern noch in den Kauf genommen, da wir einmal im Zuge waren unſere Erwartungen — *glücklich* hintergangen zu ſehen. Beſſer aber kam es jedenfalls auch da als wir hoffen durften. Die drei ſtarken Bände hatten uns den von vornherein enggeſchloſſenen idylliſchen Horizont mit drohenden Himmelszeichen behängt, und da wir bald einen geiſtlichen Herrn aufgeſpürt, ſtanden alle Schrecken der Luiſen- und Jucunden-Wirthſchaft lebhaft und dreibändig-gigantiſch vor unſern Augen. Das unbezahlbare Ignoriren des eigenen Programms erweiterte aber den Geſichtskreis und die etwas derbe Plaſtik machte den gebrechlichen Wachspuppengeſpenſtern den Garaus: wir können das Goltz'ſche Werk rund und nett als eine Arbeit empfehlen, die in mannichfachſter Beziehung zu den ſchätzenswertheſten Schöpfungen der Neuzeit gehört. Namentlich iſt Alles trefflich was kennbar aus eigener Anſchauung emporwuchs, und dies iſt in der Mehrheit ſo daß wir darüber mit Fug kein allzu großes Gewicht auf die da und dort zudringliche Langathmigkeit und die mitunter freilich über alles Maß ſaloppe Schreibweiſe legen dürfen. Ob dem Verfaſſer ſein eigener Lebenslauf überall vorgeſchwebt, iſt für uns nicht von Bedeutung; jedenfalls knüpft er möglichſt oft an Erlebtes an, und iſt dieſe Lebenswahrheit allenthalben von dem Erdichteten zu unterſcheiden. Die Motive werden krank oder fehlen ganz, die Plaſtik verliert ihre realiſtiſche Sicherheit und die verſchmähten Probleme der Gegenwart ſpielen in dieſen nacktpoetiſchen Epiſoden ihre Rolle friſchweg, aber faſt immer ohne feſten Boden. Selbſt zum Wohlthätigkeitsfräulein unter forcirten Umſtänden muß die Heldin werden, und die Gleichberechtigung der Menſchen wird, wo es nicht anders thunlich, durch verſchwenderiſch-fußfällige Bitten der einen Pflegetochter für die andere gepredigt. Das kommt davon, wenn man laſſen will was man thun muß. Iſt die Situation dann nicht aus ſich ſelbſt herausgewachſen, ſo geht es damit wie mit Rührſpielen von Charlotte Birch-Pfeiffer: das Zwerchfell explodirt, wo es auf unſere Thränendrüſen gemünzt war.

Der Verfaſſer hat all dieſen Tadel durch den herausfodernden Ton der Vorrede, wie uns bedünken will, überflüſſig und muthwillig — ertrotzt; wir mußten ihn uns vom Herzen reden ehe wir das poſitiv Gebotene nach Verdienſt ſchätzen und genießen können. Genuß aber fanden wir in der That bei der Leſung des Buchs. Es iſt unmöglich den vielgeſtaltigen Inhalt eines ſo ausgedehnten Werks in wenige Zeilen zu bringen, wir können daher nicht mehr thun als den Gang der Dinge andeuten und jene Einzelheiten herausheben, die einerſeits unſern Tadel motiviren, andererſeits aber zeigen daß wir nicht zu viel thaten wenn wir dieſer Production einen Sperrſitz in der Literatur zuwieſen. Das „Machen" gefällt uns nicht überall, der Kern aber iſt allwegs wacker und gut. Daß unſere Anſichten über Dies und Das denen des Verfaſſers vielfach ſchroff entgegenſtehen, machen wir einfach darum nicht geltend, weil wir die Fehde nicht ohne breiten Principienſtreit ausfechten könnten. Die ſchwebenden Fragen der Gegenwart laſſen ſich nicht auf dem Terrain eines kritiſchen Journals, ja ſchwerlich mittels des Preßbengels zum Austrag bringen. Wir anerkennen daher lieber ein mal für alle mal daß die Raiſonnements des Verfaſſers alleſammt eine ſtrengſittliche Richtung verfolgen, wollen dieſe aber dadurch beſtimmter charakteriſirt wiſſen daß wir ſagen, ihre Baſis ſei die *traditionnelle* Sittlichkeitsidee, die wir hier weder analyſiren noch bekämpfen mögen.

Das Werk hat in Anlage und Verlauf viel von dem Weſen der engliſchen Sittenromane. Da aber mit den engern Schickſalen einer Familie zugleich die Gliederung und das eigenthümliche Geſtaltetſein des Lebens in einem wenig bekannten Landſtriche zu erzählen war, Dinge die ihrerſeits wieder zu weitergreifenden Erläuterungen führen mußten, falls ſie nutzbringend werden ſollten; da endlich das Stilleben wenigſtens durch Mannichfaltigkeit in der Unterhaltung zu beleben war, ergab ſich ein vielfaches Zerreißen des Fadens der Fabel als Nothwendigkeit von ſelbſt. Gilt das Programm, ſo iſt dies ein großer Mangel in der Anlage des Plans, aber wir haben angenommen daß die Vorrede ein bloßes Verſehen ſei, und verlangen daher keine künſtleriſche, ungetrübte Einheit und Reinheit, ſondern nehmen das Buch als berechtigt hin wie es vorliegt.

Es zerfällt in fünf Abtheilungen, die indeß nicht wie die Acte eines Drama gegliedert ſind und ſehr verſchiedene Ausdehnung haben. Das erſte Buch führt uns mit dem künftigen Helden als Kind im Hauſe ſeiner Aeltern zuſammen. Mit wenigen, aber treffend-dreiſten Strichen wird uns die Heimat zu verſchiedenen Jahreszeiten gezeichnet, und als Beſchluß eines Sommertags lernen wir eine für die Gegend charakteriſtiſche Scene kennen. Wie man an andern Orten einen mit

Blumen und Bändern geſchmückten kronenförmigen Aehrenkranz zu Ende der Ernte heimbringt, wird in Weſtpreußen eine große geputzte Strohpuppe, baba (altes Weib) geheißen, unter Abſingung von Spottliedern auf dem letzten Wagen, deſſen Räder künſtlich ſchnarrend gemacht werden, in den Gutshof gefahren. Eine Reminiscenz aus den Tagen der Heumahd dient dazu den Vater des Helden draſtiſch auf die Bühne zu bringen, und wir ſehen uns bald in der Lage ſämmtliche Glieder der Familie ſammt dem Wirthſchafter als wohlausgeführte Bildchen unſer Eigenthum nennen zu können. Der Verfaſſer beſitzt die ſeltene Fähigkeit dem Leſer ſeine Geſtalten in kürzeſter Friſt geläufig und bekannt zu machen. Ein gewiſſer warmer Herzton und andererſeits humoriſtiſches Auffaſſen von Details, Beides an Lorenz Sterne erinnernd, geben dem an ſich anſpruchsloſen Bilde Weihe und Reiz; nicht Jedermann dürfte ſich und zwar aus ſpecifiſch-weſtpreußiſchen Gründen ſowol in der Wirthſchaft als im Hauſe zu Hauſe fühlen, aber man begreift doch, nachdem man Goltz geleſen daß dies Land der Pelzmützen und Schechtſtiefel unter gewiſſen Bedingungen anheimeln darf, und man ſpürt vorallem daß der Vater im „reingebürſteten Barankenpelze" und die „ſtillgeſchäftige, biegſame" Mutter echte Aeltern ſind. Die typiſchen Züge ſind mit feinem Takte aufgefaßt und mit Geſchick wiedergegeben; die Arbeit wird nur dort matt, wo der Humor zu abſichtlich in die Breite gezogen iſt. Dann müſſen triviale Wendungen und plattübliche fremdſprachliche Ausdrücke zu Hülfe kommen, man kommt und geht dann ſtets „retour" — der Verfaſſer leider auch. Im erſten Abſchnitte verfällt er indeß dieſer Untugend bedeutend weniger als ſpäter. Die Penſionatsſcenen zumal laſſen kaum etwas Anderes als ein wenig mehr Retouche vermiſſen. Der Held iſt nämlich zu einem Pfarrer auf Hochſchule gegeben, und dieſer ehrwürdige, kindgute und kindlich-weltunerfahrene Apoſtel des Wortes Gottes iſt eine köſtlich-humoriſtiſche Figur im Geiſte Smollet's, Fielding's und Sterne's. Es ſteckt eine Tragödie in dieſer Komödie, und wäre nicht da und dort zu haſtig Farbe an Farbe geſetzt, ſo hätte gerade dieſe Partie des Buchs vollendet-künſtleriſchen Werth. Es iſt Schade daß dieſe Figur nur ſo kurze Zeit auf den Bretern bleibt. Wir mißten ihr zu Liebe gern die Lucubrationen über Polen und Polinnen, ſo ſehr die Auffaſſung auch zu rühmen iſt; wir gäben endlich für einen neuen Act des armen Geiſtlichen mit Vergnügen die „Discuſſion über Cultur und Natur, Civiliſation und Staat", die wenig Neues bringt und gar ſoviel Troglodytiſches hat.

Einigermaßen, obwol in anderer Weiſe, erſetzt in den folgenden Abſchnitten der „Onkel" jene ergötzliche Geſtalt, die außerdem ſpäter in Herrn Biber, einem veritabeln Original, ein Analogon erhält. Nur ſind dieſe nicht mehr in der markigen, kurzbündigen engliſchen Weiſe gezeichnet, ſondern haben wie die ganze weitere Ausführung des Stoffs mehr Jeanpauliſirendes. Das deutſche Element bringt ſich Zug um Zug mehr zur Geltung und angeſichts des ſelbſt bei prickelnder Unruhe behaglichen Onkels wird zuletzt jedem Leſer unwillkürlich auch behaglich zu Muthe. Dieſer alte Herr iſt nicht allein ein ehrenfeſter, prächtiger Onkel, ſondern nebſt der bäuriſchen Marie zuverläſſig die beſtdurchgeführte Perſon unſers Werks. Er hat Fleiſch und Bein und natürlich auch Gicht und Schlafrock, was zuſammen zwar keine übertrieben originelle, aber deſto wahrere Erſcheinung gibt. Wer ſich erſt mit dem idylliſch-kleinen Kreiſe abgefunden und zufrieden erklärt hat, auf den muß dieſe durchaus im rechten Maße gehaltene Figur den wohlthuenden Eindruck eines fertigen Ganzen machen. Ebenſo iſt die „Tante" brav behandelt, die freilich mindere Bedeutung beanſprucht.

Bei ihnen finden wir den inzwiſchen verwaiſten Helden als langaufgeſchoſſenen ſtudirten Gutsbeſitzer wieder, und hier verliebt er ſich gleich beim Entrée in die Pflegetochter der beiden Alten. Die Alten ſind wie geſagt gelungen, die Jungen aber ſcheinen uns auffallend „jung" geſchildert. Wir meinen daß die Heldin gerade durch „Tendenzen" verunglückt ſei, und hätten gewünſcht daß diesmal das Programm aufrechterhalten worden wäre. Es iſt Gewöhnliches, das Maß eines eben hinreichend ausgeſtatteten Geiſtes nirgend Ueberragendes was die junge Dame ſpricht und in dem Tagebuchabſchnitte ſchreibt. Ihre Auffaſſung frappirt nicht, ihr Unterrichtetſein kann keinem halbwegs Unterrichteten imponiren, ihr Herz iſt gut, aber auch in dieſer Sphäre zeigt ſich kein für ein ſchlichterzogenes Landmädchen übergroßer Aufwand von Edelmuth.... Kurz das Mädchen iſt nicht nur, ſondern bliebe auch für die Kritik die rechte Tugendheldin der gegebenen Bühne, wenn es dem Verfaſſer nicht beliebte ſie uns nebenbei als eine Tugendheldin im größern Stile einreden zu wollen. Es wird uns verſichert daß ihr Blick in die Welt überaus bedeutend, ihre Klugheit impoſant, ihr Geiſt großartig ſei, und wir ſehen immer nur das Landmädchen vor uns, das im äußerſten Falle ſchon darum rein und gut iſt, weil es ſich's gar nicht anzufangen wüßte ſchlecht zu ſein; wir hören die kleine Perſon recht verſtändig über Dinge reden die ſie verſtehen kann, über andere macht ſie ſehr mäßige Bemerkungen, und von dritten ſagt ſie daß ſie ihr unverſtanden geblieben ſeien. Das iſt recht klug, aber kein Grund zur Bewunderung. Aber der Verfaſſer ergeht ſich in den abenteuerlichſten Exclamationen und ſpielt uns eine ganze ſehr jugendliche Liebesfuria vor, ſodaß wir zu unſerm Leidweſen mit Gewalt darauf aufmerkſamgemacht werden daß dies ſchlichte, geſunde und friſche Mädchen, das uns bis dahin nicht minder als ihm ſelbſt gefallen hat, ſeiner Intention nach ein ganz anderes Weſen ſein ſollte, eine überlegene Geiſtigkeit, eine Vornehmheit von innen heraus. Wozu um alle Welt dies Schrauben, das ſo gar nicht in die Idylle und in die ſpecielle Umgebung paßt? Warum ſoll denn um jeden Preis unter dieſe einfachen braven Leute, die ſich ihr Daſein ſo nett zurechtgerückt haben, ein Stück Geiſtreicherei ſprühen, zumal ein weibliches? Einige funfzig oder mehr Hyper-

beln des Verliebten heraus und dieſe Agnes iſt was ſie ſein muß. Der Leſer muß ihrethalb ſtutzig werden und ſich nothgedrungen über den Miniaturmaßſtab des Verfaſſers wundern. Die Geſtalt die er gab paßt gar trefflich in die Sphäre die er zu Grunde legte, eine andere wäre Sauerteig geworden; ſein Gefühl war richtiger als ſeine Abſicht, ſein Wille. Daher iſt auch ein großer Theil Deſſen verfehlt was rein auf der Abſicht beruht, wie z. B. das Verhältniß in der Fremde, der Verkehr mit der größern Welt. Eine wirkliche Dame zu zeichnen war durchaus nicht die Aufgabe und Sache des Verfaſſers, und ſo ſteht denn auch die romantiſche Polterabendgeſchichte nebſt Zubehör allem Andern fühlbar nach. Agnes iſt ganz prächtig, aber was über ſie geſagt wird kränkelt an der Tendenz. Trotz ihrer Liebenswürdigkeit findet ſich indeß für das Verlieben über Hals und Kopf doch wol ſchwerlich eine andere Erklärung als daß dieſe Haſtigkeit eine in der Familie des Helden erbliche Krankheit ſei; wenigſtens ergeht es ſeinem Bruder um kein Haar anders, und hier wie dort ſtiegen uns im Handumdrehen ganze Girandolen von überſchwänglichen Exclamationen um den Kopf. Die Schilderung dieſer „Liebe von einſt" iſt offenbar die ſchwächſte Seite des Werks, denn ſie lähmt den Eindruck den die Heldin unzweifelhaft machen muß, wenn ſie ſelbſtwirkend, ohne alle weitere Interpretation dem Leſer gegenüberſtände. Und das mag dem Verfaſſer immerhin leidthun, denn er hat ſeiner hübſchen Schöpfung dadurch keinen geringen Schaden zugefügt. Ein Glück nur daß die Naturfarbe der ſchönen Heldin warm genug iſt, durch das Unheil durchzuſchlagen das die Verliebtheit „von einſt" angerichtet hat.

Außer dieſer Pflegetochter, die der kaum eingetretene Vetter ſofort für ſich in Beſchlag nimmt, ſteht zum Hauſe noch in engen Beziehungen ein junges Bauermädchen, von dem wir unſern Wünſchen nach nicht genug bekommen haben. Dieſe Marie iſt eine ſchöne, typiſche Figur, die ſich ſelbſt aus den vielen Weinerlichkeiten, in die ſie vielleicht zur Ungebühr verwickelt wird, ſchmuck herauswindet, oder da dies Wort wenig zu einer ſolchen Geſtalt paßt, aus denen ſie ſich naturgroß und ganz heraushebt. Sie iſt meiſterhaft angelegt und ſo recht aus vollem Holze geſchnitten. Dieſe Perſon hat gelebt, und der Verfaſſer hat ſie gekannt wie wir deren kennen. Solche Geſtalten erzeugt das Volk in der That, und all dieſe Unbegreiflichkeiten, dieſe ſeltſamen, unwahr ſcheinenden Charakteräußerungen ſind der Natur abgelauſcht. Auch die zweite Heirath iſt dankbarſt zu acceptiren, obgleich ſie der ſentimentalen Welt nicht recht behagen wird; gerade dieſer Zug ſchließt das kleine, eigentlich faſt nur epiſodiſche Meiſterſtück von Beobachtung erſt gültig ab. Die Dorfnatur geht auf andern Walzen als die ſtädtiſche; wer da nicht mit eigenen Augen geſehen hat der ſoll keine Bauern ſchildern. Dieſe Marie kann in ihrer Art vollſtändig als Muſter hingeſtellt werden, und man wird ſie je nach dem Standpunkte für edel, ſinnig, roh oder albern halten dürfen, immer aber wird man herausfühlen daß ſie nicht „gemacht" iſt.

Der Bruder des Helden erwirbt dies Kleinod, verliert aber im Befreiungskriege, aus dem die Schilderung der Truppendurchmärſche von beſonderm Intereſſe iſt, das Leben, und Marie kommt aus den Händen eines Militairs in die eines Paſtors. Der Held kehrt glücklich heim und nimmt ſeine Agnes zum Weibe.

Wir müßten noch viel Raum in Anſpruch nehmen, um ein vollſtändiges Inhaltsverzeichniß zu geben, denn in dies anſcheinend einfache Netz, deſſen Maſchen jedoch mitunter geſchickt verwirrt ſind, ſind ſoviel kleine nette Muſter eingeſtickt daß man auch das vorgedruckte Regiſter noch karg nennen kann. Namentlich machen wir auf die Beziehungen zwiſchen den Herren und den ländlichen Inſaſſen, ſowie überhaupt auf die localen Schilderungen aufmerkſam. Der Verfaſſer iſt nirgend beſſer zu Hauſe, nirgend klarer im Ausdrucke als wo er beſtimmte Scenen herausreißt aus dem Wirrwarr des Totallebens und ſie mit ein paar derben Pinſelſtrichen als ſelbſtändige Vignetten zuſammenrafft. Und an ſolchen „Anekdoten", die faſt immer allgemeinen Werth haben und ſich auch der Kunſt gegenüber Geltung zu verſchaffen wiſſen, iſt das Buch mehr als reich. Wir haben es, erheitert und um manche Anſchauung reicher, vertrauter mit Land und Leuten, die uns nur in weiten Umriſſen bekannt waren, aus der Hand gelegt, und empfehlen es allen Denen die dem Humor und jenem Weſen zugänglich ſind, das ſich auch mit Einfachheit reich zu drapiren weiß und Naturwüchſigkeit heißt. Dieſe Elemente ſind es, welche in Goltz' „Jugendleben" überwiegend vorherrſchen.

Max Waldau.

Hahnemann und ſein Monument.

Selbſt die einſichtsvollſten und erfahrungsreichſten Aerzte müſſen es ſich nach längerer Ausübung ihrer Kunſt und nach reifer Ueberlegung alles Deſſen was ihnen die Wiſſenſchaft, wie ſie ſich im Laufe vieler Jahrhunderte geſtaltet, darbietet, eingeſtehen daß darin noch Manches lückenhaft ſei, und daß, wenn ſich auch täglich die Grenzen des Wiſſens erweitern, Nachdenken und fortgeſetzte Beobachtung immer neues Material herbeiſchaffen und tiefere Blicke in das Walten der unergründlichen Natur thun laſſen, doch noch Vieles fehle, um dieſer Wiſſenſchaft den Stempel der Gewißheit und Unfehlbarkeit aufzudrücken. Insbeſondere fehlt es an einem leitenden Princip, auf welches die Erſcheinungen des geſunden und kranken Lebens zurückgeführt werden und aus welchem der Heilkünſtler in jedem einzelnen Falle das Regulativ für ſein Handeln entnehmen könnte, ſodaß er ſich oft unentſchloſſen in einen Kreis von Möglichkeiten gebannt ſieht, unter denen zu wählen ihm oft ebenſo ſchwer wird als der Irrthum leicht iſt. Gelingt es aber auch einem oder dem andern, mit einer beſondern Sehergabe von der Natur Begabten vor Andern das Rechte zu treffen, ſo weiß er doch am Ende der Betrachtung

weder ſich Rechenſchaft davon zu geben noch Andere zu lehren, was ihm ſein von Natur angeborener und durch vielfältige Beobachtungen geſchärfter Blick eingab; er ſtirbt und mit ihm ſein Talent, ſein Wiſſen und ſeine Erfahrung. So dürfte man dann wohl die Behauptung aufſtellen können daß die Kunſt in einzelnen begabten Individuen ſtetig fortlebe, aber nicht auf feſte Grundſätze zurückgeführt und ſo zum Gemeingut Aller gemacht werden könne.

Es ſind vielfältige Verſuche gemacht worden, dergleichen Grundſätze ſowol zur Erklärung der Erſcheinungen des geſunden als des kranken Lebens aufzuſtellen, mannichfache Syſteme, unter denen ich nur an das der Humoral- und Nervenpathologie, an die phyſikaliſchen und chemiſchen Theorien, an die Theorien Brown's und der Naturphiloſophie u. ſ. w. erinnere, haben ſich Geltung zu verſchaffen geſucht und zu ihrer Zeit große Erwartungen erregt, aber Alles vergebens; alle Syſteme und Theorien ſind nach längerer oder kürzerer Zeit wieder zu Grabe gegangen, und wenn auch das Ganze der Wiſſenſchaft durch ſie nicht ohne vielfältigen Gewinn geblieben iſt und ſich einzelne leitende Grundwahrheiten herausgeſtellt haben, denen auch jetzt noch nicht die Gültigkeit abgeſprochen werden kann, ſo mangelt es doch immer noch an einem vermittelnden Princip, das die einzelnen getrennten Glieder zu einem Ganzen verbände. Mit einem Worte: es ſind zwar viele einzelne Bauſteine zu einem Syſteme der Heilkunde vorhanden, aber das Syſtem ſelbſt gehört noch zu den frommen Wünſchen.

An dem Entſtehen und Wiederverſchwinden jener verſchiedenen mediciniſchen Syſteme und Theorien hat das größere Publicum gewöhnlich nur geringen Antheil genommen; es ſuchte ſich ſeine Aerzte unter Denen deren Praxis die günſtigſten Reſultate darbot, unbekümmert ob es nach humoralpathologiſchen, neuropathologiſchen u. ſ. w. oder nach welchen andern Anſichten behandelt wurde. Erſt in neueſter Zeit machte es eine Ausnahme bei der Erſcheinung des Mannes, dem wir hier einige Zeilen zu widmen gedenken, es nahm offene Partei für ihn und ſeine neue Lehre, eine Lehre die ſich unumwunden als die einzig wahre Heilmethode ankündigte und über Alles was früher als eine ſolche galt und gegolten hatte den Bann ausſprach. Die ganze Lehre reducirte ſich anfänglich auf den einfachen Grundſatz: „Wende auf die Erſcheinungen des kranken Körpers diejenigen Mittel an, die in dem geſunden die gleichen Erſcheinungen hervorrufen.“ Hahnemann, der Begründer dieſer neuen Lehre, will auf dieſen Grundſatz durch einen Verſuch an ſich ſelbſt gekommen ſein. Er nahm nämlich Chinarinde innerlich und wollte darauf die Erſcheinungen des Wechſelfiebers wahrgenommen haben, ein Verſuch der übrigens, im Vorbeigehen geſagt, nach Hofrath Jörg's in Leipzig Beobachtungen an vier Studirenden ſich notoriſch als gänzlich unbegründet erwies. Auf dieſem Verſuch fortbauend und eine Menge von Mitteln zur Ermittelung ihrer Wirkungen auf Geſunde prüfend, ſchleuderte er ſein Paradoxon in die Welt, blieb aber dabei nicht ſtehen, ſondern knüpfte daran noch andere ebenſo paradoxe Behauptungen, z. B. daß ſich die Heilkräfte der Arzneimittel durch Verdünnung und fortgeſetztes Reiben zu immer höhern Graden ſteigern, daß alle chroniſchen Krankheiten ihren Urſprung einer vorhergegangenen unreinen Behaftung mit Krätze oder Syphilis zu danken haben u. dgl. m., Behauptungen die ſich nicht etwa auf irgend vorhandene theoretiſche Gründe ſtützten, ſondern die Hahnemann lediglich mit Hülfe der Beobachtung und Erfahrung gefunden haben wollte, und von denen er verlangte daß ſie die Welt auf Treu und Glauben und als auf Wahrheit begründet hinnehmen ſollte. Natürlich ſchüttelte die Mehrzahl der Aerzte aber dazu den Kopf, lächelte über die behauptete Wirkſamkeit einer million- oder billionfachen Verdünnung von Arzneiſubſtanzen oder über die vorgegebene Entſtehung chroniſcher Krankheiten aus Krätze oder Syphilis bei Kranken, in denen nie im Leben irgend eine Spur einer dieſer Krankheiten nachzuweiſen war, und ließ das ganze abenteuerliche Syſtem unbekümmert und ſpurlos an ſich vorübergehen. Andere dagegen glaubten dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen, ſie hoben den Fehdehandſchuh, den Hahnemann der ganzen bisjetzt beſtehenden Medicin zugeworfen, auf, kämpften dagegen in Wort und Schrift, ſuchten den Homöopathen durch Verbote des Selbſtdispenſirens das Terrain abzugraben, foderten ihre Gegner, wie z. B. in Nürnberg, öffentlich zum Kampf auf u. ſ. w. Wieder Andere nahmen zwar die neue Lehre an, zogen ſich aber bald auf ein Mittelgebiet zurück, um es mit keiner Partei zu verderben, und ließen ſich willig à deux mains, bald als Homöopathen, bald als Allöopathen gebrauchen, jenachdem es von den ſie in Anſpruch nehmenden Kranken gefodert wurde. Ein kleiner Theil endlich blieb ſeinem Meiſter treu und hielt feſt an ſeiner Standarte bis zum Ende. Dieſer kleinen Partei iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben daß ſich die neue Lehre mehr und mehr ausbreitete und als Stützen des Gebäudes einen immer größern Kreis von Anhängern unter den Laien umſichzog; ſie iſt es noch, die zu ihrer Erhaltung und weitern Verbreitung alle Segel aufſpannt, obſchon ſie täglich mehr dahinſchwindet, ja es vielleicht noch erleben kann, wie ſie jetzt das Grab ihres Meiſters ſchmückt, dereinſt Cypreſſenzweige auf das ſeiner ganzen Lehre zuwerfen. Es iſt nicht Haß und Abneigung welche mir dieſes Prognoſtikon eingeben, ſondern es iſt die feſte Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit, welche auch ihr wie ſo manchem untergegangenen Syſteme anklebt, und das Ergebniß eines vorurtheilsfreien Blicks in das Buch der Geſchichte.

Die große Theilnahme und Verbreitung, welche Hahnemann's neue Lehre bei den Laien fand, erklärt ſich leicht daraus daß er ſelbſt und ſeine Schüler ſich, da ſie unter den Aerzten keine Zuſtimmung und Unterſtützung fanden, dieſen vorzugsweiſe anſchloſſen und ſie durch populaire Schriften und mündliche Mittheilungen zu verbreiten ſuchten; durch die ſcheinbare Einfachheit der Curmethode und die Leichtigkeit mit der auch der

Nichtarzt ſie ſich anzueignen vermochte; durch den Schein der Wohlfeilheit, da man ja den theuern Apothekerrechnungen entging; durch die Bequemlichkeit, ſtatt großer, zum Theil übelriechender und übelſchmeckender Mixturen, Pulver, Pillen u. ſ. w. täglich nur einige Streukügelchen zu verſchlucken; endlich durch die Verfolgung und Anfeindung der allöopathiſchen Aerzte, die weit entfernt ihrer Ausbreitung Grenzen zu ſetzen ihr gemäß dem alten Sprüchworte: „Nitimur in vetitum", umſomehr Anhänger verſchaffte und ihr als ecclesia pressa auch die Theilnahme Mancher zuwendete, die ſich ſonſt um ihre Wahrheit oder Unwahrheit wenig kümmerten.

Es iſt hier nicht der Ort auf eine Prüfung dieſer neuen Lehre einzugehen, ein ſehr überflüſſiges Geſchäft, da ſich ihm bereits ſehr achtungswerthe und anerkanut tüchtige Aerzte von der Gegenpartei unterzogen haben und pro und contra faſt zu viel Worte daran verſchwendet worden ſind. Nur ſoviel ſei geſagt daß ſie vor dem Richterſtuhle einer wiſſenſchaftlichen Kritik ſchon längſt gerichtet und die Nichtigkeit ihrer Principien zur Genüge dargethan worden iſt. Ich nehme vielmehr die Aufmerkſamkeit meiner Leſer hier nur für eine kurze Charakteriſtik des Mannes ſelbſt in Anſpruch, der der Urheber jener Lehre iſt und durch ſeine mannichfaltigen Schickſale vom Beginn ſeiner Laufbahn bis zu ſeinem Ende viel zu reden gegeben hat. Es gibt mir hierzu zunächſt die Erſcheinung folgender Schriften Veranlaſſung, die bei Gelegenheit der Errichtung ſeines Monuments erſchienen ſind:

1. Chriſtian Friedrich Samuel Hahnemann. Ein biographiſches Denkmal. Aus den Papieren ſeiner Familie und den Briefen ſeiner Freunde. Von einem ſeiner Freunde und Verehrer. Leipzig, Hinrichs. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Zur Enthüllungsfeier des Denkmals Hahnemann's am 10. Auguſt 1851 zu Leipzig. Im Auftrage des Centralvereins homöopathiſcher Aerzte. Herausgeber: Fr. Rommel. Nebſt einer Abbildung des Monuments. Magdeburg, Baenſch jun. 1851. 8. 10 Ngr.

Beide ſind von Anhängern und Freunden des Entſchlafenen geſchrieben, ſie halten ſich daher unbedingt auf dem Standpunkte der Anhänglichkeit und Verehrung ihres Meiſters und ſeiner Lehre, ja ſie gehen in der Ueberſchwänglichkeit ihrer Lobeserhebungen ſo weit, ihm eine Stelle unmittelbar neben dem Heiland ſelbſt anzuweiſen; mit welchem Rechte, wird ſich aus dem Verlaufe dieſer Relation herausſtellen.

Hahnemann war am 10. April 1755 zu Meißen im Königreiche Sachſen geboren, wo ſein Vater Porzellanmaler war. Seinen erſten Unterricht erhielt er von ſeinen Aeltern, ſpäter kam er auf die dortige Stadtſchule und von da auf die Fürſtenſchule, wo ihn der damalige Rector Müller beſonders auszeichnete. Sein Vater wollte ihn durchaus nicht ſtudiren laſſen, wurde jedoch durch die Lehrer der Fürſtenſchule, die ihm die letzten acht Jahre das Schulgeld erließen, bewogen, ihn an der Fortſetzung ſeiner Studien nicht weiter zu hindern. Oſtern 1775 ging er auf die Univerſität zu Leipzig, mit 20 Thalern in der Taſche, dem letzten Gelde das er ſeitdem von ſeinem Vater erhielt. Hier nährte er ſich durch Unterricht, den er einem jungen reichen Griechen aus Jaſſy in der deutſchen und franzöſiſchen Sprache ertheilte, und durch Ueberſetzen aus dem Engliſchen, indem er nebenbei nur diejenigen Lehrvorträge beſuchte, die ihm die zweckmäßigſten ſchienen, obwol ihm von allen mediciniſchen Lehrern das Honorar erlaſſen worden war. Von Leipzig begab er ſich nach Wien, wo er von dem Leibarzt von Quarin beſonders ausgezeichnet wurde, verließ aber dieſen Ort ſchon nach neun Monaten, in denen er nicht mehr als 18 Fl. 12 Kr. verbraucht hatte, ſchon wieder und wurde Hausarzt und Bibliothekar des Gouverneur von Siebenbürgen, Baron von Bruckenthal, in welcher Stellung er ſieben Jahre verblieb. Im Jahre 1779 erhielt er zu Erlangen die Doctorwürde, worauf er ſich in ſein Vaterland zurückbegab, um im Mannsfeldſchen und zwar in der kleinen Bergſtadt Hettſtädt ſeine Laufbahn als praktiſcher Arzt zu beginnen, wo es ihm aber ſo wenig gefiel daß er ſchon nach drei Vierteljahren nach Deſſau überſiedelte. Noch in demſelben Jahre (1781) erhielt er einen Ruf als Phyſikus nach Gommern bei Magdeburg, in welchem Orte er ſich verheirathete, aber auch da nicht länger als 2¾ Jahre verweilte, um ſich in Dresden niederzulaſſen. Obſchon ihm hier der Stadtphyſikus Wagner ein Jahr lang wegen Krankheit die Beſorgung ſeiner ſämmtlichen Krankenhäuſer überließ und ihn die Bibliothekare Adelung und Daßdorf ihrer Freundſchaft würdigten, zog er doch nach einem vierjährigen Aufenthalt daſelbſt, um der Quelle der Wiſſenſchaften näher zu ſein, gegen Michaelis 1789 nach Leipzig. Aber auch hier ſcheint es ihm nicht lange behagt zu haben, denn wir finden ihn 1792 ſchon wieder in Walſchleben bei Gotha, nachdem er an einem vom Herzog Ernſt von Gotha begründeten Heilinſtitute für Wahnſinnige zu Georgenthal bei Gotha außerordentlich glücklich gewirkt, bald aber dieſe Stellung wieder aufgegeben hatte. Im Jahre 1794 ging er nach Pyrmont, welche Stadt er mit Braunſchweig und Königslutter im Fürſtenthum Wolfenbüttel, wo er das Amt eines Phyſikus einnahm, vertauſchte. Schon während ſeines Aufenthalts in Gommern hatte Hahnemann eingeſehen daß die Grundlage der bisherigen Medicin unſicher und unvollkommen ſei, doch kam er erſt 1790 auf die erſte Idee der von ihm begründeten Heilmethode, insbeſondere nachdem er jenen oben ſchon erwähnten Verſuch mit der Chinarinde gemacht. Da in Königslutter Aerzte und Apotheker gegen ihn Beſchwerden einreichten, infolge deren ihm das Selbſtdiſpenſiren unterſagt wurde, ſah er ſich genöthigt das Land zu verlaſſen und ſich 1800 nach Hamburg und Altona zu wenden, wo er jedoch auch nur kurze Zeit verweilte, um ſich nach Eilenburg zu wenden und, da ihn hier der Phyſikus anfeindete, 1802 nach Torgau überzuſiedeln. Nach achtjährigem Aufenthalte treffen wir ihn jedoch wieder in Leipzig, wo er ſich hauptſächlich dem Unterricht der akademiſchen Jugend zu widmen gedachte. Ich übergehe hier ſeine mannichfaltigen Kämpfe, ſeine unglückliche Cur des Fürſten Schwar-

zenberg und Anderes was damals zu den Tagesgeſprächen gehörte und noch in Aller Erinnerung iſt. Erwähnen aber muß ich daß ihm 1820 durch ein Reſcript der königlich ſächſiſchen Regierung das Selbſtdispenſiren der Arzneien unterſagt wurde, und daß er ſich dadurch bewogen fand, ſein Domicil (1821) in Köthen aufzuſchlagen, wo ihm der Herzog Ferdinand nicht nur freie Praxis geſtattete, ſondern ihn auch zum Hofrath ernannte. Am 10. Auguſt 1829 feierte er ſein funfzigjähriges Doctorjubiläum, bei welcher Gelegenheit ihm zu Ehren die Homöopathiſche Geſellſchaft geſtiftet und er zum Praeses perpetuus derſelben gewählt wurde. Im Jahre 1835 verband er ſich mit einer jungen Franzöſin, Melanie d'Hervilly, deren Einfluß es gelang ihn nochmals zu einer (der letzten) Auswanderung nach Paris zu bewegen, wo er, wie es ſcheint, nicht allein der Homöopathie manche neue Anhänger gewann, ſondern auch von vielen Kranken zurathegezogen wurde und ſich in einer behaglichen und einträglichen äußern Stellung befand, bis ihn am 3. Januar 1843 in ſeinem achtundachtzigſten Jahre der Tod abrief.

Dies der kurze Abriß von Hahnemann's Leben mit Uebergehung aller ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen, ſowie ſeiner vielfältigen Kämpfe und Reibungen mit andern Aerzten. Wir erkennen darin einen Menſchen, der von Jugend auf mit Noth und Dürftigkeit ringend auf ſich und ſeine geiſtige Kraft angewieſen iſt und dieſe ſo zu nützen verſteht daß er ſich durch alle Widerwärtigkeiten und Hinderniſſe des Lebens durchwindet und ſich durch Fleiß, Anſtrengung und Ausdauer zu einem großen Grad von Celebrität emporſchwingt. Wie beharrlich er dieſem Ziele zuſteuerte, ſehen wir aus der Wanderluſt und Unruhe mit der er von einem Orte zum andern überſiedelt und die ihn ſelbſt in ſeinem höhern Alter nicht verläßt. Wenigen Menſchen glückt es wie ihm den Lohn ſolcher Anſtrengungen einzuernten, er konnte ſich am Ende ſeiner Laufbahn ſagen: Du haſt errungen wonach du ſtrebteſt: Ruhm und Ehre, aber auch ein ſorgenfreies Leben und Reichthum! Daß ſein Streben nach irdiſchen Gütern in ſeinem Leben eine große Rolle ſpielte, läßt ſich nicht verkennen, und iſt leider eine nicht ſeltene Zugabe bei Menſchen die gleich ihm von Kindheit an in Dürftigkeit aufgewachſen, ſich ſelbſt und ihren Anſtrengungen Alles zu danken haben und jeden Groſchen den ſie mühſam errungen zurathehalten müſſen. Dergleichen Menſchen gewöhnen ſich daran auf das Geld einen höhern Werth zu legen als ihm vom Standpunkte eines höhern Strebens beigelegt werden darf, und aus der löblichen Sparſamkeit, zu der ſie ſich von früh an und im Drange der Verhältniſſe haben gewöhnen müſſen, wird nur zu leicht Eigennutz und Habſucht. Spuren dieſer ſittlichen Gebrechen laſſen ſich nun auch in dem Leben Hahnemann's unſchwer entdecken. Schon in früherer Zeit verkaufte er einen angeblich von ihm entdeckten neuen Stoff unter dem Namen Alcali Reum, von dem es ſich erwies daß er Nichts ſei als gewöhnlicher Borax. Der Autor von Nr. 2 will zwar darin einen bloßen Irrthum ſeines Entdeckers finden, aber, muß man fragen, läßt ſich annehmen daß ein Mann, der in chemiſchen Dingen ſo erfahren war als Hahnemann, ſich ſelbſt ſo gröblich hätte täuſchen können? Später kündigte Hahnemann ein von ihm neu entdecktes Schutzmittel gegen das Scharlachfieber auf Pränumeration an und wollte erſt, wenn 300 Subſcribenten ſich gefunden hätten, die hülfreiche, bis dahin noch als Geheimniß bewahrte Arznei nennen. Da ſich aber die verlangte Anzahl der Subſcribenten nicht zuſammenfand, theilte er das Mittel (Belladonna) in einem eigenen Schriftchen dem Publicum mit. Einige Aerzte glaubten nun auch wirklich mit Hahnemann in dieſem Mittel ein Schutzmittel gegen Scharlachfieber gefunden zu haben; ſpäter aber erwies es ſich als durchaus unwirkſam und jetzt iſt es — vergeſſen. Halten wir dieſe Täuſchungen zuſammen mit den vorgeblichen, auf Erfahrung gegründeten Angaben Hahnemann's über die Wahrheit ſeines Grundſatzes: Similia similibus, über ſeine Arzneipotenzirungen, ſeine Krätztheorie u. ſ. w., ſo liegt es nahe daran zu zweifeln, und es kann Niemand verdacht werden, wenn er auch ſie für abſichtliche oder Selbſttäuſchungen hält. Ja es kann nicht auffallen, wenn man die ganze Erfahrung Hahnemann's in Zweifel zieht, denn wie einer der obengenannten Autoren uns berichtet, hat er es durchaus verſchmäht Kranke in ihren Wohnungen zu beſuchen, ſondern nur Denjenigen ärztlichen Rath ertheilt die ihn in ſeiner Wohnung aufſuchten; er konnte alſo über *einen* Theil der Krankheiten und zwar den wichtigſten unter allen, die acuten nämlich, zu gar keiner Erfahrung gelangen und höchſtens nur über einen Theil der chroniſchen ſich einer ſolchen rühmen.

Daß Hahnemann nicht frei von Eigennutz geweſen ſei, werden wol kaum ſeine wärmſten Anhänger und Freunde in Abrede zu ſtellen wagen. So ließ er ſich von Allen die ihn um Rath angingen das Honorar vorausbezahlen, und auch auswärtige Kranke mußten dieſes jedesmal ihren Briefen beiſchließen, wenn ſie auf Antwort rechnen wollten. In einem Briefe an einen ſolchen Kranken, den uns Dr. Simon jun. in ſeinem „Antihomöopathiſchen Archiv", II, Heft 1, S. 108, von ihm mittheilt, heißt es ausdrücklich am Schluſſe: „Sie haben vergeſſen, die drei Thaler für die heutige Arznei praenumerando beizulegen", und Referent kannte einen armen Beamten, der, obwol er das größte Vertrauen zu Hahnemann hatte, doch von jeder weitern Cur abſtehen mußte, weil er außer Stand war, jedem ſeiner Briefe den verlangten Dukaten beizuſchließen. So mußte freilich Hahnemann ein reicher Mann werden, aber wo bleibt da die von ſeinen beiden Panegyrikern ſo hochgeprieſene Menſchenliebe! Fern ſei es von uns, über den nun Dahingeſchiedenen den Stab zu brechen, aber zu den edeln, nur das Wohl der Menſchheit im Auge habenden Menſchen können wir ihn nicht zählen, und es Denen nicht verargen, welche da meinen es ſei ihm ſelbſt mit ſeiner neuen Lehre nie wirklich Ernſt geweſen, ſondern er habe ſie

nur erfunden und den Laien ſo mundrecht als möglich gemacht, um ſeinen Seckel zu füllen.

Steht es nun aber ſo mit der ſittlichen Größe unſers Helden, und iſt ſeine neue Lehre von der Beſchaffenheit daß beiweitem der größere Theil der civiliſirten Welt an ihrer Wahrheit und Untrüglichkeit zweifelt und nur ein ſehr kleiner Theil an ihr feſthält und ſie allem Widerſpruch zum Troß für die alleinſeligmachende Theorie der Heilkunde erklärt, ſo muß mit Recht die Frage aufgeworfen werden: Verdient der Verewigte eine Auszeichnung wie ſie ihm in unſern Tagen zutheilgeworden iſt, verdiente er ein öffentliches Monument in einer der ausgezeichnetſten und intelligenteſten Städte Deutſchlands?

Schon Lichtenberg ſagt bei Gelegenheit wo er Newton's und Shakſpeare's Denkmäler in der Weſtminſterabtei ſah:

Ich muß bekennen, vielleicht zu meiner Schande, daß der Eindruck ſehr gemiſcht und eigen war. Ich konnte mich unmöglich überzeugen daß Newton und Shakſpeare dadurch geehrt würden, ſondern, wenn ich mich in der Erklärung meines Geſichts nicht irre, ſo war es mir als ſtänden dieſe Denkmäler da, die übrigen zu ehren und dem Platz Ehre zu verſchaffen. Es war mir unmöglich mich von dieſem Gefühl loszumachen. Was könnte es helfen, jetzt Luther in einem deutſchen Pantheon aufzuſtellen? Soll das zur Ehre Luther's ſein? Unmöglich, es iſt zur Ehre des Pantheons. Wenn je eine ſolche Anſtalt nützen ſoll, ſo müſſen Männer aufgeſtellt werden, deren Thaten ohne Glanz groß waren, Männer die ſich blos durch Handeln um Vaterland und Nebenmenſchen verdient gemacht haben — kein Schriftſteller als ſolcher. Ein Schriftſteller, der zu ſeiner Verewigung eine Bildſäule nöthig hat, iſt auch dieſer nicht werth.

Gewiß liegt in dieſen Worten eine tiefe Wahrheit, die bei der Errichtung eines jeden öffentlichen Denkmals beherzigt werden ſollte. Indeſſen kann ich mich doch mit dem Schluß derſelben nicht einverſtanden erklären, denn auch die geſchriebenen Worte ſind Thaten, die, wenn ſie nur der Macht und Größe nicht ermangeln, zeugend und belebend fortwirken und noch bei den ſpäteſten Geſchlechtern zu Thaten werden können. Wenn nun aber auch der große Schriftſteller eines Monuments nicht bedarf, da er ſich das ſchönſte und dauerndſte ſelbſt in ſeinen Schriften geſetzt hat, ſo haben doch Mit- und Nachwelt keine Entſchuldigung nöthig dafür daß ſie das Andenken ihrer großen Geiſter durch öffentliche Denkmäler ehren. Sie ſprechen dadurch öffentlich aus daß ſie ihre Größe und ihre Verdienſte um das Vaterland anerkennen, ehren ſich ſelbſt und geben dadurch das lebendigſte Beiſpiel zur Nacheiferung und zu gleicher Anerkennung alles wahrhaft Großen und Schönen für kommende Geſchlechter, abgeſehen davon daß ſie noch der Kunſt einen heilſamen Impuls verleihen, den ſie zu ihrer Vervollkommnung nicht entbehren kann. Nicht Alle ſchauen mit gleichen Gefühlen wie Lichtenberg, dem die irdiſchen Machwerke zu klein dünkten für die Größe der Gefeierten, zu den Monumenten Newton's und Shakſpeare's auf, und gewiß ſind unter ihren Beſchauern nicht wenige, die ſich an ihrem Anſchauen und in Erinnerung Deſſen was Beide waren erfriſcht und erhoben fühlen. Ebenſo verfehlt es gewiß eines heilſamen Eindrucks nicht, wenn der Vater ſeinen Knaben vor die Bildſäule Luther's führt und ihm ſagt: Siehe, das iſt der Mann, dem wir die Befreiung aus dem Pfaffenjoche und die Erhebung zu freiern religiöſen Anſichten verdanken, oder ihn vor Goethe's Denkmal auf den Genuß und die frohen Stunden hinweiſt die ihm die Lecture ſeiner Schriften gewährt hat. Mit einem Worte: große Menſchen verdienen es daß man auch der Nachwelt zeige, man habe ihre Größe zu würdigen verſtanden, und daß man ihr Andenken auch durch ein äußeres Zeichen der Verehrung und Huldigung für alle Zeiten lebendig erhalte.

Aber nur ſolche Menſchen verdienen eine ſolche Auszeichnung die ſich, ſei es nun durch Schrift oder That, ein wirkliches, allgemein anerkanntes und bleibendes Verdienſt um ihr Vaterland oder um die Menſchheit überhaupt erworben haben. In einem ſolchen Sinne verdienen ſie Kepler, Newton, Kopernicus, Luther, Guſtav Adolf, Waſhington, Shakſpeare, Goethe, Schiller, Rafael, Mozart u. A. m., und es wird ſich wol unter gebildeten Menſchen keine Stimme erheben, die ſie ihnen abſtreiten möchte. Ihre Worte und ihre Thaten ſind zu innig mit dem Leben des ganzen Volks verwachſen, als daß ihnen auch nur Einer die verdiente öffentliche Huldigung misgönnen und nicht mit Ehrfurcht ſeine Blicke zu ihren Monumenten erheben ſollte.

Es iſt eine alte ehrwürdige Sitte daß Kinder ihren Aeltern, Aeltern ihren Kindern, Freunden ihren Freunden einen Denkſtein auf das Grab ſetzen, um dadurch ihr Andenken unter den Mitlebenden zu erhalten, insbeſondere aber um für ſich ſelbſt die Stelle zu bezeichnen, die die Gebeine Derjenigen birgt, denen ſie im Leben mit Liebe zugethan waren. Es dient ein ſolches Zeichen als vermittelndes Band welches die Lebenden mit den Todten verbindet, obſchon es ſelten die erſte Generation überdauert, und wie es ſelbſt der Vergänglichkeit unterliegt, ſo auch allmälig das Andenken an die Verſtorbenen, denen es geweiht war, mit hinwegnimmt.

Hätten die Freunde und Anhänger Hahnemann's ein ſolches Denkmal auf das Grab ihres Meiſters in Paris geſetzt oder in Leipzig ein ſeiner Lehre gewidmetes kliniſches Inſtitut damit geziert, wer wollte es ihnen verargen? Aber ihm in der Mitte von Deutſchland, in einer Stadt die weiß was wiſſenſchaftliches Verdienſt zu bedeuten hat, eine Bildſäule zu errichten, nein, das iſt zu viel für den Mann und zu viel für eine ephemere Sache, von der nach 50 Jahren wol kaum mehr die Rede iſt! Ein ſolcher Mann, deſſen ganze Größe nur auf der Meinung eines kleinen Bruchtheils der Aerzte und einiger Anhänger ruht, deſſen Lehre ſchon jetzt in der Geſchichte der Wiſſenſchaft als eine kaum der Erwähnung werthe Curioſität figurirt, verdient kein Nationaldenkmal! Wollten wir allen Männern die mit ihm auf gleicher Stufe des Verdienſtes ſtehen Monumente errichten, unſere Bildhauer und Steinmetzen würden nicht fertig werden mit Modelliren und Meißeln. Sparen wir lieber

unſere geringen materiellen Kräfte zur Errichtung von Denkmälern für *wirklich große* Menſchen, deren Thaten und Werke unzweifelhaft ſind und noch zeugend und befruchtend auf das Leben der Nation fortwirken. Wie viele ſind aber Deren noch denen man ein ſolches Denkmal ſchuldig wäre, ja deren Ruheſtätte man kaum mehr aufzufinden weiß? Mancher unter ihnen verdiente es umſomehr als ſeine Verdienſte während ſeines Lebens nicht erkannt wurden, wie ſie es verdient, und erſt ſeinen Epigonen zum vollen Bewußtſein kamen.

Beſehen wir die Sache bei Lichte, ſo ergibt ſich daß die Herren welche die Errichtung des Hahnemann'ſchen Denkmals ſo eifrig betrieben es eigentlich nicht ihm, ſondern ſich und der vom Einfall bedrohten Hahnemann'ſchen Theorie zugedacht haben. Sie wollten damit dem alten Gebäude eine neue Stütze geben. Ich bin begierig wie lange ſie vorhalten wird. 85.

Literariſche Mittheilungen aus Berlin.

Auguſt 1852.

Als wir unſere letzten Mittheilungen gaben, begann eben die große Pilgerfahrt der Krebſe gen Leipzig: der Buchhandel concentrirte in gewohnter Weiſe ſeinen ganzen Blut- und Säfteumlauf eine zeitlang auf ſein Herz oder richtiger geſagt auf ſein induſtrielles, digerirendes und aſſimilirendes Centralorgan, ſeinen Magen, und hub nach der Meſſe ſein neues Jahr und ſeine neue Thätigkeit an. Wir genießen gegenwärtig eines Rückblicks auf eine Zeit von vier bis fünf Monaten, und es drängt ſich uns die vortheilhafte Gelegenheit auf, über eine ganze kleine literariſche Periode ein Urtheil fällen zu können.

Die Furcht vor dem Jahre 1852 hatte mit der bedenklichen Wahrheit ihres Inter arma silent Musae auf allen Gebieten der gewerblichen wie künſtleriſchen Betriebe einen gewiſſen Stillſtand erzeugt, der ſich rückſichtlich des Buchhandels und der Literatur mehre Monate lang, vom December bis März oder April, merklich kundgab. Die Conſtellation war in der That drohend genug um den Unternehmungsgeiſt zu lähmen. Die Ueberzeugung von einem ungeheuern Umſchwung der Dinge im Jahre 1852 hatte förmlich den Charakter eines Volksglaubens angenommen, und zwar beſonders in Frankreich, England und Deutſchland. Wir erinnern uns eines iriſchen Volksliedes, welches lange zuvor die Städte und Flecken ſeiner Heimat mit dieſer ganz ſpeciell datirten Erwartung durchwanderte, und in ähnlicher Weiſe ſang der neue ſocialiſtiſche Béranger der Franzoſen, Pierre Dupont, zu Ende des Jahres 1849:

Zwei Jahr ſind's noch — in kaum zwei Jahren
Wird Galliens Hahn gewaltig kräh'n!
Spitzt euer Ohr, ihr Dulderſcharen,
Könnt ihr ſein neues Lied verſteh'n?
Er ſagt den Kindern dieſer Erde,
Die ihre Laſt zu Boden zwingt:
Aus, aus iſt Elend und Beſchwerde,
Wer Schwarzbrot ißt und Waſſer trinkt!

Worauf der begeiſtert und inbrünſtig flehende Refrain folgt:

Dort von den heil'gen Bergeshöhen,
Wo ſich des Lichtes Blitz ergießt,
Komm', komm' und laß dein Banner wehen,
Sei, *Zweiundfunfzig*, uns gegrüßt!

Bisjetzt hat Pierre Dupont hiermit noch nicht den Satz gerechtfertigt daß der Dichter ein Seher. Das Schreckensjahr, das Dies irae, dies illa von 1852, befindet ſich bereits auf ſeiner Rückzugslinie und die Welt iſt ſtiller als zuvor. Man denkt vielleicht ziemlich allgemein, der Neffe des großen Onkels habe das Geſpenſt beſchworen, habe ihm den rothen Mantel den es aus der Garderobe des Hrn. Romieu geliehen ausgezogen. Wir können und mit uns vielleicht noch ſehr viele Andere dieſe Anſicht nicht theilen. Der Staatsſtreich vom December erſcheint uns als keine nothwendige und einzige Prämiſſe der gegenwärtigen Ruhe, umſoweniger als gerade er ſelbſt Stoff genug enthielt ſofort die Gährung wirklich zum Ausbruch zu treiben. Es geht vielmehr in der Entwickelung der Weltgeſchichte ähnlich zu wie im ganz alltäglichen Leben des Individuums: Erwartungen möglicher Ereigniſſe die man an ein ſo beſtimmtes Datum knüpft treffen in der Regel am wenigſten ein und alle Vorherberechnungen ſcheitern an den Launen des Zufalls, der ſich ſein Anrecht auf Ueberraſchung nicht ſo leicht entreißen läßt. Ob dieſer Zufall in letzter Inſtanz wirklich nichts Anderes iſt als was ſein Name beſagt, iſt eine andere Frage die uns weiter Nichts angeht: wir nennen einmal Das Zufall wobei der Cauſalnexus ſo in die Ferne rückt und ſo unbedeutend wird wie z. B. der Betrag der achten und neunten Stelle hinter dem Komma in einem Decimalbruche, ein Betrag den wir in Rechnungen ruhig weglaſſen ohne das Reſultat des Calculs zu gefährden. Wir wiſſen daß vor Jahren alle Welt den Ausbruch einer Revolution auf den Tod Ludwig Philipp's anſetzte, während bereits das Jahr 1848 Jedermann mit ſeinen Bewegungen überraſchte, und ebenſo wird uns möglicherweiſe die Zukunft vielleicht nicht minder durch ihr „wo" als durch ihr „wie" überraſchen, ohne ſich an Prophezeiungen zu binden, mögen ſie von ſeinen Politikern, von ängſtlichen Bürgern oder von begeiſterten Poeten ausgehen.

Mit der Ruhe unſers laufenden Jahres iſt die literariſche Thätigkeit neuerwacht, und auch Berlin hat im Vergleich mit ſeiner frühern Betheiligung ein beträchtliches Contingent geſtellt. Wir ſagen freilich nicht, Ruhe iſt Ruhe; denn ob *dieſe* Ruhe, die in ihrer dermaligen Form vielleicht nur allzu ſehr mit einer Stagnation des Lebens und der Ideen verknüpft iſt, dem Gehalt der Literatur ſelbſt förderlich iſt, möchten wir wahrlich nicht behaupten. Aber es iſt in ihr wenigſtens die erſte *äußere* Bedingung für die Nahrung des literariſchen Verkehrs gegeben, die Bedingung unter welcher allein der Buchhandel ſich geneigt fühlt ſein Capital zu wagen.

Das allgemeinſte Bedürfniß der Lecture wird durch die Zeitungen und Journale befriedigt. Die Nachahmung der franzöſiſchen Art und Weiſe bewirkte hier in den jüngſten Jahren eine beträchtliche Veränderung auch bei uns. In den dreißiger Jahren beſchäftigten ſich die deutſchen politiſchen Journale vorzugsweiſe eben nur mit Politik, und es beſtanden zu gleicher Zeit ſtreng von ihnen geſchieden eine Menge belletriſtiſcher Blätter, die zum Theil bekanntlich eines ziemlichen Anſehens genoſſen. Indem ſich erſtere jedoch ſeit etwa fünf bis ſechs Jahren immer umfangreicher mit Feuilletons verſahen, begann das Intereſſe für letztere nach und nach zu ſchwinden, ſodaß z. B. in Berlin ſchon längſt gar kein ſolches Blatt mehr exiſtirt noch auch vielleicht exiſtiren konnte. Wir werfen unſer Augenmerk auf dieſen Punkt nicht ſowol deswegen weil er überhaupt einem Ueberblick über unſere momentanen literariſchen Zuſtände angehört, als darum weil ſich abermals die Zeichen einer Veränderung auf dieſem Gebiet ankündigen. Die neueingeführte Zeitungsſteuer nämlich legt, wie leicht zu begreifen, den politiſchen Blättern die traurige Verpflichtung auf ſich in ihrem Stoff auf das möglichſt geringe Maß zu beſchränken. Was wird alſo wahrſcheinlicher ſein als daß ſie ſich jenes Abſchnitts ihrer Mittheilungen, deſſen ſie ihrem urſprünglichen Charakter nach nicht direct bedürfen, immer mehr zu entledigen ſtreben? Die Zeitungsſteuer, die augenſcheinlich hauptſächlich nach der politiſchen Sphäre der Blätter gerichtet war, ſchlägt mit ihrem Blitz zunächſt nur unterhalb des bekannten ſchwarzen Strichs ein, trifft ſtrenggenommen am meiſten das Feuilleton. Und jemehr Letzteres der Fall iſt, deſto unabweisbarer ſtellt ſich das Bedürfniß ein die annoch unbeſteuerte Belletriſtik wieder unter ihrem alten, beſondern Banner in die

Oeffentlichkeit treten zu laſſen. Mit andern Worten, die ſchönwiſſenſchaftlichen Blätter gewinnen durch die ſonſt ſo drückende Zeitungsſteuer wiederum eine Zukunft. Auch hier in Berlin iſt in jüngſter Zeit mehrfach der Gedanke aufgetaucht, neue belletriſtiſche und kritiſche Organe höhern Stils mit Ausſchluß aller Politik zu gründen, und wenn bisjetzt noch keine Ankündigung eines ſolchen Unternehmens erſchien, ſo liegt der Grund hauptſächlich darin daß ſich verſchiedene uns bekanntgewordene Unterhandlungen zwiſchen Redacteuren und Verlegern noch immer wieder zerſchlugen. Die Verleger ſcheinen noch nicht das genügende Vertrauen gewonnen zu haben; ſie ſtützen ſich gern auf den Einwand daß Berlin niemals ein guter Boden für belletriſtiſche Journaliſtik geweſen. Wir zweifeln ob ſie hierin Recht haben. Sie vergeſſen daß der längſtverſtorbene „Freimüthige“ und „Geſellſchafter“, ganz abgeſehen von ihrem oft nur ſehr dürftigen literariſchen Werthe, in ihrer Blütezeit, im zweiten und dritten Decennium unſers Jahrhunderts, ein ſehr beträchtliches Publicum beſaßen, und daß die meiſten andern derartigen Unternehmungen faſt immer nur an der Unzulänglichkeit der nöthigen pecuniairen Mittel ſcheiterten. Manche Verleger wollen heute möglichſt wenig ſäen und morgen ſchon möglichſt viel ernten. Vielleicht indeß kommt nichtsdeſtoweniger doch noch ein größeres belletriſtiſches Blatt in nächſter Zeit unter der Leitung eines hier vielbeliebten Feuilletoniſten zuſtande. Es wird ſich binnen wenigen Wochen entſcheiden.

Wenn man die ſeit mehren Monaten hier in Berlin wieder zahlreicher auftauchenden literariſchen Erſcheinungen ihren Gattungen nach ſpecificirt, ſo findet man daß eine verhältnißmäßig erſtaunliche Menge davon theologiſchen oder richtiger geſagt frommen oder frömmleriſchen Zwecken angehört: Predigten, Tractätlein und ähnliche Productionen. Dieſe Schriften gehen uns hier Nichts weiter an; überdies iſt ihr paraſitiſches Wuchern ein Zeichen der Zeit welches für ſich ſelbſt hinlänglich ſpricht. Nur ſoviel erlauben wir uns zu bemerken daß ihr dermaliger Charakter gegen früher eine ganz beſondere Schattirung angenommen hat. Die Zionswächter, Paradiespächter und Seelenheilsaſſecuranzagenten von ehedem arbeiteten im Allgemeinen meiſt nur für eigene Rechnung und mit eigenen Mitteln. Heute blicken ſie mit halbabgewandtem Geſicht ſehr bedeutungsvoll nach der Staatsautorität und liebäugeln mit ihr in der auffallendſten Weiſe, denn ſie wiſſen daß dieſe ihnen momentan ebenfalls hold iſt. Sie predigen öfterer als je: Gebet dem Kaiſer was des Kaiſers iſt; ja ſie gehen in ihrer Dienſtbefliſſenheit noch weiter und ſagen mitunter, wo es vielleicht nicht des eigenen Gewinns lohnt: Was ihr dem Kaiſer gebt, habt ihr Gott gegeben. Sie kämpfen mehr als je in ganz entſchiedenen Worten für die politiſche Reaction; denn beide verſtehen ſich neuerdings beſſer als ſämmtliche andere Factionen auf das ſolidariſche: Manus manum lavat. Daß dieſe Schriften ſolchermaßen eine Richtung annehmen, wodurch alles etwa religiöſe Moment in ihnen vollends ertödtet wird, liegt deutlich genug zutage; ſie machen häufig einen ungemein widerwärtigen Eindruck, umſomehr als ſie allzu oft nur die Ausgeburt einer heuchleriſchen und feilen Geſinnung ſind.

In der wiſſenſchaftlichen Literatur waltete bei uns die Pflege des allgemeinhiſtoriſchen und literariſchen Zweigs vor. Boeckh, unter den Lebenden der genialſte Kenner und Ausleger des griechiſchen Alterthums, veröffentlichte ſeine „Unterſuchungen über das kosmiſche Syſtem des Platon“; von Ranke's „Deutſcher Geſchichte“ erfolgte der zweite und dritte Band der dem Publicum gewiß außerordentlich willkommenen billigen Ausgabe, die nichts weiter zu wünſchen übrig läßt als daß ſich Verfaſſer und Verleger über ein ähnliches Unternehmen rückſichtlich der claſſiſchen „Geſchichte der Päpſte“ verſtändigen möchten; die Gebrüder Grimm edirten die erſten Hefte ihres ſeit lange erwarteten großen Wörterbuchs der deutſchen Sprache, abgeſehen davon daß Jakob Grimm noch eine in der Akademie der Wiſſenſchaften gehaltene geiſtvolle Vorleſung „Ueber den Urſprung der Sprache“ drucken ließ; von Max Duncker erſchien in hieſigem, ſeines Vaters Verlage der erſte Band einer „Geſchichte des Alterthums“, unter Anderm mit Benutzung der neueſten engliſchen Forſchungen in Ninive u. ſ. w., ein wie wir hören viel verlangtes Buch; Lepſius gab „Briefe aus Aegypten“ heraus, wobei wir nicht zu bemerken unterlaſſen daß der wiſſenſchaftliche College des Genannten, Dr. Brugſch, ſeine ebenſo rührige als erfolgreiche Thätigkeit auf dem Gebiet der ägyptiſchen Alterthumsforſchung zu bekunden fortfährt; Zinkeiſen verfaßte eine „Geſchichte des Jakobinerclubs“ u. ſ. w. Ein anderes wiſſenſchaftliches, geiſtvoll geſchriebenes anonymes Werk: „Ueber den Geiſt und ſein Verhältniß zur Natur“, das bei Reimer erſchien, leitet zu den Naturwiſſenſchaften und zur Philoſophie hinüber, und auf dieſem Felde ſelbſt machte ein kleines Buch von dem Profeſſor Schultz-Schultzenſtein: „Die Menſchwerdung Gottes im Glauben und Wiſſen“, unlängſt ziemliches Aufſehen. Man ſieht, die Wiſſenſchaften liefern zahlreiche Früchte, und wir laſſen das Uebrige ungenannt, weil es uns hier nur auf eine kurze Notiz ankam, um zu zeigen daß der Verlag und die Production in dieſem Jahre von neuem einen Aufſchwung genommen und daß die Ereigniſſe von 1848 doch nicht allzu tief ins Fleiſch geſchnitten. Denn die wiſſenſchaftliche Literatur pflegt in Epochen der Umwälzung am eheſten und auf die längſte Zeit abzuſterben.

Das ſoeben angeführte Werk „Die Menſchwerdung Gottes u. ſ. w.“ iſt in der That eine zu eigenthümliche Erſcheinung als daß wir nicht ein paar Worte darüber ſagen ſollten. Der Verfaſſer heißt hier in Berlin vulgariter zum Unterſchied von ſeinen zahlloſen Namensvettern „der Blut-Schultz“, weil er bekanntlich vielfache Unterſuchungen über die Natur und den Kreislauf des Bluts angeſtellt hat; er könnte aber ebenſo gut im Hinblick auf andere ſeiner Forſchungen der Pflanzen-Schultz oder der Mauſer-Schultz genannt werden. Schultz widerlegte nämlich als Botaniker in ſeinem Werke „Die Cykloſe des Lebensſafts in den Pflanzen“ die allgemein gang und gäbe Lehre über die Organiſation und Metamorphoſe der Pflanzen, indem er ſich darzuthun bemühte daß die Wurzel, der Stengel, die Blätter u. ſ. w. nicht einzelne beſondere Organe der Pflanzen ſind, ſondern nur metamorphoſirte Glieder, deren jedes die zum Leben nothwendigen Organe alleſammt enthalte, und daß nur die äußere Form der Glieder ſich während der Entwickelung der Pflanze umbilde, die innere Organiſation aber immer dieſelbe bleibe. Andererſeits lehrte Schultz in ſeinem Buche über die „Verjüngung des menſchlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur“ die Theorie der Neubildung und Mauſer im animaliſchen Organismus und zeigte den Verjüngungsproceß und ſeine beiden ebengenannten Phaſen an den einzelnen organiſchen Syſtemen des Körpers, an dem Verdauungs-, Blut-, Muskel- und Nervenſyſtem, deren Mauſerſtoffe derſelben Ordnung nach in den Darmexcrementen, der Gallenbildung, den Schweiß- und Harnabſonderungen beſtehen, die fort und fort ausgeſchieden werden, während ſich jene Syſteme durch dieſe Ausſcheidung unabläſſig neu bilden. Wir ſtehen hier mitten auf dem Gebiete mediciniſcher Kategorien, aber dieſe kleine Abſchweifung war nöthig, weil ſie uns dem neueſten Werke des gelehrten Forſchers näher führt. Ja in dem ältern Buche über die Verjüngung des menſchlichen Lebens finden ſich ſchon in den letzten Abſchnitten die Grundlinien dazu, nachdem die Verjüngung des vegetativen Lebens abgehandelt worden. Wir erinnern uns noch dunkel daß er hier ſeine Mauſertheorie auch auf das animale und Sinnesleben überträgt und zuletzt ſogar auch auf die geiſtige Exiſtenz des Menſchen; wir erinnern uns daß er den Schlaf als den Mauſeract des animalen Lebens bezeichnet, wobei die Traumbilder als die Mauſerproducte der Sinne erſcheinen, daß er das Vergeſſen die Mauſer in der Fortentwickelung des Gedankenlebens nennt und daß nach ihm die Revolutionen die Mauſer der Geſchichte ſind.

Wenn man den Titel lieſt: „Die Menſchwerdung Gottes im Glauben und Wiſſen“, ſo glaubt man ein reintheologiſches Buch vor ſich zu haben; lieſt man jedoch weiter: „erläutert

durch die Geſetze der Verjüngung in der organiſchen Natur von u. ſ. w.", ſo tauchen hiermit bereits die Spitzen anderer Geſichtspunkte vor uns auf. Schultz beginnt mit einer neuen, gewiß eigenthümlichen, ſozuſagen phyſiſchen Anſicht vom Chriſtenthum. „Im Neuen Teſtament", ſagt er, „iſt die neue Gottesidee nach dem Vorbilde des Entwickelungsgangs der organiſchen Natur geſtaltet; das Princip des *organiſchen Naturlebens* iſt zum Princip des göttlichen Geiſtes geworden"; und das war weder im Juden- noch im Heidenthum der Fall, deren Gottes- oder Götterlehre nur als eine anorganiſche Naturlehre erſcheint. „Die chriſtliche Religion iſt die Religion der organiſchen Analogien", was ſich ſchon in der Sprache des Neuen Teſtaments deutlich zeigt, indem hier alle Ideen durch organiſche Analogien, namentlich aus dem Pflanzenreich, vom Senfkorn, vom Weinſtock, vom Feigenbaum u. ſ. w., eingeführt werden. Der Verfaſſer weiſt hierauf in einer Menge von Bibelſtellen dieſes organiſche Element der chriſtlichen Lehre näher nach und kommt dabei auch zu den erſten Sätzen, in welchen er gegen die ganze bisherige Philoſophie, gegen die „Weltſeelenphiloſophie", wie er ſie nennt, Fronte macht, deren Abſolutes ein rein Todtes bleibe, während ſein dieſem direct entgegenſtehendes Abſolute der organiſche Bildungstrieb, das lebendige Samenkorn, der lebendige Vater der in uns wirkt ſei. Ferner heißt es: „Das ewige Leben des Chriſtenthums iſt die organiſche Wiedergeburt durch Verjüngung und Mauſer und die Wiedergeburt aus dem Tode der Lebensabwürfe", und zwar iſt das vom menſchlichen Geiſte abzuwerfende Todte die Sünde. Dieſes Wort führt den Verfaſſer zu den antiken Anſichten von Gut und Böſe, Anſichten die nach ſeiner Meinung bei den Griechen ebenſo an Widerſprüchen kranken wie bei Spinoza und Hegel, indem hier Alles in der einen oder andern Weiſe auf die „Weltſeelen- oder Allvernunft", den „Weltzweck" und dergleichen todte, anorganiſche Kategorien, die überdies der lebendigen Gemüthspraxis direct entgegenſtehen, bezogen werde. Nach der *organiſchen* Naturanſchauung hat das Gute und Böſe Nichts mit dem Kosmos zu ſchaffen, das Gute iſt der „organiſche Bildungstrieb, ſeine Selbſterregung und ſein Leben als Endzweck des Menſchen und des Menſchenreichs; das Böſe iſt der Mauſerſtoff, der Lebensabwurf in der organiſchen Verjüngung des Menſchen; das Böſe iſt ſo ein Excrement des Guten wie die Raupen und Schlangenhut ein Excrement der Verjüngung und innern Neubildung." Das Böſe hat zwei Stufen: die Irrthümer welche in der Entwickelung durch die Lebensalter von ſelbſt abſterben ſind das bewußtloſe Böſe; erſt wenn dieſe Irrthümer mit Bewußtſein feſtgehalten werden, wird das darin enthaltene Böſe zur Sünde, d. h. die Sünde iſt das Böſe auf dem Gebiete der Geiſtesfreiheit des Menſchen, und da die Geiſtesfreiheit ein Werk der Bildung und Civiliſation der Menſchen iſt, iſt das Gute und Böſe ein durch Geſetz feſtgeſtelltes, und es können dieſe Begriffe je nach der Bildung der Menſchen entſchieden werden. „Alles", fährt der Verfaſſer fort, „kommt darauf an in der menſchlichen Bildung das rechte *menſchliche* Princip des Guten und Böſen zu finden. In dieſer Erfindung nun liegt die Größe und die wahre Bedeutung des Chriſtenthums. Chriſtus iſt der Erfinder der menſchlichen Natur des Guten und Böſen, der Entdecker des reinorganiſchen Urſprungs des Guten und Böſen." Nach dieſen und vielen andern Prämiſſen, welche die neue Weltanſchauung des Verfaſſers darthun, treten wir dem Begriff der Menſchwerdung Gottes immer näher. „Dadurch daß die Griechen wol ſagten: der Menſch iſt göttlichen Geſchlechts, wurde in ihrer alten Weltanſchauung Nichts geändert; ihre Gotteslehre wurde darum nicht menſchlich. Denn in Gott und Menſch regierten bei ihnen doch die Elemente und die anorganiſche Weltſeele, das calidum innatum, und nicht die Lebenskraft des Senfkorns . . . Im Chriſtenthum iſt zum erſten male der Menſchengeiſt aus dem alten Chaos der Weltſeele frei herausgehoben und als abſolut in ſich ſelbſtändig durch den organiſchen Bildungstrieb hingeſtellt worden. Dies iſt im Neuen Teſtament durch den Charakter des Lebens und des lebendigen Geiſtes bezeichnet worden. In dem Leben allein liegt die organiſche Zeugung und Wiedergeburt des Geiſtes, wodurch er die abſolute Macht über die todte Natur erhält. So ſind die Ausdrücke der Evangelien zu verſtehen, daß der Menſchenſohn zugleich Gottesſohn iſt; daß aber Vater und Sohn Daſſelbe, der Same, von demſelben organiſchen Bildungstrieb erzeugt und beſeelt ſind. So iſt der organiſche Geiſt des Menſchenreichs der göttliche Geiſt und *Gott iſt Menſch geworden*. Der organiſche Bildungstrieb iſt in die alte Götterlehre gefahren. Die Erhebung des organiſchen menſchlichen Geiſtes zum Geiſt Gottes iſt die Erhebung des organiſchen Bildungstriebes zur höchſten Kraft und abſoluten Idee." Man pflegte bisher Glauben und Wiſſen als Gegenſätze zu betrachten, weil man an das Chriſtenthum ſtets nur die todten Formen der alten Logik legte, und daher kam es auch daß man die Vernunft als eine der chriſtlichen Offenbarung fernſtehende Kategorie bezeichnete. Mit Unrecht. Denn die dem Chriſtenthum abholde Vernunft iſt nur die alte anorganiſche Vernunft, die Weltſeelenvernunft, welcher mechaniſche Principien der Außenwelt, kosmiſche Hypomochlia zugrundeliegen, während mit dem Chriſtenthum die wahre und lebendige Vernunft gerade erſt beginnt, die organiſche Vernunft die das Princip von der Außenwelt ins Innere des Menſchen ſelbſt verſetzt. Daher natürlich ein Zwieſpalt zwiſchen der Glaubenswelt des Chriſtenthums und der Wiſſenswelt des noch immer mit ſeinen Kategorien die Welt beherrſchenden Alterthums: der Inhalt des neuen Glaubens iſt das organiſche Leben, der des alten Wiſſens der anorganiſche Tod. In der organiſchen Vernunft wie im wahren Chriſtenthum ſelbſt exiſtirt kein Gegenſatz im Wiſſen und Glauben; Chriſtus hat nie geſagt daß der Inhalt ſeines Glaubens nicht begriffen werden könne. Im Gegentheil durch die organiſche Vernunft wird erſt Licht und Klarheit und vernünftige Einſicht in das Chriſtenthum gewonnen und das Chriſtenthum ſelbſt zur „freien Erkenntniß" erhoben. „Das einzige Mittel nun", ſagt Schultz S. 52, „den Gegenſatz (den noch immer ſtatthabenden zwiſchen Glauben und Wiſſen) aufzuheben und die dadurch entſtandene Verwirrung zu löſen, iſt Etwas das wir im *jetzigen* Chriſtenthum nicht finden, nämlich *die organiſche Entwickelung des lebendigen Glaubens ſelbſt zur lebendigen Vernunft*, um nicht im Myſticismus des Herzens ſitzen zu bleiben. Dieſe organiſche Entwickelung des Glaubens zur Vernunft iſt die Entwickelung der menſchlichen Gefühle zur Vernunft überhaupt, und ſie kann nur dadurch geſchehen daß wir uns organiſche Gedankenformen zu dem organiſchen Inhalt des Geiſtes bilden, um das Ebenbild des Geiſtes in den Formen dieſes Geiſtes ſelbſt in die Seele zu bringen." Hiermit ſteht in nächſter Verbindung der Satz: „Bisher iſt die Weltſeelenvernunft oder vielmehr ihre Kategorien als feſter Punkt gebraucht worden, von dem aus man den Inhalt des lebendigen Gefühls und des Glaubens mit mathematiſchen Conſequenzen zerarbeitet hat um ihn zu begreifen; jetzt muß vielmehr die Lebenskraft des Gefühls, die Selbſterregung ſeines Keims der feſte Punkt werden, aus dem man den Geiſt und ſeine ganze Organiſation und Gliederung hervorgehen läßt, wie das bebrütete Hühnchen aus dem Keim des Eies hervorgeht." Dieſe Anſchauungen finden ihre Begründung und weitere Ausführung im Folgenden, zunächſt in dem Abſchnitte über die Ausbildung des Geiſtes durch Aſſimilation der Geiſtesnahrung, worin beſonders das Capitel „Organiſche Analyſe des Empfindungsproceſſes" das höchſte Intereſſe erregt, indem hier der antiken und empiriſchen Theorie der Senſation eine völlig neue phyſiologiſche Anſchauung entgegengeſtellt wird, ſowie wir in einem folgenden Capitel die geiſtvollſten Bemerkungen über den Unterſchied der thieriſchen und menſchlichen Gefühle leſen. In der Anwendung ſeiner neuen Lehre auf die Praxis beſchränkt ſich der Verfaſſer nur auf allgemeine Grundlinien in der Sphäre des Erziehungsweſens und überläßt es der Zeit, das Princip der wahren lebendigen Organiſation in Staat und Kirche zur Geltung zu brin-

gen. Ein beſonderer Abſchnitt enthält in kurzer Ueberſicht die Grundgeſetze der Anabiotik oder Geiſtesverjüngung (der Ausbildung des Vernunftorganismus oder der organiſchen Vernunft) als organiſcher Philoſophie. Es konnte hier nicht unſere Abſicht ſein das neue Werk des berühmten Phyſiologen Schritt für Schritt zu verfolgen oder zu analyſiren, noch weniger iſt hier der Ort es kritiſch zu beleuchten. Wir wollten Nichts weiter thun als die Aufmerkſamkeit des größern gebildeten Publicums darauf hinlenken, und dieſe verdienen die Anſichten des Verfaſſers in hohem Maße. Man wird einer Menge ebenſo intereſſanter wie origineller Sätze begegnen, beſondees da wo es ſich um die Kritik früherer Anſchauungsweiſen handelt. Manche werden an dem Verfaſſer wie an einen neuen Hercules im Augiasſtalle unſerer wirren Civiliſation oder wie an einen Heiland glauben, Viele wenigſtens durch ihn eine bedeutſame Anregung empfangen. Die Welt lechzt nach Natur und nach wahrer Natürlichkeit ihrer Verhältniſſe; wir befinden uns Alle wie in einem Saale voll von einer ſchwülen, verpeſteten Atmoſphäre, eng gepreßt, oft kaum des Athmens fähig, und wir heißen Jeden willkommen der uns etwas friſche Luft verſchafft, mag er die Thüre öffnen oder ein Fenſter einſchlagen.

Ein friſcher Lufthauch ähnlicher Art weht auch in der neueſten Production Bettina's, in den „Geſprächen mit Dämonen", dem zweiten Theile des „Königsbuch", deſſen wir jedoch hier nur beiläufig gedenken, da es der beſondern Beſprechung angehört. Indeß treten wir mit dieſem Buche aus der docirenden und doctrinairen Region in den Kreis der ſchönwiſſenſchaftlichen Geſtaltung. Berlin bringt im Ganzen wenig Romane zu Markte, ja es haben von je auch nur wenige Romandichter in unſern Mauern gelebt; ſeit den letzten zwanzig Jahren etwa nur Frau von Paalzow, die Geäfin Hahn-Hahn ab und zu, Luiſe Mühlbach, Fanny Lewald, lauter Damen von ſehr fraglicher Unſterblichkeit, ſodann A. von Sternberg, ein Dichter deſſen Befähigung und Geiſt offenbar weit größer iſt als ſeine Leiſtungen mit ihrer flüchtigen, oberflächlichen Conception und ihrem manierirten und einſeitigen Tik, und Wilibald Alexis, das gediegenſte und abgerundetſte Talent von allen. Im laufenden Jahre publicirte Wilibald Alexis bekanntlich einen neuen Roman unter dem ſeltſamen Titel: „Ruhe iſt die eeſte Bürgerpflicht", der berühmt gewordenen Placatphraſe des Grafen Schulenburg vom 27. October 1806, als Napoleon in Berlin einzog; in jener Zeit auch ſpielten die Vorgänge und zwar meiſt auf dem Terrain auf dem wir ſelbſt leben. Die Form des Titels erinnerte uns lebhaft an ein Drama des ruſſiſchen Dichters Kukolnik: „Die Hand des Höchſten hat das Vaterland gerettet", ein Sprüchlein das allerdings mit den verblendeten preußiſchen Staatsmännern von 1806, die in dem Roman vielfach geſchildert werden, wenig zu ſchaffen hat. Für die Mark iſt Wilibald Alexis in der That ein kleiner Walter Scott, ein Geſchichtsmaler en détail, und wenn der Hauch jener Romantik fehlt der um die ſchottiſchen Hochlande athmet, ſo trägt nicht unſer Dichter, ſondern die Oertlichkeit allein die Schuld. Viel Wohlgefallen erregten in letzter Zeit auch die Devrient-Novellen von H. Smidt, Skizzen aus Ludwig Devrient's Leben voll ſtofflichen Intereſſes, liebevolle, wenn auch nicht eben tiefe oder geiſtreiche Aufzeichnungen eines ehemaligen jugendlich warmen Augenzeugen und Umgangsgenoſſen. Wir nennen noch als neue Erſcheinungen: „Cäcilie", von Eulalie Merx, einer im moraliſirenden Ton ſchreibenden Schweſter von Luiſe Aſton; Rellſtab's „Sommermärchen", „Reiſebilder aus Deutſchland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851" (in Darmſtadt erſchienen); Uechtritz' „Albrecht Holm", zweite Abtheilung des erſten Bandes; eine ſehr elegant ausgeſtattete Bearbeitung der „Frauen der Chriſtenheit" von J. Cavanagh, einer bekannten engliſchen Schriftſtellerin und Verfaſſerin des reizenden Romans „Natalie" u. ſ. w. Max Ring, der ſich gegenwärtig auf Reiſen befindet, kam auf den Gedanken mit dem Titel der „Dorfgeſchichten" Auerbach's gegenſätzlich zu rivaliſiren und ließ den erſten Band ſeiner „Stadtgeſchichten" erſcheinen um das Stadtleben in ſeiner ſpecifiſchen Eigenthümlichkeit zu charakteriſiren. Es ſind dieſe „Stadtgeſchichten" Erzählungen aus dem Leben unſerer Reſidenz, wie es ſich in den verſchiedenen Sphären in ſeiner unmittelbar nackten Natürlichkeit darſtellt, leicht und unterhaltend geſchrieben. Wie begegnen darin manchen Figuren die man wie Portraits gar bald erkennt oder wenigſtens zu erkennen glaubt, und wenn uns der Veefaſſer hier durch einen piquanten Reiz feſthält, ſo bemüht er ſich auf der andern Seite unſerm Streben nach Erkenntniß der uns umgebenden Verhältniſſe dadurch nachzukommen, daß er uns eine Menge Typen der modernen hieſigen Entwickelung und Civiliſation in ihrem Treiben und in ihren Motiven mit hübſchem techniſchen Federgeſchick vorführt. Unter dem Titel: „Aus dem Papierkorbe eines Journaliſten", ſammelte E. Koſſak verſchiedene ſeiner letzten Feuilletonartikel aus der verſtorbenen „Conſtitutionnellen Zeitung", meiſt humoriſtiſchen Inhalts, reich an Phantaſie und Laune, wenn auch in ihrem Innern nicht immer hinlänglich geſichtet. Des Verfaſſers Begabung für die ernſte Skizze culminirt in dem ſchätzenswerthen Aufſatze: „Ein Gang durch die untern Kreiſe", der ſeiner Zeit bei den hieſigen Communalbehörden manchen Anſtoß erregte; den Freunden gemüthvoller Poeſie wird beſonders der alleeliebſte kleine Artikel: „Der Plundermatz", gefallen, ein Märchen für die großen Kinder.

Folgen wir dem Gang der natürlichen Ideenaſſociation und ſchalten wir hier, da wir das Wort „Kinder" ausgeſprochen, gelegentlich einmal ein paar Worte über die hieſige neueſte **Jugendliteratur** ein, die ja ohnehin vorwiegend in das Gebiet der erzählenden Unterhaltung gehört. Die deutſchen Pädagogen ſind aller Orten berühmt, und es iſt vielleicht neben ihrer gründlicheen Bildung beſonders eine echtdeutſche Eigenſchaft die ſie ſo geſucht macht, das Gemüth oder die Gemüthlichkeit, eine Eigenſchaft die ſie mehr als andere Nationen gerade für den Umgang mit der Jugend befähigt. Die Franzoſen gehen als Tanzlehrer, als Fechtmeiſter, Kammerdiener und Abenteurer in die Welt, die Engländer als Ingenieurs und Kaufleute, die Italiener als Sänger, die Deutſchen als Erzieher und wir finden ſie in dieſer Stellung in allen fünf Welttheilen. Der Deutſche iſt der Schulmeiſter par excellence, und in keinem Lande geſchieht literariſch ſo viel für die Kindheit und das heranreifende Alter wie in ſeiner Heimat. Außer den ſtereotypen Gedichtſammlungen unſerer Lyriker in Prachtband und Goldſchnitt für die holden Damen bilden die kleinen Schriften mit bunten Bildern, Märchen, Erzählungen und Fibelverſen für die Kinder den eigentlichen Kern des ganzen großen buchhändleriſchen Weihnachtsmarkts. Und wenn wir die Namen Derer muſtern die ſich in letzter Zeit in Berlin in gediegenen, praktiſch brauchbaren Productionen für die Jugend hervorthaten, ſo finden wir in erſter Reihe den eines hieſigen, allgemein geſchätzten Communallehrers, Ferdinand Schmidt. Wir nennen hier keinen neuen Namen, wol aber einen welcher unausgeſetzt die öffentliche Anerkennung für ſeine Beſtrebungen verdient. Nachdem Ferdinand Schmidt früher einzelne Schriften und Chreſtomathien für die Jugend veröffentlicht, wandte er ſeit vorigem Jahre ſeine Thätigkeit einem fortlaufenden Unternehmen, einer „Jugendbibliothek" zu, die in kleinen Bändchen erſcheint, Ezzählungen und Märchen beſchert und zu drei Vierteln von ſeiner Feder herrührt. Wir, der Referent, ſtehen längſt im vollen Mannesalter: unſere Kindheit liegt weit draußen am Horizonte unſers Lebens, und wie die erſte Welt von den Waſſern die da vierzig Tage und Nächte lang vom Himmel regneten, ſo iſt ſie, unſere Kindheit, von den Nebeln der Ferne, von der Vergeſſenheit überflutet; aber doch nicht Alles iſt vergeſſen, und vorallem erinnern wir uns noch lebhaft des Eindrucks unſerer erſten Lecture, ethnographiſcher Schilderungen, unterhaltender Beſchreibungen kühner Reiſen und Weltumſegelungen und ganz beſonders der Campe'ſchen Schriften, welche damals vielleicht erſt ihre tour du monde in die kleinen Provinzialſtädte machen mochten. Gehe Jeder in ſich und frage

ſich ob nicht gar Manches aus ſeiner frühesten Lecture tiefen, tiefen Halt in ſeiner Seele gewonnen, ein Theil ſeines Weſens geworden! Iſt es daher nicht doppelt wichtig, ſein Augenmerk auf Das zu richten was die Kindheit lieſt? Verdient der Schriftſteller und Pädagog nicht doppelte Werthſchätzung der hier das Angenehme mit dem Nützlichen in rechter Weiſe zu verbinden verſteht? Und dieſe Worte eben ſprechen in beſtimmter Weiſe das Lob aus welches wir Ferdinand Schmidt, dem gemüthreichen, kindlichen Freunde der kleinen Jugend, zollen müſſen. Er erzählt mit ſchlichter Klarheit und echtpoetiſchem Sinn, er weiß die Aufmerkſamkeit zu ſpannen und unvermerkt ſtoffliche Belehrung in Fülle einzuflechten, er moraliſirt nicht pedantiſch, ſondern läßt die Beiſpiele des Edeln und Großen durch ſich ſelbſt ſprechen, er wählt endlich überhaupt mit richtigem Takt ſeine Themata, indem er dabei ebenſo den momentanen Anfoderungen der Zeit mit ihren dominirenden Ideen mit den ſpeciellen Neigungen der Jugend zu entſprechen bemüht iſt. Gegenwärtig ſcheint ihn oft die Vorliebe für geſchichtliche Begebniſſe zu leiten; auch das jüngſterſchienene zweite Bändchen des zweiten Jahrgangs der „Jugendbibliothek", enthaltend „Hermann und Thusnelde, oder die Befreiung Germaniens von römiſcher Herrſchaft", beweiſt dies wieder, eine Erzählung welche, was nicht leicht zu erreichen, von Jung und Alt mit Intereſſe geleſen werden kann, und die den kleinen und großen Leſer gleichſam ſpielend neben dem Vergnügen mit den hervorſtechendſten Sitten und Gebräuchen unſerer älteſten Vorfahren bekanntmacht.

Bei Erwähnung der Jugendſchriften gedenken wir noch eines Werks beſonders für das reifere jugendliche, zugleich aber auch für das völlig erwachſene und gebildete Alter, das wir mit großem Vergnügen zu unſerer Erholung laſen und deſſen vierter und letzter Band hier bei Duncker und Humblot im verfloſſenen Halbjahr erſchien; es führt den Titel: „Länder- und Völkerkunde in Biographien" von Külb. Das Buch verdient gewiß eine allgemeinere Verbreitung als es bisher gefunden zu haben ſcheint, woran freilich wol der ſehr ſtarke Umfang und demgemäß höhere, wiewol relativ geringe Preis ſchuld ſein mag. Es enthält die ausführlichen Biographien und Reiſen der berühmten Entdecker aller Zeiten und Länder, und man kann nicht leichter und angenehmer in die Geographie und Ethnographie eingeweiht werden als durch dieſe originelle geſchichtliche Robinſonade, die nicht nur mit großer Sachkenntniß und einem reichen Material, ſondern auch in einem gewandten, warmen und feſſelnden Tone geſchrieben iſt. Von der Jugend zum Volk iſt nur ein kleiner Schritt, und auch für letzteres betheiligte ſich der Eifer unſers literariſchen Verlags noch immer lebhaft, unter Anderm in der vor mehren Jahren gegründeten und rüſtig fortgeführten „Allgemeinen deutſchen Volksbibliothek". Der letzte Band brachte kürzlich den „Dorfgelehrten" von A. L. Lua, eine brave Erzählung von edeln Tendenzen und unterhaltender Darſtellung.

Und „wann werden die Poeten des Singens einmal müd'"? Wird auch in Berlin immer noch geſungen, gedichtet in Vers und Reim? Sicher genug. Die Natur, die Menſchheit, die Civiliſation unſerer Reſidenz ſind allerdings nicht ſehr poetiſch; wenn man aber von anderswoher eine Dichterſeele mitbringt, ſo läßt es ſich hier ſchon ganz gut Verſe machen, vielleicht beſſer als an poetiſch gelegenen Orten. Der Dichter erfährt hier die negative Anregungsfähigkeit des Contraſtes, eines Contraſtes der doch zugleich den Pulsſchlag eines großen Lebens, einer rieſigen Thätigkeit und eines unabläſſigen Zukunftsdrangs in ſeinem proſaiſchen Buſen trägt. In Berlin fluten unleugbar die Ströme der deutſchen Geiſtesentwickelung und der fremden Anregungen am zahlreichſten und ausgedehnteſten zuſammen; was irgend in der Kunſt Epoche macht ſtellt ſich gewiß gelegentlich mit hier zur Schau oder zum Genuß ein; es athmet in unſerer Luft etwas von den Eſſenzen welche die Welt bewegen helfen, man fühlt ſich hier wirklich in dem magiſchen Kreiſe einer ſolchen Bewegung, und doch kann man ſich auf der andern Seite in Berlin in eine Stille und Einſamkeit zurückziehen wie faſt nirgend anderswo. Der Dichter kann hier, wenn er zu ſchaffen denkt, mitten in dem Getümmel der Friedrichs- oder Königsſtadt leben wie ein Eremit am Berge Karmel. Die hieſige Geſelligkeit iſt nicht warm genug um ihn wider ſeinen Willen ſeiner Einſiedelei zu entreißen.

Vor ein paar Monaten übertäubten die Kanonen von „Leuthen" Alles was ſonſt daneben ſang, klang oder zirpte. Die Rhetoren Schramm und Palleske donnerten das wunderliche Fragment der neuen preußiſchen Epopöe in großen, hallenden Sälen von ihren Leſekathedern nieder und die unter den Zuhörern anweſende Soldateska raſſelte dazu mit den Säbeln. In ſeinem zweiten Theil des „Fauſt" preiſt Goethe unter dem Bilde Euphorion's Lord Byron und ſeinen „eigenſten" Geſang. Uns will der Geſang Scherenberg's noch mehr als „eigenſt" erſcheinen, und das iſt vielleicht ſein Unglück wie ſein Fehler, denn im Uebrigen iſt Scherenberg unſtreitig eine echte und tüchtige Poetennatur. Jetzt iſt der Lärm vorüber, der Pulverdampf entflogen und wir ſehen was ſonſt von da ab bis heute an Verſen zur Welt kam. Da liegt vor uns das poeſiereiche „Spaniſche Liederbuch" von Geibel und P. Heyſe; „Abdul", ein ſinnig-allegoriſches Gedicht von Landesmann, dem wiener Poeten, der ſein Büchlein hier erſcheinen ließ; „Kaiſer Karl", ein epiſcher Cyklus von Gruppe; „Gedichte" von Emil Grundmann, wenn auch nicht gerade originell, ſo doch innig empfunden und in anmuthig-leichtem Fluß geſungen; ferner religiöſe Gedichte von Bormann unter dem Titel: „Die Tage des Herrn"; allerunterthänigſt fromme und loyale Erbauungsergüſſe: „Kreuz und Krone" von Czilsky; eine zweite ſehr ſtark vermehrte Auflage der Lieder von Dilia Helena, einer Dame aus Potsdam, die vielfach in überſchwänglichen, tönenden Phraſen und flimmernden Wortnebeln verhimmelt und bei unſern Dutzend-Liedercomponiſten ſehr beliebt iſt; zwei metriſche Uebertragungen von Augier's „Diana"; eine ſehr gelungene Ueberſetzung oder Bearbeitung der Gedichte des genialen Ruſſen Lermontoff von F. Bodenſtedt (Bd. 1). Auch Karl Beck's „Gedichte" ſind in einer neuen Auflage erſchienen, und zwar jetzt wieder in Leipzig bei dem Rechtsnachfolger Böſenberg's, nachdem ein langwieriger Proceß zum Nachtheil der hieſigen Voß'ſchen Buchhandlung, welche bekanntlich die geſammelte Ausgabe der Gedichte Beck's vom Jahre 1844 veranſtaltet hatte, entſchieden worden. Wir erwähnen des trefflichen Dichters hier, obgleich die angedeutete neue Auflage nicht in Berlin erſchienen, obgleich Wien ſagen wird: Beck iſt der Unſere, obgleich Breslau ſagen wird: Beck iſt der Unſere, obgleich Peſth, Dresden, Stuttgart, Zürich und wer weiß welche Städte noch Daſſelbe wiederholen werden. Karl Beck wandert nämlich ſeit lange ſchon, ein echter fahrender Poet, in der Welt umher und nahm bald hier, bald da Wohnung und flüchtige Raſt. Aber er hat ſich wenigſtens ſeit den letzten zehn Jahren gewiß am längſten hier in Berlin aufgehalten, iſt immer wieder nach Berlin zurückgekehrt, und darum haben wir vielleicht das meiſte Recht ihn den Unſern zu nennen, und darum ſprechen wir hier ein paar Worte von ihm. Bis ſeine neuen ungariſchen Gedichte und ſeine Julienlieder erſcheinen, hat das Publicum vorderhand in dieſer Ausgabe der Gedichte ein neues Lebenszeichen von ihm und mehr als das, ein Document neuer Production. Denn die „durchgeſehene und vermehrte Originalausgabe" des leipziger „Verlagsmagazins", deren Text ſonſt nur durch Aufnahme noch einiger Strophen und Verſe aus den „Nächten" und dem „Fahrenden Poeten" erweitert wurde, bringt ſtatt der „Auferſtehung" am Schluß, die aus buchhändleriſchen Rückſichten wegbleiben mußte, ein in unſerm Norden noch nicht bekanntgewordenes längeres Gedicht: „In den letzten Zügen", ein poetiſches Denkmal zu den Ereigniſſen der neueſten Zeit. Der Dichter ſtellt den Generaliſſimus Görgei bei Villagos im Jahre 1849 dar, unmittelbar vor der unſeligen Uebergabe, wie er Nachts in ſeinem Zelte auf- und abſchreitend den großen Kampf des fataliſtiſchen Entſchluſſes kämpft, ja eigentlich ſchon

gekämpft hat und nur Motive ſucht, nochmals ſeinen Entſchluß vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen, ein trauriges, ſchlimmes Geſchäft. Wie das Geſpenſt zu Brutus, tritt dieſer Entſchluß an ihn heran und noch grauenhafter, nicht Tod kündend, ſondern verführeriſch an den Rand des äußerſten Verderbens lockend; Brutus konnte bei Philippi nur ſein Leben verlieren, Görgei bei Villagos wagte mehr, wenn überhaupt das Wort „wagte“ für ihn in Anwendung kommen darf. Das Gedicht fließt in melodiſchen Rhythmen hin, ein dunkler Stern gewichtiger Reflexionen und dämoniſch beleuchtet wie von den fahlen Lichtern ſterbender Geſtirne.

Wir können unſern Fuß nicht auf anderes Gebiet ſetzen, ohne vorher noch auf eine Production aufmerkſamzumachen, die nächſtens bei Alexander Duncker zutagekommen wird, eine ländliche Dichtung unter dem Titel: „Die hegler Mühle“, märkiſche Lieder von Anton Riendorf, eine Erzählung und zwar in Liedern mit Refrain, eine Aufgabe deren Schwierigkeit ſich leicht begreifen läßt. Wir lernten das Manuſcript kennen; es herrſcht darin neben echtpoetiſchem Empfinden jener plaſtiſche Realismus der ſeinen Stoff in ſeiner ganzen localen Detailfärbung ergreift und darſtellt, was nicht oft der Fall zu ſein pflegt, indem die Poeten ſich vorwiegend bei ihren Schilderungen in zu allgemeinen Anſchauungen bewegen. Wir kennen zufällig noch einige andere Manuſcripte Riendorf's; er erſcheint uns darin unter den jüngſten Dichtern als einer der am meiſten mit Phantaſie, Gedanken, Empfindung, Originalität und geſtaltender Kraft ausgeſtatteten, und wir täuſchen uns vielleicht nicht, wenn wir dieſem jungen Mann noch eine gute Zukunft prophezeien, im Fall er ſeine Anlagen mit unabläſſiger Sorgfalt und kritiſcher Sichtung ausbildet. Das Publicum wird bald im Stande ſein ſelbſt zu urtheilen.

Die nichtpolitiſche Broſchürenliteratur hat ſeit mehren Monaten ſtrenggenommen faſt nur eine einzige Erſcheinung von poſitivem oder materiellem Werth gebracht, ſo ſpärlich ihr Umfang auch an ſich ſelbſt ſein mag: Riſtic, „Ueber die neuere Literatur der Serben“. Die gebildeten Nordländer der Gegenwart hegen eine beſondere Vorliebe für dieſes Volk, obwol die meiſten wenig mehr von ſeinem Treiben und ſeinen Geſchicken wiſſen als was Ranke in ſeinem claſſiſchen Werke „Die ſerbiſche Revolution“ erzählt und was ſie dann und wann aus den Zeitungen über daſſelbe laſen. Unſere Vorliebe gründet ſich auf die berühmten und prächtigen Volkslieder der Serben, die uns bekanntlich ſchon vor länger als zwei Decennien durch die treffliche Uebertragung von Talvj zugänglich geworden. Was wir aus Riſtic über den Stand der gegenwärtigen Literatur in Serbien erfahren, mag zwar ein eifriges und höchſt ſchätzenswerthes Streben verſchiedener, ja zahlreicher Talente bekunden, zeugt aber noch keineswegs von einem wirklich lebenskräftigen, modernen und originalen Literaturſchatz. Die Serben haben einmal eine poetiſche Periode gehabt, eben die ihrer Volkslieder, ihr literariſches Mittelalter, die Zeit ihrer Minſtrels und Troubadours; eine echtliterariſche Neuzeit iſt für ſie noch nicht da, ſo wenig wie für die Czechen, indem von den Slawen bisher nur die Polen und Ruſſen eine ſolche erlebten. Wir kennen manche neuere ſerbiſche Dichtwerke, aber ſie ſind meiſt entweder Nachklänge des alten epiſchen oder lyriſchen Sangs mit ſeinen alten Lebensanſchauungen, oder Copien ausländiſcher Originale, oder ein Gemiſch von beiden. Keine dieſer drei Richtungen repräſentirt einen Abſchluß oder ein befriedigendes Reſultat literariſchen Strebens, ſo große einzelne Schönheiten auch dieſe oder jene poetiſche Schöpfung aufweiſen mag. Man denkt vielleicht an die Zukunft und ihre Zeitigung einer modern nationalen Literatur, wie ſich bei den Ruſſen und Polen eine ſolche ebenfalls großentheils aus der Nachahmung entwickelte. Wir hegen kein allzu großes Vertrauen in dieſer Hinſicht. Nicht als ob wir irgend an dem Talent der Serben zweifelten, im Gegentheil wir glauben daß die Nation, weil ſie ſich noch nicht in literariſcher Production erſchöpft hat, noch eine Fülle urkräftiger Dichternaturen erzeugen könnte; aber die Nation genießt äußerlich nicht jener Bedingungen deren es zur Entwickelung einer wirklich nationalen Literatur bedarf. Ihre Glanzperiode, ihre ſelbſtändige, dynamiſche Lebensexpanſion iſt vorüber; jetzt liegt ſie zwiſchen drei despotiſche, mächtigere, ſcheelſüchtige Reiche eingeklemmt, die ihr politiſches Daſein zu einer reinen Winkelexiſtenz herabgedrückt haben, ohne daß bei der gegenwärtigen Weltſtellung der Völker und der Richtung der europäiſchen Entwickelung eine Ausſicht vorhanden iſt daß ſie nochmals ihre Lebensexpanſion wiedergewinnen werde. Von einigen andern Broſchüren nichtpolitiſchen Inhalts genüge der Titel, es ſind: Erdmann, „Wir leben nicht auf der Erde“, eine Vorleſung in der bekannten Weiſe des halleſchen Profeſſors, der das humoriſtiſche Originalgenie gern ſpielt, obgleich er nicht aus der Compilation und dem Hegelthum herauskam; Huber, „Ueber ſpaniſche Nationalliteratur im 16. und 17. Jahrhundert“, ebenfalls eine Vorleſung, voll von Anklängen an den finſtern Dominicanerſinn des Verfaſſers, der ſich bei Don Philipp II. von Spanien mehr zu Hauſe gefühlt haben würde als in Berlin und im 19. Jahrhundert; Schneider, „Gedanken über Cultur und Luxus“; E. Raupach, „Der Aberglaube als weltgeſchichtliche Macht“ (ein Nachlaß); Hengſtenberg, „Die Opfer der Heiligen Schrift“; Förſter, „Sendſchreiben Lachmann's an die Philologen“; Glaſer, „Ueber Ausſteuerkaſſen“; Röttger, „Thien-Ti-Hoih“, eine Schrift über eine communiſtiſche Verbrüderung in China u. ſ. w.

Die letztgenannte Broſchüre, intereſſant in ethnographiſcher und geſchichtsvergleichender Hinſicht, grenzt ſchon an das Gebiet der politiſchen Flugſchrift. Was ſoll man von der gegenwärtigen politiſchen Broſchürenliteratur ſelbſt ſagen? Früher glich ſie einem Concerte, wo die verſchiedenſten Inſtrumente die mannichfachſten Melodien ſpielten. Das iſt jetzt faſt ganz vorbei; der politiſche Druck auf der einen und die Misſtimmung oder Erwartungsloſigkeit auf der andern Seite haben ihre Wirkung gethan: wir hören heute nur eine Melodie und einen Dudelſack: die Reaction, die ihres propagandiſtiſchen Eifers mittels bedruckten Papiers noch nicht müde geworden und die einzig und allein heute politiſche Broſchüren vom Stapel läßt. Greifen wir einmal nach den neueſten Ergüſſen und ſchlagen wir das erſte beſte Heft auf um eine kleine Vorſtellung zu bekommen, z. B. „Mein Vaterland und ſein Kampf“ von Hennau von Schmettau, etwa S. 15: „Jemehr nun eine Nation in ſich das Bewußtſein ihrer göttlichen Gründung, ihrer Abhängigkeit von der göttlichen Weltregierung trägt, deſto reicher und mannichfaltiger (hört! hört! dieſer Schluß!) iſt ihre innere Gliederung (!!), deſto friſcher und deſto dauernder iſt ihr inneres Leben. So war es ſchon bei den Heiden, die eine Volks- und Staatsreligion (?) hatten, noch mehr bei den Juden, deren Stammeintheilung bekanntlich noch nicht aufgehoben iſt, ſo war es bei den Völkern germaniſcher Race, die ſich in Stände ſonderten und in dieſer ſtändiſchen Gliederung ein wunderbar reiches und lebendiges Daſein durchlebt haben. Erſt als die hochfahrende (sic!) Vernunft (?) die erſten ſchüchternen Verſuche machte, den Germanen ſtatt des Worts vom Kreuz das Wort ihrer eigenen Weisheit unterzuſchieben, da geſchahen auch die erſten tödtlichen Streiche gegen die Ständeunterſchiede in unſerm Volke. Als der Adel, ſeiner ritterlichen Pflichten vergeſſend, mit der Metze (sic) Vernunft anfing zu tändeln und zu buhlen, kochte er ſelbſt das Gift das ſeine Wappenſchilder zerfraß und ſeine Schwerterklingen morſch machte ...“ Der geſunde Menſchenverſtand ſchreit hier gewiß ſchon in äußerſter Verzweiflung: Halt ein! halt ein mit deinem Citat. Ja wahrlich Hennau von Schmettau hat ſich in glänzender Abweichung von den alten verderbten Vorfahren völlig reingehalten von jeglicher Buhlerei mit der „Metze“ Verſtand, und Jedermann wird ihm gern atteſtiren daß in ſeinen Expectorationen auch nicht die geringſte Spur ihres Einfluſſes wahrzunehmen. Sollte dieſer Umſtand ein Grund ſein, den Leſer wegen eines ſolchen Citats wie wir es eben gegeben um Verzeihung zu bitten, ſo thun wir das hiermit. Wir hatten die

beſte Abſicht von der Welt: wir wollten nur zeigen was man heutzutage Alles ſagen kann, ohne dem Tollhauſe zu verfallen. Broſchüren wie z. B. „Das Weſen der Linken und der demokratiſchen und conſtitutionellen Zeitungs- und Broſchürenliteratur", herausgegeben von S. Loeff, dem hierorts hinlänglich bekannten Kaffeemaſchinenanfertiger, wirken nach halbſtündiger Lecture geradezu phyſiſche Uebelkeiten erregend und können von geiſtig-geſunden Naturen, wenn ſie leiblicher Anomalien wegen eines Vomitivs bedürfen, dreiſt als Tartarus stib., Nux vomic., Rad. Ipecac. etc. angewendet werden. Oder wenn das nicht, ſo kann man wenigſtens an dem Herausgeber ein ähnliches Exempel erſchauen wie die Spartaner ehedem an ihren Sklaven, wenn ſich Letztere betrinken mußten um durch ihr Gebahren die Jugend von dieſem Laſter abzuſchrecken; wir haben ſelten einen Menſchen geſehen, ſo voll des gemeinſten Servilitätsfuſels, wie den eben Genannten.

Wir greifen noch ein mal hinein in die vor uns liegende Broſchürenliteratur, zum dritten mal; aber wiederum haben wir eine reactionnaire Schrift in der Hand; natürlich, es erſcheint eben, wie ſchon geſagt, nichts Anderes. Der Titel lautet: „Das Weſen des modernen Conſtitutionalismus und ſeine Conſequenzen" von L. Graf von Pfeil, und das Motto: „Die ſtändiſchen Verfaſſungen ſind nicht darum gut weil ſie alt ſind, ſondern ſie ſind darum alt weil ſie gut ſind", oder mit andern Worten: Hr. Graf von Pfeil iſt nicht darum Reactionnair weil er dieſes Motto hat, ſondern er hat dieſes Motto weil er Reactionnair iſt. Er beginnt: „Die Irrlehre daß jede obrigkeitliche Gewalt aus dem freien Willen des Volks ihren Urſprung nehme hat, nachdem ſie erſt in Europa den Despotismus gebildet und großgezogen (??), die Niedertretung jedes Rechts beſchönigt und gutgeheißen, zuletzt ihre weitern Conſequenzen entwickelt und in den letzten ſechs Jahrzehnden in der Form des ſogenannten Conſtitutionalismus (?) Europa mit Blut und Trümmern bedeckt (?).*) Vor wenigen Jahren noch hat dieſelbe Irrlehre faſt alle Staaten Europas mit Untergang bedroht, und nur das allgemeine Entſetzen vor ihren unmittelbaren Folgen vermochte bisjetzt die menſchliche Geſellſchaft davor zu bewahren, Zuſtänden zu verfallen, wie ſie die ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Lehren herbeizuführen ſtreben." Conſtitutionalismus Hand in Hand mit Socialismus und Communismus, das iſt ſolchen Verfaſſern Alles Eins; ſie würfeln die Begriffe durcheinander und verſetzen Saul unter die Propheten wie es ihnen beliebt oder paßt. Hören wir weiter: „Gegenwärtig befinden ſich die Völker in einem freilich ganz unbeſtimmten Zuſtande der Ruhe, welcher eine unbefangene Prüfung jener Irrlehren begünſtigt, wozu überdies die letzten Jahre reichen Stoff darbieten. Die vorliegende Schrift iſt beſtimmt zu dieſer Prüfung einen Beitrag zu liefern, auch die Grundlagen zu unterſuchen auf denen ſich ein ſolides Staatsgebäude herſtellen läßt. Es wird ſich im Verlauf der Darſtellung zeigen daß die vielfachen Verletzungen dieſer Grundlagen weſentlich die Triebfedern waren welche die Bewegung von 1848 hervorriefen, und daß dieſelbe Bewegung von ihrem erſten Beginn an auch (?) in den tiefſten Schichten der Bevölkerung die ſchärfſte Reaction (hört!) gegen conſtitutionelle und liberale Misgriffe (will eben ſagen Conſtitutionalismus und Liberalismus!) in Geſetzgebung und Staatsverwaltung darſtellte." Der letzte Satz wird Manchem vielleicht neu erſcheinen und man wird nach den thatſächlichen Beweiſen dieſer ſchärfſten Reaction gegen den Conſtitutionalismus u. ſ. w. in der Bewegung von 1848 fragen. Parturiunt montes etc. Der Verfaſſer flickt am Ende ein kleines Notizchen, eine Anmerkung Nr. 13 an, als ganze Ausführung der hochtönenden Phraſe ſeiner Einleitung. Er erzählt: „Ich ſah nach den Märztagen einen Zug der Maſchinenbauer von Moabit durch den Thiergarten ziehen: gegen 6000 Männer welche meiſt auf den Barrikaden gefochten hatten. Voran Muſik, fliegende Fahnen. Kein regelloſer Haufe, Alle in Reihe und Glied unter ihren Führern. Die einzelnen Fabriken geſondert, in dieſen wieder geſondert die Schmiede, die Schloſſer, die Tiſchler, die Drechsler, die Former, die Gießer u. ſ. w., Alle bis zum Tagelöhner herab ſcharf getrennt, wie es das einzelne Gewerk bedingt. Keine Rede von nivellirender Gleichmacherei, in welcher ſich damals der Vereinigte Landtag (d. h. nach Graf von Pfeil der Conſtitutionalismus, der Liberalismus) erging. Ob dieſe Leute wol die Abſicht hatten ſich der conſtitutionellen oder wenn man lieber will der demokratiſchen Majorität von einigen tauſend Schneidern willenlos zu unterwerfen? ... Neben der Paulskirche tagten damals die Abgeordneten der deutſchen Handwerker um ihre gewaltſam zerriſſenen Verbindungen wiederherzuſtellen u. ſ. w." Der Verfaſſer ſagt: „Keine Rede von nivellirender Gleichmacherei u. ſ. w.", allerdings mochte damals der von ihm beobachtete Zug nach Gewerken abgetheilt gehen, aber wir fragen was geſchehen wäre, wenn ſich dieſer Zug plötzlich in irgend eine Debatte geſtürzt hätte? Würden die Schloſſer etwa den Schmieden den Vorrang eingeräumt haben, oder würde dann nicht eben doch die nivellirende Gleichmacherei auch hier eingetreten ſein, die für jedes Gewerk ein gleiches Recht verlangt hätte? Und würde dieſe nivellirende Gleichmacherei etwa innerhalb der Gewerke ſelbſt bei der Entſcheidung pro oder contra abgewieſen worden ſein, würde das eine Individuum dem andern eine vollwichtigere Autorität zuerkannt haben, oder hätte nicht am Ende doch die dem Verfaſſer odiöſe Majoritätstheorie den Sieg davongetragen? Wie die Phraſe von der Unterwerfung unter die Majorität der Schneider oben mit dem Vorangehenden in einer naturgemäßen, praktiſch disponibeln Verbindung ſteht, iſt uns nicht recht klar geworden. Wir citirten hier eine Anmerkung und man könnte vielleicht vermuthen daß in dem eigentlichen Text der Abhandlung etwas Triſtigeres von der Oppoſition des Volks gegen die conſtitutionellen oder liberalen Formen geſagt worden. Wir ſehen nach und finden daß der Verfaſſer keine ſpeciellern Data anführt, ſondern Allgemeinheiten zuſammenfaßt um die Baſis des ſtändiſchen Weſens und das vermeintliche Streben danach darzuthun. „Die Thatſachen reden", ſagt Graf von Pfeil S. 16; „ſeit Decennien ſchon iſt das Streben nach Vereinigung aus England, dem Vaterlande der Freiheit, zu uns gekommen, hat faſt alle Richtungen des geſellſchaftlichen Lebens durchdrungen. Alte Verbindungen der Gewerke, der Univerſitäten haben ſich den auflöſenden Tendenzen der Regierungen zum Trotz behauptet, bis man ſich endlich zu der heilſamen Maßregel verſtand, den Vereinigungstrieb zu regeln, ſtatt ihn zu unterdrücken. Es haben ſich verbunden die Handwerker, die Ruſticalbeſitzer, die Schullehrer, die Aerzte, die evangeliſchen Geiſtlichen u. ſ. w." Allerdings dies ſind unumſtößliche Thatſachen. Der Punkt indeß worauf es ankommt iſt die Idee welche in den Thatſachen liegt. Warum manifeſtirte ſich dieſer Aſſociationstrieb? Etwa um einer anzuſtrebenden Regierungsform halber? Oder etwa um dem Conſtitutionalismus und Liberalismus entgegenzuwirken? Gewiß nicht; ſondern einzig und allein um in geſchloſſener Reihe leichter und erfolgreicher die immermehr umſichgreifenden despotiſchen, die Rechte des Individuums, d. h. die Freiheit vernichtenden Gelüſte der Regierungen zu bekämpfen. Hinc illae lacrimae. Was der Verfaſſer will, wird man längſt begriffen haben: er ſieht alles Heil einzig in der Wiederherſtellung der alten ſtändiſchen Verfaſſungen, nicht der von 1822, ſondern der uralten Fürſtenthumstage, Kreisverſammlungen u. ſ. w. Sapienti sat.

Wir begannen unſere Mittheilungen mit einer gewiſſen befriedigten Stimmung über die Vermehrung und den neuen Aufſchwung des literariſchen Verkehrs, wir ſchließen ſie mit dem Bedauern daß dieſes Gedeihen in der Publiciſtik eine ſo

*) Wie? die „entnervende", d. h. matt und ſchlaff machende Lehre Montesquieu's, wie ſich ein bekannter Miniſter auszudrücken beliebte, und Blut und Trümmer? Wie differirt doch die Reaction ſo wunderlich in ihren Anſchauungen!

einſeitige, aller wirklich neugeſtaltenden Schöpferkraft bare Richtung genommen. 45.

Zur Geſchichte des Tugendbundes.

Der verdienſtvolle Geheime Regierungsrath Baerſch in Koblenz hat zur Berichtigung der 1850 von J. Voigt in Königsberg herausgegebenen „Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes oder des Sittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins“ Beiträge zur Geſchichte dieſes Bundes veröffentlicht, zu deſſen Stiftern er ſelbſt gehörte, und durch ſeine Schrift einen für die Befreiung Deutſchlands von der Fremdherrſchaft höchſt wichtigen Gegenſtand zum Abſchluß gebracht.*) Im Jahre 1809 glaubte eine mächtige und einflußreiche Partei in Preußen, an deren Spitze die Generale von Köckeritz, von Zaſtrow und von Kalckreuth ſtanden, das beſchränkte Fortbeſtehen des Staats nur durch unbedingte Hingabe an Frankreich retten zu können, fand aber entſchiedenen Widerſtand bei Stein, Scharnhorſt, Gneiſenau, Grolmann und andern furchtloſen Männern, welche den Gedanken an eine Erhebung des Volks zur Abwerfung des franzöſiſchen Jochs nicht aufgaben. Schon 1808 hatte ſich in dieſer Abſicht zu Königsberg ein Verein von etwa zehn Männern gebildet, unter welchen zwar mehre Freimaurer, wie der Oberfiscal Mosqua, Gymnaſialdirector Lehmann, Kriegsrath Verhazen, Major von Both, Kriegsrath von Tepper, Aſſeſſor Bardeleben, Conrector Janle und Baerſch ſelbſt, jedoch auch Nichtmaurer, wie die Profeſſoren von Baczko und Krug, ſich befanden. Der erſte Entwurf der Bundesſtatuten wurde von Lehmann ausgearbeitet, jedoch zu unpraktiſch befunden, weshalb Bardeleben, Krug und Baerſch mit der Abfaſſung neuer Statuten beauftragt wurden, welche, vom Könige genehmigt, unter dem Titel: „Verfaſſung der Geſellſchaft zur Uebung öffentlicher Tugenden oder des Sittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins“ (1808), bei H. Dege in Königsberg gedruckt wurden. Stein war weder Stifter noch Mitglied des Vereins, wol aber ein Beſchützer deſſelben; in demſelben Verhältniß zum Bunde ſtanden Scharnhorſt und Gneiſenau. Dagegen waren von Grolmann, von Boyen, die beiden von Thile, Ribbentrop ſehr eifrige Mitglieder des Vereins, der in allen Ständen Theilnehmer fand. Auch außerhalb Königsberg bildeten ſich bald Zweigvereine oder Kammern, zu deren Gründung der Bund ſeinen Mitgliedern Generalcommiſſorien ertheilte. Ein ſolches Commiſſorium erhielt der damalige Major Prinz von Hohenzollern-Hechingen, Bruder des Fürſtbiſchofs von Ermeland, zur Stiftung einer Kammer in Marienwerder; der ältere Ladenberg, damals Kriegs- und Domainenrath in Marienwerder, leiſtete ihm thätigen Beiſtand. Um die Gründung einer Kammer zu Braunsberg machte ſich nicht allein der Major von Rochelle, ſondern auch der Gymnaſialdirector Burgund ſehr verdient; zu Elbing außer dem Juſtizrath Marenſki auch der wackere Gervais. Bardeleben breitete den Verein in Schleſien aus; bereits 1808 entſtanden Kammern zu Glogau, Liegnitz und Breslau. Der Profeſſor Karl Friedrich Eichhorn war Director der Kammer zu Frankfurt a. O. Baerſch ſelbſt erhielt den Auftrag zu Berlin einen Zweigverein für die Mark zu gründen, fand aber hier wenig Anklang; Schleiermacher lehnte den Antrag an die Spitze der Kammer zu treten ab.

In Pommern beſtand bereits ein anderer Verein, die „Geſellſchaft der Vaterlandsfreunde“. Sie ſetzte ſich mit Schill in Verbindung, dem ſie mit ſeinem Offizlercorps Ende November 1808 zu Stargard ein glänzendes Gaſtmahl gab und ihren feſten Vorſatz ausſprach, gegen die franzöſiſche Herrſchaft energiſch zu wirken. Sie wünſchte ſich mit dem Sittlich-wiſſenſchaftlichen Verein, der dieſelben Zwecke verfolgte, zu verbinden, und Baerſch, damals Offizier im Schill'ſchen Freicorps, bewirkte im Auftrag des Tugendbundes dieſe Vereinigung zu Stettin.*) Die Vaterlandsfreunde verfügten über bedeutende Geldmittel und gaben eine erhebliche Summe zu dem Unternehmen des Lieutenants Eugen von Hirſchfeld in der Altmark, das jedoch übereilt wurde und misglückte. Obgleich Stettin von franzöſiſchen Truppen beſetzt war und es an Spionen nicht fehlte, kam daſelbſt die Errichtung einer Kammer des Tugendbundes zu Stande.

*) Beiträge zur Geſchichte des ſogenannten Tugendbundes mit Berückſichtigung der Schrift des Hrn. Prof. Johannes Voigt in Königsberg und Widerlegung und Berichtigung einiger unrichtigen Angaben in derſelben von Georg Baerſch. Hamburg, Perthes-Beſſer und Mauke. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Am 10. December 1808 ritt Baerſch an Schill's Seite in Berlin ein. Unbeſchreiblich war der Jubel des Publicums; man feierte Schill als den Vertheidiger Kolbergs, obgleich der Hauptruhm an dieſer That eigentlich Gneiſenau gebührte. Allein der Tugendbund wollte in Berlin keinen rechten Fortgang finden, nicht ſowol wegen der Eiferſucht auf Königsberg als aus Furcht ſich zu compromittiren, durch die Abneigung der Freimaurerlogen gegen den Verein und durch die allgemein verbreitete Meinung daß die Regierung den Verein bald aufheben werde. Auch glaubte man, daß der Verein bei dem verwegenen Unternehmen Schill's, zu dem dieſer am 28. April 1809 auszog, betheiligt ſei. Allein Schill war nicht einmal Mitglied des Tugendbundes, obwol er mit den Planen deſſelben ebenſo vertraut war als mit denen der Vaterlandsfreunde in Pommern und aller ähnlichen Vereine, die damals die Befreiung Deutſchlands bezweckten. Der Tugendbund hatte durchaus keinen Einfluß auf das Unternehmen Schill's. Dörnberg, damals Oberſt im Dienſt des Königs von Weſtfalen, der ſich an die Spitze des Aufſtandes ſtellen ſollte, war ebenſo wenig als Schill Mitglied des Bundes. Bekanntlich ſcheiterte die raſche That Schill's, welche aus dem glühendſten Patriotismus hervorging, der jedoch nicht von der gehörigen Vorſicht und Umſicht geleitet wurde. An dem Zuge Schill's nahm auf kurze Zeit auch der nachmalige preußiſche Cultusminiſter Eichhorn Theil.

Die Ausſchließung des Grafen Krockow aus dem Verein erklärt Baerſch folgendermaßen. Ende des Jahres 1809 wurde der Graf als Staatsgefangener nach Kolberg gebracht. Man behauptete, er habe ſich an einer meiſt aus pommerſchen Edelleuten beſtehenden Verbindung betheiligt, welche den König zu veranlaſſen bezweckte auf die Krone zu Gunſten ſeines Bruders, des Prinzen Wilhelm, zu verzichten, auf deſſen Kraft, Einſicht und Geſchick zur Führung der Regierung unter den damaligen bedrängten und bedenklichen Verhältniſſen man mehr Vertrauen hatte. Der Tugendbund aber, der an dieſem unüberlegten und landesverderblichen Plan keinen Antheil hatte, durfte nicht zugeben daß auf eins ſeiner Mitglieder auch nur der Verdacht einer Theilnahme komme, und deshalb mußte die Ausſtoßung des Grafen von Krockow erfolgen.

Baerſch redigirte eine zeitlang auch das Organ des Tugendbundes: „Der Volksfreund, eine Wochenſchrift zur Erholung, Belehrung und Verbeſſerung des Zuſtandes des Volks, für das Volk und für Diejenigen denen ſein Wohl aufrichtig am Herzen liegt“, ein Unternehmen über welches ſowol der König als der Miniſter von Stein anerkennend ſich ausſprachen. Die erſte Nummer des „Volksfreund“ erſchien am 4. Juni 1808 und enthielt den Anfang einer von Baerſch verfaßten Biographie des gefeierten Ferdinand von Schill. „Edle Thaten zur Nacheiferung aufſtellen, Misbräuche rügen, Vorſchläge für das allgemeine Beſte machen und von nützlichen Erfindungen, Büchern und dergleichen Nachricht geben“, war die im Programm ausgeſprochene Tendenz des „Volksfreund“. In einem auf den in der Gegend von Eylau und Friedland herrſchenden Nothſtand bezüglichen Aufſatz des Blattes war die Rede von dem „Schlendrian des collegialiſchen Geſchäftsgangs“ der Behörden. Der damalige Cenſor, Profeſſor Krug zu Kö-

*) Und zwar in der Weiſe, daß von jedem der beiden Vereine zwei Mitglieder aus dem andern aufgenommen wurden.

nigsberg, wurde deshalb von dem Curator der Univerſität, von Auerswald, zur Verantwortung gezogen und äußerte in ſeiner Erwiderungsſchrift: „Auch kann im Allgemeinen nicht angenommen werden daß Dasjenige was einer adminiſtrativen Behörde in einer Druckſchrift misfällt, gegen den Staat oder die bürgerliche Ordnung ſei. Denn eine Adminiſtrationsbehörde iſt nicht der Staat, ſondern eine Dienerin des Staats, aus welchem Verhältniß gewiſſe Beſchränkungen ihrer Macht hervorgehen die in der bürgerlichen Ordnung ſelbſt gegründet ſind und deren Andeutung oder Darſtellung in keinem Falle der bürgerlichen Ordnung widerſtreitet.“

Die ſechſte Nummer des „Volksfreund“ enthielt zwei Aufſätze welche viel beſprochen wurden: 1) die von dem Prediger Krieger zu Meve verfaßten und von Gneiſenau bevorworteten „Gedanken zur Bildung einer Armee aus lauter Landeskindern“; 2) die „Freiheit des Rückens“ von Gneiſenau. In dieſem Aufſatze foderte Gneiſenau im Gegenſatz zu dem Miniſter Stein, welcher behauptete die Prügelſtrafe bei dem Militair könne nicht abgeſchafft werden und habe auch ſo wenig Entehrendes für den Deutſchen daß ſogar auf den Turnieren Prügelknechte aufgeſtellt geweſen wären, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, die Abſchaffung der Stockſchläge, die auch durch die vom 3. Auguſt 1808 datirten Kriegsartikel erfolgte.

Seit 1809 nahm die Theilnahme ſowol an dem „Volksfreund“ als an dem Verein ſelbſt immermehr ab: die von ihm veranſtalteten Soupers in Königsberg waren zwar voll und beſetzt, aber die Seſſionen blieben leer. Nicht nur die Regierung, ſondern auch mehre Mitglieder des Vereins ſelbſt hegten Mistrauen in die Zwecke deſſelben. Auch hatte der Verein viele Feinde. Der König äußerte damals: „Ich bin der Einzige der ihn hält, die andern Herren wollen alle nicht viel davon halten.“ General Köckeritz war ihm abgeneigt, Feldmarſchall Kalckreuth verſpottete ihn und ſagte: „Ich bin zu alt um noch tugendhaft zu werden.“ Der Ausmarſch Schill's am 28. April 1809 verdächtigte ihn vollends. Am 31. December 1809 erfolgte durch die Cabinetsordre die „Aufhebung des ſogenannten Sittlich-wiſſenſchaftlichen Vereins“ und zugleich mußten die Papiere deſſelben abgeliefert, durchgeſehen und verſiegelt werden. Am 9. Februar 1810 hielt die Kammer zu Kolberg, wo damals Baerſch ſich befand, ihre letzte Sitzung. Viele Mitglieder des Vereins, wie Boyen, Grolmann, Thile I. und II., Selaſinsky, Ladenberg, Merkel, Ribbentrop und Canitz-Dallwitz ſtanden nachher in hohen Staatsämtern. Die Angabe von Pertz im „Leben Stein's“, daß die brotlos gewordenen Beamten und die zahlreichen auf halbem Sold ſtehenden Offiziere zu den entſchloſſenſten Theilnehmern des Vereins gehört hätten, iſt ganz unrichtig: der Bund zählte Mitglieder aus allen Ständen, active Offiziere und Beamte, Kaufleute, Schiffer und Handwerker; auch hat er nie über die Grenzen des preußiſchen Vaterlandes ſich erſtreckt. Die Meinung daß der Verein nach der Auflöſung deſſelben durch die Regierung noch heimlich fortbeſtanden habe iſt unbegründet: Lützow's Freicorps, die Schwarze Schar ſtand in keiner Beziehung zum Tugendbund; weder ihr Führer, Adolf von Lützow, noch irgend einer der Schar war Mitglied deſſelben geweſen. Im Jahr 1813, wo die Erhebung gegen die Fremdherrſchaft eine allgemeine war, war der Tugendbund mit ſeinen geregelten Formen nicht mehr nöthig: ſeine frühern Mitglieder konnten öffentlich den Kampf fürs Vaterland vollführen. 86.

Athanaſium, ein Vorſchlag Herder's.

Herder's „Briefe zur Beförderung der Humanität“, die zuerſt im Jahre 1793 erſchienen, verdienen nicht, wie etwa ſo Manches auf dem Gebiete der Literatur unſers Vaterlandes aus dem vorigen Jahrhundert, in die Rumpelkammer verlegener Waaren geworfen zu werden. Sie enthalten gerade für unſere Zeit, für unſer freilich ſchon in der zweiten Hälfte ſtehendes Jahrhundert, das ſich ſo gern das der Humanität nennt und als ſolches brüſtet, einen reichen Schatz beherzigenswerther Winke und Andeutungen, die man beachten und als Keime des Guten, Schönen und Edeln zu weiterer Entwickelung eifrig pflegen ſollte, und es iſt auch um jener Briefe willen, in denen Herder gleichwie in andern ſeiner Werke der Humanität einen Altar aufgerichtet hat, erfreulich daß ſie in der von der Cotta'ſchen Buchhandlung gegenwärtig veranſtalteten neuen Ausgabe der Herder'ſchen Werke den Zeitgenoſſen, namentlich dem jüngern Geſchlechte wieder nähergerückt werden. In der erſten Sammlung ſeiner gedachten „Briefe“ empfiehlt Herder die Veranſtaltung einer Sammlung von Lebensbeſchreibungen ſolcher Verſtorbenen welche die „Wohlthäter und Freunde des Menſchengeſchlechts“ geweſen, „deren Seelen, deren Verdienſte um daſſelbe wie ihr Andenken fortleben“; die wir gern „als Lebende betrachten“, deren „auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens wir uns freuen“ und deren „bleibendes Verdienſt wir dankbar für die Nachwelt aufzeichnen“. Herder ſchlug für ſolche Sammlung ſtatt des traurigen Namens Nekrolog, d. i. Todtenregiſter, den viel bezeichnendern Athanaſium oder Mnemeion (etwa Unſterblichkeitstempel, Erinnerungsſaal) vor; aber er wollte freilich auch daß nur Deren Leben in dieſe Sammlung gehören ſollte die zum Beſten der Menſchheit wirklich beigetragen haben, indem er es im Uebrigen als die Hauptaufgabe des Erzählers anſah, nachzuweiſen wie ſie dies thaten, wie ſie Die wurden die ſie waren, womit ſie zu kämpfen, was ſie zu überwinden hatten, wie weit ſie es brachten und was ſie Andern zu thun nachließen, endlich wie ſie ihr Geſchäft, das Werk ihres Lebens anſahen. Eine treue Erzählung hiervon, wo möglich aus dem Munde oder aus den Schriften der Verſtorbenen oder von Denen die ſie nahe gekannt und beobachtet haben, wäre wie eine „Stimme aus dem Grabe“, wie ein „Teſtament des Verſtorbenen über ſein eigenſtes Eigenthum, über ſeinen edelſten Nachlaß“. Bei Männern der Wiſſenſchaft müßte man ſich nothwendig auf den Werth und die Wirkung ihrer Schriften, bei thätigen Geſchäftsmännern auf den Beruf einlaſſen in welchem ſie der Menſchheit dienten; und, möchten wir hinzuſetzen, inſofern Herder namentlich auch ein Athanaſium, ein Mnemeion Deutſchlands vor Augen hatte und wir Deutſchen uns ja wol auch des Ruhms echter Patrioten zu erfreuen haben, bei ehrlichen Patrioten müßte man ſich auf offene Darlegung ihres uneigennützigen Strebens und der ehrlichen Mittel einlaſſen die ſie voll Eifers zum allgemeinen Beſten und im Bewußtſein ſittlicher Kraft nicht für ſich und ihren eigenen Vortheil, ſondern zum Heile des Vaterlandes angewendet haben. „In jeder Provinz Deutſchlands“, ſchreibt Herder, „leben Männer die ohne franzöſiſche Eitelkeit, ohne engliſchen Glanz, gehorſam, oft leidend Dinge thun, deren Anblick Jedermann ſchönen und großen Muth einſpräche, wenn ſie bekannt wären. Ihnen wünſche ich einen Altar der Biedertreue, an dem ſie ſich mit Geiſt und Herz verſammeln. Er kann nur im Geiſt exiſtiren, d. h. in Schriften; und o daß ausgezeichnet vor allen eine ſolche Schrift da wäre! An ihr würden ſich Seelen entflammen und Herzen ſtärken. Der deutſche Name, den jetzt viele Nationen geringzuhalten ſich anmaßen, würde vielleicht als der erſte Name Europas erſcheinen, ohne Geräuſch, ohne Anmaßung, nur in ſich ſelbſt ſtark, feſt und groß.“ So ſchrieb Herder vor 60 Jahren. Haben denn nun aber wir Deutſchen in einem ſolch edeln und humanen Sinne, wie Herder es meinte und beabſichtigte, ein Athanaſium, ein Mnemeion? Oder haben wir doch mindeſtens Anfänge dazu? 8.

Die polniſche Schriftſtellerin Anna Nakwaſka.

In den letzten Monaten des verfloſſenen Jahres ſtarb auf ihrem 10 Meilen von Warſchau gelegenen Gute Malawies (Kleindorf) Anna Nakwaſka. Die ſämmtlichen polniſchen Blätter berichteten dieſen Verluſt und weihten der Dahingeſchiede-

nen Worte der Erinnerung. Sie gehörte den höhern Cirkeln der Geſellſchaft an, allein wie viele verlaſſen dieſen Kreis, ohne daß es weiter bekannt, ihr Hintritt als ein Ereigniß in öffentlichen Blättern beſprochen wird! Mit Rakwaſka war dies anders, und der Schmerz über ihr Hinſcheiden ertönte von einem Ende des Landes bis zum andern. War der Bewegrund dazu vielleicht der Genius der Verblichenen? Nein, es war die aufrichtige Zuneigung zu den Menſchen ihres Geburtslandes, das rege Intereſſe welches ſie für deren geiſtige Erzeugniſſe empfand, denn ſie war eine echte Freundin des Volks und ihr ganzes langes Leben eine Kette von Beweiſen, in wie hohem Grade ihr dieſe Tugend eigen war.

Anna Rakwaſka, eine geborene Krajewſka, erblickte das Licht der Welt 1779, alſo kurz nach der erſten Theilung ihres Vaterlandes, und zeigte ſchon als Kind die Eigenſchaften des Herzens welche ſie ſpäter zur Freundin der Welt, ihrer Menſchen und deren Geiſte machten. Bei ihrer Erziehung ſpielte nach der Sitte damaliger und leider oft auch noch jetziger Zeit die Mutterſprache, die ſie erſt durch ihren Gemahl, den Caſtellan und Senator, gründlich kennenlernte, eine ſehr untergeordnete Rolle, die franzöſiſche Sprache lag dem Unterricht und der Converſation zu Grunde, und ſo kam es daß auch Anna, die bald den Beruf der Schriftſtellerin in ſich fühlte, ſich dieſes Idioms bediente um das leſende Publicum mit ihrem Lande bekannter zu machen.

Im Jahre 1816 oder 1817 erſchien in „Malvina, oder der Inſtinct des Herzens" der erſte in polniſcher Sprache geſchriebene Originalroman aus der Feder einer Frau, ein Werk das, wie Felinſki ſich ſeiner Zeit ausdrückte, gerade durch ſeine Unvollkommenheiten ſoviel Anziehendes hatte. Für Anna war dies ein Ereigniß, ein Triumph den ihre Mutterſprache feierte; ſie beeilte ſich dieſen Erſtling der vaterländiſchen Belletriſtik ins Franzöſiſche zu übertragen, und ihn als „Malvine, ou l'instinct du coeur" (2 Bde., Warſchau 1817) auch dem Ausland zugänglichzumachen. Kurz darauf veröffentlichte ſie: „Trois nouvelles et suite de trois nouvelles" (Warſchau 1821), denen Eigenthümlichkeiten des polniſchen Lebens zugrundeliegen.

Es ſcheint als wenn zu dieſer Zeit eine Umgeſtaltung ihrer Gedanken und Anſichten eingetreten ſein müßte; der „Pamiętnik Warszawski" brachte nämlich einen anonymen Beitrag: „Ueber die Erziehung der Polinnen von einer Polin", der ſie zur Verfaſſerin hatte und polniſch geſchrieben war. Anna ſuchte in ihm auf eine der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſene Weiſe darzuthun, die Erziehung der Polin müſſe eine polniſche ſein. Die Pflicht, ihre Anſichten thatſächlich zu vertreten und mit gutem Beiſpiel voranzugehen, ſowie die Beſtrebungen einiger anderer Polinnen, der Mutterſprache Geltung zu verſchaffen, veranlaßten Anna derſelben ihre ganze Aufmerkſamkeit zu widmen und ſich fortan derſelben ausſchließlich zu bedienen.

Es erſchienen jetzt nach und nach: „Aniela"; „Die Jugend des Kopernicus" (ins Deutſche und Franzöſiſche übertragen); die Kindererzählungen: „Beſuche der Großmutter"; „Das ſchwarze Geſpenſt" (geſchichtliche Erzählung aus dem 18. Jahrhundert); „Zwei Bilder aus der warſchauer Geſellſchaft"; „Die Pathin im Königreich" (Skizze aus dem 16. Jahrhundert); „Otto und Bertha"; „Erzählungen eines alten Tiſchlers"; „Reiſeerinnerungen aus dem Jahre 1844".

Anna's Erzählungen haben alle einen und denſelben Charakter. Das ſtreng Geſchichtliche war für die Schriftſtellerin aus der großen Welt zu ernſt, zu ſchwer; ebenſo wenig brachte ſie es zu einem poetiſchen Schwung oder philoſophiſcher Färbung; was ſie erzählte zeugte von klarer Auffaſſung und war meiſt eine Schilderung von Charakteren aus der realen Welt, Copie in ſich aufgenommener Bilder, oder ein oft zu treues Wiedergeben von Geſprächen aus der Wirklichkeit. Die Art und Weiſe wie ſie ihren Gegenſtand, dem immer irgend eine Moral zugrundeliegt, behandelte, iſt zwar keine außergewöhnliche, ihre Schöpfungen ſind jedoch immer werth daß ſie in einer Hausbibliothek ihre Stelle finden. Als vorzüglich gelungen müſſen „Die Jugend des Kopernicus" und „Die Erzählungen eines alten Tiſchlers" (von Fräulein Leiſering, einer Schweizerin, ins Italieniſche übertragen) hervorgehoben werden, die hauptſächlich auf Belehrung der niedern Claſſen berechnet ſind. Hierin gerade iſt in der polniſchen Literatur noch ſehr wenig geſchehen; man muß es deshalb der Verfaſſerin ganz beſonders Dank wiſſen daß ſie ihr Talent auch zum Beſten des Volks verwandt hat. Die „Reiſeerinnerungen" ſind eine ebenſo angenehme als nützliche Lecture.

Es iſt viel von den Memoiren die Rede geweſen welche die Schriftſtellerin im Manuſcript hinterlaſſen haben ſoll. Sie ſind wirklich vorhanden, freilich nur in Form von Notizen, ohne alles dramatiſche Leben und den Reichthum geſchichtlicher Einzelheiten; allein ſie haben ſchon deshalb großen Werth, weil ſie 30 Jahre und zwar eine äußerſt ereignißreiche Zeit für Polen inſichſchließen und das Rakwaſki'ſche Haus zur Zeit der preußiſchen Herrſchaft in Polen (in welche die genannten Memoiren hauptſächlich fallen) einen ſehr geeigneten Ort zu Beobachtungen bot, da Rakwaſki Departementspräfect war und als ſolcher alle bedeutenden Perſönlichkeiten bei ſich ſah.

Außer den Schriften Anna's ſind aber auch ihre Geſpräche, ihre Geſellſchaft für das geiſtige Leben nicht ohne Bedeutung. Es wird vielfach getadelt, wie ſehr man ſich in Polen vorzugsweiſe gern mit dem Fremdländiſchen beſchäftige und dem Einheimiſchen kaum einen Blick gönne. In gewiſſen Claſſen der Geſellſchaft iſt dies eine traurige Wahrheit, die oft bis ins Lächerliche oder vielmehr bis ins Widerliche geht; denn es gibt doch wol nichts Erbärmlicheres als ſich auf unbeholfene Weiſe in fremden Formen bewegen zu wollen, wenn man dies ungezwungen in den eigenen, angeborenen thun kann. Auf Anna, ſowie auf die Mehrzahl der wirklich hohen Familien Polens findet jedoch dieſe Rüge keine Anwendung, ſondern nur auf diejenigen welche gern dazu gezählt ſein möchten, es aber weder durch ihren Rang noch durch ihre Eigenſchaften verdienen. Anna nahm ſelbſt in der größten Geſellſchaft, auf dem Balle nicht Anſtand über literariſche Erſcheinungen zu ſprechen, und kannte jeden Autor, jedes neue Erzeugniß ihres Landes. Ihr Arbeitstiſch war der Lagerplatz für Alles was in der Belletriſtik die Preſſe verließ; ſie las jedes Werk und ſprach ſich offen darüber aus. Ueber ihre eigenen Arbeiten redete ſie nicht minder gern; es war ihr lieb wenn ſie in einem großen Kreiſe vorgeleſen und zergliedert wurden, und ſie dadurch Gelegenheit fand zu erörtern und zu verbeſſern. Einen intereſſanten Beitrag zu ihrer Charakteriſtik liefert folgende Anekdote:

Es ſind einige Jahre her daß in Warſchau ein vielfach beſprochener Briefwechſel zweier bedeutenden Schriftſtellerinnen im Umlauf war, in welchem ſie gegenſeitig voreinander zurücktraten. Anna benutzte dieſen Kampf der Beſcheidenheit zu einer allegoriſchen Erzählung. Die handelnden Perſonen in derſelben waren das Veilchen und die Roſe, zwei Blumen welche durch ihre ſchönen Eigenſchaften das Wohlgefallen der Menſchen regemachten. Doch Sturm und Unwetter entkleideten die Blumen ihres Schmucks, und es blieb Nichts übrig als das Vergißmeinnicht, das im Verborgenen geblüht hatte und von den Menſchen bisher nicht beachtet worden war.

Spricht ſich in dieſem Zuge auch Eigenliebe aus, ſo kann man doch keineswegs ſagen daß dieſe ſie für die Schöpfungen Anderer unempfindlich gemacht hätte; ſie freute ſich im Gegentheil über jedes neue gute Buch und ſuchte es nach Kräften zu unterſtützen und zu verbreiten. Als ſich in neuerer Zeit die Zahl der guten belletriſtiſchen Werke in polniſcher Sprache mehrte und Autoren von bedeutendem Talent auftraten, verlor Anna allen Muth zum Schreiben und rief ein mal über das andere: „Wenn ſo geſchrieben wird, darf ich keine Feder mehr anrühren." Zum Glück kam dieſer Entſchluß nicht zur Ausführung und die Schriftſtellerin war bis kurz vor ihrem Ende

thätig. Eine ihrer letzten Arbeiten ſind Verſe in denen ſie ſich dem Andenken der Landleute empfiehlt.

Eine Freundin der Ideenwelt war Anna nichtsdeſtoweniger auch eine der wirklichen. Die Wintermonate brachte ſie regelmäßig in Warſchau zu und war als ſiebzigjährige, faſt des Augenlichts beraubte Witwe noch ebenſo rührig und lebendig wie in ihren jungen Jahren. Die Jugend ſah in der alten würdigen Frau das Ideal eines untergegangenen Geſchlechts, den echten altpolniſchen Typus, und ſelbſt der Fremde mußte bald auf die impoſante Matrone aufmerkſam werden, die mit gleicher Geläufigkeit in zwei Sprachen ſich unterhielt und deren Rede von Frohſinn und geiſtreichen Witzen ſprudelte.

Anna's Charakter war ein Gemiſch von Ernſt und jugendlicher Lebendigkeit, Luſt an der Welt und Freude an den geiſtigen Menſchen, und über alles Dieſes war die höchſte Aufrichtigkeit und offene Herzigkeit ausgegoſſen. Die Vereinigung ſo widerſtrebender Eigenſchaften machten ſie zu einer höchſt intereſſanten Perſönlichkeit und ihren Umgang in vieler Hinſicht zu einem wahren Studium.

Schon war die Wohnung in Stand geſetzt um die jugendliche Greiſin für die Wintermonate aufs neue aufzunehmen; es mochte wol das dreiundvierzigſte oder vierundvierzigſte mal ſein daß ſie beabſichtigte die ländliche Stille mit dem Geräuſch der Hauptſtadt zu vertauſchen, da ereilte ſie der Tod. Warſchau hat in ihr eine angenehme und geiſtreiche Geſellſchafterin, Polen eine achtungswerthe Schriftſtellerin verloren. 50.

Notizen.

Etwas von Peter dem Großen.

Dieſes Etwas, anſcheinend eine Kleinigkeit, aber nicht ohne „wiegende Bedeutung", findet ſich im erſten Bande eines neuen engliſchen Werks über die Herrſcher Rußlands: „Lives of the sovereigns of Russia, from Rurik to Nicholas; including a history of that empire, from its foundation to the present time; by *George Fowler*" (London 1852). Es gibt einen Einblick in die Art und Weiſe wie Peter der Große die vornehmen Ruſſen zu civiliſiren ſuchte. „Eins ſeiner denkwürdigſten Saufgelage", berichtet Fowler, „war das in Peterhof, bei welchem der Zar ſeinen Gäſten dergeſtalt mit Tokayer zuſetzen ließ daß kaum einer noch ſtehen konnte. Deſſenungeachtet credenzte zum Schluſſe die Zarin eigenhändig Jedem einen vollen Pokal der geleert werden mußte und männiglich theils im Garten, theils ſonſtwo zu Boden ſtreckte. Um vier Uhr Nachmittags wurden ſie insgeſammt wachgerüttelt und zum Zar in deſſen Sommerhaus geführt, wo er Jedem befahl ein Beil zu nehmen und ihm zu folgen. Er voran ging es in eine junge Holzpflanzung und hier an die Arbeit, welche drei Stunden dauerte und wenigſtens das Gute hatte daß die Gäſte durch ihre Anſtrengung es dem Zar gleich zu thun wieder ziemlich nüchtern wurden. Darauf dankte ihnen der Zar und lud ſie zum Abendeſſen, bei welchem doppelt ſtark pokulirt wurde, bis die ganze Geſellſchaft einſchlief. Gegen Mitternacht erſchien ein Liebling des Zar, weckte die Schläfer und reichte ihnen bis vier Uhr Morgens Wein und Branntwein. Um acht Uhr wurden ſie zum Frühſtück gerufen und ſtatt mit Thee und Kaffee abermals mit vollen Branntweingläſern bewirthet." 13.

Der Bruder von Lola Montès.

„Der beſte Matador (Tödter) in Sevilla", erzählt der Verfaſſer von „Revelations of Spain in 1845. By *T. M. Hughes*" (2 Bände), „oder espada (Schwert) iſt Montès, Bruder der Tänzerin Lola. Ich betrachtete ihn oft mit großem Intereſſe, und ſchrecklich waren die Gefahren denen er ſich preisgab. Häufig kam er in mein Lieblingshôtel zu Sevilla, das Café del Turco, und wies mir zahlreiche Wunden die er an Leib und Armen erhalten, geſtand mir auch wie er hauptſächlich darauf ziele, den Stier con el ojo (mit dem Auge) zu bewältigen, was völlig meine aus genauer Beobachtung gewonnenen frühern Eindrücke beſtätigt: daß nämlich die Matadors das Princip des thieriſchen Magnetismus in Anwendung bringen." Weiter unten fährt der Autor in dem gleichen Capitel „Bull fights" (Stiergefechte) fort: „Montès' Beine ſind faſt gelähmt und er läuft mit größter Schwierigkeit. Und doch ſtellt er ſich noch ſeinen fürchterlichen Feinden im Circus mit beſtändiger äußerſter Lebensgefahr gegenüber. Groß iſt die goldene Lockung welche zu ſolchem Kampfe verführt. Denn für jeden Tag wo Montès als Hauptmatador auftritt empfängt er 300 Dollars. Von den Picadors bekommt jeder 80—100 und muß ſich ſelbſt beritten machen; den Unterſchied zwiſchen dieſem und jenem in Gefahr und Lohn drückt das ſprüchwörtliche: „Es todo el matador" (Der Matador iſt Alles), aus. Ich habe mehr als ein mal zum Vergnügen mit Montès gefochten, Jeder von uns mit einem Stierſchwerte bewaffnet, aber ohne viel Erfolg, denn vor einem ſolchen Manne muß der Kühnſte zittern. Das Stierſchwert iſt mehr wie ein Bratſpieß als ein Rappier, da es von größerer Länge und reichlichem Gewichte, überall roſtig und der Handgriff mit ſchlechtem Strick umwunden. Es iſt ſichtlich zum Gebrauche, nicht zum Prunken — eine mörderiſche Waffe." 12.

Ein origineller Bibliothekar.

Der Jeſuit P. Chriſtoph Miklis (geb. 1694), Bibliothekar des prager Jeſuitencollegiums, wußte ſich, wie Hanslik in ſeiner „Geſchichte der prager Univerſitätsbibliothek" erzählt, die Bearbeitung der böhmiſchen Handſchriften, von welchen er zufällig kein Wort verſtand, dadurch zu vereinfachen daß er ſie ohne Umſtände ins Feuer warf. Um die in der Bibliothek hinſichtlich der Einbände herrſchende Verſchiedenheit, die ſeinem Geſchmacke nicht zuſagte, zu beſeitigen und dem Büchervorrathe ein gleichförmiges, augenfällig ſchöneres Anſehen zu geben, ließ Miklis, vielleicht unter dem Einfluſſe irgend eines beſtimmten oder unbeſtimmten Ideals von Lilien und Roſen, die ganze Rückſeite aller Bücher ohne Unterſchied mit weißer Oelfarbe anſtreichen und auf dieſen blendenden Grund die betreffenden Titel und die Kennzeichen der wiſſenſchaftlichen Abtheilung des Fachs und der Reihenfolge mit rother Oelfarbe malen. Durch dieſe Kunſtleiſtung wurde binnen einer Zeit von ſieben Jahren mit einem Koſtenaufwande von 268 Gulden der ganzen Bibliothek ſozuſagen nur ein Geſicht aufgeprägt und angepinſelt. 75.

Bibliographie.

Des heiligen Agobard Abhandlungen wider die Juden. In Briefform. Aus dem Lateiniſchen übertragen und mit einem kurzen Berichte über Agobard's Leben verſehen von E. Samoſtz. Leipzig, Hunger. Gr. 8. 10 Ngr.

Apelt, E. F., Die Reformation der Sternkunde. Ein Beitrag zur deutschen Culturgeschichte. Mit 5 Figurentafeln. Jena, Mauke. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Ngr.

Bartholdi, G., Das Leben des Herrn nebſt Grundzügen des Proteſtantismus. Ludwigsluſt, Hinſtorff. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bartsch, H., Der Charakter der Medea des Euripides. Nach der Tragödie gleiches Namens entwickelt. Mainz, Faber. 4. 15 Ngr.

Belfaſt, Graf v., Zwei Generationen oder Geburt, Herkunft und Erziehung. Eine Novelle. Aus dem Engliſchen übertragen von L. Du Bois. Lemgo, Meyer. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Beck, K., Aus der Heimath. Geſänge. Dresden, R. Schaefer. 16. 2 Thlr. 8 Ngr.

Der Bruder aus Ungarn. Ein Roman. Zwei Bände. Berlin, Beſſer. 8. 4 Thlr.

Camoens, L., Sonette. Aus dem Portugieſiſchen von

L. v. Arentsſchildt. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Clemens, R., Das Buch der Chriſten. Oder das Neue Teſtament, nach den Reſultaten der neueſten wiſſenſchaftlich-kritiſchen Forſchungen, insbeſondere der Tübinger Theologiſchen Schule, betrachtet. Für gebildete Leſer aller Stände. Bernburg, Gröning. Gr. 8. 20 Ngr.

Conſcience, H., Der Geizhals. Aus dem Vlämiſchen übertragen von Arenz. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 12 Ngr.

Duller, E., Vaterländiſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart. 1ſter Band. 1ſtes Heft. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp. Gr. 8. 9 Ngr.

Geißler, W. A., Der Magnet. Eine Auswahl von Original-Erzählungen und Novellen nach den beliebteſten franzöſiſchen und engliſchen Schriftſtellern bearbeitet. Magdeburg, Quednow. 8. 1 Thlr.

Gußmann, R., Valeria. Tragödie in fünf Acten. Leipzig, O. Wigand. 1853. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Helm, B. A. Ritter v., Die Principien eines allgemeinen Civilrechtes vom rationellen Standpunkte. Olmütz. Gr. 8. 8 Ngr.

Heppe, H., Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus in den Jahren 1555—1581. 1ſter Band: Die Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus von 1555—1562 enthaltend. Marburg, Elwert. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Hermes, K. H., Geſchichte der neueſten Zeit von 1815—1852. 6te bis auf unſere Tage erweiterte Auflage der Geſchichte der letzten 25 Jahre. 1ſte Lieferung. Braunſchweig, Weſtermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von O. M. Frhrn. v. Schlechta-Wssehrd. Wien. Lex.-8. 2 Thlr.

Jenſſen-Tuſch, G. F. v., Zur Lebens- und Regierungs-Geſchichte Chriſtians VIII., Königs von Dänemark, Herzogs von Schleswig, Holſtein und Lauenburg. Nach H. P. Gieſſing's däniſchen Vorlagen, unter Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältniſſe der Herzogthümer Schleswig-Holſtein umgearbeitet und erweitert. Mit dem Bilde des Königs. Zwei Lieferungen. Altona, Lehmkuhl u. Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Laun, A., Liederklänge aus England und Spanien. Bremen, Geisler. 16. 1 Thlr.

Lérmontoff, M., Der Held unſerer Zeit. Kaukaſiſche Lebensbilder. Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von A. Boltz. Berlin, C. Schultze. 8. 1 Thlr.

Liszt, F., Richard Wagner's Lohengrin und Tannhäuſer. Mit Muſik-Beilagen. Köln, F. C. Eiſen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Luck, W. v., Geht nicht die Mittelſtraße, denn ſie wird euch halsbrechend. Potsdam, Riegel. 8. 20 Ngr.

Minutoli, J. Frhr. v., Spanien und seine fortschreitende Entwickelung mit besonderer Berücksichtigung des Jahres 1851. Mit lithographirten Beilagen. Berlin, A. Duncker. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Mittheilungen aus dem Tagebuche von Hilmar Ernſt Rauſchenbuſch, weiland Paſtor der evangeliſch-lutheriſchen Gemeinde zu Elberfeld. Ein Beitrag zur evangeliſchen Paſtoral-Theologie, zugleich als Anhang zur Lebensbeſchreibung von Rauſchenbuſch. Herausgegeben von A. S. Jaspis. Elberfeld, Bädeker. 8. 15 Ngr.

Pfaff, A., Deutſche Geſchichte von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1ſte Lieferung. Braunſchweig, Weſtermann. Gr. 8. 8 Ngr.

Platen, Graf A. v., Geſammelte Werke. 6ter und 7ter Band. — A. u. d. T.: Poetiſcher und litterariſcher Nachlaß. Geſammelt und herausgegeben von J. Minckwitz. Zwei Bände. Leipzig, Dyk. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Rabe, M. F., Der Püſtrich zu Sondershauſen, kein Götzenbild. Unterſuchung über deſſen urſprüngliche Beſtimmung. Mit 1 Abbildung. Berlin, Ernſt u. Korn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rauch, C., Neueſter Beweis für die Umdrehung unſerer Erde um ihre Achſe. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Romig's L. F., Zeittafeln der allgemeinen Geschichte. 2te Auflage. Umgearbeitet und bis auf die neueste Zeit fortgesetzt von J. Rieckher. Stuttgart, Metzler. Gr. 4. 1 Thlr. 12 Ngr.

Runeberg's, J. L., Geſammelte Dichtungen. Deutſch von H. Wachenhuſen. 1ſter und 2ter Band. Leipzig, Lorck. 8. à 10 Ngr.

Runeberg's, J. L., Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Geſängen, deutſch überſetzt von C. E. Elfſtröm. Wyburg. Gr. 8. 20 Ngr.

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch O. M. Frhr. v. Schlechta-Wssehrd. Wien. Lex.-8. 2 Thlr.

Schmidt, W. L., Geiſt und Leben der Maſoney. Drei Geſänge. Croſſen, Range. Lex.-8. 1 Thlr.

Schulze, E., Gedichte. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 16. 1 Thlr.

Schwabe, C. L., Schiller's Beerdigung und die Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine. [1805, 1826, 1827.] Nach Actenſtücken und authentiſchen Mittheilungen aus (ſeinem) Nachlaſſe von J. Schwabe. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Der Soldat und ſeine Pflichten. Eine Erzählung von P. 2te verbeſſerte Auflage. Leipzig, Teubner. 8. 15 Ngr.

Trendelenburg, A., Leibniz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Ein Vortrag, gehalten am Gedächtnisstage Leibnizens, am 1. Juli 1852, in der Königl. Akademie der Wissenschaften. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 4 Ngr.

Wallfahrtsſpiegel, von einem katholiſchen Prieſter. Euskirchen, Kreuder. 12. 6 Ngr.

Walther's v. d. Vogelweide Gedichte nach Lachmanns Ausgabe überſetzt von G. A. Weiske. Halle, Pfeffer. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Willkomm, M., Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel und deren Vegetation. Ein Beitrag zur physikalischen Geographie, Geognosie und Botanik. Nebst einer geognostisch-botanischen Karte der Halbinsel, 1 Stein- und 1 Kupfertafel. Leipzig, Fr. Fleischer. Lex.-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Zur handels-politiſchen Frage. Aufſätze aus dem „Preußiſchen Wochenblatt" abgedruckt. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bartholdi, G., Zwei geiſtliche Reden, geſprochen bei der Taufe eines jüdiſchen Mannes. Ludwigsluſt, Hinſtorff. Gr. 8. 2½ Ngr.

Braune, K., Halte, was du haſt, daß niemand deine Krone nehme. Offenb. 3, 11. Predigt bei der allgemeinen Verſammlung des Altenburger Hauptvereins für die Guſtav-Adolf-Stiftung gehalten am 16. Auguſt 1852. Altenburg, Schnuphaſe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Delitzſch, Anweiſung zu heilſamem Leſen der heiligen Schrift. Sieben Regeln, gepredigt am 7. Sonntage n. Trin. 1852. Erlangen, Deichert. Gr. 8. 2 Ngr.

Erdmann, Phariſäer und Zöllner. Predigt über das Evangelium des 11. Sonntags n. Trin. Halle, Schmidt. Gr. 8. 3 Ngr.

Thomaſius, G., Rede am Grabe des Hrn. Emil Auguſt v. Schaden, Dr. und ordentlichen Profeſſors der Theologie, gehalten am 15. Julius 1852. Erlangen. 4. 2 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XXXIX.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu $1\frac{1}{3}$ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

dreiundvierzigſte bis fünfundvierzigſte Heft,

Bogen **13—30** des ſechsten Bandes.

Französische Akademie — Gallas (Matthias, Graf von).

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Neuere Gedichtſammlungen

aus dem Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Album der neuern deutſchen Lyrik. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 2 Thlr. 15 Ngr. Gebunden 3 Thlr.

Bauernfeld, Gedichte. 8. Geheftet 1 Thlr. 20 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Bequignolles (H. von), Blondel — Ein Lied vom Kreuze. — 8. Geh. 24 Ngr.

Bobrik (F.), Gedichte. 8. Geheftet 1 Thlr. 22 Ngr. Gebunden 2 Thlr.

Hammer (J.), Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Horn (M.), Die Pilgerfahrt der Roſe. Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 16 Ngr. Gebunden 22 Ngr.

Lüty (H.), Ein Strauß. Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr.

Müller (W.), Gedichte. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Geheftet 3 Thlr. Gebunden 3 Thlr. 16 Ngr.

Schulze (E.), Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht in drei Geſängen. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Gebunden. 1 Thlr. — Octav-Ausgabe. Achte Auflage. Geheftet. 1 Thlr. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 2 Thlr. Pracht-Ausgabe mit Kupfern, gebunden, 3 Thlr.

——————, **Cäcilie.** Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. Miniatur-Ausgabe. Zwei Theile. Gebunden. 3 Thlr.

——————, **Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. Geheftet. 1 Thlr. Gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taylor (H.), Philipp van Artevelde. Ein dramatiſches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt von **A. Heimann.**

Erſter Theil: **Philipp van Artevelde.** Ein dramatiſches Gedicht in fünf Acten. 8. 1848. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
Zweiter Theil: **Philipp van Artevelde's Tod.** Ein Drama in fünf Acten. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fauna der Vorwelt

mit ſteter Berückſichtigung der lebenden Thiere.

Monographiſch dargeſtellt von **Dr. C. G. Giebel.**

Erſter Band: **Wirbelthiere.**

Dieſer Band beſteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847—48. 1 Thlr. 18 Ngr.

II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.

III. **Die Fiſche der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dritter Band: **Mollusken.** Erſte Abtheilung: **Cephalopoden.** Erſte und zweite Hälfte. 1851—52. 5 Thlr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erſt nach Beendigung des dritten Bandes erſcheinen.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Herausgegeben von **Karl Gutzkow.**

Unter dieſem Titel erſcheint vom 1. October d. J. an in meinem Verlage eine **durchaus neue und eigenthümliche populäre Wochenſchrift** in wöchentlich einer Nummer zu dem Preiſe von **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Den Inhalt derſelben bilden **Unterhaltungen**, theils Novellen und Erzählungen, theils Darſtellungen aus der Natur, der Geſchichte, dem Menſchenleben, theils Mittheilungen über Kunſt, Geſelligkeit, Erziehung u. ſ. w.; dagegen ſind Politik, kirchliche Polemik und ſtrengwiſſenſchaftliche Kritik ausgeſchloſſen.

Karl Gutzkow, der durch ſein großartiges Zeitgemälde: „Die Ritter vom Geiſte", ſich wie kein anderer Schriftſteller der Gegenwart jetzt die volle Gunſt des deutſchen Publicums erworben hat, wird dieſer Zeitſchrift ſeine ganze Thätigkeit widmen und dieſelbe mit Unterſtützung einiger anderer namhafter und ausgezeichneter deutſcher Schriftſteller als ein großes **Sammelwerk für geiſtige und ſittliche Erhebung** weſentlich **allein** ſchreiben. Das deutſche Publicum darf nur Originelles, Anregendes und Geiſtreiches erwarten. Der äußerſt niedrige Preis ermöglicht die Verbreitung der Zeitſchrift in den weiteſten Kreiſen als eine Lecture, die in keiner gebildeten Familie fehlen dürfte.

Die erſte Nummer der „Unterhaltungen am häuslichen Herd" iſt in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. Sie enthält unter der Ueberſchrift „Was wir bringen" eine ausführlichere Angabe des Zwecks der Zeitſchrift, ferner drei Aufſätze: „Das Heimchen im Ohr", „Das Buch der Natur", „Schönheit des Alters", und den Anfang eines **neuen Romans von Karl Gutzkow**: „Ein Mädchen aus dem Volk".

Beſtellungen werden von allen Buchhandlungen und Poſtämtern des In- und Auslandes angenommen und baldigſt erbeten.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blanc (L.), Histoire de la révolution française. Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben denselben Preis.

Im Verlage von **Auguſt Hirſchwald** in **Berlin** iſt ſoeben erſchienen:

Das

phyſiſche Leben

in

populären Vorträgen

dargeſtellt von

Dr. Dan. Fr. Eſchricht,

Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität zu Kopenhagen.

I. Hälfte. Gr. 8. Mit 58 Abbildungen. Geh. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Die II. Hälfte (Schluß) des Werkes erſcheint im October d. J.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Runeberg (J. L.), Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Geſängen. Aus dem Schwediſchen von C. E. Elfſtröm. 8. (Wiborg.) 1852. Geh. 20 Ngr.

Schriften von Ludwig Tieck.

Soeben erſchien bei mir und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kritiſche Schriften.

Zum erſten male geſammelt und mit einer Vorrede herausgegeben.

Vier Bände. 12. Geh. 6 Thlr.

Die kritiſchen Leiſtungen **Tieck's**, ſowol die ſeiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals geſammelt erſchienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweiſe ſelbſt nicht unter ſeinem Namen bekannt, ſondern wurden andern Autoren zugeſchrieben. Es wird daher dieſe Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfaſſers von hohem Intereſſe ſein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem beſondern Titel „Dramaturgiſche Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunſch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgiſchen Blätter", welche 1826 bereits geſammelt erſchienen, ſondern auch viele ſpäter geſchriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte. Dieſe letztern ſind für die Beſitzer der frühern Ausgabe der „Dramaturgiſchen Blätter" (zwei Bändchen, 1826) in einem dritten Bändchen (1 Thlr.) beſonders zuſammengeſtellt.

Leipzig, im September 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 40. —— 2. October 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die **Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig** wenden.

Inhalt.

Zend-Aveſta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenſeits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Von Guſtav Theodor Fechner. Drei Theile. Von **M. Carriere.** — Neues Leben. Eine Erzählung von Berthold Auerbach. Drei Bände. — Adolf Böttger. Von **Emanuel Raulf.** — Der arme Mann im Tockenburg. Nach den Originalhandſchriften herausgegeben von Eduard Bülow. — Die Geſetze der ſocialen Bewegung von Adolf Widmann. — Hackländer und Dickens. — Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte. — **Bibliographie.**

Zend-Aveſta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenſeits. Vom Standpunkte der Naturbetrachtung. Von Guſtav Theodor Fechner. Drei Theile. Leipzig, Voß. 1851. 8. 6 Thlr.

Vor einigen Jahren ließ Fechner ein gar ſinniges Buch erſcheinen: „Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanzen.“ Mochte die Darſtellung ſelbſt es zweifelhaft laſſen wie weit es dem Verfaſſer mit allen Einzelheiten Ernſt ſei, ſicherlich war dies mit der organiſchen Naturanſicht der Fall, die das Ganze trug; und ſo liegt auch hinter manchen Wunderlichkeiten ſeines neuen Werks ein feſter Wahrheitskern, die Gottesidee, welche die neue deutſche Philoſophie auf metaphyſiſchem Weg und zur Löſung geiſtiger Probleme gefunden, und zu der Fechner als denkender Naturforſcher durch Naturbetrachtung gelangt iſt. Je unabhängiger die Bahnen, deſto erfreulicher die Zuſammenkunft im gemeinſamen Ziel. Er gedenkt einige mal der Arbeiten J. H. Fichte's und Weiße's; die Schriften von Wirth („Idee der Gottheit“) und mir („Philoſophiſche Weltanſchauung der Reformationszeit“; „Religiöſe Reden für das deutſche Volk“) ſcheinen ihm unbekannt geblieben zu ſein, er würde ſonſt gewiß die Anknüpfung ſeiner eigenen Lehre an die deutſche Myſtik und an Giordano Bruno vorgenommen, er würde die von mir entwickelten Gedanken über Gott in der Natur und die Natur in Gott mit der ſeinigen verglichen, ſeine neue Ueberwindung des Pantheismus und Deismus in der höhern Einheit eines ſowol unendlichen, in Allem ſich offenbarenden als auch in ſich ſelbſtbewußten Gottes an die bereits vollbrachte Durchführung derſelben Idee angeſchloſſen haben. Allein wie lächerlich wären hier Prioritätsſtreitigkeiten, wo offenbar dieſelbe Einſicht gleichzeitig auf verſchiedene Weiſe nach der Eigenthümlichkeit der einzelnen Geiſter original ausgeſprochen worden iſt, ſodaß kaum Einer den Andern gelehrt hat, ſondern Alle der eine gemeinſame Meiſter, der Geiſt der in alle Wahrheit leitet. Und ſo hoffe ich denn daß nunmehr auch die Zeit kommt, wo die neue Lehre dem Volke bekannt wird, wo der dogmatiſirende Atheismus nicht mehr als das einzige und rechte Reſultat ausgerufen, ſondern als die negative Conſequenz der Hegel'ſchen Lehre erkannt wird, deren poſitive bereits in der erwähnten Richtung thatreich zutaggekommen und mannichfach entwickelt iſt.

„Zend-Aveſta“ hat Fechner ſein Buch genannt, weil in ihm die uralte Anſicht daß die ganze Natur lebendig und göttlich beſeelt ſei auf eigene Weiſe wiedergeboren werde; eine „ungeziemende Anmaßung“ finde ich darin nicht, aber paſſend und für die Schrift förderlich ſcheint mir der Titel auch nicht: er gehört zu den Seltſamkeiten des Buchs, die als bunte Schnörkel mehr verdecken als verzieren, eher abſtoßen als anziehen. Gerade in Beziehung auf derartige Einzelheiten mochte der Verfaſſer ſich ſelbſt manchmal fragen:

> Iſt nicht Alles doch nur ein geiſtiges Spiel? Laſſen ſich nicht Gründe für Alles finden, wenn man es darauf anlegt ſolche zu finden? Haſt du nicht früher, dich ſelbſt parodirend, bewieſen daß auch der Schatten lebendig iſt? Iſt nicht umgekehrt die Lebendigkeit die du jetzt beweiſeſt ein Schattenſpiel?

Aber diesmal iſt es das Ungenügen mit den ſeitherigen Anſichten, das ihn über dieſelben hinaustreibt, und er ſetzt das Neugewonnene in Verbindung mit den ſittlichen Lebensfragen, mit dem urſprünglichen Naturinſtincte der Menſchen, wonach Nichts wahr ſein könne was nicht auch gut ſei zu glauben. Erſt durch ſeine neuen Gedanken ward er wieder zum *Chriſtenthum* hingeführt, dies ward ihm durch ſie verſtändlich, und mit freudigem Dank ſtellt er ſich nicht neben, ſondern in daſſelbe, auch hierin ein Beiſpiel für viele ſeiner Genoſſen, die gar nicht wiſſen wie viel ſie jenem ſchuldig ſind und wie ſie in ſeiner Atmoſphäre lebend in allen Poren von ihm durchdrungen werden. Ich verſtehe aber unter Chriſtenthum weder die ſogenannte orthodoxe noch die rationaliſtiſche Dogmatik, ſondern Chriſti Wort und That und das dadurch neuerweckte Leben. Sehr treffend ſagt Fechner:

> Natürlich daß die innere Erfahrung für das Gebiet des Geiſtes ſoviel bedeutet als die äußere für das des Körperlichen; und beide ſind zu verknüpfen, wo es ſich um Beziehungen des Geiſtigen und Körperlichen handelt.

Mögen das die Theologen bedenken, deren viele ſich gar gern und leicht über Naturgeſetze hinwegſetzen; mögen es die Naturforſcher beachten, deren ſo manche Alles leugnen was ſie nicht äußerlich wahrnehmen! Und nachdem Fechner erörtert hat wie die theoretiſche Wahrheit ſtets auch den praktiſchen Bedürfniſſen des Menſchen genügen müſſe, ſagt er:

> Auch der Hinblick auf das Hiſtoriſche des Glaubens iſt nicht zu verachten, ja die hiſtoriſche Grundlage des Chriſtenthums über Alles zu achten. Was hülfe alles Reden vom theoretiſchen und praktiſchen Wege; wären wir den rechten Weg nicht ſchon von Anfang an mit höherer Vernunft hiſtoriſch geführt, wir würden ihn mit aller unſerer neuen Vernunft nicht finden, ja hätten unſere neue Vernunft ſelbſt nicht gefunden.

Das Abſonderliche was Fechner uns bringt iſt die Anſicht vom eigenen Leben der Geſtirne. Sie gelten ihm wie vielen Naturvölkern und, können wir hinzuſetzen, wie dem Ariſtoteles für beſeelte Weſen höherer Art. Die Erde iſt ihm ein Ganzes, nicht auf welchem, ſondern in welchem wir leben, deſſen leiblicher Organismus in Pflanzen, Thieren und Menſchen ſich gliedert, deſſen Geiſt in den Menſchenſeelen ſich ſpecialiſirt, während er als Geiſt der ganzen Menſchheit, als Erdgeiſt über ſie übergreift und ſich ſelbſt erkennt. Die Geſtirne erſcheinen ihm wie Pflanzen im großen Himmelsgarten, und Gott iſt der ganze Baum des Lebens, aus dem alle gewachſen und an dem ſie noch hängen; der Stamm des göttlichen Geiſtes treibt die Geiſter der Geſtirne wie Aeſte hervor, dieſe die Geiſter ihrer Geſchöpfe wie Zweige, dieſe die Gedanken wie Blätter; jedes Geiſtige heftet ſich an etwas Leibliches, denn ſelbſt unſere Gedanken können nicht gehen ohne daß etwas in unſerm Gehirn mitgeht, und Gottes Gedanken drücken ſich im Weltgang aus. Während die Naturforſchung, um zur Kenntniß des Ganzen zu kommen, die einzelnen Theile und Kräfte deſſelben iſoliren und geſondert ſtudiren muß, ſoll die Naturdarſtellung nicht beim Zerſtückten ſtehen bleiben, ſondern die Wechſelbezüge alles Einzelnen auch hervortreten laſſen; gern begleiten wir den berühmten Phyſiker auf dieſem Weg, gern laſſen wir uns den Zuſammenhang des irdiſchen Lebens, das Ineinanderwirken aller Naturkräfte, die Verbindung der Naturgeſetze, die wechſeitige Zweckbeziehung der einzelnen Naturdinge von ihm ſchildern. Die Belehrung und der Genuß die wir hier finden werden nicht beeinträchtigt, wenn wir auch den Schluß des Verfaſſers nicht zu dem unſern machen, daß alſo die Erde von einer ſelbſtbewußten Seele belebt ſei, ſondern vielmehr daraus folgern daß die zweckſetzende Weisheit eines allgegenwärtigen Gottes ſie zur Baſis und Wohnſtatt des ſelbſtbewußten Menſchenlebens gemacht. Und wenn uns auch die vielfache Einſchachtelung der Geiſter nicht zuſagt, wenn wir unmittelbar im Geiſte Gottes zu erſtehen und zu beſtehen glauben, ſo wollen auch wir unſere Selbſtändigkeit nicht als äußere Gabe *von* einem Höhern, ſondern als innerliche Habe in einem Höhern beſitzen, ſo geben auch wir den religiöſen Menſchen unſerer Tage mit Fechner zu bedenken:

> Wenn wir aufrichtig an einen allwiſſenden, allgegenwärtigen, allwaltenden Gott glauben, durch den Alles iſt was iſt, durch den die Sonnen gehen und die Meere fluten, dem jede Falte unſers Herzens klar, ja klarer wie uns ſelbſt, was hat die Natur von ſeiner Allgegenwart und ſeinem Wirken, wenn dies Wort ein todtes bleibt, Gott doch leiblos auf der einen Seite, die Natur geiſtlos auf der andern bleibe, und was frommt es uns wenn unſer und aller individueller Geiſt von Gott vielmehr abgefallen als innerlich getragen iſt?

Fechner ſagt ſelbſt daß ihm die eigenlebendige Seele des Erdganzen nur ein Gegenſtand der Wahrſcheinlichkeit oder des Glaubens ſei; die Betrachtungen worauf er ihre Annahme ſtützt ſind aber alle ſo geiſtreich daß wir ihm gern folgen und jedenfalls eine viel reichere Anſchauung der Zuſammengehörigkeit und der Wechſelbeziehung und Verknüpfung aller Dinge zu einem großen Ganzen gewinnen, wenn wir auch dieſem letztern keine höhere Seele als uns ſelbſt zugeſtehen, ſondern den Einen Grund alles Seelenlebens direct und unmittelbar im Geiſte Gottes erblicken. Schreiben wir doch auch nicht dem einzelnen Knochen, der einzelnen Muskelfaſer, dem einzelnen Nerv eine beſondere Seele zu, ſondern betrachten ſie alle als den gemeinſamen Träger der einen Menſchenſeele und deren in ihr, nicht in jenen waltenden Gedanken, wobei wir anerkennen daß wie jeder Menſch als Gottesgedanke ſeinen Leib, ſo jeder Menſchengedanke im Gehirn und mittels deſſelben im ganzen Leib eine ſinnliche Realität hat! Was Fechner ſagt von den einzelnen Geſchöpfen daß ſie als die Sinneswerkzeuge zu betrachten ſeien, durch welche das Innewerden der Natureindrücke, die äußere Erfahrung einem höhern Geiſt vermittelt werde, der durch jene in der Anſchauung wurzelt und wiederum die Reflexe ſeines höhern Selbſtbewußtſeins in ſie fallen läßt, ich kann es mir antignen ohne einen Engel als Erdgeiſt über mir als beſondere Lebensſphäre im Gottesgeiſt einzuſchieben.

Fechner ſtellt als allgemeinſtes Geſetz alles Geſchehens dieſes auf: Wenn und wo auch dieſelben Umſtände

wiederkehren, und welches auch dieſe Umſtände ſein mögen, ſo kehren auch dieſelben Erfolge wieder, unter andern Umſtänden aber andere Erfolge. Es iſt dies der formale Ausdruck der Allgeſetzlichkeit und dieſe ein Beweis für Einen alldurchwaltenden Lebensgrund. Als dieſer iſt Gott ein überzeitliches, überräumliches, ja überwirkliches Weſen, nicht alſo aber daß Zeit, Raum und Wirklichkeit tief ab unter ihm lägen, ſondern ſo daß aller Raum, alle Zeit und alle Wirklichkeit in ihm begriffen ſind, Grund, Wahrheit, Weſen in ihm finden. „Unendlichkeit und Einheit, das ſind die beiden Zahlen, damit zählt man Gott", ſagt er; möge er, möge der Leſer damit vergleichen was ich darüber in den drei erſten der oben erwähnten „Religiöſen Reden" ausführlich erörtert habe. Ganz übereinſtimmend damit fährt Fechner fort:

Gott als Totalität des Seins und Wirkens hat keine Außenwelt mehr außer ſich, kein Weſen ſich äußerlich mehr gegenüber; er iſt der Einige und Alleinige; alle Geiſter regen ſich in der Innenwelt ſeines Geiſtes, alle Körper in der Innenwelt ſeines Leibes; rein kreiſt er in ſich ſelbſt, wird durch Nichts von außen mehr beſtimmt, beſtimmt ſich rein aus ſich in ſich, indem er aller Exiſtenz Beſtimmungsgründe einſchließt.

Der Geiſt iſt ihm nur die Selbſterſcheinung deſſelben Weſens das als leiblich Andern als ſich ſelbſt erſcheint, und ſo wenig eine Nervenerzitterung an ſich Empfindung iſt, aber der äußerlich erſcheinenden Nervenerzitterung gehört Empfindung als Selbſterſcheinung zu, ſo wenig ſind ihm die materiellen Tendenzen der Natur an ſich Zwecktendenzen, als welche nur im Bewußtſein und für das Bewußtſein Geltung haben, aber es können ihm ſolche als Selbſterſcheinung zugehören und ihm entſprechen. Was er über die Freiheit, über das Uebel in der Welt, das Böſe und die Güte Gottes ſagt, iſt nicht neu und nicht tief und anderwärts gründlicher und klarer dargeſtellt. Indem er die höchſten Bezüge der Einzelweſen zu Gott ſchildert, ergeht er ſich in mitunter dichteriſcher Sprache, in begeiſterten Rhapſodien über folgende Sätze, die er gleich Textſtellen ihnen voranſetzt:

Von Gott wiſſen als Dem deſſen Wiſſen Alles begreift was gewußt wird und gewußt werden kann, darüber geht kein Wiſſen. In Gottes Sinne das Wollen richten, als deſſen Wollen das Wollen aller Weſen in ſich einigt, darüber geht kein Wollen. Seine Befriedigung darin finden, Gott zu befriedigen als Den der in der möglichſten Befriedigung Aller ſeine größte Befriedigung findet, darüber geht kein Gefühl der Befriedigung. In Gottes Namen und Sache ſich einig bekennen und fühlen als Deſſen der alle Dinge in ſich einigt, darüber geht keine Einigung nach äußerer und innerer Beziehung. Glaube, Hoffnung, Liebe zu Gott tragen als Dem der alles wahren Glaubens Gewißheit, aller rechten Hoffnung Erfüllung, aller heilſamen Liebe Band inſichträgt, darüber geht kein Glaube, keine Hoffnung, keine Liebe. Ueber die Kunſt Gottestempel zu bauen und zu ſchmücken und ſeinen Sonntag zu verherrlichen als Deſſen der die ganze Welt als ſeinen Tempel gebaut und geſchmückt hat und den Sonntag geſetzt hat als Feſttag nach dem Werk, geht keine Kunſt.

Indem Fechner ſelbſt hier ſchon mit religiöſer Wärme geſprochen, weiſt er in einem beſondern Abſchnitt noch auf die religiöſe Seite ſeiner Weltanſchauung hin und verbreitet ſich namentlich über das Gebet, deſſen Vernehmbarkeit von Gott, deſſen Wirkſamkeit in ihm und für uns bei dieſer unſerer Immanenzlehre ganz anders begreiflich wird als auf jenen Standpunkten wo wir von ihm und er von uns nicht blos unterſchieden, ſondern geſchieden iſt. Unter der Ueberſchrift „Chriſtliche Dinge" ſagt er dann daß und wie er ein Chriſt ſei und bleibe, und nicht zu löſen Chriſti Bund, nein ihn zu feſtigen und mehr drein zu verſchlingen ſei der Sinn ſeines Werks. Er dankt es der unſichtbaren Hand des Heilandes die ihn geleitet. Er ſchreibt:

Und wie viel Gefahr war doch auf meinem Wege, auf dem ſchon ſo Viele ihren Gott verloren, da ich den Gang ging aufwärts durch eine Natur die wahrlich Chriſtus nicht hat ihres Gottes entblößt; entblößt gefunden hat er ſie; den Juden war ſie nur ein trockener Schemel Gottes, zerſtückt auf weitem Raum lagen im Heidenthum nur Gottes Glieder. Da ſetzte Chriſtus ſeinen Fuß auf des Schemels höchſte, reinſte Stelle und reicht die Hand hinab und zieht, wie ich's an mir erfahren, die Menſchen aus der Nacht und Wirrniß drunten in die klare Höhe, es hängt ſich immer einer an den andern, und immer länger wird die Kette, bis zuletzt die ganze Menſchheit wird emporgezogen.

Hat nicht Chriſtus Gott als den Einen gelehrt, der unſer Aller Vater iſt, in dem wir leben, weben und ſind, Glieder ſeines Reichs, berufen unſern Willen mit ſeinem Willen, unſere Liebe mit ſeiner Liebe zu einigen, auf daß er ſei und erkannt werde als Alles in Allem, auf daß wir Menſchen untereinander uns als Brüder fühlen und danach handeln? Und wenn Fechner ſelbſt von ſeiner Lehre über die Seele der Geſtirne zugibt daß ſie nicht zum Grunde, nicht zum Erſten des Chriſtenthums gehört, werden nicht auch Andere es lernen eine Lieblingsmeinung, eine Zeitvorſtellung als das bei ſich und Andern zu Tolerirende, die Hauptſache aber, die Grundſätze die Chriſtus ſelbſt lehrte, die er handelnd übte und leidend mit ſeinem Blut beſiegelte, als das uns Einigende anzuſehen? Wenn Lücke es ausſpricht daß es jetzt mehr als je einer Theologie der Zukunft gelte, welche den kommenden Geſchlechtern das Evangelium in unauflöslicher Freundſchaft mit der Wiſſenſchaft als ewigen Lebensſchatz überliefert, werden dann er und ſeine Freunde ſich auch offen und ernſtlich auf unſern freien Standpunkt der Wiſſenſchaft verſetzen, die nicht in einzelnen Wundern, ſondern in der Gründung der Naturgeſetze das eine große Wunder und die göttliche Macht und Weisheit ſieht, und die göttliche Allgegenwart nicht mehr blos dem Worte, ſondern der That nach und in der Wirklichkeit annimmt? Ueber jeder Betrachtung die Gott und Natur, Leib und Seele ſcheidet ſteht eine höhere, die beide verknüpft; das Heidenthum hat die Natur vergöttert, das Judenthum ſie entgöttert; im Chriſtenthum liegt der Keim und Kern der höhern Wahrheit. Laſſen wir auch hierüber ſich Fechner ſelbſt ausſprechen:

Indem Gott wieder ganz in die Natur eingeht, der Menſch nicht mehr wie ein fremdes Weſen Gott gegenüberſteht, iſt auch den Geſtaltungen des Göttlichen im Sinnlichen, den Vermenſchlichungen des Göttlichen wieder Thür und Thor geöffnet,

nur nicht mehr den rohen frühern Geſtaltungen und Vermenſchlichungen; ſondern Gott geht jetzt ein in die Natur, bereichert mit allen hohen Eigenſchaften die ihm das Chriſtenthum verliehen, und das Chriſtenthum wird dabei Nichts verlieren als was ihm nie Gewinn und nie von Chriſtus ſelbſt gefodert war. Es wird hinaustreten mit ſeinem lichten Glauben, ſeiner allumfaſſenden Liebe, ſeinen hohen Hoffnungen ins freie Gebiet der Natur und der Geiſter, Alles durchleuchtend mit ſeiner durchdringenden Klarheit, Alles umſchlingend und einigend, weil ſelber in ſich klar und einig.

Wird der Menſch aufgefaßt als individuelle Wirklichkeit in einem großen Ganzen, deſſen Leben er mitgenießt ohne ſeine Eigenlebendigkeit zu verlieren, dann iſt der Tod auch für ihn nur der Eingang in eine neue erweiterte Daſeinsſphäre, gleichwie die Geburt den gebundenen Zuſtand im Mutterleibe aufhob, nicht um die Perſönlichkeit in der Breite der Welt verſchwinden zu laſſen, ſondern zu entwickeln. Sind wir Gottes Gedanken, ſo bürgt uns der Begriff des Geiſtes dafür daß er ſich unſerer fortwährend erinnert, daß wir einmal erwacht nie wieder in Nacht und Vergeſſenheit verſinken. Die Sehnſucht unſerer Natur, der Drang der Erkenntniß nach der Löſung ſo vieler Räthſel verlangt die Unſterblichkeit, und viele Schmerzen der Erde würden eine ſchreiende Diſſonanz im Weltaccorde ſein, wenn dieſe nicht dadurch ihre Auflöſung in einer höhern Harmonie fände daß jene für die Läuterung und Fortbildung der Perſönlichkeit fruchtbar bleiben. Dieſe und andere Betrachtungen machen uns die Unſterblichkeit auf unſerm Standpunkt zur ſubjectiven Gewißheit, zur Herzensüberzeugung; die objective Strenge der Wiſſenſchaft aber, die zu dem Vernunftſchluß den Beweis ſinnenfälliger Erfahrung fodert, wird hier darum der Phantaſie, der Ahnung und Muthmaßung das Feld einräumen, namentlich wenn es ſich um das Wie der Unſterblichkeit handelt. Dies ſcheint mir der Grund, warum Platon hier ſtets die mythiſche Darſtellungsweiſe wählt; wenigſtens kann ich auch von mir ſelbſt ſagen daß ich deshalb die Unſterblichkeitsidee poetiſch dargeſtellt habe in „Die letzte Nacht der Girondiſten".

Fechner hat früher ſchon als Dr. Miſes „Das Büchlein vom Leben nach dem Tode" (1836) veröffentlicht und jetzt ſeine Gedanken in neuer Form wiederholt. Er hat das Streben möglichſt eng das Dieſſeits mit dem Jenſeits zu verknüpfen und namentlich das Band des Leibes und der Seele gar nicht zu löſen, ſondern im Tode den Geiſt in einer neuen, hier ſchon von ihm gebildeten Verkörperung erwachen zu laſſen. Jede Wirkung die der Menſch hienieden leiblich und geiſtig ausübt verbreitet ſich allſeitig in ihren Schwingungen und eignet ſich dadurch in der Materie wie in den Seelen einen Lebenskreis geſtaltend an; und all die Sphären unſerer Werke ſollen, wenn ich Fechner richtig verſtanden habe, der Boden unſerer künftigen Exiſtenz, der erweiterte Leib unſerer geſteigerten Geiſtigkeit ſein. Er läßt uns im Dieſſeits mit Schätzen ſchalten die dem Jenſeits zugleich angehören: Platon lebt in den Ideen fort die er uns hinterlaſſen hat, ja wohin eine Idee von ihm gedrungen, da lebt er fort, und die verſchiedenſten Menſchen die ſich ihrer bemächtigt haben ſind durch ſeinen Geiſt miteinander verknüpft, der nun nach dem Tode das Schickſal ſeiner Thaten als ſeines miterfährt; wer der Welt Thörichtes gebracht, wird deſſen Folgen mitzutragen haben bis ſie berichtigt ſind, wer Edles in uns hineinerzeugt, wird auch deſſen Früchte mitgenießen. So wirkt jeder Geiſt in unzähligen Menſchen und in jedem Menſchen unzählige Geiſter; wie ein Geiſt Vieles haben kann und doch Einer bleiben, ſo können Viele Eines haben und doch Viele bleiben. Dieſſeits und Jenſeits einen ſich zu einer harmoniſchen Welt. Alle Wirkungen die von Chriſtus ausgegangen ſind durch eine zuſammenhängende Kette materieller Folgewirkungen zu uns gelangt, ſie ſind ununterbrochene Wellenausbreitungen der Bahn die dieſer Schwan während ſeines Lebens zog, und ſo iſt die Kirche als der Leib entſtanden, in dem er gegenwärtig bleibt. Wir überlaſſen es den Leſern die Begründung dieſer Anſchauungsweiſe im Detail des Fechner'ſchen Buchs nachzuſehen; er erkennt ſelbſt daß ſich hier vielfach nur Wahrſcheinlichkeiten darbieten, daß die Erſcheinungen des Somnambulismus, auf die er häufig ſeine Analogien ſtützt, ſelbſt problematiſch ſind, und beweiſt auch hier die liebenswürdige Unbefangenheit des echten Forſchers, der das Wunderbare weder blindlings verwirft noch blindlings annimmt, ſondern ein Geſetz in ihm ſucht und findet. Er geht den Schwierigkeiten ſeiner Anſicht nicht aus dem Weg, ſondern prüft an ihnen ſeine Kraft und verſteht die Anklänge ſeiner Gedanken bei den Unſterblichkeitshoffnungen und deren Geſtaltungen in alter und neuer Zeit aufzuweiſen. Er will auch hier einen Wiſſensweg zu dem chriſtlichen Glaubensweg eröffnen.

Da ich nicht ſagen kann daß mir Fechner's Anſchauungen von der Art und Weiſe des künftigen Lebens völlig klar und deutlich geworden ſeien, ſo theile ich noch Einiges aus dem Ueberblick ſeiner Lehre wörtlich mit. Er ſagt gegen das Ende ſeines Buchs:

Wenn der Menſch ſtirbt, ſo verſchwimmt ſein Geiſt nicht wieder in dem größern Geiſt, aus dem er geboren wurde und ſich herausindividualiſirt hatte, ſondern tritt vielmehr in eine hellere bewußte Beziehung zu demſelben, und ſein ganzer bisher geſchöpfter Beſitz wird ihm lichter. Unſer jenſeitiges Leben verhält ſich zu dem dieſſeitigen ähnlich wie ein Erinnerungsleben zum Anſchauungsleben aus dem es erwachſen iſt; ja wir können es ſo anſehen als ob der größere Geiſt ſelbſt uns im Tode mit unſerm ganzen Gehalt und Weſen aus ſeinem niedern Anſchauungsleben in ſein höheres Erinnerungsleben aufnimmt. Wie auch die Erinnerung noch eine leibliche Unterlage hat, wird unſer Geiſt derſelben nicht bar ſein, ſie wird aus unſerer jetzigen Exiſtenz erwachſen ſein wie der leibliche Träger der Erinnerung aus dem der Anſchauung: vom Bild im Auge erſtrecken ſich Wirkungen ins Gehirn, die künftig die Erinnerung begründen. Wir verleiben uns durch unſere Wirkungen der Natur ein, ſie nimmt das Gepräge unſerer Eigenthümlichkeit an und trägt dadurch unſer künftiges Sein. Im höhern Geiſte hängt das Reich der jenſeitigen Geiſter mit den dieſſeitigen durch Beziehungen zuſammen wie die zwiſchen Anſchauung und Erinnerung. Doch iſt das Leben der jenſeitigen Geiſter nicht auf die Wurzeln beſchränkt mit denen ſie noch am Dieſſeits haften, ſondern ein freieres, höheres Leben

erhebt ſich darüber in ihrem eigenen Verkehr wie in ihren Beziehungen zu Gott.

Es iſt an der Zeit daß Religion, Philoſophie und Naturforſchung einander entgegenkommen, daß ſie durch ihren Bund die Wiedergeburt des Lebens vermitteln: wie ich von Seiten der Philoſophie dafür wirke, können mich einzelne Unterſchiede und abſonderliche Eigenthümlichkeiten in Fechner's „Zend-Aveſta" nicht abhalten ſie als das Entgegenkommen und die ſelbſtbewußte Hinwendung eines Naturforſchers nach jenem Ziel freudig zu begrüßen. **M. Carriere.**

Neues Leben. Eine Erzählung von Berthold Auerbach. Drei Bände. Manheim, Baſſermann. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt eine Bemerkung die dem fleißigen Beobachter des Pulsſchlags der Zeit nicht entgehen kann, daß in dem Leben und der Literatur der Gegenwart gleichſam ein Fieber mit ahnungsvollen Träumen ſich zeigt, wie es die Kriſis einer Krankheit zu begleiten pflegt. In den Werken unſerer hervorragendſten Geiſter ſpricht ſich, hier dunkler, dort klarer, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Umgeſtaltung, einer Erneuerung des Lebens aus, man könnte ſagen: eine Sehnſucht nach Erlöſung, eine neue Meſſiashoffnung. Die Kirchen aller Confeſſionen wappnen ſich und ſcharen ihre Prieſter um das Panier des Dogma wie in der Vorahnung eines nahenden Kampfes, und es iſt als müßte man jeden Tag erwarten daß ein Wüſtenprediger an der Donau oder an der Elbe oder an der Spree aufſtehen ſollte, der wieder predigt: Thut Buße, denn das Himmelreich iſt nahe herbeigekommen! Der Johannes zwar ſchweigt noch, aber unſere Dichter ringen danach, das Wort zu finden das unſerer Zeit gepredigt werden muß, damit ſie den Frieden wieder finde. Gutzkow rang danach in ſeinen „Rittern vom Geiſte"; da hat er gepredigt: „Schart euch zuſammen, ihr Feſten und Getreuen, die ihr noch Glauben an das Menſchengeſchlecht habt, laßt das Einzelne beiſeite und verſtändigt euch über die Principien, die zur Geltung kommen müſſen wenn die Welt wieder geſund werden ſoll, und kämpft und leidet auch für dieſe Principien!" Aber die Principien ſind es ja eben was uns fehlt, der erlöſende Gedanke der mit göttlicher Kraft die Geiſter und die Herzen ſich unterwirft; enthielten die „Ritter vom Geiſte" dieſes erlöſende Wort, ſo wären ſie ein Evangelium geworden, während ſie nun ein Roman geblieben ſind, aber doch ein Roman auf den wir ſtolz ſein können, und aus dem die Nachwelt einſt den Beweis ſchöpfen wird daß ſchon in unſerer Zeit jene Sehnſucht, jenes Ringen nach Erlöſung ſich kundgab, das dann vielleicht Erfüllung gefunden hat.

Zu dieſer Johannesliteratur hat ſich nun auch der Roman Berthold Auerbach's geſellt, deſſen Titel „Neues Leben" ſchon die Tendenz kundgibt. „Die Schule iſt es von der die Erlöſung kommen muß", das iſt ſeine Lehre. Die Erziehung der Jugend ſoll nicht in den Händen von Leuten liegen die dieſes Geſchäft als Broterwerb betreiben, es ſollten ſich Männer finden die aus unabhängigen Lebensſtellungen heraus aus wahrer Liebe zum Volke die Erziehung in die Hand nehmen; aus dieſem Gedankenkern erwächſt die Erzählung.

Der Held iſt ein Graf Falkenberg, der uneheliche Sohn eines Prinzen, der von einer armen Frau erzogen worden war und in den kümmerlichſten Verhältniſſen ſeine Kindheit verlebt hatte, bis er von dem Oheim ſeiner Mutter adoptirt wurde. Sein Oheim beſtimmte ihn zum Soldaten und er machte ſchnell die niedere Carrière durch; aber das glänzende Elend des Offizierſtandes behagte ihm nicht: er trieb wiſſenſchaftliche Studien, quittirte den Kriegsdienſt, beſuchte eine landwirthſchaftliche Schule und die Univerſität, begrüßte dann mit Jubel die Revolution, kämpfte in Schleswig-Holſtein, ſpäter in dem Revolutionskampfe, wurde gefangen und verurtheilt, floh aber mit Hülfe eines Freundes aus dem Gefängniſſe, und jetzt wo wir ihn kennenlernen iſt er mit Geld und Päſſen verſehen um nach Amerika zu wandern. Aber noch hält ihn Etwas im Vaterlande zurück: der Wunſch ſeine Mutter zu finden, die ſeit ſeiner Geburt ſpurlos verſchwunden iſt, von der er aber weiß daß ſie irgendwo in tiefſter Verborgenheit lebt.

Da trifft er auf der Wanderung nach Weſten den Lehrer Eugen Baumann, der mit dem Beſtallungsdecret als Schulmeiſter in Erlenmoos hierher in dieſen entlegenen Theil des Landes wandert, um ſein neues Amt anzutreten. Aber ſeine Sehnſucht ſteht nach Amerika, wo ſeine Angehörigen leben, und Graf Falkenberg tauſcht mit ihm ſeine Papiere und gibt ihm ſein Geld, der Lehrer geht nach Amerika, der Graf als Schulmeiſter nach Erlenmoos.

Hier lebt und wirkt nun dieſer ein Jahr lang unter Eugen Baumann's Namen. Was er in dieſer Zeit erlebt und erfahren, wie er die wenigen Freuden und die vielen Leiden und Verdrießlichkeiten des Schulmeiſterlebens kennenlernt, welche Menſchen ihm begegnen, wie er durch die Fährlichkeiten die ſein Leben jede Stunde bedrohen ſich durchhilft, wie er anfangs angefeindet wird, ſich aber zuletzt zu großem Anſehen emporſchwingt, wie die Liebe zu Vittore, der Tochter des Bachmüllers, in ſein Herz einzieht, wie er in der Bachmüllerin ſeine Mutter findet, wie die Baronin Hunold ſeine Begnadigung auswirkt, — das iſt der Inhalt der drei Bände, und wer Berthold Auerbach's eigenthümliche Begabung kennt, der fühlt wohl wie dieſe in dem angedeuteten Stoffe viele Gelegenheit fand ſich zu bethätigen. Und wirklich gehören einzelne Figuren von den vielen die er uns vorführt zu den vortrefflichſten Charakterzeichnungen die je aus Auerbach's ſchöpferiſcher Feder hervorgegangen. Da iſt vor Allen die herrliche Vittore, in der er uns ein Muſterbild der ſchönſten Bildungsreiſe eines Weibes hinſtellt, ein Muſterbild jener Bildung die Geiſt, Gemüth und Willen in harmoniſcher Einheit umfaßt und das innerſte Weſen durchdringt, weil ſie in naturgemäßer Entwickelung aus dem Innern hervorgegangen iſt, jener

Bildung die auch eine Müllerstochter einer Antigone ebenbürtig zur Seite ſtellt, die aber Nichts gemein hat mit Dem was man im gewöhnlichen Leben Bildung nennt und was zur wahren Bildung ſich ſo verhält wie ein mit Lichtern und vergoldeten Früchten und Zuckerwerk ſchön aufgeputzter Chriſtbaum zu einem in natürlicher Fruchtfülle prangenden Apfelbaum.

Das Gegenſtück der Vittore iſt die ſchöne, geiſtreiche, aber bizarre Baronin Hunold, ein Weib mit den ſchönſten Anlagen des Geiſtes und des Herzens, aber verzogen und verbildet, während ihr Weſen eines von denen iſt die ſoviel Bildungsfähigkeit in ſich ſelbſt tragen daß ſie ohne Lehrer und Gouvernanten ſich zu ſchöner Harmonie entwickelt haben würden. Dieſe Beiden ſind aber wol auch die Geſtalten welche Auerbach in ſeinem Buche mit der meiſten Vorliebe gezeichnet hat. Aber auch die übrigen Perſonen ſind wohl gelungen, namentlich der Bartelmä, der ein liederlicher Student war, in der Revolution mitgekämpft hat und nun als Knecht unter fremdem Namen dient bis er traurig untergeht; der frühere Schulmeiſter Kaidl, das echte Urbild eines Demagogen von 1848, wie wir ſie in den Vaterlandsvereinen haben peroriren hören; der Schulmeiſter Deeger, ein kerniger Mann mit geſundem Geiſte, edelm Herzen und dem beſten Willen, in dem der Dichter, wol ohne es zu denken, ein Vorbild für jeden Schulmann hingeſtellt hat, der mit Segen ſeinen ſchönen Beruf ausfüllen will. Dann erwähnen wir aus der Zahl der übrigen im Buche auftretenden Lehrer noch die komiſche Figur des Lutz, Schnörkel genannt, der mit ſeinem Zuſammenkoppeln nicht zuſammengehöriger Sprüchwörter vielen Spaß macht, „denn wem Gott ein Amt gibt darf für den Spott nicht ſorgen, und Unkraut kommt durch das ganze Land". Von den Frauen müſſen wir noch die Bachmüllerin erwähnen, deren Weſen ſo anſprechend, deren Jugendgeſchichte ſo ergreifend, deren Verſöhnung mit dem Leben ſo lehrreich iſt; dann die Kirchbäuerin, die Königin des Dorfes, deren Dienſt ſich Niemand entziehen, ohne deren Gunſt Niemand Etwas erreichen kann. Man ſieht daß alle dieſe Geſtalten aus dem Kreiſe ſind in welchem Berthold Auerbach ſeine erſten Erfolge errang, die ihn zu einem Liebling der Leſewelt gemacht haben. Auch Das was ſonſt noch am meiſten anſprechend in dem Buche iſt gehört in jenen Kreis: die Darſtellung der Dorfbewohner als Maſſen, der Schuljugend, der Lehrerconferenz. So viele kleine, lebenswahre Züge charakteriſiren treffend dieſe Gruppen, die nicht als Individuen, wol aber als Gattungen Intereſſe gewähren, obgleich ſelbſt aus der Schuljugend Einzelne mit beſtimmter Perſönlichkeit hervortreten, wie der kleine Lügner und das Mareile.

Aber Auerbach wollte ja keine Dorfgeſchichte, er wollte einen Tendenzroman ſchreiben. „Neues Leben" heißt ja der ſtolze Titel, das Buch muß alſo irgendwie zeigen ſollen, wie und wodurch eine Neugeſtaltung des Lebens herbeigeführt werden ſoll, und in der That will der Dichter auch ein neues Leben aus der Reform des Erziehungsweſens hervorgehen laſſen. Dieſes Streben iſt verkörpert in ſeinem Helden, dem Grafen und Schulmeiſter Falkenberg-Baumann, und dieſen Mann und ſeine Ideen müſſen wir uns näher betrachten.

Als er bei dem Lehrer Deeger in der Kirche das Orgelſpielen lernt, entwickelt ſich ein Geſpräch in dem er ſein ganzes Streben darlegt. Wir wollen die Hauptſätze ſeiner Ideen aus dem Geſpräche herauszuſchälen ſuchen. Da ſagt er unter Anderm:

Lüge und Gemeinheit herrſchen in der Welt, in der man Religion predigt, die Welt kann nicht ſchlimmer, ſie kann nur beſſer werden, wenn man ſie entreligioniſirt... Die Menſchen können nichts Höheres wollen und thun als ſich der Geſammtheit hingeben, unſelbſtiſch ſein... Es gibt nichts Feſteres als die reine Humanität... Der ewige Maßſtab für die Handlungsweiſe der Menſchen liegt im Gewiſſen, im Charakter, der ſeinen Schwerpunkt in ſich hat. Die Handlungen der Menſchen ſind unabhängig von Dem was ſie über Gott u. ſ. w. glauben, ſie handeln nach innern Eingebungen oder Gewohnheiten... Wie jedes Ohr eine Diſſonanz in der Muſik ſpürt, ſo müßte ſich auch die menſchliche Seele rein erhalten und ausbilden laſſen daß ſie jede Schlechtigkeit und Bosheit als Diſſonanz empfinde... Das unwandelbare Urmaß iſt nicht der perſönliche Chriſtus, ſondern das Ideal des reinen Menſchen, wie es die Menſchheit ſich ausgeträumt und ausgedichtet und mit jenem Namen benannt hat... Die reine Urform des Vollkommenen, des vollendet Schönen in Geiſt und Leib exiſtirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene iſt vertheilt in Alle. Ihr ſagt: Wir Alle ſind verkrüppelte Darſtellungen des ewigen Vollkommenen, die Welt iſt unvollkommen — das iſt wahr; wir ſagen: In uns Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommenen, die Welt iſt vollkommen — und das iſt auch wahr. Ich liebe und verehre auch Chriſtus, aber ich ſehe in ihm wie in Sokrates, in Ariſtides, in Luther, in Franklin und Waſhington auch die Mängel die die Bedingungen ihrer Zeit mit ſich bringen... Es iſt nicht der perſönliche Chriſtus, ſondern der ideale, den man haben muß. Du weißt daß ſchon der Grieche Euklid darthut: Es gibt keine Linie und keinen Punkt in der Wirklichkeit der Natur, und dennoch ſind dieſe idealen Abſtractionen die feſten und richtigen, nach denen wir alle Dinge meſſen und beſtimmen. Du glaubſt an Chriſtum, ich an das Ideal des reinen Menſchen und erſcheint es mir auch, wie ich wohl weiß, nie ſichtbar vor den Augen; du glaubſt an das Jenſeits, ich glaube an das Dieſſeits, an die Vollendung der Menſchheit hienieden und an ihre unverwüſtliche Güte; du glaubſt an Gott und verzweifelſt nicht an ihm, wenn dir auch ſeine Wege und Thaten unerklärlich und unerforſchlich ſind, ich glaube an die Menſchheit, an die Vollendung ihres Berufs zur Heiligkeit und Schönheit, wenn auch Knechtsſinn und Knechtſchaft mich darin wankendmachen wollen. Tauſende glauben an die Güte Gottes, deſſen unmittelbare Thaten ſie nicht kennen; ich will ſie darob nicht tadeln, aber ſie ſollten ſich auch beſcheiden, wenn wir an die Güte der Menſchheit glauben, von der ſo manche hochherzige That lebendiges Zeugniß gibt. Ja der Glaube iſt das Unzerſtörbare, er bedarf keines Lichts das von außen kommt, er ſtrömt aus ſich das Licht wie jenes Wunderkind auf dem Bilde von Correggio. Du wirſt nicht meinen, meine Glaubenskraft ſei gebrechlich, weil der Gegenſtand, worauf ſie gerichtet iſt, ein gebrechlicher ſei; dieſe Kraft kann aber von keinem Einzelmenſchen, von keiner Nation getilgt werden. Die Aſtronomie lehrt uns daß die Sterne nicht da ſtehen wo wir ſie mit unſern Werkzeugen ſehen, ſo auch iſt es mit den Menſchen, mit dem Lichtkern ihrer reinen Pſyche. Ich achte die Menſchen höher als ſie ſich ſelbſt achten, denn ich achte ihr höheres Selbſt in ihnen, das ſie ſo oft verleugnen. Ich erkenne keinen Menſchen über mir und keinen Menſchen unter mir. Darum laß uns nicht ſtreiten über die Gegenſtände un-

ſers Glaubens, ſondern die Kraft des Glaubens üben und darin einander beweiſen wer der Mächtigere iſt.

Man wird zugeſtehen daß es ſchwer iſt aus dieſer Phraſenfülle den reellen Kern herauszuſchälen. In deutliche Worte gefaßt würde der Sinn wol in folgenden Sätzen ausgeſprochen ſein:

Die Menſchen müſſen von der Religion emancipirt werden, an die Stelle der Religion muß die reine Humanität treten.

In uns Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommenen, die Welt iſt vollkommen, aber die reine Urform des Vollkommenen exiſtirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene iſt vertheilt in Alle.

An die Stelle des Glaubens an Chriſtum iſt der Glaube an das Ideal des reinen Menſchen zu ſetzen, wenn dieſes Ideal uns auch nie ſichtbar vor Augen erſcheint.

Statt an das Jenſeits muß man an das Dieſſeits, ſtatt an Gott und Gottes Güte muß man an die Menſchheit, an die „Vollendung ihres Berufs zur Heiligkeit und Schönheit", an ihre „unverwüſtliche Güte" glauben.

Dieſe Sätze ſind theils verneinend, theils bejahend. Verneint wird Alles was die Religion lehrt, bejaht ein Einziges was die Religion verneint: die Vollkommenheit und die unverwüſtliche Güte des Menſchengeſchlechts. Das Poſitive ſeines Glaubensbekenntniſſes hat der Held der Geſchichte anderswo in die Worte zuſammengefaßt: „Mein einziger Glaube iſt der an die ewige Göttlichkeit des Menſchengeiſtes", und dieſer Satz hat einen großen Inhalt, er umfaßt das Weſentlichſte der Religion, wenn man nur annehmen darf daß er mit Ueberlegung ausgeſprochen iſt und daß ihn der Dichter in allen ſeinen Conſequenzen gelten läßt. Denn was heißt das: „Ich glaube an die Göttlichkeit des Menſchengeiſtes?" Doch wol: Ich glaube an ſeinen göttlichen Urſprung, an ſeine göttliche Beſtimmung? Denn daß der Dichter ſagen wollte: Der Menſchengeiſt iſt das einzig Göttliche, iſt Gott ſelbſt, das kann man doch nicht annehmen, denn es wird doch wol kein vernünftiger Menſch den Glauben oder auch nur die Vermuthung ausſprechen daß der Menſchengeiſt es ſei der ſich ſelbſt geſchaffen habe, aus deſſen Macht und Weisheit das ganze Weltall hervorgegangen, in dem die Vernunftgeſetze enthalten ſeien, nach denen alles Sein und Leben und die Entwickelung des menſchlichen Geſchlechts ſich geſtaltet? Wir müſſen alſo annehmen daß das Wort „Göttlichkeit", wie es formell von „göttlich" und dieſes wieder von „Gott" abgeleitet iſt, den Urſprung aus Gott bedeutet, und wir meinen, wer zugibt daß ein Bach einen Urſprung habe, der gibt auch zu daß eine Quelle vorhanden ſei aus der er entſpringt. Das Abgeleitete iſt nicht denkbar ohne Etwas aus dem es abgeleitet wird, und ſo ſetzt der Glaube an die Göttlichkeit des Menſchengeiſtes den Glauben an Gott ſelbſt voraus.

Es liegt aber noch mehr in dieſem Satze. Wer das Daſein eines Baums zugibt der muß auch zugeben daß dieſer Baum die Merkmale habe ohne die ein Baum nicht denkbar iſt, er muß zugeben daß dieſer Baum Wurzeln, einen Stamm, Zweige habe. Wer an etwas Göttliches glaubt der muß auch glauben daß dieſes die Merkmale habe ohne die das Göttliche kein Göttliches und kein Denkbares iſt. Das unerlaßlichſte Merkmal des Göttlichen aber, ohne welches es kein Göttliches wäre, iſt die ewige Dauer, und wer von der Göttlichkeit des Menſchengeiſtes ſpricht der behauptet damit zugleich ſeine Beſtimmung für ein ewiges Leben, ſeine Unſterblichkeit, und die Conſequenzen des oben ausgeſprochenen Satzes müſſen alſo ſein: der Glaube an Gott, der Glaube an die Unſterblichkeit des Menſchengeiſtes, und damit ſind die beiden ewigen Säulen aufgeſtellt, die jeder Religion welche dieſen Namen verdient zur Stütze dienen.

Aber der Dichter könnte vielleicht einwenden: Ich glaube an die Göttlichkeit und folglich auch an die ewige Dauer des Menſchengeiſtes, aber nicht an die Fortdauer des Einzelnen als Individuum, ſondern nur an die Göttlichkeit und Ewigkeit des Menſchengeſchlechts im Ganzen. Aber wenn dieſes Ganze göttlich iſt, alſo auch die Merkmale des Göttlichen hat, ſo iſt es unmöglich daß die einzelnen Beſtandtheile dieſes Ganzen ungöttlich und alſo auch ohne die Merkmale des Göttlichen ſein können. Und wenn der Dichter nun ſagt: er leugne auch nicht die Fortdauer des Einzelnen, aber ſein Geiſt gehe nach dem Tode über in den allgemeinen Geiſt des Menſchengeſchlechts, von dem er immer noch einen Beſtandtheil bilde, ſo läßt ſich dagegen folgender Beweis führen: Wenn wir die Göttlichkeit des Menſchengeiſtes behaupten, ſo behaupten wir damit die Göttlichkeit des ganzen Geiſtes, nicht nur die Göttlichkeit eines Merkmals oder einiger Eigenſchaften und Fähigkeiten deſſelben. Nun hat aber der menſchliche Geiſt die Merkmale oder Eigenſchaften daß er ſich ſeiner ſelbſt bewußt iſt, daß er denkt, empfindet und will. Die Worte „Selbſtbewußtſein, Vernunft, Gemüth und Wille" bezeichnen ja nichts Getrenntes, ſondern es ſind nur Ausdrücke für die verſchiedenen Thätigkeiten des Geiſtes, für ſeine Eigenſchaften, und wenn ich die Göttlichkeit und ſomit die ewige Dauer des Geiſtes behaupte, ſo behaupte ich doch damit auch die Göttlichkeit und ewige Fortdauer ſeiner Eigenſchaften; denn wenn er dieſe Eigenſchaften nicht mehr hätte, ſo wäre der Geiſt nicht mehr der Geiſt. Da nun aber auch das Selbſtbewußtſein eine Eigenſchaft, ein Merkmal des Geiſtes iſt, ſo muß ich zugeben daß auch das Selbſtbewußtſein des Geiſtes und ſomit ſeine Individualität fortdauert, ſobald ich einmal zugebe daß der Geiſt ewig iſt, und das behauptet doch der Dichter, indem er die Göttlichkeit des Menſchengeiſtes proclamirt.

Der Dichter muß alſo entweder die Conſequenzen ſeines Satzes, den Glauben an Gott und Unſterblichkeit und zwar an die Fortdauer der Individuen anerkennen, oder er muß auch ſeinen Glauben an die Göttlichkeit des Menſchengeiſtes fahren laſſen. Und doch ſagt er (I, 36):

Dieſer Glaube ſteht in mir und iſt von keinen Erſchei-

nungen außer mir abhängig. Die Verderbtheit und Bosheit, ja die Gemeinheit kann manches Außenwerk zerſtören, in das Allerheiligſte hier dringt ſie nicht.

Und gleichwol ſcheint er dieſe Conſequenzen nicht zugeben zu wollen. Denn gäbe er die Grundlehren der Religion zu, wie könnte er denn das Heil der Welt darin ſuchen daß man ſie entreligioniſirt? Der Satz in welchem er dies ſagt iſt claſſiſch, wir müſſen ihn wiederholen:

Lüge und Gemeinheit herrſchen in der Welt, in der man Religion predigt; die Welt kann nicht ſchlimmer, ſie kann nur beſſer werden, wenn man ſie entreligioniſirt.

Was würde nun wol der Dichter dazu ſagen, wenn wir den Schluß machen wollten: Trotzdem daß Berthold Auerbach die reine Humanität predigt, herrſcht die Selbſtſucht in der Welt, folglich kann die Welt nur beſſer werden, wenn man Berthold Auerbach das Schreiben verbietet? Hat der Dichter denn bewieſen oder getraut er ſich zu beweiſen daß die Religion die Urſache der in der Welt herrſchenden Lüge und Gemeinheit iſt, daß Lüge und Gemeinheit die nothwendige Folge der Lehren der Religion iſt? Das kann doch im Ernſte Niemand behaupten wollen, und deshalb paßt der Nachſatz zum Vorderſatze wie die Fauſt aufs Auge. Die Religion bekämpft doch die Lüge und Gemeinheit, und dennoch herrſchen dieſe Laſter in der Welt; wie würde es nun erſt ausſehen, wenn die Religion gar nicht dagegen angekämpft hätte? Daß die Welt nicht ſchlimmer, daß ſie nur beſſer werden kann, wenn man ihr die Religion nimmt, das iſt denn doch ein Satz den wir bewieſen ſehen möchten, und der Beweis möchte ſehr ſchwer ſein, da alle Erfahrungen und alle Vernunftgründe dagegen ſprechen.

Und was will der Dichter an die Stelle der Religion ſetzen? Die reine Humanität. „Humanität" iſt auch ein viel gebrauchtes und viel gemisbrauchtes Wort, man muß ſich verſtändigen, was man darunter verſtehen will. Seinen Begriff hat Herder feſtgeſtellt, indem er es im Gegenſatze zur Brutalität als „Charakter des menſchlichen Geſchlechts" definirt. Humanität iſt alſo Das worin ſich der Menſch von den Thieren unterſcheidet, Das was dem menſchlichen Geſchlechte ſeinen Charakter, ſeinen Werth und ſeine Würde gibt; es iſt, um eine eigene Definition in Herder's Sinn zu wagen: „das Ideal des Schönen und Guten, das der Menſch auf Erden zu erreichen fähig iſt."

Berthold Auerbach ſcheint den Begriff enger zu faſſen, denn er gebraucht die Worte „ſich der Geſammtheit hingeben, unſelbſtiſch ſein" ſo, als bezeichne er damit den Inhalt der Humanität; es iſt ihm alſo nicht der Gegenſatz zur Brutalität, ſondern der Gegenſatz zur Selbſtſucht, demnach Anerkennung der Gleichberechtigung der Andern, eine ſich in Thaten äußernde, auf das Wohl der Mitmenſchen gerichtete Geſinnung, im Weſentlichen alſo ſo viel als „Menſchenliebe".

Die Menſchen ſollen ſich alſo, verlangt Berthold Auerbach, der Religion entäußern, ſich aber dafür der Geſammtheit hingeben, unſelbſtiſch, human ſein. Aber der Dichter wird doch wol zugeben daß dieſe Humanität, die von Selbſtſucht frei ſich der Geſammtheit hingibt, nicht eine Eigenſchaft iſt die jeder Menſch fertig mit auf die Welt bringt, ſondern eine Tugend zu der der Menſch erſt gebildet werden muß. Der Menſch empfindet zunächſt *ſich ſelbſt*, *ſeine* Freude, *ſeinen* Schmerz; das Selbſtbewußtſein, deſſen einſeitige Ausbildung wir Selbſtſucht nennen, ſagt ihm daß er ſich ſelbſt der Nächſte iſt, daß er Das meiden müſſe was ihm Schmerz, daß er Das ſuchen müſſe was ihm Freude macht. Das Glück oder Unglück der Andern empfindet er erſt, wenn er auf einer höhern Stufe der Ausbildung ſteht, wenn er die Erkenntniß gewonnen hat daß die Andern mit ihm gleichberechtigte Weſen ſind, die ebenſo empfinden, die denſelben Anſpruch auf Glück haben als er. Erſt aus dieſer Erkenntniß geht die Pflicht hervor, im Streben nach dem eigenen Glück dem Glücke des Andern nicht in den Weg zu treten. Aber das iſt noch nicht die höchſte Stufe der humanen Bildung; dieſe hat der Menſch dann erreicht, wenn er es als ſeine Pflicht und ſeinen Beruf erkennt, für das Glück ſeiner Nebenmenſchen zu wirken, ſei es auch mit Opfern am eigenen Glück, und dieſe höchſte Stufe der menſchlichen Entwickelung hat ja der Dichter im Sinn, wenn er vom Hingeben an die Geſammtheit redet. Zu dieſer Humanität, zu dieſem Hingeben an die Geſammtheit, zu dieſer höchſten Stufe menſchlicher Entwickelung muß aber der Menſch erſt gebildet werden, und die Frage iſt nur die: Welche Erziehungsmittel ſollen wir anwenden, um den Menſchen zur Humanität zu bilden? Wir meinen, es gibt ein einziges, und dieſes einzige Erziehungsmittel iſt die Religion. Denn was iſt denn Religion anders als die Antwort auf die Fragen: Woher hat die Welt und Alles was in der Welt iſt ſeinen Urſprung? Wozu iſt alles Seiende und alles Lebende beſtimmt? Wenn wir nun den Menſchen zumuthen: Ihr ſollt human ſein, ihr ſollt euch ſelbſt vergeſſen und für das Wohl eurer Nebenmenſchen leben! ſo muß doch dieſe Zumuthung auf der Erkenntniß baſiren daß das Leben für die Geſammtheit wirklich Beſtimmung des Menſchen iſt, und dieſe Erkenntniß kann nur das Reſultat der Frage ſein: Wozu iſt der Menſch beſtimmt? Und eine Antwort auf dieſe Frage hat ja nur die Religion. Welches aber iſt dieſe Antwort? Sie ſagt: Alles was iſt iſt aus Gott hervorgegangen und dazu beſtimmt nach dem ewigen Ziele der Wiedervereinigung mit Gott zu ſtreben. Dieſem Ziele, wenn es auch nach menſchlicher Faſſungskraft ewig unerreichbar bleibt, da Gottes Vollkommenheit unendlich iſt, können wir Menſchen uns doch nähern durch immer größere Vervollkommnung unſers innern Weſens. Hier auf Erden können wir nur einen unendlich kleinen Theil dieſes unendlichen Weges zurücklegen, aber wenn wir hier redlich dieſem Ziele nachſtreben, wenn wir hier immer beſſer werden, ſo werden wir in einem folgenden Leben einen vollkommenern Zuſtand erlangen, welcher unſerm Streben nach der ewigen Seligkeit, nach der Wiedervereinigung mit Gott nicht mehr die Hinderniſſe

in den Weg legt, die hier uns von unſerm Ziele ſo oft ablenken. Nach Gottähnlichkeit ſtreben wir, indem wir unſern Geiſt zu immer höherer Erkenntniß ausbilden und indem wir unſer Herz erweitern zu immer größerer Liebe zu Gott, der die unendliche Liebe iſt, und zu unſern Mitmenſchen die mit uns gleichen Urſprung und gleiche Beſtimmung haben. Unſere Liebe gegen Gott können wir nur beweiſen, indem wir ſeinen Willen erfüllen helfen, und ſein Wille iſt eben die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, an der mitzuwirken alſo unſere Pflicht iſt. „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt", ſagt die Religion, und dieſes Wort enthält das Princip der Humanität, die auch der Dichter als die Pflicht des Menſchen hinſtellt. Wenn er nun aber zugleich die Religion verneint, auf welche andere denkbare und mögliche Weiſe will er die Pflicht der Humanität begründen? Wie iſt Humanität, Menſchenliebe, Hingeben an die Geſammtheit denkbar ohne den Glauben an eine Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, und wie der Glaube an eine Beſtimmung des Menſchengeſchlechts denkbar ohne den Glauben an eine Vernunft, die ihm dieſe Beſtimmung gegeben hat, ohne den Glauben an Gott? Doch wozu viele Worte! Es iſt unſere Ueberzeugung, und es iſt undenkbar daß Jemand im Ernſte eine andere Ueberzeugung haben kann: Humanität iſt nicht möglich ohne Religion, ſei dieſe Religion nun eine bewußte oder eine inſtinctive, nur im Gefühle begründete.

Die übrigen Sätze des Baumann'ſchen Glaubensbekenntniſſes ſollen uns nicht lange aufhalten. Denn wollten wir jeden Widerſpruch nachweiſen, jede Nichtbegründung eines als Reſultat hingeſtellten Satzes — Berthold Auerbach liebt es nicht, ſeine Sätze zu begründen und zu beweiſen, und wenn ſie auch bisweilen im allergrellſten Widerſpruche mit der Anſchauung der ganzen Menſchheit ſtehen —, ſo müßten wir ein Buch ſchreiben. Wie reimen ſich Sätze zuſammen, wie das ſchon Erwähnte: „Lüge und Gemeinheit herrſchen in der Welt", und dann wieder: „In uns Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommenen, die Welt iſt vollkommen"; „Ich glaube an die Vollendung der Menſchheit hienieden und an ihre unverwüſtliche Güte"?

Und dann, was heißt denn die Phraſe: „In uns Allen iſt die erfüllte Erſcheinung des Vollkommenen, die Welt iſt vollkommen", aber „die reine Urform des Vollkommenen exiſtirt nirgend leibhaftig in einem Einzelnen, das Vollkommene iſt vertheilt in Alle"? Kann man ſich denn das Vollkommene in einzelne Theile getheilt denken, ſodaß es in ſeiner Vertheilung nicht mehr das Vollkommene iſt, aber wieder vollkommen ſein würde, wenn man die einzelnen Theile wieder vereinigte? Soll es etwa heißen: Jeder Menſch hat etwas Gutes und Göttliches in ſich, und wenn man das Gute und Göttliche aller Einzelnen zuſammenſchmelzt, ſo iſt das Reſultat dieſer Vereinigung das Vollkommene und Gott ſelbſt? Es iſt eigentlich keines Beweiſes bedürftig daß das Geiſtige nicht wie das Körperliche durch Theilung vermindert und durch Hinzufügen des Gleichen vermehrt wird, aber ein Beiſpiel wird doch zur Klarheit beitragen: Jeder Menſch hat eine Vorſtellung von Gott, in der ein Funken von Wahrheit enthalten iſt. Wenn man nun das Wahre aus allen dieſen Vorſtellungen in eine Summe vereinigen könnte, würde dann das Reſultat dieſer Vereinigung die vollkommene Gotteserkenntniß ſein? Nein, die Summe aller der in dieſen Vorſtellungen enthaltenen Wahrheit würde immer nur gleich ſein der Wahrheitserkenntniß Desjenigen der unter allen Beiſteuernden am meiſten Wahrheitserkenntniß beſitzt, und der Weiſeſte unter allen Menſchen würde Nichts an Weisheit gewinnen, wenn ihm auch alle übrigen Menſchen ihre Portion Weisheit zu der ſeinigen ſchenken wollten, wie er umgekehrt an ſeiner Weisheit Nichts verliert, wenn er Andern etwas davon mittheilt. Was heißt alſo: Die Welt iſt vollkommen, aber das Vollkommene iſt vertheilt in Alle? Wir können uns keine klare Vorſtellung denken die der Dichter mit dieſen Worten verbunden haben könnte.

Was die übrigen oben erwähnten Sätze Auerbach's betrifft, daß man ſtatt an Chriſtus an das Ideal des reinen Menſchen, ſtatt an das Jenſeits an das Dieſſeits, ſtatt an Gott an die Menſchheit glauben ſolle, ſo finden wir in dieſen Redensarten keinen Kern der einen Fruchtbaum verſpräche; er verneint damit das Poſitive der Religion und will an deſſen Stelle glänzende, aber inhaltsloſe Phraſen ſetzen. Den Beweis daß durch Beſeitigung dieſes Poſitiven Etwas für die Erziehung des Menſchengeſchlechts zur Humanität gewonnen werden kann bleibt er uns ohnedies ſchuldig. Dieſer Eugen Baumann ſoll einmal mit ſeinem „einzigen Glauben an die ewige Göttlichkeit des Menſchengeiſtes" in eine Dorfſchule treten, um die Kinder zur ſchönen Menſchlichkeit zu bilden, er ſoll es verſuchen, aus dem eigenen inhaltsloſen Geiſte die Geiſter der Kinder mit Inhalt zu füllen, er wird Bankrott machen wie Eugen Baumann auch thatſächlich in Auerbach's Erzählung mit ſeinem Schulmeiſterthum Bankrott macht. Auch gibt er ja nicht einmal ſelbſt den Religionsunterricht, und was bleibt denn in einer Dorfſchule außer dieſem Geiſt- und Gemüthbildendes übrig? Auerbach rühmt zwar die Fortſchritte der erlenmooſer Dorfjugend in der geiſtigen und moraliſchen Entwickelung, aber die Erfahrung würde ein anderes Bild zeigen. Auerbach's Schilderung von Eugen Baumann's Dichten und Trachten iſt ebenſo natürlich und wahr wie wenn etwa ein Dichter erzählen wollte:

Es war einmal ein Maler, der malte einen ſchönen, ſchönen Vogel, und als der Vogel fertig war, da war er ſo natürlich gerathen daß er aus dem Bilde heraus und in den Wald flog, und da ſang er: Ei, was für ein ſchöner Vogel bin ich!

Das Kind das dieſe Geſchichte hört wird freilich ſagen: Ei, wie kann denn ein gemalter Vogel fliegen, er hat ja keine Flügel von Federn, und wie kann er denn ſingen, er hat ja keine Luft im Leibe? Uns geht es mit Eugen Baumann wie dieſem Kinde mit dem gemalten Vogel.

Es iſt nicht nur auf dem Gebiete des Glaubens, wo wir den Anſchauungen Eugen Baumann's nicht beipflichten können. Es ſind viele und lange Geſpräche im Buche, die der Dichter als die Hauptſache zu betrachten ſcheint; denn viele Perſonen denen wir begegnen haben nur ihr Geſprächspenſum herzuſagen und treten dann wieder ab ohne allen Einfluß auf den Gang der Erzählung. Aber im zweiten Bande iſt eine 35 Seiten lange Tiſch- und Kaffeeunterhaltung, bei der man doch die Entdeckung macht daß die Geduld der Schriftſteller größer iſt als die Geduld der Leſer. Denn wenn man am Ende eines ſo langen Geſprächs wahrnimmt daß es nicht nur reſultatlos verpufft, ſondern daß es auch ohne allen Einfluß auf die Geſchichte bleibt, daß man zwei oder drei Capitel wegſchneiden könnte und das Buch dadurch nur gewinnen würde, ſo hat man ungefähr daſſelbe Gefühl, wie wenn man an dem Leibe eines ſonſt wohlgeſtalteten Menſchen einen ungehörigen Auswuchs, einen dicken Hals oder einen Höcker erblickt. Die Lebensregel: „Treibe was du treibſt!“ ſollten vor Allen die Schriftſteller im Auge halten. Wollt ihr uns eine Geſchichte erzählen die uns unterhält und belehrt, wohl, ſo erzählt friſch darauf los, aber laßt weg was nicht zur Sache gehört; iſt aber euer Hauptzweck eine philoſophiſche Erörterung, ſo ſchreibt ein philoſophiſches Werk, ſtellt eure Lehrſätze auf, begründet ſie philoſophiſch, führt ſie durch und verfolgt ſie bis in ihre Conſequenzen. Aber ein Zwitterding zwiſchen Abhandlung und Erzählung, wo man nicht weiß, iſt die Geſchichte nur dazu da um das trockene Raiſonnement genießbar zu machen, oder iſt das Raiſonnement dazu da um Denen doch auch etwas zu geben welche die Geſchichte nicht anſprechen ſollte, wo aber die Rückſicht auf die ungeduldigen Unterhaltungsleſer es unmöglich macht die zu erörternden Sätze gründlich durchzuführen, und auf der andern Seite das Bedürfniß des Philoſophirens den Dichter immer wieder von der Geſchichte weit abzuſchweifen nöthigt, ein ſolches Zwitterding iſt immer vom Uebel und am meiſten dann, wenn man den Verdacht ſchöpft daß der Dichter nur deshalb ſo viel philoſophirt, ſo lange geiſtreiche Geſpräche führen läßt, um ſich ſelbſt einmal im Brillantfeuer zu zeigen, damit man nicht am Ende ihn ſelbſt über ſeinem Buche vergißt.

Sollen wir unſer Urtheil über Auerbach's Erzählung in ein Reſultat zuſammenfaſſen, ſo heißt dies: Was in dem Buche Dorfgeſchichte iſt vortrefflich, aber Auerbach's philoſophiſche Anſchauungen ſind unklar und unfruchtbar; er iſt nun einmal kein Philoſoph troz ſeiner Ueberſetzung des Spinoza; die entwickelten Anſichten im Gebiete des Religiöſen ſind nicht neu, ſondern nur verſpätete Nachklänge einer Anſchauungsweiſe, die längſt überwunden, längſt in ihrer Nichtigkeit und Haltloſigkeit dargethan iſt und jetzt nicht mehr auf gläubige Hörer rechnen darf; die ſocialen Ideen, die wir oben nicht berührt haben, ſind barock und unpraktiſch; die Tendenz des Buchs auf eine Reform des Erziehungsweſens iſt verfehlt, weil undurchführbar und auf haltloſe Ideen baſirt.

Properz ſagt in der erſten Elegie des zweiten Buchs: „Qua pote, quisque in ea conterat arte diem.“ Das heißt zu Deutſch: Die Schulmeiſter, die es gelernt haben, mögen die Kinder unterrichten, die Grafen mögen Grafen, die Schuſter beim Leiſten bleiben; wem aber Gott ein ſchönes Talent gab, der möge es nutzen und nicht nach Kränzen ſtreben welche die Natur ihm verſagt hat. 3.

Adolf Böttger.

1. Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter von Adolf Böttger Mit 36 colorirten Bildern nach Grandville. Leipzig, F. Fleiſcher. 1851. Lex.-8. 6 Thlr.
2. Düſtere Sterne. Neue Dichtungen von Adolf Böttger. Leipzig, F. Fleiſcher. 1852. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Alleinherrſchaft des Genies im weiten Reiche der Dichtung hatte ſich nach dem Ableben der beiden Heroen Goethe und Schiller in eine Ariſtokratie der Talente aufgelöſt, und es wird wol Niemand der die deutſche Literatur genauer kennt zu negiren geneigt ſein daß hieraus in mancher Beziehung für dieſelbe Vortheile entſproſſen ſind. Seitdem aber der tiefſinnige Uhland das bekannte Lied: „Singe, wem Geſang gegeben“, anſtimmte, iſt die Ariſtokratie der Talente beinahe von der Pöbelherrſchaft der Verſemacher geſtürzt worden; denn ſeit dieſer Uhland'ſchen Auffoderung glaubt ſich auch jeder männliche oder weibliche Rohrſpatz vom Rhein bis zur Donau berechtigt ſeine ledernen Privatgefühle in hinkenden Jamben oder aufgeblaſenen Trochäen dem Publicum preisgeben zu dürfen. Nur in einer ſolchen Zeit kann es ſo häufig vorkommen daß echte Talente einerſeits überſchätzt, andererſeits nicht gehörig gewürdigt werden, ein Uebelſtand, von deſſen Folgen ſich das Publicum der Neuzeit bei ſeiner entſchiedenen Hinneigung zu jenen Productionen die entweder halb oder ganz in franzöſiſchem Geſchmacke geſchrieben ſind Nichts träumen läßt. Die „Blätter für literariſche Unterhaltung“ waren ſtets bemüht das Wahrhaft-Schöne und Wiſſenſchaftlich-Gediegene zu fördern, und wir glauben unſern geehrten Leſern nichts Unwillkommenes zu bieten, wenn wir den Entwickelungsgang eines Dichters, der mit ſeinen letzten anerkannten Leiſtungen in ſeine Kraftperiode eingetreten iſt, näher beleuchten.

Adolf Böttger's erſtes öffentliches Auftreten waren die Ueberſetzungen Lord Byron's, wobei man aus der Formgewandtheit ſchon auf frühere bedeutende Vorſtudien ſchließen konnte. „Childe Harold“, „Don Juan“, die epiſchen Erzählungen und „Hebräiſchen Melodien“ ſcheint der Ueberſetzer mit beſonderer Vorliebe behandelt zu haben. Wer mit beiden Dichtern vertraut iſt, wird bald bemerken daß eine Art von Wahlverwandtſchaft zwiſchen ihren Genien herrſcht. Der damals noch jugendliche Böttger mußte ſich erſt ganz und gar in Byron hineinleben um ihn bis zu den feinſten Nuancen ſo vollendet in deutſcher Sprache wiedergeben zu können, und dies eben und nichts Anderes bewirkte es daß Böttger's Ueberſetzung einzig in ihrer Art daſteht und nicht blos in England, ſondern auch in allen Nachbarſtaaten Deutſchlands großes Aufſehen erregte. Uebrigens iſt es bekannt daß er auf die Uebertragung Milton's, Oſſian's u. ſ. w. nicht geringern Fleiß verwendete, wenn er ſich auch von dieſen Dichtern nicht ſo gewaltig berührt fühlte als von ſeinem luſt- und ſchmerzdurchdrungenen Liebling.

Unſerm Bedünken nach iſt hier das epiſche Gedicht „Dämon und Engel“ einzureihen; denn obgleich es erſt ſpäter erſchien, trägt es doch unverkennbar die Spuren an ſich daß es ein Verſuch aus Böttger's Jugendperiode iſt, der, bedeutend ſchwächer als ſeine übrigen Productionen, kaum aus einem Guſſe gefloſſen ſein dürfte. Aber ſelbſt der jugendliche Dichter verrieth darin ſchon ohne Zweifel durch einige zarte Stellen

daß auch in der Folge Schönes von ihm in dieſer Richtung zu erwarten ſei.

Dagegen zeigt ſich in künſtleriſcher Hinſicht ein mächtiger Fortſchritt in dem Bande ſeiner Gedichte der bereits die ſiebente Auflage erlebte. Dieſe „Frühlingsmelodien“ ſind ſo zart durchhaucht, ſo glühend gefühlt, wie ſie nur aus einer echten Dichterbruſt entſpringen können. Der Lyriker iſt ſich das Centrum der ganzen Welt, aber das Centrum ſteht immer im innigſten Verhältniſſe ſelbſt noch mit dem Weiteſten ſeiner peripheriſchen Umgebung; ſein Herz iſt ihm der Spiegel des großen Naturlebens, das die alten Geheimniſſe des Weltalls dem menſchlichen Blicke verſchleiert, daher eben in dieſem kleinen Herzen jene unſtillbare Sehnſucht, ins Unendliche zurücktauchen zu wollen. Böttger hat hierin Vorzügliches geleiſtet; vom erſten Aufdämmern der Liebe bis zum Halbdunkel der ſüßen Leidenſchaft und wieder weiter bis zur Herzbeſeligung des errungenen Ziels, alle, alle dieſe Saiten hat er jubelnd und trauernd angeſchlagen. Dazu kommt noch eine Glätte des Versbaus, worin es ihm nicht leicht ein Anderer zuvorthun dürfte. Seine Verſe ſind Muſik; man leſe nur einmal das folgende ausgezeichnet ſchöne Gedicht:

Die Glocken läuten das Oſtern ein.

Die Glocken läuten das Oſtern ein
In allen Enden und Landen,
Und fromme Herzen jubeln darein:
Der Lenz iſt wieder erſtanden.

Es athmet der Wald, die Erde treibt
Und kleidet ſich lachend mit Mooſe,
Und aus den ſchönen Augen reibt
Den Schlaf ſich erwachend die Roſe.

Das ſchaffende Licht, es flammt und kreiſt
Und ſprengt die feſſelnde Hülle,
Und über den Waſſern ſchwebt der Geiſt
Unendlicher Liebesfülle.

Wir wollen wenigſtens noch kurz die Ueberſchriften der hervorragendſten und originellſten Lieder citiren: „Du Geiſt der Wolke“; „Der Mondſtrahl fiel in der Lilie Thau“; „Süß iſt der Anblick“; „Wie Mondesglanz die Nacht durchbricht“; „Es weht durch die blühenden Bäume“; „Das Lüftchen flattert ins Roſenbett“; „Es blickt der Frühlingsmond“; „Der Schöpfung Stolz, der Welten Seele“; „Wenn ich an dir mich ſüß berauſche.“

Böttger's Sonette ſind zwar ihrem Inhalte nach von ſeinen „Frühlingsmelodien“ nur wenig verſchieden, denn ſie enthalten ebenfalls Naturſchilderungen, Liebesklagen u. ſ. w., jedoch hat er dabei gerade die beſte Gelegenheit gehabt zu zeigen, wie ſehr er Meiſter in der Form iſt. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen mit dem Ausſpruche daß die beſten derſelben kühn mit den berühmten Sonetten Platen's in die Schranken treten können, denn die Geſchmeidigkeit ſeines Ausdrucks, die Abrundung des kleinen Ganzen, das im Sonett ſo ſchwer wiederzugeben iſt, läßt bei ihm Nichts zu wünſchen übrig; nur eins beiſpielsweiſe:

O kurze Luſt, wie biſt du zu beweinen!
Sieh hier den Ballſaal, wo im flotten Tanze
Die Jugend ſchwelgt im vollſten Roſenkranze,
Wo Leben und Genuß ſich froh vereinen.

Den Friedhof hier! Mit Thürmen, Kreuz und Steinen
Gleicht einem Schachbret er im Mondenglanze;
Das Spiel iſt aus, denn König, Bauer, Schranze
Sind ſchach und matt und ruhen tief in Schreinen.

Horch! wie ſo lieblich droben Pfeif' und Glocken
Wollüſt'gen Zauberklangs zu immer tollern
Wahnſinn'gen Wirbeln junge Herzen locken!

Horch! drunten, wie die Schädel düſter ſchollern,
Wenn ſie der blanke Spaten ohne Glocken
Im Takt der Geigen läßt zur Tiefe kollern!

Der Doppelgegenſatz, der ſich hier in den vierzeiligen Strophen und dann in den Terzinen ausſpricht, bringt durch die marmorartig ausgemeißelten Worte eine ſo mächtige Wirkung hervor daß ſich in dieſer Beziehung nur wenige Sonette anderer Dichter mit dem vorſtehenden meſſen können. Sehr ſchön ſind noch folgende: „Der Traube Blut im blankgeſchliff'nen Glaſe“; „Wenn Schneegeſtöber wild den Fels umhäuben“; „Es wirbelt taumelnd Blatt auf Blatt vom Baume“. Auch befinden ſich in dieſer Sammlung die oft beſprochenen „Johannislieder“ des Dichters, die wir aus dieſem Grunde blos erwähnen. Die Zahl der „Vermiſchten Gedichte“ iſt kleiner und man vermißt hier allerdings eine größere Abwechſelung im Tone; einige derſelben mahnen geradezu an die „Frühlingsmelodien“.

Wenn Böttger der Lyriker ſozuſagen ganz in ſeinem Elemente iſt, ſo hat er ſich dagegen mit ſeiner „Agnes Bernauer“ auf ein neues ſeiner Natur nicht zuſagendes Feld begeben. Er nannte es zwar ſelbſt beſcheiden kein Drama, ſondern blos „ein dramatiſches Gedicht“, aber da er es doch über die Breter gehen ließ, ſo ſcheint er wenigſtens in den Jahren in welchen das Stück entſtand nicht an der Bühnengerechtigkeit deſſelben gezweifelt zu haben. Da es aber auch bei dieſem erſten Verſuche bisjetzt geblieben iſt, ſo kann man wol daraus den Schluß ziehen daß der Dichter, reifer und ſich ſelbſt klarer geworden, aus eigenem innern Antriebe dieſe neueingeſchlagene Bahn für immer verlaſſen habe.

Die „Wartburglieder“, dieſe echten Kinder eines fahrenden Sängers, zeichnen ſich beinahe alle durch eine Friſche und Fülle aus,-als wären ſie von der geſunden Gebirgsluft der thüringer Höhen durchweht; da konnte das Dichterherz ſo recht klingen und ſingen, angeregt von den verſchiedenartigſten hiſtoriſchen Eindrücken. Durch eine natürlich-heilige Weihe iſt das Lied betitelt: „Gebet“, geadelt; der beſondern Erwähnung werth iſt wol auch das Gedicht „Nachts in Eiſenach“, nur dünkt uns daß es durch einige kleine Abkürzungen noch an Schönheit gewinnen würde. Ueberraſchend iſt das Schlußlied, wo unſern Dichter, von der Wartburg heimkehrend, der funkenſprühende Dampfer, „der Neuzeit fliegender Hydrarch zu Lande“, aus der waldumrauſchten Romantik in das proſaiſche Alltagstreiben zurückführt.

Bald darauf erſchien „Eulenſpiegel, ein modernes Heldengedicht“. Hier bewegt ſich Böttger mit Glück auf dem Gebiete der Satire und des Humors, eine Seite die ihm wol Mancher gar nicht zugetraut hätte. Höchſt treffend ſind die Anſpielungen über die Muſik, nicht minder ergötzlich Eulenſpiegel beim Abendthee; ebenſo iſt das Treiben der jetzigen modernen Frauencaricaturen in dem „Beſuch bei der Emancipirten“ mit lebhaften Farben ausgemalt; auch das Weſen der Recenſenten, Schauſpieler u. ſ. w. wird vortrefflich perſiflirt, wobei ſich der Sarkasmus des Dichters in anmuthigen Gegenſätzen durch Lobpreiſung des Edeln und Würdigen, der Liebe, der Poeſie und der Naturſchönheit ergeht, um das Gemüth des Leſers nach allen Bitterkeiten wieder zu verſöhnen. Freilich Schade daß das Ganze einen großen Anlauf nimmt und mit dem bisjetzt erſchienenen Drittel nicht befriedigt. Es iſt deshalb ſchwer ein richtiges Urtheil über dieſes launige Product zu fällen; man würde vielleicht gerade Das tadeln was der Dichter zur Motivirung einiger Situationen des zweiten und dritten Theils als unumgänglich nothwendig in dieſer Geſtalt vorausgeſchickt hat.

„Hiazinth und Lilialide, ein Frühlingsmärchen.“ Wir übergehen hier abſichtlich dieſes in Journalen viel erwähnte Gedicht, meiſt in Daktylen geſchrieben, da auch bereits in Nr. 100 u. 101 d. Bl. f. 1850 eine ſehr ausführliche Kritik erſchienen iſt. Wir können uns aber doch nicht enthalten auf eine Stelle aufmerkſamzumachen, die wirklich einen überraſchenden Beweis davon liefert mit welcher außerordentlichen Fertigkeit Böttger das bekanntlich ſchwierige daktyliſche Versmaß zu behandeln weiß. Wir laſſen hier das kleine wirbelwindartige Sylphenlied folgen:

Die Sterne, die ſilbernen Bienen,
Dreh'n ſich in fliegender Haſt,
Und wem ſie ins Herze geſchienen,
Der ſehnt ſich zu ſchwärmen mit ihnen,
Vom ſeltſamen Zauber erfaßt.

Laß Liebchen die einſamen Hallen,
Komm' zum beflügelten Reihn;
Wir wirbeln, wir walzen, wir wallen
Auf Sohlen von lichten Kryſtallen
Ins ſel'ge Gewimmel hinein.

„Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter“ bildet eine Sammlung poetiſcher Erzählungen, Romanzen und Lieder von dem bunteſten Genre, ernſt und heiter, wonne- und liebeſelig, bitterhaſſend und menſchenfeindlich, worin die vom Elfentreiben belebte Introduction und die dankbar-beſcheidenen Schlußſtrophen das Ganze in einem anmuthigen Rahmen einſchließen. Wir geben in gedrängter Kürze den Inhalt. Das Volk der Blumengeiſter dringt in den Palaſt der Elfenkönigin, beklagt ſich bitter über ſein Loos und verlangt mit Ungeſtüm, die Herrſcherin möge ihnen geſtatten einmal als Sterbliche über die Erdenwelt wallen zu dürfen. Die Elfenfürſtin erhört ihren Wunſch und ruft der ganzen Schar zu:

Tragt Menſchenform und Menſchenleid,
Friſt geb' ich euch zehn Jahre,
Doch zeigt in Allem, was ihr ſeid:
Staubkinder, wandelbare

Der Dichter zeigt nun in einer langen Reihe von Bildern wie es jeder menſchgewordenen Blume auf ihrer Wanderung erging; die meiſten traf ein ſo hartes Schickſal daß ſie ſich in ihr ſtilles, zarteres Elfenreich zurückſehnen, und ſie kommen alle zu der Ueberzeugung daß nur der mit Wenigem Zufriedene allein glücklich ſei, worauf ihnen die Elfenfürſtin ihren Vorwitz verzeiht und über alle eine ſehr milde Strafe verhängt. Die gelungenſten unter den einzelnen Blumencharakteren ſcheinen uns zu ſein: das „Veilchen“ in ſeiner kindlichen Naivetät; die Sultanin „Tulpe“ in ihrem orientaliſchen Bilderſchmuck und wohllautenden Rhythmus; die „Lilie“, worin auf Marie Antoinette angeſpielt iſt, durch den erhaben-elegiſchen Ausdruck. Im „Cactus“ macht ſich eine tropiſch-glühende Sehnſucht nach der Heimat Luft; der „Schierling“ imponirt durch eine grauenvoll-wahre plaſtiſche Schilderung, deren Inhalt dem geſchichtlichen Factum „Roſamunde und Albion“ verſätzlich entlehnt ſcheint. Eine herzerſchütternde Düſterheit überſchwebt die Ballade der „Waſſerlilie“, die als eine Probe hier ein Plätzchen finden mag:

Waſſerlilie.

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
Die Seeküſte ſtreift
Und das Meerweib am Schiffswrack
Die Todten umſchweift,
Wenn die Möve lautkreiſchend
Die Wellen umkreiſt:
Da ſchimmert's am Strand hin
Wie ein irrender Geiſt.

Aus dem Kloſter der Schweſtern
Schleicht die Nonne ſich ſacht,
Sie betet den Tag lang
Und pilgert bei Nacht.
Wie bleich iſt das Antlitz,
Wie glaſig der Blick,
Ihre Bruſt drückt wie Grabnacht
Ein trübes Geſchick.

Am Felſen zerſchellt' einſt
Die Meerflut das Boot,
Drauf ſie und ihr Alles
Vom Tode bedroht.
Die Braut ward gerettet,
Doch zu tieferem Weh,
Es verſchlang den Geliebten
Die tückiſche See!

Sie ſchied von der Welt ſich,
Ihr Troſt nur erblüht
Im Kloſter, wo Wahnſinn
Umflort ihr Gemüth.
Stiller Wahnſinn, wie ſeltſam
Verkehrſt du den Sinn!
Sie ſtarrt nach dem Beichtſtuhl
Unheimlich nur hin.

Sie flüchtet, wenn Chorſang
Den Kreuzgang durchhallt,
Lacht grell, wenn das Glöcklein
Zu Mitternacht ſchallt.
Dann ergreift ſie den Schleier
Und ein meergrün Gewand,
Nimmt den Roſenkranz haſtig
In die krampfige Hand.

Wenn der Nachtwind im Mondlicht
Die Seeküſte ſtreift
Und das Meerweib am Schiffswrack
Die Todten umſchweift,
Wenn die Möve lautkreiſchend
Die Wellen umkreiſt:
Da treibt es zum Strand hin
Ihren ruh'loſen Geiſt.

Sie bekreuzt ſich und wandert,
Bis der Morgen erwacht,
Dann ſchreckt ſie zuſammen
Und flieht wie die Nacht.
Wem fern die Geſtalt blinkt
Wie Meergrün und Schnee,
Der betet ein Ave
Für die „Lilie vom See“.

Andere dieſer Mädchenblumen wurden vom Dichter mit humoriſtiſchen Farben gemalt; die beſſern darunter dürften wol „Senſitive“, „Klatſchröschen„ „Wicke“ und „Nelke“ ſein, worin einige den jetzigen Modeton verhöhnende Geſtalten auftreten, die in ihrer Art gelungen zu nennen ſind. Zu lange gedehnt in Berückſichtigung ihres geringern poetiſchen Gehalts dünken uns die „Camelie“ und die „Cardula“. Auch bedauern wir daß nicht öfter mehre dieſer zarten Blumenweſen in ein einziges Gedicht zuſammengedrängt wurden, was zur Abrundung des ganzen Werks gewiß noch Etwas beigetragen hätte. Noch Eins, was indeß nicht den Autor betrifft. Bei einem ſo prachtvoll ausgeſtatteten und koſtſpieligen Salonwerke wäre es wahrlich von Seiten des Publicums nicht zu viel verlangt, wenn es beſſere Blumenbilder darin zu ſehen wünſchte. Nur anerkannten Künſtlern hätte die Fertigung derſelben anvertraut werden ſollen; doch man begegnet leider unter dieſen aus Stengeln und Ranken hervorblühenden Mädchengeſtalten ſehr vielen nichtsſagenden, ja ſogar albernen Geſichtern, welche die Pſyche und den Charakter ihrer Mutterblume carikiren.

„Düſtere Sterne“, ſo iſt das neueſte Werk Adolf Böttger's betitelt. Es wird eröffnet mit einem größern Gedichte: „Pauſanias.“ Es iſt gleich aus der Introduction erſichtlich daß uns der Poet nicht den Sieger von Platää, ſondern den Sparterkönig die Früchte dieſes Siegs genießend zeigen will. Eine ägyptiſche Leibwache umgibt den Fürſten inmitten eines orientaliſchen Glanzes; er iſt ſo kühn in dem einſt ſo ſtrenggeſinnten Sparta ſybaritiſch zu leben, ja es ſchwebt über ſeinem Haupte ſogar der Verdacht daß er mit dem Perſerkönige heimlich ein Bündniß ſchließen wolle, eine für den Befreier des Vaterlandes um ſo größere Schuld. Des Pauſanias ſtolzer Sinn ſchmeichelt ſich mit der Idee der Alleinherrſchaft über

Hellas. Damit wollte er den Plan verwirklichen daß Griechenland, Aegypten, Perſien ſich gegenſeitig in Schach halten ſollten. Deshalb ſchickt er einen Boten ganz geheim mit einem Briefe an Xerxes, worin dieſem kundgethan wird daß die freiheitslüſternen Heloten ſchlagfertig ſeien um die Abſichten des Sparterkönigs auf das kräftigſte zu unterſtützen. Dies allein genügt um Pauſanias bei den Lacedämoniern in ſtaatsrechtlicher Beziehung verdächtigzumachen. Nachdem der Bote mit dem Briefe aufgefangen iſt, liegt ſeine Verrätherei an ganz Griechenland offen zu Tage; Ephoren und Volk ſprechen einſtimmig über ihn das Todesurtheil aus, ja ſelbſt ſeine eigene hochbejahrte Mutter ſchleudert ihm den fürchterlichſten Fluch deshalb zu. Aber noch eine andere blutige That greift in die Speichen ſeines Schickſalsrades ein; Pauſanias hat nämlich unwiſſentlich Nachts, in der Meinung es nahe ſich Jemand um ihn meuchleriſch in ſeinem Zelte zu überfallen, Kleonike, ſeine Geliebte, erdolcht. Dieſe Doppelſchuld laſtet ſo ſchwer auf dem Gemüthe des Königs daß er wie wahnſinnig in der Wildniß umherirrt. Ein geiſterhafter Orakelſpruch, der ihm verheißt er könne nur in Sparta die Sühnung ſeiner Thaten finden, treibt den Zirknirſchten zurück. Doch kaum angelangt will ſich das erzürnte Volk des Verräthers bemächtigen. Thaleſtris, ein Mädchen das ihn liebt und früher als Knabe verkleidet ſein Diener war, rettet den Bedrohten für den Augenblick dadurch daß ſie ihn eilend in den Tempel der Athene zieht. Aber grauſig wie das hereinſtürmende Fatum erſcheint die greiſe Mutter an der Pforte, erneut den Fluch und wirft den erſten Stein vor die Schwelle; Pauſanias wird eingemauert und ſtirbt durch den Kuß der vergifteten Lippen der Thaleſtris, um nicht dem Hungertode in die Arme zu fallen.

Dieſen an den mannichfaltigſten Situationen ſehr reichen Stoff hat Böttger mit allen ihm zugeboteſtehenden Mitteln glänzend behandelt. Die Liebesſcenen wirken mächtig durch das edle Feuer das der Dichter wirklich funkenartig aus ſeinen Geſtalten herauszuſchlagen weiß; die Momente elegiſchen Gehalts ſind von einem ſüßen Reiz umfloſſen, der durch das ſprudelhafte Geſchäume der Verſe und durch die vollendetſte Reinheit der Reime noch gehoben wird; beinahe des Guten zu viel hat Böttger hierin gethan, denn er weiß die Phantaſie des Leſers ſtellenweiſe förmlich zu berauſchen. Den Höhepunkt der Dichtung hat er mit einer außerordentlichen fieberdurchzuckenden Kraft in dem entſetzlichen Fluche der Mutter concentrirt, den wir, um beſonders darauf aufmerkſamzumachen, hier einrücken:

Gleich einem Schatten aus der Unterwelt
Stehe bleich Timandra an des Tempels Thor,
Grau'nvoll gewaltig, ihre Rechte hält
Und hebt krampfzitternd einen Stein empor:
„Weh', weh' dem Schooſe der dich trug,
Dem Buſen weh' der dich genährt,
O daß die Milch beim erſten Zug
Sich dir in tödtlich Gift verkehrt!
Dem Auge weh' das Tag und Nacht
An deinem Lächeln hing voll Luſt,
Aus Roſen kroch die Schlange ſacht
Und fraß der eig'nen Mutter Bruſt.
Um Sühnung deiner Frevelthat
Schreit rauchend ſchuldlos Blut empor,
Und mahnend pocht ſchon der Verrath
Dumpf an des Hades ehr'nes Thor,
Zertreten haſt du deinen Ruhm,
Geſchändet der Geſchichte Buch,
Befleckt der Götter Heiligthum,
Dir ſelbſt erwirkt der Rache Fluch.
Kein Tropfen labt mehr deinen Mund,
Kein Biſſen des Verlangens Gier,
Verſtoßen von der Erde Rund
Stirbſt du des Hungertodes hier.
Die Götter ſühne ſterbend aus,
Ich fleh' für deiner Seele Ruh;
Leb' wohl! jetzt ſchließe ſich das Haus,
Der erſte Stein — nun mauert zu!“

Sie wendet ſich, es fällt der Stein —

Und wie ein Fels, der alles Leben
Im Sturze niederquetſcht und dorrt,
Fällt auf Pauſanias' Herzensbeben
Der Mutter ungeheu'res Wort.
Es ſtockt das Blut ihm in den Adern,
Auf ſeinem Aug' liegt ſchwarze Nacht,
Es ſchwanken unter ihm die Quadern,
Er fühlt der Eumeniden Macht.
Die Hölle gähnt ihn zu verſchlingen,
Entſetzen ſchlägt die grauen Schwingen
Eiskalt um ſein unſel'ges Haupt.

Schon durch die Wahl der Form des Gedichts, das manchmal im Versmaß wechſelt, hat es der Poet in die Augen ſpringend angezeigt daß er kein Epos ſchreiben wollte. Ein Epos im antiken Sinne des Worts hat ſich in unſerer modernen Zeit unmöglich gemacht, das Epos gehört der Periode der Völkerjugend an, und was auch gefeierte Sänger ſpäter in dieſer Art gebracht haben, iſt ſtrenggenommen doch nichts Anderes als mehr oder weniger eine Nachahmung des Homer. Das moderne Epos iſt der Roman, und man kann den Dichtern der Neuzeit nur dazu Glück wünſchen daß ſie endlich anfangen ſich von dieſer Nachahmungsſucht zu emancipiren. Unſere Zeit will und fodert etwas Anderes; Böttger ſah dies ein und folgte beim künſtleriſchen Schaffen des „Pauſanias“ dem Zuruf ſeines Genius. Selten wol iſt ein größeres Gedicht ſo aus einem Guſſe gefloſſen wie dieſes, und wenn er uns ſeinen Helden auch mehr paſſiv als activ zeigt und einzelne Nebenfiguren etwas zu redſelig auftreten ließ, ſo entſchädigt dafür den Leſer reichlich die in der That artiſtiſch zuſammengeſtellte Reihe von Bildern, welche ein Ganzes, ein geldhaltiges Ganzes geben. Man könnte zwar auch über die Länge der Tempelſcenen, die den ganzen dritten Geſang füllen, mit dem Dichter rechten; aber mit welcher Wahrheit läßt uns eben hier der Autor in die pſychologiſchen Tiefen eines zum Hungertode Verurtheilten blicken. Ich erinnere nur an jene wunderſchöne, tiefergreifende Stelle, wie der Eingemauerte noch ein mal durch eine Oeffnung des Tempeldachs den blauen Himmel erblickt und hier Kleonike's Auge zu ſehen wähnt. Ueberhaupt durchzieht dieſer Geiſt der Liebe in Kleonike's verklärter Geſtalt ſelbſt noch nach ihrem Ableben wie ein Hauch der Verſöhnung die erſchütternde Schickſalsnacht die den ganzen Stoffgehalt umdunkelt; nur durch ſie iſt für Pauſanias noch eine Verſöhnung möglich, und der Dichter läßt dieſen Frauenſtern ſo ſchön und zart erglänzen daß trotz aller Schauer in die Bruſt des Leſers am Schluſſe das Gefühl der vollen Befriedigung einzieht. Wir bemerken ſchließlich über dieſes ſchöne Gedicht nur noch daß ihm bei einer öffentlichen Vorleſung in Leipzig im Saale des Gewandhauſes von Seiten des zahlreich verſammelten Publicums ein rauſchender Beifall geſpendet wurde.

In der „Roſe von Bethanien“ iſt der Held ein Weib das den ſchwerſten Sieg, den Sieg über ſich ſelbſt erficht. Die in ſinnliche Liebe verſunkene Magdalena ſchwelgt auf den weichen Kiſſen des orientaliſchen Luxus und lacht mit ſchalkhaft-heiterer Miene, als ihr von Caſſius der Vorwurf gemacht wird, daß ihr ein treues Herz wie ſeines fehle; ja als ihr der römiſche Kriegsknecht und ſein Genoſſe die Frage ſtellen:

Bei den Göttern! ſchönes Weib entſcheide,
Welchen von uns Beiden liebſt du mehr?

antwortet ſie ſchamvergeſſen:

Ich lieb' euch Beide,
Größer iſt dies Herz ja wie das Meer;
In der Wechſelglut liegt Wonnebeben,
Wär't ihr Eins, wär' halb nur der Genuß;
Neuen Reiz leiht nur das neue Streben,
Wechſelnd ſchlürf' ich doppelt ſüßen Kuß!

Doch bald darauf regt ſich die beſſere Stimme in ihrem Herzen, ſie erblickt Chriſtus wie er mit einem Trupp von Männern aus dem nahen Palmenwalde zum See Genezareth hervortritt; und ihr Innerſtes wird von ſeinem göttlich-reinen Blicke ſo erſchüttert daß ſich ihrer das Gefühl der tiefſten Reue bemächtigt. Sie reißt die goldenen Spangen und Perlen lautweinend von ſich ab, eilt in ihre Kammer und hüllt ihren ſchönen Leib in graues Gewand. Vor Caſſius, dem früher Geliebten, ſchaudert ſie zurück, als er kommt um ihr aufs neue den Kuß der Verführung zu geben. Magdalena ſchreit plötzlich erbebend als ſie einen Blutfleck an ſeiner Hand entdeckt, worauf er ihr das Ereigniß zwiſchen Herodes und ſeinem Töchterlein Salome und ihre unnatürliche Foderung erzählt. Er geſteht ihr ein daß ſeine Hand das unſchuldige Blut Johannis verſpritzt habe. Sie weiſt ihm mit wenig Worten, worin ſich ihr edler Unmuth Luft macht, für immer die Thüre. Sie gewahrt dichte Menſchenmaſſen zum Berge hinausziehen, wo heute der Prophet zum erſten male predigt, ſie getraut ſich im ſchweren Schuldgefühl kaum zu folgen; nur aus der Ferne will ſie Chriſtus hören und ſehen, und der liebevolle, milde Spruch: „Selig All', die reines Herzens ſind!" klingt noch lange in ihrem bewegten Buſen fort. Die ganze Häßlichkeit ihres vorigen in Sinnlichkeit verrauſchten Daſeins drängt ſich nun ſchwarz wie die Nacht vor ihr Auge, welchen Moment der Dichter zu folgender lebhafter Schilderung benutzt.

Das Erröthen flieht vor der Begier,
Von der Wange ſchleicht der Unſchuld Licht.
Erſt verabſcheut, dann getadelt, ſpricht
Süßer ſtets der Wolluſt Schmeichellaut;
Wird geduldet, wird erhört, vertraut,
Und jemehr ſie Luſt verheißt und gibt,
Immer heißer, inniger geliebt.
Doch aus all' den Strudeln ſtürzt der Geiſt
Bis ihn leere Wüſte rings umkreiſt.
Sucht er auch ſich ſelber zu entflieh'n,
Schatten ſieht er die ihn eng umzieh'n;
Und in neuer Luſt, ſich zu vergeſſen,
Lügt er ſeinen Himmel ſich vermeſſen.
Wolluſt! Roſe mit verborg'nem Dorn!
Sünde! grundlos unmeßbarer Born
Süßen Gifts! nur eines Tropfens Schlürfen
Zeugt unſtillbar lüſternes Bedürfen,
Und je mehr Befriedigung zu Willen,
Deſto minder iſt der Durſt zu ſtillen.
Eine Schlange ſchnürt und ſticht das Herz,
Das den Schmerz betäubt mit größerm Schmerz.

Ein Erwachen folgt — —

Magdalena findet im Gebete Troſt. Sie ſieht Chriſtus das Mahl mit den Jüngern theilend, ſinkt nieder vor ihm und benetzt ſeine Füße mit den bitterſten Thränen der Reue; er richtet ſie auf mit den Worten:

Weib! es hat dein Glaube dir geholfen,
Gehe hin und Friede ſei mit dir!

Verſöhnt mit Gott wandert Magdalena durch die Wüſte Buße thuend. In Bethanien pflegt ſie Kranke und nimmt ſich mitleidsvoll der Armen an. Sie erfährt daß Chriſtus umjubelt in Jeruſalem eingezogen ſei und eilt den Erlöſer zu begrüßen. Nach einer langen Wanderung durch die Wüſte ſteigt ſie in einer ſchauerlichen Nacht den nahen Berg empor mit den Worten: „Du rufſt, ich komme, Herr!"

Sie ſprich's und nieder ſenkt ſich tief und dicht
Gewölk, verklärt von roſenfarb'nem Licht;
Des Berges Kron' umhüllt das Wolkenheer,
Und Magdalenen ſah kein Auge mehr.

* * *

Zur ſelben Stund' lag auf Jeruſalem
Unheilvollbange, nächt'ge Finſterniß,
Die Erd' erbebt', der Tempelvorhang riß:
Gekreuzigt ward auf Golgatha der Herr!

Der Gegenſatz zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit iſt in dieſer reuigen Frauengeſtalt treffend vom Dichter hervorgehoben worden; er zeigt uns in dieſer Magdalena nicht ein Weib, nein die ganze weibliche Menſchheit, und der moraliſche Sieg den ſie erficht krönt nicht blos ſie allein ſo herrlich, ſondern zugleich ihr ganzes Geſchlecht. Hier iſt Nichts zu wenig und Nichts zu viel geſagt. Wir nehmen nicht den geringſten Anſtand dieſe „Magdalena" für eines der beſten Producte Böttger's zu erklären. „Don Juan und Maria" dagegen kann ſich ſeines geringern poetiſchen Gehalts wegen nicht mit den beiden vorſtehenden Gedichten meſſen. Böttger, der bereits ſchon längere Zeit einen ehrenhaften Platz in der jüngſten deutſchen Literatur einnimmt, iſt mit dem „Pauſanias" und der „Magdalena" in ſeine Glanzperiode eingetreten, und da er noch in den ſchönſten Mannesjahren ſteht, ſo kann man die Hoffnung hegen daß er bei ſeiner Vollendung in Allem was Form und Ausdruck betrifft noch Meiſterhaftes leiſten werde, wenn er in der Zukunft ſeinen Geſtalten noch mehr Plaſtik zu verleihen bedacht ſein wird.

Emanuel Raulf.

Der arme Mann im Tockenburg. Nach den Originalhandſchriften herausgegeben von Eduard Bülow. Mit einem Stahlſtich. Leipzig, G. Wigand. 1852. 16. 1 Thlr.

In einem leſenswerthen Artikel über das Volksſchriftenweſen in Deutſchland im zweiten Bande der „Germania" nennt H. Pröhle auch die im Volke fortwährend lebenden Männer, die ihrer Herkunft und ihrem Stande nach dem Volke angehörend das Bedürfniß geiſtigen Schaffens empfanden; von proſaiſchen Schriftſtellern kennt er aber nur den durch ſeine „Wanderungen" bekannten Buchbindermeiſter Adam Henß in Weimar. Mehre Dichter aus dem Volke abgerechnet, die ebenfalls nicht erwähnt ſind, iſt der gewiß bedeutendſte proſaiſche Schriftſteller unter den Männern des Volks aus dem vorigen Jahrhundert übergangen, der Schweizer Ulrich Bräker.

H. H. Füßli theilte zuerſt im „Schweizeriſchen Muſeum" Einiges aus der Feder dieſes Mannes mit, dann erſchien die ganze Handſchrift nach Füßli's Redaction mit Kupfern verziert unter dem Titel „Sämmtliche Schriften des armen Mannes im Tockenburg" (2 Bde., Zürich 1789—92). Trotz der großen Theilnahme die anfänglich die Schriften fanden kamen ſie bald in der Schweiz in Vergeſſenheit; in Deutſchland ſcheinen ſie überhaupt wenig bekanntgeworden zu ſein. Es bearbeitete hierauf Bülow die Jugendgeſchichte Bräker's 1841 in einer Sammlung Novellen und Erzählungen, wodurch Scheitlin in St.-Gallen zu einer neuen Ausgabe der Bräker'ſchen Schriften veranlaßt wurde. Füßli's und Scheitlin's Redactionen ſind ungenau. Bülow, der ſich 1849 in der Schweiz anſiedelte, hatte Gelegenheit viele der urſprünglichen Manuſcripte einzuſehen und Neues das Füßli nicht benutzt hatte zur Benutzung zu erhalten, ſo die ſpätern Tagebücher und die Aufſätze über Shakſpeare. Aus Allem hat derſelbe nun ein ſchönes Büchelchen zuſammengeſtellt, welches durch ein liebliches Titelkupfer von Ludwig Richter geſchmückt iſt, einen Hirtenknaben von frommen Geißlein umgeben darſtellend.

Die deutſche Literaturgeſchichte erwähnt Ulrich Bräker nicht und doch iſt er eine der intereſſanteſten Erſcheinungen. Er lebte in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts 1735—98, als der Sohn dürftiger Aeltern in Armuth aufgewachſen durch Lecture von Büchern die er mühſam zuſammenlieh, wen durch die Welt gebildet, denn in ſeiner Jugend und ſeinem Mannesalter kam er nur mit Leuten niedern Standes in Berührung, im Toggenburg in wildromantiſcher Gegend al

Tagelöhner, dann als Weber. Die vom Vater geerbte Wanderluſt trieb ihn fort in der Fremde ſein Glück zu verſuchen. In Schaffhauſen trat er als Diener bei dem preußiſchen Werbeoffizier Markoni ein, lebte mit ihm ein luſtiges Gaſthofsleben, bis Markoni, der wenig Leute anwarb, dazu ſeine Einwilligung gab daß ſeine Leute Bräker mit nach Berlin nahmen und hier derſelbe ſofort unters Militair geſteckt wurde. Es begann eine neue Schule des Leidens. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs zog er mit aus, machte die Affaire von Pirna mit, benutzte aber die Verwirrung in der Schlacht von Lowoſitz zur Deſertion. Er entkam über Prag und Regensburg glücklich in die Heimat zu ſeinen Aeltern. Bald dachte er an die Gründung eines eigenen Hausſtandes; ſeine Geliebte, die ihm ewige Treue gelobt, der er keinen Augenblick untreu geworden war, hatte ſich inzwiſchen vermählt; nach vielen vergeblichen Verſuchen heirathete er ein Mädchen welches ihm zur Führung eines Hausweſens tauglich ſchien, aber ſo wenig Geld beſaß wie geiſtige und körperliche Vorzüge. Er baute ſich ſelbſt mit Hülfe eines Bruders ein Haus. Seine häusliche Noth begann ſchon vor ſeiner Heirath; unter Noth jeglicher Art, Armuth, ſteter Angſt wegen der drückenden Schuldenlaſt, vergeblicher Arbeit, Krankheiten und Tod mehrer Kinder, tragiſchen Todesfällen unter ſeinen Angehörigen, Hungersnoth, Zwiſt mit ſeiner Frau, die ſein Bedürfniß nach geiſtiger Nahrung, ſein Zartgefühl gegen ſeine kleinen Schuldner nicht zu begreifen vermochte, Betrügereien von böswilligen Menſchen verfloſſen ſeine Lebenstage. Und in all dieſem Jammer verſiegte ſein Vertrauen, ſeine wahre Frömmigkeit, ſeine geiſtige Friſche nicht; gerade in den Tagen der größten Noth, wenn er ſich keiner Seele entdecken mochte, nahm er ſeine Zuflucht zum Leſen und Schreiben, und in den Nächten ſuchte er in den Büchern ob er irgend Etwas finde das auf ſeinen Zuſtand paſſe, und erleichterte ſeine Bruſt, indem er ſeine Gedanken aufs Papier warf. Gerade den Zeiten der größten Noth verdanken wir die herrlichſten Stellen ſeiner Tagebücher. Im Jahr 1768 fing er ſeine Biographie an. Bücher erhielt er aus der Bibliothek der Moraliſchen Geſellſchaft zu Lichtenſteig, einem Städtchen ohnweit ſeines Wohnorts, deren Mitglied er war, und aus dieſen Büchern ſtammt faſt allein ſeine Bildung; es waren beſonders der engliſche „Zuſchauer“, Stilling, Lavater, die Weltgeſchichte von Guthrie und Gray, Plutarch, Peſtalozzi, Juſtus Möſer, vor Allen aber Shakſpeare, die ſeine Lecture ausmachten. Die Lecture führte ihn in die Welt der Gelehrten ein, er arbeitete eine kleine Schrift über das Baumwollengewerbe aus und erhielt den Preis. Im Jahr 1797 zog es ihn fort die literariſchen Männer von Zürich perſönlich kennenzulernen. Er half ſich mit einer Nothlüge gegen ſeine Frau durch und wanderte mit ſeinem Sohne nach Zürich. Er lernte Lavater, Geßner, Füßli, Hirzel und Andere kennen, aber er ſah daß er ſich weniger frei geben konnte, daß man ihn als merkwürdige Naturerſcheinung ſtudiren wollte; er kehrte eilig zurück in ſeine Hütte. Als ſeine Kinder ſich verheiratheten, gab er ihnen unbedachtſam über Vermögen mit; als er ſo thöricht war, mit einem unerfahrenen Tochtermann eine kleine Indiandruckerei anzulegen, verfielen ſeine Angelegenheiten ſo daß er im Frühjahre 1798 ſeinen Gläubigern ſeine Zahlungsunfähigkeit erklären mußte. Seine Gläubiger waren billig genug ihm Haus und Hausgeräth zu belaſſen. Aber am meiſten unterſtützte und erhob ihn in der letzten Zeit ſeines Lebens ein edler Mann, deſſen Freundſchaft er ſich erworben, eine Himmelsgunſt wofür er nicht genug danken kann, der Banquier Girtanner in St.-Gallen, der im Jahre 1844 im Alter von 87 Jahren verſtorben iſt. Dennoch führte das Unglück raſch ſeinen Tod herbei; heiter ſah er ihn herankommen und ſtarb am 11. September 1798 bettelarm wie er geboren war.

Das iſt ſein Leben; aber ſo dürftig hat er es ſelbſt nicht beſchrieben. In ſeiner Autobiographie erfreuen wir uns einer urſprünglichen, bedeutenden, von der Cultur verſchönerten, aber nicht im geringſten verbildeten Natur; wir laben uns an der erquickenden Friſche, an der reinen Geſundheit, an dem ſeltenen Talent der Darſtellung, an dem lebendigen Naturgefühl, an der Tiefe und Klarheit der Gefühle. An der Sprache würde Adelung zu rügen gefunden haben, aber die landſchaftlichen Ausdrücke die uns überall begegnen haben einen eigenthümlichen Reiz. Als beſonders ſchön ſei hier hervorgehoben die Schilderung des Hirtenlebens. So ſchreibt der arme Mann unter Anderm:

„Welche Luſt, bei angenehmen Sommertagen über die Hügel fahren, durch Schattenwälder ſtreichen, durchs Gebüſch Einhörnchen jagen und Vogelneſter ausnehmen! Alle Mittag lagerten wir uns am Bach; da ruhten meine Geißen zwei bis drei Stunden aus, wann es heiß war noch mehr. Ich aß mein Mittagsbrod, ſog mein Geißchen, badete im ſpiegelhellen Waſſer und ſpielte mit den jungen Gitzen. Immer hatt' ich einen Gertel oder eine kleine Axt bei mir und fällte junge Tännchen, Weiden oder Ilmen. Dann kamen meine Geißen haufenweis und kafelten das Laub ab. Wenn ich ihnen Leck! Leck! rufte, ging's gar im Galopp und wurd' ich von ihnen wie eingemauert. Alles Laub und Kräuter die ſie fraßen koſtete auch ich, und einige ſchmeckten mir ſehr gut. Solang der Sommer währte, florirten die Erd-, Im-, Heidel- und Brombeeren; daran hatt' ich immer vollauf und konnte noch der Mutter am Abend mehr als genug nach Haus bringen. Das war ein herrliches Labſal, bis ich mich einſt daran zum Ekel überfraß. Und welch Vergnügen machte mir jeder Tag, jeder neue Morgen! wenn jetzt die Sonne die Hügel vergoldete, denen ich mit meiner Heerde entgegenſtieg, dann jenen haldigen Buchenwald und endlich die Wieſen- und Weidplätze beſchien. Tauſend mal denk' ich dran und oft dünkt's mich, die Sonne ſcheine jetzt nicht mehr ſo ſchön. Wenn dann alle anliegenden Gebüſche von jubilirenden Vögeln ertönten und dieſelben um mich her hüpften, o! was fühlt' ich da! Ha, ich weiß es nicht! Halt ſüße, ſüße Luſt! Da ſang und trillerte ich mit bis ich heiſer ward. Ein ander mal ſpürte ich den muntern Waldbürgern durch alle Stauden nach, ergötzte mich an ihrem hübſchen Gefieder und wünſchte daß ſie nur halb ſo zahm wären wie meine Geißen, beguckte ihre Jungen und ihre Eier und erſtaunte über den wundervollen Bau ihrer Neſter. Oft fand ich deren in der Erde, im Moos, im Farrn, unter allen Stöcken, in den dickſten Dörnern, in Felsritzen, in hohlen Tannen oder Buchen; oft hoch im Gipfel, in der Mitte, zuäußerſt auf einem Aſt. Meiſt wußt' ich ihrer etliche. Das war mir eine Wonne und faſt mein einziges Sinnen und Denken, alle Tage gewiß ein mal nach allen zu ſehen, wie die Jungen wuchſen, wie das Gefieder zunahm, wie die Alten ſie fütterten. Anfangs trug ich einige mit mir nach Haus oder brachte ſie ſonſt an ein bequemeres Ort. Aber dann waren ſie dahin. Nun ließ ich's bleiben und ſie lieber groß werden. Da flogen ſie mir aus. Ebenſo viel Freude brachten mir meiſt meine Geißen. Ich hatte von allen Farben, groß und kleine, kurz- und langhaarige, bös- und gutgeartete. Alle Tage ruft' ich ſie zwei bis drei mal zuſammen und überzählte ſie, ob ich's voll habe. Ich hatte ſie gewöhnt daß ſie auf mein Zub! Zub! Leck! Leck! aus allen Büſchen hergeſprungen kamen. Einige liebten mich ſonderbar und gingen den ganzen Tag nie einen Büchſenſchuß weit von mir; wenn ich mich verbarg, fingen ſie alle ein Zetergeſchrei an. Von meinem Duglöörle, ſo hieß ich meine Mittagsgeiß, konnt' ich mich nur mit Liſt entfernen. Das war ganz mein Eigen. Wo ich mich ſetzte oder legte, ſtellte es ſich über mich hin und war gleich bereit zum Saugen oder Melken; und doch mußt' ich's in der beſten Sommerszeit noch oft ganz voll heimführen. Andere mal melkt' ich es einem Köhler, bei dem ich manche liebe Stund' zubrachte, wenn er Holz ſchrotete oder Kohlhaufen brannte. Welch Vergnügen dann am Abend meiner Heerde auf meinem Horn zur Heimreiſe zu blaſen! zuzuſchauen, wie ſie alle mit runden Bäuchen und vollen Eutern daſtunden, und zu hören wie munter ſie ſich heimblökten. Wie ſtolz war ich wenn mich der Vater lobte daß ich gut gehütet

habe! Nun ging's an ein Melken, bei gutem Wetter unter freiem Himmel. Da wollte jede zuerſt über dem Eimer von der drückenden Laſt ihrer Milch los ſein und beleckte dankbar ihren Befreier."

Ferner iſt namentlich hervorzuheben die Beſchreibung des vagabondirenden Treibens des Werbeoffiziers Markoni und des Soldatenlebens in Berlin kurz vor dem Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs.

Der zweite Theil des Buchs enthält die Auszüge aus Bräker's Tagebüchern. Auch hier iſt faſt Alles ſchön. Der reine Sinn für die Natur, die Seligkeit die in ihrer Pracht ganz aufgeht, die Erkenntniß der Größe Gottes die ſich in Natur und Geiſt offenbart, die Innerlichkeit, das hohe Gefühl für Freundſchaft, die Ruhe und Heiterkeit des Gemüths treten noch entſchiedener als in der Biographie hervor.

Höchſt merkwürdig iſt der dritte Theil: „Etwas über Shakſpeare." Von 1776—92 hatte Bräker immer mehre Bände von Shakſpeare, öfters alle zwölf, nämlich in der Eſchenburg'ſchen Ueberſetzung, aus der lichtenſteiger Bibliothek im Hauſe. Shakſpeare ſelbſt zu beſitzen war einer ſeiner höchſten Lebenswünſche, der ihm nicht erfüllt wurde. Was er nun über Shakſpeare ſagt, das ſind keine feinen kritiſchen Bemerkungen, es ſind lebendige Aeußerungen des gewaltigen Eindrucks den der große Dramatiker auf eine empfängliche unverbildete Natur macht, die aber Originalität genug beſitzt um ſich den Gegenſtand objectiv zu halten. Mit manchen Gedichten iſt Bräker nicht zufrieden, die feurige Sprache und kaltblütige Natur der Perſonen in „Romeo und Julia" kann er nicht zuſammenreimen, nur die Bedienten, Mercutio und Pater Lorenzo kommen ihm natüelich vor. Manches mag man an dieſen Skizzen auszuſetzen finden, aber das Meiſte iſt ſo trefflich daß wir dem Herausgeber zum Danke verpflichtet ſind daß er dieſe Manuſcripte vor dem Untergang gerettet hat. Beſonders erfriſchend iſt der Aufſatz über „Hamlet", wo es unter Anderm heißt:

„«Hamlet», du König unter allen Spielen, du Kern aller Werke die je ein großer Dichter machen konnte, du Edelſtein in der Krone, du Zierde aller Bühnen, du Herz im Herzen! Ich habe keine Worte um auszudrücken wie ſehr du mein Liebling biſt. Ich werde nicht ruhen bis du wenigſtens meinen armſeligen Bücherſchrank zierſt. Du nutzeſt mir mehr als tauſend Habermann und zehntauſend Wetterglocken, mehr als alle Schmolke und Zollikofer, machſt mich wirkſamer und thätiger als alle Bogazki'ſchen Sporen. «Hamlet», du biſt mir was ich will, durch dich ſehe ich deinem Meiſter ins Innerſte. Komm', großer William, hier will ich mit dir ins Allerheiligſte eindringen. Stoße mich nicht zurück. Beſorge Nichts, ich will Nichts ausſchwatzen, dir nur wie dein Hündlein hintennachſchleichen. Du haſt noch Nichts deutſch herausgeſagt, aber ich errathe dich. Vielleicht konnteſt du dich nicht deutlicher erklären. Recht! Ich auch nicht. Schweig' nur, ich will auch ſchweigen: die Geheimniſſe vom Innern des Tempels wollen wir bei uns behalten. Halt, du gehſt zu weit, Phantaſie! Wenn ich nur das Einlenken verſtünde. Ich wollte hier den Hauptinhalt des Trauerſpiels in kurze Züge zuſammenfaſſen. Aber es wäre ja himmelſchad. Ich würde den ganzen Bau jämmerlich verhunzen. Ich will lieber frei wie eine Hummel auf einer buntgeſchmückten blumenreichen Flur darauf herumflattern, mich voll Entzücken auf jede Blume ſetzen und Labung ſaugen. Da finde ich in dieſem Leben all die innigſte, herrlichſte Anmuth: Leidenſchaften, zärtliche, wehmüthige Handlungen, überzuckerte Sünden, Alles durcheinander gewebt und ſo zierlich wie ein fürſtliches Schloß gebaut, das Gefängniſſe, Roßſtälle und auch goldene Zimmer hat. Der reizendſte Irrgarten, wo es die ſchönſten Blumen neben ſtolzen Stinkroſen und übergüldeten Sodomäpfeln hat. Bald hat man wonnige begeiſternde Träume, bald ſchmilzt man in liebevoller Wehmuth zu Boden, ein heiliger Feuereiſer ſtrengt uns wieder empor, dann kommt ein ſanftes elyſeiſches Säuſeln mit feuchten Dünſten und weht Alles zuſammen in ein neubelebendes Element, aus dem man keinen Ausgang wünſcht. Die Handlungen ſind ſo mannichfalt, der Stoff ſo auserleſen daß tauſend „Romeo und Julia" ſich davor verbergen. Hier geht Alles ſo ſacht und ordentlich ſeinen Weg wie die ganze Natur. Vorher kann man's nicht errathen und nachher ſagt man: Das hab' ich wol gedacht, oder: Ich hätt' es doch errathen ſollen. Da gibt es Soldaten auf ihren Poſten, die in der einſamen Nacht ſo brüderlich Gedanken wechſeln und gerade ſo denken wie Einer der in der mausſtillen Mitternacht denkt, wenn alle Schönheiten des Himmels ſo ruhig und majeſtätiſch ob unſern Köpfen hinſchweben. Die heilige Stille, ein ſanftes Schwirren um uns her, das dumpfe Getöſe immerfortrollender Bäche und dann der ſchwarze Flor, das all die Geiſter ſo belebende Todesbild! Kein Wunder, Hamlet, daß deines Vaters Geiſt dieſe holden Schatten auserwählt um dir aus jener Welt Bericht zu ſagen! Doch ich will Nichts von Geiſtern bis dies Gehäuſ zerfällt. Dann, dann, o dann, all ihr Scharen guter Geiſter, nehmt meinen nackten Geiſt in eure Geſellſchaft auf! Hamlet, Hamlet, o dein Grilliſiren und Phantaſiren über Gegenwart und Zukunft, über Leben und Tod, Schlafen und Träumen und all die räthſelhaften Dinge macht einen ſo voll Gedanken, nicht unruhig, nein, ſanft träumend, dir in der anmuthigſten Sphäre nachſpürend. Und dein Wahnwitz! Nein, man ſollte glauben, die Andern, nicht du ſeieſt wahnwitzig; Polonius, Roſenkranz, Güldenſtern, Osrick ſind es. Dein Leſen da und deine Antwort: Ha, der ſatiriſche Bube ſchreibt: «Alte Männer haben graue Bärte»!"

Somit ſei denn der arme Mann im Tockenburg, der Proletarier in der Geſellſchaft, aufgenommen in den Dichterkreis des 18. Jahrhunderts. Erfriſchen und erheben wir uns in unſerer überſtudirten Zeit an dem Anblick dieſer friſchen Alpenblume! 5.

Die Geſetze der ſocialen Bewegung von Adolf Widmann. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wir nehmen ein Buch über ſociale Fragen immer mit einer eigenthümlichen Spannung zur Hand. Das große Räthſel, nach deſſen Löſung die Welt ringt, wird es hier gelöſt ſein? Wird wenigſtens die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Löſung ſchärfer ausgeſprochen ſein als bisher, wird die Hoffnung oder die Verzweiflung in Bezug auf unſere nächſte Zukunft genährt werden? Das Buch von Widmann hat einen großen Vorzug vor faſt allen Arbeiten auf dieſem Gebiete die in Deutſchland erſchienen ſind. Es iſt deutſch geſchrieben, die Darſtellung iſt frei von philoſophiſcher Schule, die Sprache der Anſchauung, Erfahrung, des geſunden Menſchenverſtandes läßt uns wenigſtens deutlich wiſſen was der Verfaſſer will. Er theilt ſein Buch in drei Theile, deren erſter Wahl und Behandlung des Stoffs, deren zweiter das Buch der Betrachtung, deren dritter das Buch der Geſchichte enthält.

Adolf Stahr in „Ein Jahr in Italien" ſpricht als das Grundgebrechen der ſocialiſtiſchen Syſteme aus, daß der Socialismus mit der Maſſe zu operiren ſucht, als wäre ſie nicht an die Naeurbedingungen und die Endlichkeit des Menſchenlebens gebunden, und weiſſagt die Zerſtörung aller menſchlichen Verhältniſſe und vielleicht der Menſchheit ſelbſt, wenn der Socialismus, ein praktiſch gewordener Fauſt, mit der Maſſe zu experimentiren unternähme, während dieſe doch aus unberechenbaren, ſich immer bewegenden, immer fodernden, ja zur Foderung unterwieſenen Perſönlichkeiten beſteht.

Dieſe Gefahr, welche in der Perſönlichkeit, dem freien Willen des Menſchen liegt, macht auch Widmann beſonders geltend. Er unterwirft deshalb das Weſen der Perſönlichkeit einer genauen Unterſuchung, findet daß die abſolute letzte Freiheit, welche den Socialiſten vorſchwebt, nur in der religiöſen

Erhebung, im religiöſen Leben zu finden ſei. Er findet ſo einen Punkt des Archimedes, auf welchem die Maſſe den Operationen ſtill hält. Er ſagt: „Man kann die Aufgabe des Menſchen der zur vollen Freiheit gelangen will nicht ſchärfer ausdrücken als die Heilige Schrift, welche verlangt daß er in Gott ſei und Gott in ihm. Denn alsdann iſt er der vollendete Menſch und das Maß für alle Dinge, er iſt dann vollkommen wie ſein Vater im Himmel und es ſinkt zur gleichgültigen Bezeichnung herab, ob wir ihn einen Menſchen oder einen Gott nennen." Mit andern Worten, der Verfaſſer fodert Selbſtbefreiung, Entſagung, Anſtrengung aller höchſten ſittlichen Kräfte als die Grundbedingung für jede ſociale Operation. Er wendet ſich von dieſem Satz aus kritiſch gegen die beſtehenden Auffaſſungen. Den religiöſen Socialiſten, welche Chriſtus als Deviſe auf ihr Syſtem kleben um ſo das allgemeinſte Verbindungsmittel der Menſchheit, die Religion in ihrem Syſtem zu abſorbiren und als Waffe zu gebrauchen, hält der Verfaſſer entgegen daß in den Augen Chriſti gerade auf den Verhältniſſen des Staats, des Eigenthums, der Geſellſchaft der Fluch der Endlichkeit ruht, ein Fluch, „von dem ſich der Einzelne nur rettet durch die ſittliche Freiheit und die Liebe zu Gott und dem Nächſten, d. h. indem er Chriſtus nachfolgt". Mit derſelben Entſchiedenheit wendet ſich der Verfaſſer gegen die anthropologiſche Philoſophie unſerer Tage. „Auch ſie", ſagt er, „will den Himmel auf Erden, aber nicht dadurch daß der Einzelne ſich ſeines Zuſammenhangs mit der abſoluten Perſönlichkeit bewußt wird und ſich dadurch der Tyrannei der Endlichkeit, der Geſellſchaft und des Staats entringt, ſondern durch die Entwickelung des allgemeinen Menſchengeiſtes, in welchem ſie ihren Gott verehren, einen Gott, ſo gebunden an den Menſchen daß er ohne den Menſchen Nichts wäre. *Sie ſuchen im letzten Grunde ſämmtlich das äußere Wohlſein oder den Genuß des creatürlichen Menſchen.* Darin ſtehen die ſogenannten Conſervativen, die Conſtitutionnellen, die Radicalen, die Socialiſten ſämmtlich auf Einem Boden. Ihr ganzer Streit iſt um die Herrſchaft."

Wir wollen nur erwähnen daß der Verfaſſer in ſeiner puritaniſchen Herbigkeit vergißt daß namentlich der deutſche Socialismus, z. B. Julius Fröbel in ſeiner „Socialen Politik", dem Geiſtesleben des Menſchen in der Kunſt eine Ringbahn öffnet, welche mit dem äußern Wohlſein des creatürlichen Menſchen nicht in ſo erniedrigender Beziehung ſteht. Allerdings iſt den Franzoſen dieſe Seite fremd. Aber die Kunſt, die eben die Verſöhnung des unerreichbaren Ideals und der Wirklichkeit in der Schönheit gibt, iſt vom Verfaſſer ſelbſt ganz unberückſichtigt gelaſſen, obwol ſie in dem erſten allgemeinen Theil ſeines Werks eine Stelle verdient hätte.

Nachdem der Verfaſſer aus dem Weſen der Perſönlichkeit den Staat und die Geſellſchaft abgeleitet hat, gibt er ein Bild von dem Zuſammenwirken dieſer drei Factoren der Menſchheit. Dieſes Bild beruht auf den gründlichſten nationalökonomiſchen Studien und iſt namentlich wichtig durch die Ausführung, auf welche Weiſe der Verfaſſer dazu gekommen iſt das Element der natürlichen Stände in Deutſchland für die Wiedergeburt eines politiſchen Lebens allein erſprießlich zu halten. Die Zukunft Deutſchlands ſcheint ihm von der Bejahung oder Verneinung der Frage abzuhängen, ob das Element der natürlichen Stände noch ſoviel Halt in Deutſchland hat um als Baſis einer Verfaſſung zu dienen, oder ob der Verweſungsproceß des ſtändiſchen Ferments ſchon zu weit vorgerückt iſt. Das allgemeine Stimmrecht hält er mit dem Königthum unverträglich, das Beiſpiel von Belgien und Norwegen nicht anwendbar, weil dort ſtändiſche Elemente in ſeinen Prieſtern, Adeligen, Bürgern und Bauern vorliegen, hier eine Bauernrepublik iſt.

In einem Artikel „Zur Selbſtvertheidigung" iſt die perſönliche Stellung des Verfaſſers zu den Parteien ausgeſprochen; bequem genug für ihn iſt er weder Republikaner noch Monarchiſt. Er iſt iſolirt, wie er glaubt, gehaßt von beiden Parteien und deshalb auf das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Betrachtung getrieben.

Das Buch der Geſchichte endlich enthält in der erſten Gruppe die ſocialen Ideen der erſten Franzöſiſchen Revolution, welche in dem abſtracten Staatsbegriff Robespierre's wurzeln. Als Grundirrthum dieſes Syſtems wird durchgeführt „die einſeitige Geltendmachung der Staatsidee, welche als Univerſalmittel für alle Schäden des Menſchengeſchlechts dienen ſoll und, weil ſie das Weſen der Geſellſchaft und Perſönlichkeit überſieht, nothwendig zur falſchen Gleichheit und Freiheit, zur Gewalt an Geſellſchaft und Perſönlichkeit, zum Terrorismus führen und an der erwachenden Reaction der beleidigten und erſchöpften Geſellſchaft und Perſönlichkeit ſcheitern muß". Die zweite Gruppe behandelt die Geſchichte der abſtracten Geſellſchaftsidee, die Syſteme des St.-Simon und Fourier, welche über der Geſellſchaft den Staat und die Perſönlichkeit vergaßen. Die dritte Gruppe behandelt die abſtracte Perſönlichkeit, die ſich auf Koſten des Staats und der Geſellſchaft geltendmacht. Dies iſt die letzte geſchichtliche Möglichkeit dieſer drei Combinationen. Als Probe der Darſtellung wollen wir eine Schilderung Proudhon's geben: „Proudhon fehlt zu einem wahrhaft großen Mann Nichts als die Form der Erfahrung. Schärfe, Kühnheit, einen Ueberfluß an Reſſourcen gibt ihm ſein enormer Verſtand; Erfahrung aber macht der Menſch nur mit dem Gemüthe; und ſein für alles Große offenes Gemüth iſt getrübt durch die Ueberhebung und den Grimm. Die Form ſeiner Begeiſterung iſt deshalb nicht die innere Fülle, ſondern das Umgekehrte, die Excentricität; ſein Denken iſt klar, ſeine Dialektik vortrefflich, aber Das worüber er denkt präſentirt ſich ihm als Chaos. Er will wie er ſagt weiſe werden, und doch iſt der Stoff worüber er denkt das Ungöttliche. Da ſeine Dialektik ihm klar iſt, ſein Stoff aber confus, ſo muß er die Welt für toll halten, da er ſich ſelbſt wegen der Klarheit ſeines Geiſtes nicht für toll halten kann. Und doch iſt er toll. Er trägt den Stempel derjenigen Verrücktheit die Vielen als Geſchenk der Götter erſcheint. Er rechnet ſich zu den Phyſiologen, die auch die höchſte Geiſtesäußerung nur für das Reſultat der feinſten Vibrillen halten; er ſucht nach einer Phyſiologie des ſocialen Körpers; er meint aber, wenn er ſie gefunden habe, wenn er ſie finden könnte, Gott erklärt und abſorbirt zu haben."

Der Geſammtüberblick über das Widmann'ſche Buch rückt uns den erſten Grund aller ſocialen Bewegung ſchärfer unter die Augen als irgend eine Darſtellung die wir kennen, allein um erſchöpfend über die Geſetze urtheilen zu können, die er in der Geſchichte als erkennbar nachweiſt, iſt erfoderlich daß er ſich auf das Feld wagt wo es allerdings ſchwer iſt Lorbern zu erringen, nämlich auf das Feld der praktiſchen Vorſchläge und der unmittelbaren Geſtaltung der Geſellſchaft, ſoweit ſie durch Perſönlichkeit und Staat nicht beſtimmt wird. Hierzu iſt allerdings der Weg vom Verfaſſer in der richtigen Behandlung des täglichen Lebens gefunden. Von innen heraus ſoll Das erwachſen was die kritiſirten Epochen von außen her zur Umgeſtaltung der Welt bringen wollten. Aber auch *er* gibt zu daß die brennende Frage, wie von außenher dieſe Umgeſtaltung zu vollziehen ſei, Alle beſchäftigt, daß das arbeitsloſe Einkommen großen Stürmen entgegengehe. Wer erfahren will wie dieſe Stürme zu beſchwören oder abzulenken ſind, wird wenig Befriedigung aus ſeinem Buche ziehen, denn die Selbſtbeſchränkung läßt ſich den Menſchen nicht durch den Glauben aufdringen, aber der Boden auf welchem dieſe brennende Frage erwächſt, die Knotenpunkte derſelben ſind mit tiefer Einſicht in das Bedürfniß der Völker und Menſchen bezeichnet, und mit der Sichtung und Klärung der Begriffe über die Möglichkeit einer ſocialen Umwälzung wird ſich der Schrei danach mehr und mehr in vernünftige Rede verwandeln. Und das iſt in allen Dingen ein großer Gewinn. 87.

Hackländer und Dickens.

Das Erſcheinen von Hackländer's „Namenloſen Geſchichten" in engliſchem Gewande („Stories without a name", 3 Bde., London 1852) hat dem „Athenaeum" Veranlaſſung gegeben zwiſchen ihm und Dickens eine Parallele zu ziehen, welche bei Dickens' Beliebtheit in Deutſchland weiter bekanntzuwerden verdient. Nach einer füglich zu übergehenden Einleitung urtheilt der engliſche Kritiker folgendermaßen: „Mit leichter Erfindung und nie um Worte verlegen weiß zwar Hackländer im Allgemeinen ſeine Fülle beſſer zu zügeln als Dickens, iſt aber zugleich weniger idiomatiſch, kräftig und komiſch und bleibt hinter Boz in deſſen allerdings beſonderer Stärke, der breiten Caricatur, der drolligen Ausmalung von Einfalt und Albernheit, in dem Geſchick aus unbekannten Niederlaſſungen des Lebens originelle Figuren ans Licht zu förden, beträchtlich weit zurück. Hackländer's dramatiſche oder komiſche Ader iſt nicht reich; wo er ſtarken oder ergreifenden Eindruck hervorbringt, geſchieht es mehr durch geſchickte Beſchreibung des Vorfalls, ſei er burlesker, ſchreckhafter oder ſentimentaler Art, als durch das eigene Auftreten der Handelnden. Seine Hauptmethode humoriſtiſche Perſonen zu individualiſiren beſteht wie bei Paul de Kock in der Wiederholung einer einzelnen Eigenthümlichkeit, die anfangs kaum auffällt und wenn ſie zu oft vorkommt beinahe läſtig wird. In ruhigern Scenen, beſonders der einfachen Gattung, macht ſich mehr Lebensähnlichkeit bei anſcheinend geringerm Kraftaufwande bemerkbar. Mit einer gewiſſen Claſſe die der Bühne, dem Orcheſter und dem Ballet angehört iſt er ſehr vertraut, zeichnet ſie in einer Weiſe welche ſeine genaue Bekanntſchaft mit ihrer Flitterwelt außer Zweifel ſetzt. Seine Helden und Heldinnen des hohen Flugs unterſcheiden ſich voneinander nur durch Titel und Benehmen; etwas Beſonderes weiß Keiner und Keine zu ſagen. Ob dieſer Mangel an individuellem Charakter in der Claſſe oder darin liegt daß der Zeichner ihr fernſteht, mag hier eine offene Frage bleiben. Wie ſchon bemerkt iſt die Beſchreibung Hackländer's beſter Theil. Er erzählt humoriſtiſche Begebenheiten leicht und launig und kann wenn nöthig beredt oder pathetiſch werden, ohne gegen die Beſcheidenheit der Natur zu verſtoßen. Die Aeußerlichkeit des Stillebens im In- und Auslande, alterthümliche Orte, einſame Wälder, lebhafte Straßen, den Glanz von Boudoirs und Salons, den Schmuz einer Diebeshöhle, das Dachſtübchen eines hungernden Schneiders oder die Häuslichkeit anſtändigen Fleißes: alles Dies weiß er in lebensgetreue Gemälde zu faſſen. Handelt es ſich um ernſte Färbung, ſo fällt er ungeſucht in einen entſprechenden Ton der zierlich und einnehmend iſt. Auch verletzt er die Schicklichkeit nie durch Tiraden, welche dem Charakter ſeines Gegenſtandes unangemeſſen ſind oder mit den eben erzählten Begebenheiten außer Verhältniß ſtehen. In dieſem Betracht, und zwar in Rückſicht einer gewiſſen künſtleriſchen Mäßigung, ſowie einer zwangsloſen Gefühlsäußerung verdient Hackländer gegen Dickens unſtreitig den Vorzug. Zeigt er auch weniger eingeborene Kraft, ſo zeigt er doch feinern Geſchmack. Ferner gebührt ihm in einer andern recht eigentlich deutſchen Region ungeſchmälertes Verdienſt, nämlich in der Kunſt auf die Oberfläche des wirklichen Lebens Schatten des übernatürlichen zu werfen, bald zweifelhaft angedeutet, bald genau erkennbar, bisweilen im wunderlichen Gewande eines Tagtraums, aber ſtets in richtigen Grenzen, nur eben ausreichend den materiellen Reſultaten ſeiner Erzählung durch Staunen oder Spannung einen neuen Reiz zu geben... Hackländer ähnelt Dickens in der vorherrſchenden Wärme und Menſchenliebe ſeiner Geſinnung, ſcheint aber ſeine Erfindungsgabe nicht zu didaktiſchen Zwecken verwenden zu wollen. Er überläßt dem Leſer aus den vorgelegten Lebensbildern die Moral, wenn ſie eine haben, ſich ſelbſt zu entnehmen; er gebraucht jene nicht, damit der Leſer für irgend eine beſondere Lehre oder Theorie gewonnen werden, für irgend einen Stand Partei ergreifen oder wider irgend eine vorgeſtellte Unbill in die Schranken treten ſoll. Zu loben iſt an beiden Autoren daß ſie ſich von unzuträglichen Aufregungen fern halten. Während aber Dickens verfänglichen Boden ganz meidet, nähert ſich ihm Hackländer oft auf Strohhalmsentfernung und würzt ſeine Geſchichte mit Combinationen und Zufälligkeiten die bei minder vorſichtiger Behandlung leicht gemisbraucht werden könnten. In der Weiſe aber wie er es thut gibt das Capitel von leidenſchaftlichen Zwiſchenereigniſſen durchaus kein Aergerniß. Doch iſt es eine charakteriſtiſche Verſchiedenheit beider Schriftſteller daß bei dem einen die häuslichen Intereſſen in den Vordergrund treten, hingegen bei dem andern die traurigen Folgen der égarements du coeur et de l'esprit, wie ſolche überall in der Geſellſchaft vorkommen, aber in der engliſchen beſſer unerwähnt bleiben, den Haupthebel der Intrigue bilden. Auf Grund eines einzelnen Werks kann hinſichtlich der Mannichfaltigkeit der Gegenſtände und der Durchführung einer Geſchichte zwiſchen Hackländer und Dickens kein Vergleich ſtattfinden. Allerdings enthalten die „Namenloſen Geſchichten" mehr Stoffliches, mehr Handlung und einen weitern Schauplatz als eine einzelne Dichtung von Boz. Nur fragt ſich ob die Quelle mit gleicher Ergiebigkeit durch eine Reihe von Werken fortfließen wird. Was die Behandlung der Intrigue anlangt, ſo dürften darin beide Schriftſteller ſich ziemlich die Wage halten, und zwar inſofern als Beide es juſt nicht verſtehen die unterliegenden Motive in richtigem Verhältniſſe und ohne überflüſſige Abſchweifungen vorwärtszubringen. Beide führen Begebenheiten und Perſonen mit einer Wichtigthuerei ein daß man dieſelben von bedeutendem Einfluſſe auf den Gang der Geſchichte glauben muß, und mit Eins laſſen ſie dieſelben fallen, gleich als ob ſie beim Fortdichten ſich eines Andern beſonnen hätten. Eine große Schwäche Hackländer's iſt ſeine Vorliebe für Details; er beladet ſeine Bilder mit kleinen Strichen die kleinlich und farblos ſind und an denen man die aufgewendete Mühe umſomehr bemerkt weil ſie weggeworfen iſt. Dann ſucht er bisweilen durch eine ſorgſam ausgearbeitete Scene die Neugier zu ſpannen, bis man ſieht daß jene mehr oder weniger nicht zur Geſchichte gehört und vielleicht nur eingelegt worden iſt um einen Aufſchub zu gewinnen. Dickens thut mitunter Daſſelbe, doch weniger fühlbar, und außerdem haben ſeine Skizzen bei aller anſcheinenden Ueberflüſſigkeit ſtets ein gewiſſes Leben das ihnen einen feſten Platz ſichert, was wieder bei Hackländer's Miniaturbildern ſelten der Fall iſt. Um nun die Liſte des Aehnlichen und Unähnlichen zwiſchen beiden Schriftſtellern abzuſchließen, ſagen wir: Dickens wurzelt kräftiger im heimiſchen Boden, Hackländer iſt mehr Weltbürger, und im engern Umkreiſe und bei weniger ſogenannter Schule iſt Erſterer humoriſtiſcher, geſünder und idiomatiſcher als Letzterer." 47.

Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte.

Ausgang des Hauſes Sforza.

Das Schickſal der Sforza, die durch einen gewandten und klugen Söldnerführer zum Beſitz einer der ſchönſten Provinzen Italiens gelangten, iſt ein ſchlagendes Beiſpiel der rathloſen Verworrenheit der italieniſchen Zuſtände im letzten Drittel des 15., im erſten des 16. Jahrhunderts. Im Jahre 1450 eroberte Francesco Sforza Mailand, im Jahre 1535 ſtarb ſein letzter Enkel Francesco II.; was war aber Alles über die Lombardei hinweggegangen in dieſen 85 Jahren! Sechs Herzoge hatten währenddeſſen in Mailand regiert, nach Francesco ſein Sohn Galeazzo Maria, dann deſſen Sohn Gian Galeazzo, hierauf des Letztern Oheim Lodovico il Moro und deſſen beide Söhne Maſſimiliano und Francesco. Galeazzo Maria (der Name Galeazzo kommt vom Hauſe Visconti her — Bianca Maria hieß des erſten Sforza Gattin) wurde ermordet, Gian Galeazzo ſtarb an langſamem Gift, Lodovico im Kerker zu Loches in Frankreich, Maſſimiliano im franzöſiſchen Exil. Und Jahrzehnde lang hatten ſich Venetianer, Sforzesken, Franzoſen,

Kaiſerliche um das arme Land geſtritten, und Mailand hatte furchtbare Belagerungen ausgehalten, Hungersnoth war auf Peſt, Peſt auf Hungersnoth gefolgt, und die Zerſtörung durch den Rothbart durfte als geringeres Uebel gelten, weil damals noch Einheit unter den Bewohnern war und Kraft und Entſchloſſenheit. Wie entſetzlich das Mailändiſche auf alle Weiſe ausgeſogen ward, melden alle Chroniken und Geſchichtsbücher. Als Franceſco II. Sforza gleich den meiſten italieniſchen Fürſten jener Zeit zu ſeinem Unglück in das wechſelnde Getriebe der Politik hineingezogen, welche Papſt Clemens VII. zu leiten glaubte, während er ihr Opfer ward, ſich im Jahre 1525 mit Kaiſer Karl V. zu verſtändigen ſuchte, verlangte dieſer 600,000 Dukaten für die Inveſtitur. Der Kaiſer meldet es ſelbſt ſeinem Bruder Ferdinand in einem aus Toledo 31. Juli gedachten Jahres datirten Briefe: „Von dieſen 600,000 Dukaten ſoll er 100,000 jetzt zahlen, die zweite Rate bei meiner Krönung, die dritte zwei Jahre ſpäter und die übrigen 300,000 in drei Jahren. Gleichfalls ſoll er zu meinen Gunſten allen angeblichen Rechten auf das Herzogthum Bari entſagen, nicht ohne meine Bewilligung heirathen und in Betreff des Salzmonopols in ſeinem Staate ſich nach meinen Verordnungen richten." (W. Bradford, „Correspondence of the emperor Charles V.", London 1850, S. 142, nach dem Original im wiener Archiv.) Die Verſtändigung war aber damals vorübergehend: das kaiſerliche Heer, von dem unſeligen Connétable von Bourbon befehligt, ſchaltete auf die entſetzlichſte Weiſe in Mailand, bevor es gegen Rom aufbrach (Frühling 1527). Im October 1529 fragte König Heinrich VIII. zu Windſor den kaiſerlichen Botſchafter Euſtace Chapuy (derſelbe welcher in Shakſpeare's „Henry VIII." als Capucius vorkommt): „Nun ſagt mir was denkt man mit dieſem armen Herzog (Sforza) zu beginnen und welchen Schaden kann er euch zufügen?" (Mais voyer que veust lon fere de ce povre duc, ne quel mal peust-il fere?) „Vielleicht", fuhr Heinrich VIII. fort, „denkt ihr die Entſcheidung Schiedsrichtern zu übertragen welche er Grund haben dürfte für nicht ganz unparteiiſch zu halten?" „Ich antwortete", ſchreibt Chapuy, „in der Weiſe wie Ew. Maj. mir in Betreff eurer Abſichten mit ihm aufgetragen, und daß keine Richter gerechter ſein könnten als die von euch ernannten, wie auch daß Nichts gnädiger und dem Herzoge vortheilhafter als die ihm vorgeſchlagenen Bedingungen, wobei man auf den Papſt und auf ihn, den König, der ſich früher ſchon für den Herzog verwandt, Rückſicht genommen habe. Der König erwiderte, ſein Zweck dabei ſei nur der geweſen, einen allgemeinen Frieden herbeizuführen" u. ſ. w. Nachdem dann Heinrich VIII. noch über das Verlangen des Kaiſers geſprochen, Pavia und Aleſſandria in ſeiner Gewalt zu behalten, und bemerkt daß es ihm „ung grant honte" ſcheine daß der Kaiſer chriſtliche Fürſten ſo ſehr bedränge, während er den Türken in ſeinem Erbreich Ungarn ſchalten laſſe, glaubte der Geſandte noch hinzufügen zu müſſen, er glaube Se. Maj. würde dem Sforza nicht nur das Herzogthum Mailand, ſondern noch viel Anderes dazu geben, müßte er nicht fürchten daß derſelbe, ſobald er ſich wider die Türken gewandt, tauſendfach Unheil anrichten würde, während die Venetianer ihm ſeine apuliſchen Küſten angriffen. (Bradford, a. a. O. S. 278, 279.) Es iſt bekannt daß erſt bei Karl's V. Kaiſerkrönung in Bologna 1530 eine vollſtändige Ausgleichung mit dem Sforza ſtattfand, freilich zu oneröſen Bedingungen! Das Herzogthum Bari, deſſen oben erwähnt ward, blieb den Sforza noch lange nach Franceſco's Tode, bis zum Hinſcheiden der Königin Bona von Polen, die ihre Rechte dem König Philipp II. vermachte.

Karl V. hatte ſich vorbehalten dem Herzog von Mailand eine Gemahlin zu ſuchen, obgleich deſſen ruinirte Geſundheit geringe Ausſicht auf Nachkommenſchaft gewährte, womit auch Spaniens Planen gerade nicht gedient geweſen wäre. Längere Zeit hindurch wurden mit Clemens VII. Unterhandlungen wegen einer Heirath mit ſeiner Nichte Katharina von Medici, der nachmaligen Königin von Frankreich, gepflogen, und der Papſt hielt dieſe Unterhandlungen noch hin als er ſchon mit König Franz in Betreff der Vermählung mit deſſen Sohne Heinrich einig war. Dann gab der Kaiſer dem Sforza ſeine Nichte Chriſtine, die Tochter des vertriebenen däniſchen Königs Chriſtian. Ihre Tante, die verwitwete Königin von Ungarn, hatte ihm noch kurz vorher gemeldet, es ſei viel zu früh und eine Sünde das unreife Mädchen zu verheirathen. (Schreiben bei Lanz, „Correſpondenz Karl's V.") „Montag den 13. October 1533", meldet ein mailänder Chroniſt, der Krämer Giovanni Marco Burigozzo („Cronache milanesi scritte da *G. Pietro Cagnola* etc.", Florenz 1842, S. 515), „um die zweiundzwanzigſte Stunde kam die Staffette mit der Nachricht von der Verheirathung (per procura) des Grafen Maſſimiliano Stampa mit der Braut des erlauchten Herrn Herzogs. Es war eine große Feſtlichkeit und Triumph mit einer Menge von Herren und Geſandten. Alle Glocken läuteten in Mailand zum Feſt, und an drei aufeinanderfolgenden Abenden ſchoß die Artillerie des Caſtells, und unſer Senat zog nach dem Dom der feierlichen Meſſe beizuwohnen, Gott für ſolche Gnade zu danken wie wir ſie hier lange nicht erlebt haben. Sonſt (fügt der Krämerchroniſt charakteriſtiſch genug hinzu) iſt Nichts zu melden, außer daß der Wein theuer iſt."

Franceſco Sforza feierte ſein Beilager zu Vigevano. Die Ehe blieb kinderlos. „Am 1. November, dem Feſte Allerheiligen", berichtet derſelbe Chroniſt aus dem Jahre 1535, „in der Nacht vor dem Allerſeelentage ſtarb unſer Herr Herzog von Mailand Franz II. Schon am vorhergegangenen Sonntage, dem letzten October, war Alles in Beſtürzung, denn man hatte vernommen daß der Herzog ſehr übel ſei, und fürchtete einen Auflauf. So traf man denn Anſtalten: ein Hauptmann mit Fußvolk wurde beim Hofe aufgeſtellt; Häſchercapitaine wurden vor die Thore der Stadt geſandt, denn ſchon hatte Raubgeſindel die Straßen verlegt und trieb ſein Unweſen. Acht von dieſen Räubern wurden ergriffen und gehangen. Die Stadt blieb ganz ruhig, zu großer Verwunderung eines Jeden. So auch das Land mit Gottes Gnade." Erſt am 19. November erfolgte die feierliche Beſtattung, von welcher man in der gedachten Chronik eine ausführliche Beſchreibung lieſt. Statt der wirklichen Leiche wurde ein wächſernes Abbild mit herzoglicher Tracht und Inſignien unter goldbrocatenem Traghimmel nach dem Dom getragen. Die Leiche brachte man an demſelben Abend aus dem Caſtell nach der Kirche in einem mit ſchwarzem Sammet bedeckten Sarge. Am folgenden Tage fanden die Exequien ſtatt. „Die Stadt blieb währenddeſſen ruhig und Jeder auf ſeinem Poſten, das heißt der Herr Präſident mit dem Senat und der Capitain der Juſtiz und alle Uebrigen, des Kaiſers Antwort erwartend. Sonnabends den 27. November ſpät traf dieſe Antwort ein. Der Herr Antonio da Leyva ſollte Generalgouverneur ſein, die Herzogin ſollte Herzogin bleiben, alle Beamten ſollten ihre Stellen behalten, ſo der Graf Maſſimiliano (Stampa), die Caſtellanei, bis auf neuen Befehl Sr. Maj. So läuteten in ganz Mailand die Glocken zum Feſt, und das Caſtell ließ drei Tage lang ſchießen. Am folgenden Sonntag ſah man daß der Sarg des verſtorbenen Herzogs an den Ort geſtellt war wo einſt der des Monſeigneur (Gaſton) de Foix geſtanden hatte, und er war wie man ſieht prächtiger denn die andern verziert. Und hiermit endet was über Se. Excellenz zu berichten iſt, und über den Leumund den er hinterlaſſen, der nicht zu gut und nicht zu ſchlimm iſt."

Karl V. verlieh einige Jahre darauf Mailand als erledigtes Reichslehn ſeinem Sohne Philipp, und die Lombarden hatten anderthalb Jahrhunderte und darüber Gelegenheit die Visconti-Sforza'ſche Herrſchaft mit der ſpaniſchen zu vergleichen. Schlecht waren beide.

Franz' I. Wegführung nach Spanien.

Es iſt bekannt daß König Franz I. nach ſeiner Gefangennehmung in der Schlacht bei Pavia nach der kleinen Veſte Pizzighettone am Po gebracht ward, wo der Spanier Alarcon,

ein in den Geſchichten jener Zeit oft genannter Name, ihn bewachte, „a verrayo sadde man", ſchreibt der engliſche Bevollmächtigte Richard Pace an Cardinal Wolſey. (In Sir Henry Ellis' Sammlung von Erläuterungen der engliſchen Geſchichte in einer Reihe von Originalbriefen.) Die Uneinigkeit der kaiſerlichen Feldherren, des Marcheſe von Pescara, Charles de Lannoi's, Vicekönigs von Neapel, und des Connétable von Bourbon, verſchob die Entſcheidung über den Ort wohin man den Gefangenen führen ſollte, da Pizzighettone nur ein Aufenthalt für den erſten Moment ſein konnte. Scheinbar kamen ſie überein ihn über Genua nach Neapel zu bringen. In Genua ſchiffte König Franz I. ſich auf franzöſiſchen Galeeren ein, welche kaiſerliche Mannſchaft bekamen; der Vicekönig begleitete ihn und gab am zweiten Tage Befehl die Richtung zu ändern und nach der ſpaniſchen Küſte zu ſteuern. Wie der Connétable dieſe Nachricht aufnahm, zeigt der nachfolgende Brief den er von Mailand aus am 12. Juni 1525 an Karl V. richtete. (Aus dem kaiſerlichen Archive in Wien vollſtändig in W. Bradford, „Correspondence of the emperor Charles V.", London 1850, S. 115 fg.)

„Sire. Der Vicekönig von Neapel, der Marcheſe von Pescara, der Hr. von Reus, der Marcheſe del Vaſto, Antonio da Leyva und Alarcon kamen bei ihrer hieſigen Anweſenheit überein daß der gedachte Vicekönig den König von Frankreich nach Neapel führen ſollte, aus Gründen welche Euch durch den Hrn. von Reus erläutert worden ſind. Seitdem aber hat gedachter Vicekönig gerade das Gegentheil gethan und führt den König von Frankreich zu Ew. Majeſtät. Ich habe es ſehr ſeltſam gefunden daß der gedachte Vicekönig weder mich noch Eure andern hieſigen treuen Diener mit ſeiner Abſicht bekanntgemacht hat. Er hat mir dadurch große Schmach angethan, ſodaß man in dieſem Lande vielfach und keineswegs zu meiner Ehre darüber redet. Ich bin überzeugt, gnädiger Herr, daß dies nicht Eure Abſicht iſt, denn meine Abſicht iſt Euch ferner nach meiner Pflicht zu dienen, ohne mein Leben zu ſchonen, wie ich bisher gethan. Monſeigneur, ich fürchte ſehr daß dieſe plötzliche Reiſe auch die Freundſchaft des Papſtes und der Venetianer und übrigen italieniſchen Mächte koſten und Eure guten Beziehungen zum Könige von England gefährden wird. Der gedachte Vicekönig hat mich hier ohne Geld und ohne Mittel gelaſſen, die Deutſchen wiederzugewinnen und bei Eurer Expedition gegen Frankreich behülflich zu ſein. Ich glaube, es iſt ihm lieb, da er Euch ſolcherweiſe zu zwingen hofft in ſeine Plane einzugehen. Wenn es Euch gefallen ſollte mich anzuhören, ſo will ich Euch in ſeinem Beiſein Dinge ſagen die Euch beweiſen werden daß außer ihm Andere die Hand in Euern Angelegenheiten gehabt haben müſſen. Die Leute möchten glauben Ew. Majeſtät habe mich währenddeſſen vergeſſen, aber ich habe dies nie geglaubt und werde es nicht glauben, in Betracht Eurer großen Tugend und Güte und meiner ergebenen, treuen Dienſte, welche nie aufhören werden."

„Monſeigneur! Ich hoffe zuverſichtlich daß Ew. Majeſtät Den über welchen ich jetzt ſchreibe zu Euerm eigenen Nutz und Frommen und zur Zufriedenheit Eurer getreuen und loyalen Unterthanen, zu denen ich mich zähle, genau kennenlernen werden. Ich habe früher nie über ihn geklagt und würde es auch heute nicht thun, blickte ich nicht auf die Erfoderniß Eures Dienſtes, denn ich fürchtete meine Klagen würden Euch durch Leidenſchaft eingegeben ſcheinen. Aber ich ſage Euch daß wir nach Rom, nach England, nach Venedig ſenden müſſen um die Netze der Cabalen zu durchbrechen, welche gewoben werden und nicht ohne Bedeutung ſind. Ginge es an, ſo würde ich mich perſönlich zu Ew. Majeſtät begeben, doch ich ſehe daß dies ſehr ſchwer ſein würde in Betracht der Wichtigkeit der hieſigen Angelegenheiten. So beſchließe ich denn gegenwärtiges Schreiben, indem ich Euch unterthänigſt bitte es gut aufzunehmen und mir Eure Gunſt und Andenken zu bewahren, in denen ich, ſo Ew. Majeſtät wollen, auf immer einen Platz zu behalten wünſche."

„Ich verſichere Euch, Monſeigneur, daß der Vicekönig, der jetzt den König von Frankreich zu Euch führt, durchaus keinen Antheil daran hat daß er in Euren Händen iſt. Er hat auch die franzöſiſchen Galeeren mit ſich genommen, die mir dazu hätten dienen können, mich zu Ew. Majeſtät zu begeben, wäre dies, wie ich bereits geſchrieben, verſtändig und paſſend geweſen. Monſeigneur! Ich flehe zum Herrn Euch langes und glückliches Leben zu ſchenken. Zu Mailand den 12. Juni 1525. Von der Hand Eures gehorſamen unterthänigen Dieners Carles."

Der Groll wider Lannoi blickt in jeder Zeile dieſes Briefs durch. Bourbon glaubte ſeine Stellung ſchon ſchwankend; er wußte daß die kaiſerlichen Generale ihn nicht liebten; die Expedition gegen die Provence war mislungen; das Bewußtſein ſeines Verraths am Vaterlande, mochte König Franz I. noch ſo ſehr wider ihn gefehlt haben, laſtete auf ihm. Wie man bei ſeinem ſpätern Aufenthalt in Spanien ihn beurtheilte, zeigt die Geſchichte. Charles de Lannoi, ein kalter und gewandter Politiker, berechnete die ganze Unternehmung mit vieler Ruhe. Seine Schreiben an den Kaiſer von Villafranca und Palamos, ſowie ſeine Inſtructionen für Manuel Malverſin, ſeinen Abgeordneten an Karl V., ſprechen dafür. Der Kaiſer erklärte ſich in ſeiner Antwort, Toledo 20. Juni, mit Allem einverſtanden. Die Briefe und Actenſtücke die ſich auf des Königs Gefangenſchaft beziehen hat A. Champollion-Figeac in dem ſtarken Quartbande: „Captivité de François I" (Paris 1847, in den „Documents inédits sur l'histoire de France"), der die Begebenheiten vom October 1524 zum April 1526, d. h. vom Beginn des mailändiſchen Kriegs bis zu Franz' I. Befreiung enthält, zuſammengeſtellt und erläutert.

Lannoi fuhr fort des Kaiſers Vertrauen in hohem Grade zu genießen. Seine Wirkſamkeit, von welcher ſeine zum Theil in Lanz' „Correſpondenz Karl's V." abgedruckten intereſſanten Briefe Zeugniß geben, rechtfertigt dies Vertrauen. Noch einmal während des Zugs des kaiſerlichen Heeres gegen Rom im Frühling 1527 kam er in genaue Berührung mit dem Connétable, und auch diesmal fruchtete ſie nichts Gutes. Die beiden Gegner ſtarben bald nacheinander: Bourbon fiel bekanntlich bei der Erſtürmung Roms am 6. Mai 1527, und der Vicekönig wurde im Sommer ein Opfer des Fiebers. Beider Tod war ein Unglück. Wäre der Connétable nicht gefallen, ſo hätte Rom ſchwerlich eine ſo entſetzliche Plünderung erlitten, ſo undisciplinirt ſeine Truppen auch ſein mochten. Neapel aber bedurfte gerade in jener Zeit, welche der Belagerung durch den Marſchall Lautrec vorausging, eines umſichtigen Mannes wie Lannoi, welchen weder Ugo de Moncada noch der Prinz von Orange, Philibert von Chalon, erſetzten. Unter den glänzendern Generalen Karl's V. iſt er weniger als er verdiente beachtet worden. Von dieſen Generalen ſtarben vier, Pescara, Bourbon, Lannoi und Frundsberg nacheinander, Moncada und Orange nicht lange darauf, Leyva bei der Belagerung von Marſeille, faſt Alle im beſten Mannesalter. Unter Ludwig's XII. und Franz' I. Heerführern hat der Tod ebenſo unbarmherzig gewaltet. Die Italiener ſchienen im 15. Jahrhundert beinahe vergeſſen zu haben daß Treffen der Zweck des Fechtens iſt. Die franzöſiſchen hommes d'armes, die deutſchen Landsknechte, die ſpaniſchen und ſchweizeriſchen Fußer und Artilleriſten belehrten ſie von 1495 an eines Andern.

Monumente und Grabſteine im Dom zu Modena.

Im modeneſer Dom, deſſen Urſprung auf das Ende des 11. Jahrhunderts zurückzuführen iſt, in welchem im Jahre 1106 Papſt Paſchalis II. den dem Schutzpatron der Stadt, S. Geminian (deſſen Namen neben mehren andern auch der regierende Herzog Franz II. trägt), gewidmeten Altar weihte, und deſſen Conſecration im Jahre 1184 durch Papſt Lucius III. erfolgte, einer Kirche welche durch ihre geſchichtlichen Erinnerungen nicht nur, ſondern auch durch Architektur und Sculptur die Aufmerkſamkeit aufſichzuziehen verdient, gibt es eine

Reihe von Grabmalen die berühmte Namen ins Andenken zurückrufen, denn Modena hat von jeher, namentlich unter ſeinen Regenten aus dem Hauſe Eſte, am Kriegsruhm wie an der geiſtigen und künſtleriſchen Glorie Italiens lebhaft ſich betheiligt. Man denke nur, um die beiden letzten Jahrhunderte zu nennen, an Montecuccoli, an Muratori und Tiraboſchi. Da lieſt man auf einem theilweiſe ſchon verwitterten Stein den Namen Niccolo Bojardo's, der im Jahr 1414 als Biſchof von Modena ſtarb, des Urgroßohms Matteo Maria Bojardo's, Grafen von Scandiano (ein Lehn im Herzogthum Modena), welcher als der Autor des erſten großen romantiſchen Heldengedichts der Italiener für alle Zeiten berühmt iſt. (Der „Morgante maggiore" des Luigi Pulci, von welchem in unſern Tagen Lord Byron ſoviel Aufheben machte und den er zu überſetzen verſuchte, erſchien erſt nach dem Druck der erſten Geſänge des „Orlando innamorato".) Arioſto war in ſeiner Jugend mit dem Grafen von Scandiano bekannt, als dieſer ſeine Tauſende von Ottaverimen ausarbeitete: ſo mochten auch perſönliche Beziehungen zu dem Plan des „Orlando furioso" beigetragen haben. Bojardo und Arioſto hatten übrigens noch das miteinander gemein, daß wie Letzterer Gouverneur der Garfagnana (wie anſchaulich iſt die Schilderung des Lebens in dieſem Apenninenſtrich in ſeiner fünften Satire!), Erſterer Gouverneur von Modena war. Der immenſe Beifall welchen der „Orlando innamorato" mit all ſeiner abenteuerlichen Ueberſchwänglichkeit und ſeinem Wortſchwall im 15. Jahrhundert fand iſt weniger verwunderlich als der Umſtand daß im 19. zwei deutſche Autoren zu gleicher Zeit Luſt und Muth hatten ihn zu überſetzen.

Wenn dieſer Grabſtein nur beiläufig an einen berühmten Dichter erinnert, ſo finden wir daneben den eines der ausgezeichnetſten Lyriker des 16. Jahrhunderts, Francesco Maria Molza, der keinem ſeiner Zeit, welche doch den Arioſto, Bembo, Alamanni, B. Taſſo aufzuweiſen hat, an Anmuth und Melodie nachſteht, wenn nicht an Gedankenfülle die man bei dieſen Petrarchiſten, zu denen auch Lorenzo de' Medici gehörte, weniger ſuchen muß. Molza ſtarb in Modena im Jahre 1554: ein anſpruchslos-einfacher Grabſtein nennt den Namen des italieniſchen Tibull. Ein anderer iſt ſeiner im Jahre 1617 verſtorbenen Enkelin Tarquinia gewidmet, die ihm an Ruhm gleichkam, welcher zu Ehren Torquato Taſſo ſeinen Dialog über die Liebe „La Molza" nannte, welcher der römiſche Senat das Bürgerrecht ertheilte, das auf die Nachkommen der Familie übergehen ſollte, und Papſt Clemens VIII. (Aldobrandini) eine ehrenvolle Einladung nach Rom zugehen ließ. Die Familie Molza iſt heute noch eine der angeſehenſten in Modena (ein Marcheſe Molza war lange erſter Miniſter des verſtorbenen Herzogs Franz IV. und ein anderer iſt heute Oberkammerherr), und zu ihr gehörte der erſte Cuſtos der Vaticaniſchen Bibliothek, Monſignor Molza, deſſen tragiſches Ende vor einiger Zeit in Rom, wo Fälle von Selbſtmord hochgeſtellter Geiſtlichen etwas kaum Erhörtes ſind, ſo viele Beſtürzung erregte. Ein Zeitgenoſſe Francesco Maria Molza's, durch Geiſt, Eleganz, Gelehrſamkeit eine der größten Zierden des päſtlichen Hofs unter den Medici und Farneſe, der Cardinal Jacopo Sadoleto, ſetzte ſeinen Aeltern, dem piſaner nachmals ferrareſer Rechtslehrer Giovanni und der Francesca Machiavelli, ein Denkmal, deſſen Sculpturwerk, eine Madonna mit dem Kinde und Engeln, als die einzige Marmorarbeit des berühmten Plaſtikers Guido Mazzoni, genannt Il Modenino, gilt, deſſen Arbeiten in gebrannter Erde in anderm Stil als die der Della Robbia beſondere Beachtung verdienen und deſſen Hauptwerk, eine Grablegung Chriſti mit den Bildnißfiguren Alfonſo's und Ferrandino's von Aragon, Könige von Neapel, Sannazzar's und Pontano's man in der Heiligen Grabkapelle der Olivetanerkirche zu Neapel ſieht. (Vergl. Reumont, „Die Carafa von Maddaloni", II, 36.)

Unter Uebergehung mancher andern Monumente und Inſchriften, wie jenes des Grafen Claudio Rangoni, eines tapfern Condottiere und eifrigen Beſchützers der Wiſſenſchaft, deſſen Zeichnung von Giulio Romano herrühren ſoll, des Cardinals Carandini, des Herzogs Hercules III. von Eſte, unter deſſen Regierung Modena glückliche Zeiten ſah, die zu bald durch die Franzöſiſche Revolution und ihre Folgen getrübt wurden, und mehrer andern möge hier des Sarkophags eines deutſchen Edeln gedacht werden, Jakob von Embs, welcher als Führer einer ſtarken Schar von Landsknechten mit Gaſton de Foix, Ives d'Allègre und ſo manchen andern Feldherren und Hauptleuten in der Schlacht bei Ravenna 1512 den Tod fand, und deſſen Leiche nach Modena gebracht ward, wohin auch, den Händen der Franzoſen entkommen, der Cardinallegat Giovanni de' Medici, nachmals Papſt Leo X., ſich flüchtete, welcher, da er an Allem Mangel litt, von der Gräfin Bianca Rangoni mit Geld und Kleidungsſtücken verſehen ward. Es iſt aus den gleichzeitigen Hiſtorikern bekannt daß die Artillerie Herzog Alfons' I. von Eſte viel zum Siege der Franzoſen beitrug. Man behauptet daß der Herzog, von den Seinigen darauf aufmerkſamgemacht daß ſein Geſchütz die im Handgemenge begriffenen Franzoſen und Spanier zugleich niederwerfe, geantwortet haben ſoll: „Schießt nur immerhin und fürchtet nicht zu fehlen, unſere Feinde ſind ſie alle beide!" Paolo Giovio ſtellt die Anekdote in Abrede, aber ſie ſieht dem Eſte nicht unähnlich. (Vergl. „Il duomo ossia cenni storici e descrittivi della cattedrale di Modena", Modena 1845, S. 114 fg.)

26.

Bibliographie.

Berthold, G., Der ſächſiſche Münchhauſen oder Leben und Thaten des ſel. Waſſerlobels. Mit colorirten Abbildungen. 1ſte Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Brendel, F. W., Klänge meiner Heimath. Gedichte in ſchleſiſcher Gebirgsmundart. Freyburg, Hankel. 8. 10 Ngr.

Bunyan, J., Die Pilgerreiſe aus dieſer Welt in die zukünftige. Aus dem Engliſchen. Nebſt Einleitung und Anmerkungen von F. Ahlfeld. Prachtausgabe mit 12 Holzſchnitten. Zwei Theile in einem Band. Leipzig, Coſtenoble. 1853. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ebeling, F. W., Englands hiſtoriſche Literatur ſeit den letzten fünf Jahren. Mit einem completirendem Anſchluß an die frühern Zeiträume. Berlin, Herbig. Gr. 8. 11½ Ngr.

Eckardt, L., Vorleſungen über Goethe's Torquato Taſſo. Vorgetragen in der Aula der Berner-Hochſchule. Verſuch eines litterariſch-äſthetiſchen Kommentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranſtalten. Bern, Fiſcher. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Epp, F., Schilderungen aus Holländisch-Ostindien. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Erinnerungen eines öſterreichiſchen Veteranen aus dem italieniſchen Kriege der Jahre 1848 und 1849. 6te Auflage. Unveränderter Abdruck. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Bilder und Sagen aus der Schweiz. Drei Theile. 2te Auflage. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

— — Die Waſſernoth im Emmenthale am 13. Auguſt 1837. 2te durchgeſehene Auflage. Ebendaſelbſt. 8. 6 Ngr.

Grimm, J., Ueber frauennamen aus blumen. Vorgelesen in der akademie am 12. Februar 1852. Berlin, Dümmler. Gr. 4. 12 Ngr.

Grotefend, G. F., Erläuterung der Keilinschriften babylonischer Backsteine mit einigen andern Zugaben und 1 Steindrucktafel. Hannover, Hahn. Gr. 4. 15 Ngr.

Joſephus, Flavius, Die jüdiſchen Alterthümer, überſetzt und mit Anmerkungen verſehen von Profeſſor K. Martin. 1ſter Band. Köln, Bachem. Gr. 12. 1 Thlr. 26 Ngr.

Kampe, F., Geſchichte der religiöſen Bewegung der neuern Zeit. 1ſter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.

Kempe, F., Franz Liſzt. Richard Wagner. Aphoriſtiſche Memoiren und biographiſche Rhapſodien. Ein Erinnerungsblatt für die Theilnehmer des dritten Anhalt-Bernburg'ſchen Muſikfeſtes, ein Beitrag zur Kunſtgeſchichte für alle Freunde der Tonkunſt ꝛc. Eisleben, Kuhnt. Gr. 8. 5 Ngr.

Kette, H., Don Joſé von Tavora. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, G. Reimer. 8. 20 Ngr.

Körber, P., El-Dorado. Schilderung einer Reiſe nach Californien's Goldminen im Jahre 1848. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Jean Fondeur. Hiſtoriſche Erzählung aus Napoleon's Feldzug nach Rußland im Jahre 1812. Nebſt 3 colorirten Bildern in Tondruck. Ebendaſelbſt. 8. 15 Ngr.

Löhe, W., Der evangeliſche Geiſtliche. Dem nun folgenden Geſchlechte evangeliſcher Geiſtlichen dargebracht. Stuttgart, S. G. Lieſching. 8. 24 Ngr.

Maſius, H., Naturſtudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt. 2ter unveränderter Abdruck. Leipzig, Brandſtetter. Br. gr. 8. 27 Ngr.

Milde, Feldzeugmeiſter Joſeph Frhr. von Rath. Ein militairiſches Lebensbild. Nebſt 1 lithographirten Beiblatte. Dresden, Türk. Gr. 8. 15 Ngr.

Motz, P., Gedichte in Henneberger Mundart. Gotha, Klett. 1853. 16. 6 Ngr.

Opzoomer, C. W., Conservatismus und Reform. Eine Abhandlung über Edm. Burkes Politik. Aus dem Holländischen übertragen von J. H. Hisgen. Utrecht, Dannenfelser. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfarrius, G., Das Nahethal in Liedern. 2te Auflage. Vermehrt mit topographiſch-hiſtoriſchen Nachweiſungen für die Beſucher des Nahethals, mit 10 Stahlſtichen und 1 Karte. Bonn, Habicht. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rapp, J., Tirol im Jahre 1809. Nach Urkunden dargeſtellt. Innsbruck. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der Räuber und ſein Kind oder das Raubneſt auf der Felſenklippe. Grauſenerregende Räubergeſchichte aus der neuern Zeit. 2te Auflage. Mit colorirten Abbildungen. 1ſte Lieferung. Löbau, Breyer. 8. 2½ Ngr.

Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern ſeit dem Abſchluß des Concordates. Eine kirchlich politiſche Denkſchrift. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Renner, F. R., Rebecca oder die Jüdin von Moskau. Roman. Zwei Theile. Zwickau, Gebr. Thoſt. 8. 2 Thlr.

Rußdorf, E. v., Eubiotik. Entwurf einer hiſtoriſch und pſychologiſch begründeten Lehre der Glückſeligkeit. Berlin, Hempel. 8. 20 Ngr.

Ruſtige, H., Filippo Lippi. Drama in fünf Aufzügen. Stuttgart, Fr. Köhler. 8. 18 Ngr.

Saupe, E. J., Die Schiller-Goethe'ſchen Xenien, erläutert. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Scriba, E., Gedichte. 3te vermehrte und veränderte Auflage. Friedberg, Scriba. 12. 1 Thlr.

Skizze der Ereigniſſe an der untern Donau in den Jahren 1848—1849 mit beſonderer Beziehung auf das Peterwardeiner Regiment. Mit 1 Plane. Wien, Manz. Gr. 4. 16 Ngr.

Virchow, R., Die Noth im Spessart. Eine medicinisch-geographisch-historische Skizze. Vorgetragen in der physicalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg am 6. und 13. März 1852. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 10 Ngr.

Volks-Dichtung. Wien, Heubner. 12. 13 Ngr.

Weiße, Ch. H., Die Chriſtologie Luthers und die chriſtologiſche Aufgabe der evangeliſchen Theologie. Zur dogmatiſchen Begründung der evangeliſchen Union. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wendt, M., Das Roth-Glöcklein unſerer Zeit. Neuſalza, Bornbrück. 16. 12 Ngr.

Worſaae, J. J. A., Die Dänen und Nordmänner in England, Schottland und Irland. Deutſch von N. N. W. Meißner. Mit 51 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wüſt, W. F., Der Konſtanzer Hans. Merkwürdige Geſchichte eines ſchwäbiſchen Gauners. Zur Lehre und Warnung geſchrieben. Reutlingen, Fleiſchhauer u. Spohn. 8. 4 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufeinmal oder Keinmal! Ein Mahnwort für Alle, die dem Trunke ergeben und noch nicht ergeben ſind. Von einem katholiſchen Pfarrer. Nebſt einem Anhang, enthaltend die Statuten der Enthaltſamkeits-Bruderſchaft ꝛc. Eine Miſſionsgabe. Dülmen. 8. 1 Ngr.

Aufruf zur innern Miſſion, oder zur evangeliſchen Thätigkeit unter unſern Mitbrüdern in der Heimath. Schreiberhau. 1851. 8. 1½ Ngr.

Büſing, G. H., Die Herſtellung des landesherrlichen Episcopats im Herzogthum Oldenburg. Ein unerbetenes Gutachten, allen Kirchenräthen und Kirchenfreunden des Landes dargeboten. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3 Ngr.

Dittenberger, T. W., Abſchiedspredigt gehalten am 8. Sonntage nach Trinitatis den 1. Auguſt 1852 in Heidelberg. Heidelberg, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Ngr.

Iſt der moderne Conſtitutionalismus für Deutſchland und namentlich für Preußen paſſend und heilbringend oder nicht und wie iſt derſelbe in dem letztern Falle zu beſeitigen? Grünberg, Weiß. 8. 3 Ngr.

Klewitz, K., Noah's Fluch und Segen über ſeine Söhne. Eine Miſſionspredigt zu Hirſchfeld am 17. September 1851 gehalten. Schreiberhau. 1851. Gr. 8. 1½ Ngr.

Richter, G., Miſſions-Predigt über Ebräer 13, V. 8. Gehalten bei der Feier des 8ten Miſſions-Feſtes zu Waldenburg am 17. Juli 1851. Schreiberhau. 1851. 8. 1½ Ngr.

Roth, Die Herrlichkeit der Miſſionsarbeit. Eine Predigt gehalten am Miſſions-Feſte den 25. September 1850 zu Boberröhrsdorf. Nebſt Anſprache des Paſtor Reinicke. Schreiberhau. 8. 1½ Ngr.

Scheurl, C. G. A. v., Die Sache der Lutheraner in Baden aus dem Geſichtspunkte der Gewiſſensfreiheit. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 3 Ngr.

Scholz, O., Miſſions-Predigt über Ev. Lucas 10, V. 30—37. Gehalten bei der Feier des 7ten Miſſions-Feſtes zu Waldenburg am 18. Juli 1850. Schreiberhau. 8. 1½ Ngr.

Schrader, J. H. L., Apoſtoliſche Ermahnung an chriſtliche Gemeindegenoſſen bei dem Eintritte eines neuen evangeliſchen Lehrers und Seelenhirten. Predigt am 6ten Sonntage nach Trinitatis, 18. Juli 1852, vor der Einführung des Hrn. Pfarrers Sudhoff gehalten. Frankfurt a. M. 8. 3 Ngr.

Sudhoff, K., Antritts-Predigt gehalten am 7ten Sonntage nach Trinitatis, 25. Juli 1852. Frankfurt a. M. 8. 3 Ngr.

Die Thränenklage unſers Heilandes über die Verwüſtung ſeiner Kirche. Eine Deutung der böſen Zeichen der Zeit ſo wie eine Weckſtimme an alle jetzt lebende Chriſten. Schreiberhau 1851. 12. 1½ Ngr.

Ueber die Sonntags-Heiligung. Schreiberhau. 1851. 12. 2 Ngr.

Von der Verachtung des göttlichen Wortes. Ein ernſtes Wort in einer böſen Zeit zur Beherzigung für alle Gutgeſinnten im hohen und niedern Stande. Schreiberhau. 1851. 12. 1½ Ngr.

Zimpel, C. F., Die Iſraeliten in Jeruſalem. Eine Denkſchrift gewidmet allen Iſraeliten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 3 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XL.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In allen Buchhandlungen iſt zu erhalten:

Hiſtoriſches Taſchenbuch.

Herausgegeben
von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge. Vierter Jahrgang.

12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

I. Des Grafen Chriſtoph des Aeltern von und zu Dohna Hof- und Geſandtſchaftsleben. Dargeſtellt von **J. Voigt.** — II. Die Erweckten im proteſtantiſchen Deutſchland während des Ausgangs des 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts; beſonders die Frommen Grafenhöfe. Von **F. W. Barthold.** Zweite Abtheilung. — III. John Milton's proſaiſche Schriften über Kirche, Staat und öffentliches Leben ſeiner Zeit. Ein literariſches und publiciſtiſches Charakterbild aus der engliſchen Revolution. Von **G. Weber.** Zweite Abtheilung. — IV. Die große Landgräfin. Bild einer deutſchen Fürſtin des 18. Jahrhunderts. Von **P. Bopp.** — V. Ueber den Entwickelungsgang und die Gliederung der chriſtlichen Kunſtgeſchichte. Von **M. Carriere.**

Die erſte Folge des **Hiſtoriſchen Taſchenbuch** (10 Jahrgänge, 1830—39) koſtet im **ermäßigten Preiſe** 10 Thlr.; die Neue Folge (10 Jahrgänge, 1840—49) 10 Thlr.; beide Folgen (20 Jahrgänge, 1830—49) **zuſammengenommen** 18 Thlr. Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der dritten Folge erſter, zweiter und dritter Jahrgang 1850—52 koſten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schiller's Beerdigung

und die Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine. (1805, 1826, 1827.) Nach Actenſtücken und authentiſchen Mittheilungen aus dem Nachlaſſe des Hofraths und ehemaligen Bürgermeiſters von Weimar **C. L. Schwabe** von **J. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch dieſe Schrift, die nur authentiſche und bisher noch nirgends abgedruckte Actenſtücke mittheilt, kommt zum erſten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verſchiedenartigſte Weiſe erzählt wurde. Sie bildet inſofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien **Schiller's** von Frau von **Wolzogen**, **Schwab**, **Hoffmeiſter**, **Viehoff** u. A. und wird allen Verehrern Schiller's willkommen ſein.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von Talvj.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** längſt rühmlichſt bekannte Verfaſſerin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloiſe" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem beſten Erfolg betreten. Sie läßt jenem erſten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der ſocialen Zuſtände Nordamerikas**, mit denen die Verfaſſerin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutſchland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik. Zwei Bände. Mit 38 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

Dr. Kützing, der mit seiner 1843 erschienenen „*Phycologia generalis*“ bekanntlich eine neue Epoche auf diesem Gebiete begründete, gibt der dort befolgten Methode der Naturforschung in diesem neuen Werke eine allgemeine Bedeutung. In dem ersten Bande folgt einer historischen Einleitung die Darstellung seiner Methode vom philosophischen Standpunkte aus. Dann untersucht der Verfasser, zu dem praktischen Theile der Botanik sich wendend, die Stoffformen und das Zellenleben in seiner ganzen Ausdehnung. Daneben befinden sich zahlreiche neue Untersuchungen, durch die beigegebenen Abbildungen erläutert. Der zweite Band erörtert die morphologische Behandlung der Hauptpflanzengruppen und das Verhältniss der Pflanzen zur übrigen Natur. Es wird dieses mit dem soeben erschienenen zweiten Bande jetzt vollständig vorliegende Werk wegen seines allgemeinen chemisch-physiologischen und philosophischen Gehalts das Interesse der Botaniker, wie auch das der Chemiker, Physiologen und Philosophen gewiss in hohem Grade erregen.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.

Erſchienen iſt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant.

Von Prof. **C. Fortlage.**

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

In unſerer Zeit, in welcher zur Löſung der obſchwebenden politiſchen und religiöſen Fragen ein Verſtändniß der Grundſätze unſerer größten Denker in weitern Kreiſen ebenſo dringend nothwendig wird, als die Muße zu allgemeinen und abſtracten Studien im Gedränge der praktiſchen Anfoderungen nothwendig abnimmt, wird eine Darſtellung der philoſophiſchen Syſteme willkommen ſein, welche jenem Bedürfniſſe mit möglichſt geringen Anfoderungen an Zeit und Mühe des Studiums entgegenkommt. Dieſe aus langjährigen und vielſeitigen Studien hervorgegangene Darſtellung entwickelt mit beſonderer Rückſichtnahme auf die Intereſſen der Gegenwart in einer gedrängten, ſachlichen und faßlich durchſichtigen Form die Syſteme von Kant an bis in die Gegenwart hinein in ihren innern Zuſammenhängen, worin ſie als die maßgebende Triebfeder der fortſchreitenden geiſtigen Bewegung erſcheinen, von welcher die Gegenwart ſich in allen Gebieten des Lebens und Wiſſens ergriffen zeigt.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

September. Nr. 505—508.

Inhalt: * Anſichten aus Chile. — Die Straße über das Wormſer oder Stilfſer Joch. — Man muß nicht Alles wiſſen wollen! — Guſtav Waſa auf dem Sterbebette. — Nur ein Schäfer. (Fortſetzung.) — Freiwerbung auf Wangeroge. — Unüberwindlich. — Die Verſchwörung des Marino Faliero. — * Das Haus der Schwarzhäupter in Riga. — * Admiral Michael Petrowitſch Laſarew. — Eine Rechnung in Bauſch und Bogen. — Ein Beſuch der Ruinen von Karthago. — * Die Hängebrücke über den Dniepr zu Kiew. — Robin Hood, der berühmte Räuber. — Der Brandklepper. — Der römiſche Circus. — * See von Gers. — Volksſage von dem Schloſſe Kattenburg oder Bertholdsburg und der Stadt Schleuſingen. — Das Schlachtfeld von Marengo. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Geſammelte Schriften

von

Rudolf Töpffer.

Vollſtändige deutſche Ausgabe.

Erſtes bis ſiebentes Bändchen.

I—III. Genfer Novellen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

IV—VII. Das Pfarrhaus. 1852. 3 Thlr.

Einzeln ſind unter beſondern Titeln zu erhalten:

Genfer Novellen. Deutſche Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfaſſers und Illuſtrationen nach deſſen Zeichnungen. Prachtausgabe. 1847. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr.

——— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfaſſers (ohne Illuſtrationen). 8. 1847. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 23 Ngr.

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollſtändige deutſche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzſchnitt, von der Hand des Verfaſſers. 16. 1847. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Töpffer's Novellen ſind, wie Zſchokke von ihnen ſagt, „zarte Abſpiegelungen des innerſten Seelenlebens. Nicht ſelten erblickt man, überraſcht und lächelnd, ſich ſelbſt darin wieder, mit ſeinen eigenen träumeriſchen Zuſtänden, Stimmungen, Verſtimmungen und geheimen Selbſttäuſchungen, die man Niemand geſtehen mag und für die das Geſtändniß auch nicht leicht das richtige Wort findet.“

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 41. —— 9. October 1852.

Inhalt.

Anſelm Ritter von Feuerbach. — Betrachtungen über das wahre Verdienſt der Einzelmenſchen und der Völker. Von Johann Hellmann. — Notizen, Bibliographie.

Anſelm Ritter von Feuerbach.

Anſelm Ritter von Feuerbach's, weiland königlich bairiſchen wirklichen Staatsraths und Appellationsgerichts-Präſidenten, Leben und Wirken aus ſeinen ungedruckten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkſchriften veröffentlicht von ſeinem Sohne Ludwig Feuerbach. Mit dem Bildniß Anſelm von Feuerbach's. Zwei Bände. Leipzig, O. Wigand. 1852. Gr. 8. 5 Thlr.

Es gibt zwei Arten von Autobiographien, beabſichtigte und unbeabſichtigte, vorſätzliche und unvorſätzliche. Zu jenen gehören z. B. Rouſſeau's „Confessions", Goethe's „Dichtung und Wahrheit" und andere. Zu dieſen gehört Anſelm von Feuerbach's Autobiographie, wie ſie in den beiden genannten Bänden vorliegt. Das Wörtchen aus auf dem Titel will nämlich nicht beſagen daß Ludwig Feuerbach ſeines Vaters Leben und Wirken nach deſſen Briefen, Tagebüchern, Vorträgen und Denkſchriften beſchrieben, ſondern daß hier die Briefe, Tagebücher u. ſ. w. ſelbſt es ſind aus denen das Bild von ſeines Vaters Leben und Wirken hervorgeht. Vorwort S. xvii:

Nicht einen Finger breit bin ich von dem mir ſelbſt gegebenen Geſetz, nur meinen Vater ſelbſt reden zu laſſen, abgewichen. Ich bemerke dieſes ausdrücklich, damit man nicht mit Erwartungen an dieſe Schrift komme die hier nicht befriedigt werden. Vorallem erwarte man von mir keine Biographie in gewöhnlicher Weiſe, keine Biographie wie man ſie in jeder Enkyklopädie und jedem Converſations-Lexikon findet. Ich ſetze vielmehr das Todtengerippe des äußern Lebenslaufs als bekannt voraus und fülle es nur mit Fleiſch und Blut aus, und zwar mit dem Fleiſch und Blut das einſt dieſes Gerippe beſeſſen und beſeelt hat. Man merke wohl auf den Titel! Er bezeichnet genau meine Aufgabe. Es heißt: „Anſelm von Feuerbach's Leben und Wirken aus ſeinen Briefen u. ſ. w. veröffentlicht." Nur ſoweit dieſe Quellen fließen, nicht über ſie hinaus, nicht hinter ſie zurück erſtreckt ſich meine Aufgabe.

Eine ganz kurze Lebensſkizze von ſeinem Vater hat Ludwig Feuerbach ſchon 1847 für O. Wigand's „Converſations-Lexikon" geliefert.

Es liegt alſo hier keine vollſtändige und zuſammenhängende Biographie vor, wol aber höchſt ſchätzbare Bruchſtücke einer unbeabſichtigten Autobiographie. Denn aus den hier geſammelten und chronologiſch geordneten Briefen und Tagebüchern, Vorträgen und Denkſchriften lernt man die wichtigſten und intereſſanteſten Momente aus Anſelm von Feuerbach's Leben und Wirken kennen. Daß nun aber eine ſolche unbeabſichtigte Autobiographie trotz ihrer Lückenhaftigkeit große Vorzüge vor allen beabſichtigten, wenn auch noch ſo vollſtändigen habe, das wird Niemand leugnen. Wer ſich mit der Abſicht hinſetzt ſein Leben zu beſchreiben, thut dies meiſt in einer ſpätern Zeit, von einem beſtimmten Standpunkt der Lebensauffaſſung aus und geleitet von gewiſſen unbewußten oder bewußten Motiven. Da kann es denn nicht fehlen daß er Manches ausſchmückt und verſchönert, Manches abſichtlich wegläßt und Anderes abſichtlich aufnimmt, Manches übertreibt oder verkleinert, ſchärft oder mildert. Denn die Eitelkeit ſitzt einmal ſo unvertilgbar in dem menſchlichen Herzen, daß ſie ſelbſt aus den Augen Deſſen der wie Rouſſeau in ſeinen „Confessions" ſich völlig preisgibt und ſich ſozuſagen vor ſeinen Leſern nackt auszieht noch hervorleuchtet. Solche beabſichtigte Autobiographien geben uns alſo nie ein reinobjectives Bild wie die unbeabſichtigten, die in vertraulichen Briefen an Freunde, in amtlichen und geſchäftlichen Correſpondenzen, in Tagebüchern u. ſ. w. niedergelegt ſind. Wir müſſen es daher Ludwig Feuerbach Dank wiſſen daß er in dieſer Weiſe von dem Leben und Wirken ſeines Vaters „ein reinobjectives, nur von deſſen eigenen, wenn auch oft ganz flüchtigen und rohen Pinſelſtrichen entworfenes", möglichſt vollſtändiges und allſeitiges Bild gegeben. Er ſagt (S. xv fg.):

Mögen die Herren Hiſteriker ſich noch ſo ſehr mit ihrer Objectivität brüſten; es gibt nur eine, und dieſe beſteht darin auf das eigene Wort zu verzichten, den Gegenſtand unmittelbar ſelbſt reden zu laſſen. Es vertritt Jeder ſich ſelbſt am beſten. Ich bin in dieſer Selbſtverleugnung ſo weit gegangen daß ich mich ſelbſt in den Anmerkungen jedes Eigenſinns, jeder wenn auch noch ſo zudringlichen Reflexion und Nutzanwendung auf die ebenſo troſtloſen als lächerlichen öffentlichen Zuſtände der Gegenwart — gewiß der höchſte Grad der Selbſtbeherrſchung! — enthalten habe. Meine eigene Thätigkeit beſtand nur in der kritiſchen Auswahl der einzelnen brauchbaren Stücke aus der vorhandenen chaotiſchen Maſſe, in der chronologiſchen und teleologiſchen Anordnung und Zuſammenſetzung derſelben

zu einem Ganzen und in der Beifügung erklärender, berichtigender und ergänzender Anmerkungen.

Aus dem reichhaltigen Nachlaß ſeines Vaters, der Criminaliſtiſches, Staatsrechtliches und Rechtsphiloſophiſches, unvollendete univerſal-hiſtoriſche Entwickelungen der Entſtehung und Ausbildung der Geſetze und Rechtsverhältniſſe, endlich Biographiſches enthält, hat Ludwig Feuerbach in der Erwägung daß der Menſch in ſeiner Ganzheit unendlich mehr iſt als der Rechtsphiloſoph oder gar der Criminaliſt für ſich, daß die Darſtellung von jenem, wenn man den Begriff Menſch nur nicht zu eng faßt, auch den Gelehrten und Staatsmann in ſich begreift, und daß namentlich ihm als Sohn und Denker der Menſch am nächſten liege, vorallem die Herausgabe des biographiſchen Nachlaſſes zu ſeiner Aufgabe gemacht, das Wort βίος, Leben, jedoch wie ſoeben das Wort Menſch in einem univerſellen, auch den Gelehrten, den Geſetzgeber, den Staatsmann, kurz alle menſchlichen Verhältniſſe und Thätigkeitsäußerungen umfaſſenden Sinne genommen. Darum hat er außer den Tagebuchnotizen, Selbſtſchilderungen und Briefen ſeines Vaters (S. XIII fg.):

zur Charakteriſtik ſeiner legislativen Thätigkeit, ſeiner Situation und Kämpfe im damaligen Geheimen Rath, Bruchſtücke aus ſeinen Vorträgen über den „Code Napoléon" — nicht zu verwechſeln mit den in der „Themis" abgedruckten Betrachtungen — ferner zur Berichtigung der Vorurtheile die namentlich im Ausland über den Verfaſſer des zum Theil mit Recht verſchrieenen, mit Unrecht aber ihm allein ohne Rückſicht auf Zeit und Verhältniſſe imputirten Strafgeſetzbuchs von 1813 exiſtiren, Bruchſtücke aus ſeinen Vorträgen in den Vereinigten Geheimen-Raths-Sectionen und im Plenum des Geheimen Raths; zur Bezeichnung des Standpunkts überhaupt, von dem aus derſelbe ſeine criminaliſtiſchen Reformen in Baiern begann, natürlich nicht für gelehrte Juriſten, ſondern gebildete Leſer überhaupt, einen noch in Landshut geſchriebenen, zwar unvollendeten, doch ſinnvoll ſchließenden Aufſatz über das frühere, damals noch beſtehende peinliche Recht Baierns; zur genauen Angabe ſeiner vielen außerordentlichen Dienſtleiſtungen Gratificationsgeſuche, endlich zur Darlegung ſeiner Anſichten und Urtheile über verſchiedene allgemein intereſſante Gegenſtände mehre Aufſätze oder vielmehr Denkſchriften in dieſe Biographie aufgenommen.

Den Hauptbeſtandtheil dieſer chronologiſch geordneten biographiſchen Sammlung bilden die Briefe. Sie beginnen vom 15. November 1792 und laufen bis in den März 1833, alſo bis kurz vor den Tod A. von Feuerbach's, der am 29. Mai 1833 erfolgte, fort. (Aus der Anmerkung die L. Feuerbach zu S. 16 macht geht hervor daß ſein Vater in dem Dorfe Haimchen bei Jena am 14. November 1775 geboren worden von einer Jenenſerin, Tochter des Commerzienraths Kraus, Enkelin des berühmten Juriſten J. S. Brunquell, aber ſchon in ſeinem erſten oder zweiten Kindheitsjahre nach Frankfurt a. M. gekommen, wo ſein Vater Dr. juris und Advocat war.) Es fehlen alſo in der hier vorliegenden Biographie die Jahre von 1775—92. Der erſte Brief vom 15. November 1792 an einen Jugendfreund in Frankfurt iſt aus der Studienzeit A. von Feuerbach's in Jena.

Die zahlreichſten Briefe A. von Feuerbach's in der hier vorliegenden Sammlung ſind an ſeinen Vater und an ſeine beiden vertrauteſten und liebſten Freunde, Tiedge und Eliſe von der Recke, gerichtet, wenige nur an ſeine Söhne. Dazwiſchen kommen Briefe an verſchiedene Miniſter, Staatsräthe u. ſ. w., an Generale, an den Kronprinzen und an den König Ludwig, ſowie an die verwitwete Königin Karoline von Baiern vor, auch Briefe an verſchiedene Gelehrte, kurz es fehlt nicht an Briefen die die verſchiedenen Seiten des Lebens und Wirkens A. von Feuerbach's, wie es ſich äußerte in ſeinem Verhältniß zu ſeiner Familie, ſeinen Freunden und Bekannten, ſeinen Vorgeſetzten, Collegen und Untergebenen im Amte, zum Staat und zur Kirche, zum Hofe und zur Geſellſchaft, treu und charakteriſtiſch abſpiegeln. Und nicht blos den Geiſt und Charakter A. von Feuerbach's, der trotz aller Vielſeitigkeit im Grunde doch nur einer war, auch die entgegengeſetzten Bewegungen und Strebungen der Zeit in der A. von Feuerbach lebte lernen wir aus dieſen Briefen kennen, obwol freilich die Zeit keine ſo erfreulichen Seiten darbietet als der Mann der in ihr lebte.

Selten hat ein Menſch ein ſo klares Bewußtſein über ſich gehabt und ſich ſo gekannt wie A. von Feuerbach. Die Schilderungen die er ſelbſt von ſich an verſchiedenen Stellen entwirft ſtimmen ganz mit dem Bilde überein das uns aus den hier vorliegenden Documenten ſeines Lebens und Wirkens entgegentritt. Er ſchreibt in ſeinem Tagebuche (16. April 1795):

Von Natur habe ich einen großen Hang zu allen Arten des Laſters; ich beſitze Nichts von Dem was man ein gutes Herz nennt. Ich würde weder gütig noch gerecht ſein, ich würde Abſcheulichkeiten und Niederträchtigkeiten begehen, wenn ich meinem überwiegenden Hang zum Böſen den Zügel ließe; aber mein Wille und meine Vernunft zügelt die Leidenſchaften; und ſeitdem ich die Sinnlichkeit durch mein beſſeres Selbſt bekämpfte, herrſcht Ruhe und Frieden in meinem Innern. Durch mein Gewiſſen genieße ich eine Seligkeit die mir kein äußeres Glück gewähren kann. Seitdem ich mich ſelbſt achten gelernt habe, ſchwinden mir alle kleinlichen Sorgen um Genuß und Erdenglück. Ich könnte die härteſten Schläge des Schickſals dulden ohne zu murren, und daß ich es könnte, hat meine eigene Erfahrung mir ſchon bewieſen. Dies iſt mein Gutes, nur meine Fehler.

Nun nennt er zuerſt **Ehrgeiz** und **Ruhmbegierde** als hervorſtechenden Zug in ſeinem Charakter. Von Welt und Nachwelt geprieſen zu werden dünkt ihm das größte Erdenglück. Er möchte gern ſein Leben im Vollbringen großer Thaten ſelbſt unter qualvollen Martern hingeben, um nur in den Jahrbüchern der Menſchheit als großer Mann zu glänzen. Er trägt ein Ideal von Gelehrſamkeit und Verdienſt in ſich herum, von dem noch ſo weit entfernt zu ſein die einzige Quelle ſeines Unglücks iſt, ein Wurm der quälend an ſeinem Herzen nagt. Jedoch trachtet ſein Ehrgeiz nicht nach dem Lobe Derer die ihn umgeben, ſondern ſein Blick iſt auf das Ganze, auf die Welt gerichtet.

Von daher muß das Lob kommen, wenn meine Ehrbegierde geſättigt werden ſoll. Im Tempel der Unſterblichkeit will ich prangen, dies iſt mein höchſter Wunſch, dies iſt das einzige Ziel all meines Beſtrebens .... Ich bin nicht **ſtolz**, wie man glaubt. Niemand kann eine geringere Meinung von ſich und

ſeinem Werth haben als ich von mir. Aber ich habe ein rauhes und ſtarres Weſen, ich gerathe leicht in Hitze und Zorn, wenn mir in Dingen die ich genau durchdacht habe widerſprochen wird, beſonders aber wenn ich Verachtung in dem Betragen Anderer wahrnehme oder doch wahrzunehmen glaube und man, ohne genau meine Gründe anzuhören, abſprechend über meine Behauptungen urtheilt. Ich gerathe dann ſo ſehr in Hitze daß ich mich kaum enthalten kann, mit tödtlichen Waffen auf meinen Gegner loszugehen. Dies beſtimmt wol meine Freunde zu dieſem Urtheil.

Dann klagt er ſich der Ungleichheit im äußern Betragen an, welcher Fehler ſeinem Temperament und ſeiner Melancholie zuzurechnen ſei (I, 12—15):

Ich habe gewiſſe Stimmungen, wo alle Menſchen, ſelbſt meine Freunde mir verhaßt ſind. Zu einer andern Zeit bin ich der zärtlichſte Freund und liebe Jeden der Menſchenantlitz trägt. Bald bin ich übermäßig freudig, ſodaß ich ausgelaſſen bin und ein läppiſches Kind zu ſein ſcheine, bald übermäßig traurig. Ich kann dann kein Wort vorbringen und auch nicht den leichteſten Gedanken denken. Still vor mich hingebückt ſitze ich oft ſtumm und gedankenlos mitten in dem Freudengetümmel meiner vertrauteſten Freunde. Der Uebergang von der ausgelaſſenſten Freude zur ſchrecklichſten Traurigkeit und von dieſer zu jener iſt oft ſo ſchnell daß ich in dieſer Minute einem Bachanten und in dieſer einem Anachoreten gleiche. Der einzige Grund hiervon liegt in meinem Ideal .... Die Augenblicke wo ich mir ſelbſt überlaſſen bin und dann in den Regionen meiner ehrgeizigen Träume herumſchwärme ſind die ſeligſten Augenblicke die ich genießen kann. Stundenlang kann ich herumgehen und mich an den Bildern meiner Hoffnung ergötzen. Ich denke mir dann, wie ich von der Welt gerühmt, von der Nachwelt als Beförderer der Wiſſenſchaften geprieſen werde, wie man meine Werke citirt, meinen Namen im Munde führt und mir eine ehrenvolle Stelle unter den Wohlthätern des Menſchengeſchlechts und den Männern anweiſt die den menſchlichen Geiſt auf höhere Stufen geführt haben. O wie ſelig, wie unausſprechlich glücklich bin ich dann! Ich finde keine Worte womit ich mein Glück beſchreiben könnte

Endlich klagt er ſich an: „Ich bin eigenſinnig im höchſten Grade.“

Dieſe Selbſtſchilderung iſt zwar aus ſehr früher Zeit, aber ſie ſtimmt mit den ſpätern Bekenntniſſen und mit dem Lebenslauf ſelbſt überein. In A. von Feuerbach's Weſen lag etwas Heftiges, Unruhiges, Leidenſchaftliches, Verzehrendes; bei ihm kann man das nomen wirklich als ein omen betrachten; ſeine Freunde nannten ihn einen Brauſekopf, und er ſelbſt unterſchreibt ſich einige mal im Scherz Vulcanus und Vesuvius; „meine Natur“, ſagt er, „iſt zu Kampf und Streit gemacht“. Aber obwol ein wilder, leidenſchaftlicher Mann, war er doch zugleich auch ein *beſonnener* Mann. Denn mit ſeinem heftigen, hitzigen Temperament verband ſich ein klarer, intelligenter Kopf, und daher ſeine Selbſtbeherrſchung. Er ſchreibt am 29. Auguſt 1815 aus Bamberg an Tiedge und Eliſe Gräfin von der Recke, an die er oft gemeinſchaftlich ſchrieb (I, 307 fg.):

Ich kenne mich und (glauben Sie mir!) ich bin beiweitem nicht ſoviel werth als Sie mich ſchätzen. Von den Schlechteſten bin ich nicht, aber ich muß noch wenigſtens hundert mal beſſer ſein um zu den Beſten zu gehören. Etwas Gold iſt unter den Thon meines Herzens gemiſcht, aber die Töpfermaſſe herrſcht gewaltig vor. Wenn ich recht aufrichtig und recht galant gegen mich ſelbſt bin, ſo ſage ich mir daß mir eine doppelte Seele gegeben iſt, eine gute und eine böſe; jene Lamm, Taube, Engel, dieſe Tiger, Geier, Satan. Was der guten Seele wieder ihre Verdienſtlichkeit, der böſen ihre Abſcheulichkeit mindert, iſt daß die Güte der erſten Inſtinct, das Böſe der letzten nicht Grundſatz iſt, und dieſe ſogar ſelbſt den Wunſch und das ohnmächtige Beſtreben hat beſſer zu ſein als ſie werden kann. In einem Punkte, edle Eliſe, urtheilen Sie ungünſtiger von mir als ich von mir ſelbſt: es iſt der Punkt der Klugheit. Hierüber habe ich folgende Maximen die durch den Inſtinct bei mir in Mark und Bein übergegangen ſind: 1) Thue und ſage Nichts was dir von *Rechtswegen* nach den *Geſetzen* des Staats in dem du lebſt und nach den *allgemeinen Geſetzen bürgerlicher Ordnung* zum Nachtheil ſein kann. Uebrigens: Thue recht! rede wahr! ſcheue Niemand! 2) Gegen edle, redliche, gute Menſchen, alſo gegen muthige Leute ſei mild, beſcheiden, demüthig; gegen arme Sünder, die alſo mit aller Macht feig ſind, ſei muthig, trotzig, keck. 3) Ueberlege kalt, aber führe leidenſchaftlich aus und ſpiele (wenn es gilt!) nicht kleines Spiel, ſondern immer Va banque! Mit dieſen und einigen andern Maximen bin ich ſeither durch die Welt gekommen, bin ich aus einem blutarmen Teufelchen eines Königs Geheimer Rath und Präſident geworden, habe ich mich acht Jahre lang in den allergefährlichſten Zeiten auf dem Glatteiſe neben einem Thron aufrechterhalten u. ſ. w.

Die Jurisprudenz, in der es A. von Feuerbach zu ſo hohen Ehren gebracht, war urſprünglich nicht ſein Lieblingsſtudium, ſondern, wie aus einem Briefe an ſeinen Sohn Anſelm (aus Ansbach vom 23. März 1820) hervorgeht, ſeine Zwangs-, Noth- und Brotwiſſenſchaft. Er ſchreibt nämlich an dieſen ſeinen Sohn, um ihn zu bewegen das Studium der Theologie, das ihm eine Gemüthskrankheit zugezogen, aufzugeben und dafür das Studium der Philologie, Archäologie und ſchönen Wiſſenſchaften zu ergreifen (II, 137—139):

Der Menſch darf, wenn es der ernſten Beſtimmung ſeines Lebens gilt, nicht blos ſeine Luſt befragen. Man kommt in keinerlei Studien zu etwas Rechtem, wenn man nicht auch Dasjenige was misbehagt, was durch Trockenheit und ſcheinbare Unbedeutendheit uns abſchreckt, mit dem Gedanken an das freudige Ziel beharrlichen Muthes überwindet. Nur durch Arbeit (und dieſe iſt unſer Loos) kann ein geiſtiges Beſitzthum unſer werden; und Arbeit als Arbeit ſchmeckt niemals oder ſelten ſüß; aber was wir haben wenn die Arbeit gethan, der Weg zurückgelegt, das Ziel erreicht iſt, das iſt lauter Freude und erquickender Genuß. Wie der Gedanke an Pflicht und Nothwendigkeit ſelbſt gegen innere Neigung zu begeiſtern vermag, wie man ſelbſt in einem unſerer Luſt gar nicht zuſagenden Fache ausgezeichnet werden kann, wenn man nur ernſtlich will und es ſich etwas Mühe koſten läßt, wenn man nicht blos dem Gelüſten nachgeht, ſondern vorallem auch durch die ernſte Pflicht ſich führen läßt, die bald freundlich uns lächelt und für unſern Schweiß uns lohnt, dafür kann ich dir mein eigenes Beiſpiel nennen. Die Jurisprudenz war mir von meiner früheſten Jugend an in der Seele zuwider und auch noch jetzt bin ich von ihr als Wiſſenſchaft nicht angezogen. Auf Geſchichte und beſonders Philoſophie war ausſchließend meine Liebe gerichtet; meine ganze erſte Univerſitätszeit (gewiß vier Jahre) war allein dieſen Lieblingen, die meine ganze Seele erfüllten, gewidmet, ich dachte Nichts als ſie, glaubte nicht leben zu können ohne ſie; ich hatte ſchon den philoſophiſchen Doctorgrad genommen, um als Lehrer der Philoſophie aufzutreten. Aber ſiehe! da wurde ich mit deiner Mutter bekannt; ich kam in den Fall mich ihr verpflichtet zu erkennen; es galt ein Fach zu ergreifen das ſchneller als die Philoſophie Amt und Einnahme bringt, *um deine Mutter und dich ernähren zu können.* Da wandte ich mich mit raſchem, aber feſtem Entſchluß von meiner geliebten Philoſophie zur abſtoßenden Jurisprudenz; ſie wurde mir bald minder unangenehm, weil ich einmal wußte daß ich

ſie liebgewinnen müſſe; und ſo gelang es meiner Unverdroſſenheit, meinem durch die bloße Pflicht begeiſterten Muth — bei verhältnißmäßig beſchränkten Talenten — daß ich ſchon nach zwei Jahren den Lehrſtuhl beſteigen, meine Zwangs-, Noth- und Brotwiſſenſchaft durch Schriften bereichern und ſo einen Standpunkt faſſen konnte, von welchem aus ich raſch zu Ruhm und äußerm Glück mich emporgeſchwungen und von der Mitwelt das laute Zeugniß gewonnen habe daß mein Leben der Menſchheit nützlich geweſen iſt. Was wäre aus mir geworden, wenn ich blos der Luſt und der Laune nachgegangen wäre! wenn jedes Hinderniß mich erſchreckt und muthlos gemacht, wenn ich dann die Hände in den Schoos gelegt und geweint und gewinſelt und auf Gottes Hülfe von außen her gewartet hätte? Gottes Hülfe kommt von der eigenen Kraft und That, zu welcher er uns aufruft durch die innere Stimme, in welcher er ſtets gegenwärtig ſich uns offenbart: durch die heilige Stimme des *Gewiſſens* und der *Pflicht*. O Sohn! es iſt eine große Sache um einen *guten Willen*; er thut Wunder; mit ihm kann man Berge verſetzen; mit dem Glauben an die Kraft dieſes guten Willens wird man ſelbſt zu allem Guten ſtark; ohne ihn iſt Nichts zu vollbringen.

Daß A. von Feuerbach, ehe er ſich zur Jurisprudenz wendete, Philoſophie ſtudirte und überhaupt von Natur ein philoſophiſcher Kopf war, dies mußte ihm natürlich für die Jurisprudenz ſehr zuſtattenkommen. Er ſagt ſelbſt in einem Briefe an ſeinen Vater aus Jena vom 28. Juni 1796:

Die Philoſophie hat mich auf einen Punkt geſtellt, von welchem aus ich Weisheit, Conſequenz und Harmonie unſers Rechtsſyſtems verſtehen und durch den todten Buchſtaben der Geſetze zu ihrem lebendigen Geiſte vordringen kann. Ich ſehe in dem Corpus juris nicht mehr ein confusum chaos von Verordnungen, die nur in der Laune oder der Willkür des Herrn der römiſchen Welt ihre Quelle haben, ſondern ein Product der tiefſten Weisheit, der innigſten Kenntniß des Menſchen und ſeines Geiſtes und der feinſten Politik, die allen Geſetzgebern künftiger Jahrhunderte zum unſterblichen Muſter dienen wird. Eben Das aber was mich den Geiſt der Geſetze zu beſchwören lehrt, erleichtert mir auch die Aufbewahrung und Feſthaltung ihres Körpers. Denn indem ich Das was ſonſt nur ein Werk des Gedächtniſſes iſt, in ein Werk des Verſtandes verwandele und zur Einſicht des Zuſammenhangs ſtets meinen Blick von dem Einzelnen zum Ganzen erhebe, kette ich, um mich eines platoniſchen Ausdrucks zu bedienen, die loſen, herumſchwimmenden Gegenſtände durch Grund und wechſelſeitige Verknüpfung an meine Seele an.

A. von Feuerbach war ein Feind geiſtloſer Vielwiſſerei und alles blos das Gedächtniß füllenden todten Buchſtabenkrams. In dem Tagebuche aus Jena (1797) ſagt er:

Ohne mancherlei Kenntniſſe ſind wir einſeitig, trocken, pedantiſch, unſer Stil geiſtlos und mager wie Pharao's Kühe. Dieſe mancherlei andern Kenntniſſe machen es uns auch möglich in dem Fache etwas Vorzügliches zu leiſten, dem wir unſern Geiſt mit aller Anſtrengung gewidmet haben. Die Wiſſenſchaften hängen ja durch die feſteſten Bande aneinander, bieten ſich wechſelſeitig die Hand und jede reicht uns herrliche Blumen, womit wir ihre Schweſtern ſchmücken können. Aber wehe dem vagen flüchtigen Polyhiſtor.

Und in einem Briefe an Friedrich Heinrich Jacobi (Frankfurt, October 1805) klagt er über den geiſtloſen oder vielmehr geiſttödtenden akademiſchen Studienplan in Baiern (I, 112 fg.):

Mit den ſchönſten Hoffnungen und dem freudigſten Muth trat ich in meinen Wirkungskreis (als Profeſſor in Landshut). Da hielt gleich ein akademiſcher Studienplan meine Schritte auf, ein Plan der, faſt möchte ich ſagen, von Staatswegen laut ſchreiend den Studirenden zuruft: Ihr ſollt mit euern Ohren hören, aber nicht mit euerm Geiſt, der die Univerſität, ſoweit ſie auch Rechtsgelehrte bilden ſoll, zu einem Hör- und Schreibinſtitut organiſirt, wo Einer für Bezahlung Worte ſagt die von Andern mit den Ohren aufgefangen, mit der Feder aufs Papier gebracht und dann Schwarz auf Weiß in dem Pult zur Ruhe getragen werden. Denn wo nur leeres Vielerlei und Allerlei die Alles belebende Seele iſt, wo der Jüngling jeden Tag faſt vom grauenden Morgen bis zum dämmernden Abend auf den Bänken des Hörſaals ſitzen muß, um eine faſt ungeheure Menge *geſetzlich* vorgeſchriebener, großentheils unnöthiger Vorleſungen durchhören zu können, wo er z. B. *Polizeirecht* und *Polizeiwiſſenſchaft*, ein beſonderes Naturrecht für Philoſophen und dann noch ein beſonderes Naturrecht für Juriſten zu hören hat, wo ferner alle *Ordnung* des Studirens umgekehrt und die höchſte Verwirrung vom Geſetz erlaubt, vom Eigennutz der Lehrer begründet und befördert wird, da kann doch wol von Denken und Begreifen, von Studiren und wiſſenſchaftlichem Intereſſe, nicht einmal vom Auswendiglernen des vom Lehrer Geſagten die Rede ſein. Ich ſah wie der zweckloſe Finger- und Ohrenfleiß den Geiſt der Jünglinge tödtete und das Chaos eines verworrenen Vielerlei oberflächliche Seichtigkeit und mit dieſer den leeren Dünkel der Vielwiſſerei hervorbrachte; und Alles verkündete laut daß ſolange alles Wirken durch und für Wiſſenſchaft unmöglich ſein müſſe als nicht der Kerker jenes Studienplans, in welchem der Geiſt der Jünglinge gefangen lag, von Grund aus abgebrochen ſei.

Wenn nun ſchon das Bisherige uns im Allgemeinen die Richtung des Geiſtes und Charakters A. von Feuerbach's kenntlich macht, ſo wird ihn uns das Folgende noch im Beſondern kennen lehren. Betrachten wir ihn zuerſt im Verhältniß zu ſeinem Vater, ſo geht aus einem Briefe aus Jena vom 2. März 1794 hervor daß er denſelben ſchwer erzürnt hatte. Denn er ſchreibt:

Ich ſage Ihnen den wärmſten, innigſten Dank für Ihre väterliche Liebe und Sorgfalt, die, ohnerachtet ich leider! zu meiner eigenen Beſchämung geſtehen muß daß ich ſie nicht verdient habe, in Ihrem letzten mir ſo tröſtlichen Briefe die ſichere Ueberzeugung in mir geweckt hat daß der lange erwünſchte Tag der väterlichen Ausſöhnung für mich erſchienen iſt. Was ich empfand als ich Ihren Brief las, was ich jetzt empfinde, da ich durch ihn weiß daß ich wieder Sohn eines verſöhnten Vaters bin, dies Ihnen ſagen zu wollen wäre Unmöglichkeit.

Der Hauptgrund der väterlichen Ungnade war, wie der Herausgeber in einer Anmerkung mittheilt, A. von Feuerbach's eigenmächtige Emancipation von der väterlichen Gewalt geweſen. Er hatte ſich nämlich wider den Willen ſeines Vaters aus dem älterlichen Hauſe entfernt, zu einer Zeit da die bedrängten Verhältniſſe demſelben noch nicht geſtatteten ihn auf Akademien zu ſchicken und ſo zu unterſtützen wie es der Zweck erfoderte. A. von Feuerbach hatte darum in Jena auch mit Noth zu kämpfen. In einem Briefe (Jena, 1. Juni 1796) an ſeinen Vater ſchreibt er:

Ich habe gelernt mit Waſſer und Brot vorliebzunehmen; ich will es noch ein Jahr, wenn es ſein muß, auf dieſe Weiſe verſuchen und ich bitte Sie nur um ſoviel um mir nicht durch Betrug mein Brot erkaufen oder ſchimpflich erbetteln zu müſſen.

Kurz darauf (in einem Briefe vom 28. Juni 1796 aus Jena) dankt er dem Vater für eine ihm gewordene väterliche Unterſtützung:

Sie nennen ſie, guter Vater! eine kleine Gabe. Nein, nein, Vater! ſie iſt hinreichend für meine Bedürfniſſe und groß durch den Werth den ihr mein Herz ertheilt. Ich finde nicht den Namen den ich verdiente, wenn ich von Ihnen mehr verlangen könnte. Ich bin von ganzem Herzen zufrieden. Meiner Bedürfniſſe ſind wenige und die kann ich mit vier Karolinen gar wohl befriedigen. Logis und Wäſche habe ich frei, von Büchern brauche ich nur die Compendien, und mein Gaumen iſt eben nicht mehr gewohnt große Foderungen zu machen. Nur das bitte ich daß Sie mir, wenn es Ihnen anders möglich iſt, einen alten Rock nebſt ein Paar Hoſen ſchenken. Einen Sonntagsanzug habe ich. Meine Werktagskleidung beſteht aber nur aus ein Paar ledernen verwachſenen Hoſen und einem abgetragenen Sommerrocke. Vielleicht (kaum getraue ich mir es zu ſagen) ſind Sie auch ſo gütig, mir die Uhr welche ich in Frankfurt getragen zu überſchicken. Sie fragen wol: wo die tombakene hingekommen iſt? Ich habe ſie bei meiner unſeligen Flucht in Frankfurt verkauft. Verzeihen Sie! wie Sie noch ſchwerere Vergehungen verziehen haben.

In demſelben Briefe ſchreibt er:

Die Thorheit, den ſchlüpfrigen Pfad des akademiſchen Lebens betreten zu wollen, haben Sie mir wie meine Vergehungen verziehen. Sie ſchreiben ſie mit Recht auf die Rechnung meiner jugendlichen Unbeſonnenheit, die ich nun, ſoweit das in menſchlichen Kräften ſteht, wieder gutzumachen ſuche. Mit Eifer ſtudire ich ununterbrochen die Rechtsgelehrſamkeit, und ich wäre ein Lügner wenn ich behauptete daß mich dies eine Aufopferung koſtete. Ich arbeite mit Vergnügen, theils weil ich mich dadurch einem guten Vater gehorſam zeige, theils aber weil ich nun überzeugt worden bin daß ich ſonſt nur darum keinen Geiſt in der poſitiven Jurisprudenz fand, weil ich keinen hineinzulegen wußte.

Er hatte ſeinem Vater die Schrift „Kritik des natürlichen Rechts als Propädeutik zu einer Wiſſenſchaft der natürlichen Rechte" (Altona 1796) gewidmet. Darauf hatte ihm ſein Vater Stolz und Eigendünkel vorgeworfen. Gegen dieſen Vorwurf nun rechtfertigt er ſich folgendermaßen (I, 29):

Sie tadeln meinen jugendlichen Stolz und legen mir einige Maximen an das Herz die ſich ein jeder Philoſoph, beſonders aber manches unſerer neuern Kraftgenies mit goldenen Buchſtaben über ſein Muſeum ſchreiben ſollte. Aber, lieber Vater! verzeihen Sie, wenn ich mich hier gegen Sie in Schutz nehmen muß. Ich habe freilich in meiner „Kritik", beſonders aber in der Vorrede mit einigem *Selbſtvertrauen* zu meinen Gegnern geſprochen. Glauben Sie denn aber, lieber Vater! daß man in unſern Zeiten, wo es Mode iſt daß Philoſophen nur im Renommiſtentone reden, auf mich und auf Das was ich für Wahrheit halte achten würde, wenn ich der oft pöbelhaften Großſprecherei nicht ein ruhiges Vertrauen auf meine Kräfte entgegengeſetzt hätte? Der Stolze wird nur noch ſtolzer, wenn man ſich vor ihm demüthigt. Wer aber zeigt und in beſcheidenem Tone zeigt daß er auch Kräfte in ſeiner Seele fühle, nöthigt den Gegner ihm wenigſtens neben ſich eine Stelle einzuräumen und zwingt ihn wie durch eine magiſche Kraft ſich von ſeiner wahren oder eingebildeten Größe etwas herabzulaſſen. Und geſetzt auch mein Betragen (welches gleichwol nie gegen die Perſonen meiner Gegner, ſondern nur gegen ihre Sätze gerichtet iſt) wäre keiner *Rechtfertigung* fähig, ſo werden Sie doch gewiß *entſchuldigen* können, wenn Sie bedenken wollen daß die Eigenliebe unſern Producten ſo gern einen unverdienten Werth beilegt, weil ſie das Werk unſerer aufs höchſte geſpannten Kräfte ſind und ihr Inhalt in dem reinſten Lichte der Wahrheit vor dem Blicke des Geiſtes ſteht. Eigendünkel, der Gräuel in den Augen der Weisheit, iſt aber wahrlich weit von mir entfernt. Wenn mich auch die ganze Welt in den dicken Dampf ihres Weihrauchs hüllt und der würzburger Recenſent den wahren Vater des Naturrechts in mir zu ſehen glaubt, ſo habe ich doch einen Recenſenten *in mir* der ſtrenger als alle Andern richtet und weit entfernt, mich durch ſeine Lobſprüche aufzublähen, vielmehr durch quälenden Tadel zu Boden ſchlägt. Dieſer Richter iſt das *hohe Ideal* eines Schriftſtellers, das vor meiner Seele ſteht und neben dem ich mit meinen Kleinigkeiten ſo klein erſcheine daß der Eigendünkel gewiß niemals eine Wurzel ſchlagen, wie viel weniger bis zur Pflanze hervorwachſen wird.

A. von Feuerbach war, wie aus einem Briefe an einen Freund (Jena, 30. Januar 1799) hervorgeht, ohne Wiſſen und wider Willen ſeines Vaters verheirathet:

Die Frage: ob ich verheirathet bin? kann ich dir nicht anders als mit Ja beantworten. Ich bin es, bin es ohne Wiſſen und wider Willen meines Vaters. Ich weiß was ich hier ſage, und zittere wenn ich dabei an meinen Vater denke, deſſen Rechte ich durch dieſen Schritt gekränkt habe, und der darin einen augenſcheinlichen Beweis meiner Verworfenheit erblicken wird ..... Er iſt Pathe von meinem Sohne, den ich ihm und der Gräfin Joſephine Pachta zu Ehren Joſeph Anſelm habe taufen laſſen. Aber auch davon weiß er noch Nichts. Und doch möchte ich es ihm ſo gern ſagen. Ich glaube daß es ihn rühren würde. Wenn es irgend möglich iſt, d. h. wenn meine dringenden Arbeiten es möglich machen, ſo reiſe ich vor dem Anfang meiner Collegien nach Frankfurt und werfe mich dem Vater in die Arme. Keine eigennützige Abſicht hat an dem heißen Wunſch mit ihm wieder ausgeſöhnt zu ſein einigen Antheil. Ich verlange Nichts als das beruhigende Bewußtſein, wieder ganz ſein Herz zu beſitzen, Nichts als die Verzeihung für mich und mein geliebtes Weib, das ich gern zur Freundin meines Vaters wünſchte, weil ſie ſeinen Sohn glücklich macht. Mein Vater glaubt, wie du mir ſagteſt, das Gegentheil; er wirft ſie in die Claſſe der verworfenen Geſchöpfe: o dies kränkt, dies kränkt, mein Freund, dies ſchmerzt von Jedem, am meiſten von einem Vater!

Später als A. von Feuerbach ſchon zu Amt und Ehren gekommen war geſtaltete ſich natürlich ſein Verhältniß zu ſeinem Vater freundlicher. Noch ehe er als Profeſſor nach Kiel ging, legte er in Briefen aus Jena ſeinem Vater ausführlich die Motive dar die ihn beſtimmten die Berufung nach Kiel allen andern gleichzeitig an ihn ergangenen Vocationen vorzuziehen, wobei er beſonders ſich angelegen ſein läßt die günſtige ökonomiſche Stellung in Kiel hervorzuheben und ſeinen Vater in dieſer Beziehung, ſowie wegen der Unfreundlichkeit und ungeſunden Lage des Orts zu beruhigen und ihn über die weite Trennung zu tröſten. Aus Kiel ſelbſt folgen ſodann ausführliche Briefe an ſeinen Vater über ſein dortiges Leben und Wirken, über die Univerſität, über die dortige Geſellſchaft u. ſ. w. Er ſchreibt (Kiel, 16. November 1802):

Täglich finden wir neue Reize in unſerer neuen Lage. Wir Alle befinden uns beſſer als in unſerm ehemaligen Wohnorte. Meine Frau die ſich ſonſt mit Rheumatismus quälte iſt hier völlig frei davon, und ich habe mit meiner Hypochondrie die äußere Steifheit im Umgange, die Einſilbigkeit und Trockenheit in Geſellſchaften verloren. Aber freilich wirkten hierauf auch die glücklichen perſönlichen Verhältniſſe, die mich einestheils zur Geſellſchaft nöthigten und anderntheils ihre Annehmlichkeiten zeigten, die ich entweder verkannte oder wirklich nicht finden konnte. In Jena war ich blos Gelehrter, hier bin ich erſt Menſch geworden, hier werde ich mich als Menſch ausbilden können. Die Freundſchaft, Gutmüthigkeit und Offenheit meiner Collegen, von denen mehre meine innigen Freunde wurden, gaben meinem Herzen das in Jena beinahe vertrocknete neue

Kraft und neues Leben, und der Umgang mit einigen Perſonen höhern Standes, beſonders mit Reventlow, nöthigte mir unwillkürlich mehr Muth und etwas äußere Politur ab. Ich ſehe auch jetzt deutlich wie wohlthätig es ſelbſt für die gelehrten Arbeiten iſt, wenn man zuweilen den Staub der Studirſtube mit dem menſchlichen Umgange vertauſcht.

In dieſer Weiſe, ſowol äußere Schickſale als innere Zuſtände berührend, laufen die Mittheilungen A. von Feuerbach's an ſeinen Vater aus Kiel, aus Landshut, aus München u. ſ. w. beſonders noch im erſten Bande zahlreich fort, und ſtets ſpricht er mit derſelben Pietät und Verehrung zu ſeinem Vater. Er legt ihm Rechenſchaft über ſeine Studien und Arbeiten, über ſeine Lebensweiſe, über das Verhältniß zu ſeinen Collegen, über ſeine Familie und ſein Hausweſen ab, unterhält ſich mit ihm über politiſche und literariſche Verhältniſſe, ſchildert ihm ſeine Reiſen u. ſ. w., Alles in vertraulichem und doch die Achtung nie verletzendem Tone. Der letzte Brief an ſeinen Vater in dieſer Sammlung iſt aus Ansbach vom 25. December 1819. Er gratulirt ſeinem Vater zum Neuen Jahr und ſchreibt:

In meinen öffentlichen Verhältniſſen und meiner davon abhängigen Zufriedenheit hat ſich in dieſem Jahre Nichts mit mir geändert. Mein Leben fließt in dieſer Beziehung ſo ſtill und ungetrübt dahin wie in keiner andern frühern Periode, und ich darf inſofern wol ſagen daß mir ein beneidenswerthes Loos geworden iſt, welches ich, da der Ehrendurſt gelöſcht iſt, mit keinem andern mehr vertauſchen werde. Bei alle Dem wirke ich von dieſem meinem Standpunkt aus mehr, mit weit größerer Sicherheit des Erfolgs und mit größerer Belohnung meines eigenen Innern als ſonſt. Und bei alle Dem iſt mir doch die wiſſenſchaftliche Behaglichkeit zutheilgeworden die ich in ſolchem Grade auf keinem andern Platze genießen könnte. Seitdem die Gerichtsmaſchine an deren Spitze ich ſtehe ordentlich eingerichtet iſt, geht ſie von ſelbſt ihren Gang und macht dem Präſidenten keine andere Mühe als ſie dann und wann aufzuziehen und zu wachen daß ſie nicht ins Stocken gerathe. Die Unabhängigkeit die mit meiner Amtswürde verbunden iſt mache ich mir im allerhöchſten Grade zu Nutz und lebe daher wie es meiner Laune am bequemſten und meinen Beſchäftigungen am förderlichſten iſt, von dem Geſindel der großen Welt entfernt. Blos durch mein Amt ſetze ich mich mit den Menſchen außer meinem Hauſe in Berührung.

Nun folgt Schilderung des häuslichen Lebens, Bericht über ſeine Kinder und ſeinen vergangenen Sommeraufenthalt zu Löbichau,

an dem zwar glänzenden, aber geiſtreichen, menſchlichen, in jeder Hinſicht liebenswürdigen Hofe der verwitweten Herzogin von Kurland, an welchem zugleich viele der ausgezeichnetſten Gelehrten ſich eingefunden hatten.

Doch der zuletzt erwähnte Punkt führt uns ſchon dazu, jetzt, nachdem wir A. von Feuerbach als Sohn im Verhältniß zu ſeinem Vater betrachtet, ihn als Freund im Verhältniß zu ſeinen Freunden näher ins Auge zu faſſen. Es wird uns da die reinmenſchliche Seite A. von Feuerbach's in ihrem ſchönſten Lichte entgegentreten. Schon frühzeitig hatte A. von Feuerbach ein tief empfängliches Herz für Freundſchaft. In ſeinem Tagebuche aus Jena 1797 ſchildert er auf eine ergreifende Weiſe das Wiederſehen eines alten Herzensfreundes, Meinert, den er lange in Dresden vergeblich erwartet und der endlich, nachdem er ſchon die Hoffnung aufgegeben hatte ihn wiederzuſehen, weshalb er „mit gepreßtem Herzen und einer Thräne im Auge" an die Wand des Gaſtzimmers geſchrieben: „In hoc cubiculo homo a fortuna agitatus summum in his terris bonum suum, amicum, sed ohe frustra exspectavit", unerwartet in das Zimmer trat.

Eine lange Figur ſteht in dem dämmernden Schein einer Lampe vor mir. Er ſtreckt die Arme nach mir aus. Zweifelnd und ſtarren Blicks ſehe ich ihm ins Auge und zögere an ſeine liebe Bruſt zu ſinken. „Und du kennſt mich nicht, Feuerbach?" Mit dieſen Worten meines Meinert fährt ein Blitzſtrahl durch meine Seele; meine Knie wanken, alle meine Nerven zittern und nun liege ich göttliche Glut im Herzen in den Armen des Freundes. Wahrlich! ſo ein Augenblick kann für alle vergangenen Leiden belohnen und auf alle künftigen ſtärken. Ich war ausgeſöhnt mit der ganzen Welt und vergab allen Feinden die mich verfolgten. Die Heftigkeit meiner Freude und der unzähligen andern Gefühle die in mir tobten und ſich wechſelſeitig aufregten und überwanden ſchienen meinen Körper zertrümmern zu wollen. Ich zitterte an allen Gliedern und ein Fieberfroſt durchlief meinen Körper. Ich mußte mich zu Bett legen. Mein Freund ſaß zu meinen Füßen und nie empfand ich inniger den Segen der Freundſchaft als in dieſer heiligen Stunde.

Das dauerndſte, innigſte und vertraulichſte Freundſchaftsverhältniß A. von Feuerbach's war das zu Eliſe von der Recke und Tiedge, an die er ſehr oft gemeinſchaftlich ſchreibt. Er hatte dieſelben zuerſt in Karlsbad (1815) kennengelernt. In dem (I, 293 fg. abgedruckten) Verzeichniß ſeiner in Karlsbad und Franzensbrunn im Juli 1815 geſtifteten Bekanntſchaften und Freundſchaften charakteriſirt er die beiden Genannten kurz folgendermaßen:

Der liebenswürdige Sänger der „Urania", Kanonikus Tiedge aus Berlin. Mit ihm fühlte ich mich zuerſt wieder als Menſch zum Menſchen. Offen, herzlich, liebenswürdig. Seine Seele verklärt ſeinen misgeſtalteten Körper. Unſere Freundſchaft auf Du und Du.

Die berühmte Eliſe Gräfin von der Recke, Schweſter der Herzogin von Kurland. Schon bejahrt und kränkelnd; doch noch ſchön; einnehmend beim erſten Blick; hoher Anſtand ohne Stolz; gütig ohne Miene der Herablaſſung; edel an Geiſt und Herz. Diner am 10. Juli mit Tiedge, ihrem Freunde, mit der Frau des Rath Becker, deren Sohn und Tochter aus Dresden. Ein naſeweiſer preußiſcher Legationsrath verdirbt mir den Genuß dieſer Geſellſchaft. Stets innigere Vertraulichkeit meiner Seele mit Eliſe und Tiedge. Jene ein Ideal weiblicher Güte, Hoheit und Demuth; dieſer eine liebe Dichterſeele, voll Kraft mit unſchuldigem Kinderſinn. Unſer gemeinſames Leben. Am 15. von Morgen 7 Uhr bis Abends um 8 Uhr und doch wie Eine Stunde! Eliſe und Tiedge wünſchen mit mir an einem Orte zu leben. Am 16. Juli Diner mit dem preußiſchen Staatsminiſter von Schuckmann, Tiedge, Popp nebſt Damen. Antrag des Miniſters für Preußen.

Hauptſächlich Eliſe's und Tiedge's wegen wünſchte und betrieb A. von Feuerbach eine Anſtellung in Berlin. In einem Briefe aus Bamberg vom 2. Januar 1816 ſchreibt er an dieſelben:

Je lebendiger ſeit den erſten Tagen unſerer Bekanntſchaft die Ueberzeugung in mir ſteht daß Eliſe und Tiedge die Seelen, die wunderſeltenen Menſchenſeelen ſind, deren mein nach Freundſchaft ſchmachtendes Gemüth zu ſeinem Glücke bedarf, deſto empfindlicher traf mich die erſchütternde Nachricht daß Sie Beide wahrſcheinlich Berlin verlaſſen werden. Mit dieſer Nach-

richt iſt meine freudige Hoffnung auf ein mal ihres ſchönſten Schmucks beraubt, und ich ſehe nun in der bevorſtehenden Verſetzung nach Berlin *) weiter nicht viel mehr als den Tauſch eines größern unerträglichen Uebels mit einem kleinern erträglichen. Was mich nach Preußen zog, war nicht nur das öffentliche, ein würdiges Ziel des amtlichen Wirkens, ſondern auch das ſtille Glück des freundſchaftlichen Umgangs mit gleichgeſtimmten edeln Seelen; jenes foderte mein Geiſt, aber dieſes mein Herz, und die Bedürfniſſe des letztern ſind in mir faſt noch inniger als die Bedürfniſſe des erſtern. Der Blick auf Preußen iſt zumal jetzt nichts weniger als erfreulich. Dieſes Gähren, dieſe Parteiungen, dieſes gegenſeitige Verfolgen, Anklagen, Verdächtigen, dieſe gegeneinander aufgeregten Kräfte und Leidenſchaften, die (was Gott verhüte!) vielleicht früher oder ſpäter von den Worten zur feindlichen That übergehen! In einer fremden Welt als Fremder auftreten, iſt immer unbehaglich und unheimlich; in ein Chaos gährender Elemente als ein fremdartiges Drittes geworfen werden, iſt mehr als dieſes. Aber ich hatte ja Sie Beide dort zu finden! Durch Sie erſchien mir Berlin wie ein neues Vaterland, wie eine mir ſchon vertraute Heimat! durch Sie konnte bald auch das Fremde mir bekannt werden! Sie, hoffte ich, ſollten durch Ihre Erfahrungen mich unterſtützen, mit dem Stern Ihres ruhig-heitern Geiſtes mir auf dunkeln Wegen leuchten! Ihnen Beiden hoffte ich mich hinzugeben mit aller Offenheit, um ſtets Rath, Belehrung, Ermunterung oder Abmahnung von der Freundſchaft oder weiſen Vorſicht zurückzuempfangen! Das iſt nun Alles dahin wenn Sie Berlin verlaſſen, und ich erfahre diesmal wieder was ich ſchon ſo oft ſchmerzlich empfunden, daß man auf Nichts hoffen ſoll, ohne zum voraus mit Reſignation ſich die Bruſt gewaffnet zu haben.

Die Briefe A. von Feuerbach's an Tiedge und Eliſe von der Recke umfaſſen den Zeitraum vom 3. Auguſt 1815 (aus Bamberg) bis 29. September 1831 (aus Ansbach). Er nennt den Erſtern ſeinen „lieben Bruder" und die Letztere ſeine „verehrte Mama". Einmal ſchreibt er:

Meinem Tiedge darf ich keinen Gruß beſonders ſagen, da er in jedem Briefe an Eliſe immer ſelbſt mit angeredet iſt. Eliſe und Tiedge ſind mir eine geiſtige Zwei-Einigkeit, welche bei mir ſelbſt in Gedanken kaum eine Sonderung möglich macht.

Auch redet er Tiedge einmal an: „Lieber uraniſcher Menſch!" Jedoch ſo zärtlich auch dieſe Briefe ſind, ſo enthalten ſie doch keineswegs blos ſentimentale Herzensergießungen, ſondern Gedanken- und Ideenaustauſch, ſowie wichtige und intereſſante ſachliche Mittheilungen. Auch beſtand die Freundſchaft keineswegs blos in Worten, ſondern gab ſich auch in thatſächlichen Liebeserweiſungen kund. Als ſein Sohn Anſelm durch übermäßiges und übelgeleitetes theologiſches Studium in eine ſchwere Gemüthskrankheit verfallen war und es ſich bei ihm in Ansbach nicht beſſern wollte, reiſte er mit ihm zu ſeiner Freundin, der edeln Gräfin von der Recke und ihrem und ſeinem Freunde Tiedge nach Löbichau.

Die edle von der Recke nahm nun Anſelm mit ſich nach Dresden, wo ſie, die ausgezeichnet iſt durch Geiſt und alle Vorzüge des Gemüths, unterſtützt durch Umgebungen die ihr ähnlich ſind, als Mutter den Kranken in geiſtige und körperliche Pflege genommen hat.

Dieſer Aufenthalt und dieſe Umgebung war von den wohlthätigſten Folgen für ſeinen kranken Sohn.

*) Dieſe Verſetzung iſt nicht erfolgt.

Durch Eliſe von der Recke war A. von Feuerbach auch mit deren Schweſter, Dorothea, Herzogin von Kurland, und Pauline, Tochter der Herzogin von Kurland, Fürſtin von Hohenzollern, bekannt und befreundet geworden. Den Hof zu Löbichau, wo ſich in den Sommermonaten um die Herzogin Dorothea und ihre Schweſter Eliſe Gräfin von der Recke nebſt den Perſonen der herzoglichen Familie ein Kreis liebender und geliebter Freunde zu verſammeln pflegte, lernen wir aus einem Briefe A. von Feuerbach's an den Director Weiller in München (aus Löbichau vom 14. Juli 1820) folgendermaßen kennen (II, 144—146):

Es war geſtern früh, als die beiden Engel welche auf der Erde mit menſchlichen Zungen Dorothea und Eliſa genannt werden, dann der unſterbliche Sänger der „Urania", Tiedge, ferner der edle Körner aus Berlin (Vater des für das Vaterland gefallenen Dichters), endlich der wackere Profeſſor Haſſe aus Dresden mit mir in Eliſe's Cabinet zufällig zuſammentrafen. Das Geſpräch lenkte ſich bald auf Sie, ich holte Ihre Rede („Ueber die religiöſe Aufgabe unſerer Zeit") und las und — wie ſoll ich nun beſchreiben was durchaus nicht zu beſchreiben iſt? Dieſe jubelnde Freude die bei unzähligen Stellen mich unterbrach, dieſes Aufjauchzen des Beifalls, dieſes Händedrücken, dieſe Umarmungen, dieſe Thränen, nicht Thränen der ſogenannten Empfindſamkeit, ſondern Thränen des Entzückens über dieſes glänzende Erſcheinen der heiligſten Wahrheit in einer ſo trüben Zeit, Thränen der lächelnden Hoffnung auf den Sieg des Lichts der reinen Chriſtuslehre über die Finſterniß der Hölle, Thränen freudiger Hochachtung für den herrlichen Mann, der mit ſo kräftigem Geiſt, mit ſo hohem Muth in ſo kräftigen Donnerworten für die Wahrheit Zeugniß gegeben hat. Alles Lob unſerer Zeitungen, die höchſten Orden welche unſere Fürſten zu verſchenken haben, ſelbſt die Lorberkrone die einſt auf dem Capitol die Stirne geweihter Sänger ſchmückte, alles Dieſes würde, wenn Sie als unſichtbarer Geiſt ein Zeuge dieſes Schauſpiels geweſen wären, Ihnen gegen dieſe freie Huldigung der edelſten Geiſter nur als nichtswürdige Belohnung erſchienen ſein. Als die Vorleſung beendigt war und noch die Freudenthränen in Aller Augen glänzten, ward wie aus Einem Munde beſchloſſen, dem verehrten Weiller für das hohe Seelenfeſt zu danken welches er hier durch meinen Mund bereitet hatte. Mein Auftrag iſt daher, die Einladung meiner verehrten Freundinnen, der durchlauchtigſten Herzogin Dorothea und ihrer edeln Schweſter Eliſe, nach Löbichau durch mein Fürwort zu unterſtützen. In dieſer Hinſicht verſichere ich Sie daß Sie bereits hier einheimiſch ſind und daß der Hof meiner Herzogin mit keinem andern Hofe als etwa mit dem eines Mediceers oder eines Eſte von Ferrara verglichen werden kann, an welchem man nicht mit Rang und Stand, ſondern nur mit eigenem Verdienſt und perſönlichem Werthe bezahlt und an welchem die gemüthlichſte Freiheit keine andere Schranke kennt als die allgemeine der Pflicht und des ſittlichen Anſtands.

An Eliſe von der Recke ſchreibt er (Ansbach, 10. September 1820):

Wo gute Menſchen beiſammen ſind, da iſt Gottes Geiſt am mächtigſten. Die Stunden in welchen Ihr Cabinet zu Löbichau ein Tempel, jedes Herz ein Altar der Andacht und der reinſten Begeiſterung für das Höchſte und Heiligſte war, dieſe Stunden vergeſſe ich nimmer; ſchönere ſind mir in meinem Leben nicht geworden und werden mir nicht mehr werden.

Liebenswürdig iſt die Art wie A. von Feuerbach von dem Cultus ſpricht den er ſeinen Freunden einrichten wollte. In einem Briefe an dieſelben (Ansbach, 25. December 1820) äußert er nämlich (II, 151):

Solange freute ich mich mit Sehnſucht auf Ihre Büſten! Und nun ſcheint es als hätte ich mich umſonſt gefreut. Wenn Sie ſelbſt nochmals mahnten, ſo gäbe vielleicht Schadow ſich ernſtliche Mühe die Modelle zu ſuchen. Ich trage zwar Eliſe's und Tiedge's Bild in meinem Herzen und brauche nichts Aeußeres was mich an ſie erinnere oder nur die Züge auffriſche. Aber ich brauche Bilder von meinen verehrten Lieben aus demſelben Bedürfniß aus welchem der fromme Heide ſeine Götter außer ſich darſtellt, um ihnen auch äußere Ehrfurcht und Liebe bezeigen zu können. Ein eigenes ſchönes Cabinet, das ich das Kapellchen der Freundſchaft nenne und worin ſchon Dorothea's Bildniß verehrt wird, wäre für dieſe Büſten beſtimmt. Die Wand iſt himmelblauer Grund mit goldenen Sternen beſäet; links und rechts neben jedem Bilde Wandleuchter in Form von goldenen Apolloleiern mit ſilbernen Saiten. An Feſttagen, Geburtstagen u. ſ. w. würden dieſe Büſten mit Kränzen geſchmückt und ich und jeder meiner Freunde beugten dann vor denſelben ihre Knie und ſängen Lieder. Sehen Sie doch, liebe, edle Eliſe, ob Sie nicht Rath ſchaffen können.

Wie ſehr die Freundſchaft für A. von Feuerbach eine Religion war und wie geiſtesverwandt er ſich hierin mit ſeinem Sohne Ludwig Feuerbach zeigt, der auch alle echtmenſchlichen Verhältniſſe „religiöſe" nennt, geht beſonders noch aus folgender ſchönen Stelle (in einem Briefe an Eliſe von der Recke und Tiedge, Ansbach, 26. September 1819) hervor (II, 120):

Der Menſch bedarf, um nicht im Leben zu verzweifeln, nicht blos ſeinen Gott, ſondern auch ſchützender Engel die ihn berathen und ſchirmen, die ihn halten und heben, wenn ſeine Kräfte ſinken, ſeine Schritte wanken, wenn er in der einſamen Wüſte hier unten keine Bahn mehr vor ſich ſieht. Dieſe Engel ſind dem beſſern Menſchen die Geiſter liebender edler Freunde, die er über ſich erblickt an Tugend und Reinheit des Gemüths, die er liebend in ſein eigenes Herz aufnimmt, deren verklärtes Bild ihn überallhin begleitet, denen er ſtill in ſich ſelbſt ſeine Schmerzen klagt, die er bei ſich befragt wenn er zweifelt, die er überall als geheime vertraute Zeugen ſeiner innerſten Gedanken und Gefühle, all ſeines Hoffens und Fürchtens, ſeiner Freuden und ſeiner Leiden ſich in Liebe nahe fühlt. Wie glücklich Ihr Feuerbach! Eliſa, Dorothea und — denn auch ſie darf ich ſo nennen — Pauline heißen die freundlichen hellen Sterne die am Himmel meines Lebens aufgegangen ſind, die hinfort mir leuchten wenn es dunkel wird auf meinen Wegen, zu denen ich liebend freudig aufblicken werde bis dahin wo das Licht aller Sterne und Sonnen im ewigen Lichte zerfließt.

Je ſeltener in unſerer Zeit ſolche edle, echte und aufrichtige Freundſchaftsverhältniſſe ſind, deſto wohlthuender iſt es für den Leſer ſich an dem Bilde dieſer zu weiden. Beneidenswerth wem wie A. von Feuerbach ſolche Freunde geworden, vor denen er ſo wie A. von Feuerbach vor Tiedge und Eliſe ſein Herz und ſeinen Geiſt ausſchütten kann, gewiß, daß er verſtanden wird und lebendige Theilnahme findet. Er kann mit Schiller ausrufen:

Glücklich! glücklich! Dich hab' ich gefunden,
Hab' aus Millionen dich umwunden,
Und aus Millionen mein biſt du.
Laß das Chaos dieſe Welt umrütteln,
Durcheinander die Atomen ſchütteln,
Ewig flieh'n ſich unſere Herzen zu.

Keiner bedurfte aber auch ſo ſehr als A. von Feuerbach auf ſeiner trotz aller Ehren und Auszeichnungen die er erlangt doch dornenvollen Bahn, eines ſolchen ſtärkenden Freundſchaftsbündniſſes. Dornenvoll iſt die Bahn der Celebrität, dies beſtätigt unter vielen andern auch A. von Feuerbach's Lebenslauf. Seine Natur war nicht blos wie er ſagt zu Kampf und Streit gemacht, ſondern er hatte auch wirklich viel zu kämpfen und zu ſtreiten. Gehen wir ſein öffentliches Leben und Wirken etwas näher durch, ſo finden wir daß es zwar ſchön anfing, aber ſich ſehr bald trübte. Als er noch in Jena war, „ein neunzehnjähriger unbärtiger Jüngling", wurde ihm ſchon die Ehre zutheil von Profeſſor Niethammer als Mitarbeiter an ſeinem „Philoſophiſchen Journal", an dem Reinhold, Fichte und Andere arbeiteten, aufgenommen zu werden. Am 12. September 1795 promovirte er als Doctor der Philoſophie. Seine erſten juridiſchen Schriften brachten ihm nicht nur Ehre, ſondern auch Honorar. Am 15. Januar 1799 erhielt er die juriſtiſche Doctorwürde. Ueber ſein Docentenleben in Jena finden ſich aber im erſten Bande Tagebuchnotizen, worin er ſchon von „Wolken ſpricht die über ſeinem Horizont in Jena ſtehen". „Es ging mir ein Stachel in das Herz der mir die Wunde Menſchenhaß von neuem erweckt hat." Vom 10. Mai (1801) notirt er aus Jena:

Collegien angefangen: Rechtsgeſchichte und Inſtitutionen, jenes vor etwa 50, dieſes vor 26—27 Zuhörern. In der im Lectionskatalog angekündigten, dann aufgegebenen, dann wieder angekündigten Vorleſung über das peinliche Recht fanden ſich im Auditorium ungefähr 20 Zuhörer, aber welche! Nur für Einige war es wol der Mühe werth zu leſen, alle Andern rohe Menſchen oder Körper auf denen das Siegel der Dummheit ſtand. Das ſchlimmſte Omen für dieſes Collegium war wol der ſchnarchende Schlummer eines H. Auditors, der die ganze Stunde hindurch träumte, während ich ſprach und declamirte.

13. Mai. Ich ſchloß das Colleg über das peinliche Recht mit dem Entſchluß es wieder aufzugeben. Meine Kräfte reichen ohnehin nicht zu und weder die Zahl noch die Qualität der Zuhörer konnte mich ermuntern noch dieſe wenigen Kräfte aufzuopfern.

14. Juli. Ward als außerordentlicher Beiſitzer des Schöppenſtuhls inſtallirt mit Dr. Gensler.

17 September. Von Actenarbeiten müde kam ich wie durch eine Ahnung auf den Gedanken doch an Maſſow zu ſchreiben, um mich ihm zu empfehlen und mir die Hoffnung, die mir durch Gedike's Brief an Schütz gegeben war, näher zu rücken.*) Ich nehme das Concept zu Schütz. Und Schütz donnert in mich die Nachricht: „Thibaut wird berufen!" Ich wanke nicht. Es iſt gut wenn man an Berge kommt. Man bietet dann die Kraft auf ſie zu überſteigen. Bei Gott! ich will mich rächen, ſo edel wie ſich nur Wenige rächen. Ich will mich ſo groß und nützlich machen daß meine Feinde verſtummen und elende Höflinge über ihre Dummheit verzweifeln.

Die Erklärung der letztangeführten Tagebuchnotiz finden wir in dem darauffolgenden Briefe A. von Feuerbach's an ſeinen Vater (Jena, 26. November 1801), worin er erzählt daß durch den Tod des Geheimen Hofraths von Eccard eine Stelle in der Facultät ledig geworden war. Man war gerückt und die fünfte Lehrſtelle der Inſtitutionen war vacant. Seine Ernennung

*) Vom preußiſchen Juſtizminiſter von Maſſow war durch Gedike bei Hofrath Schütz angefragt worden, ob wol A. von Feuerbach einmal Luſt hätte auf eine preußiſche Univerſität zu gehen.

zum Beiſitzer des Schöppenſtuhls hatte nun A. von Feuerbach als ein Vorſpiel zum Eintritt in die Facultät betrachtet.

Die Zeit der Denominationen erſchien. Die Facultät muß wenigſtens drei Perſonen präſentiren. Ich ward mit den größten Lobeserhebungen primo loco vorgeſchlagen. Nach mir waren noch ein Dr. Martin aus Göttingen und Profeſſor Thibaut in Kiel, aber nur obenhin genannt. Kein Menſch war in Zweifel wen die Wahl treffen würde. Der beinahe unerhörte Zulauf den ich hier habe, der in einem ſo hohen Grade gewiß nicht veediente Ruhm den ich im Auslande habe, richteten einmüthig alle Augen auf mich. Aber mein gutes Herz, meine Dankbarkeit gegen Wohlthäter, meine Achtung gegen die Geſetze der Feeundſchaft haben, und ich freue mich darüber und bin ſtolz daeauf, alle Hoffnungen vereitelt. Ich ſollte ein Werkzeug werden um einen Mann als Lehrer zu ſtürzen den ich zwar eine zeitlang verkannte, der aber, wie ich nun überzeugt bin, ſtets als Freund gegen mich gehandelt hat und durch den ich auf der Stufe ſtehe zu der mich das Glück erhoben hat, kurz meinen Hufeland. Kaum war die Denomination geſchehen, ſo ließ mich dee gothaiſche Geheime Rath von Ziegeſar auf ſein Gut nach Drackendorf kemmen. Da erkläete er mir wie ſehr er überzeugt worden ſei daß Hufeland zum Lehrer nicht tauge; er verwiree die Köpſe, Niemand verſtehe ihn, Alles ſei oberflächlich u. ſ. w. Ob ich die Pandekten in demſelben halben Jahre leſen welle, wo Hufeland ſie gewöhnlich leſe? Dabei verſicherte er mich denn ſeiner höchſten Freundſchaft, erhob meine Fähigkeiten und Kenntniſſe, nannte mich den einzigen Juriſten in Jena der ſein Fach ausfülle u. ſ. w. Ich antwortete beſtimmt: dieſes erlaube mir mein Gewiſſen nicht, Hufeland ſei mein Wohlthäter und Freund. „Es muß ein Weg in das Holz gehen, ſolche Rückſichten gelten nicht, das Wohl der Akademie geht vor", war ſeine Antwort. Ich erklärte von neuem was ich ſchon geſagt hatte. „Aber es iſt dieſes die Bedingung, unter der Sie in die Facultät einrücken können. Wir müſſen dann für dieſes mal einen Auswärtigen haben, der keine perſönlichen Rückſichten hat." „Auf dieſe Bedingung muß ich dann zurücktreten", war meine Antwort. Unſer Dialog war geſchloſſen und 14 Tage darauf erſchienen die herzoglichen Reſeripte, worin Thibaut in Kiel zum ordentlichen Profeſſor der Inſtitutionen, ich aber blos zum ordentlichen Profeſſor des Lehnrechts mit Sitz und Stimme im akademiſchen Senat ernannt wuede.

Als Profeſſor des Lehnrechts und Senator hatte A. von Feuerbach ſehr viel Ehre, aber nicht einen Heller Beſoldung. Er trachtete daher nach einem Ort wo ihn der Staat für ſeine Dienſte belohnt und ihn in den Stand ſetzt, ungehindert und ohne Sorge für die Zukunft den Wiſſenſchaften, ſeiner zärtlich geliebten Familie und ſich zu leben. Aus dieſen Geünden faßte er den Entſchluß Jena zu verlaſſen.

Auch geſtehe ich gern dem Vater daß beleidigte Ehee und die gewiſſe Ueberzeugung daß mich die Herzoge nicht gern verlieren, daß mein Abgang ihnen empfindlich ſchadet und daß ich mir dadurch ſelbſt die ſchönſte Satisfaction geben kann, meinen Entſchluß beſchleunigt haben.

Der Brief erzählt nun weiter, wie es kam daß er nach Kiel berufen worden und warum er dieſe Vocation angenommen.

Seine Trennung von Jena wurde wegen der Liebe und Dankbarkeit der dortigen Studenten zu ihm ſeinem Herzen empfindlich. Sie widmeten ihm eine große goldene Ehrenmedaille mit ſeinem Bruſtbild und einer paſſenden Inſchrift. In Kiel gefiel es ihm bald. Außer der vortheilhaften ökonomiſchen Lage befeiedigten ihn dort auch ſeine perſönlichen Verhältniſſe. Er ſchreibt an ſeinen Vater (Kiel, 30. Juni 1802):

Ich komme aus Sachſen, aus dem polirten, feinen Sachſen, wo Honig auf der Zunge der Menſchen und Galle in dem Herzen iſt, wo Höflichkeit für Tugend gilt und oft die heimtückiſche Schurkeei veedeckt, von einer Akademie wo der kleinlichſte Neid neben empörender Prahlerei und in jeder Rückſicht der engherzige, verrätheriſche Geiſt herrſcht der ſonſt nur in den engen Zellen der Mönche umherzuſchleichen pflegt. Und hier, lieber Vater! wie ſo ganz andees! Welche liebenswürdige Offenheit und Geradheit! welche thätige, zuvorkommende Güte, die nicht verſpricht, aber handelt und immer mehr gewähet als man von ihr erwartet. Von Haß, Anfeindung und Neid unter den Pecfeſſoren iſt auch nicht die entfeenteſte Spur. Der ganze akademiſche Senat iſt nur Eine Familie, eine Geſellſchaft von Freunden, in welcher ein Jeder das Glück der Feeundſchaft findet der es ſucht und zu ſchätzen weiß u. ſ. w.

Doch in Kiel blieb er nicht lange. Schon in einem Briefe vom 2. October 1803 meldet er aus Kiel ſeinem Vater neue Berufungen. Eine derſelben lud ihn nach Greifswald ein an die Stelle des Oberappellationsraths Hagemeiſter, mit 1300 Thalern Gehalt und andern beträchtlichen Emolumenten. Aber „in das rauchichte Pommern, zu den berühmten Schinken und Gänſen" wollte er nicht. Er ſchrieb alſo unbedenklich eine verneinende Antwort. Ein zweiter Antrag erging an ihn vom Staatsminiſter Maſſow in Berlin nach Halle. Aber in Halle fürchtete er ein glänzendes Elend.

Die Lehrer meiner Facultät in Halle ſind durch ihre Niederträchtigkeit, Bosheit und Cabalenſucht in ganz Deutſchland berüchtigt. Die Furcht vor dieſen Collegen war bekanntlich die einzige Urſache, warum der König von Preußen für die Univerſität Halle keinen Director finden konnte, bis endlich nach vielem Hin- und Herbieten Schmalz zu dieſem wichtigen Poſten kam. Und dieſe Leute ſollten meine Collegen werden! Und was noch mehr ſagen will, dieſe Leute ſind meine perſönlichen Feinde. Sie kennen ja die Fehden die ich theils als Recenſent an der „Allgemeinen Literaturzeitung", theils in meinen eigenen Schriften gegen die halleſche Juriſtenfacultät geführt habe.

Er bekam noch eine dritte Berufung, nach Landshut, und dieſe nahm er an. Er ſchreibt:

Dies iſt das Loos der akademiſchen Docenten von unruhigem Geiſte wie ich; ſie haben kein Vaterland und ſchlagen nomadiſch bald da bald doet ihre breterne Bude auf.

Mit den ſchönſten Hoffnungen ging er nach Landshut. Aber ſchon der erſte Brief von dort an ſeinen Vater (1804) enthält Jeremiaden.

Die Stadt und die Gegend iſt himmliſch; die Verhältniſſe der Peofeſſoren ſind Verhältniſſe von Teufeln; beinahe möchte ich ſagen: im eigentlichen Verſtande. Die Roheit, Sittenloſigkeit, hölliſche Bosheit, Abgefeimtheit, Niederträchtigkeit, Gemeinheit der Meiſten die als Jugendlehrer daſtehen geht über alle Geenzen. Das Beſte iſt daß man mit dieſen Menſchen nur ſehr wenige Berührungspunkte und die Freiheit hat mit einigen Auserwählten zu leben, ohne daß man ſich um das Andere bekümmert, und ohne daß dieſe einem Mann der auf eigenen Füßen ſteht im mindeſten ſchaden könnten. Gönner wollte an mir ein Werkzeug haben duech das er ſeine Plane ausführen könnte, aber ich ließ ihn nicht lange in Ungewißheit über die Individualität die er in mir finden werde.

Dieſer Gönner, „ein höchſt ſchlechter Menſch",

machte ihm ſpäter noch viel zu ſchaffen und verbitterte ihm gewaltig ſein Leben. In einem Briefe an ſeinen Vater (Landshut, am Weihnachtsabend 1804) äußert er ſich noch im Ganzen zufrieden über ſeine Stellung in Landshut.

Ich habe einige innige Freunde und werde von den Wenigen die ich ſelbſt verachten muß gefürchtet. Die Parteien die bei meiner Ankunft hier tobten ſind faſt ganz zum Theil durch mich ſelbſt niedergeſchlagen.

Er genoß Ruhe und literariſche Muße, ſodaß er faſt ganz den Wiſſenſchaften leben konnte.

Und wie unſchätzbar iſt das Oekonomiſche meiner Lage! Vor einigen Jahren rang ich noch halb verzweifelnd mit Elend und Sorgen und jetzt ein fixer Gehalt von 2400 Fl.! .... Darüber, lieber Vater! über das Bewußtſein beſiegter Leiden, überſtandener Gefahren und des mühſelig ſelbſt errungenen Glücks, darüber freue ich mich, und wenn man dieſe Freude Stolz nennen kann, nun ſo geſtehe ich auch daß ich darauf ſtolz bin. Aber den Titel- und Flitterſtolz, den Hochmuth des Thoren habe ich nie gekannt und werde ihn nie kennen lernen.

Doch gleich das Folgende ſtellt Schlimmes in Ausſicht:

Der mir ertheilte Auftrag zur Reform der Criminalgeſetzgebung in den bairiſchen Staaten iſt eine ſehr mühſelige und zum Theil ſehr gefahrvolle Ehre. Es läßt ſich dabei viel Ruhm erwerben, aber auch viel Ruhm verlieren. Die Baiern ſehen ziemlich ſcheel darüber daß ein Ausländer ihnen Geſetze geben ſoll, und meine Herren Mitbürger in der Schriftſtellerrepublik ſehen ſo Etwas auch nicht mit neidloſen Augen an. Ich habe auf große Kämpfe mich gefaßt zu machen.

Dieſe Kämpfe traten bald wirklich ein. Schon in einem Briefe vom 15. September 1805 aus Landshut ſpricht er von den „heftigen, wüthenden Verfolgungen", die er ſeit ſeiner neueſten Zulage und Auszeichnung von Gönner und einigen Andern leiden muß.

Es iſt unbeſchreiblich was dieſe Leute erfinderiſch ſind, um mich zu quälen. Ich arbeite zwar immer an mir ſelbſt, um das Verächtliche verächtlich zu finden und über den Grimm der ohne reelle Macht iſt zu lachen. Indeſſen semper aliquid haeret! Mein beſter Troſt iſt daß ich es überall nicht beſſer finden würde, und daß der Neid ſtets im Gefolge des Glücks, der Haß Begleiter des Verdienſtes iſt.

Aus einem Briefe Friedrich Heinrich Jacobi's an A. von Feuerbach (München, 26. September 1805), den der Herausgeber des beſſern Verſtändniſſes wegen aufgenommen, während er ſonſt keine Briefe von Andern an ſeinen Vater, ſondern nur die ſeines Vaters an Andere mittheilt, geht hervor daß A. von Feuerbach vor ſeinen Widerſachern und deren giftigen Cabalen aus Landshut geflohen war. Denn der Brief Jacobi's lautet gleich im Anfang:

Nicht ſo, mein lieber Feuerbach! Davonzulaufen vor ſeinen Widerſachern ziemt nicht dem Manne; am wenigſten wird es ihm ziemen damit anzufangen.

Auf dieſen Brief rechtfertigt ſich nun A. von Feuerbach in einem ſehr ausführlichen Schreiben an Friedrich Heinrich Jacobi aus Frankfurt (October 1805), worin er unter Anderm ſagt:

Ich habe vielen Dank geerntet, aber das Unkraut das ich ausjäten wollte ſteht und wuchert bis auf den heutigen Tag und erſtickt jedes Körnchen edler Frucht, das in dieſen undankbaren Boden fällt. In meinen Wirkungskreis, wo ich ohnedem an Händen und Füßen durch zweckloſe Geſetze gebunden bin, greifen noch ringsumher Menſchen ein die entweder in ihrer Brutalität nie das Höhere, nie auch nur die Idee einer Wiſſenſchaft gedacht und geahnt haben, oder ſolche die kein anderes Ziel ihres Daſeins in Landshut kennen als ihren Eigennutz, keinen andern Enthuſiasmus haben als ihre ſelbſtſüchtige Leidenſchaft, kein anderes Princip für die Wahl ihrer Mittel als die Tauglichkeit u. ſ. w.

Nun vergleicht er ſeine Wirkſamkeit mit der ſeiner nichtswürdigen Gegner und die Ehren und Belohnungen die letztern geworden mit ſeinen eigenen.

Der ſittenloſeſte Wollüſtling, der ausgelaſſenſte Thor, der gewiſſenloſeſte und unfleißigſte Lehrer ſteht als Prokanzler, durch Ehre und wichtigen Einfluß ausgezeichnet, an der Spitze der Univerſität; ihn hat man durch Landgüter belohnt und erſt noch neulich durch ehrenvolle Zulage gefeſſelt. Es iſt wahr, die Regierung hat auch mich durch Wohlthaten überhäuft; was ſie aber that war durch die Gefahr meines Weggehens erpreßt; dem Gönner hat ſie eben das und noch weit mehr aus freier Gunſt gethan. Ein Menſch dieſer Art (und er hat mehre Genoſſen) braucht nur dort zu ſein, um jedem Guten den Einfluß und Erfolg des Wirkens und damit allen Muth zum Wirken zu benehmen. Während ich nur zu nützen und das Rechte und Gute, auch wenn es nicht gefällt, zu gründen ſuche, will Gönner nur *gefallen* und ſeinen Ehrgeiz kitzeln, es koſte Wahrheit oder Recht; während ich meine Schüler auf dem ernſten rauhen Wege der Wiſſenſchaft fortzuführen ſuche, tändelt er ſcherzend mit geläufiger Geſchwätzigkeit um die Wiſſenſchaft herum und lehrt dem Narren Hohn zu lachen, der ſeinen Schülern zumuthet ſich es um ihre Wiſſenſchaft ſauer werden zu laſſen; während ich dem Ideale über mir nachzuringen und die mir anvertrauten Jünglinge zu mir hinaufzuziehen ſtrebe, ſteigt er mit einſchmeichelnder Gefälligkeit zu ihrer Einfalt herab und geht folgſam nach wohin ſie ihn führen und ruft ihnen zu: Nur Das iſt der rechte Weg! Während für mich nur der Ernſt meiner *Sache* ſpricht und mir zum Wahren und Guten kein anderer Weg offen ſteht als der des Wahren und Guten ſelbſt, ſpricht für ihn jene Keckheit und nie erröthende Prahlerei die den jungen Gemüthern für begründetes Selbſtvertrauen, jener literariſche Thraſonismus der ihnen für Muth eines übermächtigen Geiſtes gilt.

Aber auch die Perſon A. von Feuerbach's war vor den Angriffen dieſes Menſchen nicht ſicher; durch heimliche und öffentliche Beſchimpfungen ſuchte er A. von Feuerbach's Anſehen zu untergraben, ſuchte ſeinen Werth als Lehrer vor ſeinen Schülern zu vernichten, ſodaß letztere ihm ſogar ſchon die kleinen äußern Zeichen der Achtung verſagten, „welche die Liebe erfunden und allgemeine Sitte geheiligt hat". Alle Klagen A. von Feuerbach's bei den Vorgeſetzten über den nicht blos an ihm, ſondern auch andern Würdigen verübten Unfug waren vergebens geweſen; man verſprach Hülfe — „und die erfolgte Hülfe waren neue glänzende *Belohnungen*, womit man eben Diejenigen auszeichnete und zu neuer Keckheit ermunterte gegen die Alles um Hülfe rief". Der Grund zu A. von Feuerbach's Flucht war endlich folgender: Bei einer feierlichen Diſputation, wo wieder unter Gönner's Präſidium einer ſeiner Schüler mit vielen beſchmutzten, zertretenen Broſamen von Schelling's Tafel nach A. von Feuerbach als Criminaliſten warf, war A. von Feuerbach, um den Triumph zu vollenden, zur Oppoſition eingeladen. Es heißt hier (I, 117):

In einer Rede, womit Gönner den Act eröffnete, wurde gleich anfangs, mir ins Angeſicht, meinen Schülern laut ver-

kündet daß über den Unwerth meiner criminalrechtlichen Schriften (ſie waren bis zum Händegreifen beſchrieben) durch allgemeines Urtheil entſchieden ſei: dieſe Bosheit war zu dumm als daß ſie mich erſchüttert hätte. Ich fing kalt mit Drummer (ſo hieß der Schüler) meine Oppoſition an, der aber die Rolle die ihm aufgegeben war wohl ſtudirt hatte und mir bald Grobheit, bald Unverſchämtheit, bald höhnenden Spott entgegenſetzte. Ich wurde zwar beſtürzt, fuhr aber mit verbiſſener Leidenſchaft, wenigſtens mit dem äußern Schein der Ruhe fort. Auch ertrug ich es noch mit ſtillem Ingrimm, als Gönner, der ſich als Präſes ins Mittel ſchlug, mir unter Anderm vor der verſammelten Menge ſpotlend zurief: daß, wer das (von mir ſoeben) Geſagte behaupte, nicht blos in Anſehung dieſes Satzes, ſondern in Anſehung der ganzen Rechtswiſſenſchaft in ſeinem „Kopfe müſſe verſchoben ſein". Dieſes trug ich ohne ein Wort zu erwidern. Als aber endlich der Knabe, der noch vor einem halben Jahre lernend zu meinen Füßen ſaß, wieder das Wort nahm und die Hände in die Seilen geſtemmt mit zurückgelehntem Körper und hohnlächelndem Munde ein förmliches Examen über die Elemente meiner Wiſſenſchaft mit mir begann, da erlag meine Kraft der Empörung gerechter Indignation; in die Mitte des Saals hervortretend und auf den unwürdigen Jüngling deutend, rief ich aus: „Hier ſteht ein Frecher, ein unedles Werkzeug in einer noch ſchlechtern Hand!" und mit dieſen Worten verließ ich den Saal, indem mein empörtes Herz mir ſagte: Das ſeien die letzten Worte die du in Landshut geſprochen haſt!

Am folgenden Morgen früh verließ A. von Feuerbach ſein krankes Weib am achten Tage ihres Wochenbetts und ſeine weinenden Kinder, um ihnen und ſich ein beſſeres Loos zu ſuchen. Die weitern Schritte die er ſodann gethan enthält noch der Brief an Jacobi, und ein folgender an Hrn. von Zentner (Landshut, November 1805) ſpricht ſchon von ſeiner neuen Anſtellung beim Geheimen Miniſterial-, Juſtiz- und Polizeidepartement. In einem ſodann folgenden noch in Landshut geſchriebenen Briefe (vom 7. November 1805) an Jacobi drückt A. von Feuerbach ſeine Freude über die Erlöſung aus der „Hölle in Landshut" aus:

Der Himmel hat es übrigens recht gut nicht blos mit meinem Glück, ſondern auch mit meiner beſſern Seele gemeint, daß er mich gerade jetzt von der akademiſchen Laufbahn abrief. Es iſt mir jetzt klar daß durch dieſe Veränderung mein Geiſt von dem intellectuellen Tode und mein Herz von dem moraliſchen Verderben gerettet worden iſt.

Die durch Mikrologie von Buchſtabenwiſſen und Silbengelehrſamkeit wie durch dürre, austrocknende Sandwüſten ſich mühſam durcharbeitende gelehrte Durchforſchung des Römiſchen Rechts ſagte A. von Feuerbach's Geiſte nicht beſonders zu.

Sowie Derjenige der dazu verdammt wäre an einem majeſtätiſchen Moſaikgemälde die vielen Tauſend Stiftchen genau abzuzählen am Ende den Sinn für die Anſchauung des großen Ganzen verlieren und wol gar die einzelnen Pünktchen für das Herrlichſte und ihr Zählen für das Verdienſtlichſte achten würde, ſo läuft der blos theoretiſche gelehrte Civiliſt Gefahr über dem Forſchen das zu Erforſchende, über dem Buchſtaben den Geiſt, über Bruchſtücken den Sinn für die Einheit, die Harmonie und den Zuſammenhang des Ganzen und über dem ewigen Nachgrübeln in fremden Gedanken die Fähigkeit eigener Gedanken zu verlieren. Nur großen Seelen iſt es gegeben, unter der ſchweren Laſt von aufgehäuften kleinlichen Materialien des Wiſſens aufrecht einherzugehen, die gewöhnlichen werden der Laſt erliegen und endlich vor lauter Gelehrſamkeit unwiſſend ſein. Schon ſeit einiger Zeit bemerkte ich in mir eine gewiſſe Trockenheit und Sprödigkeit, gefiel mir bei der Neigung im Kleinen und Kleinlichen groß zu ſein, feierte Siegesfeſte, wenn ich dem Ulpian oder Papinian ein Komma oder Punctum an den rechten Ort geſetzt u. ſ. w.: kurz ich war nahe daran, an Leib und Seele als dürrer juriſtiſcher Pedant zu verderben. Jetzt trete ich aus der Schule in die Welt, auf ein Feld des Kampfes und der Ehre; jetzt ſind für das Leben neue Kräfte zu üben, neue Bahnen zu brechen, neue Ausſichten zu öffnen, jetzt gilt es mit dem Gewonnenen für mein geliebtes Vaterland zu wuchern und manches todte Wiſſen mit lebendiger Kraft zu befruchten, damit es unmittelbar Segen bringe dem Volke und meinen Dank bezahle ſeinem Regenten. Und hätte ich auch den Kopf mir erhalten, gewiß! ich hätte doch das Beſte verlieren müſſen — das Herz, das durch Menſchenbosheit verwundet, durch die Erbärmlichkeit meiner Umgebungen immer zuſammengepreßt, durch den beinahe ſchon triumphirenden Unglauben an menſchliche Güte bis zur Menſchenfeindſchaft erkältet war.

Mit ſeiner neuen Stellung in München war A. von Feuerbach anfangs zufrieden. In München begann erſt eigentlich ſeine legislatoriſche Thätigkeit. Er ſchreibt an ſeinen Vater aus München (20. Februar 1806):

Meine Arbeiten gehen unmittelbar auf das Wohl von Millionen, die mir vielleicht einmal noch ſpät eine beſſere Geſetzgebung danken.

Auch ſeine anderweitigen Functionen daſelbſt, die Relationen im Geheimen Rathe, nennt er höchſt intereſſante Geſchäfte. Seine neue Thätigkeit und Lebensweiſe mit der frühern in Landshut vergleichend ſagt er:

Das unaufhörliche Wühlen in Büchern, in trockenen Theorien und mikrologiſchem Staube und ſo viele andere geiſtige Nothzüchtigungen, die dem akademiſchen Lehrer Pflicht ſind, fingen an mich auszutrocknen und mein Gemüth zur Aufnahme des Erfreulichen und Angenehmen ungelenk zu machen. Bei dem Umgange mit lauter ſchweinsledernen Bänden aſſimilirt ſich nach und nach Seele und Leib der ſchweinsledernen Natur. Sonſt mußte ich als Einſiedler leben, die Menſchen denen ich mich nahte waren mir großentheils entweder gleichgültig oder verhaßt; ſelbſt unzufrieden und von Unzufriedenen umgeben, ſagte und hörte ich faſt Nichts als was neue Unzufriedenheit machte. Jetzt bin ich mehr in den Kreis der menſchlichen Geſellſchaft gezogen, ich muß mich mit dem Individuellen menſchlicher Angelegenheiten befaſſen; ich ſehe und ſpreche viele Perſonen die von verſchiedenen Seiten her intereſſiren, bin gepflegt und gehegt von der Liebe der erſten Männer an Geiſt und Herz, und ſo fange ich an unter den Menſchen wieder für ſie aufzuleben.

Unter ſeinen Freunden nennt er den Geheimrath Schenk und Jacobi, „der mich nur immer ſein liebes Söhnchen nennt und bei dem ich tagtäglich mehre Stunden zubringe". Doch auch dieſer Brief ſtellt ſchon wieder Kämpfe in Ausſicht.

Daß ich Kämpfe zu beſtehen habe, daß noch viele in der nahen Zukunft mir bevorſtehen, können Sie wohl denken; ich weiß es, ich bin gefaßt und muthig, aber auch klug. Das Gute kann nur im Kampfe gedeihen, und wer den Kampf ſcheut, muß ſchlafen.

Ein Brief an ſeinen Vater (München, 10. April 1808) meldet eine große Veränderung ſeiner Laufbahn und ſeines Geſchäftskreiſes.

Von Criminalibus bin ich weg; ich lebe ganz im Politiſchen und Civiliſtiſchen und weiß kaum die ungeheuern Laſten die auf mir liegen zu ertragen. Unſer Staat iſt in einer völligen, wiewol unblutigen Revolution begriffen: alles Alte wird

eingeriſſen und eine neue Ordnung der Dinge wird gegründet. Aufhebung des Feudalismus, Aufhebung aller Fundamente, Rechte und Privilegien des Erbadels, eine neue Volksrepräſentation, eine neue Conſtitution: das ſind die politiſchen Gegenſtände, woran ich mitarbeite und wobei ich beinahe mich Hauptperſon nennen kann.

Er ſchildert dann näher ſeine „Rieſenarbeit“ und beklagt dabei nur daß er kränkle. Seinem Glücke ſieht er eine bedeutende reelle und glänzende Verbeſſerung bevorſtehen. Er ſagt:

Soviel ſehen Sie daß ich noch nicht am Ziel meiner Laufbahn ſtehe: ich liebe den Ruhm und die Ehre, aber ich ringe danach, als braver Mann durch Verdienſt und Beſtrebungen Gutes zu thun.

Indeſſen ſchon in einem der folgenden Briefe an ſeinen Vater (München am Chriſtheiligenabend 1809) ſpricht er von dem Gefährlichen ſeiner politiſchen Lage, von ſeinen zahlreichen, zum Theil mächtigen Feinden, die alles Mögliche verſuchen, ihn zugrundezurichten und deren Mittel „an und für ſich abſcheulich, zugleich aber beinahe lächerlich ſind“. In anonymen Pasquillen, in geheimen Libellen, welche dem franzöſiſchen Hof übergeben worden, haben ſie ihn mit mehren ehrwürdigen Männern des Hochverraths und einer Verſchwörung mit dem öſtreichiſchen Hof angeklagt. Zu derſelben Zeit, wo die Pasquille im Umlauf waren, warf man ihm in dem Staatsrath ſelbſt an den Kopf daß er von franzöſiſchem Einfluß beherrſcht ſei und zu der Partei gehöre welche dem Kaiſer Napoleon zur Errichtung eines occidentaliſchen Kaiſerthums den Weg bahnen und die ſouverainen Königreiche ſtürzen wolle.

So würde mich alſo zuvörderſt die öſtreichiſche Partei als Anhänger des franzöſiſchen Kaiſers köpfen, dann die franzöſiſche als Anhänger und Verſchworenen von Oeſtreich hängen laſſen. Ich bin wegen des Einen und des Andern beruhigt. Conscia mens recti famae mendacia ridet.

Der Raum verbietet uns, hier noch ausführlicher von den Tracaſſerien und Verfolgungsgeſchichten zu ſprechen, die A. von Feuerbach in den folgenden Briefen erzählt. Es wird genügen, nur noch aus dem Briefe vom 19. März 1811 aus München hervorzuheben daß A. von Feuerbach nicht einmal ſeines Lebens vor Mörderhänden ſicher war.

Gegen ausländiſche und proteſtantiſche Männer beſteht hier eine Art geheimer Geſellſchaft, deren Daſein man wohl weiß, deren Theilnehmer aber gegen juridiſche Verfolgungen gedeckt ſind. Erſt verſuchte man es uns gegen die franzöſiſche Regierung verdächtig zu machen, uns durch Libelle des Hochverraths anzuklagen. Da dieſer Plan nicht gelungen iſt, ſo wird nunmehr durch Banditenſtreiche gewirkt.

Nun folgt die Erzählung eines Attentats auf den Lehrer ſeiner beiden älteſten Kinder, Profeſſor Thierſch aus Sachſen. Derſelbe ging Abends nach ſeinem Hauſe und wollte eben ſeine Hausthüre öffnen, als in der Dunkelheit ein Meuchelmörder von hinten herbeiſchlich und ihm mit fürchterlicher Gewalt einen langen Dolch bis an den Griff in den Nacken ſtieß. Der Mörder ließ das Eiſen in der Wunde ſtecken und entfloh. Zum Glück ſtieß er um einen Zoll zu hoch und die Wunde war nicht gefährlich. Dieſes Attentat veranlaßte A. von Feuerbach Abends nicht auf die Straßen noch bei Tage in entfernte Gegenden des Parks zu gehen ohne die Begleitung ſeines Bedienten und ohne zwei gut geladene Terzerole und einen tüchtigen Degen in ſeinem Rocke. Er ſagt (I, 203):

Nachts werden alle Zugänge zu meiner Schlafſtube wohl verriegelt und auf meinem Nachttiſche liegen beſtändig meine zwei Piſtolen. Furcht habe ich nicht, aber angenehm iſt ſolches Leben ebenſo wenig. Die Betrachtungen zu denen ich geführt worden bin ſind ſehr ernſt. Sie gaben mir das Reſultat, mich ſobald als möglich, und ſoviel es ohne Nachtheil meiner Familie geſchehen kann, auf einen weniger glänzenden, aber minder gefahrvollen und ruhigern Wirkungskreis in irgend einer Provinz zurückzuziehen. Wohin? das weiß ich noch nicht. Nur das iſt entſchieden: ſobald als möglich aus München.

Für die Erfüllung dieſes Wunſches ſorgten die Feinde A. von Feuerbach’s. Dieſen gefiel A. von Feuerbach’s Theilnahme an der Zeitgeſchichte nicht, wie aus den „Aufzeichnungen zu meinem Leben im Jahre 1813 und 1814, beſonders ſeit März“ (I, 271 fg.) zu erſehen.

Je rühriger ich, deſto erbitterter die Feinde. Ein Miniſterialreſcript beſchuldigt mich ziemlich unzweideutig wegen meiner Schriften*) des Verbrechens der in der Perſon des feindlichen Souverains beleidigten Majeſtät, und das Schreiben wird mir unterſagt, außer unter Cenſur des auswärtigen Departements.... Die Polizei, entdeckte man mir endlich, bewache und belauere mich; jeder meiner Schritte werde beobachtet, wer mit mir umgehe ſei verdächtig.... Meine Schrift „Ueber deutſche Freiheit und Vertretung deutſcher Völker durch Landſtände“, welche von Baumgärtner dem Könige und den Miniſtern zugeſendet worden, dieſe vollendet das Begonnene und macht den Sturm ausbrechen....

Kurz A. von Feuerbach erfuhr daß der König ihm ſehr erzürnt ſei und die heftigſten Aeußerungen gegen ihn ausgeſtoßen habe, als ſei auch er einer von den deutſchen Jakobinern, einer von den preußiſchen Emiſſaren, und all dieſes Geſindel von Norddeutſchen müſſe ihm noch aus den Augen fort, das ſei entſchieden. A. von Feuerbach wurde nach Bamberg verſetzt. In einem Briefe aus München an ſeinen Vater vom 22. Juni 1814 theilt er dies als eine „angenehm-unglückliche Begebenheit“ mit.

Das Unglück beſteht darin daß ich bei meinem guten Könige in Ungnade gefallen bin und infolge deſſen aus dem königlichen Hoflager mich entfernen muß. Das Glück aber iſt daß mein guter König auch in ſeiner Ungnade höchſt gnädig iſt. Durch Reſcript vom geſtrigen Datum bin ich zum „wirklichen Geheimen Rathe im außerordentlichen Dienſte ernannt und mit Beibehaltung meines vollen Gehalts von 7000 Fl. zum Präſidenten des königlichen Appellationsgerichts zu Bamberg“ berufen worden. Meine höchſten Wünſche ſind erfüllt. Ich vertauſche das unruhige, ränkevolle und unſichere Hofleben mit einem friedlichen ehrenvollen Wirkungskreiſe.

Ueber ſein Leben und Wirken in Bamberg berichten nun die folgenden Briefe an ſeinen Vater. Seine Stelle iſt angenehm, ſie beſchäftigt ihn ohne ihn zu beladen. Bei ſeiner Gewandtheit arbeitet er ſich ſchnell in das Formelle des Geſchäftsgangs ein.

*) „Ueber die Unterdrückung und Wiederbefreiung Europas“ und „Was ſollen wir?“ denen noch andere folgten.

Gott hat mir einen vielgewandten Kopf gegeben; ich weiß mich ſehr bald in Alles zu fügen und Nichts iſt mir ſehr lange neu; wo ich ſtehe weiß ich mit Würde zu ſtehen und mich als der Erſte zu behaupten.

Er lebt in Bamberg ein wahres Kloſterleben. Es ſind dort wunderliche Menſchen, denen man ſich kaum zu nähern Luſt haben kann.

Alles thut gegeneinander fremd und kalt; in öffentlichen Geſellſchaften iſt Alles ſteifer als am ſteifſten Hof.... Ich lebe daher faſt ganz allein, vergnüge mich am Anblick der ſelbſt in ihrem Winterkleide noch herrlichen Natur die mich umgibt, und mache die Todten zu meiner Geſellſchaft.

Er hat einen Antrag nach Wien zu gehen, um eine politiſche Rolle mitzuſpielen.

Aber dafür behüte mich der Himmel! Wer auf feſtem Lande ſteht iſt ein Thor, wenn er in die ſtürmende See ſich wirft.

Doch auch das feſte Land in Bamberg bot A. von Feuerbach keine bleibende Stätte. Auch von dort, wo man ihn, wie aus einem Briefe an den Miniſter Grafen Reigersberg vom 15. Mai 1815 hervorgeht, beſchimpfte, ſehnte er ſich nach Erlöſung. In einem Briefe an Tiedge aus Bamberg vom 4. Auguſt 1815 ſchreibt er:

Wie ein abgeſchiedener Geiſt wandle ich hier unter den Lebenden; ich ſuche eine Seele, die ich mein nennen möchte und finde ſie nicht. Wie mich die Larven höhniſch-freundlich angrinzen! Jeder Gruß des Willkomms geht mir wie ein Dolchſtich durch die Bruſt! Fort! fort von hier! meines Bleibens iſt nicht mehr! Ich habe aus dem Quell des beſſern Lebens getrunken, hier iſt kein Tröpfchen, meine lechzende Zunge zu kühlen. Nur der Stern der aus der Zukunft blinkt wirft tröſtend ſeine Strahlen in die Nacht die mich umgibt; nur die Hoffnung auf den Tag der rettenden Freiheit erfriſcht noch die dumpfe, moderige Kerkerluſt, in der ich nahe bin zu erſticken.

A. von Feuerbach unterhandelte mit dem Miniſter Schuckmann wegen einer Verſetzung nach Preußen. Er ſchreibt aus Bamberg an Tiedge und Eliſe (15. September 1815):

Ich merke, in Preußen verſteht man ſich auf Geiſter und weiß wozu ſie gut ſind. In Baiern weiß man es nicht mehr, wenn man es je gewußt hat; Geiſter bedeuten hier mehr nicht als Geſpenſter, vor welchen ſich die armen Sünder fürchten. Der meinige, ſo klein er auch iſt, wurde darum in die Wüſte gebannt und ſollte dadurch nicht blos unſchädlich gemacht, ſondern auch (für dieſes Bubenſtück habe ich viele Thatſachen) wo möglich zugrundegerichtet werden. Dieſes wäre gelungen und würde noch gelingen, wenn nicht die Erlöſung nahte und ſtets die Hoffnung auf Erlöſung mich begleitet hätte. Oft, ſelbſt noch vor kurzem erkannte ich an den unzweideutigſten Erſcheinungen meines Seelenzuſtandes daß ich in der Gefahr mich befinde, daß entweder der Wahnſinn meinem Bischen Verſtand oder die Verzweiflung meinem Leben ein Ende machen könnte... Küſſen Sie — ſchließt er dieſen Brief —, lieber Tiedge, der edeln Eliſe in meinem Namen die Hand und behalten Sie lieb den Veſuv, dem es jetzt vergeht Feuer zu ſpeien, aus deſſen Krater höchſtens Schwefeldämpfe aufſteigen und moraſtige Ströme mit faulen Fiſchen (vide Humboldt's „Reiſe") ausfließen.

A. von Feuerbach's Umgang mit Tiedge, ſodann mit Schuckmann und andern preußiſchen Männern und Frauen in Karlsbad: alles Dieſes war von dem Karlsbad und Franzensbrunn aus bis in das Kleinſte nach München berichtet worden, und dort knüpfte man dann dieſe Thatſachen ſogleich an „jene alte niederträchtige Beſchuldigung" an (die hauptſächlich auch ſeiner Entfernung aus München zum Vorwand gedient hatte): daß er von Preußen erkauft ſei. Daher neue Verfolgungen und A. von Feuerbach's nur deſto ſehnlicherer Wunſch nach Preußen berufen zu werden. A. von Feuerbach's Parallele zwiſchen Baiern und Preußen, ſeine Urtheile über die politiſchen Zuſtände und Stimmungen dieſer Zeit, ſeine Bemerkungen über des Geheimraths Schmalz Schrift über geheime politiſche Geſellſchaften u. ſ. w. ſind ſehr lehrreich. Der beſchränkte Raum verbietet uns aber hier Näheres anzuführen. Ergötzlich iſt die Art wie ſich A. von Feuerbach über die Deutſchthümler jener Zeit luſtig macht, dieſe begeiſterten Seelen, die in „Klangſäle" gehen, um ſich am „Klangwerk" zu ergötzen und die „Tiefgeige" und das „Hochholz" und den „Tiefknüppel" und das „Schmetterhorn" im „Einklangswettſtreite" zu hören, die eher verhungerten ehe ſie ein Hachis, ein Fricaſſée, ein paar Schweinscotelett's oder einen einmarinirten Hecht verzehrten, und lieber ein altdeutſches Bärenfell um die Lenden würfen, ehe ſie ein paar verruchte „Pantalons" und einen verdammten „Frack" anzögen.

Man weiß wirklich nicht ob man über das tolldumme Zeug lachen oder weinen ſoll, aber tolldum iſt es gewiß, und wenn es zugleich mit Verfolgungsſucht, politiſcher Patrioten-riecherei und Pfaffenthum und religiöſem Verfinſterungseifer ſich verkuppelt, zugleich boshaftdumm, dumm aber immer und unter jeder Vorausſetzung, weil all dieſes Treiben, ſchade es auch vorübergehend, am Ende doch ſein Ziel nicht erreicht, nach den Geſetzen der Natur und des Menſchengeiſtes nicht erreichen kann.

Ueber Arndt's Schriften urtheilt A. von Feuerbach:

Seine Wahrheiten ſind gar zu ſehr auf das Aeußerſte geſtellt und ſind dadurch mit der Unwahrheit manchmal in nahe Verwandtſchaft gekommen; ſeine kräftige, kernige, gediegene Sprache hat zu viel von dem Feuer des Haſſes und Zorns, zieht daher die Wahrheit in die niedrige Region perſönlicher Leidenſchaftlichkeit herab und beleidigt ſtatt zu verſöhnen. Arndt und Görres (die man im Süden als preußiſche Schriftſteller betrachtet) ſind vorzügliche Miturſache des Haſſes den man in Süddeutſchland gegen die Preußen trägt. (In einem Briefe an Tiedge und Eliſe von der Recke aus Bamberg vom 31. October 1815.)

Die Entſcheidung wegen A. von Feuerbach's Berufung nach Preußen verzögerte ſich, und je länger er darüber in Ungewißheit lebte, deſto widerlicher wurde ihm ſeine Lage in Bamberg. Er ſchreibt an Eliſe aus Bamberg (11. December 1815):

Wer wie neulich Gervaſi mich in einem breit in Gold geſtickten Rocke und in meinem in reizender Gegend liegenden Gartenpalais ſieht und dabei weiß daß ich 8000 Fl. zu verzehren und faſt Nichts zu thun habe, könnte ſich verſucht fühlen in mir einen Ueberglücklichen zu beneiden. Aber dieſer würde vergeſſen daß die Schmach ein unnützes Leben zu führen, der unwürdige Schlaf auf weichen Polſtern bei dem wachen Gefühl der beſten Kraft, der unbefriedigte Durſt nach dem Genuß eines nützlich-thätigen Wirkens, das Bewußtſein den Zweck und die Beſtimmung ſeines Lebens verloren zu haben, daß mit einem Worte das Gefühl des geiſtigen Todes für die beſſern Menſchen (unter welche ich mich zu zählen einiges Recht zu haben glaube) dem Gefühl des Unglücklichen ab-

nelt, der lebendig begraben in ſeinem Sarg unter der Erde erwacht iſt.

Er kommt ſich vor wie

ein zweibeiniges Thier, das von einem reichen Herrn an einer goldenen Krippe gefüttert ißt und trinkt und ſchläft, und ſich nur dadurch von den vierfüßigen Thieren unterſcheidet daß er wöchentlich ein paar mal ſeinen Namen unter viele Papiere ſetzt und — einen beſſern Zuſtand vermißt und hofft.

Auch war die zweideutige Rolle, die A. von Feuerbach ſeit ſeinen mit Schuckmann angeknüpften und geheimgehaltenen Unterhandlungen wegen ſeiner Berufung nach Preußen ſpielte, ſeiner Denkungsart und ſeinen Gefühlen zuwider. Er ſchreibt:

Es kann einem ehrlichen Manne wol ziemen, den Staat in dem er nicht mehr nach Kräften wirken zu können glaubt zu verlaſſen; aber der Zwiſchenzuſtand, wo man gegen den einen Staat noch die heilige Eidespflicht trägt, während man durch Unterhandlung mit einem andern an dieſer Eidespflicht rüttelt, wo man noch lange unthätig des einen Brot verzehrt, während das Herz, die Hoffnung, die Erwartung dem andern zugewendet iſt — dieſer Zuſtand des Uebergangs hat, zumal wenn er lange dauert, Etwas, vielmehr Vieles an ſich was der Treuloſigkeit ſehr nahe verwandt iſt und daher ſelbſt mein moraliſches Gefühl beleidigt. Der Ruf der unbeſtechlichſten Treue und Redlichkeit hat acht Jahre lang mein öffentliches Leben geehrt; ich wünſche in Baiern dieſen Ruf nicht durch die letzte Periode zu vermindern.

Aus der Berufung nach Preußen wurde jedoch Nichts und A. von Feuerbach verzichtete endlich ſelbſt darauf. Er ſchreibt 1816:

Gegen Preußen habe ich aus Gründen ſehr argen Widerwillen gefaßt. Miniſter Schuckmann hat nicht nur Nichts für meine Berufung gethan, ſondern (wie ich beinahe als Gewißheit annehmen darf) dieſelbe hintertrieben. Als er mir zu Karlsbad den erſten Antrag machte, kannte er nur den Criminaliſten Feuerbach; erſt in Berlin lernte er den ganzen Feuerbach kennen und fand da in den politiſchen Grundſätzen des Mannes eine Perſon, von welcher ſein Ariſtokratismus, der im Despotismus ſeine Stütze ſucht, wunderbar und zum Schrecken überraſcht wurde. Zum Andern habe ich gewiſſe Thatſachen, welche mich beſtimmt ſchließen laſſen daß von der preußiſchen Regierung aus die bairiſche Kenntniß von meinen Unterhandlungen mit Berlin und ihrem Mislingen erhalten hat. Endlich kann ich nicht bergen daß die hohe Achtung gegen die preußiſche Regierung und meine begründete Erwartung Deſſen was von ihr ausgehen werde ſich bei mir in Nichts aufgelöſt oder in das Entgegengeſetzte verkehrt hat. Alle Achtung gegen den hohen Edelſinn des preußiſchen Volks! aber ſeine Regierung legt eine ſo kleine armſelige Politik in dem Innern wie im Aeußern an den Tag daß ſie in der öffentlichen Meinung alles Zutrauen verloren hat und im ganzen Deutſchland keine einzige jetzt ſo ſehr verabſcheut und ſo entſetzlich tief verachtet wird als die preußiſche u. ſ. w.

Mit feſter Entſchloſſenheit wies A. von Feuerbach in München eine Ernennung zurück, durch die ſeine Feinde, unter der Maske als wollten ſie ſeine ausgezeichneten Verdienſte belohnen, ihn ehren und erheben, ihn vielmehr 'entfernen wollten. Er ſchreibt aus München den 26. März 1816:

In wenigen Wochen ſollen die Provinzen Salzburg ſammt dem Inn- und Hausruckviertel an den Kaiſer von Oeſtreich abgetreten werden. Um mich unter ſchicklichem Vorwand an Oeſtreich zu überliefern, wurde ich durch das in Abſchrift beiliegende Reſcript zum Generalcommiſſar, d. i. in der preußiſchen Terminologie zu reden, zum Oberpräſidenten dieſer Provinzen ernannt. Die Stelle trägt 12,000 Gulden ein. Aber da ich mit meinen acht Kindern proteſtantiſcher Religion bin und in dieſer Eigenſchaft einen ſo hohen Poſten bei Oeſtreich nimmermehr behalten würde, da ich (ein Gelehrter und Rechtsmann) nie ein Dorf adminiſtrirt habe und nach allen meinen geiſtigen Eigenſchaften durchaus nicht im Stande bin einer großen Provinz im Verwaltungsfache vorzuſtehen, ſo iſt, abgeſehen von tauſend andern Gründen, dieſe meine Erhebung nichts Anderes als — eine Entſetzung und Auslieferung.

Drei mal wurde durch feierlich ausgefertigte Decrete ausgeſprochen daß es aller Gegenvorſtellungen A. von Feuerbach's ungeachtet bei der Verſetzung nach Salzburg ſein unabänderliches Bewenden behalte;

und doch mußte, nachdem ich eine Hauptmine hatte ſpringen laſſen, fünf Tage nach dem letzten Decrete das unabänderliche Bewenden ſich ändernd zum Entgegengeſetzten wenden; eine Staffette mußte von München nach Salzburg die Nachricht tragen daß „gewiſſe außerordentliche, ſeit meiner Ernennung zum Generalgouverneur eingetretene Umſtände Se. königl. Majeſtät bewogen hätten mich des Antritts dieſer Stelle in Gnaden zu entheben".

A. von Feuerbach erhielt nun zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit einen unbeſtimmten Urlaub mit dem Anhang daß über ſeine Anſtellung nach ſeiner Rückkehr entſchieden werden ſolle. Ueber dieſe neue Anſtellung meldet er endlich an Tiedge und Eliſe von der Recke (München, 21. März 1817):

Meine Kämpfe ſind ausgekämpft und ein ehrenvoller, friedlicher, den politiſchen Stürmen entrückter Wirkungskreis iſt gewonnen. Ich bin unter Beibehaltung meines Titels als wirklicher Geheimer Rath zum erſten Präſidenten des Appellationsgerichts für den Rezatkreis zu Ansbach ernannt worden. Zugleich hat der gute König die Gnade, für meine beiden älteſten Söhne Anſelm und Karl aus Rückſicht ihrer ausgezeichneten Talente und Kenntniſſe die Sorge eines Vaters zu übernehmen; für ihre ganze Univerſitätszeit iſt dieſen meinen Kindern die jährliche Summe von 1600 Gulden aus der Cabinetskaſſe angewieſen worden.

In Ansbach blieb nun A. von Feuerbach bis zum Schluſſe ſeines Wirkeus. Er wirkte ſonſt, wie aus einem Briefe an Eliſe von der Recke (Ansbach, 21. Juli 1817) hervorgeht, auf cinen Umkreis von vierthalb Millionen Seelen, jetzt nur auf einen Bezirk von einer halben Million:

aber dort wirkte ich unſicher, blos auf die äußerſte Oberfläche hin und in ewigem unentſchiedenen Kampfe des Guten mit dem Böſen; hier bin ich Herr meiner Thaten, wirke beſſer weil ich freier wirke, wirke eindringender weil der Gegenſtand enger beiſammenliegt. Es gibt freilich viel Mechanismus bei meiner Arbeit: Ordnung, ſtrenge Pünktlichkeit ſind das Erſte, aber auch das Seelenloſe bekommt eine Seele durch den Gedanken daß das Nützliche im Großen immer nur aus dem Kleinen hervorgeht, und daß die rechtliche Form (welche vor dem grobſinnlichen Auge ſo ſtarr und widerlich daſteht) nur ein heiliger Tempel iſt, in welchem die Gerechtigkeit wohnt, und daß jene Mauern ſie beſchützen. Mit den Pflichten meines ſchönen Berufs verbinde ich ſo eng als möglich die geſellſchaftlichen Genüſſe. Zurückgezogen von dem Umgang der ſchalen, faden eleganten Welt lebe ich wie ein Vater unter ſeinen Kindern, geachtet und geliebt, mit den Männern mit welchen mein Amt mich am nächſten verbindet. Unter den 20 Männern, die als Vicepräſidenten, Directoren oder Räthe meines

leitung zunächſt untergeben ſind, befinden ſich 16 durchaus brave Leute, unter dieſen 16 mehre ganz vortreffliche Seelen.

In die Hauptſtadt und das wilde Gewühl des Hoflebens und in das bodenloſe Meer der Cabale wollte nun A. von Feuerbach nicht mehr zurück.

Da verdirbt man an Geiſt und Herz und Leib. Was hinter den vergoldeten Herrlichkeiten zu finden iſt, das habe ich erfahren. Die ſchönſten, friſcheſten Tage meines Lebens ſind dort verſchleudert worden; die übrigen will ich ſparſam mir erhalten und in ruhiger, ungeſtörter Wirkſamkeit genießen.

Der Juſtizminiſter Graf Reigersberg und der König bezeigten A. von Feuerbach ihre vollkommene Zufriedenheit. Er ſchreibt aus Ansbach (14. December 1817):

Noch immer gibt mir das Schickſal Beweiſe daß es ſich mit mir verſöhnt hat. Eins muß ich Ihnen erzählen, weil es einen rührenden Zug in dem Charakter meines guten Königs bewährt. Ich war noch zu München ein nicht unbedeutendes Capital bei dem Banquier Seeligmann (jetzt Baron Eichthal) ſchuldig. Kaum war neulich der Miniſter aus Ansbach zurück, ſo ſchickt er mir meinen Schuldſchein mit dem Bemerken: der König habe zufällig von einem Papier erfahren, das ich in München mitzunehmen unterlaſſen, er mache mir damit zum Zeichen ſeiner Gnade hier ein kleines Geſchenk. Mit umgehender Poſt ſchrieb ich wie natürlich einige Worte des innigſten Dankes meinem guten Vater Max.

Dieſer, „um jenem großmüthigen Geſchenk erſt ſeinen höchſten Werth zu geben", antwortete mit einem ſehr gnädigen Handbillet, welches mit abgedruckt iſt (II, 83).

Von Ansbach aus theilt A. von Feuerbach vielfach ſeine Anſichten über kirchliche und politiſche Zuſtände und Beſtrebungen mit. Er berichtet über die Feier des Reformationsfeſtes, über Pöſchel als das Haupt einer „tigerartigen" fanatiſchen Sekte. (Pöſchel, ſonſt ein ſehr heller, gutdenkender, ſanft und menſchlich fühlender katholiſcher Geiſtlicher, hatte den Buchhändler Palm zum Tode vorbereitet und war auf der Richtſtätte Zeuge der Unmenſchlichkeit geweſen, womit Palm qualvoll ermordet wurde. Seit jener Schreckensſcene war Pöſchel in Schwermuth und von da in ſchwärmeriſche Verrücktheit verſunken, die ihn zum Haupt einer Sekte machte. Die nähern Berichte A. von Feuerbach's über dieſe ſind ſehr intereſſant.) Auch wirkte A. von Feuerbach eifrig für die Sache des Proteſtantismus in Baiern mit. Er ſchreibt den 21. Januar 1818 an Tiedge:

Bei uns hat ein ganz neues, noch nie erhörtes Naturwunder ſich ereignet. Am hellen Mittag der Geiſterwelt hat die Hölle ihren Rachen geöffnet und auf ein mal ſieben volle Jahrhunderte verſchlungen, ſodaß das heutige Jahr nicht mehr 1818, ſondern 1073 iſt, wo Papſt Gregor VII. wieder als Statthalter Chriſti uns regiert. Leibhaft iſt er aus ſeiner Verweſung wieder auferſtanden, das blutige Kirchenſchwert in der einen, den Bannſtrahl in der andern Hand, ſeinen Fuß auf eines Königs Nacken, umqualmt von ſchwarzem Höllenbrudel, der in dichten Wolken über das Land ſich lagert und die Sonne verfinſtert, und worin viele Tauſend Teufelslarven in Mönchskutten und Biſchofsmützen auf- und niederweben und durch ein gellendes Hohngelächter über Menſchheit und alle menſchliche Weisheit, Wiſſenſchaft und Tugend — die Sinne betäuben.

Er bezeichnet damit das Concordat zwiſchen Pius VII. und Baiern, deſſen gefährliche und geiſtesverderbliche Artikel er näher beleuchtet. Er ſchildert die Stimmung des Landes, hofft daß auch die Proteſtanten außer Baiern ſich regen werden, „man rechnet insbeſondere auf die Sachſen und Preußen", und fodert Tiedge und Eliſe auf dieſe heilige Angelegenheit zur größten Publicität in ihrem Kreiſe zu bringen.

Suchen Sie alle kräftigen Männer von Geiſt und Herz dafür zu erwärmen und tragen Sie das Ihrige bei daß die Sache in Druckſchriften, Journalen, Zeitungen u. ſ. w. ſo viel und ſo laut als möglich beſprochen werde. Schweigen heißt die Unterdrückung mit befördern.... Nicht blos Denkfreiheit iſt in Gefahr, ſondern Alles, Alles! der Friede der Völker, die Sicherheit der Throne, das Glück und das Leben aller Einzelnen, die edelſten Beſitzthümer aller Geiſter, die Hoffnungen aller Beſſern. Wilde Kriege, in welchen Politik ihre Gifte miſcht und politiſcher Fanatismus mit religiöſer Wuth um die Wette morden und brennen und Europa in eine Wüſtenei umkehren: dieſe entſetzlichen Ausſichten, bei welchen der Genius der Menſchheit weint, ſind eröffnet, wenn nicht Gott die Kräfte aller beſſern Menſchen unterſtützt und mit Weisheit die Fürſten erleuchtet.

A. von Feuerbach wirkte ſoviel er konnte gegen die Finſterlinge.

Finſtere Prophezeiungen über Europas Schickſal finden ſich noch öfter in dieſen Briefen aus Ansbach im zweiten Bande. So z. B. in dem Briefe vom 5. Auguſt 1817 an Eliſe:

Mit Europa wird es bald aus ſein. Mit Blut und Thränen wurde geſäet, Blut und Thränen wird man ernten. Das neue beſſere Leben wird erſt dann wieder kommen wenn der Tod überſtanden iſt. Jetzt liegt erſt Europa auf ſeinem Sterbebette; die Todtengräber warten ſchon auf ſein Hinſcheiden; ſie ſtehen in Heerſcharen im Norden; aus dem Moder und der Verweſung kommt, aber — vielleicht nach einem Jahrtauſend das junge Leben eines wiedergeborenen Geſchlechts. Als Jüngling tritt Amerika auf die Weltbühne. Und das iſt, wie die Geſchichte lehrt, das allgemeine Geſetz daß Völker wie Einzelne ihre Lebensſtufen durchwandern. Auf das Greiſenalter folgt der Tod; und unſer Europa iſt ſchon lange über das Mannesalter hinaus, hat graue Haare und ſchleppt ſich matt an den Krücken; es iſt überdies kindiſch geworden, wie man in jedem Zeitungsblatte leſen und mit eigenen Augen wahrnehmen kann.

Den 23. Februar 1818 ſchreibt er an ſeine Freunde:

Ihre Anſichten über die großen Tendenzen unſerer Zeit theile ich vollkommen. Es geht offenbar ein Plan durch die Welt: durch Verwirrung der Köpfe Finſterniß in die Seelen zu bringen und in der Finſterniß den Völkern das Netz über die verwirrten, ſchwindelnden, im Dunkel taumelnden Köpſe zu werfen. Die Belehrungen der Geſchichte ſind für Diejenigen die alles Dieſes machen ganz und gar verloren. Das Schickſal der Welt iſt in die Hand von Böſewichtern und Dummköpfen gelegt: die letztern verſtehen jene Lehren nicht; die erſten wollen ſie nicht brauchen; denn dieſe rechnen nur auf ſich und die kurze Spanne ihres Daſeins: daher ſagen ſie in ihren Herzen: Die Folgen der Warnung treffen uns nicht mehr, après nous le déluge! Die Canaille nach uns mag ſehen wie ſie aus dem Brande ſich rettet, den wir angeſchürt haben, um an dem Feuerchen unſere Aepfel zu braten.

Aber daß A. von Feuerbach ſich nicht blos in ſolchen Klagen gefallen, ſondern, ſoviel in ſeinen Kräften ſtand, dem böſen, pfäffiſchen, verfinſternden und verwirrenden Geiſte entgegengearbeitet hat, geht aus mehren Stellen hervor. Den 27. März 1819 ſchreibt er an Tiedge und Eliſe:

Nie hätte ich geglaubt wie groß die Macht eines Mannes von einigem öffentlichen Anſehen iſt, ſobald er nur ſoviel Reſignation hat, ſich hinter den Couliſſen zu halten und Andere auf die ſein Geiſt im Stillen eingewirkt handeln zu laſſen. So iſt es z. B. buchſtäblich wahr: der Mann der das bairiſche Concordat mit dem Papſt zerriſſen, der das Religionsedict, das proteſtantiſche Oberconſiſtorium, die nun beſtehenden, von den Regierungen unabhängigen Provinzialconſiſtorien geſchaffen, die proteſtantiſche Univerſität Erlangen gerettet hat, dieſer Mann iſt kein anderer als — Veſuvius. Aber nicht ſpeiend, flammend, tobend hat er dies bewirkt, ſondern ganz aus tiefer Stille heraus, durch ein etwas kühnes, gefährliches, aber wohlberechnetes Manoeuvre, deſſen Operationslinie vom Bodenſee bis über das Fichtelgebirge hinausreichte und das ganz allein von Veſuv geleitet war. Vielleicht iſt ſchon das hier Angedeutete zu viel für einen Brief. Aber wenn ich reden könnte und nicht ſchreiben müßte! *)

Auch die Ständeverſammlung machte A. von Feuerbach viel zu ſchaffen; „ich bin immer dort, auch abweſend“. Die Beſten ſchloſſen ſich an ihn an und holten von ihm Rath. „Manches was in München geſprochen wird wurde erſt hier in Ansbach geſchrieben.“ Daneben beſchäftigte ſich A. von Feuerbach in ſeinen Mußeſtunden auch mit Poeſie. Er überſetzte metriſch die „Gita-Govinda“, eine überaus liebliche epiſch-lyriſch-dramatiſche Idylle des indiſchen Dichters Jajadeva. Den 11. Juli 1819 ſchreibt er:

Meine „Gita-Govinda“ iſt ganz zum Druck fertig. Aber ich fürchte mich noch zur Zeit ſie herauszugeben, weil (ſo weit ſind wir in Baiern mit der geiſtigen Cultur) ich den Vorwurf befürchten muß daß ich meiner Würde als Präſident durch die Herausgabe dieſes Gedichts vergebe. Ein Gedicht, einen Roman drucken laſſen heißt bei Hofe dort ungefähr ebenſo viel als für Geld als Schauſpieler vor dem Publicum auftreten.

Unterbrochen wurde A. von Feuerbach's Wirkſamkeit in Ansbach durch eine zu wichtigen legislativen Zwecken ihm aufgetragene Reiſe nach Paris. In Ansbach hatten ſich nämlich (vergl. den Brief aus München vom 26. Februar 1821) einige ſeiner Untergebenen auf ſehr reſpectwidrige Art ſeinen Anordnungen widerſetzt; er wurde davon ſo angegriffen daß ihn das Fieber packte und er ins Bett mußte. Dieſer und noch ein zweiter Vorfall trieb ihn nach München, um die allerhöchſte Autorität zu Hülfe zu rufen. Der nächſte Zweck ſeiner Reiſe war in den erſten Tagen erreicht; aber er fand auch ſehr bald was er nicht geſucht hatte, den Auftrag zur Reiſe nach Paris, „nicht zu diplomatiſchen, ſondern zu legislativen Zwecken der wichtigſten Art“. Sehr intereſſant iſt ſodann A. von Feuerbach's Brief aus Paris (11. Mai 1821) an den Miniſter von Zentner. Er wurde in engerm Cirkel mit Lafayette, Benjamin Conſtant und Manuel bekannt. Von Herren der Pairskammer beſuchte er den Fürſten Talleyrand, Herzog von Dalberg, Marquis de Boisgelin und den alten ehrwürdigen Exſenator Grafen Rigal.

Auch den Deputirten der Stadt Strasburg, von Türkheim, darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen. Durch dieſe und andere Männer erhalte ich Mittheilungen welche durchaus nicht, wenigſtens nicht vollſtändig vor das Publicum kommen.... Einige male war ich in der Deputirtenkammer, wo ich Nichts merkwürdiger fand als die höhnende Inſolenz, womit die rechte Seite die linke behandelte. Gewiſſe neue Begebenheiten haben einer unverbeſſerlichen Partei nun vollends den Kopf verwirrt, ſodaß ſie in wildem Taumel ſich dem Abgrunde entgegenſtürzt, der ſich ihren durch Leidenſchaft verblendeten Augen verbirgt. Die Miniſter ſelbſt ſollen über den Unfug der rechten Seite jetzt bedenklich geworden ſein. Bei den Feſten am 1., 2. und 3. Mai, wo ich mich am 2. in den Champs élysées unter dem Volke umhertrieb und am Abende dem Balle beiwohnte welchen die Stadt Paris der königlichen Familie auf dem Hôtel de ville gab, war eine ſeltene Eigenheit zu beobachten: aller mâts de cocagne, Muſikchöre, Gaukler- und Schauſpielerbuden, Wein-, Fleiſch-, Brot- und Bonbonsaustheilungen ungeachtet trieb ſich das Volk auf den Champs élysées mit einer Art trübſinniger Gleichgültigkeit umher; bei der Revue der Truppen empfing der König nur hier und da ein ſehr dünnes Vivat; in den Freitheatern wurden die Anſpielungen auf die Taufe des Herzogs von Bordeaux großentheils entweder mit Gleichgültigkeit aufgenommen oder gar ausgeziſcht u. ſ. w. Ueberhaupt aber herrſcht ein großes Schweigen unter dieſem ſonſt ſo lebhaften Volke: Jedermann hält mit ſeiner Meinung zurück, wenn ihm nicht der Mann ſchon durch die ſeinige bezeichnet iſt, nur in den großen Soirées treiben ſich Menſchen verſchiedener Parteien durcheinander; außerdem hat jede ihre eigenen Geſellſchaften, ihre eigenen Cirkel, ihre eigenen Kaffeehäuſer u. ſ. w., wo ſie frei ihre Meinung verhandelt. Am freimüthigſten und geſprächigſten iſt jetzt der Franzoſe nur unter vier Augen u. ſ. w.

Nach ſeiner Rückkehr von Paris wurde A. von Feuerbach zum wirklichen Staatsrathe im außerordentlichen Dienſte ernannt, wodurch ihm als Chef eines oberſten Provinzial-Collegiums der Titel Excellenz geſetzlich beigelegt worden. Da der Proteſtantismus in Baiern aufs neue ſtark bedroht wurde, ſo verwendete er ſich wieder eifrig für denſelben, worüber mehre Briefe aus Ansbach berichten. Er entwirft traurige Schilderungen von dem Siege des Pfaffenthums und den Fortſchritten des Kryptokatholicismus. Aus einem Briefe aus Ansbach (Winter 1823) geht hervor daß man ihn als einen gefährlichen Mann, welcher unter den Proteſtanten den Religionsfanatismus aufzuregen ſuche, die Rechte der königlichen Gewalt antaſte u. ſ. w., verdächtig zu machen ſuchte.

Zu offenbaren Schritten gegen mich haben es unſere Pfaffen noch nicht bringen können, aber daß es ihnen gelungen iſt, heimlich wieder bei Hof ein recht dickes Cabalengewebe wider mich zuſtandezubringen, habe ich zu glauben mehrfache Veranlaſſung.

Er fodert, da in den erſten Tagen des April die königliche Familie nach Dresden abreiſt, Eliſe auf der Königin aufzuwarten und, da ſie durch ihn von den kirchlichen Dingen in Baiern weit beſſer unterrichtet ſei als „die mit Hofſchranzen und Hofpfaffen umringte gute Königin“, dieſer ſo klar als möglich zu machen, „was in unſern Tagen der Kryptokatholicismus iſt, wie weit er ſeine Herrſchaft verbreitet hat, welcher Mittel er ſich bedient“ u. ſ. w. Den 14. Juli 1824 ſchreibt er aus Ansbach an ſeinen Sohn Eduard:

Was man nur immer dem Namen Feuerbach anhaben kann, das thut man jetzt, und dein Bruder Karl hat, wenigſtens durch Unvorſichtigkeit und Leichtſinn, das Seinige gethan den Feinden jenes Namens wo nicht einen Triumph, doch Vorwand zu Verdächtigungen und offenen oder verſteckten Verfolgungen zu gewähren.

*) Das Briefgeheimniß wurde in jenen Zeiten oft verletzt, wie aus mehren Andeutungen Feuerbach's hervorgeht.

Im Mai 1824 war Karl Feuerbach nämlich wegen demagogiſcher Umtriebe in Erlangen als Profeſſor der Mathematik am dortigen Gymnaſium verhaftet und nach München in den Neuen Thurm abgeliefert worden. Ueber das traurige Schickſal dieſes ſeines Sohnes im Gefängniß macht ſpäter A. von Feuerbach erſchütternde Schilderungen. Derſelbe war im Kerker in eine Gemüths- und Geiſteskrankheit verfallen, in der er ſich entleiben wollte, in der Einbildung, durch ſeinen Tod den übrigen Jünglingen, die nur ſeinetwegen noch im Kerker ſchmachteten, die Freiheit wieder zu geben. Er hatte ſich darum mit ſeinem Federmeſſer an beiden Füßen die Ader geöffnet, ſodaß ihn der Wärter im Blute ſchwimmend fand u. ſ. w. Die nähern Berichte enthalten die Briefe vom 4. März und vom 15. Mai 1825. Später wurde er ſo weit als möglich wiederhergeſtellt.

Ueber Hochverrathsbeſchuldigung gegen Feuerbach und die in Baiern ſogenannten norddeutſchen oder proteſtantiſchen Gelehrten enthält der Brief A. von Feuerbach's an den Juſtizminiſter von Zentner nebſt Anlage vom 20. October 1824 das Nähere. Daß unter ſolchen und andern Umſtänden und Erlebniſſen, durch die A. von Feuerbach erfuhr: „Das Leben iſt eine ſehr gute Schule; nur iſt leider die Zucht gar zu ſtreng", der ſehnlichſte Wunſch deſſelben nur noch dahin ging, den Reſt ſeines „kummervollen und mühſeligen" Lebens in Ruhe zu verbringen, darf nicht Wunder nehmen. Den im October 1828 an ihn von München aus ergangenen Auftrag zur Abfaſſung des bürgerlichen Geſetzbuchs für Baiern lehnte er, ſo ehrend dieſer Auftrag auch war, ab. Die nähern Motive zu dieſer Ablehnung finden ſich in den Briefen aus Ansbach an Herrn von Spies, vom 27. October 1828 u. ſ. w. A. von Feuerbach ſagt da unter Anderm (II, 281 fg.):

In einem Alter, wo ſchon die Jahre ernſtlich mahnen, mit dem noch kleinen Vorrath von Zeit und Kräften ſparſam umzugehen, pflegt man bei großen Unternehmungen, zumal wenn deren Erfolge nicht klar vor Augen liegen, ſich ängſtlicher zu bedenken. Die an mich geſtellte Frage: ob ich wol jenes Werk zu unternehmen geneigt ſei? heißt für mich nichts Geringeres als: ob ich fortan nach geleiſteter amtlicher Tagesarbeit den beſten Theil meines wenigen geiſtigen Vermögens, wie bisher geſchehen, den Wiſſenſchaften nützlich zuwenden oder an eine Arbeit hingeben ſoll, von welcher, ſo herrlich ſie iſt, mit allem Grund befürchtet werden muß daß ſie vergeblich gethan werde? Ich rede in dieſem Briefe vertraulich zu Ihnen als Freund und frage Sie: ob Sie, ſo wie die ſachlichen und perſönlichen Verhältniſſe in Baiern ſtehen, es irgend für möglich halten daß ein Werk wie ein bürgerliches Geſetzbuch, und wäre es von einem Erzengel geſchrieben, durch alle unſere Commiſſionen, Sectionen, Deputationen und Kammern hindurchdringen könne, ohne als ein zerläſtertes, zerriſſenes, verpfuſchtes, ſündliches Machwerk in die Welt zu treten, welches dem Lande zum Unglück, Jedem der feine Hand dabei im Spiele hatte, vor Allen aber dem Sündenbock-Redacteur, zur Schande gereicht? Die Verfaſſer aller vorhandenen rühmlichen Geſetzgebungswerke beſaßen zugleich die Macht oder wenigſtens den Einfluß, deſſen es bedurfte, um ihrem Werke die erfoderliche Geltung zu verſchaffen. Welcher einigermaßen ehrenwerthe Baumeiſter wird aber auf *ſeine* Gefahr auch nur ein gemeines Wohnhaus, geſchweige einen Palaſt unter der Bedingung auszuführen unternehmen, daß das Gebäude, ſobald es fertig geworden, von den Maurer- und Zimmergeſellen im Verein mit den pastoribus loci und mit einem Haufen Leute, wie man ſie auf der Straße findet, geprüft, dann, nachdem die majora fallen, bald dieſe, bald jene Partie eingeriſſen, angebaut, eingeſchoben oder eingeflickt und zuletzt, was noch immer das Beſte bei der Operation bleibt, vom Giebel bis zum Boden zuſammengeworfen werde? Um Großes zu unternehmen, dazu bedarf es des Muthes und hierzu wenigſtens der Hoffnung des Gelingens. So oft ich auf mein legislatives Wirken in Baiern zurückſehe, dringt ſich mir mit Schrecken oder Wehmuth der Gedanke auf daß ich größtentheils die Beſtimmung meines Lebens verfehlt, daß ich den ſchönſten Theil meiner Jahre und meiner Kraft unter Verdruß und Mühſeligkeiten, ohne Nutzen wie ohne Dank an die mancherlei vergeblichen Verſuche des bairiſchen Staats ſich eine allgemeine Geſetzgebung zu ſchaffen verſchleudert habe. Vieles Andern will ich nicht gedenken.

Zur Kenntniß des legislativen Geiſtes A. von Feuerbach's dienen in den beiden Bänden verſchiedene, chronologiſch eingeordnete Vorträge und Denkſchriften. Im erſten Bande: „Ueber die bevorſtehende Reform der bairiſchen Criminalgeſetzgung", 1805 geſchrieben, worin ſich A. von Feuerbach entſchieden gegen die grauſame, die Verbrechen nicht vermindernde, ſondern vermehrende, den Charakter der Nation verderbende und entehrende Strenge der frühern bairiſchen Criminalgeſetzbung ausſpricht und überall ſeine Urtheile durch merkwürdige hiſtoriſche Beiſpiele belegt, aus denen hervorgeht daß ſogar die Tortur, „dieſes furchtbare und blinde Ungeheuer", im 19. Jahrhundert unter Max Joſeph's „weiſem und mildem Scepter" noch das gewöhnliche gangbare Mittel war, aus dem Leugnenden das Bekenntniß der Schuld zu preſſen. Ferner: „Vortrag im Geheimen Rath, die Einführung des Code Napoléon in Baiern betreffend" (München 1809), nebſt Nachträgen zu dieſem Vortrag, worin A. von Feuerbach die Grundſätze des Code Napoléon: 1) Jeder Unterthan iſt im Verhältniß zu andern Unterthanen ein freier Menſch: er iſt frei geboren und er muß frei bleiben. 2) Alle Unterthanen ſind gleich vor dem Geſetz. 3) Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen. 4) Freiheit des Eigenthums ſoll begünſtigt werden. 5) Der freie Umtauſch des Eigenthums ſoll befördert werden. 6) Die Vertheilung des Eigenthums ſoll befördert werden; — gegen die Bemerkungen und Einwendungen des Grafen zu Törring in Schutz nimmt, und gegen des Grafen von Arco Behauptung, jene Grundſätze ſeien nur für einen *demokratiſchen*, nicht für einen *monarchiſchen* Staat anwendbar, vielmehr zeigt: 1) daß jene Grundſätze Nichts weniger als demokratiſch ſind; 2) daß ſie nicht erſt des Code Napoléon bedürfen, um als Grundſätze des bairiſchen Rechts betrachtet zu werden.

Dieſer den Code Napoléon betreffende Vortrag nebſt Nachträgen iſt höchſt lehrreich und mit A. von Feuerbach's gewohnter Klarheit und Schärfe durchgeführt. Daſſelbe gilt aber auch von ſeinen „Betrachtungen über das Geſchworenengericht, an Villers" (1812), über den „Geiſt des Strafgeſetzbuchs von 1813, aus dem Vortrage im Plenum des königlichen Geheimen Raths"; ferner

„Ueber das öffentliche Schlußverfahren bei Capitalverbrechen“, wozu im erſten Bande noch kommt: „Vortrag, die künftig einzuführende Todesſtrafe betreffend“, und „Gutachtliche Erinnerungen über die von Director von Gönner und E. von Kobell verfaßten Motive zum Allgemeinen Strafgeſetzbuch“. Die wichtigen Sätze, die A. von Feuerbach in dieſen Schriften durchführt, müſſen mit ihrer Begründung im Zuſammenhange geleſen werden, weil ſie erſt in dieſem ihr volles Verſtändniß erlangen, wie z. B. der Satz:

Eine Geſetzgebung welche auf bleibende Anwendbarkeit Anſpruch macht muß das Mittel halten zwiſchen beiden Extremen; *ſie darf keine richterliche Willkür begünſtigen oder möglich machen, muß aber dem vernünftigen richterlichen Ermeſſen innerhalb beſtimmter Grenzen die gehörige Freiheit laſſen.*

Im zweiten Bande finden wir A. von Feuerbach's politiſche Anſichten „Ueber die Nothwendigkeit eines zu errichtenden deutſchen Fürſtenbundes“, die er mit einem Briefe an den Miniſter des Auswärtigen Grafen von Rechberg (München, 11. März 1817) ſchickte. Er beweiſt darin daß der Deutſche Bund den kleinern Staaten keine Sicherheit gegen Oeſtreich und Preußen gewähre, und beantwortet dann, mit vorzüglicher Rückſicht auf Baiern als den ihn zunächſt angehenden Staat, die Frage:

Wenn alſo der Deutſche Bund keine Sicherheit gegen Oeſtreich und Preußen gewährt und gleichwol Etwas zur Gründung dieſer Sicherheit gethan werden muß: was kann, was *ſoll* für dieſen Zweck gethan werden?

Er findet nur zwei Fälle möglich, entweder: 1) Baiern ſchließt ſich einem andern *ſelbſtmächtigen* Staat an, verbindet ſich mit einer europäiſchen Macht, oder 2) Baiern verbindet ſich mit andern *deutſchen Staaten zweiten und dritten Ranges* und wird (was alsdann ſein natürlicher Beruf iſt) ſelbſt das Haupt eines Bundesvereins. A. von Feuerbach entſcheidet ſich für den zweiten Fall und gibt dafür ſeine Gründe an, die hier anzuführen jedoch der Raum verbietet. Auch zeigt er die Vortheile eines ſolchen aus kleinern Staaten zuſammengeſetzten Fürſtenbundes, an deſſen Spitze Baiern ſtünde.

Sehr launig iſt im zweiten Bande die „Unterthänige Vorſtellung und Bitte der gefangenen Gerechtigkeit an eine hohe Ständeverſammlung zu Y.“ (Ansbach, März 1819), die abſchriftlich einigen Deputirten mitgetheilt wurde. Die ſeit längerer Zeit entthronte und gefangen geſetzte, mit Fußſchellen gefeſſelte Gerechtigkeit ſchildert darin ihren jämmerlichen Zuſtand und die Treuloſigkeit ihrer Prieſter und Oberprieſter, die von den Opferſtücken auf ihrem Altare leben, von ihr zu Lehn ihre Würden und Aemter tragen und doch ſie ſo treulos in der Noth verlaſſen, ja ſogar verſpottet und verhöhnt haben, ſagend, ſie ſei *unabhängig* und *frei*. Welche Bewandtniß es mit dieſer ſo gerühmten Freiheit und Unabhängigkeit habe, zeigt ſie in ergreifender Schilderung und fährt dann fort:

So ſehr ich Ihnen für die mir geſchenkte Hoffnung auf den Tag der langentbehrten goldenen Freiheit zu innigſtem Dank mich verpflichtet fühle, ſo ſehr (um es aufrichtig zu geſtehen) bin ich erſchrocken, als ich vernommen habe daß Viele von Ihnen damit umgehen, zur Beſſerung und Wiederherſtellung meines Weſens mich vor allen Dingen *öffentlich* zu machen.

Sie iſt zwar nicht gegen die Oeffentlichkeit an und für ſich, aber ſie bittet bei ihrem dermaligen Zuſtande ihr erſt einige gelehrte, wohlerfahrene Aerzte zu ſchicken, welche ſie von innen heraus gründlich heilen, die durch mancherlei alten Geſetzunrath verſtopften erſten Wege reinigen und ihre in der Gefangenſtube durch unzählige ſchädliche Influenzen abgeſchwächten Kopfnerven ſtärken. Es heißt hier (II, 105 fg.):

Und dann, hochanſehnliche Verſammlung! belieben Sie ſich aus dem Obengeſagten zu erinnern, wie ſo ganz kläglich mein ganzes äußeres Anſehen iſt und daß ich, ſo wie ich jetzt bin, durchaus keine Ehre davon haben würde, von der ganzen Welt geſehen und betrachtet zu werden. Das hat noch meine Gefangenſchaft Gutes an ſich, daß ſie wenigſtens meine Schande verbirgt. Jetzt bekommt mich doch Niemand zu ſehen als mein Inſpector, der da meint, ich ſähe noch immer gut genug aus, und was die andern Leute in der Welt betrifft, ſo haben ſie Urſache zu glauben daß es wenigſtens nicht ſo ganz arg mit mir ausſehen müſſe, weil man doch immer noch ſo viele Karren und Wagen voll gelieferter Arbeit aus meiner Stube herausführe. Solchergeſtalt genieße ich wenigſtens des Troſtes, mich noch zur Zeit blos vor mir ſelbſt ſchämen zu müſſen. Sollte ich nun ſogar noch dieſes letzten Troſtes und zwar von meinen eigenen Freunden beraubt werden? Würden Sie ſich nicht ſträuben, meine gnädigen Herren, wenn man Ihnen zumuthete ohne Strümpfe und Beinkleider ſich vor den Galerien zu produciren? Nun! und ich, eine züchtige Frau, ſollte, ſo wie ich bin (Sie verſtehen mich, wenn Sie an Obiges ſich zu erinnern belieben), vor Herren und Damen und Gaſſenjungen mich präſentiren! Glauben Sie mir es doch ja auf das Wort: ich muß erſt ganz neu von Kopf bis zu Fuß eingekleidet werden, ehe ich mich nur einigermaßen mit Ehren darf ſehen laſſen. Mit den Prachtkleidern, dem königlichen Purpurmantel und der hellſtrahlenden Krone mag es einſtweilen noch anſtehen. Aber nur vorerſt das Allernothdürftigſte! ſoviel nur als die Sittlichkeit und der gemeinſte Anſtand erfodert.

In legislativer Beziehung lehrreich iſt beſonders noch am Schluß des zweiten Bandes der Anhang „Ueber die Polizei-Strafgeſetzgebung überhaupt“ und der zweite Theil eines „Entwurf des Strafgeſetzbuchs“ (München 1822). Auch hier geht die ſcharfſinnige Kritik A. von Feuerbach's oft in die heiterſte Laune über, die das Verkehrte in ſeiner ganzen Lächerlichkeit zeigt, ſodaß es wahrhaft beluſtigend iſt, dieſe Kritik des bairiſchen Entwurfs von 1822 zu leſen. Denn nach dieſem Entwurf mit ſeinen 356 Paragraphen gibt es eine ſolche Menge von Polizeiübertretungen

daß wirklich kein Glied des menſchlichen Leibes zu nennen, keine Bewegung oder Nichtbewegung deſſelben zu erſinnen iſt, dem nicht nach Umſtänden und Vorausſetzungen ſeine gehörige Strafe geſetzt wäre. Vorſichtiger kann die Vorſicht ſelbſt nicht ſein als ſich die Polizei in unſerm bairiſchen Entwurfe zu erweiſen verſucht hat.

A. von Feuerbach zeigt durch ergötzlich gewählte Beiſpiele daß er nach dieſem Entwurfe in nicht weniger als zwölf Stunden bei dem beſten Willen in den Fall kommen kann, in maximo folgende Strafen theils mit ſeinem Leib, theils mit ſeinem Geld zu bezahlen: 1) wegen eines Brummochſens, der durch ſein rothes Schnupf-

tuch wild werden konnte, Gefängniß auf 8 Tage; 2) für eine bei Tiſche zerriſſene Knallpapillote in Gegenwart einer ſchwangern Dame rechts Gefängniß auf 14 Tage; 3) wegen einer verdienten Sottiſe und daraus entſtandenen heftigen Gemüthsbewegung der ſchwangern Dame links Gefängniß auf 14 Tage; 4) weil ich auf Verlangen des Landgerichtsarztes den Scheintodten, welcher auch todt geblieben iſt, nicht frottiren helfen, Gefängniß auf einen Monat; 5) für eine geſchriebene Dedication Gefängniß auf 14 Tage; 6) weil ich den taubſtummen verlaufenen Jungen habe aus meinem Hauſe führen laſſen, 150 Fl.; 7) weil ich ein verlaufenes Weibsbild nicht habe in meinem Hauſe Kindbett halten laſſen, 200 Fl. Thut im Ganzen zwei Monate und drei Wochen Polizeiarreſt und 350 Fl. Geldſtrafe. Dieſe ſieben Fälle nebſt den §§. des bairiſchen Entwurfs, worauf ſie ſich beziehen, muß man in ihrer ausführlichen launigen Darſtellung im Buche ſelbſt nachleſen. Betreffs des Artikel 308 des erwähnten Entwurfs, welcher lautet:

Wer öffentlich durch Rede, durch Lehre, Schrift oder bildliche Darſtellung ſolche Grundſätze, Meinungen oder Geſinnungen verbreitet, welche wider die Grundlagen der Sittenlehre und Religion gerichtet oder ſonſt für Sitten oder Religion von gemein-verderblicher Beſchaffenheit ſind; wer ſich öffentlich auf eine die Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen gröblich beleidigende Weiſe äußert: iſt mit Arreſt von drei Tagen bis zu drei Monaten zu ſtrafen.

bemerkt A. von Feuerbach unter Anderm:

Die Künſtler mögen beſonders ihre Launen hüten. Wer eine Leda mit ihrem Schwane oder wer den liebenden Erzvater Loth mit ſeinen Töchtern oder eine Scene aus dem hohen Liede Salomonis malt, hat, wenn er auch dadurch die Grundlage der Religion und Sittenlehre nicht angegriffen hat, wenigſtens ſolche Geſinnungen dargeſtellt, „welche für Sitten oder Religion von gemein-verderblicher Beſchaffenheit“ ſind, und ſolch ein Künſtler hat ſicher ſeinen Arreſt von ein bis drei Monaten zu erwarten, wenn nicht bei den zuletzt erwähnten Vorwürfen der Kunſt ſich für ihn allenfalls noch die Geiſtlichkeit in das Mittel ſchlägt. Ein Wieland kann nicht mehr zum zweiten mal in Baiern auftreten, ohne wegen des fünften Geſangs im „Oberon“, wegen des „Agathon“, des „Idris“, der „Muſarion“, wegen des „Kombabus“ und faſt wegen aller ſeiner ſpätern Schriften, alſo wenigſtens alle Jahre ein mal auf drei Monate in das Gefängniß zu wandern. Ein bairiſcher Goethe würde nicht zum zweiten male den „Prometheus“ ſchreiben, ohne an den Grundlagen der Religion zu freveln, und hätte 1774 ſchon der Artikel 308 in Frankfurt a. M. gegolten, ſo hätte der wahre Goethe als Verfaſſer des „Werther“, zumal dieſem einige Narren in der That nachgefolgt ſind, nicht eher als nach überſtandenem Polizeiarreſt ſeine liebe Vaterſtadt verlaſſen. Schiller iſt noch der erträglichſte von allen dieſen; indeſſen hätte er wenigſtens zwei mal wegen Uebertretung des Artikel 308, zum dritten mal wegen des Artikel 53 den bairiſchen Polizeiarreſt verſuchen müſſen. Das erſte mal wegen der „Götter Griechenlands“, das zweite mal wegen der „Reſignation“ und das dritte mal als Verbreiter ſtaatsgefährlicher Grundſätze, wegen des „Tell“. Da es bei dieſen beiden Artikeln gar nicht einmal gerade auf das Selbſtmachen, ſondern nur blos auf das Verbreiten ankommt, ſo mögen die Herausgeber, Ueberſetzer und Verleger der alten Claſſiker nur auch auf ihrer Hut ſein. Wer den Tacitus oder den Livius uncaſtrirt herausgibt, verbreitet ſtaatsgefährliche Grundſätze und Meinungen; mehre Oden des Horaz ſind gegen einige Lobgeſänge auf die alma mater umzutauſchen; mit den tribus fratribus nequitiae, Catull, Tibull und Properz, auch Martial, iſt mit der größten Vorſicht umzugehen; von allen Werken des Ovid iſt Nichts mehr zu brauchen als ſeine „Jammerbriefe“; Lucian's gottloſe „Götterſprüche“ von Anfang bis zu Ende dürfen aus keiner bairiſchen Preſſe mehr hervorgehen; und wer den Petron edirt, hat nicht blos einfachen, ſondern geſchärften Polizeiarreſt auf drei Monate zu gewärtigen.

Von Denkſchriften im zweiten Bande iſt endlich noch zu erwähnen A. von Feuerbach's „Mémoire über Kaspar Hauſer“, der Königin Karoline von Baiern überſandt. A. von Feuerbach verſucht darin mit Klarheit und Schärfe einen Beweis aus dem Zuſammentreffen der Umſtände über den Stand Kaspar Hauſer's, über den Zweck ſeiner Gefangenhaltung und über die hohe Familie aus der er ſtammt zu führen. Sehr intereſſant ſind übrigens auch A. von Feuerbach's briefliche Mittheilungen über Kaspar Hauſer, die für Pſychologen Stoff zum Nachdenken liefern. (Vergl. die Briefe aus Ansbach vom 20. September 1828 fg.) Er ſchreibt:

Von der äußerſten Wichtigkeit wäre es, wenn man von Anfang ein umſtändliches Tagebuch über die vielen pſychologiſchen und phyſiologiſchen Erſcheinungen an Kaspar geführt hätte. Aber das fiel den nürnberger Philiſtern nicht ein, ich ſelbſt habe erſt die Veranlaſſung gegeben daß die Bruchſtücke jener merkwürdigen Erfahrungen nachträglich geſammelt werden. Ueberhaupt behandelten dieſe Nürnberger unſern Kaspar Monate lang blos als einen Gegenſtand der Neugier; ſein Pflegevater war ein Gefangenwärter; wie ein fremdes Thier wurde er in Geſellſchaften und Wirthshäuſern zur Schau herumgeführt, war den ganzen Tag der Schauluſt der Neugierigen preisgegeben, mußte an ſich beſtändig experimentiren laſſen, indem man ihm z. B. Wein und Anderes dergleichen, wovon man wußte daß es ſeine Natur nicht vertragen konnte, heimlich in ſein Waſſer goß, und er ſtand ſo in der nahen Gefahr, in kurzer Zeit geiſtig und körperlich zugrundegerichtet zu werden. Daran daß man dieſen Unglücklichen der Erziehung eines gebildeten Mannes ausſchließend übergeben müſſe war von dem Herrn Bürgermeiſter, der in ſeiner öffentlichen, übrigens ganz ungeeigneten, voreiligen Bekanntmachung ſoviel Humanität affectirt, gar nicht gedacht worden. Meine Reiſe nach Nürnberg gab erſt der Sache eine andere Wendung, indem ich den ganzen Unfug, der mit Kaspar getrieben wurde, meinem würdigen Collegen, dem Regierungspräſidenten Herrn von Mieg, anzeigte, dieſen auf das Erfoderliche aufmerkſam machte und denſelben veranlaßte, ſogleich ſelbſt nach Nürnberg zu reiſen und ſich mit eigenen Augen zu überzeugen. Hierauf erſt wurde Kaspar dem Profeſſor Daumer übergeben u. ſ. w.

Im gleich darauf folgenden Brief ſagt A. von Feuerbach:

Ueberhaupt gab mir bei dieſem ganz einzigen Falle die Armſeligkeit, Gemeinheit und ſelbſt Inhumanität der meiſten Menſchen, von denen ſich Beſſeres vermuthen ließ, vielfache Gelegenheit zu Aergerniſſen.

Nach A. von Feuerbach's Tode verbreitete ſich im Publicum das Gerücht, er ſei wegen ſeiner Theilnahme an Kaspar Hauſer's Schickſal vergiftet worden, wozu der Herausgeber bemerkt: „Auffallend iſt es allerdings daß Kaspar Hauſer noch in dem nämlichen Jahre ermordet wurde.“ Aber die Leichenöffnung A. von Feuerbach's ergab daß alle edeln Theile ohne Fehler waren; die Krankheit ward für nervös erklärt.

Wenn ſich nun in dem Bisherigen die fruchtbare Vielſeitigkeit des öffentlichen Wirkens A. von Feuer-

bach's in juridiſcher, legislativer *), kirchlicher, politiſcher und allgemein-menſchlicher Beziehung zu erkennen gegeben hat, ſo mag es zum Schluß noch geſtattet ſein, einige Urtheile A. von Feuerbach's über Zeitgenoſſen anzuführen, da ſie ihn charakteriſiren. Ueber Fichte ſchreibt A. von Feuerbach (Jena, 30. Januar 1799) an einen Freund:

Ich bin ein geſchworener Feind von Fichte als einem unmoraliſchen Menſchen, und von ſeiner Philoſophie als der abſcheulichſten Ausgeburt des Aberwitzes, die die Vernunft verkrüppelt und Einfälle einer gährenden Phantaſie für Philoſopheme verkauft. Jetzt gefällt ſie dem Publicum, das nach allem Neuen haſcht. Als Phantaſiephiloſophie hat ſie auch allerdings etwas Gefälliges und Anziehendes, aber nicht für Den den der Kant'ſche Geiſt genährt hat und es weiß daß mit leeren Begriffen ſpielen noch nicht philoſophiren heißt. Dieſer Unſinn wird aber bald verweht ſein. . . . Alles was ich hier ſagte, ſoll nur dazu dienen, meine Bitte zu unterſtützen, dich ja nicht, wenn dir deine Zeit und dein geſunder Verſtand lieb iſt, durch das Geſchrei der Säuglinge und Unmündigen irremachen zu laſſen und dich in die ſogenannte Wiſſenſchaftslehre zu vertiefen. Ich habe leider! einen guten Theil Zeit damit verſchwendet und ich danke nur dem Himmel daß ich meinen Kopf wieder geſund davon gebracht habe. . . . Wenn du ja Muße haſt, ſo nehme die Leibniz, Locke, Kant zur Hand. Hier weht ein unſterblicher echtphiloſophiſcher Geiſt. Es iſt gefährlich mit Fichte Händel zu bekommen. Er iſt ein unbändiges Thier das keinen Widerſpruch verträgt und jeden Feind ſeines Unſinns für einen Feind ſeiner Perſon hält. Ich bin überzeugt daß er fähig wäre einen Mohammed zu ſpielen, wenn noch Mohammed's Zeiten wären, und mit Schwert und Zuchthaus ſeine Wiſſenſchaftslehre einzuführen, wenn ſein Katheder ein Königsthron wäre.

Dagegen äußert ſich A. von Feuerbach über Reinhold, der zu Jena ſein Lehrer war, ſehr anerkennend. Er ſchreibt:

Unſer großer Lehrer Reinhold, mein Führer zum Guten und väterlicher Freund, wird uns in etlichen Wochen entriſſen werden. Er geht als Profeſſor der Philoſophie nach Kiel. . . . Ihm dankt es unſere Akademie daß ſie das Lob ſich erworben hat, die beſte, die geſittetſte zu ſein. Ihm danke ich es (und mit mir unzählige Jünglinge) daß ich beſſer geworden bin, ihm danke ich die Ausbildung meines Geiſtes und die Schärfung meiner Denkkraft, ihm danke ich es endlich daß ich warmer Freund reeller Wiſſenſchaften, Freund des eigentlichen angeſtrengten Denkens geworden bin.

Als ſpäter A. von Feuerbach ſelbſt in Kiel docirte, wurde Reinhold ſein Freund, und da ſchrieb A. von Feuerbach über ihn:

Sein höchſter Fehler iſt ſein philoſophiſcher Pedantismus und ſein Glaube an eine alleinſeligmachende Metaphyſik, für die er immer Proſelyten ſucht. (Vergl. „Ueber meinen Aufenthalt in Kiel, Kiel den 12. März 1804", I, 91.)

In einem Briefe aus Jena (18. Januar 1802) an ſeinen Vater ſpricht A. von Feuerbach von dem als Dichter und Kritiker berühmten Auguſt Wilhelm Schlegel, der ſonſt auch Sonetten-Schlegel genannt wurde, den einſt Bürger mit einem Adler verglich, der der Sonne zuſtiegen werde, von dem aber neulich Nicolai ſagte daß er ein Rabe geworden ſei, der nach den Cadavern fliege, der durch ſeine herrliche Ueberſetzung von Shakſpeare ſich die Unſterblichkeit erworben und neuerlich durch ſeinen „Triumphbogen", eine Satire, oder wie es Andere nennen, ein Pasquill auf Kotzebue, eine Schandſäule ſich geſetzt hat, der jetzt von den Dichtern nur Goethe, Hans Sachs und ſich ſelbſt lobt und einen neuen Geſchmack ſowie die Wiedergeburt der wahren Poeſie mit dem Schwerte des Fanatismus predigt. Umgang hatte ich mit ihm nicht, ſodaß ich über ſeinen Charakter urtheilen könnte. Etwas poſitiv und entſchieden Böſes habe ich nicht von ihm gehört, aber auch nichts poſitiv Gutes. Soviel iſt gewiß daß Eitelkeit und Eigendünkel ihn zu Handlungen und Aeußerungen führen, die ein echtmoraliſcher Menſch ſich nicht erlaubt. In Geſellſchaft iſt er angenehm und unterhaltend. Sein häusliches Verhältniß iſt ſonderbar und auch nicht ſonderbar, je nachdem man die Beziehung nimmt. Seine Frau, eine ſehr gebildete und gelehrte Dame, lebt hier; er ſelbſt iſt gewöhnlich in Berlin und hält gegenwärtig den dortigen ſchönen Herrn und Damen äſthetiſche Vorleſungen. Zuweilen macht er ſeiner Frau die Viſite. Unter „Frau" iſt aber hier weiter Nichts zu verſtehen als eine weibliche Perſon, deren Hand ein Geiſtlicher in Schlegel's Hand gelegt hat und die deſſen Namen führt. (I, 69 fg.)

Später, wie aus einem Briefe aus Ansbach (6. Juli 1829) hervorgeht, beſuchte A. von Feuerbach auf ſeiner Rückreiſe aus Holland über Bonn Schlegel und ſprach ihn und ſeinen Hausgenoſſen und Gehülfen Dr. Laſſen.

Das Meiſte (Indiſche) was Schlegel edirt iſt der Hauptſache nach Laſſen's Arbeit, dem Schlegel ſelbſt das Zeugniß gibt daß er, was das Grammatiſche, die Beurtheilung der Handſchriften, die Kunſt ſie zu leſen u. ſ. w. betrifft, ihn ſelbſt wol übertreffe.

Er nennt Schlegel einen „alten Gecken und weibiſchen Zierbengel".

Aus den „Bekanntſchaften und Freundſchaften geſtiftet in Karlsbad und Franzbrunn im Juli 1815" heben wir folgende Urtheile A. von Feuerbach's hervor:

Hofrath von Müller, im Dienſte des Großfürſten Konſtantin, von Geburt ein Schweizer aus Altorf im Canton Uri. Spricht zu ſeinem Despoten Konſtantin von der Nothwendigkeit bürgerlicher Freiheit. Konſtantin ſoll grauſamer ſein in Worten als mit der That und einen geraden, hellen Verſtand beſitzen. Es iſt ihm unlieb daß Alexander den Polen eine Conſtitution verſprochen hat, will aber nun daß das Verſprechen erfüllt werde. Ueberall fand Müller in den Völkern einen Geiſt der wohlthätig erleuchten wird, wenn ſich die Fürſten ihm befreunden, der aber, will man ſich ihm feindſelig entgegenſetzen, die Brandfackel in die Pulvermine zu werfen droht. Von Rußland aus wäre wol eine zweite Wanderung der nordiſchen Völker nach Süden zu beſorgen. Der Ruſſe hat kein Vaterland; der Koſack am Don und Ural findet Deutſchland reizender als ſeine Steppen und der leibeigene Bauer liebt den Boden nicht der ihm nicht angehört. Ein Wort des Kaiſers — und Millionen ſtrömen aus dem Norden in den Süden hinab.

Längere intereſſante Beurtheilungen über Prinz Paul von Würtemberg, über von Cruickſchank, Geheimſecretair des Prinzen, u. A. finden ſich in dieſen Bekanntſchaften aus Karlsbad mit kürzern untermiſcht. Folgende thut z. B. A. von Feuerbach ganz kurz ab:

Graf von Haugwitz, k. k. Geheimrath und Kämmerer aus Wien. Weltmann. Lebt und webt in Politik. Schwatzt ſehr viel.

Ritter von Canikoff, Generallieutenant, ruſſiſcher Geſandter bei Hanover. Bedeutend nur durch ſeine Stelle.

*) Ueber A. von Feuerbach's Dienſtleiſtungen in Baiern vergleiche man beſonders noch: „Dank und Belohnung, welche ich für meine legislativen Arbeiten erhalten habe", I, 257 fg. und: „Anſprüche auf eine Gratification", II, 193 fg.

Ammon, königl. ſächſiſcher Oberhofprediger. Gewaltiger Schwätzer.

Schätzler, Banquier. Ein alter Geck, eitel auf ſeine Perſen, noch eitler auf ſein Geld.

Fürſt von Neuwied, ein gutmüthiger Menſch.

Ueber die Geheimräthin von Goethe urtheilt A. von Feuerbach:

Ein kleines dickes Figürchen mit hellen Augen. Lebhaft, gutmüthig, ganz einfach, von gewöhnlicher Bildung, man könnte ſagen, ohne Bildung

Schlecht kommt bei ihm weg:

Hofräthin Schopenhauer, eine reiche Witwe. Macht von der Gelehrſamkeit Profeſſion. Schriftſtellerin. Schwatzt viel und gut, verſtändig; ohne Gemüth und Seele. Selbſtgefällig, nach Beifall haſchend und ſtets ſich ſelbſt belächelnd. Behüte uns Gott vor Weibern deren Geiſt zu lauterm Verſtande aufgeſchoßt iſt. Der Sitz ſchöner weiblicher Bildung iſt allein in des Weibes Herzen.

Außer dieſen Urtheilen über Männer und Frauen der karlsbader Bekanntſchaft finden ſich in den beiden Bänden gelegentlich noch zahlreiche andere Beurtheilungen. Matthiſſon's „Erinnerungen" nennt A. von Feuerbach „grimaſſirte Kleckmalereien eines ſchönthuenden Gefühlsaffen" (I, 318) und rechnet ihn zu den „Naturpinslern", die, wenn ſie als Dichter oder Beſchreiber eine Gegend darſtellen wollen,

meinen nichts Beſſeres zu thun als die Stücke die dazu gehören einzeln zu copiren und, da die Copie nur mit Buchſtaben in ſchwarzer Tinte auf weißes Papier geſchehen kann, durch eingeſchwärzte grelle Empfindungsbilder den todten Bergen, Thälern, Fluren, Wieſen, Häuſern, Ruinen u. ſ. w. lebendige Anſchaulichkeit zu geben. Es iſt eine wahre Noth, die Noth zu ſehen, in der ſich ſo ein Maler abmartert. Was er im Ganzen wahrnimmt, zerbröckelt er in Stückchen, damit man ſich nun erſt das Ganze wieder daraus zuſammenſetze; was in einem Augenblick, auf ein mal Großes und Herrliches wahrgenommen wird, zählt ein ſolcher Klexmaler wie ein Krämer die Pfennige hübſch langſam nacheinander hin u. ſ. w. (II, 70.)

Auch auf Fouqué iſt A. von Feuerbach bei Erwähnung von deſſen „Damenalmanach" nicht gut zu ſprechen (II, 7 fg.).

A. von Feuerbach's Urtheil über Arndt's Schriften haben wir oben ſchon bei Gelegenheit mitgetheilt. Außerdem ſtreut A. von Feuerbach gelegentlich noch Bemerkungen über W. Humboldt (II, 43), über Görres (II, 132), über Adam Müller, Schlegel und Conſorten (II, 149) ein. Sehr ſchlecht kommt bei A. von Feuerbach der Wunderthäter Fürſt Hohenlohe weg, über den er ausführlich berichtet (II, 165 fg.). Den berühmten Rechtsgelehrten Hugo in Göttingen nennt A. von Feuerbach „den geckenhaft-eiteln Mephiſtopheles unter den Rechtsgelehrten" und ſagt (II, 95):

Zu beſſern iſt dieſer arge Schelm nicht mehr; mit dieſen Laſtern würde er den beſten Theil ſeines Witzes einbüßen, durch den er mehr als durch ſein Wiſſen ſich geltendzumachen gewußt hat; ſeine beſte Kraſt iſt wie bei der Klapperſchlange in der Raſſel und in dem Giftzahn.

Es ließe ſich noch eine ganze Chreſtomathie ſchöner, wahrer und tiefer Gedanken aus den beiden Bänden zuſammenſtellen, in denen A. von Feuerbach ſeine Anſichten über die Geſchichte, über Offenbarung, Bibel und Chriſtenthum, über Menſchenſchickſal, über die Hoffnung, über den Heroismus des Handelns und Duldens u. ſ. w. ausſpricht. Aber unſere Anzeige hier hat nicht den Zweck, die Lecture des Buchs überflüſſig zu machen, ſondern erſt recht dazu anzureizen. Denn das von uns Ausgehobene bildet nur einen geringen Theil des Reichthums der in den beiden 45 Bogen umfaſſenden Bänden niedergelegt iſt. Referent hat hier nur das Führeramt übernommen und den Leſer auf die verſchiedenen Regionen aufmerkſamgemacht, die bei dieſer Durchwanderung eines inhaltreichen Lebenslaufs beſonders in Augenſchein zu nehmen ſind. Je ſeltener in unſerer gegenwärtigen Literatur ſich ſolche gehaltvolle Lecture darbietet, deſto begieriger ſollte man ſie ergreifen. Zwar liegt die Zeit in der A. von Feuerbach lebte und wirkte hinter uns, aber der Geiſt A. von Feuerbach's, weit entfernt, ein veralteter, abgelebter und abgeſtorbener zu ſein, iſt vielmehr der ewig friſche und junge, deſſen es zu allen Zeiten bedarf, um die Menſchheit zu erneuern und ſie von dem geiſtigen Schlaf und Tod zu erlöſen. Glücklich die Zeit die viele ſolche Feuerbache aufzuweiſen hat! Daß in dem Lande in welchem A. von Feuerbach lebte die dicke Finſterniß des Jeſuitismus und Papismus ſeinen Geiſt nicht durchdringen ließ, das wird man ebenſo wenig ihm zur Laſt legen, als man die Sonne anklagt, wenn ſich Wolken vor dieſelbe lagern, die ihre Strahlen nicht durchlaſſen. 41.

Betrachtungen über das wahre Verdienſt der Einzelmenſchen und der Völker. Von Johann Hellmann. Leipzig, Brockhaus. 1852. Gr. 8. 1 Thlr.

Das Buch hat einen öſtreichiſchen Major zum Verfaſſer, der es durch ein Zueignungsſchreiben ſeiner verſtorbenen Gattin widmet. Ohne auf Strenge der Syſtematik oder Tiefe der wiſſenſchaftlichen Begründung Anſpruch zu machen, ergeht er ſich in einer Reihe von Aufſätzen über alles Das was dem Menſchen und der Menſchheit, was Männern und Frauen, was Hohen und Niedern Pflicht und Ehre ſei, und zeigt wie das Chriſtenthum mit dieſen ſeinen moraliſirenden Gedanken im Einklang ſteht. Er ſieht das wahre Verdienſt in den Handlungen der Güte und Gemeinnützigkeit, er will die Einheit von Fürſt und Volk, die Hebung der untern Claſſen nicht blos durch materielle Unterſtützung, ſondern durch Aufklärung und Sittigung, und verlangt hierfür beſonders auch das Beiſpiel der obern Stände. In ſeiner wohlmeinenden Redſeligkeit klingt uns allerdings das Buch wie eine Stimme aus dem vorigen Jahrhundert, aus dem Kreiſe Gellert's etwa, aber wir möchten wünſchen daß die Lebensanſicht des Verfaſſers gerade in ſeiner Lebensſphäre mehr und mehr Raum gewinne und der Geiſt des Ernſtes, der Tüchtigkeit, der Menſchenliebe, der ihn beſeelt, auch von ſeiner Schrift aus ſich weiter verbreite. 15.

Notizen.

Studien auf den öſtreichiſchen Bibliotheken.

Auf den 19 größern Bibliotheken der öſtreichiſchen Monarchie haben ſich die Leſer mit dem Studium von Handſchriften und erſten Ausgaben vorzüglich in Venedig beſchäftigt; mit der Lecture encyklopädiſcher Werke in Laibach; pädagogiſcher und Jugendſchriften in Olmütz und Gratz; philoſophiſcher in Gratz,

Görz und Mantua; mathematiſcher in Pavia; phyſikaliſcher in Trieſt und Mantua. Ferner mit orientaliſchen Sprachen und dem Bibelſtudium vornehmlich in Wien; mit Theologie überhaupt in Cremona, Linz, Salzburg und Venedig; mit Staatswiſſenſchaften in Wien und Gratz; mit Alterthumskunde in Salzburg; mit Technologie in Wien und Prag; mit Muſik in Wien; mit neuern Claſſikern in Salzburg; mit Poeſie und ſchöner Literatur in Prag und Venedig; mit ſchönen Künſten in Gratz und Klagenfurt. Die Lecture literargeſchichtlicher Werke iſt auf vier Bibliotheken mit vorherrſchend geweſen; ſprachwiſſenſchaftlicher ebenfalls auf vier; medieiniſcher auf fünf; über Redekunſt auf ſechs; über Rechtswiſſenſchaft auf ſieben; alter Claſſiker auf neun; vermiſchter Schriften gleichfalls auf neun; geographiſcher auf dreizehn; geſchichtlicher auf funfzehn. 75.

Waſhington.

Eine eben erſchienene Lebensbeſchreibung Waſhington's: „The life of General Washington; written by himself; edited by *C. W. Upham*" (2 Bde., London 1852), kann durch die Worte: „written by himself" (von ihm ſelbſt geſchrieben), den Glauben veranlaſſen daß das Buch eine Autobiographie ſei, welche im Verborgenen geruht und vom Herausgeber Upham zutagegefördert worden. Dem iſt jedoch nicht ſo. Jener Beiſatz ſoll lediglich die Abſicht des Verfaſſers bezeichnen, „den Gegenſtand des vorliegenden Buchs", wie er ſagt, „ſoweit als möglich zu ſeinem eigenen Lebensbeſchreiber", ihn mit einem Worte ſelbſt reden zu machen. Das Mittel hierzu beſteht in Benutzung des bereits Bekannten und einiger zum erſten male veröffentlichten Briefe, welche an ſich nicht ohne Intereſſe, für das Ganze aber ohne große Bedeutung ſind. Eigentlich Neues zur Kenntniß von Waſhington's Leben und Charakter trägt alſo das Buch nicht herbei, kann indeß wol durch die Art ſeiner Zuſammenſtellung Beifall finden. 13.

Bibliographie.

Berger, J. B., Gedichte. Coblenz, Hölſcher. 24. 12 Ngr.

Bernhardi, F. C., Aſträa. Briefe über Aſtronomie an eine Dame. Mit erläuternden Holzſchnitten und 1 Sternkarte. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brauchitsch, H. v., Geschichte des spanischen Rechts. Berlin, Allgemeine deutsche Verlags-Anstalt. Gr. 8. 1 Thlr.

Eberty, F., Verſuche auf dem Gebiete des Naturrechts. Leipzig. W. Engelmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Frick, Ida, Sirene. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Friedreich, A., Der franzöſiſche Caſſationshof. Aſchaffenburg, Pergay. Gr. 8. 7½ Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 21ſte Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

George, Sophie, Geiſt und Herz. Herausgegeben von Eliſe v. Hohenhauſen. Bremen, Schlodtmann. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der epidemischen Krankheiten. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Zwei Abtheilungen. Jena, Mauke. Lex.-8. 5 Thlr.

Hanauer, Auguſta, Ottonias. In drei Geſängen. Mit dem Bildniſſe Otto's des Heiligen, Bambergs großen Biſchofs und der Pommern Apoſtel. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 20 Ngr.

Hape, C. F., Unſere Zeitrechnung iſt noch falſch und wo, wie und warum ſie anders behandelt werden muß. Ein Wort an Alle, die mit der Zeitrechnung zu thun haben. 2te vermehrte Auflage. Schwiebus, Wagner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. 4te Auflage. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Ledebur, L. Frhr. v., Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer. Zwei historisch-geographische Abhandlungen. Berlin, Förstner. Gr. 8. 16 Ngr.

Lehmann, J. A. O. L., Goethe's Sprache und ihr Geiſt. Berlin, Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Lübker, F., Gesammelte Schriften zur Philologie und Paedagogik. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 2 Thlr.

March, Mrs., Mordaunt Hall oder eine September-Nacht. Roman. Aus dem Engliſchen überſetzt von A. Kretzſchmar. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Maurer, K., Beiträge zur Rechtsgeſchichte des Germaniſchen Nordens. In zwangloſen Heften. 1ſtes Heft. — A. u. d. T.: Die Entſtehung des Isländiſchen Staats und ſeiner Verfaßung. München, Kaiſer. Gr. 8. 1 Thlr.

Moore, T., Reiſen eines Irländers um die wahre Religion zu ſuchen. Mit Noten und Erläuterungen. Aus dem Engliſchen überſetzt von M. Lieber. 6te Auflage. Aſchaffenburg, Pergay. Gr. 8. 25 Ngr.

Reichensperger, A., Die chriſtlich-germaniſche Baukunſt und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Nebſt zwei auf den Kölner Dombau bezüglichen Anlagen. 2te bedeutend vermehrte Ausgabe. Trier, Lintz. Gr. 8. 18 Ngr.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutſchen. Von K. Simrock. Mit Zeichnungen von T. Kiellerup. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 15 Ngr.

Roquette, O., Der Tag von St.-Jakob. Ein Gedicht. 2te Auflage. Stuttgart, Cotta. 16. 21 Ngr.

Treue Schilderungen des amerikaniſchen Lebens, des Acker- und Weinbaues, des Handels und der Gewerbe, ſowie der Schickſale Ausgewanderter. Nach brieflichen Mittheilungen herausgegeben und mit erklärenden Notizen verſehen von W. R..... Ulm, F. Ebner. Gr. 12. 10 Ngr.

Schneemann, G., Das Römiſche Trier und die Umgegend nach den Ergebniſſen der bisherigen Funde. Trier, Lintz. 8. 10 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Regiment der Herzoge von Sachſen in den blutigen Tagen des 4. und 5. Auguſt 1809 bei Ober- und Unter-Au in dem Kriege in Tirol. Aſchaffenburg. Gr. 8. 6 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., Johann Adolph der letzte Herzog von Sachſen-Weißenfels. Hiſtoriſcher Roman aus den denkwürdigſten Epochen des 17. und 18. Jahrhunderts. Treu nach den vorzüglichſten geſchichtlichen Quellen bearbeitet. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Burger, Rede bei der Abholung des Leichnams Sr. Hoh. des Prinzen Eduard von Sachſen-Altenburg, Herzogs zu Sachſen, königlich bairiſchen Generallieutenants ꝛc. aus der königlichen Herzog-Max-Burg dahier zum Bahnhof. Gehalten am 19. Mai 1852. München, Kaiſer. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Breslauer Domkapitel gegen den „Erlaß des evangeliſchen Ober-Kirchenraths vom 29. Juli 1852." Breslau, Aderholz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Monod, A., Biſt du ein Mörder? Eine Predigt. Aus dem Franzöſiſchen von L. Rehfueß. Stuttgart. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Die Schöpfung. Eine Predigt. Aus dem Franzöſiſchen von L. Rehfueß. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 3 Ngr.

Tholuck, A., „Derer, die für uns ſind, ſind mehr denn derer, die wider uns ſind." Predigt zur Jahresfeier des Halliſchen Guſtav-Adolph-Vereins Halle, Lippert. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wyneken, F., und C. F. W. Walther, Anſprache an die Glaubensgenoſſen in Deutſchland. Nördlingen, Beck. 8. 2 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLI.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG.

Mit jährlich über 1000 in den Text gedruckten Abbildungen.

Jeden Sonnabend eine Nummer von 16 dreispaltigen Folioseiten.

Abonnementsbedingungen:

Vierteljährlich für 13 Nummern	Thlr. 2.
Halbjährlich für 26 Nummern (nebst Titel und Inhaltsverzeichniss)	» 4.
Jährlich für 52 Nummern (2 Bände)	» 8.

Bestellungen

auf die Illustrirte Zeitung werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, sowie von allen Postämtern, und auch von letztern innerhalb des deutsch-österreichischen Postvereines zu obigen Preisen (couvertirte Exemplare à 2 Thlr. 5 Ngr. vierteljährlich) angenommen. Es kann die illustrirte Zeitung aber auch

DIREKT UNTER KREUZBAND

bezogen werden und kostet bei frankirter Zusendung innerhalb des deutsch-österreichischen Postvereines vierteljährlich . . . . Thlr. 3.

In den

Oesterreichischen Kronländern

hat man sich für den Bezug der Illustrirten Zeitung durch die Post an die

K. K. ZEITUNGSEXPEDITIONEN

je nach der Lage des Ortes, entweder nach Bregenz, Brünn, Carlsbad, Eger, Feldkirch, Grätz, Innsbruck, Krakau, Laibach, Lemberg, Linz, Mailand, Pesth, Prag, Pressburg, Salzburg, Teplitz, Triest, Troppau, Venedig, Verona oder Wien zu wenden. Für

Frankreich

abonnire man bei Fr. Klincksiek, 11, Rue de Lille in Paris, oder bei Treuttel & Würtz in Strassburg; für

England

bei Williams & Norgate, 14, Henrietta-Street, Covent-Garden, oder bei Thomas & Churchill, 19—21, Catharine-Street, Strand in London, und für

Nord-Amerika

bei den Postämtern in Bremen und Hamburg oder bei B. Westermann & Comp., 290, Broadway in New-York.

☞ Die Abonnementsbedingungen datiren vom 1. Januar, 1. April, 1. Juli und 1. October.

Die bereits erschienenen Bände, in Umschlag broschirt, kosten:

1. Band:	Juli — December	1843.	Thlr. 3⅓
2. —	Januar — Juni	1844.	» 3⅓
3. —	Juli — December	1844.	» 3⅔
4. Band:	Januar — Juni	1845.	Thlr. 3⅔
5. —	Juli — December	1845.	» 3⅔
6. —	Januar — Juni	1846.	» 4
7. —	Juli — December	1846.	» 4
8. —	Januar — Juni	1847.	» 4
9. —	Juli — December	1847.	» 4
10. —	Januar — Juni	1848.	» 4
11.* —	Juli — December	1848.	» 4
12. —	Januar — Juni	1849.	» 4
13. —	Juli — December	1849.	» 4
14. —	Januar — Juni	1850.	» 4
15. —	Juli — December	1850.	» 4
16. —	Januar — Juni	1851. mit Beilagen. (Industrie-Ausstellung all. Nationen.)	» 4⅔
17. —	Juli — December	1851. mit Beilagen. (Industrie-Ausstellung all. Nationen.)	» 5
18. —	Januar — Juni	1852.	» 4

*) Der 11. Band wird einzeln nicht mehr abgelassen.

Einzelne Nummern . . . . 7½ Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Wochennummern

in gepresster Leinwand . . . . à 20 Ngr.

Decken zu Einbänden eines jeden Bandes

(26 Nummern)

in gepresster Leinwand und reich vergoldet à 1 Thlr. 10 Ngr.

Bekanntmachungen

aller Art finden durch die Illustrirte Zeitung (Auflage 10,500) die weiteste Verbreitung, und betragen die Insertionskosten einer viergespaltenen Nonpareillezeile oder deren Raum 4 Ngr.

Clichés

aus der Illustrirten Zeitung in scharfen und reinen Abgüssen werden zu folgenden Baarpreisen abgelassen:

einspaltige	à 3 Thlr.	10 Ngr.	
zweispaltige	» 6 »	20 »	
dreispaltige	» 10 »	— »	

Probe-Abdrücke, sowie ein besonderes Verzeichniss über die in der Illustrirten Zeitung erschienenen Abbildungen sind nicht zu haben und wird in dieser Beziehung auf die Illustrirte Zeitung selbst verwiesen; die Absendung bestellter Clichés kann 4—6 Tage nach Eingang der Bestellungen erfolgen.

LEIPZIG, J. J. WEBER.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Sechsundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die neue deutſche Lyrik.** (Schluß.) — **China und die Länder ſeines Culturſyſtems.** — **Die Alpen vom Standpunkte der neueſten Forſchungen.**

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes, iſt jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Converſations-Lexikon,

ſowie als eine Neue Folge des ſo ſehr verbreiteten Converſations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im October 1852. **F. A. Brockhaus.**

Illuſtrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

September. Nr. 36—39.

Inhalt: *Das Rauhe Haus bei Hamburg. — Erinnerungen eines wackern Mannes. (Fortſetzung.) — *Der Kuhſtallfelſen in der ſächſiſchen Schweiz. — Benutze die Zeit! — Die kleinen und großen Fiſche. — Lerche und Sonne. — *September. — *Die iriſche blinde Bettlerin, geführt von ihrem Enkelkinde. — *Stockholm. — Zwei neue Sammlungen von Räthſeln. — *Der Zimmetlorberbaum. — Im Innern! — *Brahmanenſchule. — *Schwanthaler's Landſitz an der Iſar. — Der hölzerne Löffel. — *Die Pompejusſäule. — Viel und Wenig am rechten Ort. — *Wolfram von Eſchenbach. — *Der Robben- und Walroßfang im nördlichen Eismeere. — Der Vogelſteller und die Rebhühner. — Die goldene Kette. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im October 1852. F. A. Brockhaus.

Erſchienen iſt und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Platon's ſämmtliche Werke. Ueberſetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart**. Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1 und 2 (1850—51) haben gleichen Preis.

Leipzig, im October 1852. **F. A. Brockhaus.**

Orientalische Literatur.

Von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Fruchtgarten von **Saadi**. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Neu erſchien ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Segnungen des Zollvereins.

Eine ſtatiſtiſche Skizze.

8. Geh. 6 Ngr.

Der Verfaſſer weiſt in der überzeugendſten Weiſe an ſtatiſtiſchen Thatſachen nach, daß mit dem ſteigenden ſchutzzöllneriſchen Charakter des Zollvereins die Production und der Wohlſtand der zollvereinsländiſchen Bevölkerung in gleichem Schritt geſunken ſei. Die Schrift verdient deshalb die aufmerkſamſte Beachtung von Seiten Aller, die an der Entſcheidung der ſchwebenden Zoll- und Handelsfragen Deutſchlands Intereſſe nehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 42. —— 16. October 1852.

Inhalt.

Neuigkeiten zur deutſchen Literaturgeſchichte. Von **W. K. Paſſow**. — Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter der ſpaniſchen Herrſchaft von Alfred von Reumont. Zwei Bände. — Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngſter Zeit. — Der Amerikaner Brace über Ungarns Gegenwart und Zukunft. — Pariſer Theaterſchau. IX. — Armenthum und Auswanderung. — Nachtrag zu dem Aufſatz über Giorgio Vaſari. Von **Reumont**. — **Bibliographie**.

Neuigkeiten zur deutſchen Literaturgeſchichte.

Die Leidenſchaft, mit welcher vor mehren Jahren ein Handbuch der deutſchen Literaturgeſchichte nach dem andern an das Licht geſtellt wurde, ſcheint ſich endlich ausgetobt und einer zweckmäßigern Betreibung dieſer Wiſſenſchaft Raum gemacht zu haben, deren Pflege umſomehr geboten erſcheint, je ausſchließlicher ſich das Daſein und die Aeußerungen deutſchen Volksthums neuerdings wieder auf reingeiſtiges Gebiet beſchränken müſſen. Unter jener zweckmäßigern Betreibung aber verſtehe ich das fortwährend im Steigen begriffene Erſcheinen literarhiſtoriſcher Specialunterſuchungen und Monographien, durch die allein es möglich wird das durch Wachler, Gervinus und Vilmar im Großen und Ganzen zugänglich und anſchaulich gemachte Gebiet im Einzelnen urbarzumachen und anzubauen. Erſt wenn dieſe dem Einzelnen zugewendete Thätigkeit eine Reihe von Jahren ihre Früchte getragen hat, wird es wieder möglich und angemeſſen ſein den neugewonnenen Stoff zu augenblicklichem Abſchluß überſichtlich zu verarbeiten, wie es für den gegenwärtigen Zuſtand dieſer Wiſſenſchaft zu thun Koberſtein noch gegenwärtig in ſelbſtändigſter Weiſe beſchäftigt iſt. Zeitſchriften wie dieſen Blättern liegt die Pflicht ob den Eifer der einzelnen Forſcher zu unterſtützen und anzuregen, indem ſie die kleinen Schriften, deren Gehalt häufig in umgekehrtem Verhältniß zu dem Umfange ſteht, der öffentlichen Aufmerkſamkeit und gebührenden Berückſichtigung empfehlen. Da es jedoch kaum möglich ſein dürfte jeder derſelben eine beſondere Beſprechung zu widmen, ſo gedenke ich unter obiger Ueberſchrift von Zeit zu Zeit zuſammenzufaſſen was mir Derartiges zukommt, wobei ich freilich von vornherein darauf Verzicht leiſte unbedingte Vollſtändigkeit zu erreichen.

Ich ſtelle an die Spitze meines heutigen Verzeichniſſes ein Werk, welches zwar keineswegs zu den Monographien gehört, aber doch gewiſſermaßen aus einer Reihe von ſolchen beſteht:

1. Das Mittelalter. Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters in literaturgeschichtlichen übersichten, einleitungen, inhaltsangaben und ausgewählten probestücken von Karl Goedeke. Erste Lieferung. Hannover, Ehlermann. 1852. Lex.-8. 20 Ngr.

Nicht ſowol eine zuſammenhängende Darſtellung der deutſchen Literaturgeſchichte des Mittelalters beabſichtigt der als umſichtiger und urtheilsfähiger Sammler wohlbekannte Herausgeber in dieſem neuen Werke zu geben, ſondern etwa ein Repertorium des literarhiſtoriſchen Stoffs, begleitet von der nöthigſten Einführung in ihr Verſtändniß und ſehr reichhaltigen literariſchen Nachweiſungen. Ein vollſtändiges Urtheil über das Ganze wird ſich erſt nach ſeiner Vollendung abgeben laſſen, doch berechtigt ſchon die aus der erſten Lieferung erſichtliche Sorgfalt und Vollſtändigkeit der Arbeit dazu, es als ein höchſt dankenswerthes Unternehmen zu bezeichnen, welches ſowol dem Manne vom Fache eine in dieſer Fülle wol noch nicht vereinigte Ueberſicht über das Vorhandene, deſſen Bearbeitungen u. ſ. w., als dem wiſſenſchaftlich genießenden Freunde der vaterländiſchen Literatur reichliche Belehrung gewähren wird.

Indem ich hier übergehe was die Gebrüder Grimm, Moritz Haupt und ihre Strebegenoſſen für die alte und älteſte Zeit deutſcher Bildung fortwährend leiſten, wende ich mich durch die Richtung eigener Arbeiten geleitet der Neuzeit zu. Der Grund zu der neudeutſchen Literatur wird in dem Reformationszeitalter gelegt. Hier finden wir die eigenthümliche Erſcheinung daß faſt alle hervorragenden Talente, ſobald ſie im Beſitze gelehrter Bildung waren, ihre dichteriſchen Werke alle oder doch großentheils in lateiniſcher Sprache abfaßten; nur Diejenigen welche eine unmittelbare Einwirkung auf die chriſtliche Gemeinde und Volksſchule aus Beruf oder Neigung ausübten verſuchten ſich auch in deutſchen Verſen. Es können deshalb bei Durchforſchung der deutſchen Literatur im Reformationszeitalter auch die lateiniſchredenden Dichter nicht außer Acht gelaſſen werden und haben dieſe

Berückſichtigung neuerdings in der That wenigſtens einigermaßen gefunden. Ich erwähne zunächſt:

2. Die lateiniſchſchreibenden Dramatiker Deutſchlands im 16. Jahrhundert. a) Nicodemus Friſchlin von Karl Theodor Pabſt. (Programm.) Arnſtadt 1851.

Auf leider ſehr beſchränktem Raume erneuert der Verfaſſer das Andenken an einen genialen Mann, dem ſchon vor 30 Jahren C. P. Conz eine eigene Schrift widmete. Neben kurzer Erwähnung von Friſchlin's ſonſtigen dichteriſchen Arbeiten werden hier ſeine Dramen, namentlich der äußerſt intereſſante „Julius redivivus" näher beſprochen, der beweiſt, wie lebendig ſein Verfaſſer trotz der fremden Sprache für deutſches Sein und Weſen fühlte. Schade iſt es daß Pabſt die einzige deutſche Dichtung, die von Friſchlin bekannt iſt und von Gervinus nur kurz beſprochen wird, nicht in ſeine Darſtellung mit hat aufnehmen können. Seine werthvolle Abhandlung würde dadurch auch auf das eigenthümliche Verhältniß geführt worden ſein, in welchem damals Volks- und Gelehrtenpoeſie zueinander ſtanden. Es bildet daſſelbe nicht den unwichtigſten Theil der Beſprechung in der folgenden Schrift:

3. Ludwig Helmbold nach Leben und Dichten. Zur Vergegenwärtigung evangeliſch-geiſtlichen Werdens und Wirkens, ſowie zur Ergänzung der Literatur-, Kirchen-, Schul- und Sittengeſchichte im Jahrhunderte der Reformation. Nach den Quellen von Wilhelm Thilo. Berlin, Oehmigke. 1851. 8. 1 Thlr.

Schon der Titel, noch mehr die ganze Darſtellung dieſer äußerſt fleißig und gründlich gearbeiteten Schrift laſſen ſie nicht zu den ausſchließlich literargeſchichtlichen zählen; wenn aber die paränetiſchen, ja aſcetiſchen Anklänge in derſelben bei dieſer Beſprechung unberückſichtigt bleiben, ſo muß es höchſt dankenswerth erſcheinen daß der Verfaſſer das Lebensbild welches er zeichnet mitten in der ganzen Fülle ſeiner Zeit und aller ihrer Beziehungen erfaßt hat; daß er ſich nicht blos nach den Büchern die Helmbold geſchrieben, ſondern faſt mehr nach den Veranlaſſungen zu denſelben, ihren Zwecken und Wirkungen umgethan; daß er ein Bild gegeben hat von der eigenthümlichen Stellung welche ein Gelehrter, Schulmann und Geiſtlicher der Reformationszeit einnahm. Und dieſe Aufgabe iſt hier für Den der auch im Kleinen gern den Geiſt der Zeiten erkennt ſehr glücklich gelöſt. Ludwig Helmbold, geboren zu Mühlhauſen in Thüringen 1532, geſtorben als Superintendent daſelbſt 1598, iſt den Freunden evangeliſchen Kirchengeſangs wohl bekannt durch ſeine beiden Lieder „Von Gott will ich nit laſſen" und „Nun laßt uns Gott dem Herrn", welche beide in mannichfacher Umgeſtaltung noch heute in kirchlichem Gebrauch ſind. Hier wird in der erſten größern Hälfte des Buchs ſein Leben ſo ausführlich erzählt als es die Quellen geſtatten. Ich erwähne nur daß er nach vollendeten Univerſitätsſtudien in Erfurt als Lehrer am Gymnaſium und als Mitglied der Univerſität thätig war; die paritätiſchen Verhältniſſe in dieſer Stadt erſchwerten ihm in der Zeit des Interim und den nächſten Jahren ſeine Stellung, führten ihn aber zur entſchiedenſten Anhänglichkeit an der gereinigten Kirchenlehre, die er auch ſpäter durch derbpolemiſche Dichtungen in deutſcher Sprache gegen Jeſuiten und ſonſtiges Pfaffenthum bethätigte. Endlich aus Erfurt vertrieben fand er in ſeiner Vaterſtadt ehrenvollſte Thätigkeit und einflußreichſte Stellung für Kirche und Schule. Der zweite Theil des Buchs beſchäftigt ſich mit Helmbold's zahlreichen Dichtungen, die durchaus als Typus der Dichtweiſe gelten können welche damals in den proteſtantiſchen Gegenden Mittel- und Norddeutſchlands von gelehrten Männern eifrig geübt wurde, und hierin eben daß Helmbold als ein hervorſtechendes Abbild einer ebenſo verbreiteten als einflußreichen Geiſtesthätigkeit gelten kann, liegt die Berechtigung zu der ausführlichen Darſtellung die Thilo ihm zugewandt hat. Seine Dichtungen tragen mit unbedeutenden Ausnahmen durchaus den kirchlichen und lehrhaften Charakter an ſich; indem ſie aber in deutſche und lateiniſche zerfallen, bemerkt der Verfaſſer ſehr richtig daß „Literatenpoeſie und Volksdichtung die beiden Seiten ſeien, in welche die Arbeit alles ſeines Dichtens auseinandergehe", daß alſo in dem Einen Manne der ganze innere Zwieſpalt in der Bildung ſeiner Zeit recht deutlich an das Licht trete. Ebenſo geſchickt und bemerkenswerth für das nächſtfolgende Jahrhundert hat Thilo nachgewieſen, wie ſchon Helmbold ſich durch die Zeitrichtung gedrängt ſah, auch auf religiöſem und didaktiſchem Gebiet der Gelegenheitsdichterei zu huldigen, die ſeit der erſten ſchleſiſchen Dichterſchule ſo gewaltig überwucherte. Selbſt das erſte der obenerwähnten Kirchenlieder iſt urſprünglich ein Gelegenheitsgedicht, und ganze Bände hat Helmbold mit religiöſen Hochzeitgedichten gefüllt. Aber noch weiter läßt es ſich vielleicht nachweiſen daß derſelbe bei allem dichteriſchen Gebrauch der fremden Zunge doch ſtets eine gewiſſe Neigung zu friſcher Volkspoeſie in ſich verſpürte: allerdings ſind viele ſeiner lateiniſchen Gedichte in den feierlich hergebrachten Diſtichen und Odenformen abgefaßt, ſogar amtliche Rundſchreiben an die Geiſtlichkeit ſeiner Diöceſe erläßt er in erſterer Form, aber mit beſonderer Vorliebe ſpricht er perſönliche Gefühle ſtellenweiſe nicht ohne geſunden Humor in modern gereimten Strophen, in den hüpfenden Hendekaſyllaben und leichten Anakreontiſchen Verſen aus. Was man jetzt dichteriſche Größe und ausgebildeten Geſchmack nennt, kann man hier freilich nicht ſuchen, aber wol begegnet dem Leſer manch anmuthiger Gedanke in zierlicher Form; ſo ein Diſtichon, welches er dichtete, als man ihm im April 1598 einen blühenden Kirſchenzweig an ſein Sterbebett brachte:

> **Offertur cerasi mihi flos candore videndus;**
> **Flos utinam videar candidus ipse Deo!**

wobei ich jedoch erinnern muß daß die lateiniſchen Citate nicht correct genug gedruckt ſind, z. B. S. 115, Z. 7 v. u.; S. 136, Z. 13 v. u.; S. 138, Z. 9, wo ein „esse" verloren gegangen zu ſein ſcheint. Um aber nicht zu viel Raum für dieſe eine Schrift in Anſpruch zu nehmen, beſchränke ich mich darauf, Literaturhiſtoriker, Theo-

logen und Schulmänner auf die reich in derſelben verarbeiteten Einzelheiten aufmerkſamzumachen, die ſie als einen äußerſt werthvollen Beitrag zur Geiſtgeſchichte der Reformation bezeichnen laſſen.

Neben dem proteſtantiſchen Kirchenliede und der lateiniſchen Gelehrtenpoeſie verdient im 16. Jahrhundert das Drama eine beſondere Aufmerkſamkeit, da es hier einen Anlauf zu nationaler Entwickelung nahm, der nur zu bald die Spitze abgebrochen wurde. Ganz verſtanden können dieſe Anfänge jedoch nur dann werden, wenn man auf verwandte Erſcheinungen noch früherer Zeit zurückgeht. Es iſt deshalb ein ſehr verdienſtliches Unternehmen des Literariſchen Vereins in Stuttgart daß derſelbe eine möglichſt vollſtändige Sammlung mittelalterlicher Faſtnachtsſpiele veröffentlichen wird; die Ausführung dieſer ſchon ziemlich vorgerückten Arbeit liegt in den kundigſten Händen Adelbert Keller's; als eine Probe des Ganzen hat derſelbe vor anderhalb Jahren drucken laſſen, ohne es jedoch dem Buchhandel zu übergeben:

4. Ein ſpil von einem keiſer und eim apt herausgegeben von Adelbert Keller. Tübingen, Fues. 1850. 8.

Dieſes Faſtnachtsſpiel unbekannten Verfaſſers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts behandelt den vielbearbeiteten Schwank, der durch Bürger's Humor allgemein bekannt iſt; eigenthümlich erſcheint hier daß der Kaiſer durch den Rath ſeiner Fürſten gegen den Abt eingenommen wird; der Schäfer iſt hier ein Müller, nimmt die Stelle des abgeſetzten Abtes dankbar an, wird aber von einem ſeiner Bauern wegen früherer Korndiebereien hart angelaſſen, von einem andern freundlich begrüßt, woran ſich die ſchließliche Auffoderung zu einem Faſtnachtstanz anreiht. Der Abdruck iſt mit aller der Sorgfalt veranſtaltet welche man an Keller's Arbeiten gewohnt iſt, und ſteigert den Wunſch daß die ganze Sammlung recht bald ans Licht treten möge.

Die zunächſt aufzuführende Schrift betrifft den Dramatiker, welcher von der Nachfolge des echtvolksthümlichen Hans Sachs ſchon durch fremdländiſche Einflüſſe abgelenkt wird:

5. Jakob Ayrer. Ein Beitrag zur Geſchichte des deutſchen Dramas. Von Karl Schmitt. Marburg, Elwert. 1851. Gr. 8. 8 Ngr.

Jede Unterſuchung über J. Ayrer iſt ſchon deshalb willkommen zu heißen, weil ſeit Tieck in ſeinem „Deutſchen Theater", alſo ſeit 35 Jahren eigentlich nur eine einzige werthvolle, aber wenig umfaſſende Förderung der vielen hier noch ungelöſten Fragen von K. G. Helbig verſucht worden iſt. Eine Hauptſchwierigkeit welche hier im Wege ſteht iſt die Seltenheit von Ayrer's „Opus theatricum"; eben deshalb aber wäre es zunächſt wünſchenswerth geweſen, wenn der Verfaſſer des genannten Heftchens ſich nicht auf einen ſo gar engen Raum beſchränkt, ſondern die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen ausführlicher dargelegt und belegt hätte; denn bei der vorliegenden kurzen Begründung können ſeine neuen Aufſchlüſſe nicht durchweg als feſtſtehend anerkannt werden. Was zunächſt die höchſt unſichern Zeitbeſtimmungen über Ayrer's Leben und Wirken betrifft, ſo iſt allerdings durch Helbig unwiderleglich nachgewieſen daß Tieck daſſelbe um durchſchnittlich zehn Jahre zu ſpät angeſetzt hatte; damit iſt aber noch nicht feſtgeſtellt daß ſeine Ueberſetzung von Friſchlin's „Julius redivivus" wirklich in das Jahr 1585 falle, und hat Schmitt namentlich die auf beſtimmte Zeitangaben in dem Stück ſelbſt geſtützte Anſicht Tieck's nicht hinreichend widerlegt, ſodaß mir der Widerſpruch, der zwiſchen der Angabe bei Gottſched („Nöthiger Vorrath", I, 121) und Tieck's Berechnungen beſteht, noch nicht hinlänglich gelöſt ſcheint. Für die übrigen chronologiſchen Ausführungen Schmitt's freilich iſt dies gleichgültig, da die Merkmale auf welche er ſie gründet für jene Arbeit als eine Ueberſetzung nicht wohl gelten können. Schmitt aber gelangt zu folgendem Ergebniß: es iſt in Ayrer's Arbeiten eine fortſchreitende Entwickelung nachweisbar: ſeiner früheſten Zeit gehören einige Stücke deutſch geſchichtlichen Stoffs an, die ſich durch ungeſchicktere Anlage, rohere Sprache und Versmeſſung kenntlich machen. Einen weſentlichen Fortſchritt, ja den eigentlichen Höhepunkt ſeiner dichteriſchen Thätigkeit bezeichnen diejenigen Stücke deren Stoffe der altdeutſchen Heldenſage entlehnt ſind; ihnen ſchließen ſich diejenigen unmittelbar an deren Quelle die römiſche Sagengeſchichte und ſpät-mittelalterliche Volksbücher ſind. Endlich iſt eine dritte Periode zu unterſcheiden, in welcher Ayrer die „Engliſchen Komödien" *) zum Vorbild nahm, den engliſchen Clown einführte und ſonſtige Gebrechen der altengliſchen Schaubühne, wie die Anhäufung von Mord- und Blutſcenen, eine künſtliche, ja gekünſtelte Sprache, ſich aneignete. Schmitt macht dieſe weſentlich neue Darſtellung von Ayrer's Thätigkeit allerdings recht wahrſcheinlich, aber als unzweifelhaft ſicher kann ich ſie nach ſeiner Ausführung noch nicht anerkennen, was um ſo wünſchenswerther wäre, da ſie ein durchaus neues Licht auf dieſen Dichter wirft; aus den bei Tieck abgedruckten Stücken läßt ſich, wie Schmitt ſelbſt bemerkt, eine ſichere Anſicht deshalb nicht gewinnen, weil derſelbe nur Arbeiten aus der letzten Periode ausgewählt hat. Wenn ich aber auch dieſe thatſächlichen Angaben einſtweilen als vollkommen feſtſtehend annehme, ſo kann ich doch mit den von Schmitt daraus hergeleiteten Folgerungen über Ayrer's dichteriſche Perſönlichkeit nicht ganz übereinſtimmen: ihm gilt Ayrer ſeinem innerſten Weſen nach als ein echtvolksthümlicher Dramatiker in der Weiſe des Hans Sachs, den er allerdings im Faſtnachtsſpiel nicht erreicht, dagegen in der damals ſogenannten Tragödie und Komödie bei dem Streben nach gleichem Ziele übertroffen habe; ſpäter habe er aus einer Art Altersſchwäche oder von dem herrſchend gewordenen neuen Geſchmack fortgeriſſen in der Nachahmung der „Engliſchen Komö-

*) Nebenbei geſagt hat Schmitt (S. 40) überſehen daß zwar nicht Gottſched ſelbſt, aber Freiesleben in ſeinem Anhang zu dem „Nöthigen Vorrath", S. 23 die erſte Auflage des erſten Bandes der „Engliſchen Komödien" wie Tieck in dem Jahr 1620 nachweiſt.

dien“ Schwächeres geleiſtet. Dagegen möchte ich doch Folgendes einwenden: Wenigſtens die Hälfte von Ayrer's Dramen, die Faſtnachtsſpiele immer ungerechnet, gehören der engliſchen Dichtweiſe an; hätte er nun bis dahin wirklich mit Bewußtſein den nationalen Standpunkt feſtgehalten, ſo iſt kaum abzuſehen, wie er denſelben ſo plötzlich habe aufgeben mögen und können; er mußte ſich dann vielmehr dem neu aufkommenden Geſchmack erſt recht und durch die That widerſetzen. Ich kann aber auch darin mit Schmitt nicht übereinſtimmen daß er in den „Engliſchen Komödien“ nur eine Verwilderung des deutſch-nationalen Drama ſieht. Mögen dieſelben nun ſo viel oder ſo wenig original Engliſches anſichtragen als ſie wollen, ſo zeigt doch eben der Name, und im Anfange wenigſtens hatte dieſer gewiß ſeinen thatſächlichen Grund, daß ſie einen Gegenſatz gegen das einheimiſch deutſche Gewächs bilden ſollten und wollten. Um dieſe Frage ganz zu löſen, muß nicht blos der literariſche Verkehr, der damals zwiſchen England und Deutſchland gewiß erſt durch den mercantiliſchen in zweiter Linie vermittelt wurde, genauer verfolgt werden; davon aber bin ich überzeugt daß ſich dann ergeben wird, es ſeien jene „Engliſche Komödien“ ein erſter Verſuch geweſen durch fremde Anpflanzungen den Anfang eines echtdeutſchen Drama zu verdrängen, wie ein Menſchenalter ſpäter der zweite Verſuch nach antiken, franzöſiſchen und niederländiſchen Muſtern nur zu gut gelang. Ueber Ayrer aber iſt meine perſönliche Anſicht folgende: er dichtete in deutſch nationaler Weiſe, weil er für das deutſche Drama kein anderes Vorbild als Hans Sachs hatte; vermöge ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildung, der jedoch, wie Schmitt ſehr gut ausführt, angeborene Bürgerlichkeit und ſpätere Berufsthätigkeit die Wage hielten, entlehnte er jedoch auch Manches; ſo ſeinen ganzen „Julius redivivus“ der gleichzeitigen Gelehrtenpoeſie, wie denn auch der Herausgeber ſeines „Opus theatricum“ in der Vorrede von des Dichters „müßigen Ruheſtunden und Erquickzeiten“ in ähnlichem Tone ſpricht wie die Dichter des 17. Jahrhunderts, die um keinen Preis für Dichter von Profeſſion hätten angeſehen werden mögen. Dieſe Anlehnung an die gelehrte Poeſie erklärt es denn auch daß Ayrer namentlich in der künſtleriſch-dramatiſchen Anordnung ſeiner Dichtungen über Hans Sachs hinauszugehen vermochte. Als nun aber gar mit den engliſchen Komödianten etwas ganz Neues Mode wurde, da wurde auch unſerm Dichter das Nationale, deſſen Werth und Weſen ihm nicht zum lebendigen Bewußtſein gekommen waren, verleidet, er ging mit klingendem Spiele in das fremde Lager über; ſo war er es, der die von Hans Sachs angebahnte Entwickelung des deutſchen Drama zwar zuerſt fortführte, dann aber auch abbrach und ſo ſelbſt dem künſtlichen Gewächs den Weg bahnte, welches bald von andern Himmelsgegenden her einbrach. Ich beſcheide mich gern daß auch die eben ausgeſprochene Anſicht mehr eine Reihe von Vermuthungen als unzweifelhafte Wahrheit iſt, glaube aber daß dieſelbe, die ich mir nicht erſt jetzt gebildet, durch Schmitt's Schrift wenigſtens nicht über den Haufen geworfen iſt. Kann ich ſo in weſentlichen Punkten nicht mit Schmitt übereinſtimmen, ſo erkenne ich doch das höchſt Verdienſtliche ſeiner fleißigen und ſorgſamen Unterſuchung vollkommen an und würde mich freuen, wenn er durch eine ausführlichere Darlegung und Begründung als er ſie bisjetzt gegeben eine ſo intereſſante Streitfrage zu einer unbedingt abſchließenden Löſung brächte.

Auf den letzten Seiten des Schriftchens über Ayrer wirft der Verfaſſer fliegende Blicke über die fernere Entwickelung des deutſchen Drama, die durchweg den Nagel auf den Kopf treffen. Gleichzeitig hat er einen andern Lichtpunkt etwas ſpäterer Zeit zu ſelbſtändiger Behandlung herausgegriffen in folgender Schrift:

6. Paul Flemming. Nach ſeiner literargeſchichtlichen Bedeutung dargeſtellt von Karl W. Schmitt. Marburg, Elwert. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Natur der Sache nach kann es ſich in dieſer Abhandlung nicht um die Erforſchung neuer Thatſachen handeln, da ja Flemming's Leben genauer als das irgend eines gleichzeitigen Dichters bekannt iſt, ſondern nur um kurze Darſtellung des bereits Bekannten und äſthetiſche Würdigung ſeiner Dichtungen. Erſtere iſt mit der nöthigen Sorgfalt gegeben, nur die lateiniſchen Gedichte Flemming's finde ich nicht erwähnt, welche Ebert im Anhange zu Owen's Epigrammen 1824 herausgegeben hat. Ebenſo iſt die äſthetiſche Betrachtung eine durchaus geſchmackvolle und gründliche, ohne gerade weſentlich Neues beizubringen. Namentlich iſt der Nachweis gelungen, wie ſich von Flemming an in Hamburg eine geiſtesverwandte Lyrik Schritt für Schritt fortgebildet hat. War auch eine neue Beſprechung Flemming's gerade kein literarhiſtoriſches Bedürfniß, ſo wird doch die vorliegende neben den ſchon vorhandenen mit Ehren beſtehen.

Minder leicht als die dichteriſche Würdigung Flemming's und deshalb auch noch nicht ſo abgeſchloſſen iſt die ſeines dramatiſchen Zeitgenoſſen Andreas Gryphius; ihm ſind faſt gleichzeitig zwei beſondere Schriften gewidmet:

7. Andreas Gryphius als Dramatiker von O. Klopp. Osnabrück 1851.

und

8. Ueber Andreas Gryphius. Ein literarhiſtoriſcher Verſuch von Julius Herrmann. Leipzig, Hinrichs. 1851. Gr. 8. 5 Ngr.

beides ſehr tüchtige und gediegene Arbeiten. Die letztere beſteht hauptſächlich in einer kritiſch-genauen Durchforſchung von Gryphius' äußerm Leben und ſeiner dichteriſchen Thätigkeit, welche freilich über einzelne Zeitbeſtimmungen auch noch nicht zu voller Gewißheit führt, unter ſtetem Hinblick auf die allgemeinen Zeitverhältniſſe; ein beſonderes Augenmerk iſt ferner auf Gryphius' lyriſche Gedichte gerichtet, an welchen der Verfaſſer aber doch vielleicht zu viel Gutes entdeckt. Die Schrift von Klopp berührt Gryphius' Leben und lyriſche Dichtungen nur kurz, um deſto länger bei ſeinen Dramen zu ver-

weilen, und behandelt dieſelben in der Weiſe die ich in derartigen Monographien für die allein berechtigte und muſtergültige halte. Im Einzelnen hebe ich hervor die genau durchgeführte Vergleichung zwiſchen Gryphius und ſeinem Vorbilde Seneca. Etwas zu kurz werden nach meiner Anſicht die beiden Originallustſpiele von Gryphius behandelt, namentlich iſt der ſatiriſche Charakter derſelben, durch welche ſie erſt ihr volles Leben erhalten, zwar erwähnt, aber nicht hinlänglich betont. Das dritte Luſtſpiel, „Das verliebte Geſpenſt und die geliebte Dornroſe", hat Klopp leider nicht ſelbſt in Händen gehabt, da es in den gewöhnlichen Geſammtausgaben fehlt. Auch ich habe es erſt kürzlich mit Verwunderung von Perſon kennengelernt; ſo berechtigt das Lob iſt, welches Gervinus dem im Bauerndialekt verfaßten Zwiſchenſpiel „Dornroſe" ertheilt, ſo hat er doch das Hauptluſtſpiel offenbar zu kurz abgethan; es iſt ja vielleicht der einzige Verſuch, den die erſte ſchleſiſche Dichterſchule gemacht hat, ein Luſtſpiel in ihrem Paradeſchritt abzufaſſen, ein heiteres Gegenſtück zu „Cardenio und Celinde" und nicht ohne Aehnlichkeit mit den um ein Jahrhundert jüngern Luſtſpielen Gellert's; durchaus eigenthümlich aber iſt die Idee dies nach damaligen Begriffen elegante Stück mit dem derben und friſchen Bauernſpiel ineinander zu verſchlingen. Die beiden Naturen, die ſonſt in dem Tragiker und dem Komiker Gryphius ſich gegenüberſtehen, haben ſich hier zu verbundener Thätigkeit wunderlich die Hand gereicht. Um aber auf Klopp's Schrift zurückzukommen, ſo ſchließt dieſelbe mit einer nur zu kurzen Betrachtung über die Stellung welche Gryphius im Verlaufe der deutſchen Dramendichtung einnimmt; das Reſultat derſelben lautet:

> Die ſogenannte humoriſtiſche Bildung hat die Entwickelung eines deutſchen Drama verkümmert, ja ſie hat in einem ihrer Träger, Gryphius, ſo hoch er ſonſt ſtehen mag, poſitiv ſchädlich eingewirkt. Wenn deshalb Gryphius der Vater der deutſchen Dramatik genannt wird, ſo haben wir uns darüber nicht zu freuen, ſondern es zu beklagen daß er und nicht Hans Sachs dieſen Namen erhalten muß.

Hiermit zwar im Weſentlichen einverſtanden, muß ich doch bemerken daß es nach dieſen Worten faſt ſcheinen könnte als habe Gryphius das alte Volksdrama beſeitigt; hätten aber nicht andere Umſtände, die früher als Gryphius fallen, den von Hans Sachs betretenen Weg verrammelt und die deutſche Dichtung andere Wege geführt, ſo würde Gryphius eine neue Richtung nicht haben anbahnen können, ja ich glaube, es hat in dem Manne eine ſo geſunde Natur geſteckt daß er es nicht einmal gewollt haben würde, wenn ihm die Bildung ſeiner Zeit einen andern Weg verſtattet hätte. Da aber Hans Sachs einmal nicht mehr möglich war, ſo iſt es doch gut daß Gryphius kam, von dem die Wege, freilich zum Theil ſehr krumme Wege, bis zu Schiller leicht nachweisbar ſind.

Daß ich ſelbſt Das was Klopp für Gryphius geleiſtet in einer zu Anfang dieſes Jahres erſchienenen kleinen Schrift für Lohenſtein zu leiſten verſucht habe, erwähne ich hier nur, um für die freundliche Aufnahme zu danken, die dieſer Aufſatz mehrfach gefunden.

Für das 17. Jahrhundert habe ich noch eine nicht im Buchhandel erſchienene Schrift zu erwähnen:

9. Der abenteuerliche Simplicissimus. Versuch einer ausgabe nach den ältesten vier drucken von W. L. Holland. Tübingen, Laupp. 1851.

Weder das moderne Gewand, in welchem E. von Bülow den alten Simpliciſſimus in anſtändige Geſellſchaft gebracht hat, noch der von O. L. B. Wolff beſorgte Abdruck genügen den wiſſenſchaftlichen Anfoderungen, welche bei Betrachtung eines geſchichtlich, ſprachlich und äſthetiſch ſo merkwürdigen Buchs berückſichtigt werden müſſen. So iſt es denn höchſt erfreulich daß der ſchon oben erwähnte Literariſche Verein in Stuttgart auch dieſem Kleinode ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet und eine kritiſche Ausgabe deſſelben verheißen hat. Als Probe derſelben hat Dr. Holland die erſten 21 Capitel des erſten Buchs abdrucken laſſen und mit freigebiger Hand vertheilt. Voran ſtehen die nöthigſten bibliographiſchen Notizen mit größter Sorgfalt verzeichnet; dem Text des älteſten Drucks ſind die Abweichungen der drei nächſtfolgenden vollſtändig untergeſetzt. Die Arbeit iſt ſichtlich in den beſten Händen; aber leid thut mir es daß mein alter Freund Simpler ſich die runden (lateiniſchen) Lettern und die kleinen Anfangsbuchſtaben hat anthun laſſen, die für alles Mittelhochdeutſche allerdings ausſchließlich berechtigt ſind, die anzuwenden auch im 19. Jahrhundert Jedem freiſtehen muß, aber dieſem Musketier des Dreißigjährigen Kriegs ſtehen ſie doch gar zu wunderſam zu Geſicht, und bei ſeinen ſchnurrigen Redensarten und Einfällen vermiſſe ich immer auch die ſchnörkelreichen Züge des gleichzeitigen Drucks.

Die Uebergangszeit aus dem gelehrten Zopfthum zur friſchen Blüte jugendkräftiger Dichtung iſt in meinem Verzeichniß diesmal nicht vertreten, ſodaß ich von den ziemlich dürren Zeiten des 17. Jahrhunderts aus unmittelbar bei Klopſtock anlange:

10. Klopſtock in Zürich im Jahre 1750—51. Von J. C. Mörikofer. Zürich, Beyel. 1851. 8. 15 Ngr.

Ein allerliebſtes Büchlein! Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer in der Vorrede: „Sonſt iſt Klopſtock's Leben auf eine Höhe geſchraubt und mit einem Weihrauchduft umhüllt worden daß wir von ihm unter allen großen deutſchen Dichtern das unklarſte Bild haben." Die vorliegende Arbeit wird weſentlich dazu beitragen, das Bild des jugendlichen Klopſtock zu vermenſchlichen. In ausführlicher, angenehm lesbarer Darſtellung, deren Treue durch zahlreiche Briefauszüge belegt iſt, erzählt der Verfaſſer, wie ſich Bodmer und Klopſtock, bevor ſie ſich geſehen, mit allen Ueberſchwänglichkeiten der Freundſchaft, die damals zum guten Ton gehörten, überhäuften und ihr überſtrömendes Gefühl nach allen vier Winden ausposaunten, als ob das Heil der Welt dadurch gegründet werden ſollte. Sobald aber Klopſtock auf Bodmer's Einladung in Zürich angelangt iſt, beginnt die Erkaltung. Der ſchon alternde, nüchterne, etwas grämliche Bodmer kann in dem lebens-

luſtigen, ausgelaſſenen Jüngling durchaus das Bild eines jungen Heiligen nicht wiederfinden, welches er ſich von dem Sänger des „Meſſias“ gemacht hatte, und dieſer ſcheut ſich im kecken Jugendübermuthe nicht, den beſorgten Warner etwas cavalièrement zu behandeln, ſein ſtilles, geregeltes Hausweſen in Unruhe und Aufregung zu bringen, endlich geradezu mit ihm zu brechen. So peinlich dieſe Vorgänge für alle Zeugen derſelben geweſen ſein mögen, ſo hat es doch jetzt etwas höchſt Komiſches, wenn Bodmer in ſichtlicher Entrüſtung an einen Freund ſchreibt: „Als ich ihm erzählt daß wir an dem Dichter des «Meſſias» einen heiligen, ſtrengen Jüngling erwartet hätten, fragte er: ob wir geglaubt hätten, er äße Heuſchrecken und wilden Honig?“ Aber nicht blos ein ergötzliches Intermezzo aus einem ſonſt ſtets ganz anders geſchilderten Dichterleben wird uns hier geboten, ſondern es knüpft ſich daran das höhere Intereſſe daß wir auch bei Klopſtock eine Art „Sturm- und Drangperiode“ finden, die nach dem beengenden Aufenthalte in Langenſalza durchgetobt ſein wollte, ehe er der würdiggeſetzte und lebensgewandte Mann werden konnte, als den wir ihn namentlich in Goethe's „Dichtung und Wahrheit“ auftreten ſehen; zugleich erhält aber die an letzterer Stelle von ſeinen „Sonderbarkeiten“ gegebene Schilderung durch die ſchweizeriſchen Mittheilungen eine neue Erklärung und Begründung. Und ſo wird die Schrift von Mörikofer fortan als ein wichtiger Beitrag zu der Erkenntniß von Klopſtock's dichteriſcher Perſönlichkeit zu gelten haben.

Ueber Leſſing haben wir den Abſchluß eines umfaſſenden und bedeutenden Werks in hoffentlich nicht zu langer Zeit zu erwarten, indem Guhrauer es übernommen hat Danzel's unvollendet hinterlaſſene Arbeit zu Ende zu führen. Hier erwähne ich eine Gelegenheitsſchrift:

11. Ueber Leſſing's Emilia Galotti. Von Hölſcher. (Programm.) Herford 1851. 4.

nur mit wenigen Worten, da ſie ihren Gegenſtand nicht ſowol vom literarhiſtoriſchen als vom äſthetiſchen Standpunkte aus auffaßt. Sie enthält unter Berückſichtigung aller Vorarbeiten feine Bemerkungen und iſt namentlich bemüht den Abſchluß des Trauerſpiels als künſtleriſch und ſittlich befriedigend nachzuweiſen. Wenn man mit dem Verfaſſer auch über einzelne Anſichten und Auffaſſungen rechten könnte, ſo wird man doch ſeiner Abhandlung die ernſte Vertiefung in ſeine Aufgabe und deren würdige Behandlung vollkommen zugeſtehen.

Mit völligem Stillſchweigen ſind meines Wiſſens in der neueſten Zeit Wieland und Herder übergangen worden; haben wir auch nicht gerade viel Anlaß des Erſtern Werke an ſich ausführlich zu betrachten, ſo verdienten doch die unzähligen Anregungen die von ihm ausgegangen wol noch in ihren Wirkungen näher erörtert zu werden. Was dagegen Herder betrifft, ſo bieten ſeine Werke den mannichfachſten Stoff zu reichhaltigen Unterſuchungen dar, für die namentlich in Schulſchriften der geeignetſte Platz ſein würde.

In maſſenhafter Zunahme iſt fortwährend die Goethe-Literatur begriffen, nur gilt leider von der Mehrzahl der hierhergehörigen Schriften jenes Dichterwort: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun.“ Da ſich überdies die wenigſten Goethe-Ausleger auf kleine Heftchen beſchränken, ſondern gleich in dickleibigen Büchern ausrücken, die eine ſelbſtändige Beſprechung in Anſpruch nehmen, ſo übergehe ich ſie hier mit Stillſchweigen. Nur von den zahlreichen Blumenleſen aus Goethe will ich eine aufführen, die durch äußere Eleganz wie durch geſchmackvolle und conſequente Auswahl vorzugsweiſe geeignet iſt des Meiſters Weisheit mehr und mehr zu verbreiten:

12. Geiſtesworte aus Goethe's Werken. Herausgegeben von Ludwig von Lancizolle. Berlin, Nicolai. 1852. 16. 25 Ngr.

Die dankbare Pietät Deutſchlands hat nie nachgelaſſen Schiller's Andenken in unvergänglicher Friſche zu erhalten. Neuerdings iſt der ganze Familienkreis Schiller's mehrfach in den Kreis literariſcher Darſtellung gezogen worden. Die eine derartige Schrift

13. Schiller und ſein väterliches Haus von Ernſt Julius Saupe. Leipzig, Weber. 1851. 8. 24 Ngr.

hat in d. Bl. ſchon die verdiente Anerkennung gefunden. Eine ähnliche Aufgabe ſtellt ſich

14. Schiller's Familienkreis. Von Heinrich Döring. Supplementband zu F. von Schiller's ſämmtlichen Werken. Grimma, Verlags-Comptoir. 1852. 12. 20 Ngr.

Dies Buch iſt eine Compilation wie man ſie eben von dem Verfaſſer gewohnt iſt. Die Nachrichten über Schiller's Aeltern und Geſchwiſter ſind dürftiger und weit weniger verarbeitet als in Saupe's anziehender Darſtellung. Ausführlicher zuſammengetragen, aber auch meiſt nicht neu iſt das über Schiller's Gattin, Schwägerin und Kinder Mitgetheilte, welche alle Saupe's Buch nicht umfaßt; angehängt ſind einige Gedichte von Frau von Schiller und Ernſt von Schiller. Die ganze Arbeit iſt flüchtig, auch in Einzelheiten ungenau; ſo iſt das bekannte Wolzogen'ſche Gut, wo Schiller ſeine Zuflucht fand, drei mal Beuerbach und nur ein mal richtig Bauerbach geſchrieben; Schiller's jüngere Tochter, Frau von Gleichen, wird S. 25 auf ein mal zu ſeiner Schweſter; das Gut ihres Gemahls heißt Bonland, nicht Bouland. Unrichtig iſt es daß ſich die ältere Tochter, deren ſeltene Trefflichkeit und Gediegenheit gebührend anerkannt wird, ſchon 1826 bleibend in Rudolſtadt niedergelaſſen habe. Sie war mehre Jahre bis 1830 Erzieherin in der Familie des Herzogs Eugen von Würtemberg zu Karlsruhe in Schleſien; als ſie Kränklichkeits halber von dort zurückkehrte, war es mir durch einen glücklichen Zufall beſchieden einige Tage hindurch ihr Reiſegefährte zu ſein und ſo eine ſpäter in Rudolſtadt erneuerte Bekanntſchaft von unſchätzbarem Werthe anzuknüpfen. Mit oberflächlicher Fabrikarbeit wie die eben beſprochene ehrt man unſere großen Männer ſchlecht.

Ich ſchließe dieſe Ueberſicht mit dem angenehmen Gefühle unter einer nicht ganz kleinen Anzahl von Schriften faſt nur ſolche angetroffen zu haben, welche wirk-

liche Bereicherungen unſerer Literatur ſind, und mit der Hoffnung daß die erfreuliche Pflege der vaterländiſchen Literaturgeſchichte, welche ſich in denſelben ausſpricht, immer reichere und ſchönere Früchte tragen möge.

W. A. Paſſow.

Die Carafa von Maddaloni. Neapel unter der ſpaniſchen Herrſchaft von Alfred von Reumont. Zwei Bände. Berlin, Decker. 8. 4 Thlr.

Die Geſchichte eines vornehmen Geſchlechts als Rahmen der des Königreichs Neapel unter der ſpaniſchen Herrſchaft und im Hintergrunde die Apologie der jetzt dort herrſchenden Königsfamilie, welche dadurch ins Licht geſtellt werden ſoll daß die Schattenſeiten der ſpaniſchen Gewaltregierung ſtark hervorgehoben werden. Das Werk iſt mit anerkennenswerthem Fleiße gearbeitet und bietet dem Geſchichtsfreunde und Forſcher manches ſchätzbare Material. Nur Schade daß mit der Unbefangenheit der freie, durch keine Rückſicht und vorgefaßte Meinung beirrte Sinn fehlt, der in heiterer Höhe über dem Parteigewirr jetziger und früherer Zeit ſteht, und daß man nur zu oft „Abſicht merkt und verſtimmt iſt".

Was nun die Helden der vorliegenden Schrift, die Carafa betrifft, ſo haben ſie allerdings ſeit dem 15. Jahrhundert auf die Begebenheiten in ihrem ſpeciellen Vaterlande, wol auch in Italien, beſonders in Süditalien bedeutend eingewirkt, nur daß wir und wol mancher unbefangene Leſer mit uns dieſe Einwirkung viel ſeltener rühmlich finden als unſer Verfaſſer. Ein Carafa gründete die Größe ſeines Hauſes, indem er die letzte Königin von Neapel aus dem Hauſe Anjou, die nichtswürdige Johanna II. beſtimmte, ſtatt des rechtmäßigen Erben, ihres Vetters Ludwig von Anjou, den König Alfons von Aragon, dem damals auch Sicilien gehörte, zu ihrem Nachfolger zu ernennen. Es war Antonio Carafa, der ſich des ihm beigelegten Namens Malizia würdiger zeigte als ſeines Wappenzeichens: der Wage, welche bei ihm ſchwerlich die Wage der Gerechtigkeit bedeutete. Er begab ſich in das Lager des Königs, der damals mit ſeinem zuchtloſen Heere auf der Südſpitze von Corſica Bonifacio berannte, gewann den ehrgeizigen Fürſten leicht für das ungerechte Vorhaben, vermochte aber nicht die wankelmüthige Königin deſſelben Sinnes zu erhalten. Gegen das Ende ihres Lebens erkannte ſie die Nachfolge wieder dem rechtmäßigen Erben zu. Natürlich galt dieſer letzte Wille nichts, nachdem dem Stärkern ein ſcheinbarer Rechtstitel gegeben worden war. Als ſie 1435 ſtarb, entbrannte darüber ein blutiger ſiebenjähriger Kampf, welcher endlich mit der Eroberung des Landes durch den aragoniſchen König endete. Da das Unrecht ſiegreich blieb, ſo wurde es, wie herkömmlich, zum Rechte, und eine Grabſchrift des edeln Herrn der dazu beitrug ſagt ganz unbefangen:

> Auſpice me Latias Alfonſus venit in oras
> Rex pius, *ut pacem redderet Auſoniae.*

Daß einer dieſer „Friedensſtifter", unſer Antonio Carafa, bei dieſer patriotiſchen That ſich und ſein Intereſſe nicht vergaß, verſteht ſich von ſelbſt. Noch geſchickter und glücklicher war in dieſer Hinſicht ſein Sohn, Diomed Carafa, erſter Graf von Maddaloni. Als unter dem Nachfolger jenes Alfons, Ferrante I., die ſogenannte Verſchwörung der Barone, das iſt der Krieg zwiſchen der anjouſchen und aragoniſchen Adelspartei, ausbrach, da ſtand Diomed auf der Seite des Beſchützers und Schützlings ſeines Hauſes, was ihm, da die aragoniſche Partei endlich ſiegte, nicht nur Gut und Ruhm, ſondern auch großen, wenn auch wenig ehrenvollen Triumph an frühern Mitgenoſſen der königlichen Gunſt verſchaffte. Zwei angeſehene Männer nämlich: Antonello Petrucci und Franceſco Coppola, dieſer einem alten Hauſe entſproſſen, jener ein Mann von hoher Bildung, waren überwieſen, große Reichthümer durch die Gunſt des aragoniſchen Geſchlechts ſelbſt zu beſitzen, und wegen oder trotz derſelben beſchuldigt, die Häupter jener Verſchwörung geweſen zu ſein, eine Beſchuldigung die nicht nur unerwieſen blieb, ſondern auch durchaus unwahrſcheinlich iſt (I, 197). Nichtsdeſtoweniger wurde nach der milden Sitte jener vielgerühmten Zeit und nach Dem was man damals Urtheil und Recht nannte am 11. December 1486

> Meſſer Franceſco (Coppola, Graf von Sarin) auf einen kleinen Karren geſetzt, mit dem Strick um den Hals und gefeſſelt an allen Adelsſedilen der Stadt herumgefahren, bis er zum großen Markte gelangte wo ein hohes Gerüſt errichtet war. Und der Henker Angelo Ciſa ſchlug ihm den Kopf ab und viertheilte ihn, worauf das Viertel mit dem Haupte auf einem Pfahl mit eiſernem Haken beim Zollhauſe an der Caſa nova ausgeſtellt ward, das andere beim Zollhauſe an S.-Antonio, das dritte bei der Brücke und dem Hauſe des Angelo Como und das vierte bei der Kapelle.

Die Andern (es waren außer den Beiden noch zwei Petrucci) wurden, um die Sprache der Terroriſten einer andern Epoche auf dieſe zu übertragen, unter etwas weniger „herben" Formen vom Leben zum Tode gebracht, aber aller Ehren und Würden ſowie aller ihrer Güter verluſtig erklärt, und Diomed Carafa, der, wie ein glaubwürdiger Geſchichtſchreiber der Zeit, Camillo Porzia, ſagt, „ſeine perſönliche Abneigung gegen dieſe Männer durch politiſche Beweggründe zu bemänteln wußte", wußte von dieſer türkiſchen Juſtiz die er hauptſächlich mit veranlaßt hatte recht guten Nutzen zu ziehen. Die Nemeſis blieb nicht aus; ſechs Tage nach dieſen Executionen ſtarb er plötzlich, aber er ſtarb reich und hochgeehrt und ſein ſchon bei ſeinen Lebzeiten errichtetes Denkmal feiert ſeine hohen Tugenden in carrariſchem Marmor, Gold, Emblemen und Inſchriften, von denen eine, gleichſam als Hohn, den Wahlſpruch ſeines Hauſes enthält: „Hoc fac et vives."

Wenn wir aber nach unſern Zeitbegriffen in das Lob, das dieſes Denkmal dem Diomed Carafa ſpendet, nicht einſtimmen mögen, ſo muß man doch geſtehen daß er es nach den Ideen ſeiner Zeit großentheils wol verdienen mochte. Philipp von Commines, der das Einkommen welches das Haus Carafa bezog, und das gu-

tentheils auf die eben angegebene Weiſe erworben war, auf 40,000 Dukaten ſchätzt, findet das um ſo einfacher, „da es ja im ganzen Königreiche (Neapel) nicht drei Leute gibt, deren Beſitz nicht von königlichen Schenkungen oder Confiscationen herrührt" (I, 206). Auch machte Diomed Carafa einen preiswürdigen (unſer Verfaſſer ſagt: einen edeln) Gebrauch von ſeinen übel erworbenen Reichthümern. Er ließ in einer der (damals) ſchönſten Straßen Neapels einen prächtigen, in edelm Stil erbauten Palaſt aufführen und mit Kunſtwerken aller Art reichlich verzieren, er liebte und beſchützte Kunſt und Wiſſenſchaft, ſammelte Kunſtwerke und werthvolle Schriften, wie denn noch heute die von ihm angelegte und von ſeinen Söhnen ſehr vermehrte Privatſammlung zu den beſten in Neapel gehört, und ſchrieb ſelbſt einige kleine Schriften die nicht ohne Werth ſind. Seine unmittelbaren Nachkommen, zumal die ältere Linie derſelben, die Grafen von Maddaloni, erbten weder ſein Glück noch ſeine politiſche Richtung. Im Jahre 1503, als Gonſalvo von Cordova in Neapel einzog, wurde Johann Tomaſo, der älteſte von Diomed Carafa's nachgelaſſenen Söhnen, als Anhänger der Anjou flüchtig, ſeiner Lehen und Titel verluſtig erklärt, ſeine Güter confiscirt, und erſt viel ſpäter wurde ſein Geſchlecht wieder zu Gnaden aufgenommen. Der jüngern Linie der Carafa, der der Grafen von Montorio, gehörte der nachmalige Papſt Paul IV. an, bei welchem unſer Verfaſſer mit beſonderer Vorliebe verweilt. Es iſt vielleicht eine Folge dieſer Vorliebe, daß er gar nicht erwähnt*) daß derſelbe als Cardinal Carafa der Errichter und erſte Vollſtrecker der furchtbaren, in Italien in dieſer Härte früher unbekannten Inquiſition war, welche durch die Bulle vom 21. Juli 1542 geſtiftet ward, deren Allmacht nur einer Beſchränkung unterworfen war, daß ſie nämlich nicht das Recht habe die Ketzer welche ſich bekehren ſollten ungeſtraft zu laſſen, was nur dem Papſte allein zuſtehe, ſowie daß ihr als erſte Regel vorgeſchrieben war: in Sachen des Glaubens dürfe man nicht einen Augenblick warten, ſondern müſſe, ſobald einiger Verdacht oder Anzeige von ketzeriſcher Peſt vorhanden ſei, ſogleich alle Gewalt und Nöthigung anwenden um ſie auszurotten. (Subito che vi è qual che sospetto o indicio di peste heretica *far ogni sforzo et violenza* per estirparla. Carracciolo, „Vita di Paolo IV.", Ms. c. 8, angeführt von Ranke, „Die römiſchen Päpſte ꝛc.", I, 206, 207.) Auch in kleinern Zügen verräth ſich die Parteilichkeit unſers Verfaſſers für dieſen Papſt, und wir wollen nur einen derſelben anführen. Nachdem Johann Peter Carafa nämlich Allen unerwartet, aber aus Gründen, worauf wir ſpäter zurückkommen werden, zum Papſte gewählt worden war, äußerte er ſich dahin: er wiſſe nicht wie das gekommen ſei, da er ſich doch nie einem der Cardinäle gefällig gezeigt, im Gegentheil jede von denſelben erbetene Gunſt immer abgeſchlagen habe. Er ſchließe daraus daß nicht die Cardinäle, ſondern Gott ſelbſt ihn zum Papſte erhoben habe. (Ranke a. a. O., S. 281, nach der officiellen Berichterſtattung des venetianiſchen Geſandten Mocenigo an ſeine Regierung.) Unſer Verfaſſer aber läßt ihn, um dieſen Worten einen großartigen Charakter zu verleihen, dieſelben vor ſeiner Wahl an den ihm entgegenwirkenden kaiſerlichen Botſchafter mit dem Zuſatze richten: „Für mich aber wird es um ſo beſſer ſein, denn ich danke dann keinem Irdiſchen die Erhebung" (I, 213). Man ſieht wie es nur kleiner Veränderungen bedarf um geiſtlichen Hochmuth in frommen Glauben zu verwandeln!

Um alles Lob in Kürze zuſammenzudrängen nennt unſer Verfaſſer dieſen Paul IV. „den letzten Papſt, der eine großartig-nationale, eine über die engen Grenzen des Kirchenſtaats nicht nur, ſondern über die Grenzen Italiens hinausgehende Politik gehabt habe". Nun iſt allerdings wahr daß in Paul IV. ein ſtarkes und ehrenvolles Nationalgefühl lebte, und daß etwas Großartiges darin liegt, einen faſt achtzigjährigen Greis mit ſolchem Jugendfeuer gegen das damals ſo mächtige Spanien im Intereſſe ſeines unglücklichen Vaterlandes auftreten zu ſehen. Aber eine Politik ohne Conſequenz, ohne alle vernünftige Berechnung, ich möchte ſagen ohne Beſinnung, eine nationale Politik die den einen Feind der Nationalität nur durch den andern, die ſpaniſche nur durch die franzöſiſche Uſurpation zu vertreiben verſucht, iſt gewiß nicht die welche das höchſte Lob verdient. Wenn wir den wüthenden Ketzerverfolger, der jeden Gedanken, ja jeden Verdacht der Häreſie mit dem Tode beſtraft, plötzlich ſo weit gehen ſehen daß er ſich nicht nur der Proteſtanten welche unter ſeinen Augen die Heiligenbilder verſpotten und die Gebote der Kirche verlachen gegen den allerkatholiſchſten König bedient, ſondern daß er (oder doch, gewiß nicht ohne ſein Vorwiſſen, ſein Neffe) gar mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, ja mit Sultan Soliman in Verbindung tritt und dieſen Letztern auffodern läßt ſich der beiden Sicilien zu bemächtigen (Ranke a. a. O., S. 291 Note, nach Bromato, „Vita di Paolo IV.", II, 369), ſo wiſſen wir nicht ob er die Ketzer und Ungläubigen oder ſich ſelbſt betrügen wollte. Und hätten ſeine nationalen Gefühle ihn dauernd gegen ſeinen fanatiſchen Ketzerhaß geſchützt, wir würden gern dieſen Triumph des Guten in ihm freudig begrüßen. Aber nein! Kaum iſt ſeine Chimäre zerronnen, kaum iſt er ſeiner Ohnmacht gegen Spanien, das ihm aus reli-

*) Er ſpielt ſehr euphemiſtiſch oder wenn man lieber will diplomatiſch mit folgenden Worten darauf an: „Er (Gian Antonio Carafa) ward unter Papſt Paul's III. Regierung Cardinal und eins der Mitglieder des heiligen Collegiums, die durch Wort und That (und welche Thaten!) am thätigſten zur Wiederbelebung der kirchlichen Richtung beitrugen!" (I, 213). Da die Schrift dem preußiſchen Geſandten am ſiciliſchen Hofe dedicirt iſt, ſo wäre es vielleicht zweckmäßig geweſen zwei der Regeln hervorzuheben welche Cardinal Carafa zu dieſem Zwecke aufſtellte. Die vierte lautet: Ketzern (Lutheranern ꝛc.) und beſonders Calviniſten gegenüber dürfe man ſich zu keinerlei Toleranz herabwürdigen. Die zweite: es ſei keinerlei Rückſicht zu nehmen auf irgend einen Fürſten oder Prälaten, wie hoch er auch ſtehe. (Ranke aus Caracciolo a. a. O., S. 207, 208.)

giöſem Skrupel die Einnahme ſeiner Hauptſtadt und jede weitere Demüthigung erſpart, recht inne geworden, als er ſich wieder ſeiner geliebten Inquiſition und fernern Ketzerqualen mit erneuter Energie hingibt! Es iſt wahr, das iſt bei ihm Ueberzeugung und geſchieht gewiſſermaßen aus Liebe zu Gott, aber wer eine wahrhaft-großartige, wahrhaft-nationale Politik befolgen will, muß einen zugleich höhern und tiefern Blick haben! Wir wollen gerade keinen ihm entſchieden nachtheiligen Schluß aus dem Volkshaſſe ziehen, den er ſich, wie bei ſeinem Tode offenbar ward, zuzog, aber Männer von echter nachhaltiger Nationalität, Männer die den Geiſt ihrer Nation richtig zu faſſen und zu vertreten im Stande ſind, wird er doch in ſo hohem Maße ſchwerlich treffen. In der That war Paul IV. nicht der Vertreter des Geiſtes der wahrhaft-nationalen Partei, wol aber bezeichnete er den Wendepunkt der Richtung der katholiſchen Kirche, wie ſich dieſe als Rückwirkung der Reformation des 16. Jahrhunderts geſtaltete. Sowie nämlich in unſerer Zeit den höhern Claſſen der Geſellſchaft, welche Voltaire, Rouſſeau und die Encyklopädiſten geehrt, gefeiert und bewundert hatten, weil und ſolange ſie ihre Meinungen blos als unfruchtbare, in der guten Geſellſchaft gehegte Theorien betrachteten, welche auf die Staatseinrichtungen keinen Einfluß hätten, aber ſchnell umſchlugen, als ſie inne wurden daß Literatur und Leben doch mehr Zuſammenhang hätten als ſie früher glaubten, und das Wort auch That werden könnte, ganz ſo ging es der Kirche mit den religiöſen und den damit zuſammenhängenden Theorien. Reuchlin, die Humaniſten, Erasmus und ihnen gleichgeſinnte freiſinnige Geiſter hatten in Rom Schutz und Beifall gefunden. Am Hofe Leo's X. dachte man über Chriſtenthum und Katholicismus vielleicht nicht viel anders als am Hofe Friedrich's des Großen, und Erasmus war ſelbſt ganz erſtaunt in Rom aus Plinius beweiſen zu hören, zwiſchen den Seelen der Menſchen und denen der Thiere ſei kein Unterſchied (Burigny, „Leben des Erasmus", I, 139; vgl. Ranke a. a. O., S. 73). Unter Paul II. war es zu Rom unter den jungen Leuten von gutem Ton ziemlich allgemein angenommen, die orthodoxe Lehre ruhe mehr auf liſtigen Vorſtellungen ſogenannter Heiligen als auf wahren und glaubwürdigen Zeugniſſen (Caneſius, „Leben Paul's II.", ebendaſelbſt). Als Luther in Rom war, konnte er ſich gar nicht darein finden wie dort mit heiligen Handlungen umgegangen und darüber geſpottet ward, wie Prieſter ſtatt ſacramentaler Formen frivole und profane Ausdrücke gebrauchten und ſich über ihren eigenen Beruf luſtig machten. Sein Zeugniß wird durch das guter Katholiken beſtätigt, und P. Anton Bandino geſteht, wer nicht häretiſche Meinungen vom Chriſtenthum hege, gelte zu Rom nicht für einen Mann von Bildung. Papſt Leo X. gehörte urſprünglich faſt zu den Bewunderern Luther's, von welchem er offen ſagte, er habe ein ſchönes Genie (un bel ingenio). Nur als der deutſche Mönch ſich ſo gar hartnäckig zeigte, als er weder durch Drohungen noch durch Verſprechungen verhindert werden konnte ins Leben einzuführen, was man als Theorie in der guten Geſellſchaft zu Rom ſo ziemlich für gleichgültig hielt, da wandte ſich das Blättchen. Man ſah ein daß man dem Ernſte Ernſt, der leidenſchaftlichen Ueberzeugung eine andere leidenſchaftliche Ueberzeugung, dem reformatoriſchen den katholiſchen Fanatismus entgegenſtellen müſſe. Da war es denn Zeit ſtatt gebildeter, aber mehr oder weniger ungläubiger Männer aufrichtige, ehrliche Zeloten an die Spitze der Kirche zu ſtellen, das freie Wort zu verpönen, ketzeriſche Meinungen wieder mit Feuer und Schwert zu vertilgen und mit der Inquiſition, wie ſie Cardinal Carafa eingeführt, auch ihn ſelbſt, deren eifrigſten und ehrlichſten Beförderer, zu der höchſten Würde zu erheben. Leo X. war wohlwollend geweſen, geiſtreich, klug, liebenswürdig, ein Menſchenfreund, ein Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften, wie das in ſeiner Familie Jeder war, ein Mann der in ſchwieriger Zeit das Beſte der Kirche gegen die Reformation und das Beſte des päpſtlichen Stuhls gegen den Kaiſer mit großer Staatsklugheit zu wahren wußte; aber Eins war er ſchwerlich: ein überzeugter Chriſt, und er mag in vertrauten Kreiſen oft genug über den deutſchen Mönch geſpottet haben, der ſich mit ſolcher Lebensgefahr und ſolcher Hartnäckigkeit über Dinge herumſtritt, über die man damals im chriſtlichen Rom ungefähr ſo dachte wie im heidniſchen zur Zeit des Cicero über die Weisheit der Augurn. Eben hierin lag aber ein großer Theil der Stärke der Reformation. In ihren Reihen war eine felſenfeſte Glaubensſtärke zu finden, die ihnen eine Kraft, zum Theil einen Fanatismus eingab, der den damals in der Kirche tonangebenden Männern gutentheils gebrach. So war den reißenden Fortſchritten der Reformation gegenüber Nichts nothwendiger als die Kirche ſelbſt, jedoch in einem andern Sinne als es die Oppoſition verſtand, „an Haupt und Gliedern" zu reformiren, um eine Ueberzeugungstreue der andern entgegenzuſetzen. Mit dem unvergleichlichen Takte mit welchem die römiſche Kirche faſt immer die geeigneten Mittel zu rechter Zeit anzuwenden weiß, ſäumte ſie nicht ſich als es nothwendig wurde wieder mit Oberhirten zu verſehen, deren bis zum Fanatismus getriebene Orthodoxie ihr nur Nutzen bringen konnte.

Der erſte Papſt der dieſem Erforderniſſe ſeit langer Zeit wieder vollkommen entſprach war Cardinal Gian Pietro Carafa, eben unſer Paul IV. Dieſer hatte keine einzige der Eigenſchaften welche wir eben an Leo X. rühmen konnten. Er war ſo wenig wohlwollend daß er ſich ſelbſt rühmte nie einem andern Cardinal eine Gefälligkeit erwieſen zu haben; ſo wenig menſchenfreundlich daß er kaum zum Inquiſitor ernannt ſich beeilt hatte, ehe er noch Geld aus der apoſtoliſchen Kammer erhielt, aus eigenen Mitteln in einem in Miethe genommenen Hauſe die Gefängniſſe herzurichten und mit Blöcken, Ketten und Banden zu verſehen, welche für die der Ketzerei verdächtigen Unglücklichen beſtimmt waren; ſein Benehmen war herriſch und grob und ſeine Diener zitterten vor ihm; ſein Ariſtokratismus war nicht

der des feinen Mediceers, der einen Ruhm darin fand ſich mit den ausgezeichnetſten und geiſtreichſten Männern zu umgeben, ſondern ſo wie er ſich in dem von ihm geſtifteten Theatinerorden zeigte, der Adelsproben erfoderte, um ſeinen Mitgliedern das Recht zu ertheilen von Almoſen zu leben ohne zu betteln. Er gehörte zu der Schule welche aus Grundſatz die Wiſſenſchaft geringſchätzt, und war auch in ſeiner Politik ſo leidenſchaftlich und ungebildet daß er aus politiſchem oder wenn man lieber will aus nationalem Haſſe den treueſten und fanatiſchſten Sohn der Kirche, Philipp II., einen von Gott verfluchten ſchismatiſchen Ketzer, die Hefe der Welt, Samen von Juden und Mauren nannte, was nach ihm überhaupt jeder Spanier war. (Mai parlava di S. Ma. e della natione Spagnola, che nou gli chiamasse eretici scismatici et maladetti da Dio, seme di Giudei et di Mori etc. Naragero.) Aber er war ein ehrlicher, aufrichtiger und uneigennütziger Mann der ſtrengſten orthodoxen Richtung, wie er denn das Bisthum Chieti und das Erzbisthum Brundiſi aufgegeben hatte um die drei Gelübde abzulegen, die er ſtreng hielt, und wie er als Papſt, freilich mit der blinden Leidenſchaftlichkeit, aber auch mit der ehrenwerthen Selbſtverleugnung die ihm in kirchlichen und nationalen Angelegenheiten eigen war, ſeine Nepoten, die er mit Unrecht, aber in redlicher Abſicht hoch erhoben hatte, abſetzte und wahrhaft verfolgte ſobald er ſich von ihrem unwürdigen Leben und Treiben überzeugt hatte. Er war voll nationaler Gefühle, die ihn freilich zu unbeſonnenen, übel angelegten Schritten führten und, wie oben gezeigt wurde, in Widerſpruch mit ſich ſelbſt und ſeiner hyperorthodoxen Richtung brachten, aber immerhin ehrenwerth ſind. Kurz er war der Mann wie ihn das Land und die Kirche damals brauchten, und dieſes Lob ſoll ihm unverkümmert bleiben, ſo wenig ihm das gebührt welches unſer Verfaſſer ihm ſpendet. Reumont ſcheint ſich aber in den Spanierhaß dieſes Papſtes und des alten neapolitaniſchen Adels ſo hineinverſetzt zu haben daß wir uns zur Steuer der Wahrheit in der Nothwendigkeit befinden, ſelbſt die allerdings unheilvolle und ſelbſtſüchtige ſpaniſche Verwaltung Neapels beziehungsweiſe gegen ihn in Schutz zu nehmen.

An ſich war ſie gewiß ſchlecht, käuflich, machiavelliſtiſch — wer wird das leugnen wollen? Aber beſſer, ja volksfreundlicher als die Wirthſchaft und Juſtiz der neapolitaniſchen Großen, die der Carafa eingerechnet, war ſie doch großentheils, und es klingt gewiß ſonderbar, wenn Reumont in ſeinem ultralegitimiſtiſchen Eifer der ſpaniſchen Politik vorwirft „alles Mögliche, wenn auch vielleicht gegen ihre Abſicht gethan zu haben um die Treue an dem Feſthalten des Princips des göttlichen Rechts zu vernichten, welche noch heutzutage unverändert (?) in dem neapolitaniſchen Volke lebe“ (II, 321). Wir wollen hier nicht tiefer auf die Frage eingehen: ob denn Legitimismus und göttliches Recht identiſch ſind, wie man es heutzutage ſehr ungeſchichtlich faſt allgemein annimmt, da doch der erſte Fürſt der ſich von Gottes Gnaden nannte, nämlich Kaiſer Karl der Große, damit eben andeutete daß ſeine Dynaſtie durch den Ausſpruch der Kirche die rechtmäßige, die legitime der Merowinger aber unrechtmäßig geworden ſei; wir wollen nur erinnern daß es auf Erden vielleicht keine Herrſcherfamilie gibt die, wenn man ſo in die Nacht der Zeiten zurückgehen will, mindeſtens ihren geſammten Länderbeſitz als legitim ausweiſen könnte. Daß aber Spanien Das was man heutzutage das monarchiſche Princip nennt, ſolange und ſoweit es ihm irgend möglich war, mit eiſerner Fauſt aufrechthielt, das iſt doch wol ſchwerlich zu leugnen. Eins that es freilich in Neapel faſt durchgehend, was ihm kein vernünftiger Politiker und kein unparteiiſcher Geſchichtſchreiber zum Vorwurf machen wird. Es ſuchte die Uebermacht und den Uebermuth des ſtolzen Adels zu brechen, die ſoweit gingen daß König Karl von Aragon (1495) erſt durch den Augenſchein überzeugt werden mußte daß Neapel auch Bürger habe welche Nichtadelige ſeien — ſeine adeligen Räthe hatten ihm das Gegentheil eingeredet (I, 104). Der talentvollſte und klügſte ſeiner Statthalter, Don Pedro di Toledo, konnte die Bürger mit Recht erinnern (Mai 1547), er ſei es ja der ſie vor der Juſtiz dem Adel trotz deſſen Widerſtreben gleichgeſtellt habe (Ranke, „Völker und Fürſten von Südeuropa“, I, 268, 269). Die Vicekönige machten viele, aber immer vergebliche Verſuche der Käuflichkeit der Baronenjuſtiz Einhalt zu thun, und wenn es auch vollkommen wahr iſt daß ihre eigene Juſtiz oft (doch keineswegs immer) auch käuflich war und ſie ſich mehr aus politiſchen Gründen als aus Rechtsgefühl zu jenen Schritten bewogen fühlten, ſo berechtigt uns dieſe und viele ähnliche Erſcheinungen doch immerhin ſehr zu bezweifeln daß, wie unſer Verfaſſer ſagt, die fremde Herrſchaft die Sittenverderbniß erzeugt habe, und eher zu vermuthen daß die Sittenverderbniß und der Mangel an wahrem, echtem, unverderbtem Nationalgefühl in den höhern wie in deu niedern Ständen die fremde Herrſchaft herbeigeführt habe. Wir können uns nicht verſagen zu dieſer Behauptung noch einige Belege anzuführen, welche die vorliegende Schrift uns zum Theil ſelbſt an die Hand gibt. In dem Berichte den Girolamo Lippomano 22 Jahre nach Pietro di Toledo's Tod an den Senat von Venedig richtete, ſchildert er allerdings die Käuflichkeit der ſpaniſchen Beamten als groß und ziemlich allgemein, aber er fügt doch hinzu: „Die Barone treiben es in dieſer Hinſicht *noch ſchlimmer* auf den ihnen unterworfenen Ländereien und *verkaufen die Aemter an Leute welche die armen Unterthanen lebendig ſchinden*.“ Dieſes Zeugniß, welches unſer Verfaſſer mittheilt (I, 73), enthält noch eine ganz andere Bedeutung durch ein Zeugniß deſſelben Lippomano, welches unſer Verfaſſer *nicht* mittheilt und das eben von den Zeiten Pietro di Toledo's, alſo wie geſagt ungefähr 22 Jahre früher handelt. Von dieſer Zeit ſagt Lippomano:

In Neapel wird, inſonderheit in den Angelegenheiten die vor dem Vicekönig ſelbſt verhandelt werden, wahrhaft Gerech-

tigkeit geübt. Er gibt nicht zu daß irgend Jemand, ſo vornehm er auch ſei, niedrigſtehende Leute unterdrücke, ſondern verfährt ſtreng gegen ſolche Unterdrücker, wenn ſie auch Marcheſi, Herzoge oder Fürſten ſind. (Ranke a. a. O., S. 270, Note 1.)

Der Adel klagte bitter über dieſe unparteiiſche Juſtiz und meinte, das heiße einen Unterſchied aufheben wollen, „der ganz unveränderlich von der Natur ſelbſt eingeſetzt ſei", aber Pietro di Toledo blieb feſt, und wir hoffen, unſer Verfaſſer werde ihn deshalb nicht revolutionairen Treibens beſchuldigen und anklagen wollen, „dem monarchiſchen Princip, wenn auch gegen ſeine Abſicht, entgegengetreten zu ſein". Das monarchiſche und das ariſtokratiſche Princip ſind ohne Zweifel noch viel weniger identiſch als das legitimiſtiſche und das vom göttlichen Rechte.

Dieſer alte neapolitaniſche Adel hatte eben wie mancher andere auch gar eigene Begriffe vom Volke und ſeinen Befugniſſen. Als z. B. gegen das Ende des 15. Jahrhunderts am Fronleichnamstage bei der Proceſſion ein Deputirter des Volks eine Stange des Baldachins trug, da ergrimmte der Adel aufs höchſte ob dieſes unverſchämten, von den ſpaniſchen Machthabern unbegreiflicherweiſe nicht misbilligten Gebahrens und verweigerte jede Theilnahme an dem Zuge. Es koſtete nicht wenig Mühe, Zeit und Unterhandlungen bis die Gleichberechtigung des Volks zum Tragen dieſes Baldachins zur Anerkennung kam (I, 127). Im Jahre 1602 verlangen die neapolitaniſchen Barone daß der Volksdeputirte von Neapel zu den Berathungen über das Donativ nicht zugezogen werde. Dies hätte ſich allerdings dadurch rechtfertigen laſſen daß die Stadt Neapel von den Beiträgen dazu befreit war, hätten nur nicht ſie ſelbſt ihr Recht dabei mit zu rathen und zu thaten aus dem charakteriſtiſchen Grunde behauptet, weil ſie nicht die Stadt Neapel, ſondern ihre Standesgenoſſen repräſentirten. Die ſpaniſche (aragoniſche) Regierung ſchützte den Volksdeputirten in ſeinem Rechte, allerdings aus eigennützigen Gründen, aber ſie ſchützte ihn doch (I, 120). Was that ſie aber, wenn ſie ſich dem Adel gefälligzumachen ſuchte? Sie nahm wie im Jahre 1456 dem Bürgerſtande ſeine Rechte (I, 121), freilich zu ihrem größten Nachtheile, indem ſie dadurch der nachfolgenden kurzen franzöſiſchen Herrſchaft den Weg bahnte; aber es läßt dies doch einen tiefen Blick in die Natur und das Weſen der dortigen Adelsherrſchaft werfen. Und war es im 17. Jahrhundert beſſer? Im Jahre 1639, alſo acht Jahre vor dem Aufſtande unter Maſaniello, ſchlug der Vicekönig Herzog von Medina den in einem ſogenannten Parlamente verſammelten neapolitaniſchen Herren vor, der Finanznoth durch eine Zahlung von einem Procent von dem Werthe der Lehen abzuhelfen. Er erbot ſich ſeinerſeits dieſelbe in dem Betrage von 40,000 Dukaten zu leiſten. Aber das ward von dem Adel einmüthig verworfen, hingegen der Vorſchlag eines ſeiner Standesgenoſſen (des Marcheſe von Fuccaldo) angenommen, das Mehl zu beſteuern und zugleich jeden Haushalt geſetzlich zu zwingen, einen Scheffel Salz zu 12 Carlin zu kaufen. Wer mehr brauche (wie der Adel, die wohlhabenden Leute) möge es auf dem Wege des Handels anſichbringen. Bedenkt man nun welche große und wohlverdiente Unpopularität dieſe Mehlſteuer der ſpaniſchen Regierung zuzog, und wie ſie nicht weniger, faſt noch mehr als die Obſtſteuer zu dem Aufſtande unter Maſaniello beitrug (Maſaniello's Frau war kurz vor dem Aufſtande wegen etwas eingeſchmuggelten Mehls acht Tage in Verhaft gehalten worden); bedenkt man ferner daß bei dieſer und den darauf folgenden Bewegungen der Haß des Volks, wie der Erzbiſchof Filomarino als Augenzeuge berichtete, urſprünglich gegen Miniſter und Adel (II, 125) und erſt ſehr ſpät gegen das ſpaniſche Haus gerichtet war, ſo kann man ſchwerlich mit dem Verfaſſer übereinſtimmen, wenn er gegen das Ende der vorliegenden Schrift (II, 320) ſagt: „Die heutigen Uebelſtände zu erklären iſt es erfoderlich zu deren Quelle zurückzukehren. Dieſe Quelle war in den meiſten Fällen die ſpaniſche Herrſchaft." Die ſpaniſche Herrſchaft, ſo ſchlecht ſie war, war doch noch weit beſſer als die der Barone und als die Barone ſie wollten. Es war ein centnerſchwerer allgemeiner, ſtatt vieler hundert Pfund einzelnen Drucks. Es war eine Gewaltherrſchaft ſtatt einer Banditenwirthſchaft, wie ſie die Großen hegten. Schämten ſich doch die Carafa nicht, gerade zur Zeit der Maſaniello'ſchen Unruhen Banditen ohne Zahl in ihrem Solde zu haben (I, 136, 147, 153), und war es doch gerade dieſer Banditenpatron, auch ein Diomed Carafa, den der Vicekönig Herzog von Arcos zum Unterhändler mit dem aufgeregten Volke ernannte, um ihm verſprechen zu laſſen, was der Adel am allerwenigſten zu halten geſonnen war. Hören wir unſern Verfaſſer ſelbſt über den Anfang dieſes Aufſtands (I, 110 fg.):

Die Kunde der ſiciliſchen Unruhen (nämlich einer Volksbewegung in Palermo Mai 1647 wegen der „immer geſteigerten Auflagen auf die Lebensmittel", welche auch dort „ernſtliche Entzweiung zwiſchen Adel und Volk" ſowie mit dem Vicekönig von Sicilien veranlaßte) gelangte nach Neapel, als dort Alles reif zum Ausbruch war. Längſt kochte und gährte es in den Gemüthern. Auf allen Seiten mehrten ſich die drohenden Anzeigen. Maueranſchläge verkündeten, das Volk Neapels werde es machen wie das palermitaniſche, wenn man die Gabellen nicht aufhebe, beſonders die Obſtſteuer, die um ſo drückender auf der Menge laſtete, je heißer die Jahreszeit ward, je mehr ſich der Arme auf den Genuß der wohlfeilen und kühlenden Nahrung angewieſen fand. Der Vicekönig (Herzog von Arcos) wurde von Volkshaufen angehalten, als er zur Meſſe nach Sta.-Maria del Carmine fuhr. Er zog ſich aus der Verlegenheit ſo gut er konnte, ſchob die Schuld dem Adel zu, welcher die Steuer verordnet habe (hatte), verſprach was er nicht zu halten dachte.

Vielleicht, vielleicht auch nicht, denn ihm war es mindeſtens einerlei woher er Geld bekäme, und der allgemeinen ſpaniſchen Politik in Neapel gemäß hätte er es noch lieber von dem reichen Adel gezogen. Wie benahm ſich aber dieſer? Hier iſt keine Conjecturalpolitik, hier ſpricht die Thatſache aus dem Munde unſers Verfaſſers ſelbſt. Hören wir ihn weiter:

Die Adelsgenoſſenſchaften kamen zuſammen, aber es gelang ihnen nicht ſich zu einigen. Die Einen ſtimmten

für Beibehaltung der Steuer, weil ihre pecuniairen Intereſſen dabei ins Spiel kamen (d. h. weil ſie Vortheil davon zogen), die Andern, weil ſie nicht wußten wie ſie das Geld das die Regierung foderte anderswo auftreiben ſollten.

Dazu wäre doch, wenigſtens theilweiſe, leicht Rath zu finden geweſen, wenn ſie nur den acht Jahre vorher von ihnen verworfenen, eben angeführten Vorſchlag des Herzogs von Medina wieder hätten aufnehmen wollen. Aber freilich da wäre das Geld aus ihrer Taſche genommen worden! Das iſt aber auf alle Fälle klar daß es der hohe Adel war der die Aufhebung der Steuer verhinderte, und ſomit den langen und folgereichen Aufſtand veranlaßte der mit Maſaniello's Aufſtand und deſſen wahrſcheinlich, was unſer Verfaſſer freilich verſchweigt, durch Gift veranlaßten nachmaligen Geiſteszerrüttung und Tod nicht nur nicht endete, ſondern nur gräßlicher und von allen Seiten demoraliſirender wurde. Wenn es alſo wahr iſt daß dieſe Epoche es war welche, wie unſer Verfaſſer (II, 321) ſich ausdrückt, „den gewaltigen Damm der Ehrfurcht vor dem Königthum durchbrach“, war daran nur die ſpaniſche Regierung und gar nicht die Ariſtokratie Schuld? Und wenn unſer Verfaſſer ſelbſt zu den Urſachen welche dieſe Ehrfurcht ſchwächten auch den „Ueberreſt dynaſtiſcher Anſprüche“ rechnet, iſt deſſen die ſpaniſche Dynaſtie allein und ausſchließlich zu beſchuldigen?

Freilich hat der Verfaſſer darüber Anſichten die heutzutage allerdings nicht ihm allein angehören. Wirft er doch Karl III. und ſeinem beſonnenen, aber freiſinnigen Miniſter Bernardo Tanucci „die allmälige Schmälerung der ariſtokratiſchen, namentlich der feudalen Vorrechte und die Centraliſirung der Autorität“ als einen Hauptfehler, faſt als ein Verbrechen vor. Er meint (II, 317):

dieſe Männer hätten nicht eingeſehen wie dieſe Regierungshandlungen mit den Marimen der meiſten Souveraine des 18. Jahrhunderts verwachſen waren, welche nicht einſahen daß ſie durch Niederreißung aller ſtändiſchen (d. i. mittelalterlichen) Inſtitutionen, welche reformirt, aber nicht vernichtet werden mußten die Fundamente ihrer Throne ſelber bloßlegten (?), und denen ihre Nachkommen die heutigen ſo unbequemen (!), unorganiſchen (?), geborgten (!) Conſtitutionen zu danken haben.

Wir wollen dieſen wieder zur Mode gewordenen ſtaatsrechtlichen Paradoxien, welche uns geradezu in die glücklichen Zeiten zurückverſetzen würden, deren ſich Frankreich vor Ludwig VI. und VII. oder doch vor Ludwig XI. und Ludwig XIII., Deutſchland vor Joſeph II. und Friedrich dem Großen erfreute, wir wollen ihnen nur eine einfache Thatſache gerade aus der Geſchichte Spaniens und zwar aus ſeiner letzten allgemeinen feudaliſtiſchen Ständeverſammlung entgegenſetzen und eine ebenſo einfache Frage daran knüpfen. Im Jahre 1538 nämlich, als Karl V. für Ausgaben die das Wohl der Geſammtmonarchie erfoderte den verſammelten Ständen ſeine Bedürfniſſe vorlegte und ſeine Abſichten eröffnete, die Acciſe einzuführen, da nahm dieſe Verſammlung eine Wendung welche wir mit den Worten Ranke's („Fürſten und Völker“, I, 220, 221) und ſeiner Gewährsmänner Soriano und Sandoval anführen wollen:

Karl mochte nicht ſo ſehr von ſeinen Verbündeten und Freunden (den Granden) Widerſtand erwarten als von den andern Ständen. Aber gerade die Großen widerſetzten ſich ihm; vor den Uebrigen, obgleich ſonſt ein entſchiedener Anhänger des Hauſes Oeſtreich, der Condeſtable Velasco (Soriano ſagt: „*Hebbe tutt'i grandi contrarii* et il Velasco“). Er drang darauf: die Laſten zu tragen zieme in Caſtilien dem Bauer; dem Edelmann aber entreiße die geringſte Auflage nicht allein die Freiheit, welche ſeine Vorfahren mit ihrem Blute erworben, ſondern die Ehre ſelbſt. Er ſetzte durch daß man Karl den unbequemen und faſt beleidigenden Rath gab, ſeine Umſtände dadurch zu verbeſſern daß er zu Hauſe bleibe und ſich einſchränke. Hätte Karl auf ſeinem Willen beſtanden, ſo würde ein Aufruhr zu befürchten geweſen ſein (Naragero, „Viaggio etc.“, S. 350). Da er ſah daß ihm ſeine Foderung verſagt ward, ſo beſchloß er wenigſtens, wie Sandoval ſagt, niemals wieder ſo mächtige Leute zu verſammeln; dies war die letzte allgemeine Ständeverſammlung welche berufen worden iſt.

Vor einiger Zeit meldeten öffentliche Blätter das ſpaniſche Miniſterium wolle die neuen conſtitutionnellen Stände von Spanien nicht wieder berufen. Wir fragen nun den Verfaſſer ſelbſt welche ſich „unbequemer, ja auflöſender für die Monarchie zeigten“, dieſe mit ihrer „geborgten“ oder jene mit ihrer „urſprünglichen“ Conſtitution? Ja wir fragen, ob er ein ähnliches Beiſpiel ſtaatsauflöſenden Egoismus, eine Behauptung wie die dieſer letzten Muſterworte: die Großen hätten durchaus keine andere Verpflichtung als die, dem Könige im Kriege und auch dann zu dienen, wenn es ſich nach ihrer eigenen Beurtheilung um die Vertheidigung Spaniens handle*), aus den Annalen irgend eines wahrhaft conſtitutionnellen Parlaments anzuführen wüßte? Vielleicht wird er antworten, jene Behauptung ſei geſchichtlich vollkommen begründet geweſen. Gut, aber nur ein Beweis mehr daß ein Fürſt des 19. Jahrhunderts mit ſolchen „hiſtoriſchen“ Ständen weit weniger als mit wahrhaft conſtitutionnellen zum Wohl des Landes zu regieren vermag.

Sehr merkwürdig iſt noch das Bekenntniß welches unſer Verfaſſer an die Thatſache geknüpft daß Karl III. die Privilegien des Adels ſchmälerte. Eben deswegen habe ſich nämlich „ein Theil des vornehmſten Adels an den Ereigniſſen betheiligt, die zu der Bildung der ephemeren Parthenopeiſchen Republik (1798/99) führten“ (II, 318). Wir haben das Gebahren des hohen Adels in der frühern neapolitaniſchen Geſchichte gewiß nicht wie Reumont zu beſchönigen geſucht, aber den jetzigen müſſen wir gegen dieſe harte Beſchuldigung, deren Tragweite, ſowie die Folgen welche daraus gegen ſeine feudaliſtiſche Ständetheorie nothwendig entſpringen, der Verfaſſer kaum bedacht zu haben ſcheint, an der Hand der Geſchichte in Schutz nehmen. Was den Adel und die gebildeten Stände überhaupt damals dem Hofe abwandte, das waren, wenigſtens bei

*) Tutti li signori non hanno altro obligo che servire il re alla guerra *a sue spese* per la difesa di Spagna solamente (Soriano, „Relatione di Spagna“; Ranke, a. a. O.)

der überwiegenden Mehrheit, gewiß nicht die gemeinen, ſchmuzig-egoiſtiſchen Gründe die Reumont ihnen unterlegt, ſondern das unverzeihliche Benehmen dieſes Hofs ſelbſt. Glaubt Reumont etwa, es wäre aus der Geſchichte ſo leicht wie in ſeiner Schrift wegzuſtreichen daß es dieſer Hof war, der 1796 zu einer Zeit wo Widerſtand noch möglich und auf alle Fälle ehrenhaft war mit dem Obergeneral der Franzöſiſchen Republik einen Frieden geſchloſſen hatte, der den Papſt ganz in die Hände Frankreichs gab, daß er ſich darauf dem wohlbekannten Favoriten Acton und der Buhldirne, die den Namen Lady Hamilton ſchändete, blindlings überließ, daß er mit der Hefe der Bevölkerung, den Lazzaroni pactiſirte und den gebildeten Ständen eine Abneigung bewies, die ſich nur zu oft bis zur Verfolgung ſteigerte und faſt immer die Brutalitäten welche die Lazzaroni gegen ſie übten zuließ. Wird Reumont leugnen daß die voreilige Schilderhebung 1798, die unverſtändige Weiſe wie ſie gehandhabt wurde, endlich gar die mit aller Uebereilung bewerkſtelligte Flucht des Hofs nach Sicilien, welche die Hauptſtadt, die Pignatelli nicht zu ſchützen vermochte, den Metzeleien und Plünderungen der Lazzaroni uud ihres würdigen Oberhaupts, Michel's des Narren, preisgab, gar keinen andern Ausweg übrigließ als ſich mit Championnet, einem redlichen und gebildeten Manne, zu vertragen, um nur die Hauptſtadt zu retten? Waren es damals minder als unter der ſpaniſchen Herrſchaft „dumpfer nachhaltiger Druck, Stärkung des alten Antagonismus ungleichberechtigter Stände, Uebermaß dynaſtiſcher Anſprüche" und noch viel Schlimmeres was „den gewaltigen Damm der Ehrfurcht" durchbrach? Sollen wir nun gar an die Blutſcenen erinnern welche die Rückkehr des Hofs 1799 bezeichneten? An den Bruch der Capitulation von S.-Elmo, wozu die Buhldirne Lady Hamilton, man weiß auf weſſen Begehr, den alten Nelſon leitete? An die Hinrichtungen durch Strang und Galgen ohne Unterſchied des Alters, des Geſchlechts, des Grades der Schuld? An die gräßliche, nur zu bekannte Scene, wie der Prinz Francesco Carraciolo, keines Verbrechens ſchuldig als unter der ephemeren republikaniſchen Regierung nach der Hauptſtadt zurückgekehrt zu ſein, um ſeine Güter zu retten, und dann gezwungen ſeinen Poſten in der Marine wieder eingenommen und ſo einen Angriff gegen die Engländer geleitet zu haben, in ſeinem hohen Alter an einen Maſtbaum gehängt und dann ins Meer geworfen, aus der Tiefe aufſteigt um im Tode noch dem Monarchen eine Warnung zu geben, die leider überhört wird?

Wir mögen bei dieſen gräßlichen Bildern, wir mögen bei manchem Seitenſtücke das die neueſte Zeit dazu geliefert nicht verweilen, wol aber halten wir es für die Pflicht aller wahren Freunde der Ordnung und der monarchiſchen Staatseinrichtungen, eine warnende Stimme zu erheben gegen die Verächter der Neuzeit und der Inſtitutionen welche ſich in den ernſten Zeiten die wir durchlebt haben, in dem kleinen Belgien wie in dem großen England als Stütze und Schutzwehr der Monarchien erprobten, die allerdings nach Land, Zeit und Umſtänden modificirt, aber nirgend ganz verſchmäht werden können, wenn gegen die Wiederkehr der Umſturzpartei ein dauernder Damm errichtet werden ſoll. So ſei es uns denn vergönnt dieſe Kritik mit den Worten zu ſchließen, welche Johannes von Müller, den Niemand der Hinneigung zu revolutionnairen Ideen beſchuldigen wird, als das Reſultat ſeiner hiſtoriſchen Studien an das Ende ſeiner „Weltgeſchichte" ſetzte: „Bei jeder Schwingung, bei jeder Hebung, bei jeder Umkehr eines Rades ſchallt von dem Geiſte, der auf den großen Waſſern lebt, das Gebot der **Weisheit, Mäßigung und Ordnung**. Wer es überhört, der iſt gerichtet." Das in und nach Bürgerkriegen, während und nach tiefgreifenden Unruhen und Erſchütterungen den Siegern zuzurufen, das iſt die Aufgabe und die Pflicht der Preſſe. 30.

Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngſter Zeit.

Trotz der Aufregung einer bewegten Zeit, trotz der allgemeinen Richtung unſerer Zeitgenoſſen auf Realien oder materielle Intereſſen, trotz der Ungunſt, ja Misliebigkeit, mit welcher ein großer Theil des Publicums poetiſche Erzeugniſſe aufnimmt, treibt der Baum der deutſchen Lyrik unaufhörlich friſche Schößlinge, und man kann beinahe nicht ohne Rührung wahrnehmen wie der Trieb zur Poeſie, namentlich auch zur lyriſchen, bei unſerer Nation in allen Schichten der Geſellſchaft ſo unabweisbar und ununterdrückbar iſt daß jedes Semeſter uns mit neuen Erzeugniſſen überflutet. Da liegen hier wieder dreißig junge Lyriker vor uns, größtentheils winzigen Formats in gar bunten Röcklein, über die wir unſere Anſicht — Recenſion wollen und können wir es nicht nennen — ausſprechen ſollen. Ueber die Art und Weiſe wie wir die einzelnen Nummern aufeinanderfolgen laſſen bemerken wir Folgendes. Die Lyrik iſt die Poeſie der innerlichen Subjectivität und ſpricht die dem dichtenden Individuum eigenthümlichen Zuſtände aus, im Gegenſatz vom Epiſchen, der Poeſie der Objectivität, bei welcher der Dichter aus ſich heraustritt und Gegenſtände darſtellt. Spricht ſie das innere Leben des Gefühls, namentlich des heiligen, und der Phantaſie aus, ſo nimmt ſie eine religiöſe Richtung. Eben deshalb beginnt dieſer Aufſatz mit der Beurtheilung einiger Nummern aus der Poeſie des Heiligen. Sie ſtreift aber auch zuweilen an das Objective an, indem ſie Bilder aus der Natur und dem Menſchenleben malt und idealiſirt, weshalb Romanze und Idyll zu ihr gerechnet werden kann. Finden ſich doch auch in Dramen viele lyriſche Stellen, woraus wir abnehmen können, wie ſie ſich gar leicht zum Epiſchen und Dramatiſchen hinneigt. Aus dieſem Grunde folgen hier die epiſchen Nummern, Idyll und Romanze, dem Religiöſen. Endlich erſtreckt ſich ihr Scepter auch über die Welt des Gedankens und Geiſtes, wo ſie die Macht der wechſelnden Gemüthsregungen einſchließt. In dieſe letzte Kategorie gehören dann alle übrigen hier anzuzeigenden Schriften. So gehen wir denn zuerſt zu vier Nummern aus dem Gebiet der religiöſen Lyrik über:

1. Die Tage des Herrn von **Karl Bormann**. Berlin, Hertz. 1852. 8. 15 Ngr.
2. Die kleine Meſſiade von **C. Billanus**. Bonn, Weber. 1851. 12. 15 Ngr.
3. Der Friede und die Freude der Kirche. Lieder von **Otto Ramsauer**. Herausgegeben von **J. P. Lange**. Zürich, Höhr. 1851. 16. 12 Ngr.
4. Troſtlieder von **A. F. Fröhlich**. Zürich, Schultheß. 1851. 16. 1 Thlr. 2 Ngr.

Nr. 1. Die in Nr. 9 d. Bl. kurz angezeigte religiöſe Schrift der verſtorbenen Annette von Droſte-Hülshoff: „Das geiſtliche Jahr, nebſt einem Anhange religiöſer Gedichte“, ſtellt ſich uns ungeſucht zu dieſen „Tagen des Herrn“, die ſich über die Sonn- und Feſttage des Kirchenjahrs vom 1. Advent bis zum 23. nach Trinitatis mit Vorausſchickung eines Bibelſpruchs, der dem Gedicht Ton, Halt und Farbe geben ſoll, verbreiten. Bei einer Vergleichung mit der genannten originellen Dichterin ergibt ſich leicht daß K. Bormann bei all dem Feuer das in ſeiner Seele glüht ihr nachſteht. Er iſt nicht ſo univerſell wie Jene, deren Buch der Katholik wie der Proteſtant leſen kann. Er iſt minder gedankenreich und ſchließt ſich mehr an die Empfindungs- und Darſtellungsweiſe anderer Dichter dieſer Gattung an, bei denen das Confeſſionnelle nicht ſelten ſtörend hervortritt. Uebrigens finden wir hier Gottinnigkeit, Empfänglichkeit für das religiöſe Myſterium und gefällige, in ihrem Wechſel anſprechende Formen. Hören wir das Lied vom erſten Weihnachtstage mit dem bibliſchen Ausſpruch Lukas 1, 46. 47. „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geiſt freut ſich Gottes, meines Heilandes:

Die Tage ſind ſo tief umdunkelt,
Die Herzen aber ſind ſo licht.
Woher der Glanz, der lieblich funkelt
Auf jedem Menſchenangeſicht?

Die Luft erſtarrt in kalten Flocken,
Und durch die Herzen haucht's ſo warm.
Woher dies liebende Frohlocken
Bei Jung und Alt, bei Reich und Arm?

Im Feld und Walde tiefes Schweigen,
In allen Herzen Luſt und Klang.
Woher, woher der Jubelreigen,
Der übervolle Liebesdrang?

Das iſt dein ſegensvoll Erſcheinen,
Du heißerſehntes Himmelskind,
Von dem herab auf all die Deinen
Ein Strom von Lebenswundern rinnt.

Sie wandeln durch die Nacht der Erde,
Doch iſt ihr Auge licht und klar,
Sie ſteh'n in Arbeit und Beſchwerde,
Doch ſind ſie fröhlich immerdar;

Und wenn die Lieder all' verklingen
In jedem Hain, in jeder Bruſt,
Sie werden Tag und Nacht dir ſingen,
Der ihre Lieb' iſt, ihre Luſt.

Die fromme Lyrik hat hier, wie ſie das jetzt überhaupt liebt, den Wohlthätigkeitsſinn des Publicums ins Schlepptau genommen, indem der Verfaſſer dem Vorſtande des Evangeliſchen Vereins für kirchliche Zwecke ſein Buch überlaſſen hat.

Nr. 2. Jawol, eine kleine Meſſiade: auf 72 Seiten die Lebensgeſchichte Jeſu von der Empfängniß an bis zu ſeiner Himmelfahrt, Scenen aus dem Leben der Apoſtel und Märtyrer und die Darſtellung einiger Fundamentalartikel des Chriſtenthums, letztere in ſtrenger, an das Myſtiſche anſtreifender Orthodoxie. Die Lebensbilder ſind keine Oelgemälde oder großartige Fresken, ſondern Genrebilder mit hiſtoriſchem Hintergrund. An religiöſer Wärme und ſelbſt Begeiſterung fehlt es dem Verfaſſer nicht. Das „Unſer Vater“ umſchreibt er alſo:

O unſer Vater, den im Himmel oben,
Des Cherubims, des Seraphs Zungen loben,
Die immerdar an deines Thrones Stufen,
Ihr Heilig, Heilig, Heilig rufen.
Der Engel Reich mög' hier auf Erden
Von Menſchen auch gegründet werden,
Und wie der Seraph folget deinem Willen,
So ſoll der Menſch ihn hier erfüllen.
Gib täglich, Vater, voll Erbarmen
Das Brot den Hung'rigen, den Armen;
O will (?) die Schuld dem Reuigen erlaſſen,
Wie wir vergeben Denen die uns haſſen.
Und prüfe nicht der Menſchen ſchwache Herzen,
Erlöſe ſie von alles Uebels Schmerzen.
Dein iſt der Ruhm, die Macht, die Herrlichkeit
Von Anfang an in alle Ewigkeit.

Nr. 3. Recht gut daß der bekannte geiſtliche Liederdichter J. P. Lange das Büchlein, indem er es herausgegeben, unter ſeine Aegide geſtellt hat; man möchte es ſonſt wenig beachten in ſeinem winzigen Format und kleinen Lettern, mit ſeinen proſaiſchen Paſſus und Geſangsbuchreimereien. Lange haben wir geleſen und geforſcht, ob ſich nicht aus dieſen Anklängen und Schlagworten aus der Heiligen Schrift, denen manchmal ein ganzes prophetiſches Capitel als Unterlage dient, irgend Etwas finden ließe was Lange's Empfehlung rechtfertigte; aber der Fund beſchränkte ſich auf „Geiſt und Buchſtabe“, „Seelenbad“, mit ſeinen myſtiſchen Ingredienzen quantum satis, und die „Freundlichkeit des Herrn“.

Nr. 4. Hier begegnen wir einem Dichter (denn ſolcher iſt er), dem die Muſe frommen Ernſtes mit leiſem Weihekuß die Stirn berührt hat. Weiche, ſüße Melancholie ohne myſtiſches Geklingel und myſtiſche Bimmelei und ohne beſtechenden Bilderluxus deckt das Ganze wie ein ſeidener, dunkler, durchſichtiger Schleier. Das Buch beginnt mit „Grabgedanken“ und ſetzt ſie in 87 Gedichten und Elegien und zwar in vollendeter Form fort, ſodaß man es eine poetiſche Thanatologie nennen könnte. Der Verfaſſer führt uns des Todes rührendes Bild in Sterbenden aller Art vor die Seele und erhebt das zagende Gemüth über den letzten Kampf, indem er uns die Ausſicht auf das Morgenroth hinter den Gräbern eröffnet und auf eine Friedenswelt hinweiſt, in der er durch ſeinen unerſchütterlichen Glauben längſt heimiſch geworden zu ſein ſcheint. Anfangs wollte es uns bedünken als könnten wir ihm Nikolaus Lenau zur Seite ſtellen; aber Letzterer iſt vielſeitiger in der Darſtellung ſchmerzlicher Zuſtände in der Gemüthswelt und in ſeiner Weltanſchauung, jedoch auch größtentheils herber, da im Boden ſeines Gemüths die Pflanze der Troſtloſigkeit und Hoffnungsloſigkeit wuchert, auf die wenig Thau des Himmels herabfällt. Lenau umwebt nicht ſelten unſer Gemüth mit einem Leichentuch, während Fröhlich die Balſamſchale des Troſtes in jede müde Seele gießt. Es wird uns in der That ſchwer dem Leſer durch Heraushebung des Gediegenſten und Schönſten aus dieſer Sammlung, die auch Gelegenheitsgedichte bietet, einen Begriff von der Eigenthümlichkeit des talentvollen Troſtſängers zu geben: wir deuten jedoch hin auf „Empor“; „Verſchwunden“; „Aller Seelen“; „Der letzte Gang“; „Der letzte Kuß“; „Du lehrſt mich ſterben“; „Beiſammen“; „Wer könnte ſel'ger ſein? Wer litte herb're Pein?“; „Ein Laut nur“; „Ach, es iſt nicht mehr das Alte“; „Bringe uns zuſammen wieder“; „Der Sonntagabend“ (mit lieblicher Schweizerſeenerie); „Grabesſchriften“ und „Elegien“. Wir können uns nicht enthalten als Rechtfertigung unſers Urtheils folgende Probe mitzutheilen:

Empor.

Auf des Liedes Flügel
Ueber Grabeshügel
Will die Seele ſchweben,
Woll'n wir uns erheben
Zu der Sel'gen Chor,
Hin zu den verklärten
Treueſten Gefährten,
Die zu ſeinem Preiſe
Frühe der Allweiſe
Hob zu ſich empor.

Ja ihr ſeid erhoben
Ueber Sturmes Toben,
Ueber Froſt und Schwüle
Luſt= und Streitgewühle
Aus Gefahr und Noth,
Ueber Furcht und Bangen,
Unerfüllt Verlangen,
Und was unſ're Schwächen,
Fehler und Gebrechen
Täglich mehr bedroht.

Ueber euern Grüften
Dieſer Blumen Düften,
Glanz und ſelig Schweben
Iſt von euerm Leben
Uns ein Wiederſchein.
Inbrunſt der Gebete
Auf der Grabesſtätte,
Dieſe Friedensſtille,
Dieſer heil'ge Wille
Iſt wol euer Sein.

Und um uns verbreiten
Sich die Seligkeiten
Die ihr nun genießet;
Und die Thräne fließet
Kühlender und mild.
Mächtiger nach oben
Sind wir hier gehoben;
An des Grabes Hügel
Regt ſich Kraft der Flügel
Auf ins Lichtgefild.

Der oben aufgeſtellten Theorie zufolge laſſen wir jetzt fünf Nummern aus dem Gebiet der objectiven Poeſie folgen.

5. Bernhard und ſeine Kinder. Ein ländliches Gedicht von Erdmann Müller. Mit Stahlſtich. Zweite Auflage. Stuttgart, E. Hallberger. 1851. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
6. Engel Agnes. Ein Lied der Liebe von Emil Seippel. Barmen, Langewiſche. 1851. 16. 16 Ngr.
7. Benno. Gedicht von Joſeph Friedrich Arnoldi. Berlin, Gebauer. 1851. 16. 12 Ngr.
8. Evangeline. Von H. W. Longfellow. Aus dem Engliſchen. Hamburg, Perthes=Beſſer und Mauke. 1851. 16. 22½ Ngr.
9. Johannes Hus, der Märtyrer von Conſtanz. Dichtung von Hermann Daum. Magdeburg, Falckenberg u. Comp. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nr. 5. Trotzdem daß die hier auftretenden Perſonen der unterſten Schicht der Geſellſchaft angehören und daß keine Löſung eines künſtlich geſchürzten Knotens den Leſer überraſcht und anzieht, können wir doch dem auch durch gefälliges Aeußeres ſich empfehlenden Büchlein unſern Beifall nicht verſagen, und alle Freunde der ländlichen Muſe werden Daſſelbe thun, während die durch Lecture moderner franzöſiſcher Romane Blaſirten die Naſe rümpfen mögen daß ſie es mit Proletariern zu thun haben, nämlich mit Friedrich, dem wackern Dienſtknecht des ebenſo wackern waldhagener Landmanns Bernhard und ſeiner bedächtigen, fleißigen und noch jungen Schaffnerin Gerdild. Friedrich liebt Gerdild. Er bringt ihr aus der Stadt, wohin er mit andern Knechten Getreide gefahren, ein Tuch mit. Sie beſchenkt ihn dagegen mit einem friſchen Blumenſtrauß, und ſo iſt die Verlobung halb und halb fertig und Alles im beſten Gange. Vater Bernhard, Beider Liebe begünſtigend, läßt ein neues Haus bauen und überraſcht, indem er es dem Liebespaare zum Geſchenk macht, die Hochbeglückten. Nun was kann einfacher, idylliſcher, der ländlichen Muſe würdiger ſein als ſolch ein Stoff! Die Schilderung der Charaktere und die ländliche Scenerie, die Reiſe Bernhard's nach der Stadt zum Baumeiſter, die Verwunderung der Landleute und Bekannten Bernhard's über ſein Unternehmen, die epiſodiſche Beſchreibung einer Erntefeſtfeier, wo man Friedrich und Gerdild den Kranz zuerkennt, den jedoch Erſterer beſcheiden anzunehmen ſich weigert, die Figur des würdigen Pfarrherrn des Dorfs, von dem ſogar eine ganze Predigt mitgetheilt wird, die ſtörende Erſcheinung eines ſtädtiſchen Bewerbers um Gerdild's Hand und die fröhliche Hochzeit des glücklichen Paars füllen die etwaigen Lücken der Handlung aus und runden es zu einem gefälligen, anſprechenden Ganzen. Das in guten Hexametern geſchriebene Buch erſcheint in zweiter Auflage, ein Beweis daß unter den Deutſchen die Empfänglichkeit für Einfalt und Natur noch nicht erſtorben iſt.

Nr. 6. Agnes Bernauerin, die engelſchöne Tochter eines Baders aus Augsburg, die wir als die deutſche Ines de Caſtro bezeichnen können, iſt für den Dichter ein ſo dankbarer tragiſcher Stoff daß ihre Geſchichte früherhin wie in jüngſter Zeit in verſchiedenartiger Form bereits bearbeitet worden iſt. Erſt kürzlich hat Melchior Meyer in Berlin und Friedrich Hebbel in Wien ſich darin verſucht. Letzterer hat es in dramatiſcher Form gethan; aber das Stück hat, wie wir leſen, auf den Bühnen wo es dargeſtellt worden iſt wenig Glück und zum Theil Fiasco gemacht. Wir finden das ganz begreiflich; denn Hebbel geſtattet der poetiſchen Licenz allzu viel Spielraum und der Schluß iſt, weil in hohem Grade nüchtern, völlig unbefriedigend. Zeigen wir in Wenigem, wie der Stoff bearbeitet wurde. Herzog Albrecht von Baiern, Sohn des regierenden Herzogs Ernſt, hat die Baderstochter auf einem Turnier geſehen und entbrennt in heißeſter Liebe zu ihr. Auf einem Tanzfeſt, wo wir lebhaft an die Ballſcene in „Romeo und Julie" erinnert werden, bietet er ihr Herz und Hand an und vermählt ſich mit ihr ohne Wiſſen des alten Herzogs, der indeſſen für Albrecht um eine braunſchweigiſche Prinzeſſin hat werben laſſen. Als aber der Vater des Sohnes unbeſonnenen und kühnen Schritt erfährt, enterbt er ihn und ruft ſeinen Neffen Adolf als Nachfolger aus. Dieſer aber ſtirbt nach zwei Jahren und der alte Herzog läßt der Agnes den Proceß als Hexe machen. Sie wird, während Albrecht zur Theilnahme an einem Turnier verlockt wird, gefangengenommen. Wenn ſie dem Gatten nicht entſagt, ſoll ſie ſterben. Sie wird auf ihre ſtandhafte Weigerung in die Donau geſtürzt. Albrecht fällt faſt in Verzweiflung. Aber dieſe Verzweiflung verwandelt ſich bald in zahmes Nachgeben gegen des alten Herzogs eiſernen Willen. Am Ende bittet er es dem Vater ab und wird Mitregent. Wer ſieht hier nicht, der Schluß auf ſolche Kataſtrophe ſei matt und ſchal. Seippel hat es anders und beſſer gemacht. Er verwirft die dramatiſche und wählt die Romanzenform, wo er ſich im bunten Wechſel des Metrums und der Rhythmen zu gefallen ſcheint, was wir nicht tadeln wollen. Freilich hat auch Seippel ſich ſtützend auf die Vorrechte poetiſcher Licenz der productiven Phantaſie wol allzu viel geſtattet und durch kühne Fiction das hiſtoriſche Factum nach ſeinem eigenen Gutdünken gemodelt. So tritt hier eine fingirte Perſon auf, die Prinzeſſin Kunigunde, die den Albrecht einſt liebte, deren Liebe aber um der ſchönen Baderstochter willen verſchmäht wurde. Vom Gefühl dieſer verſchmähten Liebe und unerſättlicher Rachſucht getrieben, vermählt ſie ſich mit dem alten Herzog und überredet ihn, Agnes gefangenzunehmen und ihr den Proceß zu machen. Mit Hülfe des Ritters Rudolf läßt ſie das Schloß überfallen welches Agnes bewohnt, während Albrecht auf das feſte Schloß Straubing hingelockt worden iſt. Die Gefangennehmung gelingt und auch Agnes Vater wird gemordet. Von der Brücke zu Straubing wird der Engel in die Donau geſtürzt. Die Wirkung welche die Kunde von dieſer That des Entſetzens auf Albrecht macht iſt anders als bei Hebbel. Mit der Geliebten will er untergehen. Er eilt herbei, ſtürzt ſich in die brauſenden Wellen mit welchen die Ermattete noch ringt, ergreift ſie und verſinkt Bruſt an Bruſt mit ihr. Da faßt den alten Herzog eine verzehrende, aber fruchtloſe Reue; er wirft ſeine Krone in den Staub, läßt Kunigunde einkerkern und endet als Klaus-

ner im Büßergewande. Auch Seippel weicht inſofern von hiſtoriſcher Wahrheit ab als er Albrecht mit in den Wellen des Stroms enden läßt; aber wir haben doch hier einen tragiſchen Schluß, und überdies verſöhnt er den Leſer mit den ſchönen Verſen, denen man es anſieht daß er con amore das Büchlein ausarbeitete. Zur Probe theilen wir Nr. 13 mit, einen Dialog zwiſchen Agnes und Albrecht, wo er ihr ankündigt ſie ſolle ſeines Throns Genoſſin werden:

„Nicht mehr in Niedrigkeit
Sollſt wandeln du, mein Weib!
Das herzogliche Kleid
Umwalle deinen Leib!
Nach Straubing, meinem Schloſſe,
Führt dich dein Throngenoſſe.“

„Die meine Schmach geſeh'n,
Die deine Schmach gehört,
Fern ſollen ſie dir ſteh'n,
Von Groll und Neid bethört;
Und königliche Ehren
Soll dir mein Volk gewähren.“

„Wol iſt mir lieb und werth
Das niedere Gemach,
Und nicht mein Herz begehrt
Nach Schloſſes hohem Dach;
Doch Keiner ſoll es wagen,
Hinfort dich anzuklagen!“

„Des Hauſes ſtille Luſt,
Die Freuden ohne Neid
Du mit mir meiden mußt;
Doch in der Herrlichkeit
Bleibt mir dein Herz wie immer:
Sanft, mild und ohne Schimmer.“

„Wo iſt ein Weib wie du,
So rein und engelgleich?
Dir kommt die Keone zu,
Dir ziemet Theon und Reich;
Und ruhig ſollt' ich ſchauen
Dich höhnend ſtolze Frauen?“

„Wie ſich's gehört, fortan,
So wahr ich Herzog bin,
Verehee Jedermann,
Auch dich, die Herzogin!
Tief ſollen die ſich neigen,
Die jezt Verachtung zeigen!“

Ums Aug' der Thränen Flor
Zum eeſten male, ſeit
Ee, der ſie ſich erkor,
Als Gattin ſie gefreit,
Frau Agnes birgt mit Bangen
Ihr Haupt an ſeinen Wangen.

Sie ſpricht mit leiſem Ton:
„Mein Herz begehrt nicht Glanz;
Viel lieber als die Kron'
Iſt mir der Blumenkranz;
Laß uns in Glanz und Scheinen
Nicht ſtilles Glück beweinen.“

„Albrecht, in ſtillem Thal
Bin ich emporgeblüht;
Wie hielt' ich aus den Strahl,
Der auf der Höhe glüht!
Hier wandelt Stolz und Neiden,
Nicht Freud', und herbes Leiden.“

Der Thräne hellen Schein
Küßt er ihr vom Geſicht.
„Du Vielgeliebte mein,
Gib dich dem Kummer nicht.
Dein Herz, du Demuthreiche,
Bleibt auch im Glanz das gleiche.“

„Und mein's, das Niedrigkeit
Um dich gewählt mit Luſt,
Schlägt deinem Glück geweiht
Mir immer in der Bruſt,
Bedeckt vom Bürgerkleide,
Gehüllt in Sammt und Seide.“

„Nicht nied'res Dach allein
Das ſtille Glück verleiht;
In frommen Herzens Schrein
Erblüht die Häuslichkeit;
Magſt du auf Königsthronen,
Magſt du in Hütten wohnen.“

Da ſchaut ſie ins Geſichte
Dem vielgeliebten Herrn;
Und lächelnd hold ſie ſpricht:
„Zieh' hin, ich folge gern,
Mich mitzufreu'n der Ehren,
Die ſie dir, Fürſt, gewähren.“

„Leb' wohl nun, nied'res Dach,
Du gabſt des Guten viel!
Leb' wohl, du ſtill Gemach,
Das du mein Kinderſpiel,
Mein Leid, mein Glück geſehen,
Zum Peunkſaal will ich gehen.“

„Leb' wohl, mein Vaterhaus!
Fernhin die Tochter eilt;
Folg' mir, o Glück, hinaus,
Das gern darin geweilt.
Leb' wohl! In Glanz und Schimmer
Veegeſſ' ich dein doch nimmer.“

Mit Vater und Gemahl
Fort zieht ſie hoffnungsvoll;
Doch eine Thräne ſtahl
Sich aus dem Aug' ihr wol.
Wer mag die Thränen ſchelten,
Die ſolchem Scheiben gelten?

Nr. 7. In ganz anmuthigen Reimen wird uns hier erzählt wie der Fiſcherknabe Benno, der mit ſeinem Vater aus der Stadt zurückkehrt, ſich während eines Gewitterſturms in die brauſende Tiefe des Meers ſtürzt und eine Wiege mit einem Kindlein an das Ufer rettet. Die guten Fiſcherleute nehmen es in ihre Hütte und erziehen es. Ein goldenes Kreuz das die Kleine am Halſe trägt enthält einen Lockenkranz und die Worte: „Beſchirm' dich Gott, Helene!“ Benno verläßt nach einigen Jahren in Liebe zu der Geretteten die väterliche Hütte, um in der Welt ſich etwas zu verſuchen. Er tritt als Musketier in die Dienſte eines Fürſten, der mit einem benachbarten Eroberer in Streit geräth. In der letzten entſcheidenden Schlacht weicht die tapfere Schar. Da ergreift Benno das Pannier und führt das ſich wieder ermannende Heer zu neuem Kampfe und zum Siege. Helene iſt indeſſen nach dem Tode des alten Fiſcherpaars wir wiſſen nicht wie in der Reſidenz untergebracht und hat ihre Liebe zu ihrem Retter bewahrt. An des Fürſten Seite hält Benno ſeinen Einzug und erbittet ſich von ihm als Belohnung für ſeine Dienſte Helene's Hand. Sie wird ihm. Am Kreuz entdeckt ſich nun auch daß ſie die Tochter einer der Damen vom Hofe iſt. Ohnmachten, Freude und Verbindungsfeſt. Die Fiction iſt unſcheinbar wie auch das ganze Büchlein.

Nr. 8. Dieſes epiſche Gedicht verdient Beachtung. Schon der Verfaſſer deſſelben iſt eine anziehende dichteriſche Perſönlichkeit. Es iſt Profeſſor Henry Wordsworth Longfellow in Neuyork, 1807 geboren, den die engliſchen und amerikaniſchen

Kritiker für den bedeutendſten der jetzt lebenden amerikaniſchen Dichter erklären. In Göttingen hat er ſeine Studien begonnen und ſich da vorzugsweiſe mit der deutſchen Literatur vertraut gemacht. Späterhin hat er die meiſten Länder Europas als Touriſt beſucht. Seiner Studien und Reiſen Früchte ſind verſchiedene geſchätzte Werke, und in „Evangeline“ will man den Einfluß den das Leſen von Goethe's „Hermann und Dorothea“ erzeugt hat nicht verkennen. Wir möchten eher ſagen daß Tegnér's „Nachtmahlskinder“ (die auch der Verfaſſer für ſeine Landsleute übertragen hat) ihm vorgeſchwebt haben mögen. Damit wollen wir jedoch keineswegs geſagt haben daß hier in irgend einer Weiſe Nachahmung ſtattfände; der Verfaſſer iſt durch und durch Original. Schade daß er das Buch in engliſchen Hexametern geſchrieben hat, die ſich im Original wunderlich genug ausnehmen mögen. Der ungenannte Ueberſetzer hat gewiß viel beſſere deutſche Hexameter geliefert als Longfellow engliſche. Der Schauplatz der Geſchichte iſt Nordamerika, und ſie beginnt in Acadien oder Neuſchottland, welches die übrigen britiſchen Beſitzungen des Continents von Nordamerika durch eine Landenge verbindet. Die Handlung ſpielt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Evangeline's und ihrer Väter Heimat war in Acadien das liebliche idylliſche Dörflein Grandpré, deſſen Bewohner, aus Frankreich abſtammend, Katholiken ſind, wie denn überhaupt im Ganzen die katholiſche Weltanſchauung hier wiedergegeben wird. Ein lieblicher Duft verbreitet ſich über die landſchaftlichen Schilderungen der amerikaniſchen Scenerie, die Zeichnung trägt ſcharfe Umriſſe, und die Empfindungen ſind ſo zart und innig daß man das Hiſtoriſche, was bei Epen wol ſonſt die Hauptſache zu ſein pflegt, durchaus nicht vermißt. Ihr Vater, ein redlicher Greis, lebt mit ihr höchſt glücklich auf ſeiner kleinen Pachtung unter Feigenbäumen, Bienenkörben und Hausthieren, und Evangeline regiert den Haushalt. Ihr Geliebter Gabriel la Jeuneſſe iſt der Sohn von Baſil, dem Hufſchmied des Dorfs, und Pater Felician iſt der treue Seelſorger. Aber das Unglück des friedlichen Dorfs iſt es daß Engländer und Franzoſen ſich um die Herrſchaft des Landes ſtreiten, und die Acadier fühlen ſich nicht glücklich unter der Herrſchaft des proteſtantiſchen Albion. Nach manchen Vexationen von Seiten der Engländer ergeht ein Befehl an die Führer britiſcher Truppen in der Nachbarſchaft, durch Liſt oder Gewalt die Acadier dahinzubringen daß ſie ſich aus ihrer Heimat hinwegführen und zerſtreut in andere Colonien vertheilen laſſen ſollen. Die männliche Bevölkerung von Grandpré wird in eine Kirche gelockt, dort werden ſie umſtellt und ihr Schickſal ihnen angekündigt. Nach fünf Tagen werden ſie mit Weib und Kind nach den Schiffen getrieben und dem Jammer preisgegeben, den auch Felician's Troſt nicht mindern kann. Evangeline's Vater erliegt demſelben auf dem Schiffe, welches nicht das von Evangeline beſtiegene iſt. Die Liebenden ſind alſo getrennt. Man landet, aber Evangeline findet den Geliebten nicht, und das treue beharrliche Aufſuchen deſſelben bildet den Stoff des zweiten Theils des Buchs. Sie ſucht am Ohio und Miſſiſſippi und findet in den Prairien endlich Gabriel's Vater, der ihr erzählt wie ſein Sohn tiefer ins Land gegangen ſei um die Verlorene zu ſuchen. Sie eilt ihm nach, ſie durchzieht Urwald, Wigwam und Städte im Schimmer der Sterne und in den Gluten des Mittags. Sie wendet ſich endlich zum weſtlichen Rande des Gebirgs und einem Dorfe zu welches von Väter-Miſſionaren bewohnt wird. Hier hört ſie wie Gabriel vor ſechs Tagen dageweſen ſei, aber die Reiſe gen Norden fortgeſetzt habe. Da ſinkt ihr das Herz. Jahre ſind verſchwunden, ſie wird aufs neue zur Pilgerin, und in verſchiedenen Orten und Zeiten erblickt man ſie (S. 116):

Bald in dem heiligen Zelt der mähriſchen Miſſionare,
Bald in dem lärmenden Lager und bald auf dem Schlachtfeld des Krieges,
Dann in verborgenen Dörfern und wieder in volkreichen Städten,
Wie ein Phantom, ſo erſchien ſie, und ohne Beachtung verſchwand ſie.
Lieblich und jung, da voll Hoffnung zuerſt ſie die Reiſe begonnen,
War ſie nun alt und verblüht, da getäuſcht ſie und traurig zurückkam.
Jegliches Jahr nahm ihr Etwas hinweg von der früheren Schöne,
Ließ ihr dagegen ſtets breiter und tiefer dunkele Schatten.
Und nun erſchienen am Vorhaupt die ſilbergrau ſchimmernden Streifen
Morgenroth kündend von Jenſeits, das anbrach am irdiſchen Himmel,
Wie ſich im Oſten die ſchimmernden Streifen des Morgenlichts zeigen.

Wiederum macht ſie ſich auf und erreicht eine Stadt wo die Kinder von Penn Zuflucht und Heimat gefunden haben. Als barmherzige Schweſter beſucht ſie die Stätten der Krankheit und des Elends, und bei einer plötzlich ausgebrochenen Seuche wird ſie in das Spital berufen, welches die Behauſung der Heimatsberaubten iſt (S. 123):

So in der Sabbathfrühe durch ſtille verlaſſene Straßen
Ging ſie den einſamen Weg und betrat die Schwelle des Elends.
Süß durch die Sommerluft hob ſich der Blumen Duft aus dem Garten.
Hemmend den Schritt ſtand ſie ſtill, um die ſchönſten zu pflücken, noch ein mal
Mit ihrer Schönheit und Düften der Sterbenden Herz zu erfreuen.
Als nun die Treppen ſie ſtieg zu dem Corridor, friſch von dem Oſtwind,
Hörte ſie, leiſ' und fern, von der Chriſtkirche frommes Geläute,
Und es begleitend, vermiſchten ſich, über die Wieſe erklingend,
Pſalmengeſänge der Schweden, vom Tempel des Herrn zu Wicaco.
Sanft in die Seele ſenkte ſich ihr der Friede der Stunde.
In ihrem Herzen ſprach's: „Jetzt naht deiner Prüfungen Ende.“
Und ſo mit leuchtendem Blick betrat ſie die Kammer der Schmerzen.
Leiſe treten die unverdroſſenen, ſorgſamen Wächter,
Feuchten den brennenden Mund und die fiebernde Stirne und ſchließen
Leiſe das gläſerne Auge des Todes, verhüllen ſein Antlitz,
Wo, wie am Wege der Schnee, die Lagerſtätten ſich drängten.
Manches ſchwankende Haupt erhob ſich, als Evangeline
Eintrat, wendete ſich auf dem Lager der Schmerzen, denn ihre
Nähe war ihnen ein Sonnenblick in dunklem Gefängniß.
Und als ſie um ſich blickte, da ſah ſie daß wieder der Tröſter
Tod manchem Herzen die Hand aufgelegt, es für immer zu heilen.
Manche bekannte Geſtalt war im Laufe der Nacht ſchon verſchwunden,
Leer waren einige Lager und and're gefüllt ſchon von Fremden.

Plötzlich, als ob gehalten von Furcht und vom mächt'gen Erſtaunen,
Stand ſie verſtummend, die Lippen bleich, unverſchloſſen, ein Schauder
Ueberlief ſie, die Blümchen entfielen den bebenden Fingern
Und der Glanz und die Friſche des Morgens den Augen und Wangen.
Dann entfuhr ihren Lippen ſolch furchtbarer Ton des Entſetzens,
Daß es die Sterbenden hörten, die ſtarrend vom Kiſſen ſich hoben,
Denn auf dem Lager vor ihr war geſtreckt die Geſtalt eines Greiſes,
Lang und dünn und grau um die Schläfe fiel ihm die Locke.
Doch wie das Morgenlicht ihn umfing, ſchien noch ein mal ſein Antlitz
Ihr die Züge des frühern Mannesalters zu zeigen,
Wie der Sterbenden Antlitz oft ſich freundlich verändert.
Heiß und roth auf der Lippe noch glüht das Fieber, als hätte
Gleich dem Ebräer das Leben mit Blut die Pforte bezeichnet,
Daß der Todesengel nicht ſäume vorüberzugehen.
Regungslos lag er, bewußtlos und ſterbend, gelähmt ſchien die Seele
Und erſchöpft zu verſinken in endloſen Tiefen von Schatten,
Schatten des Schlummers und Todes tief und tiefer zu ſinken.
So durch die Schatten hindurch in wiederhallenden Tönen

Hört' er den Schmerzensruf, dann war Alles ſtill; dann vernahm er
Sanft und zart, wie gehaucht von Engelslippen, ein Flüſtern:
„Gabriel, o mein Geliebter!“ Dann wieder war Alles in Schweigen.
Da erblickt' er im Traume noch ein mal die Heimat der Jugend,
Grüne, acadiſche Wieſen und Fluß und Wälder dazwiſchen,
Dorf und Gebirg und Gehölz, und wandelnd unter den Schatten
Lächelt' ihm Evangeline wie einſt in den Tagen der Jugend;
Thränen kamen dem Aug', und als er es leiſe geöffnet,
Schwand das Geſicht, doch neben ihm knieet Evangeline.
Ach, ihren Namen verſucht' er vergebens zu lispeln, es ſtarb ihm
Ungeſprochen der Ton auf den Lippen, und ihre Bewegung
Kündete wol was ſtammelnd die Zunge zu ſprechen getrachtet.
Sich zu erheben bemüht' er umſonſt ſich, doch Evangeline
Küßte die ſterbenden Lippen und legt' ſich ſein Haupt an den Buſen.
Hold war das Licht ſeiner Augen, doch plötzlich verſank es in Dunkel,
Wie ein Lämpchen erliſcht beim Windſtoß am offenen Fenſter.

Nun war Alles zu Ende, das Hoffen und Fürchten und Sorgen,
Alle das Herzweh, das raſtloſe, nimmer befriedigte Sehnen,
Alle die tiefe, traurige Qual des beſtändigen Harrens.
Als ſie noch ein mal das lebloſe Haupt an den Buſen ſich drückte,
Neigte ſie ſanft auch ihr eig'nes und flüſterte: „Vater, ich dank' dir!“

Noch ſteht der Urwald; doch fern von dem Schatten der Fichten entlegen,
Schlummern die Liebenden nebeneinander im ſchmuckloſen Grabe,
In den beſcheidenen Mauern des kleinen katholiſchen Kirchhofs.
Unbekannt ruh'n ſie im Herzen der Stadt und wenig beachtet.
Täglich ſtrömet vorbei die Flut und Ebbe des Lebens,
Tauſende ſchlagender Herzen, wo ihre für immer zur Ruhe,
Tauſende kranker Gehirne, wo ihre nicht länger geſchäftig,
Tauſende ſchaffender Hände, wo ihre nun ruh'n von der Arbeit,
Tauſend' ermüdeter Füße, wo ihre die Reiſe vollendet.

Gern theilten wir wenn es der Raum geſtattete noch einige Naturſchilderungen mit, die mit ſeltener Meiſterſchaft gemalt bezeugen daß der geiſtreiche Verfaſſer überall mit eigenen Augen beobachtet und mit ſeltener Empfindung dargeſtellt hat.

Nr. 9.

Trutz Rom.

Nicht von des Lenzes Roſen und von der Sterne Pracht,
Nicht von der Frauen Schöne und von der Liebe Macht
Erklingt in ſanften Weiſen des Sängers neues Lied,
Das ihm im Lenz die Muſe, die freundliche, beſchied.

Von Männern will ich ſingen und ſagen von Männerſtreit,
Vom Papſt und von des Kaiſers gebrochenem Geleit
Und von der Prieſter Argliſt, die Gluten erſt geſchürt
Und auf den Scheiterhaufen ihr Opfer dann geführt.

Von Huß, dem Gottesmanne, ertönt der Saiten Klang.
O daß wie Sturmestoben erbrauſete der Sang!
Daß wie des Donners Rollen und wie Poſaunenſchall
Die Schläfer und die Träumer das Lied erweckte all'!

O daß es wär' ein Blitzſtrahl, in deſſen Flammenlicht
Jedwedes klar ſich zeiget dem blödeſten Geſicht!
O daß es wär' ein Meſſer, damit man ſticht den Staar,
Auf daß die Blinden ſähen die drohende Gefahr!

Herauf, du bleicher Schatten! ſteh' von den Todten auf!
Der Flor der Nacht zieht wieder am Horizont herauf;
Die Prieſter Roms, ſie legen die Netze wiederum,
Zu fangen die da halten am Evangelium!

Erſtehe von den Todten! zeig' wieder dich der Welt,
Du wack'rer Gottesſtreiter, du tapf'rer Glaubensheld!
Erinn'r' an deine Haſſer, erinn'r' an Konſtanz ſie,
An deinen Tod in Flammen, und ſie vergeſſ' ihn nie.

Aus dieſer mitgetheilten Probe der erſten Nummer des Buchs, wie auch aus dem letzten Gedicht: „Ich hab's gewagt“, erſieht der Leſer ſogleich wo der Verfaſſer mit ſeinem im Versmaß der Nibelungen größtentheils geſungenen Epos, welches er in viele Nummern zerſpaltet, hinauswill. In der That ſteht er da, wie Paulus ſagt, „umgürtet die Lenden mit Wahrheit und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit und an den Beinen geſtiefelt“, als fertig zu ſchwingen das Schwert des evangeliſchen Geiſtes gegen Rom und ſeine liſtigen Schergen, die Söhne Loyola's, die jetzt eifriger als je gegen das Evangelium zu Felde ziehen, die überall Proſelyten zu machen ſuchen. Dadurch iſt das Buch zu einer gewiſſen Celebrität gelangt, die wir ihm nicht ſtreitig machen wollen, da es in der That manchen Anklang aus Luther's kräftiger Sprache hat. Wenn nun auch in akatholiſchen Ländern das Buch in dieſer Hinſicht überſehen ſein mag, ſo iſt das nicht der Fall geweſen in Oeſtreich und namentlich in dem ehemaligen Wohnſitze des großen Märtyrers, wo es jüngſt auf Befehl des k. k. Militaircommandos auf den Index librorum prohibitorum geſetzt worden iſt. Da ohne Zweifel viele proteſtantiſche Leſer die Anſicht Luther's theilen:

Der alt' böſe Feind
Mit Ernſt er's jetzt meint,

welches als Motto auf dem Titel prangt, ſo wird es auch ohne unſere Empfehlung Leſer und Bewunderer finden.

(Der Beſchluß folgt in der nächſtfolgenden Lieferung.)

Der Amerikaner Brace über Ungarns Gegenwart und Zukunft.

Weil längere Zeit verhindert deutſche Zeitungen zu leſen, kann Referent nur vermuthen daß dieſe neben den engliſchen von einem Amerikaner, Namens Charles Loring Brace, erzählt haben, welcher auf einer großen europäiſchen Tour im Frühling 1851 nach Wien kam, daſelbſt einen Paß nach Ungarn erhielt, dort dem Verdachte verfiel, Emiſſar der ungariſchen Propaganda in England und Amerika zu ſein, und deshalb in Großwardein verhaftet, ſpäter zwar durch Vermittelung des nordamerikaniſchen Geſandten in Freiheit geſetzt und nach Wien gebracht, hier aber angewieſen wurde, ungeſäumt die öſtreichiſchen Staaten zu verlaſſen. Was nicht ſchwer vorauszuſetzen war, iſt geſchehen; Herr Brace hat ein Buch über Ungarn geſchrieben: „Hungary in 1851“ (London 1852), und unter dem Beiſatze „with an experience of the Austrian police“ ſeine in polizeilicher Hinſicht gemachte Erfahrung, d. h. ſeine angeblich erlittenen Unbillen gemeint und ſich ausführlich darüber verbreitet. Von höherm Intereſſe für den „allgemeinen“ Leſer dürfte jedoch Das ſein was nicht die Perſon des Verfaſſers betrifft, namentlich ſeine Auslaſſungen über die noch unflüſſigen Hülfsquellen Ungarns und über den Reichthum welcher dem Lande aus einer richtigen Benutzung derſelben erwachſen müſſe.

Der Verfaſſer fand durch ganz Ungarn bei Bürger und Bauern Haß gegen Oeſtreich und Unzufriedenheit mit der Regierung ungetheilt vor. Aber wider Erwarten fand er Niemand durch die jüngſten unglücklichen Ereigniſſe gebeugt oder entmuthigt. Grundbeſitzer und Bauern ſah er aufrecht, männlich und ſtolz einhergehen, hörte ſie muthvoll auf beſſere Tage hoffen, und freute ſich daß trotz der gefährlichen polizeilichen Ueberwachung Jeder das alte ungariſche Recht freier Rede geldendmachte. So beſonders auch in Peſth. „Selbſt in dieſer Zeit der Niedergeſchlagenheit“, ſchreibt der Verfaſſer, „bietet das geſellige Weſen in Peſth dem Fremden viel Angenehmes. Obſchon es unter deutſchem Einfluſſe ſteht und faſt Alles deutſch verhandelt wird, behauptet das Volk doch ſeinen ungariſchen Charakter. Es kann dem Reiſenden nicht entgehen daß er unter ihm eine andere Luft athmet als im Verkehr mit Deutſchen. Es herrſcht da in der Unterhaltung ein Leben,

eine Art ſtürmiſche Beredtſamkeit, wie man ſie in Deutſchland nirgend antrifft. Das Volk ſpricht gern und ſpricht jedenfalls ſehr gut. Gleicher Lärm in Kaffeehäuſern iſt mir über ganz Europa nicht vorgekommen. Da fühlt man ſich mit Eins in Umgebungen, wo der Witz weit mehr vorherrſcht als in Deutſchland, und er iſt zugleich ein ſcharfer, raſcher Witz. Ein Scherz über öſtreichiſche Beſchränktheit fliegt durch Peſth mit Gedankenſchnelle. Und nach Dem was man in der Hauptſtadt ſieht erſcheint die Nation eine Nation von Rednern. Wenn der Kellner des Morgens den Kaffee bringt, hält er eine Rede. Läßt man ſich zu einer Fahrt einſchreiben, ergießt ſich der Secretair in einer Rede über die Unbillen Ungarns, die einem Volksredner alle Ehre machen würde. In Privatkreiſen reden die Menſchen mit einer Leichtigkeit und einem Feuer, wie ich ſolches nirgend wahrgenommen. Und das unerſchöpfliche Thema, das im Auge blitzt und in der Stimme zittert, iſt überall Ungarn, ihr ſchönes, einſt glückliches Vaterland, was es war und was es jetzt iſt, ſein Ruhm, ſeine Leiden, ſeine Hoffnungen.... Ich hatte mit einem Handwerker zu thun. Als er hörte daß ich im Begriff ſei Ungarn zu durchreiſen, rief er: «O mein Herr, hätten Sie unſer Land vor vier oder fünf Jahren geſehen! ich zweifle daß es ein ähnlich freies und gleich glückliches Land in Europa gab. Wein und Brot, Alles ſo wohlfeil für den Armen; und ſeitens der Vornehmen aller Orten Verbeſſerungen und Reformen; und wir hatten hier in Peſth unſer Parlament, wählten unſere Beamten und waren unabhängig von Oeſtreich. Jetzt iſt Alles und Jedes beſteuert. Wir haben drei Gulden Kopfſteuer zu zahlen; jedes Pfund Fleiſch das wir kaufen iſt beſteuert, und außerdem liegt eine Abgabe auf Gärten und Häuſern. Und dabei gewinnen wir Nichts. Wir haben unſere Verfaſſung und unſere Privilegien verloren, wir haben kein Stimmrecht mehr, keine Wahlen, kein Parlament mehr in Peſth; das ganze Land iſt ausgeſtorben!»"

Was nun des Verfaſſers Meinung über Ungarns Gegenwart und Zukunft in politiſcher Beziehung anlangt, ſo gibt er dieſe folgendermaßen von ſich: „Auf Grund ſorgfältiger Beobachtung und abſichtlichen Verkehrs mit allen Ständen hege ich nicht den entfernteſten Zweifel daß ein gutgeleiteter Aufſtand in Ungarn Alles fortreißen würde. Ich habe bereits von der durchgängigen, faſt noch nicht dageweſenen Beſchränktheit der öſtreichiſchen Wirthſchaft in Ungarn ſeit der Revolution geſprochen. Dadurch iſt Alles verloren worden was kluge Staatsmänner gewonnen haben würden. Die Liebe der Bauern, das Vertrauen der Capitaliſten, die Loyalität der ehemals treuen Volksſtämme, die Anhänglichkeit der Conſervativen: um alles Dies hat man ſich ſo wenig gekümmert als ruhe das öſtreichiſche Reich auf unerſchütterlicher Baſis. Die Herren haben ſichtlich im Stolze ihres Siegs geſchwelgt und ſich jedenfalls den Anſchein gegeben als ſuchten ſie Alles hervor, den leicht verletzbaren Nationalſtolz auf das tiefſte zu kränken und zu verwunden. Nichts von verſöhnenden Maßregeln, kein Jota von Nachſicht oder Großmuth, was in Gemüthern wie die ungariſchen Jahrhunderte altes Unrecht vergeſſen gemacht haben würde; nur kalte, demüthigende Unterdrückung. Die Herren haben die Beſiegten niedergetreten, gleich als ob eine Macht wie die öſtreichiſche der Liebe und der Loyalität nicht bedürfe. Wie läßt ſich da zweifeln daß im Fall eines vernünftigen Freiheitsverſuchs dieſe ſämmtlichen Volksſtämme Herz und Hand mit den Ungarn ſein würden! Auch will ich nicht bergen daß mir dies allerwärts deutlich zu verſtehen gegeben worden iſt. Jeder Stand und jeder Volksſtamm fühlt ſeine Erniedrigung. Man hat mir verſichert, und Correſpondenzen in Regierungsblättern haben es mir beſtätigt, daß alle jene Stämme auf dem Punkte der Empörung ſtehen. Die Walachen haben ſich überzeugt daß ſie von den Regierungsemiſſaren in jedem Betracht getäuſcht worden ſind, und ſie ſowol als die Kroaten rücken den Magyaren in ihrem gemeinſchaftlichen Unglück von Tag zu Tag näher.... Mag man es erklären wie man wolle, deſſen bin ich gewiß daß unter Benutzung ihrer alten tüchtigen militairiſchen Organiſation ſich in wenigen Tagen aus dem geſammten Volke ein Heer von 300,000 kampffertigen Streitern zum Kampfe für Ungarn aufſtellen läßt. Ueberſehen wir dann nicht daß 150,000 Honveds, geprüfte ungariſche Soldaten, in den Reihen der Oeſtreicher ſtehen, die bravſten der kaiſerlichen Armee. Und wer nur Etwas vom ungariſchen Charakter weiß, dem wird es klar ſein daß bei einem allgemeinen Aufſtande für Ungarns Unabhängigkeit mit Koſſuth's Namen an der Spitze nicht einer dort bleiben, ſondern jeder in die Reihen ſeiner Landsleute übertreten würde. Denn das Letzte was nach Jahren der Verbannung und des Elends der Ungar vergeſſen kann, das letzte Gefühl was ſein Herz beben macht, wie neu und günſtig auch ſeine Verhältniſſe ſich geſtaltet haben, es iſt die Liebe zu ſeinem theuern, kummervollen, niedergeworfenen Ungarn.... Keiner und Keine erwarten Jahre des Friedens. Es geht eine dunkle Ahnung um daß die nächſten Jahre Zeuge eines fürchterlichen Kampfes in Ungarn ſein werden. Und ich habe Niemand getroffen der nicht ernſt und männlich entſchloſſen war ihm zu ſtehen, zu fallen wenn es ſein muß. Glaube man nur nicht daß Verſchwörungen für Ungarn nützen können. Dazu iſt der Volkscharakter zu offen, zu ehrenwerth. In den gefährlichſten Zeiten ihrer politiſchen Geſchichte verſtanden ſie nicht ein Geheimniß zu bewahren. Jede heimliche Intrigue würden die Oeſtreicher zu vernichten wiſſen. Was die Oeſtreicher zu fürchten haben, das iſt einer jener plötzlichen Ausbrüche der Leidenſchaft, welchen keine Regierung vorauszuſehen oder zu beherrſchen vermag. Die Welt hat ſchon manchen blutigen Kampf der Begierde, der Rache oder der Freiheit erlebt. Aber das wird Alles Nichts ſein im Vergleich mit Ungarns nächſtem Freiheitskampfe. Eine Nation ſtarker Männer ſchlägt die Schlacht der Verzweiflung. Da gibt es weder zu hoffen noch zu entfliehen und keinen Gedanken an Barmherzigkeit. Ich kenne dieſes Volk, und weil ich es kenne weiß ich daß vom Dorfpfarrer bis herab zum niedrigſten Bauer auf Ungarns Ebenen kein Menſch athmet, der für dieſen letzten Kampf nicht Senſe oder Schwert ergreifen wird. Das dürfte dann die letzte Anſtrengung, das letzte Ringen einer Nation nach Leben ſein." 47.

Pariſer Theaterſchau.

IX.*)

„Ulyſſe" von Ponſard.

Man hat ſich zwar in der neuern Zeit daran gewöhnt antike Stoffe für veraltet anzuſehen, und hat ebenſo die Tragödie ganz im „Schauſpiel" wollen aufgehen laſſen; gleichwol kann aber die Poeſie im 19. Jahrhundert noch ebenſo gut wie im 17. ihre Helden im alten Griechenland und im alten Italien, unter dem Zelte der Patriarchen wie unter den Hirten der Chaldäer oder im Lande der Pharaonen ſuchen. Goethe und Schiller haben gleich Shakſpeare und Calderon die tragiſche Form dem Geiſte der Gegenwart entſprechend gefunden. Und das iſt ſie in der That. Durch frivole Aeußerungen, welche im Theater nur „unfruchtbares Amuſement" finden und für deren Vertreter die Tragödie gleichbedeutend mit Langeweile iſt, darf man ſich nicht beirren laſſen. Was ſoll man auch Denen die Dumas' „Tour de Nesle" Corneille's „Cinna" vorziehen antworten? „Cinna" iſt nicht ſo „amuſant", aber dergleichen profane Gründe kennt die Kritik nicht. Das Schauſpiel iſt allerdings auch eine Form der dramatiſchen Poeſie neben der Tragödie und dem Luſtſpiel. Was aber heutzutage den franzöſiſchen Schauſpieldichtern vorzugsweiſe noththut, iſt das Quellenſtudium, das Zuratheziehen der alten Claſſiker, die Vertrautheit mit dem Alterthum und die Prüfung

*) Vergl. I, II, III und IV in Nr. 110, 111, 113 und 114 d. Bl. f. 1851; Nr. V, VI, VII und VIII in Nr. 3, 6, 16 und 17 f. 1852. D. Red.

des Aeſchylos und Sophokles, um ihnen das Geheimniß ihrer einfachen Größe abzulauſchen.. Hierdurch könnte die excentriſch gewordene Form der modernen Tragödie ſich verjüngen.

Das 17. Jahrhundert betrachtete das Alterthum von einem andern Geſichtspunkte aus als wir. Griechenland, Italien ſah ihm aus wie Frankreich und man zog die tendenziöſen Tiraden des Euripides dem gewaltigen Schwunge des Aeſchylos und dem leidenſchaftlichen Dialoge des Sophokles vor. Deshalb gibt uns auch Racine Nichts weniger als ein treues Abbild des antiken Lebens. Sobald er uns nach Aulis führt oder in den Palaſt der Cäſaren, werden wir doch immer an den Hof von Verſailles erinnert. Nero und Agrippina, ſo fein gezeichnet und ſo wahrhaft menſchlich gedacht ſie ſind, ſind doch keine römiſchen Phyſiognomien. Selbſt „Athalie“, die wegen ihres angeblichen bibliſchen Colorits ſo gerühmt wird, ſtimmt nicht gar ſehr zu dem Buche der Könige. „Athalie“ iſt ein kühnes und ungewöhnliches Gemälde, wer aber das Buch der Könige kennt, für den iſt ſie nur eine ſchüchterne und ungetreue Nachahmung der hebräiſchen Chronik. Der Dichter hat ſich weder an Zeit noch Ort gekehrt, ſondern ſich begnügt uns an Athalia und Joad die ganze Schlechtigkeit der Uſurpatorin und die Größe des glühenden und hingebenden Prieſters zu zeigen.

Corneille, deſſen römiſchen Geiſt Voltaire ſo rühmt, behandelte das Alterthum mit nicht mehr Scrupeln als Racine. Man braucht nur im Livius die Erzählung des Kampfes der Horatier mit den Curiatiern zu leſen, um die Bemerkung zu machen daß er, ſo ſehr er Römer ſeiner Geſinnung nach war, doch den Details des römiſchen Lebens keine große Wichtigkeit beimaß.

Auf dieſe Weiſe überließ das 17. Jahrhundert, welches der Darlegung und dem Studium des menſchlichen Geiſtes ſo ſehr ſich hingab und dieſer Richtung zumeiſt ſeinen Ruhm verdankt, den Dichtern unſers Jahrhunderts die Sorge dafür der ewigen Wahrheit die locale und hiſtoriſche hinzuzufügen. Dieſe Aufgabe des Dichters ſcheint Ponſard nicht begriffen zu haben. Statt die Schilderung der Zeit und des Orts der des Menſchlichen hinzuzufügen, hat er jene dieſer ganz und gar ſubſtituirt. Er verzichtete auf eine Analyſe des menſchlichen Geiſtes und begnügte ſich uns die äußern Details des antiken Lebens zu zeigen, und opferte auf dieſe Weiſe das Nothwendige der Nebenſache. Ihm ging es dabei wie jenen Malern die Rafael und Nicolas Pouſſin zu übertreffen meinen, weil ſie das Coſtume Jakob's und die Architektur des Salamoniſchen Tempels beſſer zu kennen glauben als die ältern Meiſter. Gleich ſolchen Malern hat Ponſard die Seele der Perſonen und die Analyſe der Empfindungen derſelben überſehen, um dafür die Form der Mäntel, der Waffen und Meubles zu ſtudiren. Rafael, Corneille, Racine verdanken ihren hohen Rang in der Geſchichte der Menſchheit dem Studium aller Leidenſchaften, die ſie ſo beredt wiedergeben; es iſt nicht ſchwer mehr als ſie von den Details des menſchlichen Lebens zu wiſſen, allein um dieſe Kenntniſſe gehörig zu verarbeiten muß man vorallem ſich bemühen ſo zu denken und zu empfinden wie ſie.

Ponſard hat ſich bei der Behandlung des Stoffs jeder eigenen Thätigkeit entſchlagen. Keine einzige Scene ſeiner Tragödie iſt von ihm erfunden worden. Die Unterredung des Ulyſſes mit Eumäus, die Bogenprobe, die Ermordung der Freier, die Homer bald ſo naiv, bald ſo ſchwungvoll erzählt, verlieren bei der Wiederholung durch Ponſard ihren urſprünglichen Charakter. Das Urſprüngliche wird trivial, das Schwungvolle plump. Zudem hat der Verfaſſer die Folge der Ereigniſſe anders geordnet und dabei vergeſſen daß der griechiſche Dichter ſie ſo kunſtvoll angelegt hatte um die Neugierde immer regezuhalten; die Erzählung Homer's, die uns ſo entzückt, verliert bei Ponſard's Behandlung ihre ganze Lebendigkeit, ihren ganzen Reiz.

Man braucht Ponſard nicht erſt darauf aufmerkſamzumachen wie Aeſchylos, Euripides und Sophokles den Helden Homer's auf die Bühne gebracht haben; es wird genügen ihn zu erinnern daß die Epopöe Nichts gemein hat mit den Regeln des Drama. Die lieblichſten und urſprünglichſten Scenen die als Erzählung uns entzücken werden kindiſch in dramatiſcher Form. Die Grenze wo das Naive aufhört iſt ſchwer zu ziehen; Ponſard hat geglaubt die ganzen Details des Familienlebens wie die „Odyſſee“ ſie uns erzählt ohne Unterſchied auf die Bühne bringen zu dürfen. Die Kälte der Zuhörer wird ihm bewieſen haben wie ſehr er ſich irrte.

Das Drama verlangt Charakterſchilderung, Conflicte der Leidenſchaften. Ponſard hat einige Seiten aus der „Odyſſee“ herausgenommen, ohne zu begreifen daß es ihm obgelegen Das zu analyſiren was Homer erzählt. Auf dieſe Weiſe bleiben die Zuſchauer indifferent. Ulyſſes, Penelope, Telemachus, Eumäus ſind kaum ſkizzirt; es ſind mehr Statiſten als Perſonen. Ebenſo hat der Verfaſſer ſich begnügt die Empfindungen die ſie bewegen anzudeuten. Zudem überträgt er die Blätter die er gewählt theils wörtlich, platt und proſaiſch, theils ſehr ungetreu.

Der ganzen Anlage entſpricht der Stil. Bald ſpricht Ponſard in lauter Umſchreibungen, als wollte er ſich vom Gewöhnlichen losmachen, bald wieder läßt er ſich zu den gewöhnlichſten Ausdrücken herab, als wollte er den Urſprung und den Rang ſeiner Helden aus unſerm Gedächtniſſe verbannen.

Nicht einmal der Kenner des Alterthums wird befriedigt. Ein Beiſpiel mag genügen. Die ungetreuen Mägde ſcheuen ſich nicht um ihr Benehmen zu entſchuldigen ſich mit den Bacchantinnen zu vergleichen. Allein wer, der die Myſterien des Heidenthums kennt, wird in den Bacchantinnen den Typus der Ausſchweifung erblicken? Um ſolch einen Misgriff zu thun muß man niemals Theokrit oder Virgil geleſen, man muß den Tod des Pentheus vergeſſen haben. Als ferner Ulyſſes der Penelope die Form des Ehebetts beſchreibt, ſpricht er von einem Oelbaum den er mit dem Winkelmaß behauen habe. Ulyſſes war unſtreitig ein geſchickter Mann, ein ſchlauer Geſell; aber wenn er blos das Winkelmaß gehabt hat um den Oelbaum zu behauen, ſo wird ihm der Bau des Ehebetts ſehr ſauer geworden ſein. Ebenſo ſpricht Minerva, die Göttin der Weisheit, keineswegs immer dieſer Bezeichnung angemeſſen. Als ſie nämlich die Geſichtszüge des Ulyſſes ändert, ſagt ſie zu ihm, ſie wolle die Haare von ſeiner kahlen Stirn entfernen. Das iſt etwas zu naiv. Einen Kahlkopf enthaaren, wäre kein großes Wunder, dazu bedurfte es keiner Göttin.

Es ſcheint dies Urtheil vielleicht zu hart von einem Manne geſprochen der mehr als ein mal ein wahrhaftes Talent gezeigt hat; allein „Lucrèce“ und „Charlotte Corday“ ſind ſo weit von „Ulysse“ entfernt daß das Urtheil anders nicht ausfallen kann. Wenn Lucretia nicht die Größe und Strenge zeigt wie wir ſie in der Erzählung des Livius finden, ſo intereſſirt ſie uns mindeſtens durch den Ausdruck ihrer Empfindungen. Wenn die um Charlotte Corday gruppirten Perſonen mehr eine Reihe von Tableaux bilden als eine dramatiſche Handlung, ſo zeigen ſie doch von fleißigem und geſchicktem Studium. Im „Ulysse“ findet man Nichts dergleichen. Der Verfaſſer bietet uns einige Brocken von Homer und glaubt unter dem Schutze dieſes großen Namens ſeine Schwäche verbergen zu können. Wer ſoll wagen dieſe Tragödie zu tadeln, wer ſoll ſie langweilig finden? Setzte man ſich damit nicht dem Vorwurfe der Unwiſſenheit aus? Wenn freilich Ponſard hieran gedacht, ſo hat er ſich ſchwer getäuſcht. Für Die welche mit dem Alterthum nicht vertraut ſind, iſt das Stück Nichts weiter als eine Reihe von intereſſe- und zwecklоſen Geſprächen, eine Sammlung von auf gut Glück aneinandergereihten Scenen. Wer aber das Alterthum kennt, für den verwandelt ſich die Langeweile bald in Unmuth, denn man darf Homer nicht ungeſtraft ſo sans façon behandeln. Man darf nicht Penelope, d. h. den Typus der Treue, der Keuſchheit, auf die Bühne bringen, um ſie dann auf die Proportionen einer ganz gewöhnlichen Theaterpuppe zu reduciren, und die erhabenſten Gedanken mit den größten Ge-

meinplätzen vermengen. Wenn Homer der göttlichſte Dichter iſt, ſo iſt die angebliche Tragödie Ponſard's geradezu eine Gottloſigkeit. 16.

Armenthum und Auswanderung.

Der für das von ihm als Recht Erkannte ebenſo heißglühende als geiſtvolle Thomas Carlyle (Englands tiefſter Kenner deutſcher ſchöner Literatur, wie René Taillandier in Frankreich), ſagt in ſeinem „Midas" nur allzu wahr: „Es finden ſich ſelbſt im betriebſamen Schottland, in Glasgows und Edinburgs düſtern Höfen, die verborgen liegen vor Allem außer dem Auge Gottes oder deſſen Boten, der ſeltenen Liebe, ſolche Auftritte der Trübſal, der Entblößungen des Elends, als die Sonne, wie wir hoffen möchten, nie zuvor in den wildeſten, von ihr beleuchteten Gegenden beſchienen hat. Solche Dinge werden aber nicht blos in dieſem Jahre oder infolge irgend einer Stockung des Erwerbs gefunden, ſondern ſie ſind der gewöhnliche Zuſtand. Schottland leidet nicht an einem Anfalle hitzigen Fiebers, ſondern am zehrenden Knochenbrande."

Leider müſſen wir bei genauer Nachforſchung Aehnliches wenn auch nicht von unſerm ganzen Vaterlande, doch von deſſen größten Städten ſagen, ja ſelbſt von gar vielen Landbezirken, deren tiefgefreſſener Krebsſchaden noch lange nicht genug erkannt ward, wenn er gleich heutzutage in Nichts offenbarer geworden iſt als in der rieſenmäßig wachſenden Auswanderung. Freuen wir uns doch nur ja nicht über dieſe bei maßvoller und verſtändiger Leitung auch ſegenbringende, aber ſeit einigen Jahren Deutſchland mit gleicher Entvölkerung als Irland (deſſen Einwohnerzahl im letzten Jahrzehnd von acht auf ſechs und eine halbe Million geſunken iſt) bedrohende und dennoch von Gemeinden und Behörden in Baden, in Naſſuu, andern ſüddeutſchen Ländern und in der Schweiz geförderte Maßregel. Wol mag dieſelbe augenblicklich den Zurückbleibenden vielleicht erleichternd ſcheinen. Befragen wir aber die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte, das ſogenannte Legen früher bewohnter Dörfer und Weiler in der Umgegend Roms (Latifundia Romam perdidere), wogegen ſchon im 15. Jahrhunderte die Päpſte vergeblich ankämpften, oder in Spanien wie in den ſchottiſchen Hochlanden zum Gedeihen der Schafzucht, ja ſelbſt in Mecklenburg zur Erweiterung der Guts- und Ackerwirthſchaften, und leſen wir vorallem Poohley, den neueſten, ausführlichſten und gründlichſten Schriftſteller Englands, deſſen Werk wir nicht genug empfehlen können*), ſo wird unſere Anſicht durch die Lehren der Erfahrung ganz anders lauten.

Allzu großer Landbeſitz Einzelner, wie er durch den Zuſammenkauf kleiner, ihre Eigenthümer oder Bewohner kaum noch erhaltender Aecker und Wieſen von reich gewordenen Nabobs und Fabrikinhabern in unſern Tagen entſteht, ſchadet jedem Gemeinweſen und entwickelt und fördert Auswanderung der Heimat- und Beſitzlosgewordenen. Erleichtert wird aber ſolches Zuſammenkaufen in wenige Hände wiederum durch die allzu große, von weiſern Vorfahren beim Grundbeſitze des Adels wie des Bauern ſorgfältigſt gemiedene, alle Kinder gleichſtellende Zerſtückelung früher ihre tüchtigen Inſaſſen nährender Bauerhöfe durch ein Erbrecht wie das Napoleon'ſche, das in der Landſchaft um Paris zahlloſe winzig kleine Landbeſitze rein unverkäuflich gemacht hat, weil ſie nicht mehr die Gebühren des Umſchreibens und der Uebertragung (droit d'enregistrement) aufzubringen vermögen. So entſteht denn, durch die raſchen Aufenthaltsänderungen mittels Dampfkraft erleichtert, Entvölkerung des platten Landes, Verfall der kleinern Städte und übermäßige Anſchwellung der Bevölkerung der größten, mit ihrem Elende und ihren Laſterſchulen, während die aus dem Vaterlande übers Meer Getriebenen den Kummer und die Mühſeligkeit der Reiſen an die Küſten, die Noth und Sterblichkeit der Ueberfahrten, insbeſondere aus nichtdeutſchen Häfen, und die völlige Rathloſigkeit mit jahrelangen Entbehrniſſen im fremden, anders redenden, kraftaufreibenden Welttheile unausweichlich erdulden müſſen und auch die überſeeiſche Wanderung zu bisher unbebauten, ſtets ferner vom Meere belegenen Gegenden von Jahr zu Jahr mehr erſchwert und weiter gerückt wird.

Das Wahre liegt alſo auch hier in der Mitte: zu großer wie allzu kleiner Landbeſitz wirkt gleich verderblich für deſſen Eigenthümer, ja auf die ganze Bevölkerung eines Landes, oder wie es ſchon der weiſe Franz Baco in einer 1597 im Oberhauſe gehaltenen Rede ausdrückte: „Zertheilung des gemeinheitlichen Grundbeſitzes erzeugt Entvölkerung und dieſe zuvörderſt Müßiggang, darauf Verfall der Ackerwirthſchaft, infolge dieſer Niederreißung der Häuſer, Abnahme der Mildthätigkeit und Armenſteuern, ſchließlich aber Verfall und Verarmung des Reichs." Posterior dies discipulus prioris.

88.

*) Robert Poohley, „Pauperism and poor laws" (London 1852).

Nachtrag zu dem Aufſatz über Giorgio Vaſari.

Indem mir die im Juli v. J. zu Rom geſchriebenen Bemerkungen über „Giorgio Vaſari, ſeine neueſten Herausgeber und ſeine Ueberſetzer" (in Nr. 37 d. Bl.) zu Geſicht kommen, glaube ich zu dem dort Geſagten hinzufügen zu müſſen daß der ſiebente Band der Le Monnier'ſchen Ausgabe, welcher den Anfang des dritten Theils des Originals enthält, ſeit geraumer Zeit erſchienen iſt. Dieſer Band geht von Leonardo da Vinci bis auf die beiden ältern San-Gallo und enthält mehr oder minder ausführliche Commentare über Leonardo, Giorgione, Correggio, Bramante, Rafaellino del Garbo und die Giamberti, von denen der über da Vinci eine ſehr bemerkenswerthe Arbeit iſt, wobei die neuern Forſchungen, auch die von Libri über ſeine mathematiſch-hydrauliſchen Leiſtungen, ſorgfältig benutzt ſind. Mündler's fleißige kritiſche Arbeit über die Louvre-Sammlung infolge des Villot'ſchen Katalogs iſt dabei nicht außer Acht gelaſſen: ſie bietet mehr Factiſches als C. Tarral's „Observations sur le classement actuel des tableaux du Louvre" (Heft I und II, Paris 1850), obgleich auch in dieſen manche wichtige Bemerkung enthalten iſt. Quandt's Mittheilungen über die angeblichen da Vinci der dresdener Galerie (ein Werk Holbein's und Bildniß M. Morett's, vergl. „Kunſtblatt", 1846, Nr. 9), hätten mehr Beachtung verdient. Im Anhang zum Leben der beiden San-Gallo finden ſich bisher unbekannte intereſſante Documente über die bis auf den heutigen Tag unvollendet gebliebene Façade des florentiner Doms, nämlich Beſchlüſſe aus dem Jahre 1490, welche, nachdem ſie die Erklärung abgegeben daß es der Stadt zur Unehre gereiche die Stirnſeite ihrer Hauptkirche unvollendet zu laſſen („maximum est dedecus civitatis habere faciem ecclesie a parte exteriori ita ut habetur, scilicet imperfecta"), einen Concurs zur Erbauung einer neuen Façade ausſchreiben. Man ſcheint damals ſchon die unvollendete Façade, Giotto's Werk, mit dem Schickſal der Zerſtörung bedroht zu haben das ſie 98 Jahre ſpäter traf; denn in der erſten Deliberation heißt es ſchon: „Pars que constructa est, esse sine aliqua ratione aut jure architecture, et in multis patitur detrimentum." Wenn man bedenkt daß in jenen Tagen das Verſtändniß der mittelalterlichen Baukunſt längſt geſchwunden war, ſo darf man ungeachtet aller berühmten Architektennamen vom Ende des 15. Jahrhunderts dem florentiner Dom Glück wünſchen daß er damals nicht vollendet ward. Des ſchönen Plans des jung verſtorbenen ſchweizer Architekten Johann Georg Müller wird von den florentiner Herausgebern rühmend gedacht. Der achte Band des Vaſari, mit Rafael's ausführlicher Biographie beginnend, rückt vorwärts. Es wird mir noch ein mal Gelegenheit geboten auf dieſe tüchtige Arbeit zurückzukommen und zugleich der zahlreichen neueſten Bereicherungen italieniſcher Kunſtgeſchichte zu gedenken. In dem in Rede ſtehenden Aufſatz bemerke ich noch (zu S. 867) daß manche Erläuterungen über die hiſtoriſch-

wichtigen Kirchen Neapels in Bälde zu erwarten ſind. Statt des Namens „Toctum" (Giotto) muß daſelbſt „Toctum" geleſen werden. Auf S. 870 ſtatt „Conlucci" lies „Contucci", anderer Kleinigkeiten nicht zu gedenken. Der auf S. 872 genannte Cardinal della Bordagiera iſt Filibert Babon Biſchof von Angoulême, in Frankreich unter dem Namen Cardinal de la Bourdaiſière bekannt, von Pius IV. 1561 mit dem Purpur bekleidet. Die in dieſem Augenblick erſchienene neueſte Lieferung des „Archivio storico italiano" (Appendice No. 26), bringt wahre intereſſante Depeſchen von ihm aus der Zeit ſeiner Ambaſſade in Rom im Jahre 1558, über die Angelegenheiten der Caraſa und des Sieneſerkriegs.

Florenz, September 1852. **Reumont.**

Bibliographie.

Asher, C. W., Freiheit der Schifffahrt. Ein Commentar zu den Unterbrechungen der Schifffahrt auf der Elbe durch Königl. däniſche Kriegsfahrzeuge. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Bernbrun, M. C. v., Die Söhne des Staatsgefangenen. Erzählung aus längſtvergangenen Tagen. Zwei Bändchen. Wien, WalliShauſſer. 16. 18 Ngr.

Bölte, Amely, Viſitenbuch eines deutſchen Arztes in London. Zwei Theile. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr.

Döring, G., Zur Geſchichte der Muſik in Preußen. Ein hiſtoriſch-kritiſcher Verſuch. 1ſte Lieferung. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Fabeln aller Zeiten und aller Völker. Herausgegeben von J. G. Walter. Mit 18 Illuſtrationen von G. Bartſch. Berlin, Behrend. 1853. 8. 10 Ngr.

Finelius, H., Gedichte. Greifswald, Koch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gedichte der Troubadours im Versmaß der Urſchrift überſetzt von K. L. Kannegießer. Tübingen, Oſiander. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottſchall, R., Die Göttin. Ein Hoheslied vom Weibe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hartmann, A., Kiltabend-Geſchichten. 1ſtes Bändchen. Mit 45 Illuſtrationen von F. Walthard. Bern, Jent u. Reinert. Br. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Hauff, W., Märchen. Achte Auflage. Mit 6 Radirungen von J. B. Sonderland. Stuttgart, Rieger. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Heiſing, A., Die Deutſchen in Auſtralien. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Herzel und ſeine Freunde. Federzeichnungen aus dem böhmiſchen Schulleben vom Verfaſſer der „Südſlaviſchen Wanderungen." Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, F., Apologie der Naturphilosophie Franz Baader's wider directe und indirecte Angriffe der modernen Philosophie und Naturwissenschaft. Leipzig, Bethmann. Gr. 8. 12 Ngr.

Kapper, S., Fürſt Lazar. Epiſche Dichtung nach ſerbiſchen Sagen und Heldengeſängen. 2te durchgeſehene und verbeſſerte Auflage. Leipzig, Herbig. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaufmann, A., Gedichte. Mit Illuſtrationen von B. Vautier. Düſſeldorf, Arnz u. Comp. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

König, T., Moderner Jeſuitismus. Roman. Zwei Theile. Leipzig, H. Schultze. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Körber, P., Jakob und Eduard Jefferſon's Reiſe nach Californien. Mit 1 Stahlſtich. Nürnberg, Lotzbeck. Gr. 16. 15 Ngr.

Kühn, C. G., Drei Bücher Epigramme. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr.

Lorenz, Wilhelmine, Eine Freundin Napoleon's. Roman. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Meier, E., Deutſche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Zwei Theile. Stuttgart, Metzler. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Montépin, X. v., Die Strolche der Regentſchaft. Ein Romanen-Cyklus. I. — A. u. d. T.: Die Königin von Saba. Zwei Bändchen. Wien, Wallishauſſer. 8. 18 Ngr.

Pilgram, F., Zeitfragen. 1. Chriſtus unſer Vorbild auch in politiſcher Beziehung. 2. Die Reaction. 3. Der moderne Staat und die Freiheit der Kirche. 4. Zur ſocialen Frage. 5. Geſichtspunkte für die kosmiſche Erfaſſung politiſcher Verhältniſſe. 6. Von der politiſchen Auffaſſung der Kirche. Köln, J. G. Schmitz. 8. 12 Ngr.

Der Prieſter und der Soldat. Von einem Landmanne, einem ehemaligen Soldaten. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von F. v. B. Köln, Bachem. Gr. 12. 12 Ngr.

Raumer, F. v., Vermiſchte Schriften. 1ſter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rauſchenbuſch, E., Maureriſche Gedichte. Caſſel, J. G. Luckhardt. 12. 15 Ngr.

Ring, M., Stadtgeſchichten. 2ter Band. — A. u. d. T.: Die Chambregarniſten. Leipzig, Simion. 16. 25 Ngr.

Die Rundreiſe Sr. k. k. apoſtoliſchen Majeſtät Franz Joſeph des Erſten durch Ungarn und Siebenbürgen im Jahre 1852. Als ein Beitrag zur Geſchichte unſerer Tage mitgetheilt von einem Augenzeugen. Nebſt dem Portrait Sr. Majeſtät und der Abbildung des Henzi-Monuments in Ofen. Wien, Keck u. Pierer. Gr. 8. 16 Ngr.

Sapho, Poésies. Français et allemand. — Die Gedichte der Sapho. Franzöſiſch und deutſch. Ueberſetzt von W. Jaeger. Berlin. 8. 15 Ngr.

Schneider, K. A., Ueber Verſchiedenheit der Symbole innerhalb der Union der evangeliſchen Kirche. Berlin, W. Schultze. Lex.-8. 8 Ngr.

Eine Sommerreiſe. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Storm, T., Immenſee. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Talvj, Die Auswanderer. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Thierry, A., Attila. Schilderungen aus der Geſchichte des 5. Jahrhunderts. Deutſch von E. Burckhardt. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Vielliebchen. Ein Taſchenbuch für 1853. Neue Folge. 4ter Jahrgang. Von T. Mügge. Mit 7 Stahlſtichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Weiſſer, A., Der Blinde und ſein Sohn. Ein Roman. Drei Bände. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 4 Thlr.

Tagesliteratur.

Der Nothſtand der evangeliſchen Kirche des Herzogthums Oldenburg. Ein Wort zur Orientirung den zum 5. Kirchentag in Bremen verſammelten Freunden des Herrn dargeboten von mehren Geiſtlichen der oldenburgiſchen Landeskirche. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Segnungen des Zollvereins. Eine ſtatiſtiſche Skizze. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 6 Ngr.

Widenmann, G., Ein Wort über die Hoffnungen auf eine neue politiſche Bewegung. Stuttgart, Becher. 8. 11 Ngr.

Wider Rom und Babylon. Aurich, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 3 Ngr.

Wo iſt in Hamburg die Staatshoheit? Zur Beurtheilung der am 27. April 1852 vom Ausſchuß der Bundesverſammlung an den hamburger Senat erlaſſenen Note. Von A. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 4 Ngr.

Würdigung des Conſtitutionalismus nach ſeiner Natur, ſeinen Früchten und ſeiner Geſchichte. Zunächſt für das Land Oldenburg, dann auch für Jedermann. Oldenburg, Stalling. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

ſechsundvierzigſte und ſiebenundvierzigſte Heft,

Bogen 31—42 des ſechsten Bandes.

Gallatin — Gesandte.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Geſänge der Serben.

Von

Siegfried Kapper.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Der durch ſeine „Südſlaviſchen Wanderungen", die Dichtung „Fürſt Lazar" u. ſ. w. ſchnell bekannt gewordene Verfaſſer veröffentlicht in vorliegendem Werk zum erſten mal kritiſch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben" von Talvj den reichen **Liederſchatz des ſerbiſchen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die ſerbiſche Revolution, in trefflicher deutſcher Ueberſetzung. Bildet ſomit das mit werthvollen Erläuterungen verſehene Werk einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südſlawenthums und insbeſondere der ſerbiſchen Literatur, ſo iſt daſſelbe zugleich allen Freunden echter Volkspoeſie zu empfehlen.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus den Papieren einer Verborgenen.

Erſter Theil. Zweite vermehrte Auflage.

8. Geh. 2 Thlr.

Hr. **von Bethmann-Hollweg** ſagt in einem Vorwort zu dieſem der **Königin von Preußen** gewidmeten, jetzt in zweiter vermehrter Auflage erſcheinenden Werke: „Es iſt die Frucht eines Lebens, reich an Freude und Schmerz, wie ſie ein liebendes Herz aus der Hand ſeines Gottes zwar annimmt, aber deshalb ſie nicht weniger tief und lebhaft empfindet; wie ſie ſich ſpiegeln in einer leichtbewegten Phantaſie und den Geiſt zu tieferm Nachdenken anregen." Ein zweiter Theil erſchien 1848 und hat denſelben Preis.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schau um dich und Schau in dich.

Dichtungen von **Julius Hammer.**

Miniatur-Ausgabe.

Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Wolfgang Müller in Düſſeldorf ſagt über dieſe auch von andern Seiten freundlich begrüßte Gedichtſammlung in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (1852, Nr. 119): „Sie verdient den allerfreundlichſten und herzlichſten Geleitsbrief an alle gebildeten Menſchen im deutſchen Vaterland. Dies Buch iſt in der That wie ein edles und reiches Schatzkäſtlein: die Gedanken liegen darin wie die farbigſten, funkelndſten Edelſteine und zeigen in ihren Formen ſo tadelloſe, ſcharfgeſchliffene kryſtalliniſche Geſtaltungen, daß Herz und Sinn ihre aufrichtige Freude daran haben müſſen. Friedrich Rückert in der «Weisheit des Brahmanen» und Leopold Schefer in ſeinem «Laienbrevier» ſind ſeine Vorgänger, der erſtere aber iſt redſeliger, der letztere ſchwülſtiger als Hammer, bei dem man neben der Klarheit des Gedankens den präciſen und prägnanten Stil bewundern muß."

Durch alle Buchhandlungen iſt von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Die Königin der Nacht.

Roman von **Levin Schücking.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman **Levin Schücking's**, der ſeine frühern beliebten Romane „Der Bauernfürſt" (1851), „Ein Sohn des Volkes" (1849), „Die Ritterbürtigen" (1846) u. ſ. w. an Originalität und draſtiſcher Spannung noch übertrifft.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Demiurgos.

E i n M y ſt e r i u m.

Erſter Theil.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe großartig angelegte und bei ungewöhnlicher Tiefe dennoch mit durchſichtiger Klarheit ausgeführte Dichtung eines in der Literatur wie in der politiſchen Welt nicht unbekannten Autors wird nicht verfehlen in den weiteſten Kreiſen Aufſehen zu erregen. Zur Bezeichnung der Gattung ſind als ihre nächſten Verwandten das Buch Hiob und die Komödien des Ariſtophanes, die „Divina commedia“ Dante's und Goethe's „Fauſt“ zu nennen. Sie bekämpft, bald mit ſchneidendem Ernſt, bald mit humoriſtiſcher Satire, den Idealismus der Gegenwart in ſeinen Auswüchſen, zumal die ſentimentale Weichlichkeit, die ſich für Humanität ausgibt. Zugleich aber erhebt ſie ſich als ahnungsvolle Prophetie zu einer Verklärung und Erneuerung der uralten ewigen Ideale und verſucht, als eine moderne Theodicee, in der erkannten und eroberten Welt auch den heiligen Bildern den gebührenden Platz wieder zu erringen, in denen die Vorzeit ahnte, was wir begreifen.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien

von

Georg Ticknor.

Deutſch mit Zuſätzen herausgegeben von **N. H. Julius.**

Zwei Bände.
8. Geh. 9 Thlr.

Die große Seltenheit ſpaniſcher Bücher hat bisher eine allgemeine und gründliche Anerkenntniß der ſpaniſchen ſchönen Literatur als eine der erſten und reichſten aller Völker, ſowie eine genügende Geſchichte derſelben in und außer ihrem Mutterlande faſt unmöglich gemacht. Darum iſt die einzige ſchätzbare, bisjetzt erſchienene derartige Geſchichte, die von Bouterwek in Göttingen, auf deſſen Weltbibliothek gegründet, alsbald ins Spaniſche überſetzt worden. In unſern Tagen nun, da auch in Madrid, Paris, London, Wien große literariſche Schätze vorhanden und die trefflichen Privatſammlungen von Heber, Sir Thomas Grenville, Ternaux-Compans, Tieck und Ticknor in dieſem Fache entſtanden ſind, iſt die ſchwere Aufgabe etwas erleichtert. Der Letztgenannte, Georg Ticknor, der ſchon vor 30 Jahren, nach langem Aufenthalte in Spanien, an der amerikaniſchen Univerſität Cambridge erfolgreiche Vorleſungen über ſpaniſche Literatur hielt, hat, im Beſitze einer faſt 2000 Bände zählenden Sammlung gedruckter und ungedruckter ſpaniſcher Bücher, mit Hülfe mehrmaliger Reiſen in Europa und zahlreicher gelehrter Verbindungen in Spanien uns die **erſte wahre Geſchichte der ſpaniſchen ſchönen Literatur** geliefert, die auch ſogleich in Madrid überſetzt wurde. Alle reichen Nachträge dieſer ſpaniſchen Ausgabe, ſowie ſehr viele vom Verfaſſer ſelbſt, von Dr. Wolf in Wien und dem Herausgeber, Dr. N. H. Julius in Hamburg, ſind es, die bei ſorgfältiger Benutzung alles ſpäter noch in Europa Erſchienenen von Wolf, Dozy, Clarus, v. Schack u. A. das gegenwärtige deutſche Werk bilden, das ſowol vor dem amerikaniſchen Original als vor der ſpaniſchen Ueberſetzung noch Vorzüge voraus hat und ſomit auf der Höhe der geſammten Kenntniß der ſpaniſchen Literatur ſteht.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erſcheint:

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

September. Nr. 36—39.

Inhalt. Landwirthſchaftliche Provinzialverſammlungen. — Die Fabrikation des Spiritusgaſes. — Der Brand im Weizen. — Die unzukömmliche Behandlung der Kartoffeln und die daraus hervorgehende allgemeine Schwäche oder Krankheit derſelben. — Die Huſſey'ſche (amerikaniſche) Mähmaſchine mit den ſich als nothwendig gezeigten Verbeſſerungen. — Transport des Schlachtviehs. — Die Paarung des Rindviehs und der Pferde. — Anfrage, den elaſtiſchen Sattel betreffend. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land** Nr. 36—39.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 43. —— 23. October 1852.

Inhalt.

Die letzten Blüten. Ein Roman von Arthalis. Zwei Theile. — Das Buch der Verbrechen. Das Intereſſanteſte aus den 90 Heften meiner Annalen zur deutſchen und ausländiſchen Criminalrechtspflege. Ein Volksbuch von Wilhelm Ludwig Demme. Vier Bände. Von **W. von Lüdemann.** — Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen. Von Karl Weinhold. Von **A. Jung.** — Die prager Univerſität und ihre Bibliothek. — Neues über China. — Noack's Gottmenſchlichkeit. — **Notizen, Bibliographie.**

Die letzten Blüten. Ein Roman von Arthalis. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1851. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Roman „Die letzten Blüten" iſt ein ungewöhnliches Buch, ungewöhnlich bis auf Kleinigkeiten. Zu ziemlich unbedeutenden „Novellen" ſchrieb Gutzkow 1834 eine überaus glänzende Vorrede, und ſo iſt es oft gehalten, oft nachgeahmt worden: der ehrliche, brave Leſer, der die an ihn gerichtete „Widmung" nicht überſchlagen will, weil es ihn freut daß ihn der Verfaſſer gleich auf dem erſten Blatte ſeines Werks durch ein vertrauliches Zwiegeſpräch honorirt hat, wird in ſchönen Worten berauſcht und muß ſich dann hinterdrein durch die „Geſtändniſſe einer Perücke" abſtrafen laſſen. Deshalb war ich ſehr in Sorge als ich dem obigen Romane eine Anſprache „An den Leſer" und noch dazu in Verſen, in feierlichen Don-Carlos-Jamben vorgedruckt ſah: es gibt ja nichts Abſcheulicheres als Enttäuſchung, auf ſchöne, gedankenhaltige Verſe eine gezierte, ſtoffarme Proſa. Allein der fünffüßige Rhythmus des Prologs recitirt vor unſerm Roman eine ſo beſcheidene captatio benevolentiae, daß die Erwartung zwar nicht von ihm angeſpannt, aber auch die Enttäuſchung von vornherein unmöglich gemacht wird. Hinter ihm wären füglich die „Geſtändniſſe einer Perücke" denkbar und erlaubt geweſen: das aber überraſcht, das iſt ungewöhnlich daß dem mattklingenden Vorwort ein Buch voll ſo muthiger, faſt trotziger Erfindung und ſo lebhafter Schilderungen folgt wie „Die letzten Blüten" es ſind. Wenn, wie der Autor bekennt,

— mit zaghafter Hand hier nur ein Jünger,
Ein Meiſter nicht ſein erſtes Haus gebaut,

ſo wird die ſichere Hand ſpäter nur an Ruhe, gewiß nicht an Energie gewinnen können.

Der Roman beginnt mit einer ſehr leidenſchaftlich gehaltenen Scene, die dem Leſer vorerſt unverſtändlich bleibt, die aber trotzdem eine Wirkung nicht verfehlt: abgeriſſen und ohne Zuſammenhang mit dem darauf Folgenden legt ſie den im Verlauf der Handlung geſchilderten Perſonen einen unheimlichen Unglückszug ins Geſicht, läßt ſie immerhin einen Zuſammenhang ahnen, der außerhalb der Berechnung liegt, aber doch unerbittlich iſt. Thörichter Fanatismus ſchleppt ein junges blaſſes Weib, Roſa, in einer ſpaniſchen Küſtengegend mit ihrem Knaben zum Strand; der Verbindung mit dem Böſen angeklagt, ſoll ſie ſammt ihrer Brut in den Fluten umkommen. Nur die Dazwiſchenkunft Don Antonio Lamerdo's, den Enrico zur Hülfe herbeigeholt hat, rettet die Gemishandelten; Enrico ſoll in Zukunft ihr Begleiter ſein.

Wer iſt Roſa? Was ſollen Don Antonio und Enrico? Roſa wohnt in einer verworfenen Hütte, ſagen ihre Ankläger, in der Hütte des alten Andreas. Mit flatternden Haaren durchfliegt ſie die Klüfte und ſchreit und klagt. Warum? „Zuckt deines Vaters Blut in dieſen Adern daß du niederträchtig biſt und feig?" fragt ſie ihren Knaben. So entrollt ſich ein knappes, räthſelvolles Bild, ängſtigend durch einen Hintergrund der auf Verbrechen deutet, während — ſo kann es ſcheinen — im Vordergrund eine ſchwere Schuld geſühnt wird an Unſchuldigen. Es liegt etwas Muſikaliſches in dieſem Anfang: in ernſter Diſſonanz tönen die erſten Accorde der Introduction und deuten dem Hörer an daß dieſelben Töne im Höhepunkt der Compoſition wiederkehren werden. Wieland hat in einem ſeiner gefeiertſten Werke Aehnliches verſucht, nur fing er nicht mit Diſſonanzen an, ſondern mit Melodien; er ſchreckte nicht, ſondern ſchmeichelte dem Ohr.

Das nächtliche Vorſpiel bleibe vorläufig Fragment: mit Roſa's Errettung wechſelt die Scene. Die Schluchten Medillos metamorphoſiren ſich zu einer Thalebene welche das böhmiſch-mähriſche Gebirge von der Donau abtrennt. Da finden wir, eine halbe Stunde von der

Donau entfernt, drei Perſonen im Schloſſe Clairmont, die auf ſich angewieſen und ſich ſuchend ſich gerade verlieren, weil ſie auf Umwege gerathen. Die Beſitzerin von Clairmont liebt ihren Sohn Armand mit zärtlicher Mutterliebe, und zwiſchen Armand und Dolores ſproſſen die erſten Keime einer erwachenden Herzensneigung. Nein mehr — „Daß Dolores allein mich beglücken kann", ſagt Armand, „weiß ich; ob ſie mich liebt, Mutter, das weiß ich nicht, das hoffe ich nur." Ob ſie ihn liebt, das ſoll ergründet werden. Dolores kennt die Welt nicht; ſie ſoll deshalb Menſchen kennen lernen, ſoll ſich ſelbſt und Armand an ihnen meſſen; ſie ſoll wiſſen was ſie bisher vielleicht nur fühlte, ſoll tief in ſich und durch ſich empfinden daß Armand der Mann ihrer Liebe iſt. Alſo um eine Liebesprobe handelt es ſich, wenn auch nicht um eine Griſeldis-Probe, denn der weiche Armand iſt kein Percival. Nicht einmal die Reflection iſt ihm urſprünglich gekommen: die vorſorgliche Mutter entwirft für ihn den Prüfungsplan. Clairmont iſt ſo ſchön, der Kreis ihrer Freunde groß. Die liebenswürdigſten Menſchen ſollen hierherberufen, mit den geiſtreichſten die einſamen Schloßhallen belebt werden. Jedes Alter, jede Meinung ſoll vertreten ſein. Ernſt und Witz, Heiterkeit und Melancholie ſollen an Dolores vorüberziehen. „Arme Dolores", ſeufzt Armand, „alles Das vielleicht, um dich mir zu entreißen".

Dolores hört von der bevorſtehenden Umwandelung in der Lebensweiſe auf Schloß Clairmont mit Schrecken; ſie fühlt ſich verletzt daß Armand, der ſchon ſeit lange ihren Tauben nicht Futter, ihren Blumen nicht Waſſer gebracht, Bedürfniß fühlt nach der großen Geſellſchaft, nach fremden Menſchen. „War ich doch ſo zufrieden", klagt ſie Armand, „aber nun? ... Nein, die fremden Menſchen ertrage ich nicht, die mich verlachen werden und beſpötteln. Sollen die fremden Menſchen kommen, ſchütze mich vor ihnen." „Gott wird dich ſchützen", ruft Armand ziemlich räthſelhaft. „Alſo nicht du; ſo magſt du Nichts thun für mich?" So ſinkt Schwermuth in des Mädchens Bruſt, das ſich Armand entfremdet, ſich ſelbſt vergeſſen und verlaſſen glaubt — und während deſſen ziehen draußen die erwarteten Gäſte ein und buntes, lebensvolles Treiben herrſcht in den ſonſt ſo ſtillen Hallen.

Inmitten der neuen Freuden wird Armand beklommener, einſilbiger, Dolores täglich gereizter. Eines Tages ſchließt ſie ſich von einer Spazierfahrt aus, auch Armand will deshalb zurückbleiben. Aber die experimentirende Mutter hält es für nothwendig, Dolores „ihren Betrachtungen zu überlaſſen". Dieſe, gequält von Beſorgniſſen um Armand, eilte, als Alle das Schloß verlaſſen hatten, ins Freie uud warf ſich endlich im dichteſten Gebüſch auf eine Raſenbank, um ihrem lauten Schmerz ſtatt der Worte Thränen zu geben. Da ſchlägt ein warmer Athem an ihre Schläfe, eine Hand berührt ihre Schulter; es ſei Armand, wähnt ſie frohlockend und breitet die Arme aus, doch vor ihr ſteht — ein fremder Mann, dem ſie erſchreckt und erſchöpft in die Arme ſinkt. Große Scene. Der Unbekannte iſt Sever, Sohn des Herrn von Breteuil, Freund Armand's, ein intereſſanter Menſch mit einem Anflug von Trotz, der ſich neben einer ſtolzen Zurückhaltung beinahe wie Charakter ausnimmt. Als Dolores in ihr Zimmer zurückkam, trug ſie die ſturmbewegte Flut widerſtreitender Gefühle in ſich: Armand im Herzen war ſie hinausgeeilt und heim kehrte ſie mit dem Bilde Sever's, das ein unbegreifliches Fatum, ihr unabläſſig vorzuführen trachtete. Aber trotzdem, ungeachtet einer Regung die ihr unbewußt in den Sinn zog, ohne noch ihr Herz zu berühren, liebte ſie Armand, liebte ihn mit der ganzen Allmacht des erſten jungfräulichen Gefühls.

Inzwiſchen mehren ſich in unmittelbarer Aufeinanderfolge die Misverſtändniſſe. Dolores nährte Empfindungen verletzter Eitelkeit und beleidigten Stolzes zu ungeahnter Bitterkeit. Armand, in ſeinem Prüfungsexperiment befangen, ſuchte umſonſt den rechten Ton, der einen Weg zu ihrem Herzen finde. Die verzweiflungsvolle Frage: „So liebſt du mich denn nicht?" bricht nicht den gefährlichen Reiz verwundeten Selbſtgefühls. „Dich lieben?" lautet die kalte Antwort, „ich verſtehe dich nicht." Das erſte Begegnen mit Sever hatte Dolores ſcheinbar vergeſſen; da kommt eines Tages die Schloßgeſellſchaft wie zufällig zu derſelben Stelle, an der zum erſten male Sever und Dolores ſich ſahen. Alles gibt dem Erſtaunen, der freudigſten Ueberraſchung, der Bewunderung Worte, nur Dolores ſprach Nichts und hatte dennoch geſehen, wie aus der ſchattigen Laubgrotte durch Immortellengewinde eine Art Tempel geſchaffen worden. Auf dem Platz wo ſie geſeſſen lag ein Kranz, aus derſelben Blüte gewunden. Sever bekannte ſich zum Schöpfer dieſes Tempels und ſein auf Dolores haftender Blick ſah eine tiefe Röthe des Mädchens merklich bläſſere Wange färben. Niemand als Armand hatte dieſen Blick, dieſes Erröthen bemerkt; für ihn aber ward Beides ein Ereigniß das ſeine ganze Seele in Anſpruch nahm.

Seitdem verlor Armand's Betragen gegen Dolores täglich an Wärme. Dolores ihrerſeits, deren ſteter Begleiter Sever war, fühlte erſt jetzt ſich völlig verſchmäht und verlaſſen, und ein Gefühl, der Rache nicht unähnlich, diente als Hebel ihres fügſamern Weſens gegen Sever. Sie war zu ſtolz, einen Schmerz ahnen zu laſſen, der ihre Demüthigung nur greller hervorhob, ſie wollte Armand beweiſen daß ſie glücklich ſein könne ohne ihn. Sever fand ſogar Eingang in Dolores' Zimmer; aber je entſchiedener Sever als Dolores' Liebhaber auftrat, deſto weniger konnte Armand es über ſich gewinnen, einen Verſuch zu wagen, um ſein früheres Verhältniß zu ihr wiederherzuſtellen. Der Mutter entgingen all dieſe Wechſelungen nicht. Die geiſtreichſte, liebenswürdigſte Frau, gereift in dem wechſelnden Strome eines ſorgloſen und kummervollen Lebens, hatte das Glück ihres Sohnes an einer Klippe vorüberzuführen gedacht, „an der ihr eigenes einſt zerſchellt"; jetzt aber rief ſie: „Everard, Everard, ſoll dein Kind nicht glücklicher ſein als

du?“ Aber ſie verzagt nicht: Armand ſoll noch ein mal verſuchen, ſich Bahn zu dem einſt ſo empfänglichen Herzen Dolores' zu brechen. Und er will es, er iſt entſchloſſen, nur ſollen die Gäſte erſt reiſen. Herr von Breteuil verabſchiedete ſich ſchon und gedachte Dolores gegenüber eines beſtimmten Verhältniſſes, das mit Sever in Verbindung ſtand. Dolores war betroffen: hatte ſie Sever eine größere Theilnahme gezollt als mit ihrer Liebe zu Armand vereinbar ſchien, ſo hatte ſie dies nur in der Abſicht gethan, um ſich an dem Letztern in ſcheinbar ſtolzer Verachtung zu rächen. Durch dieſes Gebahren hatte ſie offenbar Sever verletzt; durfte ſie mit ſeinen Empfindungen ſpielen? In ſolch ſchwankender Gemüthsſtimmung trat Sever zu ihr; er trunkenen Auges, ſie bebend, unſicher, weil ſie ſich ſchuldig fühlte. Zwar ringt ſie nach einem Geſtändniß daß ſie nicht ihn, ſondern Armand liebe; aber Sever drückt ſie in feuriger Umſchlingung an ſich — und dann findet ſie auch keine Worte. Sever bleibt in ſeinem Irrthum und wird in dem Glauben daß er geliebt ſei beſtärkt, als er Dolores bei der Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe betroffen ſieht. Da iſt ſein Geſtändniß nicht länger zurückzuhalten; vergeblich ſucht ſich Dolores ſeinen Liebkoſungen zu entziehen, faſt widerſtandslos duldet ſie ſeine heißen Umarmungen. Da haucht hinter den Beiden eine Stimme plötzlich: „Dolores“ — Armand! Armand, welcher kam Verſöhnung zu ſuchen! Sie ſchrieb an ihn, aber ihr Billet kam uneröffnet zurück, ſie eilte nach dem Zimmer der Baronin, aber es war verſchloſſen — da trieb die Verzweiflung ſie nach der Thür Armand's — Armand trat heraus. Finſter und bleich, das Auge geſenkt, wankte er vorüber. Im Schloßhof ſtand ein Pferd ... „Armand!“ rief Dolores mit einem Seelenſchrei, aber er beugte nur das Haupt zu tiefer kalter Verbeugung; Dolores brach zuſammen. Was weiter? So fand ſie Sever, ſo nahm er ſie in ſeine Arme und ſah dämoniſche Glut aus ihren Augen, „dieſem Becher der Milde und Liebe“, flammen. Dolores raffte ſich zuſammen: „Du liebſt mich, Sever“, ſagte ſie, „hier, vor Gott, meine Hand, ich bin dein.“ Und ſo ſank ſie wieder zurück in Verzweiflung, auf ein ſchwieriges Krankenbett voll Fieberglut und wirrer Phantaſie. Endlich verfiel ſie in einen tiefen Schlaf, einen Schlaf, „von dem Niemand wußte, bringe er Geneſung oder Tod“.

Hinter dieſen pſychologiſchen Charakterſtudien, denen aller prickelnde Reiz einer feinen Beobachtung eigen iſt, hebt eine neue Handlung an. Aus dem Stilleben von Clairmont führt die Erzählung weit weg nach Saint-Jean Pied de Port: in dieſer dem ſpaniſchen Himmel nahe gerückten Feſtung lebte als Gefangener Napoleon's Don Rafael del Riego y Nuñez, der kranke Löwe Riego an der Grenze Spaniens. Aber Se. kaiſerl. Majeſtät Regierung hatten es ſchon anders beſchloſſen: die Spanier ſollten in das Innere Frankreichs verſetzt werden. Zu dieſer Zeit nahten ſich der Feſtung ein Greis, Pedro Amezaga, und ein zarter Knabe, Rodriguez, von denen der erſte einen Sohn, der zweite einen Vater zu ſuchen ausgegangen war. Durch ein Ungefähr geräth Rodriguez in die Hände der Franzoſen; hier ſieht er im Vorbeigehen Riego, bei deſſen Namen er ſchon aufflammt, hier hört er die Geſchwätzigkeit von ihm plaudern, von ihm rühmen. Aber Pedro ſinnt auf Flucht für den Knaben und ſcheut kein Wagniß um ſeine Rettung. Dieſe Flucht wird vollführt, ſie gelingt — durch die Hülfe eines räthſelhaften Pater Juanno, der als Hüter Rodriguez bewachen ſoll und den die Furien der Reue martern, wenn kein Anzeichen trügt. Auch dieſer Juanno iſt ein Gefangener, den, wie der Feſtungscommandant Duvarray ihm ſagt, nur eine That aufrichtiger Hingebung und Treue der Feſſel entledigen ſoll, in die er ſich einſt freiwillig geliefert. Duvarray iſt gemeldet daß ein ränkeſüchtiger, tollkühner Spanier, als Bauer verkleidet, mit einem Knaben an die Grenze komme, um unheilvolle Plane unter den Guerrillas anzuknüpfen. Der Knabe war Rodriguez, den Alten aber in franzöſiſche Gewalt zu bringen iſt der Preis für Juanno's Freiheit. Juanno hatte das Signalement von Beiden, aber er fälſchte eine Abſchrift für die Häſcher und behielt das Original. Und als Rodriguez floh, floh auch er, ohne daß Beide auf der Flucht ſich wiederfanden.

Amezaga mit ſeinem Knaben durchwanderte das Gebirge, Frankreich zugekehrt, Beide begeiſterten ſich an ihren Wünſchen für Spanien und ihrer Hoffnung auf Riego. Auch ihrer Leiden gedenken ſie, ihres Entbehrens: entmuthigt ruft Pedro die Erinnerung wach, wie der Gram ſein Weib verzehrt, wie er es im Schoos der Erde gebettet, wie Iſora das Verhängniß gebüßt, wie er dem Henker der Unſchuld und Tugend Vergeltung geſchworen und zuletzt endlich — wie ihm Juan, ſein einziger Sohn noch, ſpurlos verſchwunden ſei. Die zwangloſe Heiterkeit einer Bande Guerrillas mußte dieſe Schwermuth unterbrechen und die Klage in den Ausruf wandeln: „Es lebe Hispaniens Hort, es lebe die Furcht Frankreichs, es leben die Guerrillas!“ „Viva Riego!“ erwiderten die Söhne des Hochlands, daß es weit durch die Felſen hallte. Aber die beiden Wanderer trieb es weiter auf ihren einſamen Pfaden, bis ein Zufall ſie von denſelben ablenkte. Der jugendliche Beſitzer des Schloſſes Monrepos, von Foretville, überraſchte Rodriguez, wie er neben dem ſchlummernden, nein ohnmächtigen, kranken Pedro niedergekniet war. Das Geſicht des Knaben, ſein Wort, ſeine Stimme bewegten ihn tief; er ließ den Alten nach ſeiner Beſitzung tragen, den Knaben, dem der Weg beſchwerlich war, hob er ſelbſt von einer Felsſpitze auf den bequemern Pfad. Als er mit ſeinen Armen die zarten Glieder umſchlang, wankte ſein Schritt; er ſah Rodriguez' Antlitz von dunkler Röthe brennen und fühlte den ängſtlichen Athem um ſeine Schläfe fächeln, bis ſich der Kleine von ſeinem Beſchützer losriß und davoneilte. Mehr als acht Tage vergingen den Flüchtlingen in Monrepos, da Pedro noch krank lag; mit jedem Tag wuchs Foretville's Intereſſe für Rodriguez. Foretville beobachtete: er ſah des Kindes Bildung und errieth ſeinen Stand; was aber deutete das liebliche ſanfte Ge-

ſicht, der verſchämte Blick? was der ſchlanke, ätheriſche Wuchs, der auch unter grober Hülle erkennbar blieb? Als Pedro geneſen, hielt er die Spanier von der Abreiſe zurück; zu ihrer Sicherheit wollte er ihnen erſt Päſſe zur Weiterreiſe ſchaffen. Da überraſchte Monrepos eine Executionstruppe, welche Amezaga mit ſeinem Knaben ſuchte. Amezaga entging ihr durch eine Verkleidung als Gärtner, Rodriguez aber in Frauenkleidern, eine Umwandelung, die Foretville halb beben, halb aufjubeln machte. Jetzt ließ ſich ſein Gefühl nicht länger zurückhalten; in den glühendſten Worten bekannte er dem Knaben oder der Jungfrau Rodriguez ſeine Liebe, dieſe aber entwand ſich ihm beleidigt und rief ihm zu: „Wer ich ſein mag, was Ihr von mir halten mögt, Eins könntet Ihr begreifen ohne Erörterung: daß ich über Euern Beleidigungen ſtehe.“ Jetzt war kein Bleiben mehr; ungehindert ſchlugen die Flüchtigen den Weg nach Bourges ein, aber beim Abſchied reichte noch Rodriguez Foretville, welcher ihn bat: „Vergeßt mich!“ zur Verſöhnung die Hand und ſagte: „Ich kenne edlere Gefühle als die eines kleinlichen Haders, ich kenne Verſöhnung nach der Sprache der Reue.“ In Bourges fanden die Reiſenden ihre gefangenen Landsleute; der laut aufjubelnde Rodriguez erfuhr da daß Riego in der Abtei St.-Sulpice weile, Amezaga aber, den Patrioten Amezaga traf ein fürchterlicher Schlag. Auf geſchehene Frage nach ſeinem Sohn erhielt er die Antwort: „Verflucht ſei der Verräther Amezaga!“ „Bei dem lebendigen Gott! Don Albert Juan Amezaga verrieth ſein Vaterland und ſeinen König.“ Die Reiſenden zogen weiter. In St.-Sulpice erhielten ſie Einlaß bei ſchlimmem Wetter, Rodriguez durfte zum Abendbrot für Riego den Waſſerkrug tragen. Als der Diener in das Gefangenzimmer trat, ſchlüpfte die behende Geſtalt hinter ihm vor, hin zu Riego's Füßen und rief mit helljauchzender Stimme: „Vater! Vater!“ „Maria!“ antwortete der überraſchte, freudetrunkene Riego und Beide hielten ſich umſchlungen in endloſer, unzertrennlicher Umarmung. Aber Don Pedro Amezaga? Auch er ſollte des neuen Glücks ſich freuen; da meldete der Diener: „Ich traf ihn weder im Zimmer, noch in den Hallen, noch im Gang, noch auf dem Hofe. Niemand hat ihn weiter geſehen, Keiner ſich um ihn gekümmert, der Pförtner ihn nicht hinausgelaſſen, und doch iſt er fort — verſchwunden.“

Maria Thereſa del Riego, eine vater- und mutterloſe Waiſe, die Nichte des unſterblichen Conſtitutionsſoldaten, war in der Verkleidung eines Knaben nach Frankreich gekommen, geleitet von Amezaga, der ſie zu behüten und zu wahren geſchworen hatte. Nach Jahren finden wir ſie in einem anſpruchsloſen Landhaus unfern der Straße die von Neuilly nach Paris führt wieder, eine blühende Jungfrau an Riego's Seite, den ſie liebt — und doch nicht glücklich. Im Frühling 1814 hatte Riego ſeine Freiheit erhalten, er hatte inzwiſchen England und Deutſchland geſehen, jetzt lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit, erfüllt von dem Gram um Hiſpaniens zertrümmerte Hoffnung, um das von der Despotie Fernando's VII. untergrabene Glück ſeiner Heimat. In dieſe Zurückgezogenheit führte ſich mit einem ſinnigen Liede ein alter Freund bei Maria ein, Foretville. Foretville war nach der Reſtauration in den Militairdienſt getreten und der nächſten Umgebung des Herzogs von Angoulême zugeſellt. Ein Zufall hatte ihn jetzt Maria, die er Jahre lang geſucht, wiederfinden laſſen, und bald ward er ein täglicher Gaſt im ſtillen Hauſe des Träumers Riego. Maria konnte ſich nicht täuſchen, mit welchen Empfindungen ſich Foretville ihr näherte; als er das Mädchen eines Tages allein fand, gab er ſeinem Gefühl die glutvollſten Worte, wilde Worte der Leidenſchaft und der Vernichtung. Maria, tief erſchüttert und für ihren einſtigen Wohlthäter jeder Theilnahme zugänglich, mahnte ihn zur Entſagung und verhehlte das Bekenntniß nicht daß ſie ihn niemals lieben könne. Für den rückkehrenden Riego hatte ſie kein Geheimniß; allein ihre Eröffnung nährte nur des Spaniers Schwermuth, und als Maria ihm verkündete, ſie wolle ihn verlaſſen, ſie wolle nach Spanien, da widerſtrebte er nicht: „Du willſt, Maria, und dein Wille iſt mir Gebot.“ Allein bevor ſie ſchied, erwartete ſie noch ein Geſtändniß, noch ein herber Abſchied. Foretville kehrte noch ein mal zurück, um zu Maria's Füßen, das Haupt auf ihr Knie gebeugt, das Angeſicht in ihre Hand gedrückt, zu bekennen, wie er ſie geliebt bis zum Wahnſinn, bis zur Raſerei, bis zum Vergeſſen, zum Vergeſſen von Weib und Kind! Ja, Everard Foretville war vermählt; nicht die Liebe hatte ihn mit Léonie verbunden, aber Léonie liebte ihn und ſein Kind mit aller Zärtlichkeit. „Ich vergebe Alles, Foretville, Alles!“ hatte Maria geſagt, als Everard ſchied, „Gott ſtärke Sie! Er leite Sie zur Buße und gebe Ihnen Frieden!“ Dann ging ſie zu Riego, um Beſchleunigung ihrer Abreiſe zu bitten. „In einigen Tagen!“ erwidert dieſer und ſie kann den Schreck nicht verhehlen daß ſie in ſo kurzer Friſt von dem geliebten Manne ſcheiden ſoll, mit dem ſie noch kein Wort der Liebe gewechſelt. Aber Riego dachte anders. „Haſt du einen Augenblick gewähnt, ich könnte dich allein heimſenden, mich trennen von dir?“ fragte er und hielt in ſeinen Armen die glückliche, froh enttäuſchte, geliebte Maria. Zur ſelben Stunde feierte Foretville eine andere Verſöhnung. Offen bekannte er Léonie, die in Gram dahin welkte, was ſich begeben, und auch er umfing ein in Glück und Seligkeit ſchluchzendes Weib, welches Thränen der Verſöhnung weinte.

In dieſe Scenen warmer Empfindungen, die Einem Glücksziel zuſtreben, fällt ein nächtliches Schreckbild. In einem prächtigen Palaſte Roms foderte ein Greis den „Herzog“ zu ſprechen, ein Greis, der die Errichtung eines Throns für den Herzog ankündete. Allein ſitzen die beiden Männer ſich gegenüber, der eine ein Verbrecher, der andere ein Racheengel des Weltgerichts. Als der „Herzog“ in Spanien herrſchte, verfolgte er ein Mädchen, Iſora, bis in das Kloſter von La-Granja. Iſora flüchtete zu ihren Aeltern, aber auch dort heimlich

verfolgt und ertödtet durch die Vorwürfe ihres Vaters, verſchwand ſie, galt ſie endlich den Aeltern für todt. Dieſer Vater, Pedro Amezaga, ſtand jetzt vor dem zitternden, um Gnade flehenden Herzog, denn der Thron den Amezaga bietet iſt das Schaffot. Jede Seelenqual ließ der Rächer mit unbarmherziger Kälte den Feigling beſtehen, und als er ging lag am Boden im wahnſinnigen Schrecken die Geſtalt eines Mannes der einſt über Millionen zu herrſchen gewagt, des Principe de la paz Emanuel Godoy! Godoy wußte daß Iſora mit ihrem Knaben, der Frucht einer That der Finſterniß, noch lebte, verlaſſen lebte in der Hütte des alten Andreas nahe dem Dorfe Medillos. Er war es, der Don Antonio Lamerdo, ſeinen Freund, anflehte daß er ein Engel des Troſtes dem hingemordeten Lamme werde. Wie er es ward, wie er Roſa und Iſora gerettet, ſahen wir ſchon.

Und nun zurück zu Riego, auf den eine Welt blickte: — ſollen hier im kleinen knappen Auszug ſeine großen unſterblichen Thaten wiedererzählt werden? In „Die letzten Blüten" ſind ſie ſkizzirt, discret ſind ſie in die Erzählung verflochten, ſie die aus der ſchmählichen Geſchichte ſeiner Zeit mit einem klaren Verklärungsſchein herausleuchten. Wer kennt ſie nicht? Wen hat Riego's Schickſal theilnahmlos gelaſſen? Wie er Spanien die Freiheit eroberte, wie er, ein Mann der Ehre, jeder Verſuchung widerſtand, mit der die Männer der Unehre an ihn heranſchlichen, wie er treu blieb bis auf den letzten Gang: alles Das ſchildert unſer Roman mit den lebendigſten, eindringlichſten Farben. Sein Einzug in Madrid war ein Triumphzug; Alles jubelte, nur Maria ſaß einſam in ihrem Zimmer und weinte: konnte der Held des Volks, fragte ſie ſich, der Sieger über Schmach und Vernichtung, konnte der Abgott der Nation noch ein Gefühl übrig haben für die arme verlaſſene Maria? Und Riego hatte dies Gefühl, durch das Lichtmeer Madrids führte er ſeine Braut, aber bald darauf, ſchon nicht mehr dem gefeierten Helden, ſondern dem Verbannten von Oviedo reichte Maria die Hand am Altar. Noch ein mal ſtieg er, aber die Revolutionstragödie ging ihrem Ende zu. Angeſichts des Todes nahm er Abſchied von Maria, die mit ſeinem Bruder Don Miguel und ihrer Schweſter Iſabella nach England flüchtete. Nicht um ein tollkühnes Wagniß war es ihm zu thun, als er Maria von ſeinem Herzen riß, nein, er wollte den Kampf aufgeben und zuvor nur noch zeigen daß auch der letzte Rettungsanker zertrümmert ſei. Endlich kam es auch ſo weit daß er ſeine letzte kleine Macht auflöſen mußte; allein mit zwei Begleitern durchirrte er die Sierra-Morena. Und da, im größten Unglück, faßte er noch ein mal Hoffnung. „Spanien iſt nicht verloren, ſolange ihm noch Mina und die Guerrillas bleiben." Pedro Amezaga, der hier zu den Dreien ſtieß, beſtärkte wider Willen den Entſchluß, und ſo zogen ſie weiter bis in die Nähe von Arquillos. Hier entdeckt wurden ſie angegriffen und nach verzweifeltem Kampfe gefangen genommen; nur Amezaga entrann und blieb allein auf dem Kampfplatz mit einem Manne, der umſonſt ſich gemüht hatte die Flüchtigen zu warnen, und der im erſten Eifer von einem derſelben niedergeſchoſſen worden war. Der Sterbende beichtete dem Greis: „Schande habe ich über mein eigenes Leben gebracht, Schande über einen ruhmvollen Namen, Schande über eines Vaters greiſes Haupt." Der Unglückliche war der Pater, der Eremit Juanno, der Wohlthäter der Armen, einſt — Juan Amezaga der Verräther! Sein Herz brach in den Armen des laut ſchluchzenden Pedro.

Im Gefolge des Herzogs von Angoulême, der die franzöſiſche Expedition befehligte, befand ſich auch Foretville. Er hatte den blaſſen Riego und die ſchöne Maria nicht vergeſſen und warnte den Erſtern, weil er María liebte. Aber ſein Brief an Riego ward aufgehalten, Angoulême vorgelegt und für den mistrauiſchen Prinzen eine Veranlaſſung, Foretville anzubefehlen daß er die gefangenen drei Spanier ſpaniſchen Gerichten überliefere. Foretville fand Riego und war vernichtet; zu den Füßen des Herzogs flehte er um Gnade für den Freund, den er nicht dem ſichern Tode überliefern wollte; und als ihm Gnade mit kaltem, entehrendem Wort verweigert ward, wies er den Auftrag mit dem Stolze eines edeln, verletzten Menſchen zurück und floh. Riego war dadurch nicht gerettet: wider Geſetz und Recht ward er zum Tode durch den Strang verurtheilt, und ſo ſtarb er am 7. November 1823 im achtunddreißigſten Jahre den Tod der Verbrecher. Aber in der Nacht trug Amezaga den entſeelten Leichnam vom Galgen und begrub ihn gemeinſam mit Foretville: eine andere Leiche ſchaukelte am Schandpfahl. Dann kehrte Amezaga in die Sierra-Morena zurück, wo Juan ſtarb; Foretville aber eilte nach England, wo Maria, zum Tode geängſtet, mit ihren Verwandten weilte. Als die leidende Frau Alles gehört, litt ſie die letzte Luſt und letzte Qual: ſie gebar ein Kind, dem todten Riego eine Schmerzenstochter. Ihren Verwandten ließ ſie ſich verſprechen daß ſie nach Spanien zurückkehren ſollten; nie aber, ſo wollte ſie, ſollte Spanien das Kind Rafael del Riego's ſehen: „Ich lege es an dein Herz, Everard de Foretville, an das Herz deiner Gattin, die edel iſt und großmüthig wie du." So ſtarb Maria Thereſa del Riego zu London, 23 Jahr alt, am 19. Juli 1824.

Foretville's Auftritt mit Angoulême zog ſeine Verbannung aus Frankreich nach ſich. Trotzdem wagte er ſich verkleidet an die Küſte ſeines Vaterlandes, um dort Weib und Kind zu erwarten. Léonie ſtürzte namenloſen Entzückens in ſeine Arme; „Everard!" — „Vater!" jauchzte es ihm entgegen. Aber auch die Spione des Herzogs waren nicht unthätig geweſen. Foretville ward von Frau und Kind geriſſen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und — erſchoſſen. An Léonie's Bruſt ließ er die verlaſſene Waiſe eines „geliebten Freundes" zurück.

Und Sever, Armand, Dolores? erinnert ſich der Leſer? Mit ihnen eilen wir dem Schluß der Erzählung entgegen. In einem Wirthshaus, nahe bei Clármont, erfahren wir aus den Plaudereien der Wirthin mit ei-

ner Fremden daß das Schloß vom Marquis Sever d'Almeria und ſeiner Gemahlin Dolores bewohnt wird. Als Dolores vor ungefähr zwei Jahren von einer ſchweren Krankheit genaß, folgte die Hochzeit. Die Baronin und Armand zogen fort und hinterließen die Villa Clairmont den Glücklichen als Hochzeitsgabe. Den Glücklichen? Ach nein — die Wirthin weiß wie Sever in nächtlicher Stille ein Haus beſucht, in dem geheimnißvoll ſeine Geliebte wohnt, und daheim welken Beide dahin, Dolores und Sever, Beide an ſtillem unausgeſprochenem Kummer. Die Eintönigkeit ihres Lebens unterbricht die Nachricht von dem Tode der Baronin: Dolores weinte Tag und Nacht, ihr bleiches Bild entzückte nicht mehr, es ergriff. Sever trachtete großmüthig und edel, ihren Kummer zu ſänftigen; jetzt hatte er eine Entdeckung für ſie, die Armand betraf: Armand hatte ſeine Rückkehr angezeigt, Armand, ein Anderer als er gegangen; denn eben dieſe Entdeckung hatte der Mutter plötzlichen Tod herbeigeführt. Die Baronin Léonie de Foretville hatte in Frankreich einen vor ſeinem Tode geſchriebenen Brief ihres Gatten aufgefunden, ſie erfuhr wer Dolores' Mutter geweſen, die heilige Maria, die einſt Everard liebte, und ſie zweifelte jetzt nicht länger an einer Untreue, die ihr das Leben koſtete. Armand kehrte zurück zu — ſo mußte er glauben — zu ſeiner Schweſter. Dolores war regungslos: eben hatte Sever ihr das tiefſte Geheimniß ihres Herzens abgerungen, das Geſtändniß daß ſie Armand noch liebe, und jetzt dieſe neue Nachricht, die Sever zu beruhigen ſchien . . . Armand kam, von wilden Leidenſchaften verzehrt; er ſah ſeine leidende Geliebte, nein Schweſter. Nach und nach tauchten die trauten Beziehungen in denen ſie einſt geſtanden wieder auf. Eines Tages waren ſie allein; Sever, der wirklich nächtlich eine Frau, eine arme, kranke, wahnſinnige Frau beſuchte, war plötzlich zu dieſer abberufen worden. Da gab es Zeit, in ſtundenlangen Geſprächen Alles aufzuklären, die Misverſtändniſſe ihrer Herzen von ehedem und die neuen Entdeckungen. Dolores ſchien verſöhnt, mit dem Schmerzenszug der Entſagung im Geſicht, aber in Armand tobte noch die ganze Fülle heißer, ruheloſer Leidenſchaft. Dolores mußte ſich Armand entziehen: „Du vergiſſeſt daß meine Ruhe zu wahren das erſte Streben echter Liebe ſein ſollte." Bald darauf ſaßen die Geſchwiſter und Sever am Abend im Gartenſaal, als plötzlich eine weibliche Geſtalt mit dem Rufe: „Hinweg, Dolores! Sie kommt, rette dich!" hereinſtürzte. Die Männer maß ſie mit ſtolzem Blick, und als Sever Dolores ſeine Gattin, Armand dieſelbe ſeine Schweſter nannte, erwiderte die Fremde flammenden Auges: „Deine Gattin, Marquis, leider! Doch deine Schweſter, Vicomte, nimmermehr!" ... „Armand de Foretville, Don Rafael de Riego hatte nur ein Kind, eine Tochter, Rafaele Maria Dolores." Und dies ſagte Iſabella del Riego, die Nichte Rafael's, die Schweſter Maria's. Aus der Ferne hatte ſie, nachdem ſie endlich durch einen Zufall den Aufenthalt ihrer Dolores erfahren hatte, das Leben in Clairmont beobachtet, ſie hatte geſehen, wie Sever nächtlich zu einer Frau ſchlich, und jetzt mahnte ſie zu fliehen. „Vor wem?" fragte Sever. „Vor deiner Geliebten, Mann, der du dein Weib geopfert." Und durch die offene Thür kam eine wahnſinnige Frau daher mit bleichem, entſtelltem Antlitz: ſie wollte die „blaſſe, ſtille, fromme Dolores" ſehen, ſie wollte Abſchied nehmen von Sever und raſte fort, bis ſie ohnmächtig niederſank. Konnte das eine Geliebte ſein? Als die Kranke erwachte und Sever allein zu ſprechen verlangte, entfernten ſich Alle, tief erſchüttert von Dem was ſie geſehen. Und als Sever die Seinen am nächſten Morgen wiederſah, meldete er der Unglücklichen Tod. Er war Dolores eine Rechenſchaft ſchuldig und gab ſie — an dem Todtenbett ſeiner Mutter! Die wahnſinnige Frau war ſeine Mutter, es war Donna Iſora Amezaga, und Herr von Breteuil — war nicht der Vater Sever's. Er war nur ein Freund Antonio Lamerdo's, der die unglückliche Iſora beſchützte und ihren Sohn erzog, mit Wohlthaten überhäufte. Sever's Vater aber hieß Don Emanuel Godoy, Herzog von Alcudia, Principe de la paz.

Die Gewißheit daß Dolores und Armand nicht Geſchwiſter ſeien, ſcheuchte einen trügeriſchen Frieden zum letzten male von den unglücklichen Kindern Riego's, Foretville's und der Tochter Amezaga's. Anfangs hoffte Sever, Armand werde Clairmont verlaſſen, aber bald ſah er davon, wie auch Armand, die Unmöglichkeit; Armand's Scheiden wäre für Dolores der Todesſtoß geweſen. So ſchwanden Jahr und Tag!

Eines Nachts überraſchte Armand Dolores in ihrem Zimmer. Seiner wilden Leidenſchaft gab er herbe Worte, er kam — Abſchied nehmen. „Noch ein mal wollte ich ruhen an deinem Herzen, ich wollte noch ein mal leben, um ſterben zu können. . . . Ich trage nicht länger den Gedanken daß Sever mein Eigenthum mir geſtohlen, daß er ſchwelgte wo ich darbe." „Lebe wohl!" ſagte Dolores, aber plötzlich aufflammend hielt ſie ihn zurück: „Habe ich einſt dich verſtoßen, ſo will ich heute dich erheben; mußteſt du einſt weichen, iſt heute der Sieg dein." Im Selbſtvergeſſen hingen Beide aneinander, bis Dolores zum Abſchied drängte: „Geh' auf Nimmerwiederſehen in dieſer Weiſe." Und doch widerrief ſie: noch drei Tage ſollte er bleiben. „Willſt du mir nicht Zeit laſſen, meine Kräfte zu ſammeln zum letzten Blick, zum letzten Gruß nach dieſer Stunde, nach dieſem Kuß, nach dieſer Seligkeit?" Und ſie widerrief noch weiter: „Nimmer ſoll Armand Clairmont verlaſſen, die Sünderin ſoll nicht den Schuldloſen vertreiben aus ſeinem Eden in eine Wildniß."

Abends waren die Bewohner im Gartenſaal verſammelt in gedrückter Stimmung. Dolores, erregt, ſank zu Sever's Füßen und drang in ihn, ob er einſt dann dem armen Herzen, das ihm bitteres Unrecht gethan habe, werde verzeihen können, wenn dies Herz gebrochen ſein werde. Und als Sever nicht mit Beſtimmtheit antwortete, fragte ſie weiter: „Wenn denn nie mehr dies Herz einen ſtrafbaren Schlag fühlte, wenn mein Auge keinen liebevollen Blick mehr hätte, der dich nicht träfe —

Sever, könnteſt du dann noch nicht verzeihen?" „Was du mir gethan, Dolores, was nicht — ich kann Alles, Alles verzeihen für einen einzigen Augenblick wie dieſer." Dolores ging zur Ruhe, nachdem ſie das Auge ihres Gatten mit glühenden Küſſen bedeckt, Iſabella ſchloß ſie an ihre Bruſt, Armand reichte ſie die Hand. Am andern Morgen ward ſie vergeblich erwartet: Sever betrat ihr Gemach; irdiſcher Qual entrückt ſchlief hier auf ihrem Lager die Marquiſe d'Almeria den ewigen Schlaf. „Langſam, aber ſicher hatte endloſer Leidenſchaften Glut die letzte Blüte am Stamm der Riego verwelkt."

Die vorſtehende Skizze wird die Vorzüge und Mängel des Romans ziemlich treu zutagetreten laſſen; ſelbſt bezüglich der Motivirungen, die im Auszug wiederzugeben ſo ſchwierig iſt, hat ſie überall möglichſt ſcharf angedeutet. Nur auf Eins mußte ſie ſelbſtverſtändlich verzichten, auf eine Abbildung der Darſtellungsform im engſten Sinne des Worts. Dieſe gereicht dem Buche zu einem erfreulichen Vorzug; immer ſchmiegt ſich der Ausdruck an die Stimmung der Situation, immer bleibt er voll Schwung und erreicht oftmals die ſchönſte poetiſche Form. Es würden ſich manche Beiſpiele hierfür aus dem Buche herausheben laſſen; nur eines ſei hier gedacht, der erſten Unterredung Foretville's mit Dolores nach ihrem Wiederfinden in der Nähe von Paris, der ſinnigen Beſchreibung von Monrepos, von den nöthig gewordenen Aenderungen, welche Erinnerung, Reue, Treue und Hoffnung verkünden. Mit vielem Glück wird auch zu Anfang des fünften Abſchnitts die emphatiſche Anrufung („Ihr Völker, die ihr ringt um Freiheit und Unabhängigkeit") angewandt, dagegen hat die kindliche Naivetät in dem Vorſpiel zum erſten Abſchnitt einen weniger glücklichen Ausdruck gefunden. Kann ein Knabe, der ſich mit Schreibeübungen beſchäftigt, in ſo pathetiſchen, weit ausgeſponnenen Perioden ſprechen, wie in dem Bekenntniß: „Wenn es ſo ſchrecklich zuckt in deinem Geſichte, wenn das Auge ſo ſtarr mich anblickt" u. ſ. w. Schon dieſer Anfang entſpricht der Kinderanſchauung nicht.

Den Stoff anlangend iſt leicht erkennbar daß „Die letzten Blüten" dem Erzählungsgenre das man gewöhnlich als hiſtoriſchen Roman bezeichnet nicht angehören, ſondern ihm höchſtens verwandt ſind. Es kommt bei dem Kategoriſiren nicht viel heraus, deshalb halte ich es für ein nutzloſes Bemühen, für unſern Roman eine Rubrik, für ſeine Art eine techniſche Bezeichnung zu ſuchen. Genug daß er ein Stück Weltgeſchichte zum Vorwurf nahm und von dem Grabe ſeines Helden die Fäden der Phantaſie ins Märchenhafte weiter fortſpinnt, Wahrheit und Dichtung, Erlebniß und Traum — warum nicht ſeine eigene Gattung? In dieſer Gattung liegt unverkennbar Gefahr, mehr noch Gefahr als im hiſtoriſchen Roman reinen Stils. Der Dichter des letztern, wenn er anders ſeine Aufgabe erfüllt, ergänzt den Chroniſten, er anerkennt als Schranke die äußere geſchichtliche Wahrheit und ſeine Erfindung muß ſich dem Inhalte, der innerlichen Begründung dieſer Wahrheit beugen. So erklärt der Dichter im Spiel ſeiner Phantaſie, was der Hiſtoriker nur berichtete, eine Aufgabe von ſo ſchöner und großer Bedeutung daß ſchon um dieſes Problems willen der Gattung des hiſtoriſchen Romans eine Berechtigung zugeſtanden werden muß. „Die letzten Blüten", ſollten ſie dieſe Aufgabe (woran ich zweifle) überhaupt verfolgen, halten dieſelbe im weitern Verlauf doch nicht feſt. Obwol von einem geſchichtlichen Vorwurf ausgehend ſetzen ſie doch das pſychologiſche Experiment und die freie Phantaſieſchöpfung mit Entſchiedenheit in den Vordergrund, und ſelbſt an der äußern Anordnung des Stoffs, nach welcher die Phantaſie Anfang und Ende beherrſcht, während der geſchichtliche Kern in der Mitte liegt, tritt dies zutage. Streng genommen zerfällt der Inhalt des Romans in zwei große Hauptabtheilungen, denen man ein Vorſpiel voranſchicken möchte. Das letztere füllen Godoy, Iſora und Amezaga; hart erfunden und mit Härte durchgeführt verräth ſein Stoff, was auch der weitere Inhalt des Romans beſtätigt, daß Arthalis Das was man die Nachtſeite des Lebens zu nennen pflegt, wenn auch nicht ohne Verſöhnung, doch ohne Sentimentalität betrachtet, daß Arthalis nicht blos das Unglück, ſondern auch den Zweifel kennt. Ja ich möchte gerade die Erfindung dieſer finſtern Vorſpielsſcenen einer Lebensanſchauung zuſchreiben, die recht lebhafte ſkeptiſche Anwandelungen hat. Jedenfalls war es eine muthige Hand, die der Sünde und ihrem nächſtgeborenen Kind, dem Unglück, ſo nahe ins Geſicht leuchtete, ohne zu ſchwanken. Wenn auch nur epiſodiſch in ihrem Beginn, zeigt die Handlung des Vorſpiels überall eine beſonnene, ruhige Conſequenz. Der eigentliche Mittelpunkt der geſchichtlichen Haupthandlung iſt Held Riego; die Schwäche dieſer Abtheilung liegt in der Charakterſchilderung Riego's ſelbſt, allein dieſer Mangel tritt hinter einem Vorzuge zurück, dem die lauteſte, ungetheilteſte Anerkennung zu zollen iſt. In dieſer Abtheilung weben Wirklichkeit und Phantaſie ein ſo einheitliches Bild daß überall ſich die Geſchichte im Gewande der Poeſie und die Dichtung mit dem Antlitz der Geſchichte begegnen. Dieſe organiſche Einheit überträgt auch in die Form ſichtlich die Zeichen einer erhöhten Stimmung; es klingt oft aus dem Buche als habe der Autor ſich an ſeinem eigenen Gedanken berauſcht. Für Riego's Bild iſt zu viel elegiſches Inſichſelbſtverſinken, zu viel vom Schmerzenszug der Melancholie verwandt worden: ich glaube nicht daß dieſe Auffaſſung der Geſchichte entſpricht; auch dem Roman bringt ſie nicht Nutzen. Dem Patrioten ſteht der Schmerz ſchön, aber dem liebenden Mann nicht die Verſtimmung. Man würde begreifen, wenn das Kind Maria Foretville, der ſich ihr edel gezeigt, liebte, warum aber Riego, das deuten kaum einige Zeilen des Romans, die auf Vergangenes zurückzeigen, dürftig an. Riego und Maria weiſen am meiſten auf die zweite Haupthandlung, auf die Gruppe Dolores, Armand, Sever hin, allein in Darſtellung der innern Beziehungen zwiſchen beiden finden ſich Lücken, während auch in pſychologiſcher Beziehung zwiſchen Maria und Foretville Alles klar und ohne Dun-

kel iſt. Dagegen ſind die franzöſiſchen Soldaten, den Herzog von Angoulême mit inbegriffen, durchweg wahr und lebensvoll gezeichnet. Das Portrait des Herzogs, das für den Romantiker leicht ein Vorwurf für eine Caricatur des Royalismus werden konnte, iſt ſehr discret in kleinem Rahmen gehalten, und gewinnt dadurch ganz weſentlich daß in ihm das Angedeutete, Skizzenhafte nicht durch unmotivirte Schroffheiten überdeckt worden iſt. Nicht unerwähnt darf auch Dom Miguel bleiben. Seiner ganzen Anlage nach tritt er zwar als paſſiver Charakter nicht recht in den Vordergrund der Handlung, allein immer, wenn er auftritt, iſt er eine ſo tröſtliche Erſcheinung daß ſich der Leſer um ſeiner ſelbſt willen, nicht weil er Riego heißt, für ihn intereſſirt. Um den Charakter Foretville's zu verſtehen, darf man die Nationalität dieſes Mannes nicht vergeſſen; in Erfindung und Ausführung ſtelle ich ihn weit über Riego. Foretville hat auch Veranlaſſung zu einer ſcherzhaften Scene gegeben, die mit vieler Feinheit geſchrieben iſt, ich meine die Scene der Hausſuchung im Schloß Monrepos. Der einheitlichſte, beſtimmteſte Charakter aber iſt Pedro Amezaga, bezüglich deſſen nur zu bedauern iſt daß er während der Siegeslaufbahn Riego's ſo ganz in den Hintergrund tritt. Vielleicht dachte der Autor daß Charaktere wie der dieſes hiſpaniſchen Römers nur groß und bemerkenswerth im Unglück ſeien, daß ſie nur Helden werden, wenn Alles verloren ſcheint und die Gewinnung ihres Lebensziels Entbehrung und Aufopferung fodert.

Mit dem Tod Riego's und Maria's ſchließt die erſte Hauptabtheilung, es könnte mit ihr auch füglich ein Roman ſchließen, der einen andern Titel als „Die letzten Blüten" trüge. Der zweite Haupttheil tritt von dem Schauplatz der Weltgeſchichte zurück und experimentirt an drei Perſonen in allen Gefühlsſtimmungen. In dieſer Partie läßt der Autor ſeiner Phantaſie freien Lauf und geht mit unbeirrtem Schritt die ganze Scala der Leidenſchaft, vom erſten Liebesbeben bis zur martervollſten Situation ſittlicher Schwäche, durch. Als Charakterſtudie hat dieſe Partie des Buchs für Beurtheilung des Autors großen Werth. Gerade in Darſtellung der Leidenſchaft kann ſich eine oberflächliche Erfindung, ein gedankenloſes Phantaſieſpiel am leichteſten und bequemſten verſtecken; unſer Autor aber hat umgekehrt in dieſem Schlußtheil ſeines Romans ſeine ganze Kraft auf Darſtellung, auf Ergründung, auf Bloßlegung von Empfindungen und Gefühlsirrungen gelegt, die ſich in den tiefſten, geheimſten Falten des Herzens zu verſtecken pflegen. Hier alſo wird das Intereſſe ausſchließlich ein pſychologiſches. Verdient ſchon dieſes ernſte, auf die innere Seite des Lebens gerichtete Streben unumwundene Anerkennung, ſo muß auch weiter zugeſtanden werden daß in der Ausführung ſich eine Reihe von Zügen voll großer Wahrheit vorfindet. Sollen Beiſpiele angeführt ſein, ſo rechne ich hierher den Eindruck den Dolores von der erſten Begegnung mit Sever zurückbringt. Nicht die Perſönlichkeit des fremden Mannes als ſolche iſt es die dieſen Eindruck erregt hat (ach dieſe myſtiſchen, magnetiſchen Romanhelden, die mit einem glutvollen Blicke ein Frauenherz gewinnen, wollen wir um Himmelswillen nicht in unſern neuaufblühenden Roman aufnehmen), nein, er erklärt ſich aus Dolores ſelbſt, die ſich an einer Hoffnung erregt und dieſe Hoffnung getäuſcht geſehen hatte, er erklärt ſich aus der ganzen Situation, der Stimmung von Dolores, und erſt mit alle Dem zuſammen kommt die Perſönlichkeit Sever's in Betracht, wie ein Faden in dem ganzen Gewebe. So iſt der Eindruck den Sever von Anfang an macht durch jenes erſte Begegnen nur veranlaßt, nicht verurſacht worden. Ganz beſonders tief aber iſt auf dem Höhepunkt der Handlung in dieſer Abtheilung eine Motivirung gelungen, die auf den erſten Anſchein ein unzurechtfertigendes Wagniß ſcheint. Ich meine Dolores' Verhalten von dem Augenblick an, wo ſie ſich bewußt iſt daß ſie nur Armand liebe und Sever verletzt habe. Das Bewußtſein ihrer Schuld Sever gegenüber mußte ſie ſchwer bedrücken, ein Bewußtſein das ſich in der Frage ausſpricht: durfte ſie ſpielen mit Empfindungen, deren ganze Schwere ſie an ſich ſelbſt erprobt, und wenn es geſchehen ihr unbewußt, wie ſollte ſie ſo harten Vorwurf von ihrer Bruſt nehmen? Wie ſollte ſie Sever entſchädigen? Ein Gedanke, ihrer werth, war der Vorſatz eines offenen Bekenntniſſes, aber konnte ſie es ſein, die Sever, der ſich geliebt glaubte, mitten im Freudenrauſch von ihrer Liebe zu Armand unterrichtete? Sie zögerte — Edelſinn und Zartgefühl hielten ſie zurück, bis die Glut Sever's ſo hell auffachte daß ſie nicht mehr zu bändigen war. Da kam das Verhängniß, Armand's Dazwiſchenkunft, Dolores' Verſtoßung, endlich — ihr Opfer. Verſchmäht von dem geliebten Manne, wollte ſie Den beglücken von dem ſie ſich wahrhaft geliebt wußte. Sie irrte darin, ſie beging eine Sünde; aber wir begreifen wie ſie irrend freveln konnte, wie die halb bewußtloſe That aus ihrem Innern herauswuchs.

Neben dieſer ungetheilten Anerkennung ſind zwei Bedenken nicht zu verhehlen, die den Beziehungen Armand's, Sever's und Dolores' zueinander entgegenſtehen. Dieſe Bedenken betreffen gerade Anfang und Ende des wechſelſeitigen Verhältniſſes. Der Boden auf dem Sever in die Handlung eintritt iſt ganz eigentlich die — Mißſtimmung, die zwiſchen Dolores und Armand Platz gegriffen hat. Vielleicht trifft die Bezeichnung Mißſtimmung, Verſtimmung nicht ganz zu, aber ich finde kein beſſeres Wort. Mag man die Prüfungsſchule der welterfahrenen Baronin als berechtigt gelten laſſen, warum ſteht Armand der Geprüften nicht beſſer zur Seite? Wenn er der zärtliche Freund, der aufmerkſame Geliebte blieb, war dies dem Plan ſeiner Mutter entgegen? Den Percival-Hochmuth kennt er nicht, im Gegentheil iſt er beſorgt um den Ausgang. Woher alſo ſein unentſchloſſenes, Dolores gegenüber ungeſchicktes Benehmen, das die Verſtimmung erſt im Keim erzeugt, dann wachſen läßt, ſo lange, bis ſie zum leidenſchaftlichen Irrthum, zum quälenden Zweifel geworden iſt? Ein ſo wuchtiger Bau wie der der Schlußabtheilung in unſerm Roman

hätte eine feſtere Unterlage verlangt. Und auch eine feſtere Spitze, muß ich bekennen; das iſt das zweite Bedenken. Wie Sever, Armand und Dolores von dem Augenblick an, wo ſie wiſſen daß Armand in Dolores nicht mehr ſeine Schweſter, ſondern nur die Geliebte ſieht, zuſammen leben, mögen in der Wirklichkeit wol drei excentriſche, blaſirte Menſchen leben können, aber der Dichtung genügt dieſe Möglichkeit nicht. Mich dünkt, es verſtößt wider die poetiſche Grundfärbung unſers Romans daß die ſittliche Machtloſigkeit der Charaktere, die principielle Unenergie ſich die einzelnen Perſönlichkeiten an ſich zerreiben läßt. Wie ſchön die Glut der Leidenſchaft gemalt ſein mag, man darf ſich darüber nicht täuſchen daß, bei Armand zumeiſt, die moraliſche Schwäche ſich hinter ihr verſteckt. Mit wenig Strichen wäre hier eine Aenderung möglich geweſen, denn den Untergang von Dolores konnte die poetiſche Gerechtigkeit nicht umgehen.

Es bleibt zum Schluß noch ein Facit zu ziehen und dieſes Facit iſt ſchon in den erſten Zeilen dieſer Beſprechung angedeutet. „Die letzten Blüten“ ſind ein Buch welches ſo viele Vorzüge zieren daß wenn auch nicht der Kritiker, doch der Leſer ſeine Mängel darüber vergeſſen kann. Und wo der Kritiker Ausſtellungen macht, hält er doch immer das Anerkenntniß bereit daß jedes Blatt des Romans ein ernſtes Streben nach freier ſelbſtändiger Geſtaltung bezeugt, welches, indem es des Dichters Beruf heilig achtet, ſich ſelbſt ehrt. Ein ſolches Streben aber erfreut doppelt, durch Das was es ſchuf und durch Das was es hoffen läßt. 2.

Das Buch der Verbrechen. Das Intereſſanteſte aus den 90 Heften meiner Annalen zur deutſchen und ausländiſchen Criminalrechtspflege. Ein Volksbuch von Wilhelm Ludwig Demme. Vier Bände. Leipzig, Arnold. 1851. 8. 8 Thlr.

Dies Buch iſt dem Manne gewidmet der als Erbe zweier Throne auf dem Gebiete der Strafrechtskunde für die heiligſten Intereſſen der Menſchheit als claſſiſcher Schriftſteller auftrat und ebenbürtig mit den edelſten Geiſtern aller Zeiten die lichtvollen Abſchlüſſe ſeiner Forſchungen in dem Buche „Ueber Strafe und Strafanſtalten“ auf dem Altar der Wiſſenſchaft niederlegte, dem Könige von Schweden und Norwegen Franz Joſeph Oskar, dem König der Ideen für Völkerheil! So ſagt der Verfaſſer und wir ſtimmen ihm in der gerechten Anerkennung der Verdienſte des königlichen Forſchers von Herzen bei. Was wir dabei wünſchten, wäre nur daß das ihm gewidmete Buch entweder in wiſſenſchaftlicher oder in äſthetiſcher Beziehung ein anderes geweſen wäre, daß es entweder im Syſtem für die Bildung des Leſers oder in der Geſtaltung für ſeine künſtleriſche Befriedigung beſſer als geſchehen geſorgt hätte. Wir haben nämlich in der Sammlung des „Neuen Pitaval“ eine Galerie von Criminalrechtsfällen vor uns, die in den beiden hier geltenden Richtungen, wiſſenſchaftliche Propädeutik und geiſtvolle Unterhaltung, ſo Vorzügliches leiſtet daß ein Schriftſteller der daſſelbe Gebiet zu betreten unternimmt ſich billig fragen ſollte, ob er das Vermögen in ſich fühle mit gleichem Wiſſen und gleichem Geſchick, wie ſie dort bewährt wurden, in den Wettſtreit einzutreten. Dieſe Frage aber mußte der Verfaſſer, ſofern er nur einiger unbefangenen Prüfung fähig war, ſich mit einem lauten Nein beantworten. Es fehlt ihm der ordnende Geiſt, es fehlt ihm die Unbefangenheit des Forſchers, es fehlt ihm die Kunſt des Darſtellers, Syſtem, Ruhe, Stil, die Ueberſicht über die Theile ſeiner Darſtellungen, ihre Anordnung, ihre Zuſammenfügung und Abrundung zu einem Ganzen. Den Verfaſſern des „Neuen Pitaval“ gegenüber verfährt er nicht blos planlos und durchaus unkünſtleriſch, ſondern er gibt auch die größten wiſſenſchaftlichen Blößen, zeigt ſich im höchſten Grade befangen, wo es gilt über den Werth der beiden gegenüberſtehenden Proceßformen zu entſcheiden, verwirrt das Material ſeiner Berichte und gelangt faſt nie zu einer reinen Darſtellung der Thatſachen. Im Gegenſatz zu den Verfaſſern des „Neuen Pitaval“, welche mit weiſer Zögerung die Frage nach der beſten Form des Criminalproceſſes zur Zeit noch für eine offene erklären, und deren Bemühen darauf gerichtet iſt Material zur Beantwortung dieſer großen Frage herbeizuſchaffen, hat er bereits entſchieden, und zwar wie es ſcheint aus ſehr unvollkommener Kenntniß des Anklageproceſſes, gewiß aber ohne eine genügende, auf ausreichende Erfahrung gegründete Beobachtung.

Nach dieſem Allen fragen wir: was konnte der Verfaſſer mit einem Buche wie das vorliegende iſt erſtreben, angeſichts jenes von uns erwähnten und in jeder Richtung ungleich vollſtändigern Sammelwerks? Er gibt uns darauf ſelbſt die Antwort; es iſt billig daß wir ihn hören. Er will nicht blos die Frevel darſtellen, welche von den Staatsgenoſſen an dem Rechtsfrieden der Geſellſchaft durch Uebertretung geſchriebener Verbote begangen werden, ſondern auch die Frevel die der Staat durch Nichterfüllung der Gebote des ungeſchriebenen Natur- und Vernunftrechts ſeinerſeits an dem Rechtsfrieden der Geſellſchaft begeht, indem er die Quellen des Verbrechens mehrt und ſtärkt durch Unterlaſſungen, als da ſind: Nichtbildung, Verbildung, Privilegien, Ständevorzüge, widerſinnige Criminaljuſtiz und — Nichtorganiſation der Arbeit! Hier kommt der Schalk zum Vorſchein! Zuvörderſt: ſah denn der Verfaſſer nicht daß er mit einem ſolchen Unternehmen, falls es ihm damit Ernſt war, ſofort den Boden verließ, aus dem ein Buch wie das ſeinige mit gutem Erfolg emporwachſen konnte? Oder war es wirklich ſeine Abſicht in demokratiſcher Phraſeologie „de legibus ferendis“ zu ſprechen und die Thatſachen zu Zwecken, gleichviel welchen, zu verbrauchen? Er möge es uns offen ſagen, wir wiſſen dann in welche Claſſe von Schriften wir ſein Buch zu verweiſen haben. Doch nein; dies iſt ſeine Abſicht nicht,

wenigſtens finden wir nirgend, einige gehäſſige Seitenbemerkungen abgerechnet, einen ernſten Verſuch gemacht das Syſtem der alten Criminalgeſetzgebung zu beſeitigen oder zu ſtürzen. Es iſt mit dieſem Proclama an der Spitze ſeines Buchs eben nichts Ernſtliches gemeint: es iſt eben nur eine hohle Phraſe, beſtimmt die gute Meinung der Demokratie zu captiren! Wird uns der Verfaſſer nun ſchon hiermit als „Kenner der Wiſſenſchaft" bedenklich, ſo wiſſen wir vollends nicht was wir von einem Volksbuch halten ſollen, in dem das Volk nach der Abſicht des Verfaſſers ſyſtematiſch belehrt werden ſoll: welche Widerſprüche zwiſchen ſeinen geiſtigen und leiblichen Bedürfniſſen und den Formen des Lebens vorhanden ſind, ingleichen welche Rechtsmorde in der Handhabung des Strafrechts beſtändig begangen werden! Wir müſſen nun geſtehen daß wir unſererſeits ein ſolches Volksbuch lieber nicht oder wenigſtens in ganz anderer Art und Weiſe geſchrieben ſähen als hier geſchehen iſt; denn bei aller Achtung vor dem Volk glauben wir doch daß eine ſolche Darſtellung nicht zur Aufhellung, vielmehr nur zur Verwirrung ſeiner Rechts- und Pflichtbegriffe gereichen kann. Dem halbwegs richtig Denkenden muß es unſers Erachtens einleuchten daß eine Materie die für jetzt noch in das Gebiet wiſſenſchaftlicher Beſprechung gehört, bevor ſie dort ihren Abſchluß erfahren hat, nicht vor das Tribunal der Volksmeinung zu bringen iſt, daß aber vollends die Darlegung der angeblichen Widerſprüche zwiſchen den „leiblichen und geiſtigen Bedürfniſſen des Volks und den Formen des Staats oder des Lebens", wie der Verfaſſer ſagt, dem Volke keinen Segen bringen kann. Doch beruhigen wir uns; auch dieſe Offenbarung iſt bei dem Verfaſſer Nichts als eine Phraſe, denn zu ihrer Verwirklichung geſchieht ſeinerſeits eben Nichts. Endlich ſoll denn auch noch die pſychologiſche, proceſſualiſche und rechtswiſſenſchaftliche Anſchauung des Strafverfahrens durch dies Buch vermittelt werden. Hier treten wir auf das Gebiet der Kunſt, der Darſtellung, des geordneten Vortrags über, und wir haben ſchon angedeutet, daß in dieſer Beziehung ſelbſt der bloße Vergleich dieſes Buchs mit dem „Neuen Pitaval" unzuläſſig erſcheint. Zwiſchen beiden waltet etwa der Unterſchied wie zwiſchen dem Chroniſten und dem Geſchichtſchreiber: der Eine bringt das rohe Material ungeordnet, ungeſichtet; der Andere ſtellt es zu einem Gemälde zuſammen, überſichtlich, Maß und Form in der Geſtaltung, lehrreich, wirkungsvoll. Zwar behauptet auch dies Buch durch Belebung des Rechtsgefühls zur „Erſchließung ſittlicher Lebensanſchauungen" mitzuwirken; allein indem es ſelbſt hinzufügt: daß dies vom *freireligiöſen* Standpunkte aus geſchehen ſolle, und indem hierbei ſofort auf die „ewig unveräußerlichen Menſchenrechte" hingewieſen wird, werden wir auch an dieſer Abſicht des Buchs wiederum irre; denn der religiöſe Standpunkt iſt eben der des kategoriſchen Gebundenſeins und ein „freireligiöſer" Standpunkt ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Dem gegenüber fußt nun der „Neue Pitaval" ganz auf dem poſitiven Grund und Boden der Geſetze und ihrer inwohnenden Autorität; wir wiſſen klar was der Autor will, ſein Ziel liegt ſonnenhell, nicht wie hier im Nebel vor uns. Hierzu kommt die Form, die Kunſt der Darſtellung, der Herrſchaft über das Material, Dinge, in denen der Verfaſſer dieſes Buchs ſich völlig unbewandert zeigt, während die Pitaval-Sammlung darin Muſter iſt. Im „Neuen Pitaval" unterſcheiden wir zwei Formen der Darſtellung: die chronologiſche oder hiſtoriſche in den Fällen des öffentlichen und Anklageproceſſes und die ſyſtematiſche, rechtswiſſenſchaftliche in den Fällen des ältern Proceßverfahrens, beide aus Gründen innerer Nöthigung und Zweckmäßigkeit, nicht willkürlich zur Anwendung gebracht. Hier aber treffen wir auf Nichts als auf ein mehr oder minder unvollſtändiges „Actenreferat" ohne den Verſuch künſtleriſcher Anordnung und willkürlich ausgedehnt oder lückenhaft, je nach dem Gefallen das der Verfaſſer gerade an ſeinem Stoffe fand. An eine geſchmackvolle Darſtellung aber iſt nirgend zu denken, dagegen gelangen überall die uns nun — Gott ſei Dank — ſo wohlbekannten „volksbeglückenden" Phraſen der Neuzeit an unſer Ohr; Phraſen, bei welchen man ſich Nichts denkt und die doch, wenn ſie nicht eben Phraſen blieben, die Welt aus den Angeln heben könnten! Dem Poeten nun möchte dergleichen hingehen, von einem Rechtslehrer für das Volk aber verlangen wir Anderes und wol mit allem Recht. Ihm ſei der Boden des Geſetzes ein Heiligthum, das Recht ein Prieſterthum, das kategoriſche Gottesgebot, das „Du ſollſt" der Religion ein ewiges Orakel, oder er iſt nicht werth ein Prieſter der Themis zu ſein. Ein Rechtslehrer der an dem „Du ſollſt" der Vernunft und der Religion zu rütteln, zu deuteln, zu excipiren unternimmt um des Beifalls einer Zeitrichtung willen, iſt ein ungetreuer Knecht und verdient daß wir uns ſcheu von ihm zurückziehen. Dieſer offen bekannte Parteiſtandpunkt aber färbt mehr oder minder den ganzen Inhalt des „Buchs der Verbrechen" und beſchädigt ſeine Wahrhaftigkeit; wir ſagen dies ebenſo offen wie der Verfaſſer ſeine volksbeglückenden Theorien offen bekennt. Der Leſer mag nun wählen und richten.

Ein großer Theil der Fehler dieſes Buchs läßt ſich endlich aus der Art ſeiner Entſtehung erklären. Der Verfaſſer hatte 90 Hefte ſeiner „Annalen der Criminalrechtspflege" geſchrieben, als ihm der Gedanke kam das mühſam geſammelte Material noch in anderer Weiſe zu verwerthen. So entſtand nach gebührender Einwebung von Betrachtungen, Erläuterungen und Anregungen das angebliche Volksbuch der Verbrechen. Das Volk aber hätte ein anderes Buch beſſer gebraucht, und für den Leſer der nicht zum Volke gehört wird die Wahl zwiſchen ihm und dem „Neuen Pitaval" wol nicht zweifelhaft ſein können.

Nach dieſen einleitenden Bemerkungen kommen wir zur nähern Anſicht des Inhalts dieſer Arbeit. Im Allgemeinen haben wir gegen die Wahl der Stoffe wenig zu erinnern; ſie ſind in der Mehrzahl gut gewählt, inhaltsreich und von Intereſſe, ſelbſt unter dem Geſichts-

punkt der Unterhaltung. Eine gewiſſe Vorliebe für „ſchlüpfrige" Geſchichten, wie dies auch ſchon in den alten „Klein'ſchen Annalen" zu bemerken war, müſſen wir jedoch tadeln; faſt die Hälfte aller Fälle hat dieſen Charakter. Dem gegenüber finden wir keinen einzigen größern „politiſchen" Proceß dargeſtellt. Ebenſo fehlen die lehrreichen engliſchen und amerikaniſchen Proceduren ganz, wie denn auch die merkwürdigen Proceſſe des altfranzöſiſchen Verfahrens, die der Pitaval-Sammlung einen ſo eigenthümlichen Werth verleihen, nicht repräſentirt ſind. So iſt denn auch nicht blos der Geſichtskreis, ſondern auch das materielle Gebiet des Verfaſſers viel beſchränkter als das des „Neuen Pitaval", von deſſen allgemein hiſtoriſchem Ueberblick ſich hier keine Spur vorfindet. Für dieſen Mangel können die beigebrachten Proben ruſſiſcher und geiſtlicher Strafjuſtiz dem gebildeten Leſer natürlich keinen genügenden Erſatz leiſten. In einigen Fällen werden uns Fehlurtheile der erſten Inſtanzen des alten Proceßverfahrens mit großem Gewicht und vielem Nachdruck vorgetragen; ſie beweiſen aber gerade das Gegentheil von Dem was der Verfaſſer bewieſen zu haben glaubt, indem ſie ſchlagend darthun daß das alte Verfahren Mittel *in ſich ſelbſt* beſaß einem etwaigen Fehlgriff des erſten Richters in den weitern Inſtanzen berichtigend abzuhelfen. Aus Irrthümern des erſten Richters Anklagen gegen den ältern Proceß erheben wollen iſt nicht mehr und nicht minder als eine Selbſttäuſchung; es ſteht dem Irrthum gleich, den man beginge wenn man aus dem Plaidoyer des Vertheidigers oder des Staatsanwalts Anklagen gegen die neue Proceßform herleiten wollte. Dagegen müſſen wir dem Verfaſſer in Betreff der Fälle Recht geben, wo er vorträgt, wie offenbare Verbrechen mittels eines conſequenten und glücklichen Lügenſyſtems der ſtrafenden Hand der Gerechtigkeit entgingen. Wir fragen ihn in Abſicht dieſer Fälle blos, ob er wirklich glaubt daß dergleichen nach der neuen Proceßführung nicht mehr vorkommt?

Gleich in dem erſten Fall des erſten Bandes geht der Verfaſſer darauf aus das „geheime Inquiſitionsverfahren in ſeiner durch und durch gehenden Grundaus-Verdorbenheit (!) und Verderblichkeit aus ſich ſelbſt hervortreten zu laſſen" und zu zeigen, welche Bewandtniß es mit dem Verhältniß zwiſchen Inquirenten und Inquiſiten hat. Hierzu wird eine enorme Maſſe juridiſchen Scharfſinns verbraucht. Für uns hat der Verfaſſer nur bekundet welchen unverantwortlichen Standpunkt derſelbe als Rechtslehrer einnimmt, indem er ſich ganz als Vertheidiger des Verbrechers gerirt. Und ſchließlich, was hat er nun mit allem Aufwand ſeiner Mittel erwieſen? Daß es befangene Unterſuchungsrichter gibt, daß der endliche Erfolg aber das voraufgehende Uebel vernichtet; denn iſt die am Schluß verhängte Strafe gegen ſeinen Clienten etwa nicht die richtige und dem Verbrechen entſprechende? Und wenn dies zugegeben werden muß, was bleibt nun von ſeinen unerwogenen Anklagen gegen den Actenproceß im Gegenſatz zu dem Anklageproceß beſtehen? Wir meinen eben Nichts! Und hiermit ſei dies Thema dem Verfaſſer gegenüber ein mal für alle mal beſeitigt. Er iſt eben von vornherein viel zu befangen, Uebertreibungen viel zu ſehr unterworfen als daß wir mit ihm über Vorzüge und Mängel der gegenüberſtehenden Proceßſyſteme länger rechten könnten! Für uns ſelbſt iſt dieſe Frage eine im Mutterſchoos der Erfahrung noch nicht ausgetragene, ihre Löſung im Princip und in der Form noch erwartende offene Frage; wer aber wie der Verfaſſer in entſchiedener Feindſeligkeit gegen den Actenproceß und dabei in gänzlicher Unerfahrenheit und völliger Unkunde von den Mängeln und den Schwächen des Anklageproceſſes ohne alle Ruhe des Urtheils über dieſe Frage abſpricht, mit dem iſt eben darüber zu verhandeln ganz ertraglos.

Ohne gerade von hervorragendem pſychologiſchen Intereſſe zu ſein, ſind die folgenden Fälle des erſten Bandes doch anziehend und gut ausgewählt; der im Anklageproceß entſchiedene zweite Fall müßte aber gerade dem Verfaſſer, wäre ſeine Eingenommenheit für dies Verfahren nicht ſo unbegrenzt, zu den erheblichſten Bedenken Anlaß gegeben haben. Der dritte Fall, ein Mord, mitten in der Naſerei der Liebe verübt und nur durch dieſe erklärbar, gäbe in geſchickterer Hand zu einer ungemein anziehenden Arbeit Stoff genug; hier aber tritt uns nur ein halbverdunkeltes Gemälde vor Augen, dem die criminaliſtiſchen Spitzfindigkeiten des Erzählers — für ein angebliches Volksbuch etwa ebenſo paſſend wie eine Gleichung dritten Grades — nahehin allen Nerv, alle Anziehungskraft rauben. Die Darſtellung des Mordes auf dem Dome zu Frauenburg iſt allzu widerwärtig als daß wir lange dabei verweilen könnten. Der Erzähler macht ſich hier zum Vertheidiger eines entmenſchten Verbrechers, indem er mit unerhörten ſocialiſtiſchen und communiſtiſchen Seitenſprüngen die Staatsgeſellſchaft und ihre Einrichtungen für die tiefe Entſittlichung eines Kühnapfel verantwortlich zu machen ſucht, als wenn es in der Welt einen Zuſtand oder ein Volk gäbe bei dem nicht einzelne Verbrechen dieſer Art vorkämen! Gedankenloſigkeit und Unerfahrenheit können ſich nicht beſſer bethätigen als durch dergleichen phantaſtiſche Verſuche und durch Ausfälle wie die nachfolgenden:

> Daß die ſeltene Spannkraft ſeines Weſens ſich in Irrkreiſungen (!) verlor; daß er eben verwilderte, das war die natürliche Wirkung der geſellſchaftlichen Uebelſtände und Misverhältniſſe, Zwieſpältigkeiten und Wirrniſſe, für deren Fortbeſtand gerade von Denen gekämpft wird die von der Pflicht den Verſuchungen der Selbſtſucht zu widerſtehen am ſalbungsvollſten zu predigen, am deductionsvollſten zu ſchreiben wiſſen. Das ſind die in Pfafferei und Pfaffenthum und die in Juriſtenthum und Juriſterei breit daherfahrenden ſogenannten „Seelſorger" und die ſich als von Gott inſtallirt gehabenden „Criminalproceßprakticuſſe" u. ſ. w.

Oder:

> Wer ſieht nicht daß Kühnapfel vermöge ſeiner trefflichen Geiſtesgaben und ſeiner in allen Lebensverhältniſſen ſich kundgebenden Feſtigkeit vollauf Das geworden wäre (!) was in der Staatsmaſchiniſtenſprache mit gnädigſter Schreibſtubenwohlgefälligkeit ein beſonders brauchbares Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft genannt wird, wenn er als Kind eine ſeiner Individualität angemeſſene Erziehung erhalten hätte u. ſ. w.

Alles Dies wird von einem Verbrecher geſagt der mit kaltem Blute einen Greis, den Biſchof von Hatten, erſchlägt und ſeine wehrloſe Haushälterin dazu, nachdem er dem ſanften Mann alles vorräthige Geld abgepreßt, um es im Spiel zu vergeuden; der vorher gleichſam an den Knöpfen ſeines Rocks abzählt, ob er die Unthat begehen ſoll oder nicht, und der nach ihrer Vollbringung ſich ruhig zum Soloſpiel im Wirthshauſe niederſetzt! Wahrlich, an ſolchen Urtheilen erkennt man daß es dem Autor „irgendwo" fehlen muß. Denn eben *weil* es unmöglich iſt jedem Menſchenindividuum die „ihm angemeſſene Erziehung" angedeihen zu laſſen, ſo iſt der kategoriſche Imperativ, das „Du ſollſt" der Religion und der Geſetze vorhanden, um die Lücke auszufüllen; ein Juriſt aber der gegen dieſen Imperativ ſich auflehnt iſt mindeſtens kein Mann des Gedankens! Wenn wüſte Köpfe, wie Paſtor Dulon in Bremen, dergleichen unternehmen, ſo wiſſen wir was wir davon zu denken haben; bei einem juriſtiſchen Publiciſten aber wirkt ein ſolches Beginnen in weitern Kreiſen verderblicher als wir zugeben können. Ein tiefernſtes kritiſches Halt! iſt hier vielmehr gewiß an der rechten Stelle, wofern man nicht etwa der Meinung iſt daß es der Preſſe zuſtehe die erſten Rechtsbegriffe im Volke ungeſtraft und ungerügt von Grund aus zu zerſtören.

Doch fahren wir fort den Inhalt der folgenden drei Bände kurz zu überblicken. Im Eingang des zweiten Bandes begegnet uns zunächſt ein Fall, folgendermaßen überſchrieben: „Der Rechtsmord an Arnold Götze, furchtbar und fürchterlich, aber doch eben nur einer der zahlloſen Gräuel im Bluthauſe der «Geheimen»." Schauerlich fürwahr und an Spieß, Cramer und Conſorten mahnend! Hier aber reißt der Zorn des Autors gegen das alte Verfahren denſelben bis zum „Unbegreiflichen" hin. Er ſagt:

Dies Bluthaus, aufgebaut aus geraubten Lebenskräften und Lebensjahren, ſteht es auf dem Moor der Frevel und Rechtswirren deutſcher Juſtiz. Dieſe „Geheime" aber iſt Niemand anders als die alte vornehme italieniſche Metze, die am Tintenpfuhl heimlicher Gerichtshantierung wohnt und dort jetzt *wieder* ſo feſt und warm ſitzt, oder richtiger, die die heimliche Juſtizhantierung ſelbſt iſt — die geheime Inquiſition. Wie ſind ſie dem König des ſchwarzen Landes, dem Reichsoberhaupt der Abgrundengel, dem Oberlehnsherrn von Plage und Drangſal, den Alles erquickt was mordet und Leben vertilgt; wie ſind ſie ihm ſo lieb, dieſe blutigen Erntejahre auf der Schreckenshufe des Schreibſals und Actenbaus. Ihre Todesſeufzer ſind ihm köſtliches Labſal u. ſ. w.

In dieſem Tone geht es acht Seiten lang fort, ohne noch der Verſe am Schluß zu gedenken, die wir dem Leſer zu ſeinem Ergötzen nachzuleſen überlaſſen müſſen. Hier hat der Ernſt der Kritik ein Ende und es tritt ein milderes Gefühl an ſeine Stelle. Denn wohlzumerken, die Anklage gegen Götze ging von der Anklagekammer in Köln aus und ſeine Verurtheilung erfolgt vor den Aſſiſen daſelbſt in öffentlicher Schwurgerichtsverhandlung!

Unter den folgenden Fällen des zweiten Bandes ſind einige nicht ohne pſychologiſches Intereſſe. Dahin gehören: die Mordthat des Malteſerritters und Marſchalls von Jaroszynſky, an dem Abbé Blank zu Wien verübt, der Mädchenſtecher von Botzen und der Fall des Adelbert Kromokowſki und des ſiebzehnjährigen Iſidor von Dalmazewſki, welcher blos aus Gefälligkeit gegen ſeinen Freund einen Mord begeht. Von einem höhern Intereſſe, welches über den Standpunkt des Criminalrichters hinausreichte, von ſittenſchildernden oder geſchichtlichen Bildern, von notoriſchen Perſönlichkeiten, wie ſie etwa bei der Auswahl im „Neuen Pitaval" leitend geweſen ſind, iſt auch in dieſen Fällen nirgend die Rede; es ſind dies eben Standpunkte die dem Verfaſſer gänzlich fehlen.

Im dritten Bande verdient nur etwa der Criminalfall des Victor Clauder zu Braunſchweig (1811) und beſonders um deshalb Erwähnung, weil der Verfaſſer ihn mit ſeiner gewohnten „Schnellfertigkeit des Urtheils" ſelbſt als einen „ſchwurgerichtlichen Juſtizmord", bezeichnet der trotz des geführten Alibibeweiſes vollführt wurde! Wir hätten hier wol ein volles Recht dem Leſer ein Hört! Hört! zuzurufen, und dies umſomehr als es dem Verfaſſer ungeachtet der maßloſen Leidenſchaftlichkeit mit der er das alte Proceßverfahren anfeindet nicht gelingt aus dem Bereich deſſelben einen wenn auch nur vermeintlichen thatſächlichen Juſtizmord beizubringen. Es muß damit alſo doch wol ſeine guten Wege gehabt haben! Dagegen enthält dieſer Band einen anziehenden Aufſatz über die Strafjuſtiz der „Minnehöfe" im Mittelalter, aus welchem wir, um dem Verfaſſer unſere bereitwillige Gerechtigkeit zu erweiſen, Einiges entlehnen wollen. Die Gerichtshöfe der Liebe, Cours d'amour, beſtanden vom 12. bis 16. Jahrhundert in Frankreich, wohin ſie von der Provence aus ſich mit immer wachſendem Anſehen verbreiteten, dergeſtalt daß man im 13. Jahrhundert deren elf zählte, in welchen Damen aus den edelſten Geſchlechtern den Vorſitz führten, und in denen neben den Frauen auch Ritter und Dichter zu Gericht ſaßen. Das Verfahren bei dieſen Minnehöfen entſprach vollkommen dem der bürgerlichen Tribunale und Parlamente. Ihre Gerichtsbarkeit erſtreckte ſich zwar anfangs nur über Perſonen die dem Ritterorden der Provinz angehörten; ſpäter jedoch kamen auch Beiſpiele eines erweiterten Sprengels vor. Die Proceßform war die des damals überall geltenden mündlichen Anklageproceſſes; es gab dabei Procureurs généraux d'amour, Gens d'amour, Huissiers, welche den Angeklagten entwaffnet einführten, Vertheidiger u. ſ. w.; der Gerichtsſaal war mit Blumen, Kränzen, Guirlanden decorirt; die Advocaten waren Damen und der Angeklagte durfte am Schluß der Verhandlungen ſeinen Vertheidiger küſſen. Erkenntniſſe und Entſcheidungen wurden in den bei Gerichten gewöhnlichen Formen erlaſſen: die Appellation ging von einem Minnehof an einen andern. Die Strafen beſtanden in Ausſtoßung aus der Geſellſchaft, Bannissement du royaume d'amour, Confiscationen ſelbſt des ganzen Vermögens, körperlichen Züchtigungen und Bußen aller Art. Die Vollziehung dieſer Urtheile war bei der öffentlichen Meinung, die für die Minnehöfe war, geſichert: ſie wurden thatſächlich und in allem Ernſt voll-

ſtreckt, wie zahlreiche Beiſpiele darthun. Es gab ein ganz ausgebildetes Liebesrecht, Droits d'amour, auf Präjudicien, Reſponſa und Entſcheidungen früherer Minnehöfe gegründet. Folgendes gibt einen flüchtigen Ueberblick einiger Grundzüge dieſes Code d'amour: Unverletzliche Achtung gegen das weibliche Geſchlecht iſt jedem Angehörigen der Geſellſchaft geboten. Der Dame ſteht es frei ſich einen Liebhaber zu wählen. Der Gewählte darf dies nur dann ablehnen, wenn er bereits in einem andern Liebesverhältniß ſteht. Nur ſolche Perſonen welche nicht miteinander verheirathet ſind ſtehen unter dem Geſetz der Liebe: die Heirath endet dies Verhältniß augenblicklich. Daß Jemand, Herr oder Dame, verheirathet iſt, hindert ihn nicht ein Liebesverhältniß mit einer dritten Perſon einzugehen. Jeder der in das Geheimniß einer Liebe eingeweiht iſt iſt zur größten Treue und zur ſtrengſten Verſchwiegenheit verpflichtet. Der Ritter muß ein ſolches Benehmen ſtreng beobachten, wodurch er ſeiner Dame Ehre macht: im entgegengeſetzten Fall iſt dieſe zur Auflöſung des Verhältniſſes ſofort berechtigt. Blinder Gehorſam gegen ſeine Dame iſt ſeine erſte Pflicht. Dagegen darf die Dame weder etwas Unehrenhaftes noch Etwas das dem Liebesverhältniß gerade entgegen wäre befehlen und ebenſo wenig aus bloßer Laune harte oder von Geringſchätzung zeugende Proben von ihm fodern. Hat die Dame einmal „Troſt und Hoffnung“ der Liebe gegeben, was ſchon durch die Annahme eines Geſchenks geſchieht, ſo darf ſie treue Liebe nicht unbelohnt laſſen. Wieviel ſie aber zugeſtehen will, hängt allein von ihr ab, jedoch darf ſie nie den äußern Anſtand verletzen. Hatte der Ritter einen Zweifler an ihrer Schönheit überwunden, ſo war ſie ihm das Geſchenk der verliebten „Eroberung“ ſchuldig. Sie war ferner verpflichtet die Sitten ihres Ritters zu veredeln und ihn die Kunſt des Umgangs mit Damen zu lehren. Gegenſeitig waren die Liebenden ſich Treue ſchuldig, freilich nur im allerweiteſten Wortſinne, dergeſtalt daß dem Manne nur verboten war mit einer ebenbürtigen oder einer höhern Dame ein anderes Verhältniß einzugehen. Mit einem „Könige“ fand gar kein Liebesverhältniß ſtatt, ſodaß ein ſolches für die Dame keine Verletzung der Treue involvirte. Die Liebenden ſind ferner zum ſtrengſten Geheimniß verpflichtet; doch darf der Ritter geſtehen daß er eine Dame liebt, niemals aber daß er geliebt wird oder eine Gunſt empfangen habe. Hierauf bezieht ſich die Sitte den Ring der Geliebten am kleinen Finger der linken Hand, mit dem Stein einwärts gebogen, zu tragen, Briefe weder zu unterſiegeln noch zu unterzeichnen u. ſ. w. Endlich durfte jeder Theil das Liebesverhältniß aufheben, wenn der andere eine ſeiner Pflichten verletzt hatte; die Dame durfte dies außerdem auch, wenn ſie erklärte auf die Liebe überhaupt Verzicht leiſten zu wollen, was z. B. geſchah wenn ſie heirathete. Geſchenke durften beide Theile voneinander annehmen, jedoch nur geringfügige, z. B. Haarſchmuck, Diademe, Haarſpangen, Spiegel, Gürtel, Taſchen, Gewürze, Handſchuhe u. ſ. w., kurz Alles was nicht zu koſtbar iſt und zum Schmuck oder Wohlausſehen des Körpers gereicht oder zum Andenken dient, dagegen aber allen Verdacht der Habſucht oder des Geizes ausſchließt, welche ſtreng verpönt waren. Zum Schluß dieſes anziehenden Abſchnitts führt der Verfaſſer noch beiſpielsweiſe einige Entſcheidungen von Minnehöfen an. Ein Ritter verklagt ſeine Dame, der er lange Zeit treu gedient, daß ſie ihm, jetzt da er arm geworden ſei, keine Gunſt oder Huld mehr zukommen laſſe wie früher, da er reich geweſen und alle ihre Wünſche habe befriedigen können. Ja, was das Schlimmſte ſei, ſie ſpotte ſeiner und zeige mit Fingern auf ihn. Er trage daher darauf an ſie anzuhalten ihm Gegenminne zu erweiſen wie vordem. Die Verklagte entgegnete hierauf: wer Minne begehre müſſe Vermögen haben, es ſei Thorheit von dem Andern Unterſtützung zu erwarten; habe der Kläger über ſeine Kräfte hinaus ihr Freude und Vergnügen bereitet, ſo ſei dies ſeine Schuld; ſie ſelbſt habe ihn durch ihre Gunſtbezeigung reichlich dafür belohnt. Hierauf nahmen die Gens d'amour das Wort und führten aus: die Verklagte ſei unwürdig daß man in guter Geſellſchaft von ihr rede; nach ihrem eigenen Geſtändniß minne ſie nur um Geld. Dies ſei ſchlecht, um ſo ſchmachvoller aber ſei es daß ſie noch mit Spott und Verachtung bezahlten Minnedienſt belohne. Ihr Antrag gehe dahin: die Verklagte zu verurtheilen Abbitte zu leiſten und alles Dasjenige zurückzugeben was ſie von dem Kläger nach eigener Angabe empfangen habe. Wiewol nun der Kläger hierauf Verzicht leiſtete, ſo nahm das Urtheil doch darauf keine Rückſicht; der Minnehof befahl vielmehr die ſofortige Herausgabe aller Geſchenke bei Auspfändung und körperlicher Haft, ſtieß die Verklagte aus dem Minneorden aus und erklärte ſie in Zukunft als eine öffentliche Buhlerin betrachten zu wollen.

Wir müſſen unſere Anführungen auf dieſen einen Fall beſchränken und eilen zum Schluß. Unter den Criminalfällen des vierten Bandes verdient keiner beſondere Erwähnung; ſie ſind aus der ſchon bekannten Sphäre der gewöhnlichen Criminaliſtik entnommen und in der eigenthümlichen unzweckmäßigen Weiſe des Verfaſſers ohne alle Rückſicht auf äſthetiſche Foderungen vorgetragen. Eine Ausnahme macht der alte würtembergiſche Miniſterproceß, der unter dem Titel „Hochverrath von oben“, mit welchem der Autor abermals ſeine politiſche Stimmung bezeichnet, dargeſtellt wird. Es iſt der bekannte Proceß gegen den Kanzler Enzlin, der 1613 mit deſſen allerdings ganz formlos herbeigeführter Verurtheilung und Hinrichtung endete. Warum dieſer Fall aber als ein „Hochverrath von oben“ bezeichnet wird, iſt, abgeſehen von den leidenſchaftlichen Auffaſſungen des Verfaſſers, ſowenig zu erkennen, als wozu die hierauf folgenden „Gerichtsärztlichen Stilproben“ dienen ſollen, indem der Autor doch in ſeinem eigenen Werke hinlängliche Proben von gleicher ſeltſamer Stilbefähigung abgelegt hat als hier dem Spotte des Leſers dargeboten werden.

Doch genug hiervon, denn es droht uns eine „Neue

„Folge" dieſes verfehlten Sammelwerks.*) Der Autor nennt es ein Volksbuch; dies iſt es nun ſicherlich nicht und in keiner der möglichen Beziehungen dieſes Worts. Da wir nun aber auch nicht wiſſen welchen Nutzen die Wiſſenſchaft der Criminaliſtik aus einer ſo leidenſchaftlichen, aller kritiſchen Ruhe entbehrenden und ſo ungeordnet angelegten und geſchmacklos vorgetragenen Sammlung von Criminalfällen entlehnen ſoll, ſo möchten wir den Verfaſſer dieſer Schrift ernſtlich bitten ſich die Frage nach Zweck, Abſicht und Werth ſeiner Arbeit genauer zu beantworten und zu prüfen, von welcher Seite her er eigentlich Zuſtimmung und Anerkennung für dieſelbe erwerben könne? Wir wiſſen nur **eine** Antwort hierauf, die wir jedoch aus Schonung für den Verfaſſer hier verſchweigen wollen. **W. von Lüdemann.**

Die deutſchen Frauen in dem Mittelalter. Ein Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen. Von Karl Weinhold. Wien, Gerold. 1851. Gr. 8. 3 Thlr.

Allerdings iſt es als ein Fortſchritt auf dem Gebiete des guten Geſchmacks zu betrachten daß wir in unſerer Zeit auch an wiſſenſchaftliche Werke die Foderung machen, uns den reinen Ertrag der Mühe und Arbeit zu geben, den Stoff ſo vollſtändig zu überwältigen daß alles Materielle vom Seeliſchen gleichmäßig durchdrungen wird und nun jene organiſche ſchöne Leiblichkeit in die Erſcheinung tritt, in der ſich Inhalt und Form als einheitliches Gebilde darſtellen. Das iſt dann auch in der Wiſſenſchaft der Sieg des Geiſtes über die Materie, woraus das Kunſtwerk entſpringt. Eine gewiſſe Zeit unſerer frühern gelehrten Literatur, man könnte ſie die Periode des Zopfs nennen, war darin freilich leichter zu befriedigen. Der gelehrte Stolz, die Eitelkeit machten das Uebel noch ärger. Man ſpeicherte unter dem Text die ganze Maſſe des Geleſenen, Verglichenen mit nicht geringer Selbſtzufriedenheit auf. Die Arabesken der Randgloſſen kamen noch dazu. Dieſe Bücher der gelehrten Herren gemahnten an die Sitte derſelben Zeit, in welcher ein Regiment nicht anders auf den Marſch ſich zu begeben wußte als mit einem Train, einer Bagage, gegen deren Endloſigkeit die Truppen ſelbſt in ein ſchwaches Nichts zuſammenſchrumpften. In unſern Tagen ſind wir freilich nicht ſelten in das andere Extrem gefallen, aber zum Dünkel iſt gar noch die Unwiſſenheit, die Gewiſſenloſigkeit und Dasjenige hinzugetreten was das Volk Flunkerei zu nennen pflegt. Man wagt ſich mit frecher Dreiſtigkeit an die ſchwierigſten Gegenſtände, ohne auch nur die nothdürftigſten Studien gemacht zu haben. Es kann von Verarbeitung des Materials ſo wenig die Rede ſein daß nicht einmal die **Vorarbeit** ſtattgefunden hat. Man ſchreibt etwa eine Geſchichte der Frauen und entblödet ſich nichts Anderes zu thun als der Würde ganzer Jahrhunderte jene frivole Emancipationstheorie in das Angeſicht zu lügen, welche man mit exaltirten Weibern erſt geſtern in irgend einem Boudoir ausgeheckt hat. Statt der Gedanken gibt man unfromme Wünſche, ſtatt der Sprache, welche die Geſtalten der Vergangenheit wieder hervorruft und ſich mit dem Inhalt in Eins bildet, begnügt man ſich mit ſtutzerhaften Phraſen, bei deren Niederſchreiben man nicht einmal die Glacéhandſchuhe ablegt.

Wir freuen uns nicht wenig ſagen zu dürfen daß der Verfaſſer der vorliegenden Schrift ſich ferngehalten hat von jedem der beiden angedeuteten Extreme. Er hat aus einem unendlichen Material ein ſo ſchönes, abgerundetes Werk herausgearbeitet, er hat ſeinen oft herben Stoff ſo gleichmäßig, ſo lebendig, mit ſo vieler Liebe durchgeiſtet, daß wir nicht blos dem ausgezeichneten Gelehrten, ſondern auch dem Künſtler und dem liebenswürdigſten Menſchen noch dazu den Preis ertheilen müſſen. Dieſes vortreffliche Buch von Karl Weinhold iſt einer der werthvollſten Beiträge, ja es iſt eine in ſich vollendete Sphäre der deutſchen Culturgeſchichte. Wenn der Verfaſſer in dem Vorwort ſagt: „Die Mühſal der Forſchung habe ich möglichſt zu verhüllen geſucht", und beſcheiden hinzuſetzt, „es iſt mir aber nicht ſo gelungen als ich wünſchte", ſo müſſen wir das Erſte zugeben, was aber das Letzte betrifft, ſo müſſen wir es dahin berichtigen daß der Verfaſſer ſich in ſeinem Buche auch darin als einen Virtuoſen in der Behandlung des Stoffs bewieſen hat daß er das Eine geſchmackvoll beobachtet, deshalb aber das Andere, ohne gegen das Decorum zu verſtoßen, nicht vernachläſſigt. Er gibt uns in der That in der eigentlichen Entwickelung den lautern Ertrag, er gibt ihn uns ſo daß uns die reichſte Belehrung, der ſchönſte hiſtoriſche Genuß zutheil wird, indem trotz der Entlegenheit der Zeiten und der Weitſchichtigkeit des Materials die ganze Frauenwelt des Mittelalters objectiv vor uns auflebt, die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit aber auch durch den nachgewieſenen Zuſammenhang von Urſache und Wirkung überall befriedigt wird, wozu noch eine Kritik kommt welche ſich aus den hellbeleuchteten Gegenſtänden faſt von ſelbſt ergibt, obwol es der Verfaſſer dabei nicht bewenden läßt, ſondern ſich auch mit einer ſubjectiven Wärme an der Darſtellung betheitigt die uns in das tiefſte deutſche Gemüth ſeines eigenen Weſens blicken läßt. Dieſer Solidität und Schönheit des Textes unbeſchadet, dem wohlgeordneten Verlaufe deſſelben keinen Eintrag thuend, legt uns der gewiſſenhafte Verfaſſer in den Anmerkungen auch noch Rechnung ab über das Verfahren welches er einhält; ja es könnte uns, wiefern ein gewiſſer Luxus ſeine Berechtigung hat und über die knappe bloße Nützlichkeit hinausweiſt, das in den Anmerkungen Geſpendete wie der Geiſtesſprudel des mächtigen Gehalts erſcheinen, der über das ſchöne Gefäß noch hinausgeht, ohne uns ſeine Form zu verhüllen, oder auch wie der Reichthum des maßvollen Bildungsproceſſes, den der Bildner doch uneigennützig nicht für ſich behalten wollte.

Schon der erſte Blick auf den Gang welchen der Verfaſſer nimmt gewährt den Beweis, nach einem wie wohl überlegten Plan hier zuwerkegegangen wird. Die ganze Durchführung zerfällt in zehn Abſchnitte: 1) „Die Namen"; 2) „Die Göttinnen"; 3) „Die Prieſterinnen, weiſen Frauen und Hexen"; 4) „Das Mädchen"; 5) „Frauendienſt"; 6) „Die Vermählung"; 7) „Die Ehefrau und die Witwe"; 8) „Das geſellſchaftliche Leben"; 9) „Die Tracht"; 10) „Rückblick". Hier bildet ſich dem Aufmerkenden einfach und ſinnig ſogleich das Menſchenleben in ſeinem allmäligen Anſteigen und Niedergehen ab, wie denn der Name für das Individuum, für die Perſon gewiß von weſentlicher Bedeutung iſt, daher auch in der Heiligen Schrift in tiefſinniger Weiſe auf das Namengeben von Seiten des Menſchen ein ſo großes Gewicht gelegt wird. (Vergl. 1. Moſ. 2, 19 u. 20.) Und ſo ſehen wir weiter in der Entwickelung des Verfaſſers aus dem göttlichen Urſprung, aus dem Mythologiſchen, dem Cultus, wie er in das Orakelnde und Prophetiſche hinüberſpielt, die Lebensalter des Menſchendaſeins im Weiblichen ſich fortgeſtalten, ſodaß die Vermählung, in der auch das Weib den Zweck des Geſchlechts erreicht, den Culminationspunkt bezeichnet, und der ganze Proceß, nachdem er ſich in der Breite der verſchiedenen Lebensbeziehungen hinlänglich ergangen, wieder abſteigt und ſich in das Accidentelle verläuft, indem wir noch beſonders mit der Tracht der Frauen bekanntgemacht werden, wo ſich denn als natürlicher Schluß der Hinblick des Wanderers auf den zurückgelegten Weg ge-

---

*) Es ſind bereits zwei Bände dieſer Neuen Folge erſchienen unter dem Titel: Das Buch der Verbrechen. Das Intereſſanteſte aus älterer, neuerer und neueſter Zeit der Länder dies- und jenſeits des Oceans. Ein Volksbuch von **Wilhelm Ludwig Demme**. Erſter und zweiter Band. Leipzig, Arnold. 1852. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

völliger Abrundung des Werks ergibt. Wir möchten der ganzen Verfahrungsweiſe Weinhold's, ſowol was die Gediegenheit des herausgearbeiteten Inhalts als noch beſonders die Durchſichtigkeit und Beſtimmtheit der Sprachform betrifft, das ehrende Prädicat der „Grimm'ſchen Schule und Meiſterſchaft" zuerkennen, ein Zuerkenntniß welches gewiß nicht vielen Producten unſerer ſchnellſchreibenden und leider oft nur mit dem Tage ſich abfindenden Zeit von der Kritik ertheilt werden darf.

Folgen wir dem ausgezeichneten Verfaſſer nur noch fragmentariſch im Einzelnen, um unſere Leſer zu dem Vollgenuß an der Quelle ſelbſt angelegentlichſt einzuladen.

Aus dem tiefſten Erfaſſen des Volksweſens überhaupt und nun noch des germaniſchen im Beſondern geht unſer Schriftſteller gleich im Anfange in dem Abſchnitte „Die Namen" auf die Sprache ein, womit er alsbald den Hauptnerv ſeines ganzen Verfahrens hervorhebt; ſo, wenn es heißt: „Was Jemand nennt, das kennt er auch irgendwie; der Wortvorrath eines Volks bezeichnet alſo den Umfang ſeiner geiſtigen und leiblichen Habe. Iſt ein Wort entlehnt, ſo war auch der Gegenſtand den es ausdrückt dem Volke nicht ureigen. Dieſe einfachen Wahrheiten machen dem Geſchichtsforſcher die Sprache unentbehrlich, denn durch die Sprache vermag er allein das Bild von den Urzuſtänden der Völker zu entwerfen." Hieraus erſehen wir ſchon von vornherein, eines wie Bedeutenden wir uns hier zu gewärtigen haben, wie es ſich denn auch in der Folge bewährt, da der Verfaſſer mit vielſeitigſter Kunde und treffendſtem Urtheil auf die Schätze der Literatur eingeht. Daß der Germane ſchon früh das Weib mit der Bezeichnung „Frau" (frouwa), „Herrin" zu ehren wußte, iſt einer der ſchönſten Grundzüge ſeines Weſens, worin ſchon ſein religiöſes Bedürfniß und Ahnungsgefühl mit anklingt, denn es iſt die Ahnung eines Höhern und doch auch der Gegenſeitigkeit, denn wer den Andern ehrt, der ehrt ſich in der lauterſten Weiſe auch wieder ſelbſt. Die Schärfe und Sinnigkeit der etymologiſchen Deutung im Verlaufe der Namenbetrachtung, die innige und auf das Leben der Natur in den früheſten Volkszuſtänden auflauſchende Art des Verfaſſers, wie z. B. S. 9 bei Gelegenheit der Blumen, macht ihn uns zu einem immer werthern Führer, der unſer Vertrauen mit jeder Seite reicher belohnt. *) Der Uradel in der Natur des Weibes, ſchon früh von den Germanen herausgeahnt, iſt das Ergebniß dieſer Unterſuchung über die deutſchen Namen. Wir haben ſonach hier aufs neue die Ueberzeugung gewonnen daß in der Namengenealogie mehr als blos allgemeine Benennungen der Willkür ſich forterben; daß in ihr vielmehr eine heilige, tiefſinnige Tradition pulſirt die alles Das überliefert was in einem Volke urthümlich angelegt iſt und oft erſt in den ſpäteſten Zeiten ſeine Früchte bringt.

Indem uns der Verfaſſer in dem zweiten Abſchnitte zur Mythologie unſerer Altvordern hinüberführt, geht er von zwei Urſtämmen koloſſaler Sagendichtung aus, um von hier aus die weitern Ramificationen und Abſenker zu verfolgen; jene Urſtämme ſind die beiden Rieſen: „Ymir" und „Nörvi". Dieſe älteſten Mythen der Germanen mit Dem was ſich daraus hervorgeſtaltet offenbaren eine ſo reiche Phantaſie, die nicht blos in das Giganteske, Grenzenloſe, ſondern auch in das Prägnante, Maßgewinnende hinübergeht, daß man ſich geſtehen muß, der ſchöpferiſche Geiſt in dieſem Dichten ſtehe weder dem Indiſchen an Großartigkeit noch dem Griechiſchen an Sinnigkeit nach und verrathe überall ſchon den Trieb, nicht blos *dichtend*, ſondern auch *denkend* des Weltweſens innezuwerden. „Jördh" (die Erde), welche als die „eigentliche allumfaſſende Göttin der Germanen" bezeichnet wird, gibt uns nun ſogleich den feſten Boden für Götter- und Menſchenbildungen und Das was ſie ſelbſt wieder hervorbringen. Wie ſtark hier ſchon immer das Weibliche mit eine Rolle ſpielt, wie es geehrt und ahnungsvoll in ſeinem Wirken ausgelegt wird, erſehen wir aus den ſehr intereſſanten Notizen über Amazonen, Schwanjungfrauen, Wald-, Waſſerfrauen und Elbinnen.

In dem dritten Abſchnitte: „Die Prieſterinnen, weiſen Frauen und Hexen", iſt für das Denken das Geſetz nach welchem der Proceß des Religiöſen mehr oder weniger bei allen Völkern auch in den Aberglauben und in das Zerrbild mitten aus den würdigſten Anſchauungen ausartet von höchſter Wichtigkeit. Auch dieſe Seite finden wir in Dem was der Verfaſſer beibringt bei den Deutſchen, wie ſie Alles gründlich zu betreiben pflegen, ſogar bis zur Caricatur und Häßlichkeit im Hexenthum ausgebildet. Wir ſehen hier zu unſerer Genugthuung daß wir es nicht mit einem Hiſtoriker zu thun haben der auch nur irgendwo in ſeinem Buche Hell in Hell malt, der auch nur entfernt ſeinem Volke ſchmeichelt, ſondern dem es vorallem um Wahrheit zu thun iſt, und der daher auch die Züge der Roheit, des craſſeſten Aberglaubens und der Grauſamkeit keineswegs verdeckt. Dabei iſt es von großer Bedeutſamkeit daß da wo die damalige Kirchlichkeit und das weltliche Geſetz noch ſelbſt in Aberglauben vielfach verſunken ſind und den Teufel an die Wand malen, um danach leichtſinnige Gaukler oder gar Unſchuldige in jedem Betracht als Verbrecher zu beſtrafen, gegen die alſo ſtrafenden Mächte ſich im Volk ein Antagonismus erzeugt welcher die Gerechtigkeit wiederherſtellt und auf eine hellere Zeit hinarbeitet.

Eröffnet ſich uns mit dem vierten Abſchnitte das eigentliche Familienleben, wie es aus der Häuslichkeit in anderweitige Kreiſe hinauswächſt, indem wir mit den nächſten Umgebungen, mit der Erziehung, den Spielen der Mädchen im Mittelalter bekanntgemacht werden, ſo gewährt uns dieſe Mannichfaltigkeit der Erſcheinungen ebenſo viel Belehrung wie Unterhaltung und beſchäftigt unſer Vergleichen zwiſchen Sonſt und Jetzt, unſer Nachdenken über Sitte, Hausſtand und Geſelligkeit in der anmuthigſten Weiſe. Schon hier wie wiederholt in dem Buche iſt uns der Franciscaner Bruder Berthold ein lieber Gefährte, deſſen faſt humoriſtiſche Stimmung und weltrichtende Chriſtlichkeit, in einer naturwüchſig-kräftigen Sprache kundgethan, uns überall im Weltlabyrinth von der Kanzel aus munter zurechtweiſen und in allem Guten wie Ehrbaren fördern. Die Sitte unſerer Vorfahren, freigeborene Mädchen mit ſogenannten „Eigenen" zu erziehen, mag uns im Punkte des Eigenthums und der Hörigkeit verletzen, jedoch die „gleiche Behandlung und Beſchäftigung" ſöhnt uns damit wieder aus, und es leidet keinen Zweifel daß durch jenen Brauch das Gegenſeitige der Anhänglichkeit, das Mitgefühl der Vornehmern mit dem Volke, das Verwachſenſein Aller mit Allen bedeutend geſteigert worden iſt. Die Nähe mancher beliebten Thiere, als Zeiſige, Staare, Papageien, Falken, Hündchen, in der Geſellſchaft der Mädchen gewährt uns ein gar luſtiges Bild, deſſen Farben, Lichter und Gruppen in die Märchenwelt, in die Poeſie der Wirklichkeit dieſer mittlern Zeit hinüberſpielen. Was aber das Spiel in ſeiner ganzen Ausdehnung als Unterhaltung der Mädchen und Erwachſenen betrifft, ſo könnte man dieſe allgemeine Leidenſchaft für das Spiel bei den Deutſchen in ſeinem tiefſten Grunde mit ihrem Sinn für das Geheimniß, für das Zukunftvolle, Spannende im Zuſammenhange vermuthen, wie ja wol auch jetzt noch ein Hauptreiz zum Spiel darin liegt daß man eben nicht weiß wie es auslaufen werde, indem ſich das Zuſammentreffen von Geheimniß und Weiſſagung, von Unterhaltung und Zauberei noch heute beim Volke in ſeinem Intereſſe für das Kartenlegen ankündigt. Da die Erziehung der Mädchen nun aber auch eine immer geiſtigere Richtung nimmt, wobei die Geiſtlichen und Spielleute die Hauptvermittler ſind, ſo kann man es gar nicht ableugnen daß dieſe letztern, wie zweideutig und aus aller Welt Enden ſie auch zuſammengeſchneit ſein mögen, in dem Unberechenbaren was ſie mitbringen, in der Sorgloſigkeit welche ſie trotz aller Gefährdung ihrer Lebensexiſtenz verrathen, doch eine muntere, poetiſche Staffage in dem ganzen Gemälde bilden, die nicht leicht durch etwas Anderes zu erſetzen wäre. Auch erſieht man bei dieſer Gele-

*) Man vergl. meine Schrift: „Frauen und Männer" (Königsberg 1847), S. 7—12.

genheit hinlänglich wie das Volk, wenn es in ſeiner geiſtigen Aufgewecktheit zu ſehr eingeengt wird, ſich immer wieder zu helfen, nach irgend einer Seite hin Luft zu machen weiß, denn nie blos durch Das was in ein Volk hineinkommt, was über daſſelbe von außen her als nothwendige Schranke beſtimmt wird, ſondern auch durch Das was aus einem Volke herauskommt, was es aus ſeiner ſubſtantiellen Beſchaffenheit herausgebiert, wird ein Volk erzogen und erzieht es ſich ſelbſt, und wären dieſe Geburten auch nur natürlicher Frohſinn und ausgelaſſener Humor, die ſich mit den Erſcheinungen des Tageslaufs verbinden. Im Weitern werden wir in dem vorliegenden Abſchnitte mit der Art wie in dieſer Zeit die Sprachen, die Muſik, die Dichtkunſt, die Literatur betrieben wurden näher bekannt; wir werden auch auf das Eindringen franzöſiſcher Sitte aufmerkſamgemacht, dem, wie bedenkliche Folgen daraus entſtehen, dennoch das Urangeſtammte des deutſchen Weſens mit Ueberlegenheit zu begegnen weiß. Die Art in welcher der Verfaſſer das Alles mit weiſer Kritik zur Sprache bringt macht ſein treffliches Werk auch empfehlenswerth gegen die leider unter uns immer noch fortdauernde Buhlerei und Vornehmthuerei mit dem Auslande, wodurch der Deutſche nun ſchon ſolange nicht blos an Achtung bei dem Ausländer verloren, ſondern ſich auch in der eigenen Nationalität unendlich abgeſchwächt hat. Der Verfaſſer beſchließt dieſe Section ſeiner Darſtellung, nachdem wir auch in die Betreibung des wiſſenſchaftlichen Unterrichts einen ſehr dankenswerthen Einblick erhalten haben und mit der Cultur der Handarbeiten vertraut geworden ſind, mit der Hervorhebung der Wirthſchaftlichkeit als des Reſultats der Mädchenerziehung, ſowie der „Stellung des Mädchens zur Gemeine".

Schon die Ueberſchrift der nächſten Abtheilung: „Frauendienſt", läßt uns mit Grund vermuthen daß wir hier in ein ſehr bewegtes Leben, in den Bereich der Ritterlichkeit, der Galanterie und Minne, wie dieſelben ſich in der Literatur, zumal in den Dichtern des 12. und 13. Jahrhunderts abſpiegeln, hinübertreten. Die eigentliche Idealität der Minne weiſt der Verfaſſer für eine beſtimmte Zeit (S. 145) nach, um alle die falſchen Vorſtellungen, die Verwechſelungen, die ſpätern Trübungen der urſprünglichen Minne damit ein mal für alle mal abzuſchneiden und zu verhüten. Der Minne der ſchönſten Zeit liegt allerdings ein idealer Cultus zugrunde, der gewiß einen tief innerlichen Zuſammenhang mit der Religion hat. Freilich findet ſich auch in der Liebe und zwar in der Liebe der Geſchlechter zueinander jener fremdländiſche Eindringling ein, der die deutſche Lauterkeit und Keuſchheit bis auf unſere Tage hin vielfach befleckt und verflacht hat*), und es macht ſich bei dem edeln Verfaſſer (S. 149) eine ſehr heilſame, zurechtweiſende Rüge unſers modernen Unweſens geltend, wiefern es jenen Zeiten oft Etwas aufbürdet was ſie nicht hatten und worin ſich nur die Selbſtbeſchönigung des Heutigen Bahn brechen will. Des Verfaſſers Anſichten, Erörterungen, Urtheile ſind auch hier wie überall gerade und ohne verſteckte Nebenabſichten, ſie gehen auf den hiſtoriſchen Gegenſtand ein, ohne ſich auf Umwege oder Schlupfwinkel einzulaſſen, ſie ſtellen das jedesmalige Object ohne Schminke und doch mit friſchem Colorit der Zeiten dar, ſie halten ſich gleich fern von Ueberſpanntheit und Engherzigkeit, von Gewiſſenhaftigkeit für das Wirkliche erfüllt, ohne doch je der idealen Hoheit der Anſchauung oder der Wärme des eigenen Gemüths zu ermangeln. Um eine Probe von dem Geſagten zu geben, führen wir die ſchönen Worte Weinhold's hier an: „Der Mann fühlte ſich damals in ſeiner vollen Macht; es war die Zeit wo das Schwert und die Leibeskraft gebot, die Zeit wo ſich jeder freie Mann ein Pair dünken mußte, denn er ſtund allein unter dem Geſammtwillen gleich freier. Da konnte die Unterwürfigkeit gegen ein Mädchen, das Aufopfern des Manneswillens, am wenigſten das Girren und Schmachten, in kein Männerherz kommen; die Liebe entſprang in dem Buſen des Weibes und der Mann nahm ſie hin als eine Anerkennung ſeiner Tüchtigkeit die er fodern konnte und die er mit ehrlicher Zuneigung zu belohnen hoffte. Ein ſolches Verhältniß trägt eine ſittliche Strenge in ſich die manchen neuern Bündniſſen zu wünſchen wäre; die Achtung und Liebe des Weibes auf der einen Seite, der Wille des Mannes zu ſtrenger Pflichterfüllung auf der andern verheißen die Blüte des Glücks." Ueberall hält der Verfaſſer das Deutſche in höchſten Ehren, ohne für ſeine Mängel und Schattenpartien eingenommen zu ſein.

Indem der Verfaſſer der großen Umgeſtaltung aller geſellſchaftlichen Verhältniſſe gedenkt, welche vom 11. Jahrhundert ab über den Occident kommt, indem er darauf die Kreuzzüge hervorhebt, gibt er uns mit ſicherer Hand in lebensvollen Zügen eine Schilderung der ganzen damaligen Zeit, ſodaß wir uns in dieſes üppige, zukunftreiche Aufblühen eines Neuen auf dem Moder des Alten mitten hineinverſetzt ſehen. Die Darſtellung ſteigert ſich hier faſt bis zur Ausdrucksweiſe und Farbengebung der Poeſie, ohne der Einfachheit und Haltung des hiſtoriſchen Stils Eintrag zu thun, beſonders da wo (S. 161) der bedeutende Einfluß der Araber auf europäiſche Bildung in Spanien und vom Morgenlande aus zur Sprache gebracht wird; der Verfaſſer weiß ſolche Glanzpartien ſeiner hiſtoriſchen Kunſt mit ſo vielem Geſchmack, mit einem ſo feinen Abwägen der Unterhaltung und Belehrung zu vertheilen, daß wir ihn auch hierin als Muſter für die Geſchichtſchreibung empfehlen dürfen. Es iſt ſehr zu beachten daß in dem Zeitpunkte die Ausartung des Frauendienſtes jener fremdländiſche Eindringling, den wir oben erſt mehr im Allgemeinen ſich ankündigen ſahen, jetzt eine ganz beſtimmte Geſtalt gewinnt und zwar in jenem widerlich-leichtfertigen Cicisbeat, welches leider auch in unſerm modernen Zeitalter wieder Ton geworden iſt; man vergleiche S. 173. Es wird bei Gelegenheit der immer zweideutigern Liebesverhältniſſe im Fortgange des Mittelalters, da wo in der vermeinten Liebe die Sitte der Unſitte Mode wird, von unſerm Führer ein ſtarkes, aber wahres Urtheil gefällt, es wird Alles und Jedes nach Gebühr entlarvt und beim rechten Namen genannt mit dem edelſten Freimuth, wie man S. 179 u. 181 nachleſen kann. Auch in dem frivolen Gelüſt „Liebe und Ehe zu trennen" wird man die ähnliche Lüſternheit unſerer Zeit wahrnehmen, ſodaß man hier recht an Salomo's Ausſpruch im Weltlauf der Menſchen gemahnt wird: Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Es iſt ſehr intereſſant auch aus dieſen reichhaltigen Geſchichtsſcenen unſers Buchs ſich davon zu überzeugen: die etwas rauhe, mindeſtens ſtrenge, herbe Zeit iſt im Frauendienſt die ſchönſte geweſen; indem aber der Reiz der Contraſte ſich abſchleift, indem die Sitten weichlich, ja locker werden, indem ſogar oft die Umkehr natürlicher Verhältniſſe eintritt, findet alsbald das Laſter ſich ein, wie geſchniegelt und gebügelt es auch auftreten mag.

So haben wir denn den eigentlichen Höhepunkt unſers Werks mit dem ſechsten Abſchnitte erreicht, ſchon nach Dem was wir bereits am Anfange zu bemerken uns erlaubten, indem das Weib mit der „Vermählung" wenigſtens nach der geſchlechtlichen Seite und nach der des heiligen Berufs im ehelichen Leben bei ihrem Zwecke anlangt. Auch des Verfaſſers Auseinanderſetzung und bündige Zuſammenfaſſung der Gebrauchsweiſen, wie er die Momente der Verlobung, des Brautkaufs, die Mitgift, der Zugabe, der Ebenbürtigkeit, der Hochzeit und der verſchiedenen Arten ihrer Feier zu einem Ganzen überſchaulich in Eins bildet, mit einer überaus gründlichen Kenntniß der Geſetze und Literatur, alles Das tritt jetzt in ſein volles Licht, und wir thun daher gut uns kürzer zu faſſen, da wir bei ſo inhaltsvoller Ausſtattung mit unſern dürftigen Referaten noch mehr als bis dahin ſchon hinter einem ſolchen Darſteller zurückbleiben müßten.

Der ſiebente Abſchnitt führt uns ſodann „Die Ehefrau und die Witwe" vor. Wir lernen die Frauen dieſer mittlern Zeit in ſehr ſpeciellen Bezügen im Hausweſen kennen; die häuslichen Räume werden uns aufs glücklichſte veranſchaulicht, und

*) Man vergl. meine Schrift: „Frauen und Männer", S. 177 und 178.

wie der Verfaſſer da wo ein tieferes Eindringen nöthig iſt auch nirgend die Philoſophie der Geſchichte vernachläſſigt, um die lebendigen Urſachen zu enthüllen, die Verbindungslinien der Ereigniſſe zu ziehen und das Geſchehene auch mit dem Gedanken zu durchdringen, ſo weiß er ſolches Denken auch auf das Sachliche, auf die Objecte der Baulichkeit, der Kunſt und dergleichen anzuwenden, um uns das allmälige Werden auch auf dieſen Gebieten zu veranſchaulichen. So iſt die Hervorhebung des Identiſchen der Bedeutung in dem vediſchen Worte „garta“ von „Wagen und Haus“ ſehr fruchtbar an weitern Folgerungen. Wir ſtoßen hier auf den Uebergang des Nomaden zum Ackerbau und zu feſten Wohnſitzen. Der Wagen iſt das bewegliche Haus, das Haus wird ſpäter der feſtſtehende Wagen. Iſt ja auch in der dramatiſchen Kunſt der urſprüngliche Thespiskarren ſpäter feſt geworden. Der Verfaſſer ſagt unter Anderm: „Von den Kimbern bezeugt Plinius („Historia natur.“, VIII, 40) ausdrücklich daß ſie auf Wagenhäuſern wohnten. Eine Nachbildung dieſer Wagenhäuſer hat man mit vielem Grunde in der Bauart der Bauernhäuſer zu finden gemeint, welche im berner Oberland, Wallis, den Urcantonen, im nördlichen Schwaben, in Steiermark, hier und da auch in Schleſien auftritt.“ Eine ähnliche Verwandtſchaft und ähnliche Uebergänge ließen ſich unſers Erachtens zwiſchen Schiff und Haus nachweiſen. So ſind die Fahrzeuge jener faſt noch im Naturzuſtande lebenden Polen, der ſogenannten Dzimken, noch jetzt theils Floß, theils Schiff, theils Baracke mit ſpitzem Giebeldach. Die Kajüte jedes Schiffs ſetzt ſchon zum Hauſe an, und das urſprüngliche Schiff kann man noch heute in den Fiſcherdörfern mancher Gegenden in jedem Hauſe wiedererkennen. Sogar der ſtattliche Häuſerbau einer gewiſſen Periode in den frühern Hanſeſtädten verräth dem Beſchauer noch deutlich das Schiff. Endlich aber hat ſich ja in der Baukunſt der Name Schiff noch erhalten, um den Haupttheil der Kirche damit zu bezeichnen. Dieſe ganze Partie des Weinhold’ſchen Buchs iſt von unendlich reichem Ertrag für den denkenden Leſer zur lebhafteſten Vergegenwärtigung des allmäligen Fortgangs der Cultur. So auch jene Stelle wo er der Erdhöhlen gedenkt, in die man im Winter ſeine Zuflucht nahm, worin ſich gleichſam thieriſche Zuſtände noch kundgeben. Wenn der Verfaſſer S. 331 bemerkt: „Es drückt ſich in dieſer allgemein-germaniſchen Anlage das Streben des Germanen nach geſondertem Wohnplatze aus, das den Römern auffiel, welche nur zuſammenhängende Häuſerreihen und ſtetige Gaſſen der Dörfer und Städte kannten“, ſo bewährt ſich in dieſem Streben nach Unabhängigkeit, nach freier Beſtimmung auch in der Oertlichkeit und Einrichtung der Wohnung ohne vorgeſchriebene Abzirkelung vollſtändig jener urgermaniſche Sinn der Selbſtändigkeit überhaupt, den wir uns ebenfalls ſpäter durch Ausländer haben rauben laſſen. Das urgermaniſche Weſen ſträubt ſich eben daher auch, weil es in der Freiheit wurzelt, aus allen Kräften gegen jede verallgemeinernde, nivellirende, abſtracte Wohnexiſtenz, gegen die Eintönigkeit einer alles Individuelle vernichtenden, nur noch die Commune ausdrückenden Einrichtung der Wohnung, wie vielmehr nicht gegen ſolche Ausgeburten erhitzter Einbildungskraft, welche, wäre es möglich, ein ganzes Volk und noch beſſer die Menſchheit in ein Rieſenphalanſtère einquartieren möchte, um nur alle Eigenart und Unabhängigkeit ſchon im Beginne zu ertödten. Wir ſehen den germaniſchen Bauſtil, wenn auch erſt ſpät, wenn auch durch den romaniſchen bedingt, in ſchöner, ja erhabener Weiſe ſich entwickeln; er ſtrebt, ſehr bedeutſam, aus dem Reich der Schwere in das Aetheriſche, Ideelle, aus dem Dieſſeits in das Jenſeits hinauf in jenen himmelanſtrebenden Münſtern die ihresgleichen nicht wiederfinden. Indem der treffliche Verfaſſer immer weiter in die Kunſt eindringt (Malerei, Sculptur, Teppichweberei) könnte man fragen ob er dem nicht einen eigenen Abſchnitt hätte zuweiſen können, obwol er allerdings S. 333 dafür daß er es nicht gethan Andeutungen gibt. Dieſe Abtheilung ſchließt dann mit Bemerkungen über die Lagerſtätten während des Schlafs, über Geräthſchaften, über die Beleuchtung u. ſ. f.

So hätten wir den achten Abſchnitt erreicht, der uns in „Das geſellſchaftliche Leben“ unſerer Vorfahren einweiht. Wir werden hier nicht blos mit den Muſen, ſondern auch mit den Charitinnen des Mittelalters vertrautgemacht, freilich auch mit mancher Luſtbarkeit, bei der beide ausgeblieben ſind. Es beſchäftigt uns das Baden, Jagen, Trinken, Eſſen, aber wie der Verfaſſer alles Das behandelt, beweiſt er auch hier wie ſein er die Grenzlinie zu erkennen vermag, mit der eine höhere Region dieſer geſelligen Genüſſe beginnt, die Poeſie des Trinkens und der Gaſtmähler, und er legt ſehr paſſend die Erinnerung ein: „Nur uns modernen Germanen iſt es überlaſſen uns bei den Gaſtmählern zu langweilen.“ Ueber die Dichtkunſt und die Muſik des Mittelalters werden uns hier ſehr wichtige Aufſchlüſſe gegeben, ſo unter Anderm die genaue Unterſcheidung zwiſchen den Hofſängern, den Skalden und den Dichtern der höfiſchen Zeit. Die Naturfeier jener Tage, das Leben der Germanen in und mit der Natur wird uns in ſchönen Auseinanderſetzungen vorgeführt, und wir Jetzigen in unſerer welk und naturſcheu gewordenen Altklugheit könnten hier den Geſundbrunnen entdecken um uns zu ſtärken und zu verjüngen. Man empfindet es bei dieſen Schilderungen des Verfaſſers mit Schmerz daß wir heute in Maſſe keine Kindlichkeit, keine Naivetät, keine Phantaſie, daher auch wenig Poeſie der Wirklichkeit mehr beſitzen, weil wir die noch vorhandene nicht einmal mehr wahrnehmen. Daher auch der Verfall unſerer anderweiten Poeſie im großen Ganzen trotz alles lyriſchen Gezwitſchers und Concertirens und aller Novelliſtik und Romanſchreiberei und nun gar der weichlich-verkünſtelten Wiederaufſtutzung des Mittelalters; wir ſind zu geſetzt und trocken geworden, und das wirkt auf unſere ganze Cultur wieder auflöſend, zerſetzend zurück, wie ja ſelbſt ein großer Theil unſerer heutigen Kritik, wo ihr noch ein zartes, naturfriſches oder auch ein großartiges, kunſtreiches Gebilde überreicht wird, nur zerpflückend mit täppiſcher Hand dreinzufahren weiß. Wir vermögen aber für unſere heutige höhere Geſelligkeit die Kunſt eben deswegen ſo wenig würdig auszubeuten, weil wir uns nur noch ſo armſelig auf den Umgang mit der Natur verſtehen, an der wir mit Eiſenbahnhaſt vorüberfliegen, ohne ſie auch nur noch mit flüchtigen Blicken zu betrachten. Der Verfaſſer führt den Tanz der germaniſchen Horen oder, wenn man lieber will, die Proceſſion der Jahreszeiten an uns mit höchſter Lebendigkeit vorüber; er der ein ſo gründlicher, objectiver Forſcher und Darſteller iſt, wird hier zugleich lyriſch-ſubjectiv in der liebenswürdigſten Weiſe und erhöht durch ſolche Kraft der Begeiſterung den Werth ſeines ausgezeichneten Buchs um ein nicht Geringes. Seine Heimat, ſeine Jugend taucht vor ihm auf wie eine glänzende Fata Morgana. Wer denkt nicht bei Gelegenheit der „Jungen“ und der „Beſen“ an Goethe’s:

Beſen werden immer ſtumpf gekehrt
Und Jungens immer geboren.

Wie viel Herzſtärkendes leſen wir beim Verfaſſer hier und da auch zwiſchen den Zeilen! Kurz, wie die Sternbilder immer wiederkehren im heiligen Jahrescyklus des Himmels, ſo in jener Naturfeier der Germanen die Götter, aber auch die Heiligen, die Schutzpatrone, die Vertreter der Monate; das Ende wird wieder der Anfang, die Zeit wird Ewigkeit. Sehr ſinnreich kommt unſer Führer durch die Frauenwelt des Mittelalters jetzt auf den Tanz zu ſprechen, denn was er im Vorhergehenden ſo anmuthig geſchildert hat, iſt ja auch Tanz, nämlich Tanz der Zeiten. Nach weitern Betrachtungen über die Spiele, über den Ton der Unterhaltung, über Gaſtfreundſchaft, über Reiſen und ſittliche Zuſtände macht der Verfaſſer den Uebergang zum neunten Abſchnitt, der ſich über „Die Tracht“ der Frauen verbreitet und der unſerm ſchönen Geſchlechte viel Stoff zum Vergleichen, vielleicht auch zu neuen Combinatio-

nen bringen wird. Was die Nachäfferei des Auslandes, die Vernarrung vieler Deutſchen bis auf den heutigen Tag auf dem Gebiete der Tracht betrifft, ſo könnten wir S. 430 einige Beruhigung finden. Denn da das Hemde, indem es germaniſchen Herkommens zu ſein ſcheint und urſprünglich aus Leinwand ſo wie ſo verfertigt war, auch von den andern civiliſirten Völkern angenommen wurde, dürfte es uns einige Genugthuung gewähren daß doch wenigſtens der Grundanzug, das Subſtrat der Kleidung, trotz alles ausländernden An- und Ueberwurfs den Deutſchen verdankt wird und als unentbehrlich bis auf unſere Zeit ſich bewährt hat. Von der koloſſalen Kraft und Alles zermürſenden Zahnſchärfe unſerer Altvordern möge man S. 454 eine artige Probe leſen und daran glauben daß wir ungeachtet aller Pulver und Zahntincturen doch etwas entnervt und ſtumpf hinter jenen zurückſtehen.

Im zehnten und letzten Abſchnitte, „Rückblick" überſchrieben, recapitulirt der Verfaſſer die Hauptpunkte ſeiner Unterſuchung, indem er ſeinen Gang auf drei Stufen zurückführt, als: rohe Sinnenkraft, freie Menſchlichkeit, die Frau, Gegenſtand ſchwärmeriſchen Dienſtes. Die Worte mit denen er ſein Werk beſchließt documentiren den echtnationalen Sinn, das tiefe Gemüth dieſes Schriftſtellers, welche wir ſchon am Anfange wie im Verlaufe als Muſter für ſo Viele die Beides in unſern Tagen ſchuldig bleiben preiſen mußten. Das Weinhold'ſche Buch iſt ein Werk von bleibendem Werthe. Dieſer „Beitrag zu den Hausalterthümern der Germanen" iſt eines von den Heiligthümern unſerer Literatur welche den echtgermaniſchen Geiſt in würdiger Weiſe ehren und zur Anſchauung bringen, auf daß ſich Viele daran zu neuer Tüchtigkeit aufbauen möchten. Der Verfaſſer verdiente es daß die deutſchen Frauen ihm einen Ehrenkranz überreichten!

K. Jung.

Die prager Univerſität und ihre Bibliothek.

Wenn billig die Geſchichte der prager Univerſität, als einer der erſten und berühmteſten Hochſchulen auf deutſchem Boden, unſere ganze Beachtung verdient, ſo wird gewiß auch die Geſchichte ihrer Bibliothek unſerer Aufmerkſamkeit werth ſein; dürfte ja doch keine ohne die andere, mindeſtens in früherer Zeit, einen Schritt vorwärts zu thun im Stande geweſen ſein. Deshalb wird ſicher eine im verfloſſenen Jahre gedruckte Schrift von Joſeph A. Hanslik, früher Scriptor der prager Bibliothek, welche die Geſchichte und Beſchreibung dieſer Bibliothek zum Gegenſtande hat, darauf rechnen können, mit Intereſſe von den Wenigen geleſen zu werden welche in deren Beſitz zu kommen ſo glücklich geweſen ſind; denn leider hat die irrige Vorausſetzung daß derartige Schriften eine große Theilnahme von Seiten des gebildeten Publicums nicht erwarten dürfen den Verfaſſer veranlaßt, ſein Buch nur in 200 Exemplaren drucken und nicht im Buchhandel erſcheinen zu laſſen. Man hat alle Urſache zu bedauern daß ſomit die Lecture dieſes Buchs einer großen Anzahl von Leſern entzogen bleiben wird, und dies zwar umſomehr zu bedauern, als das Buch von wirklich hiſtoriſchem Werthe iſt und ſonſt noch eine faſt das Maß überſchreitende Fülle von intereſſanten bibliographiſchen und literariſchen Mittheilungen enthält, die nicht blos zur Belehrung von Bibliographen und Bibliothekaren, ſondern des gebildeten Publicums überhaupt weſentlich beitragen würden.

Die prager Univerſitätsbibliothek in ihrem gegenwärtigen Umfange iſt aus der allmäligen Verſchmelzung mehrer einzelnen, urſprünglich ſelbſtändigen und in ſich abgeſchloſſenen Sammlungen verſchiedener Größe und Bedeutſamkeit hervorgegangen. Unter dieſen Sammlungen verdienen die alte Caroliniſche Univerſitätsbibliothek mit Einſchluß der Sammlungen einzelner Collegien, die Clementiniſche Bibliothek der Jeſuiten, ſowie die neuere Caroliniſche und die Bibliotheken der in Böhmen aufgehobenen Jeſuitenklöſter als die hiſtoriſch wichtigſten hervorgehoben zu werden. Die beiden erſtern, und zwar die alte Caroliniſche als Grundſtamm und die Clementiniſche als Hauptbeſtandtheil, können als die bildenden, die andern mit allen ſpäter hinzugekommenen Sammlungen als die vermehrenden Elemente der jetzigen Univerſitätsbibliothek gelten. Die Gründung der alten Caroliniſchen Bibliothek fällt mit der Errichtung des erſten großen Collegiums, welches auf den Namen eines vollſtändigen Univerſitätsgebäudes mit Recht Anſpruch machen kann, zuſammen: Kaiſer Karl IV., der 1348 die Hochſchule begründet hatte, ließ 1366 ein großes, nicht nur für 12 Magiſter oder Profeſſoren, ſondern auch für alle akademiſchen Verhandlungen beſtimmtes Collegium, nach ihm Carolinum benannt, herſtellen und daſſelbe mit den zum akademiſchen Studium nöthigen Büchern verſehen, vermehrte auch dieſen nicht unbeträchtlichen Bücherbeſtand noch mit der 1370 um 100 Mark Silber erkauften, 114 Bände ſtarken Bibliothek des Wyſehrader Dechanten Wilhelm von Haſenburg. Beide Sammlungen bilden miteinander die eigentliche Caroliniſche Stiftung, die dadurch daß ſie Studirende und Gelehrte aus den weiteſten Fernen herbeizog nicht wenig zur Vergrößerung des Rufes und Glanzes der Hochſchule beigetragen hat. Nachdem die Bibliothek ſammt der ganzen Univerſität 1383 ihr Local mit einem neuen geräumigern vertauſcht hatte, erlag ſie dort leider bei den prager Aufſtänden 1419 und 1422 der Volkswuth zum größten Theile. Nichtsdeſtoweniger wuchs ſie aber wieder in der Folge, zumal durch zahlreiche und anſehnliche Geſchenke, zu ſehr bedeutendem Umfange an, ſodaß die Jeſuiten, als ihnen Kaiſer Ferdinand II. 1622 die ganze Univerſität mit allen ihren Nebenanſtalten übergab und die Bibliothek mit dieſen in das Clementinum wandern mußte, einen an Zahl und Werth namhaften Schatz von Büchern in Empfang nehmen konnten. Mit der Univerſitätsbibliothek wurden auch die den einzelnen Collegien eigenthümlichen Bibliotheken in das Clementinum, das den Jeſuiten 1555 eingeräumte Dominicanerkloſter zu St. Clemens, übergeſiedelt und dort mit den ſchon vorhandenen Sammlungen vereinigt, bis ſie ſammt dieſen ſelbſt 1773 bei Aufhebung des Jeſuitenordens in den Beſitz der neubegründeten Univerſität zurückkehrten. Zu den Clementiniſchen Sammlungen war durch die von 1556 — 60 nach Prag transportirten Bibliothek des verödeten Cöleſtinerkloſters auf dem Oybin, deſſen Einkünfte der Kaiſer zum Unterhalte des Jeſuitencollegiums angewieſen hatte, der erſte Grund gelegt worden, der, obſchon anfangs klein und unbedeutend, doch ſchnell durch viele und reiche Geſchenke zu einer überraſchenden Größe herangewachſen war. Die Stürme des Dreißigjährigen Kriegs waren faſt ohne Schaden, theils infolge kluger Vorſicht der Jeſuiten, theils gewiſſenhafter Fürſorge des akademiſchen Senats, an den vereinigten Clementiniſchen Sammlungen vorübergegangen, dieſelben hatten vielmehr währenddeſſen und ſpäter beſonders durch Ankauf der 4000 Bände ſtarken gräflich Herberſtein'ſchen Bibliothek ſo ſehr zugenommen, daß die neubegründete Univerſität doppelt und dreifach Das wieder vergütet erhielt was man dem alten Carolinum zu Gunſten der Jeſuiten entzogen gehabt, wenn auch Vieles aus den Clementiniſchen Sammlungen durch die Umtriebe der Exjeſuiten der Hochſchule verloren gegangen iſt. Erſt mit der Uebernahme dieſer Clementiniſchen Sammlungen ſah ſich die Hochſchule, die zwar ſchon ſeit 1638 unabhängig von den Jeſuiten im alten Carolinum zu vegetiren begonnen und ſich eine neue Bücherſammlung angelegt hatte, wieder im Beſitze eines ihrer würdigen Bücherſchatzes, der gegenwärtigen Centralbibliothek im gemeinſamen Bibliotheksſaale des Clementinum, in den auch die ſämmtlichen Jeſuitenbibliotheken von ganz Böhmen miteingezogen waren. Von jetzt an wuchs und gedieh die Centralbibliothek in der erfreulichſten Weiſe. Unter den vorzüglichſten Erwerbungen, welche ihr im Laufe der Jahre im reichſten Maße zutheilgeworden, ſind gleich anfangs 1777 die gräflich Kinſky'ſchen Sammlungen, aus einer größern, auf 45,000 Gulden geſchätzten Majoratsbibliothek auf dem Schloſſe Mazen in Niederöſtreich und zwei kleinern Privatbeſitzthümern des Grafen Franz

Kinſky beſtehend und über 10,000 Bände zuſammen ſtark, ſowie die Büchervorräthe von mehr als 50 Klöſtern und Stiftern, welche Kaiſer Joſeph II. durch Decret vom Jahre 1781 in Böhmen aufzuheben befohlen hatte, zu erwähnen. Denn wenn auch hinſichtlich der letztern Büchererwerbungen nicht zu überſehen bleibt daß darunter vieles für die Univerſitätsbibliothek Unbrauchbare und Ueberflüſſige ſich befinden mußte, ſo iſt derſelben doch aus dem Erlöſe der verkauften Doubletten und ſonſtigen unbrauchbaren Werke eine ſehr anſehnliche Summe Geldes zugekommen, die zumal durch außerordentliche Geldbewilligungen und Geldgeſchenke vergrößert, zum Ankaufe einer großen Menge brauchbarer und koſtbarer Bücher hat verwendet werden können. Daher iſt trotz der nicht übermäßig großen Gelddotation der Univerſitätsbibliothek nicht zu verwundern daß dieſe gegenwärtig bis zu einer Höhe von weit über 100,000 Bänden angewachſen iſt, zu welchem Beſtande allerdings die in Böhmen durch eine Reihe von Jahren angeordneten Büchercontiſcationen und die prager Buchdrucker, denen durch Erlaß vom Jahre 1782 die Ablieferung von Pflichtexemplaren an die Bibliothek auferlegt iſt, ein ſehr bedeutendes Contingent geliefert haben.

Was die Gelddotation der Univerſitätsbibliothek anlangt, ſo ſah ſich dieſe nach Aufhebung der Klöſter im Beſitze eines Capitals von 8100 Gulden, woran die Klöſter den hauptſächlichſten Antheil hatten. Während der Jahre 1821—27 betrug das Capital 16,466 Gldn. 40 Kr. W. W., was freilich ſelbſt unter Hinzurechnung von 1458 Gldn. W. W. jährlicher Beiträge eine nur geringe Summe in gutem Gelde, 1826 nur 841 Gldn. 37 Kr., das Jahr über der Bibliothek zur Verfügung ſtellte. Seit 1827 genoß die Bibliothek ein jährliches Einkommen von 1600 Gldn. Conv.-M., ſeit 1850 von 2500 Gldn. Conv.-M. 75.

Neues über China.

A Journey to the Tea countries of China; by *Robert Fortune*. London 1852.

Bald nachdem der Verfaſſer obenbemerkter Reiſe in die Theeländer von China ſeinen „Three years' wanderings in China" (London 1847), das Lob der Kritik und den Beifall der Leſewelt gewonnen hatte, erhielt er von den Directoren der Oſtindiſchen Compagnie den willig angenommenen Auftrag nach China zu reiſen, ſich dort in den vorzüglichſten Theediſtricten Theepflanzen und Samen zu verſchaffen, des Theebaus kundige Eingeborene anzuwerben und dieſe wie jene nebſt allen erfoderlichen Werkzeugen in die von der Oſtindiſchen Compagnie am Fuße der Himalayagebirge angelegten Theepflanzungen zu bringen. Die Löſung dieſer Aufgabe beſchäftigte den Verfaſſer vom Sommer 1848 bis Ende 1851. Daß er ſie nach allen Richtungen zur Zufriedenheit ſeiner Committenten gelöſt hat, iſt für letztere unſtreitig das Wichtigſte und ehrenvoll für ihn. Aber auch die Literatur muß ihm für das oben rubricirte Werk danken; es iſt ein echter Reiſebericht alles Bemerkenswerthen was er auf ſeinen Zügen durch jene weiten, wenig gekannten Strecken geſehen und erlebt hat. Dies und nur dies ſoll die Unterhaltung der Leſer ſein. Er läßt daher die politiſchen, ſocialen und religiöſen Fragen des chineſiſchen Reichs unberührt, erwähnt von den Finanzen, vom Handel und von den Erwerbszweigen kaum mehr als der Zweck ſeiner Miſſion erfodert, und beſchränkt ſich auch hier, ſtatt eine ſtaatswirthſchaftliche, ſpeculative Abhandlung zu ſchreiben, auf Zahlen und Thatſachen. Unverrückt ſein Ziel im Auge erzählt r klar und einfach, und was ſeinem Vortrage vielleicht an Eleganz abgeht, das wird reichlich durch das geweckte Vertrauen ur Wahrheit ſeiner Mittheilungen erſetzt. Wie es Portraits ibt, deren Aehnlichkeit mit dem Originale man beſchwören öchte, ſo trägt das Buch in jeder Zeile das Gepräge der hrlichkeit, vom Anfange bis zum Schluſſe keine Veranlaſſung u ungläubigem Kopfſchütteln. Und iſt dem wirklich ſo, hat der Verfaſſer nirgend getäuſcht, ſo macht das Buch einen den Chineſen als Volk im Allgemeinen ſehr günſtigen Eindruck, zeugt wenigſtens in den vom Verfaſſer bereiſten Gegenden von Fleiß, Sorgſamkeit, Streben nach vorwärts und einem in deſſen Folge Aufblühen der großen und kleinen Städte, mit einem Worte, von einem Zuſtande der Dinge welcher keineswegs ſchlecht zu nennen und nicht im entfernteſten ſo ſchlecht iſt wie man auf Grund mancher Berichte vermuthen müßte. Damit ſoll aber weiter Nichts und durchaus nicht geſagt ſein daß die Chineſen etwa ſogar uns Deutſche oder auch nur die Engländer und Franzoſen an Wahrheitsliebe, Reinlichkeit und perſönlichem Muthe übertreffen und Solches ſich aus dem Buche des Verfaſſers beweiſen laſſe. Was jedoch in dieſer Beziehung den Chineſen fehlt, das fehlt ihnen gemeinſam mit faſt allen Völkern Aſiens, iſt folglich kein chineſiſches, ſondern ein aſiatiſches Deſideratum. Namhaft günſtig äußert ſich der Verfaſſer über die vielen großen Städte die auf ſeinem Wege lagen, und über die Aufnahme die er auf dem platten Lande fand. Es heißt gewiß etwas und würde ſelbſt auf dem europäiſchen Continente etwas heißen daß er bei einer wochenlangen, Hunderte von Meilen weiten Tour nicht eine einzige Unannehmlichkeit, wol aber viel Zuvorkommenheit erfuhr. Daß er ſo klug war ſich in die chineſiſchen Gebräuche zu fügen, ſich den Kopf ſcheren zu laſſen, chineſiſch-ernſt auszuſehen, aus einer chineſiſchen Pfeife zu rauchen und ſtatt auf Meſſer und Gabel zu beſtehen, ganz ruhig mit hölzernen Stäbchen zu eſſen, trug wahrſcheinlich zu jener Freundlichkeit das Seinige bei. Doch wurde deshalb um Nichts weniger der Ausländer in ihm erkannt, „der Loi-ya aus dem fernen Lande jenſeit der großen Mauer".

Die äußerſten vom Verfaſſer erreichten Punkte waren die Bergketten Woo-e-ſhan und Bohea. 47.

Noack's Gottmenſchlichkeit.

Seit die Begriffabel vom Einen und Allen ſich in der Philoſophie eingefunden, haben die Philoſophen ſie freundlich empfangen und neuerdings in Deutſchland ſorgfältig ausgeſchmückt. Ich nenne das All-Eins *Fabel*, weil menſchliches Bewußtſein, Erkennen und Wollen auf einem Dualismus des Innern und Aeußern, Subjectiven und Objectiven, Geiſtigen und Materiellen u. ſ. w. ruht; ich nenne es Begriff, weil dieſer darin ſich ſelbſt wiederſpiegelt als Einheit des Allgemeinen und Beſondern, des Ganzen und ſeiner Theile, während Wahrnehmungen und Vorſtellungen in das viele Unterſchiedene ſich verlieren und nach Leibniz' Behauptung nicht einmal zur Anſchauung der Identität zweier Blätter deſſelben Baums gebracht werden können. Wird nun der Act des Begreifens als Grundlage der Wahrheit in menſchlicher Erkenntniß geſetzt, ſo wird das in derſelben gefundene Viele zur Fabel, zum Scheine, der überwunden werden muß, welche Aufgabe der Philoſoph ſich ſtellt, und zwar in Bezug auf alles Erkannte, weswegen nach Hegel's Bemerkung die Wahrheit der Philoſophie dem geſunden in eine Mehrheit von Vorſtellungen ſich vertiefenden Menſchenverſtande widerſinnig und abgeſchmackt dünkt. Um dieſen misliebigen Schein zu überwinden geſchieht eine Aufnahme deſſelben in das Sein, eine Gleichſetzung des letztern mit dem Werden, als Ausdruck des Vielen in abſoluter Einheit, denn „was wäre das Weſen (Sein), wenn es nicht erſchiene?" Spinoza alſo beginnt ſeine Philoſophie mit dem Begriff der Subſtanz (Alleinheit), deren Attribute und Modi ihre Beharrlichkeit nicht verändern; ſelbſt Hegel, bei welchem das Werden vorſchlägt, beſtimmt dieſes als das Andere ſeines eigenen Seins.

Weil alle unſere Erkenntniß ein Gemächte von Vorſtellungen und Begriffen iſt, ſo hat man das Verhältniß Desjenigen was ich Fabel und Wahrheit nannte feſtzuhalten, um den Faden durch das Labyrinth der philoſophiſchen Syſteme, beſonders der Deutſchen ſeit Kant, zu finden. Gilt der Dualismus

des Bewußtſeins für unabweisliche Grundlage menſchlicher Wahrheit — welchem vielleicht ſehr wenige heutige Philoſophen beiſtimmen —, ſo wird der ihm entgegengeſetzte Monismus zur unberechtigten Begriffspoeſie; gilt hingegen die letztere als entſchiedenes Kennzeichen des Philoſophiſch-Wahren, ſo fällt aller Dualismus in die unberechtigte Vorſtellungspoeſie. Dabei bleibt nach beiden Seiten entſchieden daß nicht jedes Farbige der Vorſtellungspoeſie und nicht jedes Grau der Begriffspoeſie — welches letztere Hegel für Philoſophie in Anſpruch nimmt — wahr heißen könne, ſondern es muß die wahre Erkenntniß darin gelegen ſein, die rechte Farbe und das rechte Grau für jene wie für dieſe nachzuweiſen.

Es käme alſo an auf eine Orlhodoxie des Farbigen und Grauen, wie ſolche für das Chriſtenthum geſucht, in der Tradition häufig durch Ketzereien geſtört worden, in den Schulen der kirchenfreien Philoſophie ebenſo wenig zuſtandegebracht und doch als Ziel alles Vorſtellens und Begreifens Kirchen wie Schulen vorgeſchwebt. Sie beide wurden dadurch ſtets ineinander gewickelt, ſtritten über Vorzüge, und neuerdings iſt ihre vereinigte Beſtrebung der ſpeculativen Theologie anheimgefallen, welche ſchon durch ihren Namen ſich als eine begriffspoetiſche ankündigt. Wirklich enthalten theologiſche Schriften, ſofern ſie nicht blos hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchungen und Auslegungen vorbringen, die Lehren neudeutſcher Philoſophie, welche als Religionsphiloſophie reinigende Vollendung des Chriſtenthums oder deſſen Beſeitigung herbeiführen ſollen, und Noack wird unter Denen gerühmt welche dafür am weiteſten fortgeſchritten.

Wenn Religion im Allgemeinen Verehrung höhern Weſens iſt als der Menſch, ſo ſcheint mit dieſer Beſtimmung ſchon ein Dualismus anerkannt, nämlich des Verehrten und Verehrenden, welchen der Monismus zu verflüchtigen bemüht iſt, dadurch aber den weſentlichen Charakter der Religion aufhebt. Noack ſieht dieſes bei Hegel und Feuerbach; er ſagt („Theologiſche Encyklopädie"): „Indem Hegel die Religion als Entwickelung Gottes zum abſoluten Selbſtbewußtſein durch die Vermiltelung des endlichen Geiſtes faßte, iſt die Religion als ſolche ihrem wahren ſpecifiſchen Weſen nach aufgehoben und die in die Entzweiung eingegangene und im abſoluten Wiſſen wiederum mit ſich verſöhnte Gottesidee ſelbſt an die Stelle des religiöſen Verhältniſſes geſetzt. Somit war es nur die ausgeſprochene Thatſache und Conſequenz des Hegel'ſchen Standpunkts, wenn L. Feuerbach dieſen Unterſchied als den weſentlichen und abſoluten Gegenſatz des religiöſen und philoſophiſchen Standpunkts offen verkündigte und das Chriſtenthum als die Religion des Widerſpruchs bezeichnete und die ſich ſelbſt verſtehende Theologie in Anthropologie verwandelte. Seine Wahrheit und relative Berechtigung beſteht in der entſchiedenen Rückkehr von hohlen Transſcendenzen auf den menſchlichen Standpunkt; die Aufgabe der Philoſophie beſteht nun darin, das Weſen der Religion als dem wahren Weſen des Menſchen immanent und mit demſelben identiſch aufzuzeigen. Nach Feuerbach iſt Religion die Identität des menſchlichen Weſens mit ſich ſelbſt. Damit iſt uns das reine Selbſtbewußtſein als ſolches bezeichnet, ohne daß die Beziehung auf das demſelben immanente transſcendente Princip, welches die abſolute Bedingung des Selbſtbewußtſeins iſt, ebenfalls in die Definition aufgenommen wäre. Erſt wenn dieſes geſchehen, kommt der adäquate Begriff des religiöſen Selbſtbewußtſeins oder der Religion ſchlechthin zu Stande." (S. 486 fg.)

Hiernach iſt der wahre Monismus bei Hegel und Feuerbach nicht anzutreffen. In ihrem Religionsbegriff ſind die beiden Seiten des religiöſen Verhältniſſes zur Identität zuſammengegangen; bei jenem verlor ſich das menſchliche Selbſtbewußtſein in die objective Seite, die Selbſtentwickelung Gottes zum Sichwiſſen im Menſchen; bei dieſem trat die ſubjective menſchliche Seite ſa ſehr in den Vordergrund daß die objective, nämlich Gott, nicht zu ihrem Rechte kam. Schleiermacher ahnte dies und ging zurück auf die jenen beiden zum Grunde liegende tiefere Einheit des unmittelbaren Selbſtbewußtſeins. Doch iſt ein Mangel, der noch von den gewöhnlichen Vorſtellungen vom Weſen der Religion ihm anklebt, daß das paſſive Verhalten des Ich die Hauptſache iſt und die Freiheit und Thätigkeit des Subjects faſt verſchwindet und das Weſen der Religion als ſchlechthinnige oder abſolute Abhängigkeit beſtimmt wird, welcher gegenüber die freie That ein Jenſeitiges und Transſcendentes für das menſchliche Bewußtſein blieb.

Mag ſein daß Schleiermacher die Abhängigkeit zu ſehr in den Vordergrund ſtellt, ein Merkmal der Religion iſt ſie gewiß, und zwar ein aus Dualismus entſpringendes, wobei die eigene That — wenn auch abhängig — nicht als ein Jenſeitiges, ſondern als ein dem Menſchen Angehöriges im Bewußtſein erkannt wird. Das Maß der Abhängigkeit kann größer oder kleiner gedacht werden, aber ſolange dem Worte ein Sinn bleibt, iſt mit ihr ein Verhältniß des Menſchen und ſeiner perſönlichen Wirkſamkeit zum höhern Weſen ausgedrückt.

Noack nennt „das Weſen des Menſchen das Ich, als den einen und ewigen Grund von Allem was an und in ihm iſt, und in Allem was der Menſch iſt iſt der Menſch ſeine eigene That und Selbſtbeſtimmung; wenn daher die Religion weſentlich zur Menſchheit gehört, ſo iſt der ewige Grund derſelben das menſchliche Weſen, das Ich". Dies mag gelten für den intellectuellen Kreis des Bewußtſeins; das Ich begleitet nicht allein alles Denken, Vorſtellen und Handeln, ſondern es iſt das denkende, vorſtellende und handelnde Weſen. Nun fährt Noack fort: „Es iſt allgemeine Thatſache daß das menſchliche Selbſtbewußlſein ſeinen ewigen Halt und Beſtand, ſeine wahrhafte Wirklichkeit in einem andern und höhern hat, und daß der menſchliche Geiſt, indem er zu ſich ſelbſt kommt und ſich als Ich erfaßt, in dieſem unmittelbaren Acte ſelbſt nothwendig dieſes höhere von ihm ſelbſt unabhängige Princip mitgeſetzt findet" (S. 114). Wie ſo? Man dürfte meinen, damit ſei eben der Anſicht Schleiermacher's beigeſtimmt und Dasjenige bezeichnet was von Theologen und Philoſophen als innere Vernunftoffenbarung der äußern hiſtoriſchen gegenübergeſtellt worden. Jedenfalls iſt das höhere von dem ſubjectiv ſich erfaſſenden Ich durch es ſelbſt unabhängig geſetzte ein objectives und bewährt den urſprünglichen Dualismus des menſchlichen Selbſtbewußtſeins. So ſoll es indeſſen laut dem Monismus des Verfaſſers nicht genommen werden, denn er ſagt: „Dieſes immanenl-transſcendente Princip wird in der Vorſtellung als äußerlich bleibend in ein räumliches und zeitliches Jenſeits geſetzt." Abgeſehen von dem Räumlichen und Zeitlichen, welche für das Ich ebenſo wol ein Dieſſeits als ein Jenſeits ſind, bleibt doch die Setzung als ein objectives vollkommen berechtigt; denn es war in der Immanenz des Gedankens die Transſcendenz mitgeſetzt, alſo ein Nichtſubjectives, gleichwie bei der Immanenz jedes Denkens ein Bezug auf das Gedachte. Soll die Immanenz für ſich Alles in Allem ſein, ſo muß die Transſcendenz des Gedachten wegfallen und das Ich ſich ſelber objectiviren auf Feuerbach'ſche Weiſe, oder Gott ſich im menſchlichen Bewußtſein ſubjectiviren nach Hegel's Angabe, damit aber jene von Noack aufgeſtellte Thatſache des menſchlichen Bewußtſeins und der Religion ſelbſt in Schein ſich verwandeln.

Dennoch erklärt der Verfaſſer die Idee der Religion, welche ihm mit der Idee der Offenbarung ſchlechthin zuſammenfällt, als die Idee der Gottmenſchheit oder der ewigen göttlichen Perſönlichkeit des Menſchen (S. 144). Gewaltſam wird die Transſcendenz des Gedankens von der Immanenz verſchlungen oder vielmehr darin aufgehoben und der Dualismus des Bewußtſeins verleugnet. Objectivirung der Religionen erſcheint ſodann als durchgehender Irrthum der Menſchengeſchichte, und der Verfaſſer nimmt Anlaß, die verſchiedenen Religionsſyſteme der Völker ſeiner Beurtheilung zu unterwerfen, bei denen natürlich immer Begriffspoeſie und Vorſtellungspoeſie mitgewirkt und welche nach dem Standpunkte jedes Beurtheilenden eine verſchiedene Würdigung geſtatten, die man ihnen hat in neuern Schriften hinreichend zu-

theil werden laſſen. Das perſönliche Selbſtbewußtſein des religiöſen Geiſtes ſoll ſich „nach ſeiner ſubjectiven Seite in den religiöſen Genien oder Heroen zur Erſcheinung bringen, und in dieſem Gebiet repräſentiren wiederum die religiöſen Genien im höchſten Sinn des Worts, zum Theil als Religionsſtifter, das religiöſe Bewußtſein in ſeiner freien perſönlichen Vollendung, die Prieſter den religiöſen Verſtand, die Propheten die religiöſe Phantaſie und das Gemüth" (S. 251). Gut dann; was ſie begeiſtert mittheilen und wirken, befeſtigt bei den Zeitgenoſſen die Objectivität der Transſcendenz ihres religiöſen Bewußtſeins, iſt eine äußere Offenbarung, welche der innern entſpricht und jene entſchiedene Gewißheit der Ueberzeugung hervorbringt welche den Gläubigen auszeichnet. Religion wird weiter darin ſich erweiſen, das Verhältniß des Menſchen zur Gottheit ſtets vor Augen zu haben, Störungen deſſelben zu vermeiden und entſtandene zu entfernen, wofür die gottesdienſtlichen Gebräuche, beſonders Opfer, eingeführt wurden. Mit der Idee ewiger göttlicher Perſönlichkeit des Menſchen, welche laut dem Verfaſſer mit der Offenbarung zuſammenfällt, fehlt hierfür alle Veranlaſſung und Bedeutung; denn es iſt die zeitliche, menſchliche Bedürftigkeit, welche im Selbſtbewußtſein ein Höheres als die eigene Perſönlichkeit anerkennt und einen Gott verehrt, weil ſie kein ewiges Göttliches in ſich ſelbſt findet.

Gottmenſchlichkeit, wie man ſieht, iſt eine Aufhebung des Transſcendenten im Selbſtbewußtſein, mithin eine Aufhebung der Religion, ſie iſt eine ſich genügende Anerkennung des eigenen Weſens, und Noack nimmt dieſen Standpunkt für ſeine Anſicht des Chriſtenthums. „Der Menſch als Adam, der natürliche aus ſeiner Natürlichkeit zu ſeiner Idee ſich emporringende Menſch bildet das Intereſſe der Phänomenologie, der andere Adam, der erſchienene Gottmenſch, der ſich zum Bewußtſein der Einheit Gottes mit der Menſchheit und der Menſchheit in Gott erhoben und in und aus dem Bewußtſein dieſes wahren univerſalen Weſens der Menſchheit heraus gehandelt und gelebt hat, iſt nun eben der concrete Inhalt der Ideologie des religiöſen Geiſtes. Sofern Jeſus ſein gotteiniges Selbſtbewußtſein auch im Leben und Thun unmittelbar ausprägte und ſich ſelbſt als plaſtiſche Geſtalt dieſes Gottesbewußtſeins hinſtellte, iſt er der Erlöſer der Menſchheit geworden, die in ihm ihr eigenes Ideal zum erſten male ungekannt und ungewußt in gegenſtändlicher Wirklichkeit zum erſten male ſchaute." (S. 380, 403.) Das an philoniſch-neuplatoniſche Philoſophie ſich anſchließende Syſtem des Origenes hält der Verfaſſer für den reifſten Ausdruck des urchriſtlichen Selbſtbewußtſeins in ſeiner noch dualiſtiſch-transſcendenten, über Gegenſatz von Unendlichem und Endlichem, Nothwendigkeit und Freiheit nicht hinauskommenden Beſtimmtheit. (S. 429.) Allein der Verfaſſer hatte doch das Transſcendente im urſprünglichen religiöſen Bewußtſein anerkannt, mithin auch den Dualismus, welchen er durch dieſe Aeußerungen verwirft. Das Chriſtenthum hingegen hält an dem Dualismus feſt, Chriſtus betete zu Gott, und die Gottmenſchlichkeit des Verfaſſers könnte nur zu ſich ſelbſt beten; ſodaß man das Weſen der Religion und des Chriſtenthums weder in dem Monismus Hegel's noch demjenigen Feuerbach's noch dem verbeſſernwollenden des Verfaſſers zu finden weiß und von ihm ſagen muß, was er von Hegel mit Recht behauptet: „dieſer habe die Religion als ſolche ihrem wahren ſpecifiſchen Weſen nach aufgehoben." Am Ende möchte dann die irgendwo ausgeſprochene Behauptung gerechtfertigt ſein, es führe die Philoſophie alle mal zum Atheismus, wenigſtens gewiß die neuerdings beliebte des Monismus, von welchem ſich loszuſagen die Gottmenſchlichkeit der Philoſophen ihnen nicht geſtattet.

Gleichſam zur Strafe macht ſich bei Noack der aus menſchlichem Bewußtſein vertriebene Dualismus in der Beſtimmung des Weſens der Gottheit wieder geltend, welches von ihm nach Solger ein ewig ſeiendes und nichtſeiendes (dualiſtiſch) genannt wird. Wir leſen: „Gott iſt in ſeinem an ſich ſeienden Weſen, in ſeiner reinen Innerlichkeit für die Erkenntniß unfaßbar, in ſich ſelbſt ein rein einfaches und eigenſchaftsloſes, keinem Werden und Wechſel, keiner Veränderung und Entwickelung unterworfenes, in ſich ſelbſt rein vollendetes und in ſich verharrendes in ewiger Sichſelbſtgleichheit und reiner Freiheit vor, in und über (dualiſtiſch) allem Daſein und Bewußtſein verharrendes Weſen, welches als eins und daſſelbe in Allem und Jedem gegenwärtig und offenbar, die durch Alles und Jedes hindurchſchreitende, gleichwol vom Zuſammenhange der Weltentwickelung und des Bewußtſeins unberührte und in Allem zugleich über (dualiſtiſch) Allem unendlich erhabene Vorausſetzung alles Daſeienden iſt." (S. 496.)

Zum Schluß noch lehrt der Verfaſſer: „Nicht die Sittlichkeit iſt Mutter der Religion, ſondern umgekehrt Religion Mutter der Sittlichkeit." Was kann die Tochter bedeuten, wenn die Mutter ihrem wahren ſpecifiſchen Weſen nach aufgehoben iſt?

O quam misera res est homo, nisi supra
humana se erexerit. (Seneca.)

36.

Notizen.

Das claſſiſche Alterthum und die moderne Cultur.

Wilhelm von Humboldt ſchrieb einmal an Goethe (vergl. die Schrift des Letztern: „Winckelmann und ſein Jahrhundert", in der neueſten Octavausgabe XXIV, 18 fg.): „Ich kenne für mich nur noch zwei ſchreckliche Dinge, wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizirten Stadt machen wollte, in der kein Menſch mehr Meſſer trüge; nur wenn in Rom eine ſo göttliche Anarchie und um Rom eine ſo himmliſche Wüſtenei iſt, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr werth iſt als dies ganze Geſchlecht." In dieſen Worten ſpricht ſich Nichts weniger als ein wollüſtiges Schwelgen in der Antike und eine übertriebene Begeiſterung für das römiſche Alterthum, ſondern vielmehr ein ganz richtiges und geſundes, nur freilich von der innigen Kenntniß des Geiſtes des antiken Lebens und des römiſchen Alterthums und von warmer edler Liebe dazu getragenes Gefühl aus, nämlich das Gefühl: daß, jemehr der Alles nivellirende Sinn moderner Cultur und Civiliſation an dem irgendwie auf uns gekommenen Leben des Alterthums reſtaurirt und nach einem gewiſſen Syſteme an den äußern Erſcheinungen ſeiner innerlichen und naturwüchſigen Entwickelung herumkünſtelt, das antike Leben und das antike Weſen verſchwindet und ſeine eigenſte Natur verliert. Wie es wahr iſt daß die antiken Statuen und Sculpturen, die der griechiſche Boden, die griechiſche Luft und der griechiſche Himmel geboren und gepflegt hat, wenn ſie aus dieſer Sphäre geriſſen und in ein anderes Klima verſetzt werden, die Bedingungen ihres eigenſten Weſens verlieren und der rechten Grundlage für ihr innerſtes Verſtändniß, für das wahre Kunſtſtudium entbehren: ſo iſt auch das moderne und kunſtgerecht moderniſirte Rom, ſo iſt in gleichem Grade das ganze, nach dem Syſteme moderner Wiſſenſchaft cultivirte Alterthum nicht mehr das antike Rom, nicht mehr das Alterthum ſelbſt. Noch mehr als dies von Rom und von dem römiſchen Alterthume wahr iſt, gilt es vielleicht von Griechenland; und wenn es auch aus mancherlei Gründen geradezu unmöglich geweſen, in das Leben des in ſehr beſchränkter Weiſe wiedergeborenen Griechenlands das Leben des helleniſchen Alterthums zurückzuführen, ſo kann doch Niemand der ein richtiges Gefühl und ein geſundes Urtheil hat leugnen wollen daß die Spuren altgriechiſchen Lebens und Weſens, die ſich in den Verhältniſſen des neuen Griechenland erhalten haben, umſomehr haben verwiſcht und verdrängt werden müſſen, jemehr man dort im modernen Sinne hat cultiviren und reſtauriren wollen. Moderne Cultur iſt im antiken Sinne oft nur — die Barbarei der Uncultur.

8.

Georg Stephens.

Die engliſchen Journale kündigten vor Jahresfriſt den Tod eines dramatiſchen Dichters an, auf den das engliſche Theater die lebhafteſten Hoffnungen gegründet hatte. Georg Stephens war der Verfaſſer eines Romans, der bei ſeinem Erſcheinen viel Aufſehen erregte und „Die Handſchriften Erdely's" hieß, ſowie eines Dramas mit Chören und Muſik: „Martinuzzi". Andere Dramen, die nicht zur Aufführung kamen und von denen wir den „Vampyr", „Die Königin von Ungarn", „Montezuma" anführen wollen, hatten die Aufmerkſamkeit aller Derer auf ſich gezogen die ein dramatiſches Talent auch außerhalb der Bühne anerkennen. Die Phantaſie war der vorherrſchende Zug des Verfaſſers, der in manchen Punkten Zacharias Werner glich und dem es zum allgemeinen Beifall des modernen Publicums nur an einiger Mäßigung ſeines leidenſchaftlichen, oft beredten, oft aber auch geſchmackloſen Ausdrucks fehlte. Seine Tragödie „Martinuzzi" war im Jahre 1840 als Oper im Lyceum zur Aufführung gekommen und der Verfaſſer hatte in der That die Arien und die Muſik dazu gegeben, um das Geſetz zu umgehen, welches dem privilegirten und dem Haymarket-Theater das Recht Trauerſpiele aufzuführen allein gewährte. Stephens, ein großes, aber ungeregeltes Talent, war vom Glück nicht begünſtigt, ſeine Geſundheit war lange Zeit angegriffen und er ſtarb am 15. October 1851 in London. 11.

Die nordamerikaniſche Tagespreſſe.

Laut den über die nordamerikaniſche Tagespreſſe veröffentlichten ſtatiſtiſchen Nachweiſen beſaßen die Vereinigten Staaten im Juni 1851 nicht weniger als 2800 dahin gehörige Blätter und Zeitſchriften. Davon erſchienen:

täglich	350	mit einem Abſatze von	750,000	Erempl.;
3 mal wöchentlich	150	" " " "	75,000	"
2 " "	125	" " " "	80,000	"
1 " "	2000	" " " "	2,875,000	"
halbmonatlich	50	" " " "	300,000	"
monatlich	100	" " " "	900,000	"
vierteljährlich	55	" " " "	29,000	"

Von der Geſammtſumme der verſchiedenen Zeitungen treffen 424 auf Neu-England, 876 auf die Mittelſtaaten, 716 auf die ſüdlichen und 784 auf die weſtlichen Staaten, und im Durchſchnitt trifft eine Zeitung auf 7161 freie Einwohner. 13.

Bibliographie.

Deutſches Balladenbuch. Mit Holzſchnitten nach Zeichnungen von A. Ehrhardt, Theobald v. Oer, H. Plüddemann, L. Richter und E. Schurig. 1ſte Lieferung. Leipzig, G. Wigand. Hoch 4. 10 Ngr.

Belani, H. E. R., Kronprinz Friedrich, ſeine Zeit und der Hof ſeines Vaters Friedrich Wilhelms I. Geſchichtliches Lebensgemälde und Zeitbild. Drei Theile. Leipzig, C. L. Fritzſche. 1853. 8. 4 Thlr.

Binzer, C. E., Gedichte. Kopenhagen, Schwartz. 1853. 8. 1 Thlr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 8ter Band. — A. u. d. T.: Heinrich v. Veldeke. Herausgegeben von L. Ettmüller. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

Diez, Katharina, Dichtungen nach dem Alten Teſtament. Berlin, Decker. 16. 1 Thlr.

Düringsfeld, Ida v., Amimone. Ein Alpenmärchen vom Genferſee. Breslau, Trewendt u. Granier. 16. 22½ Ngr.

Die Eroberung Livlands unter Peter dem Großen. Hiſtoriſcher Roman. Nach dem Ruſſiſchen. Deſſau, Katz. 8. 3 Thlr.

Féval, P., Pfingſtroſe. Aus dem Franzöſiſchen. 1ſtes und 2tes Bändchen. Quedlinburg, Baſſe. 16. 10 Ngr.

Grün, A., Gedichte. 10te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heine, H., Die Harzreiſe. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 27 Ngr.

Helfferich, A., Engländer und Franzoſen. Eine Parallele. Berlin, Hertz. 8. 1 Thlr.

Heyſe, P., Die Brüder. Eine chineſiſche Geſchichte in Verſen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Jordan, A., Schloß und Wald. Berlin, Schroeder. 16. 27 Ngr.

Karczewski, P. A. O. v., Enthüllungen des Landes-Lotterie-Weſens oder die fünf Senatoren in Genua. Berlin, Th. Enslin. Gr. 8. 15 Ngr.

Kinkel, Johanna, Acht Briefe an eine Freundin über Clavier-Unterricht. Stuttgart, Cotta. 8. 12 Ngr.

Klopp, O., Geſchichten und Charakterzüge der deutſchen Kaiſerzeit von 843—1125. Nach den Quellen erzählt. Leipzig, Weidmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Köpke, E., Charlotte v. Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berlin, Hertz. Gr. 12. 20 Ngr.

Mautner, E., Luſtſpiele. I. Das Preis-Luſtſpiel. II. Gräfin Aurora. Wien, Wallishauſſer. Gr. 12. 1 Thlr.

Mejer, O., Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Mit beſonderer Rückſicht auf Deutſchland dargeſtellt. 1ſter Theil. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Morel, G., Gedichte. Einſiedeln, Gebr. Benziger. 16. 24 Ngr.

Mutzl, S., Die Cella S. Maximiliani zu Biſchofshofen, und die älteſte Geſchichte Bayerns. Regensburg, Manz. Gr. 4. 7½ Ngr.

Niendorf, M. A., Die Hegler Mühle. Cyklus märkiſcher Lieder. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Radowitz, J. v., Geſammelte Schriften. 1ſter Band. Berlin, G. Reimer. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— — Daſſelbe. 2ter Band. — A. u. d. T.: Reden und Betrachtungen. Ebendaſelbſt. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Sagen und Märchen. Geſammelt und herausgegeben von einem katholiſchen Geiſtlichen. Mit 1 Titelkupfer. Emmerich, Romen. 8. 20 Ngr.

Scherr, J., Geſchichte deutſcher Cultur und Sitte. In drei Büchern dargeſtellt. 1ſtes Buch: Katholiſch-romantiſche Zeit. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwerin, Franziska, Gräfin, Das Teſtament des Juden. Ein Roman. Drei Bände. Königsberg, Samter. 8. 3 Thlr.

Sorg, N., Vier Predigten über den Selbſtmord. Ravenburg, Dorn. Gr. 8. 5 Ngr.

Stowe, H. B., Sklaverei in dem Lande der Freiheit oder das Leben der Neger in den Sklavenſtaaten Nordamerika's. Nach der 15. Auflage von Onkel Tom's Cabin. Mit einem Vorworte. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Thlr.

Magdeburger Weisthümer, aus den Originalen des Görlitzer Rathsarchives herausgegeben von T. Neumann. Mit einem Vorwort von E. T. Gaupp. Görlitz, Heyn. 8. 1 Thlr.

Wildermuth, Ottilie, Bilder und Geſchichten aus dem ſchwäbiſchen Leben. Stuttgart, A. Krabbe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Wohlmuth, L., Blumen des Bayriſchen Hochlandes. Dichtungen. Erlangen, Palm u. Enke. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.

Wolff, J. W., Die deutsche Götterlehre. Ein Hand- und Lesebuch für Schule und Haus. Nach J. Grimm u. a. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Zimmermann, R., Was erwarten wir von der Philosophie? Ein Vortrag beim Antritt des ordentlichen Lehramts der Philosophie an der Prager Hochschule gehalten am 26. April 1852. Prag, Credner u. Kleinhub. Gr. 8. 3 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLIII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852
im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ III, die Verſendungen der Monate **Juli**, **Auguſt** und **September** enthaltend.

(Nr. **I**, die Verſendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet ſich in Nr. XVIII, XIX, XX und XXII des Literariſchen Anzeigers; Nr. **II**, die Verſendungen vom April, Mai und Juni enthaltend, in Nr. XXX und XXXII.)

63. **Ahn (F.), A new practical and easy method of learning the German language.** First course. Third edition. 8. Geh. 10 Ngr.

Der zweite Curſus erſchien 1850 in zweiter Auflage und koſtet 12 Ngr.

Hierzu erſchien:

A Key to the exercises of Ahn's new method of learning the German language. First and second course. 8. 1851. 5 Ngr.

Von dem Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande. 8. Premier cours. 4me édition. 1851. 8 Ngr. — Second cours. 2me édition. 1850. 10 Ngr. — Troisième cours. 1852. 8 Ngr.

64. **Camoens (L.), Sonette.** Aus dem Portugieſiſchen von **Louis von Arentsſchildt.** 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zum erſten male erſcheinen hier die Sonette des unſterblichen Dichters der „Luſiade“ in deutſcher Ueberſetzung und werden nicht blos den Freunden der portugieſiſchen Literatur, ſondern allen für echte Poeſie Empfänglichen Genuß gewähren. Der verdienſtvolle Ueberſetzer, der ſich rühmen kann, hiermit den größten Dichter der Portugieſen als Lyriker in Deutſchland einzuführen, ſagt in dem der höchſt gelungenen Ueberſetzung vorangehenden „Leben des Dichters“ mit Recht: „Des Camoens Canzonen, Terzinen und Sonette, gedankentief und formvollendet, ſind in ihrer Art das Schönſte, auf welches irgend ein Volk Urſache hat ſtolz zu ſein.“

65. **Converſations-Lexikon. — Allgemeine deutſche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Zehnte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Vollſtändig in 15 Bänden oder 120 Heften. Einundvierzigſtes bis achtundvierzigſtes Heft, oder ſechster Band. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Dieſe zehnte Auflage erſcheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preiſe von 5 Ngr. für das Heft; der Band koſtet 1 Thlr. 10 Ngr., gebunden 1 Thlr. 20 Ngr. Von der **Prachtausgabe** koſtet der Band 3 Thlr.

Das bisher Erſchienene iſt nebſt ausführlichen Anzeigen in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Literariſche Anzeigen werden auf den Umſchlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 5 Ngr. berechnet.

66. **Bilder-Atlas zum Converſations-Lexikon.** Ikonographiſche Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte. Entworfen und nach den vorzüglichſten Quellen bearbeitet von **J. G. Heck.** (500 in Stahl geſtochene Blätter in Quart, ſowie ein erläuternder **Text** und Namen- und Sachregiſter in Octav.) Neue Ausgabe in 96 Lieferungen. Siebenundzwanzigſte bis ſechsunddreißigſte Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr.

Mit der achtundzwanzigſten Lieferung ſchließt die erſte Abtheilung: **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften** (141 Tafeln), mit der ſechsunddreißigſten Lieferung die zweite Abtheilung: **Geographie** (44 Tafeln).

Monatlich erſcheinen in der Regel zwei bis vier Lieferungen; der Text wird bei Beendigung einer jeden Abtheilung gratis geliefert.

Das vollſtändige Werk in zehn Abtheilungen nebſt Text, Namen- und Sachregiſter koſtet 24 Thlr.

Die zehn Abtheilungen dieſes Werks ſind auch einzeln unter beſondern Titeln zu erhalten:

I. **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften.** (141 Tafeln.) 7 Thlr.
II. **Geographie.** (44 Tafeln.) 2 Thlr.
III. **Geſchichte und Völkerkunde.** (39 Tafeln.) 2 Thlr.
IV. **Völkerkunde der Gegenwart.** (42 Tafeln.) 2 Thlr.
V. **Kriegsweſen.** (51 Tafeln.) 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. **Schiffbau und Seeweſen.** (32 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. **Geſchichte der Baukunſt.** (60 Tafeln.) 3 Thlr.
VIII. **Religion und Cultus.** (30 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. **Schöne Künſte.** (26 Tafeln.) 1 Thlr.
X. **Gewerbswiſſenſchaft oder Technologie.** (35 Tafeln.) 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Tafeln jeder Abtheilung liegen in einer Mappe, der Text iſt cartonnirt, und es wird für Mappe und Einband des Textes einer jeden Abtheilung 8 Ngr. berechnet. **Prachtbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung koſten 25 Ngr.

67. **Demiurgos.** Ein Myſterium. Erſter Theil. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieſe großartig angelegte und bei ungewöhnlicher Tiefe dennoch mit durchſichtiger Klarheit ausgeführte Dichtung eines in der Literatur wie in der politiſchen Welt nicht unbekannten Autors, wird nicht verfehlen, in den weiteſten Kreiſen Aufſehen zu erregen. Zur Bezeichnung der Gattung ſind als ihre nächſten Verwandten das Buch Hiob und die Komödien des Ariſtophanes, die „Divina commedia“ Dante's und Goethe's „Fauſt“ zu nennen. Sie bekämpft, bald mit ſchneidendem Ernſt, bald mit humoriſtiſcher Satire, den Idealismus der Gegenwart in ſeinen Auswüchſen, zumal die ſentimentale Weichlichkeit, die ſich für Humanität ausgibt. Zugleich aber erhebt ſie ſich als ahnungsvolle Prophetie zu einer Verklärung und Erneuerung der uralten ewigen Ideale und verſucht, als eine moderne Theodicee, in der erkannten und eroberten Welt auch den heiligen Bildern den gebührenden Platz wieder zu erringen, in denen die Vorzeit ahnte, was wir begreifen.

68. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Converſations-Lexikon, ſowie eine Neue Folge des Converſations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Fünfundachtzigſtes bis ſiebenundachtzigſtes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. Der erſte bis ſiebente Band koſten geheftet jeder 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Literariſche Anzeigen werden auf den Umſchlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

69. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt** mit ſteter Berückſichtigung der lebenden Thiere. Monographiſch darge-

ſtellt. Dritter Band: Mollusken. Erſte Abtheilung: Cephalopoden. Zweite Hälfte. 8. Geh. 3 Thlr.

Die erſte Hälfte (1851) koſtet 2 Thlr.

Der erſte Band, die **Wirbelthiere** enthaltend, beſteht aus folgenden drei Abtheilungen, deren jede ein für ſich abgeſchloſſenes Ganzes bildet:

I. **Die Säugethiere der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. **Die Vögel und Amphibien der Vorwelt.** 1847. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. **Die Fiſche der Vorwelt.** 1848. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band wird die **Gliederthiere** behandeln und erſt nach Beendigung des dritten Bandes erſcheinen.

70\. **Heinſius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Elfter Band, welcher die von 1847 bis Ende 1851 erſchienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erſcheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Dritte Lieferung. (Cabaſilae—Elsſner.) 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erſte bis zehnte Band dieſes Werkes, die Jahre 1700—1846 umfaſſend, koſten zuſammengenommen im ermäßigten Preiſe 26 Thlr. 20 Ngr.

Der achte bis zehnte Band — die Erſcheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend — bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutſches Bücher-Lexikon** auch ein für ſich beſtehendes Werk; ſie werden zuſammengenommen für 16 Thlr. erlaſſen.

Einzeln koſtet der achte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpapier 12 Thlr. 20 Ngr.; der neunte Band auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.; der zehnte Band auf Druckpapier 10 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 15 Thlr. 10 Ngr.

71\. **Kapper (S.), Die Geſänge der Serben.** Zwei Theile. 8. Geheftet 3 Thlr. 10 Ngr. Gebunden 4 Thlr.

Der durch ſeine „Südſlawiſchen Wanderungen", die Dichtung „Fürſt Lazar" u. ſ. w. ſchnell bekannt gewordene Verfaſſer veröffentlicht in vorliegendem Werk zum erſten mal kritiſch und nach den einzelnen Helden geordnet in Anknüpfung an „Die Volkslieder der Serben" von Talvj den reichen **Liederſchatz des ſerbiſchen Volks**, vom Ende des 14. Jahrhunderts bis auf die ſerbiſche Revolution, in trefflicher deutſcher Ueberſetzung. Bildet ſomit das mit werthvollen Erläuterungen verſehene Werk einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß des Südſlawenthums und insbeſondere der ſerbiſchen Literatur, ſo iſt daſſelbe zugleich allen Freunden echter Volkspoeſie zu empfehlen.

72\. **Koenig (H.), Auch eine Jugend.** 8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeſchichte eines unſerer beliebteſten Romanſchriftſteller, **Heinrich Koenig** in Hanau, des Verfaſſers von „William Shakſpeare" (zweite Auflage, 1850), „Die Clubiſten in Mainz" (1847) u. ſ. w., der den Leſer in eine ſchon ziemlich vergeſſene Zeit zurückverlegt und ihm Zuſtände der Geſellſchaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit erſetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebniſſen abgeht. „Knabenwege" und „Studentenwandel" ſind die Hauptabſchnitte dieſer anziehenden Selbſtbiographie überſchrieben.

73\. **Kützing (F. T.), Grundzüge der philosophischen Botanik.** Zweiter Band. Mit 20 Tafeln Abbildungen. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erſte Band (1851) hat denſelben Preis.

Dr. **Kützing**, der mit ſeiner 1843 erſchienenen „Phycologia generalis" bekanntlich eine neue Epoche auf dieſem Gebiete begründete, gibt der dort befolgten Methode der Naturforſchung in dieſem neuen Werke eine allgemeine Bedeutung. In dem erſten Bande folgt einer hiſtoriſchen Einleitung die Darſtellung ſeiner Methode vom philoſophiſchen Standpunkte aus. Dann unterſucht der Verfaſſer, zu dem praktiſchen Theile der Botanik ſich wendend, die Stoffformen und das Zellenleben in ſeiner ganzen Ausdehnung. Daneben befinden ſich zahlreiche neue Unterſuchungen, durch die beigegebenen Abbildungen erläutert. Der zweite Band erörtert die morphologiſche Behandlung der Hauptpflanzengruppen und das Verhältniß der Pflanzen zur übrigen Natur. Es wird dieſes mit dem ſoeben erſchienenen zweiten Bande jetzt vollſtändig vorliegende Werk wegen ſeines allgemeinen chemiſch-phyſiologiſchen und philoſophiſchen Gehalts das Intereſſe der Botaniker, wie auch das der Chemiker, Phyſiologen und Philoſophen gewiß in hohem Grade erregen.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. 4. 1843. In Carton. 40 Thlr.

Species Algarum. 8. 1849. 7 Thlr.

74\. **Masse (J. N.), Vollständiger Hand-Atlas der menschlichen Anatomie.** Deutsch bearbeitet von Dr. **F. W. Assmann.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 112 Stahlstichen. In 15 Lieferungen, deren jede 7—8 Kupfer nebst Text enthält. Dritte Lieferung. 8. Preis einer Lieferung mit schwarzen Kupfern 15 Ngr., mit illuminirten Kupfern 22 Ngr.

Von großem Intereſſe für **jeden Gebildeten** der ſich mit dem Baue des menſchlichen Körpers auf eine leichte und bequeme Weiſe bekannt machen will, nützlich dem **praktiſchen Arzte**, dem es darauf ankommt, ſich augenblicklich zu vergegenwärtigen, was ihm über irgend einen Theil des Körpers in der Praxis zu wiſſen nothwendig, iſt dieſer Atlas beſonders dem **angehenden Mediciner** ein unentbehrliches Hülfsmittel bei ſeinen Studien. Durch große Genauigkeit und Sauberkeit zeichnen ſich die in Stahlſtich ausgeführten Abbildungen aus, und der denſelben zur Seite ſtehende Text iſt ſo erſchöpfend, daß der Studirende beim Präpariren keines weitern Leitfadens bedarf.

Dieſe mit 31 Kupfertafeln bereicherte **zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage** wird in Jahresfriſt vollſtändig erſchienen ſein.

Probelieferungen ſind in allen Buchhandlungen einzuſehen.

75\. **Platon's ſämmtliche Werke.** Ueberſetzt von **H. Müller**, mit Einleitungen begleitet von **K. Steinhart.** Dritter Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Band 1 und 2 (1850—51) haben gleichen Preis.

I. Jon, oder die Kunſt des Rhapſoden. — Hippias der Größere, oder das Schöne. — Hippias der Kleinere, oder die Lüge. — Alkibiades der Erſte, oder der angehende Staatsmann. — Lyſis, oder die Freunde. — Charmides, oder die Beſonnenheit. — Laches, oder die Tapferkeit. — Protagoras, oder die Sophiſteneinkehr. — Anhang einiger dem Platon fälſchlich zugeſchriebenen, aber doch aus ſeinem Zeitalter herrührenden Werke. — Alkibiades der Zweite, oder das Gebet.

II. Euthydemos, oder der Silbenſtecher. — Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Daſein. — Euthyphron, oder von der Gottſeligkeit. — Die Vertheidigungsrede des Sokrates. — Kriton, oder Sokrates im Gefängniß. — Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedtſamkeit. — Kratylos, oder die Wortbildung.

III. Theätetos, oder die geiſtige Entbindungskunſt. — Parmenides, oder das Eine. — Der Sophiſt, oder das Treibjagen. — Der Staatsmann, oder das wahre Königthum.

76\. **Raumer (F. v.), Vermiſchte Schriften.** Erſter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dieſe Sammlung vermiſchter Schriften wird drei Bände umfaſſen.

Von dem Verfaſſer erſchien früher ebendaſelbſt:

Vorleſungen über die alte Geſchichte. Zweite umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

Geſchichte der Hohenſtaufen und ihrer Zeit. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. 1840—42. 12 Thlr.

Die Kupfer und Karten der erſten Auflage koſten 2 Thlr.

Geſchichte Europas ſeit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Erſter bis achter Band. 8. 1832—50. 24 Thlr. 13 Ngr.

77\. **Schulze (E.), Gedichte.** Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Außerdem erſchien von E. Schulze ebendaſelbſt:

Cäcilie. Ein romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. Zwei Theile. 8. 1822. 3 Thlr. Mit Kupfern 4 Thlr.

——— Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Gebunden 3 Thlr.

Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. 1851. Gebunden 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1822. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr. Ausgabe mit Kupfern, geb. 2 Thlr. Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb. 3 Thlr.

78\. **Schwabe (J.), Schiller's Beerdigung und die Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine.** (1805, 1826, 1827.) Nach Actenſtücken und authentiſchen Mittheilungen aus dem Nachlaſſe des Hofraths und ehemaligen Bürgermeiſters von Weimar **C. L. Schwabe.** 12. Geh. 24 Ngr.

Durch dieſe Schrift, die nur authentiſche und bisher noch nirgends abgedruckte Actenſtücke mittheilt, kommt zum erſten male Licht in eine Angelegenheit, die bisher auf die verſchiedenartigſte Weiſe erzählt wurde. Sie bildet inſofern ein unentbehrliches Supplement zu den Biographien **Schiller's** von Frau von Wolzogen, Schwab, Hoffmeiſter, Viehoff u. A. und wird allen Verehrern Schiller's willkommen ſein.

79\. **Die Segnungen des Zollvereins.** Eine ſtatiſtiſche Skizze. 8. Geh. 6 Ngr.

Der Verfaſſer weiſt in der überzeugendſten Weiſe an ſtatiſtiſchen Thatſachen nach, daß mit dem ſteigenden ſchutzzöllneriſchen Charakter des Zollvereins die Production und der Wohlſtand der zollvereinsländiſchen Bevölkerung in gleichem Schritt geſunken ſei. Die Schrift verdient deshalb die aufmerkſamſte Beachtung von Seiten Aller, die an der Entſcheidung der ſchwebenden Zoll- und Handelsfragen Deutſchlands Intereſſe nehmen.

80\. **Talvj, Die Auswanderer.** Eine Erzählung. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** längſt rühmlichſt bekannte Verfaſſerin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloiſe" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem beſten Erfolg betreten. Sie läßt jenem erſten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der ſocialen Zuſtände Nordamerikas**, mit denen die Verfaſſerin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimath innig vertraut geworden, in Deutſchland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

(Der Beſchluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 44. —— 30. October 1852.

Inhalt.

Land und Leute in den Vereinigten Staaten. Erſter Artikel. — Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngſter Zeit. (Beſchluß aus Nr. 42.) — Zur Convertitenliteratur. — Novellenſchau. — Laing über Dänemark und Schleswig-Holſtein. — Ausſprüche Friedrich's des Großen. — Zur neugriechiſchen Literatur. — **Notizen, Bibliographie.**

Land und Leute in den Vereinigten Staaten.

1. Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von A. Kirſten. Leipzig, Brockhaus. 1851. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Erwerbszweige, Fabrikweſen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Mit beſonderer Rückſicht auf deutſche Auswanderer bearbeitet ven J. C. L. Fleiſchmann. Stuttgart, Köhler. 1850. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Erſter Artikel.

Beide Schriften ſind zu denjenigen zu rechnen, welche in vorzüglichem Grade dazu beitragen, eine richtige Erkenntniß der amerikaniſchen Verhältniſſe zu verbreiten. Sie empfehlen ſich für Jeden der ſich näher von dem Leben in den Vereinigten Staaten unterrichten will, und beſonders ſollten ſie von Keinem ungeleſen bleiben der Luſt hegt ſich dort eine neue Heimat zu ſuchen. Während Kirſten das Klima, die natürliche Beſchaffenheit des Landes und deſſen Erzeugniſſe, den Charakter und die Lebensweiſe der Bewohner aus eigener Anſchauung beſchreibt, gibt Fleiſchmann, ebenfalls aus genauer perſönlicher Kenntniß, ausführliche Nachricht über die Induſtrie, den Handel und die Staatseinrichtungen der Vereinigten Staaten. Das letztere Buch iſt gleichſam ein Converſations-Lexikon des nordamerikaniſchen Geſchäftslebens ſowol für Auswanderer als für Kaufleute und Fabrikanten, welche dorthin bereits Verbindungen haben oder anzuknüpfen gedenken. Will man wiſſen wie es in den Vereinigten Staaten mit den Aerzten, Advocaten, Predigern, Lehrern, Buchhändlern, Buchbindern, Chemikern, Barbieren, Bergleuten, Drechslern, Gärtnern, Sattlern, Kupferſchmieden, Kammachern, Muſikanten u. ſ. w. in gewerblicher Beziehung ſteht, will man Auskunft über das dortige Bankweſen, den Binnenhandel, die religiöſen Sekten, die Elementarſchulen, die Centralregierung, das Zollweſen, das Militairdepartement u. ſ. w. haben, ſo darf man nur in dem alphabetiſchen Regiſter nachſchlagen, um ſogleich das Gewünſchte in klarer und bündiger Darſtellung zu finden.

Der reiche Inhalt der genannten Bücher bietet ſo viel Intereſſantes und Nützliches dar daß ein näheres Eingehen auf dieſen Stoff den Leſern der vorliegenden Blätter hoffentlich nicht unwillkommen ſein wird. Wir wenden uns zunächſt zu den „Skizzen" Kirſten's.

Wer deutſche Gemüthlichkeit, einen angenehmen geſelligen Verkehr, herzliche Zutraulichkeit, feinen Sinn für ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften oder auch nur ein mildes ſüdliches Klima in Nordamerika ſucht, muß nothwendig eine herbe Täuſchung erleiden, wenn er, an Ort und Stelle angelangt, den Mangel oder das Gegentheil dieſer verhofften Annehmlichkeiten vorfindet. So ging es Kirſten. Schon bei ſeiner Ankunft in Neuyork (Ausgang Auguſt 1846) machte er in Betreff des Klimas die widerwärtigſten Erfahrungen. Er hatte zwar erwartet dort einen wärmern Himmelsſtrich zu finden, aber die Hitze war ſo entſetzlich daß er ſie kaum ertragen konnte und davon ganz erſchöpft wurde; Nachts fand er auch keine Erholung, theils weil die Hitze ſich kaum verminderte, theils wegen der Muskitos und des ungewohnten Feuerlärms, der ſich allnächtlich wiederholte. Da ihm auch ſonſt das Leben in dem geräuſchvollen, aber vergnügungsloſen Neuyork nicht gefiel, zog er bald nach Philadelphia, fand es jedoch hier noch weniger zuſagend und wandte ſich nach Baltimore; aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, ebenfalls wenig von der Lebensweiſe befriedigt und immer noch, obgleich es ſchon October war, von unerträglicher Hitze geplagt. Seinen Entſchluß nach Pennſylvanien zu gehen, um dort wieder deutſche Gewohnheiten zu finden, gab er auf, nachdem er ſich vergewiſſert hatte daß dort die Menſchen zwar größtentheils noch deutſch ſprechen, übrigens aber mit den Deutſchen faſt nichts Verwandtes mehr haben und ſich in ihrem Weſen beinahe gar nicht von den Amerikanern unterſcheiden. Nach einem mehrmonatlichen Aufenthalte in der Landſtadt Poughkeepſie ging er wieder nach Neuyork, wo er bis zu ſeiner 1849 erfolgten Rückkehr nach Deutſchland ſeinen Wohnſitz nahm. Der Verfaſſer ſchreibt:

Nichts trat inmittelſt ein was mich mit den Verhältniſſen in Amerika hätte verſöhnen können. Je länger ich dort verweilte, je vertrauter ich mit den daſigen Zuſtänden wurde, umſoweniger ſagten ſie mir zu.... So wurde mir nach dem Umſchwunge der Verhältniſſe in meinem Vaterlande der Entſchluß leicht, ein Land zu verlaſſen das weder in klimatiſcher noch ſonſtiger Hinſicht mich befriedigte.

Hiermit glauben wir den Standpunkt welchen Kirſten bei Beurtheilung Nordamerikas einnimmt hinlänglich bezeichnet zu haben. Das war kein Land für ihn; der gemüthliche Süddeutſche konnte ſich unter den kaltherzigen, ſelbſtſüchtigen, ungeſelligen, von ewiger Geſchäftsthätigkeit getriebenen Amerikanern durchaus nicht wohl fühlen; ihren Sitten und Gebräuchen konnte er unmöglich Geſchmack abgewinnen, und ſeine Individualität bedingte es nothwendig daß er das amerikaniſche Leben faſt nur von ſeiner Schattenſeite auffaßte. Wir wollen jedoch damit nicht geſagt haben daß ſeine Beobachtungen falſch ſeien; im Gegentheil, er gibt uns viele Mittheilungen deren Richtigkeit nicht zu bezweifeln iſt. Wenn dieſelben größtentheils ungünſtig lauten, ſo mag es doch ſehr erſprießlich ſein, auch einmal in dieſer Weiſe über Amerika ſprechen zu hören, nachdem nur zu häufig ein übertriebenes Lob der dortigen Verhältniſſe zu uns herübergeſchallt iſt und Viele die es hernach bitter bereut haben zur Auswanderung über den Ocean verlockt hat.

Zunächſt widerlegt Kirſten die bei uns ziemlich allgemein verbreitete Vorſtellung daß mit Inbegriff Virginiens bis zu den Staaten Neuenglands ein gemäßigtes Klima, ähnlich dem in Deutſchland, herrſche und daß ein wärmerer Himmelsſtrich erſt in Nordcarolina beginne. Der Sommer iſt ſelbſt in den nordöſtlichſten Gegenden der Vereinigten Staaten beiweitem heißer, der Winter dagegen, ſelbſt in Pennſylvanien noch, durchſchnittlich viel rauher und anhaltender als in Deutſchland. Im Winter 1848/49 war der Hudſon bei der Stadt Neuyork, welche mit Neapel unter gleicher Breite liegt, feſt zugefroren. Dabei erreicht der Schnee im Staate Neuyork bis zu deſſen Südſpitze eine Höhe wie man ſie in Deutſchland in flachen Gegenden nie erlebt. Die Heftigkeit und Schärfe des Nord-, Nordweſt- und ſelbſt des Weſtwinds in der Winterszeit und bis zum Mai hinein iſt für den Neuling faſt unerträglich, wozu noch kommt daß die leicht gebauten Häuſer und die ſchlechte Beſchaffenheit der überall gebräuchlichen Schubfenſter keinen gehörigen Schutz gegen den Andrang der Kälte gewähren. Auffallend iſt es daß der Januar in der Regel nicht ſo kalt iſt als der Februar und März. Im December und Januar kann man in Neuyork in den nach Mittag gelegenen Zimmern an einzelnen Tagen das Heizen füglich entbehren, ſchwerlich aber im März. Kälte bei ruhiger Luft findet beinahe niemals ſtatt; ſobald einmal der Winter eingetreten iſt, weht beinahe beſtändig ein trockener, ſcharfer Wind. Noch ſtrenger als in den erwähnten Gegenden iſt die Kälte in dem weſtlichen Theile der Vereinigten Staaten unter gleicher Breite, weil umgekehrt wie in Europa, je weiter man nach Weſten dringt, die Kälte umſomehr zunimmt, und nicht blos der Ohio, ſondern auch der Miſſiſſippi bei St.-Louis bildet nicht ſelten eine Eisdecke welche Wagen zu tragen im Stande iſt. Dennoch erreicht die Kälte nicht die Grade wie in Deutſchland, indem ſie höchſt ſelten 15 Grad überſteigt. Ihre Wirkung auf die Gewäſſer iſt in ihrer Dauer und auf den menſchlichen Körper in der Trockenheit zu ſuchen, indem die den Froſt herbeiführenden Winde ungeheuere Landſtrecken zurückzulegen haben, ehe ſie bis zum Miſſiſſippi und vollends bis zur Oſtküſte der Vereinigten Staaten vordringen. Zwei bis drei Grade, verbunden mit heftigem Winde, laſſen oft ſchon die Kälte unerträglich erſcheinen. Daß trotzdem bis in die nördlichen Gegenden des Staats Neuyork Bäume und Pflanzen ganz im Freien ohne den geringſten Schutz fortkommen, die daſſelbe den Winter über in Deutſchland nicht vertragen können, z. B. der Pfirſichbaum, mag aus der Reinheit der Luft und dem Umſtande daß nie kalte Nebel ſtattfinden zu erklären ſein.

Wenn nun ſchon die Strenge und Dauer des Winters die in Deutſchland überſteigt, ſo iſt der nachtheilige Unterſchied in Betreff des Sommers noch greller. Unſern Frühling kennt man in Nordamerika nicht; der Uebergang von der kalten zur heißen Jahreszeit iſt kein allmäliger. Der Mai iſt mitunter noch ſo eiſig daß in den erſten Tagen des Juni die Bäume noch nicht ihr vollſtändiges Laub haben; ſobald im Juni auch in den höhern Theilen Nordamerikas der Schnee und das Eis geſchmolzen und die ſüdlichen Winde herrſchend geworden ſind, ſtellt ſich gleich eine entſetzliche Wärme ein, die im Juli und Auguſt bis auf 32 Grad ſteigt und ſelbſt im September noch drückend ſein kann. Erſt in den hellen Novembertagen genießt man eine milde Temperatur und dies iſt die allein angenehme Jahreszeit in jenen Gegenden. Die ſcharfen Contraſte des ſchneidend kalten Winters und des brennenden Sommers machen es einem Einwanderer aus Mittel- oder Süddeutſchland ſchwer ſich zu akklimatiſiren, was unter den vielen Unbehaglichkeiten welche ihn dort beläſtigen keine der kleinſten iſt.

Der Boden iſt in der Nähe der größern Städte nicht ſo angebaut als man erwarten ſollte; doch iſt er in weiterer Entfernung von denſelben nicht ſo öde und einſam als man ſich häufig bei uns vorſtellt. Wo ſeiner Urbarmachung nicht zu große Hinderniſſe entgegenſtehen, finden ſich Farmen dicht gedrängt zuſammen und dann alle zwei bis drei Meilen kleine Städte. Eigentliche Feldfluren, die ſich über Flächen von halben oder Viertelſtunden ausdehnen, gibt es nicht; jede Farm hat vielmehr ihre eigene Bewirthſchaftung, und nur ein kleiner Theil der dazu gehörigen Ländereien wird mit Getreide bebaut. Dörfer in unſerm Sinne findet man in den Vereinigten Staaten nicht; außerhalb der Städte trifft man entweder blos einzelne Wohnhäuſer der Landwirthe mit den meiſtens einige Hundert Schritte davon entfernten Stallgebäuden und Scheunen; oder wo mehre Häuſer ſich zuſammen finden, ſind ſie ſo angelegt daß ſie den

Anfang einer Stadt bilden können, und ihr Aeußeres gleicht auch denen der Städte. Dadurch daß die Farmen mit ihren bebauten und unbebauten Ländereien, Weideplätzen und Holzungen bis in die unmittelbare Nähe der Städte reichen, unterſcheiden dieſe letztern ſich ſehr in ihren Umgebungen, wiewol nicht zu ihrem Vortheile, von den mit ſchönen Gärten und Spaziergängen umringten Städten Deutſchlands.

Die zahmen Thiere unterſcheiden ſich faſt gar nicht von den in Deutſchland ſich vorfindenden; hin und wieder ſieht man ungehörnte Kühe und Ochſen, die aus China ſtammen ſollen; den Schweinen mangeln die Borſten, und durch ihre unförmliche Dicke gewähren ſie oft einen widerlichen Anblick. Von wilden Thieren iſt in den bewohnten Gegenden Nichts zu ſpüren; das eigentliche Wildpret iſt infolge der Jagdfreiheit und weil keine Hegezeit ſtattfindet nur noch in den ödern Landſtrichen zu finden. Als ein beklagenswerther Unfug erſcheint es daß auch auf die kleinſten Vögel Jagd gemacht wird und deren Neſter muthwillig zerſtört werden; daher zeigt ſich in der Nähe der größern Städte im Sommer und Winter höchſt ſelten ein Vogel; nur im Frühjahr und Herbſt während der Wanderzeit ſieht man dergleichen in anſehnlicher Menge. Von den in Deutſchland vorkommenden wilden Vögeln trifft man nur die Raben und zwei Arten Schwalben; aber kein Vogel iſt dort, der überall auf den Städten und in den Feldern ſich fände wie unſer Sperling. Dieſer Armuth an Vögeln ſteht ein ungeheuerer Reichthum an Fiſchen, Hummern, Meerſpinnen, Schildkröten und Auſtern entgegen. Häufig ſieht man dort Tag- und Nachtfalter welche an die ſüdamerikaniſchen erinnern; viele andere gleichen den ſchönſten deutſchen Arten, und einer der gemeinſten iſt der Trauermantel. Unter den Käfern, die ſich wenig von den deutſchen Arten unterſcheiden, iſt die ungeheuere Anzahl kleiner Leuchtkäfer beſonders bemerkenswerth; im hohen Sommer erfüllen dieſe überall in Gärten, Wieſen und Waldungen beim Eintritt der Dämmerung die Luft, tummeln ſich von dem Erdboden bis zur Spitze der Bäume herum und verbreiten ein funkelndes, faſt blendendes Licht. Minder angenehm ſind freilich viele andere Inſekten und ganz beſonders die in entſetzlicher Menge vorhandenen Muskitos und Wanzen.

Von dem Pflanzenreiche nehmen vorallem die wildwachſenden Bäume die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Zwar ſind die Urwälder aus den bewohntern Gegenden verſchwunden, doch auch die jüngern Holzungen bieten einen prächtigen Anblick durch die Mannichfaltigkeit und den ſchlanken und kräftigen Wuchs der nahe aneinander gedrängten Bäume ſowie durch ihr ſchönes und dichtes Laub. Am zahlreichſten ſind in den Waldungen mehre Arten Eichen, drei Gattungen Ahorn, ferner Platanen, Wallnußbäume, Kaſtanien mit genießbaren Früchten; außerdem aber auch Buchen, Eſchen, Ulmen mit rauher Borke, Espen, Birken, Erlen, Akazien, Tulpenbäume und in den Niederungen die Trauerweiden, Balſam- und Silberpappeln. Beinahe überall, beſonders da wo ſich Felſen finden, ſind die Laubwälder mit Nadelhölzern vermiſcht, die ebenfalls mannichfaltiger als in Deutſchland ſind. Einen unbeſchreiblichen Reiz gewähren die Wälder im Herbſt beim Abſterben des Laubes; dann nehmen alle Blätter entweder eine leuchtende rothe oder gelbgrüne Färbung an und ſtechen gegen das kräftige Grün der untermiſchten Nadelhölzer wundervoll ab. Von Obſtbäumen findet man Birnen- und Pflaumenbäume ſelten und deren Früchte ſind ſchlecht; häufiger ſind in den Gärten Kirſchbäume. Dagegen findet man faſt bei jeder Farm Aepfelbäume in großer Zahl, deren Früchte ſich durch ſaftreiches Fleiſch und Wohlgeſchmack auszeichnen. Faſt ebenſo häufig werden Pfirſichbäume gezogen, und man trifft beſonders im Staate Neujerſey drei bis vier Acker, zu derſelben Farm gehörig, blos mit dieſer Gattung von Obſtbäumen beflanzt, deren Früchte vortrefflich und ſehr billig ſind. Der Weinſtock iſt in den öſtlichen Gegenden noch ſelten, und da man die Cultur deſſelben nicht verſteht, ſo ſind die Trauben nicht ſo ſchmackhaft als man von dem Klima erwarten ſollte. In den weſtlichen Staaten, beſonders im Staate Ohio, wird der Weinſtock mehr angepflanzt, allein weder in ſolcher Menge, noch wird er von ſolcher Güte erzielt daß eine Ausfuhr nach andern Staaten lohnte. Die Gemüſe ſind im Allgemeinen ſchmackhafter als in Deutſchland, mit Ausnahme der Kartoffeln, die von beiweitem ſchlechterer Beſchaffenheit ſind als die bei uns gewonnenen. Alles Gemüſe mit Inbegriff der Kartoffeln iſt unverhältnißmäßig theuer, weil daſſelbe noch wenig gebaut wird. Das Getreide hat keineswegs die Güte des deutſchen, weil es zu ſchnell zur Reife kommt und die Felder aus Mangel an Stallfütterung nicht gehörig gedüngt werden können.

Gehen wir nun zu den Bewohnern über, ſo iſt vorauszuſchicken daß, wenn hier von Amerikanern die Rede iſt, darunter die Nachkommen der engliſchen Einwanderer zu verſtehen ſind; ſie bilden den überwiegendſten Beſtandtheil der Bevölkerung ſelbſt in den Theilen der Vereinigten Staaten wo früher Holländer, Franzoſen und Spanier herrſchend waren, namentlich in den Staaten Neuyork, Louiſiana und Florida. Von den Deutſchen, welche in viel größerer Anzahl als die oben genannten fremden Nationen ſich dort vorfinden, werden wir weiter unten Gelegenheit haben beſonders zu ſprechen.

Der Amerikaner iſt kalt, abgemeſſen, trocken und einſilbig; am auffallendſten zeigen ſich dieſe Eigenſchaften Fremden gegenüber, in nicht viel geringerm Maße aber auch bei dem Verkehr der Amerikaner untereinander. Selbſt bei näherer Bekanntſchaft äußert ſich Kälte; ein inniges und herzliches oder auch nur vertrautes Verhältniß wird man nicht gewahr und es findet nicht einmal unter den Mitgliedern derſelben Familie ſtatt. So iſt es wenigſtens Kirſten erſchienen, und es wäre zur Ehre der menſchlichen Natur zu wünſchen, er hätte den Amerikanern Unrecht gethan, wenn er ſagt:

Der Sohn oder die Tochter die ſeit mehren Tagen oder

Wochen die Aeltern nicht geſehen hat tritt ohne Begrüßung derſelben in die Stube, ohne daß beide Theile ihre Freude über das Wiederſehen zu erkennen geben. Oder wird die allergewöhnlichſte Begrüßung und Erwiderung (How do you do? und Very well) ausgeſprochen, ſo geſchieht es auf ſolche Weiſe daß kaum der Eine dem Andern einen Blick gönnt. Mit der höchſten Ruhe werden die unglücklichſten Ereigniſſe mitgetheilt und aufgenommen, ohne daß man eine Rührung wahrnimmt. Sogar den Verluſt eines Familiengliedes merkt man ihnen kaum an.... Dieſe Kälte der Amerikaner prägt ſich ſchon in ihren Geſichtszügen aus. Man trifft bei beiden Geſchlechtern viel hübſche und mitunter auch ſchöne Geſichtsformen. Aber ſelten wird man etwas Heiteres und Einnehmendes im Blick gewahr, ſtatt deſſen auch bei den ſchönſten Geſichtsformen meiſtens etwas Ernſtes, ins Kalte hinüberragend. Dagegen finden ſich bei der beiweitem größern Mehrzahl Geſichtsbildungen, denen man es anmerkt daß keinerlei Eindruck auf ihnen ſich äußern könne; und dem iſt auch wirklich ſo.

Dabei gibt aber der Verfaſſer den Amerikanern das Zeugniß daß ſie keineswegs bösartiger Natur ſeien, weder heimtückiſch noch rachſüchtig, ſondern friedfertig und mitleidig für ſichtbare Nothſtände; ſelten werde ein an körperlichen Gebrechen Leidender das Haus eines Wohlhabenden verlaſſen, ohne die erbetene Unterſtützung reichlich gefunden zu haben, die ihm indeß ſtillſchweigend, ohne weiteres Zeichen von Rührung verabreicht wird. Arbeitsfähige Bettler gibt es dort nicht; eine Ausnahme machen nur hin und wieder die eben eingewanderten Irländer in den Hafenſtädten.

Raſtloſe Geſchäftsthätigkeit, ein fieberhafter Speculationstrieb, die Sucht ſchnell reich zu werden, bilden den Grundzug im Charakter des Amerikaners. Nur dadurch ſind die ungeheuern Fortſchritte erklärlich welche dieſes Land in ſo unverhältnißmäßig kurzer Zeit gemacht hat. Mit der ſchöpferiſchen Unternehmungsluſt welche dieſem Volke einwohnt verbindet ſich freilich in ſehr vielen Fällen ein Leichtſinn und eine Sorgloſigkeit die dem bedächtigen Deutſchen unbegreiflich erſcheinen. Z. B. da wo in Deutſchland bei der Anlage von Eiſenbahnen felſenfeſte ſteinerne Brücken erbaut werden, ſieht man in Amerika hölzerne Brücken, die bei jedem darüber hinrollenden Wagenzuge ins Schwanken gerathen und kaum fähig ſcheinen die Laſt zu tragen. Solche Brücken führen über Abgründe, Flüſſe und Meeresbuchten. Nirgend ſind Bahnwärter angeſtellt, ſondern jeder Zug iſt ſeinem Geſchick preisgegeben. Derſelbe Leichtſinn zeigt ſich bei Erbauung der Wohnhäuſer; möglichſte Wohlfeilheit und möglichſter Gewinn durch die Miethe iſt dabei die Hauptſache; daher ſind faſt alle Häuſer äußerſt leicht und wenig dauerhaft gebaut; wenn die Wohnhäuſer ein Alter von 50 Jahren erreicht haben, ſo fangen ſie an ſo baufällig zu werden daß man auf ihr Niederreißen Bedacht nehmen muß; bei den in Amerika ſehr häufigen Bränden, wobei nicht ſelten ganze Stadttheile in Flammen aufgehen, erreichen aber die Häuſer ohnehin nur ſelten jenes Alter. Nach ſolchen großen Feuersbrünſten bekundet ſich aber auch die Rührigkeit und Gewandtheit der Amerikaner in hohem Grade; kaum ſind einige Monate verfloſſen, nachdem Hunderte von Häuſern einer Stadt eingeäſchert ſind, ſo ſteht auch der größte Theil derſelben wieder vollendet da; ſie werden dann auch ſofort bewohnt, da der benutzte Mörtel augenblicklich trocknet. Dieſelbe Thätigkeit bezeigen ſie bei der Feldarbeit und in allen Zweigen der Fabrikation und Handarbeit; ſie haben beiweitem nicht ſoviel Arbeitsſtunden als in Deutſchland üblich, beſchaffen aber in dieſen weit mehr als bei uns geſchieht. Die großen Erfolge welche dieſe Geſchäftsthätigkeit hervorgebracht hat liegen am Tage; dem genauern Beobachter kann es aber auch nicht entgehen daß dieſe nur auf Erwerbung von Reichthum gerichtete unaufhörliche Anſtrengung des Körpers und Geiſtes einen nachtheiligen Einfluß auf viele Lebensverhältniſſe der Amerikaner äußert, beſonders in Betreff der Kindererziehung, des geſelligen Lebens, der Wiſſenſchaften und Künſte. Hören wir was Kirſten über die amerikaniſche Kindererziehung ſagt:

Der Vater welcher von früh Morgens bis ſpät Abends nur ſeinen Geſchäften nachgeht und, iſt er Handwerker oder Handelsmann, Arzt oder Advocat, mit Ausnahme des Sonntags den ganzen Tag über von Hauſe abweſend iſt — indem die meiſten Handwerker und Kaufleute ihre Läden und die Aerzte und Advocaten ihre ſogenannten Offiees nicht in ihren Wohnhäuſern, ſondern in den Hauptverkehrsſtraßen haben, wohin ſie früh Morgens ſich begeben und von wo ſie erſt Abends zurückkehren —, kann ſich ſelbſt um die Erziehung ſeiner Kinder ſo gut als gar nicht bekümmern, ſondern überläßt dieſe der Mutter. Gleiche Verhältniſſe finden auch auf dem Lande ſtatt, indem der Landmann um die Erziehung der Kinder ſich nicht bekümmert, ſondern ſie in der völligſten Ungebundenheit aufwachſen läßt. Selten ſind die Mütter auch anderwärts befähigt die Erziehung der Kinder allein zu leiten. Hier aber iſt es obendrein Grundſatz, die Kinder möglichſt frei zu erziehen und ſie ihrem Willen zu überlaſſen. Beruht es doch ſogar auf geſetzlicher Vorſchrift daß die Aeltern ihre Kinder, wenn ſie noch ſo ungehorſam ſind, nicht durch Schläge züchtigen dürfen, und handeln ſie dagegen, ſo trifft ſie Polizeiſtrafe. Es verſteht ſich daher von ſelbſt daß kein Lehrer es wagen darf Hand an die Schüler zu legen. So wächſt nun der Knabe ohne an Zucht, Ordnung und Gehorſam gewöhnt zu ſein heran, bis er durch ſein Alter befähigt iſt die Schule zu beſuchen. Iſt der Vater wohlhabend, ſo wird der Knabe in eine Akademie, ſpäter in ein Colleg gegeben, wo allerdings in der Regel mehr auf Zucht und Ordnung geſehen wird. Allein da die Koſten ſolcher Penſionsanſtalten ſehr hoch ſind, ſo werden verhältnißmäßig nur wenige Knaben in dieſen untergebracht. Die im älterlichen Hauſe zurückbleibenden haben zwar auch Gelegenheit, öffentliche oder Privatſchulen zu beſuchen, allein weil Niemand da iſt der ſich um ihren Schulbeſuch kümmert, ſo pflegt dieſer ſehr unregelmäßig zu geſchehen. Für die Knaben aus dem mittlern und niedern Stande, ſogar für die von beſſerm Stande, deren Aeltern nicht ſehr wohlhabend ſind, verlaufen daher die Jugendjahre in Ungebundenheit, ſie wachſen in Unwiſſenheit auf, ſo lange ſich ſelbſt überlaſſen, bis ſie ſich dazu eignen in ein Geſchäft zu treten, wo ſie dann zur Thätigkeit angehalten werden, oftmals die nöthigen Kenntniſſe im Leſen und Schreiben noch nachzuholen ſuchen, dann aber auch den Handels- und Geſchäftsgeiſt des Vaters ſich bald zu eigen machen.

Auf dieſe Weiſe werden die heilſamen Anordnungen welche auf den Antrieb Wohlmeinender und Einſichtsvoller von Staats wegen zur Hebung des Schulunterriches getroffen ſind und in Unterſtützung der Schulen auf Staatskoſten oder in Freiſchulen beſtehen, und die von Reiſenden ſo ſehr hervorgehoben und gerühme werden, auch auf dem Papier ſich ſo trefflich ausnehmen, großentheils vereitelt, ohne von weſentlichem Erfolge und großem Nutzen für die allgemeine Bildung zu ſein.

Iſt aber jener Lebensabſchnitt für den amerikaniſchen Jüngling gekommen, wo er in die Geſchäfte tritt, dann fühlt er ſich angetrieben, alle ſeine Denkraft dem Geſchäfte das er erwählt hat zu widmen. Er hat dann nur noch Das vor Augen was ihm zur Ausbildung in demſelben dienlich iſt, ſtumpft für alle Jugendfreuden ab und wird dann ebenſo verſchloſſen und trocken wie ein Mann in reiferm Alter, während er noch kurz zuvor die Knaben anderer Völker an Wildheit und Ausgelaſſenheit übertraf.

Ganz verſchieden von der Erziehung der Knaben iſt die der Mädchen. Auf dieſe verwenden die Mütter zwar viel Sorgfalt, allein im Allgemeinen iſt ſie die allerverkehrteſte, indem ſie im Grunde nur Aeußerlichkeiten erſtrebt, vorallem einen gewiſſen Anſtand, ſowie Bildung, die aber mehr Schein als Wirklichkeit enthält. Des republikaniſchen Gleichheitsbeſtrebens halber iſt es vorzugsweiſes Bemühen der Mutter, wäre ſie auch noch ſo unbemittelt und von noch ſo geringem Stande, daß ihre Tochter im Anſtande und der äußern Bildung keiner Andern nachſtehe. Was ſie aber bei der Zuſtutzung zu Hauſe nicht erlernt, das nimmt ſie in der Freiſchule an, indem dieſe nicht ſelten von Kindern beſucht wird, deren Aeltern früher in Wohlſtand lebten, aber heruntergekommen und die deshalb unfähig ſind in Penſionsanſtalten zu gehen, aber das vornehme Weſen ihrer Aeltern noch beibehalten. Wirklich bezeigt auch die Tochter des geringſten Handwerkers dieſelbe Haltung und äußerlich daſſelbe Benehmen wie die des reichen Kaufmanns. Aus ihren Mienen leuchtet ein Stolz hervor der ſchwerlich von dem des hochmüthigſten deutſchen Adelsfräuleins überboten werden kann. Damit nun aber die Tochter im Anzuge gegen Andere nicht zurückſtehe, verwenden arme Leute den letzten Pfennig auf denſelben, und während der Knabe mit zeriſſenen und beſchmuzten Kleidungsſtücken auf der Straße ſich herumtreibt, trägt deſſen Schweſter Hut mit Schleier, Sonnenſchirm, im Winter einen Muff und, ſolange ſie die Schule beſucht, ein kurzes Kleid und Beinkleider.

Auf die künftige Beſtimmung des Mädchens wird bei der Erziehung gar keine Rückſicht genommen. Dieſer Fehler läuft durch alle Claſſen, der Reichen ſowol als der Armen. In keiner Lehranſtalt wird Unterricht in weiblichen Handarbeiten ertheilt. Statt deſſen wird ſogar in den Freiſchulen nicht blos Unterricht im Leſen, Schreiben und Rechnen, ſondern auch in der Geographie und Geſchichte, dieſe beiden freilich nur auf Amerika ſich beſchränkend, ſogar auch im Briefſchreiben und Aufſätze machen ertheilt. Sobald aber die Mittel der Aeltern es nur einigermaßen erlauben, wird die Tochter in ein Inſtitut geſchickt, wo ſie alle möglichen Kenntniſſe, ſelbſt von der Aſtronomie, Botanik, Chemie und Philoſophie ſammeln ſoll. Wie weit es jedoch dieſe Mädchen in der Gelehrſamkeit bringen, läßt ſich denken.

Selbſt dann, wenn das Mädchen nicht mehr die Schule beſucht, nimmt die Mutter weder darauf Bedacht ſie in weiblichen Handarbeiten zu belehren noch des Haushalts, insbeſondere der Küche ſich anzunehmen. Solange die Mutter am Leben und die Tochter unverheirathet iſt, beſorgt jene das Hausweſen, ſofern davon nach deutſchem Begriff überhaupt die Rede ſein kann, und die Tochter bringt die Zeit mit Leſen, Putzen, am meiſten aber mit Nichtsthun hin. Verheirathet ſich die Tochter, ſo läßt ſich leicht denken wie unter ihren Händen das Hausweſen verwaltet wird. Die Hauptbeſchäftigung bleibt auch dann noch ſich zu putzen und daneben das Haus in ſauberm Stand zu erhalten. Hierauf wird alle mögliche Mühe verwandt, aber auf ſonſtige Dinge ſo gut als gar keine. Die Kochkunſt ſteht auf niederer Stufe; faſt jeden Tag kehren dieſelben Gerichte wieder und zwar ſolche, die ohne große Mühe und Sorgfalt bereitet werden können. Häufig genug aber müſſen die Männer, bevor ſie ins Geſchäft gehen und nachdem ſie aus demſelben zurückkehren, ſich dazu verſtehen die Speiſen zuzubereiten. Stricken und Spinnen iſt unter den Amerikanern gar nicht im Gebrauch, weder in Städten noch auf dem Lande; es werden nur gewebte Strümpfe getragen und die Hemden meiſtens fertig im Laden gekauft. Zu weiblichen Handarbeiten, namentlich Hemden- und Kleidermachen, bequemen ſich nur Mädchen welche ältern- und vermögenslos ſind, ſowie Witwen. Nur der Wäſche unterziehen ſich Frauenzimmer auch aus vermöglichern Familien. Sie wird jeden Montag vorgenommen, weil nicht leicht eine Familie mehr Wäſche beſitzt als ſie für eine Woche bedarf.

Dieſe Verwöhnung des weiblichen Geſchlechts verbreitet ſich gleichmäßig über Stadt und Land, indem z. B. kein Bauermädchen Feld-, Garten- und Stallarbeit verrichtet. Die Claſſe der Dienſtboten beſteht aus Irländerinnen, Deutſchen und Negerinnen; ſelbſt dieſe weigern ſich häufig, die Amerikanerinnen zum Muſter nehmend, Dienſte zu beſorgen, die in Deutſchland keine Magd verſagen würde, z. B. Stiefel zu putzen und die Kleider zu reinigen oder am Tage Waſſer über die Straße zu holen, weshalb man oft anſtändige Männer dieſe Verrichtungen vornehmen ſieht.

Die traurigſte Folge der ſchlechten Kindererziehung iſt die daß ſie von Hochachtung gegen ihre Aeltern gar keinen Begriff haben. Sobald ſie herangewachſen ſind thun ſie was ſie wollen. Fällt es dem Sohn ein das väterliche Haus zu verlaſſen, ſich an einen andern Ort zu begeben, dort in ein Geſchäft zu treten oder ſich ſelbſtändig niederzulaſſen, ſo macht er vielleicht erſt Abends zuvor ſeinen Aeltern hiervon Anzeige. Die Tochter hält es bei ihrer Verheirathung ebenſo, zeigt ſie vielleicht gar erſt ihren Aeltern an, nachdem ſolche bereits ſtattgefunden. Dafür aber iſt es auch Gebrauch daß die Aeltern vor ihrem Tode ihren Kindern von ihrem Vermögen regelmäßig Nichts zufließen laſſen. Von einem eigentlichen Familienleben, von einem engern Verbande der Aeltern mit den Kindern und der Geſchwiſter unter ſich kann demnach nicht wohl die Rede ſein. Wenn nun manche Schriftſteller das Familienleben der Amerikaner ſo ſehr hervorheben und deſſen vermeintliche Trefflichkeit daraus ableiten daß die Amerikaner ein häusliches, zurückgezogenes Leben führen, für öffentliche Vergnügungen keinen Sinn haben, ſo beruht dieſe Folgerung auf einer höchſt einſeitigen Auffaſſung und unmöglich kann man ihnen beipflichten, ſobald man dieſe Verhältniſſe richtig erkannt hat.

Auch die Gleichgültigkeit gegen Wiſſenſchaften und Künſte und allgemeine Bildung iſt eine natürliche Folge jenes überſpannten Handels- und Geſchäftsgeiſtes. Nur diejenigen Wiſſenſchaften finden Berückſichtigung welche zum Broterwerb nützlich ſind. Wirft ſich Jemand auf Botanik, Mineralogie, Chemie, ſo geſchieht es eben nur, weil er Ausſicht hat, dadurch eine Verſorgung zu erlangen. Aber auch in den Brotwiſſenſchaften ſucht Jeder nur ſo weit ſich zu vervollkommnen als ſein ſpäterer Beruf nothwendig erfodert; nur Wenige ſtreben nach einer weitern Ausbildung. Der Theolog ſucht nur die nöthigen dogmatiſchen Kenntniſſe, beſonders aber Kanzelberedſamkeit, der Juriſt neben oberflächlicher Beſchäftigung mit den Geſetzen Redekunſt und Aneignung von Advocatenränken und der Mediciner außer der Kennt-

niß allgemeiner Heilmittel Charlatanerie zu erlernen. Die meiſten Derer die ſich einem Brotſtudium widmen beſchränken ſich darauf, unter Anleitung eines Geiſtlichen, Advocaten oder Arztes zu ihrem Berufe ſich ſo weit vorzubereiten als es unumgänglich nöthig iſt, um demnächſt ſelbſtändig aufzutreten. Zu einer wiſſenſchaftlichen Vorbereitung für dieſe Fächer fehlt es zwar nicht an Lehranſtalten, doch werden dieſe noch wenig beſucht. Die Prüfungen welchen in manchen Staaten Geiſtliche, Advocaten und Aerzte ſich unterziehen müſſen ſind ſo oberflächlich daß nicht leicht Jemand Gefahr läuft ſie nicht zu beſtehen. Bei dem Streben ſich nur in ſeinem ſpeciellen Fache auszubilden mangelt es ſogar Denen welche eine Brotwiſſenſchaft ſtudirt haben an allgemeinen Kenntniſſen; von den alten Sprachen, der Geographie und Geſchichte, mit Ausnahme der ihres Landes, wiſſen ſie ſehr wenig und haben von den Culturzuſtänden anderer Völker nur die dürftigſten Begriffe. Auch für die neuern Sprachen wird nicht viel gethan; in den Lehranſtalten wird die franzöſiſche, zuweilen auch die ſpaniſche Sprache gelehrt, aber nur von Denen erlernt welche Ausſicht haben als Kaufleute einmal mit Frankreich und Spanien Handelsgeſchäfte zu betreiben; die deutſche Sprache dagegen iſt mit ſeltenen Ausnahmen vom Unterrichtsplane ausgeſchloſſen.

Ebenſo wenig als die Wiſſenſchaften werden die Künſte gepflegt; vorallem gilt dies von den bildenden. Von öffentlichen Denkmälern ſind nur zwei nennenswerth, beide in Baltimore: die Statue Waſhington's und ein zu Ehren der im Kriege von 1814 Gefallenen errichtetes Monument; Philadelphia und Neuyork haben Nichts der Art aufzuweiſen. An öffentlichen und Privatſammlungen von Statuen und Bildern gebricht es, und die Wände ſelbſt der Reichen ſind ohne den Schmuck von Gemälden und Kupferſtichen; wo man dergleichen vorfindet ſind es die werthloſeſten Machwerke in koſtbaren Goldrahmen. Der geringe Kunſtſinn der Amerikaner und ihr Gefallen an Uebertreibungen äußert ſich beſonders in den politiſchen Caricaturen, die, alles feinern Witzes ermangelnd, blos geiſtloſe Anſpielungen auf hochgeſtellte Perſonen oder Parteiführer in plumper Verzerrung ſind.

Neuyork hat zwei in altdeutſchem Geſchmack erbaute ſchöne Kirchen, die eine von braunem Sandſtein, die andere von weißem Marmor; alle übrigen Kirchen ſowol in dieſer Stadt als in Philadelphia und Baltimore zeichnen ſich dagegen durch Formloſigkeit aus, obwol mitunter große Summen auf deren Erbauung verwendet ſind. Die andern öffentlichen Gebäude dieſer Städte bekunden ebenfalls mehr Koſtenaufwand als Geſchmack. Die meiſten Privathäuſer ſind in Einem Stil erbaut, in neuern Zeiten meiſtens von gebrannten Steinen mit flachen Dächern und machen keinen gefälligen Eindruck. Sobald aber die Amerikaner von dieſer allgemeinen Bauart abweichen, ſo verfallen ſie häufig in die ſeltſamſten Extravaganzen. So findet man auf dem Lande oder in kleinen Städten viele Wohnhäuſer von Holz in Form eines Tempels, an den ſchmalen Seiten mit koloſſalen, aus bloßen Bretern angefertigten Säulen, wodurch dieſen Seiten faſt alles Licht entzogen wird; andere ſind halb in europäiſchem, halb in chineſiſchem oder ägyptiſchem Stil erbaut. Viele Häuſer ſind mit Balconen ausgeſtattet, aber nur der Zierde, nicht der Benutzung wegen, indem es auffallend erſcheint, wenn ein Herr, und unſchicklich wenn eine Dame darauf verweilt.

Die Muſik wird in den höhern Ständen als Modeſache ſehr geliebt und man findet in den meiſten reichern Häuſern ein Piano; die muſikaliſche Bildung und Fertigkeit erhebt ſich aber im Allgemeinen kaum zur erträglichen Mittelmäßigkeit. Der Geſang liegt beinahe gänzlich darnieder; auch den geiſtlichen Geſängen aller engliſchen Sekten iſt das Erhebende und Feierliche des deutſchen Kirchenliedes nicht eigen. Concerte von den in den Vereinigten Staaten anſäſſigen Tonkünſtlern kommen ſelten zuſtande; dagegen haben berühmte europäiſche Virtuoſen ſchon häufig glänzende Geſchäfte in Amerika gemacht, vorausgeſetzt daß ſie nicht lange in den einzelnen Städten blieben; denn man drängt ſich zu ihnen, weil es die Mode fodert, geht aber, nachdem dieſer Foderung genügt iſt, nicht leicht zum zweiten male hin. Wahre Kenner der Muſik finden ſich unter den Amerikanern faſt gar nicht vor und noch weniger Componiſten. Das Theater ſteht auf einer niedrigen Stufe der Ausbildung und iſt nur dann beachtenswerth, wenn Schauſpieler aus England Gaſtrollen geben; auch wird daſſelbe von Einheimiſchen wenig beſucht. In den beſſern Theatern ſieht man claſſiſche engliſche Stücke, aber verſtümmelt, ſowie Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Deutſchen aufführen. In den Schauſpielhäuſern für die untern Stände werden nur die ärgſten Spectakelſtücke zum Beſten gegeben, in denen Prügeleien und Boxerkämpfe, Mord und Todtſchlag die Hauptſcenen bilden. Deutſches Theater iſt nur in Neuyork; daſſelbe iſt aber mittelmäßig und wird von den Amerikanern gar nicht, auch von den gebildeten Deutſchen nur wenig beſucht. Amerikaniſche Opernſänger gibt es nicht; jedoch werden von einer italieniſchen Geſellſchaft regelmäßig jeden Winter Opern abwechſelnd in Neuyork, Philadelphia und Boſton gegeben. Dieſe dienen der Ariſtokratie als Sammelplatz, und damit dieſe ausſchließlich die Zuhörerſchaft bilde, iſt nicht nur der Eintrittspreis ziemlich hoch, ſondern es wird auch erfodert daß Herren und Damen im Ballanzuge erſcheinen. Für feinere und edlere Kunſtleiſtungen ſind aber auch dieſe Kreiſe gleichgültig; nur wenn Bravourarien vorkommen und bei ihrem Vortrage auch äußerlich die höchſte Anſtrengung zu erkennen gegeben wird, zeigt ſich Anerkennung und oft tumultuariſcher Beifall.

So gering nun die Berückſichtigung iſt, welche den ſchönen Künſten bei den Amerikanern zutheil wird, ſo iſt diejenige um ſo größer welche ſie den mechaniſchen und techniſchen Künſten zuwenden. In dieſer Beziehung haben ſie aber auch einen erſtaunlichen Grad von Vollkommenheit im Großen wie im Kleinen erreicht. Ihre

Erfindungskraft beſchäftigt ſich ebenſo ſehr mit dem geringſten Arbeitswerkzeuge, um ihm die möglichſt zweckmäßige Beſchaffenheit zu geben, als mit den großartigſten Maſchinenwerken. Nicht ſelten ſieht man wie einzeln ſtehende, mehre Stock hohe Häuſer, von Holz oder Steinen erbaut, auf Walzen von einem Platze zum andern mehre Hundert Fuß fortgeſchafft werden; oder wie ein geſchloſſen ſtehendes Gebäude, um es einen Stock zu erhöhen, in die Höhe geſchraubt und unten ein Stockwerk angebaut wird; in beiden Fällen bleiben die Bewohner ruhig in dem Hauſe wohnen.

Wie die Geringſchätzung aller Wiſſenſchaften und Künſte die nicht materiellen Gewinn bringen, das Abſperren gegen fremde Bildung und Kenntniß des Auslandes auf das amerikaniſche Leben einwirkt, iſt in Obigem mehrfach dargethan. Dieſelbe Geringſchätzung verſchuldet es auch weſentlich daß in den Vereinigten Staaten die Geſetzgebung und Rechtspflege ſich aus dem Zuſtande großer Unvollkommenheit nicht herausgearbeitet haben. Dem bürgerlichen Rechte liegen hauptſächlich noch die engliſchen Geſetze zum Grunde; bekanntlich ſind aber dieſe ebenſo dunkel, unvollſtändig und verworren als der Proceßgang ſchleppend und unzweckmäßig, und ſehr häufig hört man daher Klagen über Rechtsunſicherheit. Dabei iſt es ein großer Uebelſtand daß bei der unbedeutendſten gerichtlichen Handlung die Eidesleiſtung gefodert wird; daher kann von der Heiligkeit des Eides kaum die Rede ſein und vielleicht kommen nirgend ſo viele Meineide vor wie in den Vereinigten Staaten. Auch das Strafrecht leidet an den ärgſten Mängeln. Keineswegs läßt ſich zwar behaupten daß Etwas als Verbrechen beſtraft wird was ſolches der Natur der Sache nach nicht iſt, noch vielleicht jemals daß die verhängten Strafen zu hart ſeien; im Gegentheil kommen nur zu häufig Fälle vor, die nach allen Vernunftgründen als Verbrechen geahndet werden ſollten, deſſenungeachtet aber unbeſtraft bleiben. Die ſchändlichſten Betrügereien und frechſten Eingriffe in das Eigenthum haben demnach freien Spielraum, wenn ſie nur nicht gegen ein ausdrückliches Geſetz verſtoßen; oft bleibt nichts Anderes als Selbſthülfe übrig und dieſe wird bisweilen vom Richter ſelbſt angerathen. Der Verfaſſer erzählt hierüber folgendes Beiſpiel:

Ein öſtreichiſcher Oberſt, Graf * * *, hatte bei fehlgeſchlagener Hoffnung, in amerikaniſche Militairdienſte zu treten, vor zwei Jahren in Neuyork eine Schenkwirthſchaft errichtet. Eines Tages, kurze Zeit vor der Präſidentenwahl, kommt ein berüchtigter und in großem Anſehen bei ſeinen Genoſſen ſtehender Loafer *), Deutſcher von Geburt, in Geſellſchaft einiger Andern ſeines Gelichters zu ihm und läßt ſich für ſich und ſeine Begleiter Speiſen und Getränke, endlich auch Champagner geben. Aufmerkſam gemacht durch einen gegenwärtigen andern deutſchen Gaſt ſich wegen der Zeche zu ſichern, läßt der Wirth bei erneuerter Beſtellung um zuvorige Berichtigung des bereits Verzehrten bitten. Hierauf ſtellt ſich der Beſteller gekränkt, prügelt den Kellner durch und zertrümmert alle in der Gaſtſtube vorräthigen Flaſchen, Gläſer und ſonſtigen Gegenſtände. Andern Tags bringt der Wirth unter Beiſtand eines Advocaten bei dem Richter auf Schadenerſatz und Beſtrafung des Hausfriedensbrechers. Der Richter meinte jedoch, bei der Sache werde nicht viel herauskommen, weil der Wirth das Verſehen begangen daß er anfangs auf Borg gegeben habe. Die nachmalige Kündigung des Credits hätte daher der Beſteller als Beleidigung anſehen mögen. Um ihn aber vor Wiederholung ähnlicher Ungebühr zu ſichern, wolle er ihn ermächtigen, wenn der nämliche Loafer wieder zu ihm komme und auf ſein Geheiß die Wirthsſtube nicht verlaſſe, denſelben niederzuſchießen. Von Stunde an bewahrte der Wirth in dem Behältniß worin die Flaſchen und Gläſer ſtehen ein paar geladene Piſtolen. Als nun jener Störenfried ſich wieder bei ihm einfand, hielt er ihm eine Piſtole mit der Auffoderung entgegen, ſich augenblicklich zu entfernen, welcher der Loafer angeſichts Deſſen was ihm drohte auch nachkam.

*) Loafer (Herumtreiber) ſind Taugenichtſe aus allen Schichten, viele aus niederm, viele aber auch aus mittlerm und höherm Stande herſtammend, die zurückgekommen und in Verachtung gerathen ſind und ein faules, ruchloſes Leben führen. Man trifft ſie in zerlumpter und anſtändiger Kleidung, am zahlreichſten in großen Städten, aber auch in jeder kleinen Landſtadt. Ihre Sammelplätze ſind Straßenecken in belebten, jedoch nicht in den Hauptſtraßen, ſowie in den niedern Wirthſchaften und Auſterkellern, von wo aus ſie ihre Streifzüge anſtellen; ſie verlaufen ſich aber auch wol in beſſere Gaſthäuſer, um auszukundſchaften ob es für ſie da keinen Fang gibt.

Ueber den Stand der Arzneiwiſſenſchaft, deren Ausübung überwiegend in den Händen von Quackſalbern iſt, werden wir weiter unten Gelegenheit haben zu ſprechen.

In Betreff der Theologie iſt im Allgemeinen nur zu ſagen daß ihre wiſſenſchaftliche Behandlung faſt ganz darniederlegt; ihr Weſen iſt ſtrenge Rechtgläubigkeit, die an dem Buchſtaben der Heiligen Schrift feſthält, jedoch um deren Geiſt ſich wenig kümmert, zum Aberglauben und zur Heuchelei führt, Gottesfurcht und Glauben von der Kanzel predigt, Liebe zum Nächſten und wahre Moralität als Nebenſache behandelt oder gar nicht in Betracht zieht. Wie feſt die Amerikaner an dem Buchſtaben der Bibel hängen, belegt der Verfaſſer mit folgendem Falle:

In Gegenwart eines proteſtantiſchen Amerikaners, der Advocat und ziemlich der deutſchen Sprache mächtig war und der in jeder Beziehung zu den gebildeten Amerikanern gehörte, theilte ein anderer Deutſcher mir mit daß in einem amerikaniſchen Blatte, das in Albany erſcheint, der Profeſſor Agaſſiz, der daſelbſt einige Zeit vorher Vorleſungen über den Urſprung und die Beſchaffenheit der Erde gehalten, heftig angegriffen ſei, weil er die Behauptung aufgeſtellt daß die Erde nicht auf die Weiſe erſchaffen worden wie ſolches Moſes lehrt. Beide gaben wir unſer Befremden über dieſen Angriff zu erkennen. Hierauf verſetzte der Amerikaner: ob wir denn auch an der Richtigkeit der Lehre Moſis zweifelten? Unſere Bemerkung daß nicht allein wir, ſondern jeder gebildete Deutſche dieſen Zweifel theile, weil auf wiſſenſchaftlichem Wege auf das beſtimmteſte nachgewieſen ſei daß die Erde nicht auf die von Moſes beſchriebene Weiſe geſchaffen ſein könne, gab nun zu weitern Erörterungen Anlaß, worin der Amerikaner auf das hartnäckigſte dieſe und andere Ausſprüche der Bibel, weil auf Inſpiration beruhend, vertheidigte und ſein großes Bedauern zu erkennen gab daß wir von dem Glauben abwichen, was uns nothwendig zur Verdammniß hinführe. Unſerer Behauptung daß wir deswegen doch gute Menſchen ſein könnten, da von dem Glauben, ob auf dieſe oder jene Weiſe die Welt geſchaffen ſei, und an verwandte Gegenſtände die in der Bibel vorkommen am Ende wenig abhänge, ſetzte er den entſchiedenſten Widerſpruch entgegen, und ſeitdem trat eine merkliche Erkältung des Umgangs ein.

Unter den mannichfachen Sekten zeichnen ſich die

Methodiſten durch Ueberſpanntheit und durch die Wunderlichkeit ihrer religiöſen Gebräuche aus; in ihren frommen Uebungen geberden ſie ſich mitunter auf ſo unſinnige Weiſe daß man glauben ſollte unter lauter Tollhäusler gerathen zu ſein. Sie ſind zwar die fleißigſten Kirchengänger und halten jeden Fluch für die größte Sünde; gleichwol ſind die zu dieſer Sekte Gehörenden im Privatverkehr am gewiſſenloſeſten und ſcheuen ſich nicht Andere auf jede Weiſe zu überliſten. Fern halten ſich von der unter allen Sekten mehr oder weniger verbreiteten Sittenverderbniß nur die Quäker, obgleich auch ſie der Bereicherungsſucht nicht fremd ſind.

Der äußerliche religiöſe Eifer der Amerikaner bekundet ſich auch in ihrer Geſetzgebung, ohne daß dadurch der Unmoralität geſteuert wird. Selbſt in den Landestheilen, wo das Geſetz den Verkauf von geiſtigen Getränken unterſagt, iſt es bekannt genug, in welchen Häuſern in abgelegenen Hinterzimmern dergleichen Getränke verkauft werden. Glücksſpiele, auch gewöhnliche Kartenſpiele, als Whiſt, Lhombre, ſtreng genommen ſelbſt Billard und Kegelſpiel, gelten für ſündhaft und ſind verboten; Jedermann in Neuyork und andern Orten ſind aber die Häuſer bekannt, wo die gefährlichſten Hazardſpiele getrieben werden. Der Verkauf unſittlicher Bücher und Bilder iſt an allen Orten unterſagt und gegen Proſtitution ſoll die ſtrengſte Wachſamkeit geübt werden; gleichwol werden die ſchamloſeſten Bilder von Herumträgern, wenn auch mit einer gewiſſen Vorſicht, auf den Straßen feilgeboten, und in Neuyork, Philadelphia und Baltimore gibt es ganze Bezirke die nur von Prieſterinnen der Venus vulgivaga bewohnt werden.

Verbrechen gegen das Eigenthum kommen auf dem Lande und in den kleinern Städten noch ſelten vor, deſto häufiger aber in größern Städten. Hier ſind Einbruch, Raub, Diebſtahl, Fälſchung, grobe und feine Gaunerei mindeſtens ebenſo alltäglich als in den europäiſchen Hauptſtädten. Eines der am häufigſten wiederkehrenden Verbrechen iſt Brandſtiftung, und hierin zeichnet ſich Amerika vor allen Ländern, die Türkei etwa abgerechnet, aus. Mögen immerhin viele Feuersbrünſte durch Fahrläſſigkeit ſowie dadurch entſtehen daß viele feuergefährliche Fabriken in den Städten zwiſchen den Wohnhäuſern ſich befinden; allein ebenſo gewiß iſt der größte Theil der Brände durch abſichtliche Anlegung herbeigeführt, theils von Miethern, um ihrer Verpflichtung zur Zahlung des Miethzinſes zu entgehen, theils von Beſitzern, um die Verſicherungsgeſellſchaften zu betrügen, theils auch vom Pöbel, um mit Bequemlichkeit ſtehlen zu können; endlich aber dienen Feuersbrünſte den Parteien die ſich unter den Loafern gebildet haben als paſſende Gelegenheit ſich in die Haare zu fallen. Denn da man ſelbſt in den Städten die Schornſteine abſichtlich ausbrennt oder ſie unbeſorgt brennen läßt, wenn ſie Feuer fangen, ſo bietet dies den Feuerlöſchgeſellſchaften immer einen erwünſchten Anlaß die Glocken zu läuten, Feuer zu rufen, mit ihren Spritzen durch die Straßen zu toben und in Ermangelung der Löſcharbeit ſich über eine andere Löſchgeſellſchaft herzuſtürzen, um ſich gegenſeitig durchzuprügeln, was oft zu ſehr hartnäckigen Raufereien führt und nicht ſelten einigen dieſer wilden Jungen das Leben koſtet.

Dem an eine allgegenwärtige Polizei und wohlgegliederte Beamtenherrſchaft gewöhnten Deutſchen muß es auffallen, hiervon in Amerika Nichts wahrzunehmen. Dieſes Nichtvorhandenſein wird von Vielen als die Bedingung eines wahrhaft freien Staatslebens gerühmt, hat aber doch auch ſeine Nachtheile. Während z. B. auch in kleinern deutſchen Städten kein Schmuzhaufen vor einer Hausthüre liegen bleibt, ohne daß ſogleich ein wachſamer Polizeidiener deſſen Wegſchaffung befiehlt, wird in Neuyork die Straßenreinigung aufs äußerſte vernachläſſigt und keine Behörde kümmert ſich darum. Im Winter entſtehen in den Hauptſtraßen, da wo das Eis zufällig weggefahren iſt, ſolche Vertiefungen daß die Wagen darin ſteckenbleiben; in den Seitenſtraßen bilden ſich aber ſolche von Schnee und Eis mit dem aus den Häuſern geworfenen Schmuz untermengte Maſſen daß faſt alle Verbindung, wenigſtens für Wagen unterbrochen wird. In Betreff des Beamtenthums ſcheint es ein großer Vorzug vor unſern Einrichtungen daß die Beamten aus der freien Wahl der Staatsbürger hervorgehen und nicht lebenslänglich angeſtellt werden; es wird dadurch verhütet daß ſie ſich dünkelhaft über das Volk erheben und daß ein excluſiver Kaſtengeiſt, eine verknöcherte Bureaukratie unter ihnen entſteht; natürlich iſt aber ein öfterer Perſonenwechſel in den Stellen nicht allein der Ausbildung tüchtiger und kenntnißreicher Beamten hinderlich, ſondern hat auch den Nachtheil daß der Beamte ſtets die Partei begünſtigt die ihn erwählt hat, weil er widrigenfalls Gefahr läuft mit derſelben zu zerfallen und künftig deren Stimme zu verlieren. Da nun in den Vereinigten Staaten eine förmliche Vorbereitung zum Staats- und Gemeindedienſte nicht erfodert wird, Niemand nöthig hat, von unten herauf zu dienen und ſich durch Tüchtigkeit der Kenntniſſe emporzuarbeiten, ſondern alle Stellen entweder durch Volkswahl oder durch den Präſidenten nach deſſen uneingeſchränktem Belieben beſetzt werden, ſo zeigen ſich davon die ſchädlichſten Folgen in der Aemterjägerei, bei welcher Beſtechungen und ſonſtige unredliche Mittel aufs rückſichtsloſeſte geübt werden.

Aus allem Obenerwähnten folgt nothwendig daß der Lebensgenuß, welchen heitere Geſelligkeit, Freude an der Natur und Kunſt gewähren, unter den Amerikanern nicht zu finden iſt. Mit Recht wird geſagt: Sechs Tage in der Woche gehen ſie von früh Morgens bis ſpät Abends den Geſchäften nach und den ſiebenten drei mal in die Kirche. Nie ſieht man ſie auf Spaziergängen; bei keiner Stadt findet man öffentliche Anlagen die das Auge erfreuen und zum Luſtwandeln geeignet ſind; auf keinem Punkte, wenn er auch die ſchönſte Ausſicht darbietet, ſind Ruheplätzchen, die den Spaziergänger einladen länger zu verweilen und mit Gemächlichkeit die Natur zu betrachten. Von gemeinſamen Landpartien weiß

man weder in größern noch kleinern Städten. Tanz findet nur in geſchloſſenen Geſellſchaften ſtatt, nie als Volksbeluſtigung im Freien oder in Tanzſälen, wo Jeder als Zuſchauer theilnehmen könnte, wie es bei ländlichen Feſten und Vergnügungen in Deutſchland üblich iſt. Meſſen oder Jahrmärkte, Kirchweihen u. dergl. ſind unbekannte Dinge. Das Reiſen welches anderwärts ſo großen Reiz gewährt wird hier höchſt langweilig; Niemand iſt da mit dem man ſeine Gedanken über die Naturſchönheiten und Merkwürdigkeiten des Weges austauſchen könnte; kein Paſſagier bekümmert ſich um den andern; die meiſten verhalten ſich lautlos, ſäubern zum Zeitvertreib die Nägel an den Fingern mit einem Federmeſſer oder ſchnitzeln an einem irgendwo gefundenen Stückchen Holz und kauen Taback, eine unter allen Ständen ſehr verbreitete Unſitte.

Sämmtliche Sekten befolgen den dreimaligen Beſuch der Kirche ſehr ſtreng, und jedes Vergnügen, jede Zerſtreuung, und wäre es auch ein bloßer Spaziergang oder Beſuch bei Bekannten und Verwandten, halten ſie für Sünde; aus der Kirche zurückgekehrt, füllen ſie die Zeit mit Leſen der Bibel aus. So ſehr der Sonntag heilig gehalten wird, ſo wenig werden die chriſtlichen Feſte berückſichtigt; Oſtern, Pfingſten, Weihnachten und Neujahr werden wie andere Sonntage begangen. Fallen Weihnachten und Neujahr auf einen Wochentag, ſo werden ſie an dieſem nicht gefeiert, ſondern erſt am nächſtfolgenden Sonntag. Von einem zweiten Feiertage weiß man Nichts, ebenſo wenig von einem Gründonnerstag, Charfreitag und Himmelfahrt. Am Neujahrstag jedoch, wenn er nicht auf einen Sonntag fällt, ſonſt am nächſten Montag, iſt es in Neuyork (aber auch nur in dieſer Stadt) Gebrauch daß die Herren den Damen ihren Glückwunſch bringen, wobei dann ein merkwürdiges Rennen aus einem Hauſe in das andere ſtattfindet. Am nächſten Tage beglückwünſchen ſich die Damen untereinander; dann ſind die Straßen ebenſo lebhaft von dieſen als Tags zuvor von Herren gefüllt. Außer dem Neujahrstag iſt es noch der 4. Juli, der Tag der Unabhängigkeitserklärung, der als Feiertag begangen wird, und zwar an allen Orten, auf dem Lande wie in den Städten. Ein beſonders genußreiches Feſt iſt dies aber auch nicht; Aufzüge der Miliz und der einzelnen Verbrüderungen, wobei die Spritzenmannſchaft eine Hauptrolle ſpielt, den ganzen Tag über Schießen und Abbrennen von Schwärmern und Fröſchen in den Straßen, ſowie Abends Feuerwerk auf Koſten der Gemeinde, das iſt Alles was dieſen Tag auszeichnet.

Die Tafelfreuden welche bei Engländern und Deutſchen eine ſo wichtige Rolle im geſelligen Leben ſpielen, kennt der Amerikaner nicht; bei Tiſche iſt ſeine Ausgabe, ſo viel und ſo ſchnell als möglich zu verzehren, um dann wieder an ſein Geſchäft zu eilen. Gewiſſermaßen die Hauptmahlzeit bildet Morgens das warme Frühſtück, in den Familien im Sommer um halb ſieben, im Winter um halb acht Uhr, in Gaſthäuſern etwas ſpäter. Da wird gebratenes Rind- und Schweinefleiſch, gebratene Fiſche und weichgekochte Eier gereicht, bei Aermern jedoch nur die eine oder andere dieſer warmen Speiſen. Das Mittagsmahl wird zu ſehr verſchiedenen Stunden gehalten, von den Geringern um zwölf, von den Vornehmern ſowie in den größern Gaſthäuſern und Reſtaurationen um drei oder vier Uhr. Damit man bis dahin nicht zu ſehr aushungert, werden in den beſſern Gaſthäuſern um elf Uhr warme oder kalte Fleiſchſpeiſen unentgeltlich verabreicht. Am Mittagstiſch kommen wieder dieſelben Speiſen vor wie beim erſten Frühſtück, nebſt Kartoffeln, mitunter auch Gemüſe, das aber ohne Butter gekocht iſt und erſt auf dem Teller damit vermengt wird. Abends ſechs oder ſieben Uhr wird kalter Braten genoſſen, in vielen Häuſern aber wieder das Beef- oder Porkſteak. Gekochtes Fleiſch, Fricaſſée und Ragout ſind den Amerikanern unbekannt. Von der feinern Kochkunſt verſtehen ſie Nichts; die Braten werden nicht geſpickt, die Saucen ſchmecken alle gleichartig, vom Wild und Geflügel wie vom Rinder- oder andern Braten. Die Beigerichte an der Tafel der Reichen und in den größern Gaſthäuſern entſprechen dem deutſchen Geſchmacke nicht; z. B. wird zum Braten eine Taſſe Chocolade, zum Aepfelkuchen ein Stück Käſe gereicht. Suppe iſt nicht üblich, aber bei allen drei Mahlzeiten wird Kaffee und Thee, meiſtens jedoch nur letzterer getrunken; wenn nicht Mittags *während* des Eſſens Kaffee gereicht wird, dann fällt er um dieſe Tageszeit gänzlich weg, indem es nie Gebrauch iſt, ihn nach Tiſche zu genießen. Weder in Gaſt- noch in Privathäuſern iſt es Sitte, über Tiſche Wein zu trinken. Alle Gerichte kommen gleichzeitig auf die Tafel, wodurch das Geſchäft des Eſſens ſehr beſchleunigt wird, und ſelten dauert eine Mahlzeit über eine Viertelſtunde. Um Nichts zu verſäumen, ſtellen ſich die Gäſte zeitig in dem neben dem Speiſeſaal liegenden Zimmer ein, und ſobald das Geläut der Glocke den Beginn der Mahlzeit ankündigt, ſtürzen ſie mit fürchterlicher Haſt über die Schüſſeln her. Wer etwas zu ſpät eintrifft, hat das leere Nachſehen, da gleich nach dem Aufbruch der Geſellſchaft der Tiſch abgedeckt wird. Zu einer Unterhaltung bei Tafel hat man weder Zeit noch Neigung; die Meiſten ſetzen ſich und brechen wieder auf ohne eine Wort mit ihren Nachbarn gewechſelt zu haben.

Auch das häusliche Leben der Amerikaner leidet an einer traurigen Einförmigkeit; kein Familienfeſt unterbricht dieſelbe, keine Geburtstags-, Hochzeits- oder Kindtaufsfeier läßt mit Freuden dem Tage entgegenharren, wo dieſelbe ſtattfindet, kein ſolches Feſt führt die nächſten Anverwandten zuſammen. Nur in der höchſten Ariſtokratie werden hin und wieder die Vermählungen mit vielem Glanze gefeiert; in der Regel aber gehen die Hochzeiten unter allen Ständen ganz geräuſchlos vor ſich, ohne Hinzuziehung von Zeugen und ohne daß ſie die mindeſte Feſtlichkeit herbeiführen, indem das Brautpaar ſich zum Geiſtlichen begibt und in aller Stille ſich von demſelben einſegnen läßt oder vor einem Notar die Ehe eingeht. Soll das Kind die Taufe empfangen, ſo wird

daſſelbe zum Geiſtlichen geſchickt, vielleicht gar, ohne daß die Aeltern es begleiten. Die Geburtstage kommen gar nicht in Betracht.

Faßt man dieſe Züge aus den Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner zuſammen, betrachtet man ihren kalten, egoiſtiſchen, durch und durch materialiſtiſchen Charakter, die raſtloſe, nur zu häufig betrügliche Gewinnſucht der Männer, das träge, verweichlichte, anſpruchsvolle Weſen der Frauen, die Ungemüthlichkeit des häuslichen Kreiſes, den Mangel an geſelligem, traulichem Verkehr: ſo iſt es einleuchtend daß das Leben unter einer ſolchen Nation reizlos und abſtoßend für Jeden ſein muß der die angenehmen ſocialen Formen und edlern Genüſſe welche die europäiſche Geſittung gewährt nicht zu entbehren vermag. Daß die politiſche Verfaſſung der Vereinigten Staaten jedem Einwohner das möglichſt große Maß freier Selbſtbeſtimmung ſichert, iſt allerdings ein unſchätzbarer Vorzug vor unſern Zuſtänden. Die amerikaniſche Freiheit iſt ein helleuchtendes Geſtirn, deſſen Strahlen die Sehnſucht von Millionen vergeblich über Europa herbeiwünſcht; doch blenden dürfen ſie uns nicht in dem Grade daß wir die tiefen Schatten des amerikaniſchen Lebens nicht ſehen ſollten, und darum müſſen wir es nochmals als verdienſtlich anerkennen daß dieſe dunkeln Stellen von einem treuen Darſteller zu einer klaren und lebendigen Anſchauung gebracht worden ſind.

Den Zuſtand der in den Vereinigten Staaten wohnenden Farbigen, Irländer und Deutſchen, die Frage wie es zugeht daß die dort lebenden vier bis fünf Millionen Deutſche ohne allen Einfluß auf den Charakter des Ganzen ſind, ſowie manches Bemerkenswerthe über verſchiedene Berufsarten, das induſtrielle Leben, die literariſchen Leiſtungen und ſtaatlichen Einrichtungen der Union werden wir in einem zweiten Artikel beſprechen.*)

22.

Ein paar Dutzend Lyriker aus jüngſter Zeit.

(Beſchluß aus Nr. 42.)

Wir kommen auf die früherwähnte dritte Abtheilung lyriſcher Gedichte, von denen ſich ſagen läßt daß ein Sänger den andern durch kühne Wendungen und künſtliche Subtilitäten zu überbieten ſucht. Das möchte noch gehen; wenn aber dieſe Zierlichkeit auf ernſte Gegenſtände, z. B. auf Politik übertragen wird, ſo treten ſie aus dem heiligen Gebiet der Poeſie auf einen profanen Boden. In den folgenden Nummern ſtößt der Leſer nun hin und wieder auf die zwei Parteien unſerer Zeit, denn wir finden conſervative und Reactionsdichter, wie auch Sänger mit demokratiſcher Färbung. Wir haben ſie jedoch nicht von den andern nichtpolitiſchen geſchieden.

10. Gedichte von Chriſtian Schädlich. Plauen, Neupert. 1852. 16. 10 Ngr.

Der unter einem ominöſen Namen auftretende Verfaſſer ſagt in der Vorrede daß ſeine Gedichte eigentlich nicht beſtimmt geweſen ſeien, dem Publicum übergeben zu werden, daß aber die günſtige Kritik ſeiner Freunde ihn dennoch dazu ermuthigt habe. O hätten doch die gefälligen Freunde geſchwiegen! Hin und wieder findet ſich ein Weizenkorn unter der Spreu, und namentlich nimmt der Verfaſſer unter den Sonetten hier und da einen Aufſchwung.

11. Preußiſche Todtenkränze von Georg Grafen von Blankenſee. Berlin, Hayn. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Hier haben wir einen patriotiſchen, der Kreuzzeitungspartei angehörigen Ariſtokraten. Auch ſteht er in der Reihe der evangeliſchen Gläubigen unſerer Zeit, wie ſich das aus dem Umſtande ergibt daß er den Ertrag ſeines Schriftleins nicht blos für das Nationalkriegerdenkmal, ſondern auch für die neuzugründende evangeliſche Kirche zu Lublinitz in Oberſchleſien beſtimmt. Bei der frommbegeiſterten Partei iſt im Ganzen auf dem Felde der ſchönen Literatur nicht viel zu hoffen, und wir erinnern dabei an Redwitz' „Amaranth". Er gibt nur drei Nummern, einen Nachruf an den im vorigen Jahre verſtorbenen Prinz Wilhelm von Preußen, das Lied von den treuen Wächtern (recht gut), und das dritte präſentirt die ſeit 1848 gefallenen preußiſchen Krieger und zeigt uns wie der Dichter in einer Viſion den Erzengel Michael und den Evangeliſten Johannes mit dem Adler, der ihn an Preußens Aar mahnt, zu den Gefallenen herniederſchweben ſieht, um ihnen mit den Schwingen Ruhe und Frieden zuzufächeln. Wir empfehlen das Buch der patriotiſch-ariſtokratiſchen Leſewelt.

12. Gedichte von Alexander Büchner. Butzbach, Kuhl. 1851. 8. 14 Ngr.

Sie gehören ganz der Mittelmäßigkeit an, und mitunter ſtoßen wir auf einen politiſchen Anklang, in welchem ſich der Verfaſſer als Volksfreund darſtellt.

13. Lieder von U. T. Meyer. Bonn, Wittmann. 1851. 8. 10 Ngr.

Auch von ihnen läßt ſich nicht viel Rühmliches ſagen. Daß er die geheimſten Regungen ſeiner Bruſt in ſeinen Liedern dem Leſer vor Augen legen müſſe, iſt dem Verfaſſer ſehr ſchmerzlich. Warum aber in aller Welt trägt er denn ſeine heiligſten Gefühle zur Schau? Wir glauben nicht daß das Publicum eben ſehr neugierig war.

14. Liederblüten. Ein Buch lyriſcher Gedichte von Emil Mayer. Linz, Fink. 1851. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, wenn die für Lyrik empfänglichen Leſer ein „vorübergehendes Vergnügen" an ſeinem Buche hätten, ſo ſehe er ſich hocherfreut und reichlich gelohnt. Wer aber etwas Anderes in dem Buche zu finden vermeine als den „treuen Ausdruck einer jugendlichen Phantaſie", etwa hochromantiſche Bilderſtürmerei u. ſ. w., dem würde er es nicht verargen wenn er das Buch, überſättigt von den zahlloſen Erſcheinungen im Gebiete der Lyrik, unbefriedigt wieder weglege. Darüber iſt nun erſtens zu ſagen: Wenn die Leſer ein „vorübergehendes Vergnügen" an einer lyriſchen Production finden, ſo will das ſchon ſehr viel ſagen, ganz beſonders aber in jetziger Zeit; dieſe Aeußerung iſt alſo nicht übermäßig beſcheiden. Ferner „der treue Ausdruck einer jugendlichen Phantaſie" ſind ja alle poetiſchen Producte, es kommt aber eben darauf an wie dieſelbe beſchaffen iſt und welchen Ausdrucks ſie ſich bedient. Daß der Verfaſſer aber ſelbſt einſieht daß man heutzutage in Gefahr iſt, überſättigt zu werden von den zahlloſen Erſcheinungen im Gebiete der Lyrik, iſt ein erfreuliches Zeichen. Leider hat er nur nicht daran gedacht durch Zurückhaltung ſeines Scherfleins der Ueberſättigung vorzubeugen. Beſonders Hübſches findet ſich in keiner der fünf Abtheilungen, wenn auch hier und da ein Anſatz dazu genommen wird. In der erſten Abtheilung beſonders muß es uns auffallen daß die Worte auf denen ein beſonderer Accent ruht geſperrt gedruckt ſind, was

---

*) Der zweite und letzte Artikel folgt im December. D. Red.

uns vorkommt als fürchte Meyer man möchte ohne dies Mittel nicht die eigentliche Bedeutung herausfinden, was doch durchaus nicht zu fürchten iſt, da ſeine einfachen Ideen ſehr verſtändlich und populair ſind. Alles wiederholt ſich nur in den Poeſien unſerer Dichter der Neuzeit, was ſich auch durchgängig von Meyer behaupten läßt.

15. Mondſchein-Nächte. Träumereien von Karl Blumenberg. Oldenburg, Schulze. 1851. 8. 10 Ngr.

So charakteriſtiſch wie der Titel dieſer Gedichte iſt auch ihr Motto:

Geh' nur zur Ruh'!
Um Mitternacht
Kein Aug' mehr wacht!
Flöte nur immer zu;
Bis ich erwacht,
Träum' ich in Ruh'
Durch die Nacht wie du!

woraus der Leſer ſchon auf den verſchwommenen und traumhaften Inhalt ſchließen darf. Blumenberg betritt zuerſt den Boden der Politik. Die Maid Germania irrt im ſturmdurchſauſten Walde und wird von einem Jägersmann halb ohnmächtig in ſeine Hütte gebracht, wo ſie liebreiche Pflege empfängt. Sie gibt ſich ihm als beſchimpfte und vertriebene (?) Germania zu erkennen. Der Jäger wirft ſich zu ihrem Paladin auf und es gelingt ihm ſie in alle ihre Rechte wieder einzuſetzen. Der Verfaſſer erklärt ſein Vaterland für einen zum Zwerg herabgeſunkenen Rieſen in folgenden elenden Verſen:

Doch ach! du ſankeſt von der Höhe,
Wurd'ſt ein Zwerg und warſt ein Rieſe!
Ach! du fühlteſt nimmermehr dein Wehe,
Weil geſunken du von deiner Höhe;
Zwerg, ermanne dich: ſei Rieſe.

An dieſer Probe wird der Leſer genug haben, und er wird es uns gern ſchenken, die übrigen Lieder, theils erotiſchen Inhalts, theils an politiſche Dichter gerichtet, ſowie eine Erzählung aus der oſtfrieſiſchen Geſchichte „Almuth und Engelmann" zu erzählen.

16. Gedichte von Karl Maaß. Berlin, Grieben. 1851. 16. 15 Ngr.

Sie ſind ebenſo unbedeutend als die vorigen, und wir zweifeln daß ihm die Hoffnung, „die Zeit werde das Unkraut aus ſeinen harmloſen Liebesliedern ausreuten", in Erfüllung gehen wird.

17. Eichenkränze von Joſeph Georg Saffenreuter. Mit einem Stahlſtich. Regensburg, Manz. 1851. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Sie ſind der deutſchen Jugend gewidmet; aber der Verfaſſer hätte ſpecieller ſagen ſollen: der Schuljugend, indem ſich viele Nummern darin zum Declamiren in Schulen eignen möchten. Sie haben natürlich einen epiſchen Charakter, und auch die Moral iſt in den Zügen aus dem Leben bedeutender Männer wohl vertreten. Seine Diction iſt etwas breit und er zeigt ſich überall als einen Reimbold, welcher der Bänkelſängerei Ehre machen könnte.

18. Frühlingslieder eines Aergerlichen von Heinrich Schwarzſchild. Frankfurt a. M., Auffahrt. 1851. 16. 12 Ngr.

Der piquante Titel verſpricht mehr als geleiſtet wird, und die Welt hätte Nichts verloren wenn die ganze Sammlung ungedruckt geblieben wäre; denn wahrlich die Weltanſchauung eines Aergerlichen kann uns nicht belehren und erheben, und es fehlt dem Ganzen der große Hebel ähnlicher Leiſtungen: der Humor. Aus den Roſen ſaugt er Gift, die Melodie der Nachtigall iſt ihm eine Klage und Anklage und noch obenein jedes frühlingsheitere Bild durch Uebertragung auf leidige politiſche Dinge. Die Natur will nicht durch die graue Brille eines Erbitterten angeſchaut werden, ſondern mit der Milde eines gottinnigen Gemüths. Uebrigens iſt mancher ganz hübſche Anklang darin, und die Muſe könnte ihm vielleicht geneigter werden, wenn er ſie nur nicht zwänge auf demokratiſchen Pfaden zu wandeln.

19. Klänge aus dem Norden. Gedichte von Bruno Strahlau. Hanover, Gebr. Jänecke. 1851. 8. 10 Ngr.

Sie laſſen kalt wie die Gegend aus der ſie erſchallen. Gedanke, Bild und die gewählten Stoffe gehen auf dem betretenſten Wege, und das dünne Büchlein wird mit 64 Blattſeiten abſolvirt.

20. Harmilde, oder die Heimkehr aus Schleswig und Holſtein von German. 1852. 8. 18 Ngr.

Ein Motto auf der Kehrſeite des Titelblatts:

Weil dich verſchmäh'n die Bücherjuden,
Verleg' ich dich in eig'ner Buden —

belehrt uns daß kein Verleger ſein Machwerk drucken laſſen wollte und daß er verblendet durch ſeinen Dünkel es in Selbſtverlag genommen hat. So ſchlägt er den Pfauenſchweif der Eitelkeit capriciös vor einem Publicum welches einestheils mit Indignation auf ſolche Leiſtungen blickt, anderntheils die Lauge des Spotts über ſie ausgießt. Die Klagen über den Verlauf der Dinge in Schleswig-Holſtein bilden den Hauptinhalt ſeines Buchs, über deſſen Titel „Harmilde" uns keine Erklärung gegeben wird. In holperigen Verſen ohrfeigt er den Reim und apoſtrophirt ſo ſchülerhaft daß uns die Haare zu Berge ſtehen; z. B.: „Brächt's nimmer z'ſamm' wie's g'weſen iſt." Charakteriſtiſch iſt auch noch folgender Vers (S. 116):

Ein Mancher nimmt ſich auch noch einen Eſel (zum Bergſteigen),
Dieweil ihn ſolche Unterſtützung freut,
Allein da ich nicht liebe ſolchen Weſel (?),
So blieb ich bei der Selbſtvertraulichkeit. (?)

Schade um das gute Papier und den correcten Druck.

21. Haideblumen aus Schleswig-Holſtein. Zwölf Lieder von Richard Goß. Leipzig, Matthes. 1852. Gr. 16. 6 Ngr.

Die Widmung lautet:

Nehmt hin, ihr Frau'n an Deutſchlands Marken,
Der Lieder grünen Kranz von meiner Hand;
O möcht' an ihm ſich eure Lieb' erſtarken
Für's theure meerumſchlung'ne Vaterland.
Denn ach, von unſerm Hoffen, unſerm Lieben
Iſt nur allein das Lied uns noch geblieben.

Der Verfaſſer gehört wie ſo viele andere Deutſche zu Denen die ſich um das Schickſal des meerumſchlungenen Vaterlandes gar nicht beruhigen können, und welcher, indem er die Frauen tröſtet, ſeinem eigenen Herzen Luft zu machen ſucht. Das Buch iſt winzig an materiellem Inhalt wie an Format.

22. Glaube und Liebe. Eine Reiſe im Reiche der Geiſter von einem Schleswiger. Flensburg, Butnuh. 1850. Gr. 8. 12 Ngr.

Wir haben es nicht über uns gewinnen können, mehr als den Anfang dieſer höchſt langweiligen Reflexionen bis zu Ende zu leſen. Einige Strahlen frommen Gefühls erleuchten zwar den dämmernden Pfad auf welchen er den Leſer führt; aber dieſe Strahlen haben doch kein ſo reines Licht daß ſie uns für den Verluſt an Zeit und Mühe beim Durchleſen entſchädigen könnten.

23. Gedichte von Karl Parucker. Leipzig, Andrä. 1851. 32. 15 Ngr.

Im Vorworte redet der Dichter ſeine Lieder an:

Wandert fort, ihr meine Lieder,
In die off'ne, weite Welt!
Sehet zu, daß euch die Fremde
Wie die Heimat wohlgefällt.

Prangend nicht im ſtolzen Kleide,
Geht ihr in das Land hinaus,
Einzig nehmt ihr als Begleiter
Meinen Segen mit von Haus.

Laßt es wenig euch bekümmern,
Schreiten and're euch voran;
Iſt der erſte Platz verſchloſſen,
Wird der zweite aufgethan.

Wenn ſich nur der Verfaſſer, der hier ſo beſcheiden aufzutreten wähnt, nicht hinſichtlich des „zweiten Platzes", den man ſeinen Liedern anweiſen ſoll, täuſcht; wir fürchten man werde ſie nach Septima ſetzen. Es fehlt an jedem Aufſchwung der Phantaſie, alſo an Bild, Symbol und Farbe, und man legt das Büchlein kalt nieder.

24. Erwachen. Siebzehn Gedichte von Hugo le Juge. Berlin, Stuhr. 1851. 8. 10 Ngr.

Beim Erwachen aus dem Schlummer klebt uns gewöhnlich eine traumartige Ungewißheit an, und der Verfaſſer iſt vielleicht ſelbſt noch zu traumbefangen um entſcheiden zu können, ob es ihm gezieme auf des Buchs Titel das Horaziſche Wort zu ſetzen:

Nil parvum aut humili modo,
Nil mortale loquar —

Das gibt von einer gewiſſen Selbſtgefälligkeit Kunde und Zeugniß. Inzwiſchen iſt dieſe nicht ohne allen Grund. Der Verfaſſer erwacht nach ſeiner Meinung wirklich aus befangener Weltanſicht, träumt namentlich gern in politiſcher Hinſicht, hat Phantaſie und Eigenthümlichkeit, und von ſeinem Scharfſinn gebe folgendes Lied Kunde:

Herz=Dame.

Es ſticht der Bube die Dame,
Er traf ihr das roſige Herz.
Den Buben entſandte der König,
Gewappnet mit mörd'riſchem Erz.

Die Dame ſinkt tödtlich getroffen,
Gemordet von heimlichem Haß,
Da winkt ihrem Ritter ſie ſterbend,
Dem allgewaltigen As.

Es ſtach der Bube die Dame,
Warum, mein König, ſo blaß?
Noch ſteckt es im Spiele der Karten,
Das allgewaltige As.

Ihr frechen, ihr wilden Geſellen,
Wer iſt's, dem der Würfel fiel,
Dem König, dem Buben, der Dame,
Wem glückte das wagende Spiel?

Ueberdies ſpricht es für dieſe ſiebzehn Gedichte daß Profeſſor Roſenkranz in Königsberg, der äſthetiſche Philoſoph und Kritiker, die Dedication angenommen hat.

25. Knospen. Eine Sammlung Gedichte von Konrad Marxhauſen. Kaſſel, Hotop. 1852. Gr. 16. 7½ Ngr.

Er wählt den Titel dieſer kleinen Lieder aus der Natur, und er entſpricht dem Inhalt; denn es ſind wirklich noch unentwickelte Keime, von deren einigen ſich hoffen läßt daß ſie ſich erſchließen und blühen werden. Vorzugsweiſe beſingt er die Natur in ihren wechſelnden Erſcheinungen, aber wir finden nicht daß er ſie mit ſchärfern Augen betrachtete als die Schar ſeiner ſchreibluſtigen Vorgänger die Frühling und Liebe ſingen. In einem proſaiſchen Anhange, betitelt „Der Wildſchütz", gibt er uns eine lebhafte Schilderung von der großen Noth in deſſen Familie. Des Verwalters hartes Herz vermag er nicht zu rühren, und die Verzweiflung macht ihn zum Wilddieb, und wie er ergriffen werden ſoll, macht er ſeinem Leben durch einen Schuß ein Ende. Eine ganz gewöhnliche hausbackene Fiction, deren Veröffentlichung wir ihm gern geſchenkt haben. Möchte er ſich doch nicht auf das Gebiet der Novelle wagen und ſeiner ſanftern Muſe nicht untreu werden.

26. Gedichte von Karl Pflaume. Magdeburg, Fabricius. 1852. 8. 25 Ngr.

Sie bieten mehr Eigenthümliches als man anfänglich erwartet. Entkeimt ſind ſie dem eigenen Boden des Herzens und erinnern nirgend an ein Vorbild. Dazu kommt der Umſtand daß der Verfaſſer trotz ſeiner eingefleiſchten Demokratie doch größtentheils eine harmloſe Gemüthlichkeit auch in erotiſchen Tändeleien bekundet, die ſich mit jener ſchwer in Einklang bringen läßt. Demokrat iſt er, wie wir das aus ein paar Stellen beweiſen wollen. So heißt es (S. 8):

Fürwahr, es iſt kein and'rer Rath
Als Burſch zu ſein und Demokrat.

S. 22:

Ich liebe die Freiheit, das muthige Ringen,
Vertrauen und Hoffnung der kämpfenden Bruſt.
Was die Völker erſtreben, es muß gelingen,
In der Würde des Volks wird ſich Jeder bewußt.

Nach dem reinen Ziele vorwärtszudringen,
Mit dem Ganzen zu ringen, das iſt Gewinn.
Es mahnt uns der Tod an ein männlich Vollbringen;
Wir wandern durch's Leben, weiß Keiner wohin.

Noch mehr zeugt von ſeiner Anſicht und Geſinnung das S. 166 abgedruckte Demokratenlied. Von ſeiner Gemüthlichkeit zeuge „Die Akazie" (S. 124):

Aus einem ſchwanken Zweige
An meines Vaters Thor,
Da rauſcheſt hoch und höher,
Akazie, du, empor!

Wir tanzten Ringelreihen,
Ein froher Kinderhauf',
Du warſt mir Spielgenoſſe,
Wir wuchſen mit dir auf.

Du hobeſt deine Krone
Hoch über Hauſes Dach,
Und rauſchteſt, wenn wir kamen,
Sahſt uns beim Scheiden nach.

Dein Grün im Sonnenlichte,
Die Blütenpracht dazu,
Rings in der weiten Runde
War kaum ein Baum wie du.

Du ſaheſt Särge tragen,
Ach, meiner Mutter Sarg,
Du ſahſt auch beſſ're Stunden,
Die Zeit war nicht ſo karg.

Sahſt Hochzeitgäſte kommen
Und kehren bei uns ein,
Des Hauſes holder Blume,
Der Schweſter Feſt zu weih'n.

Und als ſie zog zur Ferne,
So lieblich, rein und mild,
Der längſt geſchied'nen Mutter
Lebend'ges Ebenbild,

Sah ſie zum letzten male
Auch noch nach dir zurück,
Und du, haſt du verſtanden
Den bangen Scheideblick?

Als ſie nun wiederkehrte,
Da fand ſie dich nicht mehr,
Die Wurzeln abgehauen,
War deine Stätte leer.

Du rauſchteſt nicht Willkommen,
Noch da ſie ging Ade:
Biſt du vor ihr gegangen,
Zu meiden ſolch ein Weh?

Und wollteſt du nicht rauſchen
Ob dieſes Hauſes Noth,
Dies Jammern nicht belauſchen
Um unſ'rer Blume Tod?

27. Unterm Schindeldach von **Waldmüller**. Hamburg, Meißner und Schirges. 1851. 8. 8 Ngr.

Waldmüller berührt in vorliegenden Blättern das Gebiet des Epiſchen, indem er uns fünf in fließenden Hexametern geſchriebene Erzählungen liefert, die ſich ihrer Natur nach ſämmtlich unter einem Schindeldach zutragen können. Unter dieſen möchten wir „Vor dem Kruge" herausheben. Gerhard und Lisbeth (die Magd im Kruge) ſehen ſich nur Sonntags verſtohlen, erſt nachdem Letztere die Kehlen der Gäſte befriedigt hat. Aber „ſie ſind ſich gut, ach wie ſo gut". Trotzdem daß es keine Knotenſchürzung und Auflöſung gibt, iſt es doch das Beſte was uns hier geliefert wird.

28. **Ludwig F. von Reichlin's** Sonette. München, Kaiſer. 1852. 8. 10 Ngr.

Hier athmen wir etwas freier, denn der Verfaſſer gibt uns wirklich Klinggedichte die, da ſie in Petrarca's Geiſt abgefaßt ſind, liebenden Jünglingen eine willkommene Speiſe ſein werden. In der dritten Folge finden wir einige Gedichte an Perſonen, worunter für uns und auch für Andere viel Anſprechendes iſt. Es ſtehe hier als Probe (S. 55):

Was ich erlebt in meiner Kindheit Tagen,
Was ich gefühlt in meiner Jugendzeit,
Was ich als Mann empfunden und ertragen,
Wer gibt mir darauf Antwort und Beſcheid?

Kann ich doch kaum mir die Bedeutung ſagen
Vom Nächſten das am Wege liegt geſtreut,
Mag ich die Prieſter, deine Weiſen, fragen,
Enträthſeln ſie mir die Vergangenheit?

Was war es mehr als nur ein Namen nennen,
Ein Glauben, Rathen mehr als ein Erkennen,
Ein kaum ſich Sehen, Lieben, ſchon ſich Trennen?

Es war ein Kämpfen, ſtets ſich Ueberwinden,
Ein Hoffen war's, ein Suchen, doch nicht Finden,
Ein Kommen, Gehen und zuletzt Verſchwinden.

29. Mein Vermächtniß. Gedichte von **Theodor Erhard**. Leipzig, Thomas. 1851. 16. 25 Ngr.

Hat ein Recenſent ein ſchlechtes Buch zu beſprechen, ſo ſtrömen ihm gewiß eine Menge Gedanken zu, durch die er den Verfaſſer mit boshafter Freude geißelt; iſt es dagegen ein gutes Product, ſo iſt er wortärmer und kargt nicht ſelten mit verdientem Lobe. Wir dürfen hier wortkarg ſein, denn Erhard beſchenkt uns mit tadelloſen Leiſtungen. Die vier Abtheilungen enthalten: „Lieder in Ketten" (d. h. Lieder die er als Gefangener geſchrieben); „Leben und Liebe"; „Sonette" und „Ghaſelen", Alles gute und unverfälſchte Waare. Wir wollen hier nicht pedantiſch rügen daß der Verfaſſer durch die alten Formen „gewunken, entzunden" und dergleichen den Liedern zuweilen eine altdeutſche Färbung gibt. Der Kürze des Raums wegen ſtehe hier ein kleines Lied aus der zweiten Abtheilung (S. 61):

Frühling.

Nun iſt es Frühling geworden,
Es ſtrahlt der Himmel ſo warm und blau,
Verleiht viel Bänder und Orden
Und nimmt's mit den Farben nicht ſo genau.

Es bauen an Dach und Fache
Die ſingenden Vöglein munter und flink,
Am Kirſchbaum neben dem Bache
Verſchafft ſich weislich Quartier der Fink.

Es werden auf beſſerem Grunde
Die braunen Wieſen ſchon wieder grün,
Wohin ich ſeh' in der Runde,
Will Alles knospen und blüh'n.

Die ſchüchternen Anemonen
Strecken die niedlichen Köpfchen vor,
Mit blauen und weißen Kronen
Pochen ſie an des Waldes Thor.

Es prangt mit röthlichen Blüten
Der blaſenziehende Seidelbaſt!
Vor dieſem mußt du dich hüten,
Mein Kind, er gleichet dem Leben faſt!

Schneeglöcklein klingt, daß es helfe
Zum Jubelconcert ohn' Inſtrument,
Darin ein höflicher Elfe
Den Takt andeutet als Chorregent.

Der Frühling ſoll Apotheken,
Man ſagt's, für jede Gemüthskrankheit
In ſeinem Gewande verſtecken,
Ich aber ſpüre noch Nichts zur Zeit.

Noch über der linken Hüfte
Thut's immer ſo weh wie zuvor, mir däucht,
Es ſind mir die Frühlingslüfte
Wahrſcheinlich noch immer etwas zu feucht.

30. Fliegender Sommer. Eine Herbſtgabe von **Julius von Rodenberg**. Bremen, Schlodtmann. 1851. 16. 6 Ngr.

Mit anerkennender Freude begrüßen wir hier den Verfaſſer von „Dornröschen", der in dieſer neuen Schöpfung ſeine Dichternatur nicht verleugnet. Er wolle es uns verzeihen, wenn wir unſer Lob nur durch folgendes Sonett motiviren (S. 6):

Das Heidelberger Schloß.

Wie eine Märchenkunde ferner Zeiten,
So ragt das Schloß aus grünem Eichenlaube!
So ernſt nachdenklich ſteht es wie der Glaube:
Was wirklich deutſch, das währt in Ewigkeiten.

O wie die Fernen hell und reich ſich breiten!
Hier rauſcht der Strom, dort blüht am Berg die Traube.
Vieläſt'ger Epheu rankt auf theurem Staube,
Und drüber hin die ſonn'gen Wolken gleiten.

Und wie ich ſchweigend eintrat in die Halle,
Wo deutſche Pracht verroſtet und zertrümmert,
Da breitet' ich die Arme voller Sehnen.

Seid mir nicht gram, ihr Herrn! ſo ſind wir Alle:
Indeß die ſchöne Gegenwart verkümmert,
Steh'n ſchweigend auf Ruinen wir in Thränen.

31. Neue Gedichte von Tſchabuſchnigg. Wien, Pfautſch und Voß. 1851. 16. 18 Ngr.

Wer einmal die Süßigkeit der Bildung des Schönen gekoſtet hat, der fühlt auch den innern Drang ſie aufs neue zu genießen. So geht es wahrſcheinlich auch Tſchabuſchnigg, deſſen Talent und Leiſtungen wir ſchon einige mal in d. Bl. gewürdigt haben, und der ſich nicht unwürdig an die Reihe der ſüdoſtdeutſchen Schöngeiſter anſchließt. Das Büchlein bietet Lyriſches und Epiſches in der bekannten Manier. Zur Probe theilen wir hier ein Sonett mit, überſchrieben „Phönix" (S. 75):

Ein jedes Weſen lebt nach eig'ner Weiſe,
Was einem Luſt, bringt andern nur Beſchwerde.
Es wühlt der Wurm behaglich in die Erde,
Der Phönix zieht durch blaue Lüfte leiſe!

Und nie verläßt er ſeine ſtillen Kreiſe,
Daß nicht beſchmuzt der gold'ne Flügel werde,
Er ſcheut ſelbſt fröhlichen Verkehrs Gefährde.
Der Thau des Himmels beut ihm reine Speiſe.

Nur ein mal ließ er ſich vergeſſend nieder,
Drauf trug er Zimmt und Roſenholz zuſammen.
Zu reinigen vom Makel ſein Gefieder,

Stürzt er ſich freudig in die duft'gen Flammen.
Zu Aſche ſinken muß das alte Leben,
Soll ſich der neue Phönix ſtolz erheben.

32. Gedichte von F. von Pechlin. Kopenhagen, Schwartz. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte liebt die Reflexion, bei der wir jedoch den dichteriſchen Bilderreichthum nicht vermiſſen, der wir aber hin und wieder mehr Klarheit und Gedrängtheit wünſchen möchten. Wenn er in der erſten Nummer „Das Lied" ſagt:

Wie rollt ins Thal ein Bergesfluß,
So wälzt die aus der Tiefe ſchwellen,
Das Lied hinab der Töne Wellen
Im freien ſchäumenden Erguß.

Von Sonnenſchein und Mondesglanz,
Von Aetherblau und Sternenflimmer
Borgt es die Strahlen und die Schimmer
Zu Wellenſpiel und Wogentanz.

Die Bilderreihen die ihm nah'n
Begrüßt es im Vorübergleiten
Und ſpiegelt Alles ihm zur Seiten,
Wenn es beſänftigt ſeine Bahn.

ſo iſt das in Bezug auf das hier Gebotene nicht unpaſſend; freilich fehlt es dem Strome ſeiner Poeſie nicht an Breite und melodiſchem Wellengeflüſter, wol aber oft an Tiefe. Er huldigt dem Ernſt des Lebens, und die Lieder haben nicht ſelten eine melancholiſche Färbung und würden an Lenau erinnern, wenn ſie nicht von der Milde einer roſigern Lebensanſicht durchdrungen wären. Wir bedauern es daß wir hier nur eine kleine Probe mittheilen können, welche freilich weniger Reflexion als Bild bietet. Sie ſteht S. 109:

Der Wintermorgen.

Ein Wintermorgen ſcheint ein blaſſer Segen:
Vom Leichentuch der blühenden Natur,
Der nackten, regungslos erſtarrten Flur
Weh'n kalte Todesſchauer dir entgegen.

Wo Leben weilt, da birgt ſich's in den Tiefen,
Im Strome ſchleicht es auf dem Boden fort,
Die Schiffe ſtocken eingeſargt im Port,
Der Tod erhaſcht es in des Tropfens Triefen.

In Seelen flieht es zu des Herzens Grunde:
Weh' dir, wenn dort kein ſtilles Feuer glüht,
Wenn Liebe dir, wenn Hoffnung abgeblüht;
Dann ſchlägt die Kälte zu der Todeswunde.

Sonſt ſei getroſt! Vom erſten Dämmerlichte,
Womit des Tages Anbruch noch umhüllt,
Wird eines Herzens Morgen ſo erfüllt,
Daß Wortgebilde ärmliche Berichte.

Die Flamme ſprüht ſchon freudig im Kamine,
Indeß der Kerze frühes Licht erblaßt,
Doch liegt noch fern des Tages Müh' und Laſt,
Noch fern die Frage ob er ſie verdiene.

Das Fenſter winkt, der Vorhang iſt gehoben,
Und wie ein Kind den Augenblick erharrt,
Des Stücks Beginn, des Zaubers Gegenwart,
So dringen warme Wünſche nun nach oben.

Wie Träume ihre bunten Stoffe wirken,
So iſt die Färbung die ſich dort ergießt,
In rothen Streifen durch den Himmel ſchießt,
Die roſig ſchwimmt um Tannen oder Birken.

Es kracht der Schnee, nun bilde die Entſchlüſſe,
Biſt du ein Waidmann, halte frohe Jagd,
Das rege Wild geht vor, ach vor zur Schlacht,
Die Ente duckt am off'nen Rand der Flüſſe.

Wenn Schlittenfahrt und Schellen dich vergnügen,
So geh' zum Liebchen, lade ſie zum Feſt,
Ein Schlitten iſt ein enges, warmes Neſt,
Doch Freiheit athmet dort in vollern Zügen.

Sollt' dich des Eiſes blanker Spiegel locken,
Ein Freudenfeſt auch ohne Liebchens Kuß,
Die Poeſie, die ſchreibt ein kühner Fuß,
Auch das iſt beſſer als am Ofen hocken.

Drum eil' ich ſelber wohlgemuth zum Schluſſe,
Es reißt mich fort die jugendliche Luſt,
Noch bin ich froh mich einer Kraft bewußt,
Die wählt ihr Feld, wenn Keinem zum Verdruſſe.

33. Zu Hauſe. Ein lyriſcher Cyklus von Adolf Schults. Elberfeld, Bädeker. 1851. Gr. 16. 10 Ngr.

Hier ſtellt ſich uns eine Reihe lieblicher Genrebilder vor Augen, deren Inhalt uns mit des Dichters Gefühlen für Weib und Kind und den häuslichen Herd bekanntmacht, auf kleine Pergamentblättchen leicht hingeworfen und doch tief durchdacht und durchfühlt. Daß unter 40 Liedern vielleicht vier bis fünf unbedeutend ſind, iſt natürlich. Wir können uns nicht entbrechen folgende vier Nummer mitzutheilen (S. 16):

Abends wenn die Kinder mein
Mit der Mutter beten,
Pfleg' ich an ihr Kämmerlein
Still heranzutreten.

Leiſe lauſch' ich an der Thür
Ihrem Wort von ferne;
Ob ſich's gleiche für und für,
Hör' ich doch es gerne.

Und wenn Alles nachgelallt
Mägdelein und Bube,
Wenn das Amen leiſ' verhallt,
Tret' ich ein zur Stube.

Wenn ſie dann ſo lieb und warm
Gute Nacht mir nicken,
Mit dem weichen Kindesarm
Mich zum Kuß umſtricken,

O dann muß im Kämmerlein
Wol mein Herz ſich regen:
Linde ſtrömt es auf mich ein
Wie ein Abendſegen.

* * *

Sonntag, Sonntag! Horch! der Glocken
Lieblich lockender Ton erſchallt!
Wie ſie dich zur Kirche locken,
Locken ſie mich zum grünen Wald.

Wie verſchieden die Wege ſcheinen,
Einem Ziel doch ſtreben ſie zu;
Denn den Einigen, Einzig-Einen
Suchen wir Beide, ich und du.

Gar verſchiedene Wege ſind es,
Doch ſie führen zu Einem Ziel;
Mir erſcheint er im Säuſeln des Windes,
Dir im wogenden Orgelſpiel.

* * *

Und willſt du erkennen der Gattin Werth,
Erkennen mit ſtillem Beben,
So mußt du ſehen des Todes Schwert
Ob ihrem Haupte ſchweben.
Und willſt du ermeſſen, wie ſtark das Band,
Das Band das Liebe gewoben,
So mußt du ſtehen am Bettesrand,
Gerichtet den Blick nach oben.

Und willſt du fühlen wie manches mal
Du bitter ſie haſt betrübet,
So mußt du fürchten in banger Qual,
Sie ſterbe die du geliebet.

* * *

Alles wiſſen, Alles können
Muß der Vater, meint das Kind
Soll ich ſeinen Wahn ihm gönnen
Seinen Glauben kindlich-blind?

Oder ſoll ich ſein Vertrauen
Lenken in das rechte Gleis?
Lehr' ich's auf zu Dem zu ſchauen
Der da Alles kann und weiß?

Ja, ich will's! Und muß es miſſen
Seinen ird'ſchen Vater dann,
Wird es ihn zu finden wiſſen,
Der da Alles weiß und kann.

34. Blumen am Wege von Karl Fröhlich. Kaſſel, Bohné. 1852. 16. 25 Ngr.

Dieſe Gedichte erwecken, abgeſehen von ihrem äſthetiſchen Werth, durch die eigenthümliche Perſönlichkeit ihres Verfaſſers ein lebhaftes Intereſſe. Wir haben es hier mit einem Autodidakten aus dem Proletarierſtande zu thun. Sohn eines armen Schuhmachers, wird er Lehrling bei einem Buchdrucker, wo ihn der Verkehr mit Büchern nicht nur mit der deutſchen poetiſchen Literatur befreundet, ſondern auch ſein poetiſches Talent hervorruft. Wir haben in d. Bl. oft ſchon ſolche poetiſche Naturkinder aus den niedern Schichten der Geſellſchaft beſprochen; aber wir mußten faſt ſtets bekennen, es klebe ihnen irgend Etwas von ihrer erſten Erziehung und ihrem Leben im Familienkreiſe an, und ihr ganzes Verdienſt beſtehe größtentheils in einer angeborenen mechaniſchen Fertigkeit im Reimen. Unſer Verfaſſer iſt keineswegs in dieſe Kategorie zu ſtellen. Er glaubt, er fühlt, er bildet eigenthümlich und iſt dabei vielſeitig. Er beginnt mit religiöſen und moraliſchen Gedichten. Seine Religioſität äußert ſich nicht in myſtiſchem Geklingel, im Spielen überſpannter Gefühle, oder in Dogma und Menſchenſatzung, von welcher letztern die orthodoxen Würdenträger in unſern Tagen alles Heil für die Kirche und Menſchheit erwarten, ſondern er hat das Bewußtſein daß er den „erhabenen Geiſt im Gemüthe trage, der jene Ströme des Lichts entrauſchen läßt, in welche ſich ſein Geiſt taucht". Selbſt von Chriſtus, an den ſich einige dieſer Lieder wenden, lebt ein ſchönes Bild in ſeiner Seele, wie ſich das aus einigen Liedern auf chriſtliche Feſte ergibt. Aus den „Liedern", „Sonetten" und „Gloſſen" weht jene frühlingsfriſche Heiterkeit wie ſie nur in reinen Seelen wohnt, und die ſich hier nicht ſelten in ſanfte Wehmuth verliert. Letztere tritt auch beſonders in den erotiſchen Liedern hervor, die, wenn wir nicht irren, auf eine untreue Geliebte hinweiſen. In eben dieſer Abtheilung findet ſich auch ein Lied „Auf den Tod ſeines Vaters", den die Noth des Lebens gezwungen zu haben ſcheint in den Wellen freiwillig ein Grab zu ſuchen. Es lautet (S. 81):

Du tratſt aus deiner Hütte
Bei gold'nem Abendlicht,
Aus deiner Lieben Mitte
Mit frohem Angeſicht.

Durch ſommerliches Prangen
Der hoffnungsgrünen Saat
Biſt lächelnd du gegangen
Den ſtillen Todespfad.

Der Klagen tiefe Fülle
Hat nicht dein Ohr umbebt,
Als aus der müden Hülle
Der Geiſt emporgeſchwebt.

Auf deinen Leib ſo helle
Sich Abendroth ergoß,
Als über dir die Welle
Sich leiſe flüſternd ſchloß.

Zwei Nummern gleichen Inhalts und Werths folgen; überhaupt wo er auf das Menſchenleben in ſeinen Phaſen und Wechſelſcenen kommt, auf ſeine Kindheit und Jugend und auf das Vaterhaus, aus deſſen Fenſtern Hunger und Blöße mit bleichem Antlitz ſchauten, bekundet er nicht blos ein kindliches Gefühl, ſondern ſchaut auch Alles im Himmelslichte providentiellen Waltens. Wie ſchön feiert er die Natur in einigen Frühlingsliedern oder auch in dem Sonett (S. 95):

Wie ſelig bin ich, wenn ich mich verſenke
In deine Wunder, heilige Natur!
Und wenn ich ſtill, durch Aehrenfeld und Flur
Hinwandelnd, deiner Herrlichkeit gedenke.

Wenn ich mit Thränen dann die Blumen tränke,
O du entlockſt ſie meinen Augen nur!
Heil mir, du gabſt mir, deiner Creatur,
Ein weiches Herz zum freundlichen Geſchenke.

Ja, Freude ſtrahlt auf meinem Angeſicht,
Die Lippe ſchweigt und nur das Auge ſpricht,
Es will dich preiſen und vermag es nicht.

Doch wie dein Anblick mächtig mich erhebt,
Und wie mein Herz zu denken freudig ſtrebt,
Das zeig' die Thräne die herniederbebt.

Unter den „Vermiſchten Gedichten" finden ſich einige epiſche Nummern. Wir können nicht unterlaſſen noch ein kleines Naturbild hier mit aufzunehmen das in ſeiner hohen Einfalt doch ſo viel Schönes uns vor Augen ſtellt. (S. 149):

Abendbild.

Des Tages letzter Blick verglüht.
Er ſenkt die müden Wimpern zu;
Von mattem Roſenhauch umblüht
Geh'n Wald und Berge ſtill zur Ruh.

Melodiſch ſteiget aus dem Thal
Des alten Domes fromm Geläut',
Dazwiſchen tönet der Choral
Des Thurmes durch die Stille weit.

Die Waſſer rauſchen unten hohl,
Die Bäume, träumend, flüſtern ſacht;
Wie ſchlägt das Herz mir froh und wohl,
Umfächelt von der ſtillen Nacht!

Hoch über mir der Abendſtern,
Der ſtrahlt herab in ſtiller Pracht:
So ſchaut herab das Aug' des Herrn,
Das treu des Weltalls Schlaf bewacht.

Wir fürchten nicht daß dieſe „Blumen am Wege" das Schickſal ihrer Schweſtern, unbeachtet zertreten zu werden, theilen, und wünſchen dem braven Buchdruckergehülfen, deſſen Herberge der grüne duftende Wald iſt, und der ſeinen Blauen Montag im Verkehr mit den Camönen feiert, daß er in allen Kreiſen Anerkennung und verdientes Lob finde. 89.

Zur Convertitenliteratur.

1. Meine Bekehrung zur chriſtlichen Lehre und chriſtlichen Kirche von F. von Florencourt. Erſtes Heft. Paderborn, Schöningh. 1852. 8. 24 Ngr.
2. Wo iſt Babel? Sendſchreiben an Ida Gräfin Hahn-Hahn von Johannes Heinrich Auguſt Ebrard. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1852. Gr. 8. 6 Ngr.
3. Aus Jeruſalem von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Erſte und zweite Auflage. Mainz, Kirchheim und Schott. 1851. 8. 26 Ngr.

Es iſt eine allbekannte Erfahrung daß Neubekehrte ihre Glaubensbrüder an zelotiſchem Eifer ſtets zu übertreffen ſuchen. Dieſe Erfahrung iſt auch pſychologiſch vollkommen erklärlich, wenn man auch der Erſcheinung ſelbſt von unbefangenem Standpunkte aus darum noch keine Berechtigung zugeſtehen kann. Freilich heißt dieſe Unbefangenheit bei jenen Neophyten gemeinhin ſträfliche Indifferenz, glaubensloſer Weltſinn, weltliche Verſtocktheit; indeß kann ſie ſich dieſe Ehrentitel ſchon gefallen laſſen, denn dem Enthuſiaſten und Fanatiker iſt Vieles zu verzeihen, weil eine ruhige Würdigung der Verhältniſſe, eine klare und ſichere Abwägung der verſchiedenen Standpunkte gegeneinander billigerweiſe nicht zuzumuthen iſt.

Jene Erfahrung hat ſich denn natürlich neuerdings auch bei der Bekehrung der Gräfin Hahn-Hahn wiederholt, und man durfte nicht erwarten daß die Rückkehr des Hrn. von Florencourt in den Schoos der alleinſeligmachenden Kirche dieſelbe Lügen ſtrafen werde. Beides ſind Namen von bedeutendem Klange in der literariſchen Welt, ja ſelbſt in den Kreiſen der höhern Geſellſchaft, und es läßt ſich wol denken daß die Bekehrungseiferer der Römiſchen Kirche auf derartige Convertiten ſich nicht wenig zugutethun. Abſonderlichen Grund dazu haben ſie freilich eigentlich nicht; wenigſtens hat die proteſtantiſche Kirche keine Veranlaſſung über dieſen Verluſt, wenn man den Austritt wirklich als ſolchen bezeichnen kann, Klagelieder anzuſtimmen. An Scheinmitgliedern kann ihr Nichts gelegen ſein, und daß beide Convertiten ihr nur durch Geburt, niemals dem Herzen und der Ueberzeugung nach angehört, daß ſie von ihnen niemals ihrem innerſten Weſen nach erkannt worden (ein Austritt wäre ja dann in der That unmöglich geweſen), braucht man gar nicht etwa erſt zu präſumiren; Beide ſprechen ſelbſt es in ihren Confeſſionen klar und unzweideutig aus. Will man überdies auf die Vergangenheit beider Convertiten — die öffentliche nämlich, denn über das Privatleben ſind wir zu Richtern nicht geſetzt, obwol ſie ſelbſt in den gedruckten Berichten über ihren Lebensgang Anhaltepunkte und Veranlaſſung genug geben! — einen Blick werfen, ſo mag man, will man an der Aufrichtigkeit der Bekehrung nicht im entfernteſten zweifeln, der Römiſchen Kirche zu dieſem Zuwachs kaum von Herzen gratuliren können, ſelbſt wenn ſie das Bibelwort für ſich anzieht, daß über einen Sünder der Buße thut vor den Engeln im Himmel mehr Freude ſei als über neunundneunzig Gerechte die der Buße nicht bedürfen. Wo Impotenz, geiſtige oder ſinnliche Ermüdung und Charakterloſigkeit die Triebfedern zur Bekehrung ſind, da kann ſie von bedeutendem Werthe nicht ſein; denn da iſt nicht einmal eine Ueberzeugung im prägnanten Sinne des Worts, ſondern nur eine Ueberredung (durch ſich ſelbſt oder durch Andere) möglich, und der Glaube ſteht auf ſehr ſchwachen Füßen. Daß jenes aber in der That die Triebfedern zur Bekehrung der beiden Genannten geweſen ſind — wir verſtehen hier unter Bekehrung den Uebertritt zur Römiſchen Kirche, denn von einer wirklichen Bekehrung im Sinne der Heiligen Schrift kann bei Beiden, wie ihre desfallſigen Schriften ſehr deutlich beweiſen, am allerwenigſten vielleicht bei der Frau Gräfin, ſelbſt wenn ſie ein Kloſter zu begründen beabſichtigt, die Rede ſein — geht aus einer Betrachtung ihres bisherigen öffentlichen Lebens- und Entwickelungsgangs, ja aus ihren eigenen Confeſſionen unwiderleglich hervor.

Hr. von Florencourt hat in ſeiner geſammten bisherigen politiſch-ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit ſich mindeſtens oft zweideutig gezeigt und ſeine Charakterloſigkeit wie ſeinen überwiegenden Hang zur Libertinage und ſeine bürgerliche Unfähigkeit in ſeiner obenangezeigten Schrift (Nr. 1) ohne Hehl ſelbſt bekannt. Darin ſteht er unbedingt höher als ſeine Vorgängerin, die trotz aller Phraſen doch keineswegs mit ihrer Vergangenheit völlig gebrochen hat, ſondern noch ganz wie früher in derſelben Art und Weiſe forterxiſtirt, nur daß ſie dieſer Exiſtenz ein Mäntelchen umgehängt hat, das ihr indeß nirgend recht paßt und die Blöße gar gewaltig hervorſchauen läßt! Wie es nun aber möglich geweſen iſt daß Hr. von Florencourt, obwol er ſich für ganz unwiſſend in chriſtlichen Dingen und das geoffenbarte Chriſtenthum für einen Irrthum hielt, doch (früher) es unternehmen konnte für die bibelgläubigen Lutheraner in einer Broſchüre eine Lanze gegen die Rationaliſten zu brechen, wäre unbegreiflich, wenn es ſich nicht aus der großen Dosis Arroganz und hochmüthigen Dünkels erklärte, die auch trotz alles Scheins von Demuth, der bei der Lecture oft einen ſehr widrigen und abſtoßenden Eindruck macht, in ſeinem vorliegenden Buch auf jeder Seite ſich ausſpricht. Denn wir wollen zu der anderweit möglichen Erklärung daß er jene Broſchüre nur aus perſönlicher Liebedienerei geſchrieben („weil ein rationaliſtiſcher Candidat in einem Zeitungsartikel die Bibelgläubigen und namentlich einen Mann, deſſen ſeltenem Edelmuthe und tief-chriſtlicher Hingebung [Was verſtand denn von dieſer damals Hr. von Florencourt?!] er eine hohe Verehrung zollte"), eine Erklärung die auch die Veröffentlichung der obigen Schrift für die Römiſche Kirche in einem ziemlich zweideutigen Lichte erſcheinen laſſen könnte, hier nicht greifen, ſo nahe der Verfaſſer ſie auch jedem Leſer ſelbſt gelegt hat.

Indeß derartige Widerſprüche zwiſchen Geſinnung und That ſind ja im Allgemeinen ſo ſelten nicht und nicht erſt die neueſte Zeit hat ſie uns kennengelehrt, obwol ſie immer nur aus unſittlichen Motiven des Individuums, ihm ſelbſt vielleicht unbewußt, zu erklären ſein werden, wofern nicht eine krankhafte Störung des pſychiſchen Organismus angenommen werden kann. So iſt denn auch das ganze Buch Florencourt's (und ein Buch iſt ja auch eine That) im Widerſpruch mit den in der Einleitung vorgetragenen Anſichten, die wol beſtechen können, während die dort verſuchte Rechtfertigung dieſes öffentlichen Auftretens (aus Liebe zu den Zurückgebliebenen, um ſie über den Schritt aufzuklären, die Irrthümer der Proteſtanten rückſichtlich der katholiſchen Kirche zu beſeitigen und die Zurückgebliebenen deſſelben Heils theilhaftig zu machen, alſo um Proſelyten zu machen) dennoch eine ſehr unzulängliche bleibt. Denn es iſt unumſtößlich daß „ein Convertit noch geraume Zeit nach ſeinem Rücktritte als ein Lernender zu betrachten iſt, der ſeine beſten Vorſätze und Kräfte vorzugsweiſe auf Ausfüllung der großen Lücken zu richten hat, welche bei ihm in Bezug auf Erkenntniß der unerſchöpflichen Heilswahrheiten der Kirche nothwendigerweiſe vorhanden ſein müſſen" — ſo Hr. von Florencourt ſelbſt — und daß „ein derartiges Unternehmen leicht als hochmüthige Vermeſſenheit (wir ſetzen hinzu: mit Recht!) aufgefaßt werden kann, zumal wenn

zwiſchen Converſion und öffentlicher Anſprache nur eine kurze Zeit verſtrichen iſt, und daß es für Niemand weniger als für einen friſchen Convertiten ſich ziemen würde als Prediger der katholiſchen Wahrheiten und als Apologet der katholiſchen Kirche aufzutreten ... Ein inneres Widerſtreben gegen ein ſolches öffentliches Auftreten", fährt der Verfaſſer fort, „iſt bei mir wenigſtens im höchſten Grade vorhanden, und wenn ich mich entſchließe einen Blick rückwärts zu werfen, ſo geſchieht es nicht ohne mir Gewalt anzuthun." So S. 3, und S. 8 ſagt er dann: „Ich würde es als die einfachſte Pflicht natürlicher Herzenstreue anerkennen, daß ich möglichſt deutlich Rechenſchaft ablege" u. ſ. w. Alſo die „einfachſte Pflicht" erfüllt Hr. von Florencourt nur mit „innerm Widerſtreben" und nicht „ohne ſich Gewalt anzuthun"? Ein ſchönes Zeugniß das er da ſich ſelbſt über die Tiefe und Gründlichkeit ſeiner Bekehrung ausſtellt! Und doch glauben wir an dies innere Widerſtreben, an dieſes Gewaltanthun, weil wir noch an des Verfaſſers ſittliches Ehrgefühl glauben, und mit dieſem verträgt es ſich allerdings ſchlecht, eine öffentliche Ohrenbeichte, ein ſpecielles öffentliches Bekenntniß ſeiner Sünden und Verirrungen, ſeiner ſittlichen Verderbtheit abzulegen. Und der Schluß liegt demgemäß nahe daß eine äußere Nöthigung zur Abfaſſung dieſer Schrift ſtattgefunden habe; vielleicht iſt ſie ihm als Buße auferlegt worden! Aber man ſoll weder mit ſeinen Sünden noch mit ſeiner Liebe prunken. Das Eine bezeugt klar daß man es noch nicht zu wahrer Buße, das Andere daß man es auch noch nicht zu wahrer Liebe gebracht hat. Da der Verfaſſer ſelbſt zugeſteht daß der Convertit noch außerordentlich Vieles zu lernen habe, ſo dürfen wir über ſeine verkehrten Anſichten und Irrthümer mit ihm nicht rechten und verzeihen ihm z. B. gern, wenn er ſagt daß „Glaube und Liebe nicht Eigenſchaften ſind, wovon die eine über der andern ſteht", während bekanntlich der Apoſtel Paulus erklärt: „Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, dieſe drei; aber die Liebe iſt die größte unter ihnen." Wir verzeihen ihm gern die mancherlei Widerſprüche ſeines Buchs, deren Aufzählung und Widerlegung ein eigenes Buch erfodern würde, umſomehr als er vor ihnen ſelbſt bei gründlicherer Erkenntniß ſich als Mittel zum Zweck vielleicht nicht ſcheuen würde. Seine ſchriftſtelleriſche Vergangenheit widerſpricht ſolcher Annahme wenigſtens nicht. Wir verzeihen ihm gern daß er den Romanismus excluſiv als „chriſtliche Lehre", und die Römiſche allein als „chriſtliche Kirche" (ſchon auf dem Titel) bezeichnet und für den gebrauchten Ausdruck „proteſtantiſche Kirche" ſogar um Verzeihung bittet. Wer die proteſtantiſche Lehre und die proteſtantiſche Kirche nie auch nur oberflächlich gekannt, viel weniger erkannt und nicht die geringſte Luſt gehabt hat, ſie kennen und erkennen zu lernen, obwol nach eigenem Geſtändniß ihm wiederholt Gelegenheit dazu geboten war, von dem kann man ein unparteiiſches Urtheil nicht erwarten, wenn es freilich auch die unverſchämteſte Anmaßung iſt ſich ſelbſt ein ſolches zu vindiciren. Darin trifft Hr. von Florencourt wieder ſehr genau mit ſeiner gräflichen Vorläuferin zuſammen, nur mit dem Unterſchiede daß man von einem Mann der auf gründliche wiſſenſchaftliche Bildung Anſprüche erhebt auch in dieſer Rückſicht Etwas mehr fodern kann als von einer oberflächlich und halb gebildeten ſchriftſtellernden Salondame.

Und wenn nur wenigſtens die Schrift für ihre vielen Mängel und Schwächen durch Gedankentiefe und Geiſtreichthum entſchädigte! Aber die gewöhnlichſten Lebensſchickſale, wo nicht ihre Anſchauung ganz ſpecifiſch-römiſch gefärbt erſcheint, im Tone eines ſalbadernden Nachmittagspredigers mit den hohlen Phraſen eines oberflächlichen Myſticismus vorgetragen, und ſelbſt die Geſchichte der Converſion ſelbſt können doch in der That wenig Intereſſe erregen, während die pſychologiſch tiefe, wenn immer auch myſtiſche Darſtellung von wahrhaftigem Seelenleben, echtem Glaubenskampf und mannichfachſten Seelenführungen, wie ſie z. B. in Jung-Stilling's, Kanne's, G. H. von Schubert's und Anderer Schriften (um nur einiger Neuern zu gedenken) auch innerhalb der proteſtantiſchen Literatur ſich findet, bei jedem Leſer aufrichtige Sympathie erweckt, ſelbſt wenn er mit jenen Männern principiell ſich nicht einig weiß. Ein an ſich für das größere Publicum Unbedeutendes als recht groß und bedeutend darzuſtellen, damit zu prunken und zu prahlen auf eigenen oder fremden Antrieb, hat des Lächerlichen oder gar des Verletzenden viel für den unbefangenen Hörer oder Leſer, und wir haben den widrigen Eindruck nicht verhehlt, den die erheuchelte Demuth — wir wünſchen zu irren, allein wir haben uns dieſes Eindrucks nicht zu entſchlagen vermocht — und die phariſäiſche Selbſtgerechtigkeit und Selbſtbeſpiegelung, wie ſie in dieſer Schrift ſich ausſpricht, auf uns gemacht hat, und nur die Darſtellung der Lehre von der Kirche nach Ignatius (in den Schlußbetrachtungen), nach Möhler's Patrologie, hat, obwol uns nicht fremd, einen befriedigenden Eindruck auf uns gemacht. Aber gleich nachher bringt der Verfaſſer mitten in einer Expectoration über die Herrlichkeit und Einheit der katholiſchen Lehre ſein altes Klagelied: „Nicht Jeder der glaubt hat auch den Beruf über den Glauben öffentlich zu reden und zu ſchreiben; dieſes Gefühl bemächtigt ſich meiner mehr und mehr" u. ſ. w., und je aufrichtiger wir die Wahrheit dieſes Satzes im Allgemeinen wie im beſondern Bezuge auf Hrn. von Florencourt zugeſtehen, um ſo unabweislicher drängt ſich uns die Frage auf: Warum hat er denn darüber geſchrieben?

Vielleicht liegt eine Andeutung des Grundes auch in den Schlußworten: „Es kommt mir vor als wenn eine dreihundertjährige ſchwere Krankheit jetzt in das Stadium der Kriſis getreten ſei, von deren Ausgang Leben oder Tod abhängt. Das menſchliche Auge iſt zu kurzſichtig um auch nur entfernt den Ausgang vorherzuſehen; aber bei ſo vielen erfreulichen Zeichen der Zeit mag es erlaubt ſein, ſich einer freudigen Hoffnung auf einen beglückenden Ausgang hinzugeben." Wir ſtimmen hierin ganz mit dem Verfaſſer überein, nur mit dem Unterſchiede daß wir den „glücklichen Ausgang" nach einer ganz andern Seite hin erfaſſen, trotz aller Bemühungen weltlicher und geiſtlicher Jeſuiten und ihrer Protectoren!

Schon in Nr. 127 d. Bl. f. 1851 haben wir Gelegenheit gehabt ein paar Oppoſitionsſchriftchen gegen die katholiſch gewordene Ida Gräfin Hahn-Hahn anzuzeigen, und uns damals über dieſe hochgeborene Perſönlichkeit mit ihrer ariſtokratiſchen Abſprecherei und ihrer entſchiedenſten Unzulänglichkeit für Abgabe eines Urtheils über die proteſtantiſche Kirche, wie über die Keckheit ihrer Provocation ſelbſt ausgeſprochen. Umſomehr dürfen wir uns diesmal darauf beſchränken, das Erſcheinen noch einer ſolchen Oppoſitionsſchrift (Nr. 2) anzuzeigen und dieſelbe Allen zu empfehlen welche eine etwas derbere Koſt auf dieſem Gebiete lieben. Der Verfaſſer, Profeſſor der Theologie zu Erlangen, tritt mit dem Schwerte des Geiſtes als proteſtantiſcher Theolog der theologiſirenden Amazone entgegen und theilt ſehr derbe Hiebe ohne alle Schonung und Rückſicht aus. Die Schläge treffen, man muß das zugeſtehen, und treffen um ſo empfindlicher als der Verfaſſer, der beiläufig bemerkt ganz auf dem orthodoxen Standpunkt ſteht, auf Grundlage der gräflichen Schriften vor und nach der Converſion die wirkliche Bekehrung der Dame ſpeciell ins Auge faßt und deren Unmöglichkeit nachweiſt, weil ihr auch noch jetzt die wahre Buße, die echte Wahrhaftigkeit und die Liebe fehle, und ſie weder von der Rechtfertigung durch den Glauben noch von der Heiligung eine Spur zeige, mit einem Worte: auch jetzt noch als durchaus unwiedergeboren ſich gerire. Die Haltung des Schriftchens iſt eine bibliſche oder, wenn man will, populair-theologiſche, und nachdem daſſelbe in einzelnen Punkten, wie ſie die Gräfin in ihren Schriften berührt (Meßopfer, Martyrthum, Mariendienſt, Heiligenanrufung, Kloſterleben, Ehe u. ſ. w.), die Lehre der proteſtantiſchen Kirche den Phraſen der Convertiſtin kurz, aber prägnant entgegengeſtellt und der letztern Hohlheit nachgewieſen hat, kommt er zum Schluß auf die Beantwortung der Titelfrage: „Wo iſt Babel?" der alles Vor-

angegangene als natürliche Unterlage dienen muß und deren Löſung hier nicht zweifelhaft ſein kann. Eine tiefe ſittliche Entrüſtung, eine aſcetiſche Strenge ſpricht ſich in dieſer Broſchüre aus, und wie rückſichtslos ſie geſchrieben iſt — wir hätten weniger Zorn und Eifer, mehr Urbanität und chriſtliche Liebe gewünſcht — mag man aus der nachfolgenden Stelle erſehen. „Sie veranlaſſen uns Ihnen abermals vorzurücken", ſo ſagt Ebrard S. 39, „daß Sie, die unbekehrte Verfaſſerin der ſkandalöſeſten Romane, eine Frechheit begehen, wenn Sie über Ehe und eheliche Verhältniſſe nur überhaupt reden wollen. Sie haben aber ſtatt ſchamvoll zu ſchweigen eine wahre Manie «vom Weibe», von «ſchönen Frauen» und «lieblichen Mädchen», «ſchüchtern zuſammengefalteten Seelen», «wahrhaft geliebten und blos begehrten Weibern» und dergleichen zu reden, und man glaubt ſich beim Leſen Ihrer neueſten Schrift oft unwillkürlich in einen Ballſaal oder ein Liebhabertheater verſetzt; Ihre Manie, von Weibern und Ehe zu reden und vollends ſo davon zu reden, liefert den Beweis Ihrer innern Unbekehrtheit. Daß ein Weib welches nichts Anderes in Kopf und Herzen hat als ſeine «Gleichgewichtsſtellung zum Manne», d. h. Buhlerei und Kupplerei und Löcken wider die von Gott gebotene Unterordnung, daß eine ſolche Hetäre von innen heraus bekehrt und umgewandelt werden müſſe, kommt Ihnen nicht von fern zu Sinn" u. ſ. w. Wir glauben, dies genügt.

Nach dieſen Angriffen auf der Gräfin Hahn-Hahn Schrift: „Aus Jeruſalem", und nach alle Dem was wir ſelbſt über ſie und ihre Convertitenſchriftſtellerei früher und hier ausgeſprochen haben, halten wir es für überflüſſig Etwas weiter darüber zu ſagen als daß jene Schrift in zweiter Auflage, wie es ſcheint übrigens ganz unverändert, erſchienen iſt und alſo wirklich wie zu erwarten ſtand ein bedeutendes Publicum gefunden hat. Wer ſie in Verbindung mit den angezeigten Oppoſitionsſchriften lieſt, wird über das Maß ihres Werths nicht in Zweifel bleiben. 4.

Novellenſchau.

Wir müſſen von vornherein bekennen: es iſt diesmal eine ziemlich troſtloſe, unangenehme. Sie erinnert an einen Correcturbogen. Wir finden da bekannte und unbekannte, ſchon geprüfte und noch ungeprüfte Kräfte; aber nirgend etwas eigentlich Tüchtiges, Geſundes. Die blonde Mittelmäßigkeit geht mit Unnatur Hand in Hand. Das ſchöne Geſchlecht iſt in den vorliegenden Büchern am ſtärkſten vertreten; es ſei hier zuerſt bedacht: man darf die Artigkeit gegen Frauen nicht aufgeben, auch wenn ſie ſchlechte Bücher ſchreiben. Noch das beſte unter dieſen iſt:

1. Eſther. Novellenroman in zwei Bänden von Ida von Düringsfeld. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Ein „Novellenroman": was iſt das? Nun, die Verfaſſerin hat ſich als „praktiſche"-Schriftſtellerin gezeigt. Sie weiß recht gut daß Novellen jetzt ein ſchlechter Verlagsartikel ſind und die meiſten betreffenden Leſer mehrbändige Romane verlangen. Ein ſolcher aber iſt nicht ſo leicht zu ſchaffen und es bleiben doch auch immer noch Leſer die ſich vor einem xbändigen Romane fürchten. Was alſo thun? Man ſchafft Novellen die durch irgend einen Gedanken oder auch nur durch ein Reinäußerliches loſe zuſammenhängen und das nennt man „Novellenroman". Da ſind Roman- und Novellenleſer zugleich befriedigt und der Titel klingt nicht übel. Das iſt „praktiſch". Künſtleriſch betrachtet aber iſt ein Novellenroman ein Unding, ja ein Nonſens, und das vorliegende Werk mit ſeinen vier Novellen in zwei Bänden kann dieſe Behauptung nur rechtfertigen. Die erſte Novelle „Bruder und Schweſter" iſt nur eine ſehr ſchwache Grundlage der drei folgenden. Man brauchte in dieſer nur einige willkürliche und zufällige Beziehungen zueinander wegzulaſſen und hätte in jeder einzelnen ein Geſchichtchen für ſich. Das Schlimmſte dabei iſt nun noch daß jene erſte die einzig genießbare und gerechtfertigte iſt. Hier finden wir einen kühnen Griff in die Labyrinthe des menſchlichen Herzens. Ein Nachtſtück zwar und nicht ſelten an das Unſchöne ſtreifend, aber doch eine bedeutende pſychologiſche Aufgabe, durch ſcharf und entſchieden gezeichnete Charaktere vertreten und in raſcher, dramatiſcher, nur oft zu haſtiger Handlung entwickelt. Hier iſt Bewegung, Leidenſchaft und Stärke. Die in dieſer Novelle erſt geborenwerdende Heldin der drei übrigen Novellen, Eſther, iſt indeſſen eine ſo abſurde, ja verzerrte Figur, daß man froh ſein muß wenn der ominöſe Titel des letzten Capitels „Endlich" uns ankündigt daß dem Jammer der Schweſter ein Ende gemacht wird, die in einer höchſt unnatürlichen Liebe zu ihrem Bruder ſich ſelbſt, dieſen und deſſen diverſe Bräute jahrelang, für uns durch 40 Bogen hin, quält und ſich ſogar zu Mordgedanken verirrt. Dazu noch immerwährende Converſation der unbedeutendſten Menſchen über die unbedeutendſten Dinge. Aber es ſollten ja 40 Bogen werden, während der ganze Stoff ſich höchſtens zu 10 Bogen ausbreiten durfte. Wir thun ſehr viel, wenn wir der Verfaſſerin für die erſte Novelle die drei andern verzeihen.

Viel weniger aber können wir der Frau Eulalie Merx ihre Novelle:

2. Cäcilie. Eine Novelle in drei Abtheilungen. Von Eulalie Merx. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

verzeihen. Hier begeht ein nicht unbedeutendes Talent ein ſchweres Unrecht nicht allein gegen die Schönheit, gegen die Kunſt und den guten Geſchmack, ſondern ein Unrecht gegen Sitte und Religion. Nicht gegen die Sitte und Religion des „Neubundes", ſondern gegen die der Menſchheit und des wahren Chriſtenthums. Die Neubündler werden dieſes Buch protegiren, wenn nicht einige von ihnen geſcheit genug ſind einzuſehen, wie eine ſolche Protection ihnen ſchaden könnte. Die „Cäcilie" der Frau Eulalie Merx iſt anfangs ein „argés Weltkind" und wird deshalb von ihrer Tante zu einer Paſtorsfamilie gebracht, wo ſie „zum Heil im Glauben", zur „Demuth vor dem Gekreuzigten" neu erzogen werden ſoll. Sie findet das anfangs ſehr langweilig und will dagegen imponiren und opponiren. Der brave Pfarrer aber weiß wie Mädchengemüther behandelt werden müſſen und es gelingt ihm denn auch die „verlorengegangene Seele" wieder zu finden und als eine milde, demüthige, zerknirſchte Natur in die Arme ihrer Mutter zurückzuführen. Bis hierher haben wir Nichts gegen die Intentionen der Verfaſſerin; es muß auch weibliche Redwitz geben. Nun aber kommt die Unſitte, die Blasphemie gegen den Geiſt der chriſtlichen Religion. Die Mutter der Heldin, als eine höchſt ſchätzbare und edle Frau geſchildert, „kein Talent, doch ein Charakter", verführt ihre Tochter „im Geiſte Chriſti" zu der unſittlichen Handlung: einen durchaus ungeliebten, ja faſt mit Abſcheu betrachteten Mann zu heirathen; noch mehr: den Sohn des Mannes den ihr Gemahl einſt um Geld mordete. Die Tochter hält es „im Geiſte Chriſti" für eine Tugend dieſe Unſittlichkeit zu begehen. Nun entwickeln ſich die gewöhnlichen Kämpfe einer ſolchen Ehe. Natürlich liebt die Unglückliche bald einen Andern. Natürlich behandelt der Mann ſeine Frau ſchlecht. Aber dieſer Mann iſt hier ein ganz beſonderes Scheuſal, eine Erſcheinung die weit eher auf das Polizei- oder Criminalamt als in die Poeſie gehört, ein notoriſcher Verbrecher. Das ſchadet aber Nichts; die Verfaſſerin läßt auch ihn nach allen möglichen Unglücksfällen „durch Chriſtum zum Heile" gelangen. Danach kommt er in eine hohe Staatsſtellung und „hat den betretenen Weg des Heils nicht wieder verlaſſen". Er iſt noch jetzt „eine Stütze der evangeliſchen Kirche in der ſchwankenden Gegenwart". Cäcilie, die „im Geiſte Chriſti" ſich zu der Unſittlichkeit hergegeben hat: die Schuld der Eheſcheidung aufſichzunehmen, die dann „im Geiſte Chriſti" den Mann den ſie liebt und der ſie liebt von

ſich weiſt, blind und wieder ſehend wird, heirathet zuletzt „im Geiſte Chriſti" einen von ihr „geachteten" Profeſſor und Gläubigen und gebiert ihm eine zahlreiche Familie. Wir denken hiermit über das Buch genug geſagt zu haben, obgleich es noch zu ſehr ernſten Betrachtungen und Conſequenzen über den Geiſt der Gegenwart führen könnte, der ſolche Bücher als nothwendige Folge gebiert.

Nach ſolcher Betrachtung hält es ſchwer und thut es doch auch wieder wohl, mit humoriſtiſchem oder eigentlich ironiſchem Lächeln ein Buch zu betrachten wie:

3. Ein Erbvertrag. Roman von Auguſte Bernhard. Breslau, Trewendt und Granier. 1852. 8. 1 Thlr.

So ein kleiner, ſtiller, gemüthlicher, alberner Roman, wie ihn einzig und allein Deutſchland hervorbringen kann. Ein Romanchen aus der Rococozeit, aus der Zeit wo es noch Leibeigene gab, ein novelliſirtes „Iſidor und Olga". Ein verwaiſtes Edelfräulein ſoll nach dem Teſtament des Vaters durchaus „den Vetter" heirathen, ſonſt verliert ſie ihre Einkünfte. Sie liebt aber nicht den Vetter, ſondern einen Leibeigenen, und der böſe Vetter läßt nun den andern Geliebten vor ihren Augen Pferde ſatteln. Da verſpricht die Gute den Vetter zu heirathen, wenn der Geliebte freigelaſſen wird. Der Geliebte wird auch freigelaſſen und Beide jammern nun ſehr. Am Hochzeitstag entdeckt ſich aber daß der Vetter ſchon ein anderes Eheverſprechen eingegangen war, und daß der freie Leibeigene eigentlich auch ein Vetter iſt. Nun „kriegen ſie ſich" natürlich, und die vom böſen Vetter früher verlaſſene Geliebte thut ihm den Gefallen zu ſterben und ihr ganzes Vermögen ihm zu hinterlaſſen, was derſelbe auch gemüthlich annimmt. Ein kleiner, ſtiller, gemüthlicher, alberner Roman.

4. Stimmen aus der Blumenwelt von Lina. Zürich, Meyer und Haniſch. 1852. 16. 15 Ngr.

Als wir den Titel dieſes Büchelchens laſen, glaubten wir es ſeien „Gedichte", denn die Blumen, ſo däuchte es uns, konnten nur in Verſen reden, wie ihnen das ſeit zwei bis drei Jahren ſo reichlich zugemuthet wurde. Wir wollten nun erſt die Novellen abthun und dann zu Lina's Blumenſtimmen zurückkehren; aber ſiehe da: Lina's Blumen ſprachen in Proſa; Lina's Blumen expectorirten ſich in Novellen nach folgender Rangordnung: „Das Schneeglöckchen"; „Die Reſeda"; „Die Zeitloſe"; „Die Chriſtblume"; „Die Lilie"; „Die Roſe von Jericho"; „Das Vergißmeinnicht". Das Schneeglöckchen nun hat einer armen Paſtorstochter Troſt gegeben in einer unglücklichen Liebe, ſodaß ſie ſich ſpäter mit einem „biedern Gutsbeſitzer" verheirathen und „Mutter vieler Kinder" werden kann, und die Erkenntniß gewinnt, „daß wer dem Herrn nachfolgen will, vorallem ſtreben und ringen muß nach dem Glauben der Demuth gibt". In „Reſeda" iſt wieder eine unglückliche Pfarrerstochter die Heldin der Geſchichte; ſie laborirt an einer unglücklichen Ehe mit einem „rohen Chriſtian", der endlich an der Schwindſucht ſtirbt, aber vorher „ſein Herz noch gebeugt hat unter das ſanfte Joch ſeines Erbarmers"; die erlöſte Witwe aber vergleicht das Leben des Chriſten mit einer Reſeda, „niedrig vor der Welt, aber ein ſüßer Geruch dem Herrn". Und ſo gehen die übrigen Geſchichten fort. Die gute Lina hätte gerecht ſein und auf den Titel ihres Büchleins noch ſchreiben ſollen: „Novellen für Wickelkinder."

Wir wenden uns nun vom ſchönen Geſchlecht zum ſtarken, finden davon aber ſehr wenig in den vorliegenden Arbeiten. Auch die beſten derſelben:

5. Stadtgeſchichten von Max Ring. Erſter Band: Chriſtkind Agnes. Berlin, Simion. 1852. 16. 25 Ngr.

treten doch nicht aus gewöhnlichen Kreiſen heraus. Die Intentionen des Verfaſſers mögen gut ſein. Er will in vier Erzählungen, in der vorliegenden und in drei noch in dieſem Jahre erſcheinenden: „Die Chambregarniſten"; „An der Börſe" und „Feine Welt", die verſchiedenen Typen der modernen Entwickelung und Civiliſation in allen Ständen und Verhältniſſen Berlins zur Erſcheinung bringen. Das iſt jedenfalls eine bedeutende Aufgabe; wenn man aber bedenkt, wie ein berühmter Roman der Gegenwart dies ſchon ſo außerordentlich gethan hat, und wenn man dabei in dem vorliegenden Buche die erſten Löſungen dieſer Aufgabe, die Schilderung des Proletariats und des Verbrechens, betrachtet: ſo kann man die Aufgabe des Verfaſſers theils als eine unnöthige, theils als eine ſchwach und einſeitig gelöſte betrachten. Der Verfaſſer will vor allen Dingen „Wahrheit" geben; deshalb hat er ſeine Charaktere „dem Leben nachgezeichnet", ſind es meiſt „Portraits", und ſo hofft er „auch der Poeſie der Stadt, im Gegenſatz zum poetiſchen Dorfleben, ihr Recht zu geben". Aber der Verfaſſer möge bedenken und hat es ſelbſt dargethan, daß Nachzeichnungen und Portraits nicht das Leben und die Charaktere ſelbſt ſind; daß eine äußere Wahrheit noch keine innere gibt; daß auch das ähnlichſte Portrait ſehr nüchtern und farblos ſein kann, wenn es nicht aus dem tiefinnerſten Weſen des Originals geſchöpft iſt. Der Verfaſſer möge auch bedenken daß zwar das Schöne immer wahr, aber das Wahre nicht immer ſchön iſt, und daß manche Perſönlichkeiten und Thatſachen intereſſant und nothwendig ſein mögen für Sammlungen von Criminalgeſchichten, aber durchaus nicht in das Gebiet der Kunſt und Schönheit gehören, worin ſich doch eigentlich das vorliegende Buch bewegen ſoll. Wir wollen hoffen und glauben daß der übrigens talentvolle Verfaſſer in der nächſten Folge ſeiner „Stadtgeſchichten" glücklicher ſein wird.

In dem Titel:

6. Roſen und Dornen. Eine Sammlung von Novellen und Zeitbildern aus dem Künſtlerleben von C. Gollmick. Darmſtadt, Jonghaus. 1852. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

hat der Verfaſſer weit mehr verſprochen als ſein Buch wirklich gibt. Wir finden darin nur eine einzige Novelle („Die Tochter des Copiſten"), wenn man dieſen Namen einer anekdotiſch zugeſpitzten und flüchtig ſich verlaufenden Erzählung geben kann; von „Zeitbildern" haben wir gar Nichts gefunden. Außer genannter Novelle beſteht das Buch nur aus einer Zuſammenſtellung ſchon abgedruckter Journalartikel und abgehaltenen Feſtreden und Gelegenheitsvorträgen. Dieſe alle drehen ſich um ironiſche und bittere Schilderungen unſerer jetzigen Opern- und Muſikmiſère, vermiſcht mit kritiſchen und artiſtiſchen Betrachtungen und Rathſchlägen für die Intereſſenten der Oper. Nach dieſer Seite hin hat denn das Buch manch Gutes, Hübſches und Nützliches. Wir rechnen dahin den Artikel über Mozart und ſeine frühern Werke, über Luther's Einfluß auf die Muſik, über das Selbſtdirigiren neuer Werke. Das Schönſte des ganzen Buchs dürfte ſein: „Die vollkommene Oper, ein ſchöner Traum", die Schilderung einer Opernaufführung, wie ſie dem reinſten und tiefſten Kunſtgefühl entſprechen kann, entſprechen ſollte; leider aber nur ein Traum. Vergleicht man die wirklich humoriſtiſchen und geiſtreichen Artikel Koſſak's mit den übrigen Arbeiten vorliegenden Buchs, ſo ergibt ſich da ein großer Unterſchied zum Schaden des letztern. Hier iſt zu viel geſuchter Witz, zu viel forcirter Humor, und man kann ſich im Ganzen nicht frei machen von einer gewiſſen Unerquicklichkeit. Die ganze Opernmiſère der Gegenwart, die uns ſchon ſo manchen Abend verbittert, wird hier gar zu breit und ausführlich uns auf die Bruſt gelegt; man fühlt Alpdrücken. Indeſſen meint es der Verfaſſer wahrhaft gut und ehrlich mit ſeiner Sache; das fühlt ſich überall heraus.

Wir ſchließen unſere Novellenſchau mit einem Blick auf:

7. Moritz. Novelle aus der Gegenwart von Leo Aſſil. Berlin, Simion. 1852. 8. 1 Thlr.

Die Gegenwart möge dieſen „Moritz" criminell belangen, wenn derſelbe einen Theil von ihr vertreten ſoll. Dieſer „Moritz" iſt die liebe Mittelmäßigkeit in ihrer üppigſten Blüte. Die Erzählung, der Faden der ſie zuſammenhält iſt

ſo dünn und leicht zerreißbar als das Papier worauf ſie gedruckt iſt. „Edel, aber langweilig“, ſagte neulich unſer deutſcher Punch von einem neuen Stücke in Berlin, und edel, aber langweilig ſind alle Menſchen, oder beſſer geſagt, alle Figuren dieſes Buchs. Moritz iſt der Sohn eines aus Rußland geflüchteten Rabbiners, der bei einem braven deutſchen Paſtor Aufnahme findet, als der Vater geſtorben iſt. Der Paſtor will ihn zum Chriſten machen, aber Moritz hat in der nahen Stadt Glaubensbrüder gefunden die ihn ſeinem Glauben treu erhalten. Unter dieſen iſt Einer deſſen Tochter der brave Paſtor einſt „zum Chriſtenthum bekehrt“ und geheirathet hat und der nun „den Verführer“ haßt. Der Sohn dieſes Paſters verliebt ſich indeſſen in die Tochter jenes Juden, während deſſen Sohn ſich in die Paſtorstochter verliebt; auch Moritz liebt dieſe Paſtorstochter, doch unerwidert; endlich verliebt er ſich in eine Glaubensſchweſter, und zuletzt natürlich gegenſeitige Heirath zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum; allgemeine Verſöhnung und großartige Humanität. Zwei Drittel des ganzen Buchs bilden Zwiegeſpräche über Judenthum und Chriſtenthum und allgemeine Gottſeligkeit; ein Drittel Kampf, gegenſeitige Entſagung und Aufopferung. Im ganzen Buche kommt kein böſer Menſch vor. Im ganzen Buche ſpricht der Eine wie der Andere. „Edel, aber langweilig.“ 90.

Laing über Dänemark und Schleswig-Holſtein.

Samuel Laing hat in der engliſchen Literatur ſeinem Namen einen ſo guten Klang und beſonders ſeinen verſchiedenen Werken über die Geſchichte und Gegenwart der ſkandinaviſchen Länder eine ſo volle Werthanerkennung erworben daß ſeinen zuletzt veröffentlichten „Observations on the social and political state of Denmark and the duchies of Sleswick and Holsteiu in 1851“ (London 1852) die Beachtung nicht fehlen konnte. War es nun auch und mußte es bei ihm Hauptzweck ſein, der engliſchen Leſewelt ſeine Anſichten und Auffaſſungen in Betreff des ſchleswig-holſteiner Aufſtands, der Urſachen, des Verlaufs und der Nachwirkung deſſelben auf Dänemark und Deutſchland mitzutheilen, ſo erſcheint doch Manches nicht minder für die deutſche Leſewelt geſchrieben und ihrer Berückſichtigung werth zu ſein. Die jüngſt gefochtenen Kämpfe ſind demnach der rothe Faden des Buchs an welchen ſich alles Uebrige reiht. Weil indeſſen dieſes Thema ein vielumfaſſendes und die wichtige Frage: welche Stellung und welche Aufgabe hat Dänemark in Europa? mit der Geſchichte des ſchleswig-holſteiner Aufſtandes eng verwebt iſt, ſo gewinnen die angeknüpften Bemerkungen an Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft des nördlichen Europa. Ohne für Dänemark zu ſchwärmen ſteht doch der Verfaſſer entſchieden auf däniſcher Seite. Er ſtimmt nicht in den Ruf nach deutſcher Einheit, welcher ſeines Erachtens die deutſche Preſſe und deutſche Staatsmänner bewog eine Lostrennung Schleswigs von Dänemark zu fodern, um es zu einem Gebietstheile Deutſchlands zu machen. Mehr als ein mal kommt er auf den Urſprung jenes Rufs zurück und ſieht in ihm Nichts als ein Abſtractum der in Deutſchland umgehenden literariſchen Richtung. Die einzelnen deutſchen Volksſtämme, ſagt er ungefähr, werden nicht wie die Bewohner einer compactern Ländermaſſe durch Bande der Nationalität zuſammengehalten. Jeder Landestheil bildet für ſich ein Ganzes, und da Diejenigen die ihn bewohnen ihre materiellen Bedürfniſſe durch Selbſterzeugung befriedigen, ſo ſtreifen ihre Sympathien nicht über den engen Kreis ihrer eigenen Wohnſitze oder über die nächſten Grenzorte hinaus. Dagegen haben die leichten Erziehungsmittel in Deutſchland in jedem deutſchen Staate eine Claſſe hochgebildeter Männer entſtehen laſſen, Profeſſoren und Studenten, deren Zahl das Verhältniß zur übrigen Bevölkerung überſteigt und die, weil unbeſchäftigt, ihre Zeit theils mit Denken, Schreiben und Theorienbau, theils mit Bewerbung um eine der vielen Stellen zubringen welche alle deutſchen Regierungen an Gelehrte zu vergeben haben. Unter dieſen Männern, behauptet Laing, ſei die Idee eines „neuen Deutſchland“, eines vereinigten Vaterlandes mit 40 Millionen deutſcher Seelen erwacht und durch ſie verbreitet worden. Und dieſe Idee ſei es welche, nachdem ſie in Frankfurt bei den Debatten über eine innere politiſche Umgeſtaltung der einzelnen deutſchen Staaten unter einem gemeinſchaftlichen Haupte — ob einem preußiſchen, öſtreichiſchen oder republikaniſchen — ein lautes Wort mitgeſprochen, ſich für ihr Auftreten in Form einer thatſächlichen äußern Bewegung das kleine Schleswig-Holſtein um ſo lieber erſehen habe als hier Localurſachen eine günſtige Mitwirkung hätten erwarten laſſen. Nun folgt die Geſchichte des Aufſtands vom Beginn bis zum Ende, d. h. bis zur Schlacht von Idſtedt am 25. Juli 1850, einer Schlacht welche der Verfaſſer die wichtigſte unſers Jahrhunderts oder eine Schlacht nennt, „deren Reſultate in Bezug auf den ſocialen Zuſtand des Continents der philoſophiſche Geſchichtſchreiber für bedeutender erklären wird als die der Schlacht von Waterloo“.

Wie erwähnt, ſteht der Verfaſſer auf däniſcher Seite. Obſchon aber bei Entwickelung ſeiner Anſichten großer Scharfſinn durchleuchtet, er ſie ehrlich vertheidigt und keinen Mangel an Freiſinnigkeit beweiſt, ſo mag doch hier unentſchieden bleiben, ob ſeine Vorliebe für Skandinavien und die Skandinavier keinen oder welchen Theil ſie an ſeinen Ausſprüchen hat. 47.

Ausſprüche Friedrich's des Großen.

Wenn es wahr iſt was Platon ſagt, daß die Menſchen nur dann wahrhaft glücklich ſein würden, wenn alle Könige Philoſophen oder Philoſophen (vorausgeſetzt daß ihre Philoſophie die rechte und echte Weisheit ſei) Könige wären, ſo kann auch Das nicht in Zweifel gezogen werden daß aus den Schriften philoſophiſcher Könige an und für ſich und namentlich für Fürſten ſelbſt oder für künftige Regenten unendlich viel zu lernen ſei. Das muß beſonders auch von den Schriften Friedrich's des Großen und es muß dies vorzüglich auch für unſere Zeit gelten, für welche jene Schriften eine unerſchöpfliche Fundgrube menſchlicher und Regentenweisheit ſind, die man wenn nicht ſonſt, doch vornehmlich zur Bildung künftiger Regenten mehr als wol bisher geſchehen iſt benutzen und ausbeuten ſollte. Es mag daher auch, um auf ſolche Weiſe gelegentlich an jene Schriften zu erinnern, nicht unnütz ſein, hier einige Ausſprüche des großen Königs zuſammenzuſtellen, wie ſie ſich uns gerade darbieten, aus denen nach verſchiedenen Richtungen hin und in gar mancherlei Kreiſen der Geſellſchaft viel gelernt werden kann, wenn man nur ſonſt aus dergleichen Etwas lernen will!

„Autoren“, ſagte er in einer Zuſchrift an Voltaire, „ſind die Geſetzgeber des menſchlichen Geſchlechts; ihre Schriften verbreiten ſich in alle Theile der Welt, ſie manifeſtiren Ideen die Andere ſich einprägen. Iſt in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vermiſcht, ſo bezaubern ſie und rühren. Bald athmet eine Menge Menſchen die Liebe zum menſchlichen Geſchlecht, die ſie durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabſcheuen, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beſte. Ihnen, den Schriftſtellern, iſt man die Tugenden ſchuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen, was iſt man ihnen nicht ſchuldig?“ (Fürwahr! Dieſe königliche Anerkennung der guten Schriftſteller muß ebenſo dieſe anfeuern in jenem Sinne die „Geſetzgeber des menſchlichen Geſchlechts“ zu ſein und dieſem Ruhme nachzuſtreben, als die Fürſten es erkennen laſſen was ſie an dieſen „Geſetzgebern des menſchlichen Geſchlechts“ haben. Dieſe gelten mehr als die eigentlichen politiſchen Geſetzgeber: „Plus valent boni mores, quam bonae leges“, ſagt ſchon Tacitus.)

Von einem Briefe über die Humanität, den Friedrich in jüngern Jahren geſchrieben hatte, ſagte er: „Es ſcheint, man ſtärke ſich in einer Geſinnung, wenn man ſeinem Geiſt alle Gründe vorhält die ſie unterſtützen. Und dies beſtimmte mich über die Humanität zu ſchreiben. Sie iſt nach meiner Meinung die einzige Tugend und ſoll inſonderheit Denen als Eigenthum zugehören die ihr Stand in der Welt unterſcheidet. Ein Landesherr, er ſei groß oder klein, ſoll als ein Menſch angeſehen werden deſſen Beruf es iſt menſchlichem Elende abzuhelfen ſoviel er kann; er iſt ein Arzt die mancherlei Unfälle ſeiner Unterthanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden ſoll zu ihm gelangen. Sei es aus Mitleid mit ihnen oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn ſelbſt, ſo muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, und wenn ſein Herz irgend Empfindung hat, werden ſie Hülfe bei ihm finden. Ein Fürſt iſt gegen ſein Volk was das Herz dem Körper iſt. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern und ſtößt es mit Gewalt bis an ihre äußerſten Enden zurück. Der Fürſt empfängt die Treue und den Gehorſam ſeiner Unterthanen; er gibt ihnen Ueberfluß, Glückſeligkeit, Ruhe und was er irgend zum Wachsthume und Wohle der Geſellſchaft thun kann wieder.“ (Hierzu kann man nun freilich und muß man ſogar die Bemerkung machen die Herder, der Apoſtel der Humanität, nicht unterdrückt wenn er ſagt: „Wenn Friedrich immer ſo gefühlt und gethan hätte, ſo wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns ſeinesgleichen humane Denker, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünſchen daß alle Fürſten und Prinzen die meiſten ſeiner Werke — ſie ſind ja franzöſiſch geſchrieben! — leſen mögen und zwar alſo als ob ſie den großen König ſelbſt hörten!“)

„Trotz aller Schulen der Philoſophie wird der Menſch immerhin das bösartigſte Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenſchaften uns beherrſchen, ſelten die Vernunft. Immer wird es Kriege, Proceſſe, Verwüſtungen, Peſt, Erdbeben, Bankrotte geben; um ſolche Dinge drehen ſich die Annalen der Welt. (Nur um ſolche? Und wäre dies wirklich das Ergebniß einer philoſophiſchen Anſchauung der Geſchichte?) Für Unglücksfälle iſt die Aegide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten des Epikur ſind für das Glück.“

„Ihr eifert gegen Jeſuiten und Aberglauben. Es iſt gut gegen den Irrthum zu ſtreiten; glaubt aber nicht daß die Welt ſich je ändern werde. Der menſchliche Geiſt iſt ſchwach; mehr als drei Viertheile der Menſchen ſind zu Sklaven des ungereimteſten Fanatismus geboren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; ſie verabſcheuen den Weiſen der ihnen Licht ſchaffen will. Der große Hauſe unſers Geſchlechts iſt dumm und boshaft.*) Umſonſt ſuche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen ſagen, aufgeprägt worden. Jeder Menſch hat ein wildes Thier in ſich; Wenige wiſſen es zu bändigen, die Meiſten laſſen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Geſetze ſie nicht zurückhält.“ 8.

Zur neugriechiſchen Literatur.

Die Freunde neugriechiſcher Literatur wollen wir nicht verſäumen auf das merkwürdige „Beicht- und Communionbuch“ aufmerkſamzumachen, das Profeſſor Dr. Schultze in dem Schulprogramm der Ritterakademie zu Liegnitz, Oſtern 1852, mittheilt, und das in den ſüditaliſchen und ſiciliſchen Albaneſercolonien bis vor kurzem noch in Gebrauch war. Das anziehende Büchlein iſt 1780 in Duodezform bei Carattoni in Verona gedruckt und zwar, da jenen Colonien der Gebrauch der griechiſchen Schriftzeichen faſt ganz verlorengegangen iſt, mit lateiniſchen Lettern. Sprachlich wird daſſelbe etwa der Entwickelung des 15. Jahrhunderts angehören und gibt daher ein Bild des griechiſchen Volksidioms um die Zeit der Eroberung und des Falls des griechiſchen Reichs. Dieſes Idiom wurde namentlich von der Geiſtlichkeit und von den Frauen am reinſten bewahrt und ſo auch in dieſen Colonien, während die Männer als Lohnarbeiter umherzogen und ihre Mutterſprache durch Miſchung mit fremden Sprachen verdarben, von Geſchlecht zu Geſchlecht rein erhalten, freilich ſo, daß was für ſie gedruckt werden ſollte bei der Seltenheit griechiſcher Typen und bei dem allmäligen Verſchwinden griechiſcher Schriftzeichen mit lateiniſchen Lettern gedruckt werden mußte. Nichtsdeſtoweniger iſt die Sprache ſelbſt verhältnißmäßig rein und übertrifft an Regelmäßigkeit und guter Form beiweitem den auf dem griechiſchen Continent vor dem Freiheitskriege gebräuchlichen äußerſt rohen Dialekt. Er ſteht dem beſten Inſelgriechiſch mindeſtens gleich und übertrifft ſelbſt dieſen an Rundung der Phraſe und guten Uebergängen. Wir laſſen den Anfang dieſer immerhin dankenswerthen Mittheilung folgen, welcher Prof. Schultze dadurch noch höhern Werth gegeben hat daß er dem Texte gegenüber die griechiſche Schreibung deſſelben gibt und dieſe mit einer deutſchen Ueberſetzung begleitet. Seinem Inhalte nach gibt das Büchlein Zeugniß von einer wahrhaft frommen und neben manchem Irrigen doch wahrhaft erleuchteten Auffaſſung von Beichte, Buße und Genuß der Communion.

Etimasia dhia tin aghian xaghorian ke kinonian. Verona 1780. Me thelima ton Proeston.

Ti prepi na jini prin tis xaghorias?

Stochasu, pos otan enas calos critis evriski ke filaconi enan listin, dhen evcharistiete monon me etuto, ami acomi ton skotoni, etsi emis dhen prepi, na evcharistithumen, pos egnorisamen ke epsaxamen cala me tin xetaxin ta crimata mas, prepi ex anangkis na ta liosomen. Ke otan na ta skotosomen me ton ponon ke me tin metanian. Ke kateche, pos is tetion ponon stekete usiastica i xaghoris, an thelis na ine cali ke ofelimi; kateche acomi, pos dhen ftani, na apothimisis na ton echis, an cata alithian dhen ton echis mesa is tin cardhian su; malista an dhen echis tetion ponon, caneno allo pragma dhen ine icano dhia tin calin xaghorian ke na sinchorethi to crima su etc.

Griechiſch geſchrieben würde dies ſein:

Τί πρέπει νὰ γίνῃ πρὶν τῆς ξαγοριᾶς?

Στοχάσου, πῶς ὅταν ἕνας καλὸς κριτὴς εὑρίσκῃ καὶ φυλακώνῃ ἕναν ληστὴν, δὲν εὐχαριστίεται μόνον μὲ ἐτοῦτο, αμὴ ἀκόμη τὸν σκοτώνῃ, ἔτσι ἡμεῖς δὲν πρέπει, νὰ εὐχαριστηθοῦμεν, πῶς ἐγνωρίσαμεν καὶ ἐψάξαμεν καλὰ μὲ τὴν ξεταξὴν τὰ κρίματα μας, πρέπει ἐξ ἀνάγκης νὰ τὰ λυώσωμεν. Καὶ ὥταν νὰ τὰ σκοτώσωμεν μὲ τὸν πόνον καὶ μὲ τὴν μετάνοιαν. Καὶ κάτεχε, πῶς εἰς τέτοιον πόνον στέκεται οὐσιαστικὰ ἡ ξαγοριὰ, ἂν θέλῃς νὰ εἶναι καλὴ καὶ ὀφελίμη· κάτεχε ἀκόμη, πῶς δὲν φτάνει, νὰ ἀποθυμήσῃς νὰ τὸν ἔχῃς, ἂν κατὰ ἀλήθειαν δὲν τὸν ἔχῃς μέσα εἰς τὴν καρδίαν σου· μάλιστα ἂν δὲν ἔχῃς τέτοιον πόνον, κανένο ἄλλο πρᾶγμα δὲν εἶναι ἵκανο διὰ τὴν καλὴν ξαγοριὰν καὶ νὰ συγχωρεθῇ τὸ κρίμα σου.

Deutſch würde dies lauten:

Was muß vor der Beichte geſchehen?

Ueberlege, wie, wenn ein guter Richter einen Räuber findet und einkerkert, er ſich nicht allein damit begnügt, ſondern ihn auch tödtet, ſo dürfen wir uns nicht begnügen daß wir unſere Sünde erkannt und wohl unterſucht haben mit der Selbſtprüfung, wir müſſen ſie nothwendig auch abthun und gleichſam ſie tödten mit dem Schmerz und mit der Reue. Und wiſſe daß in ſolchem Schmerz weſentlich die Beichte beſteht, wenn du willſt daß ſie gut und nützlich ſei. Wiſſe ferner daß

*) Man kann von ihm ſagen was dort bei Virgil vom Cyklopen Polyphem geſagt wird: „Monstrum horrendum, informe, ingens, cui lumen ademtum.“

es nicht genügt zu wünſchen, daß du ihn haben mögeſt, wenn in Wahrheit du ihn nicht in deinem Herzen haſt. Ja, wenn du einen ſolchen Schmerz nicht haſt, iſt keine andere Sache hinreichend zur guten Beichte und dazu daß deine Sünde dir vergeben werde.

Wir empfehlen hiermit das anziehende Schriſtchen allen Denen die an dem Entwickelungsgange des griechiſchen Idioms Intereſſe nehmen. 91.

Notizen.

Liebreiche Auslegung.

„Luther hat, als er das «Kanoniſche Recht», die wider ihn ergangene Bulle des Papſtes und einige Schriften ſeiner Gegner feierlich in die lodernde Flamme eines Scheiterhaufens warf, die bedeutungsvollen Worte geſprochen: «Weil du den Heiligen des Herrn betrübt haſt, ſo betrübe und verzehre dich das ewige Feuer.» Wollten die enthuſiaſtiſchen Verehrer des Reformators nur mit demſelben Eifer, als ſie dieſe Selbſtkanoniſation pflegen und ſchützen, auch Diejenigen gewähren laſſen, welche Maria's Wort an ihre Baſe Eliſabeth: «Siehe, von nun an werden mich ſelig preiſen alle Geſchlechter», als an ſich geſprochen befolgen. Möchten ſie eine ſolche Vergünſtigung namentlich Denen zuſtattenkommen laſſen, welche wie unſere caſtilianiſchen Poeten vor der gefeierten Glaubensverbeſſerung lebten und daher auch mit dem beſten Willen noch nicht im Stande waren, den Mariencultus für die an Anbetung grenzende Verehrung irgend eines andern durch die Reformation emporgebrachten hiſtoriſchen Charakters aufzugeben." So Clarus in ſeiner „Darſtellung der ſpaniſchen Literatur im Mittelalter" (Mainz 1846), II, 221. — Act. III, 14, Ephes. IV, 30. 76.

Ein Wink zu geneigter Beachtung.

Bekanntlich ſoll dem Dichter Thomas Moore in der Hauptſtadt ſeines Geburtslandes, Dublin, ein Ehrendenkmal errichtet werden. Bei einer zu dem Ende dort gehaltenen Verſammlung wurde unter mehren Beſchlüſſen auch der gefaßt: „daß, obſchon es Irland zukomme mit dieſem Unternehmen voranzugehen, doch die Allgemeinheit von Thomas Moore's Rufe die Pflicht auflege ſeinen Bewunderern, gleichviel weß Landes, das Recht einzuräumen durch Beiträge ihre Anerkennung ſeines Genies und ihre Verehrung ſeines Andenkens zu bethätigen." „Manche Leute", bemerkt das „Athenaeum", „werden hierin eine Art Aufruf zur Mitleidenheit ſehen; wir wollen jedoch die Sache lieber ſo nehmen wie ſie wahrſcheinlich gemeint iſt, nämlich daß Moore's Talent ſich in ſeinen Beſtrebungen nicht auf ſeine Inſel beſchränkte." 13.

Bibliographie.

Abel, H. F. O., König Philipp der Hohenſtaufe. Mit ungedruckten Quellen. Berlin, Hertz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Aurora. Taſchenbuch für das Jahr 1853. Herausgegeben von J. G. Seidl. 29ſter Jahrgang. Wien, Lienhart. 8. 2 Thlr.

Bellemare, L. v., Coſtal der Indianer. Hiſtoriſcher Roman. Scenen aus dem mexicaniſchen Befreiungskriege. Hinterlaſſenes Werk. Ins Deutſche übertragen von W. L. Weſché. 1ſter Band. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 15 Ngr.

Bernet, J. J., Nekrolog von Peter Scheitlin, Dekan und Profeſſor. Eine Vorleſung. St.-Gallen, Huber u. Comp. 16. 9 Ngr.

Engel, G. E., System der metaphysischen Grundbegriffe. Berlin, Hertz. Gr. 8. 24 Ngr.

Erinnerungen einer Blindgebornen nebſt Bildungsgeſchichte der beiden Taubſtummblinden Laura Bridgman und Eduard Meyſtre, nach den franzöſiſchen und engliſchen Originalberichten des P. A. Dufau, S. G. Howe und H. Hirzel, frei ins Deutſche übertragen durch J. G. Knie. Breslau, Groß, Barth u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frohne, W., Chriſtus. Geiſtliches Gedicht in fünf Abtheilungen. Köln, Eiſen. 8. 24 Ngr.

Gedenke mein! Taſchenbuch für 1853. 22ſter Jahrgang. Wien, Pfautſch u. Voß. Gr. 16. 2 Thlr.

Graf, R., Zeittafeln zu Göthe's Leben und Wirken. Klagenfurt. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Grimm, W., Zur geschichte des reims. Gelesen in der königlichen Akademie der wissenschaften am 7. März 1850. Berlin. Gr. 4. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hafis in Hellas. Von einem Hadſchi. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Bilder aus dem Soldatenleben im Kriege. 1ſter Band. 4te unveränderte Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Heilmann, J., Die Kriegskunſt der Preußen unter König Friedrich dem Großen. 1ſte Abtheilung. Meißen, Goedſche. Gr. 8. 3 Thlr.

Heimbürger, H. Ch., Georg Wilhelm Herzog von Braunſchweig und Lüneburg. Ein Lebens- und Zeitbild, nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargeſtellt. Celle, Capaun-Karlowa. Gr. 12. 1 Thlr.

Heyden, F. v., Gedichte. Mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von T. Mundt. Leipzig, Brandſtetter. 8. 2 Thlr.

Hinrichs, H. F. W., Die Könige. Entwickelungsgeſchichte des Königthums von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart. Leipzig, Coſtenoble. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Hoffmann, B. v., Lieder des Herzens. Breslau, Kern. 16. 24 Ngr.

Holzapfel, R., Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in Frankreich. Magdeburg, Baensch. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Hoppe, R., Zulänglichkeit des Empirismus in der Philoſophie. Berlin, Thome. Gr. 8. 15 Ngr.

Iduna. Taſchenbuch für das Jahr 1853. 33ſter Jahrgang. Wien, Lienhart. 16. 1 Thlr.

Kalender der Liebe und Ehe für Zeit und Ewigkeit. Herausgegeben von Amor, Hymen und Comp. Leipzig, Wengler. 1853. 16. 7½ Ngr.

Der König träumt. Romantiſches Drama in einem Akt. Aus dem Däniſchen von H. Zeiſe. Altona, Wendeborn. Gr. 8. 12 Ngr.

Lavater, J. C., Worte des Herzens. Für Freunde der Liebe und des Glaubens. Herausgegeben von C. W. Hufeland. 8te Auflage. Berlin, Dümmler 8. 1 Thlr.

Sanders, D., Das deutſche Wörterbuch von Jakob Grimm und Wilhelm Grimm kritiſch beleuchtet., Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.

Schmidt, F. J., Geſchichte der Begründung des Proteſtantismus in Schweidnitz und der Schickſale der daſelbſt errichteten evangeliſchen Friedenskirche. Schweidnitz, Weigmann. 8. 5 Ngr.

Vergißmeinnicht. Taſchenbuch für 1853. 7ter Jahrgang. Herausgegeben von Jeanne Marie. Mit Beiträgen von A. Böttger, Bernd v. Guſeck, Ludewike Wallenheim ꝛc. Mit 4 Stahlſtichen. Leipzig, Thomas. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die Wallfahrt. Ein Gedicht. Regensburg, Manz. 32. 10 Ngr.

Wienbarg, L., Das Geheimniß des Wortes. Ein Beitrag. Hamburg, Aue. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.

Winter, A., Die Volksvertretung in Deutſchlands Zukunft. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLIV.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1852 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erſchienenen neuen Werke und Fortſetzungen.

№ III, die Verſendungen der Monate **Juli**, **Auguſt** und **September** enthaltend.

(Beſchluß aus Nr. XLIII.)

81. **Hiſtoriſches Taſchenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Dritte Folge. Vierter Jahrgang. 12. 1853. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erſte und zweite Folge des **Hiſtoriſchen Taſchenbuch** (20 Jahrgänge, 1830—49) **zuſammengenommen koſten im ermäßigten Preiſe** 18 Thlr.; der I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.; der XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X. Jahrgang, 1840—49) 10 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Dritten Folge erſter bis dritter Jahrgang (1850—52) koſten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

82. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Neuntes Heft. (Schwimmvögel.) 4. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erſte Heft (Strausse und Hühnerarten) erſchien 1845; das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846; das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger—Krähen) 1849; das fünfte und ſechste Heft (Krähen, Schwalben, Eulen, Falken; Raubvögel — Wadvögel) 1850; das ſiebente Heft (Wadvögel) 1851; das achte Heft (Wadvögel, Schwimmvögel) 1852.

83. **Ticknor (G.), Geſchichte der ſchönen Literatur in Spanien.** Deutſch mit Zuſätzen herausgegeben von **N. H. Julius.** Zwei Bände. 8. Geh. 9 Thlr.

Die große Seltenheit ſpaniſcher Bücher hat bisher eine allgemeine und gründliche Anerkenntniß der ſpaniſchen ſchönen Literatur als eine der erſten und reichſten aller Völker, ſowie eine genügende Geſchichte derſelben, in und außer ihrem Mutterlande, faſt unmöglich gemacht. Darum iſt die einzige ſchätzbare, bisjetzt erſchienene derartige Geſchichte, die von Bouterwek in Göttingen, auf deſſen Weltbibliothek gegründet, alsbald ins Spaniſche überſetzt worden. In unſern Tagen nun, da auch in Madrid, Paris, London, Wien große literariſche Schätze vorhanden und die trefflichen Privatſammlungen von Heber, Sir Thomas Grenville, Ternaux-Compans, Tieck und Ticknor in dieſem Fache entſtanden ſind, iſt die ſchwere Aufgabe etwas erleichtert. Der Letztgenannte, Georg Ticknor, der ſchon vor 30 Jahren, nach langem Aufenthalte in Spanien, an der amerikaniſchen Univerſität Cambridge erfolgreiche Vorleſungen über ſpaniſche Literatur hielt, hat im Beſitze einer faſt 2000 Bände zählenden Sammlung gedruckter und ungedruckter ſpaniſcher Bücher, mit Hülfe mehrmaliger Reiſen in Europa und zahlreicher gelehrter Verbindungen in Spanien, uns die **erſte wahre Geſchichte der ſpaniſchen ſchönen Literatur** geliefert, die auch ſogleich in Madrid überſetzt wurde. Alle reichen Nachträge dieſer ſpaniſchen Ausgabe, ſowie ſehr viele vom Verfaſſer ſelbſt, von Dr. Wolf in Wien und dem Herausgeber, Dr. N. H. Julius in Hamburg, ſind es, die bei ſorgfältiger Benutzung alles ſpäter noch in Europa Erſchienenen von Wolf, Dozy, Clarus, von Schack u. A., das gegenwärtige **deutſche Werk** bilden, das ſowol vor dem amerikaniſchen Original als vor der ſpaniſchen Ueberſetzung noch Vorzüge voraus hat und ſomit auf der Höhe der geſammten Kenntniß der ſpaniſchen Literatur ſteht.

84. **Tieck (L.), Kritiſche Schriften.** Zum erſten male geſammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Dritter und vierter Band. — A. u. d. T.: **Dramaturgiſche Blätter.** Zwei Theile. 12. Geh. 3 Thlr.

Der erſte und zweite Theil (1848) haben denſelben Preis.

Die kritiſchen Leiſtungen **Tieck's**, ſowol die ſeiner Jugend als die des reifern Alters, waren bisher noch niemals geſammelt erſchienen, ja diejenigen aus einer frühern Periode theilweiſe ſelbſt nicht unter ſeinem Namen bekannt, ſondern wurden andern Autoren zugeſchrieben. Es wird daher dieſe Sammlung für die zahlreichen Freunde des Verfaſſers von hohem Intereſſe ſein. Der dritte und vierte Band, auch unter dem Titel „Dramaturgiſche Blätter" (zwei Theile, 3 Thlr.) einzeln zu haben, nach Tieck's Wunſch von Eduard Devrient geordnet, enthalten nicht nur die „Dramaturgiſchen Blätter", welche 1826 bereits geſammelt erſchienen, ſondern auch viele ſpäter geſchriebene, theils wenig bekannt gewordene, theils noch gar nicht publicirte.

85. ———, **Dramaturgiſche Blätter.** Drittes Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr.

Dieſes dritte Bändchen ſchließt ſich an die 1826 zu Breslau erſchienene Ausgabe an.

86. **Unterhaltungen am häuslichen Herd.** Herausgegeben von **Karl Gutzkow.** Wöchentlich ein Bogen. Preis vierteljährlich 16 Ngr. Nr. 1.

Unter dieſem Titel erſcheint vom October d. J. an in meinem Verlage eine **durchaus neue und eigenthümliche populäre Wochenſchrift** in wöchentlich einer Nummer zu dem Preiſe von **vierteljährlich nur 16 Ngr.** Den Inhalt derſelben bilden **Unterhaltungen**, theils Novellen und Erzählungen, theils Darſtellungen aus der Natur, der Geſchichte, dem Menſchenleben, theils Mittheilungen über Kunſt, Geſelligkeit, Erziehung u. ſ. w.; dagegen ſind Politik, kirchliche Polemik und ſtrengwiſſenſchaftliche Kritik ausgeſchloſſen.

Karl Gutzkow, der durch ſein großartiges Zeitgemälde: „Die Ritter vom Geiſte", ſich wie kein anderer Schriftſteller der Gegenwart jetzt die volle Gunſt des deutſchen Publicums erworben hat, wird dieſer Zeitſchrift ſeine ganze Thätigkeit widmen und dieſelbe mit Unterſtützung einiger anderer namhafter und ausgezeichneter deutſcher Schriftſteller als ein großes **Sammelwerk für geiſtige und ſittliche Erhebung** weſentlich **allein** ſchreiben. Das deutſche Publicum darf nur Originelles, Anregendes und Geiſtreiches erwarten. Der äußerſt niedrige Preis ermöglicht die Verbreitung der Zeitſchrift in den weiteſten Kreiſen als eine Lectüre, die in keiner gebildeten Familie fehlen dürfte.

87. **Watson (T.), Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde.** Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Theraphie, in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von **J. H. Steinau.** In vier Bänden. Zweiter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kein Handbuch der praktiſchen Heilkunde hat ſich in neueſter Zeit eines ſo allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende

Werk, das raſch hintereinander drei Auflagen erlebte, und ſich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutſchland haben bereits die competenteſten Richter anerkannt, daß von allen in der neueſten Zeit erſchienenen ähnlichen Werken ſich keins ſo ganz auf der Höhe und dem neueſten Standpunkte der Wiſſenſchaft befindet wie Watſon's Werk. Die vorliegende, des claſſiſchen Werks würdige deutſche Ueberſetzung wird deshalb gewiß allſeitig mit Freuden begrüßt werden. Das Ganze wird in vier Bänden vollſtändig ſein und der dritte und vierte Band in raſcher Folge erſcheinen. Der erſte Band (1851) koſtet 1 Thlr. 22 Ngr.

Commissions-Artikel,

zu beziehen durch **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Ausweiſe über den Handel von Oeſterreich im Verkehr mit dem Auslande und über den Zwiſchenverkehr von Ungarn, der Woiwodſchaft Serbien, ſammt dem Temeſer Banate, dann von Kroatien, Slavonien, Siebenbürgen und der Militairgränze mit den andern öſterreichiſchen Kronländern im Jahre 1850. Zuſammengeſtellt von der Direction der adminiſtrativen Statiſtik im k. k. Miniſterium für Handel, Gewerbe und öffentliche Bauten. Elfter Band. Folio. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte bis zehnte Band erſchienen 1843—51 und koſten jeder 2 Thlr. 15 Ngr.

Ibn' Jemin's Bruchstücke. Aus dem Persischen von *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Rabbinowicz (J. M.), Hebräiſche Grammatik nach neuen, ſehr vereinfachten Regeln und Grundſätzen mit polemiſchen Anmerkungen wie auch mit Beiſpielen zur Uebung verſehen. 8. (Grünberg.) 1851. Geh. 1 Thlr.

Runeberg (J. L.), Der Weihnachtsabend. Gedicht in drei Geſängen. Aus dem Schwediſchen von **C. E. Elfſtröm.** 8. (Wiborg.) 1852. Geh. 20 Ngr.

Saadi, Der Fruchtgarten. Aus dem Persischen auszugsweise übertragen durch *O. M.* Freih. *von Schlechta-Wssehrd.* 8. (Wien.) 1852. Geh. 2 Thlr.

Journal asiatique de Constantinople, recueil mensuel de mémoires et d'extraits relatifs à la Philologie, à l'Histoire générale, à l'Archéologie, à la Géographie, aux Sciences et aux Arts des nations orientales et asiatiques en général, et principalement des nations qui ont habité ou habitent l'Empire Ottoman; rédigé par plusieurs savants orientaux et Européens orientalistes, dirigé et publié par **Henri Cayol.** Tome I. In-8. Constantinople 1852.

Das erſte Heft iſt durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen.

Annali dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XXIII. (1851.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1851. In-Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis 14 Thlr.

Dieſe artiſtiſch und wiſſenſchaftlich gleich werthvollen Schriften des Inſtituts für archäologiſche Correſpondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet zu 18 Thlr. der Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1848 und 1849 werden jeder noch zum Pränumerationspreiſe von 14 Thlr. gegeben. Dazu erſchien:

Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—43. Secondo e terzo lustro. In-8. (Roma.) 1848. 4 Thlr.

Biblioteca de autores españoles, desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada por **Aribau, Hartzenbusch, Duran, Ochoa, Mora etc.** Gr. in-8. Madrid. Geh. Preis des Bandes 4 Thlr.

XXI. Historiadores de sucesos particulares. Coleccion dirigida é ilustrada por Don *Cayetano Rosell.* Tome I.

Proſpecte dieſer Sammlung ſind auf Verlangen gratis zu haben.

Bücher zu herabgeſetzten Preiſen.

Die Buchhandlung **F. A. Brockhaus** in Leipzig hat folgende Verzeichniſſe ausgegeben, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** bezogen werden können:

1) **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur zu bedeutend ermäßigten Preiſen.**
2) **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preiſen.**
3) **Extrait du Catalogue de Livres au rabais.**
4) **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc.**

Alle Bücherverkäufer werden auf dieſe reichhaltigen Verzeichniſſe beſonders aufmerkſam gemacht.

In unſerm Verlage iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Völkerkunde.

Charakteriſtik und Phyſiologie der Völker.

Von Dr. **M. L. Frankenheim.**

Gr. 8. $35\frac{1}{2}$ Bog. Eleg. broſch. Preis $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Dem Verfaſſer iſt es gelungen, im vorſtehenden Werke das große Gemälde der Entwickelungsgeſchichte des Völkerlebens in der anziehendſten Weiſe vor uns aufzurollen. Wie von ſelbſt ergeben ſich die Geſetze der allgemeinen räumlichen Ausbreitung der geiſtigen und religiöſen Entwickelung, der Veränderung in Geſtalt, Sprache, Religion und Sitte durch Auswanderung oder Eroberung, und alle dieſe ſtrengwiſſenſchaftlichen Reſultate ſind in ſo vollendet ſchöner, abgerundeter Form zur Darſtellung gebracht, daß man das Ganze mit hohem Vergnügen lieſt. Es iſt ein Werk, das ebenſo intereſſant für den Forſcher, wie belehrend für die reifere Jugend und zugleich unterhaltend für Jeden iſt, dem überhaupt nicht das Intereſſe für etwas Höheres abgeht.

Trewendt und **Granier** in Breslau.

Heinsius' Bücher-Lexikon.

Elfter Band,

die von 1847 bis 1851 erschienenen Bücher und Berichtigungen früherer Erscheinungen enthaltend. Herausgegeben von ***Albert Schiller.***

Dritte Lieferung. Cabasilae — Elsner.

4. Preis einer Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der **achte** und **neunte Band** dieses Werks, herausgegeben von **O. A. Schulz,** und der **zehnte Band,** herausgegeben von **A. Schiller** — die Erscheinungen der Jahre 1828—46 enthaltend —, bilden unter dem Titel: **Allgemeines deutsches Bücher-Lexikon auch ein für sich bestehendes Werk und werden zusammengenommen für 16 Thlr. erlassen.** Sämmtliche zehn Bände (1812—49) **zusammengenommen** kosten im **ermässigten Preise** 26 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 45. —— 6. November 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

William Ellery Channing. Von **H. A. Werner.** — Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmeriger Zeit von Leopold Schefer. — Waldbroſſel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. — Nicaragua. — **Notizen, Bibliographie.**

William Ellery Channing.

Wir haben einen Amerikaner vor uns, ein Kind jener großartigen Colonien, in denen die Culturen und Nationalitäten faſt aller Länder des humaniſirten Europa vertreten und in ein Ganzes verſchmolzen ſind, und welche mit dem erſten welthiſtoriſchen Schritte den ſie thaten, mit der Lostrennung von der Herrſchaft des regierenden Mutterlandes, auch ſchon begannen, ſich als Lehrmeiſterinnen der Alten Welt zu erweiſen. Die Freiſtaaten Nordamerikas gaben durch ihr Beiſpiel zuerſt den Beweis daß die Selbſtregierung eines Volks, die ſeit der Unterdrückung Roms für ein Phantom galt, auch mit der modernen Cultur vereinbar ſei, und ſandten dadurch Anregungen zu uns herüber, die ſeitdem in wiederholten Stößen wie ein Orkan das Völkerleben der Alten Welt erſchüttert und, was vorauszuſehen einen geringen Grad der Sagacität erfodert, noch immer ihre verheerende Kraft nicht aufgezehrt haben. Wie viel Gutes und Schlimmes uns noch von dorther zu erwarten ſteht, vermag freilich ein menſchliches Auge nicht abzuſehen; allein es iſt zu vermuthen daß bei der eigenthümlichen, von keinem Nebenbuhler bedrängten Lage jenes Reichs, die alle Kräfte nach innen zu wenden verſtattet, bei der Natur des Landes, welche im reichen Maße gewährend, der Gewinnluſt und Speculation, dem Nachdenken und der Erfindung immer neuen Stoff und Antrieb bietet, bei der Wohlthätigkeit der Staatsverfaſſung, die allen Kräften und Fähigkeiten freien Spielraum und ein reiches Feld der Entfaltung vergönnt, und bei der jugendlichen Triebkräftigkeit einer Nation welche ihrer Entſtehung, Miſchung und Erziehung nach eine ſtrotzende Fülle von Intelligenz und geiſtiger Rührigkeit in ſich enthält, dieſem Reiche noch eine Zukunft bevorſteht von der wir bisher nur Anfänge geſehen haben. Und wie jene Neue Welt begonnen hat, mit Eifer die geſchichtlichen Erfahrungen der Alten in Erwägung zu ziehen und ſich zunutzezumachen, ſo betrachtet die Alte nicht mit Unrecht ſorgſam die Fortſchritte der Neuen Welt als einen Gegenſtand praktiſcher Studien. Ja, ſie hat auch Urſache dazu! Die Intelligenz Europas leidet an einer Vollblütigkeit, welche, weil ſie durch zu vielfache Schranken verhindert wird ſich auszuarbeiten, in epileptiſche Zufälle ausartet. Dieſe Zufälle ſind ſchon eingetreten. Das Uebel beſteht darin und iſt daraus entſtanden daß die beſten Köpfe mit dem Drange ihrer Vollkraft verhindert wurden, in unmittelbarer Weiſe auf das allgemeine Leben einzuwirken. Das praktiſche Leben iſt die beſte Schule für die Ausbildung ſinnreicher Geiſter, denn auf der einen Seite erhöht es die Kräfte durch deren ausübende Anwendung, auf der andern lehrt es ſie durch Erfahrung die Schranken jener nothwendigen Ordnungen und Geſetze kennen, die durch alle Zeiten und unter jedem Wechſel der Verhältniſſe beſtehen müſſen. Aber dieſe Schule iſt den Männern von productivem Genie faſt durchweg verſchloſſen geblieben, und ſo ſind ſie genöthigt worden ihre Kräfte nach der entgegengeſetzten Richtung zu ergießen und ſich in Theorien auszubreiten welche ihrer Natur nach und losgeriſſen vom Leben nutzlos bleiben mußten, weil ſie nicht anwendbar waren. Nutzloſe Geiſtesthätigkeiten ſind aber auch zugleich gefährlich, denn ſie ſtellen die Vernunft auf falſche Geſichtspunkte. Aber auch wo der natürliche Scharfſinn den groben und gemeinen Irrthum vermieden hat iſt das Theoretiſiren nicht ohne bedenkliche Früchte geblieben. Bedeutende Geiſter können Nichts weniger ertragen als das Verharren auf halber Bahn. So iſt man in der abſtracten Einſeitigkeit vor- und vorwärts-

gedrungen, man iſt an das Ziel der menſchlichen Erkenntniß gelangt, „wo der Glaube anfängt", man hat mit raſtloſem Eifer und wegen des Mislingens mit ſteigender Angſt grübelnder Klügeleien dieſe Schranken zu durchbrechen geſucht und iſt endlich in Verzweiflung ſtehen geblieben. Faſt alle Wiſſenſchaften und Künſte welche auf reinem Anſchauen und Denken beruhen haben dieſe Wendung erfahren. In der Einſicht der Unzulänglichkeit haben nun die Einen ihren ganzen Bau zu zerſtören unternommen, indem ſie das Denken in eine ſchale Sophiſterei umwendeten, die Andern ſich in beſcheidenerer Demuth dem Unvermeidlichen gebeugt und, weil ſie nicht Götter ſein konnten, ſich „als Würmer im Staub der Erde" winden gelernt. Man wird nun verſtehen welche epileptiſchen Zufälle ich meinte. Während nun bei uns die edelſten geiſtigen Regungen ſich entweder in rohe Kniffe umwenden, oder ſich in ſublime Träumereien verflüchtigen und in Welt- und Erdenſchmerz ausarten, entfalten die Geiſter jenſeit des Ocean ihre friſchen, geſunden Schwingen in jugendlicher Kraft. Mitten in einem reichbewegten Leben, ſelbſt reichbewegt, angeregt von dem augenblicklichen Bedürfniß, begeiſtert durch die Blüte und Größe des Gemeinweſens in dem ſie ſtehen, und unter Bedingungen welche (da ſie ſelbſt der Verkehrtheit die Freude des Daſeins nicht misgönnen) der geſunden redlichen Vernunft allen Vorſchub leiſten, können ſich die Dichter und Denker Amerikas rühmen ihrer Nation im vollſten Maße anzugehören, und erfreuen ſich einer Wirkſamkeit, welche rückwirkend ſie ſelbſt immer höher emporhebt, immer klarer erleuchtet. Wahr iſt es daß ſolche Talente zu den ſeltenen gehören. Auch in den Vereinigten Staaten herrſcht ein Mercantilismus des Geiſtes, der viel bedeutende Kräfte abnutzt, ohne ſie zu einer ſoliden Wirkſamkeit gelangen zu laſſen. Die demokratiſche Regierungsform begründet eine Art von Abſolutismus der Maſſen, gegen welchen es dem Einzelnen ſchwer fallen muß ſeine Selbſtändigkeit zu bewahren. Allein wenngleich er, dem Ganzen ſich unterordnend, meiſt nur im Ganzen mitwirkt, ſo hat er doch immer einen Anlaß ſich als Individuum zu fühlen und in ſeinem Sinne zu wirken. In dem Despotismus der Freiheit mag er immerhin ſein Haupt über die Menge emporheben und die Erleuchtungen in ſich aufnehmen, welche er allmälig geltendmachen wird. Vielleicht ſtößt er dabei auf einen zähen Widerſtand, allein der Widerſtand iſt der Art daß er nur zu deſto tieferer Durchdringung der Wahrheiten hintreibt. Denn einer richtigen und reinen Erkenntniß widerſtehen die Maſſen nie auf die Dauer, weil ſie nicht Gegner aus Syſtem, ſondern aus Unzulänglichkeit der Einſicht ſind. Die Kunſt des Erfolgs liegt nun eben darin, dieſes Hinderniß wegzuräumen, die Lehren mundgerecht zu machen und ſo einzurichten daß ihr unmittelbarer Nutzen klar und ſchlagend vor Augen tritt. So führen alſo die Zuſtände der amerikaniſchen Freiſtaaten zur Förderung populairer Ideen und einer populairen Mittheilungsweiſe hin, die wir in den unſern ſo vielfach ſchmerzlich vermiſſen.

Der Schriftſteller den wir vor uns haben gehört einer ſolchen im höhern Sinne volksthümlichen Literatur an. Nicht nur die Gegenſtände welche er behandelt ſind von allgemeinem menſchlichem Intereſſe, ſondern auch die Form und Darſtellung worin er ſie uns vorführt haben einen Zauber edler Simplicität, der um ſo nachhaltiger wirkt je entfernter dieſelbe von aller Berechnung auf momentanen Effect ſich zu halten ſtrebt. Dieſe Gediegenheit iſt auch der Grund des ungemeinen Beifalls den Channing's Schriften zunächſt bei ſeinen Landsleuten, aber in einem noch enthuſiaſtiſchern Grade auf engliſchem Boden gefunden haben, ſodaß ſelbſt das Erſcheinen einer Ausgabe für England ſelbſt und in England möglich und nöthig wurde. Wir zweifeln nicht daß der Verſuch ihnen auch in unſerer Leſewelt Bahn zu brechen erfolgreich ſein wird.

Channing (William Ellery), ein Volkslehrer im edelſten Sinne des Worts, war geboren zu Newport im Staate Rhode-Island am 7. April 1780. Schon im dreizehnten Jahre verlor er ſeinen Vater. Frühzeitig war das Gemüthsleben des Knaben rege, und unter der ſanften Leitung einer trefflichen Mutter entfaltete ſich dies nur noch raſcher. Sittliche Reinheit, Klarheit des Verſtandes, Biederkeit des Charakters, Gewandtheit in den Dingen des äußern Lebens pflanzten ſich von der Mutter auf den Sohn über, und aus dem innigen Verkehre Beider mag es ſich erklären, wie in ihm ſchon früh Weichheit und Milde mit ſeiner natürlichen Energie und Strenge ſich paarten, eine Combination aus welcher ein edles Rechtsgefühl und Abſcheu gegen die fauſtrechtliche Unterdrückung des Schwächern ſich von ſelbſt ergaben. Langſamer als das Gemüthsleben entwickelte ſich der Verſtand. Das Auffaſſen wurde ihm nicht leicht. Aber ausgerüſtet mit den Elementen die einen Charakter bilden, überwand er jedes Hinderniß das ſich ihm auf dem einmal betretenen Wege entgegenſtellte. Seine Studien waren ein mühſamer, aber ſtets ſiegreicher Kampf. Bis zum vierzehnten Jahre im mütterlichen Hauſe unter der Leitung ſeines Oheims erzogen und herangebildet, bezog er das Harvard-College in Cambridge bei Boſton. Schon um dieſe Zeit wurde er ſich ſeines Lebensziels bewußt und erkannte in ſeinen mannichfaltigen Beſchäftigungen mit den claſſiſchen Sprachen, worin er ſich auszeichnete, den Naturwiſſenſchaften, die ihn faſt noch lebhafter anzogen, der Geſchichte, Literatur und Philoſophie nur Vorbereitungen zu dem Studium der Theologie und zum Berufe des geiſtlichen Volkslehrers. Eine zeitlang beſchäftigte ihn Locke's ſkeptiſche Philoſophie, und ſo brachte auch er der Luſt am Negiren, welche der Jugend eigenthümlich iſt, ſeinen Tribut. Allein die Unzulänglichkeit dieſer im ſtarren Widerſpruche mit allem nicht handgreiflich Faßbaren ſich ſelbſt ertödtenden Denkweiſe ermüdete ihn bald. Sie rüſtete ihn mit den Waffen einer gewandten Dialektik, die dieſer Schule beſonders zugeboteſteht, aus; aber unbefriedigt wendete er ſich zu dem Idealismus hinüber und fand darin den Uebergang zur Theologie, ſchöpfte daraus Begeiſterung für die ſittlichen

Ordnungen und Wahrheiten auf denen das Glück und der Frieden des Einzelnen wie der Geſellſchaft beruht, und zugleich Luſt und Kraft gegen den Unglauben ſeines Jahrhunderts — es war das Voltaire'ſche — anzukämpfen. Dies wurde für ihn der Zweck eines langen, ſegensreichen und ausgebreiteten Wirkens, und mit glücklicher Wahl traf er frühzeitig die rechten Mittel, um denſelben zu verwirklichen. Schon um das zwanzigſte Jahr betrat er die Kanzel, und in kurzer Zeit war ſein Ruf als geiſtlicher Redner begründet, ſodaß ihm ſofort zwei Gemeinden gleichzeitig den Antrag machten, ihr Seelſorger zu werden. Er wählte die kleinere (Gemeinde der Federal-Street zu Boſton), in der beſcheidenen Meinung, ſeine Wirkſamkeit, die bald die Grenzen des Staats Maſſachuſetts weit überholen ſollte, in den engſten Raum einzuſchränken. Dies geſchah zu einer Zeit, wo ſein Geiſt ſchon die Schranken der Partei- und Sektenanſichten, in denen er ſtudirte, durchbrochen hatte. Anfänglich nämlich gehörte er den Trinitariern an, einer eifrigen engliſchen Religionspartei, welche mit Leidenſchaft auf die dunkeln Lehren des Dogma hält und das Gewicht des Chriſtenthums in den Myſterien zu finden glaubt (wie denn der Eifer für die Trinitätslehre ihnen den Namen gegeben hat). Sein praktiſcher Blick, geſchärft durch das Studium hiſtoriſcher und logiſcher Wiſſenſchaften, durchſchaute die Einſeitigkeit und Gefährlichkeit einer ſolchen Richtung und führte ihn zu den Unitariern, die bei aller Ehrfurcht vor den Glaubenslehren doch mit beſonderm Eifer nach der Belebung und Ausübung des praktiſchen Chriſtenthums, einer thätlichen Tugend hingewendet ſind. Dieſe ins Leben einzuführen wurde nun ſein eifriges Bemühen, dem er wie ſeiner boſtoner Gemeinde während der vierzigjährigen Berufsthätigkeit bis an den Tod getreu blieb. In die ſchriftſtelleriſche Laufbahn trat er erſt 1812 mit einigen Predigten, welche zuerſt die öffentliche Aufmerkſamkeit auch in weitern Kreiſen auf ihn lenkten und dazu dienten, den Schriften publiciſtiſchen Inhalts, die ſpäter erſchienen, den Eingang vorzubereiten. Er ſtarb mit dem Ruhme ſich zu den erſten geiſtigen Vertretern ſeines Vaterlandes emporgehoben zu haben, in weiten Kreiſen betrauert und geſegnet, von ſeiner Gemeinde durch ein würdiges Denkmal gefeiert, am 2. October 1842. Die Details ſeiner Biographie (von einem Verwandten Channing's unter dem Titel: „Memoir of W. L. Channing with extracts from his correspondences and manuscripts", 3 Bde., London 1848) geben das wohlthuende Bild eines ſchön geordneten, innerlich und äußerlich ſpiegelglatten Lebens, von dem nur das Eine zu bedauern iſt daß es nicht länger gemeſſen war. Wir finden darin Nichts von Dem was wir ein bewegtes Leben zu nennen pflegen; eine Reiſe nach Europa iſt das einzige äußere Ereigniß von Bedeutung welches uns entgegentritt. Aber das Ganze macht den erhebenden Eindruck einer großen That, denn es ſtellt den friedlichen und leidenſchaftsloſen Kampf eines großen Herzens mit den Irrthümern und Verkehrtheiten der Menſchen dar. Mit raſtloſem Eifer dringt er auf die Verbeſſerung der Gebrechen die er an ſeiner Zeit wahrnimmt, und dies ſetzt bei aller äußern Ruhe eine Bewegung des innern Menſchen voraus, in welcher eben das Intereſſe begründet iſt, welches wir an Channing gleich auf die erſte flüchtige Bekanntſchaft faſſen müſſen. Wir begnügen uns deshalb auch mit den wenigen mitgetheilten Thatſachen, um auf die wichtigere ſeiner Beſtrebungen, deren Reſultate und Blüten in den Schriften zuſammengefaßt ſind, unſer Augenmerk zu richten.

Channing's Schriften haben durchweg ihrer Entſtehung, Form und Abſicht nach dieſelbe Grundlage und tragen deutlich das Gepräge eines großen, edeln, ſelbſtändigen, uneigennützigen und von aller Selbſtüberhebung freien Charakters und der hohen Energie eines zum Beſſern dringenden Willens. Ihre Bedeutendheit erſcheint uns erſt dann im klaren Lichte, wenn wir ſie im Gegenſatze zu der großen Maſſe der heutigen Tagesliteratur betrachten, welcher ſie ſich auch faſt antipodiſch gegenüberſtellen. Wenn wir die von Tag zu Tage neu erſcheinenden Werke, die ſich auf dem Büchermarkte zuſammendrängen, nach ihrem wahren Werthe ſichten wollten, ſo würde man erſchrecken über die geringe Anzahl Deſſen was eine Dauer und allgemeine Beachtung verdiente. Die leidigen Intereſſen politiſcher Factionen und religiöſer Sekten, zwiſchen denen nur hier und da die Stimme der geſunden Vernunft und unbefangener Abſichten laut wird, um raſch und ungehört zu verhallen, ſind nicht das größte Uebel. Eitelkeit und Gewinnſucht auf der einen, überladene Gelehrſamkeit und zweckloſe Grübeleien auf der andern Seite, jene müßige Mühe die über einem unwichtigen Gegenſtande die fruchtbarſten Anſtrengungen des Geiſtes verſchwendet, Kleinigkeitskrämerei, Widerſpruchsgeiſt der oft ſich ſelbſt nicht verſteht: das ſind Krebsſchäden unſerer gegenwärtigen Cultur, welche in der Literatur, der Repräſentantin unſerer Geſittung, auf eine oft erſchreckende Weiſe zutagebrechen. Vielleicht würden, wenn man ſie nach dieſem Maßſtabe meſſen wollte, einige der gefeiertſten Namen der letzten Jahrzehnde in Nichts zuſammenſchrumpfen. Und dieſes Unternehmen, von einer bedeutenden Perſönlichkeit ausgeführt, wäre gewiß ſehr heilſam. Allein es iſt und bleibt eine ſauere Mühe, nicht ſowol um der Kämpfe willen, die unvermeidlich ſein würden, als weil überhaupt das Zerſtören und Verurtheilen für einen fruchtbaren und wohlwollenden Geiſt die größten Gefahren enthält und die härteſten Anfoderungen der Selbſtaufopferung ſtellt. Der Uebelwollende und Gehäſſige aber wird ohnedem Nichts ausrichten, wennſchon er mit ſeinesgleichen in demſelben Vortheile der Waffen ſteht. Wir zweifeln übrigens trotz alle Dem nicht daß ſich das Gute durch ſeine eigene Schwerkraft Bahn brechen wird, obſchon in einer Zeit, die nach Selbſterlöſung ringt, nur langſam und mühſelig. Die heutige Literatur iſt wie noch in keinem Zeitalter zum großen Theile demokratiſch. Unſere Preſſe drückt nicht ſowol den Sinn und Geiſt der hervorragenden Genies als die Geſinnungen, Leiden-

ſchaften und Bekümmerniſſe der Maſſen aus. Und wenn alſo die Wenigen welche den Muth haben ſich über das Niveau der letztern zu erheben, den ausharrenden Muth beſitzen, an der Ausrottung jener Leidenſchaften zu arbeiten (und dadurch werden die Bekümmerniſſe der Stände und Individuen ſelbſt wo nicht gehoben doch gemindert werden), ſo iſt zu hoffen daß allmälig ein heilſamer Zuſtand ſich über dem Leben ausbreiten und auch die Literatur ſelbſt veredeln wird. In dieſem Sinne hat übrigens die Gegenwart ein Hülfsmittel wie es noch keinem Jahrhundert zugeboteſtand. Es liegt in der Organiſation der Preſſe ſelbſt, welche einer Univerſal- und Weltliteratur vollkommen gleichkommt. Durch die kaufmänniſche Betriebſamkeit des Buchhandels, ſoviel man auch dagegen einwenden mag, iſt es möglich geworden daß die großen Ideen aller Zeiten und Nationen ſich mit ungeheuerer Schnelligkeit über den ganzen Erdkreis ausbreiten können. Und da dieſelben ihrer Natur nach weder im Gewande der Revolution noch dem der Reaction, ſondern harmlos und unbefangen als friedliche Wahrheiten ſich einzuführen pflegen, ſo werden ſie allen Hinderniſſen zum Trotze ihren Siegeslauf um die Welt vollenden. Da ſie ferner ihrer Natur nach einfach und jedem geſunden Verſtande leicht faßlich ſich einkleiden — gerade umgekehrt wie die modernen Philoſophien —, ſo haben ſie in ſich ſelbſt die Empfehlungen, die ſie zu einem Gemeingut Aller machen können. Endlich tragen ſie in ſich ſelbſt die begeiſternde Kraft die ſie ins Leben einzuführen vermag. Die Eintagsfliegen aber werden eine Weile bewundert werden und ſo raſch verkommen als ſie gekommen waren. Indeſſen bleibt es Pflicht und Freude der Guten, dem Beſſern eine Stelle zu bereiten.

Doch zurück zu Channing. Das Gemeinſame das ſeine Schriften haben liegt zuerſt in den Anläſſen ihrer Entſtehung und in ihrer Form. Es gehört bei uns zu den gewöhnlichen Erſcheinungen daß die Denker ſich aus der Gegenwart heraus in das Reich der Philoſophie verirren und mehr den Phantomen ihrer eigenen Vernunft als der reellen Wirklichkeit ihre Aufmerkſamkeit widmen. Ihre geiſtige Welt iſt ihnen Alles; die leibliche Welt, die Zuſtände, Sitten und Bedrängniſſe der Zeit bleiben ihnen weit ſeitabliegen. Dieſe grundſätzliche und herkömmliche Vernachläſſigung der äußern Intereſſen hat ſich nun an uns gerächt. Es fehlt uns an realer Bildung, an allgemeiner Intelligenz, an dem praktiſchen Sinn für das Leben, von dem wir beherrſcht werden, ohne es ſelbſt beherrſchen zu können. Die letztvergangenen Weltereigniſſe erläutern dieſe Meinung vollkommen und wir ſehen mit Vergnügen daß ſie mit der Einſicht in dieſen Uebelſtand zugleich das Beſtreben demſelben abzuhelfen hervorgerufen haben. Die Betrachtung unſers Autors wird dieſen Punkt noch deutlicher aufhellen. Seine Schriften ſind ſämmtlich Gelegenheitsſchriften. Sie knüpfen an die Ereigniſſe des Tages an, beleuchten dieſelben in der ihm eigenthümlichen Weiſe und ſuchen nützliche Wahrheiten damit zu verbinden, große Grundſätze an ihnen geltendzumachen, edle Gefühle für dieſelben in Anſpruch zu nehmen. Es handelt ſich bei ihm nicht darum, eigenthümliche Ideen in mühſamer philoſophiſcher Anordnung und nach der Methode mathematiſcher Deductionen in bändereichen Werken darzuſtellen. Dieſe Art der Schriftſtellerei, an welche ſoviel Geiſt und unfruchtbare Mühe bei uns verſchwendet wird und welche blos den Gelehrten deſſelben Fachs und deſſen vollkommenſte Befriedigung im Auge hat, dieſe Leidenſchaft, einen Gedanken nicht anders auszuſprechen als in der Form und dem Umfang eines Syſtems, iſt ihm fremd. Ebenſo fremd iſt ihm die Begierde des Gelehrten, ſeinen Gedanken aus der ganzen Welt und Umgebung herauszureißen und ihn mit jahrelanger Arbeit in einſeitiger Mühe auszubauen. Ein Solches geziemte wol der mönchiſchen Klügelei des Mittelalters, deren Zelle ihre Welt war. Die Neuzeit, die mit allen ihren Lebensthätigkeiten an die Oeffentlichkeit drängt und den Geſichtskreis über den Umfang und Zuſammenhang der Dinge ſo ins Ungemeine erweitert hat, die alle höchſten Intereſſen in die Hände Aller zu liefern ſtrebt, verträgt ſich damit nicht. Channing ſteht auf einer freien Höhe inmitten ſeines Volks und der Menſchheit, das Auge haftend auf dem bunten Treiben der Maſſe, und überall wo ſich um einen wichtigen Gegenſtand Gruppen bilden, wo ein Meinungsaustauſch, ein Streit Für oder Wider ſich erhebt, wo eine Frage aufgeworfen wird, die die geſammte Menſchheit oder ſein Volk oder einen Theil derſelben betrifft, dort erſcheint er ſogleich als ein fertiger, mächtiger Volksredner, der mit Klarheit, Ruhe und redlichem Sinne die rechten Geſichtspunkte aufzufinden und ins richtige Licht zu ſetzen weiß. Es handelt ſich nicht darum, Leidenſchaften aufzuſtacheln — deſſen bedarf nur der Herrſchſüchtig-Eigennützige —, ſondern zu beſchwichtigen; nicht Meinungen direct zu bekämpfen oder in Widerſpruch zu ſetzen, ſondern dieſelben zur Klarheit und höchſten Einheit der Vernunft zu bringen. Und er iſt die Perſönlichkeit dazu. Mit klarer Einſicht umfaßt er Grundſätze auf welche ſich alles Menſchliche in bürgerlicher und religiöſer Rückſicht zurückführen muß, und auf ſie bezieht er, nach ihnen bemißt er, unter ſie ordnet er ein die Ereigniſſe, Zuſtände und Beſtrebungen, um die es ſich handelt. Weil er ſie vollkommen in ſich verarbeitet hat, ſo wird es ihm auch nicht ſchwer ſie in jedem einzelnen Falle geltendzumachen; weil ſie den Reiz der Erhabenheit haben, ſo entbehren ſie auch unter allen Seelenverwandten nicht des lebhafteſten Erfolgs. Und mehr als ein mal hat er mit ihnen bei Entſcheidung öffentlicher Angelegenheiten das ausſchlaggebende Gewicht in die Wagſchale des Rechts und der Humanität gelegt. Alle ſeine Schriften ſind in der That Anreden an das Volk. Viele davon, die theologiſchen im eigentlichſten Sinne des Worts, ebenſo die ſocialen. Andere waren für Journale gearbeitet; aber die Jounaliſtik bildet ja nur das Surrogat für die Volksrede, nachdem die Gemeinweſen der modernen Staaten ſich ſo gewaltig ausgebreitet haben daß eine vollzählige Volksſammlung unmöglich erſcheint. Einige wenige

ſind als Sonderdrucke gleich anfangs in dem Buchhandel verbreitet worden. Allein auch ſie tragen denſelben Charakter. Ihrem Zwecke nach mußten ſie kurz gefaßt die Abſichten des Autors in ein klares Bild zuſammendrängen. Die kalten, gedehnten Abſtractionen der Philoſophie paſſen nicht für den Volksredner. Sein Stoff ſei erwärmend, ſein Vortrag belebt, ſein Inhalt concentrirt! Langathmige kritiſche Unterſuchungen gehören höchſtens vor den Richterſtuhl eines öffentlichen Verfahrens. Gleicherweiſe muß er den Ton der Declamation ſorgfältig vermeiden; dies kann eine bethörte und aus Unbildung allzu langſame Menge irreleiten, der geſunde Verſtand lehnt ſich gegen das hohle Pathos auf. Von der Polemik muß er ſich ſo fern halten als möglich: ſie führt zu Ueberſpannung und Entſtellung der eigenen beſſern Anſicht, reizt leicht auf und führt am Ende weiter als der Redner ſelbſt es wollte. Es hieße einen Stein an einen Abhang rollen und ihn in der Meinung und mit dem Willen daß er auf halber Höhe liegen bleibe hinabſtürzen. Und die erſte Regel der Politik fodert, den Gegner nicht zu beleidigen und zu erzürnen, ſondern ihn von der heilſamern Meinung zu überzeugen. Die rechte Weisheit findet von ſelbſt den Weg der zwiſchen Oppoſition und milder Geſinnung vermittelnd hinläuft. In all dieſen Beziehungen ſind Channing's Schriften wahrhaft muſtergültig. Was die Diction anlangt, ſo iſt dieſelbe mannichfaltig, je nach dem Bedürfniß des Gegenſtandes verſchieden: in den religiöſen Schriften moraliſchen Inhalts animirt, fortreißend, begeiſtert; in denen die die Dogmatik berühren vorſichtig, gelaſſen und prüfend; in den politiſchen und hiſtoriſchen abgemeſſen, nur in den letztern zuweilen pathetiſch; überall ernſt, klar, leidenſchaftslos, gediegen und mit ſorgſamer Feile abgeglättet. Nur die Aufſätze über Bonaparte machen eine Ausnahme. Es ſcheint daß die ſittliche Entrüſtung über den Weltzerſchmetterer und die Bewunderung welche die blöden Haufen demſelben zollen ihn fortriß. Der Stil iſt ſtarr, zerſtückelt, ehern und ohne Gewandtheit. Pathos und Declamation, wozu der Gegenſtand etwa ihm Anlaß geben konnte, waren ſeiner Natur ſo fremd daß der Verſuch dazu in das Gegentheil umſchlägt und eine Reihe abgeriſſener Zornausbrüche hervorruft, die nur erſt gegen das Ende hin mit dem ſinkenden Ingrimm ein freundlicheres Gewand annehmen.

Wir erkennen an dem äußern Apparat allein ſchon den praktiſchen Amerikaner, der nach ſeinen Zwecken ſeine Mittel ſehr wohl abzuwägen weiß, und die Natur des Republikaners, welche der gern zu den Extremen ſich wendenden Phantaſie keinen allzu weiten Spielraum und keine allzuüppige Entfaltung gönnt. Nüchterne Beſonnenheit iſt der Grundzug ſeines Weſens, und dieſe Eigenſchaft vereinigt mit einem energiſchen, geraden Charakter, biederer Geſinnung und dem Gefühl der ſtrengſten Rechtlichkeit flößt uns zu dem Schriftſteller ein ſolches Vertrauen ein daß wir gern und oft bei ihm verweilen mögen. Es iſt die geſunde Luft der amerikaniſchen Freiheit, der feſte Boden einer ſtarken, dem allgemeinen Intereſſe gewidmeten Verfaſſung, in deren Berührung wir uns wohlfühlen; und das Impoſante einer ſchlichten, markigen, hochherzigen und geiſtreichen Perſönlichkeit verdoppelt dieſen Zauber. Man darf übrigens ja nicht jene nüchterne Haltung mit Kälte und Gleichgültigkeit verwechſeln. Sie iſt das künſtliche Erzeugniß einer glücklichen Erziehung, zu welcher Naturell, Wiſſenſchaft und private und öffentliche Verhältniſſe zuſammen wirken; ſie iſt das Werk ſorgfältiger Selbſtkritiken, das bewußte Abſchließen der männlichen Kraft mit den Reizungen der Leidenſchaft und Empfindſamkeit. Sein Gemüth bleibt keineswegs kalt bei den wichtigen Fragen welche die politiſchen oder geiſtigen Intereſſen der Menſchen betreffen; nicht theilnahmlos betrachtet er die Gefahren von denen ſie früher oder ſpäter zu leiden haben möchten; ſelbſt die Thorheiten und Bosheiten welche ihnen gefährlich werden können faßt er mit ganz anderm Auge als dem des ſchnöden Sarkasmus. Seine Bruſt, weit genug um alles Große und Gute in ſich aufzunehmen, fühlt ſich unaufhörlich innigſt bewegt. Aber weil er ſich des Ziels, der Kräfte und der Fähigkeiten der menſchlichen Natur, der nothwendigen Einſchränkung welche dieſelbe erfahren muß, und der Befreiungskämpfe welche dieſelbe zu beſtehen hat klar bewußt iſt, weil er weiß daß der größte Feind des Menſchenglücks im Herzen des Menſchen ſelbſt ſeinen Sitz hat, ſo hütet er ſein eigenes Herz ſorgſam vor überſchwänglichen Ausbrüchen und lehrt es in Gelaſſenheit die Dinge wie ſie ſind zu betrachten, nicht weißer noch ſchwärzer, nicht mit übermüthig triumphirender Freude, nicht mit nutzlos ſich marterndem Gram. Auch hierin zeigt er ſich als Gegenſatz unſerer Umgebungen. Unſere Zeit neigt zu den Extremen und die Geiſter thun es ihr eifrig nach. Während der ruhige Heroismus einer friſchen Philoſophie erfoderlich wäre, um den Uebeln die ſich aufdrängen erfolgreich entgegenzutreten, hat man ſich den luxuriirenden Ausſchweifungen aller entgegengeſetzten Empfindungen in die Arme geworfen. Nicht Mäßigung, Gerechtigkeit, Umſicht und heilende Klugheit führen die Stimme der Zeit, ſondern Hoffnungsloſigkeit, Erbitterung, Fanatismus und Argliſt. So iſt das männliche Vertrauen in eine Zukunft, das tröſtliche Eigenthum ſtarker Geiſter, zu einer bloßen Phraſe herabgeſunken, mit der man entweder die eigene Unthätigkeit beſchönigt, oder hinter der man doppelſinnig die Realiſirung der eigenen verbrecheriſchen Abſichten verſteckt. Dieſe peſſimiſtiſchen Ueberzeugungen welche ſelbſt in den trefflichſten Köpfen ſpuken, dieſe Deſperation an der Gegenwart und Zukunft drohen gerade alle die Gefahren zu verwirklichen, vor denen man zu zittern ſo grauſam behaglich findet. Sie ruinirt die Geiſter, deren ſie ſich bemächtigt hat, denn entweder ſchwächt ſie dieſelben und verdammt ſie zur Unthätigkeit, da es doch nöthig wäre alle Kräfte einer ſittlich-würdevollen Intelligenz aufzubieten; oder ſie verſetzt ſie in jenen fieberkranken oder wenn man will hypochondriſchen Zuſtand, der von einer Aufregung in die entgegengeſetzte hinüberſchwankend, die Mittel zum

Guten mit ſammt den guten Zwecken ſie verfehlen läßt. Wie viel der edelſten Kräfte und Talente (die kaum zu einer Zeit ſo reichlich ausgeſtreut waren als eben der unſerigen) ſie conſumirt, zeigt ein Blick in das bürgerliche und literariſche Leben. Sie verbreitet epidemiſch jene Muthloſigkeit ringsum ſich her, die in kritiſchen Momenten des Lebens der Niederlage ſelbſt gleichkommt, weil ſie den Sieg von vornherein abſchneidet. Sie verſetzt allmälig das ganze Zeitalter in ein müßiges und ſtumpfes Brüten, das, nachdem es ſich eine zeitlang in mattherzigen Wehklagen gefallen, irgend einmal in den Gegenſatz umſpringt und in Anfälle blinder Wuth und Tobſucht ausartet, wie die Vorgänge einiger genialer Menſchen theils in ihren Lebensſchickſalen, theils in ihren Productionen beweiſen. Auch um dieſer Gefahr vorzubeugen, wird es nothwendig die geſunden Blüten der Geiſter fremder Zeiten und Nationen eifrig herbeizuſuchen und in unſer Klima zu verpflanzen. Das Vorbild einer einzigen großen Seele, welche die ſubjectiven Eindrücke zu überwältigen und das Schlimme im Leben mit dem Guten auf eine vernünftige Weiſe zu compenſiren vermag, kann unendlich viel wirken. Ein beſonnener Mann der uns zeigt daß in allen Zuſtänden die Keime von Gut und Böſe dicht beieinanderliegen, und daß es der Ausdauer und Geſchicklichkeit vereinigter Kräfte und Maſſen wohl möglich iſt, die einen zu wecken und zu beleben, die andern zu unterdrücken, verdient vielleicht mehr Dank als Derjenige der welterſchütternde neue Wahrheiten entdeckt hat, denn er ſetzt unſere Kräfte unmittelbar in Wirkſamkeit. Zu jenen gehört eben Channing. Er zweifelt keinen Augenblick an der Befähigung der Menſchen, einen gewiſſen, bedingten Grad irdiſcher Glückſeligkeit zu erreichen. Daß zwiſchen dem Beſitze derſelben und der Gegenwart eine lange Reihe von Hinderniſſen liegt, kann ihn nicht in Verwirrung ſetzen. Ueber die Unzulänglichkeit und Mangelhaftigkeit der irdiſchen Dinge iſt er längſt mit ſich ins Reine: ſie ſteht als ein unabänderliches Factum feſt. Und es wäre thöricht die Zeit mit Murren und Seufzern hinzubringen, welche weit fruchtbarer zur Förderung und Verbreitung nützlicher Lehren und Einſichten verwendet werden kann. Man kann freilich nicht blind dafür bleiben daß ein großer Theil der Menſchheit von Laſtern, Leidenſchaften und Irrthümern durchs Leben geſchleppt wird; der Mann der als Lehrer eines Volks wirken will *darf* das nicht verbergen, weder ſich noch ſeinen Zuhörern. Aber ſelbſt die Exiſtenz der Laſter und Thorheiten deutet ſchon auf den höhern Werth der menſchlichen Natur hin. Das lebhafte Gefühl des Unrechts, das ſelbſt den Verbrecher ſelten verläßt, hebt ihn der Gottheit näher und zeigt daß das Unrecht ein Fremdes iſt, das aus ſeinem Weſen hinausgerottet werden kann. So wendet die Quelle des Uebels und das Uebel ſelbſt den Blick des betrachtenden Mannes nach oben, nach der Quelle des Guten. Dies iſt das Grundgefühl Channing's, welches den *innern* Charakter und den Mittelpunkt aller ſeiner Schriften ausmacht. Auch im Verkehrten ſieht er noch den Menſchen, und die Natur des Menſchen gilt ihm als ein Gegenſtand heiliger Achtung. Ein Weſen, ausgerüſtet mit der Kraft der Erkenntniß, welche die abſolute und allgemeine Wahrheit erfaßt, mit dem Gedanken Gottes, mit der Freiheit des Willens und der ſittlichen Kraft, mit der Fähigkeit und dem Triebe, ſich von aller Eigenſucht freizumachen, mit der Befähigung zur Selbſtaufopferung; ausgerüſtet mit den Anlagen zu einer Liebe welche jede Schranken zu überſteigen im Stande iſt, mit dem Streben nach Vollkommenheit, ein ſolches Weſen iſt ſelbſt da noch groß, wo ſeine urſprüngliche Herrlichlichkeit verwiſcht oder verdunkelt iſt. Ein ſolches Weſen verdient und bedarf es daß man das in ihm ſchlummernde Erhabene wecke und belebe, ſeine Kräfte zu ſteigern bemüht ſei und ſeine Schlacken hinwegläutere, daß man es von den irdiſchen und materiellen Schranken nach Möglichkeit befreie, die ſeiner Vollkommenheit hinderlich werden. Ein ſolches Weſen wird aber auch die Wirkungen die edle Geiſter ihm entgegenbringen nicht vonſichweiſen. Die Bemühungen, das Beſſere in der Welt herzuſtellen, ſind und bleiben niemals ohne Früchte und lohnenden Erfolg. Wie wäre es alſo möglich daß ein Menſch die mislichen Umſtände ſähe, in denen ſeinesgleichen ſich windet, ohne Mitgefühl und den Drang nach Abhülfe zu empfinden?

Von allen bisher mitgetheilten Zügen charakteriſirt keiner den Sohn der United States ſo ſehr als dieſer hohe Begriff von der Würde des Menſchen. Das Selbſtgefühl des freien Mannes lehrt ihn dieſelbe in ſeinem eigenen Weſen erkennen und empfinden, und der Anblick von ſeinesgleichen ſowie ſeine Stellung als Bürger und untergeordnetes Glied des Staats nöthigt ihn ſie auch an Andern anzuerkennen. Es iſt freilich ſchwer den Umfang dieſes Begriffs gehörig zu umſchreiben und das Maß der daraus abzuleitenden (Menſchen-) Rechte zu beſtimmen; ſchwerer faſt noch ihn conſequent und mit vollſter Unparteilichkeit durchzuführen. Unſer eigener Vortheil, ja unſere eigenen natürlichen Rechte müſſen ſich denen unſerer Nebenmenſchen unterordnen und nach ihnen modificiren. Es gehört eine bedeutende Kraft dazu dieſes erſte Opfer darzubringen. Aber geſetzt daß wir dieſen Conflict glücklich überwältigen, ſogleich ſtellt ſich eine neue Gefahr für unſer Princip allgemeiner gleicher Menſchenrechte dar. Sollen wir von den Anſprüchen zu denen wir uns an und für ſich berechtigt fühlen auch jener Claſſe von Menſchen Conceſſionen machen, denen wir uns überlegen fühlen, die an Bildung, Brauchbarkeit, vielleicht an Sittlichkeit (weil an Einſicht) weit unter uns ſtehen? Nicht ohne einen Anſchein von Recht ſträubt ſich unſer Selbſtgefühl dagegen. Wenn wir aber gleichwol den Niedrigerſtehenden daſſelbe Maß der Rechte zugeſtehen, wird das auch klug, wird es politiſch weiſe gehandelt ſein? Geſetzt, der Mann von minderer Einſicht beſitzt dieſelbe Kraft des Einfluſſes wie der Mann von ſyſtematiſch ausgebildeten Talenten, wird die geringere Claſſe nicht ein trauriges Dominium, eine Pöbelherrſchaft führen, vor deren Schrecken und Tollheiten wir

erzittern müſſen? Wird das Menſchengeſchlecht nicht in eine ſchmählich entehrende und die Vorgänge von Jahrtauſenden vernichtende Ochlokratie verfallen? Mit dieſen und ähnlichen Bedenklichkeiten ſuchen wir Kinder der Alten Welt unſer Gewiſſen zu beſchwichtigen, indem wir uns ſcharfſinnig und mühſelig beweiſen daß die Uebel die wir haben den drohenden größern immer noch vorzuziehen ſind. Mannichfache Erfahrungen haben auch bewieſen daß eine kindiſche, verzogene und lange im ſtrengen Gehorſam gehaltene Menge in unglückliche Ausſchweifungen verfällt, ſobald die gewohnten Schranken der Furcht hinweggenommen werden. In Staaten wo die ungeheuere Mehrzahl der Angehörigen jener traurigen Kategorie der Halbmenſchen angehört wird dies immer der Fall ſein und aus der plötzlichen Herſtellung einer die Menſchenrechte in ihrem ganzen Umfange einſetzenden Verfaſſung das größte Unglück hervorgehen. Allein bis zu einem gewiſſen Grade würde jeder Staat dieſer Gefahr ausgeſetzt ſein, der dem Volke eine freie Bewegung der Geiſter und Leiber verſtatten wollte. Und ſo würde daraus gefolgert werden müſſen daß die Einführung der Menſchenrechte zwar ein ſchönes Ideal, aber für die Praxis gänzlich zu verwerfen ſei. Die Annahme eines Dinges, das in der Idee als eine göttliche Wahrheit, im Leben als ein Verbrechen erſcheint, würde aber alle Begriffe unſerer Sittlichkeit in Zweifel ſtellen und gefährden. Und wenn die größten Geiſter, wenn insbeſondere der Mann von dem wir reden ſein Beſtreben darauf richtet dieſes Ding ins Leben zu rufen, ſo müſſen wir entweder annehmen daß ſie zu den gefährlichen Thoren und Schwärmern gehören, oder daß ſie unter ganz fremdartigen und von den unſerigen abweichenden Zuſtänden lebten. Das Erſtere zu behaupten wird kaum Jemand wagen als einer aus der Zahl der Blinden die mit ſehenden Augen noch hier und da unter uns umhertappen. Das Zweite können wir in Bezug auf die Schiller, Fichte u. A. gar nicht, in Bezug auf Channing nur nur ſehr bedingterweiſe zugeſtehen. Wol ſind die öffentlichen Verhältniſſe und die Verfaſſung der amerikaniſchen Freiſtaaten auf ganz andern Grundlagen gebaut als die unſerigen. Aber ihre Differenz beſteht eben nur darin daß ſie dem Individuum verſtatten ſich ſeiner Kräfte, Fähigkeiten und der Anſprüche die es als Menſch machen darf inſoweit zu bedienen, als den Mitlebenden und Gleichberechtigten ohne Nachtheil geſchehen kann. Allein auch dort findet ſich eine Maſſe von Individuen welche ſich entweder jener Rechte nicht zu bedienen wiſſen (aus Unkenntniß) oder ſie falſch auslegen (aus Leidenſchaft) oder ihrer ſich unwürdig machen (durch Laſter). Und eine Claſſe ſolcher Menſchen mag in einem Gemeinweſen ſo groß oder klein ſein als ſie will, ſo iſt ſie gefährlich, doppelt gefährlich aber, wenn man ihr die Waffen und Macht in die Hände gibt, wonach ſie eben ringt, jene vollkommenſte Gleichberechtigung. Ein Freiſtaat müßte dieſelbe vielleicht aus ſich ausſchließen. Doch das wird praktiſch unmöglich, weil eine ſolche Claſſe gerade den größten Beſtandtheil der arbeitenden Bevölkerung, des niedern Gewerbſtandes ausmacht. Oder er müßte ſie hartnäckig in ein helotiſches Verhältniß hinabdrücken. Das hieße aber ſeine eigenen republikaniſchen Principien dem allgemeinen Wohle aufopfern und ihm die Krankheit einimpfen, woran er allmälig zugrundeginge. Die Gründer der Vereinigten Staaten hatten die Geſchichte der Alten Welt viel zu ſorgfältig ſtudirt als daß ſie ſich eines ſolchen Misgriffs ſchuldigmachen ſollten. Sie legten keinem Stande (mit Ausnahme der ſchwarzen Sklaven, die nun auch den kranken Fleck, das Zeichen der Menſchlichkeit und Unvollkommenheit an dem ſonſt tadelloſen Körper der Transatlantis ausmachen) Feſſeln an; ſie vergönnten jedem Individuum die unbeſchränkte Ausübung und Geltendmachung ſeiner bürgerlichen Rechte und Anſprüche und vertrauten der Trefflichkeit ihrer Verfaſſungsentwürfe und der geſunden Kraft der neugeſchaffenen Nation daß ſie mit dieſen bedenklichen Elementen, die man nothgedrungen mit aufnehmen mußte, fertig werden ſollte. Der Proceß geht langſam, allein wie es ſcheint doch vonſtatten. Ihn zu beſchleunigen und die Wege zu zeigen auf welchen er glücklich zuendegeführt werden könne, dies iſt der eigentliche Lebenszweck Channing's geweſen; dies iſt der wichtige Grund welcher uns treibt die vorliegenden Betrachtungen ſo weit auszudehnen, und es iſt eine ebenſo wol kosmopolitiſche als patriotiſche Triebfeder welche uns dazu in Bewegung ſetzt. Channig ſtrebt danach, alle Stände von ihrer Menſchenwürde zu überzeugen und zu unterrichten, indem er ihnen die ſittliche Würde zum Bewußtſein bringt, und dieſelbe von den Beſchränkungen und Verzerrungen des bürgerlichen Verkehrs und geſelligen Lebens zu befreien, wie denn von Seiten der Conſtitution dieſelbe ſchon garantirt und auf eine ausgezeichnete Weiſe begünſtigt iſt. Bei ihm handelt es ſich freilich nur um Misbräuche welche an dem Einzelnen haften oder von den Einzelnen in das Staatsleben hinübergetragen werden. Sein Beſtreben iſt alſo ein ſtreng-conſervatives, das mit den beſtehenden Geſetzen und deren Sinn und Wortlaute Hand in Hand geht. Wir ſehen daraus wie leicht es dem Schriftſteller gemacht war ſeine Wahrheiten ohne Erbitterung zu ſagen. Er brauchte Nichts zu unterdrücken, Nichts von ſeinen Ausdrücken zu mäßigen oder zu bemänteln, Nichts auf Schrauben zu ſtellen. Er hatte nicht blos eine Partei, er hatte das Anſehen des Staats ſelbſt und das Andenken von deſſen Begründern für ſich, deren Namen jeder Amerikaner noch jetzt mit heiliger Ehrfurcht nennt. Nur wenn die Wahrheit ſelbſt gefährdet iſt ſucht ſie ſich in gefährliche Formen zu kleiden, und oft gebietet die Klugheit weit dringender als die Leidenſchaft ſelbſt, ſie als ein Gift auszubreiten, da ſie als Gegengift zu wirken beſtimmt iſt.

Betrachten wir nun auf welche Weiſe Channing ſeine Ideen realiſirt wiſſen will!

Zwei Uebel die in unſerm Organismus ihren Sitz haben ſind die erbittertſten Feinde der Glückſeligkeit: die Reizbarkeit unſerer ſinnlichen Natur und der natürliche

Hang zur Trägheit. Den Weg zu zeigen wie die eine gemildert, der andere zu lebendiger Thätigkeit umgeformt werde, macht die Abſicht eines Theils ſeiner Schriften aus. Alle Verbrechen, die den Körper und Geiſt zerrüttenden Laſter, alle Vorurtheile, alle Unklarheit der Begriffe, die Unfähigkeit ſich ſelbſt zu regieren, das Alles ſind verſchiedene Aeußerungen jener zwei Gebrechen unſerer Natur. Es wird freilich unmöglich ſein ſie ganz auszurotten. Aber den gemeinſamen Anſtrengungen eines ganzen Volks kann es gelingen, wenigſtens *viel* dagegen zu thun. Vorallem werden dazu erfodert eine tüchtige Erziehungsmethode, ein nutzbarer öffentlicher Unterricht und eine patriotiſche, hochherzige Literatur. Dieſe drei vereinigt ſind im Stande diejenige intellectuelle Bildung zu erwecken, ohne welche ein geiſtiges Fortſchreiten und eine rüſtige Entwickelung der Kräfte nicht möglich iſt. Wir wollen von ihm ſelbſt hören was er damit meint:

Intellectuelle Bildung — ſo heißt es *) — beſteht nicht, wie Viele zu meinen geneigt ſind, hauptſächlich darin Kenntniſſe anzuhäufen, wenngleich auch dies von Wichtigkeit iſt, ſondern darin, eine Stärke des Gedankens herauszubilden, welche auf jeden Gegenſtand nach Belieben gewendet werden kann. Dieſe Stärke zeigt ſich in der Concentrirung der Aufmerkſamkeit, in der ſorgfältigen Beobachtung, in dem Zurückführen des Zuſammengeſetzten auf ſeine Elemente, in dem Erforſchen der Urſachen welche unter der Oberfläche der Ereigniſſe verborgen liegen, in dem Vorauserkennen der Wirkungen, insbeſondere in der Fähigkeit, von einzelnen Thatſachen zu allgemeinen Geſetzen und umfaſſenden Wahrheiten emporzuſteigen. Es iſt alſo ein allgemein praktiſch-philoſophiſcher Geiſt, eine lebendige Anregung des Seelenlebens welche gefodert wird. Daher ſoll dieſelbe auch individuell ſein. Der Menſch muß ſich frei und nach den beſondern Gaben und Neigungen entwickeln welche die Natur ihm zum Unterſchiede von Andern gegeben hat. Der Hang zur Trägheit offenbart ſich am ſtärkſten in der allgemeinen Willfährigkeit ſich fremden Gewalten zu beugen und den eigenen Willen, ja ſelbſt die eigene Urtheilskraft dem anmaßenden Uebergewicht fremder Stimmen, ſeien es die der Oeffentlichkeit oder einer einzelnen anſehnlichen Perſönlichkeit, gefangen zu geben. Dieſer Uebelſtand iſt in allen Ständen heimiſch und hemmt alſo die Entwickelung der Individualitäten in ganzen Maſſen. Aber das iſt eine Aufopferung, welche zu fodern ebenſo wenig menſchlich gerechtfertigt werden kann, als ſie zu gewähren. Sie greift unſere tiefſten Eigenthümlichkeiten an, zerbricht die Form unſers eigenen Weſens, verſchüttet deſſen Inhalt und droht unſere ganze Perſönlichkeit zu negiren. Mit Recht wird deshalb gefodert daß wir uns von der Macht menſchlicher Meinungen und Beiſpiele befreien, ſofern dieſelben nicht eine ewige moraliſche Berechtigung inſichtragen.

Die Bedeutung dieſer Bemerkungen zu faſſen wird auch uns nicht ſchwer werden. Aber ſie erhalten erſt ihr volles Gewicht durch die Betrachtung amerikaniſcher Verhältniſſe. Allgemein verbreitete Vorurtheile, deren Tyrannei den Einzelnen niederdrückt, hat es allerwärts und zu allen Zeiten gegeben. Sie liegen einestheils in dem Behagen mit den beſtehenden Ordnungen der Dinge, anderntheils in dem Hochmuthe der Maſſen, die zu gern geneigt ſind jede Erſcheinung welche ſich über das Niveau ihrer Mittelmäßigkeit zu erheben wagt zu ſich herabzuziehen oder zu verurtheilen. Und der Unverſtand hat immer Mittel gefunden das Außerordentliche zu verdächtigen, ſolange bis es durch die Macht der Gewöhnung erträglich geworden iſt und durch ſeine eigene Kraft den verdienten Rang eingenommen hat. Dadurch wird jeder Fortſchritt zum Beſſern wo nicht unmöglich gemacht, doch auf eine längere oder kürzere Zeit (je nachdem derſelbe die augenblicklichen materiellen Intereſſen Einzelner oder Vieler bedroht) gehemmt. Wir können uns ſehr wohl denken daß auf dieſe Weiſe ein Syſtem chineſiſchen Stillſtands herbeigeführt werden kann, das die Menſchen zu der maſchinenmäßigen Aemſigkeit der Ameiſen oder Bienen herabdrängt oder den Staat auf Eine Linie mit einer Bibercolonie herunterſetzt. In einem Freiſtaat wird zwar dieſes Extrem nicht leicht eintreten können. Die ungehemmte Circulation aller Kräfte hindert das Blut dieſes Organismus daß es nicht verſtockt. Allein die allzu große Gewalt öffentlicher Vorurtheile kann der Verfaſſung ſelbſt gefährlich werden, wenn ſie ſich die Macht anmaßen, jedes ſelbſtändig auftretende Gute und Neue zu vernichten. Sie greifen dann in den innerſten Kern ſeines Weſens ein, ſie hindern der Staatsverfaſſung zum Trotz die Entwickelung und Ausbreitung der Individualitäten. Wir wiſſen daß in dieſem Bezuge in den amerikaniſchen Freiſtaaten eine Tyrannei von Zeit zu Zeit ſich geltendmacht die ebenſo abgeſchmackt als empörend iſt und die alle Segnungen der Conſtitution aufzuheben ſcheint. Das Uebel geht durch alle Stände. Allein es liegt mit beſonderer Schwere auf dem Schickſale der arbeitenden Claſſen, die vermöge ihrer Beſchäftigung der ſtärkern Gefahr in ein rein-mechaniſches Körper- und Seelenleben zu verfallen ausgeſetzt ſind. Der weitere Geſichtskreis, die freiere Thätigkeit der höhern Claſſen, ihre Lage, welche ihnen weit vollkommenere Mittel zur geiſtigen Thätigkeit in die Hand gibt, ja die Nöthigung ihrer Amts- und Geſchäftsverhältniſſe, welche ihren Blick zur Ueberſichtlichkeit und ins Allgemeine führt, ſichern ſie gegen dieſe Gefahr auf eine etwas vollkommenere Weiſe. Es kann uns daher nicht wundern, wenn Channing's Aufmerkſamkeit Jenen, den Hülfsbedürftigern, in einem weit größern Maße zugewendet iſt als Dieſen. Und freuen muß es uns daß er in die Fußtapfen aller wahrhaft großen Reformatoren tretend gerade dem leidenden, gedrückten Theile der Menſchheit ſeine Aufmerkſamkeit widmet. Doch zur Sache!

Unſer Blick fällt zuerſt auf einen Aufſatz „Bemerkungen über Erziehung". Es iſt nur zu gemein daß die wichtigſte Lebensfrage des Menſchen, die Bedeutung der erſten Lehren und Eindrücke welche die Jugend empfängt, mit leichtem Sinne überſehen wird. Vergebens haben die höchſten Denker der neuern Zeit die Aufmerkſamkeit auf dieſen Punkt gelenkt und die Nothwendigkeit neuer Erziehungsprincipien ins Licht geſetzt. Vergebens haben

*) In einem Vortrag „Ueber Selbſtbildung", gehalten zur Einleitung der Franklin'ſchen Vorleſungen. Boſton 1838. Die Abſicht dieſes Stücks iſt, darauf hinzuweiſen daß und in welcher Weiſe es jedem Menſchen möglich ſei, ſich eine intellectuelle Ausbildung zu geben, und von dem Grade derſelben die Schätzung ſeines Werths, ſein Rang in der menſchlichen und bürgerlichen Geſellſchaft ausſchließlich abhänge.

einzelne Erzieher in einem erhabenen Geiſte die Sache ſelbſt in die Hand genommen und durch die Praxis gezeigt, welche ungeheuere Macht in die Hand des Bildners der Jugend gegeben iſt, wenn er die Mittel die ihm zugeboteſtehen recht zu benutzen weiß. Der Staat ſcheint dieſe Neuerungen hartnäckig verſchmähen zu wollen, wie wir denn erſt neuerlich geſehen haben daß Inſtitute, deren Zweck recht eigentlich die Erweckung der kindlichen Kräfte und Anregung der natürlichen Anlagen war, im Umfange einer großen Monarchie ſyſtematiſch beſeitigt worden ſind. Und in dem Leben der Privaten ſind Mangel an Nachdenken, unglückliches Sparſyſtem, die Richtung auf das materielle Wohlergehen, Begnügen mit dem von ſelbſt Gebotenen und mit einer leidlich formellen Bildung ſo ſehr als Anhänglichkeit an dem Althergebrachten, Vorliebe für die mechaniſche Uebung des Gedächtniſſes und eine Befangenheit des Urtheils, welche die Natur und Eigenthümlichkeit des Jugendalters zu würdigen unfähig bleibt, ebenſo viel Hinderniſſe für die Herſtellung einer beſſern Ordnung. Die Anzahl der Schriften über dieſe Angelegenheit und der Verſuche, aus privater Kraft Muſterſchulen herzuſtellen, überheben uns der Nothwendigkeit dieſen Punkt näher zu beleuchten. Aber wir dürfen uns nicht verſagen anzudeuten in welcher Weiſe ſich an Channing's Grundſätzen der Erziehung ſein oberſter Grundſatz von der Würde des Individuums beſtätigt. Er fodert auf der Wahl der Erzieher größere Sorgfalt und freigebigere Geldopfer zuzuwenden. Der Luxus der in dieſem Punkte getrieben werde ſei der einzige der lohnende Früchte bringe. Die Thätigkeit eines Erziehers dürfe und ſolle ſich nicht darauf beſchränken den Kopf des Kindes mit einer Summe von Kenntniſſen anzufüllen, ihm die techniſchen Fertigkeiten des Leſens und Schreibens anzueignen, ſein Gedächtniß mit Wörtern zu beladen und es für die Routine des Gewerbs- und Geſchäftslebens vorzubereiten. Dazu werde freilich nur wenig erfodert. Stelle man aber an einen Lehrer den Anſpruch daß er die ganze Natur der Zöglinge zu entwickeln und zu leiten, daß er eine tiefe Liebe zur Wahrheit und das Beſtreben ihre Wege zu ermitteln hervorzurufen, daß er aus allen Studien einen Geiſt der Menſchenliebe den Seelen einzuflößen, daß er ihnen den Weg zu zeigen habe, wie ſie ſich in den verſchiedenen Lagen des Lebens ſelbſt zu helfen werden im Stande ſein, dann zeige es ſich daß die Functionen eines Lehrers zu den ſchwierigſten gehören welche einem Menſchen angemuthet werden können. „Sie erfodern ſo gebildete Männer als nur in der Geſellſchaft zu finden ſein mögen.“ Das Handwerk des Schulmeiſters aber, das nur wieder Handwerker zu erzeugen beabſichtige, verdiene gerechte Verachtung. Dieſer Aufſatz iſt eine Paräneſe an das ganze Volk und an die Reichen insbeſondere, dergleichen den amerikaniſchen Zuſtänden ſehr angemeſſen ſein mag, allein auch bei uns nicht uneben am Platze wäre. Uebrigens geſtehen wir mit Stolz daß eine Anzahl ausgezeichneter Männer bei uns ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſich dieſer Frage angenommen, und daß der Väter welche die Wichtigkeit derſelben erkannt haben doch eine nicht geringe Anzahl dürfte gefunden werden. Die Schule der Leiden und Gefahren, ſcheint es, iſt für uns nicht unfruchtbar geweſen, und es iſt nur zu wünſchen daß noch allſeitiger, energiſcher und mit allvereinten Kräften den Urſachen der Uebel welche wir empfinden an das Leben gegangen werde.

Im Anſchluß an das Obige faſſen wir den Vortrag: „Bemerkungen über Nationalliteratur.“ Dieſes Werkchen hat freilich zur unmittelbaren Tendenz eine ganz andere als die hierher gehörige. Sie will nämlich darlegen wie nothwendig es ſei daß man ſich nicht begnüge die Literaturen fremder Völker als die eigenen zu betrachten. Das Ausland ſei zwar ein ſehr brauchbarer Lehrmeiſter, doch ein ſehr fehlbarer und bedenklicher, und ſich ganz an ihn hingeben heiße ſich der ſchwerſten und ſchimpflichſten Sklaverei in die Arme werfen, welche man ſich denken könne, der Sklaverei des Geiſtes. Ein Volk das der erleuchteten, ſelbſtſchöpferiſchen Geiſter entbehre habe kaum Urſache ſich den cultivirten Nationen zuzuzählen; wenigſtens nehme es in der Zahl derſelben einen ſehr untergeordneten Rang ein. Bei dieſer Abſicht, die ganz blos patriotiſch und für uns Andere blos von einer allgemeinen Bedeutung iſt, bietet dieſe Schrift uns nur wenig Ausbeute für den vorliegenden Zweck. Indeſſen haben wir doch ſoviel daraus zu entnehmen daß er die Schriftſteller als die wahren Lehrmeiſter der Nationen, das Schriftweſen in ſeiner höhern Sphäre als ein Stück der öffentlichen Erziehung betrachtet. Er verdammt es, inſofern es nur einen Beitrag für den modernen Luxus liefern will, aber er erhebt es zum höchſten Range, wenn es ſich vorſetzt an der allgemeinen Bildung der Geiſter und Herzen mitzuarbeiten, große Empfindungen, Ueberzeugungen und Wahrheiten auszubreiten und die Menſchheit auf ihre Höhen hinaufzuführen. In der That können wir nicht umhin dieſer Anſicht unſern vollen Beifall zu geben, und unterdrücken nur mühſam ein Heer von frommen Wünſchen, das ſich uns bei der Betrachtung der Richtung welche unſere Literatur genommen hat aufdrängt. In dieſem großen und üppigen Gebiete ſind nur die Werke welche die natürlichen und praktiſchen Wiſſenſchaften behandeln im Stande uns Befriedigung zu gewähren. Um den Thron des Mannes, der ſich als König der Naturforſchung erwieſen hat, ſchart ſich allerdings eine Reihe von Unterkönigen, deren Macht uns die Einſicht in die Reiche der Natur und dadurch in unſer eigenes Weſen und eine ganze neue, wenigſtens bisher nur als philoſophiſche Ahnung hingeſtellte Weltanſicht aufgeſchloſſen hat. Gleicherweiſe mögen wir die Beſtrebungen der Geſchichtsforſcher, welche mit jenen Hand in Hand gehen, dankbar und zuweilen bewundernd anerkennen. Dagegen erſchrecken wir billig bei dem Anblick der übrigen Literaturzweige. Werke der Gelehrſamkeit voll von überladenem Wiſſen, das in Kleinigkeitskrämerei ausartet, wie Goethe in ſeinem „Fauſt“ in der Perſon des Wagner ſo herrlich perſiflirt;

Werke der Philoſophie, die in oft überraſchend ſcharfſinniger Grübelei mit allen Waffen der Spitzfindigkeit und mit allen Künſten des Blendwerks die Sinne der Vernunft irrezuführen geeignet ſind; Werke der Phantaſie, die weit mehr auf Vergnügen, auf ein ſinnliches Wohlgefallen oder eine einſchmeichelnde Hingabe an die Leidenſchaften und Moden des Tags als auf Verbreitung lichtvoller Ideen ausgehen: Das iſt es was uns auf jedem Schritte entgegenkommt. Ueberladen mit den misgearteten Grillen des Alters und den tändelnden Spielen der Jugend müſſen wir in die Vergangenheit zurückgreifen, wenn wir Befriedigung finden ſollen. Und doch wäre in der Gegenwart ſoviel Anlaß zu belehren und zu berichtigen, zu beruhigen, zu tröſten und zu beſſern. Und ſo können wir wohl in gewiſſem Sinne in deu Wunſch Channing's nach einer nationalen Literatur, welche der ernſten, zum Praktiſchen ſtrebenden Zeit angemeſſen wäre, einſtimmen. Ein Schriftweſen das dem allgemeinen Drange nach Belehrung entſpricht und das ohne Unterſchied der Stände in alle Sphären der Geſellſchaft einzugreifen im Stande iſt, bleibt der einzige Rettungsanker den wir noch hoffen können ausgeworfen zu ſehen. Umſomehr iſt es Pflicht aller denkenden Geiſter den Anker zu ſchmieden, ſolange es noch Zeit iſt. Man klagt über Corruption der Zeit. Aber zu allen Zeiten ſchwankte die Menſchheit zwiſchen dem natürlichen Triebe der Trägheit und Genußſucht und dem göttlichen der Selbſterhebung hin und wieder. In der Hand der Begabtern liegen die Mittel und Kräfte jenen letztern in Bewegung zu ſetzen. Man klagt über den Luxus der höheru Stände. Aber ſind ſie es nicht die ſelbſt noch eine ſo engbrüſtige Literatur erretten, welche ohne ſie unmöglich wäre? Sollen wir Beiſpiele bringen daß dieſe ſelben Stände, denen man einen kaum zur Hälfte begründeten Vorwurf macht, mit Entzücken die Werke großer Seelen aufnahmen und hegten? Dieſen fehlt das Publicum nie, wol aber dem Publicum gegenwärtig die Männer dazu. Man klagt über die Gedankenloſigkeit der niedern Stände. Wir wollen die Urſachen nicht aufzählen, die einen ſolchen Zuſtand zwar nicht rechtfertigen, aber doch entſchuldigen würden. Aber dieſe ſelben Stände, die faſt täglich neue Rekruten der Intelligenz ausſenden, können nicht ſo ganz verſumpft ſein. Man biete ihnen nur das Gute, man verbeſſere nur ihre Lage, man bemühe ſich nur Licht unter ſie zu tragen, und ein Jahrzehnd wird Wunder thun. Dieſe Maſſen ohne Philoſophie und polirte Begriffe beſitzen einen reichen Schatz von geſunder Vernunft und natürlichen Anlagen. Aber man verſäumt es dieſelben zu bilden.

Man wird ſagen, die letztere Beſchuldigung ſei ungerecht, und eine gewiſſe politiſch-dogmatiſche Partei dürfte geneigt ſein dieſelbe geradezu zu verachten. Haben wir nicht eine ſocialiſtiſche Verbrüderung, deren Zweck darin beſteht, den unterſten Ständen, insbeſondere der arbeitenden Claſſe, zu ihren Rechten zu verhelfen? Iſt nicht die Gegenwart beſchäftigt der gedrückten Maſſe des Volks die Stellung, ſei es mit Gewalt oder durch andere Mittel, anzuweiſen, die ihrer Zahl, ihren Verdienſten und ihrer Unentbehrlichkeit im öffentlichen uud geſellſchaftlichen Leben gebührt? Dieſe Bemühungen wollen wir keineswegs verleugnen; aber die Art in welcher ſie ſich geltendmachen wollen iſt weder vernünftig noch rechtmäßig. Es iſt über dieſen Punkt ſoviel hin und wieder geſtritten worden daß wir uns verſagen müſſen genauer darauf einzugehen. Allein wir bemerken daß, wenn man für die vollſtändigſte Gleichberechtigung Aller die eigenen Worte des Stifters der chriſtlichen Religion angeführt hat, man dabei vergaß welche Bedingungen derſelbe halb ſtillſchweigend durch ſeine Lehren und ſein Beiſpiel vorausſetzte. Jede äußere Berechtigung kann nur dann erſt als ſittlich begründet angeſehen werden, wenn ſie innerlich begründet iſt. Die grundloſeu und hergebrachten Bevorzugungen welche wir hier und da ſehen können dieſen Satz nicht umſtoßen. Ein Reicher der des Reichthums, ein Mächtiger der der Macht nicht werth iſt, iſt nur ein wandelnder Beweis für die Unvollkommenheit der menſchlicheu Dinge; allein da in ſeiner Unwürdigkeit auch die Unfähigkeit liegt, ſeinen Beſitz entweder dauernd zu bewahren oder fruchtbar zu verwerthen, ſo liegt ſchon darin ein Beweis von der waltenden Gerechtigkeit welche Alles auf eine gelinde und unmerkliche Art ins Gleiche zu ſetzen ſucht. Die Vertreter und Lobredner des Socialismus aber wollen jene Ungerechtigkeit der unberechtigten Glückſeligkeit zur Norm und zum Geſetz des Lebens erheben. Die allgemeine äußere Gleichſtellung würde allerdings ein glückſeliger Zuſtand ſein, wenn alle Menſchen dem Ideal nahe ſtänden und auf einer gleich hohen Stufe der Vollkommenheit. Aber es heißt nur die Früchte der Ungerechtigkeit dem Einen entreißen und ſie auf einen Andern übertragen, wenn die Sache im Sinne jener ſchwindelnden Köpfe ſollte geſchlichtet werden. Das Unglück der niedern Stände liegt überhaupt nicht darin daß ſie manche Freiheiten und Genüſſe entbehren müßten, wer wäre in dem Falle nicht irgend etwas zu entbehren? Das Unglück derſelben liegt weit tiefer. Mit ſcharfem Blicke faßt Channing dieſe Quelle ins Auge. Die beiden Vorträge „Ueber die Hebung der arbeitenden Claſſen" legen uns ſeine Gedanken dar, und wir bemerken daß dieſelben den Prebirſtein des Werths und der Billigkeit beſtanden haben, da ſie in offener Arbeiterverſammung in Boſton, unter einem Volke das nicht gewohnt iſt ſeinen Meinungen Gewalt anzuthun oder ſich unter Autoritäten zu ſchmiegen, mit vielem Beifall angehört und bald in vielen Tauſenden von Exemplaren durch den ganzen Umfang der Vereinigten Staaten verbreitet wurden. Auch hier tritt die hohe Werthhaltung der menſchlichen Natur in lebendigen Zügen hervor; aber da es ſich um eine ſociale Frage handelte, ſo iſt über den Individuen, um deren Wohlergehen es ſich zunächſt handelte, die Rückſicht auf die übrige Menſchheit nicht vergeſſen. Arbeit iſt keine Laſt, ſo lautet der Inhalt dieſer Vorträge; ſie iſt das Werk der Verpflichtungen welche dem Menſchen gegen ſeine Mitmenſchen obliegen. Sie ſchändet nicht, denn

ſie gehört unter die von der Natur angeordneten Dinge; ja ſie ehrt, wenn ſie vernünftig vollführt wird, indem ſie die Gegenwart erhalten und die Zukunft, welche auf jener ſich größer und herrlicher erheben wird, bauen hilft. Sie iſt endlich kein Leiden, denn ſie dient zu unſerer Entwickelung: auch das ſcheinbare Uebel das unſere Kräfte weckt und unſere Natur erhebt gehört zu den Gütern. Wenn alſo von einer Hebung des Arbeiterſtandes die Rede iſt, ſo kann dies nicht heißen daß derſelbe der Nothwendigkeit überhoben werden ſolle ſeine Kräfte anzuſtrengen. Ebenſo wenig kann es heißen ihn in die ſogenannten Claſſen der höhern Geſellſchaft einführen und eindrängen. Eine ſolche blos äußerliche Gleichſtellung würde ſo wenig frommen als jene, nach welcher der Arbeiterſtand in irriger Meinung ſtrebt ſich in die Politik zu werfen und dort mehr anmaßend als verſtändig eine Rolle als Einzelne oder als Maſſe zu ſpielen und eine Herrſchaft anſichzureißen oder die Verwaltung des Staats ihren Sonderintereſſen zu beugen. Solche Heilmittel würden nur in ihr Gegentheil umſchlagend ein allgemeines Unglück verbreiten, weil es den untern Ständen an der Intelligenz fehlt, welche allein Anſpruch auf eine einflußreiche Stellung geben kann. Es iſt heilige Pflicht ihnen alle die Rechte zu gewähren welche ihnen als Bürgern und Menſchen gebühren. Aber man muß erſt den Boden ſchaffen auf dem dieſe Wohlthaten gedeihen können. Man muß den Verſtand, das feine Gefühl und die ſittliche Energie in ihnen erwecken, wodurch der Menſch geadelt wird. Man muß ſie zum Denken anregen, damit der Arbeitende die Stoffe auf welche ſeine Thätigkeit gerichtet iſt genau kennt und vortheilhaft zu benutzen weiß; damit er Nützlichkeit und Anmuth auf eine freie und ſelbſtändige Weiſe miteinander verbinden und ſeinen Producten einzuprägen lerne; aber auch damit er die Natur, den Ausdruck göttlicher Vollkommenheiten verſtehe, ja innig verſtehe, um über die menſchliche Seele und Gott ſelbſt eine möglichſt klare Einſicht ſich zu verſchaffen. Es ſoll nicht damit gemeint ſein ihn zum Gelehrten oder Philoſophen bilden zu wollen. Nicht die Summe des Wiſſens, ſondern die Ordnung, Feſtigkeit und Gediegenheit deſſelben beſtimmt die Würde des Geiſtes, und eine ſelbſtändige Idee wiegt ſchwerer als alle Bücherweisheit; die Erleuchtung eines Zeitalters beſteht auch einzig in den umfaſſenden edeln Grundſätzen welche der Summe ſeiner Erkenntniß Leben geben. Aber gegen eine ſolche geiſtige Erhebung lehnt ſich freilich die Organiſation der Arbeit auf. „Die gegenwärtige Civiliſation hat eine Tendenz", die Grundſätze der Mechanik, durch welche die Fabrikation einen ſo unglaublichen Aufſchwung erhalten, auch auf die Arbeit der Hände überzutragen und „die Arbeit bis auf die kleinſten Details der Handgriffe zu vereinzeln". Dieſe iſt der gefährlichſte Feind für die Ausbildung des Geiſtes; ſie ſetzt den Menſchen zur Maſchine herab. Channing bricht in die Worte aus:

Verdammt ſein, Knöpfe auf Nägel zu ſetzen oder Nägel zuzuſpitzen, heißt zu lebendigem Tode verdammt ſein. Mannichfaltigkeit der Thätigkeiten, entſprechend der Mannichfaltigkeit der menſchlichen Anlagen und geeignet jede derſelben zu entwickeln, iſt das wichtigſte Element einer echtchriſtlichen Civiliſation. Und ein Syſtem der Arbeit welches den Verſtand aushungert, während es zugleich die Geſundheit untergräbt und das Leben verkürzt, iſt viel zu barbariſch, um nicht einer gründlichen Reform zu bedürfen.

Nachdem nun Channing eine Reihe von Einwürfen wider die Möglichkeit und Erreichbarkeit dieſes Ziels widerlegt und gezeigt hat, wieviel der Arbeiter in dieſen Beziehungen aus ſich ſelbſt thun könne, weiſt er ihn auf Das hin was er ſelbſt thun muß. Warnung vor Unmäßigkeit, Auffoderung zur Wirthſchaftlichkeit und zur vorſichtigen Behandlung der Geſundheit. Er ſchließt ſeine Vorträge mit den Hoffnungen welche ſich an das zunehmende Verſchwinden der Standesvorurtheile und die ſteigende Achtung der Arbeiter, die Verbreitung richtiger Anſichten über Jugenderziehung und Bildung im Allgemeinen, die klarere und werkthätigere Entwickelung der Principien des Chriſtenthums und die Schöpfung einer allgemein verſtändlichen und belehrenden Literatur anknüpfen.

Auf dieſe Weiſe greift Channing die Uebel welche dem Stand der Arbeiter ſo gefährlich werden an der Wurzel an. Es iſt allgemein anerkannt daß der Mangel an Intelligenz die erſte und ſchwerſte Urſache iſt, aus der alle Thorheiten und Laſter der Menſchen fließen, und daß ſie allein dieſelben auszurotten vermag, indem ſie es iſt, welche uns den Werth unſerer Natur erkennen und unſere Seele mit demjenigen Stolze anfüllen lehrt, welcher nothwendig iſt um dem ſchwächern Theile unſers Ichs Widerſtand zu leiſten. Man kann ſich alſo bei der Weltbetrachtung unſers Autors doppelt nicht verwundern, wenn er von demſelben Geſichtspunkte der Betrachtung jener Uebelſtände ausgeht, welche insbeſondere in den ärmern Volksclaſſen heimiſch ſind und dem Wohle derſelben ebenſo ſehr als dem geſammten Gemeinweſen gefährlich werden. Dies geſchieht in einer Rede („Ueber die Mäßigkeit"), welche er, von dem Mäßigkeitsvereine für Maſſachuſetts aufgefodert, am 28. Februar 1837, an dem Tage da alle Vereine dieſer Art durch ganz Nordamerika große Sitzungen feierlich begingen, öffentlich vortrug. Er weiſt nach daß die Laſter der untern Volksſchichten aus der demüthigenden Lage entſpringen, in welche dieſelben gepreßt ſind, und findet darin einen neuen Antrieb zur Einführung eines beſſern Syſtems der Arbeit. Er zeigt ferner daß die Genußſucht der begünſtigtern Stände das anſteckende Beiſpiel ſei, das verheerend in die untern hinabgreife, und fodert dieſelben auf an ſich ſelbſt das Werk der Mäßigung zuerſt zu üben. Die Pflege eines mehr brüderlichen Verkehrs zwiſchen Reich und Arm, Vornehm und Gering, Herr und Diener würde die Letztern unmittelbar anfeuern ſich deſſelben würdig zu zeigen. Eine beſſere Erziehung würde die Intelligenz allgemeiner machen. Vorallem aber müſſe die Verſuchung zu jeder Art von Laſter, das nur aus dem Reiz und den misverſtandenen Neigungen zur Freude hervorgehe, dadurch vermindert werden daß man den

Aermern Mittel zu unſchuldigen Vergnügungen biete. Wir glauben daß ein chriſtlich-mittelalterlicher Nachhall von Zelotismus die öffentlichen, insbeſondere geiſtlichen Autoritäten, welche über die Sittlichkeit des Volks zu wachen haben, bei uns zu einem nicht ganz verzeihlichen Misgriff verleitet hat. Diejenigen welchen durch äußere Verhältniſſe die Freuden des Lebens unzugänglich gemacht ſind mit dem Reiz der Tugend begeiſtern und ſie für eine asceti ſche Entſagung entflammen zu wollen, im Anblick einer Welt, in der jeder Zug den Drang nach Wohlſein und Freude verkündigt, heißt die Fabel vom Fuchs und den Trauben — dieſe allerliebſte Ironie — in eine ſittliche Wahrheit umſtempeln. Der Menſch bedarf, und zwar nach Maßgabe des äußern Drucks der auf ihm laſtet, der heitern Anregungen, und es iſt grauſam dieſem Bedürfniß ſelbſt mit den ſonſt milden Waffen der Religion Schranken zu ſetzen. Als ein vergebliches Bemühen iſt es aber auch zugleich unklug. Ein weiſer Lehrer würde verſuchen das Bedürfniß des Genuſſes zu benutzen, um den Menſchen zu veredeln, indem er es aus dem Bereiche der groben Sinnlichkeit zöge und mit der Herrſchaft des Anmuthigen vertraut machte. Das letztere trägt in ſich einen Reiz von unwiderſtehlicher Natur, einen Reiz, der um ſo nachhaltiger wirkt als er niemals Erſchlaffung und Ueberdruß zur Folge hat. Gewiß, die Cultivirung und Populariſirung der ſchönen Künſte iſt ſchon um deswillen der ſicherſte Weg zur Veredelung des Menſchengeſchlechts. Und dieſes iſt die Hauptidee mit welcher der Redner vor dem Mäßigkeitsvereine zu Boſton auftrat. Die Freunde und Vertrauten der Schiller'ſchen Muſe werden ſtaunen, wenn ſie den ſocialen Schriftſteller Amerikas, in welchem wir ſchon das gelaſſene Blut und die beſonnene Ruhe des Staatsmannes kennengelernt haben, mit dem Dichter unſerer Ideale zuſammentreffen ſehen. Die Begegnung iſt, obſchon Beide von ganz verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehen, keine zufällige und gibt nur den Beweis dafür daß das Feuer poetiſcher Begeiſterung mit den ewigen Wahrheiten in ebenſo unmittelbarer Verwandtſchaft ſteht als die ſtille Verſenkung der gereinigten Vernunft in ſich ſelbſt. Wir wollen den Vergleich zweier Männer, von denen der eine uns Allen ſchon längſt zum innigſten Eigenthume des Herzens geworden, nicht weiter ausführen. Ein Gegenſtand von ſo ſpeculativer Natur, obſchon er zu einigen ſehr geiſtreichen Bemerkungen Anlaß geben könnte, liegt von unſerer Abſicht, für die praktiſchen Wahrheiten Channing's Aufmerkſamkeit zu gewinnen, allzu fern. Die ſchönen Künſte, ſagt dieſer, haben für das Leben einen doppelten Werth: ſie ſollen dem Begehren nach Vergnügung eine andere Richtung geben, indem ſie daſſelbe von dem Grobſinnlichen ablenken; ſie ſollen aber auch rückwirkend die Intelligenz ſteigern und beleben. Aus dieſen Gründen werden vorallem diejenigen Künſte empfohlen welche das Band der Geſelligkeit enger um die Menſchen ziehen: Muſik, Tanz (nicht als ſelten gewährte Reizungsmittel, ſondern als tägliche den Geiſt erheiternde und den Körper kräftigende Erholungen; nicht als Gelegenheiten, Luxus und Sinnlichkeit zu entfalten, ſondern einen leichten und ſchönen Verkehr zu erzeugen) und Theater. Bemerkenswerth iſt, was er über theatraliſche Poeſie ſagt:

> Das Drama entſpricht einem hohen Zweck, wenn es uns in die ſinnliche Gegenwart der ernſteſten und ergreifendſten Begebenheiten der menſchlichen Geſchichte verſetzt und uns dies menſchliche Herz in ſeinem mächtigſten und ſchrecklichſten Handeln zeigt.

Dieſe ethiſche Macht der dramatiſchen wie der Poeſie überhaupt und der Bühne insbeſondere iſt freilich durch den traurigen Zuſtand der Literatur auch bei uns tief erniedrigt, und wir müſſen mit ſpannender Hoffnung den Erfolg der Verſuche dieſer Gegenwart betrachten, welche dieſelbe durch eine mächtigere Production und eine tiefere Auffaſſung der menſchlichen Natur wieder zu erobern ſucht. Dennoch ſind die herrlichſten Werke hoher Geiſter allgemein zugänglich, und ſo kommt es nur darauf an dieſelben in geeigneter Weiſe geltendzumachen. Channing ſagt:

> Ein Werk des Genies, durch einen Mann von Geſchmack, Begeiſterung und Kraft der Darſtellung vorgeleſen, gewährt ein hohes Vergnügen, und das Vorleſen in hinreichender Abwechſelung, ſodaß es Stücke von reinem Pathos, Witz, Schönheit und Erhabenheit inſichſchlöſſe, entſpricht unſerm gegenwärtigen geiſtigen Fortſchritt ſo ſehr als die Leiſtungen der Bühnen hinter ihm zurückbleiben. Aus ſolchen Genüſſen einer lautern und echtmenſchlichen Freude alſo ſoll ein Prohibitivſyſtem gegen ſinnliche Leidenſchaften erwachſen, zugleich aber jede höhere Begabung, jede feinere Regung unſerer Natur Nahrung ſaugen. Liegt doch in der Schönheit der Begriff der Vollkommenheit und darum in ihren Werken eine innige Verwandtſchaft mit den göttlichen Elementen unſerer Natur, deren Streben ſelbſt auf Vollkommenheit gerichtet iſt. Es ſind unvertilgbare Keime, welche aber zumeiſt entweder zu keiner oder einer verkrüppelten Entwickelung kommen. Dieſes Schandmal unſerer Zuſtände ſoll und muß ausgerottet werden.

Bei der eigenthümlichen Natur der ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit Channing's kann es Niemandem verwunderlich erſcheinen, wenn wir ſeine Vorſchläge für die ſittliche Verbeſſerung der Geſellſchaft nur fragmentariſch aneinanderreihen. Wir folgen darin ſeinem eigenen Verfahren. Er iſt kein Mann der Syſteme und Theorien. Zwar lebt das Ganze und Einzelne vor ſeinem Blick und ſpiegelt ſich lebendig ihm ab in Herz und Hirn, und wir zweifeln nicht daß er ſehr wohl befähigt geweſen wäre, in einem großen Geſammtwerke zuſammenhängend und kunſtmäßig geordnet ſeine Meinungen darzulegen. Aber ein praktiſcher Mann weiß daß Folianten, beſonders über etwas abſtracte Gegenſtände, geſchrieben werden um als todtes Gut die Bibliotheken anzuhäufen. Ein fliegendes Blatt das in Aller Hände kommt wirkt oft mehr als ſolch ein kühner wiſſenſchaftlicher Bau, weil es ſeinem Umfange nach ſich immer an den einzelnen Fall halten muß. Er wollte deshalb auch nur ſolche fliegende Blätter dem Publicum übergeben und behandelte darin einzelne wichtige Fragen welche im Augenblicke eben das Publicum beſchäftigten. Unſer Streben iſt nur dieſelben in den Zuſammenhang und die Ein-

heit der Gedanken zu bringen, wie ſie etwa in des Autors Seele beſtehen mochte.

Bisher hatten wir Dinge zu betrachten welche zum größten Theile für alle Verhältniſſe von großem Intereſſe ſind. Wo es ſich um Fragen der Menſchenentwickelung handelt, haben alle Menſchen mitzureden und mitzufühlen. Wir berühren zunächſt einige Punkte die eigentlich nur den Amerikaner angehen, die vielleicht von Manchen der Unſerigen auf den erſten Blick gar nicht verſtanden werden möchten.

Channing's Blicke wachen mit eiferſüchtiger Sorge über die Inſtitutionen ſeines Vaterlandes. Zu dieſer gleichen Conſervativität fodert er ſeine Mitbürger öfters auf, und er kann und muß es, weil ſein ganzes Syſtem auf diejenige Verfaſſung gegründet iſt welche ſein Vaterland ſo groß macht. In ihr ſieht er die Garantie der beſten Entwickelung jedes Einzelnen. Seinen Mitbürgern ruft er zu:

> Wagt nur zu werden was ihr werden könnt! Der Staat hindert euch nicht, zu werden was ihr wollt, wenn ihr es nur von ganzer Seele wollt. Ihr ſelbſt ſeid eure einzigen Unterdrücker; in eurer eigenen Bruſt liegen eure einzigen Feinde im Hinterhalt. Bekämpft ſie!

Ueberall findet er die Principien einer wohlgeordneten Freiheit, eines ſtrengen, aber von jeder Willkür entfernten *Geſetzes*. Das Geſetz aber iſt rigoros; ſein Beſtreben iſt, ihm die *Humanität* einzuimpfen welche das Chriſtenthum und eine reingebildete Geſinnung uns anempfehlen. Er erkennt daß dies zu bewerkſtelligen wohl möglich iſt. So ſchlägt nun ſeine Seele in einem kräftigen Patriotismus Wurzel. Er arbeitet für das Wohl der Individuen, er arbeitet aber auch zugleich für das Gedeihen des Gemeinweſens ſelbſt. Ihm iſt bewußt daß, wo der Einzelne in ſeiner Weiſe groß iſt, da iſt es auch die Geſammtheit; wenn in der großen Kette des Bürgerthums jedes Glied das Seinige im vollkommenſten Maße leiſtet, ſo wird das Ganze ein Verein von ſich gegenſeitig ergänzenden Vollkommenheiten und ſelbſt in ſeiner Art vollendet erſcheinen. Betrachtet er jedes welthiſtoriſch-bedeutende Volk als ein Licht der Menſchheit, ſo verlangt er daß das ſeinige, vorzugsweiſe im Materiellen bedeutend, dereinſt und zwar bald ſich auch ſittlich und geiſtig emporhebe, daß es ſich ebenfalls als ein Licht der Welt hinſtelle. Er beſchreibt die Aufgabe die er zu löſen habe.*) Die Humanität wird das Loſungswort der Zukunft, die Religion der neuen Aera ſein, eine Humanität, geſtützt auf Wiſſenſchaften und Künſte, auf hohe Reinheit und Kraft der Charaktere. Auf ſolche Weiſe malt er ſich ein Zeitalter, welches neben der äſthetiſchen Größe des alten Griechenland die noch erhabenere der chriſtlichen Moral geltendmache, jene von dieſer belebt und durchgeiſtigt, dieſe von jener erfriſcht und in die volle Blüte des materiellen Daſeins geſtellt. Aus dieſer bewundernswürdigen Anſchauung entſpringt ſeine politiſche Conſervativität und ſeine Sorge, ſeine Mitbürger vor dem Auftauchen perſönlicher Mächte im Staate zu warnen. Jetzt, ſagt er, ſind durch eine weiſe Einrichtung die Gewalten ſo vertheilt daß eine die andere beſchränkt, mildert und ausgleicht. Nie darf es anders werden. Nie darf ein Uebergewicht ſich geltendmachen, welches den Einzelnen unterjochen, unter ſeparate Intereſſen ſchmiegen, ihm die Möglichkeit einer vollkommenen und allſeitigen Entwickelung benehmen und ſomit den ganzen ſchönen Bau des Ideals ſittlicher Größe zertrümmern würde. Die Leidenſchaft der Amerikaner für politiſche Intereſſen iſt bekannt. Wo Jeder ſich als einen mitregierenden König fühlt, ſchwillt ſeine Eitelkeit und die Begier ſeinen Einfluß geltendzumachen gar leicht gefährlich an. Channing weiſt auf dieſe Gefahr hin und beweiſt daß ſie der Feind jedes Einzelnen ſei, indem ſie ihn verhindere ſich zu der Größe eines freien, edeldenkenden und feinfühlenden Weſens mit dem Schwunge feuriger, geregelter Thatkraft zu erheben. Er beweiſt daß dieſe beſtändigen Reibungen, welche allerdings dem Organismus des ſtaatlichen Lebens eine raſchere Bewegung geben und einen lebendigen Umtauſch von Meinungen hervorrufen, leicht ausarten können. Er faßt auch hier das Uebel an der Wurzel, indem er mit aller Kraft in mehren ſeiner Schriften gegen ein übereiltes Streben und gewaltſames *Ringen nach Macht* eifert.

Das natürliche Gefühl der uns innewohnenden Kräfte und die Freude an einer ausgedehnten Wirkſamkeit, wenn es ſich mit Argliſt, Eigennutz und ſchlechten ſittlichen Grundſätzen verbindet, kann leicht zu dem Wunſch Andere zu unterdrücken verleiten. Es iſt nothwendig dieſe ſchlimmen Neigungen unſerer Natur, welche die glücklichſten Anlagen uns misbrauchen lehren, zu bändigen, und durch Nichts kann dies ſo wirkſam geſchehen als indem man ihnen ihr eigenes Bild und das abſcheuliche Gemälde ihrer Folgen vorlegt. Dies iſt der Zweck der beiden Aufſätze: „Bemerkungen über das Leben und den Charakter Napoleon Bonaparte's" und der drei Vorträge „Ueber den Krieg". Das Bild das er uns von dem Seelenleben und den Grundſätzen jenes Mannes gibt iſt ſo pſychologiſch wahr als entſetzlich, und indem der Autor uns daſſelbe in allen ſeinen ſtaunenswürdigen, aber nach den Grundſätzen der Moral verabſcheuungswürdigen Zügen ausmalt, ſucht er zugleich die Bewunderung und Verehrung, mit welcher die Menge einen großen Eroberer zu betrachten pflegt, von ihrer Thorheit zu überzeugen. Große Gewalt aber wird immer nur durch Krieg entweder gewonnen oder behauptet. Die Gräuel einer ſolchen Tragödie und die Verworfenheit Deſſen welcher zu derſelben Anlaß gibt machen den Gegenſtand der drei Vorträge aus.*) Die Glut

---

*) Wir entnehmen dieſe Notizen einer Rede, gehalten vor dem Buchhändlerverein zu Boſton.

*) Wir möchten gern bei den letztern Werkchen länger verweilen, da dieſelben zum Theil auf Anlaß der Gründung des berühmten Friedenscongreſſes, der nun zwei mal in unſerer Nähe getagt hat, entſtanden ſind und die Abſichten und Meinungen ſeiner Gründer in ein helles Licht ſetzen. Da der Raum und die Anlage dieſer Darſtellung ein ſolches Epiſodium nicht verſtattet, ſo bemerken wir nur

mit welcher dieſe Dinge behandelt werden frappirt uns, denn ſie ſticht gegen die Gelaſſenheit des Sinnes, welche ſich ſonſt bei allen Gelegenheiten kundgibt, ſonderbar ab. Allein die Sache iſt ernſter als ſie uns ſcheint und erfoderte allerdings um deswillen eine eindringlichere Behandlungsweiſe. Die Gegenſtände ſelbſt ſowol als die Zwecke welche mit ihrer Betrachtung verbunden ſind gaben Anlaß dazu. Wir Angehörigen der Alten Welt haben freilich einen geringern Begriff von Dem was jenſeit des Ocean politiſche Intereſſen und Tendenzen beſagen wollen. Es iſt wahr, die Inſtitutionen des Staats haben dem Einzelnen wenig Macht und Einfluß in die Hand gegeben; allein was er auf eigene Fauſt und iſolirt nicht vermag, Das kann ihm wol durch mannichfache Machinationen möglich werden, ſobald es ihm gelungen iſt der Stifter irgend eines Vereins zu werden. Die Macht der freien Aſſociation, dort erfunden, hat ſich in den Vereinigten Staaten zu einem Bau erhoben der uns fabelhaft erſcheinen würde. Wir faſſen nur eine Ahnung davon, wenn wir jene rieſigen, auf Geld geſtützten Unternehmungen betrachten, die unter Anderm aus den Mitteln ſchlichter Bürger ein Eiſenbahnnetz über ganz Europa ausgebreitet haben. Aber nur eine Ahnung. Die Art, der Einfluß und die Zwecke der Vereine in Amerika ſind faſt unüberſehlich. Man gründet Vereine unter den wunderlichſten Titeln, und wir haben vor kurzem einen ſolchen genannt, deſſen großes und menſchenfreundliches Streben darauf ausgeht, den Wohlſtand, die Ordnung und das Völkerband durch alle Länder zu bewahren und zu befeſtigen. Leider halten ſich nicht alle ſo rein wie es dieſer gethan. Die eigennützigen und kleinlichen Leidenſchaften politiſcher Wühler verbergen ſich unter irgend einem harmloſen Namen, um deſto ungeſtörter (obſchon auch politiſche Geſellſchaften dort keinem andern Richter unterworfen ſind als der öffentlichen Meinung) ihre argliſtigen Zwecke zu verfolgen. *) Dies iſt ein Misbrauch der bei dem ungemeinen Intereſſe, welches der Amerikaner für den Verband dem er beigetreten iſt zu faſſen pflegt, nicht gefährlich und entwürdigend genug gedacht werden kann. Und wenn Channing ihn auch als eine ſchlechte Ausbreitung einer ſehr heilſamen Erfindung anerkennt, wenn er auch ſich geſtehen muß daß das Vereinsweſen aus derſelben Zeitrichtung hervorgeht, welche ihm Hoffnung auf eine allgemeine Humaniſirung der ganzen cultivirten Welt erregt, ſo hat er doch nicht unterlaſſen können, in der Abhandlung „Ueber Vereine" ein ſtrenges Wort dagegen zu reden. Die Vermiſchung der Staatsintereſſen, dies iſt ſeine Meinung, mit den beſondern eines Vereins (ſelbſt kirchliche Zwecke mußten öfter dazu den Deckmantel abgeben) iſt ſchon an ſich eine Verirrung; ſie erſcheint zugleich als ein niedriger Betrug, wenn unter einer argloſen Firma Parteileidenſchaften ihr Spiel treiben und, während ſie für eine gute Sache Propaganda zu arbeiten vorgeben, nur zu gefährlichen Wühlereien gleichſam als Werbebureaus ſich etabliren. Es kann nicht fehlen daß in einem ſolchen Falle die Häupter und Lenker einer Geſellſchaft Diejenigen welche ſich ihnen ergeben durch alle Künſte der Beredtſamkeit und Schmeichelei zu verblenden ſuchen, und es geſchieht in der Regel daß die Wucht des ganzen Körpers die Freiheit jedes einzelnen Gliedes abſorbirt. So wird die unbefangene Wahrheitsliebe und die freie Anſchauung, der Sinn für Geſetzlichkeit und ſittliche Ordnung untergraben. Die Vereine, wenn ſie ſich ſtark genug fühlen, ſind kühn genug, die öffentliche Meinung oder andere ſchwächere Geſellſchaften zu terroriſiren. Der Terrorismus nach innen iſt noch ſchrecklicher. Gewalt, Drohung, Beſtechung, alle Künſte der Intrigue gelten, wenn es ſich darum handelt das Individuum in ſeinem freien Urtheil zu verhindern. Die äußern Mittel einer imponirenden Perſönlichkeit zwingen die ganze Maſſe welche ſich um ſie gruppirt zu Gehorſam und Unterwürfigkeit und ſetzen ſie in Bewegung wie die Glieder einer Maſchine. Aber hat ein Einzelner, ja, hat eine Geſellſchaft das Recht, in die Freiheit eines Individuums hemmend einzugreifen?

Bei jedem Schritte den wir bisher in der Prüfung und Darlegung von Channing's Schriften gethan haben beſtätigte ſich das große Princip welches wir vorangeſtellt hatten, der Grundſatz einer erhabenen Humanität. Er hat für denſelben, wie wir ſahen, auf dem ſocialen und politiſchen Gebiete mit einer Kraft und Gewandtheit, mit einer Conſequenz und Schärfe der Gedanken geſtritten, wie wir ſelten gewohnt ſind bei Denen zu finden welche für ein als den Idealen angehörig betrachtetes Ziel zu fechten unternahmen. Das Edle und Begeiſternde vermochte ſeine männliche Seele nicht zu übermeiſtern und zur Schwärmerei fortzureißen. Wir kommen nun zum letzten und wichtigſten Punkt: Wie hält er es mit der Religion?

Manchen unſerer Leſer wird es aufgefallen ſein daß in dem Gemälde eines Mannes, deſſen Lebensberuf und namhafteſte Wirkſamkeit in der eines Lehrers und Predigers des chriſtlichen Glaubens beſtand, bisher kaum der Name des Chriſtenthums auftauchte. Warum dies? Iſt der Gegenſtand ſo gering? Wollte man ihn nur noch ſo nebenbei ans Ende ſchieben? Zur Antwort nur dieſe wenigen Worte! Der Prieſter ſelbſt, lange zuvor ehe er in ſeinen Stand eintritt, gehörte ſchon als ein Glied in die weiteſte Allgemeinheit der Menſchheit, gehörte der engern, rechtlichen, in der er ſein Amt übt, dem Staate an. Als Glied dieſer Gemeinſchaften hat er Anregungen bekommen, welche ſich oft unvertilgbar in ſeine beſondere Pflicht hinübertragen. Es war alſo nothwendig, erſt den Menſchen und Bürger in Channing kennenzulernen, ehe wir ihn als Prieſter betrachteten. Zweitens aber, wie im Leben Niemand, der nicht erſt mit ſich ſelbſt und den äußern Intereſſen fertig gewor-

beiläufig daß unter der Aufſchrift „Der Menſchenfreund" eine Denkſchrift auf Worceſter, den Gründer der Friedensgeſellſchaft, nach deſſen Tode 1837 von Channing verfaßt wurde, welche im Anſchluß an die Reden über den Krieg alle Aufmerkſamkeit wohlmeinender Freunde der Menſchheit verdient.

*) Man ſehe die Nachrichten welche uns Lady Harriet in ihrer vortrefflichen Schrift über Amerika gibt.

den, den höchſten Intereſſen ſeiner geiſtigen Natur gewachſen iſt, und wie die Vollendung der letztern den Schlußſtein und die Krone ſeines Daſeins darſtellt, ſo ſchien es uns daß das Höchſte bis zuletzt müßte bewahrt werden. Fürs Dritte endlich kam es uns darauf an, uns den Probirſtein für die Aufrichtigkeit und Conſequenz der Anſichten dieſes merkwürdigen Mannes bis zum Schluſſe beiſeitezulegen. Es iſt gewiß daß, wenn dieſelbe Freiſinnigkeit welche er in Beurtheilung aller Dinge zeigt, die ihn gar nicht oder nur entfernt und mittelbar berühren, ſich auch in den Angelegenheiten welche ſeinen Stand und Beruf betreffen abſpiegelt, wenn auch hier dieſelbe Unbefangenheit und Gediegenheit des Urtheils und Freiheit von aller Selbſtſucht, daſſelbe Wohlwollen und dieſelbe Duldung ſich geltendmachen, dieſer Mann zu denjenigen Erſcheinungen gehört deren Außerordentlichkeit allen Freunden des Guten lebendigſt ans Herz gelegt werden muß.

Channing gehörte, wie zu Anfang erzählt wurde, zu der Kirchengemeinſchaft der Unitarier. Aber welchen ungeheuern Spielraum läßt immer noch das Glaubensbekenntniß einer Sekte für die Auffaſſung des einzelnen Geiſtes zu? Und wie verſchiedentlich kann man den Grundſatz der Unitarier: das Chriſtenthum in möglichſt für das Leben praktiſcher Weiſe zu betrachten, auslegen! In der Abhandlung „Ueber den Charakter und die Schriften von John Milton" heißt es:

Das Chriſtenthum iſt nicht ein Syſtem feſt beſtimmter Geſetzgebung, welches mit buchſtäblicher Genauigkeit Alles angibt was zu thun und zu meiden iſt, ſondern eine Empfehlung weitgreifender Principien, welche den Einzelnen und der Geſellſchaft anvertraut werden, um ſie ihrer beſten Einſicht gemäß anzuwenden.

Dieſe edle Eigenthümlichkeit iſt es durch welche das Chriſtenthum befähigt iſt die univerſelle Religion zu ſein. Ihm iſt die Aufgabe geſtellt, alle Irrthümer und alles Böſe von der Welt zu entfernen. Aber es löſt dieſelbe durch einen Proceß welcher mit der Natur des Menſchen im Einklange ſteht dadurch daß es ſtufenweiſe eine allmälige Umwälzung in dem Geiſte bewirkt, welche dann wiederum eine ſichere und wirkſame Umwälzung in den Sitten und im Leben hervorbringt. Es iſt alſo die Religion des ewigen und unaufhaltſamen Fortſchritts. Leider hat man es vielfach nach der Beſchaffenheit der alten Kirche beurtheilt, als ob dieſe den Maßſtab der Sitte und des Glaubens abgeben müſſe, während doch damals das Chriſtenthum in ſeiner Kindheit war, von deren örtlichen, zeitlichen und zufälligen Beigeſellungen es ſich eben mit dem Fortſchritte der Intelligenz und der Entwickelung der ſittlichen Kräfte befreien wird und befreien muß. Denn „es iſt ein zunehmendes Licht, und jedes Zeitalter muß es mehr oder weniger nach ſeinem Bedürfniß und aus eigener Kraft auslegen". Wer dieſe Pflicht verſäumt, ladet einen Schimpf auf ſich und ein ſchweres Unglück. In dem Aufſatz „Ueber den Charakter und die Schriften Fénélon's" heißt es:

Wir verzweifeln an jedem Fortſchritte der Bildung des menſchlichen Herzens und der Geſellſchaft, ſolange nicht die kraftvollſte Lebensthätigkeit des Geiſtes, wie es bisher ſelten geſchehen iſt, auf die wichtigſten Gegenſtände der Seele, Moral und Religion, gerichtet ſein wird.

Die freie Forſchung erſcheint ihm alſo ebenſo ſehr als ein Recht denn als die Pflicht des chriſtlichen Lebens, und umſomehr, als dieſe ſelbe Religion, die Jahrhunderte lang zur Knechtung des Geiſtes habe als Werkzeug dienen müſſen und dadurch Vielen verdächtig geworden ſei, die echte und wahre ſei welche allen höchſten Bedürfniſſen zu genügen vermöge. Dies iſt die gewichtigſte und wir können ſagen nachdrücklichſte Foderung welche Channing an ſeine Zeitgenoſſen ſtellt. Das Chriſtenthum auf die Höhe der Zeit gehoben, wird weſentlich dazu beitragen, die Zeit ſelbſt auf die höchſte Höhe der Vollkommenheit zu heben. Dieſe Religion, welche die Gewänder aller Jahrhunderte trug und ſelbſt in den größten Entſtellungen ſeiner beſeligenden Kraft nicht entbehrte, bedarf einer Umformung, einer Moderniſirung aus ſchöpferiſcher Seele erleuchteter Männer. Dies iſt die Aufgabe der Gegenwart für die Gelehrſamkeit und Philoſophie. Und in dieſer Ueberzeugung greift Channing ſeinen Beruf mit einer Kraft und Freudigkeit an, die uns ſelbſt mit Vertrauen in die geſunkenen Fahnen der Kirche neu erfüllt.

Der gegenwärtige Zuſtand der religiöſen Angelegenheiten iſt der Art daß manche Geiſtliche von einer ecclesia pressa wie zu den Zeiten der Verfolgungen reden. Dieſer Ausdruck hat freilich wenig auf ſich, wenn er nicht dies Eine anzeigt daß die Luſt ſich als Märtyrer zu fühlen noch nicht ganz erloſchen iſt. Aber eine Verfolgung der Getreuen von Seiten der Abtrünnigen dürfte wol nie zu beſorgen ſein. Die Krankheit der Kirche iſt eine innerliche. Wir möchten keinem einzigen frommen Gefühle, wenn es auch mit unſerer Anſchauung ſich ſeinem Weſen nach nicht vertrüge, zunahetreten, können aber eine Bemerkung nicht zurückhalten, die ſich mit der Denkweiſe Channing's nothwendig verbindet. Die Reformation, ſo herrlich ſie begonnen hatte, iſt nicht in demſelben kräftigen Geiſte fortgeführt worden. Das lehrt ein oberflächlicher Blick in die Geſchichte. Anſtatt ſich über ihre Zwecke klar zu werden, beeilte ſie ſich, durch Feſtſetzung der Symbole neue Schranken aufzurichten und an die Stelle der abgeſchafften Traditionen und Synodenbeſchlüſſe neue Satzungen hinzuſtellen. Sie hatte ſich losgerungen aus den alten Feſſeln, um ſich neue anzulegen; ſie ſchuf ein Syſtem das für die Zukunft ebenſo bindend ſein ſollte als die alte Kirche es von dem ihrigen behauptet hatte. Als ob die Vernunft nicht in einem ewigen Fortſchreiten begriffen wäre, und als ob dieſelbe, nachdem ſie einmal ihr Recht geübt, ſich für alle Zukunft ihrer Freiheit zu begeben verpflichtet ſei. Dies war der Fehler in welchen ſich die erſten Generationen nach Luther verrannten. Die Wahrheit aber iſt daß die Vernunft jener Zeiten und beſonders derjenigen, in welchen die Geiſter nach den langen und gewaltigen Anſtrengungen der Geburtswehen einer Geiſtesfreiheit ſich erſchlaffen fühlten und einer ſtarken Reaction anheim-

fielen, noch tief in den Begriffen, mit denen das Mittelalter das Chriſtenthum befleckt hatte, befangen war. Der Hang zum Wunderbaren und Geheimnißvollen, in Dingen des gemeinen Lebens Aberglaube genannt, und ein Heer von Uebelſtänden die damit zuſammenhingen war noch allzu mächtig. Und die nachſchleppenden Uebel der alten Scholaſtik, welche ſich einerſeits in myſtiſchen Grübeleien, andererſeits in inhaltsloſen Wortgefechten zu ergehen liebte (und beide fallen meiſt in Eins zuſammen) und jederzeit durch eine grauſame Intoleranz ſich auszeichnete, fanden ihren Platz in dem neuen Syſtem. Aber hiermit verträgt ſich der Geiſt der neuern Zeiten nicht. Er will die ſittlichen bloßen Phantome verſcheuchen; er fodert Bewußtſein, Klarheit und edle Energie des Willens; er befiehlt daß wir uns durch das Erhabene nicht mehr phantaſtiſch meiſtern laſſen, ſondern daß wir es mit klarem Sinn erfaſſen und als ein kräftigendes, anregendes Mittel für alle moraliſchen Lebensthätigkeiten ausbeuten. Es war nothwendig daß ein Mann von Fach dieſe Ueberzeugung offen bekannte, und Channing hat es gethan. Faſſen wir den Sinn und Inhalt ſeiner zahlreichen veröffentlichten Vorträge und Aufſätze über religiöſe Gegenſtände zuſammen, ſo läßt er ſich kurz in folgenden Gedanken ausdrücken: Der Menſch iſt mehr als wofür ihn die frömmelnde Selbſterniedrigung aſcetiſcher Zeiten und Sekten hat wollen gelten laſſen. Er iſt das Ebenbild Gottes, und die Eigenſchaften des unendlichen Geiſtes, die uns an ihm ſelbſt ſo unbegreiflich gegenüberſtehen, ſpiegeln ſich, nur irdiſch beſchränkt, in dem endlichen Menſchengeiſte ab. In dieſer erhabenen Verwandtſchaft aber liegt das Document der Bedeutung des letztern; nach ihr, nicht nach dem Gegenſatze, der zwiſchen der Größe Gottes und der Kleinheit des Menſchen ſtattfindet, haben wir bei der Abſchätzung ſeines urſprünglichen Werths zu urtheilen. Dabei aber iſt beſonders zu beachten daß in dem ihm eingeborenen Sehnen nach dem Unendlichen die Ahnung dieſes ſeines Werths ſich zwar ausſpricht, aber daß er nie darüber hinauskommen kann. Doch dieſer Ahnung, dieſem innern Zuge muß Genüge geleiſtet werden. Die ſogenannte *Selbſtverleugnung* (wir ſchöpfen die folgenden Andeutungen aus den beiden Kanzelvorträgen „Ueber Selbſtverleugnung") iſt in der weiteſten Ausdehnung, welche ihr die chriſtlich-dogmatiſche hergebrachte Moral gibt, ein Unding, ein Symptom krankhafter Demuth und der geſammten Geiſtesentwickelung gefährlich. So auch die Idee von der gänzlichen Unterdrückung der menſchlichen Vernunft. Entſtanden aus den Widerſprüchen, welche der Geiſt, durch die Zeiten fortgebildet, gegen die nicht mitvorangeſchrittenen Religionslehren erhob, beruht dieſe Idee auf einem vollkommenen Misverſtand der Weltgeſchichte und einem zu intoleranten Eifer für die eigenen Ueberzeugungen. Zwiſchen der Vernunft und einer echten Offenbarung kann kein Widerſpruch ſtattfinden; denn eine Offenbarung ausgegangen von dem Urheber unſerer eigenen Vernunft und für dieſelbe beſtimmt, wird unzweifelhaft den Grundgeſetzen derſelben angemeſſen ſein. Wir thun demnach dem Chriſtenthume ſchweres Unrecht, wenn wir vorausſetzen, es erhebe ſein Banner gegen die Vernunft oder fodere das Opfer unſerer edelſten Fähigkeiten. Mit ihnen hält es vielmehr unabänderliche Eintracht.

Wenn alſo — fährt Channing an ſeine Gemeinde gewendet fort — aus den chriſtlichen Schriften euch Lehren vorgetragen werden, welche irgend einer klaren Ueberzeugung der Vernunft oder des Gewiſſens zuwiderlaufen, dann ſeid ſicher, es iſt nicht die wahre Lehre Chriſti was ihr hört.

Aus demſelben Grunde verwirft er die Myſterien, welche angeblich in dem Worte Gottes — die Bibel iſt auch den Unitariern ſammt der Tradition ein heiliger Gegenſtand der Verehrung — enthalten ſeien.

Myſterien die da fortfahren ſolche zu ſein können um ihrer eigenen Natur willen nicht zum Gegenſtand der Forſchung gemacht werden, und darum iſt die Vernunft nicht zu tadeln, wenn ſie ſie verſchmäht. Denn was ſind Myſterien? Sie ſind unendliche Geheimniſſe, gleichwie Gott, Chriſtus, menſchliche Natur, Heiligkeit u. ſ. w. Geheimniſſe aber gehören für Gott, der ſie begreifen kann und eben nach ſeiner Weisheit ſie hat zu ſeinem Eigenthume behalten wollen. Der Stolz der Vernunft alſo zeigt ſich nicht darin daß wir es ablehnen ſie uns anzueignen, ſondern darin daß wir die Kühnheit haben ſie zu Gegenſtänden des Glaubens zu machen. Der Theil davon aber welchen Chriſtus offenbar gemacht hat ſind keine Geheimniſſe mehr und alſo Gegenſtände des Erkennens, welche gerade die Vernunft zu ihren herrlichſten Wahrheiten zählt. Das was wir an uns ſelbſt zu verleugnen haben und ſtets bewachen müſſen, das ſind die mannichfachen Begierden, Neigungen, Triebe, die ſich auf gegenwärtige Befriedigung und auf äußere Gegenſtände beziehen. Dieſe Selbſtverleugnung aber iſt der Wille welcher mit Stärke handelt in der Erwählung und Ausübung der Pflichten. Sie hat ihren Grund in der Vollkommenheit des Charakters, welche nicht durch vorübergehende ſchöne Rührungen, wohlwollende Empfindungen geleitet wird, ſondern durch ſeine eigenſte Freiheit des Entſchluſſes; ſie iſt „die inwendige Stärke, die Macht über uns ſelbſt", in der unſere wahre Größe beſteht und welche uns erhaben hält über Glück und Unglück oder beſſer geſagt über Luſt und Unluſt (da Glück und Unglück nur von unſerer Betrachtungsweiſe abhängt); ſie iſt ein Theil des göttlichen Spiegelbildes.

Ein Mann der auf ſolche Weiſe mitten in ſeiner Zeit und frei von allen Vorurtheilen des Berufs daſteht muß auch von aller Standesbefangenheit frei ſein. Wir geben aus dem Aufſatz „Ueber den Charakter und die Schriften Fénélon's" das Bild das er vom Geiſtlichen entwirft. Er ſagt:

Jeder Beruf neigt dazu hin die Erkenntniß einzuengen und zu verdunkeln, aber keiner mehr als der eines Prieſters. Von ſeiner iſolirten Stellung aus iſt es für ihn unmöglich, über ſeine Mitmenſchen gerecht zu urtheilen.

Aus dieſer letztern Einſicht entwickeln ſich alle die großen Eigenſchaften ſeiner Geſinnung, welche wir bisher kennenlernten; das Gefühl einer beſondern Heiligkeit, welches ſich durch geringſchätzende Zurückgezogenheit aus dem Treiben des äußern Lebens kundgibt, iſt in den Prieſterſtänden aller Religionen gelegen. Es entſpringt aus dem Gedanken eines nähern Umgangs mit Gott. Aber das Chriſtenthum ſtellt alle Menſchen auf eine gleiche Stufe der Gottnähe und Auserwähltheit. Mit ihm verträgt ſich ein ſolcher Privilegienſtolz nicht Die Wirkſamkeit eines chriſtlichen Prieſters beſteht in

der eines Lehrers und Seelenberathers und erfüllt ſich erſt dann in ihrem ganzen Umfange, wenn ſie nicht blos das Allgemeine umfaſſen will, ſondern auch dem Einzelnen nahezutreten und ſomit möglichſt tief ins praktiſche Leben einzugreifen weiß. Denn nur ſo lernt der Prieſter dem Einzelnen gegenüber gerecht ſein und hat Gelegenheit Gerechtigkeit zu üben. Ein einſeitig aſcetiſch ſtrenger Standpunkt verliert allen Boden der Wirklichkeit und dient vielmehr die Gemüther der Religion zu entfremden als zu gewinnen. Der größte Fehler den aber der Geiſtliche begehen kann iſt die Verwechſelung der Theologie mit der Religion. Den ewigen und reinmenſchlichen Lehren welche uns dieſe gibt gebührt allerdings eine innige Ehrfurcht, und die Formen des äußern Dienſtes, welche mit der Verehrung Gottes zuſammenhängen, haben, ſoweit ſie zur Erhebung und Erleuchtung der Seelen geeignet ſind, allerdings ein Recht auf Heilighaltung. Jene aber iſt eine Wiſſenſchaft, deren Inhalt den Sachverſtändigen die Pflicht der Forſchung und die Nothwendigkeit gegenſeitiger Erörterungen, Berichtigungen und Widerlegungen auferlegt; ſie hat ihrer Natur und ihrem Gegenſtande nach die Tendenz einer beſtändigen fortſchreitenden Selbſtläuterung und iſt alſo einem unaufhörlichen Schwanken ausgeſetzt. Wie will man für eine Sache welche der bloßen Menſchenvernunft ihren Urſprung verdankt die Verehrung beanſpruchen, welche nur dem Göttlichen gebührt? Sie nimmt ja überhaupt der Religion gegenüber nur einen untergeordneten Platz ein, und zu dem Berufe eines Lehrers göttlicher Wahrheiten gehören noch ganz andere Arbeiten als das Wirken in dem engen und niemals ganz abgeſchloſſenen Kreiſe hergebrachter, mühſam feſtgeſtellter, aber allmälig veraltender kirchlicher Begriffe. Ihm ſind überhaupt weit höhere *Pflichten* auferlegt als die das einſeitige Intereſſe ſeines Standes und ſeiner Kirchengemeinſchaft betreffen. Der Lehrer des Chriſtenthums dient der Menſchheit und ſeinem Volke; er muß, um dieſe zu fördern, die Ideale der Religion in die Proſa des Lebens überſetzen und Dasjenige insbeſondere hervorheben, woran alle Menſchen ein gemeinſames Band der Empfindungen knüpft. Das Alles zeigt uns wie auch in dieſem Gebiete Channing ſeinen Grundgedanken von dem Werthe der Menſchen ſiegreich durchführt. „Das Chriſtenthum", ſagt er ſelbſt, „iſt eins der wichtigſten Momente in dem Plane der Humaniſirung des Menſchengeſchlechts." Es iſt, wenn dieſer Plan dereinſt zuſtandekommen wird, der Schlußſtein, in und durch welchen die einzelnen Theile und Glieder der Menſchheit ihre letzte Stütze, ihren ewigen Halt und zugleich eine ſtrahlende Kuppel erhalten werden. Will er ſeinen Zweck erreichen, ſo muß er ſchon jetzt daran denken, ſtarke Menſchen zu erziehen, welche die große Idee zu erfaſſen und durchzuführen verſtehen. Er darf ſich nicht begnügen durch ſentimentale Rührung geſchwächter Gemüther eine leidendliche Tugend, in Duldung und Demuth und bloßem dienenden Gehorſam ſich äußernd, aufzubauen. Hierdurch gehen die beſten poſitiven Kräfte des Menſchen verloren. Er muß die ganze Natur des Menſchen umfaſſen und in alle Zweige des Lebens und Strebens bildneriſch und begeiſternd eingreifen. Dadurch wird er eine gleiche Macht anſichreißen, die das Griechenthum in ſeiner edelſten Form ausgeübt hat, indem er ein ſchön geartetes, urkräftiges Geſchlecht bildet, das aber nach den geſteigerten Verhältniſſen unſerer Cultur ebenſo hoch über den Zeiten ſteht, welche das Chriſtenthum zu der Vorbereitung jener Glanzepoche braucht, als das Geſchlecht der Griechen in den Olympiaden ſeiner Größe über dem dunkeln Mythenalter.

Dieſes ſind die Foderungen des modernen Geiſtes für welche Channing kämpft. Wenn er aus dieſem Grunde das Dogma und die Symbole verwirft mit all den Unbegreiflichkeiten und Machtſprüchen gegen den menſchlichen Geiſt, welche ſich aus der Bibel nach einer ungekünſtelten Auslegung nicht ableiten laſſen, ſo dürfen wir uns nicht überraſcht fühlen. Er ſetzt dagegen alle die Ideen welche den Menſchen groß zu machen fähig ſind in ihre Rechte ein. Und es ſind dies gerade diejenigen welche das Chriſtenthum weſentlich von allen andern Religionen unterſcheiden und auszeichnen. Eine noch halb einem misverſtandenen Götterglauben der Antike zugethane Zeit hatte dieſelben myſtiſch und mythiſch verkörpert und verhüllt, und es iſt wol endlich einmal Zeit das trügeriſche Gewand von ihnen abzuſtreifen. Dieſes vollführen heißt einen Schatz heben, der freilich von tauſend ſchlimmen Geiſtern bewacht iſt. In der chriſtlichen Betrachtung Gottes, Chriſti, der Unſterblichkeit liegt ein unſaglicher Reichthum ſchöner Bildungen, Antriebe und Vorbilder, welche dem Herzen, der Vernunft und der Phantaſie reichen Stoff zu ihrer Befriedigung darbieten. Man hat ſie bisher zum großen Theile ſchlummern laſſen, um Phantasmagorien unmöglicher und Schreckbildern überſinnlicher Dinge nachzujagen, welche wol unſern Geiſt *gefangen* nehmen, niemals aber für das Höchſte und Ewige erſchließen können. Daß Channing jenen großen Ideen und dieſen Ausgeburten kranker Empfindungsweiſen ihre Plätze anweiſt, daß er jene in ihr helles Licht, dieſe in ihr eigenſtes Dunkel zurückſtellt, daß er auch in der Religion ein Syſtem der Nützlichkeit und ein Princip der Humanität, freilich in ganz idealem Sinne feſtſetzt, iſt ein Verdienſt welches Bewunderung ſeinem Verſtande, Achtung ſeinem Charakter einfodert, und ein großer Schritt zu einer ſchönen Welt der Zukunft.

Wir haben nun geſehen wie ſich nach allen Richtungen des menſchlichen Lebens hin Channing's Betrachtungsweiſe gleichbleibt. Sein leitender Gedanke iſt: keine Glückſeligkeit ohne Sittlichkeit, keine Sittlichkeit ohne Intelligenz. Beide müſſen nun auf eine gründliche Weiſe aufs möglichſte verallgemeinert werden. Er iſt der Socialiſt der Tugend wie jeder wahrhaft große Menſch es iſt. Er will eine Verbrüderung der Menſchheit auf ſittlicher Grundlage, einen Verein, bedingt durch die nothwendige gegenſeitige Anerkennung des Menſchenwerths. Solch eine Verbrüderung, führt er in einer ſeiner Schrif-

ten aus, iſt kein Phantom des Idealismus. Sie liegt ſo ſehr im Menſchen begründet daß verwandte Regungen des geſammten gegenwärtigen Zeitalters von allen Seiten her ihr entgegenkommen und vorarbeiten. „In allen Bewegungen deſſelben herrſcht die Tendenz nach Ausbreitung, Erweiterung, Univerſalität im vollen Gegenſatze zur Ausſchließlichkeit, Engherzigkeit und den Monopolen des 18. Jahrhunderts.“ Vor der Betrachtung des Menſchen ſchrumpft das mittelalterliche Standesvorurtheil zuſammen; durch das Kleid und die Verhüllungen des Ranges blicken wir auf die gemeinſame Natur. Die große Idee der Humanität, der Wichtigkeit des Menſchen als Menſchen, verbreitet ſich ſtill, aber ſicher. Das Geiſtige iſt kein Spielzeug bevorzugter Einzelner oder Nationen. Literatur und Wiſſenſchaft ſchlingen ein allgewaltiges Band um die cultivirten Völker und ſind Jedem zugänglichgemacht. Das in ihnen liegende bildende Element wuchert ſomit bis in die entfernteſten Winkel der bürgerlichen Geſellſchaft. Jeder kann denken lernen, Jeder hat Gelegenheit ſeine Gedanken in öffentlicher Rede zu entwickeln (Channing ſpricht von Amerika) und ſeine Gaben geltendzumachen. Selbſt die religiöſen Vereine führen den Einzelnen darauf hin mit ſelbſtthätiger Kraft die Wahrheit zu ſuchen. Sollte nicht deutlich darin ſich eine Zukunft voraus ankündigen, in welcher Allen Alles erreichbar iſt? Und liegt nicht in ſolch einer gründlichſtgleichen Berechtigung die Bürgſchaft einer großen Weltentwickelung, eines goldenen Zeitalters aller Geiſter?

Auf dieſe Weiſe läuft Channing's Syſtem in eine großartige Hoffnung hinaus, und ein Menſch deſſen Leben That und lebendiges Streben war hat wol ein Recht, am Ende ſeiner Laufbahn mit Vertrauen und Selbſtbewußtſein in die Zukunft zu ſehen, für welche er arbeitete. Es iſt ja nicht die Hoffnung die ſich für den Mangel eigener Kraft und eigenen Glücks in unbeſtimmter Ferne das heißvermißte erträumt; es iſt die welche uns bei jeder neuen vollbrachten That ſagt daß hinter dem Ende Deſſen was wir zu einer Art Abſchluß brachten keine Oede und Leerheit ſei, ſondern daß ſich an daſſelbe noch eine Reihe von Nachwirkungen knüpfe, die unſerer That erſt Bedeutung für unſer Herz geben. Und wie ſollte ein Mann der Urſache hat in ſich ſelbſt Vertrauen zu ſetzen nicht auch Glauben ſetzen in die Menſchheit, deren Größe zur Geltung zu bringen ſein Bemühen war? Das Starke blickt immer mit Muth und Zuverſicht auf ſeine Umgebung; er fühlt einen Funken der Kraft in ſich welcher erfoderlich iſt Kraft und Muth rings um ſich her zu entzünden. Wir erblicken in dieſer Eigenſchaft einen Theil jener männlichen Begeiſterung welche uns fähig macht das Erhabene in unſere Abſicht zu faſſen und zu verwirklichen. Nichts iſt ſo entſetzlich als die Muthloſigkeit mit der ſo Viele in unſerer Nähe das Leben, die Welt und ſich ſelbſt betrachten, und welche alle Fähigkeiten herabſtimmt, alle Thätigkeiten hemmt, alle Wirkungen lähmt. Solch ein Zweifel frißt wie ein Krebs an unſerm Herzen und verbreitet ſich epidemiſch rings um uns her. Ein neuer Antrieb für uns die Lecture Channing's zu empfehlen; wir zweifeln nicht daß das Muſter dieſes Mannes manche trübe Vorurtheile der Hoffnungsloſigkeit beſeitigen und manche gebeugte Seele wieder aufrichten wird. Viele der hohen Meinungen welche aus einer bei uns üblichen idealiſtiſchen Welt- und Menſchenanſchauung entſpringen wird er freilich vernichten; viele ausſchweifende Hoffnungen, in denen wir großzuwachſen pflegen, die ſich aber bei jedem Schritte in das wirkliche Leben und bei dem ſich erweiternden Umgange mit Menſchen als unmöglich erweiſen, und deren Zertrümmerung uns endlich in Unfrieden mit uns ſelbſt bringt, wird er zerbrechen; er iſt ein abgeſagter Gegner und vollſtändiger Antipod jeder träumeriſchen Schwärmerei. Aber er kennt den Menſchen und die Bedingungen und Beſchränkungen welche das Leben rings um ihn her aufſtellt; er weiß daß viele derſelben nothwendig und unabweisbar ſind: die irdiſchen und unnothwendigen wegzuräumen, iſt dagegen ſein Bemühen. In Ueberſpannungen verliert er ſich nie; dagegen ſtehen ſeine Begriffe in vollſter Klarheit und Ordnung vor ſeiner Seele. Man wird ſagen daß ſeine hohe Auffaſſung der menſchlichen Natur dem Obigen widerſpreche. Das iſt unrichtig. Wol hat er mit Manchen unter uns, beſonders mit einer frühern idealiſtiſchen Zeit das Eine gemein daß er auf das Göttliche im Menſchen ein großes Gewicht legt. Allein der Unterſchied *bleibt* dennoch ſo weſentlich als der zwiſchen europäiſchem und amerikaniſchem Staatsleben. Er gebraucht ſeine hohen Anſchauungen nicht, um daraus in Gedanken ein Syſtem des gegenwärtigen Zuſtandes und ſich ſo einen Himmel in ſeinem Herzen zu bauen, der bei jeder erſten Berührung mit der irdiſchen Wirklichkeit zuſammenbrechen muß; ſondern er betrachtet ſie nur als ein Ziel das in der Zukunft einmal erreicht werden ſolle, das jeder Einzelne in ſich ſelbſt erreichen müſſe, um glücklich zu ſein. Sein ganzes Dichten und Trachten ſchlägt in der Wirklichkeit Wurzel und bezieht ſich nur vorwärtsringend auf das Vollkommenſte das er ſich denkt. Die Manier ſeiner Kanzelvorträge bekundet dies am deutlichſten. Es iſt die Eigenheit der Religion daß ſie an die Gefühle und Empfindungen des Menſchen appellirt; daher alle Verirrungen des Myſticismus und der Aſcetik, der Schwärmerei und des religiöſen Fanatismus. Er aber weiß dieſe Klippe ſo ſorgſam zu umſchiffen daß er Manchem als ein trockener Dialektiker und kalter Rationaliſt erſcheinen könnte. Wir haben gezeigt daß ſeine ganze Natur dieſem Tadel fremd iſt. Aber wir bekennen gleichwol daß ſeine Predigten ſich zuweilen an die äußerſte Grenze geiſtlicher Beredtſamkeit verlieren und in Philoſophie auszuarten ſcheinen. Die beſcheidenen und gelaſſenen Wendungen einer ruhigen, vernünftigen Anſchauung jedoch, die für den Proteſtantismus überhaupt der einzige würdige Ausdruck ſind, haben ſtets eine künſtleriſche, oratoriſche Abſicht. Denn mit allmäligem Fortſchreiten bereiten ſie langſam die klaren Wahrheiten vor,

welche die Abſicht ſeiner Vorträge ausmachen und am Schluſſe dann plötzlich, allſeitig beleuchtet und von allen praktiſchen Geſichtspunkten aus auf das vollkommenſte feſtgeſtellt, hervortreten. Sie erfodern allerdings eine geſpannte Aufmerkſamkeit, und wer dem Redner nicht in ſeinem gleichgemeſſenen Gange ruhig folgt, wird der Gefahr preisgegeben ſein, kaltgelaſſen zu werden. Aber wir halten die prunkende, brauſende, donnernde Beredtſamkeit, welche ſich hier und da auf den Kanzeln geltendmacht, nicht für das geeignete Mittel, um nachhaltig auf die Gemüther zu ihrer Beruhigung und Erleuchtung zu wirken. Solch ein großer äußerer Apparat verdunkelt die innerlichen Kräfte und führt den Zweck der Religion auf äußere Effecte hin, wodurch ſie ſelbſt zugrundegehen muß. Der Eindruck großer Wahrheiten iſt im einfachſten Kleide am unvertilgbarſten.

Die Auswahl und Ueberſetzung aus Channing's Werken, welche von Schulrath F. A. Schulze und Prediger A. Sydow zu Berlin beſorgt worden iſt *), machte uns mit dieſem bedeutenden Manne zuerſt bekannt, und es iſt nothwendig, einige Worte über dieſes Unternehmen hinzuzufügen. Es galt dem Fremden Eingang zu verſchaffen, indem man das Beſte und Wichtigſte auswählte und verbreitete; es galt den populairen Autor ſo allgemein wie möglich zu machen. Dieſer Geſichtspunkt iſt aber beiweitem nicht genug feſtgehalten worden. Funfzehn, wenn auch kleine Bände, ſind ſchon faſt eine Bibliothek. Man hätte die Auszüge nach Dem was hier geboten iſt gewiß auf die Hälfte zuſammendrängen können, ohne daß viel verloren gegangen wäre. Die Art und Weiſe der Schriftſtellerei Channing's bedingte es daß viele Gedanken ſich mehrfach wiederholen. Dieſe Wiederholungen mußten in der Auswahl vermieden werden. Zuweilen behandelte er einen und denſelben Gegenſtand mehrfach, z. B. die Frage zu Gunſten der Friedensvereine in den Reden über den Krieg drei mal, vor jedesmal verſchiedenen Verſammlungen. Allein es ſind hier immer nicht nur faſt dieſelben Geſichtspunkte, ſondern dieſelben Ausdrücke welche ſich geltendmachen. Genau die gleichen Tendenzen haben überdies die Schriften über Napoleon dictirt. Warum begnügte man ſich nicht mit der meiſterhaften Predigt über den Krieg und mit Aphorismen aus den Behandlungen des zweitgenannten Gegenſtandes? Wer das Intereſſe einer Sache des Geiſtes oder des Lebens fördern will, muß den kritiſchen Blick nie verlieren und von ſeinen Neigungen regieren laſſen. Er muß ſeine Gefühle über dem Stoffe halten, ſeine Theilnahme nicht zu herriſch werden laſſen. Am ausſchweifendſten iſt dies geſchehen in Betreff der theologiſchen Aufſätze und Arbeiten. Es finden ſich Sachen darunter, welche ſich mit reinamerikaniſchen Sektenfragen beſchäftigen oder auf ganz locale Zuſtände beziehen. Welches Intereſſe ſoll bei uns derjenige Theil des Volks daran nehmen, deſſen Kenntniſſe ſich nicht in die Details dieſer fremden und fernliegenden Angelegenheiten erſtrecken, oder dem die Mittel nicht geboten ſind ſich davon zu unterrichten? Ueberhaupt mußte man ſich begnügen von der Art wie Channing die Religion behandelt nur Proben zu geben, da dieſes Gebiet ſo ungeheuer umfänglich wie verwickelt iſt. Das vollſtändige Glaubensſyſtem Channing's in Predigten aufzuſtellen hat nur für die Gelehrten und Theologen und auch unter dieſen nur für wenige Gleichgeſinnte ein Herzensintereſſe, und man wollte doch den Vielen eine ſchöne Frucht bieten. Statt deſſen ſind ſieben Bände mit Predigten angefüllt, und manche unter dieſen ſind der Art daß ſie uns faſt ganz kaltlaſſen, z. B. die Ordinationsrede „Chriſtum predigen". Es wäre demnach nicht unverdienſtlich aus der dargebotenen Auswahl eine neue Auswahl zu treffen welche in höchſtens fünf Bändchen die Quinteſſenz des Channing'ſchen Geiſtes enthielte. Das Werk der Ueberſetzer und Herausgeber, ſowie es vorliegt, hält die unglückliche Mitte zwiſchen einer Geſammtausgabe und einem nutzbaren gediegenen Auszug und verſtößt nach beiden Seiten hin. Man muß jedoch bekennen daß die Anordnung mit Geſchmack und Einſicht getroffen iſt und daß die Ueberſetzung ſprachlich von Fleiß und Geſchicklichkeit zeugt. Der Verſtöße in dieſer Beziehung ſind uns wenigſtens nur ſeltene und einzelne begegnet. Man ſollte jedoch auch dieſe vermieden haben, umſomehr als dieſelben darauf beruhen daß aus oratoriſchen Gründen der Sprache Gewalt angethan iſt. Der populaire Ton der Urſprache, welchen wiederzugeben die einzige geringe Mühe war, leidet dadurch an vielen Stellen und verdunkelt zum Nachtheil der guten Meinung welche uns der Autor einflößt das Verſtändniß. Doch bemerken wir ausdrücklich daß die Ueberſetzung darum außer allem Vergleich beſſer iſt als die Dutzendüberſetzungen, denen wir gegenwärtig bei jedem Schritte begegnen.

H. A. Werner.

Die Sibylle von Mantua. Erzählung aus dämmeriger Zeit von Leopold Schefer. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Unſere bunte Gegenwart führt eine reiche Muſterkarte von Poeten: da gibt es ariſtokratiſche, demokratiſche und conſtitutionelle, atheiſtiſche und confeſſionnelle, ſpeculative und jüdiſche, kurz ein ganzes Magazin voll Modewaare — aber der menſchlichen Poeten finden ſich wenig und doch ſind ſie allein die Dichter. Unter ihnen ſteht Leopold Schefer unſtreitig in erſter Reihe und Keiner vermag ſo wie er das reine unverfälſchte Menſchenthum zu verkörpern. Wie ein rother Faden zieht ſich dies große Moment durch alle Werke des Dichterveteranen und blickt mit hellem heiligem Auge, das die Sonne nicht zu ſcheuen braucht, aus ihnen hervor. Es iſt der Glaube an die Menſchheit, als deſſen künſtleriſcher Hauptvertreter unſer Dichter begrüßt werden muß und kraft deſſen er ebenſo zu der glaubensloſen Heine'ſchen Schule wie zu jenen frömmelnden Lyrikern, die in dem Wahne ſtehen an Gott zu glauben, indem ſie die Menſchheit verachten, den entſchiedenſten Gegenſatz bildet. Die volle Tiefe dieſer durch keinen Schnee der

*) William Ellery Channing's Werke. In einer Auswahl aus dem Engliſchen überſetzt und herausgegeben von F. A. Schulze und A. Sydow. Erſtes bis zehntes Bändchen. Leipzig, H. Schultze. 1850 — 52. 16. 4 Thlr. 7 Ngr.

Jahre und Erfahrungen verſchütteten oder nur verhüllten Anſchauung findet ſich voll friſcheſter Jugend und Eigenartigkeit in Schefer's neueſter Novelle „Die Sibylle von Mantua“ wieder, und wir tragen kein Bedenken dieſe Dichtung ein Muſter ihrer Gattung zu nennen.

Die Fabel bewegt ſich in jener merkwürdigen gewaltthätigen „dämmerigen“ Zeit, wo in dem furchtbaren Kampfe zwiſchen dem zweiten Staufenkaiſer und dem Papſte Italien die offene Wunde der damaligen Menſchheit war, in welcher der blutdürſtige Fanatismus und der ſcheußlichſte Eigennutz wühlten und zugleich ſehr wider Willen die Keime einer freiern Zukunft weckten. Zu Mantua erkannte man die Nolhwendigkeit im Sturm der Zeit einen Oberherrn zu wählen, und auf den Ausſpruch der Manto, des ehrſamen Töpfermeiſters Squarciafighi wunderbarer Tochter, die aus den Dichtungen des in Italien als Zauberer verehrten Virgil wahrſagte, wird nicht ohne Zuthun würdiger Männer der römiſche Dichter zum unſichtbaren Herzoge von Mantua ausgerufen und die Prophetin als Herzogin begrüßt. Der feurige Mönch Fra Giovanni, der ſchönen Sibylle Lehrer, liebt das herrliche Mädchen mit leidenſchaftlicher Glut; Manto's vom Morgenlande unverhofft zurückgekehrter Bruder belauſcht den vergeblichen Verſuch deſſelben die Geliebte zu entführen und übt unerkannt eine harte Strafe an dem Frevler. Giovanni, von des Bruders Dazwiſchenkunft Nichts ahnend, kann nur Manto als Verrätherin erkennen und beſchließt eine furchtbare Rache. Inzwiſchen pilgert Manto, vom Bruder geleitet, zum Grabe Virgil's und betritt die märchenduftige Maurenſtadt Nocera. Der Straßenprediger Gualon verfolgt ſie bis Terracina und hält dort als wüthender Papiſt dem Kaiſer Friedrich vor deſſen Truppen eine donnernde Strafrede. Der Kaiſer ſieht Manto, die von ſeiner männlichen Schönheit wunderbar ergriffen iſt, und ladet ſie auf ſein Schloß, woſelbſt er ihr die Rückkehr weigert. Benedetto muß ohne die Schweſter nach Rom ziehen; hier iſt er Zeuge der gräßlichſten Mishandlung des Papſtes, rettet dieſen vom Tode und erkennt in dem Thäter jenen Gualon, der vom Kaiſer gewonnen nunmehr deſſen Wünſchen mit gleichem Fanatismus dient. Groß iſt die Trauer im Hauſe des alten Squarciafighi über die verlorene Tochter und ſchweres Unheil bedroht das einſt ſo fröhliche Mantua, denn der Kaiſer iſt ins Morgenland gezogen, die Päpſtler überſchwemmen die Lombardei und der unſichtbare Herzog, der eine Weile wol Stand gehalten, weiß keinen Rath mehr. Da kehrt Manto zurück, eine geknickte Lilie, und in ihrem Herzogsſchloſſe gibt ſie einem Sohne das Leben. Vor ſie hingetreten war der ſchöne Friedrich und hatte geſprochen: „Manto, ich bin ja ſo allein, ſo unglücklich!“ Und Manlo wäre kein Weib geweſen, wenn ſie dem Unglücke nicht willig Alles geopfert hätte. Aber Gualon der Straßenprediger, jetzt wieder ein Scherge des Papſtes, rückt mit der Claviſignata in das unglückliche Mantua; Mord, Brand und Verrath brechen herein über die Stadt, Manto's Söhnchen Giglio wird dem als Gewaltigen des Papſtes heranziehenden rachedürſtenden Fra Giovanni ausgeliefert, der nach Verona die Gläubigen beruft zum großen Autodafé und Bruderkuſſe. Manto folgt dem Kinde, es zu retten, und Benedetto der Schweſter, ſie in der Menſchenmaſſe zu ſuchen und zu bewahren. Und die Flammen praſſeln zu Verona, und die gequälten Menſchen ſtöhnen, und Fra Giovanni's donnernde Bußpredigt hallt; auch der kleine Giglio, ſein Racheopfer, iſt verbrannt und einſam trifft Benedetto den wüthenden Mönch. Da klärt es ſich auf: Manto hat ihn nicht verrathen; und in furchtbarer Qual ſtürzt der Unſelige zu der noch immer Heißgeliebten. Manto aber iſt wahnſinnig geworden, vergeſſen hat ſie Alles, nur ihn nicht, und die alte Liebe wacht glühend auf. Noch ein mal hofft der Mönch ſein Glück, aber Benedetto treibt ihn vonhinnen, und über ihn kommt die Reue und die Verzweiflung und die Vernichtung. Manto, die Wahnſinnige, führt der Bruder heim und findet das Aelternhaus als Aſchenhaufen und den Vater todt. Friedrich kehrt vom Orient zurück; ſiegreich treibt er die Päpſtler mit ſeinen Sarazenen aus der Lombardei und ſteht zu Mantua vor der ſchönen Irrſinnigen, an welcher der keck hinaufſchaut der ihren Giglio zum Scheiterhaufen getragen. „Ach!“ ruft der Kaiſer, „Glaube iſt an ſich ein leerer Zauberſack; Hoffnung ein Wünſchelhütchen! Schönheit, Liebe, Weisheit, das ſind die drei Weltbeglücker! aber jede von ihnen allein, ohne die andern beiden, iſt Wenig und Nichts, ja Leid oft und Qual. Millionen Menſchen leben ohne alle drei trübſelig; manche wie ich mit zweien leidlich ſelig; mitunter aber — wie heute...... Der Menſch muß zufrieden ſein!“

Auf vergriffene Rache gegründet ſchreitet die tragiſche Entwickelung dieſer Novelle kräftig und unaufhaltſam zur Vollendung und läßt uns eine wunderbare Tiefe der Menſchenkenntniß, des allgemeinen Forſchens und Wiſſens, der objectiven Schaffung und der gedanklichen Ausſtattung rühmen. Es iſt hier Nichts gemacht, ſondern aus Einem Guſſe ſteht das ganze Werk vor Augen und bietet aller Orten die reinſten Verhältniſſe. Die ſchönen, echtmenſchlichen Geſtalten der Manto, des Squarciafighi'ſchen Ehepaars, des Benedetto, des Martinenzo, des Rabbi, des ſarazeniſchen Aſtrologen heben ſich überaus anmuthig und wohlthuend ab von den düſtern unheimlichen Erſcheinungen des Fra Giovanni, des Gualon und Anderer. Die hiſtoriſche Begebenheit iſt aufs ſtrengſte und ſorgfältigſte feſtgehalten und der Geſchichte nirgend weſentlich zunahegetreten. Das Bild der Zuſtände, Strebungen und Anſchauungen jener eigenartigen Zeit iſt ſo kräftig, friſch, wahr und lebendig daß die Phantaſie davon gänzlich in Anſpruch genommen und die ausſchließlichſte Verliefung in dieſe Begebniſſe bewirkt wird. Dabei herrſcht durchweg eine volle markige Geſundheit, die von kränkelnder Ueberſpannung und ſentimentaler Zerfloſſenheit Nichts weiß, ſondern frei, ſchön und natürlich ins Leben tritt. Die ganze Dichtung hält unſerer Zeit den breiten Spiegel vor und man erſchrickt faſt vor der Aehnlichkeit der letztern mit jenen Tagen. Auf dem durch die tiefe Verderbniß und Verfeindung der höchſten Gewalten ſchmählichſt zerwühlten Boden macht ſich die Leidenſchaft des Individuums in tauſend verſchiedenen Geſtalten breit und üppig; wie die Giftpilze ſchießen an allen Ecken die Delatoren hervor und die Straßenprediger, die theils Fanatiker, theils wohlberechnende Schurken den Wahn der Menge ausbeuten und ihr kleines Intereſſe mit dem Mantel eines großen, nicht minder fluchwürdigen umhüllen. Aus Furcht vor ſich ſelbſt proclamiren die Thoren zu Mantua einen Geſtorbenen, ein Geſpenſt als Beherrſcher und Geſetzgeber und lernen zu ſpät daß nur ein hochſchlagendes warmes Herz und eine lebendige vollkräftige Perſönlichkeit taugt, um über Menſchen menſchlich zu gebieten. Und all dieſe in unſere nächſten Zuſtände tief eingreifenden Momente rückt die beſprochene Dichtung deshalb ſo ſcharf und ſo eindringlich vor Augen, weil ſich nirgend die kahle Abſicht und Tendenz ſolche Wirkung zu erzielen bemerklichmacht, weil nirgend der mindeſte Apparat, die geringſte Zurüſtung mahnt daß der Poet uns in die Schule ſchicken wolle, und weil von jenen mit den Haaren herbeigezogenen Phraſen und Anſpielungen, die in neueſter Zeit als politiſche Romane aufgetiſcht werden, auch nicht die leiſeſte Spur ſich findet. Es iſt eben ein echter Genius dem wir in dieſer Novelle bis ins kleinſte Detail begegnen, und einem ſolchen liegt nichts ferner als das Kainszeichen ſo mancher gefeierten Modegröße des Tags — die Manier.

Der beſchränkte Raum dieſer Blätter nöthigt uns hiermit die Beſprechung der vorliegenden Novelle abzubrechen, indem wir die zahlreichen Verehrer des Dichters auf das hoffentlich bald erſcheinende neueſte Werk deſſelben „Zum Buche des Lebens“ verweiſen und mit den ſchönen charakteriſtiſchen Worten aus der „Sibylle von Mantua“ ſchließen: „Menſchliches mit Menſchen zu genießen und zu dulden iſt ſüßer denn Alles. Wehe Dem der Leid und Freude dem Menſchen zu Nichts lügen will; er verwirrt andere Schwache, wie er ſelbſt verworren iſt, und kann die Freude doch nimmer zur Sünde, nimmer verächtlich

Digitized by Google

machen. Wer den Himmel nicht unter den Menſchen findet, für den gibt es keinen Himmel." 81.

Walddroſſel. Ein Lebensbild von Heinrich Pröhle. Deſſau, Katz. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer führt den Leſer mit der Geſchichte ſeines Helden aus der Schule auf die Univerſität und von da ins Leben bis zur Verheirathung mit Walddroſſel, dem kernigen geſunden Mädchen aus dem Förſterhauſe. Es iſt überall mehr die Situation, für die uns der Verfaſſer zu intereſſiren ſucht, als der Held ſelbſt. Darum kommt es auch daß er zu wenig in den Vordergrund als eigentliche handelnde Perſon tritt; er iſt mehr Zuſchauer und Erzähler, der ſo unter der Hand zum Hauptheldeu, wenigſtens zu einem weſentlichen Träger des Ganzen wird. Genreartig reiht ſich Bild an Bild, Beobachtungen hier und Beobachtungen da, ohne den eigentlichen feſten Mittelpunkt einer Idee oder einer ideetragenden Perſönlichkeit. Wir finden uns zuerſt in der Stube des Domherrn, eines Lehrers an einer gelehrten Schule. Es wird da Manches über das Leben dieſes Mannes erzählt, ſeine Scheidung und ſeine weitere Verbindung mit der Müllerstochter und ſein Umgang mit den Schülern, die in dem Hauſe des Domherrn vor der Maturitätsprüfung immer vorſprachen, um dadurch ſich bei dem Examinator zu empfehlen. Nebenbei kommen auch in die Scene die Kinder aus der Verbindung mit der Müllerstochter. Es kommen da viele Schulanekdoten zur Sprache, und wir erfahren daß der eine Sohn des Domherrn mit einem Bürgermädchen verſprochen war. Die ganze Haltung des erſten Capitels hebt ſich durchaus nicht über das gewöhnliche hausbackene Leben, und man wird nicht ſehr irren, wenn man darin nur, wie dies im ganzen Buche überhaupt ſichtbar iſt, Nacherzählung und Schilderung ganz beſtimmter individueller Lebensereigniſſe zu finden meint. Das zweite Capitel ſchildert Schülerleben und Schülerfreuden. Es iſt der Abiturientencommers, wo, wie dies bei Schülercommerſen der Fall iſt, Jeder von ſelbſt geladen war der jemals mit der akademiſchen Matrikel in der Taſche auf dem Markte einer deutſchen Univerſitätsſtadt Kaffee getrunken und Taback geraucht hatte. An dieſem Vergnügen nahmen denn auch die Mitglieder einer im Orte anweſenden Schauſpielertruppe theil. Es iſt Alles vorüberfliegende Scene, kaum daß ſpäter im Verlauf des Buchs noch ein mal hier und da der vorgeführten Perſonen Erwähnung geſchieht, denn wir finden uns im dritten Capitel, welches „Deutſche Studenten" überſchrieben iſt, in Jena. Auch hier erhebt ſich die Schilderung und Auffaſſung nicht über das gewöhnliche Leben; es ſind Erlebniſſe wie Jeder ähnliche mit durchgemacht hat der je auf einer Univerſität war. Insbeſondere verweilt der Verfaſſer länger bei der Burſchenſchaft, wie ſie im Jahre 1841 neugegründet und ſpäter wieder aufgelöſt wurde. Der Leſer erfährt da einzelne Verhandlungen aus den Verſammlungen der Burſchenſchaft und erinnert ſich unwillkürlich an die Schilderung des Univerſitätslebens in Bechſtein's Buch „Berthold der Student", jedoch mit dem Unterſchiede daß dieſes nicht ſo flüchtig blos über die Oberfläche der Erſcheinung hinſtreift. In gleicher Weiſe reiht ſich genreartig im vierten Capitel das Leben eines niederſächſiſchen Bauers daran, mannichfach von Reflexionen unterbrochen. Nun kommt der Abzug von der Univerſität und die Bekanntſchaft mit Walddroſſel im Poſtwagen. Das Mädchen unſchuldig und rein folgt einem Manne, um ſie zu einem Gaſthauſe zu führen, und wäre bald in die Schlinge eines Verführers gerathen. Am andern Tage ſetzt ſich die Bekanntſchaft fort und der Erzähler unſerer Geſchichte kehrte mit dem Mädchen im Forſthauſe ein und verließ daſſelbe bald wieder, um in ſeine Heimat zu kommen. Er wird nun Hauslehrer. Es kommt das Jahr 1848 mit ſeinen Stürmen; die Gemeinde in der er wohnt wird auch mit in den Strudel geriſſen, und wie dies in kleinen Städten und Dörfern ſehr häufig der Fall, wurde der großartige Gedanke der ganzen Bewegung zu einer Caricatur. Es wird da Manches in unerquicklicher Breite aus dem Schulmeiſter- und Dorfleben in zwei Capiteln behandelt, bis endlich der Erzähler unſerer Geſchichte Bürgermeiſter in Holberg, einem kleinen Städtchen, und zwar durch Bemühung eines frühern akademiſchen Bekannten, des „Broſchürenkönigs", geworden war und Suſanne „die Walddroſſel" als Braut heimführte. Am Schluſſe kommen einzelne Perſönlichkeiten wieder vor die wir zu Anfang des Buchs kennengelernt haben, es wird da kurz berichtet was aus ihnen geworden iſt. Die ganze Erzählung legt überhaupt viel zu viel Gewicht auf Das was ſich äußerlich nach und nach geſtaltet, ſodaß die innere tieferliegende geiſtige Entwickelung der handelnden Perſonen oft zu kurz kommt. 37.

Nicaragua.

Neue Aufſchlüſſe über dieſe vor wenigen Jahrzehnden faſt noch völlige terra incognita enthält ein in zwei Bänden erſchienenes Werk des ehemaligen Geſchäftsträgers der Vereinigten Staaten bei den Republiken von Mittelamerika, E. G. Squier, unter dem Titel: „Nicaragua; its people, scenery, monuments and the proposed Interoceanic canal" (London 1852).

Im Jahre 1522 von Gil Gonzales de Avila entdeckt bildete Nicaragua urſprünglich einen Theil der ſpaniſchen General-Statthalterſchaft von Guatemala, fiel ſpäter ab, wurde ein Glied des großen mittelamerikaniſchen Bundes und conſtituirte ſich nach deſſen Auflöſung 1838 als ſelbſtändige Republik. Obgleich die Geſchichte der ſpaniſchen Eroberung von Blutgräueln trieft und die zerſtörte Kirche des jetzt verödeten alten Leon, früher Hauptſtadt der Provinz, noch das Blut des vom Gouverneur Contreras am Altar erſchlagenen Biſchofs Antonio di Valdivieſo zeigen ſoll, erſchlagen, weil er den Grauſamkeiten des Statthalters die Macht der Kirche entgegenſetzte, ſo wurde das Geſchlecht der Eingeborenen, ein zahlreicher und wohlhabender indianiſcher Volksſtamm, welcher den zwiſchen den zwei großen Binnenſeen Monagua und Nicaragua und dem Stillen Meere liegenden Streif flachen Landes innehatte, doch keineswegs ausgerottet und macht vielmehr gegenwärtig die Hauptmaſſe der Bevölkerung aus, deren Geſammtzahl auf 260,000 geſchätzt wird. Davon bewohnen ungefähr 90,000 ſieben namhafte Städte, alle übrigen das platte Land in der unmittelbaren Umgebung, und es ſcheint daß die Indianer civiliſirter und ruhiger ſind und mit den Weißen in beſſerm Einverſtändniſſe leben als ihre Brüder in vielen andern Gegenden des ſpaniſchen Amerika.

Der Verfaſſer des bezeichneten Buchs landete im Mai 1849 in San-Juan de Nicaragua, einer Stadt am Mexicaniſchen Meerbuſen und an der Mündung des Fluſſes San-Juan, des Abzugskanals des Sees Nicaragua. Das dortige Klima iſt beſtändiger Regen und beſtändige Hitze, ungeſund nicht allein für europäiſche, ſondern auch für indianiſche Naturen, weshalb die Stadt immer nur als Schlüſſel zu den bevölkerten Theilen des innern Landes von Werth ſein kann. Neunzehn Tage ſchwieriger Bootfahrt brachten den Verfaſſer den Fluß hinauf nach dem See, in deſſen Nähe die Städte Grenada, Leon, Maſaya und Chinendago nebſt einer Menge indianiſcher Dörfer liegen, und wo der Verfaſſer zwei, wie es ſcheint, ſehr angenehme Jahre verlebte. Seine Schilderungen greifen tief in das dortige Leben und unterhalten um ſo beſſer, je Neueres und Ueberraſchenderes er bietet, bald aus dem häuslichen Kreiſe der Abkömmlinge von ſpaniſch-amerikaniſchem Blute, bald aus den Salons der Tertulias, oder aus dem Getreibe auf den Pflanzungen der Dons, oder aus der Glückſeligkeit während des Paseo al mar, der Badeſaiſon, wo, wer es ermöglichen kann, auf einige Wochen zum Geſtade des Stillen Meers zieht, um des Morgens ſich in den Wellen zu ſchaukeln, gegen Abend ſpazieren zu reiten und des Nachts zu tanzen, zu trinken und zu — lieben.

Der See Nicaragua füllt in einer Länge von über hundert und einer Breite von über vierzig engliſchen Meilen das Becken eines niedrigen Plateau und liegt 128 Fuß über dem Stillen Meere. Seine Ufer ſind entweder ganz eben oder ſteigen nur allmälig an und werden zu drei Theilen von Urwäldern begrenzt. Die erwähnten Städte und Dörfer nehmen das ſüdweſtliche Ufer ein. Nach Nordweſt, durch eine ſchmale Erdzunge getrennt, breitet ſich der um die Hälfte kleinere, aber 28 Fuß höhere See Leon oder Monagua, und es erſcheint kaum zweifelhaft daß beide Seen Eins geweſen ſind. Auffallend iſt es an beiden daß, obgleich ſie von keinem Fluſſe geſpeiſt werden, überhaupt auf hundert Meilen weit kein Fluß ſich finden ſoll und ſie in keiner Richtung an Schneegebirge ſtoßen, ſie nicht nur unter jener glühenden Sonne ausdauern können, ſondern auch in der trockenen Jahreszeit unbeträchtlich tiefer ſtehen, laut Verſicherung des Verfaſſers höchſtens ſechs Fuß.

Die weitern Aufſchlüſſe der Verfaſſers berühren zwar auch die politiſche Gegenwart der Republik und ſeine antiquariſchen Forſchungen, doch verſpricht er über Beides beſondere Werke. Dagegen äußert er ſich ausführlich über den auf dem Titel genannten beabſichtigten Bau eines „Interoceanic canal", den er allerdings für keineswegs unmöglich, aber jedenfalls für ſehr ſchwierig erklärt. Zuerſt iſt der San-Juan ſo gut wie gar nicht ſchiffbar. Alſo muß entweder er in einer Länge von achtzig Meilen ſchiffbar gemacht oder ein Kanal zur Verbindung mit dem Meere gegraben werden. Demnächſt iſt der See Nicaragua an beiden Endpunkten viele Meilen weit ſehr ſeicht, und dann kommt ein mislicher Durchſtich zum See Monagua und von dieſem zum Stillen Meere. Steht nun aber auch feſt daß ſämmliche Hinderniſſe zu den überwindbaren gehören, ſo fragt es ſich, wird das Unternehmen ſich bezahlt machen? Darauf bezeigt der Verfaſſer Luſt die Antwort ſchuldig zu bleiben. 47.

Notizen.

Nathaniel Hawthorne.

Sollte der nordamerikaniſche Novelliſt Nathaniel Hawthorne der deutſchen an engliſcher Literatur Geſchmack findenden Leſewelt noch wenig oder gar nicht bekannt ſein, ſo verdient er es durch ſeinen neueſten Roman „The Blithedale romance" (2 Bde., London 1852) zu werden. Denn obſchon beim Erſcheinen ſeines vorletzten Romans „The antiquary" einige kritiſche Blätter denſelben ſeinen zwei vorhergegangenen Romanen nachſetzten und ſogar die Beſorgniß äußerten, er dürfe ſich bereits „ausgeſchrieben" haben, ſo ging doch die richtigere Meinung dahin daß er nur eine neue Bahn eingeſchlagen und ſich ein neues Feld geöffnet habe. Auf dieſem Felde hat er jetzt den Socialismus beleuchtet, und zwar nicht mittels einer kalten, langweiligen Abhandlung, ſondern in einer tief durchdachten, bis zum Schluſſe in Spannung haltenden Erzählung; einer Erzählung, wie ſie eben nur in Amerika, dem ungeheuern neuen Lande, ſpielen kann, deſſen Bewohner materiell und intellectuell noch weit bis zur Grenze haben und wo ſtrebſame Geiſter neue Ideen unter neuen Lebensformen zu verwirklichen ſuchen.

Zur Seuchen-Literatur

gehört „A history of epidemic pestilences, by *Edward Bascombe*" (London 1852), eine Gemüth erheiternde Aufzählung der merkwürdigſten ſeit 1495 Jahren vor Chriſti Geburt bis auf 1848 dem Menſchengeſchlecht beſchieden geweſenen Epidemien. Der kleine Octavband hat natürlich beim Reichthume des Stoffs ſich mit Einzelheiten nicht befaſſen können, bietet aber in gedrängter Kürze Alles was der Laie über dieſen angenehmen Gegenſtand zu wiſſen wünſchen kann. Am Schluſſe verbreitet ſich der Verfaſſer über die Natur, Veranlaſſungen und Prophylaxis der fraglichen Krankheiten und behandelt auch die bitterböſe Frage von der Anſteckung, läßt ſie jedoch im Ganzen ſo unentſchieden wie er ſie vorgefunden hat. 13.

Bibliographie.

Alberg, Sophie, Briefe über weibliche Bildung. Ein Hülfsbüchlein für gebildete Mütter und Erzieherinnen. Leipzig, Hinrichs. 8. 22½ Ngr.

Blumen aus Tirol. Ein Büchlein zur Erbauung und Unterhaltung. Geſammelt von einem Prieſter der Diözeſe Brixen. Innsbruck, C. Rauch. Gr. 16. 10 Ngr.

Bernhardi, K., Wegweiſer durch die deutſchen Volks- und Jugendſchriften. Ein Verſuch unter Mitwirkung von Bidau, Bezzenberger, Bodemann ꝛc. herausgegeben. Leipzig, G. Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Drobiſch, T., Humoriſtiſches ABC der Liebe und Ehe. Quedlinburg, Baſſe. 16. 10 Ngr.

Fallmerayer, Denkschrift über Golgatha und das Heilig-Grab. München, Franz. Gr. 4. 18 Ngr.

Unſere Heimath. Ein Volksbuch. 1ſtes Bändchen: Das Weltall von C. C. Müller. Mit 21 Holzſchnitten. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 15 Ngr.

Lengerke, C. v., Lebensbilderbuch. Königsberg, Theile. 8. 1 Thlr.

Libuſſa. Jahrbuch für 1853. Herausgegeben von P. A. Klar. 12ter Jahrgang. Mit 1 geſtochenen Porträt und 2 geſtochenen Kunſtblättern. Prag. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Lieder Muskatblut's erster Druck besorgt von E. v. Groote. Cöln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Romieu, M. A., Der Cäſarismus oder die Nothwendigkeit der Säbelherrſchaft dargethan durch geſchichtliche Beiſpiele von den Zeiten der Cäſaren bis auf die Gegenwart. 2te Auflage. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, F., Kalender-Geſchichten. Berlin, C. Schultze. 8. 12 Ngr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder: Negerleben in den Sklavenſtaaten Amerika's. Aus dem Engliſchen. Mit 6 Holzſchnitten. 1ſte Lieferung. Berlin, Brandis. 1853. 8. 7½ Ngr.

— — Daſſelbe. 1ſte Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1½ Ngr.

Szemere, B., Graf Ludwig Batthyány, Arthur Görgei, Ludwig Koſſuth. Politiſche Charakterſkizzen aus dem ungariſchen Freiheitskriege. 1ſte Abtheilung: Graf Ludwig Batthyány. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 8. 15 Ngr.

Weitling, J. C. F., Geſchichte des großen Friedrichs-Hoſpitals und Waiſenhauſes zu Berlin. 1ſte Lieferung, umfaſſend den Zeitraum von 1697 bis 1729, nebſt einer Einleitung, in welcher die Geſchichte der Armenpflege Berlins bis 1697 dargeſtellt iſt. Mit 1 Abbildung. Berlin, Hertz. Gr. 8. 15 Ngr.

Wiſſel, L. v., Intereſſante Kriegs-Ereigniſſe der Neuzeit. Beleuchtet und mit kritiſchen und ergänzenden Anmerkungen verſehen. Drei Hefte. Mit 4 Plänen. Neue unveränderte Ausgabe. Hannover, Helwing. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Gade, G., Bericht über die deutschen Colonien der drei grossen Grundbesitzer am Rio prete in Brasilien, nebst einer kritischen Beleuchtung und Würdigung der Schriften des Hrn. Dir. Kerst. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pfeiffer, K., Politiſche Bekenntniſſe eines Deutſchen in der Schweiz. St.-Gallen, Huber u. Comp. 8. 6 Ngr.

Digitized by Google

Literariſcher Anzeiger.

1852. №. XLV.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu $1\frac{1}{3}$ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

achtundvierzigſte Heft,

Bogen **43—50** (Schluß) des ſechsten Bandes.

Gesang — Godwin.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im November 1852. **F. A. Brockhaus.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Camoens (Luis), Sonette.

Aus dem Portugieſiſchen von Louis von Arentsſchildt.

12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zum erſten male erſcheinen hier die Sonette des unſterblichen Dichters der „Luſiade" in deutſcher Ueberſetzung und werden nicht blos den Freunden der portugieſiſchen Literatur, ſondern allen für echte Poeſie Empfänglichen Genuß gewähren. Der verdienſtvolle Ueberſetzer, der ſich rühmen kann, hiermit den größten Dichter der Portugieſen als Lyriker in Deutſchland einzuführen, ſagt in dem der höchſt gelungenen Ueberſetzung vorangehenden „Leben des Dichters" mit Recht: „Des Camoens Canzonen, Terzinen und Sonette, gedankentief und formvollendet, ſind in ihrer Art das Schönſte, auf welches irgend ein Volk Urſache hat ſtolz zu ſein."

Verlag von **Franz Duncker (W. Beſſer's** Verlagshandlung) in **Berlin**, vorräthig in allen Buchhandlungen:

Airy, G. B., Aſtronom der Sternwarte zu Greenwich, **Sechs Vorleſungen über Aſtronomie**, gehalten in der Verſammlung der Freunde des Ipswicher Muſeums. Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Engliſchen überſetzt von Dr. **H. Sebald.** Kl. 8. 18 Bogen. Mit 7 Figurentafeln; eleg. geh. 1 Thlr.

Der berühmte Verfaſſer verſchmähte es nicht an dem Ipswicher Muſeum vor einem gemiſchten Publicum, zum Theil aus Mitgliedern der arbeitenden Claſſen beſtehend, über eine ſo ſchwere Wiſſenſchaft Vorträge zu halten. Die bewundernswerthe Klarheit, welche dieſelben auszeichnet und einen Jeden, auch wenn er durchaus keine mathematiſchen Vorkenntniſſe beſitzt, in den Stand ſetzt, denſelben zu folgen, ſichert, trotz der Menge von populär-aſtronomiſchen Lehrbüchern, dieſem Buche, das auch Männer von Fach mit Intereſſe leſen werden, bei dem äußerſt wohlfeilen Preiſe die Verbreitung in den weiteſten Kreiſen.

Der Bruder aus Ungarn. Ein Roman. Zwei Bände. 8. 46 Bogen. Eleg. geh. 4 Thlr.

Eine Erzählung aus der Zeit der Reformation und des Bauernkriegs; der erſte Band ſpielt in Oberſchwaben, der zweite zu Mainz am Hofe des Kardinals Albrecht II. von Brandenburg. Das Buch hat bereits jetzt, kurze Zeit nach dem Erſcheinen, ſowol durch ſeinen Stoff wie durch geiſtreiche Behandlung deſſelben vielfach die beſondere Aufmerkſamkeit gebildeter Kreiſe in Anſpruch genommen.

Werne, F., Reiſe durch Sennaar nach Mandera, Naſub, Cheli, im Lande zwiſchen dem blauen Nil und dem Atbara. Mit 1 Karte und 2 Abbildungen. Gr. 8. Eleg. geh. 1 Thlr. 6 Sgr.

Der durch ſeine „Expedition zu den Quellen des weißen Nil. Mit Vorwort von K. Ritter, Berlin ꝛc." und ſeinen „Feldzug nach Taka" bekannte Verfaſſer gibt hier in ſeiner originellen Weiſe die Beſchreibung einer von Chartum aus unternommenen Reiſe nach Mandera, voll der intereſſanteſten Notizen.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taylor (H.), Philipp van Artevelde.

Ein dramatiſches Gedicht in zwei Theilen. Aus dem Engliſchen überſetzt von **A. Heimann.**

Erſter Theil: **Philipp van Artevelde.** Ein dramatiſches Gedicht in fünf Acten. 8. 1848. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zweiter Theil: **Philipp van Artevelde's Tod.** Ein Drama in fünf Acten. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

BILDER-ATLAS
zum
Converſations-Lexikon.

Von der neuen Ausgabe in 96 Lieferungen dieſes Werks erſchien ſoeben die

fünfunddreißigſte bis achtunddreißigſte Lieferung.

Preis einer Lieferung 7½ Ngr. = 6 Sgr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Neueſte Unterhaltungs-Literatur!

Soeben erſchien in unſerm Verlage und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Ein Erbvertrag.

Roman von **Auguſte Bernhard.**

8. 14 Bogen. Broſch. Preis 1 Thlr.

Es ſteht zu erwarten, daß dieſer erſte Verſuch der Verfaſſerin auf dem Gebiete der **Romantik** gleiche Anerkennung finden wird, wie ihr im Gebiete der **Lyrik** durch ihre in demſelben Verlage erſchienenen Gedichte „**Aus der Jugend**" bereits zu Theil wurde.

Eſther.

Novellen-Roman in zwei Bänden
von
Ida von Düringsfeld.

Verfaſſerin von „Schloß Goczyn."

8. 41 Bogen. Eleg. broſch. Preis 2⅔ Thlr.

Der Verfaſſerin wohlerworbener Ruf wird aufs neue durch dieſe Erſcheinung bekräftigt werden.

Breslau, im October 1852.

Trewendt u. Granier.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Auswanderer.

Eine Erzählung von **Talvj.**

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Die als geiſtreiche und gelehrte Schriftſtellerin unter dem Namen **Talvj** längſt rühmlichſt bekannte Verfaſſerin hat kürzlich mit der Erzählung „Heloiſe" (1 Thlr. 10 Ngr.) auch das Gebiet des Romans mit dem beſten Erfolg betreten. Sie läßt jenem erſten Roman gegenwärtig unter obigem Titel einen zweiten folgen, der durch **Schilderung der ſocialen Zuſtände Nordamerikas**, mit denen die Verfaſſerin durch zwanzigjährigen Aufenthalt in jener ihrer zweiten Heimat innig vertraut geworden, in Deutſchland wie in Amerika die größte Beachtung verdient.

In Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

***Blanc (L.)*, Histoire de la révolution française.** Tome troisième. In-8. Broché. 1 Thlr.

Der erste und zweite Band (1847) haben denselben Preis.

Dichtungen von Ernſt Schulze.

Von den ſinnig-zarten, zu Lieblingsgedichten der deutſchen Nation gewordenen Dichtungen des zu früh verſtorbenen **Ernſt Schulze** erſchienen in eleganten Ausgaben:

I. Die bezauberte Roſe.

Romantiſches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

II. Cäcilie.

Romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. Geb. 3 Thlr.

III. Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Bücher zu herabgeſetzten Preiſen.

Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig **zu bedeutend ermäßigten Preiſen** durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen ſind.

Exemplare dieſes reichhaltigen Verzeichniſſes, das für jeden Bücherliebhaber Beachtenswerthes enthält, ſind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. **Bei einer größern Beſtellung werden beſondere Vortheile gewährt.**

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 46. —— 13. November 1852.

Inhalt.

Ruſſiſche Novellen. Von **A. Zeiſing.** — Goethe's Liebe und Liebesgedichte. Von J. A. O. L. Lehmann. Von **W. A. Paſſow.** — Dr. Martin Luther, der deutſche Reformator. In bildlichen Darſtellungen von Guſtav König; in geſchichtlichen Umriſſen von Heinrich Gelzer. — Erinnerungen aus der Theaterwelt. — Miß Martineau als Geſchichtſchreiberin. — **Bibliographie.**

Ruſſiſche Novellen.

1. Rußlands Novellendichter. Uebertragen und mit biographiſch-kritiſchen Einleitungen von Wilhelm Wolfſohn. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1848—51. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.
2. Erzählungen aus Rußland. Deutſch von Wilhelm Wolfſohn. Zwei Theile. Deſſau, Katz. 1851. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
3. Ruſſiſches Leben und Dichten. Leipzig, Biedermann. 1851. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt eine ſehr verbreitete Anſicht, daß wenn einmal im Entwickelungsproceß der Menſchheit der romaniſch-germaniſche Völkerſtamm alle ſeine Keime zur Entfaltung gebracht und ſo die von der Geſchichte ihm geſtellte Aufgabe gelöſt habe, alsdann nur die ſlawiſche Völkerfamilie und in dieſer namentlich die ruſſiſche Nation es ſein könne, welche der abſterbenden Cultur den letzten Todesſtoß geben und auf den Trümmern derſelben, ähnlich wie die germaniſchen Völker zur Zeit der Völkerwanderung, eine ganz neue Aera der Geſchichte und zugleich eine höhere Culturperiode herbeiführen werde. Oberflächlich betrachtet hat dieſe Anſicht auch Manches für ſich. Iſt doch ſchon viele Jahrhunderte hindurch das ruſſiſche Reich in ununterbrochenem Wachsthum begriffen geweſen und ſtreckt von Jahr zu Jahr drohender den Arm ſeiner rohen Gewalt über das weſtliche Europa aus, ſodaß es faſt ſcheint als würde ſich daſſelbe gar nicht lange mehr der hereinbrechenden Koſackenhorden erwehren können. Und wenn einmal die Roheit und Barbarei über die Bildung und Civiliſation den Sieg davongetragen hat, warum ſoll ſie dann nicht ebenſo gut wie damals, als ſie über die abgelebte Cultur des Alterthums triumphirte, aus ihrer noch ungeſchwächten Kraft neue Keime einer bisher ungeahnten Bildung hervortreiben können? Warum ſoll von den Ruſſen, Koſacken und Mongolen nicht ebenſo gut eine neue und höhere Geſittung ausgehen können wie einſt von den Gothen, Franken und Vandalen? So ſcheint es. Betrachtet man aber die Sache näher, ſo ſtellen ſich dieſer Anſicht ſehr bedeutende Bedenken gegenüber. Jene germaniſchen Völker waren allerdings noch roh und uncultivirt, aber ſie waren es, weil ſie ſich überhaupt noch in dem Zuſtande jugendlicher Naturwüchſigkeit und Urſprünglichkeit befanden, weil ſie mit den künſtlichen Formen eines geregelten und disciplinirten Staatslebens noch unbekannt waren. Ihre Roheit war daher gewiſſermaßen die Roheit der Rohſtoffe, die eben deshalb, weil ſie von der verarbeitenden Hand noch völlig unberührt geblieben, noch jeder Verarbeitung fähig, für jede Veredelung empfänglich ſind. Wie ganz anders erſcheint hingegen die Roheit der unter dem ruſſiſchen Scepter vereinigten Völker. Sie iſt nicht eine Roheit vor, ſondern inmitten und trotz, ja wir können in gewiſſem Sinne ſogar ſagen, zufolge der Civiliſation. Wie alle Principien in ihrer extremen Ausbildung zuletzt gerade ihren Gegenſatz ins Leben rufen, ſo kann auch das Princip der Civiliſation, die ſtaatliche Ordnung, wenn ſie ſich anmaßt, die natürliche Entwickelung ſtatt blos fördern und leiten, dieſelbe beherrſchen oder ganz und gar unterdrücken zu wollen, nur eine neue Roheit erzeugen, welche, wie ſehr ſie auch äußerlich den Schein der Bildung gewähren möge, der wahren Bildung weit ferner liegt als jene urſprüngliche Roheit, weil ſie eben nicht mehr ein noch der Bearbeitung harrendes Naturerzeugniß, ſondern vielmehr ein verunglücktes, vielleicht für immer verpfuſchtes Kunſtproduct iſt. Es ſoll nun hiermit zwar nicht behauptet werden, als ob die im Schooſe des großen Zarenreichs ſchlummernden Lebens- und Bildungskeime unter dem ihm angelegten Schnürleibe einer ihm aufgezwungenen Frühcultur und in der Zwangsjacke eines alle Selbſtentwickelung verbannenden Formalismus ſchon ſämmtlich und ganz und gar erſtickt wären, vielmehr meinen wir daß die Natur wie überall ſo auch hier zuletzt wieder zum Durchbruch kommen und ſich den Weg zu einer naturgemäßern Entfaltung bahnen werde; aber die Anſicht müſſen wir feſthalten daß jene Keime bisjetzt noch ſo gut wie begraben liegen und daß das gegenwärtige

Rußland durchaus noch nicht geeignet iſt die Hoffnung zu erwecken als könne von ihm eine neue Geſittung und Bildung ausgehen. Dieſe Anſicht findet ihre Beſtätigung nicht nur wenn man den Blick auf die niedern und noch rohen Elemente der ruſſiſchen Nation richtet, ſondern auch und ſogar noch mehr, wenn man ihn den höhern und gebildeten Sphären zuwendet, ganz beſonders aber wenn man ihre Leiſtungen in der Kunſt und Poeſie ins Auge faßt. Die Poeſie eines Volks iſt ſtets Dasjenige worin ſich ſein eigenſtes Weſen und ſelbſt ſeine noch verborgenen und ſchlummernden Kräfte am früheſten verrathen. Wenn daher wirklich im ruſſiſchen Volke irgendwelche Momente lägen die eine neue Culturperiode herbeiführen könnten, dann müßten ſie ſich doch ſchon irgendwie in den Erzeugniſſen ſeiner hervorragenden Geiſter erkennen oder wenigſtens herausfühlen laſſen; es müßte uns aus denſelben irgend ein neuer, fremdartiger, urſprünglicher Geiſt entgegenwehen, wie er in allen Erſtlingsproducten einer zur Trägerin der Cultur beſtimmten Nation zu finden iſt; es müßten in denſelben die erſten überraſchenden Lichtblicke einer neuen, friſchern Lebensanſchauung, die prophetiſchen Ahnungen einer den ältern Völkern noch unenthüllten Zukunft zu finden ſein; es müßten darin die Fundgruben neuer Stoffe eröffnet, die Rudimente neuer Darſtellungsformen aufgezeigt, kurz etwas noch nicht Dageweſenes, wirklich Eigenthümliches, ſpecifiſch Ruſſiſches zutagegefördert werden. Und wenn die poetiſchen Erzeugniſſe dieſe Bedingungen erfüllten, dann möchten ſie übrigens ſo roh, ſo ungeſchlacht ſein als ſie wollten, möchten immerhin unſerm gebildetern Geſchmacke auf die ungenirteſte Weiſe Hohn ſprechen, möchten immerhin alle Regeln unſerer Poetiker, alle Geſetze unſerer Aeſthetiker, alle Anfoderungen unſerer Kritiker mit Füßen treten: das würde ihrer epochemachenden, welthiſtoriſchen Bedeutung nicht den geringſten Eintrag thun, ja es würde vielmehr ſolche Unvollkommenheit ein Zeichen mehr dafür ſein daß wir in ihnen nicht die Früchte einer zur Reife gelangten Bildungsperiode, ſondern die erſten, formloſen Schößlinge eines eben aufkeimenden Zeitalters vor uns haben. Aber von alle Dem iſt in den Producten gerade der geprieſenſten ruſſiſchen Dichter nicht einmal eine Spur zu finden. Statt irgendwie original, eigenthümlich, national zu ſein, tragen ſie vielmehr durchweg das Gepräge von Nachbildungen, und wenngleich ſie in ruſſiſcher Sprache geſchrieben ſind und ſich innerhalb der ruſſiſchen Geſchichte, auf ruſſiſchem Boden und in ruſſiſchen Verhältniſſen bewegen, ſo ſind ſie doch ihrem innern Geiſte, ihren äußern Formen, kurz ihrem ganzen Sein und Weſen nach durchaus nur Producte einer aus Deutſchland, Frankreich, England oder ſonſt woher entlehnten Bildung und gehören daher einzig und allein der romaniſch-germaniſchen, aber keineswegs einer uns bevorſtehenden ſlawiſchen oder ſpeciell-ruſſiſchen Culturperiode an. Und weit entfernt daß ſie etwa durch Roheit der Anlage, Unbeholfenheit der Formen, Naivetät der Anſchauungen die Vorſtellung erweckten als ſei jener weſtliche Geiſt ihnen eigentlich etwas Fremdartiges, als dürften jene Nachbildungen eben nur als die erſten kindiſchen, dem Nachahmungstriebe entſproſſenen Verſuche einer ſich regenden Productionsluſt betrachtet werden: zeichnen ſie ſich vielmehr gerade umgekehrt faſt durchgängig durch große Sicherheit und Gewandtheit in Anlage und Ausführung aus und entfalten überhaupt eine Reihe einerſeits von Vorzügen und Vollkommenheiten, andererſeits von Fehlern und Mängeln, wie ſie nicht den Frühlings-, ſondern den Herbſterzeugniſſen einer Literatur eigen zu ſein pflegen, ja es haucht uns aus ihnen ein ſolcher Geiſt der Blaſirtheit und Abgeſtorbenheit an, wie er in den Dichtungen der weſtlichen Völker beiweitem nicht in ſo ausgedehntem Maße und in ſo vorherrſchender Weiſe zu finden iſt, ſodaß die ruſſiſche Poeſie, weit entfernt einen jugendlichern und hoffnungerweckendern Eindruck zu machen, gerade umgekehrt die Vorſtellung erweckt als werde die ruſſiſche Nation weit eher ihrem Ende entgegengehen als irgend eins der germaniſchen oder romaniſchen Völker. Nimmt man die ruſſiſchen Volkslieder aus, welche allerdings das Gepräge der Urſprünglichkeit und Unmittelbarkeit tragen, aber ſchon darum nicht als Keime einer neu aufſproſſenden Bildung betrachtet werden können, weil ſie ſelbſt nur Reliquien einer längſt verfloſſenen Zeit und aufs engſte mit den niedern und ſchon längſt überwundenen Culturſtufen verwachſen ſind, ſo können die Dichtungen Karamſin's, Batjuſchkow's, Dmitrijew's, Schukowſki's, Puſchkin's, Lermontow's, Gogol's, Marlinski's, Doſtojewſki's, Grebienka's u. A., kurz faſt ſämmtliche Erzeugniſſe der ruſſiſchen Poeſie, die in neuerer Zeit Epoche gemacht haben, als Belege für die oben ausgeſprochene Anſicht dienen, indem dieſelben nur Nachahmungen abendländiſcher Dichtungen ſind und ſich faſt durchweg im negativen Elemente Byron'ſcher, Heine'ſcher oder Sue'ſcher Lebensauffaſſung bewegen.

Ganz dieſelbe Ueberzeugung erwecken nun auch ſämmtliche Novellen der uns hier vorliegenden Sammlungen. So trefflich und werthvoll auch die meiſten derſelben ſind, ſo beruht ihr Werth doch nur auf ſolchen Vorzügen die mehr einer abblühenden als aufblühenden Literatur eigen ſind. Es ſind keine Erſtlinge des Jahres, keine Walderdbeeren, wie ſie die Völker in ihrer Kindheit unmittelbar vom Strauche pflücken, ſondern die Reliquien des Jahres, eingemachte Früchte, Trüffelpaſteten und dergleichen, wie ſie der verwöhnte Gaumen eines alternden Gourmands aus der Garküche eines Kochkünſtlers bezieht. Wir dürfen daher bei ihnen Nichts von jener unſchuldigen Süßigkeit noch von jener naiven Herbigkeit erwarten, die uns an den Erſtlingsproducten einer Nation entzücken; aber wir können darauf rechnen, allen Reizen und dem vollen haut-goût einer wohlausgebildeten, ja raffinirten Kochkunſt zu begegnen. Für die haute-volée in Rußland berechnet, ſich in der haute-volée Rußlands zum größten Theil auch bewegend, haben ſie ſich denn auch die Welt- und Lebensanſchauung der ruſſiſchen haute-volée angeeignet, d. h. ſie haben

Welt und Leben eigentlich bereits unter ſich, ſchauen darauf als auf etwas bereits Genoſſenes und Ausgeſogenes herab und führen den Beweis daß alles wahre Lebensglück nur eine Seifenblaſe iſt, welche zerplatzt gerade wenn wir ſie haſchen wollen, und daß alle Genüſſe deren wir habhaft werden nur die Brücken zu Ueberſättigung und Lebensüberdruß ſind. Dieſer Gedanke iſt das Grundthema, das in allen bald mit elegiſcher Schwermuth, bald mit ironiſcher Bitterkeit, bald mit blaſirter Gleichgültigkeit, immer aber mit vielſeitiger Welt- und Menſchenkenntniß, mit ſcharfer Zeichnung der ſocialen Zuſtände, mit pſychologiſchem Tiefblick in das innere Getriebe der Empfindungen und Geſinnungen und in der Regel mit künſtleriſcher Darſtellungsgabe durchgeführt wird. Geht man daher an dieſe ruſſiſchen Novellen eben mit keinen andern Erwartungen und Vorausſetzungen als mit denen wir ein Product unſerer eigenen Literatur in die Hand nehmen, ſuchen wir in ihnen nicht die Vorboten einer zukünftigen, ſondern vielmehr die Nachzügler einer vielleicht bald der Vergangenheit angehörigen Poeſie: dann wird man ihnen unter den poetiſchen Erſcheinungen der Neuzeit überhaupt einen ganz ehrenwerthen Platz einräumen und auf Grund derſelben das Geſtändniß ablegen müſſen daß die ruſſiſche Nation, wenn auch zunächſt nur im kleinen Bruchtheil ihrer Gebildeten, wohl befähigt erſcheint, eine Seite der romaniſch-germaniſchen Poeſie, namentlich die von Lord Byron repräſentirte Richtung derſelben, mit Glück und Geſchick weiter auszubauen und mit Darſtellungen aus dem ruſſiſchen Leben, das für einen Dichter dieſer Weltanſchauung allerdings eine ſehr reiche Fundgrube iſt, zu bereichern.

Die reichſte und gediegenſte der drei hier vorliegenden Sammlungen iſt unſtreitig die von uns unter Nr. 1 angeführte, und ſie zeichnet ſich außerdem noch dadurch vor den beiden andern aus daß ſie uns außer den eigentlichen Novellen auch noch biographiſch-kritiſche Einleitungen bietet, in denen uns der Herausgeber, der einerſeits ſelbſt geborener Ruſſe iſt, andererſeits ſich ſchon vielfach als ein feiner und ſcharfer Kritiker bewährt hat, mit gründlicher Sachkenntniß in die allgemeinen und beſondern Verhältniſſe, unter denen die Verfaſſer derſelben gelebt und gedichtet haben, einführt und zugleich ſein Urtheil über ihre äſthetiſche und literarhiſtoriſche Bedeutung abgibt. Dieſes Urtheil iſt im Ganzen ſehr wahr und treffend, und wenn es auch, wie bei längerer Beſchäftigung mit einer Sache natürlich iſt, im Allgemeinen mehr die Licht- als die Schattenſeiten der von ihm eingeführten Dichter hervorhebt, ſo iſt es doch gegen die letztern keineswegs blind, ſondern weiß mit der Liebe auch die Unbefangenheit und Gerechtigkeit zu verbinden.

Die Dichter mit denen wir in dieſer erſten Sammlung bekanntgemacht werden ſind Helena Hahn, Alexander Puſchkin, Nikolaus Pawlow und Alexander Herzen. Ueber Helena Hahn erfahren wir in der Einleitung Folgendes. Sie wurde 1815 in Südrußland, wo ihr Vater, ein Herr von Faddejew, als hochgeſtellter Beamter fungirte, geboren, erhielt von ihrer Mutter anfangs eine ſehr ſorgfältige Erziehung, mußte ſich aber nach Erkrankung derſelben auf autodidaktiſchem Wege weiterbilden und that dies mit einem ſo unermüdlichen Eifer und einem ſo ſichern Takt daß ſich das in ihr ſchlummernde poetiſche Talent ſchon ſehr früh entwickelte und ſie zu eigenen Productionen antrieb. Im ſechzehnten Jahre verheirathete ſie ſich mit einem Militairbeamten und mußte infolge deſſen ſehr häufig ihren Wohnort wechſeln und ihr Leben lange Zeit größtentheils in kleinen Städten Südrußlands verbringen. Die geiſtige Oede welche ſie umgab nöthigte ſie die Befriedigung immer mehr im eigenen Innern zu ſuchen und ſich neben der wirklichen auch eine poetiſche Welt zu ſchaffen; jedoch verlor ſie das wirkliche Leben dabei nie aus den Augen, vielmehr wußte ſie daſſelbe ſtets als Boden für ihre praktiſche Thätigkeit wie als Feld für ihre Beobachtungen zu benutzen, und ſofern damit auch Ausflüge nach der Krim, nach den Kalmückenbezirken, nach dem Kaukaſus verbunden waren, lieferte es ihr ſelbſt zu ihren poetiſchen Gemälden den landſchaftlichen Hintergrund. Ihre dichteriſchen Arbeiten behielt ſie aus Scheu vor der Oeffentlichkeit lange für ſich, bis ſie ſich, um ihrer Tochter eine beſſere Erziehung geben zu können, entſchloß, die ſich ihr darbietende Verwerthung ihrer Producte nicht länger mehr zu verſchmähen. Sie trat zunächſt unter dem Namen „Seneida R—wa" in der zu Petersburg erſcheinenden „Leſebibliothek" auf, erregte jedoch bald Aufſehen, ſodaß ſchon beim Erſcheinen von „Utballa" ihrem wahren Namen nachgeforſcht wurde. Leider konnte ſie für die Erweiterung ihres Rufs nur noch kurze Zeit arbeiten, denn ſchon im fünfundzwanzigſten Jahre ihres Alters fiel ſie in eine ſchwere Krankheit und überlebte dieſelbe nur zwei Jahre, ſodaß ſie 1842 zu Odeſſa, wo ſie zuletzt gelebt hatte, ſtarb.

Die Charakteriſtik der Dichterin entnimmt der Herausgeber zunächſt aus dem Lebensinhalte ihres ganzen Weſens. Er ſagt:

> Sie iſt nicht mehr und nicht weniger als eine jugendlich-reine, ſchön-weibliche Seele, in ihren Beziehungen zur ruſſiſchen Geſellſchaft, unter den ruſſiſchen Nationalverhältniſſen, eine Seele die an die ſittlichſten Zuſtände des Weibes all ihr Dichten, Denken und ihre glühendſte Begeiſterung gewendet, die aber, da weder ihr Charakter noch ihr Talent nur um einen Schritt über das Weibliche hinausgeht, alle dieſe Zuſtände nicht anders als in perſönlicher und localer Umgrenzung betrachtet.

Dies will der Herausgeber nicht zu ihrer Herabſetzung, ſondern zu ihrem Lobe geſagt wiſſen. Denn die Lebensanſchauung einer in der Sphäre ihres Geſchlechts bleibenden Frau habe immer die engſten Grenzen der innern wie der äußern Welt in der ſie lebe. Was ſie über dieſe hinausführe, ſei, gleichviel ob als Fehler oder als Vorzug, etwas Unweibliches. Alles Das was man bisjetzt unter dem Namen Genialität zuſammenfaſſe, nämlich die höchſte Geiſteskraft, die innerſte Macht zu geſtalten und zu ſchaffen, ſtehe daher mit dem weiblichen Elemente im Widerſpruch, welcher Widerſpruch ſich dann auch immer in den Werken wirklich

genialer Frauen ankündige. Zu dieſen Frauen gehöre Helena Hahn nicht. Wollte man aber auch die „höchſte Herzensfähigkeit", die „ausgebildetſte Kraft, die heiligen Wahrheiten des Herzens ſich zum Bewußtſein zu bringen und große Lebensgedanken zu *empfinden*", als Genialität gelten laſſen: dann würde man in der Literatur und Kunſt auch von *weiblichen Genies* reden können und als ein ſolches Genie müſſe Helena Hahn bezeichnet werden. Er ſagt weiter:

Sie hat mitten unter ihrem Volke ſich gebildet, an ſeine Culturverhältniſſe ihre Erfahrungen und Betrachtungen gelehnt. Erfahrungen eines kurzen, vereinſamten und vielfach beengten Lebens! Aber es gibt keinen Gedanken des Lichts und der Freiheit, wie er ein weiblich Herz ergreifen und erfüllen kann und zu welcher Zeit, bei welchem Volke er ſich geäußert, der nicht in ihr zur tiefſten Entwickelung gelangt. Sie hat zwar Nichts gemein mit politiſchen Debatten, Nichts mit liberalem Phraſenthum, aber Alles was Licht und Freiheit dem *weiblichen Berufe* bietet hat ſie mit heißblutender Seele erfaßt. Und wer will leugnen daß der Frauen größte Sendung die Pflege des ſittlichen Lebens, ihr innerſter Beruf die Liebe iſt! Nun, Alles was in der Liebe beglückt und vernichtet, ihre ſchönſte Ueberzeugung und ihre bitterſten Täuſchungen, ihr Todesweh, aber auch ihre unverſiegbare Troſtquelle und jener heilige Schmerz der nicht verzweifelt, der ebenſo der ſtolzeſten Erhebung wie der göttlichen Demuth fähig, Alles was in weiblicher Opferung und Duldung Großes und Rührenderhabenes iſt, hat unſere Dichterin in wechſelvollen Bildern umſchwebt, hat ſie in ſtürmendem Mitgefühl durchdrungen und gab ihr die Feder in die Hand. Es iſt die Grundzeichnung aller ihrer poetiſchen Gemälde, mag auch die Ausführung derſelben ihr noch ſo wenig gleichkommen, es iſt der Grundgedanke aller ihrer Combinationen, der bedeutſame Sinn aller ihrer Mittheilungen, obgleich dieſer Größe der Intention ihr Ausdruck keineswegs entſpricht.

Ueber die Fehler ihres Ausdrucks ſpricht ſich der Herausgeber weiter unten dahin aus, es ſeien zwar in den meiſten Gemälden der Dichterin hin und wieder Momente in welchen die künſtleriſche Ausführung die Höhe der ideellen Anlage erreiche, aber ſonſt leide die Darſtellung an mancherlei Mängeln und zwar nicht nur an ſolchen, über die das fortſchreitende Talent hinauskomme, ſondern auch an Schwächen wie ſie kein Fleiß, kein Studium, keine Weiterbildung beſiege. Die Handlung ſei faſt überall trefflich combinirt und zeuge von hoher Erfindungsgabe, die Zuſtände und innern Situationen ſeien tief durchdacht und oft in meiſterhaften Grundzügen angelegt; aber wo ſie die Handlung plaſtiſch zu geſtalten ſuche, die Zuſtände individualiſire, die Charaktere zu ſelbſteigenem Ausſpruch bringe, verlaſſe ſie ihre urſprüngliche Kraft, und bei dem natürlichen Triebe jeder Künſtlerſeele, mit dem Ausdrucke hinter der Idee nicht zurückzubleiben, mache ſie oft eine Anſtrengung in welcher ſie den ihr ſonſt eigenen Takt verliere. Jedem ihrer poetiſchen Bauwerke liege ein wirklich künſtleriſcher Plan in großartigen und einfach-harmoniſchen Verhältniſſen zugrunde; bei der Ausführung jedoch fehle da und dort das rechte Material, und ſtatt deſſen ſei oft ein haltloſer, unbedeutender Stoff benutzt; oft ſei auch das Maß in den einzelnen Theilen verletzt, Manches zu dürftig, Manches zu überladen. Zum äußerlichen Romangerüſt bediene ſie ſich oft wenig glücklicher Reminiscenzen und verbrauchter Wendungen, während der Dialog bisweilen zu pathetiſch ſei, ja in Phraſe falle und den Geiſt der Charaktere in ähnlicher Weiſe ſchwäche wie oft das Bühnenhafte die lebendige Auffaſſung des Dichters. Auch ihre Verſuche, Kleinigkeiten in ironiſcher und witziger Weiſe zu behandeln, ſeien meiſt unglückliche; ſie gleite dabei oft ins Gewöhnliche und zeige eine auffallende Armuth in Mannichfaltigkeit der Nuancen. Auch ihrer Landſchafterei laſſe ſich mancher Vorwurf machen; dagegen ſei ihr lyriſcher Vortrag rein und von einem gebildeten, geſchmackvollen Stil gehoben, nur oft zu eintönig.

Dies das Urtheil des Herausgebers. Soweit ſich aus den hier mitgetheilten Novellen der Dichterin ſchließen läßt, müſſen wir im Allgemeinen demſelben beiſtimmen. In der That zeigt ſich Helena Hahn in denſelben als eine echtweibliche Schriftſtellerin ſowol in Hinſicht der von ihr behandelten Stoffe wie in Betreff ihrer Darſtellung. Der einzige Stoff für den ſich ein Weib überhaupt in höherm Sinne intereſſirt iſt das Verhältniß der Frauen zu den Männern und ihre Stellung innerhalb der Geſellſchaft. Dieſer Stoff gibt ihnen das Grundthema zu allen ihren Compoſitionen und iſt denn auch der Quell geweſen, aus dem Helena Hahn die beiden Novellen der vorliegenden Sammlung geſchöpft hat. Der Herausgeber fürchtet, weil in der erſten derſelben, „Dſchellaleddin", den Mittelpunkt des Intereſſe ein Mann bilde, ſo könne die von ihm bezeichnete Grundeigenheit der Dichterin verkannt werden, und ſucht dem dadurch entgegenzukommen daß er den Helden der Erzählung Dſchellaleddin ſelbſt als eine weibliche Natur in ihrer höchſten Kraftäußerung aufgefaßt wiſſen will. Mich dünkt aber, wir brauchen zu einer ſo gewaltſamen Umdeutung des Hauptcharakters durchaus nicht unſere Zuflucht zu nehmen, und können dennoch ſehr wohl erkennen daß es der Verfaſſerin nicht auf Zeichnung des Mannes ſchlechthin und um ſeiner ſelbſt willen ankommt, ſondern daß es ihr auch hier nur darum zu thun iſt, das zwiſchen den Männern und Frauen beſtehende Verhältniß, wie ſie es gerade in ihren Kreiſen zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, zur Darſtellung zu bringen. Allerdings ſpielt dieſer Dſchellaleddin in unſerer Erzählung ungefähr dieſelbe Rolle welche in den Romanen der Dichterinnen gewöhnlich ein Weib zu ſpielen pflegt. Während nämlich in dieſen faſt regelmäßig irgend ein edles, vortreffliches Weib der Willkür und Treuloſigkeit eines Mannes zum Opfer fällt, geht umgekehrt hier ein möglichſt idealiſch gezeichneter Mann an dem Leichtſinn und der Schwäche eines Weibes zugrunde. Ein junger Tatarenfürſt liebt mit aller Glut orientaliſcher Leidenſchaft die ſchöne Tochter eines ruſſiſchen Brigadier und bringt dieſer Liebe all ſeine theuerſten Herzensregungen, die Liebe zu ſeiner unterdrückten Nationalität, die Anhänglichkeit an die angeſtammten Sitten und Gebräuche, die Rückſicht auf ſeine geliebten Aeltern, ja ſogar ſeinen mohammedaniſchen Glauben

zum Opfer, er entſchließt ſich ſogar nach Petersburg zu gehen, ſich hier der Geliebten zu Liebe völlig zu ruſſiſiciren, endlich ſelbſt in ruſſiſche Dienſte zu treten und auf dem Schlachtfelde für Rußland zu derſelben Zeit zu kämpfen, in welcher der tatariſche Stamm unter Anführung ſeines Vaters nochmals einen Verſuch macht ſich wieder von der ruſſiſchen Herrſchaft loszureißen. Und nachdem er alles Dies gethan, nachdem er ſchwer verwundet worden und endlich, von langem Krankenlager geneſen, in die Arme der ihm verlobten Braut zurückkehren und die Frucht ſeiner Opfer pflücken will, da findet er ſie auf dem Punkte ſich mit einem Andern zu verheirathen, er ſelbſt wird ſchnöde abgewieſen, findet Alles was ihm einſt in ſeiner Heimat theuer war im Zuſtande der traurigſten Zerſtörung und hat nicht einmal die Genugthuung ſich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen; denn Der den er als ſolchen im Duell erſchießt iſt nur der Bruder deſſelben. So ladet er am Ende auch noch die Schuld eines lächerlichen und unnützen Mordes auf ſich, und es bleibt ihm Nichts übrig als ſein auf immer verlorenes Daſein ſelbſt zu vernichten, während Ludmilla, ſeine treuloſe Geliebte, noch viele Jahre ein beneidetes Leben führt und noch in hohem Alter mit moraliſcher Suffiſance über die Verderbtheit der Jugend declamirt.

Daß hier die Dichterin das Verhältniß der Geſchlechter zueinander geradezu umkehrt, daß ſie die Schuld auf Seiten des Weibes, das Opfer auf Seiten des Mannes ſein läßt, ſcheint in dem Herausgeber die Beſorgniß geweckt zu haben als könne Jemand hierin ein Herausgehen aus der weiblichen Anſchauungsweiſe erblicken und daſſelbe als Beleg gegen ſeine Charakteriſtik der Dichterin benutzen, und darum hat er wol geglaubt Dſchellaleddin ſelbſt als eine weibliche Natur bezeichnen zu müſſen. Dieſe Rechtfertigung iſt aber jedenfalls keine glückliche. Mag auch immerhin Dſchellaleddin eben innerhalb jenes Verhältniſſes für *uns* etwas Weibliches haben, die *Dichterin* hat auf keinen Fall ein Weib, ſondern im Gegentheil gerade das *Ideal eines Mannes* in ihm zeichnen wollen. Aber damit daß ſie dieſes Ideal eines Mannes in ihrer Dichtung aufſtellt, hat ſie ſich keineswegs, wie es ſcheint, von der weiblichen Anſchauungsweiſe losgeriſſen und zu einem vorurtheilsfreien, objectiven Urtheil über die Männer erhoben; nein, ſie iſt gerade recht durch und durch in demſelben befangen; denn durch ihre ganze Darſtellung zieht ſich die dahinter liegende Vorſtellung hindurch daß eben dieſer Dſchellaleddin nur ein Ideal iſt, und ſie drückt dies dadurch aus daß ſie ihn eben einen Tataren, den Sprößling eines ihr noch unverderbt erſcheinenden Volksſtammes ſein läßt und daneben es offen ausſpricht daß ein Beiſpiel ſolcher Art in der civiliſirten, dem Urtypus der ſchöpferiſchen Idee entrückten Welt nicht mehr zu finden ſei.

Aber — ſo lauten ihre eigenen Worte, nachdem ſie Dſchellaleddin in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſchildert — das iſt eine fabelhafte Liebe, das iſt keine Liebe unſerer Zeit! werden Viele, ſehr Viele ſagen. Wol wahr; nicht unſerer civiliſirten Geſellſchaft iſt ſie eigen, nicht unſerm feinen Anſtand, der auch alle Empfindung in ſeine Form umgegoſſen; aber einen Menſchen konnte ſie beſeelen, bei dem der Verſtand noch nicht das Herz geknechtet. Dſchellaleddin war eines jener wunderbaren Geſchöpfe, in denen die Natur ſich zuweilen in ihrer Urkraft, in ihrer ganzen ſtolzen Schönheit zeigt!

In dieſen Worten haben wir den eigentlichen Schlüſſel für das Verſtändniß der der Novelle zugrundeliegenden Lebensanſchauung. Es geht dieſelbe auch nicht ein Haarbreit über den Horizont der weiblichen Weltanſchauung hinaus, denn wir hören darin abermals wieder nur die Klage daß die Männer nicht ſo ſind wie ſie ſein ſollten, nicht ſo ſind wie dieſer Dſchellaleddin, der einer untergegangenen Zeit, einem untergegangenen Volke und genaugenommen nur der Phantaſie einer Frau angehört. Und ſie iſt in dieſem weiblichen Vorurtheil dergeſtalt befangen daß ſie nicht einmal daran denkt ſich zu fragen, ob denn wirklich die Welt beſſer daran ſein würde, wenn alle Männer wirklich ſolche Ideale wie dieſer Dſchellaleddin wären, wenn ſie wie er ihre Vaterlandsliebe, ihre Kindesliebe, ihre Religion, kurz alles Theure und Heilige um der Leidenſchaft zu einem höchſt unbedeutenden und leichtſinnigen Mädchen willen in die Schanze ſchlügen und ſich zuletzt aus Verzweiflung über ihr unglückliches Hazardſpiel eine Kugel durch den Kopf jagten; ſie weiß dergeſtalt nur von dem *einen* Maßſtabe, wonach die Frauen den Werth der Männer zu meſſen pflegen, daß ſie gar nicht daran denkt ſein endliches Unglück als das Walten einer der maßloſen Leidenſchaft ſtets folgenden Nemeſis darzuſtellen, ſondern darin vielmehr nur den ſinnloſen Hergang einer entarteten Zeit ſieht, in der gerade das Edelſte und Beſte untergeht und nur das Gemeine und Schlechte ſich wohl befindet.

Hierin liegt nun auch, wie einerſeits das Echtweibliche und darum, weil von einem Weibe kommend, Natürliche und Befriedigende, ſo andererſeits das Verfehlte und Verkehrte der Erzählung. Dieſer Dſchellaleddin hätte ganz ſo wie er iſt den trefflichen Mittelpunkt einer Dichtung abgeben können; aber der Dichter mußte von Anfang *über* ihm ſchweben, er mußte in ihm nicht ein männliches Ideal, ſondern nur die einſeitige, extravagante Ausbildung *eines* Lebensmoments darſtellen und ihm um der blinden Leidenſchaft willen, mit der er die Harmonie des Daſeins und alle andern Lebensmomente zerſtört, von Anfang an den tragiſchen Charakter aufdrücken. Hätte die Dichterin dies zu leiſten vermocht, ſo hätte ſie ein wirkliches Kunſtwerk geliefert; aber in dieſem Falle würde ſie auch aus den Grenzen der weiblichen Darſtellungsweiſe herausgegangen ſein und uns gerade *den* Reiz entzogen haben der uns an dem Product eines Weibes am meiſten anzieht, und welcher darin beſteht daß uns in ihm mehr die Dichterin als das Gedicht entgegentritt.

Ganz denſelben Stoff finden wir auch in „Utballa“, der zweiten Erzählung. Auch hier wird die Glut einer naturwüchſigen Liebe als Opfer der civiliſirten Verhältniſſe dargeſtellt; diesmal aber iſt, wie ſchon der Titel angibt, nicht ein Mann, ſondern ein Weib zur Trägerin

der Idee erkoren. Utballa iſt die Tochter eines reichen ruſſiſchen Pachters und einer Kalmückin. Sie lebt bis zu ihrem ſiebenten Jahre unter den Kalmückenhorden, wo ſich ihre Mutter mit einem kalmückiſchen Saiſſan (Edelmann) verheirathet. Dann fällt es ihrem Vater ein ſie zu ſich zu nehmen und ihr eine höhere Erziehung geben zu laſſen. Ihre Schönheit, ihr Geiſt und der Reichthum ihres Vaters führen ſie in die höhern Kreiſe der Geſellſchaft, ſie wird dort eine intereſſante Erſcheinung. Boris, der Sohn einer Fürſtin, verliebt ſich in ſie, ſie verloben ſich miteinander und müſſen ſich unmittelbar darauf trennen. Kurze Zeit darauf ſtirbt ihr Vater ohne ein Teſtament zu hinterlaſſen; die Erben fürchten ſie könne Anſprüche geltendmachen und ſchaffen ſie gewaltſam zu den Kalmücken zurück. In dieſen rohen Kreiſen fühlt ſie ſich bei ihrer Bildung höchſt unglücklich und macht mehrmals den Verſuch ſich das Leben zu nehmen. Es gelingt ihr aber nicht und ſie hat infolge deſſen nur um ſo härtere Behandlung auszuſtehen. Doch bald wendet ſich ihr Loos. Der Kalmückenhäuptling gewinnt ſie lieb und wählt ſie zur Gemahlin, nicht ohne Widerſtreben ſeines prieſterlichen Bruders, der ſich von Utballa in ſeinem Einfluſſe verkürzt glaubt und ihr immerfort feindſelig geſinnt bleibt. Boris hat inzwiſchen über Utballa's Aufenthalt durchaus Nichts ausmitteln können. Er jammert eine zeitlang über den Verluſt; dann gibt er ſich nach und nach zufrieden. Da führt ihn plötzlich ein Zufall zu den Kalmücken und er findet dort Utballa als Fürſtin wieder. In Beiden erwacht die alte Leidenſchaft und ſie beſchließen zu entfliehen. Utballa bemerkt aber daß ihre Zuſammenkunft vom Bruder ihres Gemahls belauſcht iſt, ſie weiß nun daß dieſer ihre gemeinſchaftliche Flucht vereiteln und ſie Beide verderben wird. Sie will aber wenigſtens ihren Geliebten retten und ihn doch vorher das volle Glück der Liebe koſten laſſen. Sie lebt daher in Abweſenheit ihres Mannes in unbedingter Hingebung mit ihm und weiß ihn alsdann zu einer frühern Abreiſe zu bewegen, um unmittelbar nach ſeinem Weggange der Rache ihres Gemahls zu fallen. So bringt ſie ſich im vollſten Bewußtſein dem Glücke und dem Leben des Jugendgeliebten zum Opfer. Und Boris? Die Sage geht, er ſei im Kaukaſus mit zerſchmettertem Schädel gefunden; Andere behaupten, er ſei zum Oberſt avancirt und oft mit einer ſchönen Dame Arm in Arm geſehen worden. Die Dichterin erklärt die letzte Nachricht für glaubwürdiger.

Da haben wir abermals die Verherrlichung eines unmittelbar dem Schoos der Natur entſproſſenen Weſens gegenüber der ruſſiſchen Bildung und Civiliſation und die mit bitterer Ironie durch die ganze Geſchichte ſich hindurchziehende Klage, daß Wahrheit und Tiefe der Empfindung nur noch in den roheſten Elementen der Nation gefunden werde, daß in den höhern Schichten nur Falſchheit, Flachheit und Blaſirtheit herrſche und daß jede Berührung der naturwüchſigen mit den civiliſirten Elementen nur die Zertrümmerung des Edeln und Urkräftigen zur Folge habe! So iſt „Utballa" ein treffliches Seitenſtück zu „Dſchellaleddin", wie dieſes eine zwar indirecte, aber darum nicht minder ſcharfe Anklage gegen das Ruſſenthum, wie dieſes eine Apotheoſe der in urſprünglicher Kraft ſich bethätigenden und zu jedem Opfer bereiten Liebe und wie dieſes das Product einer reinweiblichen Weltanſchauung, die ſelbſt die nationalen, culturhiſtoriſchen, politiſchen, kurz die allgemeinſten und objectivſten Intereſſen nur von dem *einen* Geſichtspunkte aus, nämlich nach den Bedürfniſſen und Anſprüchen des *Herzens* beurtheilt.

In Betreff der Darſtellung fügen wir zu Dem was wir als Urtheil des Herausgebers angeführt haben nur noch die Bemerkung hinzu daß Helena's ſchriftſtelleriſches Talent am ſtärkſten in den reflectirenden Partien hervortritt. Während ihre Erzählung oft nüchtern und dürftig, ihr Dialog oft unbedeutend und ohne charakteriſtiſche Momente, ihre Schilderung zuweilen zu umſtändlich und doch nicht anſchaulich genug iſt, entfaltet ſie in der Reflexion, mag ſie dieſelbe aus eigener Hand geben oder einer der Perſonen in den Mund legen, eine Reife des Urtheils, eine Natürlichkeit und Sicherheit der Entwickelung, eine Einfachheit und Correctheit des Ausdrucks wie ſie nur den allerdurchgebildetſten Frauen eigen iſt, und darum iſt es zu beklagen daß gerade in dieſen beiden Novellen der Reflexion weniger Raum gegönnt iſt als in einer dritten, die der Herausgeber in der zweiten der oben angeführten Sammlungen mitgetheilt hat. Wenn daher auch dieſe Novellen vor jener einen größern Reichthum an compactem Stoff, eine größere Mannichfaltigkeit der Scenerien, Perſonen und Combinationen voraus haben, ſo bleiben ſie doch an Tiefe und Fülle des geiſtigen Intereſſe hinter derſelben zurück und laſſen nicht ſo wie ſie die eigentliche Stärke und Virtuoſität der Dichterin erkennen.

Von *Alexander Puſchkin* theilt der Herausgeber nur *eine* Novelle, „Die Capitainstochter", mit. Er erklärt ſie in der Einleitung für Puſchkin's beſte proſaiſche Erzählung, fügt aber hinzu, man möge ja nicht glauben daß ſie irgendwie Anſprüche auf eine Offenbarung ſeines poetiſchen Geiſtes mache, von denen ſie ſchon ihrer Anlage und Intention nach ſich fern halte; noch weniger wolle ſie eins jener bedeutungsvollen Einzelwerke ſein, in denen ein ganzes Dichterweſen niedergelegt iſt. Puſchkin habe überhaupt ſtreng zwiſchen gebundener und ungebundener Rede geſchieden. Nur in jener habe ſich ſein poetiſcher Genius vollkommen entfaltet; ſeine in Proſa geſchriebenen Novellen dagegen ſeien mehr unter ſeine hiſtoriographiſchen als unter ſeine dichteriſchen Arbeiten zu rechnen. Hingeriſſen nämlich von Karamſin's „Ruſſiſcher Geſchichte" habe er ſich ſelbſt auf hiſtoriſche Studien geworfen und namentlich im Auftrage des Kaiſers ſich mit den Vorarbeiten zu einer Geſchichte Peter's des Großen beſchäftigt. Hierbei ſei ihm nun außerordentlich viel Material aufgeſtoßen, das ihm paſſend erſchienen ſei, mit einiger Beimiſchung von mehr oder weniger Fiction zu Einzelbildern zu verarbeiten, und ſo ſeien ſeine novellenartigen Erzählungen entſtanden, die denn auch als

bloße Seitenſchößlinge ſeiner Hiſtoriographie weit mehr einen proſaiſchen als poetiſchen Zweck verfolgt, vorallem nach Einfachheit und Kürze geſtrebt und ſich mit dem ſchmuckloſeſten Erzählton begnügt hätten. Trotzdem ſei auch hier der Dichter nicht zu verkennen, nur zeige er ſich weniger in der Form als in der Wahl des Stoffs, in der Vorliebe für intereſſante Charaktere, für romantiſche Ereigniſſe; und von dieſer Seite biete auch die vorliegende Novelle, die ein Bild der Pugatſchew'ſchen Verſchwörung liefere, kein geringes poetiſches Intereſſe. Der hiſtoriſche Hintergrund habe die höchſte Anſchaulichkeit, und von größter Bedeutſamkeit ſeien die echten Nationalzüge, die hier der Dichter an verſchiedenartigen Charakteren mit ergreifender Wahrheit herausgeſtellt habe.

Dieſes Urtheil, ſo natürlich und richtig es iſt, wenn man die vorliegende Novelle mit den verſificirten Dichtungen Puſchkin's vergleicht, kann doch, außer dieſer Beziehung aufgefaßt, ſehr leicht die falſche Vorſtellung erwecken, als ſei der eigentliche Zweck derſelben die Darſtellung des genannten hiſtoriſchen Ereigniſſes, als nehme daher auch dieſes das Hauptintereſſe für ſich in Anſpruch und als ſei alles Uebrige nur als unweſentliche Zugabe, als bloßes Beiwerk und Ornament hinzugefügt. Dem iſt aber keineswegs ſo. Vielmehr iſt das eigentliche Intereſſe gerade an ſolche Perſonen geknüpft welche entweder gar nicht hiſtoriſch ſind oder doch, wenn der Wirklichkeit entnommen, in der Geſchichte jenes Ereigniſſes eine ſo untergeordnete Rolle ſpielen daß ſie in einer reinhiſtoriſchen Darſtellung deſſelben kaum erwähnt werden würden. Außerdem iſt dieſes Ereigniß ſelbſt ſo aphoriſtiſch und unvollſtändig behandelt, es fällt ſo urplötzlich und unmotivirt in die Geſchichte hinein, es werden nur ſo wenig Einzelheiten davon mitgetheilt, es wird ſogar nicht auf ſeine allgemeinere Bedeutung Rückſicht genommen, ſondern nur ſoviel davon erzählt als im Intereſſe des Romans nothwendig iſt, daß man es wol ſelbſt für eine bloße Erfindung zu Gunſten deſſelben halten könnte. Wenn daher der Werth der Erzählung nur in ihrer hiſtoriographiſchen Bedeutung läge, könnten wir denſelben nicht ſo hoch als es der Herausgeber gethan anſchlagen; aber uns dünkt, man braucht eben die Novelle nur als Novelle aufzufaſſen, um in ihr gar manches Anziehende und Intereſſante zu entdecken, wenn wir auch einräumen müſſen daß ſie nicht nur in Vergleich mit Puſchkin's reinpoetiſchen Erzeugniſſen, ſondern auch gegenüber den Novellen anderer Dichter auf keinen ſehr hohen Rang unter den poetiſchen Producten Anſpruch machen kann. Es laſſen ſich an derſelben gar viele Ausſtellungen machen. Die Combination der Geſchichte ſelbſt iſt eine ſehr gewöhnliche; die einzelnen Momente derſelben ſind zwar an und für ſich gute und namentlich zur Erzeugung von Spannungen und Effecten brauchbare Materialien, aber ſie treten uns im Ganzen gar zu roh und unverarbeitet entgegen; die darin auftretenden Perſonen ſind zwar nicht ohne Charakter und Eigenthümlichkeit, aber es fehlt ihnen das eigentliche innere Leben, man vermißt die pſychologiſche Entwickelung, ſie machen faſt den Eindruck von ſich zwiſcheneinander hindurchſchiebenden Marionetten. Ueberhaupt ſucht man in der Erzählung vergeblich eine leitende Idee, eine innere Nothwendigkeit. Es reiht ſich darin ein Ereigniß, ein Abenteuer an das andere an, ohne daß man einſähe, aus welchen der ſchon vorangegangenen Umſtände oder Handlungen daſſelbe als Folge hervorgehen oder zu welchem der folgenden Entwickelungsmomente es als Motiv eintreten mußte. Am auffallendſten erſcheint dies mit der Liebe des Helden zur Capitainstochter. Mit dieſer kommt er zuſammen, ein mal, mehrmals, und es wird von einem Eindrucke den dieſelbe auf ihn gemacht, oder von ihrer Liebenswürdigkeit überhaupt auch nicht ein Wort erwähnt. Urplötzlich aber lieſt er einem Kameraden ein Gedicht vor, und man erfährt bei dieſer Gelegenheit daß ihn hierzu die Capitainstochter begeiſtert hat. Und dieſe ſo beiläufig, ſo gelegentlich eingeführte, aus den Wolken fallende, vom Dichter aus der Piſtole geſchoſſene Liebe bildet doch den eigentlichen Mittelpunkt der Geſchichte, ſie ſoll Dasjenige ſein um deswillen wir uns für die ganze Erzählung intereſſiren! Aehnliche Inconvenienzen ließen ſich noch viele anführen; aber obwol dem ſo iſt, obſchon namentlich das künſtleriſche Bedürfniß in gar vielen Beziehungen unbefriedigt bleibt, macht doch die Novelle im Ganzen mehr einen angenehmen als unangenehmen Eindruck; ſie empfiehlt ſich durch einen rüſtigen, behenden Fortſchritt der Erzählung, durch einen raſchen Wechſel verſchiedenartiger Ereigniſſe und mannichfaltiger Scenerien, durch die Neuheit und Entlegenheit ihres Terrains und ganz beſonders durch eine gewiſſe Treuherzigkeit und Gemüthlichkeit der Darſtellung, die den Leſer, ohne die Kritik in ihm aufkommen zu laſſen, von Capitel zu Capitel bis zum Schluſſe mit ſich fortführt. Das thut gerade hier um ſo wohler als unter allen ruſſiſchen Novellen, die uns in den vorliegenden Sammlungen mitgetheilt werden, dies die einzige iſt, welche Nichts von dem wahren oder affectirten Weltſchmerz der ruſſiſchen Dichter merken läßt, ſondern mit einer auch Puſchkin ſonſt nicht eigenen Naivetät und Objectivität die Zuſtände gibt wie ſie ſind, ohne über die Roheit einerſeits oder die Blaſirtheit andererſeits zu jammern, freilich auch ohne ſie in poetiſcher Weiſe zu verklären. Nur der Anfang der Novelle läßt den höhern Standpunkt des Dichters durchfühlen; aber auch der hier angeſchlagene und im Verlauf der Erzählung ſehr bald aufgegebene oder nur ſchwach nachklingende Ton der Ironie iſt von ſo harmloſer und gutmüthiger Art daß er den oben bezeichneten Totaleindruck nicht ſchwächt, ſondern ſteigert. Gerade dieſer Anfang iſt in poetiſcher Beziehung jedenfalls der gelungenſte Theil der Erzählung, und da er überdies ein in ſich ziemlich abgerundetes Ganzes bildet, ſo möge er als Probe hier mitgetheilt werden. So erzählt der Held der Erzählung ſelbſt:

Mein Vater Androj Petrowitſch Grinew diente in ſeiner Jugend unter dem Grafen Münnich und trat im Jahre 17.. als Premiermajor aus dem Dienſt. Seitdem lebte er im Gou-

vernement Simbirsk auf ſeinem Landgute, wo er bald die Tochter eines benachbarten Edelmanns, das Fräulein Awdotja Z., heirathete. Wir waren zehn Geſchwiſter. Meine Brüder und Schweſtern ſtarben ſehr jung. Ich wurde durch die Güte des Fürſten B., unſers nahen Anverwandten, der Gardemajor war, in das Semenow'ſche Regiment als Sergeant eingezeichnet und galt für beurlaubt bis zu meiner gänzlichen Ausbildung. Erzogen wurden wir dazumal nicht wie heutzutage. Von meinem fünften Jahre an übergab man mich der Pflege unſers Jagdbedienten Saweljitſch, den man wegen ſeiner Mäßigkeit dieſer Ehre würdigte. Unter deſſen Leitung lernte ich, zwölf Jahre alt, ruſſiſch leſen und ſchreiben und gewann ein ſehr geſundes Urtheil über die Eigenſchaften der Windhunde. Um dieſe Zeit nahm mein Vater für mich einen Franzoſen ins Haus, den Herrn Beauprez, der nebſt dem Jahresvorrath an Wein und Provenceröl aus Moskau verſchrieben wurde. Saweljitſch war damit ſehr unzufrieden. „Gottlob", murrte er vor ſich hin, „das Kind iſt gewaſchen, gekämmt, wohlgenährt — es that rechte Noth Geld wegzuſchmeißen und einen Muſie zu miethen, als ob's an eigenem Geſinde fehlte." Beauprez war in ſeiner Heimat Friſeur geweſen, darauf preußiſcher Soldat, und dann begab er ſich nach Rußland pour être outchitel (Lehrer), ohne die Bedeutung dieſes Worts recht zu verſtehen. Er war ein guter Junge, aber leichtſinnig und liederlich im höchſten Grade. Seine Hauptſchwäche war die Leidenſchaft zum ſchönen Geſchlecht. Oft erhielt er für ſeine Zärtlichkeit ſo unſanfte Stöße daß er volle 24 Stunden ächzte. Zudem war er, nach ſeinem Ausdruck, kein Feind der Flaſche, d. h. mit andern Worten, er liebte ein Räuſchchen. Da jedoch in unſerm Hauſe Wein nur beim Mittageſſen auf die Tafel kam, und das nur in Spitzgläschen, wobei der Lehrer noch meiſt vergeſſen wurde, ſo gewöhnte ſich mein Beauprez bald an ruſſiſchen Liqueur und räumte ihm ſogar einen Vorzug vor den Weinen ſeines Vaterlandes ein, weil, ſagte er, derſelbe dem Magen ungleich zuträglicher ſei. Wir wurden ſofort einig; wiewol ihn ſein Contract verpflichtete, mich Franzöſiſch, Deutſch und „alle Wiſſenſchaften" zu lehren, zog er es doch vor, von mir ſchnell etwas Ruſſiſch plaudern zu lernen — und dann trieb Jeder von uns ſein Geſchäft. So lebten wir im beſten Einverſtändniß; einen andern Mentor hätte ich mir gar nicht gewünſcht. Bald aber trennte uns das Schickſal und zwar durch folgendes Ereigniß. Die Wäſcherin Palaſchka, eine feiſte, pockennarbige Dirne, und die Kuhmagd, die lahme Akulka, fielen Beide wie verabredetermaßen gleichzeitig meiner Mutter zu Füßen, klagten ſich ſündhafter Schwäche an und beſchwerten ſich weinend über den Muſje, der ihre Unerfahrenheit ſich zunutzegemacht. Meine Mutter verſtand in ſolchen Dingen keinen Spaß und führte darüber Beſchwerde beim Vater. Der machte kurzen Proceß. Sogleich ſchickte er nach der Canaille, dem Franzoſen; als man ihm aber ſagte, der Muſje gebe mir Stunde, ging er auf mein Zimmer. Beauprez ſchlief eben auf ſeinem Bette den Schlaf der Unſchuld, und ich hatte was Wichtiges vor. Man muß nämlich wiſſen daß eine Landkarte für mich aus Moskau verſchrieben worden war. Die hing an der Wand ohne allen Gebrauch, und mich reizte längſt das gute, breite Papier. Ich beſchloß aus ihr einen Drachen anzufertigen und benutzte den Schlaf Beauprez', ans Werk zu gehen. Mein Vater traf mich gerade in dem Augenblicke wie ich den Baſtſchweif an das Vorgebirge der guten Hoffnung befeſtigte. Als er ſah, in welcher Weiſe ich Geographie trieb, zerrte er mich am Ohr, darauf eilte er zu Beauprez, weckte ihn höchſt unvorſichtig und überſchüttete ihn mit Vorwürfen. Beauprez wollte in der Beſtürzung ſich aufraffen und konnte nicht. Der unglückliche Franzoſe war ſchwer betrunken. Eine Sünde mehr oder weniger, darauf kam es nun nicht an. Da hob ihn mein Vater am Kragen in die Höhe, ſtieß ihn zur Thür hinaus und jagte ihn ſelbigen Tags aus dem Hauſe zur unbeſchreiblichen Freude Saweljitſch's. Damit endete meine Erziehung.

Läßt ſich ſchon aus dieſem harmloſen Bilde der ruſſiſchen Erziehung die Ironie über die verkehrte Art und Weiſe wie ſich die Ruſſen zu bilden und zu cultiviren ſuchen nicht verkennen, und konnte dieſes Bild nur eben darum noch ſo harmlos ausfallen, weil in dieſem Beiſpiele der nationale Kern über das fremde Pfropfreis, der ruſſiſche Saweljitſch über den franzöſiſchen Beauprez glücklicherweiſe noch den Sieg davontrug: ſo darf es uns nicht wundern, wenn die Bilder eines jüngern Dichters, der die Wirkungen jener fremdländiſchen Erziehungselemente und die Unnatur der aus Frankreich und Deutſchland, aus England und Italien verſchriebenen Bildung oder vielmehr Anbildung ſchon in vollſter Blüte geſehen, in eine Ironie von ganz anderer Färbung getaucht ſind und ſämmtlich in einer ſo düſtern, ja troſtloſen Anſchauung des Lebens und der ſocialen Zuſtände Rußlands wurzeln daß dagegen die ſchwärzeſten Nachtſtücke anderer Literaturen wahrhaft tröſtend erſcheinen, nicht etwa weil ihre Mittel und Effecte hinter denen der ruſſiſchen Bilder zurückblieben, ſondern weil ſie ſich von vornherein als bloße Phantaſiebilder darſtellen, während die Gemälde unſers ruſſiſchen Dichters unverkennbar treue Abdrücke der Wirklichkeit ſind und ganz den Eindruck von Lichtbildern machen, die nur darum nichts Tröſtlicheres zeigen, weil ſie bei hellem Tageslicht und ohne irgend eine Zuthat der Phantaſie geſchaffen ſind. Dieſer Dichter iſt Nikolaus Pawlow, der in dieſer Sammlung durch vier Novellen repräſentirt iſt, die innerhalb des Genre das wir eben charakteriſirt haben zu den ausgezeichnetſten Productionen gehören, die uns vorgekommen ſind. Wie wir aus der Einleitung erfahren, iſt derſelbe zu Moskau 1805 geboren. Der durch die Kataſtrophe von 1812 herbeigeführte Ruin ſeines Vaters brachte ihn um den regelmäßigen Genuß des Gymnaſialunterrichts; aber gerade die Eigenthümlichkeit ſeiner aus Nothbehelf herbeigeſchafften Bildungsmittel ließ ſein Talent noch früher als es ſonſt vielleicht geſchehen zum Durchbruch kommen. Noch ſehr jung gelangte er zur Univerſität und ſchon hier zog ihn die literariſche Thätigkeit an; zugleich aber ließ er ſich auch von einer glühenden Leidenſchaft fortreißen, verheirathete ſich, ehe er noch die Studien vollendet, ward nach einem Jahre bereits Witwer und warf ſich nun eine längere Zeit hindurch in die ſtürmiſchſten Elemente der Geſellſchaft, wo er zu einer reichen, oft aber auch ſehr troſtloſen Lebenskenntniß gelangte. Erſt nach neun bis zehn Jahren kehrte er aus dieſem Treiben in die Einſamkeit zurück und ſammelte ſich hier zur poetiſchen Verarbeitung ſeine Erfahrungen. Im Jahre 1835 erſchienen ſeine erſten Novellen, drei an der Zahl; bald darauf verheirathete er ſich zum zweiten male mit Karoline von Jäniſch, die ſich gleichfalls um die ruſſiſche Literatur verdient gemacht hat; 1839 ließ er ein zweites Kleeblatt von Novellen folgen, bisjetzt ſein letztes literariſches Erzeugniß; denn er widmete ſich von jetzt an mehr einer praktiſchen Thätigkeit, neben welcher ihn die mit dem ruſſiſchen Wohlleben gewöhnlich verbundene Trägheit nicht wieder zu neuen Productionen kommen ließ.

Den allgemeinen Charakter der Pawlow'ſchen Novellen ſchildert der Herausgeber in ähnlicher Weiſe wie wir es oben gethan haben; jedoch ſucht er zugleich den Dichter ſelbſt zu rechtfertigen und nachzuweiſen daß derſelbe, wiewol er ſeine Wanderung großentheils durch die Irrgänge des menſchlichen Herzens verfolgt habe, doch vom Genius des Schönen nicht verlaſſen ſei und ſtets nur ſolche Wege betreten habe, von denen, ſo dunkel ſie ſeien, ſo tragiſch oft ihr Ausgang, doch der Aufblick zum Lichte, zur Verſöhnung möglich ſei. Zwar habe er bei ſeinen Erfahrungen manches unerſetzliche theure Erbſtück des Glaubens eingebüßt und ſeinen Halt oft nur in einem Selbſtvertrauen gefunden, welches auf den Trümmern des Vertrauens zu Andern erbaut geweſen ſei; aber es gehe doch aus den Thatſachen ſeines Lebens unbeſtreitbar hervor daß er mit den Werkzeugen des Verderbens ſeinen Geiſt geradezu gefeit habe. Möge immerhin das Blut in welchem er ihn gebadet Drachenblut, der Strom in welchen er ihn getaucht ein Höllenſtrom geweſen ſein: der ſchützende Zauber ſei ihm davon geblieben, und die Giftpfeile der Geſellſchaft, die ein unerfahrenes Herz tödtlich verwunden, ſeien an ihm abgeglitten. Er habe dieſe Pfeile, dieſe feingeſchnitzten, goldſchimmernden Pfeile mit der reizendſten Gewandtheit aufgefangen und ſie zu ſeinem pſychologiſchen Vorrath, zu ſeinen dichteriſchen Mitteln gelegt. Zwar ſei in ſeiner poetiſchen Intention keine *Milde* und Schonung, da er hauptſächlich die Schätze einer Weisheit benutzt habe, die der dämoniſchen Macht des Zweifels und den Truggeſtalten des Lebens abgerungen ſeien; zwar habe er ſich mit ſchneidendem Spott, mit erkältender Ironie zu ſeinen Streifzügen durch die Geſellſchaft gerüſtet; aber auch die ſonnigen Erinnerungen ſeines Herzens hätten wieder enthüllt vor ihm gelegen und zu allen Mitteln ſeiner Dichternatur habe er den Genius des Guten und Schönen als ſicheres Geleit hinzugenommen.

In dieſer Apologie des Dichters liegt jedenfalls viel Wahres. Auch wir glauben daß ſich derſelbe über die Atmoſphäre, deren glänzende und trügeriſche Phänomene er ſo trefflich ſchildert, erhoben hat, und daß er eben nur von dem Standpunkte einer höhern Erkenntniß aus ſie ſo treffend in ihrer troſtloſen Leere und Nichtigkeit ſchildern konnte. Nur darin können wir dem Herausgeber nicht beiſtimmen, wenn er meint, es läge auch in den Schilderungen ſelbſt etwas Tröſtendes und Verſöhnendes; wenigſtens haben wir in den hier mitgetheilten Novellen Nichts davon entdecken können. Oder iſt es tröſtend, wenn, wie im „Maskenball", die ganze Geſchichte darauf hinausläuft daß ein Weib, die ganz in Liebe und unbedingter Hingebung nur für ihren Gemahl zu leben ſchien, in ihrem Tode ſich als eine Treuloſe erweiſt und den tiefempfundenen Schmerz des Mannes über ihr frühes Hinſiechen und Sterben zuletzt als eine lächerliche Farce erſcheinen läßt? Iſt es tröſtend, wenn, wie im „Namenstag", ein Mann, der aus der Zärtlichkeit ſeiner Frau die feſteſte Ueberzeugung gewonnen hat, nur aus echter und wahrer Liebe von ihr gewählt zu ſein, hinterher erfährt daß ſie gerade zur Zeit ſeiner glücklichen Bewerbung mit leidenſchaftlicher Liebe einen Andern geliebt und ihn nur aus conventionnellen Rückſichten vorgezogen hat? Iſt es tröſtend, wenn uns, wie in der dritten Novelle, die „Eine Million" betitelt iſt, ein Mann vorgeführt wird, der, im Beſitz eines unermeßlichen Reichthums und bitterer Lebenserfahrungen, ſchon nicht mehr an die wahre und uneigennützige Liebe eines Mädchens zu glauben vermag und der deshalb die von ihm Geliebte auf die raffinirteſte aller Proben ſtellt, indem er ihr, falls ſie ihm aufrichtig geſtehe daß ſie ihn *nicht* liebe, eine Million anbietet, und wirkt es beruhigend, wenn dieſer Mann mit dieſem empörenden, anfangs das Mädchen ſelbſt in Entrüſtung bringenden Unglauben zuletzt dennoch Recht behält? Oder endlich iſt es tröſtend, wenn im „Yatagan" ein junger, liebenswürdiger Offizier durch die fataliſtiſche Kraft eines Yatagans (Dolchs), den ihm ſeine Mutter zum Geburtstage geſchenkt, in das tragiſche Geſchick eines Mörders hineingetrieben wird, ohne daß eine andere Schuld an ihm haftete als daß er in kindiſcher Freude mit zu großem Stolze ſeine erſte Uniform betrachtet hat? Und wenn eine junge Fürſtin die dieſen Offizier liebt mit in dieſes tragiſche Geſchick hineingeriſſen wird, blos weil ſie eine Ausnahme gemacht hat von den andern Weibern und niederträchtig genug geweſen iſt, ihren Geliebten ſelbſt dann als er ſchon zum Gemeinen degradirt war ſeinem Oberſten vorzuziehen? Wir finden in alle Dem nur die troſtloſe Ueberzeugung ausgeſprochen daß in der Welt oder wenigſtens in den vom Verfaſſer geſchilderten Sphären von echter Liebe, Wahrheit und Treue nicht mehr die Rede ſei; oder wenn einmal als ſeltene Ausnahme noch ein unverdorbenes, tief und wahr empfindendes Gemüth gefunden werde, ſo müſſe dies unter ſo unſeligen ſocialen Verhältniſſen nothwendig einem traurigen herzzerreißenden Geſchick zum Opfer fallen. Was liegt nun in dieſer Ueberzeugung Tröſtendes? Welche Perſpective hat der Verfaſſer eröffnet auf eine wenn auch noch ſo fernliegende Beſſerung und Heilung dieſer troſtloſen Zuſtände? Wir haben eine ſolche nicht entdecken können. Der Verfaſſer gibt uns das Gift ohne irgend ein heilendes Gegenmittel, denn alle Süßigkeit, in die er daſſelbe einkleidet, dient nur dazu, zum Genuß deſſelben zu verführen, beſitzt aber nicht die Kraft, die Wirkung deſſelben aufzuheben oder nur zu mildern. Allerdings war es ihm, wie der Verfaſſer ſagt, nicht darum zu thun, nach der *aufgeſchoſſenen* Saat des Laſters hinzuleiten, ſondern auf den zarteſten *Keim* deſſelben, nicht auf die Miſſethat, ſondern auf ihren Geiſt; allerdings wies er auf das moraliſche Unrecht nicht in der Wildheit und Anarchie der Gewalt, ſondern wie es ſich oft in die geſchmackvollſten Formen der Cultur, in die heilſamſte Ordnung des Geſetzes einſchleicht; allerdings zeichnet er die Lüge nicht in ihrer häßlichen Nacktheit, ſondern in ihrer ſchönen Ueberhüllung und in dieſer nicht ſowol Keckheit, ſondern Muthloſigkeit, nicht ſowol die

Kraft zu heucheln als die Ohnmacht wahr zu ſein. Alles Dies iſt ſo wie der Herausgeber ſagt; aber trotzdem liegt in ſeinen Zeichnungen nichts Beruhigenderes oder Verſöhnenderes als in den allergrellſten Darſtellungen des Laſters und des Elends. Im Gegentheil, ſie wirken noch weit entmuthigender und zerſtörender, denn ſie zeigen uns ja die glänzenden Außenſeiten des Lebens nur, um uns dahinter die innere Fäulniß ahnen zu laſſen; ſie überbreiten uns nur darum die Abgründe der Sünde und des Unglücks mit bunten Blumen und grünen Zweigen, damit wir auch zu dieſen Trägern der Freude und Verkündern der Hoffnung kein Vertrauen mehr faſſen können. Die Totalwirkung dieſer Novellen iſt alſo jedenfalls eine ſolche daß uns die Welt in der ſie ſich bewegen trotz allen Glanzes und blendenden Scheins im düſterſten und hoffnungsloſeſten Lichte erſcheinen muß; und wenn der Herausgeber nicht ganz dieſen düſtern Eindruck empfangen hat, ſo hat dies gewiß ſeinen Grund nur in den ſonſtigen Reizen und Schönheiten derſelben, die in der That von ſo außerordentlicher Art ſind daß ſie einen Leſer der ſein Augenmerk mehr der concreten Ausführung als dem idealen Gehalt zuwendet nothwendig in hohem Grade entzücken und über den troſtloſen Stoff hinwegheben müſſen. Mag immerhin die ruſſiſche Geſellſchaft, die Pawlow ſtets zum Object ſeiner Darſtellungen wählt, den Eindruck eines Leichnams, eines der Verweſung anheimfallenden Körpers machen: Pawlow weiß uns dieſen Körper mit ſo feiner Hand, mit ſo geſchicktem anatomiſchen Meſſer zu zergliedern und zu zerlegen, uns das Gerüſt der Knochen, die Structur der Muskeln, das Netz der Adern, das Gewebe der Nerven ſo trefflich zuſammengeſtellt, ſo ſauber präparirt, ſo balſamiſch mit conſervirendem Aether getränkt vor die Augen zu führen daß wir in Bewunderung der anatomiſchen Kunſt, überraſcht von dem Blick in ein uns bisher unbekanntes Gefüge und Getriebe, hingeriſſen von dem erſten Eindruck bloßgelegter Geheimniſſe, des todten Körpers, an dem ſich das Alles befindet, vergeſſen oder auch in ihm noch die Lebensfülle der ſchaffenden Natur und des nachſchaffenden Künſtlers anſtaunen. Zuweilen freilich macht der Dichter von dieſer Zergliederungskunſt eine zu ausgedehnte Anwendung, und der Herausgeber hat Recht, wenn er ihm vorwirft daß er die feine Manier der Geſellſchaft in ſeinem Ausdrucke nicht ſelten überbiete. Zwar ſei es richtig daß in der raffinirten, coquettirenden Anmuth und Schönheit der Salon- und Ballköniginnen jedes Flitterchen, jedes Augenblinzeln, jeder Zug um den Mundwinkel, jede Kopfbewegung, jedes Fallen der Locken u. ſ. w. ſeine Bedeutung habe, und daß in jedem Stäubchen dieſer parfumirten Atmoſphäre ein außerordentlicher Sinnenreiz liege; aber die Muſe, auch wenn ſie ſich in dieſe Atmoſphäre verſetze, auch wenn ſie um der Lebendigkeit der Darſtellungen willen jene Wirkungen erziele, müſſe doch dieſe Kleinigkeiten nicht bis ins Allereinzelnſte auffangen. Wie ſie ſelbſt aus der großen ſchönen Natur nur jene Züge zuſammennehme, die in ihr harmoniſches Bild paſſen, ſo dürfe ſie noch weniger aus dieſer Ueberkünſtelung, aus dieſem Lappen- und Läppchenprunk jedes Fäſerchen ausziehen. Auch darin hat der Herausgeber Recht daß Pawlow gerade bei Schilderungen von Aeußerlichkeiten ſich leicht ins allzu Minutiöſe verliere, und daß namentlich in der erſten Hälfte des „Maskenball" gar zu viel Decorationsſchnörkel für die Handlung angebracht ſei; aber im Ganzen genommen beruht doch gerade in ſeiner Detailmalerei, in ſeiner Kunſt, an paſſender Stelle vom Kleinſten und Feinſten Gebrauch zu machen, die eigentliche Virtuoſität und Wirkung ſeiner Darſtellung, und es muß ihm nachgerühmt werden daß er ſelbſt den der Außenwelt entnommenen Zügen faſt ſtets eine tiefe innere Bedeutung zu geben und ſie als die kleinen Verräther der verborgenſten Herzensregungen zu benutzen weiß. Am glänzendſten entfaltet er dieſe Kunſt in der dritten der vier Novellen, wie wir denn dieſe überhaupt als diejenige bezeichnen müſſen, in welcher er ſein Talent, piquante und ſpannende Situationen bis zum höchſten Grade des Effects aufzuſchrauben, am überraſchendſten darlegt. Freilich liegt in dem Genuß den er uns bietet etwas höchſt Quäleriſches und Marterndes; aber er weiß es ſo zu machen daß wir uns gern von ihm quälen und martern laſſen und uns ſeinem Zauberkreiſe nicht entziehen können. Darf daher auch der Leſer von Pawlow kein reines Ergötzen, keine innerſte Befriedigung erwarten, ſo wird er ſich doch in hohem Grade von ihm angezogen und gefeſſelt fühlen und von ihm aus wie nach dem Genuſſe ruſſiſchen Kaviars mit aufgefriſchtem Appetit zu den einfachern und natürlichern Speiſen der deutſchen Küche zurückkehren.

Weit näher unſerm deutſchen Charakter ſteht der vierte Dichter der Sammlung, Alexander Herzen, von dem uns der Herausgeber nur eine einzige, aber den ganzen dritten Band füllende Novelle mittheilt. Der Grund ſeiner nähern Verwandtſchaft mit uns liegt theils in Verhältniſſen des Bluts, theils in dem eigenthümlichen Verlauf den ſein Leben und ſeine Bildung genommen. Wie wir aus der Einleitung erfahren, iſt Herzen zwar väterlicherſeits trotz ſeines deutſchen Namens von echtruſſiſcher Abkunft und ruſſiſcher Erziehung, dagegen durch ſeine Mutter, eine geborene Würtembergerin, von Haus aus mit deutſchen Elementen verſetzt. Er wurde im Jahre 1812 zu Moskau während des Brandes geboren, genoß bis zu ſeinen akademiſchen Studien Privatunterricht im älterlichen Hauſe, beſuchte dann die moskauer Univerſität, wo er ſich beſonders mit Mathematik und Naturwiſſenſchaften eifrig beſchäftigte, und betrat ſodann gegen ſeine Neigung die ſtaatsdienſtliche Laufbahn. Die Theilnahme an einer luſtigen Geſellſchaft vertrauter Freunde, in der ein revolutionnaires Gedicht vorgeleſen war, und die auf Denunciation dieſes Vorfalls erfolgende Beſchlagnahme der Papiere ſämmtlicher Anweſenden ließ auch ihn als gefährlich erſcheinen, und ſo wurde er zur Strafe erſt nach Wladimir, von wo aus ihm das kühne Wagſtück gelang, ſeine Braut aus einer kaiſerlichen Erziehungsanſtalt zu Moskau zu entführen und ſich mit

ihr zu einer glücklichen Ehe zu verbinden, ſodann nach dem hoch im Norden gelegenen Wjatka verſetzt. In dieſer außereuropäiſchen Einöde wandte er ſich mit ausdauerndem Fleiße dem Studium der Philoſophie, insbeſondere der Hegel'ſchen zu, bis ihm der Einfluß hochgeſtellter Verwandter Verzeihung und ſeine Rückverſetzung nach Petersburg erwirkte. Indeß ein Brief, worin er ohne weitere Nebenabſicht das Gerücht von einem durch einen petersburger Sicherheitswächter verübten Straßenmorde mittheilte, brachte ihn abermals in eine gefahrdrohende Unterſuchung, und nur den Bemühungen ſeiner Verwandten verdankte er es daß er ohne weitere Strafe mit dem Titel eines Hofraths entlaſſen wurde. Er kehrte nun nach Moskau zurück, beſchäftigte ſich neben der Philoſophie beſonders mit den Naturwiſſenſchaften und begann in dieſem Gebiet auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, indem er in den „Vaterländiſchen Memoiren" eine Reihe „Briefe über das Studium der Natur" veröffentlichte, die, obſchon noch unvollendet, zu den bedeutendſten Erſcheinungen der ruſſiſchen Literatur gehören. Gleichzeitig richtete er aber ſeinen beobachtenden Geiſt auch auf die menſchlichen Verhältniſſe und widmete ſein Darſtellungstalent der Phyſiologie und Pathologie der ruſſiſchen Geſellſchaft, das er zunächſt in Novellen, kleinen Romanen, humoriſtiſchen Schilderungen u. ſ. w. niederlegte. Im Februar 1847 reiſte Herzen nach Deutſchland, lebte hier einige Zeit zu Königsberg, Berlin und Köln, ging dann über Brüſſel nach Frankreich und von dort nach Italien. Infolge der Revolution von 1848 eilte er nach Paris zurück, zeigte hier eine lebhafte Sympathie für die Bewegung und ward deshalb als eifriger Beförderer der Umſturzpartei im Mai 1849 zur Flucht nach Genf genöthigt. Im November ging er nach London und von da wieder nach Paris, wurde jedoch abermals ausgewieſen und begab ſich nun nach Nizza, wo er den Plan gefaßt haben ſoll nach Amerika zu gehen. Auch auf ſeinen Reiſen war er vielfach ſchriftſtelleriſch thätig, indem er namentlich für ruſſiſche Zeitſchriften Reiſeberichte, Aufſätze über Tagesfragen, ja ſelbſt einen Roman: „Die Pflicht geht über Alles", lieferte, jedoch damit ſelten vor der Cenſur Gnade fand und ſich in der Folge lieber an franzöſiſchen und deutſchen Zeitungen betheiligte.

Läßt ſich ſchon in dieſen ſeinen äußern Lebensverhältniſſen die ideale Richtung ſeines ganzen Weſens nicht verkennen, ſo dürfen wir unbedenklich annehmen daß auch ſeine Perſönlichkeit ganz ſo iſt wie ſie der Herausgeber ſchildert. Er ſagt über ihn:

Ich ſah Herzen in Moskau im Jahre 1845. Der hohe ideelle und ſittliche Gehalt der in ſeinen Schriften liegt tritt noch ergreifender in ſeiner Perſönlichkeit hervor. Ein Mann der ihn in verſchiedenen Verhältniſſen zu beobachten Gelegenheit gehabt ſagte mir von ihm: „C'est un homme à toute épreuve." Aufrichtigkeit und Wahrheit iſt der Grundzug ſeines Charakters; er hat kein Geheimniß; wie vor ſeinen nächſten Freunden, ſo trägt er vor der ganzen Welt das Herz auf den Lippen. Er iſt nicht nur ein klarer Geiſt, er iſt eine durchſichtige Seele. Darum iſt ihm Heuchelei, in welcher Geſtalt auch immer, völlig fremd. Darum ſpricht er Alles entſchieden, ja bisweilen zu ſchroff aus. Von feurigem, ſanguiniſchem Temperament verfällt er nicht ſelten ins Extreme, nie aber wird er ſeiner innerſten Natur untreu. Alles was an gleißneriſche Empfindſamkeit ſtreift iſt ihm verhaßt, aber es kann kein weicheres, empfänglicheres Herz geben als das ſeine. Wie er mit größter Lebhaftigkeit einen Eindruck erfaßt, ſo bewahrt er ihn tief, treu und dauernd.

Ganz dieſer Zeichnung entſprechend ſpiegelt er ſich nun auch in der vom Herausgeber mitgetheilten Novelle ab, die wir unbedenklich für die bedeutendſte und werthvollſte Dichtung der ganzen Sammlung erklären müſſen. Zwar bewegt ſich auch ſie in derſelben Sphäre wie die Novellen von Pawlow und Helena Hahn; zwar macht auch ſie es ſich zur Aufgabe, die Amalgamation von Blaſirtheit und Roheit, die innere Fäulniß und Hohlheit der ruſſiſchen Geſellſchaft zu ſchildern, und macht daher von Seiten ihres objectiven Inhalts ebenſo wie jene einen mehr deprimirenden und beängſtigenden als erhebenden und wohlthuenden Eindruck; ja weil Herzen's Schilderung das unverkennbare Gepräge der Wahrheit trägt und gänzlich frei iſt ebenſo wol vom Anhauch jener ſentimentalen Lebensanſchauung die wir an Helena Hahn bemerkten, wie von jener raffinirten, die Wirklichkeit noch überbietenden Combinationsgabe durch die ſich Pawlow auszeichnet, ſo bleibt uns, wenn wir die Troſtloſigkeit der ſocialen Zuſtände Rußlands aus dieſer Novelle kennenlernen, noch nicht einmal die Vermuthung als Troſt übrig, es habe vielleicht der Dichter entweder zu ſchwarz geſehen oder zu ſchwarz gezeichnet, und in der Wirklichkeit ſei die Sache immer noch beſſer als in ſeiner Darſtellung. Aber wenn dem auch ſo iſt, der Geſammteindruck dieſer Novelle iſt nichtsdeſtoweniger ein weit verſöhnenderer und milderer, weil ſich darin das ſchaffende Subject als hoch und frei über dem geſchilderten Objecte ſchwebend darſtellt und uns dadurch über die traurige Realität hinaus einen Blick in eine höhere, ideale Sphäre eröffnet, die wie der Steppenhimmel über die Steppe auch über die darunterliegende Einöde einen Zauber von ganz eigenthümlicher Schönheit ausbreitet. Auch Helena Hahn und Pawlow ſchweben zwar inſofern über der von ihnen gezeichneten Welt als ſie die Miſerabilität derſelben im Widerſpruch mit ihrer beſſern Natur zeigen; aber Helena Hahn bringt es dabei nicht weiter als bis zur ohnmächtigen, reſignatoriſchen Klage, und Pawlow's Superiorität über die Wirklichkeit beſteht nur darin daß er den Muth und die Kraft beſitzt, ihre Schwindſüchtigkeit bis in die einzelnſten Symptome hinein zu verfolgen und daraus eine uns heiß und kalt überrieſelnde Krankengeſchichte zuſammenzuſetzen. Herzen hingegen zeigt daneben auch die Möglichkeit einer Heilung, er läßt die Vorſtellung aufkommen daß die Zuſtände nicht ewig ſo bleiben können wie ſie ſind; er erweckt das Bewußtſein daß es wirklich ſchon etwas Höheres, Ausdauernderes und Befriedigenderes gebe als Das iſt worin die Ruſſen die höchſte Summe irdiſcher Seligkeit erblicken, daß die Ahnung dieſes Höhern auch in Rußland ſelbſt ſchon zu keimen beginne und daß die Idee auch dort bereits ihren Kampf mit den ſtarren Formen einer abgelebten Wirk-

lichkeit anhebe. Freilich muß in dieſem Kampfe die Idee anfangs erliegen, und Herzen ſieht ſich genöthigt zunächſt nur ihre Niederlagen zu ſchildern, ja er iſt gezwungen die erſten Lebensregungen der Idee nicht nur als ſelbſt unglückliche, ſondern auch als unheilbringende und zerſtörende hinzuſtellen. Aber weil in ihm ſelbſt das Bewußtſein lebt daß ſolche Niederlagen im Grunde doch verhüllte Siege ſind, daß ſie nur die Bedeutung von Opfern haben, durch welche große Errungenſchaften erkauft werden müſſen: ſo weiß er dieſe tröſtende, ja hoffnungerweckende Auffaſſung auch dem Leſer mitzutheilen und damit eine echttragiſche Wirkung zu erzielen, die in das Ergreifendſte und Erſchütterndſte ſtets etwas Beruhigendes und Ermuthigendes hineinzulegen weiß.

Als Titel trägt die Novelle die gewichtige Frage: „Wer iſt Schuld?“ Dieſe Frage bezieht ſich zunächſt nur auf das unglückliche Ende eines ſtillen häuslichen Glücks, das ein in Liebe ſich zugethanes, von der Welt zurückgezogenes, in beſcheidener Häuslichkeit lebendes Paar inmitten der unſeligen Zuſtände der ruſſiſchen Geſellſchaft ſolange genoſſen, bis ein aus fernen Regionen in die beſchränkten Verhältniſſe hineinfallender Lichtſtrahl und die damit herbeigeführte Ahnung eines noch höhern Glücks das bisher genoſſene Glück zerſtörte. Cruciferſki und Lubinka, jener Hauslehrer, dieſe natürliche Tochter eines nicht bösartigen, aber rohen ruſſiſchen Edelmanns, frühern Generals, gewinnen als die einzigen edlern und tieferfühlenden Elemente in einer gemeinen Sphäre einander lieb und gelangen trotz der eiferſüchtigen Liebe der Frau Generalin zum allzu ſchüchternen Hauslehrer, weil der General ſchon lange danach getrachtet ſeine Tochter unter die Haube zu bringen, ohne weitere Schwierigkeiten zu dem von ihnen ſelbſt kaum für möglich gehaltenen Glück einer ehelichen Verbindung und Cruciferſki obenein zur Stelle eines Gymnaſiallehrers in einer kleinern ruſſiſchen Stadt. Hier leben ſie mehre Jahre in ſtillem Familienglück, nur in ſich und ihrem Kinde, einzig beſucht von einem alten Hausfreunde, einem alten unverheiratheten Doctor Crupow, einem Verächter der Ehe, der auch Cruciferſki vor derſelben gewarnt und dem Paare noch jetzt ſein Glück beſtreitet, obwol er ſich gerade in ihrem Hauſe allein glücklich fühlt und es als ſein eigentliches Aſyl und Buen Retiro betrachtet. Durch dieſen wird eines Tags auch ein Hr. von Baltow in die Familie eingeführt, ein junger Mann, der von einem Schweizer, Monſieur Joſeph, nach Rouſſeau'ſchen Grundſätzen erzogen, dadurch für eine höhere Bildung des Geiſtes und Herzens gewonnen, aber für den Dienſt in der ruſſiſchen Staatsmaſchine verdorben wird, deshalb die Befriedigung ſeiner tiefern Bedürfniſſe auf mehrjährigen Reiſen in Deutſchland, Frankreich, der Schweiz, Italien ſucht, endlich aber doch wieder nach Rußland zurückkehrt und eben jetzt in derſelben kleinen Stadt wo Cruciferſki lebt aus Verlangen nach irgend einer praktiſchen Thätigkeit ſich um ein Amt bei den Adelswahlen bewirbt. Um ſeiner höhern Richtung und Bildung willen von den herrſchenden Elementen der ruſſiſchen Geſellſchaft gehaßt und ſelbſt dieſelbe abgeſchmackt findend, fühlt auch er ſich nur von dem ſtillen Kreiſe der Cruciferſki'ſchen Familie angezogen, und indem er hier zum erſten mal die Schwingen ſeines urſprünglich genialen, durch Erziehung veredelten und durch Weltkenntniß gehobenen Geiſtes frei und wie in heimatlicher Sphäre entfaltet, übt auch er auf die Familie und insbeſondere auf die für eine höher gehende Geiſtesrichtung höchſt empfängliche Lubinka eine unwiderſtehliche Anziehungskraft aus, und es dauert nicht lange, ſo entzündet ſich in Beider Herzen die Leidenſchaft einer gegenſeitigen Liebe, welche, ſo reingeiſtiger und pſychiſcher Art ſie auch iſt, doch ſich nicht ganz verſtecken kann und endlich in einer höchſt aufregenden Scene zum Bewußtſein und gegenſeitigen Geſtändniß gelangt. Infolge deſſen ſinkt Lubinka auf ein langes Krankenlager, währenddeſſen das unſelige Verhältniß auch dem armen Cruciferſki zum Bewußtſein kommt und ihn um ſo tiefer und vernichtender erfaßt als er einerſeits in ſeiner Beſcheidenheit die Ueberlegenheit des Baltow'ſchen Geiſtes und die Gewalt ſeines Eindrucks anerkennt, andererſeits aus dem Leumund der gemeinen Geſellſchaft ſein Unglück in verzerrtem und beſudeltem Bilde zu hören bekommt. Nun iſt das frühere Glück unwiderruflich vernichtet. Zwar Baltow, vom Doctor Crupow mit Vorwürfen überladen und mehr noch aus eigener Selbſtbeſtimmung, entſchließt ſich auf jede weitere Fortſpinnung des in den reinſten Bezügen gebliebenen Verhältniſſes zu verzichten und wieder ins Ausland zu reiſen, aber zu ſpät! Lubinka's Herz iſt einmal gebrochen und Cruciferſki's Bewußtſein vergiftet. Jene ſiecht dahin und wird das Opfer eines frühen Todes und dieſer in Ermangelung der eigenen Geiſteskraft ſucht ſeine martervollen Gedanken durch einen fremden Geiſt zu betäuben und ergibt ſich dem Trunke. Auch Baltow's Lebensglück iſt dahin; er irrt fortan als heimat- und zielloſer Wanderer in der Fremde umher.

Wer iſt nun an dieſem Unglück Schuld? Baltow, daß er mit ſeinem überlegenen Geiſte den verwandten Geiſt Lubinka's angezogen? Crupow, daß er die verwandten Elemente zueinander geführt? Monſieur Joſeph, daß er in Baltow dieſen höhern Geiſt geweckt? Das Ausland, daß es dieſem Geiſte eine noch höhere Lebensauffaſſung, eine noch tiefere Bildung, eine noch unwiderſtehlichere Anziehungskraft gegeben? Oder trägt Lubinka die Schuld, daß ſie von jenen höhern Elementen ſich hat anziehen laſſen? daß ſie ihren Gefühlen Ausdruck gegeben? daß ſie dem Widerſpruch ihrer Liebe und ihres Pflichtgefühls keinen kräftigern pſychiſchen Widerſtand hat leiſten können? Oder liegt die Schuld an Cruciferſki, daß er es an Genialität, überwältigendem Eindruck mit Baltow nicht aufnehmen konnte? daß er bei aller Beſcheidenheit doch nicht beſcheiden genug war dem überlegenen Geiſte ohne Weiteres ſeine Gattin, den ganzen Inbegriff ſeines Lebensglücks, abzutreten oder zu überlaſſen? daß er nicht tiefblickend und ſelbſtſüchtig genug war von Anfang an den gefährlichen Eindringling aus dem Hauſe zu werfen? Oder endlich liegt die Schuld in den allgemeinen ſocialen Verhältniſſen, in der

Rache die das Allgemeine an dem Einzelnen nimmt, wenn dieſes wie Cruciferſki und Lubinka ſich herausnimmt ſich von demſelben abzuſondern und auf eigene Hand glücklich ſein zu wollen, oder gar wie Baltow anmaßend genug iſt, ſich über das Allgemeine zu erheben und geringſchätzig auf daſſelbe herabzuſehen? Liegt die Schuld an Denen die dieſe allgemeinen Verhältniſſe ſo geſtalten und erhalten, daß gerade die edlern und beſſern Elemente mit ihm in Widerſpruch gerathen und an ſeinen unbezwingbaren Gegenſätzen zerſchellen müſſen? Der Dichter ſelbſt beantwortet dieſe Fragen nicht, er regt ſie nur an, er legt ſie dem Leſer wie ein großes gewichtiges Räthſel vor, und gerade hierdurch gibt er der Novelle eine Bedeutung und Nachwirkung die ſie weit über das Niveau der gewöhnlichen Unterhaltungsliteratur erhebt und ſie in ihrem Gehalte jenen mehr oder minder epochemachenden Werken anreiht, welche immer aufs neue wieder zum Nachdenken und wiederholten Leſen auffodern. Und wie im Großen und Ganzen, nicht geringer iſt ihre Wirkung im Kleinen und Einzelnen. Zwar iſt ſie in mehrfacher Rückſicht nicht ohne Fehler, namentlich leidet ſie an einer unverhältnißmäßigen Ausführung einzelner Theile, an einer zu ſpeciellen Hervorhebung von Nebenperſonen und Nebenpartien und überhaupt an einer zu weitgreifenden Einflechtung von Reflexionen, wodurch der Fortſchritt der eigentlichen Geſchichte oft zu lang aufgehalten und der draſtiſche Eindruck den ſie ſonſt macht ein wenig geſchwächt wird. Aber dieſe Mängel werden neben den Vorzügen kaum bemerkt, unter denen wir namentlich die meiſterhafte, mit ebenſo feinen als tiefen pſychologiſchen Zügen ausgeſtattete Zeichnung der Charaktere, den Reichthum an ſcharfen und treffenden Gedanken, den bunten Wechſel neuer und ſpannender Situationen, die Virtuoſität durch einfache und ungeſuchte Mittel tiefeingreifende Effecte tragiſcher wie komiſcher Art zu erzielen und endlich den über dem Ganzen ſchwebenden, das Düſtere mit dem Heitern, das Ergreifende mit dem Lächerlichen keck und überraſchend verſchmelzenden Humor und die in demſelben ſich offenbarende echtkünſtleriſche Weltanſchauung hervorheben. Gar gern möchten wir von dem Allen dem Leſer eine Probe mittheilen. Aber zu einer längern fehlt der Raum und mit einer kürzern würden wir dem Autor Unrecht thun. Darum möge ſich der Leſer lieber durch das Ganze überzeugen, und wir verſprechen ihm daß er die darauf verwandte Zeit nicht bereuen wird.

Die zweite der oben verzeichneten Sammlungen, gleichfalls von Wolfſohn herausgegeben, kann ſich mit der erſten an Bedeutung und Reichhaltigkeit nicht meſſen; indeſſen ſcheint uns der Herausgeber ihren Werth zu niedrig anzuſchlagen wenn er in der Vorrede ſagt, es ſei den in ihr enthaltenen Erzählungen mit Ausnahme einer Märchennovelle von Gogol nur ein beſcheidenes Plätzchen in der Unterhaltungsliteratur einzuräumen; wenigſtens möchten wir von dieſem Urtheil die den zweiten Band füllende Erzählung: „Zwei Frauen. Eine Herzensgeſchichte von Helena Hahn", ausgenommen wiſſen, denn dieſe ſcheint uns nicht nur den beiden Novellen derſelben Dichterin welche der Herausgeber in die erſte Sammlung aufgenommen hat an ſtofflichem Intereſſe wie an künſtleriſcher Vollendung weit überlegen zu ſein, ſondern wir müſſen ſie überhaupt für eine ſehr treffliche Novelle halten, die nicht blos in der Unterhaltungsliteratur, ſondern in der Reihe der wirklich poetiſchen Erzeugniſſe auf einen mehr als beſcheidenen Platz Anſpruch hat. Zwar bewegt ſie ſich nur in einem engern Kreiſe und auf dem Gebiet reininnerlicher Bezüge; eine Fülle großartiger Anſchauungen, eine Combination hervorragender Ereigniſſe, eine Verflechtung mannichfaltiger Lebensintereſſen und eine Zuſammenſtellung außerordentlicher Charaktere dürfen wir daher nicht von ihr erwarten. Aber innerhalb der Grenzen die ſie ſich ſelbſt geſteckt hat iſt ſie von faſt vollkommener Anlage und kaum minder vollkommener Ausführung, ſodaß ſie ein trefflich in ſich abgerundetes Ganzes, eine in ſich fertige und abgeſchloſſene Welt bildet und das Bedürfniß nach Dem was ihr fehlt gar nicht aufkommen läßt. Stellt ſie ſich von Seiten dieſer Enthaltſamkeit und künſtleriſchen Selbſtbeſchränkung, in der Goethe mit Recht die Hauptbedingung der Meiſterhaftigkeit ſieht, faſt als das Product einer männlichen Feder dar, ſo iſt ſie dagegen von Seiten ihres Inhalts der reine Ausfluß eines echtweiblichen Herzens und bildet zu dem immer und immer wieder von den Frauen behandelten Thema eine neue, im ergreifendſten Moll gehaltene Variation, in der wir ebenſo ſehr von der Tiefe und Reichhaltigkeit des Thema als von der Neuheit der Behandlung ergriffen werden. Der Inhalt der Geſchichte iſt in kurzem folgender. Olga, die junge, ſchöne Witwe eines Generals, eine in jeder Hinſicht vollkommene Weltdame, findet in Odeſſa, wohin ſie ſich aus der ſie überall quälenden Langeweile geflüchtet, ihre nicht minder ſchöne Jugendfreundin Theophania, die Tochter eines einſt ſehr reichen, jetzt aber völlig verarmten genueſiſchen Kaufmanns, zufällig wieder, iſt nicht abgeneigt die frühere Beziehung wieder anzuknüpfen, wird aber von Theophania, die ihren Aeltern in ihrer jetzigen Lage das peinliche Zuſammentreffen erſparen will, daran verhindert. Während Olga in die Krim reiſt, ſteigt die Noth von Theophania's Aeltern trotz den Anſtrengungen Theophania's auf das Aeußerſte, und ſchon iſt ihr Vater, der alte Abbiaggio, auf dem Punkte in den Schuldthurm zu wandern, als plötzlich Doligny, der Sohn eines alten Handelsfreundes, in Odeſſa ankommt und dem letzten Wunſche ſeines ſterbenden Vaters gemäß noch von der Quarantaine aus um Theophania's Hand wirbt. Trotz ſeiner Noth geht Abbiaggio nicht ſofort darauf ein, ſondern verlangt daß Doligny ſeine Tochter erſt ſehen und prüfen ſoll. Dies geſchieht, und da Doligny auf ſeinem Wunſche beharrt und auch Theophania ihn achten und lieben muß, ſo kommt die Verlobung zuſtande und Abbiaggio gelangt durch Doligny's Mitwirkung wieder zu erfreulichen Verhältniſſen. Für Theophania hätte nun eine Zeit des Glücks beginnen ſollen, denn Doligny zeigte

ſich in jeder Beziehung als edler, achtungswerther Mann und erwies Theophania alle nur möglichen Aufmerkſamten, wodurch Mädchen beglückt zu werden pflegen. Aber trotzdem wurde Theophania's Herz nicht befriedigt, denn je heißer ſie ſelbſt Doligny liebte, um ſo eher entdeckte ſie daß Doligny trotz aller ſeiner Zärtlichkeit ſie nicht liebe, ſondern nur durch die Bande des Pflichtgefühls, der Achtung und des allgemeinen Wohlwollens an ſie gekettet ſei. Anfangs meint ſie daß ſein Herz für Liebe überhaupt zu ruhig und kalt ſei; bald aber zeigt ſich ein anderer Grund ſeines Weſens. Olga kehrt von der Krim zurück und bezieht eine Sommerwohnung in der Nähe von der Wohnung Abbiaggio's. Sie kommt nun öfter zu dieſem und trifft auch mit dem ſchon in Petersburg von ihr geſehenen Bräutigam zuſammen, dieſer aber iſt im höchſten Grade kalt, faſt beleidigend gegen ſie und drückt auf das unverkennbarſte aus daß er Nichts mit ihr zu thun haben will. Olga hingegen ſucht gefliſſentlich ſeine Abneigung zu überwinden, und es koſtet Theophania viel Mühe ihn nur zur Artigkeit gegen ſie zu bewegen. Endlich gelingt es ihr ihn zu veranlaſſen daß er ſie Beide ins Theater begleitet. Schon hier entdeckte Theophania aus einem einzigen vorwurfsvollen Blicke, den Doligny während einer bezüglichen Stelle des Stücks auf Olga heftete, daß er zu ihr in einer andern Beziehung als der bisher zur Schau getragenen ſtehen müſſe, und das Geſpräch zwiſchen ihnen auf der Rückkehr im Wagen und die dadurch herbeigeführte Erzählung Doligny's von einem Freunde der eine junge Ruſſin auf das heißeſte geliebt habe und von ihr ſelbſt ſo leidenſchaftlich wiedergeliebt ſei, daß ſie entſchloſſen geweſen ſei mit ihm zu entfliehen, deſſen fürſorgliche Liebe aber ein ſo großes Opfer nicht vor einer ſorgfältigern Selbſtprüfung habe annehmen wollen, und darüber die Erfahrung habe machen müſſen daß dieſe halbkindiſche Liebe innerhalb der großen Welt gar bald der Coquetterie und Sucht zu glänzen Platz gemacht und das Mädchen vermocht habe ſtatt dem Geliebten ſich einem alten, abgelebten General hinzugeben — dieſe Erzählung und die Wirkung derſelben auf Olga überzeugte Theophania bald daß zwiſchen Doligny und Olga ſelbſt das eben erzählte Verhältniß beſtanden habe, und daß nur dieſe alte Liebe es ſei welche in Doligny keine neue aufkommen laſſe. War es aber bisjetzt nur noch Vermuthung, ſo wurde es ihr alsbald zur Gewißheit. Olga fodert Doligny auf ſie nach ihrer Wohnung zu begleiten; er folgt widerſtrebend und auf dieſem Wege kommt es zwiſchen ihnen zu einer Scene in der nach langem Kampfe auch die Liebe Doligny's endlich wieder zum vollen Ausbruch kommt. Trotzdem will er ſich fortan auf immer von Olga trennen, und was ſie auch dagegen ſagen mag, er iſt entſchloſſen ſein Theophania und dem ſterbenden Vater gegebenes Wort zu halten. Aber Theophania hat dieſe Scene belauſcht, ſie hat ſich überzeugt daß er nicht ſie, daß er Olga liebt, daß er ſich auch nicht von ihr, Theophania, geliebt glaubt, ſondern ſich einbildet ſie liebe den Sohn eines andern Hausfreundes, den jungen Extino. In ihrer Seele beginnt ein furchtbarer Kampf; endlich ſiegt der Entſchluß, dem Verlobten zu entſagen, und zwar ohne daß er auch nur von ihrer Liebe, von ihrem innern Kampfe Etwas erfahre, unter dem Vorwande daß ſie ihn nicht zu lieben vermöge. Sie beauftragt ihre Aeltern ihm dieſen Entſchluß mitzutheilen. Die Aeltern ſind außer ſich, können aber ihren Willen nicht ändern. Auch Doligny wendet noch ein mal ſeine ganze Ueberredung an ſie umzuſtimmen, aber vergebens. Sie entſchließt ſich ſogar zu dem Aeußerſten, einzuräumen, ſie liebe den jungen Extino. Da erſt läßt Doligny von ihr ab; ſeiner Verbindung mit Olga ſteht nun Nichts mehr im Wege und er ſegelt mit ihr nach Italien, verfolgt von den erſtarrenden Blicken Theophania's, die nun wieder an ihre Arbeit geht um ihre alten Aeltern zu ernähren, und nur darin einen Troſt findet daß ſie den Geliebten ihres Herzens glücklich gemacht zu haben glaubt. Einige Jahre ſpäter finden wir Doligny in Petersburg wieder in ruſſiſchen Dienſten. Es friert ihn dort gewaltig, es ſagt ihm überhaupt dort gar wenig zu; aber ſeine Frau hat es in Italien nicht aushalten können, und was thut ein Mann nicht einer Frau zu Liebe, die gewohnt iſt in den petersburger Salons zu glänzen? Zufällig erfährt er dort daß ſich auch Theophania verheirathet, aber nicht mit dem jungen Extino, den ſie zu lieben vorgab, ſondern mit dem alten, deſſen Vater. Dieſer trägt ſie auf den Händen, aber ſie kann dennoch eine tiefeingewurzelte Schwermuth nicht überwinden, die, wie Doligny jetzt erſt erfährt, nichts Anderes iſt als die unaustilgbare Liebe zu ihm. Jetzt weiß er nun welchen Schatz er an Theophania gewonnen haben würde; aber was hilft es ihm? Die Geſchichte iſt zu Ende.

Schon in dieſem dürren Auszuge wird ein Leſer der Phantaſie genug beſitzt ſich die angedeuteten Verhältniſſe weiter auszumalen die geſchickte Combination, die wohlerwogene Anlage nicht verkennen; aber den eigentlich poetiſchen Werth der Novelle wird er erſt kennenlernen wenn er der Verfaſſerin ſelbſt in die ſpecielle Entwickelung und Auseinanderlegung des Stoffs folgt; denn er wird hier eine Feinheit in der Ausmalung der Seelenzuſtände zu bewundern haben, wie man ſie nur bei den tiefblickendſten Kennern des menſchlichen Herzens und bei wirklichen Meiſtern der Darſtellung zu finden pflegt, und dabei eine Lebensanſicht ſich entfalten ſehen, die zwar immer noch in einer echtweiblichen Weltanſchauung wurzelt, aber doch weit über jene Vorurtheile und krankhaften Schwärmereien hinaus iſt, die wir noch an den beiden erſten Novellen der Dichterin zu rügen hatten.

Müſſen wir dieſe Erzählung ungleich höher ſtellen als ſie der Herausgeber ſelbſt zu ſchätzen ſcheint, ſo können wir dagegen dem erſten Stück der Sammlung: „Eine Mainacht. Kleinruſſiſche Volksgeſchichte von Nikolaus Gogol", nicht den Werth beilegen den er ihr zuſchreibt wenn er ſie als ein friſches, duftiges Blatt aus dem poetiſchen Frühling Gogol's, der anerkanntermaßen ein Dichter von ureigener Kraft und Fülle ſei, bezeichnet und darin zugleich den unmittelbaren Ausdruck des

kleinruſſiſchen Volksgeiſtes findet. Zwar verkennen wir die Schönheit einzelner Schilderungen z. B. der ukrainer Nacht, keineswegs, zwar liegt auch für uns in der kecken Miſchung des Mythiſchen und Wirklichen, des Phantaſtiſchen und Proſaiſchen, des Zarten und Derben, des Rührenden und Burlesken ein eigenthümlicher Reiz; aber trotzdem haben wir zu keinem rechten Genuß des Ganzen kommen können, ein mal weil die Figuren kein tieferes menſchliches Intereſſe zu erwecken wiſſen und ſich faſt nur wie Schattenbilder an der Wand zwiſcheneinander durch bewegen, ſodann weil der Scherz darin ein wenig gar zu täppiſch und plump auftritt und doch nirgend einen wirklich komiſchen Eindruck macht; ferner weil die nationale Färbung gar zu matt gehalten iſt, ſodaß ſich die Geſchichte kaum von Sagen und Dorfgeſchichten anderer Völker unterſcheidet, ja von dieſen weit weniger verſchieden iſt als etwa eine bairiſche Geſchichte von einer ſchwäbiſchen; und endlich weil das Ganze von keiner leitenden, tragenden Idee zuſammengehalten wird, durch die jedes Einzelne eine tiefere Bedeutung und eine nothwendigere Beziehung erhielte. Ihrer allgemeinen Anlage nach erinnert dieſe Märchennovelle an Shakſpeare's „Sommernachtstraum"; aber welch ein immenſer Abſtand in jeder Beziehung! Ebenſo wenig kann ſie ſich mit verwandten Erzeugniſſen der deutſchen Poeſie, wie ſie Tieck, Brentano, Eichendorff, Kinkel und viele Andere geliefert haben, meſſen, und ſchon deshalb muß ſie auf uns mehr den Eindruck eines mittelmäßigen als wirklich genialen und urſprünglichen Werks machen.

Die beiden noch übrigen Novellen: „Der Bär" vom Grafen Sollohub und „Seneida", Charakterbild vom Fürſten Odojewsky, entſprechen dem Urtheil welches der Herausgeber über ſie fällt. Sie gehören ihrem ganzen Zuſchnitt nach der leichtern Unterhaltungsliteratur an, aber „der Unterhaltung die ſie bieten fehlt es nicht an Belehrung und edler Anregung. Theils findet man hier Züge von Charakter- und Sittenſchilderung, wie nur feine Beobachter und Kenner des ruſſiſchen Lebens ſie hinwerfen konnten; theils iſt mit Wärme und Innigkeit eine pſychologiſche Entwickelung verſucht die den Gemüthsantheil des Leſers weckt." Das Element in dem ſie ſich bewegen iſt wiederum die vornehme Geſellſchaft, und das Thema um welches ſie ſich drehen Cabale und Liebe. Der Ton der Geſellſchaft iſt auch der ihrige: nonchalant, chevaleresk, nicht ohne Pointen, ſchöne Wendungen, aber meiſt nur die Oberflächen berührend, über das Luſtige und Traurige mit gleicher Gewandtheit, mit gleicher Grazie hinwegſchlüpfend. Der Stil des „Bären" hat ſogar etwas Burſchikoſes, er ſchmeckt nach den „guten Jungen" von denen darin die Rede iſt; „Seneïda" hingegen iſt im Ganzen ernſter gehalten, es ſteckt ſchon eine etwas größere Doſis Wermuth darin. Und das iſt ſehr natürlich. In der erſten Erzählung wird einem jungen Manne, einem ſogenannten Bären, von einer jungen coquetten Fürſtin nur das Herz zerriſſen, die Seelenruhe geraubt, was will das ſagen? Dergleichen, was ja alle Tage vorfällt, braucht auch nur im leichtfertigen Alltagston erzählt zu werden, der Autor hat Recht, wenn er zum Schluß ſagt:

> Und der Bär?... Wo kam er hin?... Was wurde aus ihm? Ich weiß es wahrlich nicht. Und was liegt auch daran ob er geſtorben iſt, oder ſich auf dem Lande niederließ und ein betrunkener Gutsbeſitzer wurde, oder in einem Winkel irgend eines petersburger Sackgäßchens verſauerte, iſt das nicht Alles gleich?

Seneida hingegen wird nebenbei auch noch um ihr Vermögen geprellt, das will ſchon mehr ſagen, überall und beſonders in Rußland, wo das Geld als die Seele alles Lebens und die Seelen nur für Geldeswerth gelten, da verlohnt es ſich ſchon die Sache ein wenig ernſter und elegiſcher zu behandeln.

Die dritte Sammlung iſt mit der zweiten ungefähr von gleichem Werth. Sie enthält vier Erzählungen: „Vornehme Welt" vom Grafen Sollohub; „Eine ſchreckliche Rache, eine kleinruſſiſche Volksgeſchichte", „Der Mantel, eine Erzählung", und „Kleinruſſiſche Landedelleute, eine Idylle", ſämmtliche drei von Nikolaus Gogol. Die erſte derſelben iſt eine Variation deſſelben Themas das Graf Sollohub im „Bären" behandelt, eine in demſelben chevaleresken Stile geſchriebene Alltagsgeſchichte aus der vornehmen Welt, die Dem welchem ſie „juſt paſſirt" das Herz entzweibricht. Der Verfaſſer fürchtet wegen des alltäglichen Thema vom Recenſenten Vorwürfe zu hören; unſererſeits kann er deswegen unbeſorgt ſein. „Ein Jeglicher muß ſeinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf ſich nacharbeitet!" Wem die Fährte des Löwen zu hoch geht, thut wohl, wenn er ſich mit der Jagd eines „Leonin" begnügt, zumal wenn er ſo gut wie Graf Sollohub im Revier der petersburger „Lions" Beſcheid weiß. In gewiſſem Sinne möchten wir die Sollohub'ſchen Geſchichten für die befriedigendſten halten, wenigſtens für die in denen Stoff und Darſtellung, Subject und Object der Dichtung am innigſten Eins ſind. Helena Hahn hat für die ruſſiſchen Zuſtände noch Wehmuth, Pawlow noch Ironie, Herzen noch Humor und philoſophiſche Reflexionen; Sollohub hingegen iſt über das Alles hinaus, er befindet ſich mitten drin in dem Strudel den er ſchildert, er findet ihn nicht um ein Haarbreit beſſer und tröſtlicher als Jene, aber warum darüber klagen, bitter werden, philoſophiren? Das Alles hilft nicht und lohnt der Mühe nicht; darum will er nicht beſſer ſein als die Welt die er ſchildert; er iſt unter Wölfen und heult mit ihnen!

Von ganz anderer Art ſind die drei Erzählungen Gogol's; ſie führen uns nicht mehr in die Salons der ruſſiſchen Großen, ſondern muthen uns zu ihnen in verſchiedene Gebiete des ruſſiſchen Volks zu folgen, in ſeine Sagen aus ältern Zeiten, in die Leiden und Freuden eines ruſſiſchen Subalternbeamten, in das idylliſche Stillleben kleinruſſiſcher Landedelleute. Es thut wohl endlich auch einem Dichter zu begegnen der die Poeſie noch anderswo aufſucht als in den ſublimen Sphären, wo ſie gewöhnlich an Auszehrung ſtirbt; der ſich erinnert daß neben den Fürſten und Grafen, neben den Miniſtern und Geſandten, neben den Monopoliſten und Gardelieute-

nants auch noch ein Ding, anderwärts Volk genannt, exiſtirt, und daß in demſelben denn doch auch noch Dies und Jenes ſtecken könne was ſich vielleicht eignet um von einem Dichter geſchildert und von einem Leſer intereſſant gefunden zu werden. Daß Gogol dieſen Seitenweg eingeſchlagen und hiermit die Anerkennung einer ſonſt verachteten Region von Seiten der Poeſie ausgeſprochen hat, iſt ſchon ein Beweis für ſeine tiefere Anſchauung, für ſeine dem reinen Menſchenthum zugewandte Bildung; dieſer Bezug wird aber noch unverkennbarer ins Licht geſtellt durch die Wärme und Lebendigkeit mit der er das innere und äußere Leben der von ihm zum Vorwurf gewählten Sphären der Geſellſchaft und insbeſondere die über allen geſellſchaftlichen Unterſchieden ſchwebenden Schönheiten der Natur und Zauber der Sage zu ſchildern verſteht. Aber ſo ſehr wir dies anerkennen, den Anlauf zu einer wirklich volksthümlichen Dichtung, den erſten Keim zu einer ſpecifiſch-ruſſiſchen Nationalliteratur oder gar die Ankündigung einer völlig neuen Culturperiode können wir auch hier nicht entdecken, vielmehr ſtellen ſich auch dieſe Gogol'ſchen Schöpfungen durchaus nur als Ergebniſſe der weſtlichen Culturentwickelung dar, ſie ſind entweder geradezu Nachahmungen ähnlicher Literaturerſcheinungen bei den Deutſchen, Franzoſen, Engländern oder wurzeln wenigſtens in denſelben Gründen die auch bei uns den Dichter aus den Salons der vornehmen Welt in die Hütten des Dorf- und Volkslebens zurückgeführt haben. Und weit entfernt daß etwa der ruſſiſche Dichter, wie man wol glauben ſollte, hier einen weit reicher ſprudelnden und ſtärker wirkenden Quell der Verjüngung gefunden und ſeine alternde Anſchauung um ſo leichter und energiſcher abgethan hätte, macht er vielmehr den Eindruck als ſei an eine totale Geneſung und Regeneration bei ihm nicht mehr zu denken, als habe er in der Anziehung und Benutzung eines neuen Lebenselements nur ein Mittel gewonnen um wenigſtens auf eine zeitlang die völlige Auflöſung hinauszuſchieben; denn auch die Gogol'ſchen Bilder, obſchon ſie einer reinern Luft, einem geſundern Klima entnommen ſind, können doch den alle Elemente der ruſſiſchen Verhältniſſe durchdringenden Krankheitsſtoff nicht verleugnen und zeigen deutlich daß ſich der Schöpfer derſelben einer krankhaften Auffaſſung und Darſtellung nicht ganz hat entreißen können. Die erſte der hier mitgetheilten Erzählungen bekundet dies beſonders dadurch daß der Dichter der allerdings ſehr düſtern Volksſage durchaus keine irgendwie tröſtende, harmoniſch wirkende Idee abgewonnen, vielmehr den zerklüfteten Stoff zu einem faſt noch zerklüfteteren Bau zuſammengeworfen und dadurch eine Wirkung erzielt hat, die durch die eingefügten ſehr ſchönen Naturſchilderungen, z. B. des Dnepp, der Karpaten u. ſ. w., in ihrem finſtern Charakter nur ſehr wenig gemildert wird. Die zweite der Erzählungen: „Der Mantel", gibt von der zwiſchen Geſundheit und Krankheit gleichſam ſchwankenden Verfaſſung des Autors dadurch Zeugniß daß er den Scherz und Schmerz über ſein Object zu keiner wirklichen Einheit, zu keinem wahrhaften Humor zu verſchmelzen vermag und daher das Gemüth des Leſers, ſtatt es zu rühren oder zu beruhigen, nur beleidigt oder erkältet. Am unverkennbarſten aber zeigt ſich die Unbezwingbarkeit der krankhaften ruſſiſchen Weltanſchauung in der dritten Gabe Gogol's: „Kleinruſſiſche Landedelleute"; denn hier werden die zum Theil mit meiſterhaftem Pinſel ausgeführten idylliſchen Bilder aus dem Leben eines kleinruſſiſchen Ehepaars durch ſo unglückliche Kreuz- und Querſtriche einer vornehmen Ironie wieder zerſtört, daß es faſt den Eindruck macht als habe ſich der Verfaſſer mitten in ſeiner Hingebung an das Object derſelben wieder geſchämt, oder als ſei der Zweck ſeiner Idylle überhaupt nur der, das idylliſche Glück natürlicher und einfacher Verhältniſſe als ein unſcheinbares und lächerliches darzuſtellen. Wenn Gogol hierin eine Aehnlichkeit mit Heine zeigt, ſo bleibt er doch an wirklicher Genialität weit hinter demſelben zurück; was ſich bei dieſem als individueller ſubjectiver Uebermuth gibt, erſcheint hier nur als nationale Abgelebtheit, die einer totalen Hingebung an das Natürliche und Unſchuldige nicht mehr fähig iſt.

So finden wir alſo in allen Gaben der vorliegenden drei Sammlungen zwar viel glänzende Vorzüge und Eigenſchaften, die auf Talent, Virtuoſität, Welt- und Menſchenkenntniß, ſowie ganz beſonders auf einer adoptirten Bildung beruhen, nur die nicht welche Manche gerade in ruſſiſchen Dichtungen ſuchen: Urſprünglichkeit, nationale Naturwüchſigkeit und Hoffnungen erweckende Jugendlichkeit. **A. Zeiſing.**

Goethe's Liebe und Liebesgedichte. Von J. A. O. L. Lehmann. „Das Leben iſt die Liebe und des Lebens Leben Geiſt." (Goethe.) Berlin, Allgemeine deutſche Verlags-Anſtalt. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Herr Lehmann hat ſeit einer Reihe von Jahren eine Anzahl von Schulſchriften veröffentlicht in welchen er theils einzelne Dichtungen Goethe's, theils deſſen ſprachliche Eigenthümlichkeiten zum Gegenſtande ſehr fleißiger und eingehender Unterſuchungen gemacht hat. Wenn dieſelben auch alle manche Spuren pedantiſcher Kleinmeiſterei anſichtragen oder ſich in der Aufſuchung überkünſtlichen Tiefſinns verlieren, wie dies Göſchel in ähnlicher, einſeitig-ſubjectiver Auffaſſungsweiſe ſchon früher gethan hat, ſo haben ſie doch als fleißige Zuſammenſtellungen eines äußerſt verſtreuten Stoffs ihre unleugbaren Verdienſte. Um ſo unbegreiflicher iſt es wie derſelbe Verfaſſer ein Werk hat verfaſſen können wie das deſſen Titel oben verzeichnet iſt. Wer ſollte nicht erwarten daß ein ſo warmer Verehrer des großen Dichters wie Lehmann es iſt, unter der Ueberſchrift „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" die ganze Kraft, Innigkeit und Zartheit des tiefſten Gefühls, welche Goethe in ſeinen Liebesgedichten niedergelegt, wie in einem Brennſpiegel aufgefaßt und dem Leſer ſo das concentrirteſte Bild von des großen Mannes Liebesfähigkeit und Liebesbedürfniß zu gewaltigem Eindruck vor die Seele geführt haben würde. In ſolcher Erwartung nahm wenigſtens der Unterzeichnete Lehmann's Werk zur Hand, und wie trübſelig fand er ſich bald enttäuſcht! Denn etwas Geſchmackloſeres iſt ihm in der That ſeit langer Zeit nicht in die Hände gefallen. Und wenn nur wenigſtens hinter dieſen Geſchmackloſigkeiten irgend eine neue Belehrung verborgen läge; man würde ſich ja am Ende gern um der letztern willen durch die erſtern hindurchwinden: aber auch dieſe Hoffnung bleibt unerfüllt, und ſo muß man überdies noch die ganze Arbeit völliger Ueberflüſſigkeit ſchuldig finden. Daß aber die

maſſenhafte Goethe-Literatur noch um ein dickes Buch vermehrt wird, welches ebenſo überflüſſig als geſchmacklos iſt, das iſt mehr als ſich mit Gleichmuth ertragen läßt.

Sehen wir den Inhalt des Buchs etwas näher an. Es zerfällt in drei Abſchnitte: bis 1775, bis 1806 und bis zu Ende. Für den erſten liegen Goethe's ausführliche Selbſtbekenntniſſe vor; für die beiden andern beſitzen wir als thatſächliche Grundlagen von Goethe's Liebesleben außer der italieniſchen Reiſe, die hier wenig in Betracht kommt, von ihm ſelbſt nur fragmentariſche Mittheilungen und die mannichfaltigen Sammlungen ſeiner Briefe. Fleiß und Sorgfalt in Benutzung dieſer Quellen kann Lehmann nicht abgeſprochen werden, aber auch dieſer Fleiß iſt ein mehr äußerlich zuſammenſchichtender als ein frei verarbeitender. In jedem Abſchnitt finden wir die verſchiedenen Liebesbande welche Goethe knüpfte nach der Zeitfolge geſchichtlich erörtert; jedem einzelnen ſind die Gedichte welche ihm ihre Entſtehung verdankten in vollſtändigem Abdruck beigefügt und mit erläuternden Anmerkungen verſehen. Die Beſchaffenheit der Quellen bringt es mit ſich daß in dem erſten Abſchnitt faſt jedes Gedicht mit ziemlicher Sicherheit auf eine beſtimmte Veranlaſſung zurückgeführt werden konnte; weniger war dies in dem zweiten und dritten Abſchnitte möglich, und es mußte dabei vielfach zu Muthmaßungen gegriffen, viele Gedichte auch ohne beſtimmte thatſächliche Anlehnung eingereiht werden. Macht ſchon dieſer Umſtand die ganze Anlage etwas bedenklich, ſo iſt es doch noch weit ſchlimmer daß ſie dem ganzen Werke die Einheit raubt. Statt eines fortlaufenden Geſammtbildes von Goethe's Gemüthsleben und ſeinem Verhalten zu dem ſchönen Geſchlecht erhalten wir abgeriſſene Einzelunterſuchungen, oder eigentlich nur die Wiederholung ſeiner eigenen Bekenntniſſe und fremder Unterſuchungen über ſein Verhältniß zu einzelnen Mädchen und Frauen, nur die äußerliche Darſtellung der einzelnen Symptome ſtatt eines innerlichen Geſammtbildes. Und dieſe Darſtellungen beſtehen im erſten Abſchnitte zum beiweitem größten Theile darin daß die betreffenden Stellen aus „Dichtung und Wahrheit" vollſtändigſt abgedruckt werden; ſo S. 16—25, 28—30, 56—59, 63—73, 95—97, 102—106, 117—121, 122—131, macht zuſammen reichlich 44 Seiten, auf denen ſich nur kurze Zwiſchenreden des Verfaſſers finden. Glaubt denn Herr Lehmann daß ein gebildeter Deutſcher ſeiner Anleitung bedürfe, um Goethe's „Dichtung und Wahrheit" kennen und verſtehen zu lernen, oder daß ſeine Zwiſchenreden dieſes vollendete Werk erſt recht genießbar machen ſollen? Freilich iſt es wahr daß jene Erregungen des jugendlichen Dichterherzens eine vollkommenere Darſtellung nicht finden können als der Meiſter ſelbſt ſie gegeben; muß man ſie aber deshalb in Bruchſtücke zerlegen und neu abdrucken? Wird nicht Jeder der ſich überhaupt durch den Titel von Lehmann's Werk zur Beſchäftigung mit demſelben verlocken läßt alle jene Stellen ziemlich vollſtändig in ſeinem Gedächtniß beherbergen oder doch das ganze Werk ſelbſt in jedem Augenblicke nachſchlagen können? Ich kann in jenen 44 Seiten nur eine höchſt unnütze Buchmacherei ſehen. Auch in den weitern Abſchnitten ſind nicht geringe Theile nur ein Wiederabdruck aus andern Werken, aus den bekannten Briefſammlungen, dann namentlich aus Riemer und Schöll. Hiergegen läßt ſich weniger einwenden, da dieſe Bücher weniger bekannt und verbreitet ſind, aber auch dieſe Stellen charakteriſiren Lehmann's Arbeit als eine ſehr kunſtloſe Compilation.

Wenn ſo der geſchichtliche Theil derſelben in Beziehung auf die Form wenig genügt, ſo erregt er auch durch den ſtofflichen Gehalt weſentliche Bedenken. Halten wir an dem Titel: „Goethe's Liebe und Liebesgedichte", in aller Strenge feſt, ſo war die Erwähnung und Beſprechung ſeines Verhältniſſes zu Friederike Oeſer wol nicht weſentlich hierher gehörig, ganz gewiß höchſt unpaſſenderweiſe aber iſt S. 220—224 die moquante neapolitaniſche Prinzeſſin aus der italieniſchen Reiſe hier hereingezogen, durch welche Goethe weder zu dem Gefühle der Liebe noch zu Dichtungen irgendwie angeregt wurde. Wollte dagegen Lehmann in einer weitern Faſſung ſeiner Aufgabe überhaupt Goethe's Stellung zum weiblichen Geſchlecht zeichnen, dann durfte er nicht unerwähnt laſſen das ohne Zweifel zarteſte, ja wunderbarſte Verhältniß dieſer Art, das zu der trefflichen Herzogin Luiſe von Weimar. Von Dem was man Liebe zu nennen pflegt konnte hier natürlich nicht die Rede ſein, aber wol iſt es außer Zweifel daß ſelten ein Mann eine zartere und mehr ideale Verehrung gehegt, eine geiſtigere und edlere Einwirkung auf ein Frauengemüth ausgeübt hat als Goethe in dieſem Falle. Freilich läßt ſich daſſelbe nicht durch „Liebesgedichte" belegen, aber im „Taſſo" und manchem feſtlichen Gelegenheitsgedicht, ſelbſt in den ſcheinbar reinhöfiſchen „Maskenzügen" iſt hierfür manche tiefere Andeutung enthalten.

Soviel über den geſchichtlichen und betrachtenden Theil von Lehmann's Arbeit. Zwar ließe ſich noch anführen wie ganz unſelbſtändig, ja urtheilslos er ſich da äußert wo er die häkelige Frage nach Goethe's Sittlichkeit beantwortet oder vielmehr nicht beantwortet; zwar ſollte es auch als Druckfehler nicht vorkommen daß ein Brief Goethe's an Auguſte Stolberg hier mit der Unterſchrift „17. April 1833" erſcheint; zwar ſollte Lehmann wiſſen daß Goethe 1788 aus Italien zurückkam und 1790 der Herzogin Amalie nur bis Venedig entgegengereiſt war, aber „ubi nulla nitent, non ego parvis offendar maculis" hätte Horaz auch ſagen können.

Daß Herr Lehmann die ſämmtlichen von ihm erläuterten Liebesgedichte vollſtändig hat abdrucken laſſen, iſt ſehr überflüſſig. Nothwendig wäre ein ſolches Verfahren nur dann geweſen, wenn die Anführung der Gedichte mitten in dem Zuſammenhange einer fortlaufenden Darſtellung ſtattfände; dann wären die wiederholten Unterbrechungen, welche das Aufſuchen der Gedichte herbeiführen würde, höchſt läſtig. Hier aber, wo die Gedichte von der zuſammenhängenden Darſtellung ganz losgetrennt erſcheinen, hätte eine Hinweiſung auf die betreffenden Stellen der Werke vollkommen genügt. Was die Auswahl betrifft, ſo iſt es wol kaum zu billigen daß Lehmann auch ſolche Gedichte aufgenommen hat in denen Goethe ohne alle ſichtlich hervortretende Selbſtbetheiligung objective Liebesgemälde entwirft, ſo „Der König in Thule", die vier „Balladen von der ſchönen Müllerin", von denen überdies wenigſtens die dritte zu den ausdrücklich ausgeſchloſſenen Uebertragungen fremder Gedichte gehört, ſo „Das Blümlein Wunderſchön". Dagegen iſt Manches ausgelaſſen was hier ganz weſentlich hergehörte, ſo die liebliche Elegie: „Das Wiederſehen" (Werke I, 260, Ausgabe von 1840), „Morgenklagen" (II, 78), ſo namentlich die betreffenden Diſtichen aus den reizenden „Venetianiſchen Epigrammen", welche Lehmann nach S. 291 fg. nicht ganz zu behagen ſcheinen; aber ein ſolches ſubjectives Urtheil durfte ſich da durchaus nicht geltendmachen, wo es ſich darum handelte eine Seite eines Menſchenlebens treu und vollſtändig darzuſtellen.

Es bleiben mir endlich noch einige Worte zu ſagen über die Erläuterungen welche Herr Lehmann den abgedruckten Gedichten beigefügt hat. Dieſe ſind der allertraurigſte Theil des ganzen Buchs. In der Vorrede heißt es: „Bei Erläuterung der Gedichte habe ich geſtrebt Einen Bildungsſtandpunkt der Leſer feſtzuhalten." Ich möchte in der That wiſſen was für eine Art von „Bildungsſtandpunkt" ſich Lehmann da gedacht hat; mit ſeinen Quartanern wird er doch wahrlich Goethe's Liebesgedichte nicht leſen wollen, und einen Menſchen gereiften Verſtandes kann doch unmöglich zugemuthet werden daß er Erläuterungen zu einem Goethe'ſchen Liede leſen ſoll die mit den miſerabelſten Scholiaſten der Griechen von ganz gleicher Art ſind. Wenn es z. B. zu den ſechs Verſen der vierzehnten römiſchen Elegie heißt: „Zwar iſt es noch hell, denn es iſt erſt eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang; doch will er vom Diener die Lampe angezündet haben und ſchließt die Laden; das Lämpchen tröſtet ihn in ſüßer Erwartung der Geliebten", und wenn jeder dieſer köſtlichen Elegien eine ebenſo fade Paraphraſe nachgeſchickt wird, die Jeder, der ſo unglücklich ſein ſollte danach zu verlangen, ſich ebenſo gut ſelbſt machen kann, ſo iſt das doch

offenbar das ſicherſte Mittel allen poetiſchen Genuß dieſir Kleinodien gründlich zu verbittern und zu vernichten. Und eine ſolche philiſtröſe Verflachung der dichteriſchen Schönheit iſt ſo ziemlich Alles was Lehmann über die einzelnen Gedichte im Ganzen zu ſagen weiß. Höchſtens ſchwingt er ſich außerdem zu einigen nichtsſagenden Exclamationen über die Trefflichkeit der Dichtungen auf, wie ſie vor etwa 30 Jahren Döring ſeiner Ausgabe des Horaz beizufügen pflegte. Von Dem was man heutzutage unter äſthetiſcher Interpretation verſteht ſcheint Lehmann eben keine Ahnung zu haben. Aber noch überboten werden dieſe ſeichten Redereien durch die Worterklärungen welche Lehmann den einzelnen Stellen beifügt. Oder iſt es etwa nicht ganz entſetzlich wenn es S. 35 fg. zu dem Gedicht „Die ſchöne Nacht" heißt: „Meiner Liebſten. Die Ausdrücke für *Geliebte* wechſeln bei Goethe ab. Am häufigſten gebraucht er außer dem Wort «Geliebte» den Ausdruck *Liebſte* (hier und da auch wol *Allerliebſte*), der ſich auch in der Sprache des gemeinen Volks in der Zuſämmenſetzung mit *Frau* erhalten hat: Frau Liebſte iſt ſoviel als Gattin." Hat denn Goethe dazu gedichtet daß man aus ſeinen Werken lernen ſoll wie der Gevatter Schneider und Handſchuhmacher ſeine Gattin titulirt? Aus dem Commentar zur funfzehnten römiſchen Elegie theile ich folgende Pröbchen mit: „Cäſar zog 55 v. Chr. nach Britannien. Florus ein alter Dichter (und Hiſtoriker)... *Siebengebirg.* Rom beſteht aus ſieben Bogen (sic) oder Hügeln. *Obelisken.* Rom hat noch jetzt mehre Obelisken. Auguſtus ſtellte einen u. ſ. w.... *Parze*, die Schickſalsgöttin." Aehnliche Abgeſchmacktheiten kehren in dieſen Erläuterungen von Seite zu Seite wieder, aber wirklich weniger Bekanntes bleibt unerklärt, denn z. B. zum letzten Vers der ſiebenten römiſchen Elegie heißt es: „*Ceſtius' Male*, d. h. Denkmale. Ceſtius eine römiſche Familienbenennung." Hier aber handelt es ſich darum daß an der bekannten Pyramide des Ceſtius der Kirchhof anliegt auf dem in Rom geſtorbene Akatholiken beſtattet werden, was Lehmann nicht zu bemerken für angemeſſen gehalten hat; ſtatt deſſen fügt er aber in wohlfeiler Schulweisheit noch bei: „*Orkus* iſt die Unterwelt (Hades)." Halbwüchſige Schuljungens bedürfen allerdings mitunter derartiger Erklärungen, die ihnen dann von Lehrern oder Aeltern im Vorbeigehen kurz gegeben werden, aber ſo Etwas in einem Buche drucken zu laſſen welches doch nur für gebildete Erwachſene beſtimmt ſein kann, das iſt eine Beleidigung für das denkende und leſende Deutſchland.

In kürzeſter Zeit ſoll von demſelben Verfaſſer ein ferneres Werk: „Goethe's Sprache und ihr Geiſt", erſcheinen; über die Sprache wird daſſelbe nach früher mitgetheilten Bruchſtücken gewiß reichhaltige und dankenswerthe Sammlungen enthalten, was aber den Geiſt betrifft, ſo darf man nach Erſcheinen des hier beſprochenen Buchs nur äußerſt geringe Erwartungen hegen. Es iſt ſehr erfreulich daß in neuerer Zeit mit regem Eifer daran gearbeitet wird Sinn und Verſtändniß vaterländiſcher Dichtung zu wecken und zu verbreiten; aber vor einem modernen Alexandrinerthum, welches nur an der Schale haftet und Steine ſtatt Brotes bietet, welches alle Empfänglichkeit für dichteriſche Größe und Schönheit gründlich zu erſticken im Stande wäre, möge uns des deutſchen Volks Schutzgeiſt gnädiglich bewahren!

Ich ſchließe hier noch einige Worte über einen neuen, von dem obigen durchaus verſchiedenen Beitrag zur Erklärung Goethe'ſcher Dichtung an:

Goethe's Hermann und Dorothea beſonders zum Gebrauch in höhern Bildungsanſtalten erläutert von *Gottlieb Theodor Becker*. Halle, Lippert. 1852. Gr. 8. 10 Ngr.

Zunächſt iſt dieſe Betrachtung des viel beſprochenen Meiſterwerks für die heranwachſende Jugend beſtimmt, aber auch reifere Freunde der Dichtkunſt, ja vielleicht dieſe noch mehr, werden ſie nicht ohne Intereſſe leſen. Ueber die angewandte Methode hat ſich Becker in Vorrede und Einleitung klar und gründlich dahin ausgeſprochen daß er ſich Hiecke's theoretiſche und praktiſche Arbeiten auf dieſem Gebiet als das ganz unbedingt zweckmäßigſte Vorbild habe dienen laſſen, „ſodaß erſt analytiſch das ganze Gedicht nach Handlungen, Charakteren und Idee mit ſorgfältigſter Beachtung jeder einzelnen Stelle durchgegangen wird, dann ein zweiter ſynthetiſcher Theil von der aufgefundenen Idee aus das Ganze überſchauen und beurtheilen läßt bis in die einzelnen Theile". Die Ausführung dieſes Entwurfs mit ſorgfältiger Berückſichtigung früherer Arbeiten, namentlich der von W. von Humboldt, iſt durchaus zweckmäßig und geſchmackvoll und beweiſt namentlich durch eine wohlthuende Wärme der Darſtellung daß der Verfaſſer über der verſtandesmäßigen Zergliederung ſeines Gegenſtands dem unmittelbaren Gefühle für dichteriſche Schönheit nicht entfremdet worden iſt. Keine kleinlichen Wortklaubereien noch ein Haſchen nach neuen tiefſinnigen Entdeckungen ſtört die fließende und klare Darſtellung. Reifere Gymnaſiaſten werden das Buch nicht ohne vielfachen Nutzen leſen. Nur das bezweifle ich einigermaßen, ob der Verfaſſer ſich nicht darin täuſcht, wenn er glaubt daß eine derartige Lecture von der Jugend ſehr gern und eifrig betrieben werde; es würde dazu eine ruhige Vertiefung in den einen Gegenſtand gehören, die dem Jugendalter ohnedies nicht gerade eigen, noch erſchwert wird durch die vielfachen Anfoderungen welche fortwährend an daſſelbe geſtellt werden. Leichter gelingt es dem geſchickten Lehrer durch das lebendige Wort für eine derartige Betrachtung dichteriſcher Werke Theilnahme zu gewinnen, aber freilich iſt dazu auf allen deutſchen Gymnaſien nur ein ſehr geringes Zeitmaß vergönnt. Als einen Mangel muß ich es betrachten daß Becker neben der äſthetiſchen Auffaſſung gar keinen Raum für die literarhiſtoriſche Betrachtung gefunden hat. Die Erkenntniß wie ſich die vaterländiſche Poeſie ſchrittweiſe bis zur Schöpfung eines ſolchen Meiſterwerks erhoben, welche Stellung es in des Dichters eigener Geſammtthätigkeit einnimmt, welche Einwirkungen es auf die Nachlebenden geübt hat, das Alles iſt wol ebenſo lehrreich als die anatomiſirende Darlegung äſthetiſcher Trefflichkeit, bei der doch zuletzt nicht Weniges dem individuellen Gefühl überlaſſen bleibt, die das Gefühl für Schönheit zwar ausbilden, aber ſchwerlich hervorrufen kann wo die Natur es verſagt hat. Becker hat weitere ähnliche Arbeiten, zunächſt über Goethe's „Iphigenia" in Ausſicht geſtellt; möge es ihm möglich werden dieſen Plan bald auszuführen! **W. A. Paſſow.**

Dr. Martin Luther, der deutſche Reformator. In bildlichen Darſtellungen von *Guſtav König*; in geſchichtlichen Umriſſen von *Heinrich Gelzer*. Mit 48 Radirungen. Hamburg, Beſſer. 1851. Gr. 4. 5 Thlr.

Wenn man ſelbſt das Beſte was man weiß und kann zuſammennimmt, das Lob Luther's auszureden, ſo thut man ſich in der Regel nicht genug. Hat man, erſtaunt über das Ungeheuere des Kampfs welchen er, der einzelnſtehende ſchutzloſe Mönch, aufnahm, nach der Feder gegriffen, dem Lobe ſeines frommen Heldenmuths einen würdigen Ausdruck zu leihen, ſo findet man bald jede Bezeichnung ſolcher allen Hinderniſſen trotzbietenden Geiſtesgröße zu matt; folgt man dann, gleichſam um ſich durch Anlegung eines gewöhnlichern Maßſtabs zu erholen, dem bewunderten Manne, deſſen Name auf Aller Lippen ſchwebte und nicht blos in den Ländern Europas mit Bewunderung und Theilnahme genannt ward, aus dem öffentlichen Leben, dem er verfallen war, in die Stille des Kloſters, das er durch raſtloſen Fleiß heiligte, und von da ſpäter in die beſcheidene Häuslichkeit, in der er ſo muſterhaft und liebevoll wattete: ſo iſt man, mit Leſſing zu reden, faſt froh, auch einige kleine Mängel an ihm zu entdecken die ihn uns näher rücken. Daß er aber trotz ſeiner eminenten Geiſtesgröße und bei aller liebenswürdigen Charaktereigenthümlichkeit doch Unzähligen

auch in unſerm deutſchen Volke noch nicht nahe genug gerückt iſt um von ihm zu lernen und an ihm im beſten Sinne des Worts ſich zu erbauen, haben wir doch ernſtlich zu beklagen. Es iſt fürwahr nicht genug daß Luther epochemachend in der Weltgeſchichte ſteht, er muß aus der Vergangenheit mehr als bisher in unſer Leben eintreten, und es thut gerade jetzt mehr als je noth daß dies geſchehe und daß er dadurch ſo manche Flecken, die in die ſonſt ſo blanke Klinge des deutſchen Charakters namentlich durch die betrübenden Ereigniſſe der letzten Zeit von 1848 an gekommen ſind, vertilgen helfe. Das Bild von „Doctor Luther", das ſich von ſeiner markirten Geſichtsbildung und von ſeinem äußern Habitus ſchon durch die ſo häufige, wenn auch unvollkommene xylographiſche Ausſtattung ſeines „Kleinen Katechismus" der Schuljugend eingeprägt hat, muß durch die Fortſchritte welche die durch die Preſſe ſo außerordentlich unterſtützte Kunſt gemacht hat veredelt, muß ins Feinere und Beſtimmtere ausgeführt werden; es muß ſich durch Einführung in das öffentliche und häusliche Leben des Reformators, durch Darſtellung wichtiger und anſprechender Scenen deſſelben, durch ihre Arrondirung theils mit den gleich ihm hiſtoriſchgewordenen Männern, die als Gehülfen ihm nahe oder als Widerſacher ihm entgegenſtanden, theils mit Hausgenoſſen zu einem lebendigen, gleich durch den Anblick inſtruirenden Commentar zu paſſend und populair geſchriebenen Biographien geſtalten. Sind letztere aber wirklich gut geſchrieben, ſo erweitern ſie ſich von ſelbſt zu einer Geſchichte der Reformation, da ihr Hauptträger, obgleich ein einzelner Mann, die Strahlen des Jahrhunderts in die Sonne ſeines Ruhms ſammelte und Karl V., Melanchthon, Calvin und Andere nur einzelne Brechungen dieſer Strahlen ſind. Die wohlverſtandene Geſchichte der Reformation aber muß dann von ſelbſt der Wiedererweckung und Befeſtigung der wahren Religion und der Liebe zu ihr und ihrer Werthſchätzung in die Hände arbeiten, und daß es nur unter dem Schutze dieſes Genius wieder beſſer in uns und unter uns und um uns her werden könne und müſſe, darf als gewiß und ſicher, auch als immer allgemeiner anerkannt betrachtet werden.

Man mag ſich freuen das an der Spitze dieſer Worte näher bezeichnete Kunſt- und Schriftwerk als ein glücklich und trefflich vollendetes aufführen zu können, das für den Zweck einer größern Populariſation der Geſchichte und des Lebens Luther's die beſten Elemente in ſich vereinigt. Kunſt und Wiſſenſchaft haben ſich in ihm zu einem ſehr anerkennungswerthen Andenken an den großen Reformator vereinigt. Den bildlichen Darſtellungen von König in München gebührt als der Hauptſache der Vortritt; aber auch die Bearbeitung der kürzern Texte zu den Bildern und die an ſie ſich anſchließende ausführlichere und zuſammenhängende Geſchichte Luther's und der Reformation in vier größern gegenſeitig zu einem Ganzen ſich abrundenden Umriſſen aus der Feder Gelzer's hat vollen Anſpruch auf wiſſenſchaftlichen Charakter; denn die Benutzung der hier einſchlagenden neuern Arbeiten von Jürgens, Marheineke, Menzel, Pfizer, Ranke und Andern hat ihn nicht abgehalten für ſeine Auffaſſung und Darſtellung im Ganzen auf die Quellen zurückzugehen. Das Thatſächliche zu den 48 bildlichen Darſtellungen, welche die „Geburt Luther's am 10. November 1483 Nachts 11 Uhr" und ſein „Begräbniß in der Schloßkirche zu Wittenberg" zu Anfangs- und Endpunkten haben, iſt ſinnig gewählt und dabei nichts Weſentliches und Hervorſtechendes übergangen; es iſt unter Anerkennung der mit außerordentlicher Präciſion und Feinheit entworfenen und durchgeführten Zeichnungen und des Angemeſſenen und Gefälligen in den Gruppirungen, ſowie des den Charakter der damaligen Zeit ſtets richtig Aufzeigenden in Randverzierungen und ſonſtigen Nebenwerken auf den die Hauptbilder nicht ſelten begleitenden kleinern, paſſend angebrachten Zugabebildern ein ſo reiches Material vor die Augen geführt daß neben der Geſchichte der Reformation zugleich das amtliche, häusliche und geſellige Leben Luther's ſich aufs befriedigendſte ausſpricht und auslegt. Die kurzen Ausdeutungen Gelzer's bringen in verdienſtlicher Weiſe viele Authentika, auch im Drucke gehörig bezeichnet, und ſchmiegen ſich dadurch an das Alterthümliche und Charakteriſtiſche der Bilder gefällig an, bieten zugleich in dieſen Worten gewiſſermaßen eine Moſaik zur Reconſtruirung der Hauptzüge in Luther's feſtem und ehrenwerthem Charakter, während dem Erklärer des Einzelnen in den Darſtellungen, wofern er der Zeit und der Sachen Unkundigern willkommen ſein ſollte, volle Freiheit bleibt. Die bereits erwähnte ausführlichere Darſtellung Gelzer's iſt in edelſter Weiſe populair gehalten, und theilweiſe auch durch ſie hat der Verfaſſer die Aufgabe löſen helfen, in die Hände des deutſchen Volks ein Buch zu legen, „das in friſchen Umriſſen das Bild eines ſeiner größten geiſtigen Helden erneuerte, das der Familienvater im Kreiſe der Seinen leſen, der ſtudirende Jüngling auf die Hochſchule mitnehmen, der Geiſtliche in der Stille ſeines heimiſchen Pfarrdorfs oder in den Colonien jenſeit des Ocean durchdenken könnte, um auch in der Ferne an das Land ſeiner Väter und an die geſchichtliche Heimat ſeines geiſtigen Lebens und Glaubens erinnert zu werden".

Kann der Preis für dieſes Werk in ſeiner ſchönen Ausſtattung für ſehr billig gelten, ſo ſchließt dies den Wunſch nicht aus daß die Verlagshandlung einzelne Serien dieſer Lutherbilder verkäuflich machen möge, wie ſie etwa den durch ſie dargeſtellten Gegenſtänden entſprächen; ſolche Abtheilungen könnten dann z. B. zur Ausſchmückung in Schulſtuben mit dem beſten Erfolge angewendet werden und würden ſich zu einem trefflichen Verſinnlichungsmittel des Unterrichts geſtalten. Wir haben hier bereits die Analogie des bekannten Schwerdgeburth'ſchen Luthercyklus, dem man ſo häufig ſchon als Zimmerdecoration begegnet; mit vollem Recht, da die glückliche Auswahl der dargeſtellten Scenen, die hiſtoriſche Treue in Phyſiognomien und Scenerie und geſchickte Compoſition ihn über das Niveau gewöhnlicher Illuſtrationen erhebt.

Mögen denn die Künſte immer welteifern unſern Luther zu verherrlichen. Nur die Schauſpielkunſt ſei vorſichtig; es wäre doch möglich daß einem die Perſon Luther's darſtellenden Mimen etwas Menſchliches paſſirte, und ein auch nur auf der Bühne ausgepfiffener Luther wäre doch etwas gar zu Arges.

49.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Die Komödie aus dem Stegreif.

Das altitalieniſche*) Luſtſpiel war bekanntlich bis auf Goldoni, der ihm zuerſt eine tödtliche Wunde beibrachte, meiſt nur eine improviſirte Poſſe, in welcher die Masken des Pantalon, des Harlekin, des Pierrot, des Doctors und wie ſie ſonſt hießen, dieſe feſtſtehenden Charaktere, immer in neuen Situationen auftraten und dieſe durch das immer neu wechſelnde Spiel zu beleben und in das Reich der Möglichkeit, der Wahrſcheinlichkeit zu verſetzen verſtanden. Als in Paris die italieniſche Bühne durch das vornehmlich von Molière ins Leben gerufene regelrecht geſchriebene Luſtſpiel verdrängt zu werden fürchtete, gab es, wie nachher im 18. Jahrhunderte noch zwiſchen Gozzi und Goldoni in Italien ſelbſt, gewaltigen Streit wo denn das eigentliche Luſtſpiel zu ſuchen ſei, ob auf der Bühne, welche ſich mit einer flüchtigen Skizze der Handlung begnüge, die der Darſteller an der Couliſſe hinten aufgehängt ſah und welcher er nun ſeinem Charakter gemäß, wenn an

*) In Deutſchland hat das improviſirte Luſtſpiel nur unter Franz Schuch Glück gemacht, in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Vor und nach ihm war es zu gemeine, unflätige Poſſe, Farce oder Burleske, als daß ſie ſittlich und äſthetiſch den nur einigermaßen Gebildeten hätte anziehen können. Die Belege davon finden ſich in E. Devrient's „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt" überall wo er darauf zu ſprechen kommt.

ihn die Reihe des Auftretens kam, das nöthige Leben einflößen mußte, oder im völlig ausgeführten Luſtſpiele, wo, was zu ſagen und zu thun war, vom Dichter ſchon in feſten Umriſſen daſtand, die nur allenfalls noch lebhaftere Färbung und kleine Details geſtatteten. Im improviſirten Luſtſpiele hing das Meiſte vom Schauſpieler ab; jemehr er im Augenblicke ſein Skelett mit Fleiſch und Haut zu bekleiden wußte, je lebhafter ſeine Phantaſie in Sprache und Spiel herauszutreten vermochte, deſtomehr konnte der dürftigſte Stoff gefallen und morgen und übermorgen und wer weiß wie oft wiederholt im Einzelnen ganz anders, ſchlechter oder beſſer ſich geſtalten, jenachdem entweder ein Rollenwechſel eintrat oder eine roſenfarbene Laune bald mehr bald weniger Leben einflößte. Der Schauſpieler wurde mit einem Worte mehr oder weniger zu einem glücklichen Dichter, zum Improviſator, indem er wieder hierbei von ſeinen Mitſpielern abhängig war, und jemehr er ſich durch ſolche Gewandtheit auszeichnete, deſto ſchwerer hielt es ihn zu erſetzen, wenn Krankheit, Alter oder Tod ſeiner Thätigkeit ein Ende machte. Niemand hat dieſe Seite des italieniſchen improviſirten Luſtſpiels beſſer herauszuheben gewußt als Gherardi in ſeinem „Théâtre italien", das mindeſtens fünf Auflagen erlebte, und ſechs Bände ſtark, jeder eng gedruckt 450—500 Octavſeiten, gleichſam das Scenarium aller Stücke enthält welche die „Comédiens italiens du Roy" in Paris gegeben hatten, ſolange ſie zu Ende des 17. Jahrhunderts vom Hofe engagirt waren, und worin ſich Beiträge von den beſten dramatiſchen komiſchen Dichtern jener Zeit, z. B. von Regnard, befinden. Er ſelbſt gehörte von dem Augenblicke an wo er (1689) auftrat zu den namhafteſten Harlekinen die je auf einer ſolchen Bühne erſchienen ſind, wobei er aber nicht minder als Dichter glänzte, wenn er auch den letztern faſt nur in Erfindung einer ſolchen ſkizzirten Fabel und der Ausführung einzelner Scenen derſelben geltendmachen konnte. Ich habe ſein Bildniß vor mir; es ſtellt ihn im 33. Jahre ſeines Alters dar, und die Ironie ſpricht ſich in jedem Zuge aus. Es könnte keine beſſere Büſte vom Demokrit untergeſchoben werden als die nach ihm modellirte. Die Schwierigkeit einen guten Arlechino zu finden hatte man gerade damals recht empfunden. Erſt als er kam, verſchwand ſie, und ſo lieſt man unter dem Portrait in lateiniſchen (hier überſetzten) Verſen:

Nur ihm gebührt allein die Ehre,
Italiens ſchon ganz verlaſſ'ne Bühne,
Weil Dominik verſchwand, neu zu beleben
Und ihr aufs neu' den alten Glanz zu geben!

Es war nichts natürlicher als daß ein ſolcher Mann im Gefühle ſeines ihm angeborenen dramatiſchen Improviſationstalents auf die große Menge Schauſpieler welche nur auswendig Gelerntes herzuſagen wußten, wenn ihr Stichwort ſie herausrief, mit einer Art Geringſchätzung herabſah, und mit den lebhafteſten Farben ſchildert er dergleichen in ſeinem „Avertissement" zum erſten Bande des genannten „Théâtre italien". „Es tritt ein ſolcher heraus", ſagt er, „um was er gelernt hat ſo ſchnell als möglich an den Mann zu bringen, und iſt ſo ſehr damit beſchäftigt daß er, ohne ſich um die Bewegungen und Geſticulationen ſeines Kameraden zu bekümmern, nur immer ſeinen Weg mit furchtbarer Ungeduld vor Augen hat, mit ſeiner Rolle wie mit einer Bürde fertig zu werden, die ihn zu Boden drückt. Er gleicht dem Echo das nie ſpricht, wenn nicht Jemand vorher geredet hat, und man könnte ſolche Schauſpieler Schüler nennen, die voller Angſt ihre ſorgfältig gelernte Aufgabe herſagen. Solche Leute heißen Schauſpieler, ſind aber zu Nichts zu gebrauchen und eine Laſt für ihre Geſellſchaft. Ich möchte ſie mit einem gelähmten Arme vergleichen, der zwar immerfort noch Arm heißt, aber keinen Dienſt thut. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und dieſem beſteht nur darin daß wenn letzterer dem Körper keinen Nutzen mehr ſchafft, er doch auch keine Nahrung mehr empfängt, welche den übrigen Gliedern zugutekommt, während der Schauſpieler ſolcher Art ebenſo viel verſchluckt als die Künſtler die ſich am meiſten abmühen und am unentbehrlichſten ſind." Man ſieht daß Gherardi weit davon entfernt iſt, den eigentlichen dramatiſchen Künſtler mit ſolchen Paraſiten gleichzuſtellen, und ihn gar ſehr von ſolchen nutzloſen Mitgliedern unterſchidet, „die durch die Laune eines Protectors oder ungewöhnliches Glück bis zur höchſten Einnahme gekommen ſind und dann das Theater nur von Seiten der Kaſſe, nicht der ihnen obliegenden Pflicht im Auge haben".

Inzwiſchen behauptete der im Laufe der Zeit veränderte Geſchmack doch ſein Recht. Das improviſirte Luſtſpiel mußte immer mehr und mehr der Commedia erudita, dem regelmäßigen, vom Dichter niedergeſchriebenen den Platz räumen, und Gherardi's Sammlung ſelbſt legt den Beweis davon ab; denn ſein Scenarium, wie man es nennen kann, enthält eine große Menge vollkommen ausgearbeiteter Scenen, die den Darſtellern nicht viel mehr Raum zur freien Entwickelung ihrer dramatiſchen Improviſationsgabe ließen, als ſie jeder dramatiſche Künſtler in unſern Tagen geltendmachen kann. Viele in Verſen geſchrieben ſind nur Parodien franzöſiſcher Stücke, indem dann Racine als Dichter, Baron, die Champmeslé und auch wohl andere dramatiſche Größen jener Zeit ſich gefallen laſſen mußten zu ſehen, wie Harlekin oder Colombine die höchſte Tragik zur Burleske umwandelten. Gerade darüber daß ſo viele franzöſiſche Scenen den italieniſchen Stücken beigemiſcht ſeien, klagten die „Comédiens français", und ihre Klagen gingen bis zu Ludwig XIV. ſelbſt, der ihnen zur Antwort gab: „Sie könnten doch einmal auch italieniſche zum beſten geben." Allmälig begegneten ſich beide Luſtſpielformen auf dem halben Wege. Selbſt Gozzi konnte nur noch in ſeinen dramatiſchen Märchen das italieniſche Maskenrecht aufrechthalten, den Stoff ſelbſt hatte er ziemlich regelrecht bearbeiten müſſen; Goldoni dagegen mußte ebenſo, um neben ihm in Venedig feſten Fuß zu faſſen und zu behaupten, nicht minder mehr oder weniger, ſeltener oder öfterer die Hauptcharaktere des Pantalon, des Harlekin, des Truffaldino, der Colombine, des Brighella ſeinen Stücken beigeſellen, indem er ſich jedenfalls ihre extemporirten Späße und Lazzi gefallen ließ, ohne welche ſie ſich anfangs gar nicht würden haben behaupten können. Nicht ſelten hört man wol auch allerdings ſelbſt jetzt noch, daß wenn es ſich um Aufführung eines Stücks handelt, erſt der Dichter und dann der Schauſpieler in Betracht komme; der Letztere ſei dem Erſtern unbedingt unterzuordnen. Man ſagt mit andern Worten alſo nur, was Gherardi ſchon vor faſt 150 Jahren ſagte, vergißt aber dabei daß der dramatiſche Dichter und wenn er das beſte Werk ſchuf, doch nur in jedem Charakter ein Portrait hinſtellte, welches durch den Schauſpieler erſt Leben bekommt. War der Dichter aber kein guter Portraitmaler, ſkizzirte er blos, trug er hier zu viel Schatten und dort zu wenig hinein: wie viel bleibt dann dem denkenden Künſtler zum eigenen Schaffen übrig? Den ſchlagendſten Beweis liefern die Darſtellungen eines und deſſelben Charakters, von verſchiedenen dramatiſchen Künſtlern ausgeführt. Jedem ward dieſelbe Aufgabe, ein und daſſelbe Portrait in verſchiedenen Situationen als ein wirklich lebendes Individuum vorzuführen, und jeder löſte ſie hier oder da oder ſelbſt im Ganzen auf verſchiedene Weiſe, daß man von der Rolle wie ſie der Dichter gegeben hatte wie von einem italieniſchen Scenarium ſagen möchte, ſie ſei nur der Canevas, in welchen der Schauſpieler ſein Kunſtwerk eingetragen habe. Ohne ſolchen kann die talentvollſte Stickerin mit ihrer Seide und Nadel Nichts leiſten, aber wird man behaupten wollen daß der Canevas deshalb ihrer Arbeit vorzuziehen ſei? Das improviſirte Luſtſpiel gab vielleicht dem gewandten Komiker noch mehr Spielraum; er hatte nur den Gang der Handlung, in wenigen Worten angedeutet, vor Augen, und je dürftiger dieſe war, je öfter ſie ſich in der Hauptſache wiederholte, deſto mehr mußte er ſich bemühen, durch Wort und Spiel den ebenfalls in der Hauptſache ſich gleichbleibenden Charakteren neues Leben zu verleihen. Statt deſſen

hat jetzt der Dichter mehr Gelegenheit, neue Charaktere, neue Situationen, einen andern Lebensverkehr zu ſkizziren, und dem Schauſpieler ſind demnach nicht minder ganz neue Wege geöffnet, was Jener andeutete, ins Leben treten zu laſſen. In einer Art aber könnte die alte Komödie aus dem Stegreiſe von Nutzen ſein. Hätten wir Theaterſchulen zur Ausbildung junger Talente die ſich der Bühne widmen wollen, ſo müßte es zu großem Vortheil gereichen ihnen die Aufgabe zu ſtellen, eine einfach ſkizzirte Handlung nach eigener Verabredung gleich im Augenblicke dramatiſch auszuführen. Geiſtesgegenwart, Sprachgewandtheit, Mimik, Zuſammenſpiel würden unendlich dadurch gewinnen, beſonders wenn ein Meiſter das Publicum repräſentirte. Wo wirkliches Talent wäre, müßte es ſich dann um ſo ſchneller entwickeln.

2. Die „Alceſte" des Euripides.

Die „Alceſte" des Euripides hat den Auslegern dieſes griechiſchen Tragikers gewaltig viel Kopfzerbrechen verurſacht. Hercules, der ſie aus der Unterwelt zurückholt, treibt ſo vielen Spaß, und Admet fürchtet ſich ſo kindiſch vor dem Tode und zankt ſich ſo grob mit dem alten Vater, der nicht ſtatt ſeiner hat ſterben wollen, daß Beide eher in eine Burleske als in ein Trauerſpiel zu gehören ſcheinen. Gerade Hercules, der Halbgott, gibt Späße zum beſten, „die man ſich bei uns nicht auf dem Jahrmarkte geſtatten würde!" ſagte ſchon Voltaire darüber. Gleich ſein erſtes Auftreten iſt burlesk. „Er hat einen Becher, mit Epheu bekränzt, genommen", erzählt ein Sklave; „er hat den ſchwarzen Saft der Traube getrunken, bis ihn die Flamme des Weins ganz erhitzt hat. Sein Haupt bekränzt er mit Myrtenzweigen und heult grobe Gaſſenhauer. Er ſingt ohne ſich um Admet's Misgeſchick zu bekümmern, und wir, wir armen Sklaven beweinen unſere Herrin (die Alceſte) und zeigen dem Gaſte nicht unſere von Thränen gebadeten Augen. Admet verlangt es ſo." Und hierin liegt der Schlüſſel zu dieſer uns ſo frappant erſcheinenden Schilderung, die übrigens ihr Seitenſtück in der von Shakſpeare's „Romeo und Julie" findet, wo die Muſikanten erſcheinen, um Hochzeitsmuſik ertönen zu laſſen, und der weinende Peter ſich mit ihnen unterhält, daß ſie ihre Pfeifen einſtecken ſollen, da die Braut auf dem Todtenbette liegt. Gerade wie Alceſte geſtorben iſt, erſcheint Hercules. Ein Gaſt war damals nach griechiſcher Sitte etwas Heiliges; Jupiter ſelbſt hat ihn geſendet; aus Achtung und um ihn nicht zu beſchränken verſchweigt Admet dem Lebensluſtigen alſo ſeinen Verluſt, ſeinen Schmerz. „Eine Fremde ſei ihm geſtorben und deshalb nicht Alles in der gehörigen Ordnung." Unter ſolchen Verhältniſſen iſt der Halbgott freilich bald wieder in ſeiner guten Laune und macht ſie geltend, ſo derb wie es unter ähnlichen Umſtänden auch Shakſpeare gethan haben würde. Beſonders wunderlich aber muß ſich nach unſern Anſichten die letzte Scene geſtalten, wo Hercules die dem Tode am Grabe noch wieder abgerungene Alceſte dem Admet zurückbringt, indem er ſie ihm erſt als eine Sklavin vorſtellt, dann als eine zweite Gattin präſentirt und endlich als Alceſte übergibt, ohne daß ſie, tief verſchleiert, in der ganzen langen Scene nur einen Ton oder ein Wort hören läßt, die Freude der Wiederbelebung und des Wiederſehens kundzuthun, ob ſie ſchon vor dem Sterben nicht Klagen genug finden konnte daß ſie vom Leben, von Admet, von ihren Kindern ſcheiden und letztere in die Hände einer Stiefmutter fallen zu ſehen fürchten müſſe. Auch hier jedoch würde ſich vielleicht der Widerſpruch löſen laſſen. Freilich iſt Alceſte dem Tode entriſſen, aber es folgt noch nicht daraus daß ſie auch ſchon vollkommen lebensthätig wieder ſei. Die Ermattung, die Ueberraſchung, aller vorausgegangene Schmerz haben ihr noch nicht den Gebrauch der Sinne, der Stimme, der Kraft überhaupt wieder geſtattet, aber der lebensfrohe, ſiegestrunkene, faſt überluſtige Halbgott treibt Spaß mit ihr, mit Admet, daß die von Freude und Schmerz zugleich hingeriſſenen Athener vielleicht vor Jauchzen außer ſich waren. Wir ſind nur gar zu geneigt, bei den Griechen ein ſo recht regelrechtes Luſt- und Trauerſpiel vorauszuſetzen, und haben den Zuſchnitt davon aus der „Poetik" des Ariſtoteles genommen, ſowie aus den wenigen Ueberreſten der Tragiker, die auch ohne alle Andeutung über die Aufführung, Abtheilung und das Theaterſpiel auf uns vererbt wurden, während ſicher Stücke genug vorhanden geweſen ſein mögen, die der Form nach mit den vorhandenen nicht das Geringſte gemein hatten.

Daß die „Alceſte" nicht als Trauerſpiel angeſehen werden dürfe, iſt von allen Commentatoren angenommen worden, und ſie wußten nur nicht wohin ſie dieſelbe einrangiren ſollten. Einige hätten ſie gern zu den ſogenannten Satyrſpielen gerechnet; allein es fehlten nur die Satyrn und Silenen, wovon dieſe den Namen hatten. Andere dachten an ein Iffland'ſches Familiengemälde, indem ſie auch noch manches andere Trauerſpiel der Griechen dahin gewieſen ſehen wollten, wo die „tragica musa descendisse nonnunquam videtur", wie H. C. A. Eichſtädt in ſeiner Abhandlung „De dramate Graecorum comico-satyrico" (Leipzig 1793, S. 70) ſich ausdrückt. Zu vergleichen iſt hierüber vorzugsweiſe Villemain's „Cours de littérature" (Paris 1847, III, 305—308). Den neueſten Commentar in ſolchem Sinne lieferte ein Engländer, J. Banks, 1849, der die Alceſte überſetzte und ſie für ein ſatyriſches, für ein tragikomiſches Stück erklärte. 51.

Miß Martineau als Geſchichtſchreiberin.

The history of England during the thirty years' peace, 1816—46, by *Harriet Martineau*. Zwei Bände. London 1851.

Dieſes Werk der in Deutſchland hinreichend bekannten Schriftſtellerin wird vom „Quarterly review" — zuſammengedrängt — folgendermaßen beurtheilt:

„Die Verfaſſerin behauptet nicht mehr als Andere zu wiſſen, iſt aber in Anlage und Behandlung vollſtändig Meiſterin des gebotenen Stoffs. Ihr Stil, eher raſch und glänzend als bedächtig und methodiſch, hat deshalb einige Aehnlichkeit mit dem der franzöſiſchen Memoirenſchreiber. Anſtatt die Ereigniſſe zu erzählen deutet ſie dieſelben eigentlich nur an, thut dies aber mit einer Lebendigkeit und mit ſo glücklichem Ausdrucke daß man ihr immer gern zuhört, mag auch der Gegenſtand noch ſo wenig Anziehendes haben. Wir ergreifen gern die Gelegenheit ihren literariſchen Talenten Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und wünſchen von Herzensgrunde daß ſie geneigt oder im Stande wäre unſerm Beiſpiele zu folgen. Aber eine jener nicht ſeltenen Naturtändeleien drängt ſie zu ſo unbegreifbaren Einfällen, zu ſo anmaßenden Behauptungen und zu ſo ausſchweifenden Phantaſien daß ſie ſtets eine unzuverläſſige, oft eine ſehr gefährliche Führerin iſt. Es fällt ihrem obwol außerordentlich beweglichen Verſtande doch faſt unmöglich über irgend Etwas einen Zweifel oder eine Erörterung zu geſtatten. Durch einen uns ſchlechterdings unklaren Proceß bemächtigen ſich gewiſſe, oft ſpaßhaft phantaſtiſche Gedanken ihres Gehirns und werden von nun an Theil ihres Selbſt. Trotzdem glauben wir daß ihr Buch wahrſcheinlich die flüchtige Tagesliteratur überleben wird. Es iſt voll Stoff und die ertheilte Auskunft, wenn auch meiſt einſeitig, doch nie ganz falſch. Wo ſie irrt, geſchieht es ohne Abſicht; ja ſie gibt ſich ſogar Mühe bedachtſam und gutmüthig zu ſein. Ihr raſches Blut und ihre Wortfülle laſſen ſie freilich oft Albernheiten begehen, und am beſten verſteht ſie ſich darauf, Ereigniſſen dadurch Werth und Bedeutung zu geben daß ſie ihnen die Sympathie der ganzen Welt beilegt." 47.

Bibliographie.

Album. Mit Original-Beiträgen von T. Apel, L. Bechſtein, W. F. A. Behrnauer, A. Böttger, J. F. Caſtelli, Flo-

rus ꝛc. Zum Beſten Nothleidender im ſächſiſchen Erzgebirge herausgegeben von W. Scherffig. Zwickau, Geb. Thoſt. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Arnold, C. J., Rundſchau der neueſten Zeit. Von Napoleon's Sturz 1815—1848 excl. Ein hiſtoriſches Leſebuch. Leipzig, R. Hoffmann. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Aus der Soldatenwelt. Erlebtes und Erlauſchtes von einem müßigen Kriegsknechte. 2ter Band. — A. u. d. T.: Aus der ungariſchen Soldatenwelt. Stuttgart, Metzler. Gr. 16. 27½ Ngr.

Barth, G., Der Lebensmagnetismus, ſeine Erſcheinungen und ſeine Praxis. Mit beſonderer Rückſicht auf ſeine Anwendung zur Heilung der verſchiedenſten Krankheiten, namentlich des Nervenſyſtems. Ein Hand- und Lehrbuch für Gläubige und Forſcher, ſowie für Alle, welche ſich mit den Erſcheinungen der Elektrobiologie vertraut machen wollen. Heilbronn, Landherr. 8. 1 Thlr.

Vertraute Briefe an Ida Gräfin Hahn-Hahn. Leipzig, Jackowitz. 8. 15 Ngr.

Brühl, J. A. M., Geſchichte der katholiſchen Literatur. In kritiſch-biographiſchen Umriſſen. In zwei Bänden. 1ſter Band: Geſchichte der katholiſchen Literatur Deutſchlands. 1ſte Lieferung. Leipzig, Hübner. Gr. 8. 10 Ngr.

Drobiſch, T., Humoriſtiſcher Muſik- und Theater-Kalender auf das Jahr 1853. Mit Illuſtrationen und 2 Originalcompoſitionen: Lied von J. Netzer und Muſikanten-Polka von A. Wallerſtein. Leipzig, Spamer. 1853. Br. 8. 12½ Ngr.

Eickſtedt, A. v., Nachklänge. Eine Sammlung von Poeſien in gebundener und ungebundener Form, ſo wie Kritiken deutſcher Schriftſteller über deutſche Werke und Schriftſteller. Rendsburg, Spethmann. 8. 1 Thlr.

Epheu, Lilien und Roſen. Eine Feſtgabe für das Jahr 1853. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Die beiden jungen Frauen. Eine Familiengeſchichte vom Verfaſſer der Mahleiche, Auguſte Walther ꝛc. Zwei Theile. Braunſchweig, Leibrock. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Fröhlich's, A. E., geſammelte Schriften. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Fabeln. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 8. 22½ Ngr.

Gaſtineau, B., Reich Satans. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt von W. A. Neumann. Zwei Theile in einem Band. Braunſchweig, Leibrock. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Gfrörer, A. F., Guſtav Adolph, König von Schweden und ſeine Zeit. 3te verbeſſerte Auflage. Stuttgart, A. Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr.

Ghillany, F. W., Eine Tour nach London und Paris im Sommer 1851. Drei Bände. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 8. 3 Thlr.

Goethe, T., Aus dem Leben eines ſächſiſchen Huſaren und aus deſſen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland. Leipzig, Hinrichs. 1853. Gr. 8. 24 Ngr.

Graf, J., Begebenheiten und Schickſale der landesfürſtlichen Stadt Bruck a. d. Mur, k. k. Kreisregierungsſtadt in der Oberſteiermark. In Verbindung mit der Landesgeſchichte chronologiſch dargeſtellt. Bruck. 8. 25 Ngr.

Heſſe, W., Briefe über Unſterblichkeit und die Pfänder unſerer Fortdauer. Zum Troſt für Alle, denen Zweifel oder Trennungsſchmerz das Herz bewegt. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 25 Ngr.

Huesko, P., Die Abenteurer auf Hispaniola. Aus dem Spaniſchen von W. A. Neumann. Drei Theile. Braunſchweig, Leibrock. 8. 3 Thlr.

Hundeshagen, C. B., Das Princip der freien Schriftforſchung in ſeinem Verhältniſſe zur Kirche und den Symbolen. Ein Vortrag, gehalten am 18. Juni 1851 vor der Paſtoralconferenz in Durlach. Darmſtadt, Leske. Gr. 8. 5 Ngr.

Klenke, Anna Louiſe Karſchin. Geſchichtlicher Roman in drei Büchern. Cöthen, Schettler. 8. 4 Thlr.

Klopp, O., Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Hannover, Rümpler. 8. 1 Thlr.

Kritik des pantheiſtiſchen Anthropologismus von Dr. H. S. Lindemann, Prof. der Philoſophie in München. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Berliner Kunſt-Ausſtellung von 1852. Nebſt einer Einleitung: Ueber die „Stellung der Kunſt zur Kritik" und die „Begrenzung der verſchiedenen Kunſtgebiete." 1ſtes Heft. Berlin, Hempel. 8. 6 Ngr.

Spaniſches Liederbuch von E. Geibel und P. Heyſe. 2te Auflage. Berlin, Hertz. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Malan, C., Der Sieg der Gnade. Eine Erzählung in Briefen. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. New-York. 8. 5½ Ngr.

Pfarrius, G., Trümmer und Epheu. Novelle. Köln, Du Mont-Schauberg. 8. 18 Ngr.

Runeberg, J. L., Dichtungen. Aus dem Schwediſchen von Ida Meves, geb. Lappe. 1ſtes Bändchen. — A. u. d. T.: Die Sagen des Fähnrich Stål. Eine Sammlung Geſänge. Mit Muſikbeilage. Leipzig, Hartmann. 12. 10 Ngr.

Scherer, H., Allgemeine Geſchichte des Welthandels. 1ſter Theil: Von den früheſten Zeiten bis zur Entdeckung Amerikas. Leipzig, H. Schultze. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Siegel, H., Das deutſche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters, in ſeinem innern Zuſammenhange dargeſtellt. Heidelberg, Bangel u. Schmidt. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Soſtmann, Wilhelmine, Die neugriechiſche Helena, oder: Der grüne Kranz auf Hohenſchwangau. Ein Roman nach hiſtoriſchen Anklängen. Zwei Theile. Hamburg, Reſtler u. Melle. Gr. 12. 2 Thlr.

Tiarks, J. G., Die Universität Cambridge geschildert. Mit einem Vorwort von Ullmann. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 10 Ngr.

Varia in dem Bereiche der vergleichenden Sprachforſchung. I. Wien, Sternickel u. Sintenis. Gr. 8. 3 Ngr.

Willkomm, M., Wanderungen durch die nordöſtlichen und centralen Provinzen Spaniens. Reiſeerinnerungen aus dem Jahre 1850. Zwei Theile. Leipzig, Arnold. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Bretſchneider, O., Die Statthaftigkeit der beim Durchl. Deutſchen Bunde erhobenen Beſchwerde der Grafencurie und vier Bevollmächtigter von der Ritterſchaft des Herzogthums Gotha wegen unrechtmäßiger Beſeitigung der landſchaftlichen Verfaſſung des Herzogthums Gotha geprüft und beurtheilt. Gotha, Müller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bruch mit der Revolution und Ritterſchaft. (Von V. A. Huber.) Berlin, Hertz. Gr. 8. 10 Ngr.

Haacke, G. A., Das 200jährige Jubelfeſt der evangeliſchen Friedenskirche „zur heiligen Dreifaltigkeit" vor Schweidnitz. Schweidnitz, Heege. Gr. 8. 5 Ngr.

Keller, F. E., Se. Maj. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen von Gottes Gnaden, unſer König, unſer Vater. Katechiſation über Pſalm 21. am Allerh. Geburtsfeſte Sr. Maj. des Königs gehalten. Delitzſch, Eißner. 8. 2½ Ngr.

Proteſt gegen die Theorie des Däniſchen Geſammt-Staats und den Verſuch zu deren Verwirklichung durch den Londoner Vertrag vom 8. Mai 1852. Mannheim, Baſſermann. Gr. 8. 12 Ngr.

Volkmann, C. M., Chriſten gilt die Treue im irdiſchen Berufe als ein Zeugniß rechter Frömmigkeit. Circularpredigt am 13. Trin.-Sonnt. 1852 über 1. Corinther 7, V. 24 zu Oſchatz gehalten. Oſchatz, Oldecop's Erben. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLVI.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Siebenundachtzigstes und achtundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die Alpen vom Standpunkte der neueſten Forſchungen.** (Schluß.) — **Neuere Fortſchritte des Fabrikmaſchinenweſens.** Erſter Abſchnitt. — **Die Freie Stadt Bremen** in ihrer politiſchen und culturgeſchichtlichen Entwickelung.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes**, iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon,

ſowie als eine Neue Folge des ſo ſehr verbreiteten Converſations-Lexikon der Gegenwart zu betrachten. **Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **M. Du Mont-Schauberg**'schen Buchhandlung in **Köln** ist soeben erschienen und auch durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder Muskatblut's.

Erster Druck,

besorgt

von Dr. ***E. v. Groote.***

Gr. 8. 24 Bogen. Preis 1 Thlr. 20 Sgr.

Die handschriftlich zerstreuten Lieder **Muskatblut's** erscheinen hier **zuerst** gesammelt und kritisch bearbeitet von der Hand eines bewährten Kenners und Freundes unserer Sprachdenkmale. Ueber den Dichter selbst spricht sich J. Grimm in folgender Weise aus: „Wir wissen von der Poesie aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts nur wenig, und, was man bisher von diesem Dichter kennen lernte, zeugt von lebendiger frischer Gabe." Gervinus (Gesch. der poet. Nat.-Lit.) sagt über ihn: „Schon nach dem Wenigen, was von ihm gedruckt ist, scheint er sich in den mannichfaltigsten Gegenständen, ja, in sehr verschiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es sind Minne- und Naturlieder von ihm bekannt, die an Fluss und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern und sich wohl über das Aehnliche bei seinen ritterlichen Zeitgenossen erheben."

Der Herausgeber wie die Verlagshandlung glaubten daher einen nicht unwichtigen Beitrag zur Förderung der Literaturwissenschaft und zur Kunde mittelalterlicher Dichtkunst zu liefern, indem sie diese Lieder durch den Druck veröffentlichten und somit weitern Kreisen zugänglich machten.

Bücher zu herabgesetzten Preisen.

Die Buchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig hat folgende Verzeichniſſe ausgegeben, welche durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes **gratis** bezogen werden können:

1) **Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur zu bedeutend ermäßigten Preiſen.**
2) **Verzeichniß von Büchern zu billigen Preiſen.**
3) **Extrait du Catalogue de Livres au rabais.**
4) **Catalogue d'une collection précieuse de Livres anciens de Théologie etc.**

Alle Bücherkäufer werden auf dieſe reichhaltigen Verzeichniſſe beſonders aufmerkſam gemacht.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Watson (Th.). Die Grundgesetze der praktischen Heilkunde. Ein vollständiges Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie in Vorlesungen, gehalten in King's College zu London. Nach der dritten englischen Auflage ins Deutsche übertragen und mit Anmerkungen versehen von

Dr. J. H. Steinau.

Zweiter Band. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kein Handbuch der praktischen Heilkunde hat sich in neuester Zeit eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt wie das vorliegende Werk, das rasch hintereinander drei Auflagen erlebte und sich in England wie in Nordamerika in der Hand jedes rationellen Arztes und jedes Studirenden der Medicin befindet. Auch in Deutschland haben bereits die competentesten Richter anerkannt, dass von allen in der neuesten Zeit erschienenen ähnlichen Werken sich keins so ganz auf der Höhe und dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft befindet wie **Watson's** Werk. Die vorliegende, des classischen Werks würdige deutsche Uebersetzung wird deshalb gewiss allseitig mit Freuden begrüsst werden. Das Ganze wird in vier Bänden vollständig sein und der dritte und vierte Band in rascher Folge erscheinen. Der erste Band (1851) kostet 1 Thlr. 22 Ngr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

In unſerm Verlage erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Trümmer und Epheu.

Novelle

von

Guſtav Pfarrius.

8. Broſch. Preis 18 Sgr.

Der Dichter der „**Waldlieder**" und des „**Nahethals in Liedern**", jener naturbegeiſterten Schöpfungen voll Sonnenglanz und Waldesduft, entwickelt in dieſer Novelle ein lebensfriſches Bild aus der pfälziſchen Landes- und Fürſtengeſchichte, im Rahmen einer Idylle, die nicht minder geeignet ſein dürfte, das Intereſſe des Leſers angenehm zu feſſeln.

M. Du Mont-Schauberg'ſche Buchhandlung in Köln.

Durch alle Buchhandlungen iſt von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Die Königin der Nacht.

Roman von **Levin Schücking.**

8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Ein neuer Roman **Levin Schücking's**, der ſeine frühern beliebten Romane „Der Bauernfürſt" (1851), „Ein Sohn des Volkes" (1849), „Die Ritterbürtigen" (1846) u. ſ. w. an Originalität und draſtiſcher Spannung noch übertrifft.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erſchien ſoeben und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Auch eine Jugend.

Von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr.

Die Jugendgeſchichte eines unſerer beliebteſten Romanſchriftſteller: **Heinrich Koenig** in Fulda, des Verfaſſers von „William Shakſpeare" (zweite Auflage, 1850), „Die Clubiſten in Mainz" (1847) u. ſ. w., die den Leſer in eine ſchon ziemlich vergeſſene Zeit zurückverſetzt und ihm Zuſtände der Geſellſchaft und Lebenslagen des Autors vorführt, die durch Eigenthümlichkeit erſetzen, was ihnen vielleicht an großen und auffallenden Erlebniſſen abgeht. „Knabenwege" und „Studentenwandel" ſind die Hauptabſchnitte dieſer anziehenden Selbſtbiographie überſchrieben.

Im Verlage von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Land- und Seebilder

aus

der Gegenwart.

Aus den „Household-Words" des **Charles Dickens (Boz)** zuſammengeſtellt und überſetzt

von

D. Sägelken,

Oberlehrer an der Bürgerſchule zu Varel.

Erſter Theil.

Amerika und Auſtralien umfaſſend.

8. Geh. 22½ Ngr.

Dieſe Land- und Seebilder, aus den von Boz herausgegebenen „Household-Words" ausgewählt, werden bei Jung und Alt jeden Standes reges Intereſſe erregen. Die Darſtellung der Sitten und Gebräuche der Völker der neuen Welt, das Leben der Eingewanderten in dieſelbe u. ſ. w., von Boz' geiſtreicher Feder beſchrieben, dem in dem Mittelpunkte des ungeheuern engliſchen Reichs gewiß ſo manche Gelegenheit dargeboten wurde, Erzählungen Solcher, die Selbſterlebtes zu berichten hatten, zu ſammeln, bietet ſowol eine vorzügliche Unterhaltungslecture, als auch einen reichen Schatz von geographiſchen Notizen.

Converſations-Lexikon.

Zehnte, verbeſſerte und vermehrte Auflage.

Vollſtändig in 15 Bänden oder 120 Heften.

In allen Buchhandlungen werden fortwährend Beſtellungen auf dieſe neue Auflage des bekannten Werks angenommen und iſt das bereits davon Erſchienene (Band 1—6) daſelbſt zu erhalten. Monatlich erſcheinen in der Regel drei Hefte von 6—7 Bogen. Das **Heft** koſtet 5 Ngr. = 4 gGr. = 18 Kr. Rh. Das Werk wird auch in **Bänden** zu 1⅓ Thlr. ausgegeben; in einer **Prachtausgabe** koſtet der Band 3 Thlr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig**.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 47. —— 20. November 1852.

Inhalt.

Bruno Bauer und die Kritik. — Die Königin der Nacht. Roman von Levin Schücking. — Jeremias Gotthelf. — Der ſchottiſche Dichter Robert Burns. — Zur Literatur der Briefſammlungen. — Wie fängt man einen Sonnenſtrahl? Aus dem Engliſchen. — Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte. — Bibliographie.

Bruno Bauer und die Kritik.

Noch immer herrſcht die Anſicht, um nicht zu ſagen das Vorurtheil, daß die Kritik nur zu zerſtören oder, wie ſie es ſelbſt nennt, aufzulöſen wiſſe. Daher auch immer noch die Angſt vor ihr als einem Weſen das Alles verſchlinge und Nichts hervorbringe. Man kann ſich hierüber nicht wundern, wenn man weiß wie ſich die Geſellſchaft gegen neue Schöpfungen verhält. Auch vor Hegel's philoſophiſch-dialektiſcher Kritik, um nur an das Nächſtliegende zu erinnern, hat ſich die Furcht niemals vollkommen gelegt; und doch wie unſchuldig war ſie, wie conſervativ! Welch geringe Kraft der Vernichtung ihr „Aufheben" hat, konnte jede durch Zucker verſüßte Taſſe Kaffee beweiſen, in der der Zucker, wiewol „aufgehoben" (ſuspendirt), doch, wie Zunge und Gaumen verſichern werden, durchaus nicht zu Nichts geworden iſt. Die Kritik dagegen in Wahrheit löſt auf, oder noch eigentlicher, zerſetzt (reducirt) vollſtändig.

In ihrem Zerſetzen aber iſt ſie heute die einzige Schöpferin. Das verfloſſene Jahrzehnd hat es bewieſen und die nächſte Zukunft wird es noch offener zeigen daß wahrhafte Zeugungskraft aus allen beſtehenden Richtungen geſchwunden, der Kritik allein geblieben iſt; daß darum das Alte jetzt das Veraltete, Abgeſtorbene, Verfallende, die Kritik das Lebenskräftige, Friſche iſt.

Darum wird allerdings das Wirken der Kritik nur ſehr einſeitig durch Auflöſung oder Zerſetzung bezeichnet. Wir müſſen vielmehr nach einem Ausdruck greifen welcher der organiſchen Natur angehört. Die ſo oft als Bild ruhender Verſenktheit in ſich und paſſiver Hingebung dienen mußte, die Blume, ſie übt vielmehr fortwährend ſo kräftige Zerſetzungen in der Luft und im Boden wie bisher noch kein chemiſches Laboratorium nachzuahmen vermocht hat. Und ihr Zerſetzen iſt gerade das Bilden ihrer ſelbſt. Der thieriſche Organismus zumal lebt in fortwährendem Zerſtören und Ausſcheiden. So wird auch die Kritik verdauen und aſſimiliren; ſie iſt die Mauſerung des Geiſtes, ein Ausſcheidungs- oder Abſonderungs- und damit ein Befreiuungsproceß; ſie iſt das Athmen des Geiſtes, ein Verbrennungsproceß und damit ein Verjüngungsproceß, ſie iſt jetzt als die einzige Weiſe erkannt in welcher der Geiſt ſeine Bildung zuwegebringt.

Wir haben dieſen Aufſatz abſichtlich nicht mit dem Beiworte „die moderne, die neueſte Kritik" überſchrieben; wir ſagen nur kurzweg „die Kritik", weil wir nicht zugeſtehen können daß was früher als ſolche galt als eine gleichberechtigte Art neben jene geſtellt werden könne. Früher war die Kritik Nichts als eine Magd, zuweilen eine ehrliche; zuweilen war ſie auch wol Erzeugniß nichtigſter Eitelkeit. „Göttlich" nennen ſie die Pilologen ſchon ſeit langem; es iſt aber auch ſchon von einem großen Philologen die Befürchtung ausgeſprochen worden daß jenen Männern bei dieſer Göttlichkeit bangewerden dürfe. Auch alle übrigen Wiſſenſchaften, die Philoſophie nicht ausgenommen, haben gelegentlich ihre Dienſte in Anſpruch genommen. Doch ſie iſt eben gar nicht ſie ſelbſt, wenn ſie dient. Sie muß allein und ſchrankenlos herrſchen, wenn ihr wahres Wirken hervortreten ſoll. Wir werden daher, um falſche Nebenvorſtellungen zu meiden, wohl daran thun mit dem Schöpfer und vorzüglichſten, um nicht zu ſagen einzigen Vertreter der Kritik im wahren Sinne dieſelbe, da ſie etwas Neues iſt, auch mit einem neuen Namen zu belegen, der uns zugleich ihr Weſen viel reiner andeutet: Forſchung.

Wenn wir aber hiermit von der Forſchung jede Gleichheit mit frühern wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen fernhalten zu müſſen glaubten, ſo ſoll doch damit einerſeits nicht geleugnet werden daß ſie das nothwendige Ergebniß der ihr vorausgegangenen Bemühungen in der Philoſophie und Theologie ſei, und andererſeits nicht geſagt ſein, als wäre die Forſchung etwas ganz Abſonderliches, was jetzt mit allem Hokuspokus eines neuen Syſtems, mit den unfehlbaren Beſchwörungsformeln einer neuen

Terminologie und einer abſoluten Methode an die Stelle der alten Syſteme ſich ſetzen wollte. Im Gegentheil iſt die Forſchung auch der Kampf gegen die Täuſchung, die abſolute Wahrheit durch ſo äußerliche Mittel, die man nur mit einer gewiſſen Fertigkeit und Geſchicklichkeit zu handhaben braucht, erfaſſen zu können. Sie will das Bewußtſein erwecken daß ſolche Geſchicklichkeit weiter Nichts iſt als die Kunſt den Schein zu erregen, es ſei Etwas geſagt, wo vielmehr Nichts geſagt iſt, und daß ſolche Fertigkeit weiter Nichts iſt als die Gewöhnung an Gedankenloſigkeit und Selbſttäuſchung.

Die Forſchung iſt durchaus einfach, unbefangen und eben darum in jeder Weiſe rückſichtslos. Sie ſieht eben nur ihren Gegenſtand mit geſunden Augen recht ſcharf und geradezu von allen Seiten an und ſpricht dann unbekümmert aus was ſie gefunden hat. Inſofern, ſcheint es, kann Nichts leichter ſein, auch Nichts älter ſein. Das muß Jeder können und Jeder zu allen Zeiten gekonnt haben. Wer meinte nicht ſehen zu können? Wem fällt es ein daß er nicht geſunde Augen habe? daß irgend ein Leiden ihm Scheinbilder vorführe, die er fälſchlich für Wirklichkeit nähme? daß er an einer fixen Idee leide, die ihn verleitet Alles anders aufzufaſſen als es ſich in Wahrheit verhält? Stimmt er nicht mit vielen Tauſenden überein? und ſind unter dieſen Tauſenden nicht Männer von anerkanntem Rufe und großer Gelehrſamkeit? und ſollten alle Dieſe nicht haben ſehen können und fürs Tollhaus reif ſein? Was aber Letzteres betrifft, ſo iſt es in der That ſehr ſchwer oder unmöglich zu ſagen, wo die Geiſteskrankheit beginnt, und praktiſche Rückſichten dürften hier ausſchließlich das Entſcheidende ſein. Hat doch unlängſt ein berühmter Arzt eine „Philoſophie der geſunden Vernunft" veröffentlicht und ſomit gleich im Titel alle frühern Philoſophen, Ariſtoteles und Platon, Hegel und Herbart mit eingeſchloſſen, und natürlich auch alle heute lebenden Schüler dieſer Männer für geiſteskrank erklärt; und vielleicht dürfte ſchon jeder meiner geehrten Leſer in die Verlegenheit gekommen ſein, einer Perſon ſeiner nähern Bekanntſchaft die geſunde Vernunft abſprechen zu müſſen.

Die Forſchung, das kritiſche Sehen, iſt alſo doch nicht ſo leicht, ja in Wahrheit, es iſt das Allerſchwierigſte. Ueberhaupt wenn man meint, ſehen, denken könne der Menſch von Natur, ſo iſt darauf hinzuweiſen daß von Natur der Menſch vielmehr Nichts kann, daß er Alles mit Mühe erlernen muß. Daß der gemeine Mann nicht gehen kann, zeigt der Soldat; und wenn man dem Erſten Beſten ein Mikroſkop unter das Auge ſchiebt, ſo wird dieſer noch keine mikroſkopiſchen Unterſuchungen anſtellen. Nicht nur bedürfen wir Alle, obwol wir von der Mutter die Sprache bekommen, noch des Sprachunterrichts um ſprechen zu können; ſondern auch das Verſtändniß des Geſprochenen iſt nicht unmittelbar gegeben, erfodert vielmehr eine beſondere Disciplin, die Philologie. Am allerwenigſten aber iſt wirkliches Denken, geiſtiges Sehen ſich von ſelbſt verſtehende Sache Jedermanns. Von der Beſinnungsloſigkeit der Menſchen, d. h. von ihrem Mangel an Bewußtſein über ihre eigenen Vorſtellungen an ſich und in ihrem Verhältniſſe zueinander, von ihrem Mangel an Trieb das Bekannte zu erkennen, kann Niemand eine Ahnung haben der ſich nicht ſchon einmal ernſtlich der Betrachtung dieſes betrübenden Gegenſtandes hingegeben, dann aber auch gewiß an ſich ſelbſt dieſe demüthigende Erfahrung gemacht hat. Tauſend Dinge thut der Menſch und ſieht er um ſich her geſchehen, ohne daß er den Grund, die eigentliche Bedeutung eines ſolchen Thuns wüßte, ohne zu ahnen daß ein ſolcher Grund vorhanden iſt, und ohne Bedürfniß ihn kennenzulernen, weil er ſich ſtatt deſſelben mit einer ſehr unklaren mechaniſchen Vorſtellung begnügt. Die Gedankenloſigkeit, genannt Gewohnheit, iſt die am meiſten über das menſchliche Leben verbreitete und wirkſamſte Macht. Allem Denken und Thun und allen Lebensverhältniſſen liegen tauſend Vorausſetzungen zugrunde, deren Wahrheit und Berechtigung zu prüfen den Allerwenigſten einfällt, weil man ſich ſelbſt über ihr Weſen an ſich und ihr Daſein nicht klar wird. Wie Wenige ſind auch nur im Stande eine angeregte Frage feſtzuhalten, ohne ſogleich zu ganz ungehörigen Dingen überzuſpringen! Wie kindiſch fragt man meiſt nach dem Entlegenſten — wie man ſich einbildet nach dem Nächſten — und vernachläſſigt das Allernächſtliegende! Wie geiſtlos ferner fragt man immer nur nach den Endergebniſſen, nach dem eingebildeten Allgemeinen und ſcheut den Weg der Forſchung, das Eingehen in das Einzelne! Wie thöricht endlich hält man ſich noch immer für reich im Beſitze des Allgemeinen, nachdem dieſes mit der Auflöſung des Einzelnen längſt geſchwunden iſt!

Die Forſchung iſt hiernach weder ſo leicht noch ſo einfach als ſie anfangs ſchien, und am allerwenigſten vorausſetzungslos. Vorausſetzungslos könnte überhaupt nur die ſtumpfſte Gedankenloſigkeit ſein, niemals ein Gedanke oder ein Ding. Die Unkritik iſt es, inſofern ſie ihre Vorausſetzungen nicht prüft, die Berechtigungen derſelben nicht erwägt, des Vorhandenſeins derſelben ſich nicht bewußt wird. Die Forſchung dagegen weiß es ſehr wohl daß ſie ſelbſt zum Verſtändniſſe ihrer Arbeiten eine außerordentliche Vorausſetzung macht: ſie fodert nämlich zunächſt einerſeits, negativ, die Kraft, die erwähnte Gedanken- und Beſinnungsloſigkeit welche durch die Macht langjähriger Gewohnheit den Menſchen mit unglaublicher Hartnäckigkeit feſthält abzuſtreifen, und dann andererſeits, poſitiv, eine bedeutende Höhe der Bildung, d. h. vorzüglich eine durchdringende Erkenntniß der Bedeutung der metaphyſiſchen Kategorien und eine tiefe Einſicht in die allgemeine Weiſe, in welcher der menſchliche Geiſt in der Geſchichte vorſchreitet. Wer z. B. eine dem allgemeinen Weſen und Gange der Geſchichte ſo durchaus zuwiderlaufende Anſicht hegen kann daß die Juden vor Jeſus das vollſtändige Dogma vom Meſſias beſeſſen und dieſes eben nur auf die Perſon Jeſu übertragen angewandt hätten, der kann von der Kritik des Neuen Teſtaments Nichts

verſtehen. Wer den Begriff der Tradition in der Gemeinde ſo misbräuchlich auffaſſen kann daß er dieſe als Schöpferin der Evangelien gelten läßt, kann die Entſtehung der letztern, wie die Kritik ſie nachweiſt, nicht verſtehen, weil er überhaupt nicht weiß wie geſchaffen wird. Der Forſcher muß wiſſen wie es in der Werk- oder Geburtsſtätte der Geſchichte hergeht, er muß das Keimen der Gedanken wahrnehmen.

Die Forſchung verlangt demnach unabläſſige Regſamkeit des Geiſtes und tiefe Vertrautheit mit den Ergebniſſen der bisherigen hiſtoriſch-empiriſchen und philoſophiſchen Wiſſenſchaften, deren Auflöſung und Erfüllung ſie iſt. Die Zeiten der Metaphyſik und des Idealismus wie der beſinnungsloſen Empirie und des Materialismus ſind vorüber: alle Dialektik des Begriffs iſt als Schamanenthum erkannt, und wer ausrufen kann: „Gebt mir einen Tropfen Blut und ich mache einen Menſchen daraus", der hat wol die eitle Einbildung, es fehle ihm nur der Ort um die Erde aus ihren Angeln zu heben, in der That aber ſpottet er ſeiner ſelbſt und weiß nicht wie. Die Forſchung wird die ungeheuere Arbeit der Philoſophie und Empirie in den verfloſſenen Jahrhunderten am wenigſten verkennen, da ſie nur auf ihr beruht, den ganzen Gehalt, den ganzen Erwerb derſelben auflöſt, d. h. ſich aneignet, und indem ſie den Gegenſatz derſelben aufhebt, noch Höheres leiſtet. Und das iſt nun alſo der beſtimmteſte Ausdruck für die Vorausſetzung der Forſchung: Erkenntniß der Philoſophie und Empirie und damit die Aufhebung des höchſten Gegenſatzes in der bisherigen Wiſſenſchaft.

Dieſe Vorausſetzung der Forſchung aber iſt ſelbſt ſchon das Thun und Weſen der Forſchung. Dieſer Widerſpruch kann nie weggeſchafft, er muß klar erkannt und beſtimmt ausgeſprochen werden: die Forſchung ſetzt ſich ſelbſt voraus. Der Ausdruck dieſes Widerſpruchs iſt zugleich der Ausdruck der Endlichkeit des menſchlichen Erkennens überhaupt.

Die Forſchung hat aber endlich auch ihre rein ethiſche Seite. Ein durch ſeine kritiſchen Arbeiten berühmter Philolog äußerte einmal: Es iſt nicht genug daß man nicht die Abſicht habe zu lügen, ſondern man muß auch die Abſicht haben nicht zu lügen, d. h. man muß ſich vor der Lüge hüten; denn wer ſich nicht fortwährend ausdrücklich vor ihr hütet, der lügt auch. Glauben es ſei ſo weil man wünſcht es möge ſo ſein, verſichern es ſei ſo weil man das Vorurtheil hat daß es ſo ſei, iſt der Erbfeind der Forſchung und Urquell der Lüge. Nun wiſſen wir warum ſo viele Leute nicht ſehen können: oft allerdings weil ihnen die nothwendigen Bedingungen dazu fehlen; oft auch weil ſie nicht ſehen wollen. Aber auch der Wille geht auf ein Können zurück, und man will nicht weil man nicht wollen kann. Wer in ſich nicht die Kraft fühlt einen Feind beſiegen zu können, der kann den Feind nicht ſehen; denn er kann ihn nicht ſehen wollen, weil ihn das Sehen zu Etwas auffodern würde dem er nicht gewachſen iſt. Das Gefühl der Schwäche und Unzulänglichkeit iſt alſo hier die herrſchende Macht und erzeugt ſtatt eines klaren ruhigen Blicks eine dunkle Angſt, welche ihrerſeits wieder die Sehkraft noch mehr ſchwächt und die Sinne verwirrt. Wer durch Ergebniſſe der Forſchung welche als möglich gedacht oder geahnt werden ihm liebgewordene Vorſtellungen gefährdet ſieht, vorallem aber dieſelben außer jeder Gefahr zu ſetzen ſich gedrungen fühlt, der kann theils wirklich jene Ergebniſſe, ſelbſt wenn ſie ihm gezeigt werden, vor Angſt nicht ſehen, theils iſt er in Gefahr zu lügen und zu behaupten, er ſehe nicht, da ſein Auge doch wenigſtens nicht gänzlich vom Strahl ungetroffen bleibt.

Sehen wir nun was uns die Forſchung Neueſtes bietet:

1. Kritik der Evangelien und Geſchichte ihres Urſprungs. Von Bruno Bauer. Drei Theile. Berlin, Hempel. 1850—51. 8. 4 Thlr. 3 Ngr.
2. Die Apoſtelgeſchichte, eine Ausgleichung des Paulinismus und des Judenthums innerhalb der chriſtlichen Kirche von Bruno Bauer. Ebendaſelbſt. 1850. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Kritik der Pauliniſchen Briefe. Erſte Abtheilung: Der Urſprung des Galaterbriefs. Zweite Abtheilung: Der Urſprung des erſten Korintherbriefs von Bruno Bauer. Ebendaſelbſt. 1850—51. Gr. 8. 20 Ngr.

Nur wer von dieſen Arbeiten Nichts geleſen hat, kann meinen ſie ſeien blos negativ. Zwar wird hier in der That zerſtört, gründlich, in einer noch nie geahnten Weiſe. Die gewöhnliche Anſchauung, welche durch unſere Lichtfreunde ſo wenig erſchüttert wird daß ſie vielmehr an ihrer Unbeſtimmtheit und Verſchwommenheit eine neue Stütze gefunden hat, wird hier der Grund und Boden vollſtändig entzogen. Was am feſteſten zu ſtehen ſchien: diejenigen Schriften des Neuen Teſtaments, „gegen welche bisher noch nie auch nur der geringſte Verdacht der Unechtheit erhoben worden", welche nach der bisherigen Meinung aller Theologen „ſo unwiderleglich den Charakter der Originalität anſichtragen, daß ſich gar nicht denken läßt welches Recht der kritiſche Zweifel jemals gegen ſie geltendmachen könnte", ſind aufs ſchlagendſte als das Werk abſichtlicher hiſtoriſcher Fiction und bloßer Compilation nachgewieſen. Hinter dieſen Negationen aber ſtecken die bedeutendſten und ſicherſten Poſitionen. Statt der herkömmlichen Idee von der Entſtehung des Chriſtenthums in allen ihren lichtfreundlichen Schattirungen tritt durch die Forſchung das Chriſtenthum hervor als die gewaltige menſchliche oder geſchichtliche That der erſten Jahrhunderte unſerer Zeitrechnung, als die Revolution gegen die drei Culturelemente der Alten Welt, das Juden-, Hellenen- und Römerthum, als Auflöſung und Verſchmelzung derſelben, eine ungeheuere That die natürlich auch nicht von einem Einzelnen allein ausgehen konnte, an deren Ruhm vielmehr die bedeutendſten geiſtigen Kräfte jener drei Culturvölker der Alten Welt theilnahmen. Ein geiſtiger Kampf, ſo großartig wie ihn die Welt weder vorher ſchon einmal noch nachher bis heute jemals wieder geſehen hat, tritt vor unſere Anſchauung. Es wird von der Entſtehung des Chriſtenthums der Schleier gehoben den die ſpätere Reaction des Chriſtenthums gegen ſeinen ei-

genen revolutionnairen Urſprung darüber geworfen hat. Wollen wir nun das blos negiren nennen, den Schleier der Wahrheit, den falſchen Schein zerreißen? Derartige Verſuche die Spaltungen zu überkleben, welche für geſchichtliche Quellen gelten wollen, als Das aufzudecken was ſie ſind? Iſt denn nicht die Vernichtung des Nichtigen, Falſchen die Darlegung des wirklichen Seins, wirklicher Geſchichte? Aber ſo lieb ſind den Leuten alte Vorſtellungen, ſo groß iſt die Anſtrengung welche die Auffaſſung wirklicher Geſchichte alle mal erfodert, daß man lieber jene in jeder möglichen Weiſe welche annehmlich ſcheinen kann ſich zu erhalten ſucht und die Arbeiten der Forſchung abweiſt.

Was das Verhältniß der neuen Bearbeitung der Evangelien Bauer's zu ſeiner ältern betrifft, ſo iſt ſie gründlicher in der Negation und eben darum und in demſelben Grade auch reicher an wahrer Poſition. Auch die Darſtellung iſt beſſer. Der Gegenſatz zu den Bemühungen der Theologen alle Widerſprüche auszugleichen ſtand dem Verfaſſer noch zu nahe, ſaß ihm noch zu ſehr auf dem Halſe und tritt darum auch in der erſten Bearbeitung zu lebhaft hervor als daß nicht dadurch die Ruhe der Darſtellung, die Plaſtik der Geſtaltung hätte leiden müſſen. In der neuen bleiben die angſtvollen Anſtrengungen der Apologeten und Harmoniſten nicht unberückſichtigt, ſie werden ſogar beiweitem mehr beachtet als derjenige Leſer der jene nicht kennt bemerken kann; aber ſie werden, und darum eben wird es nicht leicht gemerkt, in der Ruhe und mit dem Gleichmuthe in ihr Nichts zurückgewieſen, welche Dem natürlich ſind der den Gegenſatz vollkommen überwunden und ſich davon freigemacht hat. Die Widerlegung wird in die Darſtellung eingewoben, und weit entfernt letztere in der Entwickelung zu ſtören, erhöht ſie vielmehr nur ihre Lebendigkeit und Klarheit.

Doch dürfte alles Geſagte unbegründet ſcheinen, auch nicht vollkommen verſtanden werden, wenn wir nicht etwas näher auf die angeführten Werke eingehen und auch Einzelheiten ſoweit der Raum geſtattet hervorheben.

Der Verfaſſer will in ſeiner Kritik der Schriften des Neuen Teſtaments durch dieſe mit größter Sorgfalt in alle Einzelheiten der heiligen Geſchichte dringende Unterſuchung die **Auflöſung der Alten Welt und den Aufgang des Chriſtenthums** ſchildern; Beides iſt Eins. Es ſoll das Verhältniß der Evangelien zueinander, ebenſo der Briefe, wie auch dieſer und jener zueinander und zur untergegangenen Evangelienliteratur erforſcht werden. Die Darlegung dieſer Verhältniſſe gibt eine Geſchichte der literariſchen Erzeugniſſe des chriſtlichen Bewußtſeins, und dieſe Geſchichte enthält zugleich die Entſtehung der evangeliſchen und überhaupt chriſtlichen Anſchauung.

Um aber bis auf dieſen wirklich geſchichtlichen Grund und Boden vorzudringen, mußte der Verfaſſer von hinten anfangen. Durch das Spätere führt der Weg zum Urſprünglichen. Der Verfaſſer beginnt daher ſeine „Kritik der Evangelien" mit dem ſpäteſten, dem vierten, dem des Johannes. Doch vorläufig wird ſie im erſten Buche nur bis zum letzten Theile von Jeſu Laufbahn (bis Cap. 11) fortgeführt. Im zweiten Buche dagegen wird die Geburt und Kindheit Jeſu nach den Berichten des Lukas und Matthäus, im dritten die nähere oder eigentliche Vorgeſchichte zur Wirkſamkeit Jeſu (d. h. die Wirkſamkeit des Täufers und die Taufe und Verſuchung Jeſu) nach den drei erſten Evangelien und im vierten und fünften Buche die öffentliche Wirkſamkeit Jeſu zuerſt nach der Erzählung des Matthäus und Lukas, dann nach dem Urbericht, der im Markus am treueſten enthalten iſt, betrachtet. Das ſechste Buch prüft die Berichte über „Leiden, Tod und Auferſtehung Jeſu". Das ſiebente Buch endlich faßt unter dem Titel „Schluß der Formunterſuchung" die Ergebniſſe des Vorausgegangenen zuſammen.

Ferner hat der Verfaſſer von dem andern Theile der Schriften des Neuen Teſtaments, deren Intereſſe ſich vorzüglich an den Apoſtel Paulus knüpft, ſchon die „Apoſtelgeſchichte" und die Briefe an die Galater und Korinther unterſucht, auch hier wieder mit dem Späteſten beginnend.

Der vierte Evangeliſt hat bisher immer für denjenigen gegolten der das Weſen und den Charakter des Heilandes am reinſten und tiefſten aufgefaßt habe; man hat ihn für den zarten Idealiſten, den philoſophiſch gebildeten Mann gehalten. In der That erkennt man auch ganz offenbar in ihm ein Streben nach künſtleriſcher Geſtaltung und ſtrenger Durchführung eines Grundgedankens. Er ſtellt zuerſt ſein Thema auf und ſucht es dann durch die nothwendigen Variationen zu führen. Allein dadurch wird er nur der reflectirteſte, anſpruchsvollſte der Evangeliſten.

Das Unglück des Vierten iſt ein doppeltes, ein verſchuldetes: die eben erwähnte Reflexion, und ein unverſchuldetes: daß er ein Enkel, der ſpäteſte der Evangeliſten iſt — er lebte in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts —, daß er erſt nach dem Ende des Urſprungs des Chriſtenthums es unternahm die Geſchichte Jeſu zu ſchreiben, nachdem die Kämpfe, als deren Ergebniß die evangeliſche Anſchauung hervorging, ſchon beigelegt, die Parteien, deren Reibung die Geſchichte der Perſon des Heilands erzeugt hatte, ſchon mehr als ermattet waren. Daher kommt es daß er die vorgefundenen Erzählungen und Stichworte nicht verſteht. Er nimmt ſie auf als ein todtes Ergebniß, abgelöſt von der lebendigen Zeugungskraft, von der geſchichtlichen Bewegung der ſie ihr Daſein verdanken. Dieſe nun ſchon von des Vierten Vorgängern durch Misverſtändniß verwirrt, aus dem urſprünglichen Zuſammenhange geriſſen und in einen neuen ganz ungehörigen gebracht, d. h. in gegenſeitigen Widerſpruch verſetzt, ſollen nun einer fertigen Dogmatik und einer philoſophiſchen Reflexion, von der ſie alle noch weiter entfernt waren als ſie ſchon unter ſich voneinander

abwichen, mit Gewalt angepaßt werden: daraus konnte nur Formloſes und Ungeheuerliches, Todtes und Mechaniſches entſtehen. Hier zeigt ſich die volle Unfähigkeit der aprioriſtiſchen Reflexion, gegebene Verhältniſſe und Geſtaltungen nach ihrem wirklichen Leben aufzufaſſen oder neuzubilden oder Vorgefundenes durchgreifend umzuformen. Todte Abſtractionen und leere Phraſen von großen Thaten und wirkſamen Worten ſtatt dieſer ſelbſt, Schematismus ſtatt durch ſich ſelbſt bewegter Entwickelung, ſtarre, immer wiederkehrende, aber ſich nie berührende Contraſte ſtatt wirklich kämpfender, aneinander gerathender Gegenſätze, dieſe Grundfehler laſſen ſich in jeder Situation nachweiſen in welche er Jeſus verſetzt; ſie laſſen ihn nur zu willkürlich und gewaltſam herbeigeführten Kämpfen kommen, die niemals rein durchgeführt werden können. Es iſt Alles von Anfang an fertig, und am Ende iſt was am Anfang war: auf der einen Seite der Meſſias mit ſeiner göttlichen Hoheit, auf der andern das Volk in ſeiner Boshaftigkeit, die von allen Reden und Wundern Chriſti ewig unberührt bleibt. Das Leben Jeſu iſt hier nicht ein Ganzes von auseinander hervorgehenden Scenen, ein Drama, ſondern eine Reihe nebeneinander gehängter Gemälde, deren jedes einen feſten Augenblick darſtellt, feſt, weil ihm zuvor alles Leben, alle Bewegung genommen iſt.

Ein Beiſpiel wie ſich dem Vierten Alles verkehrt, wie er Alles ins Mechaniſche herabzieht, weil er es ſeinem ideellen Pragmatismus anpaſſen will, ſoll uns ſein Bericht von der Taufe Jeſu durch den Täufer Johannes geben. Dies Beiſpiel, welches zu den einfachern, in ſeinen Verhältniſſen leichter überſchaulichen gehört, wollen wir aber gleich in weiterer Anwendung benutzen, um zu zeigen wie dem Evangeliſten Johannes durch den Pragmatismus der Evangelien des Matthäus und Lukas vorgearbeitet war. Markus berichtet uns noch die urſprüngliche Anſchauung von der Taufe Jeſu. Er ſchildert zuerſt das Auftreten des Täufers und fährt dann fort:

> Und es begab ſich in derſelbigen Zeit daß Jeſus aus Galiläa von Nazareth kam und ließ ſich taufen von Johannes im Jordan. Und alsbald ſtieg er aus dem Waſſer und ſah daß ſich der Himmel aufthat, und den Geiſt gleich einer Taube herabkommen auf ihn. Und da geſchah eine Stimme vom Himmel: Du biſt mein lieber Sohn an dem ich Wohlgefallen habe.

Dieſer Bericht trägt in ſeiner Einfachheit und der Zuſammenſtimmung der einzelnen Momente unter ſich den Stempel der urſprünglichen Conception. Auch die Abſicht iſt leicht einzuſehen: Jeſus ſoll in dieſer Weiſe zum Bewußtſein über ſeine hohe Beſtimmung gebracht werden, der Täufer ſoll als ſein Vorläufer erſcheinen, und die ganze Darſtellung, beſonders der erſte Vers: „Dies iſt der Anfang des Evangelii von Jeſu Chriſto“, macht unwillkürlich den Eindruck daß der Täufer hiermit, indem er mit ſeinem unvergleichlich höhern Nachfolger zuſammengekommen iſt, ſeine Aufgabe vollendet habe. Er tritt vom Schauplatze ab und überläßt ihn Jeſu. Von Lukas nun ward dieſer Bericht ohne Veränderung in ſein Evangelium (3, 21. 22) aufgenommen und damit ſogleich auch ſchon in Widerſpruch verſetzt. Nach Markus iſt nämlich Jeſus dem Täufer unbekannt, und dieſer tauft ihn ohne zu ahnen oder Etwas davon zu erfahren daß dieſer Act der Gipfelpunkt und die letzte Beſtimmung ſeiner eigenen Wirkſamkeit ſei. Dieſe Erkenntniß iſt nur für den Evangeliſten und ſeine Leſer, für die ſpätern Gläubigen überhaupt. Lukas dagegen hatte dieſer Erzählung von der Taufe Jeſu eine Geſchichte der Geburt und Kindheit Jeſu und des Täufers vorausgeſchickt und in dieſer das Verhältniß Beider derartig dargeſtellt daß es ganz unerklärlich bleibt wie Jeſus nicht ſogleich vom Täufer erkannt wurde. Lukas nämlich erzählt uns daß der Täufer ſchon als Embryo ſeinen Meiſter erkannt und ihm gehuldigt habe; mußte er ihn nicht jetzt als er zu ihm zur Taufe kam ſogleich wiedererkennen? Beider Mütter waren miteinander ſehr befreundet, die ungeheuerſten Wunder hatten die Geburt des Vorläufers und Nachfolgers bezeichnet, und ſie ſollten ſich bis zu jenem Augenblick der Taufe Jeſu fremd geblieben ſein? Der Täufer der ſchon im Mutterleibe vor Entzücken aufſprang, als die Mutter ſeines Meiſters nahte, mußte dieſem ſeinem Herrn von Kindheit auf angehangen und ihm gedient haben, mußte ihn längſt kennen als er zu ſeiner Taufe kam. Dieſer Widerſpruch iſt nur ſo zu löſen daß man ihn anerkennt. Die beiden Erzählungen von der Kindheit des Täufers und ſeiner Taufe Jeſu müſſen auseinandergehalten werden: ſie ſind in verſchiedenen Zeiten und auf verſchiedenen Standpunkten entſtanden; ſie rühren von verſchiedenen Erzählern her, die ſich gegenſeitig nicht berückſichtigt haben, es nicht brauchten, es vielleicht nicht einmal konnten, weil ſelbſt der ſpätere den frühern nicht kannte. Der Widerſpruch iſt erſt das Werk des Lukas, er entſteht erſt dadurch daß beide Erzählungen in eine und dieſelbe Schrift aufgenommen werden. Markus kennt die Wunder der Kindheitsgeſchichte noch nicht. In letzterer ſpricht ſich eine ſpätere Anſchauung über das Verhältniß Jeſu und des Täufers zueinander aus; in ihr iſt der Täufer eine ganz andere Perſon geworden. Das hat der Verfaſſer des Lukasevangeliums nicht berückſichtigt; ſondern wenn er zum Bericht über die Taufe Jeſu kommt, hat er vergeſſen daß der Täufer durch die Kindheitsgeſchichte ein anderer geworden iſt.

Oder vielleicht auch nicht vergeſſen. Der Widerſpruch hat ihn vielleicht ſchon gequält und darum wollte er, wie es ſcheint, darüber hinwegſchlüpfen. Es ſticht wenigſtens gegen die beſtimmte, anſchauliche Darſtellung des Markus ab, wenn Lukas die Taufe in einem Nebenſatze abfertigend ſagt:

> Und es begab ſich, da ſich alles Volk taufen ließ und Jeſus auch getauft war und betete, that ſich der Himmel auf u. ſ. w.

Matthäus aber konnte ſich dieſen Widerſpruch nicht ſo leicht aus dem Bewußtſein ſchlagen. Er berichtet

zwar nicht wie Lukas ſchon ein vorausgegangenes Zuſammentreffen des Täufers und Jeſu, aber doch mindeſtens eine Kindheitsgeſchichte, welche noch mehr als die des Lukas zeigt wie die Meſſianität Jeſu ſogleich dieſem ſelbſt und Andern feſtſtand. Wenn die Weiſen des Orients Jeſum auffanden, ſo mußte wol auch der Täufer, da der Höhere auf den er wies von ihm die Taufe begehrte, ihn als den Meſſias erkennen, ſich weigern ihm die Waſſertaufe zu geben und von ihm vielmehr die Taufe mit dem Heiligen Geiſte und Feuer verlangen. Ja das Bedenken, welches die Taufe Jeſu durch den Täufer erregt, wird hier noch verſtärkt, da es nicht blos die Relativität daß der Höhere von dem Niedern getauft wird, ſondern auch die Taufe an ſich trifft, welche zur Anſchauung von der Perſon Jeſu gar nicht paßt. Was kann ihn bewogen haben zur Taufe zu gehen, da ihn doch keineswegs das Bewußtſein der Sündhaftigkeit dazu getrieben haben kann?

Dieſes Bedenken trifft freilich ſchon den urſprünglichen Bericht des Markus. Die Taufe konnte für Jeſus nicht die wirkliche Bedeutung haben als Taufe der Buße und Umkehr. Sie ſoll nur die paſſende Gelegenheit abgeben, bei der ihm ſein meſſianiſcher Beruf offenbart wird. Bruno Bauer ſagt:

> Die urſprüngliche Darſtellung iſt aus dem Widerſpruch zuſammengeſetzt daß Jeſus wie jeder Andere zur Taufe geht, und daß ſie für ihn etwas Anderes wird als ſie für alle Uebrigen iſt, aber auf eine für ihn ſelbſt *unvorhergeſehene* Weiſe. Ueber dieſen Widerſpruch half ſich die urſprüngliche Anſchauung in der Weiſe hinweg daß ſie in dem Augenblick wenn Jeſus zur Taufe geht die Bedeutung derſelben als eines Bußacts zurücktreten ließ, und Das was unerwartet und unvorhergeſehen eintrat zugleich als nothwendig vorausſetzte und Jeſum vom Gefühl dieſer Nothwendigkeit angezogen, d. h. unter der geheimen Führung des Geiſtes zur Taufe gehen ließ.

Daß dieſem Bericht irgend eine Thatſache zugrundeläge iſt durchaus nicht zu erweiſen, vielmehr anzunehmen daß er einem innern Bedürfniß der Gemeinde ſeine Entſtehung zu verdanken hat. Der Verfaſſer ſagt:

> Als die Gemeinde im Glauben an den Opfertod und die Auferſtehung des Erlöſers ihren dogmatiſchen Halt befeſtigt und die religiöſe Theorie die Kraft und Muße dazu erhalten hatte, die Entwickelung des Heilswerks hiſtoriſch zu geſtalten, verlangte es die Abrundung der geſchichtlichen Anſchauung daß man auch den Anfang des Heils erwies, d. h. den Zeitpunkt fixirte wo der Herr den Täufer ablöſte und an ſeine Aufgabe ging.

Sollte er ihn ablöſen, ſo mußte er ihn auf ſeinem Platze finden; Beide mußten im entſcheidenden Augenblick auf dem Schauplatz zuſammentreffen. Was Anderes aber konnte Jeſum zum Täufer führen als die Taufe? Hier mußte alſo der Anfang ſein, die Berufung Jeſu durch eine göttliche Stimme und ſeine Ausſtattung mit dem Heiligen Geiſt, wie Aehnliches bei den Propheten des Alten Teſtaments geſchah.

Als aber die Anſchauung von dem Herrn in der Gemeinde ſich weiter entwickelt hatte und man Jeſum als den Gottgezeugten anſah, da konnte es nicht mehr ſchicklich ſcheinen daß er in gleicher Weiſe wie alle Andern zur Taufe gegangen ſein ſollte, und man mußte einen Grund ſuchen der ihn veranlaßt haben könne ſich einer Ceremonie zu unterziehen die nur für den reuigen Sünder Sinn hat. Der Componiſt des Matthäus-Evangeliums drückt dieſe Verlegenheit der Gemeinde durch das Befremden des Johannes aus: „Ich bedarf wol daß ich von dir getauft werde, und du kommſt zu mir?" Den einzigen Grund den die Gemeinde des 2. Jahrhunderts finden konnte, den auch die folgenden Arbeiten bis heute noch durch keinen beſſern erſetzt haben, legt Matthäus Jeſus in den Mund: „Laß jetzt alſo ſein; denn alſo gebühret es uns alle Gerechtigkeit zu erfüllen." Dieſer Grund war alſo der unbeſtimmte Gedanke der Nothwendigkeit, d. h. ein Grund der die Taufe für den Herrn zu einer leeren Förmlichkeit machte, zu einem Acte der für ihn ſelbſt keinen Sinn und zu ſeiner Perſönlichkeit durchaus keine innere und lebendige Beziehung hatte.

So ſtand es nun (nach Juſtinus) ſchon früh feſt daß Jeſus nicht aus eigenem Bedürfniß zur Taufe gegangen, auch das Wunder darauf nicht um ſeinetwillen, ſondern um der Menſchen willen gefolgt ſei. Das widerſpricht aber nicht blos dem Bericht der Evangeliſten, nach welchem das Wunder gar nicht von den Menſchen, ſondern nur von Jeſu geſehen war, ſondern auch der Abſicht welche der urſprünglichen Faſſung der Erzählung zugrundelag, nämlich die Gelegenheit zu ſchaffen, bei welcher die Berufung Jeſu zum Meſſias ſtatthatte. Die ganze Sachlage aber, d. h. die ganze evangeliſche Anſchauung hatte ſich ſo völlig umgeſtaltet daß nun eine ſolche Abſicht nicht blos nicht mehr vorhanden ſein konnte, ſondern geradezu etwas durchaus Unangemeſſenes war. Eine Berufung Jeſu hatte gar keinen Sinn mehr. Bei Markus geht Jeſus ebenſo unbekannt mit ſeiner Beſtimmung zur Taufe, wie Johannes ihn unwiſſend tauft. Hierauf hatte die Offenbarung ihre nothwendige Beziehung zu Jeſus. Jetzt aber, da nach Lukas und Matthäus Jeſus und Andere ſchon vollkommen ſeinen Zuſammenhang mit dem Heiligen Geiſte und ſeine meſſianiſche Beſtimmung kannten, da Jeſus ſogleich vom Täufer als Meſſias bezeugt wird, wozu noch einer Berufung, eines Wunders?

Dem vierten Evangeliſten endlich mußten ſich die erwähnten Schwierigkeiten noch viel lebhafter aufdrängen, da ihm Jeſus von vornherein der ſeiner ſelbſtbewußte Logos iſt, der Meſſias der ſich nie auch nur auf einen Augenblick lang ſeiner Hoheit begeben und nie den Schein dulden kann als bedürfe er der Taufe der Sünder. In der Darſtellung des Johannes iſt nun auch wirklich die Taufe gänzlich bis auf einen leiſen Anklang geſchwunden:

> Des andern Tags ſieht Johannes Jeſum auf ſich zukommen und ſpricht: „Siehe, das iſt Gottes Lamm welches der Welt Sünde trägt! Dieſer iſt es von dem ich geſagt habe: Nach mir kommt ein Mann welcher vor mir geweſen iſt; denn er war eher denn ich. Und ich kannte ihn nicht; aber auf daß er offenbar würde in Iſrael, darum bin ich gekommen zu taufen mit Waſſer." Und Johannes zeugete und ſprach: „Ich ſah daß der Geiſt herabfuhr wie eine Taube vom Himmel, und

blieb auf ihm. Und ich kannte ihn nicht; aber der mich ſandte zu taufen mit Waſſer, derſelbige ſprach zu mir: Ueber welchen du ſehen wirſt den Geiſt herabfahren und auf ihm bleiben, derſelbige iſt es der mit dem Heiligen Geiſte taufet. Und ich ſah es und zeugte daß dieſer iſt Gottes Sohn."

Hier ſind die Worte: „Johannes ſieht Jeſum auf ſich zukommen", die einzige, ſehr unbeſtimmte Hinweiſung auf Jeſu Abſicht zur Taufe, die noch unſicherer dadurch wird daß nach den angeführten Worten es weiter heißt: „Des andern Tags ſtand abermals Johannes und zwei ſeiner Jünger; und als er ſah Jeſum wandeln, ſprach er: Siehe, das iſt Gottes Lamm!" Dies ſcheint faſt darauf berechnet die Vorſtellung zu erregen daß auch das erſte mal Jeſus nur zufällig in der Nähe des Täufers „wandelte". Jeſus tritt auch weder das erſte noch das andere mal an den Täufer heran, wird von deſſen Rede gar nicht berührt, er geht gleichgültig an ihm vorüber, und nicht er, nur der Täufer ſieht das Wunder. Letzterer ſpricht es auch in ſeinem Zeugniſſe ganz ausdrücklich aus daß die Taufe und das Herabkommen des Heiligen Geiſtes nur für ihn, den Täufer, ein Mittel war um den Meſſias aufzufinden und von ihm vor allem Volke zu zeugen. Er kam mit der Taufe, damit er mittels derſelben ſeinen Herrn fände; und der Herr kam zu ſeiner Taufe, damit für ihn, den Täufer, jene wunderbare Erſcheinung eintrat, durch welche ihm nach der Verabredung mit Gott der Sohn Gottes kenntlich werden ſollte. So iſt die Taufe und das Wunder gänzlich von Jeſu abgelöſt und nur für den Täufer da.

So kommt es denn aber mit dieſer Darſtellung des Vierten darauf hinaus daß was urſprünglich für Jeſum berechnet war und für ihn perſönliche Bedeutung hatte, nur ein Mechanismus iſt, der allein dem Täufer ſeine Dienſte leiſtet, daß ferner

die Waſſertaufe des Johannes, die bei den Synoptikern den allgemeinen Zweck hat daß ſie das Volk für das nahe Himmelreich vorbereiten und ſo von innen heraus das Volk bearbeiten und dem Zukünftigen zuwenden ſollte, nur ein mechaniſches Mittel iſt welches dem Täufer die perſönliche Bekanntſchaft mit dem Meſſias verſchaffen ſollte... Die Stichworte der ſynoptiſchen Erzählung flimmern durch die Darſtellung des vierten, aber die Angelegenheit ſelbſt um die es ſich in der Taufe Jeſu handelt iſt vollkommen verkehrt, zwiſchen einen vollkommen entgegengeſetzten Ausgangspunkt und ein entgegengeſetztes Ziel geſchoben, die lebensvollen Verhältniſſe der ſynoptiſchen Darſtellung ſind ins Mechaniſche herabgezogen und eingezwängt.

Dieſe Umkehrung aller Verhältniſſe und die Verwandlung lebendiger Zwecke in todte, mechaniſche Mittel iſt an ſich ſelbſt die Strafe dafür daß der Evangeliſt den Ewigen hochſtellen wollte, indem er ihn ſo viel wie möglich der Verwickelung mit der Waſſertaufe entrückte. Sie iſt das Erzeugniß jener Angſt des Glaubens, für welche Dieſer, dieſe beſtimmte Perſon, nicht ſtark und grell genug als Meſſias bezeugt werden konnte.

Dies möge genügen um an einem Beiſpiele die Art und Weiſe der Forſchung unſers Verfaſſers zu zeigen. Betrachten wir jetzt noch die „Apoſtelgeſchichte" und die Pauliniſchen Briefe, doch nur in möglichſter Kürze.

Einige Theologen wenigſtens ſind aus der Vergleichung der dem Apoſtel Paulus zugeſchriebenen Briefe mit der „Apoſtelgeſchichte" zu der „Ueberzeugung" gelangt — und ſie mögen ſich darauf nicht wenig zugutethun — „daß bei der großen Differenz der beiderſeitigen Darſtellungen die geſchichtliche Wahrheit nur entweder auf der einen oder auf der andern Seite ſein kann". Dies Zugeſtändniß iſt in der That für einen Theologen erſtaunlich viel, ſoviel daß wir uns nicht wundern, wenn er ſich ſogleich wieder verclauſulirt, man dürfe aus dem beſondern Zweck den der Verfaſſer der „Apoſtelgeſchichte" verfolgte keinen „zu nachtheiligen Schluß auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit" deſſelden ziehen, „da das apologetiſche Intereſſe deſſelben das hiſtoriſche nicht geradezu ausſchließt, ſondern nur beſchränkt und modificirt"; und ſomit ſetzt nun der Theolog ſchon ſtillſchweigend voraus, man dürfe nicht nur keinen zu nachtheiligen, ſondern überhaupt keinen nachtheiligen Schluß ziehen, und das Zugeſtändniß der „großen Differenz" iſt zu dem einer kleinen zuſammengeſchrumpft. Bruno Bauer führt nun die Frage, welche von den beiden Darſtellungen des Apoſtel Paulus, ob die in den Briefen oder die in der „Apoſtelgeſchichte", die wahre ſei, aus dieſer ihrer Halbheit zu ihrer vollkommen ſtrengen Form fort, indem er zunächſt die Möglichkeit gelten läßt, es könnten beide Darſtellungen „freies Reflexionswerk, ſpäte Schöpfung" ſein, die aber gerade erſt auf dieſem Boden abſichtlicher Reflexion ihren vollen Unterſchied geltendmachen.

Zuerſt iſt die Frage: wie der Verfaſſer der „Apoſtelgeſchichte" dazu kommt, den Apoſtel, der nach den Briefen ſeine Wirkſamkeit durch Leiden und Kämpfe hindurchführte und durch die Gewalt ſeiner religiöſen Dialektik ſiegte, als einen Zauberer und Wunderthäter darzuſtellen, der durch den Glanz ſeiner Zauberwerke ſich Anhänger gewann und die Gegner blendete? Ferner aber: wie kommt es daß „die Wunderthätigkeit des Apoſtel Paulus an der des Petrus eine ſo genau entſprechende Parallele beſitzt, daß Jener kein Wunder verrichten kann welches Dieſer nicht zuvor vollbracht hat"? Bruno Bauer zeigt daß der Verfaſſer der „Apoſtelgeſchichte" nicht etwa das Bild des Paulus nach dem ſchon vorgefundenen des Petrus geformt, ſondern daß er beide zugleich geſchaffen habe und zwar ſo daß ihm zu beiden der Jeſus der ſynoptiſchen Evangelien als Original diente.

Aber auch die ganze Geſinnung und religiöſe Anſicht des Apoſtel Paulus erſcheint in der „Apoſtelgeſchichte" anders als in den Briefen. Nur in dieſen lebt und wirkt der Mann der das jüdiſche Geſetz ſtürzt, der Revolutionnair. Der Paulus der „Apoſtelgeſchichte" dagegen

iſt kein Revolutionnair, hat Nichts gethan was auch nur den Verdacht der gläubigen Juden erwecken konnte; was er unter den Heiden that, iſt nur die Fortſetzung vom Werk des Petrus, und wenn er den Heiden die Beſchneidung erließ, ſo handelte er unter der Autoriſation der Urapoſtel und vollzog er nur deren ausdrücklichen, noch dazu vom Heiligen Geiſt eingegebenen Beſchluß. Der Revolutionnair, der ſiegreiche Gegner des Geſetzes ſteht draußen, kämpft und ſiegt in den Briefen; in der „Apoſtelgeſchichte" ſoll er vom Makel der revolutionnairen

Geſinnung, von einem Makel der ohne ſein Verſchulden auf ihn gefallen iſt gereinigt werden.

Auch die Vertheidigungsrede welche ihm die „Apoſtelgeſchichte“ in den Mund legt iſt nicht die Rede eines Mannes der kraft ſeines Selbſtgefühls ſich gegen die Satzungen der Alten Welt auflehnt und ſie niederwirft. Dieſer Paulus iſt unſchuldig und zeigt vor dem Synedrium mit welcher Aengſtlichkeit er jeden Buchſtaben des Geſetzes zu befolgen ſucht. Unſchön und unwürdig iſt ſein Benehmen gegen den Hohenprieſter, den er ſchimpft, verſichernd, er habe nicht gewußt daß er es ſei.

Gleich unſchön und unwürdig iſt die Gefliſſentlichkeit und Wegwerfung ſeiner ſelbſt, mit der der Apoſtel an den Sektengeiſt der Phariſäer appellirt, um ſie gegen die ſadducäiſchen Beiſitzer des Synedriums für ſich zu gewinnen; unſchön der Eifer mit dem er ausruft und verſichert: „Brüder, ich bin ein Phariſäer, eines Phariſäers Sohn“!

Ferner ſucht Paulus in der „Apoſtelgeſchichte“ zuerſt immer nur unter den Juden zu wirken. Nur weil ihn dieſe vonſichſtoßen, wendet er ſich an die Heiden. Indem ſo die Unſchuld des Apoſtels bewieſen wird, wird zugleich dem Chriſtenthum ſeine ſchöpferiſche und erobernde Kraft geraubt.

Paulus wendet ſich nicht kraft der urſprünglichen und ſelbſtändigen Ueberzeugung daß ihnen das Heil gehöre zu den Heiden, ſondern er bringt ihnen erſt das Geſchenk des Evangeliums wenn es die Juden verſchmäht haben.

Ein ſolcher Paulus kann unmöglich der hiſtoriſche ſein. Wenden wir uns jetzt zum Galaterbrief, um zu ſehen wie ſich auch in ihm die gewaltige Natur des Apoſtel Paulus nicht ausſpricht. Vielmehr verräth ſich der Brief in allen ſeinen Theilen, im Eingang, in der Erzählung der Lebensverhältniſſe des Apoſtels wie in der dogmatiſchen Darlegung und den Ermahnungen als eine ſpäte Compilation nach den Römer- nnd den beiden Korintherbriefen. Man betrachte nur den Satz (3, 2):

Nicht einmal Titus der mit mir war, obwol ein Grieche, wurde gezwungen ſich beſchneiden zu laſſen. Wegen der eingedrungenen falſchen Brüder aber die ſich eingeſchlichen hatten um unſere Freundſchaft auszukundſchaften, denen wir nicht einen Augenblick in Gehorſam nachgaben.

Man betrachte dieſen ſelbſt grammatiſch unvollſtändigen Satz wie man will, er wird niemals klar werden; er iſt „ein Ungethüm, weil der Erfinder in ſeinen verſchiedenen Abſichten und Tendenzen ſich verirrte“. Kann wol ferner, um noch Eins zu erwähnen, der wahre Paulus geſchrieben haben: daß er ſich in Antiochien dem Petrus entgegengeſtellt habe, „weil derſelbe des Unrechts geziehen war“, alſo nur weil ſchon Andere an ſeiner Heuchelei Anſtoß genommen und ſie verurtheilt hatten? Wenn ferner dieſe Heuchelei darin beſtanden haben ſoll daß Petrus zuerſt mit den Heiden heidniſch gelebt, dann aber ſich von dieſen zurückgezogen und ſich dem jüdiſchen Geſetze unterworfen habe, wie konnte ihm dann Paulus zurufen: „Wenn du, ein Jude, heidniſch lebſt und nicht jüdiſch, was zwingſt du die Heiden zu jüdeln?“ Aber Petrus hatte ja einerſeits nicht heidniſch gelebt und andererſeits die Heiden nicht zwingen wollen jüdiſch zu leben! Noch mehr Blößen aber zeigt die dogmatiſche Auseinanderſetzung, und Alles weiſt darauf hin daß wir es hier mit einer Compilation zu thun haben, deren Verfaſſer die zuſammengerafften Stichworte nicht verſtanden hat, ſo wenig wie er von den vorausgeſetzten hiſtoriſchen Verhältniſſen eine klare Anſchauung hatte.

Der Erfolg dieſer tiefeinſchneidenden Prüfung des Neuen Teſtaments iſt der darauf verwandten Mühe wol werth. Es wird zunächſt der ſchriftſtelleriſche Urſprung der Evangelien feſtgeſtellt und damit die allmälige Bildung ihres Inhalts zur Gewißheit erhoben. Indem aber ferner das Verhältniß zwiſchen dem Urevangelium und der ſpätern Entwickelung der evangeliſchen Geſchichtſchreibung klar und beſtimmt dargelegt wird, tritt das Verhältniß der kirchlichen Parteien zueinander und ihre Entwickelung in das wahrhafte Licht.

Es handelt ſich hier vorzüglich um die Beſtimmung des jüdiſchen Intereſſes innerhalb der Kirche, und die Forſchung ergibt daß die Vorſtellung in welcher man in neueſter Zeit die Löſung aller hierhergehörigen Fragen zu beſitzen glaubte vollſtändig umgekehrt werden müſſe. Es iſt nämlich falſch die Entwickelung der Kirche ſo anzuſehen als habe ſie darin beſtanden, das anfangs überwiegende national-jüdiſche Intereſſe nach und nach zu überwinden, ſich allmälig vom Judenthum zu trennen; ſondern das Chriſtenthum beginnt mit einem genialen Bruch, einer energiſchen Ablöſung vom Judenthum, mit einer Empörung gegen das jüdiſche Geſetz, mit einer Revolution; die Geſchichte der Kirche dagegen bis heute iſt nur die Geſchichte des innerhalb der Kirche fortwährend gegen das Chriſtenthum reagirenden und unaufhaltſam an Macht wachſenden jüdiſchen Geiſtes. Das Urevangelium berichtet in plaſtiſcher Darſtellung die Entſtehung des Chriſtenthums, den Gang der chriſtlichen Revolution, den Kampf des ſchöpferiſchen, freien menſchlichen Selbſtbewußtſeins gegen das Geſetz und ſeinen endlichen vollſtändigen Sieg über daſſelbe. Dieſe Revolutionsgeſchichte des Urevangeliums iſt in ihrer reinen Anlage noch erkennbar in der Schrift des Markus, deſſen Zuſätze und vermeintliche Bereicherungen ſich leicht als fremdartige Elemente ausſcheiden laſſen. Letztere und die übrigen Evangelien, wie auch vorzüglich klar die „Apoſtelgeſchichte“ zeigen uns nach dem Abſchluß der Revolution das Bemühen des reagirenden, apologetiſchen jüdiſchen Intereſſes, das neuerrungene Princip an die Vergangenheit anzuknüpfen; ſie zeigen das Unterhandeln mit dem Vorhandenen, das Beſchwichtigen und Dämpfen der ausgebrochenen Kraft.

Man wird alſo die verkehrte Vorſtellung von zwei urſprünglichen Parteien der Kirche, einer juden-chriſtlichen und einer heiden-chriſtlichen, und der anfänglichen Herrſchaft der erſtern und dem endlichen Siege der letztern gänzlich fahren laſſen müſſen. Es wird von einem Hebräerevangelium geſprochen, welches in hebräiſcher Sprache geſchrieben geweſen und den vorhandenen Evangelien, beſonders dem Matthäus als Quelle gedient haben ſoll. In dieſem urſprünglichen Evangelium hätte die judenchriſtliche Anſicht ihren Ausdruck gehabt, der in den fol-

genden Evangelien, im Lukas und beſonders im Johannes der höhern heidniſch-chriſtlichen Anſicht hätte weichen müſſen. Doch Alles was wir durch wirkliche Anführungen der Kirchenväter über das Hebräer-Evangelium erfahren, zeigt uns daſſelbe als eine Schrift „deren Wortſchatz, deren Uebertreibungen und neue Gebilde unſere jetzigen Evangelien zur Vorausſetzung haben". Es iſt ſehr ſpät verfaßt.

Das Evangelium welches den Citaten der Clementiniſchen Homilien zugrundeliegt, wie auch Juſtin's Evangelium ſind allerdings älter als Lukas und Matthäus, von denen ſie benutzt wurden. Es iſt aber auch in der That unmöglich in dieſen Evangelien eine ſogenannte juden-chriſtliche oder Petriniſche Tendenz nachzuweiſen. Auch

von den eigenthümlichen Zuſätzen, Veränderungen und Entſtellungen die Markus in die urſprüngliche Anlage der evangeliſchen Geſchichte gebracht hat wiſſen die evangeliſchen Quellenſchriften der Clementinen noch Nichts, ſie ſind alſo älter als ſeine Bearbeitung des Urevangeliums.

Hier ſei nun auch bemerkt: obwol die Forſchung einerſeits den Beweis führt daß Markus unter den vorhandenen Evangelien dem Urberichte am getreueſten geblieben iſt, ſodaß wir es lediglich ihm zu verdanken haben, wenn wir jenen wiederherſtellen können, was ſich aus den Abweichungen der drei übrigen niemals hätte thun laſſen: ſo wird andererſeits doch wol erkannt daß Markus ſpäter als Lukas, ſpäter als Matthäus, ja ſogar ſpäter als Johannes geſchrieben, daß er alle Drei gekannt hat, daß er ſich auch von ihnen hat irreführen laſſen, wenn er auch allerdings in den meiſten Fällen ſich an urſprünglichere Quellen gehalten hat.

Noch näher aber als Markus und noch näher als die Clementinen tritt dem Urevangelium die cambridger Handſchrift. Sie tritt an einigen Stellen als Zeuge für die harmoniſch abgerundete Geſtalt des Urberichts auf;

denn es hatten ſich in ihr noch Nachwirkungen von der reinen und harmoniſchen Compoſition des Urevangeliums erhalten, und dieſe koſtbaren Ueberbleibſel geben dieſem Manuſcript, deſſen äußere Anordnung und Schriftzüge etwa dem 6. Jahrhundert angehören, an den betreffenden Stellen ein inneres Alter, welches über das Alter unſerer jetzigen ſynoptiſchen Evangelien hinausreicht.

Zu behaupten aber, die Quelle aus der die abweichenden Lesarten der cambridger Handſchrift herſtammten wäre Petriniſch, juden-chriſtlich, das heißt eben die Sache verdrehen, iſt unkritiſch.

So wenig man den friſchen Hauch der in dieſen älteſten, getreueſten Berichten der Clementinen und der cambridger Handſchrift weht zu würdigen gewußt hat, ebenſo ſehr hat man das ſogenannte Antijüdiſche in den ſpätern Evangelien, dem Lukas und Johannes, gänzlich verkannt. Eine antijüdiſche Tendenz iſt allerdings im Lukas handgreiflich, aber eben leider handgreiflich. Wie gibt ſie ſich kund? In Uebertreibungen, durch welche der im Urbericht dargeſtellte Kampf mit der geſetzlichen Welt unnütz wird. Während dort das Gemälde des Schritt vor Schritt ſich ſteigernden Conflicts und des aus immer bedeutſamern Schlachten hervorgehenden Siegs des chriſtlichen Princips vor unſern Augen entrollt wird, iſt bei Lukas die Sache ſchon am Anfang vollendet; die Vollendung des Gegenſatzes, die dort durch einen gründlichen Kampf herbeigeführt wird, iſt hier ſogleich beim Beginn des Kampfs da, wodurch aber die Darſtellung des wirklichen Kampfs und der wirklichen Kriſis, der wirklichen Siegslaufbahn zum Kreuze unmöglich wird. Schon bei Lukas iſt der Fehler der bei Johannes noch zerſtörender gewirkt hat.

Uebertreibung iſt aber alle mal Zeichen der Unſicherheit, und auch Lukas hatte den jüdiſchen Geiſt, den er erſt vollends vernichten zu müſſen meinte, ſo wenig überwältigt, war ſo abhängig von ihm daß gerade dieſer ihm ſo manchen ſeiner ſelbſtgebildeten Zuſätze oder Veränderungen ſeiner Quellen dictirte. Wie hätte er ſich vom jüdiſchen Geiſte freimachen können, da ſelbſt der viel mächtigere Verfaſſer des Römerbriefs (Cap. 9, 4), den Juden „die Kindſchaft, die Herrlichkeit, den Bund, das Geſetz, den Gottesdienſt, die Verheißung" als ihr ererbtes und legitimes Eigenthum zuwies. Hierüber kann man ſich auch nicht verwundern. All ihr antijüdiſches Weſen konnte weder Lukas noch der oder die Verfaſſer der Pauliniſchen Briefe „von jener zur chriſtlichen Anſchauung gehörigen Vorausſetzung ihres poſitiven Zuſammenhangs mit der geſetzlichen Welt befreien". Matthäus zumal iſt voll von jüdiſch-geſetzlichen Wendungen. Dieſes juden-chriſtliche Element aber iſt es nicht in dem Sinne daß jene Züge und Wendungen aus angeborenem Judenthum, aus nationaljüdiſchem Intereſſe, aus einer alterthümlichen judaiſirenden Richtung erklärt werden dürften; ſondern „es gehört jener Richtung an in der ſich das ſtatutariſche Element des Katholicismus entwickelte und conſolidirte".

Auf den Erfolg jener revolutionnairen Schlachten, die im Urevangelium die Neuheit und Selbſtändigkeit des chriſtlichen Princips ſicherſtellen und die Matthäus gleichfalls in ſeine Schrift aufnahm, konnte noch keine Gemeinſchaft gegründet werden die mit der Organiſation des Weltreichs ihre Kräfte meſſen, und in der Hoffnung des gewiſſen Siegs ſich neben ihr zunächſt wenigſtens halten und behaupten konnte. Die Revolution mußte vielmehr ſelbſt organiſirt werden wie jede Revolution die gegen den alten Weltzuſtand berechtigt und des Siegs fähig iſt, d. h. die urſprünglich unbegrenzte Freiheit mußte ſich in die ſtatutariſche Beſchränkung fügen, die unendliche, aber noch unbeſtimmte Innerlichkeit ſich der Formulirung unterwerfen, die Seligkeit ſich an die Satzung knüpfen.

Dieſe Verbindung der Revolution mit der Satzung war das Werk der katholiſchen Partei, die im Namen und mit Hülfe beider Mächte, die ihre Organiſation verband, im Namen der Revolution und der Ordnung das Schlachtfeld behauptete und des Weltreichs Herr ward. Matthäus fand in ſeinen Quellenſchriften die erſten Bildungen des Statutariſchen ſchon vor und entwickelte ſie nur weiter.

Nicht das Judenchriſtenthum, ſondern das hierarchiſche Intereſſe hat den Ruhm des Salzes und des Lichts (Matthäus 5, 13. 14) den Apoſteln als ausſchließliches Eigenthum zugewieſen, Petrum mit den Schlüſſeln des Himmelreichs belehnt und ihn zum Felſen der Kirche gemacht (Matthäus 16, 18. 19), den Apoſteln die Gewalt zu binden und zu löſen gegeben; die

hierarchiſche Diſciplin hat ſich in dieſen Sprüchen ihre Weihe gegeben, und das Jüdiſche, was dieſe Erhebung des Petrus und ſeiner Genoſſen enthält, iſt nur ein Ausfluß jenes Judenthums welches die katholiſche Partei in der Mitte des zweiten Jahrhunderts in der Hierarchie des Alten Teſtaments das Vorbild ihrer Organiſation erkennen ließ.

Das Judenthum alſo, von dem die Forſchung ſpricht, deſſen Wirkſamkeit ſie in allen Schriften des Neuen Teſtaments, auch im Römerbrief nachweiſt, iſt nicht das hiſtoriſche jüdiſche Volksweſen, ſondern iſt

eine Macht die, wenn auch unter wechſelnden Formen, bis in die neueſte Zeit ihre Herrſchaft behauptet hat. Es wirkte und arbeitete noch in der letzten Zeit in der Unwiſſenheit der Rationaliſten — es wirkte noch zuletzt in der Apologetik eines Hengſtenberg und in ſeinem Beſtreben, das Neue Teſtament ſchon im Alten nachzuweiſen, d. h. den Unterſchied und Gegenſatz in der Entwickelung des religiöſen Bewußtſeins zu verdecken und aufzuheben: es gibt den Lichtfreunden den Muth dazu, nach den Arbeiten der Kritik aufzutreten, von Forſchung zu ſprechen, in der That aber in der Unbeſtimmtheit ihres Geiſtes alle weſentlichen Kategorien des alten Glaubensſyſtems zu erhalten; es iſt der ewige Gegner der Beſtimmtheit, der hiſtoriſchen Unterſchiede, der urſprünglichen Geſtaltung, der ſelbſtmächtigen Entſcheidung, der Erſchütterung, die der eigenmächtige Held, der den Entſchluß und die Kraft zu ſeinem Handeln aus dem Bern ſeines Innern holt, in das Leben der Gewohnheit und in die Welt der Satzung und Ueberlieferung bringt; es iſt die unermüdliche Macht, die ſogleich, wenn eine neue Macht aufgetreten, dieſelbe abplatten und mit dem Niveau des Beſtehenden ins Gleiche bringen wird, die Macht welche die Einſchnitte die die ſchöpferiſche Selbſtmacht in dem gewohnten Verlauf der Geſchichte macht alsbald wieder ausfüllt, die Grenzmarken, die der Held als Zeugniß ſeines Wirkens hinterläßt, in die Vergangenheit weit zurückſchiebt und die Entdeckung zu einem Ausfluß der Tradition macht, die Macht die die Revolution, die der entdeckende Held bewirkte, alsbald wieder der Vergangenheit und Ueberlieferung unterwirft, dadurch aber freilich auch die Entdeckung ſicherſtellt und zur Faſſungskraft des großen Haufens herabzieht.

Judenthum nennen wir dieſe conſervative, ausgleichende, contrerevolutionnaire und bei alle Dem den Gewinn der Revolution ſicherſtellende Macht, weil ſie im Alten Teſtament, in der jüdiſchen Umwandlung des ſpäter geſchichtlichen Products zu einer gottgewirkten Tradition, kurz im jüdiſchen Theismus, der den geſchichtlichen Schöpfer zur Ohnmacht verurtheilt und dem Himmel die Prärogative der Offenbarung übergibt, ihren claſſiſchen Ausdruck erhalten hat und allerdings auch durch das urſprüngliche Erbtheil welches die neue Gemeinde am Alten Teſtament beſaß in der Kirche ihren Einfluß beibehielt, ja für denſelben nur noch ein größeres Terrain gewann.

Können wir uns beim Hinblick auf dieſes Judenthum noch wundern daß die unverfälſchte Urgeſtalt des Evangeliums verlorengegangen iſt?

Gegen den katholiſchen Trieb der auf die Abplattung und Abſtumpfung der Gegenſätze gerichtet war konnte ſich die Reinheit des Gegenſatzes welchen der Schöpfer des Urevangeliums geſtaltet hatte nicht behaupten, für die großartigen Trümmer ſeiner revolutionnairen Plaſtik verlor ſich allmälig das Verſtändniß; dem chriſtlichen Judenthum, deſſen Alleinherrſchaft die jetzige Vollendung der Kirche bezeichnet, iſt es endlich völlig verlorengegangen, nachdem es in kirchlich-ſchöpferiſchen Männern, wie Auguſtinus, und in den Urhebern kirchlich-kritiſcher Epochen, in einem Luther und Calvin wieder aufgelebt war und für einen Augenblick ſeine belebende und vorwärtstreibende Kraft geäußert hatte.

Hiernach können wir es alſo kurz ausſprechen was die neueſten Werke der Forſchung bieten: den ausführlichen Nachweis wie die beiden Mächte der Weltgeſchichte überhaupt, das mechaniſche oder vegetative Dahinleben und der ſchöpferiſch eingreifende, geſtaltende Genius, zur erſten Entwickelung des Chriſtenthums, zur Entſtehung der ſynoptiſchen Evangelien und der übrigen Werke des Neuen Teſtaments zuſammengewirkt haben.

92.

Die Königin der Nacht. Roman von Levin Schücking. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfaſſer ſcheint durch lebhafte Studien die er von ſpaniſchem Leben und Sitten gemacht, oder vielleicht durch eine Reiſe die er ſelbſt nach den ſüdlichen Goldküſten der Halbinſel unternommen, auf das Thema dieſes ſeines neueſten Romans gerathen zu ſein. Es iſt der Gegenſatz eines in Schönheit, Stolz, Lebensluſt glühenden Charakters, den die andaluſiſche Sonne früh zeitigte, zu einem andern, der unter den düſtern Schatten deutſcher Wälder zur Selbſtändigkeit reifte. Zwei weibliche Charaktere, die ſich in ihren Anſprüchen gegenüberſtehen, jede in ihrer Art ihr Recht und ihre Pflicht verlangend und übend, bis nach langem, zweifelhaftem Kampfe der Dichter als Patriot die deutſche Frau moraliſch den Sieg davontragen und der Sache nach den Proceß gewinnen läßt, ohne darum die Spanierin, die er ebenſo unparteiiſch mit aller Liebenswürdigkeit ausgeſtattet hat, unterliegen zu laſſen. An dieſe beiden Charaktere webt ſich freilich noch verſchiedenes Andere, um die Gegenſätze auch in anderer Beziehung zu verluſtriren. Das Lichtbild welches er aus Spanien hinwirft iſt einfach und lieblich zugleich: Manuela ſpringt aus dem Rahmen, der Frai, ihr Beichtvater, iſt mit wenigen Zügen zur Anſchauung gebracht, die Natur iſt zum Theil ſo blendend gemalt, als Hildebrand der Maler, den der Verfaſſer zu erwähnen nicht unterläßt, ſie der Kritik zum Trotz auf die Leinwand bringt, und der ſeltſame, finſter-egoiſtiſche Charakter des Bruders Don Alonſo Revenga iſt als Anomalie wol in der Natur begründet und wenigſtens in dem ältern Spanien zu Hauſe geweſen. Solche verſchloſſene, ſich ſelbſt in innerer Glut und Haß aufzehrende Charaktere, die aber eiſenfeſt noch genug von beiden übrig behalten, um Andere, oft ganze Völker unglücklich zu machen, finden ſich viele in der ſpaniſchen Dichtung und Geſchichte, ja ſie haben einen Theil der letztern als verwegene Abenteurer, Staatsmänner und Könige möglich gemacht.

Anſchaulich und wahr iſt die Empfindung der jungen Spanierin geſchildert, die um eines geliebten Mannes willen für das unbekannte Deutſchland ſchwärmt, das ihr in einem Phanſiebilde als das Land der Wunder vorſchwebt, der Treue, der Innigkeit der Gefühle und der Naturſchöne, die ſich dem Charakter der Menſchen einimpfen, gleichwie uns Spanien im Phantaſiebilde als das Land der Romantik im beſſern Sinne

vorgaukelt, und die plötzlich aus allen Himmeln der Entzückung geriſſen wird, als ſie es mit ihren Füßen betritt, mit Augen ſieht, die rauhen Töne die ihr Ohr verwunden hört. Es iſt nicht die Enttäuſchung der Liebe und des Intereſſes allein was ſie niederſchlägt, dieſe unerwarteten Gegenſätze allein müſſen die Poeſie der Entzauberung üben. Ich weiß von einer Mexicanerin ſpaniſcher Abkunft, deren Sehnſucht nach dem Lande ihrer Väter ſie zurückriß, und als ſie auf der Höhe über Cadix das Land ſah, von dem den nördlichern Europäern bedünkt daß es zu durſtig die Glut der Sonne eingeſogen, fröſtelte ſie, und wenn ſie auch nicht fror, ſo fand ſie den Aether doch nicht dunkelblau, die Sterne nicht golden genug gegen das Land welches ihre nächſte Heimat war. Dieſe aus Licht und Luft, aus ſchöner Sinnlichkeit und reiner Naturfriſche gewobene Manuela muß wie der Schmetterling in rauher Luft erſtarren zwiſchen dieſen grauen Mauern des alten Feudalſchloſſes, unter der Sumpfluſt welche die ſtehenden Waſſer des Burggrabens aushauchen, in dem feuchten Dunſt der von Wald umſchloſſenen Gärten und unter Menſchen, wie die Originale ſind denen das Kind des Südens hier auf dem weſtfäliſch-rheiniſchen Autonomenboden begegnet. Auch ohne die Enttäuſchung im Roman ihres Lebens muß ſie von dieſem Wandel erſtarrt und dann entzaubert werden. Es gehört eine andere Macht der Liebe dazu als die eines flüchtigen Romanzeneindrucks, um ſolchen Einwirkungen zu widerſtehen und ihren Stahlſpiegel rein zu erhalten, wo der Froſt und Roſt ſo zerfreſſend darauf hauchen.

Das Gegenüber, das deutſche Land, welches der Verfaſſer uns ſchildert, ſollte uns bekannter ſein als das am Guadalquivir und der Sierra-Nevada; es hat aber das Eigene in Deutſchland daß wir in der Fremde oft mehr bewandert ſind als in der Heimat. Man ſchämt ſich faſt einen ſolchen Allgemeinplatz auszuſprechen, aber ſollten wir uns nicht mehr ſchämen daß wir dieſe Allgemeinwahrheit einzugeſtehen haben? Ja wir können auf unſer kritiſches Gewiſſen ſagen, er hat den andaluſiſchen Charakter, die ſpaniſche Landſchaft der Wahrheit getreu entworfen; daß es aber in einem Theile von Deutſchland noch gerade ſo ausſieht wie auf Schloß Wildenfurth und unter ſeinem despotiſchen Freiherrn, daß noch ſolche Familienräthe daſelbſt gehalten werden wie derjenige worin die Vettern des Freiherrn von Rauſchenloo über denſelben zu Gericht ſitzen, das müſſen wir auf Treu und Glauben vom Dichter annehmen, wobei er ſich auf ſich ſelbſt beruft, nämlich auf einen ſeiner erſtern Romane, „Die Ritterbürtigen". Schücking iſt Weſtfale, er wird die Geſellſchaft der Altadeligen, der Ritterbürtigen und Autonomen kennen, es hat ihm unſers Wiſſens nach Niemand den Vorwurf gemacht daß er Unwahres gemalt, und damit müſſen wir uns zur Ruhe begeben. Aber wir erinnern an einen andern Roman, den bedeutendſten mit dem uns ein edler dahingegangener Dichter in dieſem Jahrhundert beſchenkt hat. In Immermann's „Münchhauſen!" werden uns auch Dinge, Verhältniſſe und Perſonen aus Weſtfalen geſchildert die vor ihm in dem übrigen Culturdeutſchland ganz unbekannt waren, aber es hat eine Art, eine Klarheit, eine Kernigkeit daß Jeder auf die Wahrheit ſchwört: ſo hat der Hofſchulze gelebt, ſo der Freiherr in ſeinem Hauſe gehauſt. Dieſe Kernigkeit vermiſſen wir in der Schücking'ſchen Darſtellung ſeiner Figuren. Lebendig, mit bunten Farben ſind ſie geſchildert, aber ſie gaukeln uns vorüber wie Laternamagica-Bilder, denen der rechte Boden fehlt, wobei übrigens nicht geſagt ſein ſoll daß er uns dieſen Boden nicht auch zu ſchildern verſucht hätte; im Gegentheil er wirft ihn mit tief in den Farbentopf getauchtem Pinſel hin, aber mehr dichteriſch als ökonomiſch und hiſtoriſch. Seine Feder, wenn er ſie eintaucht um zu ſchildern, wirft den Farbentopf ſogar häufig um und der duftige Glanz zerfließt an Stellen wo es nicht nöthig iſt, während andere, wo er angebracht wäre, leer ausgehen. Dieſer Tadel trifft auch beiläufig geſagt die gewöhnlichen Beſchreibungen und Ausmalungen der Localität. Wenn wir ſie zu Anfang gern hinnehmen, auch in ihrer ausgeführten Detailmalerei, ſo iſt das doch nicht derſelbe Fall im weitern Verlauf der Handlung. Wo wir auf die Kataſtrophe geſpannt ſind oder gar wenn ſie zu Ende rollt, werden wir ungeduldig, wenn der Dichter plötzlich uns am Kragen feſthält und hier den altariſtokratiſchen Saal ausführlich tapezirt, in welchem das Familiengericht abgehalten werden ſoll, und dort ein ebenſo altes Wirthshaus mit ſeinen Möbeln von verblichener Stickerei, die wieder ein ganzes Zeitalter repräſentiren, und wir haben eben mit dieſem Wirthshaus Nichts weiter zu thun als daß eine der Heldinnen darin zufällig ihr letztes Nachtquartier hält ehe ſie Deutſchland den Rücken kehrt. Daß Manuela keinen angenehmen und heitern Eindruck aus unſerm Vaterlande mitnehmen kann, wiſſen wir ja ſchon längſt, weshalb ſie da noch zuletzt mit Etwas incommodiren, was auch bei uns ſchon längſt erloſchen und nur noch auf ſelten betretenen Nebenſtraßen zu finden iſt. Zu Anfang des Romans oder wo er einen Ruhepunkt angebracht, iſt übrigens die Schilderung gelungen und von Intereſſe.

Was den Roman ſelbſt betrifft, ſo iſt er — ein echter Roman, in dem Sinne in welchem wir den Roman nicht mehr zu finden und zu betrachten gewohnt ſind. Aber weil wir allmälig gewöhnt wurden ihn als das concentrirte Spiegelbild der Wahrheit und Wirklichkeit eines beſtimmten Lebenskreiſes zu betrachten, ſoll es darum keinen Roman mehr im alten Sinne des Worts geben? Wir leben ja in einer Reſtaurationsperiode, ſo gönne man auch dem Roman wieder ſein Recht, welcher auf wunderbare, romanhafte Begebenheiten begründet iſt, die im Leben vorkommen mögen, die aber die Aeſthetik verwirft. Dies Recht wird dieſen Dichtungen vor dem Forum für welches ſie gedichtet ſind Niemand ſtreitigmachen, wenn ſie nur das Publicum intereſſiren und feſſeln. Ob „Die Königin der Nacht" feſſeln wird, laſſe ich ungeſagt, aber ſie wird intereſſiren,

und es iſt eine gewiſſe Einheit und ein Fluß in der Handlung, der für ſehr viele Leſer, auch ſolche aus der neuern Schule, der Dichtung einen Werth gibt. Das Pubicum wird in dieſer Beziehung vielleicht mehr Geſchmack an dem Romane finden als an den meiſten der frühern des Verfaſſers, denn es iſt eine wunderbare, ſpannende Begebenheit, die ſich noch zur erträglichen Befriedigung der geängſteten Gemüther auflöſt und die mancherlei Zweifel des Kritikers über die Wahrſcheinlichkeit der Begebenheiten aus den Schranken weiſt. Weil das Intereſſe großentheils mit auf Spannung beruht — wohlverſtanden jedoch nicht auf Ueberraſchungen —, ſo wäre es Unrecht von der Kritik den Inhalt näher anzugeben. Indeſſen iſt der Hauptinhalt ſchon angedeutet, es iſt Kampf zweier Frauen um einen Mann, und beide ſind ihm angetraut, ohne daß er um deswillen das Verbrechen der Bigamie ſich hat zuſchuldenkommen laſſen. Daß die Spanierin ihm nachreiſt, um den ihr durch boshafte Intriguen Entriſſenen ſich wieder zu erobern, daß ſie gegen den Störer ihres Glücks ſich ſelbſt einer gewagten Intrigue ſchuldig macht, daß ſie in Deutſchland, furchtbar enttäuſcht, doppelt betrogen, edelmüthig den Entſchluß faßt ihren Rechten zu entſagen, daß ſie ſtolz jede Entſchädigung abweiſt, alles Das iſt naturgemäß. In ſelber Weiſe handelt die deutſche Frau, die ſich betrogen wähnend den Betrüger verlaſſen will, aber als ſie ſeine Unſchuld durchſchaut, Alles daranſetzt dieſelbe vor der Welt zu beweiſen; endlich iſt auch ihr geſteigerter Heroismus, daß ſie dem Gatten entſagen will, um damit ſeine Ehre zu retten, kein Zug einer falſchen Sentimentalität, ſondern pſychologiſch begründet. Weit weniger iſt es die Taſchenſpielerkunſt, durch welche Manuela's Bruder die ganze Intrigue einleitet, ſie durchführt, und rein willkürlich erſcheint es und nur in der Abſicht erfunden ſchnell zu Ende zu kommen, durch welche Fatalitäten er gezwungen wird zum Beichten und Nachgeben. Und noch weniger pſychologiſch richtig oder intereſſant iſt der paſſive Held, der contraire Graf von Gleichen, der ſich durch ſolche Faxen dupiren läßt und dadurch die Kataſtrophe möglich macht. Er iſt zwar von Anfang an als ein Spielball anderer Leute gezeichnet, dennoch wird uns zu viel zugemuthet zu glauben daß ſich in unſerer Zeit ein junger Edelmann und Diplomat von ſeiner Bildung, ſeinen Lebenserfahrungen, der nicht blaſirt iſt, nur von den Frauen gehätſchelt, und nirgend als Phantaſt geſchildert wird, ſich durch die Gaukeleien eines Hohlſpiegels ſo um alle Vernunft würde bringen laſſen. Er kann noch klar denken und gut ſprechen, wie ſeine Rede vor dem Familienrathe beweiſt, aber auch dieſe Rede, ſo trefflich ſie ſei, iſt nicht im Stande den Eindruck wegzuwiſchen, welchen jene ſeine Paſſivität bei Denen hervorbringen muß welche in einem Roman zuerſt einen Helden fodern, für den ſie ſich intereſſiren wollen.

Außer den nationalen Sittenſchilderungen wird der Roman durch viele geſchickte pſychologiſche Nebenbemerkungen und Betrachtungen über das Niveau eines gewöhnlichen Romans gehoben. Dieſe Blicke ins Menſchenherz oder in deſſen Nebenkammern, die nicht Jedem zugeboteſtehen, weil ſein Auge nicht darauf geſtoßen wird oder nicht dafür geſchärft iſt, finden ſich überhaupt viele in allen Schücking'ſchen Erzählungen; es iſt nur zu bedauern daß es meiſt Echantillons bleiben, daß ſie ſich nicht mit der Dichtung ſelbſt verkörpern. In dieſem Roman iſt es noch am meiſten der Fall. Der Gegenſatz beruht übrigens nicht allein in den beiden Frauen, ſondern auch in den beiden Familientyrannen, dem ſpaniſchen und deutſchen, von denen jeder in ſeiner Art durch ſtarren egoiſtiſchen Eigenwillen das Schickſal der Seinen zu beſtimmen ſie und ſich unglücklich macht.

Noch eine Schlußfrage an den Dichter als Patrioten. Das germaniſche Element ſiegt zum Schluß über das hiſpaniſche; weshalb aber führte er der vom Lichtglanz ihres Vaterlandes durchglühten Spanierin in Deutſchland nichts Beſſeres vor? Ich weiß wohl, es ſieht ſehr ſchlecht bei uns aus, und viel Gutes war ihr nicht zu zeigen; weshalb aber muß ſie nach Andaluſien zurückkehren, nachdem ſie vom ganzen phyſiſchen und moraliſchen Deutſchland Nichts kennengelernt hat als alten Plunder und Modergeruch? Fürchtete er, daß wenn ſie unſer Land und unſere Menſchen von einer beſſern Seite kennengelernt, ſie ihren deutſchen Ehemann nicht ſo leichten Kaufs würde fahren und nicht ſo wohlfeil zur Heimkehr ſich haben bewegen laſſen? 18.

Jeremias Gotthelf.

Zeitgeiſt und Berner Geiſt von Jeremias Gotthelf. Zwei Theile. Berlin, Springer. 1852. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das politiſche Leben der Schweiz hat lange vor 1848, und als man noch keine Ahnung von der Möglichkeit eines Redwitz in Deutſchland empfand, die conſervativen und reactionnairen Parteien die Brauchbarkeit der Belletriſtik einſehen laſſen, und zu einer Zeit wo Freiligrath's und Herwegh's gereimter Handſchuhwechſel noch ganz vereinzelt daſtand, beſaßen die Schweizer ſchon umfangreiche poetiſche oder vielmehr unpoetiſche Manifeſte, welche mit geharniſchtem Zorn gegen den Radicalismus auftraten. Es war beiläufig geſagt ſonderbar daß dieſe „Dichter" vorzüglich auch gegen die unpoetiſche Tendenz der radicalen Poeſie auftraten und doch wieder dieſe ihre Tendenz gegen die Tendenz zum nachhaltigen Gegenſtande ihrer Ergüſſe machten. Dieſe doppelte Ableitung kommt indeſſen heute noch vor und iſt zuletzt allerdings die allertrockenſte und poeſieloſeſte Tendenz. Vorzüglich Fröhlich der Fabeldichter, nach Bitzius das intenſivſte und kernigſte Talent der poeſiebefliſſenen Schweiz, warf in den wiederholten Auflagen ſeines „Jungen Deutſchmichels" einen Regen von Invectiven gegen das eingewanderte Fremdenthum, wobei indeſſen der Schweizer, die dazumal in einem harten Ringen um ein erneutes eidgenöſſiſches Princip begriffen waren, nicht geſchont wurde; vorzüglich war es auf das eidgenöſſiſche Feſtleben, auf das Pokuliren und Toaſtiren, Schießen und Singen abgeſehen, und die eidgenöſſiſche Schützenfahne, welche zur Zeit jenes wilden Kampfs unter dem Trotz und Hohn der Sonderbündler, baſeler und neuenburger Stabiliſten, unter den Drohungen und Noten der großen Mächte den nach beſſern Zuſtänden ſich ſehnenden Schweizern ein Symbol war das ſie mit lärmendem, aber wahrem und liebevollem Enthuſiasmus begrüßten wo es ſich zeigte, wurde von Fröhlich ein ſeidener Fetzen geſcholten, von Lumpen getragen oder dergleichen. Nun, der Fetzen hat ſeitdem für ein mal geſiegt und der ſchmei-

lende Poet hat ihn am großen Schießen von 1849 ſelbſt höflich in Reimen begrüßt, und ein Extract jener liederlichen Toaſtirer ſitzt dermalen noch in Bern, angenehm beſchäftigt dem urwüchſigen Concretismus der Cantone die Haare zu ſtrählen, die vornehmen Noten von draußen anſtändig abzunehmen und den Boten den nicht wohl angehenden Inhalt der beſagten Zettel auf die höflichſte Weiſe zu erläutern, andererſeits die muntere Heerde der praktiſchen Völkerſolidaritätler aller Zonen zu hüten, welche die ebenſo einſichtsvolle als männliche Foderung ſtellen daß zwei Millionen Schweizer garantiren und ausfechten ſollen was 40 Millionen Deutſche, 40 detto Franzoſen u. ſ. f. nicht die Luſt, den Charakter oder die Einſicht hatten aufrechtzuerhalten und zu entwickeln. Es iſt überhaupt ein ſeltſames Ding um dieſe Anfoderungen von allen Seiten und kommt daher daß man immer anderswo kratzt als wo es juckt, um die eigenen Sünden zu verbergen. Sogar das frankfurter Parlament, ſoeben aus der Begeiſterung von 40 Millionen hervorgegangen, dieſe hinter ſich mit der Macht über die Reichsarmee, behauptete daß der Heckerputſch von der „Schweiz ausgegangen" ſei und wollte deswegen heftig an derſelbigen kratzen, blos aus Aerger daß es ein gut deutſches Gewächs war, entſtanden aus reinem Reichsblute. Die Reaction nennt die Schweiz einen Herd des Communismus; die deutſche Demokratie nennt ſie ein egoiſtiſches filziges Krämerneſt, mit dem Nichts anzufangen ſei. Darüber werden die Schweizer ſelbſt in müßigen Stunden unſchlüſſig und glauben es am Ende auch, ſodaß ſie je nach den Parteien ſich gegenſeitig für die ausgemachteſten Teufelsbraten halten, bis die Arbeit ſie wieder von dem nutzloſen Geträtſche wegruft. Unterdeſſen ſetzt Fröhlich gelegentlich ſeinen alten Krieg fort und das auf die ſeltſamſte Weiſe. Er ſchreibt nämlich dann und wann eine äſthetiſche Tendenznovelle, worin viel von gemalten Glasſcheiben, altdeutſchen Bildern und vorzüglich von Muſik die Rede iſt. Da werden dann die Radicalen nicht als Schelme wie früher, ſondern als künſtleriſche Barbaren dargeſtellt, welche in gemüthlicher Tölpelei und muſikaliſcher Roheit und Frivolität eine gar ſchlechte Figur ſpielen müſſen gegenüber den vornehm und ſtrenggebildeten Conſervateurs und ihren Töchtern, welche die Händel'ſchen Oratorien verſtehen und zu ſchätzen wiſſen. So kommen die Männergeſangfeſte wo radicaliſirt wird ſchlecht weg gegen die ſchweizeriſchen Muſikfeſte, welche von den zuſammengetretenen Dilettantenorcheſtern und gemiſchten Chören gefeiert werden und wo, da Damen hierzu gehören und der Grundſtock ſchweizeriſchen Orcheſterweſens immer noch an die ſtädtiſche Ariſtokratie geknüpft iſt, naturgemäß ein excluſiverer Ton herrſcht. Da werden die Freiheitslieder ſingenden plebejiſchen Schweizerſänger, welche nach des Tages Hitze einen guten Schluck ziehen aus den ſilbernen Preispokalen, in ein höchſt unvortheilhaftes Licht geſetzt gegenüber den Händel'ſche und Mendelsſohn'ſche Lieder ſingenden Fräuleins von Bern oder Aarau und ihren violinekratzenden Anbetern.

Jeremias Gotthelf aber führt den Krieg mit alter Energie auf dem alten Boden nicht des äſthetiſchen, ſondern des moraliſchen Schlechtmachens fort, wo er als Parteimann des Cantons Bern vollkommen berechtigt iſt; ob er es aber auch als Schriftſteller, Dichter und Chriſt iſt, wollen wir ein wenig näher anſehen.

Er ſagt in der Vorrede zu ſeinem „Zeitgeiſt und Berner Geiſt", Freunde hätten ihm gerathen die Politik endlich beiſeitezulaſſen; er aber ſetze dieſem Rathe ſchnurſtracks entgegen hiermit ein neues Buch in die Welt welches von Politik ſtrotze. Darin hat er als Bürger wie als Schriftſteller u. ſ. w. durchaus Recht, denn heute iſt Alles Politik und hängt mit ihr zuſammen von dem Leder an unſerer Schuhſohle bis zum oberſten Ziegel am Dache, und der Rauch der aus dem Schornſteine ſteigt iſt Politik und hängt in verfänglichen Wolken über Hütten und Paläſten, treibt hin und her über Städten und Dörfern.

Jeremias Gotthelf erklärt ferner daß ſein Büchlein Kunſtwerk ſein ſoll. Ein ſolches iſt es allerdings nicht, und wir befürchten er ſei nunmehr unter die Literaten gegangen welche dem Teufel ein Ohr wegſchreiben, und darin hat er Unrecht. Denn als Chriſt hat er die Pflicht ſein Pfund nicht zu vergraben und ein dem Herrn gefälliges Kunſtwerk zu ſchaffen mit Fleiß, Reinlichkeit und Selbſtbeherrſchung, da er das Zeug dazu empfangen hat; als Bürger und Parteimann hat er dieſe Pflicht ebenfalls, weil ein wohlproportionirtes und ſchöngebautes Werk ſeinen Zweck beſſer erreicht als das Entgegengeſetzte, und gerade beim Volke allererſt. „Gebildete" können am Ende an einem wilden Producte ein pathologiſches Intereſſe nehmen und überhaupt Roßnägel verdauen, wie die tägliche Erfahrung zeigt; auf das Volk hingegen wirkt nur ſolide Arbeit, wenn es darüber auch keine gelehrte Rechenſchaft gibt. Jeremias Gotthelf's Hauptſtärke iſt einmal nicht die geiſtliche und politiſche Rhetorik an ſich, ſo feſt auch ſeine Geſinnung iſt, ſondern eben das ſtofflich Poetiſche; darum ſollte er dieſes in den Vordergrund treten laſſen, wie er es früher auch gethan, als er noch nicht ſo von der Tendenz beſeſſen war. Die Wahrheiten, welche er gern ſagen möchte, alsdann an den rechten Stellen als Schlaglichter aufgeſetzt oder vielmehr als organiſche Blüten nothwendig erwachſen, würden ſo, wenigſtens für den naiven Leſer, eher eine überzeugende Wirkung gewinnen. Hierin liegt aber der Knotenpunkt, wo das Wollen mit dem Können auseinandergeht und welchem auch ein Talent wie Jeremias Gotthelf machtlos unterworfen iſt.

Ein Parteimanifeſt zu verfaſſen, welches, ſei es ein rhetoriſches oder plaſtiſch-poetiſches, zugleich ein reines und gediegenes Kunſtwerk ſein ſoll (und wie geſagt, noch jedes aus alter und neuer Zeit iſt ein ſolches geweſen und hat es ſein müſſen), dazu gehört eine über der Befangenheit der Partei ſchwebende unbefangene Seele, eine über die Leidenſchaft ſich erhebende Ruhe, welche aber jene kennt, durchlebt hat und zur Energie veredelt wieder in den Kampf führt; es gehört ſoviel guter Grund und Boden dazu als nöthig iſt, nicht zur förmlichen Entſtellung und Inconſequenz greifen zu müſſen; es gehört dazu eine gewiſſe Achtung des Gegners, um deſſen Gefährlichkeit zu beweiſen, ohne die eigene Partei oder das Volk welches dieſe beſchützen will verächtlich und lächerlich zu machen; endlich gehört dazu eine gewiſſe innere Wahrheit und Berechtigung welche den vorgebrachten Meinungen, ſeien ſie welche ſie wollen, einen anſtändigen Ernſt verleihen und verhindern daß dieſelben in blos marottenhafte oder gar poſſenhafte Vorbringungen ausarten, die am Ende gar nirgend hingehören und nirgend zu Hauſe ſind.

Solange Jeremias Gotthelf die Sache aller rechtlichen und ordentlichen Leute, die Sache des geſunden Volksthums gegen die Liederlichkeit und Narrheit verfocht, hatte er einen guten Grund und Boden und war ein tüchtiger Künſtler, wenn ſeine ſchönen Erzählungen auch „ſtrub" und naturwüchſig geſchrieben waren. Seine Parteiſeitenhiebe konnte man dabei hinnehmen, zumal ſie nicht immer ungerecht waren gegen manche Narrheiten und Lumpereien des Liberalismus, wo dieſer mit Renommage und halbgebildetem Herrenthum Hand in Hand geht; denn Wahrheit ſchadet nirgend und iſt in allen Dingen gut. Solange er ferner das Menſchenſchickſal und deſſen Ertragung an ſich betrachtet und darſtellt wie er es vorfindet, ſolange iſt er ein ehrenwerther und verdienſtvoller Meiſter, und auch da müſſen wir es hinnehmen, wenn das Uebel welches von misverſtandenem „politiſchen Leben" hereinbricht deutlich beſchrieben wird. Seit er aber alle Rechtlichkeit und Weisheit, alle Ehre und Wohlgeſinntheit, kurz alles Gute Einer Partei vindicirt und alle Ehrloſigkeit, Schelmerei und Narrheit, alles Uebel der andern, ſeit er das Menſchenſchickſal ausſchließlich abhängigmacht vom Bekenntniß dieſes oder jenes Parteiſtandpunkts, ſeitdem hat er den Boden unter den Füßen verloren und liefert uns leidenſchaftlich-wüſte, inhalt- und formloſe, ſtümperhafte Producte. Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunſt, und wenn Jeremias Gotthelf ſagt daß ſein Buch

kein Kunſtwerk ſein ſoll, ſo iſt dieſes die Reſignation des Fuchſes welchem die Trauben zu ſauer ſind. Daß ſie ihm aber zu ſauer ſind, iſt ſeiner verletzten Pflicht hart vorzuwerfen; wäre er nicht von dem Schemel der Weisheit und Gerechtigkeit heruntergeſtiegen, ſo würden ſeine Beine nicht zu kurz ſein und er könnte heute noch an den ſchönen Weinſtock hinaufreichen!

Als das ſchweizeriſche Volk durch die neue Bundesverfaſſung im Jahre 1848 einen vorläufigen Abſchluß und Sieg errungen hatte nach langen politiſchen Kämpfen um die ſchmale Linie auf welcher Centraliſation und Föderalismus einander am füglichſten die Hand reichen, ruhte es auf dieſen Lorbern nicht träge und ſelbſtzufrieden aus, ſondern es begann in den einzelnen Cantonen ſofort ein munteres Revidiren der Verfaſſungen. Seit zwanzig Jahren hatte dies Volk um Ideen geſtritten und ſeine Verfaſſungsproduction vorzüglich den Charakter dieſes Streits getragen; es hatte durch das Hinauswerfen der Jeſuiten (was eine ehrenwerthe und geſunde That war, welche es wiederholen wird, ſobald die zurückgebliebenen Wurzeln wieder geile Schoſſe treiben, trotz aller zur Mode gewordenen lächerlichen Blaſirtheit in Beziehung auf den Jeſuitenhaß) und durch die zeitgemäße Beſchränkung der Cantonalſouverainetät ſein Schwert im Ideenkampfe bewährt und konnte es für ein mal einſtecken. Hingegen machten ſich nun in dem begonnenen Revidiren die materiellen Fragen mit aller Macht geltend, das gemüthliche Schlagwort hierfür hieß: vor dem ewigen Politiſiren über Formen, wie man die Ideen nannte, habe man am Ende nicht gegeſſen! Wie aber dieſer Punkt gerade nicht ſpecifiſch-ſchweizeriſcher Natur, ſondern von allgemeiner Zeit- und Weltnatur war und von deren Einflüſſen herrührte, ſo konnte er auch nicht unabhängig davon, inſelhaft ſozuſagen, ins Reine gebracht werden. Es kam auch nicht viel Rechtes dabei heraus, und der Nutzen dieſer muntern Thätigkeit liegt lediglich in dem wohlthätigen Sauerteige den ſie in das öffentliche Leben brachte. Man hatte ſeit 20 Jahren, um nur von dem letzten Abſchnitte der Geſchichte zu ſprechen, Verfaſſungen gemacht, beſchützt, angegriffen, gebrochen, geflickt und revidirt, und glaubte in dieſem Metier etwas Erhebliches zu leiſten, was man mit Recht politiſche Bildung nennt. Dieſe Bildung zeigte ſich aber urplötzlich als eine echt Sokratiſche, indem das höchſte Wiſſen darin beſtand daß man beinahe Nichts zu wiſſen bekannte, und dies iſt eben der wohlthätige Sauerteig von dem wir ſprachen. Die Aargauer laborirten vier Jahre an einer Verfaſſung, verwarfen den Entwurf ein halbes Dutzend mal und brachten ſchließlich noch wenig genug heraus. Ein allgemeiner Krieg von Grundſätzen gegen Grundſätze entſpann ſich auf dem unblutigen Boden der Wahlkirchen und Vetokirchhöfe und auf den grünen Wieſen der vorzeichnenden Volksverſammlungen. Alte Matadore geriethen in Miscredit, neue liefen ſich die Hörner ab; das Volk verharrte als eine friedlich, aber halb unruhig wogende, halb räthſelhaft ſtumme Maſſe, und zeigte in dieſer holden Verwirrung vielleicht zum erſten mal daß es anfange zu merken daß eine Verfaſſung kein Schuhnagel ſei. Dies iſt ſchon ſehr viel, anderwärts wird man eine Strecke zu laufen haben bis man dies Stadium erreicht; denn nicht ſowol in der Geläufigkeit mit welcher man ein Geſetz entwirft und annimmt, ſondern in der Ehrlichkeit, Ernſthaftigkeit und Entſchloſſenheit mit welcher man es zu handhaben geſonnen iſt zeigt ſich die wahre politiſche Bildung. Daß dieſe den Schweizern größtentheils eigen iſt, inſofern ſie auch in einem richtigen Verhältniß der öffentlichen Arbeit zur Privat- oder häuslichen Arbeit beſteht, haben ſie auch auf der londoner Induſtrieausſtellung bewieſen.

Im großen Canton Bern hatte dieſe Reviſionsluſt mit materieller Tendenz ſchon zwei Jahre früher begonnen, ins Leben gerufen durch die junge Rechtsſchule und die allgemeinſt radical Geſinnten, welche dadurch die etwas ſtagnirende und unentſchiedene Regierung des ältern Liberalismus aus dem Sattel warfen. Die großen Bauern ſowol, denen man Grundzins und Zehnten abnahm, wie die Armen denen man gründliche Hülfe verſprach, waren bei der Sache, und die neue Verfaſſung mit kühnen Aenderungen und Neuerungen ward fertig. Allein es war eben vor dem Abſchluß des Sonderbundkriegs und vor dem Jahre 1848, daher auch ohne die Sokratiſche Weisheit geſchehen, welche dieſe beiden Erfahrungen erſt gebracht haben. Denn wenn die Schweizer auch den Erſcheinungen der letzten Jahre ruhig zuſehen konnten, ſo mußte doch der Geiſt der Geſchichte über ihre Grenzen wehen und ihnen ihre eigene Bedeutung und Stellung mächtig zur Erkenntniß bringen. Sie haben ſehen können daß ſie nicht die ausſchließlichen Pächter der Freiheitsliebe in Europa ſind, daß ſie aber durch den alten Beſitz und Gebrauch der Freiheit die doppelte Verpflichtung haben keine Dummheiten zu machen. Die berner Verfaſſung ward noch in dem alten unbekümmerten Sinne mit wenig Reſpect gemacht und ins Leben geführt. Man näherte ſich darin der „reinen Demokratie" durch das Abberufungsgeſetz, wonach das Volk jederzeit die gewählte Regierung zwiſchen den Wahlterminen abberufen kann. Dies geſchah nicht als Nachahmung der kleinen demokratiſchen Cantone, ſondern als Ausfluß kosmopolitiſcher, vorzüglich deutſcher Freiheitstheorien, welche eher auf einem ſklavenhaften Peſſimismus als auf einem männlichen Idealismus beruhen.

Die Berner ſind eine ſchwer in Fluß gerathende, grobkörnige, aber kräftige Maſſe, welche einmal in Wallung nicht ſo leicht wieder glatt wird und ſich in ungeheuerlichem Exceſſiren gefällt, am liebſten mit den Fäuſten auf den Köpfen der Opponenten politiſirt. Es gab allerlei Unfug und Unbehaglichkeit, alte, conſervativgewordene Volksführer thaten ſich wieder hervor, die Zeitumſtände benutzend, und es entſtand jene widerliche Verbindung von ehemaligen liberalen Magnaten vom Lande mit den eigentlichen Ariſtokraten, die überall, kein reelleres Band zwiſchen ſich vorfindend, Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth macht. Sie erzeugten einen Umſchwung in der Volksſtimmung, das Volk wählte 1850 wieder conſervativ, zeigte ſich aber bald darauf den Radicalen wieder günſtiger, da die conſervative Regierung nichts Abſonderliches vorzubringen wußte. Die Radicalen wollten nun jenes Abberufungsgeſetz benutzen um das eingedrungene Regiment vollends zu beſeitigen; es entſtand eine gewaltige Agitation, wo auf beiden Seiten die ausgebildetſte Demagogie betrieben wurde. Das Volk berief nicht ab, nicht ſowol aus reactionnairem Sinne als um zu zeigen, daß es Manns genug ſei ein einmal gewähltes Regiment ſeine Zeit ausdienen zu laſſen, und daß es aus Reſpect gegen ſeine eigene Wahlfähigkeit ſich bis zum nächſten Termin gedulden wolle. Die radicalen Führer aber hatten ſich durch das verfehlte Manoeuvre im eigenen Netze gefangen und der Regierung Raum gegeben um ihre Klauen zu zeigen und ein bischen zu krebſen, bis ihre Zeit ebenfalls wiederum erfüllt iſt.

Jeremias Gotthelf's „Zeitgeiſt und Berner Geiſt" enthält eine polemiſirende Schilderung der berner Zuſtände vor jenem Umſchwunge und den Anfang dieſes Umſchwungs, indem er das erwachte „politiſche Leben" mit den ſchwärzeſten Farben ausmalt und es den Zeitgeiſt nennt, während die Rückkehr zum Beſſern, zu patriarchaliſchen religiöſen Zuſtänden der berner Geiſt ſein ſoll. Der Titel iſt allerdings gut und richtig gewählt, indem er das Verhältniß bezeichnet, nur nicht wie Jeremias Gotthelf es gemeint hat. Im Zeitgeiſt liegt allerdings die Foderung politiſchen Bewußtſeins, möglichſte Ausgleichung drückender und unnatürlicher Zuſtände, Sicherſtellung gegen religiöſen Terrorismus; daß dieſe Foderungen aber in Bern ins Ungeheuerliche und Plumpe ausarteten, indem eine halbzugeleckte Generation ſich plötzlich in einem wilden Rodemontiren und Peroriren gefiel, iſt derſelbe berner Geiſt, in welchem früher die großen Bauernſöhne zum Vergnügen halbe Dorfſchaften lahm ſchlugen und von denen Jeremias Gotthelf mit ſoviel wohlgefälligem Stolze ſonſt zu erzählen weiß. Indeſſen hat er das Recht ſolch tolles Gebahren zu ſchildern und zu ſeinen Zwecken zu benutzen; nur iſt auch hier die Uebertreibung und förmliche Entſtellung unzweckmäßig.

Nach ſeiner Darſtellung hat der „Zeitgeiſt" unter dem radicalen berner Regiment unter Anderm folgende Ergebniſſe hervorgebracht: Advocaten zanken ungeſcheut und öffentlich, gleich vor den Richtern, ihre Clienten aus, weil dieſe ſich ſträuben einen Meineid abzulegen; Beamtenfrauen und ſonſtige weibliche Honoratioren, an einem Badeort verſammelt, erklären unverhohlen daß nunmehr, wo die Religion abgeſchafft ſei, eine Frau ihrem Manne Hörner aufſetzen dürfe und ſolle; die Radicalen veruntreuen nicht nur die Gelder des Staats, ſondern auch als Gemeindevorſteher verſaufen und verhuren ſie das ihnen anvertraute Gut der Witwen und Waiſen, Alles mit fortwährenden Reden von Humanität und Aufklärung u. ſ. f. Dieſe Thatſachen kommen zwar im Verlaufe des componirten Romans vor welcher dieſen Auslaſſungen als Gerippe dient; da jedoch der Verfaſſer an andern Orten beſtimmte Namen lebender Staatsmänner und Parteiführer bezeichnet, ſo kann man jene Artigkeiten nicht als poetiſche Licenzen, ſondern nur als wahren Stoff betrachten, der dem Verfaſſer vorgelegen habe.

Wenn man nun die dem Buche zugrundeliegende Dorfgeſchichte betrachtet, an welche Jeremias Gotthelf ſeine Meinungen und Mahnungen knüpft, ſo trägt dieſe an ſich ſchon in ihrem Motiv den Stempel der Unwahrheit. Zwei Bauern, reich, hoch und anſehnlich, männlich und chriſtlich, ſitzen auf ihren alten großen Höfen, befreundet und verwandt unter ſich; einer kann ſich auf den andern verlaſſen und Beide ſtehen der Gemeinde mit Rath und That vor, tüchtig und beſonnen. Da wird der Eine vom „Zeitgeiſt" ergriffen; er geräth, indem er in ein Gericht gewählt wird, unter die Schriftgelehrten und Phraſenmacher, Regierungsſtatthalter, Präſidenten u. ſ. f., wird als reicher und einflußreicher Bauer als gute Beute erklärt und in den Schwindel hineingezogen. Zuletzt wird er Großrath und eine politiſche Größe, d. h. ein eitler und aufgeblaſener Eſel, der zu allen ſchlechten Zwecken benutzt wird. Zugleich wird er ein liederlicher Schlemmer, Hurer und Religionsleugner und bringt ſein Haus an den Rand des Abgrunds. Die Frau liegt ſchon im Grabe, der eine Sohn, welchen er ebenfalls zu dieſem Leben angeleitet hat, wird über einer Blasphemie vom Tode ereilt, als er ſchlemmend und brüllend den politiſchen Gelagen nachzieht, das Geld von Witwen und Waiſen in der Taſche. Hierdurch wird die Kataſtrophe herbeigeführt, der niedergeſchmetterte Vater weiß ſich nicht zu helfen, und nun tritt der andere Bauer zu ihm, welcher fromm und conſervativ geblieben iſt, und richtet ihn auf, mit Rath und That in dem zerrütteten Hauſe hantierend.

Das Ausſchlagen des gefallenen Sohnes iſt nicht unmöglich, hingegen das des Vaters vollſtändig, inſofern es die Wirkung des politiſchen und religiöſen „Zeitgeiſts" auf einen ſonſt tüchtigen Bauer vorſtellen ſoll. Wer die Bauern kennt, weiß zu gut daß dieſe ſich nicht ſo leicht aus dem Häuschen bringen laſſen, und es geht gerade über die ſchweizeriſchen Bauern die Klage daß bei ihnen der Liberalismus keinen ſonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt. Es gibt aller Orten Leute welche von Haus aus liederlich das politiſche Behaben als Beſchönigung ihrer Zerſtreuungsſucht benutzen; abgeſehen daß ſolche überhaupt nicht hierhergehören, ſind ſie leider bei allen Parteien zu finden, und ein conſervativer betrunkener Heulmeier, der hinter dem Schnapsglaſe die Religion für gefährdet erklärt, iſt auch keine anmuthige Erſcheinung.

Am wunderlichſten nimmt ſich in Jeremias Gotthelf's Buche die geſchlechtliche Ausſchweifung aus, welche er dem „Zeitgeiſt" vindicirt. Er will damit offenbar auf die ländlichen Ehefrauen wirken, indem er die politiſchen Geſchäftsgänge ihrer Männer ſtark verdächtigt. Ueberhaupt ſtreichelt er den Weibern in einem wahren Hebammenſtile den Bart: „Sie kam in die beſchwerlichen weiblichen Zuſtände welche körperlich und gemüthlich oft große Beſchwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es beſſer hat als das reiche. Das Alles misſtimmte Gritli und die Misſtimmungen überwand es nicht." O du feiner Gotthelfli! Wie wahr! Wie muß das den „reichen ſtolzen Bauernfrauen" munden, welche ein Bettelweib um ſeine leichte Niederkunft beneiden! Misſtimmungen! Hoffen wir indeſſen daß die ehrenwerthen berner Frauen männlicher und geſünder geſinnt ſind und einen ſolchen Stimmungsjargon nicht annehmen und ſolchen den Blauſtrümpfen deutſcher Salons überlaſſen. Auch in anderer Weiſe verfällt Jeremias Gotthelf ins Unmännliche, indem er immer wieder mit breiter Geſchwätzigkeit die Intereſſen von Küche und Speiſekammer behandelt und ſeine genaue Kenntniß der Milchtöpfe, der Hühner- und Schweineſtälle auskramt. Auch hierdurch glaubt er die Gunſt der Hausfrauen zu gewinnen und durch die Küchenweisheit die politiſchen und religiöſen Grundſätze einzuſchmuggeln. Es iſt aber nicht zu begreifen wie ein ſo tiefer Kenner des Volkslebens in letzter Linie das Volk miskennt und nicht weiß daß dieſes das allzu Nahe und Gewöhnliche kindiſch findet, wenn es ihm gedruckt in einem Buche entgegentritt. Das kommt Alles von dem unwahren Standpunkte von welchem Jeremias Gotthelf ausgeht; der craſſe Materialismus, mit welchem ſeine Religioſität verquickt iſt, läßt ihn zu ſolchen falſchen Mitteln greifen.

Er ſagt in der Vorrede daß er ein geborener, nicht ein gemachter Republikaner ſei, daß aber ſein Verlangen auf einen chriſtlichen Staat und daher all ſein Schreiben und Wirken auf dieſes Ziel gerichtet ſei. So iſt denn die Religionsgefahr der eigentliche Inhalt ſeines Buchs, vorzüglich wie ſie durch die Berufung des tübinger Profeſſor Zeller über den Canton Bern gekommen und durch die freiſinnige Einrichtung und Leitung des Lehrerſeminars befördert worden iſt. Zunächſt verſteht er unter dem chriſtlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten chriſtlichen Bauerndynaſtien beſteht, die ſolange auf ihren fetten Höfen ſitzen dürfen als ſie Chriſtum bekennen. Thun ſie dies nicht mehr, ſo kommen ſie um Haus und Hof. Es ſteht indeſſen im Evangelium kein Wort davon daß der rechte Chriſt ein reicher berner Bauer ſein müſſe. Nebenbei haben dieſe Bauern noch die ſchöne Prärogative, einem Armen um Gotteswillen ein Stück Brot zu geben, „denn", klagt Einer welcher darüber weint daß er nun ſeine Religion „abgeben müſſe": „am meiſten könnten mich die Armen dauern die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen gibt und hilft, denen bliebe nichts Anderes übrig als Hungers zu ſterben (!) oder Gewalt zu brauchen!" Wir trauen Bitzius gern zu daß er einem Armen, auch wenn er als ein blinder Heide geboren wäre, doch von Herzen ein Stücklein Brotes gäbe und denſelben nicht unbedingt verhungern ließe, auch wenn er nicht um Gotteswillen bäte; daß er aber mit obiger Bauernlogik zu Felde zieht, gibt einen glänzenden Beweis ſeiner demagogiſchen Fähigkeiten. Einen atheiſtiſchen, von der Zeller'ſchen Aufklärung angefreſſenen Kerl läßt er ſagen: „Gott iſt ein Kalb!" Es hat allerdings ſchon Jahrhunderte vor uns eine Art confuſen Volksatheismus gegeben, welchem einzelne wüſte Subjecte verfielen, die von der allgemeinen Idee Gottes nicht loskommen konnten und daher Blasphemien gegen ſie ausſtießen, weil ſie ihnen in ihrem Treiben unbequem war. Solche Erſcheinungen haben mit der Geſchichte der Religion und Philoſophie Nichts zu thun und ſind eben krankhafte Auswüchſe, die jederzeit vorkommen. Das Volk hingegen, dieſelben im Gedächtniß, ſtellt ſich dann die freie Denkart, welche vom „Zeitgeiſt" herrührt, gern unter jener Form vor, wozu das unſinnige und boshafte Wort „Gottesleugner", das es im Munde der Pfaffen hört, das Seinige beiträgt. Lügen heißt gegen ſeine Ueberzeugung von der Wahrheit einer Sache ausſagen, Gottleugnen alſo, Gott innerlich vorausſetzen und äußerlich leugnen, daher der widerliche Klang des ſchlau erfundenen Worts. Wenn nun aber Gotthelf die Sache zuſammenfaßt in der holdblühenden Blasphemie: „Gott iſt ein Kalb!" dieſelbe für eine Folge der Aufklärung ausgibt, ſo mag dies in harten berner Schädeln von Wirkung ſein, ſeiner chriſtlichen Phantaſie gereicht es aber zu geringer Ehre.

Wenn man das Buch zuſchlägt, ſo hat man den Eindruck als ſähe man einen Kapuziner nach gehaltener Predigt ſich den

Schweiß abwiſchend hinter die kühle Flaſche ſetzen mit den Worten: Denen habe ich es wieder einmal geſagt! Eine Wurſt her, Frau Wirthin!

Ein Beweis von der frivolen und materialiſtiſchen Ader die als Religioſität mehr und mehr in Jeremias Gotthelf's Sachen zutagetritt iſt auch ein in Leipzig erſchienenes Volksbüchlein mit Holzſchnitten und in Tractätchenform, alſo eigentlich für das Volk berechnet. Es enthält die Geſchichte zweier Leutchen welche einander blutjung und blutarm geheirathet, durch unermüdliche Thätigkeit und Sparſamkeit aber bis zu ihrem Alter ein artiges Vermögen zuſammenſcharren. Sie erreichen ein hohes Alter in Weisheit und Wohlſtand; der Mann ſtirbt aber vor der Frau und ſie lebt in ſeinem frommen Andenken den Reſt ihrer Tage hin. Bisjetzt iſt ſie als ein Muſter eines weiſen und chriſtlichen Lebenslaufs dargeſtellt worden. Nun bekommt ſie auf ein mal am Rande des Grabes ſchwere Sorgen, wem das zuſammengeſcharrte Vermögen zufallen ſolle; ihre Erben conveniren ihr nicht, daher heirathet ſie noch vor Thorſchluß ein blutjunges Knechtlein, welcher ſie auf dem Holzſchlitten zur Trauung zieht. Nachdem ſie alſo 50 Jahre mit dem Manne ihrer Jugend in Eintracht gelebt, benutzt ſie das chriſtliche Inſtitut der Ehe wie man eine Mausfalle benutzt, um ihrer Sorgen wegen ihres zu hinterlaſſenden Guts ledig zu werden. Schon daß ſie dieſe Sorgen hat als alte, weiſe Chriſtin, die ſich vom Irdiſchen ab- und dem Himmliſchen zuwendet, iſt ein ſonderbares Ding.

Es ſteht einſtweilen nicht mehr in der Macht der Kirche, ihre Gegner körperlich zu verbrennen; daß man hingegen mit Vergnügen ein moraliſches Scheiterhäuschen unter den Füßen Andersdenkender anzündet, davon iſt Jeremias Gotthelf ein neues Beiſpiel, und dies moraliſche Verbrennen iſt kaum menſchlicher. Doch ſoll einmal das Geſchäft betrieben werden, ſo wäre zu rathen, vorher ſich nach einem feſtern und gediegenern Princip und einer eigenen conſequentern Moral umzuſehen; mit Poſſen und thörichten Witzen iſt Nichts gemacht. Wenn ſolche in dem wirklichen Kriege der Parteien manchmal Dienſte leiſten, da es allerlei Sorten Leute gibt denen man auf ihre Weiſe dienen muß, ſo iſt es am Ende nicht zu verübeln, und wenn Jeremias Gotthelf der Pfarrer und Bürger in ſeinem Dorfe damit ausreicht, ſo fahre er tapfer fort, es gibt was zu lachen nach der Wahl u. ſ. w.; nur in einem Buche welches er ein paar hundert Meilen weit weg drucken läßt, und in welchem ſeine Freunde Erholung und Freude zu finden hofften, ſind ſie nicht am Platze. Es herrſcht eine ſolche Unfruchtbarkeit und Oede auf dem Acker deutſcher Geſtaltungskraft daß man nur ungern eine ſo ſchöne urſprüngliche Fähigkeit abſcheiden ſieht. 93.

Der ſchottiſche Dichter Robert Burns.

Es gibt gewiſſe Gefühle welche „der Welt einen Mann verbürgen". Sie ſind angeboren, nicht angelernt. Sie üben die gewaltigſte Anziehungskraft aus. Keine verfeinerte Bildung, keine äußerliche Anmuth des Benehmens, keine Verſtandeskraft kann für ihre Abweſenheit Erſatz leiſten. Dieſe Gefühle adeln unſere Natur; diejenigen Augenblicke wo wir uns ihnen gänzlich hingeben ſind die beſten in unſerm Leben. Ohne ſie wird unſer Geiſt pedantiſch, unſer Handeln mechaniſch, unſer Benehmen förmlich und ſteif. Zeigen ſie ſich dagegen friſch und kräftig in uns, ſo ſind wir offen, wahr, ſelbſtändig, moraliſch lebendig; ſo erwidern wir tiefe Neigung, ſchwelgen in Luſt am Buſen der Natur, athmen in einer Atmoſphäre der Liebe, erglühen beim Anblick der Schönheit, empfinden reine Begeiſterung. Gegen dieſe charakteriſtiſchen Eigenſchaften des wahren Mannes führen Mode, Krämerſinn und alle kleinlichen Intereſſen unaufhörlich Krieg. In wenigen Herzen widerſtehen jene Eigenſchaften dieſem Angriff. Wo ſie aber ſich erhalten, da leiten ſie jede unverdorbene Seele zurück zur Unſchuld der Kindheit und hinauf zu Gott. Sind ſie mit Genie verbunden, dann wird ihr Beſitzer ein Prieſter der Menſchheit, deſſen Orakelſprüche ſogar aus den Hallen des Todes herauf ertönen.

Solch ein Mann iſt Robert Burns. Wie erfriſchend wirkt es, von den vermeintlichen heutigen Propheten ſich wegzuwenden und dieſen begeiſterten Landmann zu betrachten. Seine dichteriſche frohe Botſchaft entſtellt kein myſtiſcher Zierath; in ihr haben wir keine Hieroglyphen zu entziffern; kein philoſophiſcher Kritiker braucht uns dabei zur Hand zu ſein. Es iſt ein Bruder der zu uns ſpricht, kein etwas Abſonderliches ſein wollendes Exemplar von geiſtlichem Hochmuth, ſondern ein Geſchöpf von Fleiſch und Blut wie wir. Sein edles Herz können wir ſchlagen hören. Wir fühlen den Druck ſeiner arbeitgehärteten Hand. Wir ſehen den Stolz auf ſeiner Stirn, die Thräne in ſeinem Auge, das Lächeln auf ſeinen Lippen. In ihm erblicken wir kein Gefäß todter Gelehrſamkeit, kein mattes Abbild eines modiſchen Muſters, ſondern einen freien, herzlichen, ernſten Mann, Einen, mit dem wir die Berge durchſtreifen, ein Glas leeren, die Mädchen preiſen oder die Sterne andachtsvoll bewundern können. Er iſt ein menſchliches Weſen, an welchem die charakteriſtiſchen Züge der Menſchheit nur beſonders ſtark hervortreten. Ihm ſind die Leidenſchaften und die Fähigkeiten ſeines Geſchlechts in reichem Maße zugetheilt worden. Er will keine Ausnahme vom allgemeinen Looſe machen, er behauptet nicht von feinern Stoffen ſich zu nähren, verlangt nicht vor ſeinem Tode ein ätheriſches Weſen zu ſein. Er verhehlt ebenſo wenig ſeinen Antheil von Gebrechlichkeit, wie er ſich von der Buße abwendet. Niemand betet inbrünſtiger als er; aber die nämliche Glut der Empfindung herrſcht in ſeiner irdiſchen Liebe. Das nämliche Auge welches im Zwielicht mit heiliger dichteriſcher Glut auf die Berge hinſchaut ſtarrt die einnehmenden Züge eines hochländiſchen Mädchens mit einer weniger gedämpften Glut an. So wogte das Herz des Dichters zwiſchen Erde und Himmel, zwiſchen Menſchlichem und Göttlichem. Was ihn ehrenvoll auszeichnet iſt eine große Seele; und dieſe brachte er zu allen Dingen mit, zum Altar der Gottheit und zur feſtlichen Tafel, zur Furche der Pflugſchar und zum Brief an ſeinen Freund, zum Kriegsliede und zum Liebesgeſang. Daß ſolch eine Seele mitten in der Armuth aufkommen ſollte, iſt ein Segen. Dadurch erfahren die Menſchen daß alle ihre Anſtrengungen ohnmächtig ſind im Vergleich mit der ſchöpferiſchen Kraft der Natur. Durch Fleiß kann ein Gottſched zuſtandekommen; einen Burns vermag nur die Natur hervorzubringen. Beſonders müſſen wir uns hierbei darüber freuen daß uns ein ſo edler Mitbruder in einer Lehmhütte geboren ward. Hätte er in einem Palaſt zuerſt das Licht der Welt erblickt, ſo würde den Niedern und Bedrängten nicht etwas ſo Erfreuliches bereitet worden ſein. Dieſe können nun einer gemeinſamen Abſtammung mit größerer Wärme ſich rühmen. Vielleicht auch wäre dieſem herrlichen Geiſte das Erzogenwerden in der Wohnung eines reichen Bürgers nachtheilig geworden. Bücher und Lehrer hätten vielleicht ſeine Schwungkraft gelähmt, verkünſtelte Geſellſchaft ſein himmliſches Licht ausgelöſcht. Beſſer, daß ſeine Erziehung nicht durch geſellſchaftlichen Zwang und Gleichförmigkeit, ſondern durch Arbeit und Trübſal bewirkt wurde. Beſſer, daß er aus Uebermaß der Leidenſchaft fehlte als mit überlegter Heuchelei. Ein ſo reicher Strom verliert ſeine Schönheit weniger durch Ueberfluten ſeiner Ufer als durch Seichtwerden. Es war von Burns minder unedel, aus verkehrter Begierde der Verſuchung Raum zu geben als aus Bosheit oder Abſicht. Es war würdiger daß ſeine Melancholie die Form einer ſchwermüthigen Sympathie mit der Natur annahm als die des erbitterten Menſchenhaſſes, und daß ſein Herz nicht in dem ertödtenden Dunſtkreiſe verkünſtelten Lebens hinwelkte, ſondern durch ſeine eigene Lavaglut ſich verzehrte. So verlor Burns weder die Empfindlichkeit ſeines Gewiſſens noch die Aufrichtigkeit und die Männlichkeit ſeines Charakters. In einer höhern Lebens-

ſphäre würden dieſe charakteriſtiſchen Eigenſchaften weit größerer Gefahr ausgeſetzt geweſen ſein.

Burns' Muſe zeichnet ſich durch tiefſinnige Zartheit des Gefühls aus. Sein Geiſt war von Natur nachdenkend. Seine Erziehung, ſein Schickſal und die Landſchaft in welcher er lebte bewirkten daß dieſer Zug tiefer und vorherrſchend wurde. Echte, gedankenreiche, tiefe Empfindſamkeit iſt aber die fruchtbare Quelle von Schwermuth. Ein Herz das beſtändig von den Wechſeln des Lebens und von den rührenden Erſcheinungen der Natur ergriffen wird kann nicht lange eine heitere Stimmung bewahren. Dem ſchottiſchen Barden, der einen verwundeten Haſen ſo herzlich bemitleiden und ein zerdrücktes Maßliebchen ſo innig beklagen konnte, dem entging kein Stöhnen des Sturms, kein Geſeufze der Bäume, keine Düſterkeit der Wolken. Aus dieſem ſeinem tiefen Gefühl entſprangen die Schönheiten ſeiner Gedichte. Eben in der ſtarken Sympathie für das Traurige liegt der Keim wahrer dichteriſcher Erhabenheit. Auch das ungeheuer Schwermüthige iſt erhaben. Dabei werden perſönliche Sorgen vergeſſen; und wie Byron uns mit Recht auffodert, im Angeſicht der mächtigen Ruinen Roms unſern „kleinlichen Jammer" zu vergeſſen, ſo laden uns die Grablieder der Natur in eine große Leichenhalle, wo menſchliche Seufzer von gewaltigern Wehklagen übertönt werden. Die gedankenvolle Schwermuth herrſcht ebenſo ſehr in Burns' Poeſie wie in ſeinem Charakter. Er erzählt uns z. B. von der exaltirten Stimmung in die ihn an einem Herbſtmorgen das Geſchrei des einſamen Strandpfeifers verſetzte. Während er „Bruce's Rede vor der Schlacht bei Bannockburn" dichtete, tobten die Elemente um ihn her, und er ſchrieb gern bei Nacht oder an einem bewölkten Tage, weil er „im Dunkeln den beſten Schuß nach den Muſen thue".

Zu Burns' Weſen gehörte ferner eine vollkommene und durchgängige Ehrlichkeit, jene Freiheit von Verſtellung und jene ſchlichte Redlichkeit, für deren Bewahrung das Landleben vorzugsweiſe günſtig iſt. Er war im geſelligen Verkehr frei und offen, und ſeine Gedichte ſind nur der treue Ausdruck ſeiner natürlichen Gefühle. Faſt immer ſchrieb er in ſtarker Aufregung. „Meine Leidenſchaften", ſagt er, „raſten wie ebenſo viele Teufel, bis ſie ſich in Verſen Luft machten." Dieſe vollkommene Wahrhaftigkeit bildet einen der größten Reize ſeiner Dichtungen. Unaufrichtigkeit und Dünkel waren ihm gänzlich zuwider. Nur wenn er dieſe Eigenſchaften in ihrer Lächerlichkeit darſtellt, verräth er einigen Unwillen über ſeine Mitmenſchen. „Das Gebet des heiligen William" und einige ähnliche Ergüſſe wurden als Proteſtationen gegen Scheinheiligkeit und Hochmuth abgefaßt. Burns war zu fromm um die Misbräuche der Religion ruhig zu ertragen. Die Satire war aber nicht ſein Element. Vielmehr liebte er es wohlwollendem Gefühl und edler Geſinnung Ausdruck zu geben. Seine angeborene Hochherzigkeit warf den Mantel der Menſchenliebe über die Verirrungen ſeines Geſchlechts.

Da Burns in jeder Beziehung eine wahrhaft edle Seele hatte, ſo hegte er auch einen edeln Stolz. Ihm erwieſene Verbindlichkeiten hatten für ihn etwas Drückendes, und mit aller ſeiner ländlichen Gradheit behauptete er ſeine Würde in den geſellſchaftlichen Kreiſen Edinburgs. Wie alle mannhaften Herzen ſchreckte ſein ganzes Weſen, obgleich er das Schmerzliche der Armuth lebhaft fühlte, vor Abhängigkeit zurück. Er hatte Verlangen nach Geld, nicht wegen der Achtung und der Vergnügungen welche daſſelbe verſchafft, ſondern hauptſächlich um von der Welt unabhängig zu ſein.

Seine Empfänglichkeit für die Eindrücke der Natur war leidenſchaftlich. Er betrachtete mit Entzücken die Hyacinthe, den Fingerhut, die knoſpende Birke und den Weißdorn. Er wandelte am Ufer des Fluſſes, erſtieg die Berge und ging über das Moor mit freudigerm Schritt und hüpfenderm Herzen als jemals ein Eroberer. Während der Stunden ſeines ſüßen dichteriſchen Träumens im Schooſe der Natur ſchwand bei ihm vor dem Reichthum ſeines begabten Geiſtes alles Bewußtſein äußerlicher Armuth. Dann betrachtete er die Schöpfung als ſein Erbe. Er fühlte ſich durch einen verwandten Geiſt zu ihr hingezogen. Jede wildwachſende Blume von der er den Thau abſtreifte, jeder Bergesgipfel zu welchem er ſein Auge erhob, jeder Stern der auf ſeinen Pfad herniederlächelte, war ihm ein Zeichen und Pfand der Unſterblichkeit. Er hielt zärtlichen Verkehr mit ihrer ſchweigenden Lieblichkeit. Die Ufer des Doon wurden für ihn den Lauben des Paradieſes ähnlich, und der von ihm gepachtete Meierhof Moßgiel ward eine Art herrlichen Königreichs.

Die den Dichtern eigene Selbſtvergeſſenheit war auch in Burns höchſt bemerkbar. Aeußerſt gefühlvoll und feurig wie er war, warf er ſich der Natur ohne Rückhalt in die Arme; und ebenſo ergab er ſich der Ausgelaſſenheit geſelliger Vergnügungen. Aber mit gleicher Lebhaftigkeit ſuchte er umgekehrt den Frieden häuslicher Zurückgezogenheit. Er ſündigte und bereute mit der nämlichen Aufrichtigkeit des Vorſatzes und mit der nämlichen Stärke des Triebes. Zwiſchen ſeiner Freude und ſeiner Verzweiflung finden wir keine Mitte.

Das mächtigſte Element in Burns' Poeſie iſt vielleicht die geſchlechtliche Liebe. Mit dem erſten Erwachen dieſer Leidenſchaft in ſeiner jugendlichen Bruſt kam bei ihm auch der Dichtergeiſt. „Mein Herz", ſagt er in einem ſeiner Briefe, „war ganz wie Zunder und beſtändig von einer Göttin entflammt." Er war einer der empfänglichen Menſchen für welche die Liebe keine Einbildung oder blos ein ſtarkes Bedürfniß, ſondern etwas Ueberwältigendes iſt. Weibliche Reize bezauberten ihn völlig. Das Auge einer Schönen, ein Ton, ein Händedruck von ihr übten über ihn die Gewalt des Schickſals aus. Die Philoſophie lieh ihm keine Waffen zum Widerſtande gegen den Zauber der Schönheit. Sein Genie verrieth ihn hierbei vielmehr als daß es ihn frei machte, und ſeine Seele fand ihren höchſten Genuß und den reichſten Quell der Begeiſterung in der Schwelgerei der Liebe. Seine Liebe war keine blos ſentimentale Leidenſchaft, ſondern herzliche Zuneigung. Er ſeufzte nicht wie Petrarca über die Sprödigkeit einer Laura, noch befriedigte ihn wie Klopſtock das Lächeln einer von fern winkenden Hoffnung. Echte Leidenſchaft ward in ſeinem Herzen durch dichteriſchen Geiſt nur erhöht und entwickelt. Er lieh ſeiner Zauberin wenige ideale Züge. Ihre wirklichen und faßbaren Reize genügten ihm. Er ſuchte dieſelben nicht zu vergrößern, ſondern nur die Glut ſeiner Leidenſchaft darzuſtellen. Denn auch in ſeiner Liebe herrſchte die ihm eigene Aufrichtigkeit. Seine Liebesgedichte enthalten keine übertriebene Schmeichelei, vielmehr nur den warmen Ausdruck ſeiner leidenſchaftlichen Verehrung. Der ſchottiſche Barde erkannte auch ſehr gut, eine wie hohe Begeiſterung er dem zartern Geſchlecht verdankte. Er erzählt uns daß als er den reinen Geiſt der Poeſie in ſich zu fühlen und dem Antriebe deſſelben mit glücklichem Erfolge zu gehorchen wünſchte, er es ſich zur Lebensordnung machte ein ſchönes Weib zu bewundern. Und in der That bringt Nichts im Leben eine mächtigere Wirkung hervor als weibliche Schönheit. Niedergeſchriebene Beredtſamkeit, die Stimme des Barden, die Muſik der Schöpfung haben oft nicht die Kraft das Herz zu erwecken. Aber in dem ſanften Licht ſchöner weiblicher Augen ſonnt ſich das Genie, bis daſſelbe zu neuem und ſüßem Leben erwarmt. Durch den Verkehr mit dem reizendſten Geſchöpf Gottes wird der Dichter entflammt. Seine Schwingen werden durch die Liebe befiedert und durch ſie erhebt er ſich zum Himmel.

Die Natur des dichteriſchen Gemüths wird gegenwärtig beſſer und allgemeiner erkannt als ſonſt. Namentlich beurtheilen wir die Gebrechen der Dichter jetzt gerechter. Es gewährt uns Befriedigung den Urſprung dieſer Schwächen in ungünſtigen Lebensumſtänden und in angeborenen Eigenthümlichkeiten aufzuſuchen. So verfahren wir auch in Bezug auf Burns. Derſelbe hatte mit dem Widerſpruch zu kämpfen welcher zwiſchen ſeiner beengten, drückenden Lage und ſeiner gefühlvollen, erhabenen Seele herrſchte. Wie ſtark und geſchickt er auch in den verſchiedenen landwirthſchaftlichen Geſchäften war, ſo hatte

er doch als Verwalter oder Financier keinen Takt. Beim größten Geſchmack an Vergnügungen waren ſeine Mittel gering und die Anſprüche ſeiner Familie für ſeine Verhältniſſe zu groß. Mit der ſchnellſten Faſſungskraft und mit reicher Phantaſie ausgeſtattet, hatte er eine nicht weniger ſtark entwickelte animaliſche Natur. Sein flammendes Herz entzündete nicht nur die Fackel der Muſe, ſondern erregte auch den Sturm der Leidenſchaft. Daher kam es daß er oft ſeine Sorgen in Ausſchweifungen zu ertränken ſuchte und nicht ſtandhaft die Lockungen bekämpfte welche er in der That doch verachtete. Aber die Fehler ſeines Charakters und die Verirrungen in ſeinem Betragen waren die Fehler und Verirrungen einer großartigen Natur und im Ganzen achtungswerther und liebenswürdiger als die Tugenden der meiſten andern Menſchen. Indem wir ihn daher einerſeits bemitleiden, haben wir ihn andererſeits als Menſchen wie als Dichter zu verehren.

Auf ſo glühende Geſänge wie er der Liebe, der Freundſchaft, dem Vaterlandsgefühl und der Natur geweiht hat müſſen wir ſtolz ſein. Seine Lyra iſt mit wildwachſenden Blumen umkränzt. Ihre Töne ſind einfach und gewaltig. Ihre Muſik gleicht dem herzſtärkenden Windeshauch in ſeinen heimatlichen Bergen. Burns iſt der größte Bauerndichter der je gelebt hat. Aber ſeine Dichtungen ſind um ihrer ſelbſt willen ſo merkwürdig daß die äußerlichen Umſtände unter welchen ſie hervorgebracht wurden unſere Bewunderung für ſie kaum um Etwas vermehren. Es iſt eine Poeſie von ſehr beſchränktem Umfange, nicht in ausgezeichnetem Grade reich an Erfindung, noch auch durch große Mannichfaltigkeit der Modulation feſſelnd, und dennoch in ihren wenigen Tönen eine ebenſo melodiſche und wahre Stimme der Leidenſchaft wie jemals gehört ward. Wenn man bedenkt wie wenig der niederſchottiſche Dialekt in welchem Burns ſchrieb zu literariſchen Zwecken ausgebildet war, ſo ſetzt Das was dieſer Dichter mit demſelben gemacht hat in Erſtaunen. Nichts im Horaz übertrifft rückſichtlich des glücklichen Ausdrucks die Dichtungen des ſchottiſchen Landmanns. In denſelben ſind die Worte faſt immer ſo angemeſſen und lebendig, ſo natürlich und zugleich ſo ausdrucksvoll, in ihrer ſeelenvollen Einfachheit ſo anmuthig und muſikaliſch daß, wäre der Stoff noch ſo trivial, ſie durch ihre eigene Kraft ihn in Poeſie verwandeln würden. Und das nämliche angeborene künſtleriſche Gefühl offenbart ſich bei Burns auch in jeder andern Beziehung. Alles was er gedichtet hat iſt daher in ſeiner Art ein vollkommenes Werk, vollkommen in dem nämlichen Sinn in welchem jedes Erzeugniß der Natur, das unſcheinbarſte Kraut ebenſo wol wie die prachtvollſte Blume, vollkommen iſt, und in welchem überhaupt alle guten Dinge in ihrer Art und in Bezug auf ihren Zweck vollkommen ſind. Burns' Poeſie iſt wie ſchon bemerkt durchweg melodiſche Aeußerung wirklicher Gemüthsbewegungen. Obgleich aber das Meiſte und Beſte ihm mehr von der Leidenſchaft als von der Phantaſie eingegeben wurde, ſo iſt doch keine Poeſie weiter als die ſeinige davon entfernt vorzüglich die Erſchütterung der Nerven zu bezwecken. Burns' Kopf war ebenſo ſtark wie ſein Herz; ſein natürlicher Scharfſinn und ſeine Urtheilskraft waren ausgezeichnet gut. Und ſeine Poeſie iſt, wie der Geiſt aus welchem ſie entſprang, zwar von Leidenſchaft belebt, aber kaum in minderm Grade von der Macht des Gedankens durchdrungen. Kurz, mehr Inhalt und Sinn als in ſeinen Verſen findet ſich nur bei einer äußerſt kleinen Zahl von Dichtern. Dabei iſt jedoch zu bemerken, daß wenn man die charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Poeſie Burns' ganz würdigen will, man ſich nur an das von ihm im ſchottiſchen Dialekt Gedichtete halten und ſelbſt die beſten unter den wenigen Gedichten welche er in reinengliſcher Sprache geſchrieben hat beiſeitelaſſen muß; denn in dieſen iſt er ein Simſon, dem man das Haupthaar abgeſchnitten hat und der nicht mehr Kraft beſitzt als viele andere Menſchen.

In dem Vortrefflichſten was von Burns gedichtet worden iſt hat er ſich ſelbſt das Gefühl oder die Leidenſchaft gezeichnet welche ihn augenblicklich faſt ebenſo ſehr und zuweilen vielleicht mehr als in ſeinen Gedichten beherrſchte. Auch vermochte er mit bewunderungswürdiger Treue und Kraft Vorfälle, Scenen, Sitten, Charaktere und alles Andere zu ſchildern was er beobachtet oder erfahren hatte. Eigentlich dramatiſche Phantaſie oder das Vermögen aus ſich herauszugehen und ſich in andere Naturen zu verſetzen hatte er jedoch nur in geringem Maße. Dazu war ſein Blut zu heiß, ſchlug ſein Puls zu heftig; mindeſtens wird man zugeſtehen müſſen daß er während ſeines kurzen Lebens der Spielball ſeiner eigenen Leidenſchaften und vieler anderer ſtürmiſcher Einflüſſe allzu ſehr war, um die dem dramatiſchen Dichter nothwendige Selbſtbeherrſchung und Selbſtverleugnung erlangen zu können. Was er erreicht haben würde wenn ihm ein längeres irdiſches Daſein vergönnt geweſen wäre, das vermag Niemand zu ſagen. Sowol zu der Zeit wo ſein Genie zum erſten mal über die Welt flammte, wie in dem Augenblick wo das Licht deſſelben durch den Tod ausgelöſcht wurde, ſchien er dazu beſtimmt zu ſein oder geweſen zu ſein, noch beiweitem mehr zu leiſten als er geleiſtet hat. Da alles von ihm Gedichtete vor ſeinem neunundzwanzigſten Jahre geſchrieben iſt, ſo hatte er ohne Zweifel in ſeinem Geiſte mehr Poeſie als er von jenem Jahre an bis zu ſeinem Tode, in ſeinem ſiebenunddreißigſten Jahre, herausgab, Poeſie die für immer Beſitzthum der Menſchen hätte werden können, wenn jene Zeit ein ſolches Geſchenk des Himmels wie Burns zu empfangen würdig geweſen wäre, wenn ſie den göttlichen Sänger nicht wie eine Hyäne behandelt hätte, die man in einen Käfig einſperren und anketten müſſe. Niemals haben vielleicht die Menſchen mit ſo beſtialiſcher Dummheit wie in dieſem Fall fremdes Licht unter den Scheffel zu ſtellen ſich beeifert, um daſſelbe erſt zu verbergen und dann auszulöſchen. Blödſinnige Wohlmeinendheit glaubte dem genialen ſchottiſchen Barden keine größere Ehre und keine herrlichere Wohlthat erweiſen zu können, als indem ſie ihm in der vielleicht am meiſten proſaiſchen Sphäre des öffentlichen Dienſtes, bei der Acciſe, eine der ſubalternſten Anſtellungen und eine der kümmerlichſten Beſoldungen verſchaffte. Wie ſehr es aber auch dem Dichter mislang zu ſeinem eigenen pecuniairen Vortheil auf ſeine Zeit zu wirken, ſo iſt doch der allmälige Einfluß ſeiner Poeſie auf die Maſſe des ſchottiſchen Volks ſicherlich ungeheuer geweſen. Wir glauben daß der Sinn der Nation durch Burns geweckt, erweitert und veredelt worden iſt. In welchem Grade würde nicht ein Dichter von Burns' Talent und Charakter dem Volke der Vereinigten Staaten Nordamerikas nützlich ſein wenn ein ſolcher jetzt daſelbſt erſchiene? Das wäre ſo gut wie eine zweite Unabhängigkeitserklärung. Ja in welchem Grade würde nicht eine ſo volksthümliche Poeſie in jedem Lande, jedem Volke nützlich ſein können? Jedem Volke könnte ſie dazu dienen, alles Edle in dem Charakter deſſelben zu befeſtigen, wenn nicht zu erhöhen. Denn mag man auch die Ausgelaſſenheit oder das Unſchickliche in einigen Stellen bei Burns noch ſo ſehr tadeln, ſo iſt doch in allen ſeinen Dichtungen ebenſo wenig eine Spur von Gemeinheit der Seele zu finden wie in dem Menſchen ſelbſt eine ſolche Spur zu finden war. Seine Poeſie hat niemals auch nur für einen Augenblick etwas Pöbelhaftes oder Niedriges im Ausdruck oder in der Manier. Es iſt viemehr wunderbar wie eine angeborene Feinheit des Geſchmacks und Erhabenheit des Geiſtes den Dichter beim Gebrauch eines von ſo rohen Lippen verunreinigten Dialekts und bei den oft gefährlichſten Gegenſtänden auf würdiger Höhe erhalten haben. Burns, der Bauer, iſt vielleicht der einzige neuere Schriftſteller welcher das Schottiſche immer wie ein Gentleman geſchrieben hat. Nicht daß ſeine Sprache nicht zuweilen ziemlich derb und ſogar an zwei oder Stellen roh wäre, aber dieſe augenblicklich vorübergehenden Ausbrüche wilden Leichtſinns haben nie Etwas an ſich das einen niedrigen Sinn verriethe. Dagegen ſind gerade einige ſeiner leidenſchaftlichſten Gedichte Muſter von gebildeter Schreibart. 94.

Zur Literatur der Brieſſammlungen.

Liebesbriefe hiſtoriſch berühmter Perſonen. Ein Beitrag zur Kenntniß des menſchlichen Herzens. Mit hiſtoriſchen Einleitungen verſehen und nach den Nationen geordnet. I. Frankreich. Leipzig, Weber. 1851. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber dieſes Buchs wollte „eine Art von Urkundenbuch für die Geſchichte des menſchlichen Herzens" geben, vertreten durch Briefe der Liebe von hiſtoriſch-berühmten Perſonen der gebildeten Länder Europas. Das vorliegende Buch ſollte eine Probe davon ſein. Die Idee dieſes ganzen Unternehmens war unbedingt eine durchaus neue, eine höchſt intereſſante und man darf wol ſagen bedeutende. Die Ausführung aber iſt durch den Anfang ganz verfehlt und daran wol geſcheitert. Der Herausgeber hätte nicht erſt abwarten ſollen wie ſein Plan aufgefaßt werde; er hätte ihn fix und fertig in die Welt ſtellen ſollen, und gewiß, er hätte reichen Anklang gefunden. Liebesbriefe hiſtoriſch-berühmter Perſonen aus allen gebildeten Ländern Europas, wenigſtens der erſten Nationen deſſelben, in Eins zuſammengeſtellt, gleichſam eine pſychologiſche Parallele, eine pſychologiſch-hiſtoriſche Darſtellung der verſchiedenen Arten der Liebesäußerung dieſer Nationen, das hätte jedenfalls bedeutendes Intereſſe gehabt, abgeſehen von dem ſo noch beſonders dargebotenen mannichſachen Stoff und hiſtoriſch-anekdotiſchen Material. Aber jene Briefe nur aus Einem Land, und noch dazu aus dem Lande wo das eigentlich echte Liebesgefühl nie ſo beſonders tief und getragen ausgeprägt war, faſt ſtets nur den Stempel flackernder Leidenſchaft und glänzender Frivolität trug — ſie konnten unmöglich das allgemeine Intereſſe erwecken. Dies noch umſoweniger da auch dieſe Auswahl ſchon an und für ſich keine glückliche genannt werden kann. Nur der kleinſte Theil derſelben verdient eigentlich den Namen „Liebesbriefe". Die beinahe die Hälfte des Buchs einnehmenden Briefe zwiſchen Abälard und Heloiſe ſind aus einer Epoche dieſer unglücklichen Menſchen die wirkliche Liebesbriefe durchaus nicht zuließ. Abälard iſt in dieſen Briefen nur der reſignirte, frommgläubige Kranke, und da wo in Heloiſens Briefen von ihrer Liebe die Rede iſt kann dies nur höchſt unangenehm und unſchön berühren. Für den im Titelblatt verſprochenen Briefwechſel zwiſchen Fräulein de la Vallière und Ludwig XIV. findet ſich nur ein Brief der Erſtern an eine Freundin, der aber weit weniger von ihrer Liebe ſpricht als von der Reue und den Gewiſſensbiſſen die dieſe Liebe ihr bereitet. Ebenſo wenig iſt ein Liebesbrief der Brief von Frau Roland, geſchrieben an einen Freund, deſſen Liebe zu ihr Frau Roland ahnte und nun fein und taktvoll zurückweiſt. Der Idee des Buchs wirklich entſprechend und in dieſer Hinſicht höchſt intereſſant ſind die Briefe Mirabeau's an ſeine von ihm entführte Sophie, die er von ſeinem Kerker aus ihr ſchrieb, ein glühender Mann von 28 Jahren. Ebenſo und der Perſönlichkeit wegen in noch höherm Grade die Briefe Napoleon's an Joſephine, das heißt nur diejenigen die er als General und als Erſter Conſul ſchrieb und noch mit „Bonaparte" unterzeichnete. Von da an wo die Briefe „An die Kaiſerin" gerichtet und mit „Napoleon" unterzeichnet ſind haben ſie nur noch anekdotiſches Intereſſe und entſprechen der Idee des Buchs gar nicht mehr. Es iſt ſehr ſchade daß ein ſo vortrefflicher Plan ſo verkehrt angelegt oder vielmehr begonnen werden. Aus der Idee hätte ſich Vortreffliches machen laſſen. 90.

Wie fängt man einen Sonnenſtrahl? Aus dem Engliſchen. Berlin, Hertz. 1852. 16. 5 Ngr.

Dieſes kleine Büchelchen enthält in einem kurzen Raum eine ganz anmuthige Erzählung, ein Märchen vom alten Schuhflicker David Cumb, der mit ſeiner Lage ſehr unzufrieden war. Dieſer David war ſtets ein armer Mann geweſen und hatte gar keinen Begriff davon ſeine Lage verbeſſern zu können; es fiel ihm gar nicht ein daß er durch eigene Anſtrengung ein behaglicheres Leben ſich bereiten könne, ſondern er dachte, es ſei eigentlich die Pflicht des Reichen ihm das Leben erträglicher zu machen, und hoffte ſicher daß eines ſchönen Tages ein reicher Mann ihn aus ſeinem Elend reißen und in eine unabhängige Lage verſetzen werde. Wie dieſem David Cumb, ſo geht es wol Manchem noch in der Welt, und mit jedem Tage werden ſie, wenn dann ihr Schickſal ſich nicht ändert, mismuthiger und lebensunluſtiger. Juſt ſo bei David. Einſtmals ſaß er wieder recht betrübt und lebensmüde in ſeiner dunkeln Kammer, da ſiehe! ein glänzendes Licht ſtrömte plötzlich ins Zimmer, es verſchwand ebenſo plötzlich und an ſeiner Stelle erſchien eine kleine weibliche Geſtalt von wunderbarer Schönheit. Es war der Sonnenſtrahl der Zufriedenheit. Sie lehrte ihn ihre Weisheit, reinliche Orte, wackere dankbare Herzen, die das Weſen lieben und anbeten das ſie geſchaffen hat. In ſolchen Herzen iſt es nicht finſter, da leuchtet ſtets ein Sonnenſtrahl; kein Ort iſt finſter und freudlos für ſolche Herzen, wie dürftig und elend er auch iſt. Kraft, Ausdauer, Fleiß, Barmherzigkeit, Glaube, Hoffnung und Zufriedenheit, das ſind die Mittel mit denen man den Sonnenſtrahl des frohen Lebens fängt. David überlegte ſich dieſe Lehre, ſein Zimmer wurde reinlicher, ſein Leben thätiger und er ſelbſt zufriedener bis an ſein ſeliges Ende. Das iſt in kurzen Umriſſen der Inhalt dieſer ganz volksthümlichen kleinen Erzählung. 37.

Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte.

Papſt Clemens VII.

Kurze Zeit nach ſeiner Wahl (1523) ſah Clemens VII. ſich genöthigt ſich über ſeine politiſche Stellung zu erklären. Während der letzten Zeit der Regierung ſeines Vorgängers Hadrian VI., deſſen meiſtvermögender Rathgeber in politiſchen Dingen nach der Ungnade des Cardinal Soderini er ebenſo ward wie er es unter ſeinem Vetter Leo X. geweſen war, hatte Julius von Medici hauptſächlich zu jenem Bündniſſe Anlaß gegeben, welches zu Anfang Auguſt 1523 zwiſchen Papſt, Kaiſer, England, Erzherzog Ferdinand (dem nachmaligen Kaiſer), Mailand und Florenz geſchloſſen ward, eines der vielen Bündniſſe welche den „Schutz Italiens" als Deviſe an der Stirn trugen und Italien Krieg und Elend brachten, wie denn diesmal König Franz I. den Admiral Bonnivet aufs Mailändiſche warf und nur durch die Entdeckung der Intriguen und der Felonie des Connétable Herzog von Bourbon verhindert ward die Alpen nochmals ſelbſt zu überſchreiten. Kaum war der Cardinal Medici, der wie geſagt das Bündniß gemacht, Papſt geworden, ſo gab er ein Pröbchen der italieniſchen (man muß hinzufügen, nicht auf Italien beſchränkten) Politik jener Zeit in welcher er Meiſter war. „Die Macht der Franzoſen fürchtend", berichtet der Senator Jacopo Pitti in ſeiner merkwürdigen, leider nur als Fragment auf uns gelangten florentiniſchen Geſchichte vom Jahre 1494 an (Florenz 1842), „unterſtützte er insgeheim die Verbündeten mit 20,000 Dukaten und veranlaßte ebenſo die Florentiner ihnen 30,000 vorzuſchießen. Oeffentlich erklärte er dann, als allgemeiner Hirte dürfe er weder die Einen noch die Andern begünſtigen, und ermahne ſie insgeſammt zum Frieden."

Clemens VII., ein Staatsmann der Machiavelli'ſchen Schule, hat es ſein ganzes Leben hindurch ſo getrieben. Er ſchwankte immer zwiſchen beiden Parteien. Als König Franz I. am 24. Februar 1525 bei Pavia in Gefangenſchaft gerieth, „erſchreckte", wie Pitti ſich ausdrückt, „Karl's V. unerhörtes Glück alle italieniſchen Potentaten, ſodaß ſie, um nicht einzeln unterdrückt zu werden, ſich alle aneinanderzuſchließen und an den Papſt zu wenden beſchloſſen. Dieſer, nachdem er eine zeitlang hin und her geſchwankt, vertrug ſich endlich mit dem Kaiſer für ſich und die Florentiner (unter den gewohnten Geldzahlungen) am 1. April 1525, ſowol durch das Verlangen ſich

und Florenz zu ſichern, wie durch die eigene Neigung dazu veranlaßt, wiewol dieſe Macht und dieſes Glück Karl's V. weit über ſeine Wünſche hinausgingen." Kaum hatte ſich dann im darauffolgenden Jahre König Franz I. von dem harten Schlage wieder etwas erholt, ſo verbündete der Papſt ſich mit ihm und Venedig, jenes unſelige Bündniß von Cognac, durch welches Clemens VII. ſich erſt den Schimpf zuzog den ſeine eigenen rebelliſchen Vaſallen, die Colonna, ihm anthaten, indem ſie ihn mit Hülfe kaiſerlicher Botſchafter im Vatican überfielen und in der Engelsburg zu einem Vergleich nöthigten, jenes Bündniß welches die Horden des Connetable nach Rom und den Papſt in die Gefangenſchaft führte. So ſchwer es ihm ankommen mochte, ſo ſehr die ihm zugefügte Schmach und Demüthigung auf ihm laſtete, er vertrug ſich doch wieder mit dem Kaiſer, beſonders nachdem das franzöſiſche Unternehmen wider Neapel 1528 fehlgeſchlagen war. Und während er in Bologna 1530 Karl V. zum Kaiſer krönte, verſchaffte dieſer ſeiner Familie die dauernde Herrſchaft in Florenz, ihrer Heimatſtadt, der größte Erfolg des ganzen Pontificats Clemens' VII. Aber ſelbſt dann konnte er ſich nicht von ſeiner gewohnten Politik losmachen, der Politik des zugleich Schwachen und Ehrgeizigen. Als Karl V. auf das allgemeine Concil drang, in welchem er das einzige Mittel zur Beilegung der religiöſen Zerwürfniſſe in Deutſchland zu finden glaubte, ſteckte der Papſt, welcher ſammt den meiſten Cardinälen (nach der Bemerkung des kaiſerlichen Beichtvaters Gaspar de Loayſa), das Concil zum Teufel wünſchte, ſich hinter König Franz I.; der König wollte das Concil nicht, weil er einſah welchen Zuwachs an Macht ſein Nebenbuhler erlangen würde wenn die Deutſchen ſich einigten, der Papſt wollte es nicht, weil das Beiſpiel von Konſtanz und Baſel, von Johann XXIII. und Eugen IV. ihm lebendig vor der Seele ſtand. „In Summa", ſchreibt Loayſa („Briefe an Kaiſer Karl V. u. ſ. w. herausgegeben von G. Heine", Berlin 1848, S. 122), „was ſich von dem Willen des Papſtes in dieſer Angelegenheit hat in Erfahrung bringen laſſen, iſt daß er das Concil wie ein Abführungsmittel verſchluckt, damit die Kirche nicht in Mishelligkeiten gerathe und er dann in dem übeln Rufe bleibe daß ſoviel Uebel durch ſeine Schuld erfolgt ſei, und nun macht er dies ſchwarze Concil ſich ſo ſchwierig daß er Mittel ſucht dieſe Mishelligkeiten zu beſeitigen, um das Abführungsmittel nicht zu trinken." Man weiß aus der deutſchen Geſchichte wie es mit dieſen Bemühungen Karl's V. zur Herbeiführung des Concils ging; wie die Tridentiner Kirchenverſammlung erſt dann zuſammentrat als alle Hoffnung zur Einigung längſt geſchwunden war und es ſich nur noch um die innere Reform der katholiſchen Kirche und genauere Feſtſtellung ihres Lehrbegriffs handeln konnte. Alle in neuerer Zeit bekanntgewordenen Urkunden, die vielen in Lanz' „Correſpondenz Karl's V." enthaltenen wie die ſchon erwähnten Briefe Loayſa's, endlich Ranke's „Geſchichte Deutſchlands im Reformationszeitalter", legen insgeſammt an den Tag wie ernſt es dem Kaiſer mit dieſer Angelegenheit gemeint war.

Sie ſind aber zu gleicher Zeit ſämmtlich Documente des ewig unſtäten Willens, Wünſchens, Begehrens des Papſtes. Im Augenblick wo er mit dem Kaiſer unterhandelte um für ſeine Familie die Alleinherrſchaft in Florenz zu erlangen, um die Eſte aus Ferrara, aus Modena und Reggio zu vertreiben, näherte er ſich wieder dem franzöſiſchen Könige um an ihm eine Stütze gegen des Kaiſers Foderungen zu haben und ſeine Nichte Katharina dem Throne der Valois nahezubringen, den ſie nachmals, nicht zu Frankreichs Heil, beſtieg. So hatte in den Jahren 1519—21 ſchon Leo X. es getrieben. Die Briefe Loayſa's, welche ſo manche Züge zum Charakterbilde Clemens' VII. liefern, laſſen uns einen tiefen Blick in das verborgene Spiel dieſer Intriguen und Gegenintriguen thun. Wir ſehen den Papſt in fortwährendem Schwanken und von der Furcht gepeinigt beim Kaiſer zu ſtarken Argwohn zu wecken; in den Unterhandlungen wegen der Heirath Katharinens mit Heinrich, Herzog von Orléans, ſchon weit fortgeſchritten, ſehen wir ihn dennoch die Hand zum Project ihrer Vermählung mit dem Herzog von Mailand bieten. Während er dem kaiſerlichen Beichtvater mit Eiden verſichert er wünſche Nichts ſo ſehnlich als eine Realiſirung der Univerſalmonarchie in der Perſon Karl's V., und würde wenn es nöthig ſei für ſolchen Zweck auf ſeine eigene Würde verzichten, unterhandelt er anhaltend mit dem franzöſiſchen Abgeſandten Gabriel de Grammont, Cardinal-Biſchof von Tarbes. Mit dieſer nach zwei Seiten hinſchielenden Politik ging es übrigens, Dank der verworrenen und leidenſchaftlich aufgeregten Zeit in welcher ſo Vieles die gewohnten Bahnen verließ, minder ſchief als man zu vermuthen berechtigt wäre: Clemens VII. blieb in leidlichem Vernehmen mit dem Kaiſer, mit welchem er im December 1532 zum zweiten mal in Bologna zuſammenkam, und verheirathete im nächſtfolgenden Herbſte ſeine Nichte mit dem franzöſiſchen Prinzen.

An Feinheit hat es ihm nie gefehlt. Die meiſten und beſten Proben ſeines Talents hat er während ſeiner Verwaltung von Florenz, während er dort als Cardinal-Erzbiſchof lebte und wenn auch ohne die Aeußerlichkeit der Herrſchaft die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in der Hand hatte, wie zu der Zeit geliefert als er der eigentliche Miniſter Leo's X. war. Von dieſen Zeiten her ſchrieb ſich ſein hoher Ruf als gewandter Politiker, den er als Papſt ziemlich einbüßte. Bemerkenswerth iſt indeß was der ſchon genannte Senator Pitti über ſeine Anſicht von den florentiniſchen Dingen äußert, kurz nachdem er den Heiligen Stuhl beſtiegen hatte. Es handelte ſich darum, dieſer Republik, in welcher die Medici, deren Haupt der Papſt war, das demokratiſche Princip nicht dulden wollten noch in Wahrheit konnten, während ſie mit einem ariſtokratiſchen Regiment ebenſo wenig fertig wurden, eine Regierungsform zu geben, von welcher man ſich einige Dauer und Frieden und Ordnung verſprechen durfte. „Der Papſt", ſagt Pitti, „war nicht unempfindlich gegen den Ruhm der ihm daraus erwachſen ſein würde, hätte er ſeiner Heimat dauernde Freiheit zu geben vermocht, die von dem florentiniſchen Volke ſo ſehr erſehnt wurde. Andererſeits aber verzweifelte er dies zu erreichen, wenn er die Habſucht, die Anmaßung, den Ehrgeiz jener vornehmen Bürger vor Augen hatte, denen ſeit der Rückkehr der Medici aus ihrem Exil im Jahre 1512 die Regierung des Freiſtaats anheimgefallen war. Er wußte daß er dieſe, wenn er eine freie Verfaſſung einführen wollte, ſogleich ſich zu Feinden machen würde, wenn nicht zu offenen, da er zu hoch ſtehe, doch zu geheimen, die nur auf irgend eine günſtige Gelegenheit warten würden. Wollte er aber eine Oligarchie einſetzen nach dem Wunſche dieſer mächtigen Bürger, ſo würde er ihnen damit Alles zur Beute gegeben haben, zur eigenen Schande und wahrſcheinlich zu ſeinem Schaden. Denn Jahre lang hatte er ſie hinreichend beobachtet und war mit ſich darüber einig daß ihrer Gier nimmer ein Genüge geſchehen könne. Einestheils kannte er ſeine eigene Natur hinlänglich um zu wiſſen daß er zur Freigebigkeit nicht geneigt war; anderntheils gedachte er der unermeßlichen Wohlthaten des verſchwenderiſchen Leo X., der zahlloſen geiſtlichen Beneficien und Penſionen, der Gouvernements von Städten und Provinzen des Kirchenſtaats, Florenz in den Kauf, die jener Papſt ihnen überlaſſen, ſie mit Reichthümern ebenſo überhäufend wie er ſie mit Anmaßung erfüllte. Er empfand daß das einzige Reſultat ſolchen Handelns einerſeits Unzufriedenheit der römiſchen Curie, andererſeits Abneigung des florentiniſchen Volks geweſen war, ohne daß es Leo X. gelungen wäre ſich jene Männer ſo zu gewinnen daß er bei widrigem Geſchick auf ihre Treue und Standhaftigkeit hätte bauen können. Zu Hadrian's Zeiten hatte er, Papſt Clemens VII., dem damals die Hände noch gebunden waren, viel Widerwärtiges von ihnen erdulden müſſen, in eigenen Angelegenheiten ſowie in denen der geringern Bürger. Denn die florentiniſchen Vornehmen, von Natur zu tyranniſchem Walten geneigt und darin geübt, hatten ſich mit der Zeit mehr und mehr darin beſtärkt: ſie hatten ſich prächtige Paläſte ge-

baut, ſie hatten ihren Beſitz beträchtlich gemehrt, ſie hatten ſich an das weichliche Leben des römiſchen Hofs Leo's X. gewöhnt, eine ſchlimme Saat für die häuslichen Sitten und die Freiheit der florentiniſchen Republik. Der Papſt bedachte noch wie die Größe ſeines Hauſes eigentlich durch Volksgunſt entſtanden war, indem die große Maſſe an den Medici Beſchützer fand, um die übermächtiggewordenen Bürger zu demüthigen, und wie die Sache jetzt gerade umgekehrt war, indem dieſe nämliche Medicei'ſche Familie die einſtigen Gegner zum allgemeinen Nachtheil unterſtützte. Dieſe alte Volksgunſt lächelte den Papſt Clemens VII. ſo an daß er ſchon darauf ſann, ohne Rückſicht auf jene Gewalthaber ſie wieder zu erlangen zu ſuchen. Aber noch hielt ihn die Beſorgniß vor ihrer Macht und ihrem Einfluſſe, wenn ſie, die 18 Jahre hindurch die Republik zu einem leeren Worte gemacht hatten, nun auch die neue Verfaſſung umzuſtürzen ſich einigten, welche ungeübten Händen anvertraut ſein würde." Wie gewöhnlich wo es auf das Handeln ankam, halfen dem Papſte alle ſeine verſtändig abwägenden Betrachtungen nichts. Seiner Familie Autorität und Volksgunſt zu bewahren, ſandte er die beiden noch einzig übrigen Sprößlinge ſeiner Linie, beide unrechtmäßig und im Knabenalter, Aleſſandro und Ippolito, nach Florenz und vertraute die Leitung der Angelegenheiten einem der ungeſchickteſten Cardinäle, Silvio Paſſerini von Cortona. Die unausbleibliche Folge war daß im Jahre 1527 bei der Nachricht von der Erſtürmung Roms und der Gefangenſchaft des Papſtes in Florenz Ariſtokraten und Volk aufſtanden, jene misvergnügt, dieſes nicht gewonnen, und die Medici zum dritten mal ins Exil wandern mußten.

Als im Herbſte 1533 der Papſt, wie geſagt, nach Nizza ſich zu begeben beſchloß um ſeine Nichte dem franzöſiſchen Prinzen zu vermählen, ſchrieb Filippo Strozzi, Katharinens Oheim, durch ſeine Frau Clarice Medici von Rom aus an Franceſco Vettori: „Was die Reiſe nach Nizza betrifft, ſo iſt unſer Herr (Clemens VII.) Eurer Meinung. Indem er zuverſichtlich darauf rechnet ſich die Freundſchaft des einen wie des andern Fürſten (Karl's V. und Franz' I.) zu erhalten, beharrt er bei der Abſicht mit Frankreich zuſammenzukommen. Denn müßte er glauben durch eine ſolche Fahrt Frankreich zu gewinnen und den Kaiſer zu verlieren, ſo würde er ſich nicht einen Schritt rühren, indem er einſieht daß zwiſchen Freundſchaft und Feindſchaft des Einen und der des Andern der Abſtand iſt welchen Ihr in Eurem Schreiben richtig hervorhebt." (In den Documenten zu Niccolini's „Filippo Strozzi, tragedia", Florenz 1847, S. 189.) Clemens' VII. Verhalten den beiden großen Nebenbuhlern gegenüber hat übrigens einige Aehnlichkeit mit demjenigen mancher ſchottiſchen Familien des vorigen Jahrhunderts, als der Ausgang des Kampfs zwiſchen Stuart und Hanover noch nicht entſchieden war. Der Vater erklärte ſich für Georg II., der Sohn für Karl Eduard: ſo ſuchten ſie Haus und Hof zu retten. Der Papſt war Vater und Sohn in Einer Perſon.

Graubündtner Söldner in Italien.

Die Graubündtner welche um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den franzöſiſchen Heeren in Italien fochten ſcheinen von der Kriegskunſt oder Kriegsſitte wenigſtens nach italieniſchen Begriffen nicht viel verſtanden zu haben. In der Schlacht bei Marciano, welche am 2. Auguſt 1554 das Schickſal des von dem kaiſerlichen und florentiniſchen Heere lange belagerten Siena entſchied, wenn die Stadt gleich noch mehre Monate hindurch heroiſch aushielt, beſtand eines der Treffen der vom Marſchall Piero Strozzi befehligten franzöſiſchen Armee aus ſolchen Graubündtnern. Der Befehlshaber der Gegner, Gian Giacomo Medici, Marcheſe von Marignan, ſagte vor dem Beginn des Kampfes zu ſeinem an Zahl geringern ſpaniſch-italieniſchen Fußvolk: „Seid ihr nicht dieſelben die zu Ceresole dieſen nämlichen, an Truppenzahl überlegenen Strozzi ſchlugen? Ihr ſeid geübte und tapfere Veteranen und habt mit Graubündtnern zu thun die neu zu den Waffen gekommen ſind und bisher nirgend gekämpft haben. Laſſet den Muth nicht ſinken und erinnert euch ſpaniſcher Tapferkeit!" (Berichte des Girolamo Roſſia in dem „Diario delle cose avvenute in Siena scritto da *Alessandro Sozzini*", Florenz 1842, S. 575.) Eine Florentinerin, Madonna Laura Pieri, ſingt in einem zu Florenz 1554 gedruckten, ſehr ſelten gewordenen Gedichte: „Quattro canti della guerra di Siena", in folgender Weiſe von dieſen Söldnern, welche das Hintertreffen bildeten:

> Era guesta (d. i. la retroguardia) d'un numer' di Grigioni,
> Tutta gentaglia inordinata e pazza.
> Non hanno in guerra termini o ragioni,
> Nè più stimano il brando che la mazza:
> E non osservan patti o condizioni;
> Tal ch'io non so conoscer questa razza:
> Però che in lor non è pietade nè fede,
> Nè peggior gente occhio mortal non vede.

(Das Hintertreffen bildeten Graubündtner, ein untergeordnet Volk von lauter Tollhäuslern. Im Kriege kennen ſie nicht Maß noch Gründe: das Schwert achten ſie nicht mehr als den Morgenſtern; Bedingungen und Vertrag ſind für ſie nicht vorhanden. So weiß ich ſolch Gelichter nicht zu bezeichnen, denn bei ihnen gibt es weder Erbarmen noch Treu' und Glauben, und ſchlimmeres Volk ſah nie ein menſchlich Auge.)

Aus dieſen Verſen ſcheint übrigens hervorzugehen daß die Schweizer wild drauf losſchlugen, ohne Pardon zu verlangen und zu geben. Dies wird noch durch eine ſpätere Stelle beſtätigt:

> Son' anco gli Spagnuoli nello fazioni,
> E gran distruzion fan di quei matti,
> Quei matti de' Grigion, che vanno in terra
> Morti, per non aver termin di guerra.

(Auch die Spanier nehmen am Kampfe theil und richten großes Gemetzel an unter jenen Tollen, jenen tollen Graubündtnern die todt den Boden decken, weil ſie ſich keiner Kriegsſitte fügen wollen.)

Es war indeß die Feigheit der franzöſiſchen Reiterei, die gleich den Rücken wandte, welche den Tag bei Marciano zu Gunſten der Kaiſerlichen entſchied. Piero Strozzi, ſelbſt ſchlimm verwundet, nachdem er an der Spitze ſeines Fußvolks mit gewohnter Tapferkeit und unerſchütterlichem Muthe den Tag zu behaupten geſucht hatte, verlor an dieſem Tage 90 Fahnen Füßer und fünf Reitercompagnien, die einzigen welche Stand gehalten hatten und faſt alle blieben. Der Verluſt an Todten und Verwundeten betrug gegen 12,000 Mann, wovon etwa 4000 Todte, faſt lauter Franzoſen, Deutſche und Graubündtner. Von Letztern blieben gegen 500 am Leben, welche der Sieger in ihre Heimat zurückſendeten ließ. 26.

Bibliographie.

Aphorismen eines Veteranen. Von J. J. M. Villach. 12. 25 Ngr.

Becher, S., Die Volkswirthſchaft. Wien, Wallishauſſer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Becker, C., Paul Gerhardt. Der treue Kämpfer und Dulder für die lutheriſche Kirche. Schneidemühl. Gr. 8. 4 Ngr.

Chronik der Stadt Ortrand. Entworfen von S. 1ſter Theil. Großenhain, Haffner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deutſchland und die abendländiſche Civiliſation. Zur Läuterung unſerer politiſchen und ſocialen Begriffe. Stuttgart, Göpel. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Elſter, Des Nachtwächters Tochter. Eine muſikaliſche Novelle aus dem Leben des fahrenden Muſikanten. Frauenfeld, Verlagscomptoir. 1853. 8. 27 Ngr.

Erinnerungen an den General der Infanterie Erasmus Graf von Deroy. Ein kleiner Beitrag zu deſſen Biographie von einem alten Soldaten. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Erfurter Erinnerungs-Album an den 21. und 22. Auguſt 1852. [1802—1852.] Erfurt. Gr. 8. 10 Ngr.

Fiſcher, G. F., Ueber Geſängniſſe, Strafarten, Strafſyſteme und Strafanſtalten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Jacobs, F., Hellas. Vorträge über Heimath, Geſchichte, Literatur und Kunſt der Hellenen. Aus dem handſchriftlichen Nachlaß des Verfaſſers herausgegeben von E. F. Wüſtemann. Berlin, R. Friedländer u. Sohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Prinzeſſin Ilſe. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 3te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Lavater's neue Sprüche über Chriſtus, Gebet und Gnade. 2te Auflage. Tübingen, Oſiander. Qu. 16. 7½ Ngr.

Lindemann, J. H., Vier Abhandlungen über die religiös-ſittliche Weltanſchauung des Herodot, Thucydides und Xenophon und den Pragmatismus des Polybius. Berlin, Gaertner. 8. 15 Ngr.

Menzel, K. A., Staats- und Religionsgeſchichte der Königreiche Iſrael und Juda. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Mundt, T., Geſchichte der Literatur der Gegenwart. Vorleſungen über deutſche, franzöſiſche, engliſche, ſpaniſche, italieniſche, ſchwediſche, däniſche, holländiſche, vlämiſche, ruſſiſche, polniſche, böhmiſche und ungariſche Literatur. Von dem Jahre 1789 bis zur neueſten Zeit. 2te neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Simion. 1853. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Deutſcher Muſenalmanach. Herausgegeben von C. Schad. Mit den Bildniſſen von R. Reinick und Friedrich Hebbel, und einer Muſikbeilage von F. Hiller. 3ter Jahrgang. Würzburg, Stahel. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.

Napoleon und Graf von Kervegan. Nach dem Franzöſiſchen. Berlin, Hertz. 16. 5 Ngr.

Oſchwald, J., U., Die Apokryphen in der Bibel. Ein Wort zur Verſtändigung an die Gebildeten der proteſtantiſchen Kirche. Zürich, Meyer u. Zeller. 1853. Gr. 8. 9 Ngr.

Oettinger, E. M., Der Ring des Noſtradamus. Hiſtoriſcher Roman. Drei Bände. 3te vermehrte Ausgabe. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Otto, Louiſe, Cäcilie Telville. Roman. Drei Bände. Leipzig, Hinze. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Putlitz, G. zu, Was ſich der Wald erzählt. Ein Märchenſtrauß. 13te Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 15 Ngr.

Reminiſcenzen und Reflexionen eines alten Schauſpielers. Berlin, Duncker u. Humblot. 8. 10 Ngr.

Schleiermacher, A. A. E., Bibliograpisches System der gesammten Wissenschaftskunde mit einer Anleitung zum Ordnen von Bibliotheken, Kupferstichen, Musikalien, wissenschaftlichen und Geschäftspapieren. Zwei Theile. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 8 Thlr.

Schneider, L., Geschichte der Oper und des königlichen Opernhauses in Berlin. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Bayeriſche Soldatenlieder, geſammelt von H. Scharff v. Scharffenſtein. Augsburg, Kollmann. 18. 5 Ngr.

Staroſte, Tagebuch über die Ereigniſſe in der Pfalz und Baden im Jahre 1849. Ein Erinnerungsbuch für die Zeitgenoſſen und für Alle, welche Theil nahmen an der Unterdrückung jenes Aufſtandes. Mit 20 Beilagen und 2 Ueberſichtskarten. Zwei Bände. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 4 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom oder Sklavenleben in der Republik Amerika. Berlin, Janke. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Sclaverei in dem Lande der Freiheit oder das Leben der Neger in den Sclavenſtaaten Nordamerika's. Nach der 15. Auflage von Onkel Tom's Cabin. Vier Bände. Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Taſchenbuch für die vaterländiſche Geſchichte. Gegründet und herausgegeben von J. Freiherrn v. Hormayr und nach deſſen Tode fortgeſetzt von G. T. Rudhart. 40ſter Jahrgang der geſammten, 22ſter der neuen, 2ter der neueſten Folge. 1852—53. München, Franz. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Rheiniſches Taſchenbuch auf das Jahr 1853. Herausgegeben von C. Dräxler-Manfred. Mit 8 Stahlſtichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Thalia. Taſchenbuch für 1853. Herausgegeben von J. N. Vogl. 40ſter Jahrgang. Mit 6 Stahlſtichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tieck's, L., geſammelte Novellen. Vollſtändige Ausgabe in zwölf Bänden. 1ſte Lieferung. Berlin, G. Reimer. 8. 10 Ngr.

Tobler, T., Die Siloahquelle und der Oelberg. Mit 1 artiſtiſchen Beilage. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Ungewitter, F. H., Der Welttheil Auſtralien. Neueſte ausführliche Beſchreibung deſſelben, unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäiſchen Anſiedelungs-, Handels- und proteſtantiſchen wie katholiſchen Miſſionsverhältniſſe. Nach den zuverläſſigſten Quellen bearbeitet. Mit einem Vorworte von G. H. v. Schubert. Erlangen, Palm u. Enke. 1853 Gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Vogt, C., Bilder aus dem Thierleben. Mit 120 in den Text gedruckten Holzſchnitten. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. Gr. 8. 2 Thlr.

Voigts, F., Abendſtunden. Freunden ernſter und heiterer Unterhaltung gewidmet. Hildesheim, Lax. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Weber, E. A., Die Jungfrau von Damaskus. Romantiſches Gedicht in vier Geſängen. Magdeburg, Baenſch. 16. 1 Thlr.

Weber, G., Die Geſchichte der deutſchen Literatur nach ihrer organiſchen Entwickelung, in einem leicht überſchaulichen Grundriß bearbeitet. 4te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leipzig, W. Engelmann. 1853. Gr. 8. 12 Ngr.

Weiß, J. B., Geſchichte Alfreds des Großen. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr 15 Ngr.

Werfer, A., Heinrich das Findelkind. Eine Erzählung aus dem 14. Jahrhundert. Mit Titelbild. Tübingen, Laupp. 8. 18 Ngr.

Wir ſahen Seine Herrlichkeit. Predigten. Berlin, Janke. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Beiträge zur Beurtheilung der Zollvereins-Frage. Eine Sammlung amtlicher Aktenſtücke. Berlin. Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Hagenbach, R., Der geiſtliche Beruf. Predigt über Matth. 5, 13—16, gehalten bei Eröffnung der ſchweizeriſchen Prediger-Verſammlung in Chur den 1. Auguſt 1848. 2te Auflage. Chur, Hitz. Gr. 8. 3 Ngr.

Kerzmann, H., Soll man bei dem Unterrichte der chriſtlichen Jugend die Schriftſteller des heidniſchen Alterthums beibehalten oder verwerfen? Geſprochen bei Gelegenheit der Schlußfeier des k. Athenäums am 29. Juli 1852. Düſſeldorf, Engels u. Luſch. Gr. 8. 2½ Ngr.

Piſtorius, H. A., Abſchiedspredigt über den Text Philipper 1, 27—2, 4 zu Wernigerode am letzten Sonntage des Jahres 1850 gehalten. Liegnitz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reder, A., Einige Betrachtungen über den Geist des in der constitutionellen Monarchie herrschenden Repräsentativ-Systems. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 6 Ngr.

Riggenbach, J., Predigt gehalten zur Eröffnung der ſchweizeriſchen Predigergeſellſchaft in Frauenfeld den 3. Auguſt 1852. Frauenfeld, Verlagscomptoir. Gr. 8. 3 Ngr.

Schenkel, D., Die gute Sache der evangeliſchen Kirche. Drei Briefe. Heidelberg, K. Winter. 1853. Gr. 16. 4 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLVII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Illuſtrirte
Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October. Nr. 40—44.

Inhalt: *Apfelernte. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. (Fortſetzung.) — *Umpflügung des Straßenpflaſters in Neuyork. — Eppo. — *Die Paulownia imperialis. — *October. — *Haſen und Kaninchen. — *Ein ruſſiſcher Wachtpoſten am Pruth. — Wie Petrus in die Ernte ging. — Die Strafe des Undanks. — *Augsburger Trachten im 13. Jahrhundert. — Spruch. — *Das Ei des Columbus. — Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. — (Schluß.) — *Der Münſter zu Strasburg. — Die ſchöne Ente. — *Samuel Johnſon. — Gleichniß. — *Der Savoyardenknabe in Paris. — „Es ſetzt Hiebe!“ — *San-Jago in Chile. — Die Bettler in Paris. — Der Bauer und die Wespen. — *Das oſtindiſche Schuppenthier. — Werth des Schweigens. — *Ludwig Wilhelm Schwanthaler. — *Die Wilberforce-Waſſerfälle im nördlichen Amerika. — Der Jardin des plantes in Paris. — Der Fuchs und der Krebs. — *Eine Mordwine. — Der Tropfen. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

In unſerm Verlage ſind ſoeben erſchienen:

Aus dem Leben eines ſächſiſchen Huſaren

und aus deſſen Feldzügen 1809, 1812 und 1813 in Polen und Rußland.

Von **Theodor Goethe,** K. Preuß. Steuerrath a. D.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Briefe über weibliche Bildung.

Ein Handbüchlein für gebildete Mütter und Erzieherinnen

von **Sophie Alberg.**

8. Geh. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Anſchauliche Belehrungen über die Natur.

nach ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Leſebuch für Schule und Haus.

Von Dr. Aug. Rudolphi.

Zweite, wohlfeile Ausgabe. Vier Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Leipzig.

J. C. Hinrichs'ſche Buchhandlung.

Im Verlage von **Gerhard Stalling** in **Oldenburg** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die erſte

Stufe des mathematiſchen Unterrichts

in einer Reihenfolge

methodiſch geordneter arithmetiſcher und geometriſcher Aufgaben

dargeſtellt von

Chriſtian Harms,

Lehrer der Mathematik an der höhern Bürgerſchule zu Oldenburg.

1. Abtheilung.

Arithmetiſche Aufgaben.

8. Geh. Preis $12\frac{1}{2}$ Sgr.

Volks-Bibliothek.

Neu ſind hiervon erſchienen:

VII. Herr Goldſchmid und ſein Probirſtein. Bilder aus dem Familienleben. Von O. L. H. 20 Ngr.

VIII. Die Geſchichte des Siebenjährigen Krieges. Für das deutſche Volk bearbeitet von **Rudolf John.** Mit den Bildniſſen von Friedrich II. und Maria Thereſia. Neue Ausgabe. 20 Ngr.

Die frühern Bände der „Volks-Bibliothek“, von denen jeder einzeln zu haben iſt, enthalten:

I. **Joachim Nettelbeck.** Von Ch. L. Haken. Zweite Auflage. Mit Nettelbeck's Bildniß und einem Plane der Umgegend von Kolberg. 1845. 1 Thlr.

II. **Der alte Heim.** Von G. W. Keßler. Zweite Auflage. Mit Heim's Bildniß. 1846. 1 Thlr.

III. **Die Sprichwörter der Deutſchen.** Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. **Der deutſchen Auswanderer Fahrten und Schickſale.** Von F. Gerſtäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten. 1847. 1 Thlr.

V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von R. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsſchauplatzes. 1848. 1 Thlr.

VI. **Geſchichte der evangeliſchen Kirche ſeit der Reformation.** Von C. G. H. Lentz. 1849. 1 Thlr.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Ein neuer Roman von Karl von Holtei.

In unſerm Verlage erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

Chriſtian Lammfell, Roman in 5 Bänden.

Von Karl von Holtei.

8. 104¾ Bogen. Broſch. Preis 6 Thlr.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen früher:

Schleſiſche Gedichte.

8. Eleg. broſch. Preis 22½ Sgr.
Eleg. geb. mit Goldſchnitt 1 Thlr. 7½ Sgr.

Die Vagabunden.

Roman in vier Bänden.
8. 76 Bogen. Broſch. Preis 4 Thlr. 15 Sgr.

Breslau, im October 1852.

Trewendt & Granier.

Bei **L. Fr. Fues** in **Tübingen** ſind erſchienen:

Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Recognovit **Albertus Schwegler**, ant. lit. in academia Tubingensi prof. p. e. Accedit brevis adnotatio critica. 8. maj. Brosch. 1 Thlr. 24 Ngr., oder 3 Fl.

Die vorliegende Ausgabe der Kirchengeſchichte des Euſebius bietet einen correcten, an zahlreichen Stellen kritiſch berichtigten Text, dem ein ausgewählter kritiſcher Apparat, ſowie genaue Nachweiſungen der von Euſebius benutzten Quellen beigegeben ſind. Vier reichhaltige und aufs ſorgfältigſte ausgearbeitete Regiſter erhöhen die Brauchbarkeit dieſer Ausgabe, die allen Freunden kirchenhiſtoriſchen Quellenſtudiums ſchon deshalb ſehr erwünſcht ſein wird, da bisher der hohe Preis der vorhandenen Ausgaben nur Wenigen die Anſchaffung dieſes wichtigen Geſchichtswerks möglich gemacht hat.

Baur, Dr. F. Chr., ordentl. Profeſſor der Theologie an der Univerſität Tübingen, **Die Epochen der kirchlichen Geſchichtſchreibung.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr., oder 2 Fl.

Eine Charakteriſtik der Kirchenhiſtoriker von der älteſten Zeit bis in die neueſte, der verſchiedenen Formen ihrer Geſchichtsanſchauung und des allgemeinen Entwickelungsganges der kirchlichen Geſchichtſchreibung, zur Einleitung in die Kirchengeſchichte und Orientirung über den gegenwärtigen Standpunkt ihrer Behandlung.

Zeller, Dr. Eduard, Die Philosophie der Griechen. Eine Untersuchung über Charakter, Gang und Hauptmomente ihrer Entwickelung. *Dritter Theil, zweite Hälfte.* Die nacharistotelische Philosophie. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr., oder 4 Fl. 30 Kr.

Diese zweite Hälfte des dritten Theiles bildet den Schluss des Werkes, welches nun 9 Thlr. 5 Ngr. oder 15 Fl. 30 Kr. kostet und wovon complete Exemplare à Cond. zu Diensten stehen.

Die Vorzüge des jetzt vollständig vorliegenden Werks sind bekannt. Es ist anerkannt, dass sich keine andere Bearbeitung der alten Philosophie durch eine gleich glückliche Vereinigung von gelehrter Genauigkeit und philosophischem Geiste, wissenschaftlicher Gründlichkeit und lichtvoller Klarheit der Darstellung auszeichnet. Indem ich mich daher jeder weitern Bemerkung hierüber enthalte, füge ich nur noch bei, dass der Herr Verfasser den theologischen Ansichten der griechischen Denker besondere Aufmerksamkeit geschenkt und auch über ihre Beziehung zum Christenthum fruchtbare Winke gegeben hat, weshalb das Werk das Interesse der Philosophen und der Theologen gleich sehr in Anspruch nehmen wird.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

October. Nr. 509—513.

Inhalt: Schiller's Beerdigung und die Aufſuchung und Beiſetzung ſeiner Gebeine. — *Das Schloß Katharinenthal bei Reval. — *Wie manche Thiere ſich ihre Wohnungen anlegen. — Der chineſiſche Sian Schwch. — Geizig und freigebig. — Viel! Viel! — Das Nordlicht. — Johann Friedrich der Großmüthige, Kurfürſt von Sachſen. — Des Reiſens Sonſt und Jetzt. — Die Waſſerfälle in Norwegen. — *Die heilige Kapelle zu Paris. — *Cawnpore in Oſtindien. — Aus dem mexicaniſchen Hirtenleben. — Der Marſchall Lannes und der Paſtor in Wenigenjena. — Ispahan. — *Die Robben und ihr Fang. — Die Sinaitiſchen Inſchriften. — Das letzte Schickſal eines auf dem Schiffe Geſtorbenen. — Ehrlich währt am längſten. — *Die Llanthonyabtei. — Die Uebertragung der Stenographie nach dem Syſteme Gabelsberger's auf die Muſik. — *Die Denkmäler des Schlachtfeldes bei Kulm. — Ein hochadeliger Verbrecher vor dem Richterſtuhle des heiligen Ludwig. — *Die Baukunſt der Vögel. — Zur Charakteriſtik Beethoven's. — Das große Tafelballet 1489. — Ein neues Rieſenteleſkop. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im November 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 48. —— 27. November 1852.

Inhalt.

Clemens Brentano. Erſter Artikel. Von **Clemens Arſten.** — Geſchichte des Alterthums. Von Max Duncker. Erſter Band. — Syſtem der Ethik. Zweiten Bandes erſte Abtheilung. Von Immanuel Hermann Fichte. — Vergangene Tage von Karl Gutzkow. — Sommermärchen in Reiſebildern aus Deutſchland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851 von Ludwig Rellſtab. Drei Theile. — Neue Forſchungen über Kaiſer Karl's V. Aufenthalt im Kloſter Yuſte. Von **A. Scheler.** — Die neuere Literatur der Serben. Von Jovan Riſtié. — Niebuhr. — **Hiſtoriſche Miscellen, Bibliographie.**

Clemens Brentano.

Züge zu ſeinem Bilde.

> „O mein Kind! wir hatten Nichts genährt als die Phantaſie und ſie hatte uns theils wieder aufgefreſſen —"
>
> Clemens Brentano an eine Freundin.

Erſter Artikel.

Wir finden in der Geſchichte unſerer Poeſie kaum eine Geſtalt, an der uns ſo deutlich würde welcher unendliche Reichthum innern Lebens in der traditionnellen literarhiſtoriſchen Charakteriſtik verloren gehen kann als an Clemens Brentano. Das Bild des großen allgemeinen Entwickelungsgangs nimmt nur die markirteſten Züge auf, welche den Zuſammenhang der einzelnen Erſcheinung mit gewiſſen Neigungen und Eigenheiten des Zeitalters ausdrücken. Man müßte, um die volle Bedeutung der Perſönlichkeit feſtzuhalten, ſo weit ihren tiefern Abſichten, ihren Irren und Kämpfen nachgehen daß der Ort wo ſie in das Ganze eingreift nicht mehr im Auge zu behalten wäre. Wie oft aber ſind es gerade nur die Schwächen des Charakters, die Mängel der Bildung, welche das Talent äußerlich in den Dienſt des herrſchenden Geſchmacks bringen, während unter dieſer Hülle das Schönſte und Zarteſte, mehr der Ahnung des liebevollen Antheils als der eindringenden Strenge des Urtheils zugänglich, einem ungehobenen Schatze gleich verborgen ruht! Das Wort: „An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!" wird, wo wir einen literariſchen Charakter für ſich betrachten, in ſeltenen Fällen ohne alle Einſchränkung gelten. Handelt es ſich darum, den ganzen Werth eines dichteriſchen Geiſtes zu erfaſſen, ſo dürfen wir oft gerechtermaßen nicht bei dem äußern Reſultate ſtehenbleiben, welches ſeine Werke dem erſten Blicke darbieten, ſondern vorallem müſſen wir auch die urſprüngliche Anlage, gleichſam den Grundſtock des Vermögens zu ſchätzen ſuchen, woraus, vielleicht durch Irrthum, Laune oder Zufall geſchwächt und verunſtaltet, jene hervorgegangen ſind. Niemals würde man ohne dieſen Vorbehalt, ohne die Frage der Selbſtprüfung, ein wie großer Theil denn von Dem was wir ſelbſt in Wort und Schrift ausſprechen wahrhaft aus unſerer Seele fließt, die Bedeutung eines Byron, eines Heine und ähnlicher Geiſter richtig zu würdigen im Stande ſein. So wird auch die Auffaſſung eines Talents wie Clemens Brentano, der uns, wenn wir das letzte Wort der Erklärung ſuchen, immer von einem Räthſel zu dem andern noch dunklern zu führen ſcheint, niemals das Rechte treffen, wofern ſie ihm nicht von vornherein bei allen Fehlern eine hohe Stufe der Begabung anweiſt. Daher entſpringt überhaupt erſt der Reiz, der uns nicht ermüden läßt in der unharmoniſchen, widerſpruchsvollen Welt dieſer Dichtungen nach dem leitenden Gedanken zu forſchen. Und ſo iſt unſere Natur daß das Verlangen am heftigſten eindringt wo die Antwort am hartnäckigſten ſich uns entziehen will. Das Eigenthümliche was die Durchführung einer beſtimmten Anſicht von Brentano's Poeſie ſo ſchwierig macht liegt in der genauen Beziehung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Erzeugniſſe zu ſeinem perſönlichen Weſen und Verhalten. Wie im Leben gute Erkenntniß und reiner Wille über die muthwillige dämoniſche Luſt nie dauernde Gewalt bei ihm gewinnen konnten, und nur Wenigen der Grund einer edlern Natur unter dieſer vielfach getrübten, verletzenden Erſcheinung offenbar wurde, ſo ging die gleiche Bizarrerie ewig wechſelnder Stimmungen und Anfälle auch unmittelbar in ſeine Dichtungen über. In ihnen ſpiegelt ſich gleichſam ſeine in beſtändiger Metamorphoſe begriffene und in allem Wandel doch ſich ſelbſt gleichbleibende Figur. Was wir von Brentano's Leben wiſſen, reicht, wie viele Lücken auch noch darin zu füllen ſind, dennoch vollkommen zur Feſtſtellung dieſes Verhältniſſes hin, welches die Grundlage ſeines poetiſchen

Charakters bildet. Und es iſt kaum anzunehmen daß aus dem unendlichen Detail, deſſen Mittheilung in der Macht, aber ſchwerlich im Willen der überlebenden Genoſſen und Angehörigen des Dichters liegt, über dieſen Punkt weſentlich neue Aufſchlüſſe hervorgehen würden. Hat man ſich einmal der Hauptmomente bemächtigt, die auch in ſeiner Dichtung allenthalben als Grundzüge durchſcheinen, ſo hat man von der Kenntniß der einzelnen Wendungen kaum noch eine Förderung des Urtheils zu erwarten. Im Gegentheil, der Documente aus dem umfangreichſten Briefwechſel iſt eine ſo bunte Unzahl vorhanden daß man ſie entbehren können muß, denn — Jeder, der die Aeußerungen dieſer Natur mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt hat, wird es fühlen — mit ihnen geriethe man nur in ein endloſes Labyrinth. Nach Dem was die Schweſter Bettina im „Frühlingskranz“ veröffentlicht hat, könnte es zwar ſcheinen als habe Clemens in ſeinen Briefen vorzugsweiſe nur das unberührte Heiligthum aufwärts gerichteter Sehnſucht und reinerer Einſicht niedergelegt, indeſſen ſind wir ſchon durch die Correſpondenz Bettina's mit der Günderode hinlänglich davon unterrichtet (und müſſen darauf noch näher zurückkommen), wie gerade das Antlitz welches er der Schweſter zukehrte eines ganz andern Sinnes Zeugniß und Abdruck war als ihn auch die Nächſtſtehenden oft in ſeinem Thun erkennen mochten. Tauſend Thorheiten und Tollheiten, böſer wie unſchuldiger Art, denen er ſich ſonſt im Freundesverkehr rückſichtslos überließ, würden uns von der Anſchauung dieſes Bildes bald genug in eine faſt auswegsloſe Verwirrung hineinziehen.

Unter dem Wenigen was von Mitlebenden bisjetzt zu ſeiner Biographie und Charakterſchilderung aufgezeichnet worden verdienen die „Erinnerungen an den Dichter Clemens Brentano“, welche Guido Görres in den „Hiſtoriſch-politiſchen Blättern für das katholiſche Deutſchland“ (Bd. 14 und 15, 1844—45), freilich ohne den verſprochenen Abſchluß zu liefern, mitgetheilt hat, keineswegs unbeachtet zu bleiben. Eine inſtinctive Regung von Wahrheitsgefühl hat hier dem natürlichen Fanatismus zum Trotz auch in den Nachrichten vom Stande der Heiligung den wahren Zuſtand Brentano's mit treuern Zügen angedeutet als eigentlich in der Abſicht des Autors mag gelegen haben. Außerdem kommen uns hier noch Blätter von etwas indiscreter Damenhand zu Hülfe, die bei aller ſchwärmeriſchen Anempfindelei und dem beſten Willen, das ſündige Dichterhaupt mit einer Aureole zu umkleiden, doch treu genug von dem unaufhörlichen Streite zwiſchen Dämon und Engel, zwiſchen Schalk und Büßer Kunde geben. Man findet dieſe Beiträge zur Geſchichte der letzten Periode unſers Dichters in dem Büchlein: „Aus der Gegenwart“, von Emma von Niendorf (Berlin 1844), unter der Aufſchrift: „Sommertage mit Clemens Brentano.“ Aus der frühern Zeit bietet der „Denkwürdige und nützliche rheiniſche Antiquarius“ des Herrn von Stramberg, (Abth. 2, Bd. 1; Koblenz 1845) in dem Capitel über Feſte und Thal Ehrenbreitſtein intereſſante Erzählungen.

Guido Görres, der zu München mit Brentano fortdauernd in nahem Verkehr lebte, hat nicht ohne Geſchick die Einflüſſe der Umgebungen dargeſtellt welchen die früheſte Jugend deſſelben unterworfen war, und über manchen dunkeln Punkt der ſeltſamſten Entwickelung durch richtige Combination Licht verbreitet. Wenn wir für das Parteiintereſſe der Kirche, worauf bei dem Redacteur der „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter“ das weſentliche Abſehen gerichtet war, die reine Lebensfrage der ſittlichen und humaniſtiſchen Bildung ſubſtituiren, ſo werden wir im Uebrigen ohne Gefahr die Folgerungen zugeben können, die er aus den Familienverhältniſſen, aus den heimatlichen Zuſtänden, mit einem Worte aus der erſten geiſtigen Luft welche auf das keimende Talent einwirkte abgeleitet hat. Contraſte der härteſten Art erfüllten bei Clemens die Zeit wo für das ganze Daſein der Grund einer klaren, ſichern Haltung gelegt werden ſoll. Die früh geſchäftige und durch Entbehrungen der Wirklichkeit angeſtachelte Phantaſie mußte dem Knaben Paradies und Aſyl ſchaffen. Wie er in Unſeligkeit bis an ſein Ende wider die böſen Mächte kämpfen mußte, die er in den unverſchuldeten Verſäumniſſen und Irrthümern der Jugend ſich gleichſam über den Kopf hatte wachſen laſſen, ſo blickte er doch zugleich ſtets mit Rührung auf die Luſt jenes ſelbſtgegründeten Kinderreichs zurück, wie es neben den poetiſchen Reminiscenzen, z. B. im „Märchen vom Kommanditchen“, noch wenige Jahre vor ſeinem Tode die hübſchen Geſchichten aus der Schatzkammer von Vadutz in der Zueignung des Märchens „Gockel, Hinckel und Gackeleia“ verkündeten. In dieſer halb elegiſchen, halb freudigen Beſchäftigung mit den Bildern der Kindheit, für den Philiſterverſtand einer aberweiſen Kritik Nichts als geſchmackloſe, läppiſche Spielerei, liegt ein tiefer, bedeutungsvoller Zug der Seele wie zu der verlorenen Heimat, die das beſte Theil des Menſchen in urſprünglicher Lauterkeit zu umſchließen ſcheint. Aus ſolchem Sinne müſſen Einfälle, wie die wunderliche Zurückverwandelung des geſammten Perſonals in dem letztangeführten Märchen, ſymboliſch verſtanden werden. Wir ſehen dieſe Dinge, wie fremd und abenteuerlich ſie uns auch vorkommen mögen, aus einem Bedürfniſſe des Gemüths hervorbrechen, während die gerühmte humoriſtiſche Apotheoſe im „Buch der Kindheit“ von Bogumil Goltz (1847) trotz einer Menge der heiterſten und lieblichſten Scenen, die unſerer Empfindung weit näher ſtehen, ihren reinen Effect durch einen unangenehmen Beiſatz von doctrinairer Abſichtlichkeit ſtört.

Die Enge des geiſtloſen, kleinlichen Berufs, zu welchem der arme Clemens ſo ganz gegen ſeine Natur verdammt wurde, nährte in ihm einen Widerſtand, der, verlaſſen von dem ernſten Bewußtſein höherer Aufgaben, ſelbſt als er das nächſte äußere Ziel: die Freiheit erlangte, nicht die rechte Frucht einbringen konnte. Dem unbändigen jungen Genie ſteht in den überlieferten Anekdoten die aufgezwungene Rolle des Krämerlehrlings komiſch genug zu Geſichte; da iſt Nichts von der ſchmerzlichen Empö-

rung des Geiſtes, der die höhere Beſtimmung durch den Druck der gemeinen Alltäglichkeit in ſich gekränkt und angefeindet ſieht, ſondern das beläſtigte Herz weiß ſich im unbewölkteſten Gleichmuth zu behaupten, indem es ſich am ironiſchen Spiele mit den falſchen Zumuthungen ſchadlos hält und ſo luſtig ſeine ganze Erhabenheit über die Laune des Schickſals und die väterliche Verkennung genießt. Was in dem jungen Rebellen hinter dem Ladentiſch trieb und gährte, war nur die dunkle Sehnſucht, ſich in poetiſcher Feſſelloſigkeit den Eingebungen ſeiner Natur überlaſſen zu dürfen. Es lag aber nicht in ſeinen Geſtirnen daß ihm die Gewährung dieſes Wunſches zum Heile ausſchlagen ſollte, und auf einer Bahn, welche die ſeelenverwandte Schweſter noch heute in ſelbſtherrlicher Heiterkeit und Rüſtigkeit unter uns einherwandelt, wuchs ihm „das bitt're Kräutlein Reu' und Leid“, das er Zeit ſeines Lebens nicht mehr verwinden mochte. Die gewöhnlichen Vorſtellungen, welche mehr aus der bequemen Analogie mit andern Geſtalten derſelben Literaturepoche als aus ernſtem Eingehen in die Thatſachen entſprungen ſind, ruhen freilich in dieſer Beziehung auf einem großen Irrthum, indem ſie das ganze Dichterleben ſo ſchlechthin in zwei entgegengeſetzte Hälften zerlegen, deren einer die lockere Genialität, der Rauſch jugendlicher Verſchuldung, der andern die aſcetiſche Weltentfremdung, die reuevolle Einkehr zufallen ſoll. Vielmehr iſt es wol die merkwürdigſte, geheimnißvollſte Seite in Brentano's Weſen, daß mit dem leichtſinnigen Genuß jener erſehnten Freiheit ſo früh der Ausdruck unbefriedigter Stimmung, das misbilligende Gefühl der eigenen Schwäche verbunden erſcheint und doch aus dieſer uneinigen Miſchung kein anderes geläutertes Daſein hervorgetrieben wird. Bei allen Regungen des ſittlichen Bewußtſeins blieb er ein Menſch, der ohne Vor- und Nachbedacht ſeine Straße ging und nur ſeinem innern Stern folgte, der leider Gottes kein Fixſtern war und ihn zuletzt allerdings wie die Heiligen drei Könige nach Bethlehem führte. So erfreute er ſich faſt wider Willen und leidend einer eigenthümlichen Fähigkeit, Nichts als die Gegenwart als Lebenselement zu beſitzen, woraus ſeine Poeſie ſoviel Feuer und Hingebung, aber auch zugleich ſoviel unvermittelte Richtungen und im Ganzen ein planloſes Anſehen empfing. Er ſelbſt nannte ſich daher auch, wie Görres erzählt, die eigene Natur wohl kennend, den größten Dichter des Augenblicks, d. h. der Gelegenheit. Darüber enthalten die Briefe der Günderode (aus den Jahren 1804—6) ſehr lehrreiche Bemerkungen. Nicht gar lange z. B. nachdem Bettina („Die Günderode“, II, 9) von dem beſeligten Humor des Clemens bei einem Puppenſpiel mit den Worten gemeldet hat:

> Die Witze echappirten ihm wie wenn ein Feuerwerk ihm in der Taſche ſich entzündet hätte, jeden Augenblick flog eine Rakete auf, bis endlich das Puppenſpiel ihn übermannte, wo er vor Lachen nicht mehr witzig ſein konnte.

hören wir von der Günderode (II, 129):

> Clemens hat mir geſchrieben. Wie ein böſer Traum ſind mir manche bittere und trübe Erinnerungen von ihm vorgeübergegangen, ſein Brief hat mich betrübt, weil er mir die verworrenen Schmerzen ſeines Gemüths deutlich und doch wieder dunkel darſtellt; auch wenn ich ihn nie geſehen hätte, würde mich dieſer kalte Lebensüberdruß tief und ſchmerzlich bewegen. Er ſtellt ſich ſo an den Rand der Jugend, als habe ſie ihn ausgeſtoßen ...

Wir finden nur das natürliche Reſultat ſolcher Gegenſätze, wenn dieſelbe ſpäter einmal ſagt (II, 170):

> Ich verſtehe nur den Augenblick in dem er mir geſchrieben hat; ich bin überhaupt nie weiter gekommen als ſeine Augenblicke ein wenig zu verſtehen, von dieſer Augenblicke Zuſammenhang und Grundton weiß ich gar Nichts. Es kommt mir oft vor als hätte er viele Seelen. Wenn ich nun anfange einer dieſer Seelen gut zu ſein, ſo geht ſie fort und eine andere tritt an ihre Stelle, die ich nicht kenne und die ich überraſcht anſtarre, und die ſtatt jener befreundeten mich nicht zum Beſten behandelt. Ich möchte wol dieſe Seelen zu zergliedern und zu ordnen ſuchen.

Es bleibt aber gar nicht einmal bei dieſem abenteuerlichen *Wechſel*, der ſelbſt ein ſo befreundetes Herz wenigſtens momentan an Clemens irremachen konnte, ſondern es ſcheinen oft, um dem Bilde der Günderode zu folgen, zwei einander völlig fremde, ja feindliche Seelen ihn gleichzeitig zu bewegen und in einem Wunder friedlichen Abkommens nur je nach den Umſtänden eine ſich hinter der andern zu verſtecken. Dies mußte ihn in unzähligen Fällen in den Augen ſeiner Umgebungen nothwendig zum Lügner ſtempeln, während die bewußte Täuſchung ſeiner Natur gewiß fern lag. Zur Aufklärung über dieſen Punkt ſind nun die brüderlichen Jugendbriefe des „Frühlingskranzes“ ganz unſchätzbar. Er durfte wol ſagen daß dieſe das Frömmſte und Liebevollſte ſeien was er geſchrieben, denn in ihnen zeigt ſich, wie der Gedanke der Selbſtbeſiegung, den die Liebe zur Schweſter erweckte, über die Geſetzloſigkeit ſeines eigenen Lebens gleichſam zu triumphiren ſucht. Und doch bilden ſie zugleich eine Offenbarung ſeines ganzen Weſens, da in dem Ungeſchick, welches dieſen hofmeiſterlichen Anſtrengungen beiwohnt, die Unluſt und Unmacht an ſich ſelbſt ein Vorbild zu geben ſprechend genug ausgedrückt iſt. Sehr richtig macht Eichendorff in ſeiner Schrift von der romantiſchen Poeſie auf die überall fühlbare Angſt vor dem eigenen Dämon aufmerkſam, den Clemens in der gleichbegabten Schweſter wie ein erſchreckendes Spiegelbild wieder erkannt habe. Während er — nach den Worten der Günderode — ſelbſt ſorglos leichtſinnig, ja vernichtend über ſich und Alles hinausging was ihm in den Weg kam, war ihm Bettina wie ein Heiligthum, in dem er gern alle Kräfte zu einer ſäuberlichen Ordnung des Dienſtes zuſammengerufen hätte, und ſo blieb freilich immer das Uebel daß die Freundin — und gewiß noch mancher Andere — zwar einräumte, ſie könne ihm *der Idee nach* herzlich gut ſein, aber ſein *wirkliches Leben* doch allzu entfernt von demjenigen fand, welches ſie ihm dieſer Idee nach zumuthete. Bettina gab ſich nicht gefangen; ſie lebte damals und immer ohne Wandel in der Fülle des Glücks, worauf die Träume des Bruders in dem letzten Beſchwörungsſpruche der Gacke-

leia trotz einer Beimiſchung von chriſtlicher Demuth, die ganz außer ihrer Natur liegt, im Grund doch auch wieder zurückkamen.

Nach einer andern Seite ſehen wir das wunderbare Zuſammenbeſtehen von Erkenntniß und angeborenem muthwilligen Hange faſt noch ſtärker in Brentano's Verhältniß zu ſeinen eigenen Productionen hervortreten, die wir jetzt ins Auge zu faſſen haben. Wie ihn ſein unruhiger Geiſt, ſeine ſelbſtthätige Phantaſie nicht dazu kommen ließen auf Schulen das früher Verſäumte nachzuholen, ſo war es auch auf der Univerſität ſeine geringſte Sorge und Neigung, den unreifen innern Menſchen bei fremder Weisheit in die Lehre zu geben. Es fehlte nur daß er dieſen Uebermuth der Subjectivität gewiſſermaßen als ſanctionnirten Anſpruch einer neuen excluſiven Bildung bewundern lernte. Er fand um ſein Schickſal zu erfüllen ganz die rechte Sphäre, indem er gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts als der freien Künſte Befliſſener nach Jena kam und ſo mitten in die Gährungen hineingerieth, aus denen ſich im Gefolge einer großen Philoſophie die Revolution der Paradoxie und Libertinage entwickelte. Hier ſcheint ſich der Neuling beſonders bei Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel mit einer Art von beiſtimmendem Enthuſiasmus eingeniſtet zu haben, die der mündlichen Ueberlieferung eines Eingeweihten nach den Erſtern in aller Freundſchaft zu ablehnendem Spotte reizen konnte. Tieck's „Poetiſches Journal" (Jena 1800, erſtes Stück) enthält unter dem Titel „Der neue Hercules am Scheidewege. Eine Parodie" einen dramatiſchen Scherz, wo ſich das romantiſche Ich, „Autor" genannt, in jener unnahbaren Höhe des Selbſtbewußtſeins geltendmacht, auf die es ſich nebelverſchleiert vor allen läſtigen Eindrücken der Welt zurückzieht. Dieſer „Autor" empfindet Nichts übler als wenn ihm die Prätenſion eines Verſtändniſſes begegnet, welches Miene macht in bewundernder Nachahmung ſich mit ſeinem Gegenſtande zu verwechſeln. Der „Bewunderer", der mit Lobpreiſung der „Lucinde", mit der Introduction: „Ich verachte Gottlob! die Sittlichkeit", und dem Vortrage von Liedern in der Manier des „Autor" in ſeiner Großmannsſucht gleichſam durch einen geiſtigen Händedruck ſich dem Bewunderten gleichſtellen will, dieſer Aufdringling erſcheint am läſtigſten. Wir haben aber in ihm, wofern jene Kunde nicht trügt, Niemanden anders als den parodirten Clemens Brentano vor uns.*) Ganz aus dem Herzen dieſer Intereſſen heraus nahm denn auch ſeine poetiſche Thätigkeit ihren Anfang, indem er ſich durch einen Beitrag zu den romantiſchen Katzbalgereien mit Kotzebue die Sporen zu verdienen ſuchte. Sein

Guſtav Waſa, Satiren und poetiſche Spiele von Maria. Erſtes Bändchen.**) Leipzig 1800.

iſt durchaus eine forcirte, aber in der Cultivirung des Unſinns und der Zuſammenhangsloſigkeit doch originelle Copie von Tieck's literariſchen Poſſen, an die wir unter Anderm ſpeciell durch das Wechſelſpiel zwiſchen Publicum und Bühne und durch die Wiedereinführung Böttiger's in der Figur des Magiſter Excerpino erinnert werden. Tieck's Perſiflage concentrirt ſich in einer Reihe von beſtimmten Charaktertypen und der Witz bewegt ſich bei ihm in einer phantaſtiſchen Welt, von deren Bedingungen wir uns immer eine gewiſſe Rechenſchaft zu geben vermögen. Dagegen beſteht die Brentano'ſche Farce in einem chaotiſchen Gewimmel größtentheils kaum verſtändlicher Anſpielungen, zahlloſe Erſcheinungen treiben wie wahnſinnige Geſpenſter in dem Wirbel dieſes litterariſchen Hexenſabbath durcheinander, und die ſichtbare Beziehung auf das Kotzebue'ſche Drama würde uns kaum einigen Anhalt gewähren, wenn nicht, verbunden mit jenen Reminiscenzen, hier und da die bekannten Stichworte der jungen Genoſſenſchaft, wie Jakob Böhme's „Morgenröthe im Aufgange" und die gefeierte „Lucinde", aus dem Wuſte hervorſchimmerten. Nach Allem was die Zeitgenoſſen berichten muß Brentano die eigentliche Schlagkraft des Witzes im unmittelbaren Verkehr, wo die unglückliche Virtuoſität ſeiner Zunge durch fremde Schwächen und Eigenheiten herausgefodert wurde, weit beſſer als in der poetiſchen Compoſition zugebotegeſtanden haben. Nicht allein im „Guſtav Waſa", ſondern in den meiſten ſeiner Werke ſoll der komiſche Effect, wo er der Erfindung abgeht, durch ausſchweifenden Misbrauch des Wortſpiels erzwungen werden; ja der Dichter läßt ſelbſt da wo es ſich gar nicht um einen lächerlichen Eindruck handelt ſich öfter von dieſer übeln Gewohnheit hinreißen.

Was aber an jenem confuſen Erſtlingsproducte ſeiner Muſe das Schlimmſte: wir können uns durchaus nicht des Gefühls entſchlagen daß dieſer Spott aus einem Sinne kommt, „dem eigentlich das Verkehrte lieb, nothwendig, Bedürfniß und Stoff des Daſeins geworden iſt.*) Steffens, der ſonſt Brentano's in ſeinem „Was ich erlebte" (vergl. beſonders VI, 110—116) nicht ohne Antheil gedenkt, ſpricht dies wol zu hart aus, wenn er ſchlechthin behauptet:

> Mit dem bunteſten Wechſel mannichfaltiger Witzeleien griff er das Philiſterthum an, aber dennoch unterſchied er ſich weſentlich von allen Uebrigen, denn er war der Einzige der mit Beſtimmtheit zu wiſſen ſchien daß er Nichts wollte.

Deſto mehr überzeugt er freilich und unterſtützt zugleich nachdrücklich meine eigene Grundanſicht, wenn er fortfährt:

> Es war in ihm eine rein phantaſtiſche Dialektik, durch welche die ſpätere Beſtimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilte, vielmehr dieſe vernichtete; ein ironiſch ſpielender Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlang. Dadurch ward er, weniger durch ſeine Schriften, die ſich in ihrer Verwirrung verloren und geſtaltlos wie ohne Ergebniß blieben, als durch ſeine Perſönlichkeit, die jedem verfliegenden

---

*) Der Verſpottete ſelbſt muß aber, wenn man ſeiner unbefangenen Erwähnung des Scherzes im „Godwi" (II, 443) trauen darf, ſich nichts Arges dabei gedacht haben.

**) Das einzige erſchienene.

*) S. den Brief Oswald's über Münchhauſen im erſten Theile des Romans von Immermann.

Momente eine Bedeutung zu geben ſchien, der mehr äußerlich als innerlich bewegten Jugend, beſonders hier und da den Frauen ſehr gefährlich.

Am vollſtändigſten hat Clemens Brentano ohne Zweifel alle dieſe Charakterzüge, ja man darf ſagen den ganzen Umfang ſeiner Natur in dem Buche:

Godwi, oder das ſteinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria. Zwei Bände. Frankfurt a. M., 1801—2.

niedergelegt, wiewol er ſelbſt der Meinung iſt daß daſſelbe wenige ſeiner Tugenden und alle ſeine Fehler habe. Hier iſt es auch wo wir das Verhältniß des Dichters zu ſeinen Werken zuerſt und am ſtärkſten ausgeſprochen finden und wieder an den Zuſammenhang anknüpfen müſſen, in welchem die Jugendbriefe an Bettina ihre vorzügliche Bedeutung haben. Er läßt die Natur, deren Gebrechen er kennt und ſchilt, frei walten und iſt ſo naiv, oder vielmehr von dem eigenthümlichen Bedürfniß immer in Erſtaunen zu ſetzen getrieben, daß er dieſen Widerſpruch ungeſcheut dem allgemeinen Urtheil preisgibt. Die kurze Vorrede worin er dies thut iſt für ſeine ganze Charakteriſtik zu merkwürdig, als daß ich, umſomehr da das Buch zu einer wahren Seltenheit geworden iſt, dieſelbe nicht vollſtändig mittheilen ſollte:

Dies Buch hat keine Tendenz, iſt nicht ganz gehalten, fällt hier und da in eine falſche Sentimentalität. Ich fühle es izt. Da ich es ſchrieb, kannte ich alles Das noch nicht, ich wollte damals ein Buch machen, und izt erſcheint es nur noch, weil ich mir in ihm die erſte Stufe, die freilich ſehr niedrig iſt, gelegt habe. Ich vollendete es zu Anfange des Jahres 99*), hatte mich damals der Kunſt noch nicht geweiht und war unſchuldig in ihrem Dienſte. Ich werde ſie an dieſem Buche rächen oder untergehen. Dieſe Blätter gebe ich nicht wie ein Opfer hin, nein, ſie ſollen die Flamme nähren, in der ich ihr einſt mein reines Opfer bringen will. Du wirſt mir darum wohlwollen, lieber Leſer, daß ich mich mit dieſem Buche, das nur zu ſehr mehr von mir als ſich ſelbſt durchdrungen iſt, gleichſam ſelbſt vernichte, um ſchneller zur Macht der Objectivität zu gelangen und von meinem Punkte aus zu thun was ich vermag. Es iſt mir ſchon izt ein inniger Genuß, alle Mängel die ich vor zwei Jahren hatte zu überſehen; ſie alle zu verbeſſern, dazu müßte ich auf der letzten Höhe ſtehen, die ewig vor uns flieht. Doch will ich ſchneller, kunſtreicher und begeiſterter immer vorwärtsſchreiten, damit der Raum, der mich vom Ziele trennt, ſtets kleiner wird und endlich nur dem Seher ſichtbar bleibt.

1800. Juni. Maria.

Welcher unendliche Rückſtand, wenn man des Dichters fernere Thaten an den Gelübden meſſen will, womit dieſe Zeilen angefüllt ſind! Gewiß, weil er dieſes Rückſtandes mit ſeinem ſcharfen Auge ſelbſt innewurde, und nicht blos, weil ihn im Laufe ſeiner Tage ein Ideal ergriff das für ihn außer der Kunſt lag, das religiöſe, betrachtete er ſeine Poeſie mit ſoviel Unzufriedenheit, ja feindſeligem Sinne, in welchem gleichwol das Gefallen an jenen ſüßen Sünden keineswegs unterging. Schon die ſophiſtiſche Wendung, womit er der Herausgabe ſeines „Godwi" den würdevollen Schein einer ſymboliſchen Handlung zu geben ſucht, legt es an den Tag, wie ſich bei ihm in der Auffaſſung ſeiner Werke die größte Eitelkeit mit gänzlicher Verachtung wunderbar genug zu paaren vermochte. Und bei all den Traditionen die ſich über die ſpätere ingrimmige Verfolgungs- und Vernichtungswuth Brentano's gegen alle gedruckten Zeugniſſe ſeiner poetiſchen Thätigkeit feſtgeſetzt haben*), muß auch das Zugeſtändniß, dem ſelbſt ein Guido Görres ſich nicht entzieht, bedacht werden, daß er noch im Alter oft mit Freude und Bewunderung zu den ſonſt verworfenen Jugendwerken zurückkehrte.

Im „Godwi" iſt jene Art, ganz willenlos jeder augenblicklichen Stimmung, jedem mit der Luft angewehten Einfall freies Spiel zu gönnen, jene rein phantaſtiſche Dialektik, durch welche, wie Steffens ſagt, die ſpätere Beſtimmung nicht der vorhergehenden einen tiefern Sinn mittheilt, vielmehr dieſe vernichtet, auf ihrem höchſten Gipfel, und eben nur durch die Perſönlichkeit des Dichters wird dieſem buntſcheckigen Durcheinander in der Zuſammenhangsloſigkeit doch ein innerer Zuſammenhang verliehen. Darin iſt Brentano ganz Poet daß er überall ſich ſelbſt gibt und zu geben im Stande, daher auch die Verſchrobenheit und was daran hängt bei ihm niemals Manier, wie bei ſo manchen Autoren der romantiſchen Schule, ſondern Charakterentwickelung iſt. Auch die Fabel des verwilderten Romans, wofern man von einer ſolchen überhaupt reden kann, beruht durchaus auf jenem zweckloſen, träumeriſch-vergnüglichen Vagabundenleben, wie wir es als des Clemens eigenes aus dem „Frühlingskranze" vollſtändig kennenlernen. „Leben iſt eine Freikunſt, ich treibe ſie, wo und wie ich will" der Wahlſpruch! Bekanntſchaften und Liebſchaften, die der Unbeſtändige beim erſten Anlaß gegen andere vertauſcht, werden vom Zaune gebrochen. Man muß geſtehen daß es auf der Welt keine luſtigere Motivirungskunſt gibt. Nicht allein die Hauptfigur Godwi, dem alle mal die Letzte die er geſehen als erwähltes Schätzchen gilt, iſt ein Portrait des ganzen Clemens, ſondern in faſt allen übrigen Perſonen ſpukt ein gutes Theil ſeines Geiſtes, und im zweiten Theile tritt gar der Autor Maria in persona auf den Schauplatz, um des Schluſſes der ihm längſt zur Laſt gewordenen Abenteuer habhaft zu werden. Beſonders macht es einen ſehr komiſchen Eindruck, wie auch aus dem nüchternen Freunde Römer, den er zuerſt in einem vernünftigen Briefe mit nützlichen Rath-

*) Kann ſich aus rein äußern Gründen wenigſtens auf den Schluß des zweiten Bandes nicht miterſtrecken.

*) Was unter Anderm hier und da über eine Schrift: „Schneeglöckchen" (Hamburg 1819) gefabelt wird, die von ſolchem Feuereifer ſpurlos vertilgt worden ſei, ſcheint ſich völlig in eine leere voreilige Conjectur aufzulöſen. Allerdings erſchien 1819 in der Herold'ſchen Buchhandlung zu Hamburg ein Buch unter dem Titel „Schneeglöckchen von Maria" und hier mag die Reminiscenz an das Pſeudonym, deſſen ſich Brentano bei ſeinem Debut bediente, einzelne mit dem Inhalte des Buchs Unbekannte dazu veranlaßt haben, dieſem fälſchlicherweiſe die Autorſchaft zuzuſchreiben. Die „Schneeglöckchen" ſind ein kleines Novellen-Bouquet vom trivialſten Genre. Nicht eine Zeile darin könnte von Brentano herrühren. Zum Ueberfluß nennt das Kayſer'ſche „Bücher-Lexikon" eine von Pfeffen als Verfaſſerin.

ſchlägen paradiren läßt, alsbald die irrlichtelirende Romantik und muthwillige Laune des Godwi-Clemens in üppigſter Blüte hervorbricht und der von der eigenen Metamorphoſe ärgerlich Ueberraſchte ſeinen erſten Brief, ohne welchen der zweite kein Widerſpruch gegen ſeinen Charakter ſein würde, zu verbrennen bittet. Auf gewiſſe Partien des Romans hat das Evangelium der neuen Genußtheorie, die „Lucinde", die dem „Maria", nach ſeinem Bekenntniß („Satiren und poetiſche Spiele", S. 171) „immer ein heiliges inneres Feuerzeug geweſen", unverkennbar im höchſten Grade eingewirkt. Auch ſonſt fehlt es außer dem biographiſchen Anhange, welcher ſich direct mit Erinnerungen aus Brentano's Verhältniß zu dem jenaiſchen Kreiſe beſchäftigt, in dem Romane ſelbſt nicht an Beziehungen auf die Perſonen und Gedanken dieſer Culturſphäre. Brentano, der ſich ſelbſt den unwiſſenſchaftlichſten Menſchen nennt den die Sonne beſcheine, hatte, wiewol ſich auch hier ſeiner Misachtung ein Etwas von heimlichem Reſpecte beigeſellte, die jüngſten Operationen des philoſophiſchen Bewußtſeins ſehr ſpaßhaft gefunden und ſucht hier gelegentlich an den „Schattenphiloſophen" ſein Müthchen zu kühlen, wie auch ſein Scherz beiläufig an dem romantiſchen Probleme einer neuen Mythologie hinſtreift. Als einen Freund der „Schattenphiloſophen" hat er den trefflichen Ueberſetzer des Arioſto, Taſſo und Calderon: Johann Dietrich Gries — ich kann nicht beurtheilen wieweit nach dem Leben — in der Figur des Dichters Haber nicht übel zu einer komiſchen Maske verarbeitet. Der zweite Band, dem dieſe Dinge angehören, zielt im Ganzen darauf ab, die Thorheiten des erſten durch Ironie wieder aufzuheben. So wird z. B. für die rhythmiſchen Faſeleien der ſchmachtenden Lilie, in denen alles Sinnliche kläglich verduftet, frivol genug Rache genommen. Aber zuweilen läßt ſich der Dichter von der Langeweile an der eigenen Production dergeſtalt übermannen daß er zwiſchen die im wunderlichſten Zickzack fortſchleppende Erzählung den dürren Ausdruck ſeines Ueberdruſſes hineinwirft.

Deſſenungeachtet trifft man mitten in dieſer barocken Confuſion Scenen voll der graziöſeſten Poeſie und muß oft, ſelbſt da wo er es nicht im mindeſten der Mühe werth geachtet hat ſich einigermaßen zuſammenzunehmen, ungemeinen Reiz der poetiſchen Darſtellung bewundern. In der That wüßte ich nicht welches ſeiner Werke beweiſen ſollte daß er in der genialen Behandlung der Sprache nachmals eine höhere Stufe erreicht hätte als ſie in ſo manchen Stücken des „Godwi" bereits zutageliegt. Ueberhaupt hat ſeine ſpätere Dichtung kaum irgend einen Ton erklingen laſſen, der, wenn auch leiſe, hier nicht bereits angeſchlagen wäre. Neben jenen ſeltſamen wie delirirenden Fragmenten gebundener Rede, in welche das proſaiſche Geſpräch oft plötzlich trüb und breit überfließt, iſt in dem verwilderten Romane ein Theil der ſchönen Lieder zerſtreut, welche mit ihrem dem Volksliede abgelauſchten Zauber das Beſte ausſprechen was Brentano als lyriſcher Dichter vermochte. Natürlich kann trotz alle Dem eine ſo wüſte Compoſition als Ganzes genommen keinen andern Werth als den eines wichtigen Actenſtücks zur Beurtheilung des Verfaſſers für uns haben, aber umſomehr muß es befremden daß man von der Sammlung, welche als erſte vollſtändige Ueberſicht der poetiſchen Wirkſamkeit Brentano's gerühmt wird, gerade ein ſolches auszuſchließen gewagt hat.*)

Clemens Arften.

Geſchichte des Alterthums. Von Max Duncker. Erſter Band. Berlin, Duncker und Humblot. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Es iſt eine heutzutage in den ſogenannten gebildeten Kreiſen weitverbreitete Anſicht daß die Alte Welt, die griechiſche und römiſche, nachgerade als antiquirt zu betrachten ſei, und daß daher bei der vollkommenen Kenntniß und Benutzung aller vorhandenen hiſtoriſchen Denkmäler neuen Bearbeitungen ihrer Geſchichte nicht mehr eine materielle Bereicherung, ſondern höchſtens noch eine formelläſthetiſche Neuheit eigenthümlich ſein könne. Man hört bei ſolchen Erſcheinungen mit einer gewiſſen Verwunderung die Frage aufwerfen: Noch eine Geſchichte des Alterthums? „Alterthum" pflegt nach der ſeit Schiller beſonders ſo üblich gewordenen Begriffsbeſtimmung denn auch nur den alten Griechen und Römern vindicirt zu werden. Der Orient iſt trotz der Juden für das allgemeine Bewußtſein ſo außergeſchichtlich, wir möchten ſagen, ſo unpopulair daß man ſeine alten Zeiten ganz aus dem Spiele läßt oder doch an ſeine Entwickelungen und Veränderungen, an die weitere Aufdeckung des tiefen Zuſammenhangs welcher ſeine Geſchichte mit der des Abendlandes verbindet mit hiſtoriſchem Intereſſe nicht denkt.

Zwei große Mängel liegen dieſer Auffaſſung zugrunde. Ein mal die Verkennung des hiſtoriſchen Verhältniſſes von Inhalt und Form, ſodann die Unkenntniß der in den letzten Jahren zutagegeförderten großen monumentalen und kritiſchen Entdeckungen. Allerdings wird ſich zu dem Reichthume z. B. der griechiſchen Quellen wenig hinzufügen laſſen. Aber ſind die verſchiedenen Weiſen wie dieſe Quellen benutzt wurden nur formelle Verſchiedenheiten? Bleibt der Inhalt derſelbe, wenn ein philoſophiſches oder religiöſes, ein in ſich befriedigtes oder aufgeregt ringendes Volk und Zeitalter ihn darſtellt? Wird der gläubige Katholik die Alte Welt mit dem Sinne erfaſſen wie der Encyklopädiſt und Freigeiſt, der philologiſche Pedant wie ein an große Combinationen gewöhnter, auf vergleichende Völkergeſchichte gerichteter Hiſtoriker? Um an ein naheliegendes Beiſpiel zu erinnern, würde unſere durch die jüngſte Revolution hindurchgegangene Bildung der unendlichen Einförmigkeit Rotteck'ſcher liberaler Geſchichtsauffaſſung noch einen Theil des Beifalls zollen, deſſen er ſich zu ſeiner Zeit

*) Den zweiten und letzten Artikel bringen wir im nächſten Monat.
D. Red.

Digitized by Google

zu erfreuen hatte? Und ſo ſchafft jede Epoche durch die Fortentwickelung der leitenden geſchichtlichen Ideen ſelbſt die Vergangenheit um; es iſt ein ewiges Wechſelverhältniß der Erneuerung der geiſtigen Geſtalt der Geſchichte und der gegenwärtigen Welt. In demſelben wird wie in dem ganzen innern Leben der Menſchheit der Inhalt Form, die Form Inhalt.

Andererſeits iſt gerade in den jüngſten Jahren für die alte Geſchichte poſitiv ſoviel Neues entdeckt worden daß dieſe Entdeckungen, wenn man ſie nicht abſichtlich ignorirt, zunächſt wenigſtens eine von den frühern ſehr verſchiedene Darſtellung der orientaliſchen Nationen nothwendig machen. Wir bezeichnen hauptſächlich vier Punkte: die erweiterte Kenntniß Indiens unter engliſchem Einfluß, deren Reſultate zum Theil bereits geſammelt ſind in Laſſen's großartigem Werke über indiſche Alterthumskunde. Weiter nach Weſten die Entdeckungen Layard's in Ninive; für Aegypten die Lepſius'ſche Expedition; für die Geſchichte der Juden die beſonders von der Univerſität Tübingen ausgegangene altteſtamentliche Kritik. Keine dieſer Quellen iſt, ſoviel wir wiſſen, in den bisher üblichen Geſchichten der Alten Welt benutzt und populariſirt worden. Sie lagen dem größern Publicum in Monumenten, in gelehrten Büchern, endlich in der Befangenheit der Hiſtoriker verſchloſſen. Die Geſchichte der Juden vorallem bewahrte das Privilegium, mit dieſer der wahren Geſchichtsforſchung ſo fremden Befangenheit dargeſtellt zu werden. Der Blick der Männer aber welche auf dieſen Gebieten Bahn gebrochen reichte auch bis zu der Erkenntniß des Einfluſſes ſolcher orientaliſcher Entdeckungen auf die ganze übrige Geſchichte des Alterthums. Sie erhellten nicht nur die orientaliſchen Koloſſe, ſie zeigten zugleich die Wege auf welchen in allen Strömungen des weltgeſchichtlichen Verkehrs, in Mythologie, Sage, Monumenten, Handel, Völkerwanderungen der orientaliſche Völkercomplex mit den Nationen des Weſtens zuſammenhing, wie die Bildung jener Völker den Stamm und die Baſis bildete, von welcher auch ihre Nachfolger in der Herrſchaft ausgegangen ſind.

In der That, faßt man alle Umſtände ins Auge, ſo konnte ſeit langer Zeit keine Geſchichte des Alterthums unter günſtigern Auſpicien erſcheinen als die hier angezeigte. Und wir müſſen ſagen daß der Verfaſſer mit ſeiner Darſtellung einen glücklichen Wurf gethan, daß er ſeine ſchwierige Aufgabe mit großem Geſchick und Talent gelöſt hat. Zwar liegt von vier beabſichtigten Bänden bisjetzt nur der erſte vor, allein ſchon dieſer bietet ſoviel Neues, iſt, was den allgemeinen Ton angeht, von ſo freiem, hiſtoriſchem Geiſte durchdrungen daß er für ſich als beſonderes Werk gelten und betrachtet werden darf und die Erwartung des Folgenden auf das lebendigſte ſpannt. Duncker hat vorallem von vornherein das Verhältniß des Zeitgeiſtes zur Geſchichte zu erfaſſen gewußt; ſeine Darſtellung iſt gleich fern von dem Pedantiſchen und Trivialen, Wiſſenſchaftlichkeit und Popularität durchdringen ſich in ihr, ſie iſt überall intereſſant. Ein hiſtoriſches Werk ohne die Vereinigung dieſer Vorzüge wird in der Gegenwart keinen Erfolg mehr haben, aus dem einfachen Grunde, weil man den innerſten Zuſammenhang des Wiſſenſchaftlichen mit dem Wirklichen, des wahrhaften Inhalts mit der freien vorurtheilsloſen Erforſchung immer klarer erkannt und dem Charakter unſers Zeitalters gemäß, weil man ihn erkannt hat, fodert. Wir haben ſo auch den alten Schloſſer, dem man Unrecht thut, wenn man ihn, auch in den ſeiner Abſicht nach nur für Gelehrte geſchriebenen Werken, für unverſtändlich erklärt, das ſpecifiſch Gelehrte aus ſeiner Weltgeſchichte ausſcheiden und ſie „für das Volk" bearbeiten ſehen. Aber die Duncker'ſche Geſchichte hat vor dieſer den Vorzug, keine ſolche Bearbeitung zu ſein und in ihrer Einheit auch den Gelehrten unzweifelhaft mehr zu befriedigen. Duncker hat ein gebildeteres Volk vor Augen, er verfolgt, und das iſt ein zweiter großer Vorzug ſeiner Geſchichte, keine einſeitige Tendenz, weder die politiſche Rotteck's, noch die moraliſche Schloſſer's, noch die jüdiſch-chriſtliche Leo's. Sein durchgehendes Princip iſt die objective Darſtellung, die Entwickelung der Erſcheinungen in ihrem innern Zuſammenhange und ihrer erforſchten geſchichtlichen Vollendung. Aus dieſem Streben entſpringt das philoſophiſche Element ſeiner Geſchichte. Wo er genetiſch an die Erklärung der älteſten hiſtoriſchen Erſcheinungen herangeht, erinnert der Eindruck der Darſtellung an die beſte lyriſche Poeſie, welche ebenſo alle Grundzüge des Gegenſtandes angibt und durchführt, aber in der Friſche und Fülle ihrer Bezeichnungen immer noch freien Raum läßt für die ſelbſtſchöpferiſche Bethätigung des Geiſtes und der Phantaſie des Leſers. Die äußere Objectivität wird gleichſam reproducirt durch die innere, beide werden zu der hiſtoriſchen Anſchauung verbunden.

Ebenſo hat es der Verfaſſer unſerer Anſicht nach damit ganz richtig getroffen, wie er die ſchwierige Frage nach dem Anfange in der Geſchichte gelöſt hat. Er beginnt ohne philoſophiſche Betrachtungen, ohne Geologie, ſelbſt ohne Vorrede, ohne Weiteres mit den Aegyptern als dem älteſten Culturvolke, und bei dieſen ſelbſt zunächſt mit einer gedrängten Beſchreibung des natürlichen Locals in welchem ihre Cultur erblühte. Der ganze Raum jener immer an Werth ſehr zweifelhaften Einleitungen wird auf dieſe Weiſe geſpart für die hiſtoriſchen Thatſachen; für die zumal bei den orientaliſchen Völkern unentbehrliche und wahrhaft hiſtoriſche Einleitung, die Beſchreibung der natürlichen Verhältniſſe unter welchen die Geſchichte ſich vollzieht, wird ein größerer Raum gewonnen. Auch hier ſtößt man nirgend auf den künſtlichen Pragmatismus in der Zuſammenführung des Natürlichen und Geſchichtlichen. Dieſe Darſtellungen, beſonders die einleitende, gehören in Kraft und Freiheit des Ausdrucks, in der Plaſtik der Grundformen und des Details unſtreitig zu dem Beſten was wir in dieſer Art beſitzen und fügen ſich der geſchichtlichen Erzählung organiſch an.

Um die Vorzüge des Duncker'ſchen Werks zu vollenden, kommt endlich hinzu daß die neuen Quellen welche

wir oben anführten erſchöpfend benutzt worden ſind. Wir begegnen faſt ausſchließlich Citaten aus ihnen, und wenn die ſchon bekannten Schriftſteller erwähnt werden, iſt es meiſt für den Zweck neuer und eigenthümlicher Combinationen. Ungewöhnlich viel, und nicht allein für die Geſchichte der Juden, ſondern für die aller mit ihnen bekanntgewordenen Völker ſind die Bücher der Bibel benutzt. Es verleiht der Darſtellung einen eigenthümlichen Reiz daß häufig Stellen aus den Propheten für die Charakteriſtik dieſer Völker herangezogen werden. Man fühlt ſich dadurch wie in der Atmoſphäre des Orients, Alles erhält eine ſinnliche Nähe und Wahrheit, Menſchen und Denkmäler jener urälteſten Zeiten erſcheinen wieder in ihrer ganzen phantaſtiſchen Geſtalt. Ueberhaupt iſt die Art der Benutzung der Quellen als eine ſehr glückliche zu bezeichnen, gerade in den Punkten worin ſie von der frühern abweicht. Bisher pflegte man die Quellen gelehrt zu ſtudiren und die daraus genommenen Reſultate ohne Weiteres in moderne Sprache zu überſetzen; ſehr ſelten ließ man die Schriftſteller ſelbſt reden. Beſonders mislich ſtand es mit der Mythologie. Dieſelbe fiel entweder ganz fort oder ſie wurde, ohne daß man die urſprüngliche Ausdrucksweiſe der Völker berückſichtigte, ihrem Hauptinhalte nach kurz wieder erzählt. Wieviel aber an innerer Lebendigkeit dadurch die Darſtellung verlor, leuchtet ein. Duncker hat beide Mängel zu vermeiden gewußt. Er führt an den entſcheidenden Punkten die alten Schriftſteller ſelbſtredend ein; er läßt im Anfange Mythologie und Sage darüber berichten wie die Völker ſelbſt über ihren Urſprung gedacht haben. Aus beiden wird dann der hiſtoriſche Kern hervorgehoben. Und indem die Kritik auf dieſe Weiſe ſchöpferiſch waltet, indem der Leſer bei ihrem lebendigſten Thun gleichſam mit gegenwärtig iſt, ſetzt nicht nur das wiſſenſchaftliche Bedürfniß nach hiſtoriſcher Begründung ſich durch, ſondern wir erleben gleichſam den Anbruch des geſchichtlichen Tags, treten mit den Nationen aus den Nebeln der Urzeit hinaus in ſeine Helle. Bei ſolchen Fragen welche eine ſichere Entſcheidung noch nicht zulaſſen gibt eine geſchickte Zuſammenſtellung der vorhandenen Zeugniſſe wenigſtens den Ueberblick über die Sachlage, welcher zu eigenem Urtheil und Nachdenken nach den verſchiedenen Seiten das Material liefert.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir auf den Gang der Darſtellung im Einzelnen eingehen. Wir müſſen uns auch hier mit der Hervorhebung der wichtigſten Punkte begnügen.

Der vorliegende Band zerfällt in zwei Hauptabſchnitte, von welchen der erſte die Aegypter, der zweite in drei Unterabtheilungen „Das alte Reich von Babylon", „Die Zeiten der Aſſyrer" und „Das neue Reich von Babylon" behandelt. In dieſe letztern iſt die Geſchichte der Juden und Phönizier verflochten. Man könnte mit dem Verfaſſer über dieſe Eintheilung ſtreiten. Er ſetzt Aegypter und Semiten einander gegenüber und erwähnt nur ein mal ganz kurz daß er die Aegypter als beſondern Stamm betrachtet, den er den koptiſchen nennt. Unſtreitig dürfen die Aegypter, auch wenn ſie vielfache Verſchiedenheiten von den übrigen Stämmen darbieten, doch nicht ſo abſolut von den Semiten getrennt werden; denn ebenſo viel Berührungspunkte ſind in ihrer Geſchichte wie in ihrer natürlichen Organiſation. Der Unterſchied der ſemitiſchen Stämme unter ſich, z. B. der Juden von den Aſſyrern, wird nicht viel größer ſein als der Unterſchied dieſer von den Aegyptern. Wir laſſen indeß dieſe ethnographiſche Frage, welche auf das Ganze der Darſtellung keinen großen Einfluß überfallen und wenden uns zu dieſer ſelbſt. Die vortreffliche geographiſche Einleitung erwähnten wir ſchon oben. Man hat bisher die ältern Zeiten der ägyptiſchen Geſchichte nur vom Standpunkt der Antiquitäten behandelt, und der Natur der Sache, ihrem typiſchen Inhalt nach iſt dieſer Standpunkt für alle orientaliſchen Nationen der gemäße, bis ſie mit den weſtlichen Völkern in Berührung kommen. Was uns über ſie erhalten iſt, ſind meiſt Monumente, einzelne große Begebenheiten, Sagen und Mythologie; weit geringer iſt bei ihnen die lebendige hiſtoriſche Fortentwickelung. Das beſchreibende Element bildet daher auch den Hauptbeſtandtheil in der gegenwärtigen Darſtellung. Allein darin ſcheint uns der Verfaſſer ſeine Vorgänger weit übertroffen zu haben, wie er die geſchichtlichen Ereigniſſe mit dem Antiquariſchen verbunden hat. Er hatte die Reſultate der Lepſius'ſchen Expedition, die berichtigten Königsliſten, die neu geſchaffene Chronologie, die durch fortgeſchrittene Entzifferung der Inſcriptionen erweiterte hiſtoriſche Kenntniß vor Augen. Er hat ſich, wie aus der kritiſchen Stellung welche er mitunter auch gegen Lepſius einnimmt hervorgeht, ſelbſtändig mit den ägyptiſchen Urkunden beſchäftigt. So treten denn ſcharf geſondert einige große Perioden der Geſchichte hervor. Die erſte bildet „Das alte Reich von Memphis", 3000—2000 v. Chr. Die Monumente dieſes Reichs, durch welches es auch vorzugsweiſe bekannt iſt, ſind die großen Pyramiden von Memphis, des Cheops, Chephren und Mykerinus. Nach demſelben folgt die Herrſchaft der Hykſos um 2000 und die Verjagung derſelben durch die Gründer des Reichs von Theben, Amaſis und Thutmoſis, 1600 v. Chr. Die Monumente des thebiſchen Reichs ſind die Paläſte und Tempel von Luxor und Karnak, die Katakomben von Theben; der hiſtoriſche Mittelpunkt deſſelben die Regierung Ramſes' des Großen. Nach der Regierung dieſes Königs, deren Thatſachen bei Herodot und Manetho lange bezweifelt wurden, jetzt aber im Weſentlichen durch die Monumente beſtätigt ſind, tritt ein Sinken der ägyptiſchen Macht ein, die monumentalen Urkunden beginnen zu ſchwinden. Sehr paſſend wird hier ein längerer Abſchnitt über Religion, Staat und Sitte der Aegypter eingeſchoben. Auch in dieſen Beziehungen ſteht an Fülle des Details und Klarheit der Combination die Duncker'ſche Schilderung weit über den frühern. Wir weiſen nur auf einzelne Punkte hin: die vortreffliche Erklärung des ägyptiſchen Thiercultus; die Deutung der Sage vom Phönix; die Darſtellung der Götterkreiſe; das Ver-

hältniß Meroe's zu Aegypten; das geſellige Leben der Aegypter. Ebenſo iſt das Verhältniß der Prieſter zu den Königen feſter und wahrſcheinlicher fixirt. Die Könige erſcheinen nicht mehr, wie man bisjetzt annahm, als von den Prieſtern abhängig, ſondern nach allen monumentalen Urkunden als ebenſo unumſchränkt und abſolut wie die übrigen Könige des Orients. Merkwürdig ſind endlich einige Ueberſetzungen von Inſchriften, welche die den Neuern meiſt nur durch die Bibel geläufige charakteriſtiſche Ausdrucksweiſe der Orientalen auch hier nachweiſen. Von Ramſes dem Großen heißt es (S. 39):

Der König war wie ein Löwe und ſein Gebrüll in den Bergen ließ die Ebene zittern. Wie die Ziegen vor dem Stiere zittern, ſo flohen die Feinde vor dem Könige. Seine Schützen durchbohrten die Feinde und ſeine Roſſe waren wie Sperber. Der Geiſt des Königs durchbohrte ihre Fürſten den ganzen Tag lag wie ein Stier welcher unter den Schafen ſteht; mit dem Glanz ſeiner Augen vernichtete er Die welche vor ihm und hinter ihm ſtanden. Seine Streiche leuchteten wie Feuerflammen vor den Thoren der Feinde; wo er ihre Thäler verwüſtete, lagen die Todten zur Rechten und Linken u. ſ. w.

Den Schluß bildet die neuere ägyptiſche Geſchichte von 1200—500 nebſt ihren Monumenten. Es iſt ein großartiges, in ſich vollendetes Bild des ganzen ägyptiſchen Lebens.

Dieſelbe Vollſtändigkeit, dieſelbe Plaſtik und Farbenfülle des Details, derſelbe kritiſch-hiſtoriſche Scharfblick zeichnet die Abſchnitte über Chaldäer, Babylonier, Phönizier und Aſſyrer aus. Auch hier iſt die Chronologie nach den vergleichenden Reſultaten der neueſten Forſchung theils umgeſtaltet, theils neu geſchaffen. Das lebendige Zuſammenwirken, die Wanderungen, das Auf- und Abwogen, das Sichanziehen und Abſtoßen dieſer gemeinhin vereinzelt dargeſtellten Nationen, die Gemeinſamkeit ihrer natürlichen Abſtammung und der durch dieſelbe bedingten Charaktereigenſchaften tritt in großem Zuſammenhang und reicher Abwechſelung hervor. Sollen wir auch hier einzelnes beſonders Vorzügliches anführen, ſo verweiſen wir auf das Capitel über die Araber, die Anfänge der Chaldäer, die Deutung der altbabyloniſchen Mythen, die Ableitung der aſſyriſchen Bildung von der babyloniſchen, die Schilderung der phöniziſchen Coloniſationen und Herrſchaft auf dem Meere. Ueber das aſſyriſche Leben erfahren wir hier zuerſt etwas Näheres durch die Benutzung der Entdeckungen Layard's. Unter neuen Geſichtspunkten iſt die Geſchichte des Ninus und der Semiramis, ſowie die des Sardanapal aufgefaßt, indem der Zuſammenhang nachgewieſen wird zwiſchen der Geſchichte dieſer Herrſcher und den noch erhaltenen religiöſen Traditionen aſſyriſcher Götter, welche ſich in der Ueberlieferung der Jahrhunderte mit jener vermiſchten.

Den glücklichſten Wurf aber, und einen ſolchen der nicht genug anerkannt werden kann, hat der Verfaſſer mit der Behandlung der jüdiſchen Geſchichte gethan. Welcher Fortſchritt, wir ſagen nicht gegen die katholiſche Auffaſſung, auch nicht gegen die encyklopädiſtiſche, Voltairianiſche, ſondern gegen die aller bis in die jüngſte Zeit erſchienenen Geſchichten der Alten Welt! Ueber das ſtrengkatholiſche Dogma von der Bedeutung des jüdiſchen Volks iſt man praktiſch wol ſo ziemlich hinweggekommen. Auch die Leichtfertigkeit Voltaire's hat man mit oft zu geringer Berückſichtigung ſeiner wirklichen Verdienſte hervorgehoben. Aber indem die Hiſtoriker größere Tiefe und Ernſt foderten, hatten ſie ſelbſt nicht den Muth oder Willen, dieſem Theil der Weltgeſchichte mit der Unbefangenheit hiſtoriſcher Kritik entgegenzugehen, die Waffen derſelben mit eben der Schärfe wie bei allen andern Problemen ihres großen Gegenſtandes in Anwendung zu bringen. Es wäre in der That intereſſant einmal eine kurze Geſchichte dieſes Verhältniſſes zu ſchreiben. Als Curioſum führen wir nur die Aeußerung Schloſſer's in der Vorrede ſeiner erſten Ausgabe der alten Geſchichte von 1815 an: was die Geſchichte der Juden betreffe, ſo fühle er ſich nicht fromm genug für die Erzählung derſelben; er habe deshalb einen ſeiner Freunde um einen Abriß gebeten und dieſen eingeſchaltet. Später, in der „Univerſalhiſtoriſchen Ueberſicht" und der „Weltgeſchichte für das deutſche Volk", finden ſich dann allerdings eigene Darſtellungen der jüdiſchen Geſchichte, ohne daß jedoch auch in die Tiefe gegangen würde. Und auf derſelben Stufe der Befangenheit, des Indifferentismus, der Halbheit ſind die proteſtantiſchen Hiſtoriker ſtehen geblieben, mit Ausnahme Leo's. Der Letztere unterſcheidet ſich aber in ſeiner „Univerſalgeſchichte" ſo wenig von den Katholiken daß man ihn wol mit gutem Gewiſſen den katholiſchen Schriftſtellern über die Juden zur Seite ſtellen darf.

Duncker iſt der Erſte der den Muth gehabt hat die Reſultate der neuern altteſtamentlichen Kritik ihrem ganzen Umfange nach in ſein Werk zu verarbeiten und nicht die Reſultate allein, ſondern auch die Wege zu zeigen auf welchen man zu denſelben gelangt iſt. Er ſcheint die Wichtigkeit dieſer Aufgabe auch dadurch anzudeuten daß er ihrer Löſung faſt die ganze Hälfte des erſten Bandes gewidmet hat. Wir verweiſen auf die betreffenden Abſchnitte ſeines Buchs. Uebrigens miſcht ſich ſo wenig als irgendwo früher hier tendenziöſe Reflexion in die Darſtellung. Die Methode iſt die auch bei den Urkunden der frühern Völker angewandte: ihre Ueberlieferung wird erzählt und aus den mythiſchen, ſagenhaften Hüllen derſelben der hiſtoriſche Kern gelöſt. Der erreichte Zweck rechtfertigt vollkommen den anfangs etwas zu weit ſcheinenden Umfang der altteſtamentlichen Citate. Die Urzeit, der eingeborene Charakter des Volks, ſein Verhältniß zu den übrigen Nationen, die innere Entwickelung ſeines Lebens, der durch dieſes Leben bedingte, mit ihm fortſchreitende Wechſel der Gottesverehrung, der Hoffnung, der Weltanſicht, der hiſtoriſchen Tradition, Literariſches und Praktiſches, Einzelnes und Allgemeines tritt in ein neues Licht und einen lebendigern Zuſammenhang. Wir ſehen dieſe Nation nicht mehr von vornherein in dem Nebellande des Wunders, ſondern in geſchichtlicher innerer Nothwendigkeit ihr Werden, ihre Blüte, ihr Vergehen; menſchlichen Willen, menſchliches Streben und Ge-

walten nothwendiger Geſetze hier wie überall zu einer Geſchichte zuſammenwirkend, deren Ereigniſſe Jahrtauſende hindurch über dieſe Welt, in ein mythiſches Jenſeits hinaufgezückt wurden.

Wenn Etwas geeignet iſt für die weitere Fortſetzung Hoffnung zu erwecken, ſo iſt es außer den ſchon erwähnten Vorzügen der an dieſer Stelle bewieſene Muth des freien hiſtoriſchen Sinnes welcher das ganze Werk beſeelt. Man gewinnt den Eindruck daß man es mit Geſchichte, mit dem Leben des Menſchengeſchlechts zu thun hat. Dieſer Geſchichte fehlt es nicht an Wundern, aber ihre Wunder ſind anderer Art; ſie ſind nicht Unterbrechungen des allgemeinen Zuſammenhangs von Urſache und Wirkung. Die Wunder der Geſchichte liegen innerhalb dieſes Zuſammenhangs, ſie ſind begründet in der ewigen Manifeſtation der weltgeſchichtlichen Ideen.

Der Verfaſſer hat bisjetzt zwei Völker übergangen welche man in der Regel den von ihm behandelten unmittelbar nebenzuordnen oder voranzuſtellen pflegt, die Inder und die Chineſen. Wir können nicht unterlaſſen ſchließlich noch unſere Vermuthung über den Grund dieſer Abweichung zu äußern. Irren wir nicht, ſo war ſein Zweck, alles Semitiſche und dem Semitiſchen zunächſt Verwandte in einer Folge zu concentriren und ſo das ganze Weſen des ſemitiſchen Volksſtamms zur Anſchauung zu bringen. Die fortwährende Rückſicht auf dieſe großen Glieder, in welche das Menſchengeſchlecht ſich charakteriſtiſch auseinanderlegt, war allerdings ein in univerſalhiſtoriſchen Darſtellungen bisher zu wenig berückſichtigter Geſichtspunkt. Wir würden uns freuen, ſollte unſere Vermuthung in dieſer Richtung beſtätigt werden. Nach einem kurzen Seitenblick auf die Chineſen als das einzige hiſtoriſche Volk der mongoliſchen Race würde dann die Geſchichte der indogermaniſchen Völker mit den Indern beginnen und von dieſen zu den Perſern und Griechen übergehen. Möchten die folgenden Bände in nicht zu langen Pauſen erſcheinen!

95.

Syſtem der Ethik. Zweiten Bandes erſte Abtheilung. — A. u. d. T.: Die allgemeinen ethiſchen Begriffe und die Tugend- und Pflichtenlehre. Von Immanuel Hermann Fichte. Leipzig, Dyk. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die Wendung unſerer Zeit auf das Praktiſche, auf das handelnde Leben und die Fragen des Staats, der Geſellſchaft, der Religion, die theoretiſchen Gegenſätze die hier in der Form von Revolution und Reaction Fleiſch und Blut gewonnen haben, ihr Kampf und die Nothwendigkeit eines nicht faulen, ſondern thätigen Friedens für die Menſchheit, hat gleichmäßig auch die ernſtſinnenden, im Ideenland weilenden Geiſter vorzugsweiſe jenen Problemen zugewandt, und mit Arbeiten für eine Erneuung des religiöſen Bewußtſeins, wie ſie die „Reden über die Zukunſt der Kirche" und die „Religiöſen Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen" darſtellen, treten die ethiſchen Schriften von Chalybäus und Fichte hervor, und es iſt ein ſchönes Zeichen für die Entwickelung des deutſchen Denkens, daß durch ſie alle ſich die Grundrichtung und das Streben hinzieht die Einſeitigkeiten des Deismus und Pantheismus in der Anſchauung eines ſowol ſelbſtbewußten als unendlichen, ſich in der Welt offenbarenden und die Welt in ſich lenkenden Gottes zu überwinden. Die Ausgangspunkte, die Wege ſind mannichfaltige, aber das Ziel iſt eines, und es darf wol als eine Probe für die Richtigkeit und Wahrheit jener Anſchauung gelten, wenn von ihr aus die Thatſachen des ſittlichen Lebens, die Freiheit und das Gewiſſen, die Sünde und die Gnade, erſchöpfender erklärt und tiefer begründet werden können als von andern Standpunkten aus, die ſie leugnen mußten, wie der Atheismus oder Materialismus, oder ſie anerkennen ohne ſie zu begreifen, wie die herkömmliche Theologie mit ſupranaturaliſtiſcher oder rationaliſtiſcher Färbung. Dadurch wird auch das Volksbewußtſein wieder Glauben und Vertrauen zur Philoſophie gewinnen und dieſe ſelbſt wird zur Wiſſenſchaft des Lebens werden, welches ſie dadurch leitet daß ſie daſſelbe über ſich ſelbſt aufklärt. Unſere Zeit hat die Sicherheit des inſtinctiven Wirkens und Hervorbringens verloren, ſie muß ſich darum zu der echtmenſchlichen Entwickelungsſtufe erheben, auf welcher die erkennende Einſicht die Mutter der Thaten iſt. Und da iſt ihr dringend ein Werk zu empfehlen wie das vorliegende von Fichte, das auf allen ſeinen Blättern lehrt: „daß es ſchlechthin nur einen Conſervatismus gegeben hat und geben wird, den der künſtleriſch fortbildenden Reformen; ebenſo nur einen Revolutionismus, wiewol in doppelter Verlarvung: den des künſtleriſchen Verfrühens, wie umgekehrt der hemmenden Rückbildungsverſuche zu hiſtoriſchen Begriffen und Zuſtänden die längſt ſchon ihre Autorität verloren haben, in beiderlei Hinſicht daher: der Vertauſchung markloſer Geſpenſter mit der lebensfähigen Wirklichkeit und ihren geiſtigen Mächten."

Fichte beſtimmt die Ethik als die Lehre vom Weſen des menſchlichen Willens, von Demjenigen was als Grundwille, als eigentlich Gewolltes und Angeſtrebtes die unmittelbaren und darum unter ſich widerſtreitenden Wollungen der Einzelnen innerlich beſtimmt, was zugleich daher als wahrhaft Einigendes und Gemeinſchaftſtiftendes im Menſchengeſchlechte ſich wirkſam zeigt. Die Natur des an ſich Guten, die ſittlichen Ideen müſſen im Willen ſelbſt begründet werden, dadurch hören ſie auf äußerliche Gebote zu ſein; aber weil es im Begriffe der Freiheit liegt in fortwährender That ſich ſelbſt zu geſtalten, hat der Wille fortwährend die Aufgabe jenes, ſein wahres Sein, zu ſeiner eigenen That zu machen; es folgt daraus daß er in der Erfüllung des Sittengeſetzes ſeinen Frieden und die Glückſeligkeit findet, daß er durch jede ſittliche Handlung ſich ſelbſt vervollkommnet und ſeiner Beſtimmung entgegenwächſt, daß in dem einen Guten das Gemeinſame und darum Gemeinſchaftbildende und Einigende für die Menſchen vorhanden iſt.

Der Herbart'ſchen Aufſtellung und Erforſchung von praktiſchen Ideen hat Fichte bereits in ſeinem „Syſtem der Ethik. Erſter, kritiſcher Theil. A. u. d. T. Die philoſophiſchen Lehren von Recht, Staat und Sitte ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart" *) die verdiente Beachtung gezollt, indem er darin eine der bedeutendſten Leiſtungen der neuern Philoſophie und eine nicht zu umgehende Vorarbeit für alle nachfolgenden Darſtellungen der Ethik erkannte. Mit Herbart bezeichnet Fichte diejenigen Begriffe als praktiſche welche keinen einfachen Zuſtand, ſondern ein Verhältniß, kein gegebenes Beruhen, ſondern ein durch zweckſetzendes Denken und Handeln Hervorbringendes ausſprechen. Ein urſprüngliches Urtheil der Billigung oder Misbilligung begleitet dieſe Willensverhältniſſe, und die ethiſchen Ideen ſind Muſterbegriffe, ſie fodern das ihnen Gemäße, ſie verbieten das Entgegenſtehende. Aber ſelbſtändig weitergehend ſieht Fichte den Grund des Sollens oder Nichtſollens in der eigenen innern Natur des Menſchen, die ſich zu Dem zu entwickeln hat was ſie an ſich iſt. Dies führt ihn zu der Lehre vom Genius

Der Einzelne, ſagt Fichte, iſt weder bloßes Natur-

*) S. Nr. 117 d. Bl. f. 1851, wo bereits dies ausgezeichnete Buch anerkennend beſprochen iſt.

dividuum, noch abſtracter, allgemeiner Geiſt, ſondern Jeder iſt individualiſirtes Ich, eigenthümliche Darſtellung der Ideen aus der Fülle des göttlichen Geiſtweſens — Genius: darum in urſprünglicher Wechſelergänzung auf die andern Geiſter bezogen und mit ihnen zur Ganzheit ſich vollendend. Unmittelbar iſt er dies aber der bloßen Anlage nach, in tiefſter Verborgenheit vor ſich ſelbſt und den Andern; ebenſo iſt der innere Reichthum ſeiner Wechſelbeziehungen ihm verborgen. Beides aus ſich heraus und in das allgemeine Bewußtſein hineinzugeſtalten iſt der eigentliche Inhalt alles Zeitlebens und der innerſte Quell alles Ethiſchen. Alle ſind im Weſen Gottes begründet und Eins, das Ziel der ganzen Menſchheit und jedes einzelnen Menſchen iſt daſſelbe, die volle Entfaltung und harmoniſche Geſtaltung der eigenen Natur, und der Einzelne erreicht dies Ziel nur in der Gemeinſchaft, die Gemeinſchaft nur durch ihn; die ſittlichen Pflichten und Güter ſind die gleiche Aufgabe, der gleiche Gewinn und Ruhm für beide. „Jeder Genius, d. h. jeder Menſch, hat den gleichen Anſpruch auf volle Entwickelung ſeiner ureigenen Individualität, ſeiner allgemein-menſchlichen wie eigenthümlichen Anlagen in und durch die Gemeinſchaft. Jene nämlich, die Eigenthümlichkeit des Genius, iſt das eigentlich Ewige in Jedem und das einzig Gottoffenbarende in der Geſchichte. Dieſen gottverliehenen Geiſtesgehalt daher durch und für die Gemeinſchaft darzuſtellen iſt der abſolute Zweck alles Daſeins, das einzig an ſich Werthhabende; alles Andere hat blos Werth als Mittel, als Bedingung dazu. Erſchöpfen wir dieſen Gedanken in Bezug auf den dadurch geſetzten Begriff der Gemeinſchaft, ſo haben wir das Syſtem der ethiſchen Ideen. Der gleiche Anſpruch Aller auf freie Entwickelung ihrer Individualität in der Gemeinſchaft iſt die eigentliche Wurzel der *Rechtsidee*. Aber die Genien ſind urbezogen, durch eine heilige Einheit umſchloſſen: dieſe lebt ſich aus ihnen heraus zu wirkſamer Gemeinſchaft, zu ergänzendem Ineinanderſein und kann einerſeits nur als Drang des Wohlwollens, andererſeits als Wille ſteter Vervollkommnung in Allen ſich kundgeben: die *Idee ergänzender Gemeinſchaft* in ihrer urſprünglichſten Doppelgeſtalt. Aber jene innere und zugleich wirkſame Einheit des Geiſtergeſchlechts in Gott, welche höchſter Grund alles Ethiſchen iſt, muß zugleich im Bewußtſein Aller hervorbrechen, um die daraus quellende ethiſche Geſinnung zur gediegenen Ewigkeit zu ſteigern: als Gefühl *Gottinnigkeit*, als Wille der Drang der Unterwerfung (Demuth), zuhöchſt der Vereinigung mit Gott. Erſt in dieſer Idee iſt der Menſch und die Menſchheit zum wahren Urſprunge ihrer Gemeinſchaft zurückgekehrt und dieſelbe befeſtigt. Nur auf dieſem metaphyſiſchen Grunde, der zugleich die Wurzel der Religion iſt, ruht geſichert alles Ethiſche, und die Ethik als Wiſſenſchaft ſchöpft aus ihm erſt ihre volle Begreiflichkeit."

Da die drei praktiſchen Ideen ſich durch die ganze Ethik als Grundlage und herrſchende Mächte erſtrecken, ſo wollen wir unter Fichte's Anleitung ſie etwas näher betrachten.

Zunächſt alſo die Rechtsidee. Der Genius beſtimmt ſich ſelbſt und iſt nur Das wozu er ſich macht, weshalb Jakob Böhme bereits tiefſinnig den Menſchen als ſeiner ſelbſt Macher bezeichnete; Freiheit iſt nicht eine ſeiner Eigenſchaften neben andern, ſondern ſein Weſen, vom Bewußtſein ſo unzertrennlich wie Ausdehnung oder die Schwere vom Körper. Alle Menſchen ſind ſich darin gleich daß ſie frei ſind; darum muß auch Jeder praktiſch mit ſeiner eigenen Freiheit die der Andern anerkennen, ſeine eigene Freiheit in der Weiſe äußern und gebrauchen daß die aller Andern damit beſtehen kann. So erzeugt ſich ein Wechſelverhältniß der Menſchen und ihrer Handlungen, deſſen allgemeiner Ausdruck eben das Recht iſt. Fichte beſtimmt die Formel dafür zunächſt alſo: Freiheit im Allgemeinen und in irgend einer beſtimmten Rückſicht kann innerhalb der Gemeinſchaft nur Demjenigen zugeſtanden werden welcher ſie dem Andern entſprechend gewährleiſtet. Aber er ſieht ein daß dieſe Freiheit eine nur formelle und negative iſt: das Subject wird gegen zwingenden Einfluß von außen ſichergeſtellt. Der Inhalt der Freiheit aber iſt die Selbſtentwickelung des Genius nach allen Seiten ſeiner geiſtigen Wirklichkeit und Selbſtbefriedigung innerhalb der Gemeinſchaft und durch dieſelbe, und danach ſpricht unſer Denker die Idee des Rechts poſitiv und vollſtändig aus. Jeder hat den gleichen Anſpruch auf freie Entwickelung ſeines Genius in der Geſellſchaft. Erſt dann iſt die innere Gerechtigkeit, das gottverliehene Recht an ihm erfüllt, erſt dann vermag er zu werden was ſeine Beſtimmung iſt, und es iſt die Aufgabe der Gemeinſchaft dies Jedem zu ermöglichen. So wird die Idee der Gerechtigkeit zur Darſtellung der Bedingungen für eine vollkommene Exiſtenz des Einzelnen in der Geſellſchaft. Es iſt einleuchtend daß durch dieſe Auffaſſung die gewöhnliche Lehre vom Rechtsſtaat überwunden wird, deſſen Beſtimmung einmal Fichte der Vater ſo angab daß derſelbe ſich ſelbſt aufzuheben habe, indem durch die Erziehung zur Sittlichkeit der äußere Zwang gegen die Eingriffe fremder Willkür von ſelbſt wegfalle; der Staat bekommt nach unſerer Faſſung der Rechtsidee die Aufgabe Sorge zu tragen daß jeder ſeiner Bürger zu einem vollmenſchlichen Daſein gelange, durch ſeine Einrichtung Allen den Genuß ihrer Menſchenwürde zu bieten. Gewöhnlich wird das Recht ſolidariſch mit dem Zwang verbunden, ſeine Pflichten werden als erzwingbare angenommen. Nun bemerkt Fichte zwar mit Recht daß die Garantie des Zwangs irgend einem Verhältniß den rechtlichen Charakter doch nicht ertheile; aber ich vermiſſe die Angabe über den Grund und die Nothwendigkeit des Zwangs. Dieſe liegen in der Sünde. Weil die Menſchen keineswegs immer der Sittlichkeit genügen, ſondern ſtatt derſelben oft ihre Selbſtſucht walten laſſen, ſo müſſen diejenigen ſittlichen Beſtimmungen, ohne welche eine Gemeinſchaft gar nicht möglich wäre, wie Anerkennung des Lebens, des Eigenthums u. ſ. w., mit einer zwingenden Gewalt begleitet werden, ſodaß die Geſellſchaft dem Einzelnen jene gewährleiſtet. Rechts- und Sittengeſetz ſtehen ſich alſo nicht gegenüber, ſondern jenes iſt nur ſozuſagen der grobe Buchſtabe von dieſem, ſoweit daſſelbe das menſchliche Gemeinleben betrifft.

Wir übergehen die Darſtellung wie die Rechtsidee durch Gewohnheit, Geſetzgebung und Wiſſenſchaft in den beſondern Verhältniſſen ausgebildet wird, und wenden uns zur Idee der ergänzenden Gemeinſchaft. Unſere Individualität beſteht nicht für ſich allein, ſondern ſie iſt auf Andere urſprünglich bezogen, der Trieb der Selbſterhaltung führt dadurch zu dem Trieb und Bedürfniß der Ergänzung durch Andere, und dies ſpricht ſich aus im Gefühl der Liebe, in der rückhaltloſen Hingabe an das andere Ich. Sehr ſchön ſagt Fichte: „Indem die Liebe mit der Macht ihrer Urſprünglichkeit den Willen ergreift, vernichtet ſie eben den unmittelbar in ihm wirkenden Trieb der Selbſtſucht, d. h. ſie erhebt ihn zu durchaus uneigennützigen Antrieben. Und dies iſt der Charakter alles Sittlichen, die Ueberwindung des niedern Selbſt durch eine Liebe die ihm unbedingten Werth hat, der es freiwillig ſich unterwirft. Dieſe iſt zugleich die eigentlich verſittlichende Kraft für alle Formen menſchlicher Gemeinſchaft. Wieweit ihr durchſeelender Hauch dringt, erheben ſich die menſchlichen Verhältniſſe über das Kümmerliche und Aeußere blos erkünſtelter Beziehungen; innere Wahrheit, Selbſtbefriedigung, Begeiſterung tritt in ſie ein und ſie gewähren durch ſich ſelbſt eine vollkommene Luſt: es iſt wie wenn in ſo vollgenügender Liebe das längſtgeſuchte, ahnungsvoll angeſtrebte Urverhältniß des Menſchen wiederhergeſtellt wäre: ſein Genius iſt verſöhnt. Der tiefere Grund iſt, weil darin nur die Liebe wieder erwacht, die uns Alle in unſerm ewigen Urſprunge verbindet; ſie iſt die Hervorbildung der ewigen Einheit in die Zeitlichkeit und das endliche Bewußtſein, mit der Gott in uns ſich ſelbſt liebt."

Wir verſetzen uns theilnehmend in das andere Ich, weil wir Eines Weſens mit ihm ſind; wir geben dem Andern vom Unſerigen, wir opfern ihm uns ſelbſt auf um ihn durch uns zu ergänzen, wie wir daſſelbe von ſeiner Seite bedürfen; und ſo zeigt ſich die Idee der ergänzenden Gemeinſchaft zugleich als

Wohlwollen und als Streben zur Vollkommenheit; denn dieſe iſt nur möglich, indem Einer den Andern bildet und ihm das Seinige mittheilt; zu eigener Vervollkommnung ſuchen wir die Ergänzung im Andern. Das Gebot welches Chriſtus für das höchſte in unſerm Verhalten zu den Mitmenſchen erklärte: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt", drückt demnach für Fichte das Doppelte aus: „Ergänze *ihn* thatkräftig wo er es bedarf und ergänze *dich* aus ihm durch gewiſſenhafte Hingabe an ſeinen Genius!"

Aber die Einheit eines Jeden mit allen Einzelnen iſt niemals durchgeführt, die Mehrzahl der innern Beziehungen von Menſch zu Menſch bleibt extenſiv und intenſiv hienieden unentwickelt, und das Bild der Menſchheit in völliger Wechſelergänzung aller ihrer Glieder bleibt ein Ideal dem wir nachtrachten. Wir bedürfen einer integrirenden Idee, und es iſt die der Gottinnigkeit. Sich in Gott wiſſen iſt zugleich das Bewußtwerden der Einheit und Gleichheit Aller in Gott. In dieſem gemeinſamen Lebensgrunde fühlen wir uns Eins mit allen Menſchen; lebendige Gottesliebe iſt darum wirkſam werdende Menſchenliebe. Wir können unſer Wohlwollen nicht Allen durch die That erweiſen noch uns durch Alle bildend vervollkommnen; die uns ſelbſt fehlenden Kräfte, die uns von Menſchen gebrechende Hülfe müſſen wir in einer über die Menſchheit hinausliegenden Ergänzung ſuchen, wir bedürfen des Vertrauens auf die wirkſame Gegenwart Gottes in der Menſchheit, auf die Vorſehung. Und dieſer Glaube führt zur Hoffnung auf den fortwährenden Sieg des Guten, auf die tiefere Ausgleichung der Misverhältniſſe zwiſchen der Idee und dem Factiſchen. In der Gottinnigkeit werden alle Menſchen durch den Bund der Geſinnung geeint, um das Ewige an jedem Einzelnen hervorzubilden und zum ebenſo ewigen Grunde der Gemeinſchaft zu machen. Dieſe wird dadurch zum Reiche Gottes. Durch Chriſtus iſt es für uns angebrochen, ſeine volle Verwirklichung iſt das Ziel der Weltgeſchichte. Es iſt unſerer Zeit wieder offenbar geworden daß das politiſche wie das private Leben ohne Religion nicht gedeihen kann; wir haben eine vielverheißende Bewegung ſcheitern ſehen, weil ihr die religiöſe Weihe fehlte. Ich glaube, Alle denen es Ernſt iſt mit einer Wiedergeburt der Geſellſchaft müſſen der neuern Philoſophie für die Begründung der Idee der Gottinnigkeit Dank wiſſen; ſie ſoll die Geiſter nicht dogmatiſch binden, ſondern in durchgeführter Selbſterkenntniß zur Freiheit der Kinder Gottes leiten.

Wollen wir die *Freiheit* begreifen, ſo müſſen wir zunächſt Zweierlei ins Auge faſſen. Ein mal iſt alles Individuelle ein Eigenlebendiges das ſich nach ſeiner innern Natur entwickelt; Bedingungen der Außenwelt ſind ihm dazu nöthig, wie der Pflanze die Luft, der Boden, die Nahrungsſtoffe; aber wie dieſe keine Pflanze von ſich aus produciren, ſo iſt alles organiſche Daſein ein Sichentfalten und Bilden nach Geſetzen, nicht aus Geſetzen, und ſelbſt innerhalb der Geſetze iſt jedem Lebenskeim ein Spielraum gewährt, und es folgt allerdings die Eiche, die Roſe in der Stellung ihrer Blätter wie in deren Form einer beſtimmten Regel, in der Zahl und Größe derſelben aber der eigenen Kraft.

Dies Eigenlebendige der Natur wird nun im ſelbſtbewußten Geiſte zur Selbſtbeſtimmung, und das Bewußtſein iſt das Zweite was wir zur Erkenntniß der Freiheit richtig auffaſſen müſſen. Seine Thätigkeit als Denken beſteht darin daß es in allen Acten zugleich bei ſich ſelbſt iſt und bleibt, daß ſeine Einheit und ſchöpferiſche Macht die beſondern Gedanken erzeugt, überſchaut und ſich in ihnen ſtets auch ſelbſt erfaßt. Nicht müſſen zu müſſen, nicht gezwungen werden zu können, ſondern ſich durch ſich ſelbſt zu entſcheiden, durch eigenen Entſchluß das Aeußere erſt zu einem Motiv des Handelns werden zu laſſen, iſt für den Willen die negative Baſis der Freiheit; die poſitive ergibt ſich darin daß ſeine Handlungen aus dem Selbſtbewußtſein hervorgehen, daß dieſes vor der That überlegt und erwägt, die einzelnen Vorſtellungen, die einzelnen Gründe damit als Möglichkeiten anſchaut, von denen es eine oder die andere verwirklichen kann nach ſeiner Wahl. Der Geiſt gewinnt dadurch Gewalt über ſeine einzelnen Lebensmomente daß er ſich in der Allgemeinheit des Ichs von ihnen unterſcheiden kann. Jeder Entſchluß, jede That geht aber in das Ganze des Geiſtes bildend ein und wirkt ſomit auf alles Künftige mitbedingend; der Menſch entſcheidet ſich ſtets aus der Totalität ſeines Weſens und dieſe ſelbſt iſt das Reſultat aller ſeiner frühern Entſcheidungen; die Freiheit iſt kein ruhender Zuſtand, ſondern die fortwährende Befreiungsthat des ſich ſelbſt beſtimmenden Genius.

Den erſten dieſer Geſichtspunkte hat Fichte im Auge gehabt, aber den zweiten, die Untrennbarkeit von Selbſtbewußtſein und Freiheit, hat er, ich will nicht ſagen überſehen, aber doch nicht nachdrücklich genug hervorgehoben, und wenn er wiederholt ſagt, der Wollende ſei frei, die einzelnen Handlungen aber nothwendig, ſo iſt dieſer Ausdruck kein glücklicher, indem er zu ſehr an den Determinismus erinnert; ich würde ſtatt nothwendig lieber ſagen: durch ſeinen Charakter bedingt. Und hiermit verknüpft ſich dann die bewundernde Anerkennung für die trefflichen Erörterungen über die Entwickelung des Willens zum Charakter, zur ſittlichen Vollendung, von der Stufe des Naturells und der Triebe aufwärts durch den Kampf mit der Verſuchung und dem Böſen zum ſelbſtbewußten Vollbringen des göttlichen Geſetzes als der eigenen eingeborenen Weſenheit. In keiner Ethik iſt dies ſo umfaſſend und einſichtig dargeſtellt wie in der vorliegenden.

Ziehen wir zu dieſen Erörterungen Fichte's Dasjenige heran was Chalybäus in ſeiner „Ethik" und neuerdings Fiſcher in dem dieſer Wiſſenſchaft gewidmeten dritten Band ſeiner „Encyklopädie der Philoſophie" in Bezug auf den Freiheitsbegriff geleiſtet haben, ſo ſehen wir auch hier das wechſelſeitig ſich ergänzende, ſo erfreuliche Streben den Thatſachen gerecht zu werden, die innern Erfahrungen des Wahlvermögens, des Gewiſſens, der Sünde, Buße, Bekehrung in der Tiefe des Gemüths zu erfaſſen, und nicht etwa Dasjenige zu leugnen was in die ſeitherigen Syſteme und Theorien nicht paßt, ſondern dieſe vielmehr jenen gemäß zu erweitern. Es iſt kaum glaublich, aber es iſt wahr daß den falſchen Theorien gegenüber jene Thatſachen erſt wieder zur Anerkennung gebracht werden ſollen; gerade ſich ſo nennende Empiriker leugnen die Freiheit, weil ſie ſich nicht in der Natur findet, ſie machen Alles zur Naturentwickelung, das Sittliche in ſeiner Eigenthümlichkeit hat dann keine Geltung mehr. Aber wir würden von einer Natur als ſolcher gar nicht reden, wenn nicht etwas Anderes von ihr Unterſchiedenes vorhanden wäre, an dem wir ſie begrenzen und beſtimmen; Nothwendigkeit und Willkür ſind relative Begriffe, deren einer nur in Bezug auf den andern gedacht werden kann, ſie gehören zueinander wie Nord- und Südpol des Magnets und wir können die eine nur auffaſſen wenn uns zugleich die andere in der Erfahrung gegeben iſt. Leugnet ihr den Magnetismus weil er nicht allen Metallen zukommt? Leugnet ihr das Licht weil ihr es nicht auch mit den Ohren vernehmt, mit Händen taſtet? Nun ſo laßt auch der innern Erfahrung ihr Recht, wonach wir Alle wiſſen daß wir zwiſchen verſchiedenen Vorſtellungen prüfend wählen, indem uns die Entſcheidung für eine wie für die andere möglich war, und erkennt auch ein Freies an das aus dem berechenbaren Erfolg der Naturbedingungen heraustritt! Von der Wahrheit überwältigt fällen doch alle Materialiſten moraliſirende Urtheile und erkennen doch thatſächlich die Erziehung und die Zurechnung an, die beide ohne die Freiheit gar keinen Sinn hätten.

In Goethe's „Geheimniſſen" leſen wir die bedeutſamen Worte:

Wenn einen Menſchen die Natur erhoben,
Iſt es kein Wunder wenn ihm viel gelingt;
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der ſchwachen Thon zu ſolcher Ehre bringt;
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die ſauerſte beſteht, ſich ſelbſt bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden Andern zeigen,
Und ſagen: Das iſt er, das iſt ſein eigen!

Digitized by Google

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit ſich fort:
In dieſem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geiſt ein ſchwer verſtanden Wort:
Von der Gewalt die alle Weſen bindet
Befreit der Menſch ſich der ſich überwindet.

Das erſte Sicherfaſſen des Menſchen iſt das zur Eigenheit, zur für ſich ſeienden Individualität; es wird in ſeiner Einſeitigkeit zur Selbſtſucht, zur Abtrünnigkeit des Willens vom Ganzen, in dem wir erſtehen und beſtehen; aber dies Ganze oder der Gottesgeiſt iſt als innerſter Lebensgrund uns gegenwärtig, er ſpricht in der Stimme des Gewiſſens, und kraft ſeiner können wir durch die Wiedergeburt ihn in uns bethätigen. Das iſt die Verſöhnung des Eigenwillens mit dem Grundwillen, und in der Ueberwindung des Egoismus gehen wir ein in das ewige Leben.

Wer ſchlägt den Leun, wer ſchlägt den Rieſen?
Wer überwindet den und dieſen?
Das thut er der ſich ſelbſt bezwingt.
(Walther von der Vogelweide.)

Aber die Kraft dazu verleiht eben der in Allem waltende Eine Gott. In Uebereinſtimmung hiermit ſchreibt einmal Fichte:

„Mitten in die ſelbſtſüchtigen oder ungewiß in ſich ſchwankenden Regungen des Willens tritt ein höheres Wollen hinein und verleiht dem Menſchen die ungeheuere Macht: ſich ſelbſt zu überwinden. Niemand kann jedoch Sieger ſein über jene gleichfalls dem tiefſten Urſprunge der Dinge entſtammte menſchliche Selbſtheit als das Göttliche ſelbſt in ſeiner höhern geiſtigen Macht. Darin findet der Sinn jenes räthſelhaften Ausſpruchs: Nemo contra Deum nisi Deus ipse, ſeine tiefſte Aufklärung. Deshalb iſt auch Enthuſiasmus in ſeiner reinſten und edelſten Form, die ſtille Energie der Willensbegeiſterung, das eigentliche und entſcheidende Wahrzeichen echter Sittlichkeit. In allen Wendepunkte der Geſchichte die ein höheres Daſein der Menſchheit vorbereiten, ebenſo an allen Menſchen großen und reinen Strebens zeigt ſich jene ſtrenge Zucht des göttlichen Geiſtes, der an ihnen den Eigenwillen zerbricht und ſeine heilige Uebermacht ſie empfinden läßt.“

Die *Tugend- und Pflichtenlehre* hat Fichte in gedrängter Darſtellungsweiſe, aber doch umfaſſend behandelt. Ueberall begegnet uns neben der philoſophiſchen Einſicht, die mit eigener Geiſtesſchärfe und im Bunde mit den hervorragendſten Denkern aller Zeiten das Weſen der Sache zu ergründen ſucht, eine durchaus edle, humane Geſinnung, eine innige Wärme des Herzens; und die ſcheinbar ſtarren ſchulmäßigen Paragraphen ſind von einem reinen ſeeleerquickenden Gemüthshauch durchweht. Der Leſer fühlt daß hier ein ſittlicher Geiſt über die Sittlichkeit ſchreibt. Es iſt nicht die hinreißende Gewalt, der Blitz und Donner wie in den Werken Fichte's des Vaters, es iſt mehr die ſtillwirkende Milde der Frühlingsſonne die hier Blätter und Blüten wachsthumſpendend umſpielt. Der Verfaſſer hat ein Recht zu ſagen, daß Diejenigen ſeine ethiſche Weltanſicht leicht und ſicher erfaſſen werden welche durch harmoniſch-ſittliche Gemüthsbildung vorbereitet ſind, denn ſie finden darin den Begriff zu Dem deſſen ſie ſelbſt längſt innegeworden ſind. 15.

Vergangene Tage von Karl Gutzkow. Frankfurt a. M., Literariſche Anſtalt. 1852. 8. 28 Ngr.

Der unter dem Titel „Vergangene Tage“ erſchienene dreizehnte Band der „Geſammelten Werke“ von Karl Gutzkow bietet außer einer vom November 1851 datirten „Vorrede“ folgenden Inhalt: I. Wally, die Zweiflerin. Roman. II. Appellation an den geſunden Menſchenverſtand (1835). III. Kirchenrath Paulus an den Verfaſſer der „Wally“ (1836).

Dieſe Veröffentlichung iſt, wenn nicht mit Freude vom literariſchen, doch mit Theilnahme vom literarhiſtoriſchen Standpunkte aus zu begrüßen. An ſich iſt allerdings mit dem Wiederabdruck von Gutzkow's „Wally“ weder für die Literatur eine Bereicherung noch für das Publicum ein Amuſement gewonnen; denn wir haben während der letzten 17 Jahre unſern Geſchmack nicht ſo ſchlimm mit den Krebſen wettlaufen laſſen daß wir heute innerliches Intereſſe an einer capriciöſen Phantaſieſchöpfung nehmen könnten, von der mildurtheilende Zeitgenoſſen einſt ſagten, ſie ſei eine große künſtleriſche Verirrung, und unſerm Vergnügen an literariſchen Producten geben wir nicht fremde Schwäche zur Nahrung. Trotzdem aber hat der Autor ein Recht, für die Wiedereinführung ſeines ungerathenen Kindes „Wally“ ein dankbares Publicum zu beanſpruchen, und die Literarhiſtorie hat von der Entſagung Act zu nehmen, mit welcher Gutzkow die buchhändleriſche Rehabilitation der ſchönen Sünderin veranlaßte.

„Wally“ tritt nicht im neuen Kleide vor das Publicum um Eroberungen zu machen. Ihr Autor glaubt ſelbſt nicht an die Macht verblühter Reize und ſchlägt ihr deshalb in magdalenenhafter Stimmung den Büßermantel um die Schultern. Nach langem Widerſtreben hat er ſich dem dringenden Verlangen gefügt, ihr zertrümmertes Bild wieder aufzurichten, und jetzt wo dies geſchehen nimmt er nicht Anſtand angeſichts deſſelben mit offenem Herzen zu beichten. Dieſe Beichte iſt es die uns heute zumeiſt intereſſirt; denn mit „Wally“ iſt die Kritik fertig, und nicht in Gutzkow's Intereſſe liegt es daß die Frage über ihren literariſchen Werth neu zur Discuſſion gebracht werde. Wenn die aphoriſtiſche, ſkizzenartige, lakoniſche Faſſung der „Wally“ immerhin ein beachtenswerthes Talent verräth, das eine relative Anerkennung verdiente, ſo kommt der Umſtand daß des Autors Richter und Gegner vor 17 Jahren hierüber bei ihrer Verurtheilung hinwegſahen dem künſtleriſchen Werth des Buchs doch wenig zugute, und wenn ferner ſelbſt einige epiſodiſche Züge, wie die Mär vom geſpenſtigen Tambour, von poetiſchem Hauche durchweht ſind, ſo entſchädigt das einzeln zerſtreute Gute doch immer nicht für die zerfahrene Erfindung und die Verſchrobenheit der Charaktere. Unter dem Gefrierpunkte des ſtarrſten Zweifels gedeiht die Poeſie nicht, und wo nicht ſchon früher, ſo ſind wir doch ſeit 1848 mit ſolch genialen Geſellen wie Cäſar, die Alles an ihrer Individualität zerreiben, einen ganzen Friedhof todter Ideen in ihrem Herzen tragen und nur noch mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus rechnen, gründlich fertig geworden.

Um all Das handelt es ſich nicht mehr. „Wally“ gehört der Vergangenheit, der Geſchichte an und ſo gibt auch Gutzkow den Wiederabdruck ſeines vielbeſprochenen Zweiflerinromans als „geſchichtlichen Mitbeſtandtheil“ einer nicht zu verſchweigenden literariſchen Entwickelungszeit: er will das Material der Zeitenchronik vervollſtändigen, um über dieſelbe Jedermann ein Urtheil möglichzumachen.

Dieſer letztere Zweck iſt Das was lauten Dank und Anerkennung bei der Wiederveröffentlichung der „Wally“ verdient. „Wally“ nämlich iſt ſowol für das Verſtändniß der ganzen jungdeutſchen Literaturperiode wie auch für die Beurtheilung Gutzkow's insbeſondere ganz unerlaßlich. Nicht blos weil ſich aus den Steinen die nach dem ſündigen Verfaſſer derſelben geworfen wurden das Piedeſtal ſeines erſten Rufs ſchuf, ſondern mehr weil ſchon in „Wally“ ſich die Eigenthümlichkeiten des Dichters ausprägen, wenn auch, wie Erz in der Schlacke, in umſchleierter, barocker Faſſung. Raffinement und Skepſis herrſchen in „Wally“ mit ſo ſouverainer Allgewalt daß ſich die Poeſie in den äußerſten Winkel der Epiſode verkriecht. Das Raffinement mußte zur künſtleriſchen Erfindung, die unfruchtbare Skepſis zum befruchtenden Gedanken ſich abmäßigen, bevor die Poeſie in der Gutzkow'ſchen Dichtung ihren Einzug feiern konnte. Und ſo kam es auch ſpäter; deß iſt ſchon „Se-

raphine" Zeuge. Wer dem Dichter gerechtwerden will, muß der Lecture der „Wally" die von „Seraphine" nachfolgen laſſen; wer aber ein vollſtändiges Bild von Gutzkow haben will, der darf mit „Seraphine" nicht anfangen, der kann ſich ſelbſt und der Wahrheit nicht gerecht werden, ſolange er „Wally" nicht in den Kreis ſeiner Kenntniß zog.

Zur Erklärung der „Wally" gibt uns Gutzkow beachtenswerthe Winke an die Hand, in denen er ſich zugleich ſelbſt mit charakteriſirt. Der erſte liegt nahe genug: „Wally" iſt ein Kind ihrer Zeit. Jungdeutſchland fand die Welt noch nicht ſo aus den Fugen wie ſie es heutzutage iſt. Im Gegentheil traten die Autoren deſſelben in jene für materielle Dinge noch ziemlich naive, am Phantaſtiſchen und Speculativen aber übergeſegnete Zeit nach der Julirevolution ein. „Jede auf dem meiſt ſo ruhigen Spiegel der Oeffentlichkeit aufgeworfene kleinere Blaſe erregte damals Aufmerkſamkeit. Und in der That waren die Erſcheinungen die von ſich reden machten keine geringen. Hegel, Schelling, die neugewonnene Theilnahme für den plötzlich beſonders liebevoll ergründeten Goethe, die künſtleriſchen Regungen Düſſeldorfs und Münchens, die wachſenden Monumente, König Ludwig's Kunſtideen, mit denen er eine kleinliche Politik vergeſſen machte, Fürſt Pückler, ein Bindeglied der Stände im Urtheile über «allerhand und noch einige» Dinge, Bettina, aufgehend wie ein märchenhafter Morgenſtern und uns an wunderbare Krippen kindlicher Anbetung geleitend, Rahel, die Alles Auflöſende, Zerzupſende, Alles anders und Jedes um ſeiner ſelbſt willen neu Betrachtende, dazu die prächtige Wort und Gedanken blendende neue Lyrik Lenau's und Rückert's, die reiche, wiſſenſchaftliche und kritiſche Debatte an allen Univerſitäten, wo junge Kräfte allmälig reiften, die ſpäter in den vierziger Jahren im Wirken von Ruge und Feuerbach ihre Organe fanden ... das war eine Zeit ſo ſonnenhell, ſo bewegt bewegend, ſo bunt und ſchallend daß man ſie mit den beiden unvergleichlichen Sommern von 1834 und 1835 ſelbſt vergleichen möchte, mit dieſen beiden geſegneten Frucht- und Kelterjahren, wo über alle deutſche Gauen ein ſo goldenes Netz ausgeſpannt ſchien, daß es überall glitzerte und ſchimmerte wie von Sonnenſtrahlen die ſich abendlich an vieltauſend Fenſterſcheiben brechen. Das waren zwei Wunderjahre!" ... Und in dieſe Wunderjahre lebensfroher Naivetät erſcholl unheimlich die Kunde einer blutigen That, die Kunde von dem Selbſtmord, ich ſage gern der Selbſtaufopferung der Charlotte Stieglitz. Dieſer grauenvolle Tod wurde die Anlehnung des Buchs „Wally" und die erſte Veranlaſſung dazu bot ein ſchreckhaftes, von einem jungen Mädchen kurz ausgeſtoßenes Wort: „Wie läßt ſich begreifen was wir glauben ſollen!" „Selbſtmord um eine Idee, Selbſtmord um eine im Glauben und in der Liebe wankende und fortgezogene Stütze" ... das war das Thema des Autors. Er ſuchte nach ſeiner urſprünglichen Intention eine tragiſche Parallele zu geben zum ſcheinbaren Leichtſinn einer gedankenloſen Außenſeite, er ſuchte ein Intereſſe an den Ideen wie eine perſönliche und reine Herzensangelegenheit darzuſtellen.

Dieſe ſpeculative Intention trug den Keim des Mislingens für den Erfolg noch keineswegs in ſich. Die Aufgabe war ſchwierig geſtellt, aber nicht unlösbar. Doppelt ſchwierig in Auffindung des Ebenmaßes zwiſchen Poeſie und Speculation, aber auch doppelt ehrenvoll für eine junge Kraft. Das Hauptgewicht wäre alſo auf die Ausführung zu legen, und bezüglich dieſer ſind die Selbſtbekenntniſſe Gutzkow's beſonders intereſſant, zumal man über ſie als Motto die Worte ſchreiben kann: „Ueber die wahre und deshalb verfehlte Abſicht des Buchs keine Verhüllung!"

Das Geſtändniß, bekennt Gutzkow, daß man einen unreifen, der Welt unkundigen Jugendſinn in dem Momente einer großen, unbedacht gegebenen Blöße überraſcht hatte, konnte im Verfaſſer nicht unabgelegt bleiben. Es hätte, wenn ihm ſo an dem ideellen Inhalte ſeines Buchs gelegen war, dies Alles, er fühlte es bald, behutſamer, wirkſamer angelegt vorgetragen werden können, nicht in dieſer Preisgabe einer ſo aufgeregten, von den Räthſeln der Zeit in Unruhe verſetzten, nur dem Eingeweihten der neuen Dicht- und Denkproceſſe verſtändlichen Subjectivität. Auch verhehlt er nicht daß ſein Roman aus anderer Abſicht denn eines pſychologiſchen Problems wegen geſchrieben ſei. Er gibt den Goliath's die ſein kleines Büchlein maſſacrirten völlig Recht, wenn ſie die romantiſche Einkleidung des Ganzen für eine Bagatelle erklärten, die dem Autor nur in zweiter Inſtanz Werth haben konnte, während die polemiſche Tendenz gegen die Anſprüche des Theologen- und Kirchenthums ihm die Hauptſache war. „Der Verfaſſer leidet in der That an dieſer gefährlichen Abneigung gegen das große geiſtliche Phantasma der Jahrhunderte, das er mit ſo vielen Ehren und Würden bekleidet, mit ſo vielen Unterlagen von äußerer Autorität in dieſer Welt gehoben und geſtützt ſieht. Er würde den Augenblick für eine wahre Himmelswohlthat halten, wo Chriſtus in der That, wie er uns verheißen hat, zur Erde niederſchwebte und eine vernünftigere Auslegung ſeiner Lehre gäbe, etwa eine ſolche, wie man empfindet wenn Millionen Menſchen auf die ſich verfinſternde Sonne blicken und der auf ſie fallende Schatten des Mondes uns die wunderbare Maſchinerie des Univerſums in einem Grade vergegenwärtigt daß wir die Achſe aller Himmel und Erden glauben knarren und ächzen zu hören und uns ſagen müſſen: Was iſt dieſe kleine Tellus mit ihrem Glauben, ihrem Meinen, Hoffen, mit ihrem Ringen und Kämpfen in den Myriaden von Erden, die alle wie unſere ihre Geſchichte haben werden! Wer dieſen großen ſchwarzen Ring in der Sonne ſtatt am 28. Juli 1851 ſchon 16 Jahre früher geſehen hätte, würde auch die Polemik gegen den Wahn der Erde etwas königlicher und majeſtätiſcher geführt und ſich in einer ſolchen Frage nicht auf den kleinen und ſo gefährlichen Plänklerkrieg gegen berliner Conſiſtorialräthe und potsdamer Generalſuperintendenten eingelaſſen haben. Geboren unter dieſen ehrwürdigen Kirchenlichtern, vergaß der Autor daß ſolche Compoſition, wenn man mit der Schere an ihr ſich zu ſchaffen macht, beim Laufe dieſer Welt nur deſto heller brennt ... Ueber Religion und Chriſtenthum denkt er, trotzdem daß er an Vogt's «Phyſiologiſche Briefe» und Rudolf Wagner's endlich entdeckte «pſychiſche Bläschen» im Gehirne nicht glaubt, dennoch ſeit dem großen ſchwarzen Mambrinushelm in der Sonne vom 28. Juli 1851 Nachmittags 3½ Uhr von allem unſerm Rüſtzeug in Glaubensſachen ſo abſonderlich daß ihm eine Polemik wie die in jenen Geſtändniſſen über Religion und Chriſtenthum jetzt als reine Don-Quixoterie erſcheint. Das Studium des großen wunderbaren Kosmos, die Zunahme unſerer Einſichten in der Naturkunde wird uns über die Fragen der falſchbegründeten Religion viel milder und ruhiger ſtimmen. Man wird allerdings keineswegs chriſtlicher, aber auch nicht unfrommer werden als ſonſt. Man wird von der Geſchichte des Heilands, ſeiner Jünger, der erſten Chriſten und den ſpätern Schickſalen und Läuterungen der Chriſtuslehre mit geſteigerter Innigkeit Das entnehmen was in dieſen Offenbarungen des ringenden Menſchengeiſts mit unſerm eigenen Bedürfniß nach Geiſteslicht und Lebenswärme übereinſtimmt, mit einem Worte Das was am Chriſtenthum die gleiche Paſſivität unſerer noch immer nicht befriedigten Sehnſucht nach Erkenntniß bezeichnet; im Uebrigen aber wird die gehäſſige Weltlichkeit, wie jene Sehnſucht faſt zwei Jahrtauſende lang ſich ausſprechen durfte, immer mehr abſterben und mit manchen andern Trümmern der Vergangenheit den großen Strom der Vergeſſenheit hinunterſchwimmen. Man wird über alle Religion anders fühlen können als Feuerbach, aber über das Chriſtenthum kaum noch anders als David Strauß. Der große Umſtand den der Autor in dieſem Buche von gewiſſen Demonſtrationen gemacht hat richtet ſich im Auge des Aufgeklärten von ſelbſt... Bedenklicher iſt dagegen vom ſittlichen Standpunkte aus jene Partie des zweiten Buchs die man die Sigunenſcene genannt hat. Denn hier ſcheint leider dem Verfaſſer vor 16 Jahren die Logik einen argen Verirſtreich geſpielt zu haben. Erklären kann er die Nai-

vetät, die ihn glauben ließ man würde ſich auf die Symbolik einer im Geiſte vollzogenen Ehe, auf die Allegorie einer durch den Gedanken vollführten Vernichtung ſeiner ſelbſt vor der Macht eines geliebten Andern mit nachgiebigem Zugeſtändniß einlaſſen, nur durch jene Zeit einer abſoluten Schönheitswerbung, wie ſie gleichzeitig in der düſſeldorfer Malerſchule ſtattfand."

Es iſt dieſen Erklärungen Nichts beizufügen als ein Bedauern darüber daß Gutzkow die „Wally" nicht in völlig unveränderter alter Geſtalt gelaſſen hat. Er gab ſie als hiſtoriſches Actenſtück; nur als ſolches ſollte ſie erhalten bleiben, deshalb mußte ſie es auch unverbeſſert und mit all den alten Fehlern ſein. Aus dieſem Grunde wäre es wünſchenswerth geweſen, Gutzkow hätte die kleinen Correcturen, die erläuternden Bemerkungen, die er hier und da in den Text des Romans geſtreut hat, unterlaſſen, denn dadurch werden weder ſeine Gegner verſöhnt, noch gewinnt das Buch an ſich, der hiſtoriſchen Treue aber wird geſchadet. Jene Schutztäfelchen wider Misverſtändniß mußten in der Vorrede geſammelt bleiben, hier durfte er ſeine Leſer inſtruiren, nicht im Buche ſelbſt. Ich habe den alten Wallytext nicht zur Hand, auch nicht im Gedächtniß, aber ich wollte eine gute Partie Correcturen annotiren, von denen das Gefühl dem Leſer ſofort ſagt daß die Lesarten der neuen Ausgabe nicht 1835, ſondern 1851 geſchrieben ſind. Wenn die Zigeunerſcene jetzt mit den Worten endet: „Tiefes Geheimniß bedeckte die geiſtige Vermählung welche eben Die geſchloſſen hatten die ſich liebten und nicht beſitzen durften; war nun Wally nicht doch Cäſar's Gattin?" ſo gleicht dieſe Interpretation der Douche im Dampfbade, den heilſamen Erfolg ausgenommen. Konnte der Autor ſich nicht genügen laſſen daß er ſchon an der Spitze ſeines Buchs den Leſer auf die „Symbolik einer im Geiſt vollzogenen Ehe" verwieſen hatte? Oder glaubte der Autor ſein Buch im Texte commentiren zu müſſen, ſo hätte er es wenigſtens ſo thun ſollen daß die neue Lesart als ſolche Jedem erkennbar ward. 2.

Sommermärchen in Reiſebildern aus Deutſchland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851 von Ludwig Rellſtab. Drei Theile. Darmſtadt, Lange. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

„Ihr ſollt Landſchaften, Städte, Menſchen, Kunſtwerke ſchauen! Sind das nicht die Wunder der Natur und die Wunder des ſchöpferiſchen Menſchengeiſtes? Aber das Märchen iſt die Welt des Wunders, des Wunderbaren wenigſtens!" Damit rechtfertigt der Verfaſſer den Titel „Sommermärchen", den er ſeinen Reiſebildern noch beigegeben hat, einen Titel den wir trotz dieſer ſchlagenden Begründung doch für Nichts weiter halten können als für ein Kind der Zeit und der Speculation, denn die Märchen machen heutzutage gute Geſchäfte. Wir haben es alſo mit keinem Märchen — der Verfaſſer proteſtirt ſelbſt in gewiſſer Beziehung gegen ſeinen Titel und verſichert die lauterſte Wahrheit geben zu wollen — ſondern einfach mit einer Reiſebeſchreibung zu thun. Der Titel bedarf aber auch noch in anderer Beziehung einer Einſchränkung: die Reiſebilder von Deutſchland, Belgien und Frankreich ſind ſehr karg ausgefallen; ſie nehmen nicht ganz den vierten Theil vom erſten Bande ein, die übrigen drei Viertheile und der zweite und dritte Band beſchäftigen ſich nur mit England und Schottland; Belgien iſt im Ganzen mit nicht völlig zwei Seiten abgefunden. Der Verfaſſer iſt von Aachen aus über Verviers, Tirlemont, Löwen, Mecheln und Brüſſel mittels Dampfwagen nach Paris gereiſt. Dieſes und daß der belgiſche Antheil der Eiſenbahn eigentlich nur aus einem einzigen, dann und wann von einem Viaducte unterbrochenen Tunnel beſtehe berichtet er uns; das iſt Alles. Von Brüſſel „hätte er außerordentlich viel zu erzählen, will es aber verſparen, weil er auf der Rückreiſe noch ein mal durchkommt'. Durchgekommen iſt er allerdings noch ein mal, aber wir hören wieder Nichts. „Was ich von Oſtende, der heitern Badeſtadt, von Brüſſel, von Antwerpen, von ſeinen Sammlungen, von der brüſſeler Kunſtausſtellung, von der Heimfahrt zu erzählen hätte, an glänzendem Stoff und Eindrücken auf Geiſt und Gemüth — es würde einen vierten Band reichlich füllen! Aber wir haben an dreien genug." Dagegen läßt ſich Nichts einwenden; nur hätte der Titel auf Das was das Buch gibt, Reiſebilder aus England und Schottland, beſchränkt werden ſollen, denn von Deutſchland und Frankreich enthalten die Märchen nicht viel mehr als von Belgien.

Die Reiſe iſt am 4. Auguſt 1851 angetreten worden, die Zeit vom 7. bis 29. Auguſt füllt eine Badecur in Ems; am 31. Auguſt iſt der Verfaſſer ſchon in Paris, am 5. September in Boulogne, am 6. in London und am 1. October wieder in Brüſſel. Es bedarf nach dieſen Daten kaum der Erwähnung daß ſich die Reiſebilder, auch was England und Schottland anlangt, nur auf ſolche Punkte erſtrecken welche dem großen Verkehr mittels Eiſenbahnen und Dampfſchiffahrt zugänglich ſind; indeß machte es die weite Ausdehnung und vielfache Verzweigung dieſer Verkehrsmittel dem Verfaſſer möglich eine Maſſe intereſſante Orte und ſchöne Gegenden ins Auge zu faſſen, bis in die Gebirge des ſüdlichen Theils von Mittelſchottland, namentlich bis zum Loch Lomond vorzudringen und an den merkwürdigſten Punkten und ſchönſten Stellen ſich ſolange zu verweilen daß er neben den im Fluge erhaſchten Anſchauungen auch manche ſorgfältigere Beobachtungen anſtellen und bleibende Eindrücke in ſich aufnehmen konnte.

Die Schilderungen die der Verfaſſer von Dem gibt was er in ſolcher Weiſe geſehen und erlebt ſind anziehend und lebendig, und gern folgen wir ihm durch das unermeßliche London — von deſſen rieſigem Verkehrsleben durch manche glücklich herausgegriffene Züge ein kräftiges Bild entworfen wird —, durch das ſchöne Edinburg, die reizenden Gebirgsthäler und einſamen Seen des ſüdlichen Theils von Mittelſchottland, zu der berühmten Kloſterruine Melroſe, nach Abbotsford, dem nahe dabei gelegenen Landſitz Walter Scott's, an den lieblichen Windermereſee in Cumberland, und nach Mancheſter und Liverpool, den gewaltigen Pflanzſtätten der Manufactur und des Handels, deren Großartigkeit mit den eindringlichſten Farben geſchildert wird. Wir erhalten eine anſchauliche Vorſtellung von dem unermeßlichen Nationalreichthum Englands und von der ſichern praktiſchen Kraft womit der Engländer ihn nützt.

Von Liverpool begab ſich der Verfaſſer nach Bangor, um die berühmte Tubularbrücke über die Menaiſtraße zwiſchen Carnaervon und Angleſea in Wales, die Britanniabrücke, in Augenſchein zu nehmen, welche zur Abkürzung der Eiſenbahn und Dampfſchiffahrt nach Dublin errichtet und im Auguſt 1850 vollendet wurde. Die Breite der Menaiſtraße beträgt 1500—1700 Fuß, eine Breite die der Verfaſſer, um dies beiläufig zu erwähnen, irrigerweiſe als das Doppelte der Breite des Rheins bei Mainz bezeichnet, da der Rhein dort bekanntlich eben auch 1700 Fuß breit iſt. Aber nicht die Ausdehnung der Brücke iſt das Wunderbare an dieſem Bauwerke, ſondern die Conſtruction derſelben, indem ſie aus vier Eiſentunnels beſteht, die auf thurmartigen Pfeilern aufliegen. Die beiden größern Stücke dieſes Tunnel ſind je 472 Fuß lang, 27 Fuß hoch und 25 Fuß breit, und die Hauptſchwierigkeit beim Bau beſtand darin dieſe ungeheuere Eiſenmaſſe im Ganzen während der Flutzeit an den Fuß der Thürme zu bringen, und ſie dann bis zu 102 Fuß über den Waſſerſpiegel emporzuſchaffen. Der Verfaſſer geht auf dieſe Operationen, welche unter der Leitung Stephenſon's vollzogen wurden, zurück und entwirft ein lebensvolles Gemälde von dieſem unter der regſten Theilnahme einer ungeheuern Menge von Zuſchauern ausgeführten „Meiſterſtücke der Ingenieurkunſt und Wiſſenſchaft".

Von Bangor kehrte unſer Reiſender in einer Tour nach London zurück und weiß uns von ſeinem weitern, faſt vierzehn-

tägigen Aufenthalt daſelbſt, von der Weſtminſterabtei und Weſtminſterhall, dem Tower, den Docks, dem Polytechniſchen Inſtitut, dem Zoologiſchen Garten, dem Nationalmuſeum, dem Colaſſeum, dem Rieſenglobus, der Times office, der Broadwood'ſchen Pianoſortefabrik, der Barklai-Brauerei, von Baurhall, Windſor, Richmond, Greenwich und Woolwich, endlich von der vielberühmten Weltausſtellung und andern Sehenswürdigkeiten noch manches Intereſſante zu berichten.

Alles Dies gilt aber nur inſoweit als der Verfaſſer vernünftig redet, nicht in Bezug auf denjenigen Theil ſeiner Reiſebilder, wo das Gegentheil ſtattfindet. Der Ausdruck deſſen wir uns bedient haben klingt etwas gefährlich, und wir hätten vielleicht einen andern gewählt, wenn wir nicht eine Autorität dafür anziehen könnten, gegen die Niemand Etwas einwenden wied, nämlich die des Verſaſſers ſelbſt. Man vergleiche I, 78: „Nun will ich aber vernünftig reden wie ein Orakel"; S. 84: „Nun iſt es Zeit daß ich den Leſer vernünftig von Allem au fait ſetze"; S. 100: „Allein ich muß ja einen geſetzten Continentalſtil ſchreiben, keinen ſeekranken, darum rücke ich mich vernünftig zurecht und fahre ſort wie folgt"; S. 101: «Vernünftiger Stil! Guter!» „Ja ſo! Ich fahre ſchon, da ich abgeſetzt bin vom Wagen, ganz geſetzt fort." Natürlich ſetzt dieſes vernünftige Fortſahren ein vorhergegangenes Contrarium voraus, und dieſes Contrarium, was ſich durch das ganze Werk, namentlich durch die beiden erſten Theile, ſtellenweiſe hindurchzieht, iſt Nichts weniger als empfehlenswerth. Wir rechnen dahin einen dem Veeſaſſer eigenthümlichen Humor, der ſich in unendlichen Wiederholungen, namentlich in ſtets wiederkehrenden Apoſtrophen an den Leſer und zwar von ſolcher Art geſällt, wie man ſie einem Auditorium von Kindern gegenüber paſſend anwenden wüede. Ein Beiſpiel für viele möge genügen. Der Verfaſſer beklagt ſich über die duech den Nebel verkürzte Ausſicht auf dem Thurme der Paulskirche in London und ſährt fort: „Daß der Schleier ganz gehoben würde, das hat in dieſem Jahrhundert ſchwerlich ein Sterblicher erlebt. Es iſt alſo auch von mir nicht zu verlangen! Und doch, ich will euch das ganze Bild zeigen; ich verſpreche es euch, Leſer!" „Ach, das ſind Sommermärchen!" „Nein! Mein Wort wird eine Waheheit; nur warten müßt ihr noch etliche Wochen, bis wir aus Schottland zurück ſind. Jetzt ſteigt mit mir wieder hinab!" „Wie? Nachdem wir noch ſo gut als Nichts geſehen?" „Nach Belieben. Bleibt denn oben. Allein hofft ihr mehr zu ſehen?" „Wir ſehen genug." „Unrecht habt ihr nicht." Darauf folgt die Beſchreibung. Mit ſolchen und ähnlichen Wendungen verknüpſt der Verfaſſer faſt ohne Ausnahme die Uebergänge in ſeinem Werke und füllt es.

Zu jeuen Schattenpartien des Buchs, mit denen das vernünftige Fortſahren im Gegenſatze ſteht, rechnen wir ſerner die obeeflächlichen politiſchen Raiſonnements, mit denen es hier und da ausſtaſſirt iſt. Pariſer Kaffeehausgeſpräche über die franzöſiſchen Revolutionen (die nech dazu für ſo wichtig gehalten werden daß Einzelnes aus dem erſten Theile in einer Note zum zweiten Theile wörtlich reeapitulirt wird), ein ganz vom Zaune gebrochenes politiſches Poſtſeriptum von 30 Seiten am Schluſſe des zweiten Theils, in welchem der Verfaſſer nach Befinden auf der folgenden Seite Das wieder abwirft was er auf der vorhergehenden aufgeſtellt hat, und andere dergleichen Epiſoden.

Die vorgedachten Widerſprüche können uns allerdings nicht überraſchen, da wir vom Verfaſſer ſelbſt zu mehren malen das Bekenntniß abgelegt finden daß er ſeine frühern politiſchen Anſichten gewechſelt habe; und ob er überhaupt Beruf habe ſich in dieſer Sphäre geltendzumachen, das läßt ſich am beſten aus ſeiner Definition der Geſchichte beurtheilen, welche „nach ſeinen Erfahrungen eine Wiſſenſchaft iſt die da die Dinge erzählt wie ſie nicht geſchehen ſind, und die Perſonen ſchildeet wie ſie nicht geweſen". Bedankt euch bei Herrn Rellſtab, ihr Geſchichtſchreiber von Herodot und Thueydides und Taeitus bis zu Schlözer und Gibbon, Heeren und Niebuhr, Luden und Maeaulay: der Sommermärchenſchreiber würdigt euch ſeiner Titulargenoſſenſchaft, wenn er ſelbſt auch Das nicht ſein will was er ſich nennt.

Endlich rechnen wir hierher die Breite, in welcher ſich der Verfaſſer da wo er launig ſein will bis zur Ermüdung gefällt; ſein ſehnſüchtiges Schmachten nach jedem ſchönen Kinde das ihm in den Weg kommt, ſei es nun im Eiſenbahneoupé oder im Omnibus, im Cab oder auf einer Dampfſchifftreppe, in einer ſchottiſchen Gebirgshöhle oder ſonſt wo immer — dieſes verliebte Haſchen nach berührender Annäherung an Alles was ein weibliches Gewand trägt und leidlich jung und ſchön iſt; zuletzt die häufige Wiederholung eines und deſſelben Witzes, wohin die Ausbeute gehört welche die emſer Eſel und namentlich auch der Märchentitel liefern müſſen.

Wir haben dem Verſaſſer was die Nichtſchattenpartien feines Buchs anlangt ſchon oben Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Wir treffen häufig auf ſchöne Stellen; aber als ob er es recht abſichtlich darauf angelegt hätte dem Leſer den Genuß daran zu verbittern, hebt er mitunter den ganzen Eindruck wieder auf, indem er das eben Geſagte durch ein geſchwätziges Selbſtlob oder durch eine triviale Paraphraſe verwäſſert.

Hätte der Verfaſſer die nicht erquicklichen Partien ſeines Buchs unter beſonnener Selbſtkritik beſeitigt und anſtatt der drei Theile zwei oder nach Befinden nur einen durchweg gehaltvollen gegeben, ſo würde man ſeine Reiſebilder mit Recht haben empfehlen können, was ſo wie ſie vorliegen nur mit greßer Einſchränkung geſchehen kann. 24.

Neue Forſchungen über Kaiſer Karl's V. Aufenthalt im Kloſter Yuſte.

Wenn es auch Belgien nicht an Männern fehlt, deren Leiſtungen auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung der Anerkennung des Auslands im vollen Maße würdig befunden werden können, uud wirklich die Werke Nothomb's, Altmeyer's, Borgnet's und Kervyn's und einiger Andern, ſowol was kritiſche Behandlung als was methodiſche, lichtvolle Darſtellung beteifft, mit Recht von auswärtigen Beurtheilern gerühmt worden ſind, ſo beſteht unleugbar das Hauptverdienſt der in Belgien ſich kundgebenden hiſtoriſchen Gelehrſamkeit in der Herbeiſchaffung koſtbarer, bisher unbeachteter oder unzugänglicher Materialien, in der Lüſtung des Dunkels das über zahlloſen Doeumenten von geſchichtlichem Werthe verbreitet lag. In dieſer Beziehung ſind die Namen Willems, von Reiffenberg, de Ram, Polain und Gachard auch über die Grenzen des kleinen Königreichs gedrungen, und der zuletzt Genannte beſonders hat ſchon mehrmals als Herausgeber dee Correſpondenz Philipp's II. von Spanien mit den Generalſtatthaltern der Niederlande, ſowie der Briefe Wilhelm's von Oranien in deutſchen Blättern rühmliche Erwähnung gefunden.

Auch auf die große hiſtoriſche Figur Kaiſer Karl's V., jenes räthſelhaften Fürſten, von dem man nicht weiß ob die Nachwelt ihm fluchen oder Dank wiſſen ſoll, hat dieſer raſtloſe Forſchergeiſt der belgiſchen Schule Lichtſtrahlen geworſen die dem künftigen pragmatiſchen Bearbeiter ſeiner Biographie oder ſeiner Zeitepoche nützlich zuſtattenkommen werden. Ueber jene dunkle und letzte Phaſe der vielbewegten, tieferſchütteeten kaiſerlichen Exiſtenz, die man unter dem Kloſterleben Karl's in Yuſte begreift, iſt hauptſächlich in neueſter Zeit mancher Aufſchluß in den Organen der belgiſchen Wiſſenſchaft ertheilt worden, und es möchte dem Zwecke d. Bl. nicht unangemeſſen ſein das hierauf Bezügliche in kurzen Zügen zu berühren, um auch in weitern Kreiſen den nunmehr anerkannten Irrthümern, die beſonders Robertſon zu verbreiten beigetragen hat, endlich etwas Poſitives entgegenzuſetzen.

Ohne uns darauf einlaſſen zu wollen zu unterſuchen welche Gemüthsbewegungen den fünfundfunfzigjährigen Flamänder,

dem die Kronen dutzendweiſe zugefloſſen waren, zur Zurückgezogenheit trieben: ob er, wie man zuweilen aufgeſtellt, vor den meuchelmörderiſchen Abſichten ſeines Sohnes oder in bitterm Unmuth über den zu Paſſau geſchloſſenen Tractat dem Metier des Regierens entſagte; oder ob er, wie Strada zu glauben beliebt einer wahrhaft frommen Anregung Gehör geben wollte — greifen wir zunächſt die Frage an: Was hat ſich wirklich in der Stille des Kloſters mit dem gebrochenen Gewalthaber zugetragen, welche Rolle hat er ſich darin noch vorbehalten? Mag auch der Weltgeſchichte wenig an dieſen Aufhellungen liegen, dem Pſychologen und dem gründlichern Forſcher dieſer bedeutungsvollen Erſcheinung des 16. Jahrhunderts heißt es einen Dienſt erweiſen, über den letzten Lebensabſchnitt des Kaiſers das Dunkel zu heben und den Nimbus der Legende zu verwiſchen.

Als darauf bezügliche Hauptgeſchichtsquelle galt für die modernen Biographen ſtets die Biographie des F. Prudentio de Sandoval, Biſchofs von Pampeluna und Hiſtoriographen Philipp's III. (geſt. 1621), die 1604—6 in zwei Foliobänden zu Valladolid unter dem Titel erſchien: „Historia de la vida y hechos del imperador Carlos V." Glaubwürdigkeit verſchaffte dieſem Buche beſonders der Umſtand daß der Verfaſſer zuerſt über den Aufenthalt in Yuſte den officiellen Bericht benutzt hatte, den auf Befehl der Tochter des Kaiſers, Donna Juana, damals Statthalterin von Spanien, der Prior des genannten Hieronymitenkloſters, F. Martin de Angulo, darüber aufgeſetzt hatte, und der ſich in Sandoval's eigenem Beſitze befand. Es iſt zwar dieſer Bericht unſers Wiſſens bisjetzt nicht abgedruckt worden, obgleich eine Copie davon in Madrid exiſtirt, von der Gachard vor acht Jahren eine Abſchrift hat nehmen laſſen, aber es iſt mehr als wahrſcheinlich daß derſelbe, wie das ganze Sandoval'ſche Geſchichtswerk, die Thatſachen im ſtreng-orthodoxen Lichte darſtellt und von der Geſtalt Karl's jeden Flecken unkirchlicher oder auch nur unfrommer Denkweiſe abzuwiſchen bemüht war. Eine weitere Autorität iſt der Hieronymit Joſeph de Siguenza, der aber bei aller Gelehrſamkeit doch nur darauf ausging den retirirten Monarchen zu einem Helden einſiedleriſchen Lebens, zu einer Berühmtheit ſeines Ordens zu ſtempeln. Letzterm ſcheint beſonders der Jeſuit Strada gefolgt zu ſein. Endlich geſellte ſich zu den beiden Obigen Don Juan Antonio de Vera y Zuñiga, Comte de la Roſa, deſſen Bayle häufige Erwähnung thut, obgleich er nur einen Abriß von Karl's Leben verfaßt hat. Einestheils ſtützt er ſich zwar nur auf Sandoval, anderntheils ſcheinen ihm aber auch andere Quellen zugebotegeſtanden zu haben, die den Werth ſeiner Arbeit erhöhen. Dieſe ſind die erheblichſten Schriften auf denen die ſpätern Geſchichtſchreiber und beſonders Robertſon gefußt haben, und denen die Verbreitung der frommen Sagen über den gekrönten Einſiedler von Yuſte beizumeſſen iſt.

Einen empfindlichen Stoß verſetzt dieſen Sagen die im Jahre 1843 geſchehene Bekanntmachung eines ſpaniſchen Manuſcripts, das den Titel führt: „Relacion historica documentada del retiro, estancia y muerte del emperador Carlos V. en el monasterio de Yuste", und den ſpaniſchen Reichsarchivar Don Tomas Gonzalez zum Verfaſſer hat.*) Die Arbeit iſt im Grunde Nichts als eine chronologiſch geordnete Zuſammenſtellung der in den Archiven zu Simancas befindlichen Papiere, vorzüglich der Correſpondenz zwiſchen dem kaiſerlichen Secretair Martin de Gaztelu, ſowie dem Majordomen Luis Quijada und der Tochter des Kaiſers, Donna Juana; ferner der Briefe des Kaiſers ſelbſt an ſeinen Sohn und mehre andere Glieder des Hauſes und des Staatsraths. Dieſe Darlegung läuft nun der Tradition von den religiöſen Uebungen des Fürſten und ſeinem Todtenamte bei lebendigem Leibe, nicht minder aber auch den angeblichen Complोten Philipp's II. gegen ſeinen Vater inſofern entgegen als die ſonſt minutiöſe Correſpondenz durchaus keine Belege dazu liefert und im Gegentheil das fürſtliche Gepränge und den weltlichen Charakter des kaiſerlichen Hoflagers in Yuſte urkundlich vorführt. Zwar belief ſich die Zahl der Diener nicht, wie der Verfaſſer des obenerwähnten Aufſatzes in der „Preußiſchen Staatszeitung" vom Jahre 1844 wiſſen will, auf 500, wol aber auf 20, deren Namen Gachard ſelbſt im Archiv zu Simancas gefunden und abgeſchrieben hat. Obgleich ſich der Kaiſer perſönlich nicht mehr mit den großen politiſchen Angelegenheiten befaßte, ließ er ſich doch regelmäßig von dem Gange der Ereigniſſe unterrichten und blieb in ununterbrochenem Verkehr mit den hervorragendſten Staatsmännern ſeiner Zeit. Was ſeine Aufmerkſamkeit beſonders feſſelte, waren die wegen der Anſprüche des Herzogs von Vendôme auf Navarra geführten Unterhandlungen, die Erwirkung der Erlaubniß ſeitens des portugieſiſchen Hofs daß ſeine Nichte, eine Infantin von Spanien, nach Spanien kommen möge, die Betreibung der Rückkehr der Königin von Ungarn als Statthalterin der Niederlande, endlich und vorallem die Beſtrafung der 1558 in Spanien verhafteten Lutheraner, gegen die ſein Haß in der That, ſeine Briefe beweiſen es, den blutdürſtigen Charakter zeigt, den ihm auch Sandoval unterlegt (libro XXXII, §§. 9, 10).

Die berüchtigte Geſchichte von der Begehung des Todtenamts nennt Gonzalez geradezu abſurd, indeſſen Gachard noch im Jahre 1845 mit Berufung auf ein Actenſtück des Archivs in Simancas und eine Stelle der obenerwähnten „Relacion" F. Martin de Angulo's (Handſchrift der königlichen Bibliothek zu Madrid) die Vermuthung ausſpricht daß die Abſicht zu der wunderlichen Feier wol beſtanden haben kann.

Einen neuen Beitrag zur Aufklärung der hiſtoriſchen Frage um die es ſich hier handelt hat im verfloſſenen Jahre ein holländiſcher Forſcher Backhuizen van den Brink geliefert, der mitten unter ſeinen geſchichtlichen Nachſuchungen über die Niederlande in den Papieren des ehemaligen brabantiſchen Lehnhofs im brüſſeler Reichsarchiv von der Entdeckung einer ſpaniſchen Handſchrift überraſcht worden iſt, deren Inhalt einen weitſchweifigen Bericht über den Aufenthalt und den Tod Karl's V. im Kloſter Yuſte von einem anonymen Mönche dieſes Kloſters darbot. Backhuizen unterzog ſich alsbald der Analyſe dieſes vielverſprechenden Manuſcripts, das jedoch wol nur die Copie eines gegen 1574 nach perſönlichen Erinnerungen verfaßten Originals iſt, und hat die Reſultate dieſer Unterſuchung der königlich belgiſchen Geſchichtscommiſſion*) vorgelegt. Der Verfaſſer des Manuſcripts hat im Kloſter Yuſte vom Augenblick da Karl es zu ſeinem Aufenthalt erkor bis zur Verſetzung des kaiſerlichen Leichnams in das Escurial 1574 gelebt und war ſelbſt Augenzeuge von deſſelben Hinſcheiden im Jahr 1558. Inſofern erweckt ſein Bericht das größte Intereſſe und iſt als ein freiwillig aufgeſetzter weit über die beſtellte Tendenzarbeit des Martin de Angulo zu ſtellen. In der That, es weht darin ein friſcher, von offener Anhänglichkeit an die erlauchte Perſon durchdrungener Geiſt, den zwar mönchiſche Vorurtheile trüben, aber doch nicht von der naiv aufgefaßten Wahrheit abzuführen ſcheinen. Die Handſchrift, 45 Folioſeiten ſtark, zerfällt in 50 Capitel, die folgenden Inhalt darbieten:

1. Heirath Philipp's II. im Jahre 1554. Von dieſem Ereigniſſe datirt bei Karl die Idee ſeines Rücktritts, und ſein

*) S. „Preußiſche Staatszeitung" vom 24. April 1843. Eine weit umſtändlichere und berichtigte Beſchreibung lieferte Gachard in den „Bulletins de l'Académie royale de Belgique", Jahrgang 1848, S. 243 fg. Die Handſchrift kam nach dem Tode des Verfaſſers in die Hände ſeines Bruders, der, nachdem er es lange zum übertriebenen Preiſe von 3000 Piaſtern feilgeboten hatte, endlich für einen weit geringern Preis in der franzöſiſchen Regierung einen Käufer fand. Derſelbe T. Gonzalez iſt auch der Verfaſſer eines wichtigen Aufſatzes über die Verbindungen Philipp's II. mit der Königin Iſabel (Eliſabeth) von England von 1558—96 in den „Memorias de la real academia de la historia" (II, 219—467).

*) „Compte rendu des séances de la commission royale d'histoire." Deuxième série (I, 57—117).

Sohn erhält ſelbſt den Auftrag vor ſeinem Abgange von Spanien nach England die gehörigen Anſtalten zu treffen. Von einem Misverhältniß zwiſchen Vater und Sohn keine Spur.

2. Von Philipp's II. Abreiſe ab, während zwei Jahren und neun Monaten, wird an dem kaiſerlichen Ruheſitz gebaut.

3. — 5. Abtretung der Niederlande, Abſchied von den Staaten, Rede des Großpenſionnairs und Belehnung Philipp's II. mit der niederländiſchen Krone.

6. Ein Jahr vorher ſchon hatte Karl fünf Theologen und Juriſten berufen, um ſeine Privatangelegenheiten zu ordnen und ſein Teſtament aufzuſetzen.

7. Letzte Verfügung über ſeine Würden und Beſitzthümer; Abreiſe in Geſellſchaft ſeiner beiden Schweſtern, der Königinnen von Frankreich und Ungarn. Ankunft in Laredo, September 1556. Zuſammentreffen mit ſeiner Tochter Juana und ſeinem Enkel Don Carlos zu Valladolid. (Von einem getrübten Verhältniß zwiſchen Letzterm und ſeinem Großvater blickt Nichts durch.) Von Valladolid begibt ſich der Kaiſer nach Jarandilla, einer Stadt unweit der Abtei Yuſte, in welcher er proviſoriſch bis zum Februar 1557 verweilte.

8. In Valladolid ſchon wird Se. Majeſtät von Francesco Toſino, General des Hieronymitenordens, begrüßt. Derſelbe dankt für die dem Orden zugedachte Auszeichnung. Der Kaiſer deſignirt bereits diejenigen Mönche die ihm als Beichtiger, Prediger und Muſiker dienen ſollen.

9. Ankunft in Jarandilla, 11. November 1556. Entlaſſung ſeiner Diener, deren er nur die nothdürftigſte Anzahl behält.

10. Beſichtigung der Zimmereinrichtung in Yuſte, 25. November.

11. Urſprung und Lage des Kloſters Yuſte, am Flüßchen gleichen Namens, ſieben Stunden von Plaſencia.

12. Plan und Eintheilung des kaiſerlichen Wohngebäudes, deſſen Glanz und Comfort vom aufrichtigen Mönche beſonders hervorgehoben werden, im Gegenſatz zu den Beſchreibungen des Hofhiſtoriographen Sandoval.

13. Der Kaiſer veranſtaltet von Jarandilla aus ſeinen künftigen Lebensgefährten einen Weihnachtsſchmaus (1556), den Vorläufer vieler andern.

14. Definitiver Einzug in Yuſte am St.-Blaſiustage und die dabei ſtattgehabten Feierlichkeiten. Die entlaſſenen Diener verabſchieden ſich von ihrem Gebieter unter Schluchzen und Thränen.

15. Namen der verbliebenen Diener und Beamten. Darunter bemerken wir als Haushofmeiſter Luis Quijada, als Secretair Gaztelu, als Arzt H. Mathys, als Kammerherrn den burgundiſchen Ritter Moron;*) ferner den bekannten Uhrmacher Granello, 1 Generalintendanten, 2 Chirurgen, 4 adelige Kammerdiener, 2 Lakaien, 1 Juwelenverwahrer, 1 Silberdiener, 1 Kellner, 2 Ober- und 2 Hülfsköche, im Ganzen 38 Perſonen (Spanier, Flamänder und Burgunder). „So lebte Se. Majeſtät zufriedener und luſtiger als je in ihrem Leben, ohne alle weitere Sorge als ſich ohne Zerſtreuung durch weltliche Intereſſen Gott hinzugeben." So ſchmilzt die hergebrachte Fabel von den Entbehrungen des großen Kaiſers.

16. Der neuernannte Beichtvater F. Juan Regla lehnt dieſe Stelle aus Gewiſſensrückſichten wieder ab. Karl, der Nichts weniger als Kopfhänger geworden war, beruhigt ihn mit den Worten: „Seid ohne Sorgen, edler Pater. Fünf Theologen haben mich ein ganzes Jahr in die Cur genommen; es bleibt nunmehr wenig mehr zur Behandlung übrig, als was jeder Tag Neues zuträgt."

17. Freigebigkeit Karl's innerhalb und außerhalb des Kloſters.

18. Der Kaiſer weiſt eine Menge von Audienzgeſuchen zurück. Trotz ſeiner Unluſt Politiſches zu betreiben pflegten doch vorgelaſſen zu werden der Herzog von Arcos, Juan de Vega, Präſident des Hofraths, Don Leopold von Oeſtreich, Onkel des Kaiſers und Biſchof von Cordova, Quijada's Gemahlin, Magdalena von Ulloa; beſonders intim waren Don Fernando de la Cerda (Bruder des Herzogs von Medina-Celi) und Don Luis d'Avila y Cuñiga.

19. Tageseintheilung des Kaiſers: des Morgens vor dem Gebete Beſprechung mit dem Uhrmacher Gianello; dann kam der Beichtvater Regla; nach ihm die Chirurgen und der Arzt. Um 10 Uhr ſpeiſten die Hausoffiziere, worauf ſie dem Kaiſer in die Meſſe folgten. Nach der Meſſe Mittagsmahl des Kaiſers, währenddeſſen er den gelehrten Unterredungen des Dr. Mathys oder ſeines Kammerherrn Wilhelm van Maele aus Brügge*) oder irgend einer religiöſen Lecture ſeines Beichtvaters ſein Ohr lieh, bis ihn der Schlaf überfiel. Nachmittags wohnte er der Predigt oder andern Andachtsübungen der Brüder bei.

20. Eintheilung der Woche hinſichtlich der Kirchenordnung und Gottesdienſte.

21. 22. Ueber die Meſſen die Karl theils täglich zu Gunſten von Familiengliedern, ſowie für ſich ſelbſt, theils wöchentlich für die Erfolge der Waffenthaten ſeines Sohnes oder die verſtorbenen Ritter des Goldenen Vließes abhalten ließ. „Es iſt ſchwer zu ſagen, ob Se. Majeſtät während ihrer Regierung eifriger für Glauben und Kirche gefochten als er in Yuſte vor den Altären niedergefallen iſt und Opfer dargebracht hat." Ueber Communion des Kaiſers und ſeines Hauſes. Der Papſt Julius III. dispenſirt ihn von der Communion bei nüchternem Leibe.

23. Pomphafte Begehung des Matthiastages als ſeines Geburtsfeſtes, ſowie zur Jahresfeier ſeiner Kaiſerkrönung und ſeines Siegs bei Pavia.

24. Zuſammenkunft der Ordensinſpectoren mit Sr. Maj.

25. Beſchreibung eines Kloſtermahles, zu dem ſich der für Küchengenüſſe ſehr empfängliche Fürſt einſt einladen ließ.

26. Einzelne Züge von des Kaiſers Uebertreibung in der Beobachtung religiöſer Formalitäten.

27. 28. Einzelnes über den Kirchenbeſuch deſſelben und ſeine Anordnungen, die Kirchenfeier des Gründonnerstags und Charfreitags betreffend.

29. Hohe Verehrung Karl's vor dem Hochwürdigen.

30. Feſtliche Begehung des erſten Jahrestags ſeines Kloſteraufenthalts.

31. Geſchenke die dem Kaiſer beſonders an Naturalien von hohen Perſonen zufloſſen.

32. Wie Kaiſer Karl die Nachricht aufnahm daß ſein Bruder Kaiſer geworden. Er verbot daß er in der Meßformel anders als Karl genannt werde, „denn", ſagte er, „ich bin Nichts mehr".

33. Wie Se. Majeſtät in Yuſte die Todtenfeier ſeiner Vorfahren und ſeine eigene, ſowie die ſeiner Gemahlin begehen ließ. „Nachdem das Amt für ſeine Vorfahren und die Kaiſerin vollendet war", heißt es in der Handſchrift, „wandte ſich Karl zum Beichtvater und ſagte: «Frater Johann, ich möchte wol mein eigenes Todtenamt feiern laſſen und demſelben beiwohnen; was denkt Ihr davon?» Der Kloſterbruder brach in Thränen aus und erwiderte ſchluchzend: «Ew. Majeſtät möge leben! Dies iſt unſer Aller heißer Wunſch; möge dieſelbe nicht vorzeitig ihren Tod anſagen!» «Würde eine derartige Ceremonie», verſetzte Karl, «nicht förderlich für mein Seelenheil ſein können?» «Ohne Zweifel, jeder fromme Act hat dieſe Wirkung», war die Antwort. «So bereite man Alles ſchon dieſen Abend», unterbrach der Monarch. Des andern Morgens (31. Auguſt 1558) war Alles bereit; ein Katafalk, von zahlreichen Kerzen umgeben, war in der großen Kapelle aufgeſtellt, und der Kaiſer erſchien mit ſeinem geſammten Hofſtaat im Traueranzug. Dieſes Schauſpiel machte auf ſämmtliche Anweſende einen we-

*) Seine Feindſchaft gegen Granvella zog ihm 1565 einen Inquiſitionsproceß und ſchließlich den Feuertod zu.

*) Deſſen Correſpondenz mit Karl gab 1843 Hr. von Reiffenberg zu Brüſſel heraus.

Digitized by Google

müthigen Eindruck und erweckte das traurige Vorgefühl von dem baldigen Hintritte des erlauchten Büßenden. In der That überfiel diesen alsbald nach Beendigung des Amts, das bis zum Abend ſich verlängert hatte, der Froſtſchauer aus dem ſich das tödtliche Fieber entwickelte, das 20 Tage darauf ſeine Auflöſung bewirkte.

34. Beichte, Communion und Teſtamentsabänderung des erkrankten Fürſten. Das Codicill von dem hier die Rede findet ſich gleichfalls bei Sandoval.

35. Treue Krankenpflege des Beichtvaters Regla und des Haushofmeiſters Quijada. Letzte Oelung.

36. Näheres über die letzten Augenblicke des Kranken. Bartholomäus Carranza, eben von den Niederlanden kommend, nebſt vielen andern Edelleuten iſt zugegen.

37. Kurze Betrachtungen über dieſes Ereigniß.

38. Wunderzeichen während der Krankheit und beim Tode des Kaiſers. Es ſind dieſelben die bei Strada, la Roſa und Sandoval aufgeführt werden.

39. Ueber die vier Kloſterbrüder (worunter der Verfaſſer der Handſchrift) welche den Leichnam bewachten; die Leichenſchau, Beſchaffenheit des Körpers eine Stunde nach dem Tode.

40.—46. Details über die Beſtattung und Trauerfeierlichkeiten. Die ergreifendſte Leichenrede hielt Francesco de Villalva, dem ſie ſpäter den Titel eines Hofpredigers Philipp's II. und die Protection dieſes Fürſten gegen eine Anklage des Inquiſitionsgerichts einbrachte. Das Herz des Kaiſers wurde dem Teſtamente gemäß bis zu weiterer Verfügung Philipp's II. in Yuſte niedergelegt.

47.—49. Abführung des kaiſerlichen, zwei Tage nach dem Tode unter dem großen Altar des heiligen Hieronymus zu Yuſte beſtatteten Leichnams nach dem Escurial auf Befehl des Königs Philipp II. (Januar 1574). Beſchreibung des Zugs, der zehn Tage dauerte, ſowie der bei der Grablegung befolgten Ceremonien.

Das 50. und letzte Capitel des Werkchens iſt überſchrieben: „Von der Betrübniß die das Dorf Coacos (dicht am Kloſter Yuſte gelegen), ſowie die ganze Provinz bei gedachter Abführung andentaglegte", und enthält einige unglückliche Muſter ſpaniſcher Dichtkunſt zu Ehren des berühmten Todten.

Wie bereits erwähnt iſt die Analyſe Backhuizen's, von der wir unſererſeits einen gedrängten Auszug gegeben haben, im Laufe des Jahres 1850 der königlichen Geſchichtscommiſſion zu Brüſſel übergeben worden. Als Berichterſtatter darüber hatte Reichsarchivar Gachard beſonders den Umſtand hervorgehoben daß die Relation des ſpaniſchen Mönchs die beſtrittene Geſchichte von der Leichenfeier mit ſolchen Details berichte daß ſie dadurch faſt über allen Zweifel geſtellt werde. Die entgegengeſetzten Reſultate welche das anfangs beſprochene Manuſcript des Don Tomas Gonzalez liefert, bewogen Gachard die Arbeit Backhuizen's den ſpaniſchen Geſchichtsforſchern Don Manuel Garcia, jetzigem Vorſtand des Archivs zu Simancas und Oberſt Aparici zur Prüfung vorzulegen. Seitdem haben Beide aufs neue beſtätigt daß Nichts in den zu Simancas zahlreich vorhandenen Briefen die Wirklichkeit der allgemein in Umlauf geſetzten Geſchichte bezeuge. Garcia hat noch dazu das Facſimile eines autographen Briefs eingeſchickt, den Karl's Leibarzt Dr. Mathys unterm 1. September 1558, alſo am Tage nach dem fraglichen Todtenamte, an den Staatsſecretair Vasquez de Molina geſchickt hat. Aus dieſem von Gachard abgedruckten Briefe geht vielmehr hervor daß der Kaiſer ſich am 30. Auguſt unwohl fühlte, und zwar nicht infolge eines Gottesdienſtes in der Kloſterkirche, ſondern eines auf der Terraſſe vor ſeiner Wohnung eingenommenen Mahles; daß ferner derſelbe eine ſchlechte Nacht zugebracht, aber ſich am Mittwoch Morgen (31. Auguſt) beſſer gefühlt habe und aufgeſtanden ſei, während der Erzählung des Hieronymitenbruders zufolge am 30. Auguſt die Todtenfeier für die Vorfahren und die Gemahlin des Kaiſers, am 31. Auguſt die für deſſen eigene Perſon abgehalten und infolge der letztern Se. Majeſtät krank geworden ſei.

Es wird ſonach durch die Auffindung der oben analyſirten Schrift nur um ſo ſchwerer über dieſen wunderlichen Zug aus der Lebensgeſchichte des großen Mannes ins Klare zu kommen. Nichtsdeſtoweniger iſt jene reich genug an intereſſanten Thatſachen um die Beachtung die wir ihr in d. Bl. geſchenkt zu verdienen.

A. Scheler.

Die neuere Literatur der Serben. Von Jovan Riſtić. Berlin, Schneider u. Comp. 1852. 8. 7½ Ngr.

Wenn ſchon der gefeierte Jakob Grimm, um die Volkspoeſie der Serben kennenzulernen, es der Mühe werth fand die Sprache dieſes Slawenſtamms zu ſtudiren, ſo darf wol angenommen werden, die literariſchen Schöpfungen der Söhne Delſchan's müſſen mehr als gewöhnliche Schönheiten enthalten. Dies iſt denn auch wirklich der Fall, und wir finden es nur paſſend, wenn von Zeit zu Zeit die Aufmerkſamkeit des europäiſchen Weſtens auf ein Volk gelenkt wird, deſſen geiſtige Wiedergeburt ganz der neuern Zeit angehört, und das wol mit berufen ſein könnte, in der Zukunft eine bedeutende Rolle zu ſpielen.

Das obige nur drei Bogen ſtarke Werkchen meint gleich auf den erſten Seiten und zwar ſehr richtig, die Anfänge der ſerbiſchen Literatur ſeien nicht naturwüchſig, weil deren Begründer, auf abendländiſchen Schulen gebildet, den Standpunkt ihrer Nation nicht zu finden gewußt hätten. Bevor ſie ſich noch ein Leſepublicum geſchaffen hatten, ſuchten ſie ſchon die im Auslande erworbenen Kenntniſſe zu verbreiten und bedachten nicht daß dieſes ganze Wiſſen als auf fremder Anſchauungsweiſe beruhend dem Volke noch ganz unzugänglich ſein mußte. Ein anderer ebenſo großer Fehler war der, daß Diejenigen welche ſich berufen fühlten als Lehrer aufzutreten ſelbſt in den mehr populairen Zweigen der Literatur eine Sprache, die Kirchenſprache, gebrauchten, die dem Volke nicht verſtändlich war. Dieſen Verſtoß beging ſelbſt noch der Biſchof Murchitzki, jener eifrige Vorfechter ſeiner Nation, ſowie auch Doſithej Obradowitſch, der, ein zweiter Anacharſis, faſt ganz Europa durchwanderte und dann reich an Kenntniſſen zu ſeinem Volke zurückkehrte, um deſſen Lehrer und Aufklärer zu werden. Beiden fehlte noch eine volksthümliche Sprache, und um dieſem Mangel abzuhelfen ſuchte man die altſlawiſche mit der ſerbiſchen zu verbinden und ſchuf auf dieſe Art das ſlawiſch-ſerbiſche Idiom, das ſich nicht mehr an ſo feſte Regeln band. Widakowitſch ſchrieb darin den populairen Roman: Sloſzowitſch ſeine Naturkunde, Wuitſch, Beritſch und Bolitſch Ueberſetzungen gemeinnütziger Werke, als: Geographie, Geſchichte, Hausökonomie u. ſ. w. Die Wahl des Stoffs wurde mit jedem neuen Werke eine richtigere und die darin gebrauchte Sprache eine ſich mehr und mehr dem Reinſerbiſchen annähernde.

Da erſchien endlich Wuk Stefanowitſch Karadſchitſch (geb. 1787) und legte durch Veröffentlichung der Denkmäler des geiſtigen Daſeins der Nation den Grund zu einer Volksliteratur. Er ſammelte die Volkslieder und Sprüchwörter, ſchilderte die Sitten ſeines Stammes, ſchrieb die erſte ſerbiſche Grammatik, ſowie auch ein Wörterbuch, vervollkommnete die Orthegraphie, und ſuchte das bis dahin noch faſt vereinzelt und unbekannt daſtehende Volk mit dem Weſten in Berührung zu bringen. Den Streit, ob der herzegowiniſchen oder der reſſawiſchen Mundart als Schriftſprache der Vorzug zu geben ſei, ſchlichtete er dahin daß er ſich für beide ausſprach, indem er behauptete die Volkspoeſie müſſe hier den Weg zeigen.

Simeon Milutinowitſch, der Dichter der Serbianka (geſt. 1847), war der Erſte welcher im Geiſte der Volkslieder ſang, und Dawidowitſch, ein Mann, ganz Serbe, wie ſeine Grabſchrift ſagt, ſowie auch Swetitſch machten ſich durch Gründung der Matiza Serbska, eines Inſtituts zur Hebung der vaterlän-

biſchen Literatur, das jährlich vier Hefte herausgab, hochverdient.

Zum Schluß berührt das Werkchen noch die Gründe, warum ſich das Leben in der ſerbiſchen Literatur bisjetzt noch nicht mehr entwickeln konnte, ſowie deren Errungenſchaften, die es in der einfachen Größe, Naivetät und epiſch-plaſtiſchen Vollendung der Volkspoeſie, ſowie dem echtnationalen Zuge findet. Es erwähnt dabei zugleich Branko Raditſchewitſch, den bedeutendſten ſerbiſchen Lyriker, indem es beſonders deſſen „Reiſe" und den „Studentenabſchied" hervorhebt, und den kürzlich verſtorbenen Njegoſch, Vladika von Montenegro, deſſen „Gebirgskranz" ihn zum Liebling der Nation gemacht hat. Als Proben ſind einige recht gelungene Ueberſetzungen von Muſchinski, Obradowitſch, Milutinowitſch, Branko und Ilić beigefügt.

Möge die flüchtige Skizze, die wir von dem Werkchen entworfen haben, dazu beitragen, es der Aufmerkſamkeit der Leſewelt zu empfehlen, und der Autor ſich veranlaßt fühlen, uns bald in einem größern Werke umfaſſendere Nachrichten über das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche ſeines Volks zu geben. 50.

Niebuhr.

The life and letters of Barthold George Niebuhr; with essays on his character and influence, by the Chevalier *Bunsen*. Zwei Bände. London 1852.

Es gebührt den „Blättern für literariſche Unterhaltung" von obigem Werke Bemerkung zu nehmen, weniger weil der Verfaſſer preußiſcher Botſchafter am engliſchen Hofe, als weil ſein Buch eigentlich nur eine Auswahl der von Niebuhr's Schwägerin, Frau Hensler, vor einigen Jahren in drei Bänden veröffentlichten Correſpondenz des Verewigten und deshalb für deutſche Leſer kaum von Bedeutung iſt. Weil nämlich der Verfaſſer ſein Buch für Engländer geſchrieben hat, er die Briefe geſtrichen die nur für Deutſche von Intereſſe ſein können, und weil in den gegebenen Manches vorkommt was den Engländern unverſtändlich ſein dürfte, hat er dies nach Möglichkeit zu erklären geſucht und hierzu außer andern hiſtoriſchen Hülfsquellen namentlich die Memoiren des Freiherrn von Stein benutzt. Wäre Letzteres nicht geſchehen, ſo würde das Buch, ſtatt wie geſagt für deutſche Leſer kaum von Bedeutung, für ſie von gar keiner Bedeutung ſein, und iſt folgerecht jenes nur inſofern als dadurch die etwaige Mühe eigenen Nachſchlagens erſpart werden kann. Daß hingegen der Verfaſſer ſich um die engliſche Leſewelt verdient gemacht, unterliegt keinem Zweifel und findet auch vollſte Anerkennung ſeiten des „Edinburgh review", welches ſein Buch in der betreffenden Anzeige „einen der werthvollſten Beiträge zu unſerer neuen biographiſchen Literatur" nennt und „es allen ſeinen Leſern angelegentlich empfiehlt". 47.

Hiſtoriſche Miscellen.

Jakob Ayrer.

Dieſer nürnberger Procurator, der zuerſt eine Theorie des deutſchen Proceſſes ſchrieb, lebte zu Ende des 16. Jahrhunderts und war zugleich der Dramaturg ſeiner heitern Vaterſtadt Nürnberg. Wir beſitzen von ihm einen ſchweren Folianten Tragödien, Komödien und Faſtnachtsſpiele („Opus theatricum", Nürnberg 1618), durch die er ſeine Mitbürger zu belehren und zu erfreuen ſuchte. In Erfindung und Sprache ziemlich gewandt, ſucht er durch ſeine Faſtnachtsſpiele Luſt und Lachen zu erregen. Er geißelt die Thorheiten, Schwächen und Leidenſchaften ſeiner Zeitgenoſſen und läßt es am Schluß nicht an einer zum Publicum geſprochenen guten Lehre und Nutzanwendung fehlen, wobei zugleich treuherzig den Zuſchauern gute Nacht gewünſcht wird, z. B. „Wir wünſchen euch All eine gute Nacht"; oder: „Gott geb' euch Allen eine gute Nacht." Auch heißt es wol: „Nun geht All heim, das Spiel iſt aus." Daß aber die Heiterkeit und luſtige Laune jenes Publicums oft etwas laut und ſtörend war, geht daraus hervor daß faſt in jedem Stück die luſtige Perſon zur Ruhe ermahnt und Stille gebietet, z. B. mit den Worten:

Drum ſeid fein ſtill, ihr lieben Leut',
Denn wenn ihr alſo tölpiſch ſchreit,
So mach' ich, daß der Wiltmann kumb;
O er brächt Euch mehr als halb umb.

oder in einem andern Stück:

Drumb ſo hall die Mäuler ein' Weil',
Oder ich will's euch zubinden.
Ich hab' einen Lecker geſeh'n dorthinden,
Der machl's wahrlich gar viel zu grob.
Wenn ich ihn werd' erwiſchen drob,
So will ich ihm den Hals umdrehen.
Ich hab' ihn auch ſchon lang geſehen,
Will bald hinunter zu ihm ſchleichen
Und ihm, auch andern ſeinesgleichen
Knebel in die Mäuler ſtecken. u. ſ. w.

Aus den Verwickelungen, Intriguen und Abenteuern dieſer Faſtnachtsſpiele erſehen wir die damaligen Neigungen und Leidenſchaften, Gewohnheiten und Sitten des Volks und vergegenwärtigen uns die Zuſtände einer Zeit, wo einfacher, redlicher Bürgerſinn neben Sittenverderbtheit und wüſtem Leben herrſchend waren und uns im Bilde gezeigt werden. Buhlerei und Kuppelei, Liſt und Eiferſucht, Betrügerei und Prellereien aller Art ſpielen die Hauptrollen in dieſen Stücken, und die komiſchen Situationen und Intriguen ſind oft mit Geſchick erfunden und überraſchend entwickelt. Höchſt burlesk iſt die Schilderung der wüſten Roheit und Verderbenheit der damaligen Soldateska in dem Faſtnachtsſpiel: „Daß kein Landsknecht in den Himmel noch in die Hölle kommt." Drei Landsknechte treten nämlich auf, die ſo wild, ungeſchlacht und grob ſind daß man ſie weder auf der Erde noch im Himmel, nicht einmal in der Hölle dulden mag. St.-Petrus ſagt:

Ich hab' gemeint daß die Landsknecht ſein
Noch ſo frumm wie vor allen Jahren,
Wie St.-Martin und St.-Georg waren.
Weil ſie nun ſo geſittet ſein,
Laſſ' ich ohn' Wiſſen des Herren mein
Keinen Landsknecht nimmermehr ein. u. ſ. w.

Der Teufel, zu dem ſie hierauf wandern, fürchlet ſich vor ihnen und ſchwört daß er alles verbrecheriſche Geſindel gern aufnehmen wolle, nur keinen Landsknecht. Neben ſolchen trüben Schilderungen findet man aber auch mit Nationalſtolz hervorgehoben die Ehre und die Blütezeit des deutſchen Bürgerthums, ſein Fortſchreiten in allen Künſten und Wiſſenſchaften. Namentlich handelt hiervon das Schauſpiel: „Julius Redivivus, aus Nicodemo Friſchlino; von Deutſchlands Aufnahme und Lob. Der wieder lebendig gemachte Kaiſer Julius." Hier durchwandern Julius Cäſar und Cicero die deutſchen Lande und wundern ſich über die großen Veränderungen im Vergleich zu ihrer Zeit. Sie ſtaunen über die Buchdruckerkunſt, halten das Schießgewehr für ein göttliches Geſchenk, und vor den berühmten Juriſten jener Zeit läßt ſich Cicero auf die Knie nieder. Zuletzt übergibt Mercur die Wanderer dem Pluto wieder und beſchließt das Stück mit einer Lobrede:

Alſo endet ſich das Gedicht
Teutſchland zu Ehren zugericht,
Aus welchem ihr klüglich vernommen,
Wie daß Teutſchland ſo hoch iſt kommen.

Er preiſt die ſchönen Städte in Deutſchland, die Schlöſſer und Flecken, „die der gelehrten Leut voll ſtecken". Man könne da, ſagt er, zum Saitenſpiel alle Inſtrumente machen, mit

kunſtreicher Hand Bücher ſchreiben und drucken, uhrmachen, weben, wirken und ſtricken, Werkzeuge von Stahl und Eiſen zurichten, und man ſende die Waaren Deutſchlands in alle Lande.

Was nur anſieht ein teutſcher Mann,
Verſucht er's, ob er's noch thun kann.
Auch geben ſie gute Kriegesleut',
Daß man ſie lobet weit und breit.
Die Welſchen, Wallonen und Schotten,
Die vor thaten Teutſchland verſpotten,
Die tragen ihm jetzt Waaren hinauf,
Und fegen ihm die Kamine aus,
Und ſteh'n dem Teutſchland all zu Dienſt;
Und dieſes Alles iſt das minnſt;
Das allerbeſt iſt an dem Ort,
Daß es hört lauter Gottes Wort.

Aber die Blüte und Herrlichkeit Deutſchlands vernichtete bald jener unſelige dreißigjährige deutſche Krieg, der in ſeinen Folgen ſo verderblich wurde.

Alter und neuer Adel.

Zur Zeit der Reſtauration in Frankreich ſtritt eines Tags ein Altadeliger, ein Herzog von Montmorency, mit einem Napoleon'ſchen Edelmann und Marſchall, dem Herzog von Abrantes, über die Vorzüge des alten und neuen Adels; und dieſer machte dem Streit mit folgender Bemerkung ein Ende: „Monsieur, c'est sans doute une belle chose qu'une illustration comme celle que vous pouvez invoquer. Cependant après tout, la différence qu'il y a entre nous; c'est que vous avez des aieux, et que nous sommes des aieux." Dies erinnert an Tacitus, „Annal.", XI: „His verbis Tiberius dedecus natalium Curtii Rufi velavit: Curtius Rufus mihi videtur ex se natus." Auch Plutarch erzählt, wie Harmodius, ein Nachkomme des alten Harmodius, dem Iſokrates ſeine gemeine Herkunft vorgeworfen, habe dieſer erwidert: „Mein Geſchlecht fängt mit mir an, das deine hört bei dir auf." 73.

Bibliographie.

Aeſchylos' Werke. Griechiſch mit metriſcher Ueberſetzung und prüfenden und erklärenden Anmerkungen von J. A. Hartung. 1ſtes Bändchen: Prometheus. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Ander Linth, Die Näfelſer Fahrt. Ein Gedicht in ſchweizeriſcher Mundart. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 8. 5 Ngr.

Anderſen's, H. C., ſämmtliche Märchen. Mit 125 Illuſtrationen nach Originalzeichnungen von V. Pederſen. In Holz geſchnitten von Ed. Kretzſchmar. 3te Auflage. Leipzig, Teubner. 1853. Br. 8. 2 Thlr.

Bartholdi, G., Chriſtliches Bedenken gegen die Todesſtrafe. Ludwigsluſt, Hinſtorff. Gr. 8. 5 Ngr.

Baumeiſter, H., Blicke auf einzelne Gegenſtände des Hamburgiſchen Rechts. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 2 Thlr.

Beckedorf, L. v., Die katholiſche Wahrheit. Worte des Friedens und der Wiederverſöhnung an gottesfürchtige proteſtantiſche Chriſten. 3te verbeſſerte Auflage. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Blanche-Raffin, A. v., Jakob Balmes, ſein Leben und ſeine Werke. Ueberſetzt von Kuratus F. X. Karker. Mit 1 Stahlſtich. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Bodenſtedt, F., Gedichte. 2te Auflage. Bremen, Schlodtmann. 1853. 16. 2 Thlr.

Bouterwek, K. W., Leben und Wirken Rudolf's von Rodt, weiland Missionars der Londoner Missionsgesellschaft in Indien. Nebst Erklärung und Uebersetzung einer zum ersten Male bekannt gemachten und in einem Facsimile beigegebenen indischen Litanei. Elberfeld, Friederichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Briefe über Staatskunſt. Berlin, Hertz. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Briefwechſel und mündlicher Verkehr zwiſchen Goethe und dem Rathe Grüner. Leipzig, G. Mayer. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buch der Refrain-Lieder. Herausgegeben von E. Kauffer. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buch der Sonette. Album neuerer deutſcher Sonette. Herausgegeben von E. Kauffer. Ebendaſelbſt. 32. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Burow, Julie, Aus dem Leben eines Glücklichen. Ein Roman. Drei Bände. Königsberg, Samter. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Chriſtoterpe. Ein Taſchenbuch für chriſtliche Leſer auf das Jahr 1853. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren Andern von A. Knapp. Mit 1 Kupfer. Heidelberg, K. Winter. Gr. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Conſcience, H., Flämiſches Stillleben, in drei kleinen Erzählungen. Aus dem Flämiſchen überſetzt von M. Diepenbrock. Mit den Original-Holzſchnitten. 4te Auflage. Regensburg, Puſtet. Gr. 8. 20 Ngr.

Fränkel, F., Volks-Schauſpiele. 1ſtes Bändchen. München, Franz. Gr. 16. 18 Ngr.

Frankreich unter dem Neffen ſeines Onkels. Vom Verfaſſer von: „Frankreich immer das Alte unter der neuen Republik". Berlin, Hertz. Gr. 8. 1 Thlr.

Genthe, F. W., Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Ein Beitrag zur Geschichte des Marien-Cultus. Halle, Pfeffer. Lex.-8. 20 Ngr.

Glökler, J. P., Heimathklänge. Lieder für religiöſes Gemüthsleben. Stuttgart, Lindemann. 1853. 8. 15 Ngr.

Gotthelf, J., Die Rechtsverhältniſſe der Juden in Bayern auf Grundlage der neueſten bayeriſchen Geſetze. München, Franz. Gr. 8. 26 Ngr.

Hackländer, F. W., Illuſtrirte Soldaten-Geſchichten. Ein Jahrbuch für das Militair und ſeine Freunde. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Hedrich, F., Lady Eſther Stanhope, die Königin von Tadmor. Tragödie in drei Acten. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 20 Ngr.

Heſekiel, G., Maurin und Jüdin. Hiſtoriſcher Roman. Berlin, Hollſtein. 8. 25 Ngr.

Hettinger, F., Die kirchlichen und ſocialen Zuſtände von Paris. Mainz, Kirchheim u. Schott. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hiob metriſch überſetzt von M. Spieß. Buchholz, Adler. 16. 22½ Ngr.

Holtei, K. v., Chriſtian Lammfell. Roman in fünf Bänden. Breslau, Trewendt u. Granier. 1853. 8. 6 Thlr.

Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 32ſter Jahrgang, für 1853. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 1853. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Daſſelbe. Ergänzungsband für den 15ten und 16ten Jahrgang. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 2 Thlr.

Jellinek, A., Auswahl kabbalistischer Mystik. 1stes Heft. Zum Theil nach Handschriften zu Paris und Hamburg, nebst historischen Untersuchungen und Charakteristiken herausgegeben. Leipzig, Colditz. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Prinzeſſin Ilſe. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. Illuſtrirte Prachtausgabe. 5te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1853. 4. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jost, J. M., Adolph Jellinek und die Kabbala. Ein Literatur-Bericht. Leipzig, Colditz. Gr. 8. 3 Ngr.

Koch, E. M., Geſchichte des Kirchenlieds und Kirchengeſangs der chriſtlichen, insbeſondere der deutſchen evangeliſchen Kirche. 1ſter Haupttheil: Die Dichter und Sänger. 1ſter

Band. 2te verbeſſerte und durchaus vermehrte Auflage. Stuttgart, Belſer. Gr. 8. 27 Ngr.

Koch, F., Gedichte. Schweidnitz, Fürſt. 8. 10 Ngr.

Land- und Seebilder aus der Gegenwart. Aus den Houſehold-Words des Charles Dickens zuſammengeſtellt und überſetzt von D. Sägelken. 1ſter Theil. Amerika und Auſtralien umfaſſend. Oldenburg, Stalling. Gr. 12. 22½ Ngr.

Lehmann, B. A., Bemooſ'te Gedichte. 1ſter Theil. Naumburg. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leibrock, A., Der Sohn einer Mutter. Eine wahre Begebenheit. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1853. 8. 2 Thlr.

Liederchronik deutſcher Helden. Aus vaterländiſchen Dichtern zuſammengeſtellt von A. Böttger. Leipzig, Herbig. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Lion, A., Ueber Bücher-Correctur. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 4 Ngr.

Macaulay's Gedichte. Lieder des alten Rom. Ivry. Die Armada. Ueberſetzt von J. S. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von F. Bülau. Mit dem Portrait des Verfaſſers. Leipzig, T. O. Weigel. 1853 Gr. 16. 21 Ngr.

Möller, W., Kritik des Strafmaßes mit beſonderer Rückſicht auf das kurheſſiſche Recht. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Monteton, O. D. Frhr. v., Sänger und Ritter. Ein Roman aus der Neuzeit. Zwei Theile. Aſchersleben, Fokke. 1853. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Nitzsch, G. W., Die Sagenpoesie der Griechen kritisch dargestellt. Drei Bücher. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetzschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nobiling, C., Die Berliner Bürgerwehr in den Tagen vom 19. März bis 7. April 1848. Ein unfreiwilliger Beitrag zur Geſchichte der Märzereigniſſe. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Piſchon, F. A., Leitfaden zur Geſchichte der deutſchen Literatur. 10te vermehrte Auflage. Berlin, Duncker u. Humblot. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Reyer, C., Geſchichte der franzöſiſchen Kolonie in Preußen. Berlin, Schneider u. Comp. 8. 1 Thlr.

Sartorius, E., Ueber den alt- und neuteſtamentlichen Cultus, insbeſondere Sabbath, Prieſterthum, Sacrament und Opfer. Stuttgart, S. G. Lieſching. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.

Schindler, K. E., Die Aſſociation der Geldkräfte ſammt Vorſchlägen für Gewerbe- und Gewerken-Banken und für landwirthſchaftliche Geld-Vereine. Wien, Groß. 1853. Gr. 8. 28 Ngr.

Schmidt, C. A., Der principielle Unterſchied zwiſchen dem römiſchen und germaniſchen Rechte. 1ſter Band: Die Verſchiedenheit der Grundbegriffe und des Privatrechts. Roſtock, Stiller. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwerin, Agnes Gräfin, Sechszehn Jahre. Roman. Zwei Bände. Berlin, Grobe. 1853. 8. 4 Thlr.

Schönemann, C. P. C., Zweites und drittes Hundert Merkwürdigkeiten der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Für Freunde derſelben aufgezeichnet. Hannover. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schrader, A., Die Götzen der Leidenſchaften. Originalroman. 1ſter Band. Leipzig, Naumburg. 1853. Gr. 16. 1 Thlr.

Smidt, H., Grünes Land und blaue Wellen. Novellen. Zwei Bände. Berlin, Grobe. 1853. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

— — Skandinaviſche Kreuz- und Querzüge. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 1 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte. Ein Roman aus dem Leben der Sklaven in Amerika. Zwei Theile. Berlin, Sacco. Gr. 8. 1 Thlr.

Sulzer, E., Ein Beitrag zu Löſung einer der wichtigſten Fragen unſerer Zeit. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Humoriſtiſch-ſatyriſcher Theaterkalender für Bühnenmitglieder und Freunde des Theaters. Auf das Jahr 1853. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Trummer, C., Das Hamburgiſche Erbrecht. Ein hiſtoriſch dogmatiſcher Verſuch. Zugleich als Beitrag zur Geſchichte und Dogmatik des allgemeinen Deutſchen Erbrechts. Zwei Bände. Hamburg, Perthes-Beſſer u. Mauke. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Uhlemann, M., Quae, qualia, quanta! Eine Beſtätigung des quousque tandem? der Champollioniſchen Schule. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Ungewitter, Innbegriff des Wiſſenswürdigſten der Geographie aller Welttheile. Darſtellung ihrer Länder und Staaten nach ihrer Lage, Größe und Bevölkerung, ihrer Staats-Verfaſſung 2c. Ein Handbuch für Geſchäftsmänner und Gebildete jeden Standes. Nach den neueſten offiziellen Mittheilungen und den verläßlichſten Hilfsmitteln bearbeitet. Mit einem vollſtändigen Regiſter der darin vorkommenden 11308 Städte und Ortſchaften. Peſt, Hartleben. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Vormbaum, R., Miſſions-Segen. Lebensbilder aus der Geſchichte der evangeliſchen Heidenmiſſion. Bielefeld, Velhagen u. Klaſing. 8. 15 Ngr.

Wahl, L., Mährchen. Nebſt einer Vorrede von L. Tieck. Berlin, Hollſtein. 16. 27 Ngr.

Zitz, Kathinka, Maikräuter. Eine Auswahl unterhaltender Novellen und Erzählungen. Mainz, Faber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Neue Rheinſandkörner. Ein Novellen-Cyklus. Ebendaſelbſt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Neueſte Rheinſandkörner. Ein Novellen-Cyklus. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wildenhahn, A., Erzgebirgiſche Dorfgeſchichten. 2te Auflage. Zwei Bände. Leipzig, Gebhardt u. Reisland. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Martin Luther. Kirchengeſchichtliches Lebensbild aus der Zeit der Reformation. 5ter Theil. — A. u. d. T. Luther und Melanchthon. Kirchengeſchichtliches Lebensbild aus der Wittenberger Stadt- und Kirchengeſchichte. Fortſetzung und Schluß des Martin Luther. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eichhorn, C., Die Kindheit und das Mannesalter im Hinblick auf die Kirche Gottes. Predigt am St. Michaelistage den 26. September 1852 in Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiſer. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Jeſuiten nach dem Urtheile großer Männer oder Was iſt von den Jeſuiten zu halten? Aus dem Italieniſchen. Paderborn, Schöningh. Gr. 12. 2½ Ngr.

Kahnis, K. F. A., Abendbetrachtung während der Generalſynode der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Preußen, am 30. September 1852 zu Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiſer. Gr. 8. 2 Ngr.

Lafaurie, Schleswig-Holſteins und Dänemarks papiernes Recht. Hamburg, Richter. Gr. 8. 6 Ngr.

Nagel, J., Ein Jeglicher eilet auf ſein Haus. Predigt zur Eröffnung der General-Synode der evangeliſch-lutheriſchen Kirche in Preußen am 22. September 1852 zu Breslau gehalten. Breslau, Dülfer u. Geiſer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Rübenzuckerfabrikation, ihr volkswirthſchaftlicher Nutzen und ihre Beſteuerung. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 5 Ngr.

Sendſchreiben eines Oeſtreichers an die deutſche Nation. Leipzig, Remmelmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine Stimme aus Sachſen über die Zollfrage von B. v. G. Meißen, Goedſche. Gr. 8. 5 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLVIII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das vierte Heft
der
deutſchen Vierteljahrs-Schrift
für 1852.
October — December.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften von je mehr als 20 Bogen 7 Thlr. 10 Ngr., oder 12 Fl.

Inhalt:

Die fünfzehnte Verſammlung der deutſchen Land- und Forſtwirthe in Hannover. — Die Macht des Capitals und die Macht der Civiliſation in verſchiedenen weltgeſchichtlichen Epochen. — Das Weſen des arbeitsloſen Einkommens und ſein beſonderes Verhältniß zu Amt und Adel. — Ideen zur Erziehung der Menſchen durch Gehorſam und Sparſamkeit zum Staatsbürgerthum. — Die Bedeutung der Muſik im heutigen Völkerleben. — Die Nothwendigkeit gut eingerichteter Findelhäuſer. — Die Zollverhandlungen. — Anſtalten zur Hebung der Nothſtände und zur moraliſchen Verbeſſerung der untern Volksclaſſen.

Stuttgart und Tübingen, im October 1852.

J. G. Cotta'ſcher Verlag.

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang.
1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

October. Nr. 40 — 44.

Inhalt: Briefe über die 15. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Hannover. I. — Das Zuſammenwerfen der Ackerkrume mittels des Spatens. — Aus Norddeutſchland. — 1) Rectificatoren und Doppelbecken in den Branntweinbrennereien. — 2) Das Vonſelbſtaufgähren des Hefenguts und die Urſachen deſſelben. — 3) Aufbewahrung der untergährigen Bierhefe über Sommer, und wie dieſelbe für die Bäcker zum Gebrauche zuzurichten iſt. — Briefe über die 15. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Hannover. II. — Die Dreſchmaſchine nebſt Göpel von Barett, Exall und Andrewes. — Briefe über die 15. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Hannover. III. und IV. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**, Nr. 40 — 44, und artiſtiſche **Beilage**, Nr. 4.

In der **Fr. Hurter**'ſchen Buchhandlung in **Schaffhauſen** erſchien ſoeben:

Geſchichte Alfred's des Großen. Von Dr. **J. B. Weiß**, Privatdocenten der Geſchichte an der Univerſität Freiburg. 1 Thlr. 15 Ngr., oder 2 Fl. 36 Kr.

Hurter, Geſchichte Kaiſer Ferdinand's II. und ſeiner Aeltern. Fünfter Band. 2 Thlr. 15 Ngr., oder 4 Fl. 12 Kr.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à **Leipzig**:

Eléments du droit international
par
Henry Wheaton.

Seconde édition.

Deux volumes. In-8. Broché. 4 Thlr.

Ouvrage du même auteur:

Histoire des progrès du droit des gens en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Avec une introduction sur les progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. *Seconde édition*, revue, corrigée et augmentée par l'auteur. 2 vol. In-8. 1846. Broché. 4 Thlr.

Im Verlage von **Scheitlin u. Zollikofer** in St.-Gallen iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Sagen des Elſaſſes,

zum erſten male getreu
nach der
Volksüberlieferung, den Chroniken und andern gedruckten und handſchriftlichen Quellen
geſammelt und erläutert
von
August Stöber.
Mit einer Sagenkarte von J. Ringel.
Preis: 1 Thlr. 2 Ngr.

Von den vielen Freunden der Geſchichts- und Sagenliteratur mit Sehnſucht erwartet, iſt das genannte Werk, die Frucht langjähriger und unausgeſetzter Forſchungen des berühmten Fachkundigen, ſoeben erſchienen und wird eine der erſten Stellen in dieſem Gebiete einnehmen. Die beigebogene Sagenkarte, die mit höchſter Sorgfalt und großem Geſchmacke ausgearbeitet iſt, verdient beſondere Beachtung.

Straßburger Münſterſagen

aus Urkunden, Chroniken und ſonſtigen Quellen
geſammelt und dargeſtellt
von
Ludwig Schneegans,
Archivar und Bibliothekar der Stadt Straßburg.
Preis: 6 Ngr.

Gedichte

von
Carl Morel.
Elegante Miniaturausgabe.
Geh. Preis: 15 Ngr.
Gebunden mit Goldſchnitt 22½ Ngr.

Ein Recenſent ſagt von dieſen Gedichten unter Anderm: „Ueberall ſchimmern die Edelſteine köſtlicher Gedanken auf der Welle des Liedes und würzen den rhythmiſchen Gang. „Unbedeutendes, Alltägliches iſt nichts da; überall friſche, ſtramme Kraft, keckes, ſelbſtändiges An- und Auffaſſen des Lebens, geiſtreiches, kerniges Fühlen und Anſchauen, oft auch eine überraſchende Zartheit im Aufnehmen oder Wiedergeben. Natur und Liebe ſind die überall durchklingenden Grundtöne der Gedichte; erſtere vor Allem bietet überall den Ausgangs- oder Anlehnungspunkt, und wir geſtehen, daß wir in vielen Liedern an Lenau's herrliche und geiſtvolle Naturanſchauung gemahnt wurden."

Die

Siloahquelle und der Oelberg

von
Dr. Titus Tobler,
praktiſchem Arzte zu Horn am Bodenſee.
Mit einer artiſtiſchen Beilage.
Preis: 1 Thlr. 18 Ngr.

Der gelehrte Herr Verfaſſer läßt in dieſer neuen ſelbſtändigen Monographie die Reſultate ſeiner antiquariſchen Forſchungen im Heiligen Lande ans Licht treten. Tobler's Arbeiten ſind auf dieſem Felde nicht nur epochemachend, ſondern vermöge ihrer unübertrefflichen Solidität nach den meiſten Seiten hin- geradezu abſchließend. Was die peinlichſtſorgfältige, wiederholte eigene Anſchauung, was die umfangreichſte Benutzung aller, auch der ſeltenſten Codices und Druckſchriften, was endlich die vorurtheilsloſe, ſcharfſichtige Kritik an dieſem Stoffe zu leiſten vermag, hat Tobler in einem Grade geleiſtet, der ihm die vollſte Anerkennung der Gelehrtenwelt gewonnen hat.

Die Näfelſer Fahrt.

Ein Gedicht in ſchweizeriſcher Mundart
von
Ander Linth.
Preis: 5 Ngr.

Dieſe ſehr gelungene Dichtung, die in ſchöner poetiſcher Form markvoll charakteriſtiſch das Glarnerleben ſchildert, wird gewiß jedem Freunde mundartlicher Poeſie einen reichen Genuß bieten.

Chronik
der
Feuerarbeiter.

Namentlich der
Huf-, Waffen-, Klingen- und Meſſerſchmiede, der Schloſſer und Maſchinenbauer.
Mit beſonderer Rückſicht der im Mittelalter beſtandenen, nunmehr aber eingegangenen Gewerke der Plattner, Harniſchmacher, Hauben- und Helmſchmiede, Salwirthe und Bogner.
Bearbeitet und in den Druck gegeben durch
H. A. Berlepſch.
18 Ngr.

Bei **Vandenhoeck und Ruprecht** in Göttingen iſt erſchienen:

Bodemann, Fr. Wilh., Paſtor in Schnackenburg, **Bibliſche Geſchichte.** Mit den Worten der Bibel erzählt. Fünfte Auflage. 212 Seiten 8. Geh. Ladenpreis 5 Ngr. Partiepreis für 24 Exemplare 3 Thlr.

John, Dr. Richard, Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen. 69 Seiten. Gr. 8. Geh. Preis 10 Ngr.

Lange, Dr. Ludwig, Assessor der philosophischen Facultät in Göttingen, **Das System der Syntax des Apollonios Dyscolos.** 44 Seiten. Gr. 8. Geh. Preis 10 Ngr.

Lion, Dr. Albert, Privatdocent in Göttingen, **Ueber Bücher-Correctur.** 19 Seiten. Gr. 8. Geh. Preis 4 Ngr.

Meyer, Dr. H. A. W., Kritisch-exegetischer **Kommentar über das Neue Testament.** Zweite Abtheilung. — Auch unter dem Titel: **Kritisch-exegetisches Handbuch über das Evangelium des Johannes.** Zweite vollständig umgearbeitete Auflage. XIII und 465 Seiten. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr.

Möller, Wilh., Kritik des Strafmaßes, mit beſonderer Rückſicht auf das kurheſſiſche Recht. 229 Seiten. Gr. 8. Geh. Preis 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 49. —— 4. December 1852.

Zur Nachricht.

Dieſe Zeitſchrift erſcheint wöchentlich ein mal in drei Bogen und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutſchland nehmen Beſtellungen darauf an; ebenſo alle Poſtämter, die ſich an die Königl. ſächſiſche Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Inhalt.

Land und Leute in den Vereinigten Staaten. Zweiter Artikel. — Zur Geſchichte der neuern Philoſophie. Von **M. Carriere.** — Der perſiſche Dichter Firduſi. — Graziella. Memoirennovelle von Johannes Scherr. Zwei Theile. — Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von Adolf Pichler. — Das Schulweſen in England. — Der Adler in der Wappenkunde. — **Notizen, Bibliographie.**

Land und Leute in den Vereinigten Staaten.

Zweiter Artikel.*)

Einen beträchtlichen Theil der Einwohnerſchaft der Vereinigten Staaten bilden die Farbigen, Irländer und Deutſchen.

Die Farbigen (Neger und Mulatten) ſind nicht minder in den nördlichen freien Staaten als in den ſüdlichen, wo die Sklaverei geſetzlich beſteht, eine mit Verachtung gebrandmarkte Menſchenclaſſe. Das allgemeine Vorurtheil ſieht in ihnen ein eigenes, niederes, halb dem Thierreich angehörendes Geſchlecht, dem daher keine Menſchenrechte zukommen. Ueberall in den Vereinigten Staaten, in den Städten wie auf dem Lande, finden ſich Farbige. Die meiſten leben vom Holzſpalten, Ausladen der Schiffe und von Verrichtungen zu denen ſich kein Weißer verſteht, als z. B. das Reinigen der Schornſteine, das Todtſchlagen der tollen Hunde; oder ſie dienen als Kutſcher, Bediente oder Köche. Nur einzelne treiben ſelbſtändig Ackerbau oder Handwerke. Ueberall erfahren ſie Zurückſetzung: es iſt ihnen nicht geſtattet ihre Kinder in die Schulen der Weißen zu ſchicken; in den Gaſthäuſern dürfen ſie nicht an dem Tiſche Platz nehmen an welchem Weiße ſitzen; ſie dürfen nicht mit Weißen auf der Eiſenbahn oder in einem Omnibus fahren und ſind gezwungen im Theater, ja ſogar in der Kirche eigens ihnen angewieſene Plätze einzunehmen. Ihr Zeugniß zu Gunſten eines der Ihrigen gegen einen Weißen iſt ungültig. Nun iſt zwar nicht zu leugnen daß die Mehrzahl der Farbigen moraliſch verſunken, roh und faul iſt und daß viele derſelben ſich Verbrechen zuſchuldenkommen laſſen; allein das muß als eine natürliche Folge der ihnen widerfahrenden ſchnöden Zurückſetzung angeſehen werden. Daß ihnen höhere geiſtige Befähigungen nicht abgehen, beweiſen manche von ihnen, die einen nicht geringen Grad wiſſenſchaftlicher Bildung erreicht haben; es finden ſich namentlich unter denen welche ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet haben nicht wenige welche einen Ruf als wiſſenſchaftliche und kenntnißreiche Männer genießen. Die übermüthige und verächtliche Behandlung der Farbigen von Seiten der Amerikaner zeigt deutlich daß die Aufklärung der Letztern und ihre Begriffe von Menſchlichkeit und Freiheit nicht übermäßig hoch anzuſchlagen ſind.

Die Irländer, obgleich mit den Amerikanern ſprachverwandt, verſchmelzen ſich nicht leicht mit denſelben, wenigſtens nicht ſo leicht als es bei Engländern und Schotten der Fall iſt, wozu auch ihr Katholicismus beiträgt. Unter den eben eingewanderten Irländern findet man viele verkümmerte Geſtalten, und in ihrem Benehmen haben ſie etwas Unterdrücktes und Unterwürfiges. Dieſe Eigenſchaften verlieren ſich aber, ſobald ſie ein paar Jahre in Amerika gelebt haben, und ſtatt der abgehungerten Geſichter gewinnen ſie ein volles, kräftiges Aeußeres. Von den Amerikanern unterſcheiden ſie ſich auch durch ihren Hang zur Sinnlichkeit, Geſelligkeit und Geſchwätzigkeit; dieſe Eigenſchaften bleiben ihnen auch wenn ſie ſchon längere Zeit in Amerika heimiſch geworden ſind. Die meiſten kommen im ärmlichſten Zuſtande an; doch ſind ihre Landsleute gleich bei der Hand, ihnen zu ihrem Fortkommen zu verhelfen. Größtentheils leben ſie von Handarbeit bei Erbauung der Häuſer, ſowie bei der Anlage von Straßen, Kanälen und Eiſenbahnen. Die ledi-

*) Vergl. den erſten Artikel in Nr. 44 d. Bl. D. Red.

gen Irländerinnen treten bei den Amerikanerinnen in Dienſt; ſie bilden die Mehrzahl der weiblichen Dienſtboten, da außer ihnen nur noch deutſche und farbige Mädchen ſich hierzu bequemen.

Wie zahlreich die Deutſchen in den Vereinigten Staaten ſind, geht daraus hervor daß man ſie in der Stadt Neuyork allein auf 60,000, alſo ungefähr den ſechsten Theil der Einwohnerſchaft, anſchlägt; in beinahe allen übrigen größern und kleinern Städten iſt das Verhältniß der Deutſchen zu den Amerikanern ein ähnliches, ja in manchen Städten iſt die Zahl der Deutſchen ſogar ein Viertel oder Drittel der geſammten Bevölkerung, namentlich in Cincinnati, St.-Louis und Neuorleans. Viele Gegenden in Pennſylvannien, im Staate Neuyork, in Virginien und beſonders in den weſtlichen Staaten werden faſt lediglich von Deutſchen bewohnt, und im geſammten Gebiete der Vereinigten Staaten gibt es vielleicht keinen Umkreis von vier Stunden, wo nicht Deutſche zu finden wären. Man möchte glauben daß es bei einem ſo günſtigen Zahlenverhältniſſe den Deutſchen leicht ſein müßte ihrer Nationalität im fernen Amerika treuzubleiben; theoretiſche Vaterlandsfreunde, die ſich gern mit Idealen beſchäftigen, gehen noch weiter und ſchmeicheln ſich mit der Anſicht daß die Deutſchen bereits jetzt einen bedeutenden Einfluß auf die amerikaniſche Bevölkerung üben, deutſche Sprache, Sitten und Gebräuche dort heimiſch machen, daß dieſes künftig noch weit mehr der Fall ſein und daß dadurch für die Deutſchen ein zweites Vaterland in der Neuen Welt hervorgehen werde. Allerdings würde Nichts ſie hindern ſich jenſeit des Ocean als Brüder Eines Volksſtamms zu bekennen und in vollſter Einigkeit zuſammenzuhalten, da keine dynaſtiſche Scheidewand gleichwie im Vaterlande ſie trennt. Leider ſteht es jedoch ſchlecht in Amerika um die Erhaltung der deutſchen Nationalität; nur zu bald entſchlagen ſich die deutſchen Einwanderer ihrer heimiſchen Sinnesart, ſelbſt ihrer Sprache, und ihr höchſtes Streben iſt darauf gerichtet, es möglichſt ſchnell dahin zu bringen daß man ſie von den Amerikanern in Nichts unterſcheiden kann. Es gibt deren in nicht geringer Zahl die den Unverſtand ſo weit treiben daß ſie ihren deutſchen Vaternamen ins Engliſche überſetzen, und aus Schneider, Zimmermann, Schuhmacher, König u. ſ. w. Taylor, Carpenter, Shoemaker, King machen, oder denſelben ſo verſtümmeln daß er gar nicht mehr als ein deutſcher zu erkennen iſt. Demnach würde ein inniges Zuſammenhalten der deutſchen Landsleute und Liebe zur heimatlichen Sitte dort vergeblich geſucht werden; vielmehr feinden ſie ſich untereinander an und ſcheuen ſich nicht Alles was deutſch iſt und heißt, ſelbſt den deutſchen Charakter, zu verunglimpfen. Dies gilt hauptſächlich von den Ungebildeten; aber auch die Gebildeten trifft der Vorwurf daß ſie des vaterländiſchen Gemeinſinns ermangeln. Dieſe Letztern ſtehen untereinander in wenig Verbindung. In Neuyork und Philadelphia gibt es gar keine öffentlichen Vereinigungsorte für ſie; wiederholte Verſuche ſolche zuſtandezubringen ſind geſcheitert; nur in Baltimore beſteht eine Geſellſchaft „Germania" als Sammelplatz für gebildete Deutſche. Da nun die in den Vereinigten Staaten anſäſſigen Deutſchen untereinander in ſo geringem Zuſammenhange ſtehen und ſo wenig von ihrem Vaterlande Etwas wiſſen wollen, iſt es nur zu begreiflich daß der eben erſt eingewanderte Deutſche mit der höchſten Gleichgültigkeit und einer Art Geringſchätzung betrachtet wird; er wird „ein Grüner" genannt und ähnlich behandelt wie der „Fuchs" auf einer Univerſität. Denn in den Augen der ſchon länger in den Vereinigten Staaten Anſäſſigen iſt nur Der ein rechter Mann der mindeſtens ſchon fünf Jahre dort gewohnt und dadurch das Bürgerrecht erworben hat. Je länger er in den Vereinigten Staaten gelebt hat und je mehr ſcheinbar er die dortigen Zuſtände kennt, deſto mehr Verdienſt hat er. Auf die in Deutſchland erworbenen Kenntniſſe wird überall kein Werth gelegt; auch mit der gerühmten „deutſchen Biederkeit" ſieht es dort jämmerlich aus, da viele Deutſche ſich ein Geſchäft daraus machen, die Unkenntniß ihrer eben angekommenen Landsleute zu benutzen, um ſie auf jede Weiſe zu übervortheilen. Sobald die Ankunft eines Schiffs von Bremen, Hamburg, Havre oder Rotterdam telegraphirt iſt, fahren ihm deutſche Betrüger oft meilenweit in die See entgegen und beſtürmen die Einwanderer mit der unverſchämteſten Zudringlichkeit; hat das Schiff im Hafen angelegt, dann iſt daſſelbe im Nu gedrängt voll Habſüchtiger, die meiſtens unter dem Vorwande, nach Freunden und Verwandten in Deutſchland ſich erkundigen zu wollen, ſich an die Einwanderer herandrängen, um erſt mit ihnen bekannt zu werden und ſie dann ſoviel als möglich unter allerlei Vorſpiegelungen auszuplündern. Um dieſer Schändlichkeit entgegenzuarbeiten, haben ſich in allen Hafenſtädten deutſche Geſellſchaften gebildet; ihre Wirkſamkeit wiſſen aber jene Nichtswürdigen beſonders dadurch zu vereiteln daß ſie dieſe Geſellſchaften als im Dienſte der deutſchen Regierungen befindlich darſtellen, die durch ſie die letzten Vortheile von den Einwanderern zu erlangen ſtreben, welchem Vorgeben die armen Opfer des Betrugs aus Mistrauen gegen die deutſchen Regierungen nur zu leicht Glauben ſchenken. Unter ſolchen Umſtänden kann es nur natürlich gefunden werden daß der Amerikaner mit Geringſchätzung auf die Deutſchen herabblickt als auf Glieder eines niedergedrückten, mitleidswürdigen, in halber Sklaverei lebenden, unmächtigen Volks. Wer ſich ſelbſt verachtet, wird es auch von Andern, und wer ſein Nationalgefühl ſo gänzlich verleugnet, kann nicht Anſpruch auf die Achtung fremder Nationen machen. Indem Kirſten dieſe traurige Erſcheinung beſpricht, fügt er hinzu:

> Nichts würde aber thörichter ſein als wenn man dieſen Fehler der Deutſchen als einen angeborenen betrachten wollte. Es würde dieſes einen alles Gemüths baaren, feindſeligen und bösartigen Charakter vorausſetzen laſſen, den noch kein Ausländer ihnen zum Vorwurf gemacht hat, den ſie alſo umſoweniger Urſache haben ſich ſelbſt vorzuwerfen. Anerzogen iſt er allerdings und er wird ſich als Wirkung ſo lange fortpflanzen als die Urſache — die Zerſplitterung Deutſchlands — nicht

gehoben iſt, ſolange nicht wenigſtens ein Oberhaupt an der Spitze deſſelben ſteht, welches das Ganze vertritt, ihm Achtung beim Auslande erwirbt und dem Deutſchen Schutz auch im Auslande angedeihen läßt. Denn den Mangel hieran wird gerade der im Auslande Lebende am meiſten gewahr; beinahe täglich kommen Fälle vor, die ihn daran erinnern daß ſein Vaterland im Auslande keine Geltung hat, daß er ohne Schirm daſelbſt lebt und die deshalb ihn mit Schmerz und Unwillen gegen ſein Vaterland erfüllen und ihn demſelben immer mehr entfremden.

Nachdem wir im erſten Artikel hauptſächlich den Charakter, die Sitten und Gewohnheiten der Amerikaner vorgeführt haben, wenden wir uns zu einigen Partien ihres induſtriellen Lebens und ihrer ſtaatlichen Einrichtungen. Einen vortrefflichen Ueberblick gewährt hierüber, wie wir bereits anerkannt, das Buch des Conſul Fleiſchmann, der früherhin als Beamter des Patent-Office zu Waſhington ſowie durch eigene Beſichtigung der wichtigſten Werkſtätten und Fabriken des Landes Gelegenheit hatte ſich mit dem Stande der amerikaniſchen Induſtrie genau bekanntzumachen. Die Reſultate ſeiner Beobachtungen finden ſich in der ziemlich umfangreichen Schrift, deren Titel wir früher verzeichnet haben. Es iſt dieſes Werk nicht vorwiegend ſtatiſtiſchen Inhalts, ſondern gibt ein lebendiges Bild aller irgend nennenswerthen Zweige des amerikaniſchen Gewerbfleißes, mit beſonderer Berückſichtigung der Einwanderer und der nach Amerika handeltreibenden Europäer. Wäre dabei blos von techniſchen Gegenſtänden der Fabriken und des Handels die Rede, ſo würde eine eingehende Beſprechung dieſes Buchs ſich wenig für die vorliegenden Blätter eignen. Indeß haben die Worte „amerikaniſche Induſtrie" einen ſehr weiten Begriff; Alles was als Erwerbsmittel dient wird davon umfaßt, und in Amerika gibt es nur wenige Dinge die nicht induſtrieller Natur wären; Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Pädagogik werden vorherrſchend als Erwerbszweige aufgefaßt; als Wiſſenſchaften kommen ſie minder in Betracht. Die weſentliche Frage iſt nicht: welche Verdienſte laſſen ſich erwerben, ſondern, wieviel iſt dabei zu verdienen.

Das Ertheilen von Elementarunterricht iſt wie allerwärts ſo auch in Amerika eine ſchlechte Induſtrie; zwar wird dort die Wichtigkeit guter Volksſchulen in ihrem vollen Umfange erkannt, und wol kein Land der Erde hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit ſoviel für das Schulweſen gethan wie die Vereinigten Staaten; namentlich ſind es die Neuenglandſtaaten, die hierin am thatkräftigſten gewirkt haben und den andern mit gutem Beiſpiel vorangegangen ſind, indem ſie für die Erziehung der Jugend bedeutende Summen als bleibenden Schulfonds angelegt haben. Dennoch iſt die Lage der Lehrer weder eine glänzende, noch genießen ſie eine beſondere Achtung; man betrachtet school-keeping (Schulhalten) als eine untergeordnete Beſchäftigung — a poor money making business, einen armſeligen Gelderwerb —, für Solche geeignet die nicht Talent genug beſitzen etwas Einträglicheres zu unternehmen. Auch betrachtet der Schulmeiſter das Lehramt häufig nur als den Anfang zu einer Carrière, als ein Mittel ſich einige Dollars zu erſparen; er widmet ſich deshalb nebenbei andern Studien, ſei es der Jurisprudenz, Medicin oder Theologie, und ſucht die Grundlage zu irgend einem andern Geſchäft zu legen. Mancher von ihnen führt ein wanderndes, mühevolles Leben. Er lehrt in den Blockhäuschen des Urwalds, geht von einem Farmer zum andern, um ſich verköſtigen zu laſſen, und ſucht durch die ihm angeborene Oekonomie ſeinen geringen Verdienſt zuſammenzuhalten, um damit einen Start (Anfang) zu machen. Mehre jetzt bedeutende Männer in den Vereinigten Staaten haben durch Unterrichtgeben auf dieſe Art ihre Laufbahn begonnen und ſtehen gegenwärtig in der Reihe der erſten Advocaten, Aerzte oder Prediger. So glückt es freilich nicht Jedem, und im Ganzen ſind die Verhältniſſe nicht der Art, um deutſchen Lehrern das Auswandern nach Amerika rathſam zu machen; und doch, wenn man ihren elenden Zuſtand in manchen Gegenden Deutſchlands erwägt, ſollte man faſt zu der Anſicht kommen daß ſie es nirgend ſchlechter haben können als in ihrem Vaterlande; auf jeden Fall aber, abgeſehen von den pecuniairen Verhältniſſen und von deu Vorzügen der amerikaniſchen Inſtitutionen, iſt der Lehrer dort zu Lande wenigſtens von allen den Chikanen der Oberſchulmeiſter, der Schuldirectoren und der Geiſtlichen befreit, auch nicht gebunden, ſein Leben lang ſich mit dem Eintrichtern des ABC zu beſchäftigen, ſondern kann unbehindert die vielfältig vorkommenden Gelegenheiten benutzen, ſich auf etwas Vortheilhafteres zu verlegen und ein unabhängiger Mann zu werden. Was die höhern Schulen betrifft, ſo ſind nur wenige deutſche Lehrer bei denſelben angeſtellt und meiſtens nur für lebende Sprachen; auch ſucht ſich neben den wenigen Männern von wirklich wiſſenſchaftlicher und gelehrter Bildung, die aus Deutſchland herüberkommen, eine große Menge von halbgebildeten Schulmeiſtern, Schreibern, Commis und Barbieren unter dem Schilde Minervas einzuſchmuggeln, wodurch man im Allgemeinen gegen deutſche Lehrer mistrauiſch wird, und das Auftreten ſelbſt verdienter und gelehrter, aber mit den dortigen Anſichten und Lebensgewohnheiten völlig unbekannter Männer iſt von der Art daß es ihnen bei den Amerikanern nicht zur Empfehlung gereichen kann.

Betrachten wir nun den geiſtlichen Stand, ſo iſt vorallem der Paragraph der amerikaniſchen Conſtitution ins Auge zu faſſen, welcher beſagt: „Der Congreß ſoll kein Geſetz erlaſſen dürfen bezüglich der Einführung einer Religion (Staatsreligion); ebenſo wenig ſoll er Verfügungen treffen dürfen welche die freie Ausübung irgend eines Glaubensbekenntniſſes hindern könnten." Da nun nach dieſem Paragraphen die Völker der Vereinigten Staaten völlige Glaubensfreiheit haben, und der Menſch dort nicht allein nach Gefallen auf ſein zeitliches Wohl ſpeculirt, ſondern ihm auch freigegeben iſt denjenigen Weg einzuſchlagen welcher ihn am ſicherſten zur Erreichung des ewigen Heils zu führen ſcheint, und

dieienigen Verbindungen einzugehen, in welchen die Erreichung jenes Zwecks am wirkſamſten gefördert wird, ſo erklärt ſich die Entſtehung und allſeitige Duldung der großen Menge von Sekten, deren Bekenner in Amerika nebeneinander wohnen. Infolge der Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ſind natürlich auch die Geiſtlichen als die Träger des Cultus für ihren Lebensunterhalt einzig und allein auf die Gemeinden angewieſen, und es iſt ſomit das voluntary system entſtanden, welches in jeder Beziehung den wahren Bedürfniſſen des Volks entſpricht, und unbedingt beſſer iſt als alle Verordnungen und Geſetze wodurch europäiſche Staaten ihre kirchlichen Inſtitutionen zu ſchützen verſucht haben. „Jede Gemeinde kann dort, wenn ſie den Drang und die Mittel dazu hat, ſich eine Kirche erbauen und einen Prediger anſtellen; ja es ſind alle die vielen Kirchen, die man in den größern und kleinern Städten der Vereinigten Staaten ſieht, aus den Mitteln der Mitglieder von den verſchiedenen Sekten erbaut worden. Die Beſoldung des Predigers wird gewöhnlich von einem Ausſchuß der Gemeinde beſtimmt und von dem Ertrage der Kirchenſitze, ſowie von Beiträgen die nach einem feſtgeſetzten Maßſtabe von den Eigenthümern derſelben erhoben werden beſtritten und in monatlichen Raten oder andern beſtimmten Terminen durch den Schatzmeiſter an den Prediger ausbezahlt." Die Geiſtlichen werden wenn nicht reichlich doch meiſtens ſo beſoldet daß ſie anſtändig leben können. In Neuyork z. B. erhalten die fähigſten 4000 Dollars, die übrigen nie weniger als 1000 Dollars jährlich. Auf dem Lande freilich ſind die Prediger nicht ſo gut geſtellt, und überhaupt, wie es ſchon die Verhältniſſe mitſichbringen, mehr von ihren Gemeinden abhängig, deren vermögendere Mitglieder ſie aber immer mit Geſchenken erfreuen und ſonſt auf jede Weiſe unterſtützen, beſonders wenn ſie ſich die Liebe und Achtung derſelben zu erwerben und zu erhalten wiſſen.

Die katholiſche Kirche hat auch in den Vereinigten Staaten ziemlich viele Angehörige; namentlich in Maryland und Louiſiana ſind ſie beſonders zahlreich. Es gibt auch Jeſuitenſeminare, z. B. in Georgetown bei Waſhington; ferner Nonnenklöſter in Boſton, Neuyork, Vincennes in Indiana, in Miſſouri, Michigan u. ſ. w. Die Anhänger dieſer Kirche mehren ſich dort mit jedem Jahre; denn die durch Hunger und Elend aus ihrem Vaterlande vertriebenen Irländer, die vielen Deutſchen, Franzoſen, Italiener und Spanier welche einwandern bilden einen faſt täglichen Zuwachs zu der Anzahl der Katholiken, und die Jeſuiten wiſſen das Kreuz ſelbſt mitten im Schooſe der zahlreichen, ihnen feindlichen proteſtantiſchen Sekten aufzupflanzen und die verlorenen Schafe um ſich zu ſammeln. Dem Wachsthum der katholiſchen Kirche ſehen die proteſtantiſchen Amerikaner keineswegs gleichgültig zu; von mehren Sekten werden alle Jahre die wochenlangen ſogenannten revivals gehalten, bei welchen vom Morgen bis in die Nacht hinein die zungenfertigſten Kanzelredner ſich hören laſſen, dabei hier und da Ausfälle auf andere Religionsgeſellſchaften, namentlich auf die Katholiken ſich erlauben, und zum Beweiſe, auf welcher niedrigen Culturſtufe die große Maſſe der Bewohner katholiſcher Länder ſich noch befindet, von Laſtern und Schandthaten der Päpſte, Cardinäle und aller Derjenigen erzählen welche noch unter der Herrſchaft des römiſchen Stuhls und in den Banden papiſtiſchen Aberglaubens gefangen liegen. Außerdem ſtützen die Proteſtanten in Amerika mit einem größern Scheine von Wahrheit ihre Verdammungsurtheile gegen die katholiſche Religion auf die Behauptung daß der Katholicismus reinabſolutiſtiſch-monarchiſcher Natur ſei und ſich mit republikaniſchen Inſtitutionen gar nicht vertrage, desgleichen daß es der republikaniſchen Freiheit des Amerikaners zuwiderlaufe, einem auswärtigen Oberhaupte, ſelbſt in geiſtiger Beziehung, unterthan zu ſein.

Die Ausübung der ärztlichen Kunſt iſt in den Vereinigten Staaten noch vielfach in ſchlechten Händen. Als mit der errungenen Unabhängigkeit die jungen Staaten ihre Kräfte mehr und mehr entwickelten, wurde auch dieſem höchſt wichtigen Zweige menſchlicher Wiſſenſchaft die gebührende Aufmerkſamkeit zugewandt und hier und da eine mediciniſche Schule angelegt. Bei der raſchen Zunahme der Einwohnerzahl, und insbeſondere bei der Ausbreitung derſelben über ein ſo unermeßliches Ländergebiet, war aber vorderhand damit nur noch wenig gewonnen, und je dringender ſich das Bedürfniß nach tüchtigen Heilkünſtlern herausſtellte, um ſo lockender war für vacirende Barbiere und Feldſcherer, für Hufſchmiede und Viehärzte und anderes abenteuerndes Geſindel die Verſuchung, ſich ſelbſt zu Doctoren der Medicin zu promoviren und vorgeblich nach den Regeln der Kunſt die Menſchen vom Leben zum Tode zu bringen. Gegenwärtig hat jeder kleine Ort einen oder mehre Aerzte, die ſich entweder durch wirkliche Kenntniſſe oder durch geſellſchaftlichen, politiſchen, ſelbſt religiöſen Einfluß Patienten zu verſchaffen ſuchen. Allein noch immer wiſſen ſich, da es eine eigentliche Medicinalpolizei mit einem Medicinalcollegium an der Spitze nach deutſchem Sinn in den Vereinigten Staaten nicht gibt und Freiheit der mediciniſchen Praxis durchaus ſtattfindet, noch manche Individuen in die Zunft des Hippokrates und Galenus einzuſchmuggeln, die ſich dabei auf nichts Anderes als etwas Quackſalberei und eine gute Doſis von Ruchloſigkeit, mit der ſie ein Menſchenleben aufs Spiel ſetzen, zu ſtützen wiſſen.

Die Hydropathie hat auch in Amerika ihre Anhänger gefunden, und es ſind hin und wieder in der Nähe volkreicher Städte einige Waſſerheilanſtalten etablirt worden. Homöopathiſche Aerzte gibt es dort in Menge; die Unſchädlichkeit und ſcheinbare Einfachheit der Heilmethode, ſowie die Wohlfeilheit der Medicamente hat ſchon manchen Laien, dem die Medicin ein völlig verſchloſſenes Buch war, verleitet, ſich durch Ankauf einiger auf das Syſtem bezüglicher Bücher und durch Aufſtellung eines kleinen Apparats von Büchſen und Fläſchchen, von Pillen und Pulvern zum Arzt zu ſtempeln und auf die Leichtgläubigkeit ſeiner Mitmenſchen zu ſpeculi-

Digitized by Google

ren. Je mehr er dabei die Sache mit etwas geheimnißvollem Dunkel zu umgeben und ſeine imaginairen Erfolge mit einigem Aufwand von Bombaſt und Charlatanerie zu verklären wußte, um ſo leichter gelang es ihm manchen Ungläubigen in ſein Netz zu locken oder einen hypochondriſchen Kranken auf einige Tage von ſeinen Einbildungen zu curiren. In der Chirurgie ſind die amerikaniſchen Aerzte kühn und haben ſchon manche Operationen vollzogen die von europäiſchen für unmöglich gehalten wurden. Die Hauptſchwierigkeit mit welcher ein deutſcher Arzt in Amerika zu kämpfen hat beſteht darin daß jeder Pfuſcher und Pillendreher in den Augen des Publicums gleichberechtigt mit ihm erſcheint, weil er ſich Doctor ſchelten läßt und dem Manne der Wiſſenſchaft gegenüber noch den Vortheil der Arroganz, Aufdringlichkeit und Windbeutelei hat. Nur wenn der aus Deutſchland einwandernde Arzt einiges Vermögen hat, um nicht von Anfang an zu den Kunſtgriffen jener Blutſauger ſich erniedrigen zu müſſen, vorzüglich aber wenn er Kraft und Ausdauer genug beſitzt um ſich durch die unerquicklichen Erfahrungen der erſten Probejahre nicht abſchrecken zu laſſen, und dabei zur Begründung ſeines Rufs durch einige glückliche Curen ſich unterſtützt ſieht, darf er hoffen ſich zu einer Stellung emporzuarbeiten die ehrenvoll und einträglich für ihn wird. In den weſtlichen Staaten iſt übrigens ſein Fortkommen immer noch ſicherer als im Oſten wo die Concurrenz ſchon ſehr ſtark iſt; und dort genießt er noch den Vortheil daß er ſelbſt dispenſiren, alſo eine Apotheke halten kann. Eigentliche Apotheken nach deutſcher Weiſe gibt es in Amerika nur in den größten Städten, und ſelbſt in dieſen ſind ſie ſelten. Meiſtens ſind es deutſche, hier und da auch franzöſiſche Pharmaceuten welche förmliche Apotheken etabliren; die Mehrzahl der übrigen ſogenannten Apotheker beſteht aus Droguiſten, Materialwaarenhändlern, welche neben der Arzneibereitungskunſt auch den Verkauf aller Arten von bereits angefertigten Medicamenten und Patentmedicinen, von chirurgiſchen Inſtrumenten, Gartenſämereien, Gewächſen, Pflügen, Farben, Fenſterglas, Oel, Toilettengegenſtänden und andern dergleichen Artikeln beſorgen. Jeder junge Menſch der eine zeitlang in einem ſolchen Geſchäfte gedient hat wird ohne alle weitern Kenntniſſe von Chemie, Botanik oder Arzneimittellehre u. ſ. w. Apotheker oder Droguiſt und zieht weſtwärts, um ſich irgendwo niederzulaſſen. Glaubt er ſich befähigt einem Geſchäft vorſtehen zu können, ſo packt er Calomel, Chinin und ein gehöriges Quantum Patentmedicinen und Univerſalmittel zuſammen, fügt ſeinem werthen Namen den Titel Doctor bei, ſetzt ſich irgendwo feſt, verſchreibt, receptirt und curirt darauf los, verkauft mitunter noch nebenbei Fenſterſcheiben, zieht Zähne aus, reibt Farben und läßt ſich auch herab kranke Pferde zu behandeln. Anſtalten wie ſie in der Alten Welt zur Bildung von Thierärzten beſtehen findet man in Amerika noch nicht, und die wenigen Thierärzte die man dort hat ſind erſt aus Europa herübergekommen; ihre Dienſtleiſtungen ſind aber noch kein großes Bedürfniß. In entlegenern Landſtrichen iſt der Preis der Hausthiere mit Ausnahme der Pferde noch zu niedrig, und die Reiſekoſten und Diäten für Thierärzte ſind zu hoch als daß es ſich lohnen ſollte letztere aus der Ferne kommen zu laſſen und über die Krankheit einer Kuh oder eines Ochſen zurathezuziehen. In ſolchen Fällen gibt es Univerſalmedicinen; helfen dieſe, ſo iſt es gut, wenn nicht, iſt auch wenig verloren. Der Amerikaner trägt im Allgemeinen wenig Sorge für ſein Vieh, und es iſt für ihn auch kein ſo großes Unglück wenn ihm ein Stück verloren geht wie für manchen deutſchen Landmann, deſſen ganzes Vermögen in einer Kuh beſteht. Für deutſche Thierärzte iſt demnach in Amerika nicht leicht auf guten Erfolg zu rechnen.

Der **Advocatenſtand** iſt der angeſehenſte in den Vereinigten Staaten. Ein Advocat iſt entweder Anwalt (Attorney) oder Conſulent (Counsellor) oder Beides zugleich. Der Theil der Rechtspraxis welcher insbeſondere dem Attorney angehört beſteht in der Vorbereitung der Details für das proceſſualiſche Verfahren vor dem Gerichtshof und in den ſchriftlichen Ausfertigungen für den Gebrauch des Counſellor, deſſen beſondere Aufgabe es iſt, den Beweis vor dem Gerichtshofe zu führen. Ehe Jemand die Erlaubniß zur Rechtspraxis an den Gerichtshöfen erhält, muß er nicht nur Bürger der Vereinigten Staaten ſein, ſondern in der Regel auch ſich einer Prüfung von Rechtsgelehrten unterzogen haben. Ein amerikaniſcher Advocat hat gewiß größere Schwierigkeiten zu überwinden, um in ſeinem Berufe zu excelliren, als irgend ein Rechtsanwalt in der Welt; denn er muß nicht minder die Kenntniß des engliſchen Geſetzes haben, da es die Baſis der amerikaniſchen Jurisprudenz bildet, als mit den verſchiedenen Statuten jedes Staats der Union, desgleichen mit denen der Vereinigten Staaten ſelbſt vertraut ſein. Die Prärogativen des Generalgouvernements und die der Gouverneure und Legislaturen ſämmtlicher unabhängiger Staaten bieten oft die feinſten Differenzpunkte dar und eröffnen dem Scharfſinne der amerikaniſchen Advocaten ein weites Feld. Für die ausgezeichnetſten in der Beweisführung und wiſſenſchaftlichen Diſtinction gelten die von Philadelphia, und ihr Ruf iſt in dieſer Hinſicht ſo feſtſtehend daß das Sprüchwort: „Das kann einen philadelphiſchen Advocaten in Verlegenheit ſetzen“, gerade ſoviel heißt als wenn man Jemandem zumuthet die Quadratur des Kreiſes zu finden. In allen Staaten iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, das öffentlich-mündliche Verfahren eingeführt, und die Verhandlungen werden überall in engliſcher, nur in Louiſiana theilweiſe in franzöſiſcher Sprache geführt.*) Eben deshalb iſt hierzu eine vollkommene Kenntniß der Landesſprache erfoderlich; ſolche vermag aber der eingewanderte Deutſche bei allem Fleiße ſich ſelten ſo vollſtändig anzueignen daß er ſich ihrer raſch, gewandt und

*) In Louiſiana iſt zum Theil noch der Code Napoléon in Geltung. Desgleichen herrſcht noch in Florida, Texas und Neumexico ſpaniſches Verfahren.

ganz fehlerfrei bedienen könnte. Durch etwaige Verſtöße ſetzt er ſich aber nicht blos dem Spotte der Gegenpartei, ſondern auch den Verdrehungen der ihm opponirenden Advocaten aus. Ein deutſcher Advocat kann demnach nur als Attorney ſein Fortkommen finden und hat nur unter ſeinen Landsleuten einige Ausſicht auf Praxis. Aber ſelbſt Deutſche, die ſchon länger im Lande ſind und ſich Vermögen erworben haben, nehmen immer, zum Theil aus obenangeführten Gründen, zu einem Amerikaner als Rechtsbeiſtand ihre Zuflucht.

Nach allem Vorausgeſchickten können *Literatur* und *Buchhandel* in Amerika beiweitem nicht die Bedeutung haben wie in Deutſchland, England und Frankreich. Eine eigentliche amerikaniſche Literatur iſt noch im Werden begriffen, da dieſelbe kaum erſt ein Alter von 20 Jahren erreicht hat; doch muß man ihre Leiſtung nicht allzu gering anſchlagen. Mit Ausnahme einiger theologiſcher und naturwiſſenſchaftlicher Werke und der praktiſchen Schriften von Franklin, Jefferſon und wenigen Andern lieferten die nordamerikaniſchen Staaten anfänglich Nichts was die Aufmerkſamkeit des Auslandes auf ihr literariſches Leben hätte ziehen können. Sobald aber mit dem mächtig wachſenden Volksleben und dem immer mehr ſich ſteigernden Zuſtrömen von Einwanderern die materiellen Mittel ſich gemehrt hatten, und infolge deſſen ein engerer und ſchnellerer Verband auch der entlegenſten Theile des Landes untereinander durch Eiſenbahnen, Kanäle und Dampfſchiffe hergeſtellt war, bildete ſich nothwendigerweiſe ein ausgedehnterer und fruchtbarerer Boden für geiſtiges Streben, welches ſich indeß begreiflicherweiſe denjenigen Wiſſenſchaften vorzüglich zuwandte, welche mit den das körperliche Wohl des Volks fördernden Gegenſtänden in nächſter Verbindung ſtehen. Aber auch in den Geſchichtswiſſenſchaften, der Theologie, Jurisprudenz, Mathematik und in der Novelliſtik iſt ſchon manches Gute von den Amerikanern geſchaffen worden. Vor dem zweiten Jahrzehnd des gegenwärtigen Jahrhunderts zogen die Schriftſteller in den Vereinigten Staaten wol höchſt ſelten irgend einen materiellen Vortheil aus der Veröffentlichung ihrer Werke. In neueſter Zeit ſind aber auch hierin bedeutende Veränderungen eingetreten, und die Verhältniſſe erfolgreicher Autoren zu ihren Verlegern haben ſich mehr denen in Europa genähert. Prescott ſoll von ſeinen Verlegern, dem großen neuyorker Hauſe Harper und Brother, für jedes Exemplar ſeiner „Eroberung von Mexico“ 1½ Dollar bewilligt erhalten haben, was ihm alſo bei einem Abſatze von 18,000 Exemplaren die Summe von 27,000 Dollars eingetragen hat; Day, Präſident von Yale-College, von deſſen „Algebra“ innerhalb 12 Jahren 90,000 Exemplare verkauft wurden, hat dafür 25,000 Dollars Honorar bezogen. Was den amerikaniſchen Buchhandel im Allgemeinen betrifft, ſo können die Städte Boſton, Philadelphia und Neuyork die Hauptrepräſentanten deſſelben genannt werden. Auch deutſche Buchhandlungen ſind bereits an vielen Orten entſtanden, z. B. in Neuyork, Cincinnati, Boſton, St.-Louis, Pittsburg, Buffalo, Baltimore, Chicago, Cleveland, Albany u. ſ. w. Vor dem Nachdruck in den Vereinigten Staaten ſichern ſich die Verleger dadurch daß ſie bei dem United-States-District-Court des Bezirks wo ſie wohnen um ein vierzehnjähriges Privilegium nachſuchen, das ihnen der Clerk des Gerichtshofs gegen Erlegung der unbedeutenden Regiſtraturgebühren ausſtellt und was dann im Buche auf der Rückſeite des Titelblatts ſtets bemerkt iſt.

Die Buchdrucker gehören in den Vereinigten Staaten zu den geachtetſten Ständen, und aus ihrer Mitte ſind ſchon viele tüchtige Staatsmänner hervorgegangen, wobei nur an Benjamin Franklin zu erinnern iſt. In den Händen der Buchdrucker iſt auch größtentheils die Redaction der *Zeitungen*. Mit jedem neuen Orte entſteht eine neue Zeitung; nach dem letzten Cenſus (1851) erſchienen in den Vereinigten Staaten ungefähr 2800 Journale, von denen 2000 in den freien und 800 in den Sklavenſtaaten herausgegeben werden. Unter dieſen Journalen gehören 850 der Whigpartei, 750 der demokratiſchen, 70 ſind gegen die Sklaverei (free soilers), 20 für den Ackerbau, 40 für die Sache der Mäßigkeit, 200 religiöſen Inhalts und 870 ohne beſtimmten Charakter. Es würde überflüſſig ſein den großen Einfluß zu beſprechen, welchen die öffentlichen Blätter in einem Lande ausüben, wo die Preſſe völlig frei und in keiner Weiſe einer Beſchränkung unterworfen iſt; ſtatt deſſen mögen einige Mittheilungen über die äußere Einrichtung und den Betrieb des amerikaniſchen Zeitungsweſens hier Raum finden. Die anglo-amerikaniſchen Blätter unterſcheiden ſich von den europäiſchen ſowol nach Form und Inhalt. Das Format iſt faſt durchgehends ein großer Foliobogen; es gibt wenig Blätter, die nicht 20—30 Zoll hoch und 14—18 Zoll breit wären. Ein großer Theil des Blattes wird von Anzeigen eingenommen; ſie bilden in einem Lande, wo Handel und Wandel das Streben der ganzen Bevölkerung ſind, die Hauptſache, und ein guter Zeitungsdrucker ſucht ſie deshalb auch möglichſt augenfällig zu machen. Die meiſten Anzeigen ſind durch Vignetten hervorgehoben. Der Haarkräusler ſteht auf einem Poſtament und träufelt aus ſeinem Fläſchchen von der unſchätzbaren Haartinctur; gebeugt und glatzköpfig nahen von der einen Seite die Hülfeſuchenden; aber kaum iſt der Himmelsthau auf ſie gefallen, ſo ſtolzirt der dickbäuchige Banquier mit ſchwellendem Kraushaar auf der andern Seite davon, und die coquette Miß ſchlägt ſich die bis zum Knöchel herabwallenden Locken in Flechten. Des Arztes Beruf ſtellt eine hübſche Landſchaft mit der Scene des barmherzigen Samariters dar; der Zahnarzt wählt eine Schnur falſcher Zähne; Pferde, Rindvieh, entlaufene Sklaven, Meubles, Oefen, Kochherde — Alles kommt in bunter Miſchung durcheinander. Der übrige Theil der Blätter zerfällt in entlehnte und Originalartikel; jedes Blatt hat, meiſt auf der erſten Seite immer, ſeine beſondere Rubrik, worunter außer den Originalaufſätzen des Redacteurs alle beſondern auf die Stadt, das County und

den Staat des erscheinenden Blattes bezüglichen Bemerkungen und Nachrichten aufgenommen werden. Was die Circulation der Blätter und ihre Unterstützung von Seiten des Publicums betrifft, so stehen die amerikanischen in einem günstigern Verhältnisse als die europäischen; auch die Regierung unterstützt dieselben durch Ansatz eines sehr billigen Postporto und durch reichliche Inserate. Die pennsylvanisch-deutschen Zeitungen zeichnen sich durch ein verdorbenes Deutsch aus; auch ist ihr Aeußeres weniger empfehlend als das der englisch-amerikanischen Blätter. Eine neue Aera der deutschen Zeitungen begann erst mit den in der letzten Zeit erfolgten Einwanderungen, die aus ganz andern Elementen bestanden als die frühern; es war nicht mehr lediglich die ärmste und unwissendste Classe der Deutschen, die durch unmittelbar drückende Noth zur Auswanderung gezwungen worden wäre, noch waren es blos Menschen, die nur aus Speculationswuth in einen fernen Welttheil gingen, um Reichthümer schnell und auf leichte Art zusammenzuraffen, aber auch dabei allen höhern Lebensinteressen und edlern Richtungen zu entsagen, sondern sie gehörten großentheils dem Kern des Volks an und wurden durch bessere Motive zur Auswanderung bestimmt. Hieraus erklärt es sich daß die neuern deutschen Zeitungen sich bedeutend vor den pennsylvanisch-deutschen sowol durch innern Gehalt als durch Correctheit der Sprache und Schönheit der Ausstattung auszeichnen.

An der Spitze der Centralregierung steht der auf die Dauer von vier Jahren erwählte Präsident; er ist Oberbefehlshaber der Armee und der Flotte der Vereinigten Staaten, sowie der Miliz der verschiedenen Staaten, wenn diese zum activen Dienst berufen wird. Er hat das Begnadigungsrecht für alle Vergehungen gegen die Vereinigten Staaten, ausgenommen bei Anklagefällen vor dem Senate. Ferner ist er ermächtigt mit Beirath und Zustimmung des Senats Verträge mit fremden Nationen zu schließen, Gesandte, Minister und Consuln, Richter des obersten Gerichtshofs und alle andern Beamten der Vereinigten Staaten zu ernennen und einzusetzen. Das Ministerium besteht aus dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Secretary of state), dem Finanzminister (Secretary of treasury), dem Minister des Innern (Secretary of interior), dem Minister der Marine (Secretary of navy), dem Kriegsminister (Secretary of war), dem Generalstaatsanwalt (Attorney-general) und dem Generalpostmeister (Postmaster-general). Diese bilden das Cabinet und haben ihren Wohnsitz in Washington. Außer der Centralregierung besteht für jeden einzelnen Staat eine besondere Regierung, an deren Spitze ein vom Volk erwählter Gouverneur steht. Der Gehalt des Präsidenten der Vereinigten Staaten beträgt 25,000 Dollars, der des Vicepräsidenten 5000 Dollars. Jeder Cabinetsminister erhält 6000 Dollars und die Gehalte der Bureauchefs stehen zwischen 2500 und 3000 Dollars. Die Gehalte der Gesandten betragen jährlich 9000 Dollars und 9000 weitere Dollars erhalten sie zur Einrichtung. Die Consuln in London, Paris, Tunis und Tripolis haben 2000 Dollars jährlich, und es sind dies die einzigen welche Gehalte beziehen; die andern sind auf Sporteln angewiesen, die bei manchen Consulaten beträchtlich sind. Deutsche gelangen nur in sehr wenigen Fällen zu einer Anstellung als Beamte, was seinen Grund darin hat daß sie selten ganz vollkommen mit der englischen Sprache vertraut werden und wenig politischen Einfluß haben, theils aber auch in der Eifersucht welche der eingeborene Amerikaner gegen den Ausländer empfindet.

Der oberste Gerichtshof (Supreme court) der Vereinigten Staaten besteht aus einem obersten Richter und acht Hülfsrichtern. Ihre Anstellung steht dem Präsidenten vorbehaltlich der Bestätigung des Senats zu, und zwar bekleiden sie ihre Stellen auf Lebenszeit, „during good behaviour“, d. h. bei strengrechtlichem Verhalten. Zu diesen Aemtern werden nur Männer von hoher Intelligenz, bedeutenden juristischen Kenntnissen und untadelhaftem Charakter gewählt und in eine für den Richter so nothwendige unabhängige Lage dadurch versetzt daß sie als unabsetzbar sich um die Volksgunst nicht zu kümmern haben. Sie halten jährlich eine Session von drei Monaten in Washington, welche mit dem ersten Montag im December anfängt. Vor diesen Gerichtshof kommen alle diejenigen Streitfragen welche zwischen Bürgern zweier verschiedener Staaten, zwischen einem Staate und dem Bürger eines andern Staats oder zwischen einem Bürger und seinem Staate selbst vorgefallen sind; ferner alle diejenigen Fälle welche die Constitution, die Gesetze und die Marinegerichtsbarkeit der Vereinigten Staaten betreffen, desgleichen solche die auf Grund von Verträgen mit den Indianern und fremden Nationen anhängig werden.

Die regulaire Armee der Vereinigten Staaten ist im Vergleich zu den stehenden Heeren, welche europäische Staaten nach landesherrlichem Willen zu unterhalten haben, klein, ja so klein daß man sie nach diesen Verhältnissen als gar nicht vorhanden betrachten kann. Ein mal liegt es an und für sich nicht im Geiste der amerikanisch-republikanischen Institutionen stehende Heere zu halten; denn man hat dort keine Fürsten die ihre Throne mit Bayonneten umstellen und den demokratischen Geist durch Kanonen niederhalten. Außerdem ist dort zu Lande jeder Bürger Soldat; Jeder trägt Waffen und ist stets bereit sein Vaterland gegen feindliche Angriffe von außen oder innen zu vertheidigen. Im Falle eines Kriegs steht eine geregelte Landwehr von zwei Millionen Streitern bereit, welche nicht blos die Büchse zu führen und ein Pferd zu bändigen wissen, sondern auch dem Rufe der Regierung mit dem Bewußtsein folgen daß es sich um die Sicherheit ihres Landes handelt, um die von den Voreltern erkämpfte Freiheit handelt, deren Thaten sie noch immer frisch im Gedächtniß tragen und deren Muth und Tapferkeit sie nachzuahmen streben. Die amerikanischen Truppen sind gut equipirt und mit vorzüglichen Waffen aller Art ver-

ſehen; auch ſind in den 17 an verſchiedenen Punkten der Vereinigten Staaten errichteten Arſenalen die nöthigen Musketen und andern Waffen vorräthig um die ganze Landwehrmannſchaft gehörig auszurüſten. Zur Bildung tüchtiger Offiziere wurde bereits 1802 die militairiſche Akademie zu Weſtpoint errichtet, und der letzte mexicaniſche Krieg hat bewieſen daß der Zweck dieſer Anſtalt vollkommen erreicht worden iſt. In Friedenszeiten ſind die Offiziere der Vereinigten Staaten-Armee auf den ſogenannten Military-posts ſtationirt, wo ſie die angeworbenen Truppen einzuexerciren und zu befehligen haben. Dieſe militairiſchen Poſten, 54 an der Zahl, ſind an den Küſten des Atlantiſchen Ocean und des Mexicaniſchen Golfs entlang ſowie an den großen Seen, an den canadiſchen und Indianerterritorien errichtet und meiſtens regelmäßige Feſtungen, welche die Häfen und ſchiffbaren Flüſſe beſchützen. Viele derſelben ſind ausgezeichnete Werke, welche von den geſchickteſten Ingenieuren und nicht ſelten mit wahrer Pracht ausgeführt worden und mit guten Geſchützen aller Art hinlänglich verſehen ſind. Auf dieſen das ausgedehnte Gebiet der Vereinigten Staaten umgebenden Poſten ſind die Truppen dieſes Reichs ausſchließlich ſtationirt, und man ſieht deshalb ſelten Offiziere oder Soldaten in den Städten.

Die Kriegsmarine beſteht gegenwärtig aus 76 Schiffen; obſchon klein, wenn ſie mit der von England zuſammengehalten wird, iſt ſie doch bedeutend genug um der Union als Seemacht allenthalben die gehörige Achtung zu verſchaffen, und ihre ſiegreichen Erfolge in den erſten Schlachten, die ruhmvollen Proben ungewöhnlicher Tapferkeit und Geſchicklichkeit ſind zahlreich genug, um der Welt den Maßſtab Deſſen zu liefern was die junge amerikaniſche Flotte dereinſt noch zu leiſten im Stande ſein wird, wenn ſie weiter herangewachſen und erſtarkt iſt. Die amerikaniſchen Kriegsſchiffe ſind gute Segler, dauerhaft gebaut, gut bemannt und ſo ordentlich und reinlich gehalten wie nirgend in der Welt. Die amerikaniſchen Offiziere ſind berühmt wegen der ausgezeichneten Disciplin die ſie handhaben und wegen ihrer großen Geſchicklichkeit und Kühnheit als Seefahrer. Auf Kriegsſchiffen hören natürlich die republikaniſchen Gleichheitsideen auf; dort gilt unumſchränkt nur der Wille des Befehlshabers, dem Jedermann ohne Widerrede zu gehorchen hat. Jedes Vergehen gegen die Geſetze und Befehle wird je nach dem Grade des Verſchuldens mit Hieben, Ketten, ja mit dem Tode beſtraft, welchem eintretenden Falls ſelbſt Offiziere nicht entgehen, und wären ſie auch aus den einflußreichſten Familien der Union. Es ſind noch nicht viele Jahre her daß der Sohn eines Kriegsminiſters, der mit zwei Andern eine Meuterei anzuſtiften verſuchte, gehangen wurde. Die Offiziere für den Seedienſt werden aus den Midſhipmen herangebildet, die ſchon als Knaben von 14—15 Jahren in den Dienſt eintreten und auf die verſchiedenen Schiffe vertheilt werden. Ein Ausländer darf ſich demnach auf einen Dienſt als Marineoffizier in Amerika keine Hoffnung machen.

So dunkel und abſchreckend die unleugbaren Schattenſeiten des amerikaniſchen Lebens für Jeden hervortreten müſſen, dem es nicht möglich iſt gänzlich die Anſichten und Gewohnheiten welche er in der Alten Welt mit der Muttermilch eingeſogen hat aufzugeben, und dem behaglichen Genuſſe einer durch Kunſt und Wiſſenſchaft ſeit vielen Jahrhunderten geſättigten Civiliſation zu entſagen, ſo glänzend und ſtaunenswerth iſt dagegen der Aufſchwung welchen dieſes neue Reich in wenigen Jahrzehnden genommen, und die gewaltige Kraftentwicklung welche fortwährend in reißend ſchneller Zunahme begriffen iſt. Wer kann die Zukunft dieſes Landes ermeſſen! — eines Landes, beſchenkt mit allen Schätzen welche die Natur unter ähnlichen Himmelsſtrichen verleihen kann, bewohnt von einem freien, friſchen und intelligenten Volke, welchem mit jedem Tage neue Intelligenz und neue Kräfte zufließen und welches noch Hunderte von Jahren den Zufluß aufzunehmen vermag, ehe man es völlig bevölkert nennen kann. Der außerordentliche Fortſchritt aller menſchlichen Dinge in den Vereinigten Staaten wurde am 4. Juli 1851 (dem Feſttage der Unabhängigkeitserklärung) von Daniel Webſter in einer der beſten Reden welche er jemals hielt geſchildert und mit einer vergleichenden Darſtellung belegt, die wir zum Schluſſe mittheilen.

Die Vereinigten Staaten in den Jahren	**1793**	und **1851**
Zahl der Staaten	15	31
Mitglieder des Congreſſes . . .	135	295
Bevölkerung der Vereinigten Staaten	3,929,328	23,267,4[illegible]
Einwohnerzahl von Boſton . . .	18,035	136,8[illegible]
„ „ Baltimore . .	13,503	169,054
„ „ Philadelphia .	42,520	409,045
„ „ Neuyork (Stadt)	33,191	515,507
„ „ Waſhington .	—	40,075
Betrag der Staatseinnahmen in Doll.	5,720,624	43,774,8[illegible]
„ „ Staatsausgaben „ „	7,529,575	39,355,2[illegible]
Werth der Einfuhren „ „	31,000,000	178,138,318
„ „ Ausfuhren „ „	26,109,000	151,898,720
Tonnengehalt der Handelsflotte . .	520,764	3,535,454
Flächengehalt der Vereinigten Staaten	805,461	3,314,365
Stärke des ſtehenden Heeres . . .	5120	10,000
Zahl der eingeſchriebenen Miliz .	(nicht vorhanden)	2,006,456
Zahl der Kriegsſchiffe	—	76
Kriegsſchiffkanonen	—	2015
Zahl der Verträge mit fremden Staaten	9	96
Länge der Eiſenbahnen in engl. M.	—	8500
Länge der Telegraphenlinien . . .	—	15,000
Zahl der Poſtſtationen	200	21,551
Meilenlänge der Poſtſtraßen . . .	5642	178,672
Oeffentliche Bibliotheken	35	694
Zahl der Bände in denſelben . .	75,000	2,201,632
Außerdem Schulbibliotheken . . .	—	10,000
Deren Bändezahl	—	2,000,000

22.

Zur Geſchichte der neuern Philoſophie.

Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant. Von C. Fortlage. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Geſchichte der Philoſophie iſt keine Sammlung zufälliger Anſichten und Meinungen, ſondern ſie iſt der organiſche Entwickelungsproceß des menſchlichen Geiſtes zu ſeinem eigenen wahren Selbſtbewußtſein zu gelangen, Gott und Welt zu begreifen und das Räthſel des Daſeins denkend zu löſen. Die verſchiedenen Syſteme ſind Anſchauungen des Univerſums von verſchiedenen Standpunkten aus, ſind Verſuche einen der Grundbegriffe unſerer Vernunft zum Princip des Ganzen zu nehmen und dies aus ihm zu begründen, durch ihn zu erklären. Die Einſeitigkeit die hierdurch entſteht reizt zur Ergänzung an, und dieſe tritt gewöhnlich in Form des Gegenſatzes kämpfend auf und veranlaßt wieder einen dritten Denker, den Streit in einer höhern Einheit zu ſchlichten. Die Philoſophie der Gegenwart iſt deshalb nur zu verſtehen, wenn wir ſie in ihrem Werden auffaſſen, und eine genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant, dem großen Entdecker und Reformator, dem Kopernicus des freien Forſchens und Denkens, wird einen der weſentlichſten Beiträge zur Orientirung über die ganze Stellung unſerer Zeit und über die geiſtige Aufgabe derſelben ſicherlich abgeben. Auch hat es ſeither an Darſtellungsverſuchen nicht gefehlt. Aber bald gingen ſie von feſten Vorausſetzungen aus, wie Michelet, der das Hegel'ſche Syſtem als die abſolute Wahrheit nahm und deshalb die Vorgänger deſſelben nur als Vorbereitungen für daſſelbe behandelte und ſie an deſſen Maßſtabe maß; bald ſchloſſen ſie wenigſtens mit Hegel ab und deuteten das Nachfolgende nur in eigenen kritiſchen Betrachtungen an, wie Fichte und Chalybäus, von denen der Letztere ſich hauptſächlich auch an die hervorragenden Häupter hielt und der Zwiſchenglieder weniger gedachte. So blieb immer noch ein Buch zu wünſchen das von Kant aus der Entfaltung der Gedanken mit beſonnener Einſicht folgte und die nachhegel'ſchen Strebungen in den Umkreis ſeiner Darſtellung aufnahm, die zwar als in der Gegenwart fortwirkende, ſich ſelbſt fortbildende Kräfte noch keine abgeſchloſſene Geſchichte haben, deren Ziel, Methode und Berechtigung aber hervorgehoben werden kann. Dies war die Aufgabe von Fortlage. Sein Buch iſt die erſte gelungene Arbeit, welche die mannichfaltigen Richtungen der Philoſophie in unſern Tagen unter allgemeine Geſichtspunkte bringt, ſie im Anſchluß an die epochemachenden Syſteme ſeit Kant ſchildert und von dieſem aus als von dem eigentlichen Quell der neuern Geiſteswiſſenſchaft ihnen gerecht zu werden trachtet. Er ſelbſt bemerkt in der Vorrede zu ſeiner Schrift:

Es ziemt ſich nicht mehr für unſere Zeit die ſcholaſtiſchen Streitigkeiten enger Schulſyſteme mit fanatiſcher Erbitterung fortzuſetzen, aber deſto mehr die gründlichen Deductionen unſerer größten Denker uns ſo geläufig zu erhalten wie es die Begründung einer feſten und begründeten Ueberzeugung bei dem gebildeten Manne fodert. Zeigen ſich bei einem nähern Eingehen dieſe höchſten Denkwege nicht ſo getrennt und geſchieden als dies dem oberflächlichen Blicke zu ſein ſcheint, ſo wird ſich dadurch die nothwendige Orientirung in ihnen überaus erleichtern. Anhänger entgegengeſetzter Syſteme werden Berührungspunkte entdecken, an denen ſich ein vernünftiger und umſichtiger Dialog eröffnet. Erſt dann wenn der Syſtematiker anfängt auch ſeine Gegner zu achten, hört er auf Pedant zu ſein. Kein conſequentes Syſtem entadelt den Geiſt, wol aber das überzeugungsloſe Schwanken und Schaukeln, dem ſeine Principien immer über Thatſachen und Ereigniſſen abhandenkommen. Gegen dieſes iſt es an der Zeit daß ſich alle Syſteme mit vereinigten Kräften erheben, um Mittel gegen die Schmach vorzubereiten, womit Geſinnungs- und Ueberzeugungsloſigkeit das Vaterland überſchüttet haben. Denn dieſes hat die Philoſophie, die Wiſſenſchaft der Geſinnungen und Ueberzeugungen, in ihrer Gewalt, und ſie ladet ſelbſt die Schmach ihres Jahrhunderts auf ſich, wenn ſie ſich ihrer Pflicht nicht erinnert. Solange wir die Männer welche die Anlage unſerer Nation zur höchſten Selbſtändigkeit in ihrem Keime entwickelt haben, ſolange wir Kant und Fichte nicht vergeſſen, ſolange ſind wir noch nicht verloren.

Fortlage geht zu weit wenn er in der Philoſophie vor Kant nur ein Ringen und Suchen nach der Wahrheit erblickt, die durch Kant gefunden werde, ſodaß nun erſt die Entwickelung und das Wachsthum eines feſten Grundſtamms eintrete. Es läßt ſich leicht nachweiſen daß auch die Entwickelung der Philoſophie in Griechenland keine ſprunghafte und unregelmäßige, ſondern eine geſetzlich zuſammenhängende war. Ich nenne von Büchern worin dieſes zu erſehen iſt Zeller's Schrift „Ueber die Philoſophie der Griechen", Wirth's „Idee der Gottheit", Hillebrand's „Organismus der Idee". Aber das iſt zuzugeben daß erſt mit der Wiſſenſchaftslehre die rechte wiſſenſchaftliche Form des Denkens, daß mit Kant erſt das volle Selbſtbewußtſein des erkennenden Geiſtes über ſein eigenes Thun beginnt; und ſo beweiſt die Stellung welche Fichte als der Mittelpunkt der neuern deutſchen Philoſophie erhält allein ſchon die tiefe Einſicht und das richtige Verſtändniß des Verfaſſers. Wir müſſen ſogleich anerkennend hervorheben: Fortlage verweilt nicht bei der Schale der einzelnen Lehren, gibt nicht abgeriſſene Notizen und Auszüge, ſondern er dringt auf den Kern, er weiß ſich ſelbſt in die Gedankenwelt, in die innerſte Anſchauungsweiſe der Männer zu verſetzen die er charakteriſirt, und gibt vom Centrum der Idee aus eine ſtets geiſtvolle Reproduction der Syſteme. Darum iſt ſein Buch keins der leichten Unterhaltung, ſondern eins der ernſten Belehrung; es fodert die Arbeit des Leſers heraus, es regt ihn an die größten Gedanken der Neuzeit in ſich ſelbſt wiederzuerzeugen und ſie dadurch nicht als dogmatiſche Sätze, ſondern als Philoſophie, als eigene begründete Gedanken zu haben. „Die tiefen Grundideen der Idealphiloſophie", ſchrieb Schiller an Wilhelm von Humboldt, „bleiben ein ewiger Schatz, und ſchon allein um ihretwillen muß man ſich glücklich preiſen in dieſer Zeit gelebt zu haben." Fortlage thut dar wie dieſelben von Schelling und Hegel keineswegs verlaſſen, ſondern fortgebildet werden, indem ſie auf der durch Kant und Fichte gelegten Baſis der eine die Philoſophie der Natur, der andere die der Geſchichte aufbauen. Seine Darſtellungsweiſe iſt dabei klar und beſtimmt, ſie läßt die Eigenthümlichkeit der geſchilderten Denker auch in

dem Stil und Ausdruck durchſchimmern, ohne die Originalität des Geſchichtſchreibers aufzugeben, und dieſer iſt oft recht glücklich darin durch ein Bild oder Gleichniß Das zu veranſchaulichen was die Anſtrengung des Begriffs eben mühſam errungen hat. Man ſehe z. B. S. 39, 92, 113.

Mit Kant ſtellt Fortlage K. L. Reinhold und Jacobi zuſammen. Indem er nachweiſt daß die Gefühlsahnungen Jacobi's doch in der Hauptſache mit Kant's Vernunftſchlüſſen übereinſtimmen, und daß Jacobi alſo weit mehr ein prophetiſcher Vermittler Kant's mit dem Zeitbewußtſein als ein Gegner von jenem zu nennen ſei, vergißt er die Unterſcheidungspunkte genügend hervorzuheben, das berechtigte Dringen Jacobi's auf Objectivität und Offenbarung und ſeine unberechtigte Polemik gegen das vermittelte Wiſſen. In Fichte's „Beiträgen zur Charakteriſtik der neuern Philoſophie" iſt eine allſeitigere und tiefere Würdigung dieſes Mannes enthalten. Schiller wird nur genannt, er hätte als Fortbildner Kant's auf dem Gebiet der Aeſthetik beſprochen werden ſollen; ein Gleiches iſt ſpäter der Fall bei Solger. Ueberhaupt wäre es gut geweſen wenn Fortlage auf den gleichzeitigen Umſchwung in der Poeſie mehr Rückſicht genommen, wenn er Hamann und Herder, Goethe und Schiller, Novalis, Friedrich Schlegel und Hölderlin in den Kreis ſeiner Betrachtung wenigſtens paralleliſirend oder zur veranſchaulichenden Erläuterung hineingezogen hätte.

Es verſteht ſich von ſelbſt daß Fortlage den innigen Zuſammenhang von Fichte's Wiſſenſchaftslehre mit den ſpätern Schriften dieſes Denkers, mit der „Anweiſung zum ſeligen Leben" und den „Nachgelaſſenen Werken" erkannt hat. Mit Schelling verbindet er als von ihm angeregte Mitarbeiter auf dem Gebiete der Naturphiloſophie zunächſt Oken, Schelver, Steffens, Schubert, K. G. Carus; dann reiht er Wagner und Krauſe an das Identitätſyſtem. Bei dem Letztern hebt er die Richtung auf das Leben, auf die höchſten Angelegenheiten der Religion, der Politik und Menſchenbildung hervor, vergißt aber den Leſer darauf aufmerkſamzumachen daß Krauſe die Schelling'ſche Identität dadurch überwindet daß er das Urprincip als ein empfindendes, erkennendes, wollendes auffaßt und ſomit die Verſöhnung von Transſcendenz und Immanenz anbahnt, auf die als die Wiedererneuerung urälteſter religiöſer Anſchauung, als die Vollendung der deutſchen Myſtik eines Tauler und Böhme ſpäter Fortlage ſelbſt mehrfach zu reden kommt. Ein paar Worte über Adam Müller und Stahl ſind unzulänglich, und der Verfaſſer hätte beſſer gethan, ſtatt ſich an die Symboliſirungen in der erſten Ausgabe der Stahl'ſchen „Rechtsphiloſophie" zu hängen, welche die zweite ſelbſt aufgegeben hat, ſeinen geiſtvollen Erörterungen über Recht und Staat eingehender zu folgen. Endlich ſtellte er zu Schelling's Philoſophie der Offenbarung Schleiermacher und Baader als ebenbürtige Mitarbeiter.

Bei der Darſtellung Hegel's iſt nächſt der Phänomenologie des Geiſtes und der Logik beſonders die Philoſophie der Geſchichte berückſichtigt; gewiß hat Hegil hier ſeine Stärke, und viele Beſtimmungen die er auf dieſem Gebiet gegeben werden ein feſtes Eigenthum der Wiſſenſchaft auch außerhalb ſeines Syſtems bleiben. Die Aeſthetik iſt mit Unrecht vergeſſen; ebenſo die Religionsphiloſophie, deren Principien an andern Orten angedeutet werden. Doch hat ſich gerade an ihr die Scheidung der durch Hegel angeregten und geſchulten neuern Denker ausgebildet. Fortlage ſelbſt erkennt ſofort die Grundſpaltung der Transſcendenz und Immanenz als den ſachlichen Gegenſatz, mit dem das große Schickſal unſerer Zukunft zuſammenhängt; er erkennt hier den Zwieſpalt, der im Sinne des einen oder des andern Extrems zur Entſcheidung kommen müſſe, da es hier keine Mitte gebe. Er ſelbſt ſagt: „Die Wiſſenſchaftslehre fodert daß die abſolute Subſtanz zugleich Subject, das heißt, durch und durch ſetzende Thätigkeit oder Bewußtſein ſei." Es handelt ſich darum ob Gott in ſeiner eigenen Weſenheit als perſönlicher Geiſt gefaßt werden kann, der zwar die Welt nicht außer ſich hat, ſondern in ihr eine Offenbarung ſeiner eigenen Natur anſchaut, aber über alle Einzelentfaltungen übergreifend in ſeiner Einheit ſieghaftes Subject iſt, oder ob nur die Einzeldinge, nur die Materie wirklich ſind, und das Denken zu einer Function des Gehirns, Gott zu einer bloßen Vorſtellung des Menſchen wird. Das Hegel'ſche Syſtem hatte weder für jenen ganzen und conſequenten Idealismus noch für dieſen Realismus Platz, und die entſchiedenen Geiſter gingen über daſſelbe hinaus, indem ſie ſich für den einen oder den andern ausſprachen. An der Spitze dieſer Materialiſten ſteht Feuerbach, dem dann Bruno Bauer, Daumer, Strauß, Ruge, Stirner geſellt werden; die Idealiſten bezeichnet Fortlage als die wieder auftauchende Fichte'ſche Urſchule. Man faſſe, meint er, dieſe Richtung ganz falſch auf, wenn man ſie als eine bloße Abzweigung des Hegel'ſchen Syſtems anſehe; ſie verdankt ſo wenig erſt dieſem Syſtem das Daſein ihres Standpunkts, daß vielmehr der letztere es ſei aus welchem das Hegel'ſche Syſtem ſelbſt als eine bloße Ab- und Spielart ſtamme. Er will offenbar damit ſagen daß hier wieder das Ich als das Abſolute oder daß das Abſolute, das Göttliche als Ich, nicht blos als logiſche Idee, ſondern als Subject gefaßt werde, deſſen Gedanke erſt die logiſche Idee iſt. Er nennt als Vertreter dieſer Richtung Weiße, J. H. Fichte, C. Ph. Fiſcher, Göſchel, Ruſt, Wirth, Ulrici, Chalybäus und ſeinen gegenwärtigen Recenſenten.

Ich glaube, wir werden damit zufrieden ſein und dem Hiſtoriker danken daß er uns auf dieſe Art in der Continuität der Gedankenentwickelung als die gegenwärtige Spitze derſelben hingeſtellt hat, wenn wir auch bedauern daß er nur bei Weiße und Fichte etwas näher auf die neue Lehre eingegangen und ſelbſt bei dem Letztern die eigenthümliche Erkenntnißlehre und die Ontologie nicht berückſichtigt hat, geſchweige daß er die originalen Ausgangspunkte und Forſchungen der andern Den-

ker in der Art gewürdigt hätte, wie er ſpäter von Reinhold oder Trendelenburg ſpricht. Und wenn er vorher die Stellung der negativen Geiſter zur Kirche erörtert, ſo durfte doch wol nicht übergegangen werden wie in den „Reden über die Zukunft der Kirche" und den „Religiöſen Reden und Betrachtungen für das deutſche Volk von einem deutſchen Philoſophen" hier in poſitiver Weiſe auf die Verſöhnung von Glauben und Wiſſen hingearbeitet wird, ganz in dem Sinne den Fortlage bei Kant und Fichte ſelbſt bezeichnet:

> Die Philoſophie hat dieſe doppelte Stellung zur Religion daß ſie ſowol den Glauben dort wo er in Aberglauben überzugehen droht einſchränkt, als auch dort wo der Unglaube und die Verzweiflung einzureißen droht den Glauben durch ſeine Begründung auf feſtere Principien ſtärkt.

Nach Kant ſind der Stoff unſers Erkennens unſere Empfindungen, die wir in die Anſchauungsformen unſers Geiſtes, in Raum und Zeit, objectiviren, nach den Kategorien unſers Verſtandes ordnen, ſodaß ſich die Gegenſtände nach der Erkenntniß richten; die Dinge an ſich welche den Anſtoß für unſere Empfindungen geben bleiben nach ihm in ihrem eigenen Weſen uns verborgen, für uns iſt nur das objectivirte Bild des Eindrucks da den ſie auf unſere Sinne machen. Wir Neuern erkennen in Raum und Zeit Daſeinsformen des Idealen, das ſich in ihnen realiſirt, ſie ſetzt und erfüllt, und die Dinge an ſich ſind uns die realen Gedanken Gottes, die allen Erſcheinungen zugrundeliegen und als lebendige Kräfte ſich offenbaren. So iſt das Vernünftige das Princip in allen Dingen wie in allen Geiſtern, und Subjectivität und Objectivität ſind Eine Welt, die Geſetze des Geiſtes ſind auch die Geſetze der Dinge, weil Geiſt und Natur in der Einen göttlichen Weſenheit gegründet ſind, die als das abſolute Ich ſich ſelbſt und Alles in ſich ſetzt und in ihrem ewigen Selbſtbewußtſein erkennend begreift. So hängt unſer Idealismus mit Kant und Fichte innigſt zuſammen, hört aber auf blos ſubjectiv zu ſein, indem das Sein nicht als ein Bild des Bewußtſeins, ſondern das Wiſſen als das Sichſelbſterfaſſen des Seins und die Nothwendigkeit eines objectiv Realen, ſowol Endlichen als Unendlichen, durch Erfahrung Aufzunehmenden für unſer Denken erkannt wird.

Wenden wir uns nach dieſen erläuternden Worten wieder zu Fortlage, ſo führt er uns nun zu den Männern die er in ſeiner Sprachweiſe als Halbkantianer bezeichnet, weil ſie die Principien der Kant'ſchen Kritik nur in dieſer oder jener Beziehung, nicht aber in ihrer ganzen Reinheit und Fülle feſtgehalten gleich den ſeither betrachteten Syſtemen der ſtricten Conſequenz. Das Geſpräch das wir dieſe Syſteme im Centrum führen ſahen, wo jedes den Gedanken des andern ergänzend, weiterleitend, abkürzend, einordnend aufnimmt, bricht nun ab, und in der Peripherie bilden die Erſcheinungen eine zerſtreute Menge bunter Producte, die ihren Zuſammenhang weniger untereinander als nur noch mit dem Centrum haben. Nach der Wiſſenſchaftslehre, ſagt Fortlage, zerſpaltet ſich die Grundexiſtenz, das abſolute Ich, in zwei Halbexiſtenzen, das Subject (das relative Ich) und das Object (das Ding an ſich oder den Trieb). Wer dies nicht zulaſſen will, iſt genöthigt in jedem endlichen Subject, in jedem materiellen Ding an ſich ein kleines abſolutes Weſen in ſeiner Art zu erblicken. Danach werden Fries, Herbart, Schopenhauer, Benecke, E. Reinhold und Trendelenburg geſchildert und beurtheilt.

Bei Kant iſt das Denken einziger Quell der Erkenntniß, und die Wiſſenſchaft fängt erſt da an wo wir uns vom unmittelbaren Erkenntnißinſtinct zur bewußten Denkregel erheben; indem Fries das Gefühl zum Erkenntnißprincip macht, ſteht er nicht auf dem Kant'ſchen Boden, ſo ſehr er ſich auch die Reſultate der Kritik aneignet; er gibt der Richtung Jacobi's einen ſyſtematiſchen Charakter, indem er ſie mit der Kant'ſchen Lehre zu verſchmelzen trachtet. Metaphyſiſch bleibt er ungenügend, die Wiſſenſchaft zerfließt bei ihm vor der Unbegreiflichkeit der Dinge und des Ich; aber alles Hohe und Treffliche was ſich mit Gefühl und Anſchauung erreichen läßt klingt bei ihm an, und in den ethiſchen und religiöſen Fragen offenbart er überall den tiefen Sinn eines großen Herzens im Aufſchwung reiner Begeiſterung für das Ewige als das Urſchöne. Nächſt Bouterwek und Schulze werden noch eine große Reihe von Namen und Büchertiteln an Fries angereiht, dann wird zu Herbart übergegangen, bei dem „die Wiſſenſchaft erſtarrt". Er identificirt Ding und Subject, er ſetzt eine Vielheit einfach realer Weſen ohne rechte innere Action, Spontaneität und Entwickelungsfähigkeit, weiß ſie aber doch nur in einem „ſehr ſchlotterigen" Zuſammenhang mit der zuverſichtlich behaupteten Urmonas (Gott) zu bringen, ſodaß jedes Ding zugleich Subject und ein Abſolutes iſt. Dabei iſt aber Fortlage weit entfernt den Ernſt, den Scharfſinn, die Klarheit des Herbart'ſchen Geiſtes zu verkennen, vielmehr beweiſt er ſeine Achtung vor demſelben durch eine ſehr ſorgfältige Analyſe der Pſychologie und der Metaphyſik und hebt wiederholt hervor wieviel Bleibendes und Bedeutendes durch ſie geleiſtet iſt. Schopenhauer nimmt die irrationale Potenz oder den Trieb als das Wahre und Weſenhafte, die rationale Potenz iſt das Unwahre; der Intellect iſt eine bloße Function des Leibes, der Leib ſelbſt aber eine Function des Willens. Auch aus Fortlage's Darſtellung gewinnt der Leſer eine Ahnung davon wie verkehrt Schopenhauer's berühmtes, trefflich geſchriebenes Werk „Die Welt als Wille und Vorſtellung" in ſeinem Princip und Ziel, das Nichts als das wahre Sein und das Verweſen ins Nichts als die Seligkeit zu preiſen, und wie ausgezeichnet es iſt in ſeinen Einzelheiten, wie ſinnig in ſeiner Betrachtung der Kunſt, von welch erhabener Melancholie in der Betrachtung des Lebens! Im Gegenſatz zu Schopenhauer leitet Benecke's Trieb und Wille von den Vorſtellungen ab. Fortlage bemerkt wie hiermit das metaphyſiſche Problem eigentlich auf das pſychologiſche Gebiet verlegt oder der Seelenkunde zur Beantwortung übergeben werde; er freut ſich des Eifers

für pſychologiſche Beobachtung, der wieder ſo mächtig werde als zur Zeit Kant's. Ich würde gerade an dieſer Stelle der vortrefflichen Arbeiten Lotze's gedacht haben. In ihnen reichen ſich der naturforſchende Mediciner und der in allen Methoden der Speculation erfahrene Philoſoph, der beobachtende Phyſiolog und der nachdenkende Pſycholog auf eine höchſt erfreuliche Weiſe die Hand, ſodaß wir andern Alle von ihm zunächſt zu lernen haben.

E. Reinhold und Trendelenburg erſcheinen als die Vertreter von zwei vermittelnden Richtungen, welche das Beſtreben zeigen ſpeculative Reſultate auf eine empiriſche Baſis zu ſtellen und die Metaphyſik auf den Boden der Thatſachen zu führen und damit in die Zukunft unſerer Philoſophie hinweiſen. Reinhold wendet ſich ſich mehr auf die innere Erfahrung, Trendelenburg auf die äußere, ſodaß er die Kategorie der Bewegung und des Zwecks im Anſchluß an die Naturwiſſenſchaften hauptſächlich hervorhebt.

Zum Schluß gedenkt Fortlage auch des Verhältniſſes der Philoſophie zum Socialismus. Kant hatte die Autonomie des Menſchengeiſtes als das Mittel eines unabläſſigen Fortſchritts zum Beſſern angeſehen, ohne als das Ziel deſſelben ein Ideal des Lebens hinzuſtellen. Das that Fichte, indem er das durch freie Einſicht zu realiſirende Bild des Himmelreichs auf Erden entwarf; das thaten Wagner, Krauſe, Fries, von denen der Erſte an die älteſten Prieſterſtaaten, der Zweite an den Freimaurerbund, der Dritte an das Hellenenthum anknüpfte. Wie Fichte unter den deutſchen Philoſophen, ſo iſt St.-Simon unter den franzöſiſchen Socialiſten der große Anheber an welchem Alles hängt, von welchem Alles zehrt. Aber wenn St.-Simon von dem Gedanken ausgeht der darbenden und leidenden Menſchheit den Erwerb der beiden ſüßeſten Lebensgüter, der Familie und des Beſitzes, zu erleichtern, verirrten ſich ſeine Nachfolger in das gänzlich umgekehrte Streben das Schickſal Derer welche beide Lebensgüter entbehren auf die ganze Menſchheit überzupflanzen. Man vergaß daß die Freiheit des Mannes und die Sonderung des Beſitzes, die Ehre des Weibes und die Familie Wechſelbegriffe ſind. Neben dieſer gewiß richtigen Kritik ſetzt Fortlage der ſocialiſtiſchen Genußſucht einen edeln Stoicismus entgegen und ſtellt beſonders den Idealismus Krauſe's gegen Fourier's Materialismus in das rechte Licht. Nach dieſem Allem wird das Ende der Fortlage'ſchen Betrachtungen nicht misdeutet werden, wenn wir es um ſeiner überraſchenden, für den Verfaſſer charakteriſtiſchen Wendung willen hier mittheilen.

Wenn man von den Beſtrebungen des Socialismus die krankhaften Beſtandtheile, nämlich das Rütteln an den Fundamenten der Familie und des Beſitzes, abrechnet, ſo werden die Gedanken nothwendig auf eine ältere Inſtitution zurückgelenkt, welche ſich vor dem Vorwurfe ein Utopien zu ſein bereits hinlänglich dadurch gereinigt hat, daß ihre in hoher Blüte ſtehenden Colonien ſchon die ſämmtlichen Zonen des Erdballs bedecken und überall wohin ihre Wirkſamkeit gelangt in ihrem Bereich ſolide Cultur, ſtrenge Sitte, Treu und Glauben, Rechtlichkeit und ethiſche Reinheit pflegen. Wir meinen die Herrnhutercolonien. Mag der Glauben der Herrnhuter in dogmatiſcher Hinſicht ſeine Beſchränktheiten haben: daß Zinzendorf ſich durch die That als ein ſocialiſtiſches Genie bewährt hat, dies kann gegenwärtig keine Frage mehr ſein. Man ſollte bei ſo großen Erſcheinungen ſich weniger die Mühe geben an ihnen zu mäkeln als von ihnen zu lernen. Zu lernen daß politiſche Grundſätze ebenſo wenig als ökonomiſche Intereſſen hinreichen ein gemeinſameres und liebreicheres Leben der Menſchen untereinander zu beginnen, daß hingegen religiöſe, aſcetiſche, ſittliche Fundamente vollkommen hinreichen ſolche Wunder zu thun. Es iſt aber nicht der Socialismus allein, welcher in unſern Tagen vom Wahne befangen iſt daß der Menſch vom Brot allein lebe. Auch in den Proceß der Philoſophie hat Herrnhut zwei tiefeingreifende Geiſter als Mitarbeiter geſandt, und zwar, was charakteriſtiſch iſt, zwei Geiſter welche die Transſcendenz des Abſoluten aus tiefſter Ueberzeugung mit beſonderm Nachdruck geltendgemacht haben, nämlich Fries und Schleiermacher. Möge dieſes eine gute Vorbedeutung ſein. Denn nicht eher iſt an eine Verbreitung des wahren Socialismus auf Erden zu denken als bis entweder Herrnhut philoſophirt oder die Philoſophie mit ſicherer und energiſcher Ergreifung des aſcetiſchen Standpunkts der Transſcendenz die menſchlichen Geſchicke in die Hand nimmt.

Ich wollte durch dieſe gedrängte Skizze den Leſern einen Blick in den Reichthum und die Richtung des vorliegenden Buchs eröffnen; abweichende Anſichten im Einzelnen zu begründen würde ſtets eine beſondere eigene Darſtellung der betreffenden Lehre erfodert haben. Auch glaube ich daß unbefangene Beurtheiler ſich leicht über alle weſentlichen Punkte mit Fortlage verſtändigen können, was mit daher rührt daß er die Perſpective in die Zukunft offen gelaſſen und die Geſchichte in der Entwickelung von ihrem Anfang aus betrachtet, ohne ihr die Production eines beſtimmten fertigen Syſtems als Zweck unterzuſchieben. Wer mit Luſt und Kraft das Werk ſtudirt, dem wird Goethe's Wort, das an der Pforte des Buchs ſteht, in ſeiner Beziehung auf das Leben des Geiſtes am Ende klar werden:

Wenn im Unendlichen Daſſelbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tauſendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinander ſchließt;
Strömt Lebensluſt aus allen Dingen,
Dem kleinſten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Iſt ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn.

M. Carriere.

Der perſiſche Dichter Firduſi.

Heldenſagen von Firduſi. Zum erſten male metriſch aus dem Perſiſchen überſetzt, nebſt einer Einleitung über das iraniſche Epos von A. F. von Schack. Berlin, Hertz. 1851. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt in unſern Tagen mehrfach die Anſicht ausgeſprochen worden daß die eigenthümliche Culturentwickelung des Occidents ihren Höhepunkt erreicht habe, und damit zugleich zu einem Wendepunkte gelangt ſei, an welchem ſie ihre bisherige geradlinig fortlaufende Bahn verlaſſen werde um in die entgegengeſetzte, ihrem im Oriente gelegenen Urquell zugewandte Richtung einzulenken. Man kann dieſe Meinung, welche in gewiſſen Kreiſen leider mehr und mehr Boden gewinnt und auf die Praxis des Lebens bereits höchſt nachtheilig einwirkt, als grundlos und verderblich zurückweiſen, ohne deshalb die

Wahrheit der Thatſachen zu verkennen, an welchen ſie eine ſcheinbare Stütze findet. Es iſt ohne Zweifel ein arger Irrthum in dem lebendigen und umfaſſenden Intereſſe welches die weſtliche Welt in neuerer Zeit dem fernen Oſten zuwendete einen Beweis für die Erſchöpfung ihrer Lebenskraft zu erblicken. In Wahrheit zeugt dieſe Erſcheinung nur dafür daß die dem Occidente einwohnende geiſtige Energie um ſich vollſtändig entfalten zu können über deſſen Grenzen hinausgehen muß. Doch wie man das Factum auch auffaſſen und erklären wolle, die Exiſtenz deſſelben läßt ſich nicht in Abrede ſtellen.

Die Theilnahme am Oriente hat ſich in demſelben Maße erweitert und befeſtigt in welchem die Kunde von ihm an Umfang und Zuverläſſigkeit gewann. Und dieſe Kenntniß, welche ſich ebenſo ſehr auf die gegenwärtigen Lebensverhältniſſe der orientaliſchen Völker wie auf ihre in die fernſte Vergangenheit zurückgehende Geſchichte erſtreckt, iſt im raſchen und ſtetigen Fortſchritte begriffen. Während die Politik, der Handel und die Religion des Occidents unausgeſetzt und mit ſteigendem Erfolge beſtrebt ſind die Reiche des Oſtens in immer weiterer Ausdehnung ihrem Einfluſſe zu unterwerfen, und es damit zugleich nöthig und möglich machen die dortigen Zuſtände, die geſammte Denk- und Lebensweiſe der öſtlichen Welt genau und allſeitig zu erforſchen, iſt die raſtloſe Thätigkeit der Wiſſenſchaft darauf gerichtet aus den uralten Denkmälern der orientaliſchen Literatur und Kunſt, die zum Theil erſt die neueſte Zeit ans Licht gezogen oder doch dem Verſtändniſſe erſchloſſen hat, ein treues Bild der früheſten Entwickelung dieſer am Eingange der menſchheitlichen Geſchichte ſtehenden Völker zu entwerfen. Schon ſind uns die Sprache, das religiöſe und geiſtige Leben, die künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Bildung, die äußere Geſchichte wie die geſellſchaftlichen Zuſtände des älteſten Orients in einem Grade bekannt und geläufig geworden daß wir uns gegenwärtig wol rühmen dürfen, in unſerer urſprünglichen Heimat einigermaßen zu Hauſe zu ſein. Es iſt aber keine Frage daß dieſe Vertrautheit eine noch weit größere und allgemeinere ſein würde, wenn nicht blos die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen, ſondern auch die Quellen aus welchen ſie geſchöpft werden weitern Kreiſen zugänglich wären. Hoffentlich iſt die Zeit nicht mehr fern wo uns wenigſtens die wichtigſten literariſchen Monumente des Orients, vorallem die Religions- und Geſetzbücher in angemeſſener deutſcher Bearbeitung vorgeführt werden. Man darf das umſoeher erwarten, da für einen andern Zweig dieſer Literatur, für die Poeſie, in der gedachten Beziehung in jüngſter Zeit ſchon Erhebliches geleiſtet worden iſt. So ſind z. B. von manchen indiſchen Poeſien, ſowie von den Werken einzelner arabiſcher und perſiſcher Dichter werthvolle Ueberſetzungen geliefert worden. Auch die Arbeit des Hrn. von Schack, über welche wir in Folgendem näher berichten wollen, gehört hierhin; ſie nimmt ſogar unter den Schriften ihrer Gattung eine der hervorragendſten Stellen ein.

Es iſt nur zu wahr was der Verfaſſer zur Rechtfertigung ſeines Unternehmens bemerkt: „Trotz des oft wiederholten Urtheils eines unſerer verdienſtvollſten Gelehrten (von Hammer's), welcher Firduſi für den größten Dichter des geſammten Morgenlands erklärte, iſt die Bekanntſchaft mit dem «Shahname», dieſem Meiſterwerke der perſiſchen Literatur, bisher auf den engen Kreis der orientaliſchen Philologie beſchränkt geblieben." Denn der proſaiſche Abriß welchen Görres in ſeinem „Heldenbuch" vom Inhalte dieſer Dichtung gegeben hat, konnte dem größern Publicum ebenſo wenig wie die überdem meiſt ganz freien Uebertragungen einzelner Fragmente eine irgend ausreichende Kenntniß derſelben vermitteln. Niemand aber der die uns jetzt vorliegende Bearbeitung zur Hand nehmen will wird leugnen daß uns damit der Genuß eines Werks vorenthalten worden iſt, welches ſich den großen Nationalepen des griechiſchen wie unſers eigenen Volks mit allem Rechte zur Seite ſtellen darf. In der That hat die Schöpfung Firduſi's auf unſere Theilnahme mindeſtens den gleichen Anſpruch wie die vielbewunderten Geſänge Homer's. Denn wenn es für den tiefer Blickenden nicht zweifelhaft iſt daß die begeiſterte Aufnahme welche wie die griechiſche Poeſie überhaupt, ſo auch die Homeriſche Dichtung unter uns gefunden hat, auf der innern Verwandtſchaft des griechiſchen und deutſchen Geiſtes beruht, ſo kann und muß daſſelbe Motiv ſich auch dem perſiſchen Epos gegenüber wirkſam erweiſen. Man hat bekanntlich ſchon früher Perſer und Germanen vielfach miteinander verglichen und geſtützt auf die unverkennbare Uebereinſtimmung, welche nicht blos in der Körperbeſchaffenheit, ſondern auch in der Denk- und Lebensweiſe dieſer beiden Völker hervortritt, ſogar die Letztern als die unmittelbaren Nachkommen der Erſtern bezeichnet. Dieſe Anſicht iſt freilich von der hiſtoriſchen Kritik für immer beſeitigt worden; die Thatſache aber daß der Nationalgeiſt der Perſer mit dem germaniſchen ſich nicht nur in einzelnen Beſtimmungen und zufälligen Aeußerlichkeiten berührt, ſondern in ſeinem innerſten Kerne und in manchen ſehr weſentlichen Momenten zuſammentrifft, bleibt darum nicht minder wahr. Wer ſie etwa noch in Zweifel zieht, der leſe den Firduſi mit unbefangenem Sinne; er wird gewiß dem Verfaſſer zuſtimmen wenn er ſagt: „Die Deutſchen vorallem ſollten dieſen Dichter als ihren Stammgenoſſen willkommenheißen und das durch ihn neugeſchaffene Epos von Iran als ein ehrwürdiges Denkmal ihrer eigenen Urzeit begrüßen . . . Wie die Sprachen beider Völker ihre Entſtehung aus gemeinſamer Quelle noch deutlich verrathen, ſo athmet auch ein verwandter Geiſt in den iraniſchen und älteſten deutſchen Heldenliedern; den heroiſchen Sinn, die geſunde Kraft, den Adel der Sitte und die Innigkeit des Gefühls, die ſich auf ſchlichte, keuſche Weiſe in den «Nibelungen» und der «Gudrun» ausſprechen, wird man, freilich mit dem höhern Pomp des Orients bekleidet, auch in dem iraniſchen Epos wiederfinden" (S. 106).

Wir glauben daß eine ſorgfältige und eindringende Analyſe des perſiſchen Epos manche noch tiefergehende und bedeutſamere Analogien herausſtellen würde wie die ſind welche Schack in der eben angezogenen Stelle hervorhebt. Es geht indeß aus ihnen beſtimmt genug hervor wie in der That in der Eigenthümlichkeit unſers Nationalcharakters ein triftiger Beſtimmungsgrund gelegen iſt, uns für die aus einem nahverwandten Geiſte entſprungene perſiſche Dichtung zu intereſſiren. Keineswegs aber bedarf ſie eines ſolchen beſondern Motivs um unſere Aufmerkſamkeit an ſich zu feſſeln. Ihr menſchlicher Gehalt und ihr poetiſcher Werth ſind ſo groß und mannichfach daß auch aus dieſen allgemeinen Geſichtspunkten die lebhafteſte Theilnahme für ſie gerechtfertigt wird. Wir wollen aus der nach Form und Inhalt gleich vortrefflichen „Einleitung", in welcher Schack den Urſprung und die Geſchichte des perſiſchen Epos, ſowie ſeine religiöſe, nationale und künſtleriſche Bedeutung in lichtvoller und ſchöner Sprache erläutert, Einiges ausheben, was zur nähern Charakteriſtik des großen Dichters und ſeines unſterblichen Werks geeignet erſcheint.

Das Reich der Saſſaniden, in welchem nach dem Sturze der durch Cyrus gegründeten Weltmonarchie die Macht des perſiſchen Volks nochmals zu großem Anſehen und hoher Blüte gelangt war, hatte es nicht vermocht dem gewaltigen Andrange der arabiſchen Waffen zu widerſtehen. Schon wenige Jahre nach Mohammed's Tode wurde es unter dem Khalifen Omar von Grund aus vernichtet und ganz Iran dem beginnenden arabiſchen Weltreiche als eine völlig abhängige Provinz einverleibt. Mit dem Verluſte der politiſchen Selbſtändigkeit war der Untergang der nationalen Religion und Cultur unmittelbar verbunden. Der uralte Feuer- und Lichtdienſt, die weſentliche Grundlage und das treibende Ferment der geſammten perſiſchen Bildung, wurde von dem religiöſen Fanatismus der Eroberer mit allen Mitteln rückſichtsloſer Gewalt verfolgt und unterdrückt; und wie die damalige Volks- und Landesſprache dem Dialekte der fremden Herrſcher den Platz räumen mußte, ſo konnten auch die in ihr niedergelegten und mit der Religion aufs engſte verknüpften volksthümlichen Sagen und Traditio-

nen nur noch von Wenigen und in der Stille fortgepflanzt werden. Indeß gelang die gänzliche Unterdrückung der perſiſchen Nationalität doch nur in den Theilen des Reichs in welchen die Macht des Khalifats ſich ſtetig und mit Nachdruck geltendmachen konnte. In den mehr entlegenen öſtlichen Provinzen, auf welche ihr Einfluß ſich der Natur der Sache nach nur vorübergehend und ohne nachhaltige Wirkung erſtreckte, lebte der angeſtammte Glaube, die heimiſche Sprache und Sitte ebenſo wie die ſagenhafte Ueberlieferung der Vorzeit, wenn auch im Einzelnen mannichfach modificirt, ſo doch im Weſentlichen unverändert fort. Hier war es denn auch wo ſich für den Parſismus, als infolge der ungemeſſenen Ausdehnung des arabiſchen Reichs die Kraft der Centralgewalt gebrochen und ihre Befugniſſe von den Statthaltern der Provinzen mehr und mehr uſurpirt wurden, eine neue Epoche freier und lebendiger Entwickelung eröffnete.

Schon zur Zeit des Khalifen Harun-al-Raſchid hatte das Geſchlecht der Taheriden im Hochgebirge Baktriens, jenem „Wiegenlande Irans, das auch jetzt wieder zur Geburtsſtätte einer neuen perſiſchen Monarchie werden ſollte“, eine faſt königliche Gewalt erlangt. Kaum ein Jahrhundert ſpäter gelang es Jakub, einem Mann von niederer Herkunft, „nach und nach ganz Iran mit Ausnahme des weſtlichen Theils ſeiner Herrſchaft zu unterwerfen und die vom Khalifat faſt gänzlich unabhängige Dynaſtie der Soffariden zu gründen“. Die Herrſcher aus dieſem Geſchlechte, wenngleich perſönlich der Lehre des Koran, die auch die anerkannte Staatsreligion blieb, zugethan, „verkannten doch die Vortheile nicht welche ihnen das mächtig erwachende altperſiſche Nationalgefühl zur Sicherung ihres Throns darbot“. Konnten ſie auch den Feuercultus nicht officiell rehabilitiren, ſo tolerirten ſie ihn doch; zugleich aber „förderten ſie aufs ſorgfältigſte die Pflege der einheimiſchen Sprache und den in der ganzen Nation erwachenden Eifer für Wiederbelebung der alten Traditionen und Geſchichten“. Auf demſelben Wege ging die Dynaſtie der Samaniden, welche im Laufe des 10. Jahrhunderts den Soffariden auf dem perſiſchen Königsthrone folgte, fort. Am Hofe dieſer Fürſten ſtand perſiſche Dichtung und Wiſſenſchaft in hohem Anſehen; ſie rechneten es ſich zur Ehre die aufſtrebenden Talente auf jede Weiſe zu unterſtützen und zu neuen Arbeiten anzuregen. So wurde unter Anderm zur Zeit des Schah Abu-Salih-Manſur dem perſiſchen Dichter Dakiki der Auftrag zutheil das iraniſche Heldenbuch, eine ſchon unter den Saſſaniden veranſtaltete Sammlung altperſiſcher Helden- und Königsſagen, in Verſe zu bringen. Er hatte kaum damit begonnen als er von einem Sklaven ermordet, das Unternehmen mithin für den Augenblick vereitelt wurde. Bald aber nahm es Sultan Mahmud, der berühmte Ghasnevide (997—1030), wieder auf, nachdem er zuvor die ſchon vorhandene Sammlung iraniſcher Ueberlieferungen weſentlich erweitert hatte. Dieſer mächtige Fürſt, an deſſen Hofe ſich zahlreiche Dichter verſammelten, erſuchte zunächſt ſeinen Liebling Anßari, welcher das Amt und den Titel eines Dichterkönigs führte, ſich dem ſchwierigen Werke zu unterziehen. Anßari lehnte den Auftrag ab, empfahl aber zugleich einen ſeiner Freunde, Abul-Kaſim-Manſur, als Denjenigen welcher alle erfoderlichen Eigenſchaften beſitze um die große Arbeit auszuführen.

Abul-Kaſim, dem ſpäter von Mahmud der Ehrenname Firduſi (der Paradieſiſche) beigelegt wurde, war um das Jahr 940 in der Nähe von Tus in Khoraſan geboren und ſtammte aus einer wie es ſcheint wenig bemittelten Familie der Dihkans oder adeligen Grundbeſitzer, „die ſich zum Theil der Abſtammung von den alten Fürſtenhäuſern Irans rühmten und die Erinnerungen der frühern Zeit vorzugsweiſe lebendig erhielten“. Sorgfältig erzogen und noch vor dem achtundzwanzigſten Jahre verheirathet, beſchäftigte er ſich ſchon früh damit die epiſchen Traditionen Perſiens in eine poetiſche Form zu bringen, und hegte namentlich nach dem Tode Dakiki's den lebhaften Wunſch, das von dieſem begonnene Unternehmen fortzuſetzen. Nachdem es ihm gelungen war ſich das vorhin erwähnte Helden- oder Königsbuch zu verſchaffen, ging er ſofort, etwa 36 Jahr alt, an die Arbeit, deren Ausführung von nun an die Aufgabe ſeines Lebens bildete. Einzelne Proben ſeiner Dichtung wurden alsbald in weitern Kreiſen bekannt und erwarben ihm ſelbſt die Gunſt des damaligen Statthalters von Khoraſan. Doch blieb er ruhig auf ſeinem Landgute in Tus, bis er ſich kurz nach dem Regierungsantritte Mahmud's wahrſcheinlich durch den Ruf dieſes Fürſten als eines eifrigen Förderers der Künſte bewogen fand in ſeinem achtundfunfzigſten Lebensjahre nach Ghasna, der Reſidenz deſſelben, überzuſiedeln. Wir hörten ſchon wie er hier durch den Dichterkönig Anßari dem Sultan empfohlen wurde. Doch wußte die Misgunſt der übrigen Hofpoeten dieſe Fürſprache fürs erſte wirkungslos zu machen. Endlich gelang es ihm durch eine eben vollendete Epiſode ſeines Gedichts die Aufmerkſamkeit Mahmud's auf ſich zu lenken, der ihn nun in den Kreis ſeiner Dichter einführte und durch Fürſorge für ſeine ökonomiſchen Bedürniſſe, ſowie durch Mittheilung aller die iraniſche Geſchichte betreffenden Materialien in den Stand ſetzte das Werk in würdiger Weiſe zu vollenden. Die Gunſt des Sultans hinderte indeß nicht daß Firduſi während ſeines zwölfjährigen Aufenthalts am Hofe mit vielen und ſchweren Widerwärtigkeiten, die ihm der Neid der Höflinge und namentlich die Feindſchaft des Vezirs Haſſan-Maimendi bereitete, zu kämpfen hatte. Trotz dieſer mannichfachen Störungen, zu welchen noch der ihn tief erſchütternde Tod eines geliebten Sohns hinzutrat, rückte die Arbeit unaufhaltſam vor, bis er ſie endlich im Jahre 1011, als er bereits ſein einundſiebzigſtes Lebensjahr erreicht hatte, mit folgenden ſtolzen Worten abſchließen konnte:

> Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
> Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht;
> Wer immer Geiſt hat, Glauben und Verſtand,
> Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt;
> Der ich die Saat des Wortes ausgeſät,
> Ich ſterbe nicht, wenn auch mein Geiſt vergeht.

Mahmud hatte als er mit Firduſi bekannt wurde ſeinem Vezir beauftragt, ihm für jedes Tauſend Doppelverſe die er vollenden würde tauſend Goldſtücke auszuzahlen. Dies geſchah indeß nicht, weil Firduſi damals den Wunſch äußerte, die ganze Summe nach Vollendung ſeiner Arbeit auf ein mal zu erhalten. Als nun das rieſige Werk einer fünfunddreißigjährigen Thätigkeit in nahezu 60,000 Doppelverſen vollſtändig ausgeführt vorlag, gab der Sultan in der That den Befehl dem Dichter ſo viele Goldſtücke einzuhändigen als ein Elefant zu tragen vermöchte. Die Einflüſterungen des Vezirs wußten es indeß dahinzubringen daß Mahmud den verſprochenen Lohn auf 60,000 Silbermünzen beſchränkte. Firduſi war eben im Bade als ihm dieſe Summe zugeſtellt wurde. Er vertheilte ſie ſogleich an die Badewärter und einen in der Nähe wohnenden Schenkwirth und ließ dem Sultan ſagen daß er nicht des Geldes wegen ſein Werk geſchrieben habe. Mahmud, im höchſten Grade hierüber aufgebracht, drohte den Dichter unter die Füße ſeiner Elefanten werfen zu laſſen, ſprach ihn aber ſpäter von jeder Strafe frei. Firduſi indeß, der die ihm gewordene Misachtung nicht vergeſſen konnte, entfloh aus Ghasna, nachdem er zuvor noch eine lange Satire gegen den Sultan gerichtet hatte, und begab ſich über Maſenderan nach Bagdad, wo er am Hofe des Khalifen eine ehrenvolle Aufnahme fand. Mahmud, erbittert über die beißenden Verſe welche ihm Firduſi nach ſeiner Flucht hatte übergeben laſſen, verlangte deſſen Auslieferung. Sie wurde zwar verweigert, zugleich aber dem Dichter der Rath ertheilt Bagdad zu verlaſſen. Firduſi wandte ſich nun nach Kuhiſtan, deſſen Statthalter ihm von früher her ſehr gewogen war und auch jetzt die Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Sultan zu vermitteln ſuchte. Wie es ſcheint blieben dieſe Bemühungen nicht ohne Erfolg; gewiß iſt wenigſtens daß Firduſi gegen Ende ſeines Lebens in ſeine Vaterſtadt Tus zurückkehrte.

Hier ſtarb er auch im Jahre 1020 infolge einer plötzlichen Ohnmacht, die ihn befallen hatte als er eines Tags im Bazar einen Vers aus ſeiner Satire gegen den Shah repetiren hörte, der ihm den Urſprung ſeines Unglücks in die Erinnerung zurückrufen mochte. In dem Augenblicke wo ſich der Leichenzug des Dichters zu dem Thore von Tus hinausbewegte langten Boten Mahmud's an, die ihm den bis dahin vorenthaltenen Lohn ſammt einem Ehrenkleide überbringen ſollten. Die Tochter des Verſtorbenen der man nun das Geld anbot wies daſſelbe zurück; eine ſeiner Schweſtern aber veranlaßte daß es zur Ausführung eines Kanalbaus verwandt wurde, welcher dem Bruder ſtets ſehr am Herzen gelegen hatte.

Was wir im Obigen aus dem Leben unſers Dichters und insbeſondere über das Verhältniß deſſelben zu ſeinem fürſtlichen Mäcen angeführt haben, zeigt ihn uns als einen Mann wie er am Hofe eines orientaliſchen Despoten nicht eben häufig zu finden ſein möchte. Das ſtolze Selbſtgefühl, mit welchem er den Lohn ſeiner Arbeit von ſich weiſt als ihm deren würdige Anerkennung verſagt wird, genügt für ſich allein um uns die Größe des Geiſtes und den Adel der Geſinnung erkennen zu laſſen die dieſem Dichter eigen ſind. Firduſi gehört zu jenen hohen und edeln Naturen die ſchon darum von jeder Regung kleinlicher Selbſtſucht und ihren erniedrigenden Wirkungen frei ſind, weil ſie das Ganze des Welt- und Menſchenlebens umfaſſen. Klaren und ernſten Blicks überſchaut er die Dinge dieſer Welt in der Geſammtheit ihrer Verhältniſſe; er weiß ſich in alle zu finden und nimmt an jeglichem einen innigen, verſtändnißvollen Antheil. Doch wenn Nichts von Dem was den Kreis des Menſchlichen erfüllt ihm fremd bleibt, ſo iſt andererſeits doch ebenſo wenig irgend Etwas im Stande ihn unbedingt und dauernd zu feſſeln. Die lebendige Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Irdiſchen wie von der Ohnmacht des Menſchen gegenüber dem unabänderlichen Gange des im ſteten Wechſel ſich gefallenden Schickſals, erhebt ihn wie über ſich ſelbſt ſo auch über jede beſondere Erſcheinung die an ihn herantritt. Jener erhabene Tiefſinn an welchem wir den Weiſen des Orients zu erkennen pflegen ruht auch auf ſeiner Stirn. Nur iſt dieſe ſtreng-ernſte Weltbetrachtung hier frei von der düſtern Schwermuth und ſelbſtvernichtenden Entſagung die ſie anderswo im Gefolge hat. Denn Firduſi bewährt ſich auch darin als einen wahrhaften Repräſentanten des perſiſchen Volksgeiſtes, daß die dieſem eigenthümliche ethiſche Richtung, welche die ſelbſtändige, ihrer Kraft und Würde bewußte Perſönlichkeit zur Vorausſetzung hat, an ihm einen entſchiedenen Vertreter findet.

Was nun den Inhalt des von Firduſi verfaßten Königsbuchs oder des „Shahname" angeht, ſo zeigt Schack daß der große Körper der Dichtung aus zwei voneinander trennbaren Beſtandtheilen zuſammengeſetzt iſt. Dieſe ſind: 1. Die Königs- und Heldenſage von Iran mit einer mythiſch-ſymboliſchen Einleitung; 2. eine ſagenhafte Ueberlieferung der ſpätern perſiſchen Geſchichte von der Zeit der letzten Nachkommen des Darius Hyſtaspis bis zum Sturze der Saſſaniden. Wir laſſen hier zur Seite was der Verfaſſer über den hiſtoriſchen und poetiſchen Charakter der zweiten Abtheilung beibringt, weil es eben nur die erſte iſt mit welcher er uns durch ſeine Ueberſetzung näher bekanntmacht. In dieſer aber, oder vielmehr in dem Epos welches ihren Inhalt bildet, „beſitzen wir eins der größten Werke welche je der menſchliche Geiſt hervorgebracht, oder richtiger (da eine ſolche Schöpfung die Kräfte des Einzelnen und wäre er der Begabteſte beiweitem überſteigt) eines der wundervollſten von denen welche die vereinte Dichtungskraft vieler Generationen geſchaffen und einem mächtigen Genius, dem der Ruhm der ſchließlichen Feſtſtellung vorbehalten war, überliefert hat. Betrachtet man nun die unendliche Fülle ſeines Stoffs, den Reichthum des bewegteſten, wie vom Athem des Weltgeiſtes durchſauſten Lebens in ihm, die Vielgeſtaltigkeit der Thaten, Begebenheiten und Schickſale, die Menge ungeheurer, tieftragiſcher Kataſtrophen, ſo wird man einräumen müſſen daß hierin nicht irgend ein anderes Gedicht mit ihm verglichen werden kann. Das Nämliche gilt von dem rieſenhaften Geiſte in welchem es gedacht, von den gewaltigen Dimenſionen in welchen es ausgeſtaltet iſt. Gleich jenen Wunderſtädten der graueſten Vorzeit, gegen deren ungeheuere Trümmermaſſen alle andern Bauten der Menſchenhand wie Pygmäenwerk erſcheinen, ragt es als Denkmal eines frühern gigantiſchen Geſchlechts in die Gegenwart hinein ... Es iſt eines der älteſten und ehrwürdigſten Monumente aus der früheſten Urzeit der Menſchheit, einer Zeit von welcher außer ihm nur noch wenige mit hieroglyphiſchen Zeichen bedeckte Ruinen Zeugniß ablegen" (S. 56—57). Ebenſo ſchön und treffend wie der Verfaſſer in dieſen Worten den allgemeinen Eindruck ſchildert welchen das Gedicht als ein Ganzes betrachtet zurückläßt, iſt die ſpätere Darſtellung der in ihm herrſchenden Weltanſicht: „So in ſeiner Geſammtheit aufgefaßt gewährt das iraniſche Epos vielleicht keine ſtille in ſich geſchloſſene Befriedigung, aber den Eindruck des Unermeßlichen, wie der Anblick des geſtirnten Himmels, der die unendliche Menge der Welten in ein glanzreiches Sternſyſtem verflicht. Jahrtauſende mit ihren Geburten und Zerſtörungen umſpannt es; nur auf dem Hintergrunde der Ewigkeit führt es die wechſelnden Geſchlechter der Menſchen vor, die der Weltgeiſt in ſtetem Kreislaufe über die Erde treibt; ihre Geſchicke ſind ihm wie die Wellen des Meeres, die Keiner zu zählen vermag; ruhig und unverrückt liegt in ſeiner Mitte der Pol um den die großen Geſtalten des Lebens ſich drehen; in den Höhen des unerſchaffenen Lichtreichs und in den Tiefen der unergründlichen Nacht verſchwimmen ſeine Grenzen; die Fülle der Dinge ſcheint in ihm beſchloſſen zu ſein; allumfaſſend und unausmeßbar wie die Natur ſelbſt ſteht es da, ein Wunderwerk der Poeſie" (S. 104).

Die faſt grenzenloſe Ausdehnung in Raum und Zeit und die ſtaunenswerthe Mannichfaltigkeit der Charaktere und Situationen, auf welche in den angezogenen Stellen hingewieſen wird, unterſcheiden das iraniſche Epos weſentlich von andern Dichtungen dieſer Art, welche meiſt irgend eine beſtimmte Perſönlichkeit in ihrer beſchränkten Lebensſphäre zum Mittel- und Schwerpunkte haben. Die dem Epos nothwendige Einheit liegt hier nicht in einem einzelnen Individuum, auf welches die Handlung in allen ihren weſentlichen Punkten ſich bezieht, ſondern lediglich in dem „ſtrengen innern Zuſammenhange der Handlung ſelbſt", die in ihrem Jahrhunderte erfüllenden Verlaufe von einem und demſelben Gedanken getragen und beherrſcht wird. Dieſe unſerer Dichtung zugrundeliegende Idee, das „feſte Centrum derſelben iſt der Kampf des iraniſchen Heldenthums gegen die Mächte der Finſterniß, ein Kampf welcher zugleich als Streit des guten Weltprincips mit dem böſen dargeſtellt wird" (S. 74—75). In ihm haben wir den „Kern um den ſich die verſchiedenen Sagenkreiſe der Könige und Heroen zu einem einzigen zuſammengeſchloſſen haben; in ihm hat ſich das ganze reiche Leben der Begebenheiten von Jahrhunderten concentrirt, in ihn, wie Bäche in einen mächtigen Strom, münden alle einzelnen Handlungen um nur eine Geſammtnation zu bilden". Dieſe Einheit des iraniſchen Epos wird noch verſtärkt durch die in ihm waltende „Schickſalsidee, wonach eine von dem früheſten Ahnherrn begangene Unthat deſſen Nachkommen in den Frevel hineinreißt und eine dunkle Nacht ganze Geſchlechter zu gegenſeitiger Vernichtung treibt, indem ſie hier Schuld auf Schuld häuft, dort Rache auf Rache folgen läßt" (S. 76).

Die wenigen und ganz allgemeinen Charakterzüge die wir bisjetzt hervorgehoben, und hier nicht weiter vermehren oder ausführen dürfen, können wenigſtens inſofern genügen als aus ihnen die eigenthümliche Größe der Schöpfung Firduſi's doch in Etwas deutlich wird. Möchten ſie dazu beitragen der vorliegenden Bearbeitung dieſes poetiſchen Meiſterwerks jene umfaſſende Theilnahme zuzuwenden auf die ſie ſo gerechten Anſpruch hat. Die Schrift Schack's bietet in der That Alles was zum klaren Verſtändniß und zum vollen Genuſſe der perſiſchen

Dichtung erfoderlich iſt. Während die Einleitung über alle weſentlichen Momente Aufſchluß gibt, deren vorgängige Kenntniß zur unbefangenen Aufnahme einer ſo fremden Erſcheinung, wie das iraniſche Epos für uns im Allgemeinen noch iſt, nicht entbehrt werden kann, führt uns die meiſterhafte Ueberſetzung unmittelbar wenn auch nicht in das Ganze der Dichtung, ſo doch in die beſten und ſchönſten Partien derſelben ein. Da der koloſſale Umfang des „Shahname“ es von vornherein unthunlich erſcheinen ließ ihn in ſeiner ganzen Ausdehnung zu übertragen, ſo hat ſich der Verfaſſer fürs erſte auf die Mittheilung von zehn der hervorragendſten Sagen beſchränkt, denen er ſpäter noch einige andere folgen zu laſſen gedenkt. „Jedem dieſer Abſchnitte iſt ein ſummariſcher Abriß der ihm im «Shahname» vorausgehenden Begebenheiten beigegeben, was ſowol zum vollen Verſtändniß deſſelben als auch deswegen unerlaßlich ſchien, weil die einzelnen Sagen in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen des iraniſchen Epos gewürdigt ſein wollen.“ Ueber die Treue der Ueberſetzung können wir nicht urtheilen, da uns die Sprache des Originals nicht geläufig iſt. In formeller Beziehung läßt ſie wenig zu wünſchen übrig; einige etwas gewagte Wendungen, manche gar zu kühne Wortbildungen — zu denen wir namentlich einzelne Zuſammenſetzungen rechnen möchten —, ſowie eine kleine Anzahl von unzuläſſigen oder doch minder gefälligen Reimen, das ſind die übrigens bei einer Arbeit von ſolchem Umfange kaum zu vermeidenden Mängel. Sie verſchwinden völlig wenn man ihnen die ſchöne und reine Diction, den leichten Fluß, die zwangloſe Sicherheit durch welche ſich die Ueberſetzung im Ganzen auszeichnet gegenüberſtellt. Zu bedauern iſt daß der Verfaſſer von vornherein darauf verzichtet hat das Versmaß des Originals treu wiederzugeben. Schack bedient ſich des fünffüßigen Jambus, während Firduſi das unter dem Namen Mutakarib bekannte Metrum (◡——◡——◡——◡—) anwendete. Denn unſers Erachtens ſteht der ſpondeiſche Rhythmus mit dem Weſen des orientaliſchen Geiſtes in einem zu genauen Zuſammenhange als daß der Ausdruck und die Wirkung des letztern durch die Subſtitution eines andern Metrum nicht erheblich geſchwächt oder gar gefälſcht werden ſollte. Freilich hat die genaue Nachbildung des perſiſchen Versmaßes, welches, wie der Verfaſſer mit Recht bemerkt, „unſerer Sprache wegen der gehäuften Spondeen widerſtrebt“, ihre großen Schwierigkeiten; unmöglich iſt ſie aber doch nicht. 96.

Graziella. Memoirennovelle von Johannes Scherr. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1852. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die vorliegende Novelle bildet die beiden erſten Bände einer „Bibliothek deutſcher Originalromane“, welche der thätige Verleger O. Wigand herauszugeben beabſichtigt und in welcher er ſich die Aufgabe ſtellt, „das Vorzügliche und Ausgezeichnete zu fördern und keine Romane an- und aufzunehmen die er nicht vor der Kritik und im Angeſichte des gebildeten Deutſchland vertreten“ könne. So ſpricht er ſich ſelbſt in der dem Werke vorangeſchickten Einleitung aus und bezeichnet damit unumwunden den hohen Standpunkt, von welchem aus er ſein neues Verlagsunternehmen betrachtet wiſſen will. Ueber dieſes Unternehmen ſelbſt zunächſt einige Worte, ehe wir an die Betrachtung der vorliegenden Probe deſſelben gehen.

Der Verleger geht bei demſelben, ohne die große Schwierigkeit und Koſtſpieligkeit deſſelben ſich zu verhehlen, vom nationalen Geſichtspunkte aus. Es iſt ihm und wahrlich mit vollſtem Rechte ärgerlich daß wir, ſeitdem die Heroen unſerer Literatur die Emancipation derſelben begannen und vollendeten, wieder unverkennbare Rückſchritte zu dem Zuſtande literariſcher Vaſallenſchaft gemacht haben, daß wir geringſchätzig an den Producten deutſchen Geiſtes, namentlich auf dem Gebiete der Belletriſtik und inſonderheit des Romans, wo wir nach jeder Seite hin Meiſter- und Muſterhaftes aufweiſen können, vorübergehen und mit heißhungeriger Gier auf die fremdländiſchen Fabrikate von jenſeit des Rheins, des Kanals, ſelbſt des Ocean uns werfen um ſie zu verſchlingen, und dadurch jene fremden Autoren und Verleger bereichern helfen, während wir die vaterländiſchen darben und verkümmern laſſen. Denn in dem „Nichtkaufen guter Bücher dieſer Art“ bei uns in Deutſchland findet O. Wigand, und wiederum mit Recht, die hauptſächlichſte Urſache der Entmuthigung für Schriftſteller und Verleger und in der Verſchmähung des eigenen Goldes, um fremdem Flitter zu huldigen, den Grund jener Herrſchaft des Ausländiſchen auch auf dieſem Gebiete. Mancher Leſer wird es vielleicht komiſch finden daß bei dieſem Ankämpfen gegen die literariſche Fremdherrſchaft O. Wigand ſelbſt die Schriften Eugen Sue's, der Georges Sand u. ſ. w. in verſchiedenen Ueberſetzungen verlegt und dieſelben ſogar auf den Umſchlägen der erſten Bände dieſer deutſchen Romanbibliothek ausführlich angekündigt hat. Wir wollen das indeß nicht urgiren. Denn es werden ja vielleicht aus dem Verdienſt am Fremden die nothwendig bedeutenden Auslagen für das neue Heimiſche beſtritten, und überdies iſt jeder Verleger ja Kaufmann, muß es ſein um beſtehen und die Literatur nach Kräften fördern zu können.

Wenn es aber in der That an guten deutſchen Productionen auf dieſem Gebiete nicht fehlt, weshalb denn ein neues Unternehmen dieſer Art beginnen? Darauf antwortet der Herausgeber: „Dieſer Verſuch iſt gerechtfertigt zu einer Zeit wo uns Nichts geblieben iſt als ein Verkehr mit Büchern. Würde uns auch das Bücherleben geſtört, dann wäre der letzte Reiz, der höchſte Genuß des Daſeins genommen und das Leben verlöre das letzte Intereſſe. Die edelſten Geiſter Deutſchlands wenden von neuem ihre Thätigkeit dem Schaffen einer neuen Welt, einer Bücherwelt zu. Hier ſchildern ſie ihre eigenen Schmerzen, Leiden und bittern Erfahrungen; hier finden ſie einigen Troſt für ſo große Verluſte und ſchmerzliche Entbehrungen.“ Und, ſetzen wir hinzu, dazu ihnen erwünſchte Gelegenheit bieten iſt unbezweifelt ehren- und dankenswerth, und ein derartiges Car tel est notre plaisir kann man ſich denn ſchon gefallen laſſen. Uns dünkt indeß, zweierlei, ein Aeußeres und ein Inneres, werde der Herausgeber wol zu beachten haben neben der verſprochenen Sorgſamkeit in der Auswahl: erſtlich die möglichſte Billigkeit, das iſt das äußere Moment; denn er ſelbſt weiß ſehr wohl daß gerade die Wohlfeilheit der ausländiſchen Producte außerordentlich viel zu deren Verbreitung beigetragen. Dann aber auch, und das iſt das innere Moment, daß er ſich nicht verführen laſſe das Publicum mit ſubjectivſten Tendenzromanen zu überſchütten, an denen das Intereſſe auf die Länge nicht feſthält, nicht feſthalten kann, weil die Tendenz nothwendig die Poeſie ertödtet und die Subjectivität nur bei außerordentlich bedeutenden, vorzugsweiſe reichbegabten Naturen, deren Seele in Wahrheit als ein Reflector der Zeit mit allen ihren Erſcheinungen, mit ihren Schmerzen, ihren Täuſchungen und Hoffnungen dienen kann, das Intereſſe des Leſers uneingeſchränkt in Anſpruch zu nehmen und vollkommen zu befriedigen und zu beherrſchen im Stande iſt.

Vor dieſer Art ſubjectivſter Tendenznovelliſtik hat ſich der Herausgeber in dieſer vorliegenden Probe glücklich behütet. Der Anfang führt das Unternehmen wirklich auf ſehr empfehlende Weiſe ein. Freilich eine „Memoirennovelle“, deren Ereigniſſe in die Jahre 1847—49 fallen, wird ſich einer gewiſſen tendenziöſen Haltung gar nicht entſchlagen können, ſchon um des eigenthümlichen geſchichtlichen Hintergrundes willen vor dem das Geſammtgemälde ſich aufrollt, wird auch der Subjectivität ſich nicht entſchlagen können da jene Zeit uns noch viel zu nahe liegt, ihre gewaltigen Erlebniſſe uns Alle zu ſtark nach dieſer oder jener Seite hin berührt haben und noch zu fühlbar und empfindlich in uns nachzittern als daß wir ſchon objectiv ſie anſchauen und ſo in ihren Reſultaten ſie wiedergeben könnten. Man wird da billig ſich zufriedengeben müſſen, wenn das reine Feuer der Poeſie den ſpröden, oft ſo wenig erfreulichen Stoff ſo weit durchglüht und verklärt daß man nicht gewaltſam

in die hausbackene ordinaire Proſa des Lebens hinabgezogen wird, ſondern auch abgeſehen von der geſchichtlich-politiſchen Grundfärbung an der poetiſchen Verarbeitung und Entwickelung des Stoffs wie der Charaktere ſeine Freude haben kann, wenn mit einem Worte ein poetiſches Gemüth und eine poetiſch geſtaltende Kraft darin ſich ausſpricht, die verſöhnend auch die widerſtrebendſten Elemente zu befriedigender Geſammtwirkung zu einigen und über dem Intereſſe an den Sachen auch das Intereſſe an den Ideen rege zu machen und rege zu erhalten weiß.

Man muß Scherr zugeſtehen daß ihm dies meiſt glücklich gelungen iſt und daß in ſeiner Novelle ein reiches Talent ſich ausſpricht, deſſen Führung man mit Vergnügen ſich überläßt, mag man auch über ſo manches Einzelne mit ihm rechten müſſen, mit ſo mancher Einzelheit in Anlage und Ausführung ſich nicht vollkommen einverſtehen können, ſei es daß man die zu grelle Nebeneinanderſtellung von Licht und Schatten ſtatt naturwahrer ſanfterer Farbenverſchmelzung in wohlberechneten Uebergängen, ſei es daß man ein theilweiſes Vorwiegen des phantaſtiſchen vor dem rein und maßvoll poetiſchen Elemente ſollte rügen müſſen. Denn die politiſche und ſociale Welt- und Lebensanſchauung, obwol ſie natürlich auf die Seite einer Partei treten muß, kommt dabei nicht weiter in Betracht, ſofern wir die innere Berechtigung jeder als wirkliche Ueberzeugung ſich documentirenden Anſchauung, wollen wir anders unbefangen urtheilen, zugeſtehen müſſen, ſobald ſie nicht frech den ewigen göttlichen Grundgeſetzen Hohn ſpricht.

So dünkt uns, in älterer Weiſe an die Iffland'ſche Manier gemahnend (man misverſtehe uns nicht), beiſpielsweiſe der Gegenſatz zwiſchen Licht und Schatten gar zu grell zwiſchen den beiden weiblichen Hauptfiguren der Novelle, Graziella und der Baronin Redwitz; jene iſt in der That, wenn auch der Verfaſſer ſich erſichtlich, doch ohne Gelingen bemüht den Leſer von dieſer Idee abzuziehen, ein reiner Engel, dieſe ein leibhafter, aber ſchöner und um ſo verführeriſcher Teufel, und die quasi Vermittelung welche Scherr durch das Zwiſcheneinſchieben des Fräuleins Klara von Redwitz, eines leidlich unglücklichen, gutmüthig-gewöhnlichen Menſchenkindes mit vielem Anflug romantiſcher Sentimentalität, wie der innig-herzigen Tochter aus dem Volke, des Kätherle vom Sprudelhof, verſucht hat, will denn doch nicht ſo recht ausreichen, wie er denn in der Darſtellung und tiefern Entwickelung weiblicher Charaktere nicht ſeine ſtärkſte Seite zeigt, ſofern er ſich durch eine gewiſſe Ueberſchwänglichkeit nach beiden Seiten hin zu Extremen hinreißen läßt, die an und für ſich wol intereſſant, man kann vielleicht ſogar ſagen, bis auf einen gewiſſen Grad ſelbſt poetiſch, aber doch mit zu großer licentia poetica behandelt ſind, als daß ſie in ihrer Erſcheinung wie in ihrem Handeln nicht zu beſcheidenen pſychologiſchen Zweifeln Anlaß geben und ſelbſt als poetiſche Gebilde nur inſoweit erſcheinen ſollten als der Leſer den ſtillſchweigenden Vorausſetzungen des Autors ſich willig und willenlos accommodirt und gefangen gibt. Nur das erwähnte Kätherle mag davon eine Ausnahme machen. Indeß ſoll damit nicht geſagt ſein daß des Verfaſſers Talent nicht verſtanden jene beiden weiblichen Hauptfiguren außerordentlich anziehend zu geſtalten, wozu eben ihr ſcharfer Gegenſatz weſentlich beiträgt.

Andererſeits erſcheint beiſpielsweiſe das Benehmen Graziella's dem Wüſtling Prinz Willibald gegenüber, wie das auch der Verfaſſer ſelbſt gefühlt zu haben ſcheint, und namentlich die Kataſtrophe ihres Bruchs mit ihm, nebſt ihrer Erklärung gegen Julius Wildfeuer, den männlichen Helden der Novelle, ebenſo wie ihr ſpäterer Befreiungsverſuch dieſes ihres Geliebten — die Gräfin unerkannt als Magd auf der Veſte Achsberg — mehr phantaſtiſch als der Geſchichte zuträglich ſein dürfte, ſo ſehr man ſich auch gerade von dieſer außerordentlich gelungenen Darſtellung der höchſten Aufopferungsfähigkeit echter Liebe angezogen und hingeriſſen fühlen wird. Wir wollen dahingeſtellt ſein laſſen ob nicht ſelbſt die Figur des edeln alten Grafen Straleck, des Großvalers Graziella's, in ihrer volldemokratiſchen Geſinnungs- und Handlungsweiſe, die all und jedes Standesvorurtheil gründlichſt abgeſtreift hat (und wiederum in einem grellen Gegenſatz zu „den Gebrüdern Grimmelfingen" einem etwas caricaturmäßig, doch amuſant gehaltenen Monument aus längſt verſchollener Zopfzeit ſteht), in der That in das Gebiet des Phantaſtiſchen gehöre, wenn auch die neueſte Zeit uns demokratiſche Grafen wirklich gezeigt hat.

Darin übrigens beſteht gerade ein Hauptvorzug dieſer Novelle daß ſie, abgeſehen von der romantiſchen, nur in ſeltenen oben angedeuteten Fällen zu kühn das Maß der Wirklichkeit oder doch der poetiſchen Wahrſcheinlichkeit überſpringenden Ausſchmückung, namentlich in der Schilderung der Mehrzahl der männlichen Charaktere, und nicht minder in der Darſtellung der einzelnen Situationen der Erzählung ſelbſt, wie des hiſtoriſchen Hintergrundes auf dem ſie ſich auferbaut, ſtreng an das wirkliche Leben ſich hält und mit wahrhaft bewundernswürdiger, von reichem, geſtaltungskräftigem Talent zeugender Prägnanz die Geſchichte der drei genannten Jahre 1847—49 concret individualiſirt in den einzelnen vorgeführten Perſönlichkeiten als Repräſentanten und Trägern ſich abſpiegeln läßt. Es iſt eine ſehr müßige Frage, ob die Novelle auf wahren geſchichtlichen Thatſachen und Erlebniſſen beruht und unter den erfundenen Namen von Orten und Perſonen ſich wirklich exiſtirende verbergen, ſo oft jene Frage auch unwillkürlich während der Lecture ſich faſt gewaltſam aufdrängen mag. Und in dieſer Frage liegt eben ein Beweis für die innere zwingende Wahrheit der Darſtellung. Jedem dem die Geſchichte jener Jahre ſelbſt oberflächlich nur noch vorſchwebt werden aus ſeiner nähern oder entferntern Umgebung Perſönlichkeiten oder Situationen ins Gedächtniß kommen, welche als Urbilder für die hier dargebotenen Genrebilder oder Portraits hätten dienen können, und darin liegt nicht der geringſte Reiz dieſes Buchs daß der Leſer gewiſſermaßen die eigenen Erlebniſſe und Erfahrungen hier lebendig und in warmer, eleganter, ſpannender, nicht ſelten begeiſterter Schilderung noch ein mal recapitulirt und ſich lebendig in jene kaum entſchwundene und doch ſcheinbar ſchon ſo lange hinter uns liegende Zeit zurückverſetzt fühlt. Ebendeshalb aber iſt die Bezeichnung „Memoirennovelle" eine vollkommen gerechtfertigte.

Das Ganze gewährt eine ſehr glücklich zuſammengefaßte, klar und ſcharf umgrenzte Darſtellung wie der ſocialen Urſachen der Märzbewegung in Deutſchland, ſo des darauffolgenden vertrauensvollen Begeiſterungsſchwindels, der vorzugsweiſe durch die plötzliche Schwenkung des vormärzlichen Liberalismus und Conſtitutionalismus nach Rechts nach befriedigter „Miniſterſeſſelſehnſucht" ſo bitter und ſchmerzlich getäuſcht und enttäuſcht worden, und nicht minder des katzenjämmerlichen Erwachens aus dem Einheits- und Freiheitsrauſche, nachdem dieſer, wie es zu geſchehen pflegt, immer aufgeregter zu Extravaganzen ſich hatte hinreißen laſſen, zu deren Begehung der Egoismus die Berauſchten verleitet hatte und welche die Ernüchterten ſchwer büßen müſſen. Dem ſtarken Simſon hatte es an Delilas nicht gefehlt, und ſo konnten die Philiſter über ihn kommen, konnten ihn überwältigen, nachdem im ſüßen, vertrauensvollen Schlummer ſeine Kraft von ihm genommen worden. Denn die Klarheit der Erkenntniß, die ungetrübte Durchſchauung der Verhältniſſe fehlte und Kaſſandriſche Mahnrufe verhallten ungehört und unbeachtet. Die Geſprächsexcurſe über die hauptſächlichſten „brennenden Fragen" der damaligen Zeit ſind geſchickt, gedanken- und geiſtreich und mit glücklicher Wahl und Beſchränkung eingefügt, und mag man auch bei ſo manchen Reflexionen des Gedankens ſich nicht erwehren können daß ihre treffende charakteriſtiſche Wahrheit vornehmlich aus dem ex post reſultire, ſo läßt ſich doch auch nicht leugnen daß inmitten jener ſchwärmeriſchen Bewegungszeit es auch an einzelnen clairvoyanten Naturen nicht gefehlt hat, deren innerm Auge die dieſer Action nothwendig folgende Reaction ahnungsvoll, aber ſicher ſich enthüllte.

Daß der Verfaſſer überall der Fortſchrittspartei angehört und in ſeinem Helden, dem Doctor Julius Wildfeuer, einem ziemlich unpoetiſchen und dem edeln, gemäßigten Charakter deſſelben wenig entſprechenden Namen, einen klaren, von aller Uebertreibung ferngehaltenen Repräſentanten derſelben aufſtellt, bedarf nach dem bisher Geſagten der Bemeekung wol kaum. Abgeſehen davon daß er dieſen ſeinen Helden ähnlich wie die Heldin Graziella durch einige ſchärfere Schattenſtriche der Naturwahrheit hätte mehr annähern können, iſt ihm die Charakterzeichnung deſſelben ſehr wohl gelungen, wie denn überhaupt die geſammte Darſtellung der Männercharaktere des Buchs in ihren mannichfach und reichſchattirten Gegenſätzen außerordentlich befriedigend ausgefallen iſt.

Dieſer vormärzlich-liberale ſpätere Miniſter Pauker, dieſer reiche, egoiſtiſche Fabrikherr (ebenfalls ſpäterer Miniſter) Baron Redwitz, dieſer ſtrenge Republikaner Brand, dieſer lebensluſtige, freidenkeriſche katholiſche Pfarrer Bangold, dieſer jüdelnd ſpeculirende, kalte Weltmann Flottenheim, dieſer demokratiſche Lammwirth, dieſer Wilderer Herenſtoffel, der Vetter Ambros und der Sprudeljörg: das Alles ſind neben ſo manchen andern der hier auftretenden Perſönlichkeiten ſo vollkommen aus dem friſchen, warmen Leben gegriffene, mit prägnanten, ſcharfen Zügen gezeichnete Charaktere daß ſie für des Verfaſſers feine Beobachtungsgabe in den verſchiedenſten ſocialen Kreiſen nicht minder als für ſein bedeutendes Darſtellungstalent das unzweideutigſte Zeugniß ablegen. Und die Schilderungen wie der Scenerie, ſo der Ereigniſſe, düſterer und unheimlicher, wie launiger und humoriſtiſcher, verſtärken daſſelbe noch auf ſehr gewinnende Weiſe.

Trotz unſerer obigen Ausſtellungen, durch die wir mit Anlegung eines hohen Maßſtabs das Talent des Verfaſſers zu ehren glaubten, dürfen wir das vorliegende Buch als eine der intereſſanteſten und bedeutendſten Erſcheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der, daß wir ſo ſagen, hiſtoriſchen Novelle angelegentlich empfehlen. Das Intereſſanteſte für den Menſchen iſt und bleibt nun doch einmal der Menſch ſelbſt, und daß die Gegenwart dies klar und richtig erkannt hat iſt immerhin ein Vorzug den wir ihr hoch anrechnen dürfen. Von dieſem, wenn man ſo will, pſychologiſchen und culturgeſchichtlichen Standpunkte angeſehen, wird das Buch ſelbſt für die Gegner der politiſchen Anſchauungsweiſe des Verfaſſers anziehend ſein, und ſie werden ſich darüber tröſten daß ihnen ſehr unumwundene, ja zu Zeiten ſelbſt ſehr derbe Wahrheiten geſagt werden, zumal es in dieſer Beziehung den ſogenannten Conſtitutionnellen und Liberalen anch nicht beſſer ergeht.

Wir wünſchen dem Verfaſſer bald wieder zu begegnen, und wenn der Verleger die Fortſetzung ſeiner „Bibliothek deutſcher Originalromane" dem Anfange zu conformiren vermag, ſc glauben wir feinem Unternehmen rege Theilnahme verheißen zu dürfen. Das Buch iſt gut, ein Stück Geſchichte der Gegenwart in Novellenform; man braucht es nicht blos zu leſen, man kann es auch „kaufen". 4.

Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Von Adolf Pichler. Innsbruck, Wagner. 1850. Gr. 8. 22½ Ngr.

Das Intereſſe an den geiſtlichen Volksſchauſpielen iſt neuerlich durch Eduard Devrient's treffliche Schrift über das „Paſſionsſchauſpiel in Oberammergau in Oberbaiern" (Leipzig 1851) neu geweckt worden. Die vorliegende Schrift iſt ein Jahr älter und ſcheint weniger bekanntgeworden zu ſein, ſonſt würde ſich unſtreitig ſchon an dieſe ein ähnliches Intereſſe angeknüpft haben. Sie hat zwar inſofern ein anderes Fundament als ſie nicht die gegenwärtige Darſtellung ſolcher geiſtlicher Schauſpiele behandelt, ſondern, wie ihr Titel freilich unvollkommen anzeigt, das geiſtliche Drama des Mittelalters; allein die Behandlungsweiſe iſt der Art daß ſie uns immer auf die gegenwärtige Bedeutung ſolcher Dramen und Aufführungen aufmerkſammacht und daneben in einer intereſſanten Epiſode auch die ſpätern Schickſale derartiger ſceniſcher Darſtellungen bis auf die neueſte Zeit herab verfolgt. Wir können ihr hiernach eine Mittelſtellung zutheilen zwiſchen reinliterarhiſtoriſcher und zwiſchen äſthetiſch-dramaturgiſcher Richtung.

In erſterer, der vorwaltenden Beziehung, lehnt ſie ſich mehr als der Verfaſſer überall ausdrücklich anzeigt an Mone's „Schauſpiele des Mittelalters" an; ſie kann inſofern als ein freilich in wiſſenſchaftlicher Hinſicht nicht ebenbürtiger Pendant zu denſelben angeſehen werden, der aber ein beſonderes Intereſſe dadurch gewinnt daß das hier Gebotene zum Theil auf anderm Boden, zum Theil in anderer Zeit liegt als die Mittheilungen Mone's. Irrig würde es ſein zu glauben, wozu der Titel verleitet, es ſei hier eine generelle Darſtellung auch nur der geiſtlichen Dramatik der bezeichneten Zeit und Gegend gegeben; die Schrift iſt vielmehr weſentlich Monographie, die ſich auf den Bereich einer Anzahl neuerlich im ſterzinger Archiv aufgefundener Handſchriften beſchränkt. Es ſind deren neun Hefte, von denen das erſte 15 (davon eine Marienklage doppelt), jedes andere Ein geiſtliches Schauſpiel enthält. Der erſtgenannte Hauptband, welcher die, wie es ſcheint, wichtigſten Stücke enthält, und aus welchem allein der Verfaſſer auch vollſtändige Mittheilungen gemacht hat, datirt aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts und rührt von einem Schulmeiſter zu Botzen, Benedict Debs von Ingolſtadt, her, der im Jahre 1515 geſtorben iſt. Der Verfaſſer vermuthet wol ſehr richtig ſchon aus dieſen in der Haudſchrift befindlichen Angaben daß dieſe Paſſionsſpiele nicht in Tirol einheimiſch geweſen ſeien. Vollſtändig abgedruckt finden wir nun aus dieſer Handſchrift drei Stücke: ein Lichtmeßſpiel, eine Marienklage und ein Oſterſpiel. Von den übrigen gibt der Verfaſſer nur Auszüge, einzelne Stellen und eine kurze Charakteriſtik. Bei der Auswahl muß man dem Verfaſſer zugeſtehen daß er mit vielem äſthetiſchen Sinn zuwerkegegangen und das Gröbere von dem Feinern, deſſen ſich auch herrliche Proben vorfinden, gut ausgeſchieden hat, wie dies aus dem angegebenen Inhalte des nicht Abgedruckten hervorgeht. Dagegen wäre zu wünſchen daß er dem ſprachlichen Elemente größere Berückſichtigung hätte angedeihen laſſen, und ſich hierbei mehr auf den Boden der Mone'ſchen Unterſuchungen geſtellt hätte, wofür wir ihm die Anführung ganzer Stellen älterer Schriftſteller, die er aus Mone oft ohne ihn zu nennen entlehnt (wie z. B. S. 37 vergl. mit Mone, „Altdeutſche Schauſpiele", I, 8 fg.), gern erlaſſen hätten. Die Charakteriſtik der einzelnen in der Handſchrift erhaltenen Stücke iſt je nach der Bedeutung und Zahl der auf ein und daſſelbe Sujet bezüglichen ungleich, und die Uebergänge und Verbindungen dieſer Sujets bewerkſtelligt der Verfaſſer öfter durch literargeſchichtliche Expoſés und äſthetiſche Reflexionen, von denen wir zweifeln möchten ob ſie recht am Platze ſind. Zu generell um den Sachkenner zu befriedigen, ziehen ſie nicht ſelten zu viel Fremdartiges in ihren Bereich als daß ſie für oberflächliche Lecture anſprechend zenug wären, wenngleich nicht verkannt werden mag daß hier mitunter in derben Worten gute Wahrheiten (wie z. B. S. 65 über die Indolenz der Deutſchen gegen das Eindringen anderer Nationalitäten) geſagt ſind.

Ein intereſſantes Intermezzo iſt aber die S. 72—92 gegebene Ueberſicht über die actenmäßigen Verhandlungen wegen Aufhebung dieſer alten Bauernſpiele zu Ende des 18. und im zweiten Jahrzehnd des 19. Jahrhunderts. Sie beginnen mit einem Circulare des brixener Conſiſtoriums vom 23. Februar 1791, welches, an dem Misverhältniß des hohen Inhalts der Evangelien und der rohſinnlichen Darſtellung Anſtoß nehmend, dieſe Paſſionsaufführungen verbietet. Dieſes Verbot wurde aber im Laufe der Zeit wenig beachtet, und darauf im Jahre 1816 von dem genannten Conſiſtorium nochmals Bericht von allen Landgerichten und Dekanaten eingefodert, in deren Folge ein neues Verbot unterm 26. September 1816 erging. Die ein-

gegangenen Berichte waren aber keineswegs alle im Sinne dieſes Verbots gehalten, vielmehr ſtellten mehre derſelben die Aufführung ſolcher Schauſpiele als ſehr unſchädlich dar, und einzelne Auszüge aus dieſen Berichten, z. B. dem des imſter Kreisamtmanns und des Dekans von Kufſtein, ſind von einem ſehr edeln Geiſte der Humanität und von einſichtsvoller Würdigung des Einfluſſes der dramatiſchen Kunſt auf das Volksleben durchweht, woneben andere, z. B. der vollſtändig mitgetheilte des Dekanats Fügen, tiefe Blicke in die eigenthümliche Geſtaltung dieſer Sitte im Volke thun laſſen. Das Ergebniß iſt daß der Inhalt der hier von verſchiedenen Standpunkten aus angeſtellten Erwägungen den unbefangenen Beurtheiler ganz in die Lage verſetzen wird, den faſt enthuſiaſtiſchen Beifall den Devrient derartigen Spielen in Baiern ſpendet wohl erklärlich und ebenſo ſittlich als äſthetiſch gerechtfertigt zu finden. 97.

Das Schulweſen in England.

Das Schulweſen in England iſt ganz unabhängig von der Aufſicht des Staats und lediglich der Fürſorge von Communen, Corporationen und Privatperſonen überlaſſen. Ein Nationalſchulſyſtem exiſtirt ebenſo wenig wie eine Prüfung für das Lehramt, und von einer Ueberwachung von Seiten des Staats iſt nicht die Rede; die Controle wird nur vom Publicum, von der öffentlichen Meinung ausgeübt.

Der Volksunterricht (national education), die Schulbildung der niedern Volksclaſſen hängt von dem Zufalle ab, ob Corporationen und Privatperſonen ſich der Jugend annehmen, Stiftungen begründen und vorhandene benutzen wollen oder nicht. Er bietet daher in England die ſchroffſten Gegenſätze ſorgſamer Pflege und grenzenloſer Vernachläſſigung dar. Es gibt an einem Orte die fruchtbarſten Pflanzſtätten der Erziehung, auch Schulen für Bettelkinder, Parochialſchulen, Fortbildungsſchulen für Erwachſene, Kleinkinderſchulen, Sonntagsſchulen, während an dem andern die Jugend entſetzlich verwildert. Mehr als die Hälfte der Kinder in England hat keinen Schulunterricht; oft unterrichten auf dem Lande arme Weiber oder zu andern Dingen unbrauchbare Männer in Kellern, Bodenkammern, Ställen. (Kay, „The social education of the people in England“, London 1850.) Jeder Fortſchritt in der Volksbildung ſcheitert an dem entſchiedenen Widerſtande des Klerus der Hochkirche. Von den zwei großen Geſellſchaften die ſich für Volksunterricht gebildet haben verfolgt die im Jahre 1811 geſtiftete und von den Tories unterſtützte National society in ihren Schulen und Seminarien (ſoweit die biſchöfliche Landeskirche reicht) nur ihren einſeitigen Zweck religiöſer Ausbildung. Dagegen lehrt allerdings die 1805 gegründete, jetzt unter John Ruſſell's Protection befindliche British and foreign school society in ihren Schulen außer der Bibelkenntniß auch andere nützliche Dinge, z. B. Leſen, Schreiben und Rechnen. Beide Geſellſchaften erhalten von der Regierung Geldunterſtützungen.

Den deutſchen Gymnaſien ähnlich ſind die public schools und grammar schools, in alter und neuer Zeit von Königen, Biſchöfen, Corporationen und Privaten begründet, reich dotirt und meiſt mit Alumnaten verbunden; die berühmteſten zu Eton, Wincheſter, Weſtminſter, Harrow und Rugby, die neueſte ſeit 1828 King's college zu London, in welcher letztern jedoch auch Univerſitätsſtudien getrieben und die Schüler für Erlangung akademiſcher Grade vorbereitet werden. Außerdem gibt es eine große Zahl von Privatunternehmungen, die billiger als die öffentlichen Schulen, aber oft aus Gewinnſucht ſchlecht beſtellt ſind. Jede ſogenannte öffentliche Schule ſteht unter einem Director (headmaster), welchen die Regierung, wenn ſie ſtiftungsmäßig dazu berufen iſt, oder ein ſich ſelbſt ergänzendes Curatorium (trustees) wählt. Dieſer Director, gewöhnlich ordinirter Geiſtlicher, iſt ganz unabhängig, Niemandem Rechenſchaft ſchuldig, wird von Niemandem controlirt; Lectionsplan, Disciplin, Wahl und Entfernung der Lehrer u. ſ. w. iſt ihm unbeſchränkt überlaſſen. Die Geſetze jeder Schule beruhen meiſt auf Gebräuchen und Herkommen. Im Alter von 12—20 Jahren treten die Zöglinge ein und werden entweder Alumnen (foundationees) oder wohnen bei der durch geſteigerte Frequenz entſtandenen Unzulänglichkeit des Raums außerhalb der Anſtalt (oppidans) bei vom Director dazu ermächtigten Privatleuten (dames). Die Stiftsſtellen, welche zum Theil ganz frei ſind, werden von den Curatoren vergeben. Die erſte Claſſe aller dieſer Alumnate, gewöhnlich sixth form genannt, mit dem primus omnium (captain) hat die Rechte und Pflichten der Senioren (peepostors) und beaufſichtigt die niedern Claſſen, aus denen jedem Senior wenigſtens ein Knabe als Diener (fag) beigegeben iſt. Aber ſelbſt dieſe erſte Claſſe kann noch, z. B. bei Lügen und groben Vergehen, mit Schlägen beſtraft werden (flogging system). Oft werden Strafen durch eine Schülerjury erkannt. Cenſuren werden in der Regel nicht gegeben, wol aber finden häufige Examina ſtatt und öffentliche Preisvertheilungen, an denen das Publicum ſehr großen Antheil nimmt. Alle Schüler haben beſtimmte Kleidung, genießen außerordentliche Freiheit, haben wenig Aufſicht und dürfen Politik treiben. Die Ferien dauern faſt vier Monate. Der Unterricht, bei dem die Bibel und die alten Sprachen die Hauptſache bilden, iſt mechaniſch, mehr auf Gedächtniß als auf Verſtändniß gerichtet. Man gibt wenig Lectionen, verlangt aber vieles und pflichtmäßiges Privatarbeiten. Man lehrt das Können und Handeln, weniger das Wiſſen und Streben, non scholae, sed vitae. Reinheit und Uebung des Körpers, Wahrheit, Willenskraft, Charakterbildung, Reſpect vor der Autorität und Gottesfurcht werden als Zwecke dieſer Erziehung betrachtet. Daher zeigen ſich auch in den Schülern ſchon Freimüthigkeit, Selbſtbeherrſchung, Selbſtgefühl, Entſchloſſenheit, kirchlicher Sinn, Achtung vor den Geſetze und dem Beſtehenden.

Von dieſen Schulen führt der Weg, meiſtens ohne vorgängige Abiturientenprüfung, auf die Univerſitäten zu Cambridge und Oxford, von denen jedoch Alle ausgeſchloſſen ſind die nicht der herrſchenden Kirche angehören und den deshalb eingeführten Eid nicht leiſten können. Jede Univerſität, durchgängig auf Stiftungen beruhend, iſt ein Complex von Genoſſenſchaften, deren jede eigene Gebäude, Bibliothek, Kapelle, Speiſeſaal und Garten hat. Die größern und reicher dotirten heißen colleges, die kleinern halls. Oxford hat 19 colleges und 5 halls, Cambridge 14 colleges und 3 halls. Jedes Collegium hat Corporationsrechte und ein Haupt, master. Jedes Colleg hat eigene Verwaltung, wählt ſeine Beamten ſelbſt und ebenſo die Geſammtheit die Univerſitätsbeamten. Sämmtliche Collegien und Hallen haben eine Vereinigung in den großen Geſammtprüfungen, in den Vorleſungen der Facultätsprofeſſoren und in den der ganzen Univerſität beſtimmten Sammlungen, Bibliotheken, Druckereien, Sternwarten u. ſ. w. Dieſes Ganze wird repräſentirt durch den Senat, der aus allen Doctoren und Magiſtern der Univerſität beſteht, durch den vom Senate gewählten Chancelor, jetzt für Oxford der Premier Graf Derby, für Cambridge Prinz Albert, und durch den aus den Vorſtehern der Collegien ernannten Vicekanzler, der die Einkünfte verwaltet, im Senate den Vorſitz führt und der erſte Beamte iſt. Auch wählt jede Univerſität zwei Deputirte in das Unterhaus. In eines jener Collegien treten nun, gewöhnlich zu Michaelis, die Studenten kraft ſtiftungsmäßiger Berechtigung oder freier Anmeldung oder bloßer Empfehlung. Aufnahmeprüfungen finden nicht ſtatt oder ſind ſehr leicht, weshalb oft auf der Univerſität die Elemente gelehrt oder die Studenten neben dem Collegienunterricht von einem Privatlehrer (peivate tutoe) ausgebildet und für die Examina zugeſtutzt werden. Jeder Aufgenommene bekommt im college drei Zimmer, hat für ſein Betragen Caution zu ſtellen und wird einem public tutor überwieſen, der ſorgt daß er die Hausordnung ſtreng beobachte. Da nicht alle Studenten in den Stiftungen Platz haben, ſo dürfen neu eintretende (under-

graduates) anfangs bei conceſſionnirten Privatleuten (dames) wohnen, müſſen aber im Colleg eſſen und ein mal wenigſtens dem täglichen Hausgottesdienſte ihres Collegs beiwohnen. Adelige Studenten (noblemen, fellowcommoners) müſſen mehr zahlen und eſſen mit den fellows, nichtadelige und arme (sizars) eſſen an Nebentiſchen. Alle Mitglieder der Univerſität und Studenten tragen beſtimmte Kleidung (dress), gewöhnlich aus Deckelkappe und ſchwarzem Mantel beſtehend (cap und gown); nur bei feierlichen Gelegenheiten haben die Adeligen ausgezeichnetere Kleidung. Ueber den Wandel der Studenten wachen außer den Tutoren noch die Quäſtoren (proctors), doch iſt die Aufſicht ſehr gering und die Freiheit ſehr unbeſchränkt, wenn nur die Form beobachtet wird. Die Mehrzahl der Studenten thut auf der Univerſität nicht viel, ſondern geht ihrem Vergnügen nach. Als Strafen beſtehen Entfernung auf Zeit (rustication, relegatio ad tempus) und auf immer (rusticatio sine die). In den Collegien werden die undergraduates in verſchiedenen Claſſen von den Tutoren und ihren Aſſiſtenten (public tutors, principal tutors, assistant tutors) ſchulmäßig unterrichtet. Gegenſtände ſind die Bibel, Kirchengeſchichte, die Claſſiker, Metrik, Logik, Mathematik. Doch gibt es auch colleges die nur für Juriſten und Mediciner beſtimmt ſind. Die Examina ſind mehr ſchriftlich als mündlich. Kleinere Examina (previous examinations) finden häufig ſtatt, und wer mehrmals durchfällt muß länger auf das Schlußexamen warten. Noch leichter ſind die Examina for honors, d. h. zur Erlangung der zahlreichen Preiſe die alljährlich öffentlich für vorgetragene Preisarbeiten an dem feierlichen commemoration day vertheilt werden. Jedes Jahr iſt durch die Weihnachts-, Oſter- und Sommerferien in drei terms getheilt, und nach zehn oder elf terms kann der Student infolge eines ſtrengern Examens bachelor of arts werden, womit ſich die ſchulmäßige und Allen gleiche Unterweiſung endigt. Es tritt nun größere Freiheit ein und der Student kann die Profeſſorenvorleſungen über Facultätswiſſenſchaften beſuchen, wozu in Oxford wie in Cambridge etwa 24 Profeſſoren angeſtellt ſind. Doch gibt es ein eigentliches Facultätsſtudium (im deutſchen Sinne des Worts) nicht. Es gilt nur liberale Bildung zu erwerben, und der Univerſitätscurſus an ſich befähigt zu keinem Amte. Nach abermals drei Jahren kann der Student master of arts werden und ſpäter Doctor. Die ältern graduirten Mitglieder des Collegs heißen fellows und beziehen feſtes Einkommen mit freier Station (fellowship). Aus den Fellows erwählt der Vorſteher des Collegs die Tutoren (die Aufſeher und Lehrer der Studenten) und aus den Fellows der ganzen Univerſität der Senat die Examinatoren für die Geſammtprüfungen.

Daß dieſe Univerſitäten wiſſenſchaftlich unzulänglich ſind, daß durch die veralteten Vorrechte der colleges, durch ihre excluſive Autonomie offenbare Misbräuche geſchützt, daß die großen Einkünfte nicht mehr im Sinne der Stifter verwendet werden, iſt auch im Parlamente anerkannt worden. Da jedoch, wie Peel einmal geſagt hat, Corporationen unfähig ſind ihre Irrthümer einzugeſtehen und ſich niemals ſelbſt reformiren, ſo wird es Aufgabe des Parlaments ſein die zur Reviſion der Univerſitäten niedergeſetzte königliche Commiſſion zu unterſtützen. Außer den Univerſitäten Cambridge und Oxford gibt es in England noch andere colleges welche eine Univerſitätsbildung bezwecken, z. B. London university college, von Brougham geſtiftet, wo Diſſenters zugelaſſen werden; King's college in London u. ſ. w. Damit nun die auf ſolchen colleges gebildeten Studenten die akademiſchen Grade erlangen können, beſteht ſeit 1836 unter dem Namen London university eine Prüfungscommiſſion, welche auch die Doctorengrade ertheilt.

Vorſtehende Notizen ſind in der Hauptſache den „Deutſchen Briefen über engliſche Erziehung" von Wieſe entnommen.*) Da dieſes vortreffliche Buch durch Vergleichung deutſcher und engliſcher (auch belgiſcher) Erziehung einen mehr pädagogiſchen und pſychologiſchen als ſtatiſtiſchen Zweck verfolgt, ſo findet ſich das im Obigen Mitgetheilte darin nur in einzelnen zerſtreuten Bemerkungen, deren Zuſammenſtellung von allgemeinem Intereſſe iſt.

98.

*) Wir berichteten über das Werk bereits in Nr. 25 d. Bl.

D. Red.

Der Adler in der Wappenkunde.

Aus den Apologien, welche franzöſiſche Blätter fortwährend enthalten, ſtellen wir einige Nachweiſungen über dieſen ſymboliſchen Vogel der Heraldik zuſammen:

Die Perſer ſcheinen das erſte Volk geweſen zu ſein welches den Aar als Feldzeichen wählte. Laut dem Zeugniſſe Xenophon's trugen ſie an der Spitze ihrer Heere auf weißer Fahne den goldenen Adler mit entfalteten Schwingen. Auch die Republiken Griechenlands gebrauchten ihn als Attribut der höchſten Gewalt, wie man ſich bei verſchiedenen ihrer Münzen überzeugen kann. „Die hetruriſchen Völker", berichtet ein alter Geſchichtſchreiber, „ſandten nachdem ſie mit Rom Frieden geſchloſſen hatten, als Pfand dieſer Vereinigung die höchſten Sinnbilder der Königswürde, zu welchen ein scipio gehörte, oder elfenbeinerner Scepter mit einem Adler aus gleichem Stoffe geziert. Nach dem Sturze des Königthums behielten die römiſchen Conſuln dieſes Zeichen als einen Schmuck der ihnen vertrauten Autorität bei. Wenn die Conſuln beſtimmt waren, ſchickte ihnen der Senat den von einem Aar gekrönten scipio."

Als kriegeriſches Emblem benutzten die Römer den Adler erſt unter der Republik, und zu einer Zeit, wo deren Herrſchaft ſchon die italieniſche Halbinſel überſchritten hatte. Erſt unter dem Conſulate des Marius gab man den Legionen den Adler mit ausgebreiteten Fittigen. Dieſe erſten Adler waren von Holz, ſpäter aus Silber mit goldenen Blitzen in den Krallen, und in der Größe einer Taube. Das treueſte Conterfei ſolcher römiſchen Adler fand ſich auf den von Pulver geſchwärzten, von Kugeln zerfetzten Fahnen vieler alten Regimenter des Kaiſerreichs.

Die Erfindung des Doppeladlers, wie er in zwei großen modernen Reichen erſcheint, ſchreibt man dem Konſtantin zu, der nach der Theilung des Römiſchen Reichs in ein morgenländiſches und abendländiſches zum Symbol den Aar mit zwei Köpfen erkor. Nicht ohne vielfache Verhandlungen hat man den Adler zum franzöſiſchen Staatsſiegel, zum Feldzeichen und Schmuck der Ehrenlegion erhoben. Als im Staatsrathe die Frage auf die Wahl des Kaiſerwappens kam, fanden Erörterungen in Gegenwart Napoleon's ſtatt, und die Meinungen ſpalteten ſich. Die Einen ſchlugen den König der Thiere, die Andern die goldenen Bienen der Merovinger vor. Wieder Andere, denen beifiel daß der Hahn auf den Aſſignaten und einigen Fahnen der Nationalgarde eine Rolle geſpielt hatte, entſchieden ſich für ihn. Der Kaiſer wies ziemlich barſch dieſen Vorſchlag zurück. „Euer Hahn", ſprach er, „iſt ein Thier das auf dem Düngerhauſen lebt und ſich vom Fuchſe freſſen läßt. Nichts damit! Wir wollen den Adler nehmen, der den Donnerkeil trägt und in die Sonne ſchaut. Die Adler Frankreichs werden ſich Achtung erringen wie die römiſchen."

Bekanntlich vertauſchte die Julimonarchie unbedacht den Adler des Kaiſerreichs und die Lilien der alten Könige mit dem Hahne der Aſſignate. Zwei Verſe in Béranger's Lied auf die alte Fahne gaben den Anlaß:

> Son aigle est resté dans la poudre;
> Fatigué de lointains exploits.
> Rendons lui le *coq du Gaulois*
> Il sait aussi lancer la foudre.

Bei reiferer Ueberlegung hätte man ſich 1830 überzeugen mögen, wie mislich zum Sinnbilde der Macht die Wahl eines Hausthiers, das zu nahe und vertraulich bei den Menſchen

lebt. Denn die Wappenkunde hat ihre Logik wie jede andere Wiſſenſchaft, und ſchloß von jeher, mit Ausnahme des Windſpiels und des Pferdes, die Hausthiere aus. Beſonders der Hahn hatte vor der Revolution niemals in dem Schilde irgend eines Volks figurirt. Schriftſteller, welche ſich mit dieſer Gattung von Studien beſchäftigten machen die Bemerkung daß unter den zahlloſen Familien welche Wappen erhielten nur ſehr wenige den Hahn auftreten laſſen. Napoleon erklärt das in einer gelegentlichen Aeußerung: „Dieſes Thier iſt ſchön, ſtolz, muthig, allein es hauſt auf den Miſthaufen und in unſern Höfen, und man hat ſich zu ſehr gewöhnt es nur in effigie auf unſern Dorfkirchthürmen zu ſehen. Vergebens ſuchte man ſich mit einer der lateiniſchen Sprache entlehnten Homonymie zu helfen, welche den Namen eines Volks und Thiers im Worte gallus wiedergibt."

Zweiundzwanzig Connétables von Frankreich führten den Adler in ihrem Schilde. Die meiſten europäiſchen Mächte haben den König der Lüfte zum Attribut: Rußland, Polen, Oeſtreich, Ungarn, Preußen, Sachſen, Neapel, Spanien, Sardinien, u. ſ. w. Aber nur als Wappenbild. Frankreich allein machte ihn im Hinblick auf die Legionen zum Feldzeichen ſeiner Regimenter. 31.

Notizen.

Engliſche Geſchichtskunde in Italien und italieniſche Geſchichtskunde in Frankreich.

In dem weitſchweifigen Artikel über England in G. Moroni's weitſchweifigem „Dizionario d'erudizione ecclesiastica", findet ſich (XXXV, 94) bei Erwähnung der Geburt des Prinzen von Wales, Sohns Jakob's II., das ergötzliche Curioſum, die proteſtantiſche Partei habe das Kind für untergeſchoben erklärt, weil durch daſſelbe das Thronrecht der Prinzeſſin Mary, Tochter „der Ida oder Hyde, einer Tochter des berühmten Kanzlers Clarendon", in den Hintergrund geſtellt worden ſei. („Maria figlia d'Ida o Hyde, figlia dell' illustre cancelliere Clarendon.") Wer hätte dieſe Ueberſetzung des Familiennamens der armen Herzogin von York erwartet? Und wer weiß, was eines Tags dem Hydepark begegnet! Wir lachen über ſolche Dinge. Den Franzoſen aber geht es in ihren ſogenannten hiſtoriſchen Arbeiten nicht beſſer. Philarète Chasles läßt in ſeinem mehr denn ein mal gedruckten Aufſatz über Pietro Aretino den Torquato Taſſo an dieſen gemeinſten und unverſchämt-unzüchtigſten aller italieniſchen Literaten ſchreiben: Taſſo war aber 13 Jahre alt, als Aretino ſtarb. Villemain erklärt die Arianer für einen Zweig der Socinianer, die dem 16. Jahrhundert angehören. Und Alexander Dumas, den man nach Turin berufen hat um piemonteſiſche Geſchichte zu ſchreiben, rechnet in ſeinem Buch über Ludwig XIV. den Galileo, der 1564 geboren ward, zum siècle de Léon X! Mit der Kunſtgeſchichte ſteht es kaum beſſer. Hat doch Chavin de Malan, welcher als Biograph des Franciscus von Aſſiſi und der heiligen Katharina von Siena in italieniſchen Dingen um ſich wiſſen ſollte, den florentiner Dom, Arnolfo's und Brunelleschi's Werk, ein merveilleux ouvrage de Michelange geheißen. 33.

Römiſch-katholiſche Faſeleien.

Mit dem Namen der Maria, der Mutter Gottes, der Himmelskönigin, der Weltbeherrſcherin, iſt in der römiſch-katholiſchen Kirche wunderbarer Unſinn getrieben worden. Er wurde von jeher gern mit dem lateiniſchen Worte mare, in der Mehrzahl maria, die Meere, zuſammengeſtellt, und wenn es bei der Schöpfungsgeſchichte in der lateiniſchen Bibel heißt: „Die Sammlung der Waſſer" nannte Gott maria, ſo konnte man ja nicht anders als an Maria denken, dieſe „Sammlung aller Gnaden". Gleicherweiſe ward die Maria mit dem aus dem Meere aufſteigenden lieblichen Morgen- und Abendſterne verglichen; in dem Feſtgeſange auf die heilige Jungfrau wird ſie gegrüßt als „des Meeres Sterne", die hohe Mutter, die immer jungfräuliche, die ſelige Pforte des Himmels. In dem für das Concil zu Koſtnitz gedichteten Geſange ſoll ſie, „der lichte Stern des Meeres", arge Stürme ſtillen, das Schifflein des Petrus vor dem Riſſe behüten und als ein ſicherer Hafen für die Schiffer die Bitten ihrer Kinder gnädig hören. So ward ſie als die Schutzgöttin der Schiffer ſelbſt verehrt, und der goldene Ring, den der Doge von Venedig zum Andenken an den Seeſieg über Barbaroſſa ſeit 1177 an jedem Himmelfahrtstage als Sinnbild der Vermählung ſeiner Stadt mit der Adria, d. h. der Herrſchaft Venedigs über ſie, vom Bucentoro aus in das Adriatiſche Meer werfen mußte, war Nichts als ein der heiligen Jungfrau, der die maria, die Meere beherrſchenden Maria geopferter Brautring. 8.

Honorar für „The Paradise lost".

Aus dem vom Dichter und Bankier Rogers dem Britiſchen Muſeum verehrten Originale des zwiſchen John Milton und dem Buchdrucker Samuel Symons wegen Drucks und Verkaufs des „The Paradise lost" unterm 27. April 1667 abgeſchloſſenen Vertrags erhellt, daß Milton bei Ablieferung des Manuſcripts fünf Pfund Sterling und ebenſo viel nach dem jedesmaligen Vertrieb von 1300 Abdrücken der erſten, zweiten und dritten Auflage, mithin im Ganzen nach Verkauf von 3900 Exemplaren zwanzig Pfund Sterling erhalten ſollte. Neben Milton's Namenszug und Siegel hat deſſen Diener, Benjamin Greene, ſich als Zeuge unterſchrieben. Andere Documente weiſen nach daß „die zweiten im Vertrage erwähnten fünf Pfund" dem Dichter von Symons am 26 April 1669 und nach ſeinem am 8. November 1674 erfolgten Tode ſeiner Witwe zu ihrer vollen Befriedigung unterm 21. December 1680 acht, folglich ſtatt der im Vertrage ſtipulirten 20 Pfund im Ganzen nur 18 Pfund Sterling bezahlt worden ſind. Sonderbar ſticht dagegen ab daß als die fragliche Vertragsurkunde im Jahre 1826 zum erſten male unter den Hammer kam, ſie von einem Buchhändler Prowett für 40, bald darauf von Sir Thomas Lawrence für 60, dann 1830 für 63 und zuletzt von Rogers für 105 Pfund Sterling erſtanden wurde. 13.

Bibliographie.

Abraham Ben David Halevi, Das Buch Emunah Ramah oder: Der erhabene Glaube. Ins Deutſche überſetzt und herausgegeben von S. Weil. Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Aus zwei Welten. Von ***. Berlin, Plahn. 32. 24 Ngr.

Bergmann, J., Die Belagerung und der Entsatz der Stadt Bregenz im Jahr 1408 und deren Retterin Ehrguta mit ihrem vermeintlichen Denkmale. Mit 1 Tafel. Wien. Lex.-8. 5 Ngr.

Bibra, Frhr. v., Die Algodon-Bay in Bolivien. Mit 3 Tafeln. Wien. Fol. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bormann, A., Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte. Mit 1 Charte und 3 Plänen. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 Thlr.

Clemens Franziscus Xaverius v. Cerrini di Monte Varchi. Eine biographiſche Skizze. Dresden. 16. 3 Ngr.

Chamiſſo, A. v., Gedichte. 13te Auflage. Leipzig, Weidmann. 16. 3 Thlr.

Düſterdieck, F., Die drei johanneiſchen Briefe. Mit einem vollſtändigen theologiſchen Commentare. 1ſter Band, die Einleitung zu dem erſten Briefe und den Commentar zu 1. Joh. I, 1—11, 28 enthaltend. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Ghillany, F. W., Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den ältesten vorhandenen Urkunden bearbeitet. Eingeleitet durch eine Abhandlung: Ueber die ältesten Karten des Neuen Continents und den Namen

Amerika von A. v. Humboldt. Mit einer genauen Abbildung des Behaim'schen Globus vom Jahre 1492 in zwei Planigloben nach seiner natürlichen Grösse und 3 der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1853. Fol. 10 Thlr.

Goebel, K., Stephanus, der Prediger des Gottes der Herrlichkeit. Nebſt einer Zugabe von einigen Homilien über verwandte altteſtamentliche Stellen. Erlangen, Blaeſing. 1853. Gr. 8. 16 Ngr.

Goethe, Fauſt. Eine Tragödie. Mit Zeichnungen von E. Seibertz. 1ſte und 2te Lieferung. Stuttgart, Cotta. Fol. à 1 Thlr. 6 Ngr.

Deutsche Grafen-Häuser der Gegenwart. In heraldischer, historischer und genealogischer Beziehung. 1ster Band: A—K. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 5 Thlr.

Gumpach, J. v., Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrer. Nebst Exkursen und einer Zeittafel. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Hagen, F. H. v. d., Nibelungen 22ste Handschrift. Mit 1 Schriftbilde. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 6 Ngr.

Hartmann, M., Tagebuch aus Languedoc und Provence. 1ſter Band. Darmſtadt, Leske. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heine, H., Neue Gedichte. 4te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 16. 2 Thlr.

Herberger, T., Sebastian Schertlin von Burtenbach und seine an die Stadt Augsburg geschriebenen Briefe. Mit einem Facsimile der Handschrift Schertlins und der Geheimschriften des schmalkaldischen Bundes. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. Gr. 8. 3 Thlr.

Heſſenmüller, C., Heinrich Lampe, der erſte evangeliſche Prediger in der Stadt Braunſchweig. Ein auf Quellenſtudium beruhender Beitrag zur Reformationsgeſchichte der Stadt Braunſchweig. Braunſchweig. Gr. 8. 20 Ngr.

Höfling, J. W. F., Grundſätze evangeliſch-lutheriſcher Kirchenverfaſſung. 3te ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage. Erlangen, Blaeſing. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kemble, J. M., Die Sachſen in England. Eine Geſchichte des Engliſchen Staatsweſens bis auf die Zeit der Normanniſchen Eroberung. Ueberſetzt von H. B. C. Brandes. 1ſter Band, Leipzig, T. O. Weigel. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kletke, H., Das Alterthum in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt. Eine Reihe hiſtoriſcher Aufſätze von Boeckh, Dahlmann, Droyſen ꝛc. Breslau, Trewendt u. Granier. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Klöden, K. F., Nachrichten zur Geſchichte des Geſchlechts der Herren von Kröcher. Aus Urkunden, Archivalien und Familiennachrichten zuſammengeſtellt. Mit 1 Kupfertafel. Als Manuſcript gedruckt. Berlin. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köſtlin, J., Die ſchottiſche Kirche, ihr inneres Leben und ihr Verhältniß zum Staat, von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur Geſchichte des Proteſtantismus. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Kramer, F., Briefe über Criminalrecht. Nebſt einem Anhange über Staat und Geſellſchaft. Dresden, Wachsmuth. Gr. 8. 15 Ngr.

Kriebitzſch, T., Allgemeine Geſchichte in Charakterbildern. Eine Sammlung von Schilderungen hiſtoriſcher Ereigniſſe und Charaktere nach Quellen alter und neuer Zeit. Für Lehrer und Freunde der Geſchichte bearbeitet. Zwei Theile. Magdeburg, Fabricius. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Lang, L., Pſychologiſche Charakteriſtik Otto's von Freiſing. Ein Beitrag zur Geſchichte der Philoſophie und Hiſtoriographie des Mittelalters. Dissertatio inauguralis. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mallefille, F., Memoiren Don Juans. Deutſche Originalausgabe. 9ter Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Martineau, Harriet, Geſchichte Englands während des dreißigjährigen Friedens von 1816 bis 1846. Aus dem Engliſchen überſetzt von C. J. Bergius. 1ſter Band. Berlin, Beſſer. 1853. 8. 1 Thlr.

Middendorff, W., Friedrich Fröbel's letztes Geburtsfeſt, letzte Lebenstage, Begräbnißfeier ꝛc. Für Freunde Fröbel's mitgetheilt. Liebenſtein, Verlagsbuchhandlung der Kinderbeſchäftigungsanſtalt. Gr. 8. 6 Ngr.

Mühlbach, L., Friedrich der Große und ſein Hof. Hiſtoriſcher Roman. Drei Bände. Berlin, Janke. 1853. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Oerſted, H. C., Geſammelte Schriften. 1ſter Band. — A. u. d. T.: Der Geiſt in der Natur. Deutſch von K. L. Kannegießer. Nebſt einer biographiſchen Skizze von P. L. Möller und mit dem Portrait des Verfaſſers. 4te unveränderte Auflage. Leipzig, Lorck. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Poggendorff, J. C., Lebenslinien zur Geschichte der exacten Wissenschaften seit Wiederherstellung derselben. Berlin, A. Duncker. 1853. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Rank, J., Florian. Eine Erzählung. Zwei Theile. Leipzig, Herbig. 1853. 8. 2 Thlr.

Ranke, L., Franzöſiſche Geſchichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ſter Band. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.

Reichenbach, Freih. v., Odiſch-magnetiſche Briefe. Stuttgart, Cotta. 8. 27 Ngr.

Revolutionsbilder aus den Jahren 1789 bis 1794. Nebſt Urſachen von Revolutionen und Art und Weiſe dem Uebel derſelben vorzubeugen. Aus dem Franzöſiſchen. Kiel. 8. 6 Ngr.

Ring, M., Stadtgeſchichten. 3ter Band. — A. u. d. T.: An der Börſe. Leipzig, Simion. 16. 25 Ngr.

Röggl, A., Predigten. Geſammelt und herausgegeben von A. Lechthaler. 1ſter Band, mit dem Bildniſſe und einer kurzen Biographie des Verfaſſers. Innsbruck, C. Rauch. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

150 Schnaderhüpfeln aus dem bayeriſchen Hochlande. In drei Abtheilungen. Augsburg, Jaquet. 12. 3 Ngr.

Schönberg, E. v., Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Perſien. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Schubert, G. H. v., Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich und durch die ſüdlichen Küſtengegenden von Piemont nach Italien. 2te Auflage. 1ſter Band. Erlangen, Palm u. Enke. 1853. Gr. 8. 1 Thlr.

Stowe, Harriet Beecher, Onkel Tom's Hütte, oder Negerleben in Nord-Amerika. Ueberſetzt von F. C. Nordſtern. 2ter Abdruck. Sechs Hefte. Wien, Wenedikt. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Weiß, C., Blüthen und Dornen. Ein lyriſch-epiſches Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert. Nürnberg, Bauer u. Raspe. 1853. 16. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Fricke, G., Gott oder Mammon? Predigt am 15. p. Tr. 1852 zu Kiel gehalten. Kiel, Akademiſche Buchhandlung. Gr. 8. 3 Ngr.

Oldenberg, F., Candidatur und innere Miſſion. Ein Aufruf an die evangeliſchen Candidaten Deutſchlands. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. Gr. 8. 3 Ngr.

Plaßmann, H. E., Ueber Toleranz, oder das friedliche Zuſammenleben verſchiedener Confeſſionsverwandten. Ein Wort zur einſichts- und liebevollen Verſtändigung in gemiſchten Gegenden. Für den Gebildetſten, wie für den Ungebildetſten. 2te vermehrte Auflage. Paderborn, Schöningh. 12. 3 Ngr.

Der Proteſtantismus. Sein Urſprung, ſein Charakter, ſein Weſen, ſeine Vorzüge, ſeine Weltſtellung, ſeine Zukunft. Für Jedermann, für ſeine Bekenner, wie für ſeine Gegner. Brandenburg, Wieſike. Gr. 8. 3 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № XLIX.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

BILDER-ATLAS

zum

Converſations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von dieſem aus 500 Stahlſtichen in Quart nebſt einem erläuternden Texte in Octav von mehr als 100 Druckbogen beſtehenden Werke erſcheint ſeit October 1851 eine

Neue Ausgabe in 96 Lieferungen

zu 7½ Ngr. = 6 gGr. = 27 Kr. Rhein.

Dieſe **Neue Ausgabe**, von der monatlich in der Regel 3—4 Lieferungen ausgegeben werden, iſt jetzt bis zur 36. Lieferung vorgeſchritten, mit welcher die **zwei erſten Abtheilungen**: **Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften** (141 Tafeln) und **Geographie** (44 Tafeln), geſchloſſen ſind.

Fortwährend iſt übrigens der **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon** auch **auf einmal vollſtändig** zu erhalten, zu dem Preiſe von 24 Thlrn. Ebenſo iſt jede der denſelben bildenden **zehn Abtheilungen** nebſt dem betreffenden Texte unter beſondern Haupttiteln **einzeln** zu nachſtehenden Preiſen zu beziehen:

I. Abtheilung:	Mathematiſche und Naturwiſſenſchaften.	141 Tafeln.	Preis 7 Thlr.
II. Abtheilung:	Geographie.	44 Tafeln.	Preis 2 Thlr.
III. Abtheilung:	Geſchichte und Völkerkunde.	39 Tafeln.	Preis 2 Thlr.
IV. Abtheilung:	Völkerkunde der Gegenwart.	42 Tafeln.	Preis 2 Thlr.
V. Abtheilung:	Kriegsweſen.	51 Tafeln.	Preis 2 Thlr. 15 Ngr.
VI. Abtheilung:	Schiffbau und Seeweſen.	32 Tafeln.	Preis 1 Thlr. 15 Ngr.
VII. Abtheilung:	Geſchichte der Baukunſt.	60 Tafeln.	Preis 3 Thlr.
VIII. Abtheilung:	Religion und Cultus.	30 Tafeln.	Preis 1 Thlr. 15 Ngr.
IX. Abtheilung:	Schöne Künſte.	26 Tafeln.	Preis 1 Thlr.
X. Abtheilung:	Gewerbswiſſenſchaft oder Technologie.	35 Tafeln.	Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Mappen zur Aufbewahrung der Stahlſtiche werden auf Verlangen zu 8 Ngr. für jede Abtheilung geliefert. **Prachteinbände** der Tafeln und des Textes jeder Abtheilung werden mit 25 Ngr. berechnet.

Ausführliche Anzeigen des Werks und Probelieferungen ſind in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten, woſelbſt auch fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden.

Bei **Palm & Enke** in Erlangen ſind ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Schubert, Dr. G. H. von, Reiſe nach dem ſüdlichen Frankreich und durch die ſüdlichen Küſtengegenden von Piemont nach Italien. Zweite Auflage. Erſter Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rh.

Ungewitter, Dr. F. H., Der Welttheil Auſtralien. Neueſte ausführliche Beſchreibung deſſelben unter genauer Bezugnahme auf die dortigen europäiſchen Anſiedlungs-, Handels- und proteſtantiſchen wie katholiſchen Miſſions-Verhältniſſe. Nach den zuverläſſigſten Quellen bearbeitet. Mit einem Vorwort von Dr. G. H. von Schubert. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 16 Ngr., oder 4 Fl. 24 Kr. Rh.

Durch alle Buchhandlungen iſt zu beziehen:

Bernhardi, Dr. Karl, Sprachkarte von Deutſchland, entworfen und erläutert. Zweite Auflage unter Mitwirkung des Verfaſſers beſorgt und vervollſtändigt von Dr. K. Stricker. Lithographirt und illuminirt. Imp.-Folio. (Mit 12 Bogen und 136 Seiten Text in gr. 8.) Preis 1 Thlr. 15 Ngr.

Kaſſel, im November 1852.

J. J. Bohné.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fromme Lieder

von

Julius Sturm.

8. Geheftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Die früher von **Julius Sturm** erſchienenen „Gedichte“ (geheftet 1 Thlr., gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.) haben ſich durch ihre Innigkeit und Einfachheit ſchon ſo viel Anerkennung erworben, daß dieſe gewiß auch Sturm's neuen „Frommen Liedern“ nicht fehlen wird. „Dieſe Lieder“, ſagt ein Kritiker von Sturm's Gedichten, „eine Korallenſchnur echter ſchöner Lieder, die aus der reinen Empfindung quellen, tragen keine Schmerzen zur Schau, ſondern im Gegentheil ein in ſich ſelbſt vollberuhigtes Sein, ein Daſein das mit ganzer Seele an der ſchönen Erde hängt, aber dem der Aufblick zu dem Himmel, der über ihr, keinen Augenblick mangelt. Dieſer Dichter verſteht es, ſeine Welt durch ſeinen Himmel zu verklären.“

Im **J. C. Hinrichs**'ſchen Verlage in **Leipzig** erſcheint:

Deutſches Muſeum.

Zeitſchrift für Literatur, Kunſt und öffentliches Leben.

Herausgegeben von **Robert Prutz.**

Zweiter Jahrgang 1852.

24 Hefte. — **Pränumerationspreis vierteljährlich 3 Thlr.**

Das Deutſche Muſeum darf wol mit Recht eines der bedeutendſten Journale Deutſchlands genannt werden. Es gewinnt immer mehr an Theilnahme und wird nicht allein von Journalcirkeln oder Leſeinſtituten und öffentlichen Bibliotheken, ſondern auch von vielen Privaten, ſeines bleibenden Werths wegen, gehalten.

Allen Freunden der Literatur und ihres Entwickelungsgangs kann das Muſeum beſtens empfohlen werden.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Geſchichten für die Jugend.

Seinen Kindern in der Heimat erzählt von **D. L. H.**

8. Geh. 8 Ngr.

Von demſelben Verfaſſer erſchien ebendaſelbſt:

Herr Goldſchmid und ſein Probirſtein. Bilder aus dem Familienleben. 8. 1852. Geh. 20 Ngr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kinderleben.

In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von

M. J. E. Volbeding.

Mit 32 Illuſtrationen von **Ludwig Richter.**

8. Cart. 1 Thlr.

Eine Sammlung trefflicher Kinderlieder, mit anmuthigen Zeichnungen des beliebten Künſtlers **Ludwig Richter** geſchmückt, eine Jugendſchrift, die allen Aeltern und Erziehern aufrichtig empfohlen werden kann.

Bei **Auguſt Hirſchwald** in **Berlin** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grundriß einer Diätetik

für

das weibliche Geſchlecht.

Ein Lehrbuch für Frauen gebildeter Stände.

Bearbeitet von

Dr. Leo Krappe,

praktiſchem Arzte in Berlin.

8. Geh. Preis 20 Ngr.

Der Ertrag dieſer Schrift, deſſen Dedication Ihre Majeſtät die Königin von Preußen huldreichſt angenommen, iſt für das Krankenhaus Bethanien beſtimmt.

Converſations-Lexikon.

Von der **zehnten** umgearbeiteten, verbeſſerten und vermehrten Auflage dieſes Werkes (vollſtändig in 15 Bänden zu 1⅓ Thlr. oder 120 Heften zu 5 Ngr.) erſchien ſoeben das

neunundvierzigſte und funfzigſte Heft,

Bogen 1—12 des ſiebenten Bandes.

Goes (Damiaõ de) — **Grönland.**

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 50. —— 11. December 1852.

Inhalt.

Zur Frage der Reform der deutſchen Volksſchule. — Bauernfeld. Von **Emannel Raulf.** — Vorleſungen über Goethe's Torquato Taſſo. Vorgetragen in der Aula der berner Hochſchule von Ludwig Eckardt. Mit einem Vorwort von Troxler. — Italieniſches Wanderbuch. 1850—51. Von A. L. von Rochau. Zwei Bände. — Michail Lermontoff's poetiſcher Nachlaß, zum erſten male in den Versmaßen der Urſchrift aus dem Ruſſiſchen überſetzt, mit einer Einleitung und erläuterndem Anhange verſehen von Friedrich Bodenſtedt. Erſter Band. — Kirche um Kirche. — **Notizen, Bibliographie.**

Zur Frage der Reform der deutſchen Volksſchule.

1. Die Reform der Volksſchule. Beantwortung der Frage: „Wie kann der Unterricht in der Volksſchule von der abſtracten Methode emancipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden?" Von Curtmann. Frankfurt a. M., Sauerländer's Verlag. 1851. Gr. 8. 21 Ngr.
2. Der Elementar- und Volksſchulunterricht im Zuſammenhange dargeſtellt zur Löſung der Frage: „Wie iſt der Volksſchulunterricht von ſeiner abſtracten Richtung zu erlöſen und für die Gemüthsbildung fruchtbar zu machen?" Für die Lehrer, Freunde und Regenten der Volksſchule von A. W. Grube. Erfurt, Körner. 1851. Gr. 8. 24 Ngr.
3. Naturfoderungen an Erziehung und Unterricht in Briefen von P. F. Kirchmann. Mit einem Vorwort von Dieſterweg. Oldenburg, Schmidt. 1851. Gr. 8. 20 Ngr.
4. Die Arbeitsſchülen der Landgemeinden in ihrem vollberechtigten Zuſammenwirken mit den Lehrſchulen. Eine hiſtoriſch begründete Beantwortung der Zeitfrage: „Wie wird die Volksſchule von der abſtracten Methode emancipirt und fruchtbarer gemacht für Herz und Hand der Zöglinge?" Von Konrad Michelſen. Eutin, Völkers. 1851. Gr. 8. 18 Ngr.
5. Andeutungen über Erziehung. Ein Leitfaden für Mütter und Erzieherinnen, nebſt Vorſchlägen zu einer zeitgemäßen Bildung der Töchter bei Vereinfachung des jetzt üblichen Schulunterrichts. Von Amalie Marſchner. Leipzig, G. Mayer. 1850. 8. 15 Ngr.
6. Die erziehlichen Einflüſſe des Lebens auf die Armen, oder: Was muß geſchehen daß es mit ihnen beſſer werde? Von Amalie Marſchner. Leipzig, G. Mayer. 1851. 8. 20 Ngr.
7. Die Erziehung zur Arbeit, eine Foderung des Lebens an die Schule. Von Karl Friedrich. Leipzig, Avenarius u. Mendelsſohn. 1852. Lex.-8. 1 Thlr.

Es war von jeher eine charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des deutſchen Volks, dieſes „Volks von Denkern", wie es eine geiſtreiche franzöſiſche Schriftſtellerin genannt hat, daß es durch die Theorie zur Praxis, durch die Schule zum Leben hindurchzudringen ſuchte, ſtatt, wie andere Nationen thaten, mit praktiſchem Inſtinct ſofort ans Leben heranzutreten und nach deſſen Bedürfniſſen die Formen ſeines Handelns wie die Grenzen ſeines Wiſſens und Lernens zu bemeſſen, wobei es ihm freilich nicht ſelten paſſirte daß es vor lauter Theorie nicht zur Praxis, vor lauter Schulwiſſen nicht zur thatkräftigen Geſtaltung ſeiner äußern Lebensverhältniſſe gelangte. Schon die Reformation, dieſe größte und eigenſte That des deutſchen Geiſtes, blieb faſt ganz im Reiche des Idealen, der Religion und Philoſophie beſchloſſen, während die praktiſchern Völker, Niederländer, Engländer, Franzoſen, ihre Kraft weniger in ſolchen geiſtigen Revolutionen erſchöpften, dafür aber in politiſchen und ſocialen Neugeſtaltungen ſich verſuchten, in denen wiederum Deutſchland zurückblieb. Ebenſo iſt der zweite Höhepunkt unſerer geiſtigen Erhebung, unſere claſſiſche Literaturperiode im vorigen Jahrhundert, von dieſem theoretiſchen Zuge des deutſchen Geiſtes imprägnirt und gekennzeichnet. Jene unmittelbare Richtung der geiſtigen Bewegung auf das äußere politiſche und ſociale Leben, welche insbeſondere aus der franzöſiſchen Literatur des vorigen Jahrhunderts eine Vorläuferin der Revolution machte, fehlt unſerer claſſiſchen Literaturperiode beinahe gänzlich, und was ſie davon etwa aufzuweiſen hat, iſt mehr oder weniger nur ein Nachklang oder eine Nachbildung der politiſchen und ſocialen Reformliteratur der Engländer und Franzoſen.

Um ſo beharrlicher warf ſich der deutſche Geiſt auf die Bearbeitung und Vervollkommnung ſolcher Zweige menſchlicher Thätigkeit welche theils eine dem äußern Leben abgewandte, theils eine nur mittelbar für daſſelbe vorbereitende Richtung haben. In dieſem Sinne ward auch das Erziehungs- und Unterrichtsweſen in Deutſchland mehr als anderswo ein Gegenſtand eifriger, ſyſtematiſcher Studien. Auch anderwärts zwar war man darauf bedacht die Vorbildung der Jugend durch verbeſſerte Methoden und durch zweckmäßigere Auswahl der Lehrgegenſtände den Bedürfniſſen des Lebens und den Anfoderungen der fort-

ſchreitenden Civiliſation immer mehr anzupaſſen, aber nirgend ſo wie in Deutſchland ward das Erziehen und Unterrichten zu einer förmlichen, ſelbſtändigen, in ſich abgeſchloſſenen Kunſt und Wiſſenſchaft erhoben. Unvermerkt aber verkehrte ſich dabei das natürliche Verhältniß von Schule und Leben in ein widernatürliches: je anſcheinend vollkommener, je methodiſcher und ſyſtematiſcher ausgebildet die Erziehungslehre ſich darſtellte, deſto weniger hielten die praktiſchen Erfolge im Leben und fürs Leben mit dieſer ihrer theoretiſchen Vervollkommnung gleichen Schritt; ja man konnte ſich zuletzt nicht verhehlen daß der Einfluß unſers zur äußerſten Kunſtfertigkeit und höchſten Wiſſenſchaftlichkeit ausgebildeten Schulweſens auf die durch daſſelbe erzogene Generation in mehr als einer Hinſicht eher nachtheilig als vortheilhaft zu nennen ſei. Schon vordem hatte man Aehnliches ab und zu von Ausländern hören müſſen, welche unſer deutſches Schulweſen nicht unter dem Geſichtspunkte der wiſſenſchaftlichen Theorie, ſondern mit dem nüchternen Blicke praktiſcher Männer anſchauten und nach den Reſultaten deſſelben fürs Leben fragten, namentlich von Engländern, bei denen die Jugendbildung im Allgemeinen ganz im Gegenſatze zu der unſerigen viel weniger auf einen Luxus des Wiſſens als auf Aneignung des Nothwendigſten und Nützlichſten, vorallem aber auf Entwickelung des Charakters berechnet iſt, wie unlängſt Wieſe in ſeinen „Briefen über engliſche Erziehung" ausführlich dargelegt hat. Allein ſolche tadelnde Urtheile oder Einwürfe gegen die Vortrefflichkeit unſers Erziehungsſyſtems überſah man leicht, oder achtete ſie gering neben den Lobpreiſungen welche dieſem von andern Seiten, unter Anderm von manchen franzöſiſchen Gelehrten geſpendet wurden, welche Letztere durch die Vollſtändigkeit des äußern, dem Geiſte franzöſiſcher Centraliſation ſo homogenen Mechanismus unſers Schulweſens ſich imponiren ließen. In neuerer Zeit jedoch, etwa ſeit einem Jahrzehnd, ſind auch in Deutſchland ſelbſt die Stimmen immer lauter und zahlreicher geworden welche das deutſche Schulweſen für ungenügend, ſeinem Zwecke nicht entſprechend erklären, und zwar nicht blos einzelner Mängel und Verirrungen wegen, ſondern als ein in ſeiner Grundrichtung verfehltes, die ihm anvertraute Jugend nicht, wie es ſollte, für ihre künftige Beſtimmung im Leben vorbildendes, weit eher derſelben entfremdendes, ſie geiſtig, gemüthlich und körperlich verkümmerndes. Man kennt die Kämpfe gegen die ausſchließlich philologiſche, alles Heil nur in den claſſiſchen Studien ſuchende Bildungsweiſe unſerer Gelehrten Schulen; dieſelben führten theils zu einem Compromiß der beiden ſtreitenden Richtungen und einer Aufnahme der ſogenannten Realien neben den claſſiſchen Studien in die Lehrplane der Gelehrten Schulen (freilich ſelten mit wirklicher Gleichſtellung beider, oder wo dies geſchah, zu noch bedenklicherer Ueberlaſtung der Jugend), theils zur Ausbildung eines neuen ſelbſtändigen Zweigs des öffentlichen Unterrichts, des ſyſtematiſchen Realſchulweſens. Man kennt ferner die Angriffe Lorinſer's u. A. auf die Schulen, namentlich die Gymnaſien, vom mediciniſchen Standpunkte aus, Angriffe welche zwar im Augenblicke großes Aufſehen erregten, auch hier und da die Abſtellung der ſchreiendſten Uebelſtände in einem und dem andern Punkte bewirkten, aber doch die eigentliche Wurzel des Uebels nicht auszurotten vermochten. Was das Volksſchulweſen im Beſondern betrifft, von welchem wir hier ſprechen wollen, ſo ward deſſen Unzulänglichkeit, namentlich deſſen Unfruchtbarkeit fürs Leben ſchon zu Anfang der vierziger Jahre Gegenſtand des Nachdenkens und einer ziemlich vorurtheilsloſen öffentlichen Erörterung von Seiten einzelner Männer dieſes Faches ſelbſt. Epoche machte in dieſer Hinſicht vornehmlich die Schrift des Seminardirectors Curtmann: „Die Schule und das Leben" (1842). Aehnliche Klagen erhob 1846 Seminardirector Scherr von Zürich in ſeinem Schriftchen: „Die deutſche Volksſchule." Das Jahr 1848, obſchon es direct nicht dieſe innerlichen Verhältniſſe der Volksſchule, ihre Methode und Wirkſamkeit, ſondern nur deren politiſche und finanzielle Seite berührte, gab doch indirect auch jener Reformfrage neue Anregung, indem es ein reiches Material von Erfahrungen bot für die Beurtheilung der praktiſchen Reſultate unſerer vielgerühmten Volkserziehung. Der nächſte äußerliche Anſtoß aber zu der neueſten Reformbewegung war abermals, wie auch ein Jahrzehnd zuvor, eine Preisaufgabe die von einem einfachen Privatmann, einem ſogenannten Laien geſtellt ward. Im Jahre 1839 war es der Holländer Suringer geweſen, welcher die Preisfrage aufwarf:

Welches ſind die Urſachen warum ſoviel Gutes was die Kinder in der Schule gelernt haben, wieder verloren geht, ſobald und nachdem ſie die Schule verlaſſen?

Diesmal war der Urheber der Preisaufgabe ein Schweizer, der Landamman Schindler von Zürich, und die Frage lautete ſo:

Wie kann der Unterricht in der Volksſchule von der abſtracten Methode emancipirt und für die Entwickelung der Gemüthskräfte fruchtbarer gemacht werden?

Der Verſuch einer Löſung dieſer Aufgabe hat eine große Anzahl von Pädagogen zu einer tiefereingehenden Erörterung der Zuſtände und Mängel unſerer gegenwärtigen Volksſchule veranlaßt. Die bedeutendſten der aus ſolchem Anlaß entſtandenen Schriften ſind es welche wir nebſt einigen andern das gleiche Thema berührenden dieſem Aufſatze zugrundelegen. Die techniſchen Fragen welche darin abgehandelt werden laſſen wir beiſeite, und faſſen nur Das ins Auge was dieſe Schriften mit mehr oder weniger Uebereinſtimmung über das Princip unſers öffentlichen Unterrichts, deſſen Unzulänglichkeit und die zu deſſen Verbeſſerung anzuwendenden Mittel ſagen.

Gemeinſam iſt allen dieſen Schriften daß ſie zu ihrem Ausgangspunkt nicht irgend eine pädagogiſche Theorie oder Vorausſetzung, ſondern das Leben und deſſen Bedürfniſſe nehmen; gemeinſam iſt ihnen die Erkenntniß daß das Wiſſen und Können welches die Schule erzeuge nicht an ſich innern Werth habe, ſondern nur wegen und nach Verhältniß ſeiner praktiſchen, namentlich ſeiner ſittlichen Reſultate, ſeines Nutzens fürs Leben, ſeiner bildenden Kraft für Gemüth, Charakter und alle die Eigen-

ſchaften deren der Menſch in ſeinem Berufe als Glied einer Familie, eines bürgerlichen Gemeinweſens, endlich jenes großen Culturganzen das wir die Menſchheit oder die Geſellſchaft nennen bedarf; gemeinſam endlich iſt ihnen — und das iſt kein geringes Verdienſt insbeſondere für diejenigen dieſer Reformſchriften die von praktiſchen Schulmännern ausgehen — das rückhaltsloſe Eingeſtändniß daß die Volksſchule bisher ſolche Früchte wie ſie nach den angegebenen Geſichtspunkten von ihr verlangt werden durften gar nicht oder nur in ſehr unzureichendem Maße gezeitigt, dagegen eine Menge zwar recht ſchimmernder, aber leider oftmals tauber Blüten getrieben habe.

Das Jahr 1848, ſagten wir, habe ein reiches Material von Erfahrungen für die Beantwortung der Frage nach der Wirkſamkeit unſerer Volkserziehung an die Hand gegeben. Kein ſehr befriedigendes, wenn wir das ſtrenge Urtheil gelten laſſen ſollen welches ſogleich die erſte der angeführten Schriften über ſo manche Vorgänge dieſes Jahres und die Mitſchuld der Schule an denſelben ausſpricht. Curtmann, der wie erwähnt ſchon 1842 den Maßſtab des Lebens an die Schule angelegt, und damals bereits manches gewichtige Bedenken hinſichtlich der Zweckmäßigkeit und Fruchtbarkeit des Volksſchulunterrichts ausgeſprochen, aber doch im Ganzen das Princip deſſelben noch als richtig anerkannt hatte, bricht jetzt völlig den Stab über die geſammte deutſche Volkserziehung. Er ſagt:

Meine frühere Begeiſterung für Volksbildung durch Volksſchulen war durch tauſend Erfahrungen bereits ſehr gemäßigt worden, als die Revolution von 1848 mir vollends zeigte unter welchem ideologiſchen Verſchönerungsglaſe ich und ſo viele Andere die Schulwelt betrachtet hatten. Eine zeitlang wirkte dieſe Enttäuſchung ſo niederſchlagend auf mich daß mir mein Beruf ein verfehlter, ein ſich ſelbſt vernichtender ſchien ... Die Jahre 1848 und 1849 haben den Schleier von der geträumten Herrlichkeit des deutſchen Schulweſens hinweggeriſſen und das entſchleierte Bild hat ein welkes, verzerrtes, ohnmächtiges Antlitz gezeigt. Das Geſtändniß, wie weh es auch einem Enttäuſchten thut, muß abgelegt werden: die deutſche Schule hat ihre Probe nicht beſtanden, wenigſtens die Probe ihrer Verheißungen nicht. Was hatte dieſe Schule nicht Alles verheißen durch den Mund ihrer Lobpreiſer! Gründet Schulen, hieß es, ſo habt ihr ein gebildetes, ſittliches Volk! Was ihr für Unterricht ausgebt, das ſpart ihr an den Gefängniſſen! Die Lehrer ſind die Bildner der Menſchheit, in ihren Händen liegt die Zukunft! O ja, ich ſelbſt habe in dies Gejauchze eingeſtimmt. Aber in dem Revolutionsſturm iſt der Rauſch der Bewunderung verflogen, die unſchöne Wirklichkeit liegt vor uns, wir ſtehen beſchämt vor der Leiche des gefeierten Irrthums. Was hat denn, die Hand aufs Herz, dieſe vielgerühmte, ſeit 30 Jahren ſorgſam gepflegte Schule gewirkt? Iſt die jüngere Generation unſers Volks einſichtsvoller, leidenſchaftsloſer, ſittlicher als die ältere, als die ohne künſtlichen Unterricht aufgewachſene? Zeigt ſich in den Städten, in den vielgeſchulten Bezirken ein beſſerer Geiſt als auf dem platten, wie man ſagt, verwahrloſten Lande? Hat das ſchulenreiche Baden, Würtemberg, Sachſen ein beſonneneres, treueres Volk hingeſtellt als Pommern, Hanover oder Tirol? Hat irgendwo die vorgebliche Bildung dazu beigetragen daß man die Schranken des Geſetzes geachtet, Eigenthumsverletzungen unterlaſſen, Perſonen nicht gekränkt, die oberflächlichen und heilloſen Reden der Volksverſammlungen weniger beklatſcht, die unſittlichen und gemeinen Zeitblätter weniger geleſen hätte? Nein, die Rechnung lautet gerade umgekehrt zum Nachtheil der Städte und der ſtädtiſchen Dörfer. Die Mörder Auerswald's und Lichnowski's konnten Alle leſen, Zeitungen und Proclamationen verſtehen; die Kanoniere welche Ludwigshafen muthwillig in Brand ſchoſſen waren keine Proletarier, ſondern verhältnißmäßig gebildete Leute.

Und dieſe Anklagen Curtmann's zugleich bekräftigend und ergänzend ſetzt der Verfaſſer des zuletzt genannten Schriftchens hinzu:

Die Roheit und Verwilderung welche die untern Volksclaſſen an manchen Orten während der Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 verriethen, waren kaum ein bedenklicheres Zeichen der mangelhaften intellectuellen und moraliſchen Durchſchnittsbildung unſers gegenwärtigen Geſchlechts, als die Schlaffheit, Feigheit, Charakterloſigkeit und Gleichgültigkeit welche ſich in dem größern Theile der ſogenannten gebildeten Claſſen, des Bürgerthums, der Beamtenſchaft, der Gelehrten, der Grundbeſitzer zeigte, als jene Erbärmlichkeit die heute vor den zügelloſen Foderungen des Pöbels, ſeiner Führer und Verführer (größtentheils aus den ſogenannten gebildeten Ständen), morgen vor der ebenſo maßloſen, ebenſo Recht und Geſetz mit Füßen tretenden Reaction auf dem Boden kroch und ſchweifwedelte ... Ja, unſere gerühmte Bildung hat ſchmählich Bankrott gemacht, aber kein Stand und keine Partei hat das Recht dem andern die Schuld davon allein aufzubürden: Alle, Alle haben ihren vollen Theil daran, Alle müſſen ſich anklagen daß ſie die Probe des großen Moments nicht beſtanden haben. Jene ſowol die durch kalte Selbſtſucht als Jene die durch Unbeſonnenheit und überſpannte Wünſche, endlich auch Jene die durch unpraktiſches Weſen und mangelhafte Kenntniß der Verhältniſſe und der Menſchen die Bewegung des Jahres 1848 vom rechten Wege ablenkten und in Verwirrung, Täuſchung, Vernichtung aller nationalen und volksthümlichen, ja aller geſetzlichen Grundlagen unſers Staatslebens enden ließen.

Wie des Mannes Berufskreis das bürgerliche Leben, ſo iſt der des Weibes die Familie, das Haus, die Wirthſchaft, vorallem die Kinderſtube. Iſt nun wol der Unterricht in unſern Volksſchulen dazu angethan unſere weibliche Jugend für dieſen Beruf vorzubilden?

Hören wir darüber ebenfalls das Urtheil eines praktiſchen Schulmanns, des Lehrers Kirchmann in Eutin. Dieſer ſagt:

Darin liegt eben der größte Fehler der bisherigen Unterrichtsweiſe des weiblichen Geſchlechts daß dadurch viel oder wenig Wiſſen, aber wenig oder gar kein Verſtehen herbeigeführt wird. Das Weib hat am wenigſten Zeit und Beruf, und es ſteht ihm gar übel an Schulhefte nachzuleſen und ſich an Memorirtes zu erinnern. Das Wiſſen bläht auf, macht hoch- und übermüthig, erdrückt und ſtimmt den Geiſt herab; aber das Verſtehen macht demüthig und beſcheiden, erhebt den Geiſt, lehrt ihn Schein von Weſen unterſcheiden, jenen verachten und dieſes ſchätzen. Daß aber der weibliche Theil der Menſchheit nur in einem geringen Maße dahin gelangt iſt, Schein von Weſen zu unterſcheiden, darin liegt ein großer Theil der Uebel die auf der Menſchheit laſten. Das durch Vielwiſſerei, Ueberladung mit Lecture und andere Verkehrtheiten der Erziehung gelangweilte und blaſirte Weib aus den ſogenannten höhern Ständen ſucht durch Scheinwerk aller Art ſich und die Ihrigen abzuſchließen von der niedriger ſtehenden Menſchheit, weil ſie in dem Schein des Höherſtehens eine dünkelhafte Genugthuung findet, und das Weib aus den mittlern Ständen ſucht ebenfalls durch Schein und Flitter ſich und die Ihrigen hinaufzuſchrauben an die höhern Stände. Da nun bekanntlich der Einfluß der Frauen in den Familien der herrſchende iſt, ſo iſt die mangelhafte geiſtige Förderung derſelben

die Quelle der ariſtokratiſchen Abſchließung, der abſtoßenden Geringſchätzung Unebenbürtiger von Seiten der höhern Stände, ſowie der Prunkſucht und der kindiſchen Nachäfferei der mittlern Stände, wodurch einestheils der Luxus immer mehr anwächſt und den Wohlſtand der Familien untergräbt, anderntheils die Erbitterung erzeugt wird, womit ſich der niedrigſtehende Theil der Menſchheit nach oben wendet. Da man endlich auch die Frauen in der Jugend nicht gelehrt hat die Vorkommniſſe in ihrem häuslichen Kreiſe zu verſtehen, daraus zu lernen und den Geiſt zu begreifen der ihn erfüllt, ſo iſt er ihnen als ein höchſt proſaiſches, trockenes und langweiliges Einerlei erſchienen, dem ſie ſich oft, um nicht geiſtig zu verkommen, entziehen müſſen, und ſo werden Geſellſchaften und öffentliche Luſtbarkeiten vorallem von dem weiblichen Theile der menſchlichen Geſellſchaft gefodert und beſucht, woran wiederum der Wohlſtand der Familien erkrankt.

Dieſem Ausſpruch fügen wir den einer Frau hinzu, die doch gewiß nicht voreingenommen iſt gegen ihr eigenes Geſchlecht und die, wie aus den beiden von ihr verfaßten Schriftchen hervorgeht, das Leben und Treiben deſſelben, namentlich in den untern Claſſen, trefflich kennt. Amalie Marſchner äußert ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaßen:

Die jetzige Erziehungsweiſe, namentlich in den größern Städten, entfernt leider die Töchter von Allem was ſie zu ihrer eigentlichen Beſtimmung hinführen könnte. Von früh bis Abends mit Lehrſtunden überhäuft, ſehr oft über Gegenſtände die ſie nur lernen um ſie wieder zu vergeſſen, oder um ſie zum Spiel der Eitelkeit zu benutzen, bleibt ihnen gleichwol Alles fremd was ihnen für ihre eigentliche wahre Beſtimmung von Nutzen ſein könnte, ja ſie verlieren auch noch die Gaben welche ihnen die gütige Mutter Natur verliehen hat. Leider zeigt ſich nicht blos in den höhern Ständen die Erſcheinung daß der Mutter alle Anlage und Luſt fehlt um durch paſſende und heitere Spiele Geiſt und Gemüth der Kinder zu wecken, zu beleben und zu entfalten; ſelbſt die meiſten Dienſtboten und Wärterinnen haben die Harmloſigkeit und Fröhlichkeit verloren, welche gleichſam die Lebensluft für die Kinderſeele iſt. Nichtachtſam, verdrießlich, leider nur zu oft auch roh, gehen ſie auf Nichts ein was unterhaltend und zur Thätigkeit anregend für die Kleinen ſein würde; dadurch tritt aber ſchon früh eine Geiſtesverdummung ein, die wie der Mehlthau die Blüte die geſunde Frucht verkümmert.

Und an einer andern Stelle:

Wir finden in der dienenden Claſſe gar Viele die nicht gelernt haben ſich einen Strumpf ordentlich zu ſtricken oder die ſchadhaften Ferſen auszubeſſern; die es nicht verſtehen ſich ein Hemd zuzuſchneiden, noch viel weniger in das zerriſſene einen Fleck einzuſetzen; die ſich weder einen Rock zuzuſchneiden noch eine Jacke zu machen verſtehen, ſondern Alles verlohnen, und dann wenn ſie ſich verheirathen, wo ihnen die Mittel dazu nicht mehr zugeboteſtehen, an ſich und den Ihrigen Alles in Lumpen zerfallen laſſen.

In dieſen Stellen iſt zugleich auf die Wurzel des Uebels mit ſicherm Finger hingedeutet. Unſer Volksunterricht leidet wie unſere ganze Nationalbildung an einem Uebermaß theoretiſchen Wiſſens und einem Mangel praktiſchen Könnens. Weil auf das letztere zu wenig Rückſicht genommen wird, bleibt auch das erſtere zum größten Theil unfruchtbar, ja ſogor bei aller angeſtrebten ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit bloßes Stückwerk. So urtheilen wiederholt die Verfaſſer der angeführten Schriften, welche doch ſelbſt Volksſchullehrer und alſo gewiß unparteiiſch nach dieſer Seite hin ſind. Curtmann fragt vorwurfsvoll:

Wiſſen die Schüler anzugeben warum die Wäſche im Freien leichter trocknet als im eingeſchloſſenen Raume? warum die Tropfen an einem Glaſe herunterlaufen? wie das Bügeleiſen glatt macht? u. ſ. w.... Wie hoch der Montblanc ſich über die Meeresfläche erhebt, das wird gelehrt; hingegen die Höhe eines Wohnhauſes, des Kirchthurms im Dorfe weiß der Knabe weder zu meſſen noch zu taxiren. Von poſitiver und negativer Elektricität hört er dociren, allein wie es kommt daß der Rauch durch einen engen Schornſtein leichter aufſteigt als durch einen weiten, das lernt er höchſtens durch theuere Erfahrung!

Und Kirchmann ſpricht es als eine dringende Fodrung aus, welche aber die gegenwärtige Schule unerfüllt laſſe:

Die Geſetze der Natur, welche die gewöhnlichen Erſcheinungen beim Brennen des Feuers, beim Kochen des Waſſers, beim Heizen der Stuben, beim Wachſen der Pflanzen, beim Backen des Brotes, bei der Ernährung des Viehs, bei der Pflege der Kinder u. ſ. w. erklären, müſſen der Hausfrau bekannt ſein; den menſchlichen Geiſt mit den Geſetzen ſeiner Entwickelung zu ſtudiren, dazu muß beſonders die künftige Mutter, Gattin und Hausfrau Anleitung gefunden haben, damit ſie es verſtehe ihre Lieblinge naturgemäß in ihrer geiſtigen Entwickelung zu fördern, ſich den Eigenthümlichkeiten des Gatten mit pſychologiſchem Scharfſinn anzuſchmiegen und das Geſinde an unſichtbaren Fäden zu lenken.

Während aber ſo auf der einen Seite das wirklich Nothwendige und Nützliche verſäumt wird, überfüllt man auf der andern das Gedächtniß der Kinder mit einer Maſſe unfruchtbaren Wiſſens, muthet ihnen Verſtandesoperationen zu die aufreibend und erſchlaffend auf die junge geiſtige Kraft wirken, weil ſie der Entwickelungsſtufe derſelben unangemeſſen, durch kein inneres Bedürfniß bedingt, mit dem Anſchauungs- und Vorſtellungskreiſe des Kindes außer allem Zuſammenhange ſind. Sehr richtig bemerkt Curtmann:

Ein großer Theil der den Volksſchulen aufgebürdeten Kenntniſſe liegt weder in dem Bedürfniß der Lernenden noch im Intereſſe der harmoniſchen geiſtigen Ausbildung; ſie ſind vielmehr durch die Herrſchaft der Abſtraction und der Eitelkeit eingeſchwärzt worden.

Derſelbe Pädagog ſagt an einer andern Stelle:

Meint Jemand ſeine Grammatik zu verſtehen, der gehe nur in die Volksſchule! Dort wird er erfahren wie unzureichend ſein Genitiv iſt, da kann er erörtern hören, ob Beſitzfall oder Woherfall oder Weſſenfall oder Geſchlechtsfall oder Zeugefall der ſchulgerechteſte Terminus ſei. Daß das Volk ſelbſt die Sprache nur als ein Mittel ſeine Gedanken auszudrücken, nicht als einen Gegenſtand logiſcher oder hiſtoriſcher Erörterungen anſieht, daran denkt die Schule nicht.

Oder wie Kirchmann es ebenſo wahr als witzig ausdrückt:

Das Kind ißt, aber ſchwerlich wird ſein Eſſen oder ſeine Verdauung dadurch vollkommener, wenn man den Eſſenden mit der Lehre von der Verdauung genau bekanntmacht; ebenſo wenig wird man die Sprachfertigkeit der Schüler dadurch vervollkommnen daß man ihnen die fertige Grammatik vorführt.

Curtmann bemerkt:

Nicht ſowol die vielen Unterrichtsfächer ſind der Ueberfluß in den Volksſchulen als das Maß- und Planloſe innerhalb der einzelnen. Die Willkür, welche mit den Bedürfniſſen des Volks ſchaltet wie mit ſeinen Steuern, hat ſich auch hier breit gemacht. In den Schulen iſt ſo gut verſchwendet worden als an den Höfen und auf den Paradeplätzen.

Was iſt nun aber die Folge ſolcher geiſtigen Ueberſpannung und Verkünſtelung? Kirchmann hat es in wenigen ſchlagenden Worten ausgeſprochen:

Jeden Tag ſechs Stunden öffentlichen Unterrichts, der, wenn er nur zur Hälfte fruchtbar werden ſoll, die angeſtrengteſte Thätigkeit des Geiſtes beanſprucht, darauf noch ein Penſum für einige Stunden häuslicher Beſchäftigung und Privatſtunden, was Wunder daß man über geiſtige Abſchwächung, Blaſirtheit, Verbildung der Jugend klagt! Viele Zeitklagen mögen ihren wahren Grund in der geiſtigen Entmannung haben welche unſere Generation in ihrer Jugend erfahren hat.

Eine andere ſchädliche Wirkung dieſes übermäßigen und unpraktiſchen Unterrichts, namentlich auf die niedern Claſſen, hebt Amalie Marſchner hervor:

In Deutſchland dürfte gerade der zu viele Unterricht, d. h. ein ſolcher welcher zu ſehr von der praktiſchen Tüchtigkeit des Lebens abzieht und das Wiſſen zu ſehr über einen feſten, redlichen Willen erhebt, dem Proletariat vielfachen Vorſchub leiſten. Ein dadurch aufgeblähter Dünkel erwartet zu viel von den Begünſtigungen des Lebens, und wo ſie nicht eintreten, ermattet die Kraft, welche bei einer muthigen Ueberwindung vorkommender Hemmniſſe erſtarken und das erhebende Bewußtſein erringen würde, der eigene Begründer ſeiner Wohlfahrt zu ſein.

Alſo das Uebel wäre erkannt und die Dringlichkeit einer durchgreifenden Abhülfe eingeſtanden. Aber worin ſoll dieſe beſtehen? Blos in der Beſeitigung des ſchädlichen Uebermaßes, der Verminderung des allzu ausgedehnten Unterrichtsſtoffs, der Abkürzung des langen Sitzens der Kleinen auf der Schulbank? Das wäre ſchon Etwas. Denn manche Stunde welche jetzt auf der Schulbank im gezwungenen Stillſitzen und halb gedankenloſen Hinträumen verbracht wird, wäre ſicherlich beſſer angewendet, wenn das Kind ſtatt deſſen ſich in der freien Natur herumtummeln oder die Mutter aufs Feld, den Vater in die Werkſtatt begleiten dürfte. Dennoch erſcheint eine Reform der Volksſchule die ſich nur auf dies Reſultat beſchränken wollte unvollſtändig und auf die Länge erfolglos, weil die Sucht der theoretiſchen Lehrmethode ihr Gebiet ſoweit als möglich auszudehnen und, ſprechen wir es ungeſcheut aus, da ſelbſt Pädagogen von Erfahrung deſſen kein Hehl haben, die einer großen Zahl von Lehrern innewohnende Eitelkeit und Einſeitigkeit jede ſolche blos negative Schranke alsbald wieder durchbrechen würde. Es muß alſo auf poſitivere Weiſe dem entgegengewirkt, es muß ein Stoff und eine Methode der Schulbildung gefunden werden die durch ihre Natur ſelbſt dem allzu weiten Umſichgreifen des theoretiſchen Unterrichts vorbeuge, die abſtracte Methode mit ihrem dem Leben abgewandten Gebahren aus dem Felde ſchlage und zwiſchen dieſem und der Schule den rechten Zuſammenhang und Einklang herſtelle. In dem Schriftchen „Die Erziehung zur Arbeit“ heißt es:

Vergebens wird man ſich alle nur mögliche Mühe geben „den Unterricht in der Volksſchule von der abſtracten Methode zu emancipiren“, ſolange man nicht den Sitz des Uebels ſelbſt zerſtört, aus dem ſich ſonſt dieſes immer von neuem gebiert, ſolange man nicht die Schule in einen ganz andern Boden verpflanzt, ihr ein ganz anderes Bildungsprincip als das bisherige zugrundelegt, ein ſolches welches jede künſtliche Methodik unnöthig und unmöglich macht. Denn alle bisherigen Methoden waren doch im Grunde nichts Anderes als künſtliche Nothbehelfe beim Mangel eines natürlichen Bildungsſtoffs, der, wäre er vorhanden, ſeine Methode in ſich ſelbſt tragen und den Erziehern ungeſucht an die Hand geben würde.

Aber welches iſt dieſer neue Unterrichtsſtoff? Schon vor langer Zeit iſt durch Peſtalozzi die Anſchauung als etwas der Natur und dem Leben unmittelbar Zugewandtes bezeichnet worden; mit ſeiner Einführung in die Volksſchule ſchien die „abſtracte Methode“ für immer beſeitigt, der Unterricht zu einer Sache freieſter und lebendigſter Selbſtentwickelung der Kindesnatur gemacht. Und doch war dem nicht ſo, wie die Erfahrung bewieſen hat. Auch die Anſchauungslehre, obſchon ein entſchiedener Fortſchritt über die alte Methode des mechaniſchen An- und Einlernens hinaus, hat doch nicht verhindern können daß der Unterricht wieder in Einſeitigkeit, Künſtelei, unpraktiſches Weſen verfiel.

Oder genügt es vielleicht, ohne eine Grundreform der Methode ſelbſt nur die Lehrer auf ein praktiſcheres Verfahren beim Unterricht, auf Beſchneidung der luxurirenden Auswüchſe ihrer Lehrereitelkeit und der abſtracten Schulſyſtematik, auf größere Berückſichtigung des Gemüthslebens und der „Individualität“ der Schüler hinzuweiſen? Etwas mag es wol helfen hier und da, und praktiſche Winke erfahrener Schulmänner in dieſer Richtung, wie ſie Curtmann in ſeiner „Reform der Volksſchule“ gegeben hat, ſind allezeit dankbar aufzunehmen. Aber ſie thun es allein noch nicht.

Das Element in welchem der Lehrer ſich zu bewegen, mit dem er Tag für Tag zu verkehren hat, wirkt mindeſtens ebenſo entſcheidend auf ſeine Gemüthsſtimmung, auf die Hemmung oder Förderung ſeiner Lehrerthätigkeit zurück wie dieſe letztere auf jenes. Der beſte Lehrer kann nicht ganz aus dem Bann heraus in welchem ihn der lediglich oder doch überwiegend auf Erzeugung theoretiſchen Wiſſens geſtellte Unterrichtsplan der jetzigen Volksſchule feſthält. Auch die Verklärung dieſes Wiſſens durch einen äſthetiſchen Beiſatz, wie dies die eine der obenangeführten Schriften, die von Grube, empfiehlt, reicht nicht aus, abgeſehen davon daß die zweckmäßige Anwendung einer ſolchen Methode ganz eigenthümliche, bei der Mehrzahl unſerer Volksſchullehrer ſchwerlich in genügendem Maße anzutreffende Eigenſchaften vorausſetzen würde. Die äſthetiſche Naturanſchauung, die poetiſche Geſchichtsauffaſſung, die in ein gleiches Element getauchte Religionsbehandlung, endlich die Uebertragung derſelben Auffaſſungsweiſe ſogar auf das Gebiet der Mathematik, die, wenn es nach Grube ginge, mehr eine Art pythagoräiſch-platoniſcher Philoſophie der Zahl, der Form, des Maßes als eine praktiſche Disciplin ſein würde, alles Dies iſt für die Jugenderziehung, vollends in der Volksſchule, viel zu hoch und zu künſtlich und würde namentlich unter der Hand eines ungeſchickten Lehrers unfehlbar in die allerbedenklichſte Spielerei, wenn nicht in Abgeſchmacktheit oder Myſtik ausarten. Ohnehin neigen wir Deutſchen von Haus aus über Gebühr zu einem ne-

belnden und ſchwebelnden Gefühlsleben hin, und die Schule wird daher gut thun unſere heranwachſende Jugend mit mehr ſubſtantiellen Bildungselementen auszufüllen. Als verſchönernde Zuthat mag immerhin das äſthetiſche Moment hinzutreten, allein einziges und ausſchließliches Bildungsmoment kann es unmöglich ſein. Was Grube zu Gunſten der beſondern Berückſichtigung und Ausbildung der formenſchaffenden Thätigkeit in deu Zöglingen, namentlich des Zeichnens, anführt, das fällt zum großen Theil unter einen ganz andern Geſichtspunkt als den äſthetiſchen, nämlich eben unter jenen der Förderung praktiſcher Lebens- und Berufszwecke. Es ſcheint faſt als ob Grube ſich ſelbſt nicht ganz klar geweſen wäre, oder in den Conſequenzen ſeiner eigenen Gedanken ſich vergriffen hätte, wenn man in ſeinem Buche Stellen wie folgende lieſt:

Der Arbeiter fühlt den Widerſpruch zwiſchen ſeiner Menſchheit und dem traurigen Looſe, bloße arbeitende Maſchine ſein Lebenlang ſein und bleiben zu müſſen. Dieſes Gefühl iſt geiſtige Noth und herber als die phyſiſche Armuth. Der Arme ſieht wie gewiſſe bevorzugte Menſchen die Natur immer mehr unter ihre Botmäßigkeit bringen, ein Stück nach dem andern erobern und die erbeuteten Schätze genießen; er aber hat die Arbeit des Schatzgräbers und muß zuſchauen wie man ihm den Schatz vor der Naſe wegnimmt. Es werden Maſchinen erfunden und verbeſſert; er arbeitet an und mit ihnen jahrelang; er ſieht ſie, kennt ſie, ſchaut das Räderwerk, und doch verſteht er ſie nicht, doch bleibt er nur der Sklave dieſer Naturkräfte, eine blos phyſiſche Kraft gleich dem Waſſer das ein Mühlrad treibt, aber blindlings weil es muß. Der Menſch aber, ſelbſt der ärmſte, will mehr ſein als Maſchine, denn er fühlt den Odem Gottes in ſich. Und was iſt es denn eigentlich das ihn zur Maſchine macht? Das iſt es daß er die Dinge der Außenwelt wol anſchaut, aber blos receptiv, nicht productiv, daß er die Gegenſtände ſeiner Anſchauung nicht zu zeichnen (!) vermag ... Kann ein Menſch zeichnen, ſo verſteht er auch die Materie zu formen, d. h. geiſtig zu geſtalten, ſo weiß er ſich als den Herrn der objectiven Welt, weil er ihre Mannichfaltigkeit und Zufälligkeit unter das Geſetz der Einheit zu bringen gelernt hat ... Der Menſch wird durch das Zeichnen hoch über die Armſeligkeit ſeiner Exiſtenz emporgehoben, weil ihm in der gezeichneten Form die Erhabenheit ſeines geiſtigen Ich über das materielle Object zum Bewußtſein kommt, weil er zeichnend ſich als den Herrn der Welt fühlt. Der Handlanger und Geſelle, ſobald er Einſicht und Bewußtſein bekommt von dem Riſſe nach welchem er arbeitet, iſt nicht mehr bloßer Handlanger und Geſelle, d. h. bloßes Mittel zum Zweck, bloße Maſchine; ſondern er fühlt ſich als ein dem Meiſter ebenbürtiges Weſen. Er wird nach wie vor Steine und Balken zuhauen müſſen und nach wie vor den Handlanger- und Geſellenlohn empfangen; aber zugleich, weil er durch das Zeichnen gebildet iſt, wird er auch einen Meiſterlohn empfangen den er ſich ſelbſt auszahlt, indem er an ſeiner Arbeit ein höheres Intereſſe nimmt, indem er den Plan des Ganzen erkennt und ſich als mitwirkendes Organ anſchaut.

Man darf billig bezweifeln ob dem Arbeiter damit geholfen ſei, wenn er „den Plan des Ganzen erkennt" dem er als „Maſchine" dienen muß, ob er deshalb allein „ein höheres Intereſſe an ſeiner Arbeit nehmen", ob er darin ſchon „einen Meiſterlohn empfangen" würde. Womit ihm aber wahrhaft gedient und eine allmälige Erhebung aus ſeinem materiell und geiſtig beſchränkten Zuſtande möglich gemacht würde, das iſt eine Ausbildung derjenigen Anlagen in ihm, welche ihn ſpäter befähigen können, aus einem bloßen Handlanger oder Geſellen ſelbſt Meiſter und Schöpfer eines größern Arbeitsganzen zu werden, alſo ein tüchtiger techniſch-praktiſcher Unterricht, zu welchem natürlich auch das Zeichnen (als Modell-, Plan-, Formenzeichnen u. ſ. w.) weſentlich gehört. Ueberhaupt aber iſt nicht das bloße Auſchauen der Materie, auch nicht das bloße äſthetiſch-reproductive Formen oder Nachbilden der Naturgegenſtände Dasjenige was den Menſchen „hoch über die Armſeligkeit ſeiner Exiſtenz emporhebt", ihm „die Erhabenheit ſeines geiſtigen Ich über das materielle Object zum Bewußtſein bringt", dazu gehört vielmehr eine ganz andere Art von Thätigkeit, eine wirklich producirende, ſchaffende oder umgeſtaltende, eine ſolche welche die Natur dem Menſchengeiſte dienſtbar, dieſen wirklich zum Herrn jener macht.

Im Leben iſt dieſe naturbewältigende, dieſe auf die materielle Außenwelt gerichtete und ſie umgeſtaltende Thätigkeit zur vollſtändigen Anwendung und Herrſchaft gelangt, obſchon auch nicht ohne langen und hartnäckigen Kampf dagegen von Seiten einer die Materie geringſchätzenden, wol gar als unheilig verdammenden Idealiſterei, abſtracten Gelehrſamkeit oder überfliegenden Myſtik. Die Arbeit in ihrer eigentlichſten, nächſten und natürlichſten Bedeutung, als eine auf die Materie gerichtete, freilich nicht bei der bloßen äußerlichſten und gröbſten Beſchäftigung mit dieſer ſtehenbleibende, ſondern dieſelbe durch Vergeiſtigung veredelnde und überwältigende, die induſtrielle Arbeit alſo im weiteſten Sinne des Worts iſt die Grundlage und das beherrſchende Moment unſerer ganzen modernen Culturentwickelung geworden. Sie hat die Wiſſenſchaft, die Theorie großentheils in ihren Dienſt genommen, und die letztere ſträubt ſich nicht mehr ſolchen Dienſt zu verrichten, weil ſie weiß daß jeder Fortſchritt auf dem Gebiete der „materiellen Intereſſen", jede neue Erfindung und jede vervollkommnete Anwendung der Menſchenkraft auf die Bezwingung der Natur auch ihr ſelbſt und dem geiſtigen Culturleben überhaupt reiche Früchte trägt.

Wenn es ſo im Leben ſteht, müßte dann nicht die Schule, welche ja (wie wir neuerdings ſo vielfach und auch hier wieder aus dem Munde von Schulmännern ſelbſt hören) mit dem Leben „Hand in Hand" gehen ſoll, müßte ſie nicht ebenfalls jenes Alles durchdringende und beherrſchende Culturelement unſers gegenwärtigen Lebens berückſichtigen, es in den Kreis ihrer Bildungsſtoffe und Erziehungszwecke aufnehmen? Freilich wol, ſollte man meinen. Und wenn dies gleichwol bisher noch nicht oder doch nur ſehr unzureichend geſchehen iſt, wenn unſere Schule, ſelbſt unſere Volksſchule ihre Zöglinge weit eher zu kleinen Gelehrten und Polyhiſtors als zu praktiſchen Menſchen heranzubilden verſucht, wenn ſie faſt ausſchließend und oft in bedenklichem Uebermaße deren Phantaſie, Gedächtniß, Abſtractionsvermögen, dagegen faſt gar nicht ihren praktiſchen Sinn, ihre Beobachtungsgabe, die Geſchicklichkeit ihrer äußern Organe entwickelt, beweiſt dies nicht eben daß man es von Sei-

len unſerer Pädagogen mit jener vielgeprieſenen „Annäherung der Schule an das Leben" entweder nicht ehrlich gemeint oder von der Bedeulung dieſer Worte ſelbſt keinen ganz klaren Begriff gehabt hat? Faſt möchte es ſcheinen als ob der Verfaſſer des Schriftchens: „Die Erziehung zu Arbeit", Recht hälte wenn er bemerkl:

Unſere wiſſenſchaftliche Pädagogik kam bisher über einen gewiſſen Kreis der Anſchauung wie über einen Zauberkreis nicht hinaus. Es ging unſern Pädagogen faſt wie dem König Midas in der Fabel. Wie ſich dieſem Alles was er berührte in Gold verwandelte, ſodaß er zuletzt in ſeinem goldenen Ueberfluß Hungers und Durſts ſterben mußte, ſo iſt unter den Händen dieſer pädagogiſchen Reformatoren jeder praktiſche Gedanke den ſie erfaßten wieder zur Theorie geworden, jedes Bächlein das ſie aus der Unmittelbarkeit des Lebens in die von der Abſtraction ausgedörrten Räume ihrer Schule leiten wollten, um dieſe damit anzufriſchen, im Sande dieſer Abſtraction vertrocknet ... Dieſen Eindruck machen auch die neueſten Beſtrebungen der Anſätze zu einer Reform der Volksſchule. Sie beginnen ſämmtlich mit einem Anathema über den gegenwärtigen Unterricht als einen viel zu theoretiſchen, abſtracten, der Kindesnatur unangemeſſenen,, für das Leben unfruchtbaren. Ihre Urheber werfen ſehnſüchtige Blicke hinüber ins Gelobte Land dieſes Lebens mit ſeiner friſchen und fröhlichen Unmittelbarkeit; man meint, ſie wollten mit einem male den alten theoretiſchen Adam ausziehen, den Schulſtaub von ihren Füßen ſchütteln und ſich in den verjüngenden Quell einer ganz neuen, allen künſtlichen Theorien und Methodenkrame abgewendeten, immer durch und durch praktiſchen Anſchauungsweiſe tauchen, und ſiehe da! am Ende laſſen ſie das ganze Fach- und Formenwerk des gegenwärtigen Syſtems unberührt und unverändert ſtehen, flicken nur hier und da an der äußern Bekleidung herum oder geben den alten Sachen neue Namen. Da iſt z. B. bei Curtmann viel die Rede von einer „Volksthümlichmachung" und „Individualiſirung" des Unterrichts; da wird verlangt, „man ſolle dem Unterricht die rechte Stellung zur Arbeit geben"; da wird die Vornehmheit getadelt womit die meiſten Lehrer bisher auf die körperliche Arbeit herabblickten und die geiſtige Beſchäftigung in der Schule unbedingt als ein viel würdigeres Ziel für die Jugend aufſtellten; da leſen wir weiter Bekenntniſſe wie folgende: „An der Arbeit bildet ſich der Charakter, in den Schulen oft nur das Gedächtniß und der Verſtand"; „Die Schule iſt eine Dienerin, Vorbereiterin und Vollenderin der Arbeit"; ja es wird der fruchtbare Gedanke einer „erziehlichen Organiſation der Arbeit" angeregt und geäußert: „wenn eine ſolche möglich wäre, könnte man viel Unterricht ſparen." Und was kommt zuletzt heraus als das Schlußreſultat von dem Allen? Einige gewiß recht praktiſche Winke in Bezug auf beſſere Auswahl des Lehrſtoffs, Vermeidung des gelehrten Luxus und Vereinfachung des Lehrgangs, aber im Ganzen nichts Neues.

Weniger ſchon trifft dieſer Vorwurf die Schrift von Kirchmann, welcher die Nothwendigkeit eines völlig veränderten Bildungsgangs der Volksſchule und eines als Baſis dafür zu gewinnenden neuen Bildungselements, eben jener praktiſchen, auf die materielle Außenwelt gerichteten Thätigkeit, mit Entſchiedenheit anerkennt, wenn er auch in der Durchführung dieſes Gedankens noch nicht entſchloſſen und conſequent genug verfährt. Kirchmann ſagt:

Der Thätigkeitstrieb, d. h. der Trieb die Materie umzuformen und ſich dienſtbar zu machen, gibt nicht nur das einzige naturgemäße Mittel, den Trieb der Unterhaltung zu befriedigen, ſondern führt auch zum Verkehr mit der Materie; dieſer Verkehr befreundet am natürlichſten mit der Materie, und dieſe Befreundung mit der Materie iſt die natürliche Grundlage jeder weitern geiſtigen Förderung. So hat der Thätigkeitstrieb die vorherrſchende Entſcheidung für Erreichung der menſchlichen Beſtimmung.

Und anderswo:

Die Materie zu ordnen, das iſt der erſte Beruf des Menſchen, und dieſer ſpricht ſich durch die Neigung des Kindes aus. In der Ausübung dieſes Berufs iſt das Kind thätig; Selbſtthätigkeit will es darum für ſeine Entwickelung, während ein Unterricht der gewöhnlichen Art es meiſt leidend erhält. . . . Das Kind hegt erſt dann lebhaftes Intereſſe für Lehren über die Materie, wenn der Verkehr mit derſelben es gelehrt hat daß jene Lehren ihm beim Umformen, Ordnen, Abſchätzen der Materie nützlich ſein werden.

Zunächſt freilich, meint Kirchmann, ſei es Sache des Lebens und der Erziehung in der Familie, jenen Thätigkeitstrieb des Kindes zu befriedigen, zu entwickeln und zur Ausbildung der jugendlichen Geiſtes- und Charakterkräfte zu benutzen.

Unter den ſorgſamen Augen der Mutter beginnt das Kind im Gebrauch der Sinne und im Spiel den Verkehr mit der Materie; ſo entſteht in ihm der Gedanke der ſich unter der mütterlichen Anleitung eine Sprache ſchafft. Es erweitert ſich täglich der Lebenskreis des Kindes, er umfaßt den Inhalt des Hauſes, d. h. ſeine menſchlichen und thieriſchen Bewohner und unbelebten Gegenſtände, verbreitet ſich über die Nachbarſchaft und in die freie Natur hinein; ſo wächſt die Zahl der Vorſtellungen und Begriffe, der Reichthum der Sprache und die Kühnheit und Lebendigkeit der Gedanken. Das Spiel geht über zur Arbeit; die Arbeit iſt vom Spiel unterſchieden durch den Ernſt und die geradwegige Erreichung beſtimmt vorgezeichneter Zwecke. Der Aeltern Tagewerk iſt natürlicherweiſe die Arbeit, die Arbeit in und mit der Materie; zu derſelben geſellt ſich das Kind und lernt ſo immer mehr die Eigenſchaften der Materie kennen, ſie ordnen, die Hand- und Kunſtgriffe bei ihrer Beherrſchung und Umgeſtaltng und überhaupt über Urſache, Beſchaffenheit, Zweck und Zuſammenhang der Materie denken. Hierbei geräth das Kind nothwendig und unabſichtlich mit ſeinen Gedanken über die Materie hinaus und kommt zum Ahnen und geiſtigen Anſchauen des Ueberſinnlichen. Der religiöſe Geiſt, der im Hauſe herrſcht oder natürlicherweiſe herrſchen ſollte, ergreift das erwachende religiöſe Gefühl des Kindes und gibt demſelben mehr Anregung, Nahrung und Leitung als alle ausgeſponnenen Religionsgeſpräche der Schule. Die in ſteter Abhängigkeit von einem höhern Weſen ſich fühlenden Aeltern lehren das Kind ohne Abſicht Gott in der Materie fühlen und finden, und das eben iſt die gedeihlichſte Förderung des religiöſen Gefühls daß man Gott hört, ſieht und fühlt auf Wegen und auf Stegen; ſo wird das ganze Leben ein Gebet und die Arbeit unter Andacht verrichtet.

Bei der Ruhe und Muße der Feierſtunde nehmen die Aeltern ein Buch zur Hand; das Kind horcht der Wirkung der wunderbaren Kunſt des Leſens, und es entſteht Luſt und Eifer dieſe Kunſt auch ſich anzueignen. Wenn nun Wetter und Jahreszeit die Familie in der Wohnſtube zuſammendrängen, ſo finden die Aeltern Muße das Kind mit der wunderbaren Kunſt vertraut zu machen; iſt es dem Kinde damit gelungen, ſo will es, zumal das regſame und productive Kind, ebenſo wie der Schreiber des Buchs ſeine Gedanken und Erlebniſſe aufbewahren können, und das Schreiben reiht ſich an das Leſen. Das nun immer mehr umſichgreifende Bedürfniß nach Vervollkommnung dieſer Kunſtfertigkeiten zieht nothwendigerweiſe den erweiterten Unterricht über Sprache und Stil nach ſich.

Der Verkehr mit der Mehrheit gleicher Dinge ſchafft den Begriff der Zahl bei dem Kinde, und der Verkehr mit den Zahlen iſt das Rechnen; ſo ſchafft die fortſchreitende Entwickelung ein Kopfrechnen als den einzigen naturgemäßen Grund jedes ausgeführtern Rechnens.

Das fortgeſetzte und erweiterte Leſen und Schreiben in

der Feierſtunde erweitert die Kenntniſſe nach allen Seiten und gibt den in Verkehr mit der Materie erwachten und durch den Geiſt des Hauſes genährten religiöſen Gefühlen weitere Nahrung und Fortbildung.

Bei einer ſolchen natürlichen Entwickelung des Kindes wird der Lehrer, den hier Vater und Mutter machen, nie genöthigt ſein den Unterrichtsſtoff aufzuſuchen und auszuwählen, ſondern das Bedürfniß, aus der Entwickelung hervorgehend, zieht ihn herbei; darum werden denn auch keine Kenntniſſe aufgedrungen, wobei das lernende Kind zur unfreiwilligen Paſſivität verdammt wird, ſondern es erzwingt ſich durch Fragen und trägt mühſam zuſammen was es zu ſeiner geiſtigen Fortbildung bedarf. Darin beſteht denn auch der größte Vorzug einer ſolchen Familienſchule daß ſie Nichts aufdringt, ſondern nur gibt was das Bedürfniß verlangt; daß der Schüler mit Selbſtbeſtimmung, Selbſtthätigkeit und Mühe lernt und ſo völlig Herr und Meiſter des Erlernten wird; daß er keiner äußern Triebfedern bedarf, ſondern nur getrieben wird von dem innern Bedürfniſſe nach Entwickelung und Förderung. Ohne Hunger keine gute Verdauung und ohne eigenes Kauen ebenſo wenig.

Eine ſolche „Familienſchule" im eigentlichſten Wortſinne muß freilich, wie Kirchmann anerkennt, „nur Idee bleiben", theils weil es den Aeltern entweder an der nöthigen Bildung oder an der nöthigen Muße fehlt, um die Erziehung ihrer Kinder in der angedeuteten Weiſe zu leiten, theils weil viele Aeltern und namentlich viele Familienväter ſelbſt jenes unmittelbaren Verkehrs mit der Natur entbehren. Aber „als Ideal muß die Familienſchule jeder andern Schule vorſchweben".

Der Lehrer ſei Das was vorhin von dem Familienvater gefodert wurde; er verkehre mit ſeinen Schülern unter ernſten Beſchäftigungen in der weiten Natur, die Lehrerin mit ihren Schülerinnen im Hauſe und im Garten. Der Verkehr ſei Mittel, die Belehrung der Zweck. Beim Jäten im Garten findet ſich die natürlichſte Veranlaſſung um Bekanntſchaft mit den Pflanzen zu machen; unter den Geſängen der Vögel und beim Finden und Betrachten ihrer Neſter ertheilt man den fruchtbarſten Unterricht in der Naturgeſchichte der Vögel; kurz der Unterricht ſei experimental, die Apparate dabei ſoviel nur immer möglich die Natur, das Leben. ... Die Zeiten, wenn der Unterricht im Freien durch Jahreszeit und Wetter behindert iſt, bleiben beſtimmt für den Unterricht in ſolchen Gegenſtänden die ſich nicht unmittelbar an den Verkehr mit der Natur knüpfen, und für Fertigkeiten die nicht füglich im Freien geübt werden können; aber auch dabei werde die Selbſtthätigkeit des Kindes möglichſt ununterbrochen in Anſpruch genommen. Der Schüler koche ſelbſt unter Anleitung des Lehrers die Seife im Kleinen und lerne daraus deren Beſtandtheile und Bereitung kennen; ſo wird Siegellack, Bleiweiß u. ſ. w. verfertigt, Gaſe aller Art, brennbare Gaſe entwickelt, eine Gasbeleuchtung im Kleinen ausgeführt u. ſ. w.

Durch ſolche Schulen möchte der Unterſchied zwiſchen Schule und Leben immer mehr aufgehoben und dem Leben nicht mehr unbrauchbare Theoretiker geliefert werden welche ihr Wiſſen und Können in Heften aufbewahrt haben. Solche Schulen würden eine aufrichtige Verſöhnung der Schule mit dem Leben vollziehen, da ſie nichts Anderes ſein wollen als eine Einführung in das Leben, damit die Schüler das Leben verſtehen lernen, um aus dem Leben immerfort eine Schule zu machen.

Aber auch derartige Schulen hält Kirchmann für „unerreichbare Ideale". Unmöglich ſcheint es ihm den ausgemalten Gedanken zu verwirklichen, außer etwa in dürftiger Geſtalt in Waiſenhäuſern und Penſionsanſtalten. Für das Allgemeine werde es immer bei den herkömmlichen Lernſchulen bewenden müſſen, wennſchon dieſe „nur Nothbehelfe" ſeien, „kümmerliche Surrogate für eine Anſtalt, wie ſie die natürliche Entwickelung des Kindes erheiſcht".

Es iſt auffallend daß Kirchmann bei ſo warmer und lebendiger Erfaſſung des Gedankens einer naturgemäßern Methode des Unterrichts, bei ſo richtiger Einſicht in den eigentlichen Zweck der Volksſchule als einer Vorbereitungsanſtalt für das Leben und in die zur Erreichung dieſes Zwecks anzuwendenden Mittel, doch ſo wenig Beharrlichkeit oder Muth in der Verfolgung ſeiner Idee zeigt, ſich ſo leicht bei der Vorausſetzung ihrer Unausführbarkeit beruhigt und auf den breitgetretenen Weg der gewöhnlichen Methode zurückkehrt, deren grundſätzliche Unzulänglichkeit er doch eben erſt ſo richtig und ſcharfſinnig nachgewieſen hat.

Daß der Gedanke einer Erziehung zur Arbeit und auf Arbeit nicht blos „in den Waiſenhäuſern und Penſionsanſtalten" einer Verwirklichung fähig ſei, ſondern auch recht wohl in der öffentlichen Volksſchule, dafür liefert ſogleich das zunächſt dem Kirchmann'ſchen angeführte Schriftchen von Michelſen den thatſächlichen Beweis. In einem Theile Holſteins, auf den Privatbeſitzungen des oldenburgiſchen Hauſes daſelbſt, exiſtiren ſeit mehr denn einem halben Jahrhundert in Verbindung mit den Landgemeindenſchulen ſogenannte Arbeitsſchulen, welche den Zweck verfolgen, die ländliche Jugend für ihren künftigen Lebensberuf auf die unmittelbarſte und naturgemäßeſte Weiſe, durch Uebung der dahin einſchlagenden körperlichen Fertigkeiten vorzubilden, namentlich aber dadurch den Sinn der Selbſtändigkeit und Selbſtthätigkeit, das Streben und Vermögen ſich ſelbſt zu helfen und nicht immer nur von außen und oben her Anweiſung und Hülfe zu erwarten in der Bevölkerung dieſer Güter zu wecken und zu pflegen. Sie umfaſſen drei Arten von Beſchäftigungen als die für künftige Landwirthe und Landwirthinnen wichtigſten: nämlich Gartenbau, beſonders Obſtbau (Gartenſchule), Holzarbeiten für den Hausgebrauch (Klüterſchule) und weibliche Arbeiten zu gleichem Zwecke, Stricken, Nähen, Spinnen u. ſ. w. (Strickſchule). Die Organiſation dieſer Arbeitsſchulen iſt in mancher Hinſicht mangelhaft, insbeſondere ihr Verhältniß zu den „Lernſchulen" nicht genügend feſtgeſtellt; auch hatten ſie mit vielfachen Hinderniſſen zu kämpfen, der Abneigung der Schulbehörden, zumal der Geiſtlichen, der Einſeitigkeit der Lehrer, welche zufolge ihres reintheoretiſchen Bildungsgangs nur dem theoretiſchen Unterrichte wahren Eifer zuwendeten, endlich der Trägheit und Stumpfheit einer Bevölkerung die erſt ſeit zwei Generationen von jahrhundertelanger Leibeigenſchaft befreit, ſich nur langſam zu dem Gefühl der Freiheit und zu dem Streben nach Selbſtthätigkeit erhob. Dennoch iſt nach Michelſen's Verſicherung, die auch durch manche ſpecielle Anführungen belegt wird, der günſtige Einfluß dieſer Arbeitsſchulen gerade für die allmälige Beſeitigung des zuletzt genannten Uebelſtandes, für die Heranziehung eines regſamern, geiſtig kräftigern und ſelbſtändigern Geſchlechts unverkennbar.

Michelſen ſpricht es als ſeine feſte Ueberzeugung aus daß die Errichtung ſolcher Arbeitsſchulen in allen Landgemeinden ein dringendes Bedürfniß ſei, daß dadurch, zumal bei einer planmäßigern Organiſation und Wechſelwirkung derſelben mit den Lernſchulen, für eine wahrhaft ergiebige Lebens-, Berufs- und Charakterbildung des Landvolks (welches in den meiſten Gegenden Deutſchlands einer ſolchen, namentlich einer größern Beweglichkeit des Geiſtes und einer leichtern Empfänglichkeit für das Neue und Beſſere vorzugsweiſe bedarf) unendlich viel geleiſtet werden könnte. Insbeſondere hält er derartige Arbeitsſchulen für eine unentbehrliche Vorſtufe der Ackerbauſchulen. Er ſagt hierüber ſehr richtig:

Solange den Landgemeindeſchulen die Klüter- und Gartenſchule fehlt, ſolange werden die auf Ackerbauſchulen verwandten Koſten ohne entſprechende Früchte bleiben, ſolange arbeiten die landwirthſchaftlichen Vereine vergebens an dem ſchönſten Theile ihrer Aufgabe.... Man hat, z. B. in Preußen, darüber geklagt daß die Ackerbauſchulen kein rechtes Gedeihen hätten; der weſentliche Grund liegt in fehlerhafter Organiſation der Landgemeindeſchule; es iſt eine Thorheit, bei welcher oft Mühe und Koſten verlorengehen, einem Gebäude mehre Stockwerke aufzuſetzen, bevor man für die ſichere Grundlage deſſelben geſorgt hat.

In Michelſen's Plan lag es nicht, die Frage wegen Möglichkeit und Nothwendigkeit der Einführung eines praktiſchen Unterrichts in die öffentlichen Schulen in ihrem ganzen Umfange zu verhandeln und namentlich auch auf das Gebiet der ſtädtiſchen Unterrichtsanſtalten zu verfolgen. Er wollte nur zeigen wie in einem Theile von Deutſchland dieſer Verſuch wirklich gemacht ſei und einen glücklichen Erfolg gehabt habe; er wollte dadurch zur Nachahmung deſſelben in andern Gegenden, wenn auch zunächſt nur in dem beſchränktern Umkreiſe der Landſchulen, auffodern. Man hat gewiß Urſache, ihm für dieſe Bemühung und für die ſorgfältige Schilderung jener holſteiniſchen Arbeitsſchulen dankbar zu ſein.

Die Verfaſſerin der beiden folgenden Schriftchen, Amalie Marſchner, dehnt die Foderung einer praktiſchen Erziehung der Jugend auf alle niedern Volksſchulen aus, freilich von ihrem Standpunkte zunächſt nur mit beſonderer Hinſicht auf die weibliche Jugend und die ärmern Claſſen. Sie bemerkt:

Das Wichtigſte was in den Mädchenſchulen der niedern Volksclaſſen zu berückſichtigen, iſt eine nützliche, ihren Verhältniſſen angemeſſene Arbeitſamkeit, die Gewöhnung zu Ordnung und Reinlichkeit, die ſparſame, umſichtige Benutzung jeder Kleinigkeit zu einem nützlichen Zwecke. Es iſt um ſo nöthiger daß die Schule ſich dieſer Erziehung unterziehe, da die häuslichen Verhältniſſe ſo ſelten darauf gerichtet ſind. Darum möchte ich jeder Mädchenſchule eine Lehrerin zugetheilt ſehen, welche vorzüglich ihre Achtſamkeit auf das ſittliche Verhalten, auf Ordnung, Reinlichkeit und die häuslichen Eigenſchaften der Mädchen zu richten hätte. Von dieſer könnte zugleich die Behandlung und Pflege kleiner Kinder gelehrt werden; dies würde achtſamere Kindermädchen und ſpäter beſſere Mütter bilden. Auch belehre man ſie wenigſtens über die Grundelemente des Kochens; man mache ſie mit den Hauptbeſchäftigungen und der zweckmäßigen Eintheilung der Arbeiten im Dienſte bekannt; dadurch wird man den Mädchen mehr nützen als wenn ſie die Zahl aller Knöchelchen im Kopfe auswendig lernen.

Weit umfaſſender iſt der Gedanke einer „Erziehung zur Arbeit" in derjenigen der obenangeführten Schriften welche dieſen Gedanken ſelbſt als Titel an ihrer Stirn trägt behandelt. Der Verfaſſer dieſer Schrift bekennt ſich als „Laie", d. h. als nicht Pädagog vom Fach, und macht inſofern für ſeine Vorſchläge keinen andern Anſpruch, „als welcher einerſeits jedem für das Wohl ſeiner Kinder beſorgten Familienvater, andererſeits Jedem der an der großen Sache allgemeiner Volks- und Menſchenbildung, an der Förderung der edelſten Intereſſen unſerer Nation lebhaften Antheil nimmt, von rechtswegen zuſteht". Allein zugleich behauptet er: eine gründliche und gedeihliche Reform der Volksſchule werde nicht eher möglich ſein als bis neben den praktiſchen Schulmännern und den gelehrten Pädagogen auch Diejenigen Hand daran gelegt hätten „die bei dieſer Angelegenheit nicht minder, wenn auch in anderer Weiſe betheiligt ſind als jene", nämlich:

die Familienväter die von der Volksſchule das ſittliche und geiſtige Wohl oder Wehe der eigenen Nachkommenſchaft, die Staatsmänner und Patrioten die von ihr die Förderung oder Hemmung, die naturgemäße Entwickelung oder Verbildung des ganzen nachwachſenden Geſchlechts zu erwarten haben.

Auf dieſem Standpunkte des „Laien" muß freilich die einſeitige Prätenſion mancher Schulmänner, „als wäre das Lehren und Lernen nicht Mittel zum Zweck, ſondern Selbſtzweck, ja wol gar einziger und letzter Zweck des Lebens", nothwendig zurücktreten vor der hier weit näher liegenden Anſicht: „daß die Schule nicht um ihrer ſelbſt willen da ſei, ſondern als Vorbereitung für das Leben." Auch jene bei den Männern vom Fach nur zu natürliche Befangenheit in den Schlingen der Theorie, welche ſelbſt ihren beſten Willen „die Schule mit dem Leben zu verſöhnen" lähmt oder irreführt, kann da nicht platzgreifen wo man von einem außerhalb der Schule gelegenen Punkte aus an letztere herantritt mit der Foderung: „daß ſie diejenigen Bildungsbedürfniſſe befriedige welche das Leben in ſeinen mannichfachen Beziehungen, hauptſächlich aber in der dreifachen Richtung als häusliches, bürgerliches und öffentliches Leben allen Denen die in daſſelbe eintreten wollen entgegenbringt." Dieſe „Bildungsbedürfniſſe des Lebens" ſind es daher auch zunächſt welche der Verfaſſer unterſucht. Das Reſultat ſeiner Unterſuchung iſt in Kürze folgendes:

Die Bedingungen zu Führung eines geordneten Hausweſens, zur Verſorgung einer Familie, zur Pflege und Zucht der Kinder umfaſſen einen weit größern Kreis und zum Theil eine ganz andere Art von Fertigkeiten und Kenntniſſen als welche die Volksſchule bisher ihren Zöglingen bot. Zwar ſind Leſen und Schreiben, Rechnen und Zeichnen keineswegs unwichtig für dieſe Zwecke; aber noch unmittelbarer nöthig ſind zu einer tüchtigen Wirthſchaftsführung allerhand praktiſche Handgriffe und Fertigkeiten, ferner mancherlei naturwiſſenſchaftliche, chemiſche, mechaniſche, techniſche Kenntniſſe, jedoch nicht in der Form abſtracter Lehrſätze, ſondern in der beſtimmten Anwendung auf einzelne Vorkommniſſe des Lebens, ein gewiſſer Takt im Verkehr mit andern Menſchen, die Kunſt, deren Charakter und Fähigkeiten recht zu ſchätzen, alſo ein geübtes pſychologiſches Urtheil, das Talent ſie recht anzuſtellen, die Arbeiten zweck-

mäßig unter ſie zu vertheilen u. ſ. w. Was die moraliſchen Eigenſchaften betrifft, welche die tüchtige Führung eines Hausweſens in Anſpruch nimmt, ſo ſind dies: Ordnungsliebe, Sparſamkeit, Umſicht, Beharrlichkeit in der Faſſung und Durchführung von Planen, Arbeitſamkeit, Verträglichkeit. Für die erziehlichen Zwecke der Familie bedarf es außerdem der Selbſtbeherrſchung, Geduld, Conſequenz, der Gewohnheit des Aufmerkens auf jede Regung des kindlichen Geiſtes, endlich der Kunſt, ſolche Regungen leicht und unvermerkt zum Guten hinzulenken und vom Böſen abzulenken, Eigenſchaften die ſich, wie jeder Erzieher und Familienvater aus Erfahrung weiß, nicht durch Theorie, ſondern nur durch praktiſche Uebung erlernen laſſen. Für Diejenigen welche aus der Schule zu einem praktiſchen Berufe übergehen (und es ſind das die Mehrzahl der Schüler) iſt offenbar neben den theoretiſchen Fertigkeiten des Leſens, Schreibens, Rechnens, der Orthographie u. ſ. w. die Erwerbung ſolcher Geſchicklichkeiten beſonders wichtig welche in einer nähern oder fernern Beziehung zu ihrer künftigen Berufsthätigkeit ſtehen, ohne daß deshalb ſchon direct auf einen beſtimmten Stand hingezielt zu werden braucht. So werden Sicherheit der Hand und des Auges, Gewandtheit im Gebrauch mechaniſcher Inſtrumente, Scharfſinn in der Combination natürlicher Urſachen und Wirkungen, Erfindungsgabe, Pünktlichkeit in Vollziehung übernommener Aufträge u. dgl., für den künftigen Gewerbtreibenden, Landwirth, Techniker, ja auch für den bloßen Arbeiter, Tagelöhner und Dienſtboten, und ebenſo werden raſcher Ueberblick über verwickelte Verhältniſſe, das Talent der Beurtheilung und Behandlung fremder Charaktere u. ſ. w. für den künftigen Geſchäftsmann jeder Art ganz vortreffliche formale Bildungselemente ſein. Was die materiellen Kenntniſſe betrifft, ſo ſind hier natürlich die ſogenannten exacten Wiſſenſchaften, welche in die Bearbeitung der Materie durch menſchliche Thätigkeit einführen, vorzugsweiſe am Platze.

Endlich iſt für die Bildung des Menſchen als eines ſocialen Weſens, welches an der großen Culturbewegung theilnehmen ſoll, nothwendig daß ſchon früh der Gemeingeiſt, das Intereſſe an den Angelegenheiten und dem Wohl einer Geſammtheit, der Sinn für rechte Selbſtändigkeit, die Achtung vor den ewigen Geſetzen aller menſchlichen Vereinigung in den Einzelnen geweckt, genährt, befeſtigt werde; ferner gehört dazu ein aufgeſchloſſener Sinn für alles Schöne und Erhabene, ein warmes Gefühl für die Reize der Natur, ein lebendiges Verſtändniß der großen Fortſchritte des menſchlichen Kunſtfleißes im Gebiete der Materie und des Geiſtes.

Die Familie allein kann dieſe ſo mannichfaltigen Bildungsbedürfniſſe nicht befriedigen, aus den Gründen welche ſchon Kirchmann angegeben hat. Die Schule muß ihr die Hälfte, oft die weitaus größte dieſes Bildungsgeſchäfts abnehmen. Bisher nun begnügte ſich die Schule mit der Sorge für den einen Theil jener Bildungsbedürfniſſe, nämlich gewiſſe theoretiſche Fertigkeiten und Kenntniſſe.

Das Andere, hat man gemeint, ſei Sache der Familienerziehung oder finde ſich wol auch von ſelbſt. Für den künftigen praktiſchen Beruf bereite die Lehrzeit oder allenfalls die Fachſchule hinlänglich den aus der Volksſchule entlaſſenen Zögling vor; die nöthigen hauswirthſchaftlichen Kenntniſſe und Fertigkeiten lerne das Mädchen von der Mutter zu Hauſe, und was die Pflichten des künftigen Familienvaters, der künftigen Mutter und Gattin betreffe, ſo gelte der alte Spruch: „Wem Gott ein Amt gibt dem gibt er auch Verſtand.“

Allein abgeſehen von allem Andern iſt eine erſprießliche Theilung des Erziehungsgeſchäfts zwiſchen Schule und Haus, ein wirkliches Handinhandgehen beider doch nur dann möglich, wenn beide auf einer gemeinſamen Baſis ſich bewegen, nicht aber wie jetzt ganz entgegengeſetzte Richtungen verfolgen.

Denn nicht ſelten geſchieht es, beſonders in den Städten, daß die Schule in ihren Zöglingen den Sinn für häusliche und praktiſche Beſchäftigungen abſchwächt und allmälig, wenn nicht die gute Natur der Kinder ſtärker iſt als dieſer Einfluß, geradezu ertödtet. Dieſe Zöglinge einer theoretiſchen, abſtracten Bildung gewöhnen ſich gar leicht, von der Höhe ihrer eingebildeten Weisheit vornehm auf das Treiben ihrer Aeltern und Hausgenoſſen herabzuſehen, welche von den Feinheiten der philoſophiſchen Grammatik, den kunſtvollen Eintheilungen der Pflanzen und Thiere, der poſitiven und negativen Elektricität u. ſ. w. Nichts verſtehen; oder ſie bewegen ſich in einer Phantaſiewelt, unter Kaiſern und Königen der Vorzeit, welche ihnen das Gegenwärtige, Nächſte als unbedeutend erſcheinen läßt — kurz, ſie werden Geſchöpfe der Schule und hören auf unbefangene Kinder des friſchen Lebens, der Natur, des Aelternhauſes zu ſein.

Erſt dann — meint der Verfaſſer — könnte die Schule mit Familie und Haus wahrhaft Hand in Hand gehen, wenn ſie das Grundweſen des Lebens, wie es in der Familie, den bürgerlichen Berufsgeſchäften und dem öffentlichen Gemeinweſen ſich offenbart, ganz und rückhaltslos in ſich aufnähme, wenn ſie ſich zur Pflanzſtätte jener Eigenſchaften und Fertigkeiten machte welche, wie wir geſehen, auf den genannten Gebieten vorzugsweiſe in Thätigkeit geſetzt werden — kurz, wenn ſie Dasjenige wirklich würde was ſchon Peſtalozzi als ihre wahre Beſtimmung erkannte: „eine praktiſche Anleitung zum Feldbau, zur Induſtrie und zur häuslichen Wirthſchaft“ — mit einem Wort: ein Staat im Kleinen (wie es F. G. Schulze in ſeiner Schrift „Die Arbeitsfrage“ ausdrückt).

Daß und wie dies möglich ſei ſucht der Verfaſſer in den weitern Abſchnitten ſeines Buchs zu zeigen. Die Sache iſt bekanntlich nicht neu, denn außer den von Michelſen geſchilderten Arbeitsſchulen im Holſteiniſchen und dem von Peſtalozzi gemachten, jedoch mislungenen Verſuche der Einrichtung einer Erziehungsanſtalt nach den oben angeführten Grundſätzen gibt es bereits zahlreiche Unternehmungen ähnlicher Art. Der Verfaſſer führt deren eine Menge auf, von den ſchon im vorigen Jahrhundert in mehren Gegenden Deutſchlands errichteten, hier und da noch beſtehenden „Induſtrieſchulen“, den Anſtalten Fellenberg's, Salzmann's, Owen's, Lancaſter's, welche ſämmtlich in die erſten Jahrzehnde dieſes Jahrhunderts fallen, bis zu den neuern Nach- und Ausbildungen der Ideen jener Männer in den Armenkindercolonien zu Horn bei Hamburg (von Wichern geſtiftet und geleitet), zu Mettray in Frankreich, zu Ruysſelede in Belgien, zu Parkhurſt, Baterbury, Norwood u. ſ. w. in England, in den landwirthſchaftlichen und Induſtrieſchulen für Bildung der Jugend in Deutſchland, Frankreich und England, in den neueſten Peſtalozziſtiftungen und ähnlichen Anſtalten mehr. Der Verfaſſer, nachdem er das in dieſen Anſtalten beobachtete Verfahren ſowie die dadurch erzielten Erfolge geſchildert, gelangt zu dem Schlußreſultate: „daß allerwärts wo man mit gutem Willen und Einſicht verfuhr und wo nicht übermächtige äußere Hinderniſſe im Wege ſtanden, das Princip der Arbeit als Baſis der Erziehung ſeine heilſame Kraft bewährt und die wohlthätigſten, zum Theil wahrhaft überraſchende Erfolge zutagegefördert habe.“

Daß trotz dieſer günſtigen Erfahrungen, welche wol

zu umfaſſendern Verſuchen mit jener Erziehungsmethode hätten auffodern können, gleichwol letztere bislang „auf Privatinſtitute und Verſorgungsanſtalten für arme, verwaiſte oder ſittlich verwahrloſte Kinder" beſchränkt blieb, davon findet der Verfaſſer den Grund in den Vorurtheilen, der angewohnten Bequemlichkeit oder Einſeitigkeit Derer welchen es obgelegen hätte ſich dieſer Sache anzunehmen. Die Frage iſt freilich, ob die empfohlene Methode, welche darin beſteht die Kinder zunächſt und vorzugsweiſe praktiſch zu beſchäftigen, den theoretiſchen Unterricht aber an dieſe praktiſchen Beſchäftigungen möglichſt organiſch anzuknüpfen, ob dieſe Methode auch in den öffentlichen Schulen anzuwenden ſei, welche nicht wie jene Privatinſtitute und Verſorgungsanſtalten ein geſchloſſenes Hausweſen bilden. Der Verfaſſer bejaht dieſe Frage unter allen Geſichtspunkten, ſowol in Bezug auf die „allgemeine Bildung", welche nach ſeiner Darſtellung durch jene Voranſtellung der praktiſchen Thätigkeitsübung nicht nur nicht leiden, ſondern ſogar gewinnen würde, als auch in Betreff der Organiſation des praktiſchen Unterrichts ſelbſt und der Gewinnung paſſender Arbeitsſtoffe für denſelben, endlich hinſichtlich der dazu nothwendigen Lehrkräfte und der für dieſe aufzuwendenden Koſten, welche letztere er nicht höher als bei der gegenwärtigen Unterrichtsweiſe veranſchlagt. Wir können in das Detail dieſer Darſtellungen, da ſie ſchon mehr ins Pädagogiſch-Techniſche übergreifen, hier nicht eingehen, müſſen vielmehr Die welche ſich dafür intereſſiren auf das Schriftchen ſelbſt verweiſen. Ebenſo in Betreff der unmittelbaren pädagogiſchen Vortheile welche ſich der Verfaſſer von einer allgemeinen Anwendung der praktiſchen Methode in den Schulen verſpricht.

Dagegen ſei uns geſtattet zum Schluſſe dieſes Aufſatzes wenigſtens im Auszug des Verfaſſers Betrachtungen über die Wirkungen anzuführen, welche nach ſeiner Meinung eine ſolche Radicalreform des Jugendunterrichts für unſere geſammten öffentlichen und nationalen Zuſtände haben würde. Der Verfaſſer ſagt hierüber ungefähr Folgendes: Für Deutſchland insbeſondere wäre eine praktiſchere Erziehung des nachwachſenden Geſchlechts ein wahres Nationalbedürfniß. Der abſtracte, unpraktiſche, überfliegende, im Leben, namentlich dem öffentlichen, unſelbſtändige und unbeholfene Geiſt der Deutſchen — ein Vermächtniß unſerer einſeitigen Nationalentwickelung — bedarf dringend einer entſchiedenen Richtung aufs Praktiſche, aufs Leben hin, und wenn es auch zweifelhaft ſein mag, ob es der Erziehung allein gelingen werde eine ſolche ihm zu geben, wenn nicht weſentliche Umgeſtaltungen in den äußern Verhältniſſen unſers Nationallebens ihr zu Hülfe kommen, ſo iſt doch ſoviel gewiß daß unſere gegenwärtige, gleichfalls abſtracte und reintheoretiſche Erziehung dieſes Uebel immer mehr verſchlimmern, eine Umkehr von demſelben immer ſchwieriger machen muß. Der Mangel praktiſchen Takts und die Einſeitigkeit einer blos theoretiſchen Bildung hat ſich zu unſerm größten Schaden bei unſern politiſchen Beſtrebungen, beſonders in den letzten Jahren, gezeigt; unſere Literatur krankt auf der einen Seite an einer falſchen Idealiſterei und einem ungebührlichen Uebergewicht der Reflexion, auf der andern an rohem Materialismus, im Allgemeinen aber an einem Mangel wahrer Originalität, an Nachahmungsſucht; ihr fehlt der aufgeſchloſſene Sinn für unbefangene Anſchauung der Natur und des Menſchenlebens, der z. B. die engliſchen Schriftſteller auszeichnet; ihr fehlt die Unterlage eines kräftig entwickelten Volkslebens. Auf dem Gebiete der materiellen Intereſſen ſollen wir mit den praktiſchſten Handelsvölkern der Welt, Engländern und Angloamerikanern, concurriren, und doch entbehren wir nicht blos aller äußern Vorbedingungen zu einer ſolchen Concurrenz, ſondern zum Ueberfluß erhält auch noch unſere Jugend eine Bildung die ſie eher zu Buchgelehrten als zu Geſchäftsmännern tauglich macht. Das Vertrauen auf die eigene Kraft, die Gewohnheit ſich ſelbſt fortzuhelfen, der Geiſt techniſcher Erfindſamkeit und der Betretung neuer Wege der Production und des Erwerbs*), alle dieſe Eigenſchaften, die im Gedränge des täglich beſchleunigten allgemeinen Wettlaufs der Weltinduſtrie immer unentbehrlicher werden, und die leider unſerm Volke noch großentheils abgehen, könnten durch eine frühe Uebung des praktiſchen Thätigkeitsſinns in unſerer Jugend wenigſtens in ihrer Entwickelung unterſtützt werden, während der gegenwärtige abſtract-theoretiſche Unterricht ſie unterdrückt. Für die arbeitende Claſſe wäre natürlich eine ſolche Bildung zu vielſeitiger und tüchtiger praktiſcher Geſchicklichkeit doppelt wichtig. Mit Recht hat man eine beſſere Bildung dieſer Claſſen als eines der ſicherſten Mittel zur Linderung ihrer materiellen Noth und zur Fernhaltung der drohenden Gefahren des Communismus erkannt. Der Verfaſſer ſagt:

Allein man würde ſich täuſchen, wenn man glauben wollte daß die theoretiſche Bildung es wäre welche zu dieſem Ziele führte. Im Gegentheile iſt es eine feſtſtehende Erfahrung daß bloße theoretiſche Bildung ohne die entſprechende Entwickelung der praktiſchen Fähigkeiten die Arbeiter vielmehr noch unzufriedener mit ihrer Lage, noch weniger geſchickt zur Verbeſſerung dieſer macht, weil dadurch ihre Phantaſie überreizt und ihnen ein gewiſſes ideales Anrecht auf Gleichſtellung mit den ſogenannten gebildeten Ständen gegeben wird, ohne daß ſie doch Mittel erhalten dieſes Anrecht praktiſch gerade auf dem Gebiete geltendzumachen wo ſie ihre Abhängigkeit am härteſten empfinden, auf dem Gebiete der dringendſten Exiſtenzfragen. Man verſchaffe dagegen dieſen Claſſen eine tüchtige gewerbliche Vorbildung, man wecke ihre induſtriellen Talente, das vielleicht in ihnen ſchlummernde techniſche Genie, man erleichtere ihnen die Wahl eines ihren Anlagen entſprechenden Berufs, man führe ſie auf wahrhaft praktiſche Weiſe ein in die Kenntniß und Benutzung der Naturkräfte, und mache ſie dadurch geſchickt, der Arbeit ihrer Hände einen höhern Grad von Vollkommenheit und ſomit einen größern Werth zu geben, ja vielleicht durch erfinderiſche Gedanken ſich weit über die bloße

*) Der Verfaſſer bezieht ſich unter Anderm auch auf die bei der londoner Weltausſtellung gemachte Erfahrung, wonach die Deutſchen in allen den Branchen wo es die Originalität neuer Erfindungen oder die innige Verſchmelzung praktiſcher Geſchicklichkeit mit wiſſenſchaftlichem Scharfſinn galt hinter andern Nationen zurückſtanden, während ſie dieſe zum Theile da übertrafen, wo mehr bloße mechaniſche Fertigkeit, fleißige Nachbildung oder eine vorwiegend künſtleriſche oder wiſſenſchaftliche Richtung den Ausſchlag gab.

Sphäre des Arbeiters hinauszuſchwingen (der Verfaſſer erinnert hier an Franklin und Arkwright), man kräftige vorallem ihren Willen, gewöhne ſie an Ausdauer, Unverdroſſenheit, Pünktlichkeit, Ordnung, Sparſamkeit, Umſicht, und man wird ungleich beſſer für das Fortkommen und das künftige Schickſal dieſer Leute geſorgt haben, als wenn man ſie nach den vortrefflichſten Methoden grammatiſch, philoſophiſch denken und ſprechen, Aufſätze componiren oder Verſe declamiren lehrt.

Und ſo möge die in den hier beſprochenen Schriften angeregte Frage einer nachhaltigern Fruchtbarmachung des Unterrichts für das Leben und einer gründlichen Beſeitigung der einſeitig theoretiſchen abſtracten Methode allen Aeltern und Lehrern zur ernſteſten Prüfung empfohlen ſein. Mögen die Letztern dieſe Frage zu einem ſtehenden Thema ihrer Berathungen auf den allgemeinen deutſchen Lehrerverſammlungen erheben, die Erſtern aber gleichfalls ſich vereinigen zur Erörterung Deſſen was zur rechten Erziehung des jüngern Geſchlechts noththue, und zu gemeinſamen Schritten, um die als nöthig erkannten Verbeſſerungen im öffentlichen Unterrichts- und Erziehungsweſen auch ins Leben zu führen! 52.

Bauernfeld.

In unſerm Zeitalter hat der Idealismus Bankrott gemacht — der arme Teufel! kein Wunder, wenn die Dichter der Weltſtrömung folgen; denn auf dem Gipfel des Parnaß ſieht es ohnedies jetzt recht windig aus. Die Muſen fahren heutzutage ebenſo gut als die ſtaubgeborenen Menſchenkinder per Dampf; am Ende erleben wir es noch daß dieſe neun holden Damen gar auf den jetzt ſo beliebten Auswanderungsgedanken verfallen und sans façon, der runzeligen Jungfrau Europa einen Knix ſchneidend, in irgend einer neuen Welt ſich eine villa comfortable einrichten, denn ſie haben das Leben auf dem Olymp ſatt. Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Bauernfeld, der rühmlich bekannte Luſtſpieldichter, iſt einer der Wenigen, die mit feiner Beobachtungsgabe und ſatiriſcher Schlagkraft verſehen dem Stoppelfelde der Wirklichkeit mehr als eine Seite abzugewinnen wußten, die zu dem Schluſſe berechtigt, dies Ackerland ſei nicht ſo dürr und unfruchtbar als es die Romantiker verſchrien. Andererſeits muß man von einem Autor nie fodern was ſich durch Zeitverhältniſſe unmöglich macht; das Luſtſpiel iſt der Spiegel der Gegenwart — wem ſie nicht gefällt der blicke auch nicht in ihren Spiegel. Solange wir Deutſchen keine Nation ſind gleich unſern Nachbarn an der Themſe und Seine, kann ſich die Kritik heiſer ſchreien und wir werden doch kein nationales Luſtſpiel haben. Wer ſeiner Zeit genügt hat auch Etwas gethan. Die Localfarbe ſolcher Productionen läßt ſich nicht verwiſchen, der wiener Ton ebenſo wenig als der berliner u. ſ. w.; wer daran zu mäkeln Luſt hat der nehme lieber den großen Beſen und kehre wo anders. Die beſſern Bauernfeld'ſchen Luſtſpiele: „Das Liebesprotokoll", „Die Bekenntniſſe" u. ſ. w., erhalten ſich fortwährend auf dem Repertoire aller deutſchen Bühnen, ein Beweis daß dem Dichter nicht allein ſein Vaterland jene Anerkennung zollt die ſeinem Talent gebührt; die Stimme des Volks iſt am Ende die gewichtigſte Kritik. Da unſere Zeit ſoviel auf Form und Eleganz hält, ſo kann man wol füglich Bauernfeld den bedeutendſten Luſtſpieldichter der Gegenwart nennen, denn keiner ſeiner Rivalen weiß ſich ſo gewandt, ſo fein im Dialog zu benehmen als er, und bei der Charakterzeichnung, wenn auch zuweilen nur leicht ſkizzirt, läßt er ſich nie auf gänzlichen Misgriffen ertappen wie ſein Vorgänger, der einſt und jetzt noch leider gefeierte Kotzebue, der die reine Menſchlichkeit zu hohlem Puppenweſen herabwürdigte, dem Schauſpieler zumuthete ſich wie eine aufgezogene Drehorgel abſpielen zu laſſen. Der Vorwurf, der ihm oft gemacht wurde, bei ſeinen ſatiriſchen Geſtalten anzüglich geworden zu ſein, prallt von dem Panzer der Satire ſelbſt ab; jede Satire iſt mehr oder weniger perſönlich, nur der Humoriſt nimmt gleich eine ganze Kaſte beim Schopf oder gibt gar der Menſchheit eine Maulſchelle. Der Satiriker ſchwingt die Zuchtruthe für große Kinder und geißelt ſie ohne Barmherzigkeit. Wer dagegen proteſtirt ſtellt in Abrede daß es große Kinder gibt welche die Ruthe verdienen; dieſe Proteſtation würde jedoch die Welt nicht täglich, ſondern ſtündlich Lügen ſtrafen. Wir ſprechen unſere innigſte Ueberzeugung aus, wenn wir ſagen: unter allen Luſtſpieldichtern der Jetztzeit iſt Bauernfeld der begabteſte; ein anderes Jahrhundert als unſer queckſilbernes, in fieberhaften Zuckungen liegendes hätte ſeinem Talente gewiß einen ſchönern Wirkungskreis eröffnet: an den Launen des Schickſals trägt der Dichter nicht die Schuld. Selbſt der große Shakſpeare wäre jetzt geboren nicht derſelbe Shakſpeare der er unter der Regierung der jungfräulichen Eliſabeth geworden, jener Eliſabeth, die umringt von Hofdamen die wörtlich aufgeführten „Luſtigen Weiber von Windſor" belachte, worüber unſere Salondamen in ihrer auf die n^{te} Potenz erhobenen Unſchuld die Naſe rümpfen. Es kann ſich Niemand ſeiner Zeit entziehen, am allerwenigſten der Dichter. Dagegen iſt es ein unſeliger Wahn, der leider von Tag zu Tag tiefer wurzelt, von jeder poetiſchen Production zu verlangen daß ſie des Autors politiſche Farbe wie ein Aushängeſchild an der Stirne trage. Die Kunſt iſt nicht die Waſchfrau der Politik. Die poetiſchen Sünden pietiſtiſcher Mucker ſind ebenſo häßlich in äſthetiſcher Beziehung als das ultraliberale Gejole von Herwegh und Compagnie — Herwegh's ſchönſte Lieder ſind gerade nicht politiſchen Inhalts. In den geheimen Falten dieſer kunſterniedrigenden Anſicht ſteckt der Hauptgrund daß ſich das proteſtantiſche Deutſchland zu der Undankbarkeit verleiten ließ auf die öſtreichiſche Literatur vornehm achſelzuckend herabzublicken, ja hierin ſoweit zu gehen den Namen Grillparzer gänzlich zu ignoriren, von dem doch der berühmte Lord Byron, deſſen engliſche Zunge bei der Ausſprache deſſelben mit Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, höchſt charakteriſtiſch ſagte: er könne zwar dieſen Namen nicht ausſprechen, aber die Nachwelt werde ſich ihn gut merken müſſen. Dieſe Sucht, jedes Kunſtwerk politiſch anzuſtreichen, wird noch ſoweit getrieben werden daß man vom Muſiker

politiſche Symphonien, vom Maler politiſche Landſchaften, vom Bildhauer eine politiſche Venus oder gar einen Zeus der äußerſten Linken fodern wird. Alles an ſeinem Ort. Maß halten thut jeder Dichtung noth, denn die platte Wirklichkeit verführt ſonſt zur Trivialität. Dieſe Klippe hat Bauernfeld mit weiſer Mäßigung umſchifft, während Andere daran ſcheiterten. Auf realem Boden ſtehend fühlte er bald daß ein feiner Takt hier dem Autor doppelt nöththue, und er wußte ſich ihn auf ſeiner in Oeſtreich wirklich dornenvollen Laufbahn in ſo vollem Maße anzueignen daß ſich mancher Diplomat an dem gegen Hinderniſſe aller Art kämpfenden Dichter ein Beiſpiel nehmen konnte. Wir haben uns hier keineswegs die Aufgabe geſtellt, ſeine ganze literariſche Wirkſamkeit näher zu beleuchten — dies würde uns hier zu weit führen — im Gegentheil, wir wollten nur im Allgemeinen auf ſeine Perſönlichkeit hinweiſen, um von Bauernfeld dem Dramatiker einen paſſenden Uebergang auf Bauernfeld den Lyriker zu machen. Es verließ nämlich jüngſt ein Band Gedichte von ihm die Preſſe:

Gedichte von Bauernfeld. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wie es vom Luſtſpieldichter, vom Manne der Wirklichkeit zu erwarten ſtand, ſpiegelt ſich auch die realgeſtaltreiche Welt, nicht eine phantaſtiſch-erträumte in dieſen Gedichten ab. Weniger die Natur als die Cultur wird darin beſungen, das Menſchliche, wie es ſich proteusartig bietet, ſich in ſich ſelbſt ſucht und findet, wie es ſinnt, zweifelt, liebt und haßt; dieſes Eine im ewigen Wechſel der Verwandlung wird uns oft in ganz kurzen Liederchen hervorſpringend, lebhaft, den Grundgedanken ſcharf abgrenzend, mit vieler formeller Gewandtheit vorgeführt. Hier und da zuckt es freilich mehr die Nornen anklagend als wehmüthig auf daß dieſes ſtaubige Erdenleben der Doppelnatur des Menſchen doch nicht ganz genüge, und die Sehnſucht des Dichters beflügelt ſich dann bildlich im Liede und ſchwingt ſich in lichtere Regionen auf. Dieſes Streben, Drängen, Hoffen, Verzweifeln und endliche Siegen der Creatur iſt dem Dichter beſonders gelungen (S. 20) in den

Verwandlungen.

Raupe.

Immer hier am Boden kleben
Iſt ein gar erbärmlich Loos;
Wie der Falter fröhlich flattert —
Ach, ich Aermſte krieche blos!

Ja, ich muß ſie mir erwerben
Solche Flügel leicht und klar,
Spinnen ſolch ein Kleid und flattern
Mit der andern frohen Schar.

Puppe.

Ach, ich durft' es nicht erringen!
Arm, verlaſſen häng' ich hier;
O wo ſeid ihr, bunte Schwingen?
Wonnevolles Luftrevier?

Kröch' ich noch auf kahler Erden
Als ein Würmchen klar und licht!
Was ich war, darf ich nicht werden
Was ich ſtrebte, werd' ich nicht!

Schmetterling.

Wie lockt es, wie duftet's
So blütenſchwer!
Sonnige Bläue
Rings umher!

Wo ſeid ihr Leiden
Der Prüfungszeit?
Ich taumle, ich ſchwelge
In Seligkeit!

So verdient auch das Lied „Stern und Lampe" (S. 4) in Berückſichtigung daß es aus der Periode des Dichterjünglings ſtammt (1820 geſchrieben) einer beſondern Erwähnung. Bauernfeld wußte hierin das Doppelweſen des Gegenſatzes künſtleriſch abgerundet durch den leiſen ſatiriſchen Anflug in der zweiten Strophe zu voller Geltung zu bringen: — eine Aufgabe der nicht viele junge Dichter gewachſen ſein dürften. Wenn er ſich überhaupt von ſeinem Naturell zur Satire hingezogen fühlt, und eben nicht am unrechten Orte den Skeptiker fein lächelnd durch die Brille der Ironie hervorblinzen läßt, ſo iſt er weit davon entfernt das Reinmenſchliche, vorzüglich ſobald es ſich mit dem Adelsbrief echter Weiblichkeit als unantaſtbar ausweiſt, auch nur mit einem Wörtlein zu verunglimpfen, wogegen ſich Heine mit einer Art von Hochgenuß verſündigt. Bauernfeld kann dabei ſogar rührend werden, was ihm ſo Mancher nicht zutrauen möchte. Man höre einmal das folgende einfache, innig gefühlte, antik-ſchön zu nennende Lied, das der berühmte Schubert in Muſik geſetzt hat (S. 98):

Das Todtenhemdchen.

Starb das Kindlein.
Ach, die Mutter
Saß am Tag und weinte, weinte,
Saß zur Nacht und weinte.

Da erſcheint das Kindlein wieder,
In dem Todtenhemd, ſo blaß;
Sagt zur Mutter: „Leg' dich nieder!
Sieh, mein Hemdchen
Wird von deinen lieben Thränen
Gar ſo naß,
Und ich kann nicht ſchlafen, Mutter!

Und das Kind verſchwindet wieder,
Und die Mutter weint nicht mehr.

Unter den größern Gedichten heben wir hervor: „Die Reichsverſammlung der Thiere" (S. 181), eine ſchlagende Perſiflage aller politiſchen Parteien mit ausgezeichnet feiner thierpſychologiſcher Charakterzeichnung; minder gelungen dünkt uns „Der politiſche Wanderer", in den ſich manches Geſuchte eingeſchlichen hat. Der „Maskenball" mahnt etwas an ähnliche Goethe'ſche Productionen, ohne jedoch die Plaſticität derſelben zu erreichen. Dagegen ſehr ergötzlich iſt „Atta Troll's Monolog im Zwiſchenreich" (S. 215), worin die Geißel der Satire mächtig geſchwungen wird und der Verfaſſer mit ſtaatsmänniſchem Weltblick die Ereigniſſe der letzten bewegten Jahre die Revue paſſiren läßt. Unſtreitig jedoch die beſte Abtheilung dieſer Gedichtſammlung iſt das „Poetiſche Tagebuch" in zahmen Xenien. Hier iſt Bauernfeld ganz in ſeinem Element. Er verſteht es im Epigramm ſo ſcharf

zu pointiren daß man ihn wol mit einem ſehr geübten Fechter vergleichen kann, der auf ſeinen Gegner mit dem edelſten Anſtand, mit männlicher Grazie einen Ausfall macht, wobei die Degenſpitze ſicher die gegebene Blöße des Feindes trifft. Es wimmelt in dieſem „Tagebuch“ von den köſtlichſten Epigrammen; faſt wird es uns ſchwer für unſere Leſer eine kleine Auswahl zu treffen.

S. 287:

Der Weiſe ſitzt in der Eremitage,
Ringsum wohnt die Bagage.

S. 289:

Wie die alten Götter herunterkamen!
Sie leben nur mehr in Hundenamen.

S. 297:

So Manchem fällt ein Amt zu,
Wofür er nicht geboren;
Und wenn ein Eſel zu Ehren kommt,
So wachſen ihm noch die Ohren.

S. 302:

Wer iſt größer: Schiller? Goethe? —
Wie man nur ſo mäkeln mag!
Himmliſch iſt die Morgenröthe,
Himmliſch iſt der helle Tag!

S. 303:

„Was ſagſt du zu Herrn Ludwig's Verſen?
Du ſtehſt ſchon da mit krit'ſchem Meſſer!“ —
Nicht doch! Für einen König ſind ſie gut —
Ein Kaiſer machte ſie nicht beſſer.

S. 307:

Der malt einen Amor, der ein Schwein —
Ich laſſe Beides gelten;
Doch wer dem Schweinchen Flügel leiht,
Den Gott gerüſſelt conterfeit,
Den muß ich ſchelten.

S. 311:

Sonſt unter den Fürſten und Mäcenen
Entſtanden Bilder und Marmorgruppen:
Unſ're Herr'n von Gottes Gnaden
Kochen Nichts als Bettelſuppen.

S. 320:

Die Inder ſind gar ſchlaue Leute,
Wie vor Jahrtauſenden machen ſie's heute;
Stirbt der Herr, ſo verbrennt man geſchwind
Mit ſeiner Leiche Weib und Geſind',
Legt Ochs und Eſel noch dazu,
So hat die ganze Wirthſchaft Ruh'!
Vorüber bald wär' alle Noth,
Machtet ihr's hier ſo im Occidente:
Wenn man nach des alten Herrſchers Tod
Doch die alten Miniſter verbrennen könnte.

S. 323:

Da habt ihr ſie nach den neuen Normen,
Die Herr'n Beamten in Uniformen;
Die Hofräthe, wie ſie ernſthaft ſchreiten!
„Verlor'ne Schildwachen“ aus alten Zeiten.

S. 331:

Das Franzenvolk iſt doch
Eine rechte Bagage!
Sie haben immer noch
Geld und Courage.

S. 335:

Wie ſie nur ſiegten bei Marathon,
Es iſt den Wundern gleich!
Ohne Monturscommiſſion
Und ohne Zapfenſtreich.

S. 342:

Die Sache war verloren
In allem Anfang gleich:
In Deutſchland durch die Profeſſoren,
Durch die Studenten in Oeſterreich.

So wirft dieſe Gedichtſammlung in mehr als einer Beziehung ein neues Licht auf Bauernfeld's Perſönlichkeit, ſeine Weltanſchauung und künſtleriſch-praktiſches Streben. Die Entwickelungen die während einer längern Reihe von Jahren in ſeinem Innern vorgingen ſpiegeln ſich in dieſem Buche klar ab; es dürfte daher für Jeden der Bauernfeld den Dramatiker nicht aus dem Auge verlor ein neues Intereſſe gewähren, ihn auch von dieſer Seite kennenzulernen. Das volksthümliche Element iſt darin das vorwiegende. Die raſtloſe Zeit eilt mit eiſernen Schuhen über die Ländergebiete Europas hin, und die Völker blicken verwundert ihre mächtigen Fußtapfen an; nur der Dichter kennt wie ein fährtengerechter Jäger genau dieſe ſeltſamgeformten Spuren und deutet prophetiſch in ſeinen Liedern ſeinem Volke was eben zu deuten iſt *an der Zeit*.

Noch liegt uns zur Beſprechung vor:

Wiener Einfälle und Ausfälle. Von *Bauernfeld*. Illuſtrirt von Zampis. Erſtes Heft. Wien, Manz. 1852. Lex.-8. 12 Ngr.

Ueber die Richtung welche dieſes ſatiriſch-humoriſtiſche Journal zu verfolgen gedenkt können wir des Verfaſſers eigene Worte citiren, wie er ſich in einem launigen Dialog mit dem pränumerationsluſtigen Publicum darüber ausſpricht:

Iſt der Scherz in Wien ausgeſtorben? das Wienerherz abgeſtorben? Ich kann es nicht glauben! Mir wenigſtens begegnen beide noch immer auf allen Tritten und Schritten, im Salon wie im Bürgerhaus, auf der Straße, im Theater, in der ſchönen Natur. Es gibt zwar jetzt eine Menge verdrießliche Dinge, auch ungemüthliche — das iſt richtig! Aber eben darum gilt es die guten ſchönen Momente zu erhaſchen, zu halten, feſtzuhalten. Zumeiſt die *heitern* denn ſie ſind die ſeltenſten! Deshalb habe ich mir auch den Zweck der *Erheiterung im beſſern Sinne* — den es mir ſonſt wol auf andern Wegen bisweilen zu erreichen gelang — in dieſen „Einfällen und Ausfällen“ einzig und allein zum Vorwurf gewählt. Es ſollen darin abgeſchildert werden: wiener Zuſtände und Begebenheiten, Familie und Häuslichkeit, Straßenphyſiognomien, Gaſthofſilhouetten, Theater, Concerte, Kunſtausſtellung, Bälle, Salons, Landpartien — kurz was das Leben bringt, der Tag bietet. Und zwar in jeder Form: epiſch, lyriſch, dramatiſch — in Proſa und Verſen. Das iſt mein ganzes Programm! Weiter will ich Nichts verſprechen. Es ſchwebt mir Etwas vor — etwas Gutes, ſoviel iſt gewiß — ob es aber gut ausfallen wird das weiß ich nicht. Die flüchtigen Blätter mögen für oder gegen ſich ſelbſt zeugen. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen!

Soweit der Verfaſſer. Man ſieht aus dieſem Programm und dem Beginne der ganzen Unternehmung daß

der unverwüſtliche Humor, die alte vorige Lebensluſt und Gemüthlichkeit der Wiener, die ſelbſt in Deutſchland ſprüchwörtlich wurde, ſich wieder nach einiger Erſchütterung des Zwerchfells ſehnt. Schwerlich dürfte eine andere europäiſche Reſidenz als Wien, wo ſich die verſchiedenartigſten volksthümlichen Elemente der großen Monarchie miſchen, einer geiſtreichen Feder ein günſtigeres Gebiet eröffnen. Schon dieſes erſtes Heft enthält unter andern gewürzten Artikeln eine vortreffliche Satire auf „Wiener Frauenmoden", ein launiges Charakterbild: „Wiener Gaſthausleben", und die „Schutzzollfee, phantaſtiſch-induſtrielles Zeitgemälde", allen Gewerbtreibenden beſtens zu empfehlen. Der uns hier abgeſteckte Raum erlaubt uns nicht ins Einzelne einzugehen; wir bemerken daher blos noch daß ſich zwei tüchtige Kräfte zu dieſem neuen Unternehmen vereint haben; denn die Illuſtrationen von Zampis laſſen Nichts zu wünſchen übrig, ja einige derſelben, wie z. B. Lord Feuerbrand, die Schutzzollfee, der Geſchirrfabrikant und mehre Geſtalten zu den „Wiener Frauenmoden", ſind Meiſterſtücke in ihrer Art zu nennen. Es ſteht alſo wol zu erwarten daß das Publicum Bauernfeld's „Wiener Einfälle und Ausfälle" nicht fallen laſſen, ſondern daran ſein Gefallen finden wird.

Emanuel Raulf.

Vorleſungen über Goethe's Torquato Taſſo. Vorgetragen in der Aula der berner Hochſchule von Ludwig Eckardt. Verſuch eines literariſch-äſthetiſchen Commentars für Freunde des Dichters und höhere Lehranſtalten. Mit einem Vorworte von Troxler. Bern, Fiſcher. 1852. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jedes echte Kunſtwerk gewährt Befriedigung, wenn man es in ſeiner Geſammterſcheinung auffaßt und auf ſich wirken läßt; und es iſt wiederum das erſte Kennzeichen und Erforderniß eines wahren Kunſtwerks daß es eben in ſeiner Geſammterſcheinung Befriedigung gewährt. So rein das auf dieſe Weiſe erregte Wohlgefallen iſt (weshalb ſich auch die meiſten Leſer mit demſelben begnügen), ſo iſt es doch keineswegs vollkommen und es läßt ſich noch unendlich ſteigern. Dazu gehört mehr als ein blos paſſives Aufnehmen, es iſt nöthig daß der Leſer mit der angeſtrengteſten Geiſtesthätigkeit das Kunſtwerk gleichſam nachſchaffe, daß er verſuche „in die geheimnißvolle Werkſtätte des hohen Dichtergeiſtes einzudringen". Wie Leſſing verlangt daß der Dichter die äußern Gegenſtände nicht eigentlich ſchildere, ſondern ſie dadurch zur lebendigſten Anſchauung bringe daß er ſie vor unſern Augen entſtehen laſſe: ſo wird man die volle Bedeutung eines Kunſtwerks auch erſt dann verſtehen wenn man einen ähnlichen Weg einſchlägt. Doch hat nicht jeder Leſer die dazu nöthige Zeit oder Befähigung, weil Studien aller Art hierzu erfoderlich ſind. Es iſt daher die Aufgabe der Kunſtrichter, der Maſſe der Leſer hier zu Hülfe zu kommen und mit ihnen als getreue Führer den Weg zu gehen den ſie allein nicht finden könnten. Es iſt dies aber eine ſchöne und fruchtbare Aufgabe, freilich auch eine ſchwierige, denn es hat der Führer dabei zwiefache Rückſicht ins Auge zu faſſen und ſie, ſo ſehr ſie einander oft widerſtreben, doch auf das engſte zu vereinigen: die Rückſicht auf das Kunſtwerk und die auf den Leſer. Es gehört hierzu aber eine gewiſſe Kraft der Seele die nicht ſo leicht gefunden wird, eine Entſagung ſeiner ſelbſt, zu der ſich ſelten Jemand verſteht. Der Kunſtrichter der ein Führer im wahren Sinne des Worts ſein will muß ſich ſelbſt aufgeben, um nur dem Kunſtwerk und ſeinem Leſer zu leben. Wie ſchwer dies iſt beweiſt die Erfahrung. Entweder laſſen ſich die Erklärer von ihren Leſern leiten oder ſie führen ſie durch ſo dornenvolle Wege daß die meiſten zurückbleiben ehe das Ziel erreicht iſt. Eines iſt ſo verderblich und tadelnswerth als das Andere; Beides gleich fruchtlos. Freilich wiſſen ſich die Einen einen gewiſſen Schein von Tüchtigkeit zu geben, die nämlich die da verlangen daß die Leſer ſogleich ihren eigenen, willkürlichen, oft ganz unrichtigen Standpunkt einnehmen, ſtatt daß ſie dieſelben auf den führen der ihnen der bequemſte und natürlichſte iſt; allein bei all dieſem Schein, der anfangs wol täuſchen kann, werden ſie ihre Aufgabe nicht löſen. Zu dieſer Art gehören namentlich diejenigen Erklärer welche von einem beſtimmten philoſophiſchen Syſtem ausgehen, in welches ſie Kunſtwerke und Leſer einzuzwängen ſuchen und mit dem ſie gewöhnlich auch Kunſtwerk und Leſer erwürgen. Man hat oft den guten Gottſched verhöhnt daß er behauptete man könne aus ſeiner „Kritiſchen Dichtkunſt" alle möglichen Arten von Gedichten machen lernen, und es iſt dies in der That eine mehr als lächerliche Behauptung, doch ſteckt das Lächerliche mehr in der Wahl des Ausdrucks als im Gedanken ſelbſt. Er hat nämlich in ſeiner „Dichtkunſt" aus der Betrachtung der vorhandenen Kunſtwerke alle diejenigen Geſetze aufzuſtellen verſucht welche die Dichter bei ihren Schöpfungen befolgt hatten (ob er immer richtig geſehen hat iſt hier durchaus gleichgültig), und er hat dadurch zum richtigern Verſtändniß der Dichtungen geführt. Freilich hat der gute Mann nicht geahnt daß zum Dichten auch die Schöpferkraft noch nöthig ſei, welche Leſſing in ſeiner „Dramaturgie" ſo trefflich charakteriſirt, aber bis auf dieſen Punkt hatte er mit ſeiner Behauptung ſo ganz Unrecht nicht, und er unternahm in ſeiner „Dichtkunſt" in der That nichts Anderes als was Leſſing ſpäter in der „Dramaturgie", im „Laokoon", in den Abhandlungen über die Fabel und das Epigramm, freilich mit ganz anderer Berechtigung und ganz anderm Erfolge, ausführte. Es ließe ſich bis auf einen gewiſſen Punkt behaupten daß man durch die genaue und verſtändige Befolgung der von Leſſing dargeſtellten und zum Theil entdeckten Geſetze in den Stand geſetzt würde ein Drama zu verfaſſen (hat es ja Leſſing ſelbſt durch die That bewieſen); allein wie könnte man dieſes von unſern neumodiſchen, tiefphiloſophiſchen Kunſtrichtern behaupten? Vermögen ſie uns ja nicht einmal das Verſtändniß eines Kunſtwerks zu eröffnen, weil ſie in demſelben nicht deſſen Idee und Weſen, ſondern nur ihr eigenes willkürliches Syſtem ſuchen und finden. Es verhalten ſich dieſe Leute aber zur Kunſt ungefähr ſo wie die Alchemiſten zur Chemie: der Zufall führt ihnen manchmal einen glücklichen Fund zu, aber ſie verſtehen die Kunſt ebenſo wenig als jene die Natur; und beide tragen ihre willkürlich ausgeheckten phantaſtiſchen Syſteme in die Gegenſtände ihrer Beobachtungen, ſtatt die Geſetze zu ermitteln die ihnen zugrundeliegen.

Je ſeltener aber gute Führer im Gebiete der Kunſt ſind, um deſto erfreulicher iſt es wenn wir einmal wieder einem begegnen den man mit voller Ueberzeugung den Wanderern anempfehlen kann. Ein ſolcher iſt aber der Verfaſſer des obenangeführten Buchs, welches wir ohne Bedenken für eine der tüchtigſten Erſcheinungen in dieſem Felde erklären. Eckardt beſitzt alle diejenigen Eigenſchaften welche einen Kunſtrichter bilden; er hat philoſophiſche Bildung, ohne daß er ſich in dem Spinngewebe eines beſtimmten philoſophiſchen Syſtems hätte fangen laſſen; er hat Phantaſie, Geſchmack, Scharfſinn und einen ſchönen Vorrath an tüchtigen, durch treuen Fleiß erworbenen Kenntniſſen; er hat, was hier vorallem noththut, diejenige Begeiſterung und Beſcheidenheit welche allein fähig macht in dem Dichter und dem Leſer aufzugehen, und doch wiederum ſoviel Selbſtändigkeit daß ſein Urtheil weder von ſeiner begeiſterten Vorliebe für den Dichter noch von ſeiner beſcheidenen Anſpruchsloſigkeit verfälſcht wird.

Schon die bloße Angabe des Inhalts beweiſt den ſichern Takt und die Allſeitigkeit des Verfaſſers. Das Buch zerfällt in 12 Abſchnitte: „Goethe vor und während des «Taſſo»“; „Torquato Taſſo, eine hiſtoriſche Skizze“; „Skizze der Handlung des Drama“; „Pſychologiſche Entwickelung der Charaktere“; „Vergleichung der Charaktere“; „Dramatiſche Entfaltung des Kunſtwerks“; „Die Idee des Kunſtwerks“; „Iſt «Taſſo» ein Schauſpiel oder eine Tragödie?“; „Das «Eigene» im «Taſſo»“; „Ueber die Fortſetzung des Drama“; „Ueber die Sprüche und Sprache des Drama“; „Paraphraſe der ausgewählteſten, nach den Charakteren geordneten Sprüche“. Wir können hier unmöglich auf das Einzelne eingehen, ſo gern wir zeigen möchten wie der Verfaſſer überall ſeine Aufgabe mit Geiſt gelöſt hat; wir müſſen uns auf einige wenige Bemerkungen beſchränken.

Der Gang der Unterſuchung zeugt vom logiſchen Sinn des Verfaſſers, worauf wir umſomehr Gewicht legen, als er gerade bei philoſophiſchen Schriftſtellern nur gar zu häufig vermißt wird, die ſich in den ſeltſamſten und oft wirklich poſſirlichſten Gedankenſprüngen gefallen. Mit Recht führt uns Eckardt zuerſt bei dem Dichter ein, deſſen Schöpfung wir in der That erſt dann recht verſtehen, wenn wir uns genau vergegenwärtigen in welcher Lebenslage, in welcher Stimmung, mit welcher Abſicht er ſein Werk abfaßte. Denn ſo ſehr Goethe (und zwar mit vollem Recht) wegen ſeiner Objectivität gerühmt wird, ſo „iſt doch vielleicht nur bei wenigen Dichtern die Quelle ihrer Poeſien ſo ſubjectiv wie bei ihm“. Dieſe ſehr richtige Bemerkung des Verfaſſers trifft genau mit der bekannten Aeußerung Goethe's zuſammen daß jedes Gedicht ein Gelegenheitsgedicht ſein müſſe und daß alle die ſeinigen ſolche ſeien; „ſie ſind durch die Wirklichkeit angeregt und haben darin Grund und Boden“ (Eckermann's „Geſpräche“, I, 54). Mit großem Geſchick werden die Einzelheiten aus Goethe's innerm und äußerm Leben zuſammengeſtellt, die uns unzweifelhaft darthun daß er neben dem hiſtoriſchen Taſſo ſich ſelbſt in ſeinem Drama darſtellen wollte; wir ſind ſchon durch dieſe einleitenden Bemerkungen zur Ueberzeugung gelangt daß der Verfaſſer vollkommen Recht hat, wenn er dieſelben mit dem Satze ſchließt: „Gleichwie Werther das Monument der erſten, ſo iſt uns Taſſo das Monument der zweiten Durchgangsperiode: dort ward der Menſch, hier der Dichter Goethe gerettet!“ Wenn uns Eckardt ſodann mit dem hiſtoriſchen Taſſo bekanntmacht, d. h. mit dem Stoffe den der Dichter poetiſch verarbeitet hat, ſo verſchafft er uns dadurch die Möglichkeit, Goethe's Auffaſſung mit der geſchichtlichen Ueberlieferung zu vergleichen und deſſen Dichtergenius zu bewundern, der einerſeits die Geſchichte ſo meiſterhaft beherrſcht daß ſie ſich ihm in dem Zeitraum eines Tags fügen mußte, und andererſeits eine Menge hiſtoriſcher, oft ſcheinbar kleiner Züge mit großer Treue und meiſtens in ungezwungener Verwebung benutzte. Hierauf gibt uns der Verfaſſer eine gedrängte Skizze der Handlung des Drama, durch welche ſich das Verhältniß der Dichtung zum hiſtoriſchen Stoff ſcharf bemerkbar macht. Ganz vortrefflich iſt die nachfolgende pſychologiſche Entwickelung der Charaktere, die, wenn auch nicht alle gleich an innerer und äußerer Bedeutung, doch alle mit gleicher Liebe und gleicher Vollendung von dem Dichter geſchaffen worden ſind. Taſſo iſt natürlich die Hauptperſon, er unterſcheidet ſich von den übrigen ſchon darin daß er der einzige nicht fertige Charakter iſt; alle übrigen Geſtalten neben ihm ſind ausgeprägt, während er erſt im Verlaufe der Handlung wird. Wir können dem Verfaſſer in ſeiner vortrefflichen Entwickelung nicht folgen; es genügt zu bemerken, daß es ihm gelingt die einzelnen Charaktere aus dem Drama herauszuheben und uns in ihrer wahrſten Geſtalt vor die Seele zu führen. Ebenſo geiſtvoll, wahr und erſchöpfend iſt die dramatiſche Entfaltung des Kunſtwerks, welche dem Verfaſſer vielfache Gelegenheit zu vortrefflichen Bemerkungen über die Kunſt im Allgemeinen und die Poeſie im Beſondern gibt, die alle ebenſowol von tiefem und gewiſſenhaftem Studium der bedeutendſten Dichter und Aeſthetiker als von ſelbſtändigem Urtheil und ausgebildetem Geſchmacke zeugen.

Im achten Abſchnitt wird die Frage beantwortet, was die Idee des Drama ſei. Goethe ſelbſt wollte nicht anerkennen daß ſeinem „Taſſo“ eine beſondere Idee zugrundeliege. „Idee“, ſagte er bei irgend einer Gelegenheit zu Eckermann, „daß ich nicht wüßte. Ich hatte das Leben Taſſo's, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei ſo wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zuſammenwarf, entſtand in mir das Bild des Taſſo, dem ich als proſaiſchen Contraſt den Antonio entgegenſtellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die weitern Hof-, Lebens- und Liebesverhältniſſe waren übrigens in Weimar wie in Ferrara, und ich kann mit Recht von meiner Darſtellung ſagen: ſie iſt Bein von meinem Bein und Fleiſch von meinem Fleiſch.“ So entſchieden dies lautet, ſo läßt ſich der Verfaſſer dadurch nicht von einer weitern Prüfung zurückhalten, und mit Recht, da wir vom Dichter zu fodern berechtigt ſind daß ein Werk auch eine Seele habe, mit andern Worten, daß ihm eine Idee zugrundeliege, „dieſelbe mag ihm nun in voller Klarheit oder mehr unbeſtimmt vorgeſchwebt ſein“. Bekanntlich dürfen wir ſolchen Aeußerungen Goethe's über ſeine Schöpfungen nicht unbedingtes Vertrauen ſchenken: er hat ſich und ſie oft nicht mehr verſtanden, wenn er ſie in ſpätern Jahren wieder betrachtete. So ärgert er ſich einmal, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, daß man ſeinen „Fiſcher“ malen wolle. „Da malen ſie meinen Fiſcher und bedenken nicht daß ſich das gar nicht malen läßt. Es iſt in dieſer Ballade blos das Gefühl des Waſſers ausgedrückt, das Anmuthige was uns im Sommer lockt uns zu baden. Weiter liegt Nichts darin, und wie läßt ſich das malen!“ (Eckermann's „Geſpräche“, I, 79.) So wahr dies ſein mag daß Goethe in der herrlichen Ballade die angegebene Idee darſtellen wollte, ſo hat er dies eben als wahrer Dichter gethan, er hat dem Ueberſinnlichen, Geiſtigen eine ſinnliche, körperliche Geſtalt gegeben, er hat den Gedanken zur Geſtalt geſchaffen. Und ſobald dies geſchehen war, ſobald er die Idee zur ſinnlichen Erſcheinung gebracht hatte, warum ſollte der Maler dieſelbe nicht ebenſo gut malen dürfen und malen können als jede andere ſinnliche Erſcheinung? Es iſt aber dies ein Triumph des Dichters daß der Maler die Idee aus der das Gedicht hervorgegangen war gar nicht erkannte, ſondern nur das Reelle in ihr erblickte, obgleich er, wenn er ſelbſt ein echter Künſtler war, die urſprüngliche Idee, wenn auch unwillkürlich und unbewußt, in der Haltung ſeines Gemäldes zum Verſtändniß gebracht haben wird. Eckardt hatte alſo vollkommen Recht ſich durch jenen Ausſpruch Goethe's nicht abſchrecken zu laſſen. Auch Andere, mochten ſie nun die erwähnte Aeußerung kennen oder nicht, haben verſucht der dem Taſſo zugrundeliegenden Idee nachzuſpüren. Lewitz meint, die Aufgabe die ſich der Dichter geſetzt ſei geweſen, einzig und allein das Hofleben in ſeinem ganzen Umfange, in ſeinem tiefſten Weſen zu ſchildern; Andere (Ficker, Schell) ſehen in dem Drama den Gegenſatz zwiſchen Poeſie und Proſa; wieder Andere (Rötſcher, Viehoff, Ulrici, Gervinus, Hillebrand, Eyſell) ſprechen ungefähr das Nämliche aus, wenn auch verſchieden modificirt. Viel richtiger hat Eckardt erkannt was den Dichter zur Dichtung des „Taſſo“ getrieben; er ſpricht ihre Grundidee in folgenden Worten aus: „Erkenne deinen Beruf als Dichter und erfülle ihn in den von der Welt geſetzten Schranken!“ Wenn dies richtig iſt, und Niemand wird es bezweifeln der die gedrängte, aber vollkommen klare und überzeugende Ausführung lieſt, ſo iſt „Taſſo“ allerdings, wie der Verfaſſer ſagt, ein Dichtergemälde wie Tieck's herrliches „Dichterleben“ und „Dichtertod“.

Der uns vergönnte Raum erlaubt uns nicht über den neunten Abſchnitt: „Das Eigene im «Taſſo»“, ausführlich zu berichten, ſo leid es uns thut; wir begnügen uns unſern Leſern mitzutheilen daß es dem Verfaſſer gelungen iſt, in ſchlagender Weiſe darzuthun daß wie zu Taſſo Goethe ſelbſt, ſo zu den übrigen Charakteren bekannte Perſönlichkeiten des weimari-

ſchen Haſs Vorbilder geweſen und daß der Dichter namentlich in Antonio den ihm ſa fremdlich und feindlich gegenüberſtehenden Herder dargeſtellt hat. Es wird dieſes wie uns ſo gewiß auch viele Andere überraſchen, aber wie wir werden auch Andere ſich von der Wahrheit dieſes Ausſpruchs überzeugen und finden daß der Verfaſſer die geheimſten Beziehungen mit ſeltenem Scharfſinn zur Klarheit gebracht hat.

Wir haben aber geſagt daß Eckardt ſich weder durch ſeine Begeiſterung noch durch ſeine Beſcheidenheit in ſeinem Urtheile hat beſtechen laſſen; dies bewährt ſich insbeſondere im elften Abſchnitte: „Ueber die Sprüche und Sprache“, wo er dem Dichter mit vollem Recht vorwirft daß die den Perſonen in den Mund gelegten Sentenzen zu wenig Individuelles hätten, was ſich bei den meiſten Perſonen allerdings aus ihrer gleichmäßigen vornehmen Bildung zum Theil erklären, doch in keiner Weiſe entſchuldigen läßt. Hängt aber dies nicht mit der ganz richtigen Bemerkung des Dichters zuſammen, daß „während uns Shakſpeare mehr eine Welt voll äußerer Bewegung entrollt, in welcher ſich die innere Bewegung der Charaktere abſpiegelt, uns Goethe dagegen bei dürftiger äußerer Handlung ein Seelendrama gibt?“ Der Menſch iſt immer Menſch, die Modificationen haben gar häufig ihren Grund nicht ſowol in dem innern Leben als in den äußern Verhältniſſen. Liegt nicht in beiden Bemerkungen auch zugleich die Erklärung warum Goethe's „Taſſo“ und „Iphigenia“, dieſe ewigen Kunſtwerke, dennach nicht zur theatraliſchen Aufführung gelangen und nach unſerer Anſicht auch gar nicht gelangen können?

Wir wünſchten ſehr daß der Verfaſſer bei einer zweiten Ausgabe, welche das Buch wie wenige der Art verdient, hierüber ſich ausſprechen möchte. Dieſem Wunſche fügen wir ſchließlich noch folgende Wünſche bei, aus denen der Verfaſſer erſehen möge welchen innigen Antheil wir an ihm und ſeinem Talente nehmen. Wir wünſchen erſtens daß er ſeinem im Ganzen nicht blos tadelloſen, ſondern recht erfreulichen, in friſcher Lebendigkeit ſich bewegenden Stile in einigen Punkten nach mehr Aufmerkſamkeit widmen und insbeſondere Das was Becker in ſeiner „Stiliſtik“ ſo bezeichnend die Vergeiſtigung des Stils nennt, ſowie auch die unſerer Zeit leider ſo häufigen falſchen Wartbildungen vermeiden möge, welche die Sprache ſa abſcheulich verunſtalten. Es iſt Pflicht insbeſondere des Kunſtrichters ſich auch einer möglichſt ſchönen und correcten Sprache zu bedienen und uns von der Kunſt nur in einer wohlgefälligen Darſtellung zu ſprechen. Wir können dem Verfaſſer in dieſer Beziehung keinen beſſern Rath geben als ſich mit Becker's „Stiliſtik“ (natürlich der größern) bekanntzumachen und ſich Goethe's (frühere) Proſa zum Muſter zu nehmen. Möge er dieſen wohlgemeinten Rath nicht verkennen, den wir nur deswegen nicht zurückhalten, weil wir der Anſicht ſind daß ſein inhaltreiches Werk durch künſtleriſch ſchönen Stil noch ſehr gewinnen müßte. Wir wünſchen zweitens daß er ſich vor der Nachahmung der ſogenannten geiſtreichen Schriftſteller hüte, welche den Ausdruck im piquanten Ausdrucke ſuchen und Wunder gethan zu haben glauben wenn ſie eine Reihe ſeltſamer Wendungen und Redensarten aneinandergereiht haben. Dieſe Manier widerſteht dem edlern Sinn des Verfaſſers; wenn er ſich daher hinreißen läßt ihr zu huldigen, geht er aus ſich ſelbſt heraus und ſeine Darſtellung wird ungleich. Dieſe Manier berührt um ſa unangenehmer als ſie in der That auf entſchiedener Geſchmackloſigkeit beruht. Wenn ſich der Verfaſſer an Goethe's Unwillen über die (S. 9, Anmerkung) angeführten Verſe Herder's erinnert, ſa wird er nicht lange zweifelhaft ſein, warum wir einige Ausdrücke auf S. 5 wegwünſchten. Ebenſa wenig können wir die ganze Stelle billigen welche der Verfaſſer als der Leſerin gehörend bezeichnet. Ein Stück Saphir mitten unter der ernſten, gehaltenen Darſtellung Eckardt's macht zum allerwenigſten keinen angenehmen Eindruck. Wir würden uns über die Stelle freuen können wenn ſie uns als fliegendes Blatt oder in den „Fliegenden Blättern“ entgegenträte, denn ſie iſt an ſich gar hübſch und witzig; aber zu ihrer Umgebung paßt ſie ſa wenig als Saphir zu Goethe oder als ein Satyr zur Melpomene. Drittens wünſchten wir daß der Verfaſſer ſeiner mit Einſicht und ſittlicher Würde durchgeführten Paraphraſe der merkwürdigſten Sprüche und Sentenzen Parallelſtellen aus Goethe und andern deutſchen Schriftſtellern beigegeben haben möchte; es würde dies eine namentlich für die jüngern Leſer fruchtreiche Zugabe ſein, was ich nicht weiter auszuführen brauche. Viertens und endlich wünſchen wir daß es dem Verfaſſer gefallen möge, die verſprochene ſelbſtändige Abhandlung und äſthetiſche Unterſuchung über das Weſen des poetiſchen Spruchs bald zu geben; wir verſprechen uns viel davon, und der Verfaſſer iſt der ſchönen, aber auch ſchwierigen Aufgabe vollkommen gewachſen, wie wir uns aus dem vorliegenden Buche überzeugt haben, das wir ſchließlich unſern Leſern und Leſerinnen aus vollſter Seele empfehlen. Möchte es namentlich in Oeſtreich, der Heimat des Verfaſſers, zahlreiche Freunde finden, damit ihm die Wiſſenſchaft dort wieder gebe was ihm die Politik geraubt hat. Eckardt war nämlich Mitglied des Ausſchuſſes der wiener Aula. 74.

Italieniſches Wanderbuch. 1850—51. Von A. L. von Rochau. Zwei Bände. Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn. 1852. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Es iſt wirklich ein eigenes Ding um die Touriſtenliteratur der Gegenwart. Mit ſa großem Intereſſe ſie vor einem Decennium etwa noch begrüßt und aufgenommen ward, mit faſt ebenſo großer Theilnahmloſigkeit wendet man ſich jetzt von ihr ab. Daß ſie ſich überlebt habe, wäre eine Behauptung für welche nur ſchwer vollgültige Beweiſe ſich beibringen ließen, ſelbſt wenn man zugeſteht daß jetzt, wa das Reiſen ſelbſt durch die erweiterten und im großartigen Maßſtabe vermehrten Verkehrsmittel ſo außerordentlich erleichtert warden iſt, und die entfernteſten Gegenden und Länder einander bis auf kurze Luſtreiſen nahegerückt ſind, leicht und bequem die eigene lebendige Anſchauung einem großem Theile des Publicums das Surrogat der einſchlägigen Literatur mehr als entbehrlich macht. Der eigentliche Grund jener Theilnahmloſigkeit liegt zweifelsohne tiefer. Wie die Kunſt durch die Künſtler gefallen, ſo iſt jener Mangel an Intereſſe zumeiſt den Schriftſtellern ſelbſt zuzuſchreiben. Die Touriſtenliteratur iſt ſeit ihrem Beginn von Berufenen und Unberufenen ſo mercantiliſch ausgebeutet warden, ſie hat in vielen Fällen ſa nackt und bloß als eine Speculatian auf die Leichtgläubigkeit und die Geldbeutel des Publicums ſich dargeſtellt, und ſelbſt auf dieſem Gebiete mit Recht berühmte Namen haben in dieſer Art ſa augenſcheinlich geſündigt, daß man ſich nicht wundern kann wenn dieſer ganze Literaturzweig ein wenig ſtark in Verruf gekommen und man faſt mit Mistrauen an die Muſterung neuer Triebe deſſelben zu gehen gewohnt worden iſt. Italien überdies iſt jetzt ein Land das wo noch nicht aus eigener Anſchauung, dach durch die ausgebreitete Thätigkeit bedeutender und unbedeutender Schriftſteller dem gebildeten Publicum in allen ſeinen einzelnen bemerkenswerthen Punkten faſt heimatlich, ja vielleicht ſogar genauer als die Heimat bekanntgeworden, und es iſt wahr was bei ähnlichem Anlaſſe ſchön anderwärts ausgeſprochen: daß eine ziemliche Doſis Selbſtvertrauen und Muth dazu gehöre, die Touriſtenliteratur, die wir von der ſpeciell ſachlichen und fachlichen, der wiſſenſchaftlichen mit einem Worte, ſcharf zu ſondern bitten, gerade über dieſes Land aufs neue zu vermehren: Muth und Selbſtvertrauen für den Schriftſteller der das unternimmt, ſobald es ihm um mehr als die bequeme Deckung der Reiſeſpeſen oder um Befriedigung eines literariſchen Kitzels zu thun, Muth aber auch für den Buchhändler in der Gegenwart mit einem derartigen, äußerlich ſehr überflüſſig erſcheinenden Werke an das Licht zu treten.

Beide, Autor und Verleger, haben dieſes Selbſtvertrauen, dieſen Muth beſeſſen, und wir meinen in vorliegendem Falle

nicht zu ihrem Nachtheil, noch weniger zum Nachtheil des Publicums. Daß Rochau in die Claſſe der verrufenen Touriſten nicht gehört, beweiſt — dürfte man nicht aus andern ſehr verdienſtlichen Leiſtungen dies ſchon ſchließen — ein auch nur flüchtiger Blick in dieſes ſein neueſtes Werk hinlänglich. Als geiſtreicher Mann von umfaſſender allgemeiner Bildung, nicht nur auf belletriſtiſchem, ſondern auch auf politiſchem Gebiete wohlbekannt, ließ ſich von vornherein erwarten daß auch er die obigen allgemeinen Gedanken vor Herausgabe ſeines Buchs wohl beherzigt, daß er demgemäß einen von dem der großen Maſſe der Touriſten abweichenden Standpunkt für die Abfaſſung deſſelben eingenommen, daß gerade er — in den Jahren 1850—51 — mit einem Worte vorzugsweiſe den Menſchen, das Volk, die Geſellſchaft ins Auge gefaßt und das deſcriptive Moment mehr als Staffage gebraucht haben werde. Und ſo findet es ſich denn in der That in dieſem „Wanderbuch“. Niemand aber wird in Abrede ſtellen mögen daß es vielfach intereſſant ſei wahrzunehmen, wie die jetzigen Zuſtände und der Charakter des italieniſchen Volks ſich in der Anſchauung eines wirklich geiſtreichen und gerade in dieſer Rückſicht auf Competenz mit vollem Rechte Anſpruch beſitzenden Mannes ſich widerſpiegeln, wie der Verfaſſer es iſt, von dem man überdies ungeſchminkte Offenheit und rückſichtsloſes Ausſprechen ſeiner Anſicht ſchon gewohnt geworden. Man muß es als Wahrheit und dürfte es als Motto für ſein Buch annehmen, wenn der Verfaſſer (II, 23) gelegentlich ſagt: „Ich habe niemals den allergeringſten Werth darauf gelegt, mich mit der geltenden Meinung abzufinden; es kommt mir vor allen Dingen darauf an, eine ehrliche eigene Meinung zu gewinnen, und indem ich ſie mit möglichſt geringer Rückſichtsnehmerei ausſpreche, räume ich mit größter Bereitwilligkeit den Andern das nämliche Recht ein, welches ich den Meinungen der Andern gegenüber für mich in Anſpruch nehme.“

Rochau wird es uns daher auch nicht verargen wenn wir, bei aller ſonſtigen Anerkennung, das „nämliche Recht“ beanſpruchen und „mit möglichſt geringer Rückſichtsnehmerei“ ausſprechen, daß er uns ſehr wohl daran gethan zu haben ſcheint, mit ſeinen Bemerkungen und Urtheilen über künſtleriſche Gegenſtände, abgeſehen davon daß letztere in früher über Italien erſchienenen Werken mehr als genügend beleuchtet und abgehandelt worden ſind, leidlich ſparſam umzugehen. Denn obwol auch in Rückſicht darauf es an geiſtvollen, treffenden und wenigſtens zum Nachdenken anreizenden Bemerkungen nicht mangelt (das dünkt uns namentlich in Betreff der Baukunſt der Fall zu ſein), ſo fehlt es doch auch an ſchiefen und übertriebenen Behauptungen nicht, die man unmöglich blindlings unterſchreiben kann. Leſſing ſpricht ohne Zweifel nur ſeine eigene innerſte Ueberzeugung aus, wenn er den Maler Conti zum Prinzen (in „Emilia Galotti“) ſagen läßt daß Rafael jedenfalls ein großer und genialer Maler geweſen wäre, auch wenn er ohne Hände geboren worden wäre. Wenn irgend eine, wird man ſicher in Bezug auf die Kunſt Leſſing's Autorität gelten laſſen, und Rochau beruft ſich gelegentlich ſelbſt einmal in dieſer Rückſicht mit voller Anerkennung auf ihn. Indeß wollen wir auch von allen Autoritäten abſehen — wir lieben ſie ebenfalls nicht als Endbeweis und mögen unſerm Verfaſſer umſoweniger zumuthen ihnen ſich zu unterwerfen —, ſo dünkt es uns dennoch gar zu weit gegangen wenn er in Rafael Nichts als einen „correcten Maler“, Nichts als einen „Meiſter des Handwerks der Malerei“ ohne „ſchöpferiſches Feuer, ohne Begeiſterung und Schwung der Phantaſie“ ſehen will, wenn er Michel Angelo's Jüngſtem Gericht den Mangel an künſtleriſcher Einheit zum Vorwurf macht und den Stoff deſſelben einerſeits als ekelhaft, andererſeits als einen Selbſtmord der Kunſt bezeichnet.

Man könnte zu dem Glauben verleitet werden, unſern Verfaſſer habe hierbei ein unwillkürliches Oppoſitionsgelüſte angewandelt, er habe abſichtlich nur einen Tadel ausſprechen wollen, wo Alle loben und bewundern. Allein wer Rochau näher auch nur aus ſeinen Schriften kennt, wird dieſe Inſinuation ernſtlich zurückweiſen. Ja, man könnte vielleicht glauben die Bequemlichkeitsliebe und eine allerdings ſcheinbar ſehr niedrige und materielle Anſicht von der Kunſt habe ihn mindeſtens zu dem Urtheil über die Werke Michel Angelo's in der Sixtina, dem er ſonſt vielfache Anerkennung zollt, verleitet. Denn er beklagt ſich über das körperliche Misbehagen, welches die zu ihrer Betrachtung nothwendige Stellung mit ſteilrecht emporgerichtetem Blick und peinlich geſtrecktem Halſe hervorbringt, und erklärt unumwunden daß er in Dingen der Kunſt zur Zahl Derer gehöre welche dort eine Frucht ſuchen nach der ſie nur die Hand auszuſtrecken brauchen, und daß ihm die Kunſtfreude verleidet werde wenn er ſie nicht mit Bequemlichkeit genießen könne. Allein bei einem ſo feingebildeten Sinne, wie ihn der Verfaſſer ſonſt hervorſtechend zeigt, dürfen wir ihm ſchwerlich dieſe unwürdige Anſicht von der Kunſt imputiren, welche die letztere rein in das Gebiet des materiellſten ſinnlichen Genuſſes hinabzieht, zumal ſie mit andern ſeiner desfallſigen Aeußerungen in directem Widerſpruche ſtehen würde. Hier bleibt denn in der That kaum etwas Anderes übrig als die Annahme einer momentanen Verſtimmung, die ins Tagebuch übertragen worden und bei der nur zu bedauern bleibt daß ſie bei ſpäterer Sichtung deſſelben für den Druck, vielleicht um der Anſchauung nicht den Charakter urſprünglicher Friſche zu rauben, nicht unterdrückt worden iſt. Es wäre dies auch bei manchen andern Stellen wünſchenswerth geweſen, um möglichen ſchiefen Urtheilen über den eigenen Geſchmack und ſelbſt die Vorurtheilsloſigkeit des Verfaſſers zu begegnen.

In Bezug indeß auf das Urtheil über Rafael hält dieſe Erklärung allein nicht Stich. Und nehmen wir auch an daß Rochau ſich zu einiger Uebertreibung ſeiner eigenen Anſicht habe verleiten laſſen (daß er „ſich in die Hitze hineingeredet“ habe, dergleichen kommt häufiger vor als man zu glauben oft geneigt ſein dürfte!), ſo meinen wir doch hier noch einen tiefern Grund dieſer Abneigung, daß wir ſo ſagen, annehmen zu dürfen. In dem Charakter der italieniſchen Maler (und auch Rafael's namentlich) liegt ſelbſt bei der Behandlung der ernſteſten Gegenſtände ein gewiſſermaßen heiterer Reiz, eine Art glücklicher Sorgloſigkeit und weicher Ruhe. Je mehr dieſe ſonſt mit hohem Entzücken erfüllte, umſoweniger dürfte man darüber ſich wundern daß man in der jüngſten Gegenwart das Intereſſe daran wenn nicht ganz verloren, doch ſehr geſchmälert ſieht, da unverkennbar jedem unbefangenen Beobachter die Wahrnehmung unwiderſtehlich ſich aufdrängt daß die Stimmung dieſer Gegenwart eine, ſelbſt wo ſie in das Gewand des Scherzes und der Fröhlichkeit ſich kleidet, überwiegend ernſte geworden iſt, wozu die Veranlaſſung hinreichend in dem Umſchwunge der Zeit und der brennenden Fragen liegt, welche ſie auf faſt allen Gebieten des humanen Intereſſes bewegen. Daß auch der Kunſtgeſchmack von dieſer veränderten Zeitſtimmung afficirt wird, iſt zu natürlich um eines beſondern Beweiſes zu bedürfen, und ſo mögen wir vielleicht aus dieſer Zeitſtimmung heraus, die in unſerm Verfaſſer, wie ſo manche andere Stellen ſeines Buchs beweiſen, lebendiger als in ſo manchem Andern pulſirt, mit Hinzunahme einer gewiſſen Derbheit und Unumwundenheit des Ausſprechens der eigenen Anſicht, wofür auch ſonſt noch Beweiſe vorliegen, jenes auffallend abfällige Urtheil über Rafael uns wol erklären, wenn wir es auch nicht billigen können.

Verhältnißmäßig nur wenig, man darf ſagen, epiſodiſch nur gibt übrigens, wie ſchon bemerkt, der Verfaſſer Anſchauungen und Urtheile über die Kunſt. Ja auch die Beſchreibung der Natur und das Topographiſche läßt er mit Recht in den Hintergrund treten, obwol, wo er dergleichen bietet, man ebenſo die friſche, naive Auffaſſungsgabe als die einfache, anſchauliche und anmuthige Darſtellungsweiſe rühmen muß. Der Menſch und deſſen Betrachtung in ſocialer und politiſcher Beziehung iſt ihm die Hauptſache, und in dieſer Rückſicht muß man ſein „Wanderbuch“ als ein für jetzt das lebendigſte Intereſſe herausfoderndes Werk, von dieſem Standpunkte als ein neues, in der That ein Bedürfniß befriedigendes anerkennen.

Für die Darſtellung ſelbſt ſteht dem Verfaſſer eine befriedigende Leichtigkeit und Schärfe zugebote, die mit wenigen, oft keck hingeworfenen Pinſelſtrichen ein charakteriſtiſches Bild zu geben weiß, und indem ſie von hohlem Phraſenkram ſich frei erhält, mit prägnanter Sicherheit die individuell bezeichnenden Züge glücklich und ſcharf heraushebt. Dabei bleibt die Darſtellung, der man eine feſſelnde Kraft nachrühmen muß, bei aller Friſche doch im Ganzen ſelbſt elegant, wenn man auch in einzelnen Abſchnitten eine rückſichtsloſe Derbheit vorwaltend findet, die mehr dem vertraulichen Briefſtil als dem Salontypus angehört. Man fühlt es ſo manchen Stellen recht deutlich an daß es dem Verfaſſer um eine Herzenserleichterung zu thun geweſen und daß er dieſelbe auch glücklich ſich zu verſchaffen gewußt. Eine Menge kurz hingeworfener allgemeiner Betrachtungen, geiſtvoller und anregender Gedanken ſind ungezwungen eingewebt, die man mit um ſo größerm Intereſſe lieſt als ſie nirgend abſichtlich und geſucht erſcheinen, und ſelbſt wo man mit dem Verfaſſer ſich nicht vollſtändig einverſtanden fühlt wird jenes Intereſſe rege bleiben. Man fühlt ſich in guter Geſellſchaft, und da verzeiht man gern auch eine ſcharfe Bemerkung, eine auf die Spitze geſtellte Behauptung, weil ſie anregend wirken. Und ſo Manches wird man im Stillen als volle Wahrheit anerkennen, ſelbſt wenn man Gründe hat dies nicht offen zu bekennen. Dergleichen kommt auch vor und hat ſein Gutes!

Von Luzern aus führt der Verfaſſer ſeine Leſer über den Vierwaldſtädterſee, den St.-Gotthard und Lago Maggiore nach Mailand, und ſchon hier webt er ſo manche kleine anziehend und lebendig ſkizzirte Genrebilder ſeiner Darſtellung ein, welche derſelben einen friſchen Reiz verleihen. Mailand, namentlich aber Venedig erfährt eine ausführlichere Berückſichtigung, auch Trieſt ſchließt ſich daran, und von dort geht es nach Padua, Bologna, Florenz, das wiederum eine größere Station bildet, über Piſa und Lucca, von Livorno zur See nach Civitavecchia und von dort nach dem ewigen Rom, das nun zu beſondern Betrachtungen Anlaß gibt. Der Faſchingsdienſtag und Aſchermittwoch, das Capitol, die vaticaniſche Bilderſammlung, Oper und Schauſpiel, auch die Prieſter und das Prieſterregiment bilden hier intereſſante Excurſe. Nicht minder intereſſant ſind die Bemerkungen über die römiſchen Kirchen und päpſtlichen Paläſte und die Sixtiniſche Kapelle, die Gemäldegalerien und Naturbilder der ewigen Stadt und der Palaſt der Conſervatoren. Auch den Beſuch in Steinhäuſer's Werkſtatt wird man ebenſo gern wie die Ausflüge zur Villa Albani, nach Tivoli u. ſ. w. mit dem Verfaſſer machen. Von dort führt er den Leſer nach Neapel, das an ſich und in ſeiner nähern und entferntern Umgebung (Pompeji und Herculanum, Camaldoli, Puzzuoli, Cumä, Bajä, Salerno und Amalfi, Caſtellamare, Sorrent, Capri, Iſchia, die Karthauſe, der Veſuv) Gelegenheit zu höchſt intereſſanten Schilderungen bietet. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt gelangen wir von dort nach Genua und Turin, die in ihrer Bedeutſamkeit für Italiens Entwickelung wohl gewürdigt werden, und von letzterm Orte über den Mont-Cenis, Chambery und Aix nach Genf zurück, wo der Verfaſſer ſeine Leſer, die ihm zweifelsohne mit Spannung und Theilnahme gern noch weiter folgen würden, entläßt. Wir glauben dem „Wanderbuch" eine große Verbreitung prognoſticiren zu dürfen: jedenfalls verdient es dieſelbe. 4.

Michaïl Lermontoff's poetiſcher Nachlaß, zum erſten male in den Versmaßen der Urſchrift aus dem Ruſſiſchen überſetzt, mit einer Einleitung und erläuterndem Anhange verſehen von Friedrich Bodenſtedt. Erſter Band. Berlin, Decker. 1852. 16. 1 Thlr. 25 Ngr.

Bodenſtedt, der durch ſeine trefflich gezeichneten Bilder aus dem Kaukaſus ſich in der deutſchen Leſewelt einen nicht gewöhnlichen Ruf erworben und jedenfalls viel zur nähern Kenntniß des in jeder Hinſicht ſo intereſſanten Landes beigetragen hat, bringt hier den Nachlaß eines ruſſiſchen Dichters, der kaum 30 Jahre alt 1841 am Kaukaſus in einem Duell ſein Leben endete.

Die den Gedichten vorausgeſchickte Einleitung enthält ſehr treffende Bemerkungen über die Eigenthümlichkeiten der ruſſiſchen Poeſie, ſowie über die Wechſelwirkungen zwiſchen dem Dichter und dem ſehr empfänglichen Publicum, das dem Schriftſteller die Verpflichtung auferlegt, klar im Ausdruck, einfach in der Darſtellung und allgemein verſtändlich zu ſein, ſowie auch nur naheliegende Bilder zu wählen. Sie ſpricht ſich ferner über die wirklich große Meiſterſchaft des Ruſſen, ſelbſt desjenigen aus den niedrigſten Schichten, im Erzählen aus, weiſt auf die Fülle wirkſamer Bilder und Mittel hin, die derſelbe dazu verwendet, und führt zum Beweiſe einige recht ſchlagende Beiſpiele aus Mickiewicz „Vorleſungen über ſlawiſche Literatur" an.

Die erſte Pflanzſchule ruſſiſcher Bildung und Kunſt war, wie der Verfaſſer richtig bemerkt, die Kirche, die ſich jedoch einer Sprache bedient, welche der Maſſe vielfach unverſtändlich iſt. Aus dieſem Grunde mußte die volksthümliche Sprache des Landes zur Trägerin der beſonders in der Lyrik reichen Poeſie werden.

Fürſt Kantemir (geſt. 1744), Sohn des Hospodars der Moldau, ausgeſtattet mit allen Vortheilen einer vollendeten Erziehung und im vollen Beſitze mehrer hochgebildeten Sprachen, eröffnet den Reigen der ruſſiſchen Dichter. Er ſchrieb vorzugsweiſe Satiren, die jedoch, da ſie lebhaft an franzöſiſche Muſter erinnern, nicht für national gelten können. Ihm folgte der aus einem Fiſcherdorfe am Weißen Meere hervorgegangene große Lomonoſſoff (geſt. 1765), der Schöpfer der ruſſiſchen Schriftſprache, dem das Zarenreich die erſte Grammatik verdankt und der auch die Geſetze der Metrik feſtſtellte; dann der reichbegabte Derſhawin (geſt. 1816) und endlich Puſchkin, der größte und fruchtbarſte Nationaldichter Rußlands, ſowie deſſen Zögling Lermontoff, mit welchem der Läuterungsproceß endigt. Dieſen Fünf nun als den Heroen der ruſſiſchen Literatur weiſt Bodenſtedt die Ehrenplätze an, ohne jedoch andere Talente mit Stillſchweigen zu übergehen; im Gegentheil thut er des Fabeldichters Kryloff, Shukowſki's, des Ueberſetzers von Goethe und Schiller ſowie der „Odyſſee", und Kolzoff's, des Mannes aus dem Volke, rühmend Erwähnung, wenn er auch Chomiakoff, Baratinſki, N. Jaſikoff, A. Timofejeff, Benediktoff, Sokoloſſki, A. Podolinſki, L. Jakubowitſch, die Fürſtin Wolkonſka, die Gräfin Roſtopſchin und Andere, die den Genannten in vieler Hinſicht wohl an die Seite zu ſtellen ſind, nicht namentlich berührt.

Bodenſtedt wollte in der Ueberſetzung der Lermontoff'ſchen Dichtungen die ganze Farbenfriſche des Originals wiedergeben, ohne, wie er ſagt, in den metriſchen Bildern das Geringſte zu ändern, einen Gedanken, ein Bild zu verwiſchen und vornehmlich ohne das Maß des Schönen zu überſchreiten. Seine Methode konnte deshalb weder wortgetreue Uebertragung noch freie Nachbildung ſein; ſie war vielmehr darauf angewieſen, Etwas zu liefern das ſich wie ein formvollendetes Originalwerk läſe, ohne daß dabei ein weſentlicher Zug der Urſchrift vermißt werde. Das Ziel ſchien ihm erreichbar, denn er hält die deutſche Sprache, wie er ſich ausdrückt, für ein Inſtrument, deſſen Saiten tonkundige Finger alle Weiſen zu entlocken vermögen und deren Mistöne lediglich die Schuld des Spielers ſein können. Nun, der Muſikant hat alle Ehre von ſeiner Leiſtung, denn das Ziel was er ſich geſteckt hat iſt nach unſerer Anſicht vollſtändig erreicht. Die Ueberſetzung lieſt ſich glatt und fließend, als wäre ſie Original, und hat dabei ſtreng den eigenthümlichen Typus der die Urſchrift charakteriſirt bewahrt. Bodenſtedt hat eine Gabe gebracht die im deutſchen Publicum gewiß großen Anklang finden wird, und ſich damit zugleich den Dank zweier Nationen erworben: der ruſſiſchen, daß er einen ihrer hervorragendſten Dichter

auch dem Auslande zugänglich macht; der deutſchen, daß er ihr die noch ſo wenig ausgebeuteten Schätze des ſlawiſchen Oſten erſchließt. Dem erſten Bande, der in drei Abtheilungen lyriſche Vorklänge, Gedichte epiſcher Gattung und lyriſche Nachklänge, ſo wie am Schluſſe die zum Verſtändniß nothwendigen Anmerkungen enthält, ſoll ein zweiter folgen, der die ausführliche Lebensbeſchreibung Lermontoff's in Ausſicht ſtellt. Wir ſehen ihm mit Verlangen entgegen und täuſchen uns gewiß nicht, wenn wir annehmen, er werde ebenſo viel Schönes enthalten wie der uns vorliegende. 50.

Kirche um Kirche.

Möhler's „Symbolik" — deren Inhalt den proteſtantiſch erzogenen trefflichen Bildhauer Steinhäuſer zum Katholicismus führte — iſt ein kluggehaltenes, feines, gut geſchriebenes Buch. Ohne heftig zu werden, ſollen den Reformatoren Voreiligkeiten, Irrthümer und Schwankungen nachgewieſen ſein, wogegen die alte Kirche in Weisheit, Erhabenheit und Sicherheit hervorleuchte, wenngleich Mängel und Misbräuche in derſelben Rüge verdienten. Und wahrlich, das durch viele Jahrhunderte aufgeführte und vervollſtändigte Kirchengebäude des Chriſtenthums iſt keineswegs ein Werk der Thorheit, ſondern voll Verſtand, und man braucht nur Anſtößiges zu verdecken oder ihm eine günſtigere Deutung zu geben, auch die Idee des Ganzen — einen poetiſchen Katholicismus — einwirken zu laſſen, um ſich angezogen zu fühlen, wogegen der Proteſtantismus aus Entrüſtung gegen einzelne Schäden einen Neubau anfing, den Hinderniſſe mancher Art ſtörten und der durch Uneinigkeit der Bauenden unvollendet bleiben mußte. Suchte doch das Concil von Trient eine Ausbeſſerung des Angefochtenen, welche ſeitdem katholiſch ſich bewährte, und Möhler will Vorzüge des dadurch Gewonnenen auf alle Weiſe wider die Reformatoren ins Licht ſtellen. Ranke macht ihm den Vorwurf, er habe das ſpäter Gewordene gegen die Beſchuldigungen des Frühern ins Feld geführt, und allerdings erſcheint dies als hiſtoriſche Erſchleichung; allein gerade daß ſie ihm zum Vortheil gereichte, beweiſt für ſeine verfochtene Sache, und daß dieſer eine innere Fortbildung nicht widernatürlich ſei. Mit großem Geſchick vergleicht er die dogmatiſchen Beſtimmungen, Vorzüge der katholiſchen entwickelnd und beſonders deren Lehren von der Rechtfertigung und Meſſe vertheidigend. Hatten die Reformatoren aus Abneigung gegen das Verdienſt guter Werke den Glauben als Grundlage der Rechtfertigung hervorgehoben, ſo lag es nahe, zu ſagen: „Rechtfertigung ſei eine völlige Umwandlung des ganzen innern Menſchen, der Glaube ohne Liebe ſei todt, und was ſei der Glaube anders als das gute noch im Gemüth beſchloſſene Werk und das chriſtliche Werk anders als der zutagegelegte Glaube?" Einen todten liebloſen Glauben wollten gewiß die Reformatoren nicht lehren, aber die in den Katholicismus eingedrungene Werkheiligkeit widerſprach ihren Begriffen von chriſtlicher Demuth und Heilsbedürfniß. Merkwürdig und in ihrer Art meiſterhaft iſt Möhler's Entwickelung des wahren Sinns der Meſſe, über welche der arabiſche Philoſoph Averrhoes urtheilte: „von allen Religionen ſei die abſurdeſte und widerſinnigſte diejenige deren Bekenner die Gottheit erſchaffen und ſie hernach aufeſſen." Wir hören: „In der Euchariſtie iſt die wirkliche Gegenwart Chriſti Grundlage der geſammten Betrachtungsweiſe, ohnedem wäre ſie eine bloße Erinnerung an den ſich opfernden Chriſtus. Die Verwandlung iſt der ſchärfſte Ausdruck der Objectivität der in den Sacramenten dargebotenen Seelenſpeiſe, es ſollte mittels eines göttlichen Wunders einem falſchen ſubjectiven Weſen vorgebeugt werden. Das Chriſtenthum mit ſeinem ganzen Inhalt ſtellt ſich in der Brotverwandlungslehre als eine äußere unmittelbare göttliche Offenbaruug dar; das Empfangene in Einer Geſtalt gehört zur Diſciplin, nicht zum Dogma. In dieſer Enthaltung vom Kelch beweiſt der Katholik daß es ihm nicht um die Form zu thun ſei. In der katholiſchen Kirchenlehre bewegen ſich zwei Elemente, das göttliche und menſchliche, das übernatürliche und natürliche, myſtiſche und verſtändige, gleichförmig und harmoniſch ineinander." Aehnliche Erklärung gab einſt F. Baader: „durch irdiſche Speiſe (den Apfelbiß) ſei die Gnade Gottes verloren, ſie müſſe durch eine himmliſche Speiſe wieder gewonnen werden", worüber ein Spötter bemerkte: „da der Menſch aus dem Paradieſe ſich herausgegeſſen, müſſe er ſich wieder hineineſſen." In proteſtantiſchen Beſtimmungen des Abendmahlſacraments (Zwingli ausgenommen) iſt die Bemühung auffallend, dem katholiſchen Lehrbegriff ſich anzunähern, ohne deſſen Vollſtändigkeit gutzuheißen.

Ueberlaſſen wir jedoch ſolche dogmatiſche Erörterungen ſich ſelbſt; in ihnen liegt nicht der Hauptgegenſatz des Katholiſchen und Proteſtantiſchen, er liegt im Begriff der Kirche. Dem unſprünglichen Chriſtenthume war dieſer fremd, es ſei denn daß man eine geringe Anzahl Erweckter und Gläubiger Kirche nennen wolle; außer der Taufe als Zeichen des Eintritts in ihre Gemeinſchaft, fehlten kirchliche Anordnungen; erſt nach dem Tode und der Auferſtehung des Heilands bildeten ſich unter den Jüngern die Anfänge der ſpätern chriſtlichen Kirche — in verſchiedenem Bauſtil morgenländiſch und abendländiſch; — ja wollte man dieſen Begriff ſchon für den Urſprung feſthalten, ſo war die Kirche eine unſichtbare, auf innerer Geſinnung beruhende, nicht als ſichtbare Macht und Ein Ganzes mit Aeußerlichkeit des Daſeins hervortretende. Dieſem Gedanken des Unſichtbaren bewegten ſich die Reformatoren entgegen, als ſie von der beſtehenden ſichtbaren Kirche ſich trennten und eine ſchriftmäßigere, dem Urſprunge des Chriſtenthums ähnlichere Glaubensgemeinſchaft ſuchten, und haben denſelben auch ausgeſprochen. Nur freilich beſteht das Weſen einer ſichtbaren Kirche in Aeußerlichkeit, in gewiſſen Formen des Gottesdienſtes, Einrichtungen des Lebens und feſtgeſetzter Lehrweiſe zum Behuf der Erweckung, Stärkung, Berichtigung innerlichen Glaubens und gottgefälligen Wandels. Wäre dieſes Innerliche als Zweck des Aeußerlichen vollkommen wirklich in einer Gemeinſchaft der Gläubigen vorhanden, ſo bedürfte dieſe unſichtbare Kirche keiner äußerlich ſichtbaren, und es würde für die letzte Dasjenige eintreten was nach Fichte Aufgabe des Staats war — ſich ſelbſt überflüſſig zu machen. Unter Menſchen wie unſere irdiſchen iſt ſolche Vorausſetzung unſtatthaft, es mußte demnach eine ſichtbare proteſtantiſche Kirche ſich bilden und that es durch Confeſſionen und Kirchenordnungen welche tauglich ſchienen, darin immer der katholiſchen gleich daß ſie ein Unſichtbares durch ſichtbare Einrichtungen zu erreichen ſtrebte. Chriſtlich wollten beide ſein, waren nur ungleich in den Mitteln für wahres Chriſtenthum, und weil Uneinigkeit über Aeußerlichkeiten meiſtens ſchwerer zu ſchlichten iſt als ſelbſt ein Gegenſatz zwiſchen Innerlichkeiten, ſo blieben alle Verſuche zur Einigung fruchtlos. Die Mutterkirche berief ſich auf Ueberlieferung, feſtgegliederte Verfaſſung, lebendige Autorität des Papſtes; die abgefallene Tochter auf Schriftwort, Urſprungsform und Zweck aller chriſtlichen Kircheneinrichtung; die Verſtändigung mußte trotz wiederholter Verſuche misglücken, und man darf ſich nur jener Annäherungsverſuche erinnern an denen Boſſuet und Leibniz theilnahmen, um einzuſehen wie an dem Begriff der Kirche das Beginnen ſcheiterte.

Möhler macht daher von dieſem Begriff entſchiedenen Gebrauch und ſpricht: „Der weſentliche Inhalt der Heiligen Schrift iſt in der Kirche ewig gegenwärtig, weil er ihr Herzensblut, ihr Odem, ihre Seele, ihr Alles iſt. Die Heilige Schrift iſt keine Richterin bei Beſtimmung Deſſen was Heilslehre iſt, ſo wenig als das bürgerliche Geſetzbuch zugleich die richterliche Behörde ſein kann; eine poſitive Religion, wenn ſie ſtets als eine beſtimmte Autorität wirken ſoll, muß fortwährend durch eine Autorität den kommenden Geſchlechtern vermittelt werden." Wo wäre dieſe Autorität bei den Proteſtanten und wie kämen ſie ohne dieſelbe zur Einigung, die noch

bis auf unſere Tage fehlt? Uebertritte vom Proteſtantismus zum Katholicismus ſind beſonders durch dieſen Mangel veranlaßt, denn der Menſch ſucht einen feſten Halt wie in der bürgerlichen Geſellſchaft ſo in der Kirche, ſelbſt wenn es mit manchem Läſtigen verbunden ſein und der zeitliche Machtinhaber Veränderung des Regiments wünſchenswerth machen ſollte. Ward der Proteſtantismus verletzt durch die überwiegende Aeußerlichkeit des Chriſtenthums in katholiſcher Kirche, ſo iſt zu erwidern daß jede Sichtbarkeit zugleich eine Aeußerlichkeit iſt und die ſichtbare Kirche darin nur das Ihre thut, um das Unſichtbare zu fördern.

Gegen Möhler hat Nitſch eine etwas breite unbeholfene Beantwortung geſchrieben (vergl. „Theologiſche Studien und Kritiken" von Ullmann und Umbreit) und den Stier bei den Hörnern angegriffen. Er verweiſt nämlich auf die Bekenntnißſchriften der Proteſtanten und behauptet deren übereinſtimmende Kirchlichkeit mit Lehren die vor dem Concil von Trient in der katholiſchen Kirche ungerügt vorgetragen wurden. Als ob nicht kirchliche Veranlaſſungen nähere Beſtimmungen hervorriefen und nicht das Frühere immer dem Spätern weichen müßte! Beſſer iſt eine andere Bemerkung: daß Möhler einzelne Privatäußerungen der Reformatoren zu ſtark gerügt, indem ja in der katholiſchen Kirche auch einzelne Lehren, wie diejenigen des Auguſtin, Thomas, Scotus, die Kirchenlehre beſtimmten, und es gebe überhaupt keine unerſchaffenen Dogmen. Ueber das verſchiedene Verhältniß des Sacraments und Worts wird erinnert: „Katholiſch macht das Sacrament des Lebens theilhaft und das Wort ernährt dieſes Leben. Alſo das Sacrament iſt vorgeordnetes eigentliches Mittel des Heils. Für den Proteſtantismus findet das entgegengeſetzte Verhältniß ſtatt; im proteſtantiſchen Lehrbegriff des Sacraments beſteht eine dem ausleerenden Zeichenglauben und verwandelnden Aberglauben entgegengeſetzte Myſtik." Allerdings richtig, es wird auch hierin offenbar wie der Proteſtantismus vom bloßen Aeußerlichen dem Innerlichen ſich annähert, während die katholiſche Kirche das derbe Aeußerliche nicht ſcheut und im opus operatum ein echtes Weſen des Kirchlichen mit ſeiner Bedeutſamkeit ausgedrückt findet, wovor die proteſtantiſche Frömmigkeit ſich wegwendet.

In Summa erhellt Folgendes. Aus dem geoffenbarten Chriſtenthume, ſeiner großen innern Glaubenserweckung und Verheißung ging eine ſichtbare Kirche hervor mit menſchlichen Beſtrebungen und Formen, und ſeit ſie da iſt, ſoll der chriſtliche Glaube von ihr Stärke und Bewährung empfangen, alſo ein Kirchenglaube ſein. Dabei entſteht nun immer die Frage wie das Kirchenthum geworden, und die Geſchichte der Concilien und Päpſte müßte verſchüttet ſein, wenn nicht große Bedenken über unbedingten Geſammtwerth des katholiſchen Werks eintreten ſollen, ja die letzte Feſtigung deſſelben durch die Synode von Trient gibt nach Sarpi's Erzählung keine größere Zuverſicht. Die proteſtantiſche Kirchenbildung gewann nur durch ihren Gegenſatz zur katholiſchen anfängliche Einheit, ſpäter fällt ſie auseinander, und die Concordienformel der lutheriſchen Kirche bewirkte ſelbſt in dieſer keine allgemeine Beſtimmung, „ſie war leider nicht Vereinigungsformel", ſagt Spittler. Kirchenchriſtenthum unſerer Tage ſieht ſich mithin zwiſchen mancherlei Gegenſatz geſtellt, zuvörderſt zwiſchen den vom Katholicismus und Proteſtantismus, dann zwiſchen die verſchiedenen Ausführungen des letztern. Sucht es Haltung und Einheit? Sie werden allenthalben dargeboten, in Rom, in jeder proteſtantiſchen Confeſſion und Sekte. Soll eine Mehrheit der Gläubigen oder das Alter des Kirchlichen die Wahl entſcheiden? Mehrheit der Stimmen und Meinungsalter haben oft Irrthümer fortgepflanzt. Oder entſcheidet individuelle Vernunft? Dann geht aller Vortheil des Kirchenglaubens verloren, welchen man gerade wider Schwankungen des Individuellen zu Hülfe rief. Dennoch iſt und beharrt Chriſtenthum mit Chriſtenglauben in der Welt. Man möchte mit dem frommen Lamartine ausrufen:

Reveille-nous, grand Dieu! parle et change le monde,
Fais entendre au néant ta parole féconde,
Il est temps! Lève-toi! Sors de ce long repos,
Tire un autre univers de cet autre chaos.
Change l'ordre des cieux qui nous ne parle plus!
Lance un nouveau soleil à nos yeux éperdus!
Détruis ce vieux palais, indigne de ta gloire,
Viens! montre-toi même et force nous de croire.

36.

Notizen.

Ein Seitenſtück zu Gretnagreen.

Der Flecken Portezuelo bei Alcantara in Eſtremadura beſitzt oder beſaß das alte Vorrecht daß ſein Gemeinderath Prüfungen von mancherlei Künſtlern und Handwerkern anſtellen und den Geprüften Meiſterſcheine ausfertigen konnte, die ihren Inhabern das Recht gaben ihre Kunſt oder ihr Handwerk in ganz Eſtremadura unbehelligt auszuüben. „Ich habe in dieſer Beziehung unglaubliche Lächerlichkeiten erzählen hören", berichtet Ponz in ſeiner „Viaje de España" (VII, 59 fg.), „die ich belacht haben würde, wenn dieſe Dinge meiner Ueberzeugung nach nicht ſo ſehr nachtheilig wären. Die Flecken Pedroſa del Rey, Madrigal und Santa-Maria de Nieva in Altcaſtilien beſitzen ganz gleiche Vorrechte. Dort ſtellen ſie aus Mangel an Leuten welche die Prüfung anſtellen könnten, wenn nur die taxmäßigen 65 Realen de vellon gezahlt werden, die Erlaubnißſcheine einem Jeden aus der ſich meldet, es müßte denn, wie das vorzukommen pflegt, der Bewerber einen ſeiner Freunde, der Meiſter iſt und die Prüfung vornimmt, mitbringen. Daher iſt es gar nichts Seltſames daß Jemand, ohne leſen und ſchreiben zu können, heute Handlanger bei einem Maurer und morgen Baumeiſter iſt. Wer weiß wie viel ſolcher Univerſitäten es in Spanien gibt. Ich kenne deren noch mehre."

Auch eine Gedächtnißfeier.

An dem Wege von dem Benedictinerkloſter San-Zoil nach der Villa de Carrion bei Palencia ſteht die alte Kirche unſerer lieben Frauen de la Victoria, in welcher alljährlich ein Feſt gefeiert wird zum Andenken an die Befreiuung Spaniens von dem Tribute der hundert Mädchen, die Mauregato, wie die Geſchichte meldet, den Mauren jährlich verwilligte. Die Ueberlieferung berichtet nämlich, an dem Orte wo jetzt die Kirche ſteht habe ſich eine Stierheerde, die hier weidete, zu der Zeit, wo die Uebergabe der Mädchen erfolgen ſollte, wüthend auf die Mauren geſtürzt, und die Mädchen wären ſo frei ausgegangen. An dem Tage der Feier wird alljährlich die ſogenannte Predigt von den Jungfrauen und den Stieren gehalten, und bei dieſer Gelegenheit ſollen zuweilen tüchtige Kapuzinaden und claſſiſche Ungereimtheiten gepredigt worden ſein. In der Façade der genannten Kirche befindet ſich ein unvollendeter doriſcher Fries mit den Stierſchädeln, und dies trägt bei, den Glauben zu beſtärken daß die That der Stiere eben hier vorgefallen ſei. (Ponz, „Viaje de España", XI, 185 fg.) 76.

Bibliographie.

d'Arbouville, Mme., Der Dorfarzt. Ueberſetzt aus dem Franzöſiſchen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. 8. 5 Ngr.

Aſträa. Taſchenbuch für Freimaurer auf das Jahr 1851—1852. Herausgegeben von A. W. Müller und L. Bechſtein. 16ter Jahrgang. Sondershauſen, Eupel. 8. 1 Thlr.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeſchichten. 3ter Band. Mannheim, Baſſermann. 1853. 8. 1 Thlr.

Bergmann, H. A., Die geheimen Inſtructionen für die Geſellſchaft Jeſu. Oder: die Staat und Kirche bedrohenden Pläne des Jeſuitenordens. Der Gegenwart zur ernſten Erwägung vorgeführt im lateiniſchen Urtexte und deutſcher Ueberſetzung. Erfurt, Hennings u. Hopf. 1853. Gr. 8. 10 Ngr.

Bibliothek deutſcher Original-Romane. 3ter Band. Leipzig O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr.

Blanc, L. G., Handbuch des Wiſſenswürdigſten aus der Natur und Geſchichte der Erde und ihrer Bewohner. 6te Auflage, durchgeſehen, berichtigt und fortgeſetzt von dem urſprünglichen Verfaſſer. 1ſtes und 2tes Heft. Braunſchweig, Schwetſchke u. Sohn. 1853. Gr. 8. à 7½ Ngr.

Bracklow, T., Geſchichte Schleswig-Holſteins von 1848 bis 1852. Dargeſtellt zur Nutzanwendung für's Volk. Altona. Gr. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Clarus, L., Geſchichte des Lebens, der Reliquien und des Cultus der heiligen Geſchwiſter Magdalena, Martha und Lazarus und der übrigen Heiligen, welche das Chriſtenthum zuerſt in Frankreich verkündigt haben. Nebſt den Beweiſen, daß Maria Magdalena, Maria von Bethanien und die Sünderin beim Lucas eine und dieſelbe Perſon ſind. Nach Originalquellen bearbeitet. Mit Abbildungen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Cornelia. Taſchenbuch für deutſche Frauen auf das Jahr 1853. Begründet von Aloys Schreiber und fortgeſetzt von J. W. Appell. 38ſter Jahrgang. Darmſtadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr.

Diez, F.. Zwei altromaniſche Gedichte berichtigt und erklärt. Bonn, Weber. Gr. 8. 15 Ngr.

Disraeli, B., Lord Georg Bentinck. Eine politiſche Biographie. Aus dem Engliſchen überſetzt von E. Suſemihl. Caſſel, Balde. 1853. Gr. 8. 1 Thlr 20 Ngr.

Doering, H., Schiller's Selbſtcharakteriſtik. Nach des Dichters Briefen ſeit ſeinem 18. Lebensjahre bis zum letzten entworfen. Stuttgart, Hallberger. 1853. 16. 1 Thlr.

Dove, H. W., Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde erläutert durch Isothermen, thermische Isanomalen und Temperaturcurven. Mit 5 grossen und 2 kleinen Charten, so wie zwei normale und extreme Temperaturcurven darstellenden Tafeln. 2te sehr vermehrte Auflage der Monatsisothermen. Berlin, D. Reimer. Imp.-4. 4 Thlr. 20 Ngr.

Felſenthal, R. Edler v., Aus der Praxis eines öſterreichiſchen Polizeibeamten. 1ſter Band: Der Banknotenfälſcher Peter v. B***. Wien, Manz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feuchtersleben, E. F. v., Zur Diätetik der Seele. 10te vermehrte Auflage. Wien, Gerold. 16. 20 Ngr.

Fluck, J., Leichenreden. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Unſer alter Freund. Berlin, Hertz. 12. 16 Ngr.

Friſch, P., Die Staaten von Mexico, Mittel- und Südamerika in ihren geſchichtlich-politiſchen, adminiſtrativen, Handels- und Cultur-Beziehungen, ſeit ihrer Unabhängigkeitserklärung bis zum Jahre 1850. Nach dem Annuaire des Deux Mondes, Année 1850 bearbeitet. Lübeck, Dittmer. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Geheimniſſe von Wien. Sittengemälde aus der Gegenwart. 3te Abtheilung. Vier Bände. Wien, Jasper's Wwe. u. Hügel. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

Die geheimen Geſetze der Jeſuiten. Nach einer im Galenſchen Convict zu Münſter im Jahre 1729 angefertigten Originalhandſchrift aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit einer Einleitung und Anmerkungen verſehen und zum allgemeinen Nutzen herausgegeben. Minden, Eßmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Grotefend, G. F., Die Tributverzeichnisse des Obelisken aus Nimrud nebst Vorbemerkungen über den verschiedenen Ursprung und Charakter der persischen und assyrischen Keilschrift und Zugaben über die babylonische Current- und medische Keilschrift. Mit zwei lithographirten und zwei gedruckten Tafeln. Göttingen, Dieterich. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn, H. A., Das Hohe Lied von Salomo. Ueberſetzt und erklärt. Breslau, Hirt. Br. 8. 15 Ngr.

Heufler, R. L. v., Ein botanischer Beitrag zum deutschen Sprachschatz. Aus einem Sendschreiben an die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Jahn, G., Das Hohelied. In Liedern. 3te Auflage. Halle, Mühlmann. 1853. 8. 1 Thlr.

Kerner, T., Aus dem Kinderleben. Bilderfreude der Kindheit. Mit 8 colorirten Stahlſtichen. Stuttgart, Ed. Hallberger. Fol. 1 Thlr.

Kier, O., Mittheilungen über das Amt Hadersleben, ein Beitrag zur näheren Kunde Nord-Schleswigs. Altona, Hammerich. Gr. 8. 15 Ngr.

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Herausgegeben von J. E. Wolbeding. Mit 32 Illuſtrationen von L. Richter. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Kleinigkeiten. Aus dem Engliſchen nach der 11ten Auflage des Originals. Bremen, Heyſe. 1853. 16. 7½ Ngr.

Kletke, H., Gedichte. Berlin, Schroeder. 16. 1 Thlr.

Klüpfel, K., Die deutſchen Einheitsbeſtrebungen in ihrem geſchichtlichen Zuſammenhang dargeſtellt. Leipzig, G. Mayer. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Lienau, J. F., Meine Erlebniſſe in der Schleswig-Holſteiniſchen Armee. Altona, Hammerich. Br. 8. 20 Ngr.

Liſettens Tagebuch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika im Jahr 1852. Eine ſtatiſtiſche Ueberſicht mit beſonderer Rückſicht auf deutſche Auswanderer zuſammengeſtellt. Kiel, Akademiſche Buchhandlung. 1853. 8. 10 Ngr.

Sternberg, A. v., Ein Carneval in Berlin. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Strauß, F. A., Sinai und Golgatha. Reiſe in das Morgenland. 4te verbeſſerte und vermehrte Auflage mit einer Karte des Morgenlandes. Berlin, Jonas. 1853. 8. 16 Ngr.

— — Daſſelbe. 5te verbeſſerte und vermehrte Auflage mit 4 Anſichten, einer Karte des Morgenlandes nebſt Special-Karte des Sinai, und einem Plane von Jeruſalem. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturm, J., Fromme Lieder. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.

Thaulow, G., Wie man in Frankreich mit der deutſchen Philoſophie umgeht. Ein Sendſchreiben an J. Barthélemy Saint-Hilaire. Kiel, Akademiſche Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Verbrüderungs-Buch des Stiftes S. Peter zu Salzburg aus dem 8. bis 13. Jahrhundert mit Erläuterungen von T. G. v. Karajan. Mit 2 Tafeln Schriftproben. Wien, Braumüller. Imp.-Folio. 4 Thlr.

Zappert, G., Stab und Ruthe im Mittelalter. Wien. Lex.-8. 8 Ngr.

Zſchokke, H., Eine Selbſtſchau. Zwei Theile. 5te vollſtändige Ausgabe. Mit dem Bildniß des Verfaſſers. Aarau, Sauerländer. 1853. Gr. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Todtenhaupt, A. G., Die „innere Miſſion". Einige Aufſätze aus Hamburger Tagesblättern, wohl zu berückſichtigen für Theologen und Staatsmänner. Hamburg, T. Riemeyer. Gr. 8. 5 Ngr,

Zur Stellung der freien Städte als Glieder des deutſchen Bundes. Mit beſonderer Bezugnahme auf die freie und Hanſeſtadt Hamburg. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № L.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Erſchienen iſt ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Patmakhanda.

Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Perſien.

Von

Erich von Schönberg.

Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfaſſer theilt hier aus ſeinen Tagebüchern, die er während vieljähriger Wanderungen durch den Orient, beſonders Oſtindien und Perſien führte, einzelne Blätter mit: Bilder, welche den Charakter, die Sitten, religiöſen und häuslichen Gebräuche der Bevölkerung jener Länder aus eigener Anſchauung ſchildern. Bei der reichen Fülle des gebotenen ethnographiſchen und pſychologiſchen Materials wird das Buch ebenſo den mit der Geſchichte und den Verhältniſſen jener Länder und Völker ſchon vertrauten Mann der Wiſſenſchaft intereſſiren, wie daſſelbe dem größern Publicum, für das es zunächſt beſtimmt iſt, eine anziehende und unterrichtende Lecture gewährt.

Im Verlage der **v. Jeniſch & Stage'**ſchen Buchhandlung in **Augsburg** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schäfer, E., Erzählungen aus dem Reiche Gottes, zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. Mit einem Stahlſtich. 8. 1852. Broſch. 12 Sgr., oder 39 Kr.; in Sarſenet geb. 18 Sgr., oder 1 Fl.

Dieſe Erzählungen ſind neu und höchſt anziehend, und iſt deren Stoff zum Theil der eigenen Erfahrung des Herrn Verfaſſers entnommen. Die Behandlung iſt durchweg in entſprechender Form gehalten.

In **Miniatur-Ausgabe** erſchien ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Pilgerfahrt der Roſe.

Dichtung

von

Moritz Horn.

Zweite Auflage. Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Eine anmuthig-zarte, liebliche Märchendichtung eines jungen talentvollen Dichters, die ſich, wie das baldige Erſcheinen dieſer zweiten Auflage beweiſt, raſch Freunde erworben hat und zu deren beſonderer Empfehlung dienen mag, daß dieſelbe, wiewol noch in der urſprünglichen Form, die der Dichter ſpäter vielfach erweitert und umgeſtaltet hat, von **Robert Schumann** in Muſik geſetzt worden iſt.

Geſammelte Schriften

von

Rudolf Töpffer.

Vollſtändige deutſche Ausgabe.

Erſtes bis ſiebentes Bändchen.

I—III. Genfer Novellen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

IV—VII. Das Pfarrhaus. 1852. 3 Thlr.

Einzeln ſind unter beſondern Titeln zu erhalten:

Genfer Novellen. Deutſche Ausgabe, mit dem Bildniß des Verfaſſers und Illuſtrationen nach deſſen Zeichnungen. Prachtausgabe. 1847. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr. Geb. 3 Thlr. —— Kleine Ausgabe mit dem Bildniß des Verfaſſers (ohne Illuſtrationen). 8. 1847. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 1 Thlr. 23 Ngr.

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollſtändige deutſche Ausgabe, mit 137 Bildern, in Holzſchnitt, von der Hand des Verfaſſers. 16. 1847. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Töpffer's Novellen ſind, wie Zſchokke von ihnen ſagt, „zarte Abſpiegelungen des innerſten Seelenlebens. Nicht ſelten erblickt man, überraſcht und lächelnd, ſich ſelbſt darin wieder, mit ſeinen eigenen träumeriſchen Zuſtänden, Stimmungen, Verſtimmungen und geheimen Selbſttäuſchungen, die man Niemand geſtehen mag und für die das Geſtändniß auch nicht leicht das richtige Wort findet."

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Münz-, Maass- und Gewichtsbuch.

Das Geld-, Maass- und Wechselwesen, die Kurse, Staatspapiere, Banken, Handelsanstalten und Usanzen aller Staaten und wichtigen Orte.

Von

Christian Noback und **Friedrich Noback.**

Erstes Heft. Aachen — Berlin.

8. Geh. 12 Ngr.

Das von allen Seiten mit der grössten Anerkennung aufgenommene und als eine der bedeutsamsten Erscheinungen in der kaufmännischen Literatur bezeichnete „Vollständige Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse" von Christian und Friedrich Noback (zwei Abtheilungen, 7 Thlr. 15 Ngr.) hat bereits die weiteste Verbreitung gefunden. Dennoch hat sich das Bedürfniss nach einer kürzern und billigern Zusammenstellung der betreffenden Daten zum täglichen Gebrauch des Geschäftsmannes geltend gemacht und diesem zu genügen, sowie gleichzeitig der rücksichtslosen, meist freilich auch sehr ungeschickten Plünderung, die das Noback'sche Taschenbuch seitens genannter und ungenannter Abschreiber erfahren, entgegenzutreten, ist der Zweck des gegenwärtigen Noback'schen „Münz-, Maass- und Gewichtsbuch". Das ganze Werk wird nicht mehr als **sechs bis höchstens sieben Hefte** (à 12 Ngr.) zu sechs Bogen umfassen und also höchstens 2 Thlr. 12 Ngr. oder 2 Thlr. 24 Ngr. kosten. **Die Verlagshandlung garantirt dafür, dass dieser Umfang und Preis nicht überschritten wird und verspricht zugleich die Beendigung des Werks bis zum Sommer 1853.** Den Besitzern des „Vollständigen Taschenbuch" wird dieses neue Werk zugleich eine willkommene Fortsetzung und Ergänzung bieten, da dasselbe kein blosser Auszug aus jenem, sondern eine selbständige Arbeit ist.

Das erste Heft, auf dessen Umschlag sich ein ausführlicher Prospectus befindet, ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **v. Jeniſch & Stage**'ſchen Buchhandlung in **Augsburg** iſt erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ambach, Ed. von, Deutſchlands Chriſtbaum, oder: Glaube und Menſchenwahn. Charakteriſtiſche Bilder unſerer Zeit. Der erwachſenen Jugend und dem deutſchen Volke zur Aufklärung über Schein-aufklärung gewidmet. 8. 1852. Broſch. 15 Sgr., oder 48 Kr., in Sarſenet gebunden 21 Sgr., oder 1 Fl. 9 Kr.

Wenn eine Schrift geeignet iſt, die falſche Aufklärung unſerer Zeit in ſcharfen Umriſſen zu zeichnen und vor den Irrwegen zu warnen, auf welche zu gerathen Volk und Jugend Gefahr laufen, ſo iſt es gewiß die vorſtehende. In höchſt anziehender Weiſe ſind die Wege zweier junger Männer gezeichnet, deren einer den ſichern Pfad des Glaubens, der andere aber die breite Straße des Irrwahns eingeſchlagen. Der Jugend zumal, aber auch Erwachſenen iſt dieſe Erzählung wärmſtens zu empfehlen.

Soeben erſchien und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine encyklopädiſche Darſtellung der neueſten Zeitgeſchichte für alle Stände.

Neunundachtzigstes Heft.

Inhalt: **Die Freie Stadt Bremen** in ihrer politiſchen und culturgeſchichtlichen Entwickelung. (Schluß.) — **Die Botanik des neunzehnten Jahrhunderts. — Großbritannien** ſeit dem Jahre 1848 bis zur Parlamentswahl von 1852.

„**Die Gegenwart**" trägt den Charakter eines **ſelbſtändigen in ſich abgeſchloſſenen Werkes,** iſt jedoch zugleich als **ein Supplement zu allen Ausgaben** des

Conversations-Lexikon,

ſowie als eine **Neue Folge** des ſo ſehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erſcheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Jeder Band koſtet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.**

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

In **Miniatur-Ausgabe** erſchien ſoeben bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dichtungen von Moore und Byron.

In deutſcher Ueberſetzung mit gegenübergedrucktem Original.

Geheftet 20 Ngr. Gebunden 24 Ngr.

Dieſe Miniatur-Ausgabe enthält folgende Dichtungen im engliſchen Original und zugleich in poetiſcher deutſcher Ueberſetzung: von **Thomas Moore** „Das Paradies und die Peri" und „Haremslieder", von **Lord Byron** „Drei Lieder", „Finſterniß" und „Hebräiſche Lieder".

In **C. A. Koch's** Verlagshandlung **(Th. Kunike)** in **Greifswald** ist soeben erschienen:

***Henneberger*, Dr., Das deutsche Drama der Gegenwart.** Gr. 8. Eleg. brosch. Preis 15 Ngr.

Soeben erſchien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und iſt in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Ein Carneval in Berlin.

Von **A. von Sternberg.**

8. Geh. 1 Thlr.

Die einzelnen Partien dieſer piquanten Skizze und Kritik der gegenwärtigen Geſellſchaft Berlins, auch der höhern und höchſten Kreiſe, haben folgende Ueberſchriften: Hypochondriſche Vorbetrachtungen. — Joyeuſer Vorbericht. — Etwas über Geſelligkeit im Allgemeinen. — Der Hof und die Geſellſchaft. — Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur. — Die nicht begünſtigte Literatur. Die Zeitungen. — Die öffentlichen Kunſtanſtalten. Die Ateliers. Die Theater. — Schluß.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 51. —— 18. December 1852.

Inhalt.

Clemens Brentano. Zweiter Artikel. Von **Clemens Arſten.** — La civiltà cattolica. Zehn Bände. Von **K. Witte.** — Ein humoriſtiſcher Spaziergang durch die Blütenfluren der deutſchen Lyrik. Von **Emanuel Rautk.** — Profeſſor Erdmann im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. — Das Weltall. Converſations-Lexikon der phyſiſchen und mathematiſchen Aſtronomie ꝛc. Von J. W. Schmitz. Von **H. Birnbaum.** — Sanct-Helena. Hiſtoriſcher Roman von Max Roderich. Zwei Bände. — London und Paris im Sommer 1851. — **Notizen, Bibliographie.**

Clemens Brentano.

Züge zu ſeinem Bilde.

Zweiter Artikel.*)

Geſammelte Schriften. Herausgegeben von Chriſtian Brentano. Sieben Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1852. Gr. 8. 9 Thlr. 10 Ngr.

Sie rechtfertigen durch mancherlei erhebliche Mängel das üble Vorurtheil welches die bemerkte Unvollſtändigkeit nothwendig gegen ſie erwecken muß, ja ſie befriedigen kaum einen der Anſprüche die man mit Recht heutzutage an dergleichen Unternehmungen zu ſtellen pflegt. In welchem Geiſte der (inzwiſchen während des Drucks der Ausgabe am 26. October 1851 gleichfalls verſtorbene) Bruder unſers Dichters die Wiedereinführung deſſelben aufgefaßt hat, wird uns klar wenn wir den „Godwi“ als „nicht mehr zeitgemäß und in einer der ſpätern Richtung des Dichters ganz entgegengeſetzten Geſinnung geſchrieben“ beſeitigt und dafür einen ſtarken Band geiſtlicher Gedichte, zumeiſt inedita, an die Spitze der geſammten Schriftenreihe geſtellt ſehen. Offenbar iſt hier der Herausgeber von dem falſchen Gedanken geleitet worden, durch dieſe Ergießungen eines Gemüths, das aus den Irrgängen des Weltlebens und den Phantaſien irdiſcher Luſt nach dem Heile der Verſöhnung in der alleinſeligmachenden Kirche ringt, von vornherein die Stimmung zu fixiren, mit welcher er die ganze poetiſche Erſcheinung betrachtet wünſcht. Die grenzenloſe Willkür in der Anordnung, eines der Hauptgebrechen die wir der Redaction vorzuwerfen haben, macht ſich um ſo härter fühlbar, als ſelbſt kleine Notizen über die Zeit der erſten Drucke und ähnliche Fragen, die ſich bei dem wunderlichen Schickſale der Brentano'ſchen Schriften doppelt aufdrängen, durchgängig vermißt werden. Die Dispoſition des geſammten Materials in die drei Maſſen der lyriſchen, erzählenden und dramatiſchen Gedichte läßt an ſich, da innerhalb der einzelnen Abtheilungen vollkommener Wirrwarr herrſcht, noch nicht im mindeſten einen vernünftigen Plan der Zuſammenſtellung erkennen. Eine Ueberſicht der ſieben Bände wird uns endlich gar von den gerechteſten Zweifeln belehren die hier und da gegen treue, unverfälſchte Wiedergabe der einzelnen Stücke zu hegen ſind.

Bei den „Geiſtlichen Gedichten“ (erſter Band) wäre eine beſtimmte Folge beſonders willkommen geweſen, um das allmälige Anwachſen dieſes Elements in aufſteigendem Lebenslaufe einigermaßen verfolgen zu können, indeſſen dürfen wir hier vielleicht am wenigſten der nachläſſigen Herausgabe Schuld beimeſſen, da dieſe Lieder mit geringen Ausnahmen bisher nicht gedruckt waren und vom Dichter unvorbereitet hinterlaſſen ſelten die Data der Entſtehung mögen an ſich getragen haben. Gewiß iſt daß jene Ironie gegen das eigene Thun, die wir ſo früh ohne fruchtbringende Kraft in Brentano's Leben antreffen, ſich bald mit religiöſen Beziehungen zu färben begann. In dieſer Hinſicht ſind einige Briefe an den frommen Maler Philipp Otto Runge ſchon aus dem Jahre 1810 (vergl. deſſen „Hinterlaſſene Schriften“, II, 393—406, 407—409, 413—416), worin ſich überhaupt die wichtigſten Aufſchlüſſe über den Gang ſeines innern Lebens finden, von großer Bedeutung. Der entſcheidendſte äußere Anhaltspunkt liegt jedoch in der Bekanntſchaft mit der ſtigmatiſirten Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen, bei welcher Brentano nach ſeiner eigenen Erzählung (vergl. „Geſammelte Schriften“, IV, 291 fg., in dem „Lebensumriß der Anna Katharina Emmerich“) zuerſt am 17. September 1818 durch Overberg eingeführt wurde. Jahrelang (ſie ſtarb am 9. Februar 1824) vertiefte er ſich in die abenteuerlichen Viſionen dieſer Kranken, welche in ihren leidensvollen Entzückungen Vorgänge und Wunder der Heiligen Geſchichte noch über die Offenbarung der Bibel hinaus zu erſchauen vorgab und deren

*) Vergl. den erſten Artikel in Nr. 48 d. Bl. D. Red.

Ausſagen über dieſe gnadenreichen Geſichte in treuer Nachſchrift zu bewahren er für das würdigſte Geſchäft und für eine hohe Gunſt des Himmels achtete. Allein es iſt nicht wahrſcheinlich daß ein dergeſtalt auf das eigene Innere gerichteter und raſtlos bildender Geiſt, dem es — man bedenke: nach dem Zeugniſſe eines G. Görres! — noch in ſpätern Jahren die äußerſte Ueberwindung koſtete eine Predigt anzuhören, da jeder Gedanke wie ein Blitz in ihm zündete und ſeine eigene Production in Bewegung ſetzte, gerade hier, wo es ſich um ſo verführeriſche Phantasmen handelte, ſeiner ſelbſt ſich gänzlich ſollte entäußert und in demüthiger Unthätigkeit ſtillgehalten haben. Ohne Zweifel werden die Erleuchtungen der Emmerich, die er in einem ſchwellenden Ballaſt von Scripturen wie das koſtbarſte Heiligthum mit ſich herumſchleppte und nur in einer kleinen Probe den Gläubigen zu ſchmecken gab *), durch manche kühne Supplemente ſeiner unwillkürlich mitarbeitenden Phantaſie bereichert worden ſein. Dadurch bleibt er eben inmitten der religiöſen Sphäre ſo ganz der Alte daß auch hier das Bedürfniß einer beſtändigen Thätigkeit der Phantaſie unverändert, ja oft krampfhaft geſteigert erſcheint. Das drückt denn natürlich ſeiner geiſtigen Poeſie gleichfalls den originellen Charakter auf. Dieſe farbenreiche Welt der Bilder und Träume als ſein Liebſtes zu hegen, und zugleich nach der auf Erden unerreichbaren Befreiung von dieſer glänzenden Laſt, welche der gequälte Geiſt als das ſchlimmſte Hemmniß reiner Seligkeit empfindet, ahnungsvoll zu ſchmachten, dieſer eigenthümliche Widerſpruch bildet einen der hervorſtechendſten Züge in der Phyſiognomie, die uns aus jenen Gedichten entgegentritt. Selbſt in dem brennendſten Verlangen nach dem ewigen Heile in Chriſto wird der Sinn noch ſo von den Nachklängen alter Leidenſchaft beherrſcht daß ſeine Klagen und Gebete die Symbolik unheiliger Liebesnoth beibehalten müſſen. Das Bedürfniß der ſühnenden Beichte hat im Bunde mit einem großen feurigen Haſſe gegen das vergangene Daſein in einigen Gedichten wunderbar ergreifenden Ausdruck gefunden, neben dem unſere weltſchmerzlich bramarbaſirenden Jeremiaden vom Kainsſtempel der Poeſie in ihrer ganzen Armſeligkeit erſcheinen. Am merkwürdigſten iſt wol unter dieſen Zeugniſſen gewaltſamer zorniger Erhebung, welche mit einem Fluche alle genoſſene Süßigkeit des Lebens wie das Verderben von ſich ſchleudert, das Gedicht: „An * * * * * nach ihren erſten Beſuchen bei A. K. Emmerich" (I, 419 fg.). Hier ſingt der Dichter von dem Elende ſeines Irrwandels:

Vor den Furien auf der Flucht
Hab' ich nach geweihten Orten
Oft mit heißer Angſt geſucht,
Weinend vor verſchloſſ'nen Pforten.

Er ſchmäht das Göttergeſchenk das ihn verblendete:

Poeſie, die Schminkerin,
Nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben,
Daß ich wehrlos worden bin,
Nackt zur Hölle hingetrieben.

Vergebens jedoch ſucht ſich das himmliſche Sehnen von den Lockungen, die immer wieder in die überwuchernde Fülle weltlich-phantaſtiſcher Vorſtellungen hinabführen, zu freierm Aufſchwung loszuringen, wie der Büßende auch im Leben ſelbſt mitten aus den Martern des Schuldbewußtſeins zur ſchalkhaften Luſt an den holden Jugendthorheiten, beſonders an dem Unfuge den er einſt unter den Weibern angerichtet, zurückkehren konnte. Dieſe Anſtrengungen, aus denen nur in den allerſeltenſten Fällen einmal der Ausdruck geläuterter Stimmung in energiſcher Einfachheit hervorgeht, haben auf die Dauer etwas höchſt Ermüdendes. Daß wir die concentrirte Kraft und Innigkeit welche ſonſt das proteſtantiſche Kirchenlied keineswegs ſchlechthin vor dem katholiſchen voraus hat, bei Brentano faſt überall vermiſſen, hängt indeß auch noch mit einer allgemeinen Eigenſchaft ſeines poetiſchen Charakters zuſammen, die zugleich mehr oder minder von manchen zeitgenöſſiſchen Talenten, vorzüglich dem geiſtesverwandten Achim von Arnim getheilt wird.

Es iſt dies eine ſonderbare Neigung der Phantaſie, in dem Kreiſe der einmal ergriffenen Vorſtellung mit ſolcher Ausdauer variirender Wendungen zu verweilen, daß jedes bewußte Geſtalten ſich endlich wie in das traumhafte Fortzittern aushallender Saitenſchwingungen aufzulöſen ſcheint. Wen erinnerte nicht ſolch endloſes Weiterſpinnen lebhaft an jenen räthſelhaften nächtlichen Zuſtand, wo man ſich zwiſchen Traum und Wachen inneſchwebend im Aufreihen rhythmiſcher Strophen begriffen findet, die gleichſam auf eigene Hand aus einem fremden dunkeln Antriebe in uns emporquellen! Nicht blos im lyriſchen Gedichte, ſondern ebenſo häufig in der proſaiſchen Darſtellung wird durch dieſen übermächtigen Drang das klare Bild der urſprünglichen Erfindung verſchleiert und das ſtete Licht des poetiſchen Gedankens verwandelt ſich in unheimliches Flimmern. Und dennoch enthält zunächſt die Sammlung der geiſtlichen Gedichte einzelne Proben des enthaltſamſten Stils, die uns durch ihre reizende Simplicität in Erſtaunen ſetzen. Die „Legenden", die zu ſolcher Selbſtüberwindung am eheſten hätten auffodern ſollen, ſind freilich auch nicht ganz von der breiten Anhäufung verſchont geblieben, wie z. B. das Stück „Sanct-Vincentius von Paula" (I, 264 fg.) mit der einleitenden Wendung: „Geprieſen ſei der Glaubensheld der" u. ſ. w. ſogleich in ein unabſehbares abgeſchmacktes Tugendregiſter von zuſammengekoppelten Relativſätzen übergeht. Die „Sonntäglichen Evangelien", poetiſch gänzlich werthloſe verſificirte Paraphraſen der bibliſchen Texte, hätte man beſſer ganz fortgelaſſen, wo es nur darauf ankam, uns mit der ſelbſtändigen Aufnahme des religiöſen Inhalts in das Gemüth des Dichters bekanntzumachen.

Von den ſpärlichen Freuden- und Friedensklängen,

*) „Das bittere Leiden unſers Herrn Jeſu Chriſti. Nach den Betrachtungen der gottſeligen Anna Katharina Emmerich, Auguſtinerin des Kloſters Agnetenberg zu Dülmen, nebſt einem Lebensumriß dieſer Begnadigten" (Sulzbach 1833, in zahlreichen Auflagen wiederholt), ohne Namen des Herausgebers.

welche unter all den Lauten der Angſt und Unſeligkeit aus dem Frohmuth der Seele Gott dem Herrn anzugehören in ungetrübter Friſche hervorbrechen, bemerke ich beiſpielsweiſe nur die beiden Lieder: „Der Abend“ (I, 459) und: „Finkenlied“ (I, 482). In das letztere miſcht ſich ſogar ein leiſer Ton muthwilliger Luſt, bei dem man, wie befreit vom Druck einer dumpfen Atmoſphäre in heiterm Frühlingswehen, erquickt wieder aufathmet. Ein Curioſum, zu deſſen Erwähnung mich gerade hier der ſtärkſte Fall in einem der geiſtlichen Gedichte veranlaßt, iſt daß ein ſo origineller Geiſt wie Brentano ſich doch zuweilen aufdringlicher Reminiſcenzen nicht hat enthalten können. „La vierge aux rochers“ (I, 169) beginnt mit dem Verſe:

Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die Jordansquellen geh'n,
Wo die ſtillen Blumen ſproſſen,
Iſt Johannes hier zu ſeh'n.

Wer hört da nicht Golo's Nachtlied aus Tieck's „Genoveva“!

Die „Weltlichen Gedichte“ („Geſammelte Schriften“, zweiter Band) entfalten vor unſern Augen die Jugenderſcheinung Brentano's in ihrem vollen zauberiſchen Glanze, obſchon ſie nach manchen Seiten hin an ganz ähnlichen Schwächen leiden, wie bereits die geiſtlichen zu bemerken gaben. So wird in einem großen Theile der voranſtehenden vaterländiſchen Lieder dem Eindruck des begeiſterten Gefühls wiederum durch das redſelige Ausſpinnen des Grundgedankens Abbruch gethan. Man empfindet dieſen Uebelſtand doppelt, wenn man daneben einem reinen Muſter dieſer Gattung begegnet, wie man es in dem „Soldatenlied“ (II, 52 fg.):

Es leben die Soldaten
So recht von Gottes Gnaden,
Der Himmel iſt ihr Zelt,
Ihr Tiſch das grüne Feld u. ſ. w.

bewundern muß. Stücke wie „Das Lied vom Corporal“ und „La Belle Alliance“ bewegen ſich ganz in jenem Tone fromm-übermüthiger Siegerlaune der uns aus den gleichzeitigen Ergüſſen eines E. M. Arndt u. A. bekannt iſt. In dieſen Kreis gehören auch die beiden feſtlichen Gelegenheitsſtücke: „Victoria und ihre Geſchwiſter mit fliegender Fahne und brennender Lunte. Ein klingendes Spiel“ (vom Jahre 1813, für das Theater an der Wieden in Wien beſtimmt, aber nicht aufgeführt, zuerſt erſchienen Berlin 1817) und: „Am Rhein, am Rhein!“, die ſich im ſiebenten Bande am Schluſſe der ganzen Sammlung finden. Das erſtere hat indeß, die eingeſtreuten Lieder (darunter das angeführte „Soldatenlied“) ausgenommen, welche an der entſprechenden Stelle des zweiten Bandes wieder abgedruckt ſind, den einfachen ungezierten Charakter den der Gegenſtand fodert vollſtändig verfehlt. Sehr zum eigenen Nachtheile weiſt uns der Dichter ſelbſt mit dem Geſtändniß, ſein Product ſei umſomehr ohne alle Prätenſion, da das ganze Genre doch gewiſſermaßen durch „Wallenſtein's Lager“ veranlaßt ſei, auf ſein großes Vorbild hin. Nicht nur iſt in die Scenen des Feldlagers das fremde Element der Allegorie von Victoria und ihren Geſchwiſtern, über die ſich doch der Dichter zuletzt wieder luſtig macht *), ſtörend eingeſchoben, ſondern dieſe Scenen haben auch ſelbſt durch häufige Anwendung witzloſer Wortſpielereien und den unbeholfenen Apparat geſchraubter Scherze allen charakteriſtiſchen Reiz eingebüßt. Das Ganze trägt überdies jenen dilettantiſchen Zug zur Schau, daß was nach der urſprünglichen Anlage doch vielleicht gefallen hätte unleidlich in die Breite gearbeitet iſt und ſo alles Intereſſe verliert. Das kurze Feſtſpiel „Am Rhein, am Rhein!“ hält ſich dagegen rein in der allegoriſchen Sphäre und kann auf dieſe Weiſe eher befriedigend wirken. Der wunderſchöne Geſang der Germania (VII, 487) „Himmel oben, Himmel unten“ u. ſ. w. hat in dem Gedichte „Der Rhein und ſeine Nebenflüſſe“ (II, 430 fg.; zuerſt in dem Märchen „Vom Rhein und dem Müller Radlauf“, vergl. „Die Märchen des Clemens Brentano“, herausgegeben von G. Görres, Bd. 1) eine Erweiterung erhalten, die wir diesmal jedoch Nichts weniger als misbilligen dürfen. Dem Vater Rhein blieb allezeit des Dichters Liebe jugendfriſch zugewandt und ſeine Poeſie mußte der Verherrlichung dieſes unwandelbaren Heimatgefühls die innigſten Töne leihen. Man fühlt wie der jauchzende Gruß den er ſeinem Müller Radlauf in den Mund legt ihm ſelbſt aus tiefſter Seele geſungen iſt. Indeſſen haben wir doch zu rügen daß man dieſes Lied mit der Aufſchrift „Rückkehr an den Rhein“ wie ſo unzählige andere Stücke ohne Notiz über die urſprüngliche Beziehung in die lyriſche Sammlung (II, 86 fg.) eingereiht hat. Ohnehin iſt es am Schluß der Abtheilung vaterländiſcher Gedichte umſoweniger am rechten Ort als es dadurch von den andern Liedern ähnlichen Inhalts (II, 436 fg.):

Nun gute Nacht, mein Leben!
Du alter treuer Rhein! u. ſ. w.

und (II, 439 fg.):

O Vater! wie bange
War mir es nach dir,
Horch meinem Geſange,
Dein Sohn iſt wieder hier!
Du ſpiegelſt und gleiteſt
Im mondlichen Glanz,
Die Arme du breiteſt,
Empfange meinen Kranz! u. ſ. w.

höchſt unpaſſend getrennt wird.

Am Rheine ſtrich einſt Brentano leichten Jugend-

---

*) Bd. VII, S. 453:

Schulmeiſter zur Marketenderin.

Frau Schweſter, Ihr müßt nicht vergeſſen,
Allegorieen niemals eſſen!

Marketenderin.

Nun, dies Mirakel wär' das beſte!
Wohlan, ihr allegor'ſchen Gäſte,
Seid höflichſt alle eingeladen
Auf Schimmermus und Schattenbraten,
In einem nirgenden Belle,
Geſpickt mit Nun und Nimmermeh'! u. ſ. w.

muths mit ſeinem edeln Genoſſen Arnim, wie dieſer vom Zauber der unſcheinbaren Volksdichtung ehrfürchtig ergriffen, auf eifriger Liederjagd umher, und es ſind wol dieſe goldenen Tage lohnreicher Mühſal, deren Arnim in dem dithyrambiſchen Zuruf an Clemens im „Wintergarten“ (vergl. „L. Achim's von Arnim ſämmtliche Werke“, XII, 243) ſo ſehnſüchtig gedenkt. Die herrliche Ernte ihrer langen gemeinſamen Thätigkeit begannen ſie 1805 in „Des Knaben Wunderhorn“ niederzulegen, aber der Geiſt in welchem die Vereinigung dieſer zerſtreuten unbeachteten Schätze unternommen worden blieb auch ferner in ihrem Denken und Dichten mächtig und wirkſam. In Clemens waltete beſonders, wie dies Guido Görres ſchön dargeſtellt hat, von den früheſten Jahren an eine rührende Neigung das Vergeſſene, das Verkannte und Geringgeſchätzte aus dem Staube und der Dunkelheit aufzuheben; er pflegte es mit Liebe und wußte es mit Sinnigkeit und Kunſtgeſchick anzuwenden. Mit einem eigenen Spürtalent brachte er aus Trödelbuden und andern Schlupfwinkeln eine für das Mittelalter und deutſche Volksliteratur in ihrer Art einzige Bibliothek zuſammen, welcher Joſeph Görres nach dem Berichte des Sohnes das meiſte Material zu ſeiner Schrift über die Volksbücher verdankte. „Der Goldfaden. Eine ſchöne alte Geſchichte“ (von Wickram aus dem 16. Jahrhundert), die ſchon Leſſing einer Erneuerung würdig geachtet hatte, wurde von ihm wieder herausgegeben (Heidelberg 1809), und auch eine neue Ausgabe von Spee's „Trutznachtigall“ (Berlin 1817) ſoll von ſeiner Hand herrühren. Eine Sammlung von Kindermärchen, die er 1810 als bereits mit dem Buchhändler verabredet gegen Runge erwähnt, ſteckte ſich wol daſſelbe Ziel welches bald hernach durch die Gebrüder Grimm mit ſolcher Meiſterſchaft erreicht wurde; aber ſie gehört unter die unausgeführten Plane, an denen dieſes Dichterleben jedenfalls reicher iſt als wir wiſſen. Wie dieſer Sinn, der im Verborgenen den Spuren einfältiger Schönheit nachhing, gleichen Antheil den Denkmälern der bildenden Kunſt widmete, davon legt gleichfalls einer der Briefe an Runge das treueſte Zeugniß ab. Brentano ſpricht den Gedanken aus, er möchte, beſäße er das Geld, durch Andere oder am liebſten, hätte er gute Augen und Kenntniſſe und Zeichenbildung, ſelbſt die unzähligen untergehenden Gebilde der herrlichſten Kunſt mit Linien befeſtigen, und wir vernehmen Worte des echten Künſtlerunmuths wider die todte Gleichgültigkeit, die über Malerei aberweiſe philoſophirt, während koſtbare Reſte in traurigem Verfalle untergehen: „Auf dieſe Art werden in 100 Jahren die Fußtapfen alter Bildnerei bald ausgetreten ſein und wird ſehr bequem die Philoſophie dann ſagen können wie ſie geweſen müſſe.“

Jenen Intereſſen, worin die verſchwägerten Freunde die ſchönſte Begegnung fanden, verdankt auch die „Tröſt-Einſamkeit. Zeitung für Einſiedler. Herausgegeben von L. Achim von Arnim“ (Heidelberg 1808, nur vom April bis Auguſt in 37 Nummern erſchienen) ihren Urſprung; dennoch bieten dieſe Blätter ſelbſt wol die beſte Aufklärung, wie Geiſter, aus deren Mitte ein Unternehmen hervorging das nach Arnim's Meinung „die hohe Würde alles Gemeinſamen und Volksmäßigen darzuſtellen ſuchte“, in eigenen Productionen ihrem Volke ſtets fern und unvertraut bleiben konnten.*)

Auf welche Weiſe es ſich indeß damit verhalten möge: in Brentano's Gemüth war, ſobald er ſelbſt dichtete, dieſer Zug zu dem Volksmäßigen zwar nicht das Vorherrſchende für die Darſtellung, da die Blüte ſeiner Phantaſie immer wieder in zu wildem Wachsthum aufſchoß, aber angeborene Verwandtſchaft mit jener Region des urſprünglichen Empfindens und Anſchauens gewährte ſeiner Poeſie wenigſtens vorübergehend das unergründbare Etwas glücklicher Stimmung, woran die geheimnißvollen Ausſtrömungen des Volksherzens zu erkennen ſind. Ich habe bereits bemerkt daß ſchon im „Godwi“, alſo lange vor der Sammler- und Forſcherthätigkeit mit Arnim, Lieder vorkommen denen ganz dieſer myſtiſche Zauber innewohnt. Ja wenn wir der etwas befremdlich klingenden Anmerkung des Herausgebers (zum zweiten Bande der „Geſammelten Schriften“) Glauben ſchenken dürften, ſo wäre die im Volk verbreitete und nachher von Heine ſo claſſiſch behandelte Sage, welche der Romanze „Lore Lay“ („Godwi“, II, 392 fg.; „Geſammelte Schriften“, II, 391 fg.) zugrundeliegt, geradezu von Clemens Brentano „erfunden“ worden. Hin und wieder, wie z. B. in dem Liede: „O Tannebaum! O Tannebaum!“ u. ſ. w. („Godwi“, II, 92 fg.; „Geſammelte Schriften“, II, 103 fg.), ſind auch wirklich bekannte Volksliederſeelen nur gleichſam in einen wenig umgewandelten und neu geſchmückten Körper übergegangen. Im Allgemeinen unterſcheiden ſich die hierher gehörigen Gedichte, denen die romanzenhafte Haltung eine gewiſſe Objectivität verleiht, in ihrem ganzen Ausdruck ſehr vortheilhaft von denjenigen welche unmittelbar die Bewegung des Dichters ſelbſt wiederſpiegeln. Natürlich iſt darin auch das Meiſte eingeſchloſſen was von fremden Charakteren im Zuſammenhange größerer Compoſitionen getragen wird. Wo ſpricht ein lieberfülltes ſehnendes Herz in ſüßern Tönen als Valeria's Lieder im „Ponce de Leon“ („Geſammelte Schriften“, VII, 83; II, 172):

> Ich wollt' ein Sträußlein binden,
> Da kam die dunkle Nacht u. ſ. w.

ebendaſelbſt, VII, 96; II, 171:

> Wenn die Sonne weggegangen,
> Kommt die die Dunkelheit heran u. ſ. w.

vorallem das noch heute überall geſungene: „Nach Sevilla, nach Sevilla“ (VII, 166; II, 170), „Der Spinnerin Lied“ aus der „Chronica eines fahrenden Schülers“ (IV, 22; II, 176):

> Es ſang vor langen Jahren
> Wol auch die Nachtigall u. ſ. w.

und andere ſie mit ſo eigener muſikaliſcher Gewalt an-

*) So vereinzelte Ausnahmen wie Brentano's „Geſchichte vom braven Kasperl und ſchönen Annerl“ geben dieſem allgemeinen Urtheil keine weſentliche Beſchränkung.

ſchlagen. Nur einen unter all unſern Dichtern aus den Tagen der Romantik wüßte ich in dieſer Art der Dichtung mit Brentano zu vergleichen: Joſeph von Eichendorff *); ſpäter hat ſich daſſelbe Element in Heine's reinſten Liedern mit neuer Gewalt und Tiefe offenbart. Wo das perſönliche Schickſal Brentano's den Stoff ſeiner Gedichte bildet, verwirrt uns faſt beſtändig jener phantaſtiſche Bilderluxus der in vielfachen Anläufen nach dem frappanteſten Gleichniß des Seelenzuſtands ringt und uns gerade durch dieſe verſchlungenen Bemühungen an einem deutlichen Gefühle der Situation, auf welche es ankommt, vollſtändig verhindert. In einzelnen Fällen bereitet uns der entgegengeſetzte Fehler gleiche Verlegenheit, indem nämlich der Dichter den äußern Ausgangspunkt ſeiner Empfindung nicht mit in die Darſtellnng derſelben hineinlegt oder ihn durch unverſtändliche Beziehungen mehr verdunkelt als andeutet; wir befinden uns gleichſam auf einer märchenhaften terra incognita, und das Ganze ſchwebt wie im Nebel vorüber ohne uns die leiſeſten Umriſſe eines beſtimmten Bildes zu hinterlaſſen. Der vorwiegende Eindruck aber, der uns von all dieſen Bekenntniſſen haften bleibt, iſt der einer dunkeln leidenſchaftlichen Unruhe, von welcher die Natur des Dichters in alle Verhältniſſe begleitet und mitten im Glück der Liebe getrübt und geängſtigt wird. Aus manchen dieſer Poeſien haucht uns die unheimliche Schwüle des aufgeregten Bluts an. Die einige Kraft des Herzens verzehrt ſich in dumpfen Zwiſten. Wie wir ſonſt den Charakter Brentano's kennen, muß es auffallen daß ſolche Stimmungen eigentlich nirgend in der Form der Ironie zum Vorſchein kommen. Der Scherz, der ſich in dem Gedichte „Traum" (II, 166 fg.) dem Liebesmalheur beigeſellt und an das gewöhnliche Heine'ſche Mittel der Selbſtbefreiung erinnern könnte, iſt doch zu fern von giftiger Bitterkeit als daß er in ſolchem Sinne zu beurtheilen wäre. In die Abtheilung von Gelegenheitsblättern am Schluß der weltlichen Gedichte haben ſich hier und da deutliche Spuren geiſtlicher Salbung eingeſchlichen.

Wenn ſich irgendwo die Vorwürfe beſtätigen die jeder Gewiſſenhafte gegen dieſe Ausgabe der Brentano'ſchen Werke erheben wird, ſo iſt es nun aber durch die Beobachtungen, zu welchen dieſer zweite Band die mannichfachſte Gelegenheit bietet. Zunächſt iſt von einem Principe der Anordnung gar keine Rede, ſondern in der zufälligſten Folge Alles untereinandergeworfen. Bei der bedeutenden Anzahl von Gedichten, die urſprünglich in die erzählenden und dramatiſchen Stücke verwebt ſind, hat der Herausgeber nicht den mindeſten Unterſchied gemacht zwiſchen Dem was in der Trennung von dieſem Zuſammenhange ſchlechterdings unverſtändlich, ja oft ſinnlos erſcheint und Dem was ſeine Erklärung ſelbſtändig inſichträgt. So ſind z. B. aus dem „Godwi" nicht blos einzelne Lieder ausgewählt, ſondern alle metriſch behandelten Partien, die nach der oben bemerkten Willkür oft nur die proſaiſche Darſtellung fortſetzen, wüſt zuſammengerafft, ſodaß der Unkundige, der eben nur das Intereſſe für den Lyriker Brentano mitbringt, vergebens über die eigentliche Bedeutung dieſer räthſelhaften Phantaſien ſich den Kopf zerbrechen, zuweilen aber ganz natürlich in den Fall kommen wird, Figuren des Romans, vor allen Dingen die ätheriſche „Lilie", die wie unbekannte Schatten vor ſeinen Blicken auftauchen, ohne Weiteres auf perſönliche Erinnerungen des Dichters zu beziehen. Einen der ſtärkſten Beweiſe für den gänzlichen Mangel an kritiſchem Takte, mit dem dieſe ganze Zuſammenſtellung ausgeführt iſt, enthält (II, 338—345) der Wiederabdruck jener parodirenden Gedichte welche den zweiten Theil des „Godwi" beſchließen und augenſcheinlich, wie bei einigen ſchon die Ueberſchrift lehrt, gar nicht von Brentano ſelbſt herrühren. Will man indeß die Möglichkeit gelten laſſen daß dies, wie G. Görres annimmt, dennoch der Fall wäre, ſo muß man conſequent auch das letzte derſelben „An Clemens Brentano" dem Dichter, der ſich ja bei dem Buche nicht als Autor, wol aber als Vertrauten deſſelben genannt hatte, im Sinne der ganzen poetiſchen Maskerade zuſchreiben und nicht ob ſolcher Dedication ſtutzig werden wie der Herausgeber, der ſich daher mit den übrigen begnügt und wie zur eigenen Beruhigung die verdächtigen Zeichen fremder Autorſchaft von ihnen getilgt hat. Obendrein fehlt wie überall der Hinweis auf „Godwi", ohne den dieſe Verſe ganz ſinnlos ſind. Die unverzeihlichſte jedoch von den Fahrläſſigkeiten welche dem Herausgeber zur Laſt fallen kommt ans Licht, wenn wir finden daß die unter der Aufſchrift „Umſonſt kein Tod!" (II, 367—369) mitgetheilten Klageſtrophen bis auf allerlei Kleinigkeiten eigenmächtiger Correctur in getreuer Copie den Gefängnißmonolog des Marino Caboga aus Achim's von Arnim gleichnamiger dramatiſcher Dichtung im „Landhausleben" (vergl. deſſen „Sämmtliche Werke", XV, 357—360), der ſich vielleicht abſchriftlich unter Brentano's Papieren vorgefunden hat, wiedergeben. Endlich noch eine allgemeine Bemerkung. Wo ich im Stande war die gegenwärtige Geſtalt der einzelnen Gedichte durch Vergleichung der urſprünglichen Drucke zu controliren, habe ich faſt regelmäßig Abweichungen gefunden, bei denen ohne Zweifel die fremde redigirende Hand nicht minder im Spiele iſt. Es hat die äußerſte Unwahrſcheinlichkeit daß der Dichter zu jedem einzelnen Stücke in ſpätern Jahren wieder zurückgekehrt ſein ſollte, um mit all dieſen bedeutungsloſen täppiſchen Strichelchen und Einſchiebſeln daran herumzuſtutzen und zu flicken, beſonders da

*) In der That glaubt man z. B. in dem „Abendſtändchen" der „Luſtigen Muſikanten" (VII, 234; II, 243) Eichendorff ſelbſt zu hören:

Hör', es klagt die Flöte wieder
Und die kühlen Brunnen rauſchen.
Golden weh'n die Töne nieder;
Stille, ſtille laſſ' uns lauſchen.

Holdes Bitten, mild Verlangen,
Wie es ſüß zum Herzen ſpricht!
Durch die Nacht, die mich umfangen,
Blickt zu mir der Töne Licht.

ihn ſelbſt der Gedanke an ein neues Erſcheinen derſelben ſicherlich am wenigſten beſchäftigte. Auf jeden Fall muß der gänzliche Mangel irgend einer Rechenſchaft über dieſen Punkt uns im Mistrauen beſtärken. Da ich unmöglich alle Discrepanzen Nummer für Nummer durchgehen kann, begnüge ich mich auf das Lied „Jäger und Hirt“ (II, 385 fg.) zu verweiſen, welches nicht nur überall durch neue Wendungen und Ausdrücke geſchwächt und verballhornt, ſondern auch von der urſprünglichen Faſſung in 15 Verſen (vergl. „Einſiedler-Zeitung“, 1808, 15. April, fünftes Stück: „Der Jäger an den Hirten“ und „Frühlingskranz“, S. 419 fg.) zu 31 — ſage *einunddreißig* Verſen auseinandergezerrt iſt.

Die „Romanzen vom Roſenkranz“ („Geſammelte Schriften“, Bd. 3), wie ſie hier mitgetheilt ſind, erſcheinen, welche Ausdehnung ſie auch ſo ſchon einnehmen, doch nur als Fragment eines größern epiſchen Ganzen, deſſen Plan der Dichter zu lange mit ſich herumtrug, um ihn vollſtändig oder theilweiſe in einer der hohen Vorſtellung die ihn davon durchdrang würdigen Weiſe auszuführen. Die erſten ſehr lebhaften Mittheilungen darüber finden ſich in jenen Briefen an den Maler Runge vom Jahre 1810; von Seiten Brentano's wurde das Verhältniß zu dem Künſtler zunächſt nur in dem heftigen Verlangen angeknüpft, dieſe Lieblingsſchöpfung ſeiner Phantaſie durch illuſtrirende Randzeichnungen deſſelben geſchmückt zu ſehen. Man erkennt hier die ungemeine Wärme und Energie des Gemüths, mit welcher er den Gedanken einer neuen Production als ein heiliges Stück ſeiner innern Geſchichte hegte. Im Anfang ſtieg aber dabei die Verehrung für die Eigenthümlichkeit des Künſtlers doch bis zu dem ſelbſtverleugnenden Ausſpruche:

> Ich wünſchte daß Sie es gerne thun und daß es Ihnen Freude machen möchte, ja daß Ihre *Randgloſſen die Hauptſache und mein Text ein armer Commentar ſchienen*, und anders wird es gewiß nicht werden, wenn Sie es thun.

Das Gefühl von der Nothwendigkeit, womit das Gedicht aus ſeiner Seele hervorgeſproſſen war, ging freilich bald über dieſe beſcheidene Unterordnung hinaus; er wollte ſich auch bei einer abſchlägigen Antwort zufriedengeben:

> *Wie die Mutter ſich freut, ihr Kind im Frühlinge unter Blumen und Lämmern und Vögeln auf bunten Wieſen ſpielen zu ſehen, das ihr aber auch nackt auf der Windel lieb iſt.*

Runge ſtarb während dieſer Verhandlungen am 2. December 1810 und der Dichter widmete ihm einen zarten, ſinnigen Nachruf, der im vierten Bande der „Geſammelten Schriften“ (S. 430 fg.) abgedruckt iſt. „Die Erfindung des Roſenkranzes“, nach der damaligen Anlage um jene Zeit ſchon *zur Hälfte vollendet*, blieb alſo länger als 30 Jahre unter Brentano's Händen, und das jetzt erſchienene umfangreiche Fragment bietet nur den ſtärkſten Beleg dafür wie er gerade bei den Werken die ihm vor andern Herzensſache waren das Gute der erſten Erfindung ſo leicht durch eine verkehrte Sorgfalt der Ausſtattung überlud und vernichtete. In Betracht dieſes außerordentlichen Abſtandes iſt Nichts charakteriſtiſcher als die erſte Aeußerung, womit er ſeine Bitte an den Maler begleitet: er nennt die einzelnen Romanzen des Gedichts alle *klar und beſtimmt*, indem er hinzuſetzt: „Könnte ich zeichnen, ich würde es nie gedichtet haben.“ Wo iſt noch eine Spur von ſolcher plaſtiſchen Integrität des erſten Entwurfs in dem bodenloſen, verſchwimmenden Wirrſal dieſer Geſchichten! Die Geſtalt des ruchloſen Magiers Apone, den früher Ludwig Tieck zum Gegenſtande einer „Zaubergeſchichte“ („Pietro von Abano“, Breslau 1824) machte, breitet um ſich eine Sphäre des Wunderbaren, deren Ausſtrahlungen auch die umgebende Welt in eine unſtäte, blendende Glut hüllen. Ueber Gang und Zuſammenhang des Ganzen wie über die Bedeutung der einzelnen Geſtalten kann man ſich kaum mit Hülfe der aus den Papieren des Dichters gegebenen Notizen nothdürftig aufklären. Die Verwirrung wird noch dadurch erhöht daß verſchiedene Bearbeitungen ein und derſelben Scene — wie des Theaterbrands in der neunten, elften und zwölften Romanze —, die offenbar noch ihrer Verſchmelzung warteten, an beſondern Stellen vollſtändig ſich nebeneinander behaupten und keinen ruhigen Ueberblick des Fortſchritts in der Handlung zulaſſen. In der unmäßigen falſchen Anwendung des Gleichniſſes hat der Dichter hier das äußerſte Mögliche geleiſtet. Oft noch ehe wir die Situation oder Begebenheit kennen, die dadurch ihre Beleuchtung erhalten ſoll, müſſen wir ſeiner zügelloſen Phantaſie Seiten lang durch ein wild verwachſenes Dickicht bildlicher Beziehungen folgen, ſodaß Verglichenes und Vergleichendes kaum mehr zu ſcheiden ſind. Was uns bei einer mit ſo unnatürlicher Anſpannung betriebenen und doch unvollendeten Arbeit nicht Wunder nehmen darf, iſt die Ungleichheit der Behandlung, die zuweilen aus nebelhaften Phantasmagorien oder pomphaften Malereien in die nüchternſte Proſa der Ermüdung (z. B. III, 194) herunterſinkt.

Mit der urſprünglichen Anlage war in Brentano die Abſicht verbunden, das Gedicht welchem die Tanhäuſerfabel eingeflochten werden ſollte durch ein anderes einzuleiten, das alle in den Kreis dieſer Fabel fallenden Punkte ſeines eigenen Lebens, gewiſſermaßen die Reiſegeſchichte, die ihn zu dieſen Geſtalten geführt, darzuſtellen hätte (vergl. Runge's „Hinterlaſſene Schriften“, II, 408). Wie G. Görres mittheilt, ſind nur ganz wenige aphoriſtiſche Striche dieſes Bildes aufgezeichnet worden, welche abwechſelnd den Jugendfreunden Arnim und Savigny die Rolle des getreuen Warners Eckart bei des Tanhäuſer-Clemens Zuge in den Venusberg zutheilen.

Der vierte und fünfte Band der „Geſammelten Schriften“ bringen außer dem „Godwi“, von dem nur ganz zwecklos ein kurzes herausgeriſſenes Stück (IV, 285—326) aufgenommen iſt, und außer den von G. Görres (1847 in zwei Bänden, urſprünglich zur Einfaſſung „mehrer ſchöner altdeutſcher“ Geſchichten angelegt) her-

ausgegebenen „Märchen“ in unordentlichem Gemiſch ſo ziemlich Alles was in proſaiſcher Darſtellung von Brentano bekannt geworden iſt. Die unvollendete Erzählung: „Aus der Chronica eines fahrenden Schülers“ (zuerſt gedruckt in der poetiſchen Sammelſchrift „Die Sängerfahrt“ von F. Förſter, Berlin 1818, welche noch ein mal die verſprengten Reſte der Romantik zu concentriren ſuchte; vergl. auch das Gedicht „Sängerfahrt“ zu dem Titelkupfer von Kolbe bei Clemens Brentano: „Geſammelte Schriften“, II, 359 fg.) nahm den kindlich chriſtelnden und andächtelnden Ton zu einer Zeit wieder auf, wo, wie der Autor ſelbſt einſah, der Sinn der Leſer zu ſolchen Productionen zu fehlen ſchien. Es iſt hier noch die Wirkung des volksthümlich-mittelalterlichen Geſchmacks ſichtbar, aber der Beigeſchmack gottſeliger Süßlichkeit nimmt dieſem den friſchen, wahrhaften Ausdruck. „Die Geſchichte vom braven Kasperl und ſchönen Annerl“ (zuerſt in den „Gaben der Milde“, Bd. 2, Berlin 1817) hält ſich dagegen ſo im reinen treuherzigen Charakter der Volksdichtung daß ſie, wie ſehr auch die Geſtalt des Dichters im Ganzen der Nation fremd und dunkel bleibe, einer unvergänglichen Popularität ſicher iſt. Was die Scene mit dem Richtſchwerte betrifft, die man hin und wieder als fataliſtiſchen Spuk getadelt hat, ſo bin ich vielmehr der Meinung daß dieſe Einmiſchung des Aberglaubens vollkommen der Sphäre entſpricht welcher die Hauptfiguren angehören und den richtigſten poetiſchen Inſtinct verräth. Der köſtliche Schwank „Die mehreren Wehmüller und ungariſchen Nationalgeſichter“ (zuerſt in Gubitz' „Geſellſchafter“, Berlin 1817) hat vielleicht das Glück gehabt daß er dem Dichter zu gering war, um ihn weiter auszuarbeiten; der Abweg in das Abſurde lag ganz nahe, aber die Gefahr iſt glücklich vermieden. Unter allem übrigen Novelliſtiſchen und Märchenhaften was dieſe Bände ſonſt enthalten findet man Nichts was ſo gleichmäßig in einem Geiſte vollendet wäre wie dieſe beiden Erzählungen. Das Abenteuer „Die drei Nüſſe“ hat poetiſch gar keine Bedeutung, und das Märchenfragment „Die Roſe“, welches gerade vor der Pointe abbricht, indem es mit einem plötzlichen metriſchen Raptus ins Blaue verläuft, zeigt in ſeiner grenzenloſen Zerfloſſenheit, wie die Natur des Dichters oft auch bei dem beſchränkteſten Gegenſtande den angemeſſenen Ton nicht zu treffen vermochte. Wie vielmehr mußte ſich dieſelbe in allen ihren Launen zu genügen ſuchen, wo ſie das weite Feld einer größern Märchendichtung vor ſich hatte: „Gockel, Hinkel und Gackeleia“ wurde in der Geſtalt welche die „Geſammelten Schriften“, Bd. 5, mittheilen — indem ſie freilich nach der durchweg herrſchenden Willkür und Verkehrtheit das dazu gehörige „Tagebuch der Ahnfrau“ abgeſondert in dem frühern Bande (IV) vorbringen — noch von Brentano ſelbſt 1838 (Frankfurt a. M, mit 15 Illuſtrationen) auf eindringliches Zureden der Freunde in den Druck gegeben, während die urſprüngliche einfachere und reinere Faſſung, für den Rheinmärchen-Cyklus beſtimmt, erſt nach ſeinem Tode in der eben angeführten Sammlung erſchien, welche kraft teſtamentlicher Verfügung zum Beſten der Armen von G. Görres herausgegeben wurde. In ſeltſamer Verblendung misachtete er dieſe, bereits 1811 begonnenen Dichtungen, die den Reichthum ſeines Gemüths und ſeiner Phantaſie ſo glänzend entfalten, und war auch zur Herausgabe dieſer einen nur durch die Rückſicht der Mildthätigkeit zu bewegen*), die in ſeinen letzten Jahren Alles, ſelbſt gegen die widerſpenſtigen Triebe, über ihn vermocht zu haben ſcheint. Er übte dieſe Tugend, während ihn ſonſt gleich manchen andern dämoniſchen Figuren (Byron, Paganini u. A.) in ſpätern Jahren nach gewiſſen Seiten hin der äußerſte Geiz beherrſchte, mit Ueberwindung ſeiner Natur wie ein Werk der Buße. G. Görres gibt darüber detaillirte Bemerkungen.

An dem Märchen, das uns alſo in doppelter Bearbeitung vorliegt, haben wir nur ein ſchlagendes Beiſpiel, wie der Dichter durch gekünſtelte Ausführung und Ausſchmückung oft ſeinen beſten Einfällen geſchadet hat. Daſſelbe iſt auch bei dem „Fanferlieschen Schönefüßchen“ der Fall („Märchen“, Bd. 2), aber davon iſt leider nur die Arbeit zweiter Hand erhalten. So haben wir auch in dieſer ſeinem Ingenium ſo gemäßen Sphäre zu klagen daß er durch eigenſinnige Ausgelaſſenheit die Harmonie der Grundelemente zerſtörte. Anſpielungen auf Unarten des Zeitgeiſtes, literariſche Antipathien, z. B. auch im Märchen „Vom Murmelthiere“ und ähnliche Allotria ſind wahre Sünden gegen das Idealparadies der Kinderphantaſie. Danach müſſen wir den Ausſpruch des Profeſſor G. Baur in Gießen, auf deſſen übrigens vortreffliche Recenſion der „Märchen“ in Herrig's und Viehoff's „Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen“, zweiter Jahrgang, III, 189—208 (1847) ich hiermit verweiſe, ſehr einſchränken, wenn er meint: das Märchen gewähre ſoviel Freiheit als Brentano gebraucht habe und fodere nicht mehr Einheit als er zu leiſten im Stande geweſen ſei. Auch dieſe freieſten Gebilde fallen noch unter ein Geſetz, dem ſich ſeine Phantaſie wenigſtens nicht immer zu beugen geneigt war. Eine Arabeske kann ſo toll ſie will verſchlungen ſein, aber ohne etwa die Form eines Stiefels an der einen Seite, an der andern die eines Schlafmützenzipfels anzunehmen; die Extravaganz muß innerhalb der mathematiſchen Regeln der Schönheitslinien bleiben. Die Verachtung dieſes Grundſatzes iſt es die uns auch ſo manche Werke des noch bedeutendern Arnim geſchmacklos erſcheinen läßt. Die abſolute Tollheit um der Tollheit willen findet kein Organ der Theilnahme mehr in uns. Das iſt Alles was wir über Producte Brentano's wie die „Wunderbare Geſchichte des Uhrmachers BOGS“ („Geſammelte Schriften“, Bd. 5, zuerſt 1807 ohne Druckort) zu ſagen vermögen. Innere Continuität vermiſſen wir auch bei der ſcherzhaften Abhandlung „Der Philiſter vor, in und nach der Geſchichte“ (zuerſt Ber-

*) Der Ertrag des „Gockel“ wurde für eine katholiſche Kirche in Gelnhauſen beſtimmt.

(in 1811), die ſich bis zu der witzigen „Schilderung eines Muſterphiliſters, welcher ſich zuletzt in eine ganze Muſterkarte von Philiſtereien aufrollt", gleichſam erſt aus einem chaotiſchen Gedanken-Urbrei ins Beſtimmte und Säuberliche herauswinden muß, dann aber auch bald den Spaß in epiſodiſcher Diſſertation über die verlorene Würde der Bühnenkunſt untergehen läßt. Wir vernehmen da beiläufig ganz ähnliche Klagen, wie ſie ſeit geraumer Zeit Tieck's Stellung zum deutſchen Theater ausmachen. In gleicher Sphäre, aber mit guter Laune bewegen ſich die „Briefe über das neue Theater" von L. Achim von Arnim und Clemens Brentano, die zuerſt in einem ganz nach Art der „Tröſt-Einſamkeit" redigirten und nicht viel länger fortgeſetzten Zeitblatte: „Wünſchelruthe. Herausgegeben von H. Straube und J. P. von Hornthal" (Göttingen 1818, Nr 23—28, 31, 32, 34) mitgetheilt wurden, in unſerer Sammlung aber nach gewohnter Manier ohne dieſe Angabe nur zur Hälfte abgedruckt ſind (IV, 439 fg.). Wollte man ſie einmal aufnehmen, ſo mußte, da ohnehin das Eigenthum der beiden Autoren ſchwerlich mehr zu ſondern iſt, unbedingt das Ganze gegeben werden. Ein Pröbchen dieſer Nachläſſigkeit finden wir noch in dem Abdrucke von „Geſchichte und Urſprung des erſten Bärenhäuters" (V, 447 fg.) aus der „Tröſt-Einſamkeit" (Stück 22—25). Von der Quelle iſt hier ebenſo wenig die Rede, aber es wird ganz arglos aus dem urſprünglichen Ort die Note mit hergeſetzt: „Wenn unſer Freund Grimm in dem Aufſatz über die Sagen" (Stück 19 und 20) u. ſ. w. Der Dichter veranlaßt uns wieder zu dem Tadel daß er einem ſonſt ſchlicht und liebenswürdig vorgetragenen Scherze heterogene Dinge angehängt hat, indem er uns durch die Namen Meſſalinus Cotta, Kutzbutzia, Merkelia ꝛc. und durch das NB. (am Schluß): „Kutzbutzia ſoll Merkeliam mit der moskowitiſchen Lazarethkrankheit angeſteckt haben, deren Hauptſymptom ein Bart mit einer eiſernen Stirn iſt", literariſch-ſatiriſche Beziehungen ahnen läßt, die mit dem Charakter des Ganzen gar Nichts zu ſchaffen haben. Die „Tröſt-Einſamkeit" liefert außerdem noch ein Stück Ueberſetzung aus Froiſſart: „Gaſton Phöbus von Foix" (IV, 479 fg.), während man, wenn das Ueberſetzte einmal hereingenommen werden ſollte, mit großem Unrecht ganz willkürlich die ebendaſelbſt (Stück 6) befindliche hübſche Geſchichte des Maleſpini übergangen hat. Unter der Rubrik „Vermiſchte Aufſätze" (IV, 395 fg.) findet man allerlei Kram von planlos zuſammengeſtoppelten Papierſchnitzeln, die zum Theil mit der geiſtlichen Metamorphoſe Brentano's in Beziehung ſtehen. Dieſe macht ſich auch in den „Bildern und Geſprächen aus Paris" (IV, 353 fg.) geltend, wo die langweiligſten Exclamationen über den Höllenlärm dieſes babyloniſchen Sündenpfuhls es nirgend zu wirklichen Bildern und beſtimmten Beobachtungen kommen laſſen. Schließlich verweilt das Intereſſe des Autors, dem man anmerkt wie er die Erinnerungen die ihm dieſer weltliche Spectakel, dieſes Treiben der Weltluſt erweckt gewaltſam in ſich zu übertäuben ſucht, bei den großartigen Kranken- und Pflegehäuſern der Hauptſtadt und berührt damit ein Gebiet, auf dem er mit wunderbarer Verleugnung ſeiner Natur durch eine beſondere Schrift anonym gewirkt hat.*)

Der Dramatiker Brentano, den uns die beiden letzten Bände der „Geſammelten Schriften" vollſtändig präſentiren, beſtätigt die im Gange unſerer Betrachtung gefundenen Reſultate, und mehr als irgend eine andere Kunſtform iſt das Drama im Stande, die Art und Begrenzung dieſer poetiſchen Natur andentagzubringen. Das Luſtſpiel „Ponce de Leon" (zuerſt Göttingen 1804, abgefaßt bereits im Sommer 1801) gewährt noch ein beſonderes perſönliches Intereſſe, indem der Dichter hier offenbar die Idealiſirung des eigenen Leichtſinns niedergelegt hat; dieſes Genuſſes hat er gleichſam nicht ſatt werden können und daher wieder die ſchnörkelhafte Weitſchweifigkeit in der Ausführung der graziöſen Anlage. Nichts iſt leichter als in dieſem Stücke das Shakſpeare-Geſchmäcklein herauszufinden, aber nur die Bornirtheit kann ſich einbilden mit dieſer Entdeckung ſchon ein Urtheil gefällt zu haben. Clemens Brentano iſt kein Nachahmer der ſeinen Geiſt in eine angeleſene Manier hineinzwängt. Wenn irgend ein Dichter, ſo hätte er mit allem Fug ſolchem Vorwurf entgegnen dürfen: „Ich nahm mein Eigenthum wo ich es fand"; ja fürwahr dies Wort ſcheint ihm in ſo hohem Grade anzuſtehen daß er uns ſelbſt faſt wie eine jener melancholiſch-luſtigen Perſonen der Shakſpeare'ſchen Komödie bedünken will. Trotz all des frivolen Wortgeklingels zieht ſich durch den „Ponce de Leon" in der Tiefe doch der edle Zug eines liebevollen Dichtergemüths. Der einzige Verſuch welcher meines Wiſſens gemacht worden iſt das Stück für die Bühne zu gewinnen, in Wien, hatte einen übeln Erfolg, den ſich Brentano bei ſeiner Eitelkeit wol nicht ſo leicht mit der Theorie von Stücken, denen gegenüber das Publicum durchfällt, aus dem Sinne geſchlagen haben wird.

Das Singſpiel „Die luſtigen Muſikanten" (zuerſt Frankfurt a M. 1803, das Erſte was mit Brentano's Namen erſchien) macht von vornherein als dramatiſche Compoſition keinen großen Anſpruch, da offenbar das Intereſſe an der lyriſchen Partie ohne die mindeſte Beziehung auf eine zu entwickelnde Fabel rein um des muſikaliſchen Elements willen den Ausgangspunkt bildet. Die Verwickelung welche durch das Muſikantenkleeblatt zur Auflöſung kommt ſcheint erſt nachträglich als Folie und Halt untergelegt worden zu ſein. Die eigentliche Quelle der Anregung liegt in dem bekannten Gedichte gleichen Titels, das urſprünglich ohne allen Zuſammenhang in den „Godwi" hineingeworfen war und,

*) Dieſe Schrift: „Die barmherzigen Schweſtern in Bezug auf Armen- und Krankenpflege. Zum Beſten der Armenſchule des Frauenvereins zu Koblenz" (zuerſt 1831), natürlich von der Sammlung der poetiſchen Werke ausgeſchloſſen, wird neuerdings von dem auf katholiſchem Gebiete ſo betriebſamen Verlage Kirchheim und Schott in Mainz in einer neuen mit Zuſätzen vermehrten Auflage angekündigt.

wie es ja die Umriſſe jener drei Geſtalten ſchon umfaßt, hier in ſeiner ganzen Ausdehnung wiederkehrt. Es fragt ſich ſehr, ob ſelbſt mit einer angemeſſenen Muſik, von der nur Anfänge vorhanden ſind, das Ganze, das unſerer Theilnahme keinen rechten Mittelpunkt bietet, irgend eine Wirkung hervorzubringen vermöchte.

Keine von allen Dichtungen Brentano's gönnt uns weniger das entſchädigende Labſal reiner Lichtpunkte in einem abenteuerlichen, verſchrobenen Ganzen als das hiſtoriſch-romantiſche Drama „Die Gründung Prags“ (zuerſt Peſth 1815), bei dem er mit ſo hoher Meinung zuwerkegegangen iſt. In dieſen monſtröſen epiſchen Dimenſionen verſchwindet jede Spur von dramatiſchem Organismus; dazu iſt das menſchlich Anſprechende der Geſtalten unſerm Auge durch eine ſolche Laſt fremdartigen, phantaſtiſchen Bilderquarks entzogen daß wir jedes Maßſtabs für ihr inneres Leben und jeder Sympathie für ihre Motive ermangeln. Der Stoff umfaßt jenes Stück der böhmiſchen Geſchichte welches, auf mythiſcher Ueberlieferung ruhend, für die Poeten immer ſo viel Anziehungskraft gehabt hat: Libuſſa, die jungfräuliche Herrſcherin, mit ihrer trotzigen, männerverachtenden Mägdegefolgſchaft dem Volke gegenüber, das einen Herzog begehrt und durch ſelbſtſüchtige Parteiungen lange in ſich geſpalten wird. Brentano wurde durch ein längeres Verweilen in Böhmen zu dieſen Dingen hingeführt, und ſpeicherte an Ort und Stelle einen flitterhaften Apparat von Nomenclaturen, ſymboliſchen Spielereien und allerlei äußerlichen Zügen auf, deren er ſich alsdann in unmäßigem, abſchreckendem Aufputze der Darſtellung ſelbſt und in zweiter Inſtanz mit einer gewiſſen gelehrten Miene in einem anſehnlichen Appendix erläuternder Noten entledigte. Die Sprache verräth außerdem alle Fehlgriffe einer ungebildeten Phantaſie, die bei richtigem Inſtinct für die charakteriſtiſchen Schattirungen doch nirgend oder nur hier und da einmal wie zufällig das richtige Maß des Ausdrucks finden kann und daher manche urſprünglich wohl erfaßte Züge entweder myſtiſch-dämmerig oder fratzenhaft-grell zur Offenbarung bringt. Vom ſchwülſtigen Hochfluge fällt das Gedicht oft in eine ungeſchickte Derbheit; wo der ausgelaſſene Uebermuth der freien Dirnen geſchildert werden ſoll, durchkreuzen den heroiſchen Stil Kraftworte welche an die unedelſte Sphäre erinnern und die gute Abſicht mit verletzender Plumpheit zu erkennen geben. Von dem gehaltenen Charakter den die dramatiſche Rede fodert hat das Ganze keinen Hauch; unendlich ſelten erklingt voll und rein ein Ton der Empfindung, welcher dem allgemeingültigen Gefühle der Situation antwortet.

Wie ſehr der Dichter ſchon bei dem Entwurfe dieſes Werks von der Würde des Religiöſen bewegt, von der Ahnung eines ungekannten Heils hingezogen war, müſſen uns wol die milden Strahlen des verheißungsvollen göttlichen Lichts ſagen, die er zuletzt über dieſe wüſte heidniſche Welt hereinbrechen läßt.

Clemens Arſten.

La civiltà cattolica. Zehn Bände. Rom 1850—52.

Die gewaltigen Erſchütterungen welche infolge der Reformation die katholiſche Kirche auch in Italien erlitt, gingen zu Ende des 16. Jahrhunderts in eine herbe, unduldſame Reaction aus, die neben der Kirche zugleich Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben ergriff, unleugbar aber die erſte, wenigſtens auf einige Zeit, mit neuer Kraft durchdrang und verjüngte. Unſere Tage bieten eine vielfach ähnliche Erſcheinung; nur daß es ſich jetzt auf Seiten des Katholicismus nicht um einen Kampf auf dem den Streitenden gemeinſamen Gebiete des Glaubens, ſondern um die Abwehr tödtlicher Angriffe gegen Staat, Kirche und Glauben handelt. Um Vieles mehr noch als anderwärts hat ſich in Italien die Revolution mit gleich zerſtörender Heftigkeit gegen die Kirche, namentlich als katholiſche, als päpſtliche Kirche gewandt, wie gegen den Staat. Dieſe Angriffe gehen mit ſehr wenigen Ausnahmen von dem Standpunkt der Glaubensverneinung, nicht von dem der Reinigung aus, und wo die letzte unter dem Namen des Proteſtantismus oder unter anderm Titel gepredigt wird, da iſt ſie in den meiſten, allerdings abet nicht in allen Fällen (z. B. nicht in Toscana), nur eine Maske, hinter der die Verneinung ſich birgt. Die Revolution greift ſelbſt in der milden, legaliſirten Form, die ſie gegenwärtig im ſardiniſchen Königreich angenommen, eigenmächtig und verwundend tief in die kirchlichen Inſtitutionen ein; ſie iſt im Kirchenſtaate mit äußerſter Gewaltſamkeit gegen das Oberhaupt und gegen die Prälaten der katholiſchen Kirche aufgetreten; mit fanatiſcher Leidenſchaftlichkeit aber hat ſie zum Theil ſchon vor dem Ausbruch der Stürme des Jahres 1848 einzelne Mönchsorden, vor allen den der Jeſuiten verfolgt. Während alſo in Frankreich, in Belgien, ja ſelbſt am Rhein Katholicismus und revolutionnaire Geſinnung nicht ſchlechthin unverträglich ſcheinen, erkennen ſich in Italien beide für Das was ſie einander in Wahrheit ſind: für unverſöhnliche Feinde.

Hierdurch erklärt es ſich denn wie gerade von der römiſch-katholiſchen Kirche aus eine geiſtige Reaction ſich entwickelt, die neben dem geiſtlichen Gebiete auch das politiſche mitumfaßt. Die weltlichen Machthaber von den Alpen bis zur ſiciliſchen Meerenge wiſſen, nachdem die Dämonen des Umſturzes äußerlich wenigſtens wieder gebändigt ſind, keinen andern Schutz gegen ihr Wiederauferſtehen als die phyſiſche Gewalt. Hinrichtungen, Kerker, polizeiliche Ueberwachung, Bücherverbote, koſtſpielige fremde Heere und ſo manche andere Plage mögen leider dort nur allzu unvermeidlich ſein; aber ſie ſtellen ſich dem Verkehrten nur verneinend, ſtrafend oder hindernd entgegen ohne zu heilen, ohne das Samenkorn des Beſſern auszuſtreuen. Als Ergänzung, als ihre beſſere Hälfte fodern jene Repreſſivmaßregeln angelegentliche Fürſorge dafür daß berichtigte Ueberzeugungen im Volke Wurzel ſchlagen und erſtarken. Dieſe von den Regierungen Italiens man darf ſagen unberührt gelaſſene

Aufgabe haben ſich nun die Herausgeber des in der Ueberſchrift genannten Journals geſtellt.

Bekanntlich ging im 16. Jahrhundert jene Reſtauration des Katholicismus im Sinne eines aſcetiſchen, ſtets kampfbereiten Glaubenseifers vorzugsweiſe von den Jeſuiten aus. In unſern Tagen ſehen wir den gleichen, kaum erſt zum zweiten mal geächteten und bereits wieder zu unglaublichem Einfluß gelangten Orden mit denſelben Waffen in der vorderſten Reihe und mit unleugbaren Erfolgen für die ſich neu aufraffende römiſche Kirche ſtreiten. Ein ſehr beachtenswerthes Rüſtzeug in ſeinen Händen iſt die ſeit nun drittehalb Jahren (April 1850) in Rom erſcheinende „Civiltà cattolica". Nur von Jeſuiten geſchrieben (ich nenne unter den mir bekannt gewordenen Mitarbeitern einen in den Orden getretenen Bruder des ſardiniſchen Miniſters Azeglio, ferner den Padre Pianciani, vor Allen aber den Padre Breſciani), bietet ſie mit dem merkwürdigen Talente das von jeher den Jeſuiten zugeboteſtand, Allen Alles zu ſein, keineswegs eine Reihe trockener theologiſcher Abhandlungen, ſondern ſie durchmißt mit ſicherm Schritte das Gebiet der verſchiedenſten Wiſſenſchaften, ſie erörtert eine nach der andern die wichtigſten Fragen der Politik und verſchmäht weder die Beſprechung der Ereigniſſe des Tags noch ſelbſt das Gewand belletriſtiſcher Unterhaltung. Alles Dies mit einer namentlich in Italien ſeltenen Sachkunde, in würdigem, gehaltenem Tone und einer den ſtrengſten Anſprüchen genügenden edeln, erleſenen Sprache.

Wen hätte nicht längerer Verkehr auch mit gebildeten Italienern überzeugt daß deutſche oder engliſche Namen, der ruſſiſchen zu geſchweigen, ihnen ſchlechthin unbuchſtabirbar ſeien, daß einem Italiener etwa die innere Gliederung des Deutſchen Bundes oder gar den Kampf der Stände von Hanover und Mecklenburg gegen moderne Landesverfaſſungen anſchaulich zu machen eine ſchlimmere Arbeit als die des Siſyphus ſei. Statt dieſer mitunter ſo ergötzlichen Misverſtändniſſe bringt nun die „Civiltà cattolica" je um den andern Sonnabend eine Rundſchau von etwa zwei Bogen engen Drucks, die in düſterer Kloſterzelle geſchrieben, die wichtigſten Ereigniſſe der letzten Wochen in kundiger und wohldurchdachter Zuſammenſtellung an dem Leſer vorüberführt. Da bilden ſeit Monaten die Zerwürfniſſe des Zollvereins eine ſtehende Rubrik, mit ſorglichem Auge werden die oppoſitionellen Bewegungen des Cantons Freiburg überwacht, die Uebertritte zum Katholicismus wie in England ſo in Mecklenburg werden aufmerkſam verzeichnet, und neben den Erfolgen welche die Miſſionen im nördlichen Deutſchland gewonnen die Maßregeln eiferſüchtig angegeben, durch welche die Regierungen ihrem Misbrauch zu ſteuern geſucht haben.

Alle dieſe Berichte zeugen von genauer Sachkenntniß, freilich aber nicht von gleicher Unparteilichkeit oder auch nur Aufrichtigkeit. Jede Mittheilung, auch die äußerlich unſcheinbarſte Notiz, trägt den Stempel des Abſichtlichen; ſie iſt beſtimmt auch an ihrem Theile ſich als Bauſtein in den wiederherzuſtellenden Doppelbau der ſiegenden Kirche und des katholiſch geweihten Staats einzureihen. So bedürfen denn die unverhüllt hervortretenden Sympathien für Oeſtreich, zum Theil auch für Baiern und das Napoleoniſche Frankreich nicht erſt der Erwähnung. Den Gegenſatz bildet die bis zur Entſtellung von Thatſachen geſteigerte Abneigung gegen die proteſtantiſchen Staaten England und Preußen. Der Grundirrthum, daß die evangeliſche Lehre aus der Revolution hervorgegangen und ſelbſt eine Saat weitern Umſturzes ſei, verleitet die „Civilta cattolica" nicht nur jene beiden Staaten, ſondern ſelbſt das ſchismatiſche Rußland als principiell der Revolution verfallen zu betrachten und in deren ſiegreicher Bekämpfung durch die zuletzt genannten zwei Mächte nur einen innern Widerſpruch zu finden. Die katholiſche Kirche dagegen und die auf ihr erbauten Staaten ſollen aller Erfahrung zum Trotz allein das Demantſchild führen, an dem die Pfeile des Umſturzes zerſplittern. Es iſt eben die ſchon oft wiederholte, nicht unabſichtliche Verwechſelung, in dem wahren Satze daß die Revolution im Unglauben wurzele und mit chriſtlicher Geſinnung unvereinbar ſei, ſtatt des Unglaubens den evangeliſchen Glauben und ſtatt der chriſtlichen Geſinnung Katholicismus zu ſetzen.

Um den Reichthum und die Mannichfaltigkeit des verarbeiteten Stoffs zu bezeichnen, theile ich das Inhaltsverzeichniß des letzten Hefts mit: 1) Ueber eximirte Gerichtsſtände und deren Aufhebung in modernen Staaten. 2) Ueber Mädchenerziehung. 3) Verdienen die Katholiken den Vorwurf abergläubiſch zu ſein? 4) Ein Abſchnitt aus der noch weiter zu beſprechenden Erzählung „Lionello". Hierauf folgen vier Berichte über neue Schriften: 1) Zwei Werke des Neapolitaner De Grazia, in denen er die philoſophiſchen Syſteme unſerer Zeit bekämpft und nach dem Vorgang des Thomas von Aquino eine chriſtliche Philoſophie (filosofia di osservazione) zu begründen verſucht. 2) Eine turiner Schrift über Beſeſſenheit und geiſtliche Heilmittel gegen dieſelbe. 3) Das Buch des Radicalen De Boni über das Papſtthum. 4) De Angelis, „Ueber die Statthaftigkeit von Zwangsmitteln zur Verwirklichung kirchlicher Gebote". Den Beſchluß macht die oben als Rundſchau bezeichnete „Cronaca contemporanea". Sie umfaßt: 1) einen ausführlichen Bericht über die letzten Ereigniſſe in der Argentiniſchen Republik. 2) Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten über die Stellung der Parteien, über Koſſuth's moraliſchen Bankrott, über die Fiſchereifrage u. ſ. w. 3) Kurze Notizen über Frankreich und England. 4) Die Eröffnung des Proceſſes gegen Guerrazzi. 5) Nachrichten über römiſche Schulen und Akademien. 6) Naturwiſſenſchaftliche Mittheilungen. 7) Neuverbotene Bücher.

Das bedeutendſte Element in dieſer ſchon ſo großen Zahl von Heften bilden jedenfalls die manchen ſelbſtändigen Abhandlungen, deren Aufgabe vorzugsweiſe darin beſteht die hohle Nichtigkeit geprieſener Theorien der conſtitutionnellen Staatsweisheit darzulegen. Vieles davon findet dieſſeit wie jenſeit der Alpen Anwendung, und faſt jeder dieſer Aufſätze iſt mit rühmenswerther Einſicht und

Erfahrung geſchrieben. Ich erwähne: „Ueber die Erneuerung alter utopiſtiſcher Träume in Italien"; „Ueber Staatswirthſchaft und den Einfluß des Conſtitutionalismus auf dieſelbe"; „Ueber ſtehendes Heer und Bürgerwehr"; „Ueber Zünfte und Innungen"; „Ueber geheime Geſellſchaften"; „Ueber kirchliche Ehe und Ehe als Civilcontract." Endlich eine Reihe von Abhandlungen über Gerichtsweſen, namentlich über Geſchworenengerichte, öffentliches Verfahren und, wie ſchon erwähnt wurde, über privilegirten Gerichtsſtand. Die merkwürdigſte Erſcheinung iſt aber unbedenklich ein durch alle zehn Bände ſich hinziehender, von dem Jeſuiten Padre Breſciani verfaßter hiſtoriſcher Roman. Der „Ebreo di Verona" und ſeine noch fortlaufenden Anhänge „La repubblica Romana", „Don Alessandro mansionario" und „Lionello" verbinden mit der lebendigſten, ungeſchminkteſten Schilderung charakteriſtiſcher Revolutionsſcenen in und außer Italien (von 1846—49) beſonnene Erörterungen leitender Tagesfragen auf kirchlichem wie weltlichem Gebiet. Einen eigenthümlichen Werth gewinnt dies umfangreiche Werk durch die friſche, kräftige Sprache, der man es anhört daß ſie nicht aus den vergilbten „Claſſikern" des 14. Jahrhunderts, ſondern mitten aus dem regſten Volksleben auf Markt und Straße geſchöpft iſt. In der That iſt der Erfolg des „Ebreo di Verona", obwol er Alles eher thut als ſich den Lieblingsirrthümern italieniſcher Leſer zu fügen, ein außerordentlicher geweſen. Zwei Nachdrücke ſind in Bologna, einer iſt in Foligno, ein vierter in Turin erſchienen, und in dieſem Augenblick beſorgt der Verfaſſer in der Druckerei der Propaganda eine neue mit geſchichtlichen und ſprachlichen Anmerkungen verſehene wohlfeile Ausgabe (zwei Bände für weniger als 1½ Thlr.). Eine buchſtäbliche Ueberſetzung des „Ebreo di Verona" und beſonders ſeiner Anhänge würde in Deutſchland vielleicht hin und wieder durch Breite und übermäßiges Pathos ermüden. Dringend aber iſt zu wünſchen daß die wichtigern unter dieſen keckgemalten, den Stempel der Wahrheit an der Stirn tragenden Bildern aus einer Zeit, deren Fieberwahnſinn bald für Lüge gelten wird, auch unſerm Publicum wenigſtens auszugsweiſe zugänglich gemacht werden mögen.

Bevor ich von einer Zeitſchrift ſcheide, die in verwandter Richtung, aber mit umfaſſenderer Aufgabe und zum Theil in würdigerm Ton geſchrieben wird als der „Univers", die „Hiſtoriſch-politiſchen Blätter" und insbeſondere die „Deutſche Volkshalle", möchte ich den Leſern einige Anſchauung von dem Tone der „Civiltà cattolica" geben. Ich wähle dazu ein Bruchſtück des ſchon vor einigen Monaten erſchienenen Aufſatzes: „Ai giovani generosi e cattolici." Der Verfaſſer berichtet, aus Piemont ſei der Redaction eine Zuſchrift zugegangen, in welcher der Briefſteller für ſich und andere „hochherzige und katholiſche Jünglinge" Beruhigung über politiſche Gewiſſensſcrupel, insbeſondere aber Antwort auf die Frage verlange: welch ein würdiges Feld der Thätigkeit denn der italieniſchen Jugend bleiben ſolle, wenn das Streben die Unabhängigkeit der Halbinſel zu erkämpfen ihr als ein revolutionnaires unterſagt werde. Ich übergehe die Löſung der politiſchen Scrupel umſolieber als ich ſie durchaus nicht für eine genügende halte, und beſchränke mich auf die Beantwortung der zweiten Frage.

Unſer wackerer junger Mann glaubt ſich, wenn der Unabhängigkeitskrieg verworfen werde, jeden Weg zur Bürgerthätigkeit und zum Ruhme verſchloſſen. Er ſieht ſich zu erſchreckendem Müßiggange verurtheilt, und wie wenn er zu keinem andern Zwecke auf der Welt wäre als zu dem einen dies große vaterländiſche Heil zu erkämpfen, weiß er kaum mehr, zu was ihm ohne dieſes Ziel das Leben dienen ſolle. Dennoch ahnt er dunkel daß es noch andere Gegenſtände geben könne welche würdig ſind das Streben jugendlicher Gemüther zu entflammen, und er bittet uns ihm zu ihnen den Weg zu zeigen. Wol iſt dieſe Bitte uns hoch erfreulich. Aber es iſt eine Freude die nicht von ſchmerzlichem Gefühl zu trennen iſt. Zeigt ſie uns nämlich einerſeits welch edler Sinn in den Herzen der italieniſchen Jugend lebt, ſo beweiſt ſie uns doch andererſeits zu unſerm tiefen Bedauern welche Macht über dieſe Jugend gewiſſe Ideen gewonnen haben, die der Vaterlandsliebe des Heidenthums nur allzu ſehr gleichen. Doch hören wir ſeine Worte:

„Sie zeigen uns ſo oft was wir nicht thun ſollen; warum ſagen Sie uns nicht zuweilen was wir zu thun haben? Wir ſind in Italien unſerer Viele jung, hochherzig und katholiſch. Entmuthigen Sie uns nicht immer mehr! Schläfern Sie uns nicht ein! Bleiben wir zu einem unthätigen, ruhmloſen Leben verurtheilt, ſo bewältigen uns entſetzliche Verſuchungen. Eröffnen Sie uns denn den Weg der gerecht iſt und nicht ehrlos, edel und nicht thatenlos. Aber um des Himmels willen heißen Sie uns nicht Verſe ſchmieden und ſchöne Phraſen drechſeln. So viele gebildete Jünglinge erwarten von Ihnen ein Wort. Sprechen Sie es aus."

Und wir ſprechen es aus.

Hat, wer uns ſo fragt, ein richtiges Verſtändniß der wahren Größe, ſo iſt unſere Antwort in zwei Worte zuſammenzufaſſen: Lebet nach Gottes Geſetzen und nach den gerechten Satzungen der menſchlichen Geſellſchaft. So lakoniſche Antwort und ſo unſcheinbarer Ruhm werden aber das jugendliche Feuer unſers Ungenannten ſicher nicht befriedigen. Wohlan denn, ſo bieten wir eine deutlichere Antwort und einen offenbarern Ruhm, die aber dennoch den Umkreis jener Worte nicht überſchreiten. Mögen die hochherzigen und katholiſchen Jünglinge Piemonts — denn von dort erhielten wir jenen Brief — erkennen lernen, daß der höchſte Ruhm, die höchſte Ehre für Italien im wahren Katholicismus zu finden iſt, an welchen allein ſich jede Größe des Landes oder des Einzelnen anknüpft. Mögen ſie erkennen daß in einem conſtitutionnellen Staate — möge nun die Schuld an den Inſtitutionen oder an den Menſchen liegen, was wir dahingeſtellt ſein laſſen — dieſer Katholicismus angefeindet werden wird, daß man ſich aller Arten von Waffen gegen ihn bedienen wird, von diplomatiſchen Unterhandlungen bis herab zu dem ekelſten Mummenſchanz der Gaſſen und Schenkhäuſer. Nun iſt aber das Rüſtzeug, deſſen die Vorſehung, inſofern ſie nicht zu außerordentlichen Mitteln greift um jenes Palladium jedes bürgerlichen Fortſchritts zu vertheidigen, ſich bedient, die innige Verbrüderung eifriger Katholiken. Dieſe Einigung aber und dieſer Eifer, nirgend gedeihen ſie ſo wirkſam und ſo mächtig als in den noch jungfräulichen Herzen wohlgeleiteter Jünglinge. So verbindet euch denn untereinander zu dem edeln Vorſatze: „Wir wollen mit aller Kraft der geſetzlich zuläſſigen Mittel den einheimiſchen Staatseinrichtungen jenen Charakter des Katholicismus wieder erobern den der Urheber unſerer Verfaſſung ihnen aufprägte; wir wollen unſer Vaterland von jenen Ketten der Gottloſigkeit befreien, mit denen ein alberner Voltairianismus es zu feſſeln beſtrebt iſt!"

Dieſe mühevolle Aufgabe war es die den Ruhm der O'Connell, der Montalembert, der Donoſo Cortes gründete. Wird unſere Jugend ſich alſo überdiemaßen herabgewürdigt fühlen, wenn wir ſie auffodern um ähnlichen Ruhm zu wetteifern; oder wäre ſolche Ehre nicht um ſo höher zu achten, je ſeltener, faſt ſollten wir ſagen, unbekannter ſie bisher unter uns geweſen iſt? Der Ruhm den jener Entſchluß verſpräche würde mit der Schwierigkeit ſeiner Ausführung im richtigen Verhältniß ſtehen. Freilich gehört dazu mehr als Reimlexikon und Cigarren. In einem conſtitutionnellen Staate iſt es an Jedem ſich auf Schleifwegen oder durch Verdienſt hervorzuthun. Schleifwege muß der Katholik entſchieden von ſich weiſen. Es bleibt ihm alſo nur der Weg des Verdienſtes offen. Da nun aber Verdienſt für einen Katholiken nothwendig untrennbar mit Beſcheidenheit verbunden iſt, ſo wird er ein ungewöhnlich hervorleuchtender ſein müſſen, um die dichte Nebelſchicht der Gottloſigkeit und der Cabale zu durchdringen.

Iſt der Vorſatz unſerer Jugend alſo erſt einmal gefaßt, ſo eröffnet ſich ihr zunächſt eine weite Laufbahn vorbereitender Thätigkeit. Sind, wie wir vorausſetzen, die einleitenden Studien beendet, ſo kommt es nun darauf an ſich in den höhern hervorzuthun. Einer gründlichen Erforſchung des einheimiſchen Rechts möge eine nicht weniger tiefeindringende des öffentlichen und Völkerrechts, der Staatswirthſchaft und derjenigen beſondern Zweige des Wiſſens nachfolgen, zu denen Neigung oder Verhältniſſe den Einzelnen hinleiten, und auf jedem dieſer Gebiete rüſte unſer ſtrebender Freund ſich mit jener mächtigen Waffe, dem geſprochenen oder geſchriebenen Wort. Selbſt im Freundeskreiſe übe er ſich das Wort mit jener markigen Kürze, mit jener gezügelten Wärme, mit jenem würdigen Anſtande zu handhaben, deren Beſitz die Herrſchaft über öffentliche Verſammlungen ſichert. Er wähne nicht daß wir ihn wieder hinſchicken wollten Verſe zu ſchmieden und ſchöne Phraſen zu drechſeln und weiter Nichts. Das Eine und das Andere aber iſt unentbehrlich um die Macht des Worts zu gewinnen. Unſer hochherziger Jüngling muß es ſo gut als wir wiſſen und beſſer daß wenigſtens zwei Drittheil des Unglücks und der Schmach die uns in neueſter Zeit betroffen haben durch poetiſche Ueberſchwänglichkeit und eine Sündflut von Phraſen über Italien herbeigerufen ſind. Ebendeshalb iſt nun aber auch das Heilmittel weniger im Schwerte zu finden als im Worte; aber in dem Worte das ſchneidender iſt als das Schwert. Hätte er und hätten wir als es an der Zeit war den rechten Vers und das rechte Wort gehabt, dann wäre die Sache der Gerechtigkeit und der Kirche in unſerer Halbinſel vielleicht weniger tief geſunken.

Inzwiſchen möge unſere hochherzige Jugend unter der Leitung aufrichtig katholiſchgeſinnter Männer, die in theologiſcher Wiſſenſchaft erfahren und der Kirche und ihrem oberſten Hirten ergeben ſind, die giftigen Wunden gründlich zu erforſchen bemüht ſein welche der Irrglaube unſerer bürgerlichen Geſellſchaft zugefügt hat. In jedem Geſpräche aber, das ihnen Gelegenheit dazu bietet, mögen ſie furchtlos den Plänklerkampf für die Wahrheit aufnehmen, ohne ſich die Nachrede ſchrecken zu laſſen daß ſie Pfaffendiener, Jungkatholiken, Kryptojeſuiten ſeien und wie die Vogelſcheuchen ſonſt noch heißen, die wie in Taſſo's bezaubertem Walde ihnen in den Weg treten werden. Hand in Hand mit dieſen Studien gehe ein Lebenswandel der nicht nur arbeitſam, ſittenrein, ſchlicht und fromm iſt, ſondern ſeine heiligſte Aufgabe in chriſtlicher Unterſtützung der Armen findet. Wir ſagen chriſtliche Unterſtützung; denn unſer hochherziger und katholiſcher Jüngling ſoll es ſich nicht genügen laſſen in den Zeitblättern Mildthätigkeit zu predigen, auf einem philanthrophiſchen Balle zu tanzen oder bei einem menſchenfreundlichen Zweckeſſen zu Gunſten der Armuth zu ſchmauſen. Er ſoll beſcheiden und ſchweigſam von einem Kämmerlein zum andern eilen, dem Dürftigen zu helfen, die Waiſe zu ſchützen, die Witwe zu tröſten und den Troſtloſen aufzurichten, ohne dieſe ſeine Thaten auf dem Markte auszuſchreien und dem Ruhme eines philanthropiſchen Humanitätshelden nachzujagen.

Habt ihr in ſolcher Weiſe mit der Zeit erfahren was das Volk ſei und welcherlei Troſtes es bedarf, dann werdet ihr vielleicht wahrnehmen daß werkthätige Liebe und Sittenlehre ihm weit mehr noththue als nationale Unabhängigkeit. Jedenfalls aber werdet ihr, durch praktiſche Lebenserfahrung alſo vorbereitet, ausgerüſtet mit der Gabe der Beredtſamkeit, im Beſitze gründlicher und umfaſſender Kunde der Staatsverwaltung, kaum in den Wettkampf der öffentlichen Laufbahn eingetreten, euch befähigt fühlen, vor Andern euch hervorzuthun, und zwar nicht mit dem Fluge der Rakete, die einen Augenblick leuchtet um ſogleich in ihr heimiſches Dunkel zurückzufallen, ſondern mit jenem ruhigen Lichte der Morgenröthe, die majeſtätiſch vorſchreitet und ohne Verfinſterung ihre Bahn zurücklegt. Das iſt der Weg! Auch thut es nicht noth mit ungeſtümer Eile ihn einzuſchlagen, wie unſer Briefſteller in ſeinem Eifer es thun möchte. Es genügt ihn mit feſtentſchloſſenem Willen zu erwählen und dann darauf auszuharren. Verfolgen mit unſerm Freunde ihn die Vielen die er hochherzig und katholiſch nennt, dann dürften wir in ihnen die wahre „Hoffnung von Italien" begrüßen.

„Und für unſere Nationalität ſollen wir alſo Nichts thun?"

Glaubt ihr denn nicht ſchon ein Großes gethan zu haben, wenn ihr in euerm Vaterlande die bürgerliche Thätigkeit wieder ins Leben gerufen, die Gründlichkeit geſellſchaftlicher Forſchungen hergeſtellt und Beiſpiele einer aufrichtig katholiſchen Freiheit gegeben habt? War es denn nicht gerade der Mangel an allen dieſen Eigenſchaften welcher die Volksbeglückungspläne jener Träumer ſo ſchmählich zuſammenſtürzen ließ? Seid überzeugt daß die Völker ſowol als die Einzelnen beiweitem mehr ein Werk der Vorſehung als der Menſchen ſind, und daß, wenn dieſe den Werken der erſtern zuvorkommen wollen, ſie Kindern gleichen die mit zehn Jahren bärtig zu ſein begehren. Wohlan denn, ihr hochherzigen und katholiſchen Jünglinge, wir bieten euch Beſchäftigung für euern Thätigkeitsdrang und euern Muth. Die Namen welche auf dieſer Bahn euch voranſchreiten, ſagen euch zur Genüge welcher Ruhm eurer wartet. Es iſt ehrenwerth daß ihr die entſetzlichen Verſuchungen beklagt, die im unthätigen Leben euch bedrohen. Solange ihr ſie beklagt, werdet ihr ihnen ſicher nicht zum Opfer fallen. Aber die Aufgabe die wir euch ſtellen iſt groß genug um alle Thatkraft der glühendſten Seele zu erſchöpfen. Weit entfernt zu fürchten daß ſie für euern Eifer nicht ausreiche, beſorgen wir vielmehr, und wir möchten durch dieſe Beſorgniß euch nicht verletzen, daß euer Eifer vor dem Ende der Aufgabe erkalte.

K. Witte.

Ein humoriſtiſcher Spaziergang durch die Blütenfluren der deutſchen Lyrik.

Es gibt Blumen die einen impertinenten Geruch haben, ja ſogar ganz geruchloſe, worüber ſich ſchon viele Botaniker die Köpfe zerbrachen und zuletzt meinten, dieſe anſtandsvolle Duftloſigkeit ſei nur die Folge einer guten Erziehung, welche die Huldgöttin Flora, die franzöſiſche Gouvernante der Blumenkinder, einigen ihrer beſondern Lieblinge zutheilwerden läßt. Das Schlimmſte jedoch iſt und bleibt das Unkraut das frech von allen Seiten aufwuchert. Unkraut muß ohne Erbarmen ausgerodet werden, ſonſt haben Knoſpen und Blüten keinen Platz. Was auch hierin geſchieht, es wird dennoch viel zu wenig gethan; Erato's Gärtnerjungen ſind faule Schlingels: Unkraut über Unkraut, wenn man durch die Fluren der Lyrik ſpazieren geht! Mademoiſelle Erato, ſchämen Sie ſich! ein Frauenzimmer und ſolche Fahrläſſigkeiten? Warum halten Sie ſich keinen diſtelfreſſenden Garteninſpector? Da haben wir es! Das ſind die Folgen von Ihrer Knickerei! Ziehen ſie doch einen

Glacéhandſchuh an, hochverehrte Muſe, und nehmen Sie Ihren pomadiſirten Gärtnerburſchen beim Schopf oder Ohrlappen und ſchnauzen Sie ihn göttlich an: „Krautköpfiges Mondkalb! wenn ich am nächſten Sonnabend meine Parkanlagen nicht in beſſerm Zuſtande treffe, ſo ſoll dir Großpapa Zeus mit Donnerkeilen die Schlüſſelbeine einrichten! Faules Pack! zahlt man euch Gärtnerburſchen deswegen rings um den Olymp täglich einen Silberſechſer mehr als andere Herrſchaften, daß alle Blumen zuſchandenwerden? Bekommt ihr deswegen vom Onkel Bacchus noch überdies Schnapsbäder gratis, daß man ladylike erröthen muß, wenn Einem luſtwandelnd ein Dorngeſtrüpp unvermuthet den Rock ſo hoch hebt daß ein ſterbliches Mannsbild Reflexionen über die Waden einer himmliſchen Muſe anſtellen kann? O die Mannsbilder! Beim Styx! es muß in meinen olympiſchen Gefilden eine andere Tagesordnung eingeführt werden. Marſchire mir aus den Augen, du menſchliches Unkraut!“ Ja, meine liebe Mamſell Erato, aus dieſer Tonart würde ich meinem Geſinde in die Ohren pfeifen; das iſt ma foi! ſchon ein Skandal, wie es in Ihren göttlichen Gefilden ausſieht! Ueberall Fortſchritt und Revolutionen auf Erden, nur im vorſündfluttichen Olymp der alte Schlendrian! Glauben Sie vielleicht, meine Theuerſte, weil Sie ein Findelkind Apollo's ſind, ich ſollte Ihnen deshalb mehr Reſpect beweiſen? Prrrr! Was genirt mich ein Findelkind? Mamſell Erato, ich ſage es Ihnen jetzt ein mal für alle mal rund heraus: Wenn Sie nicht bald einen andern Grund und Boden legen, ſo mag der Teufel Kritiker ſein! Halten Sie mich denn für ein wiederkäuendes Thier? Mamſell Erato, o Sie —! Trauen Sie mir nicht! Wenn mir die Geduld reißt, ſchmeiße ich den ganzen Olymp und die ohnedies ſchon längſt penſionirten griechiſchen Götter über den Haufen, und im nächſten leipziger Meßkatalog können Sie die Chronique scandaleuse Ihrer Frau Tanten Venus, Juno und Diana um 2½ Silbergroſchen angekündigt leſen — Sie ſollen ein Freiexemplar von mir durch Buchhändlergelegenheit bekommen, oder ich ſchicke es in den Tartarus poste restante, wo es der langbeinige Briefträger Mercur für Sie abholen kann. Mamſell Erato — Mamſell Erato! Warum reißen Sie denn aus? So hören Sie doch — bſt!... Die himmliſche Donna entfleucht. Wenn man mit den Göttern deutſch redet, kehren ſie Einem den Rücken zu. Geſagt habe ich ihr meine Meinung; das nützt aber leider für den Augenblick Nichts. Für diesmal müſſen wir ſchon in den ſauern Apfel beißen und Unkraut ausjäten. Doch wollen wir uns eher die Sicheln wetzen. Das Zeug wächſt jetzt auf als ob es dafür bezahlt würde; ja das Unkraut war ſeit Urzeiten keck und ſucht ſich bemerkbar zu machen, indeß die Blumen beſcheiden ihre Köpfchen hängen laſſen und traurig über das Weltverderbniß nachſinnen. Die Schmutzflecken auf der Schürze der Zeit ſind nicht mehr zu zählen, die Tintenkleckſe an den Fingern der Blauſtrümpfe noch viel weniger, und parfumirte Seifenfabrikanten gibt es doch genug. Die Verdumpfung und Verſumpfung — auch wir können modern reimen — nimmt von Tag zu Tag zu. Abgeſehen davon, wo das noch endlich hinaus ſoll, wird man ſchon unangenehm von dem Gedanken berührt daß die edelſte Blüte der Menſchheit, die Dichtkunſt, ſo jämmerlich verkümmern konnte. Wenn Sophokles' Zeitgenoſſen aus ihren Gräbern aufſtänden, ſie ſchlügen die Hände über dem Kopf zuſammen und riefen: Weh'! die Kunſt iſt mit uns ſchlafen gegangen! Doch die Sicheln ſind geſchärft, alſo friſch ans Werk! Acht Unkrautſtämme und nur ein einziges Blümlein. So mag das Blümchen auch zuerſt hier ſtehen:

1. Welt und Herz. Kleinere Dichtungen. Zweite Gabe. Von Wilfried von der Reun. Dresden, Schönfeld. 1852. 16. 20 Ngr.
2. Violen. Ausgewählte Lieder und Epigramme von Friedrich Stromberg. Reutlingen, Kurtz. 1852. 16. 24 Ngr.
3. Prinz Hinz. Ein Märchen und keins. Mit 6 Stahlſtichen. Berlin, Schartmann. 1852. 8. 12 Ngr.
4. Rieſewurz und mehr dergleichen aus Beelzebub's Hofapotheke. Berlin, Schartmann. 1852. 8. 15 Ngr.
5. Schneiderlieder, aus dem Munde des Volks und deutſcher Dichter. Geſammelt und herausgegeben von J. Bachmann-Korbett. Frankfurt a. M., Lizius. 1852. 16. 12 Ngr.
6. Helianth. Ein Weihnachtslied. Wien, Wenedikt. 1852. 32. 1 Thlr.
7. Schwanwitt. Ein Sommermärchen von Mathilde Raven. Düſſeldorf, Kaulen. 1852. 16. 15 Ngr.
8. Die Doppelringe. Ein romantiſches Gedicht in zwölf Geſängen von Emil Camill. Prag, Heß. 1852. 8. 15 Ngr.
9. Parallelen. Zweite Auflage. Mit Illuſtrationen von H. Bürkner. Leipzig, Köhler. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Nr. 1. Wilfried von der Reun iſt uns ſchon bekannt durch ſeine erſte Sammlung: „Im Freien“, Alexander von Humboldt gewidmet, woraus Reiſſiger, R. Schumann und andere Componiſten Lieder wählten, um ſie in Muſik zu ſetzen. Auch dieſe zweite: „Welt und Herz“, verräth ein ſinniges Dichtergemüth. Ein friſcher Ton durchhallt dieſe Gedichte, nur wäre dem Verfaſſer zu rathen weniger zu goethiſiren, denn Nachahmung verräth ſchwaches Selbſtbewußtſein, was dem echten Dichter nie fehlen darf. Nur kühner, freier in die Saiten gegriffen und es wird auch voller klingen und ſingen. Wozu ſolche geſuchte Reime wie z. B. S. 37: „Edelharmoniſcher, Lieblichſymphoniſcher“? Dies trägt ſicherlich zur Schönheit eines Gedichts Nichts bei. Ueberhaupt dünkt uns, der junge Sänger ſei ſich noch nicht recht klar geworden; eine ſtrengere, gewiſſenhaftere Selbſtkritik vor der Publicirung wäre ihm daher zu empfehlen. Wer nicht die Kraft hat über eins oder das andere der eigenen Gedichte das damnatur zu ſprechen, der fällt am Ende wie eine verlaſſene Geliebte in Ohnmacht, wenn ihm der größte Cenſor, das Publicum, das ſchreckliche Wort ins Ohr raunt. Der Verfaſſer möge ſich keineswegs durch dieſe Bemerkung abſchrecken laſſen ſeine einmal eingeſchlagene Richtung zu verfolgen, denn auch dieſe zweite Sammlung gibt Zeugniß von ſeinem epiſch-lyriſchen Talente. Zu den beſſern Productionen dieſes Büchleins rechnen wir: „Die Jagd auf der Budaklippe“; „Waldestraum“; „Weſtöſtlicher Divan“; „Eine Seele, die uns recht verſteht“. Die beſte Abtheilung ſcheint uns „Natur und Seele“ zu ſein, muntere rhythmiſche Lieder, worin der Verfaſſer zuweilen mit Glück einen humoriſtiſchen Ton anſchlägt, wie z. B. (S. 111):

Im Walde zwitſchern und ſchmettern
Die Vögel mannichfalt:
Hochnäſige Spechte klettern
Takt pickend ohn' Raſt und Halt.

Abſingen die Sänger jeder
Sein grünes Notenblatt:
Der Specht zu all dem Zeter
Die Partituren hat.

Der Bach triangeliret,
Der Wald rauſcht die Poſaun',
Der Chor iſt gut ſtudiret
Und wacker beſetzet, traun!

Vergeſſen des Waldes Beeren
Ob ihrer Melodie:
Dem jungen Lenz zu Ehren
Erklingt die Symphonie.

Nr. 2. Elende Glashauspflanzen! dickbäuchige Pilze von gänzlicher Geſchmackloſigkeit, pietiſtiſches Unkraut! Die jeſuitiſch-ſchwänzelnde Bänkelſängerei, in der letzten Zeit hochaufwuchernd, der Mode huldigend, genirt ſich nicht mehr und geht jetzt in Frack und Glacéhandſchuhen einher; die Mönchskutte iſt ihr zu unbequem. Dieſe Predigten moderner Apoſtel des

Rückſchritts ſind ihr Geld werth. Stromberg iſt enorm begeiſtert, er ſingt unter Anderm (S. 43):

Der Liebe höchſte Süßigkeit
Läßt du uns Jeſu! fühlen.

Wenn der Herr Jeſus wirklich ſo ſüß iſt, ſo ſollte Stromberg ſeinen Kaffee ohne Zucker trinken, denn zu viel Süßigkeit iſt nicht geſund, das ſagt jeder Doctor. Man kann ſich mit Ihren geleckten Gedichten, mein Allerſüßeſter, wirklich den Magen verderben. Die Jungfer Germania hat zwar einen guten Magen (das hat ſie unlängſt bewieſen), es könnte ihr aber dabei doch übel werden! Sie rufen doch ſelbſt einem Frauenzimmer zu (S. 25):

Hab' noch Geduld, Geduld mit den Gedichten,
Mein liebes Kind, die ich dir längſt verſprochen —

o beſter Stromberg! das deutſche Publicum hätte noch Jahrtauſende Geduld gehabt! Uebereilen Sie ſich ein ander mal ja nicht. Jedoch wozu ſpiele ich die Rolle des Rathgebers? Sie rathen ſich ja ſelbſt ſo vortrefflich (S. 177):

Fort mit deinen Epigrammen,
Fort mit ihnen in die Flammen!

Mein Allerſüßeſter, ſeien Sie ſo gefällig und ſchmeißen Sie nicht blos Ihre Epigramme, ſondern Ihr ganzes Buch ins Feuer!

Nr. 3. Eine anonyme Salatſtaude ohne Eſſig und Oel! Wozu ſolches Zeug auf dem Parnaß wächſt, das wiſſen ſelbſt die Götter nicht. Mamſell Erato, können Sie vielleicht Auskunft geben? Die Muſe zuckt die Achſeln und ſchweigt; und dann ſoll ein ſterblicher Kritiker über ſolch ein zweiunddreißigblätteriges Pflanzenexemplar ohne Loupe ſein Referat machen, wie viel Ungeziefer er darauf gefunden, zu welchem Genus, zu welcher Species es gehört!

Nr. 4. Anonymes Kräuterdecoct ohne Saft und ohne Kraft. Wenn in Beelzebub's Hofapotheke wirklich nichts Witzigeres zu haben iſt, da mache der Teufel lieber gar ſeinen Laden zu. Ein Teufel der keinen Witz hat, jedoch witzig ſein möchte, iſt der allerärmſte Teufel. Auf welchem Standpunkt äſthetiſcher Bildung dieſer anonyme Held ſteht, kann man wol am beſten aus folgenden vier Zeilen erſehen (S. 13):

Gar zu weich iſt dieſer Dreck,
Müſſen uns nur, treu dem Zweck,
Noch ein wenig d'rin bewegen,
Möglichſt aber drein uns legen.

Ich fragte, Arm in Arm mit Mamſell Erato, jeden ungariſchen Sautreiber von Debreczin bis Kecskemet, ob das auch noch Poeſie ſei? Ein einziger antwortete: „Ja, meine Schweine leſen gern, ich muß alle Wochen in die Leihbibliothek laufen! Nieſewurz aus Beelzebub's Hofapotheke hat unter der Elite der Schweinewelt Furore gemacht!" Na, da hört Alles auf! Mamſell Erato fiel über dieſe Antwort in Ohnmacht. Stellen Sie ſich meine Verlegenheit vor, eine ohnmächtige Muſe, ein Schweinetreiber der nicht einmal ein Flacon bei ſich hatte, dazu ein dumpfes vierbeiniges Concert, da ſchwor ich: Wenn ich noch ein mal auf die Welt komme und wieder ein Kritiker werde, da recenſire ich Nichts als Guſtav Pfizer, aber keine Pfützenpoeſie!

Nr. 5. Nicht genug daß die Schneider rebelliſch werden und mit dünnbeinigen elffüßigen Jamben den Parnaß erſtürmen und für den Dichterlorber begeiſtert die Bockcavalerie anrücken laſſen: nein, ganze Sammlungen von Schneiderliedern erſcheinen in unſerm fadenloſen Zeitalter! O wenn doch die andern Zünfte dieſem edeln Beiſpiele folgen wollten! Welche verborgenen Schätze der deutſchen Literatur! Bierbrauerlieder ohne Hopſen und Malz! Seifenſiederlieder (Mamſell Erato, wie der Reim da ſchön klappt!), Seifenſiederlieder zur Beförderung der Sittenreinheit und Veredlung des ungewaſchenen Radicalismus! O tempora, o mores!

Nr. 6. Ein anonymer verliebter Spargelſtengel, der ſich bei windiger Witterung in ſeiner Privatſehnſucht wiegt und dem Hrn. von Cupido pflichtſchuldigſt Complimente ſchneidet. Liebesgewinſel in holperigen Verſen, dagegen iſt das Stimmen aller Inſtrumente im Orcheſter noch ein wahrer Ohrenſchmaus! Wir rathen dem troſtloſen Unbekannten die Thürangeln ſeiner Herzenskammern mit Fett zu ſchmieren, eine alte Regel der Kochkunſt ſagt: zu jedem Spargel gehört Butter! Götterklang! (S. 95):

Das Lied iſt aus, es wird ſich Mancher fragen:
Was ſoll das Lied, was will es ſagen?
Es ſcheint ein todtgeboren Kind,
Doch richte nur nicht zu geſchwind.

(Mamſell Erato als Echo:)

Es ſcheint kein todtgeboren Kind,
Doch eine Nuß, die taub und blind!

Nr. 7. Es iſt eine bekannte Sache daß die Blauſtrümpfe nicht gern ſtricken, aber mit wahrer Leidenſchaft betreiben ſie das Abhaspeln. Geduld, o du Zierde der Frauen! Unſere Mathilde haspelt und haspelt von S. 1—80 unermüdlich fort und fort, daß Einem Hören und Sehen vergeht, unter den Wellen, über den Wellen, unter den Sternen, über den Sternen, die ſich nicht einmal ſchnäuzen dürfen, ſolange Mathilde von Liebe ſingt! Poetiſcher Nihilismus, dein Reich hat keine Grenzen! die Blauſtrümpfe meſſen es aber dennoch aus! Wenn dieſe jetzt einreißende Manie Märchen in Verſen zu ſchreiben noch lange anhält, ſo wird der Mondſchein theurer werden, und ein Dutzend Waſſernixen wird man unter 1 Thaler 16 Silbergroſchen nicht bekommen; auch tritt dann die gerechte Beſorgniß ein daß die Nymphen des Gehölzes im Preiſe aufſchlagen, worauf die Romantiker offenbar Bankrott machen. Unſere romantiſche Mathilde hat ſich eine recht artige Gewandtheit im Versbau angeeignet; wenn ſie nur die Courage hätte ſtatt Gemeinplätze mit obligatem Liebesgewinſel vernünftige Gedanken auszuſprechen, ſo wollten wir uns allenfalls mit ihr verſöhnen, doch Liebe und Nichts als Liebe! und dann noch ein mal Liebe, das iſt zu langweilig!

Nr. 8. Eine endloſe Schlingpflanze die ſich in 502 achtzeiligen Strophen ſo ſinnreich in ſich ſelbſt verwickelt daß allen Leſern, die ſich an der Löſung gordiſcher Knoten gern erfreuen, zu rathen iſt, ſich dieſe „Doppelringe" des Hrn. Emil Camill augenblicklich anzuſchaffen. Solche Poeten gehen 32 aufs Pfund, manchmal 33, wenn die Begeiſterung nicht zu ſtark iſt. Dieſes Proſa-Schreiben in Verſen wird den Geſchmack der Welt noch ganz verderben; zwar: de gustibus non est disputandum! Wenn Hrn. Camill's Gedicht auf Erden kein Glück macht, ſollte er es ſchnell durch den elektriſchen Telegraphen auf dem Saturnus ankündigen laſſen. Da der alte Hr. Saturnus gern Ringe trägt, müßten die Camill'ſchen „Doppelringe" dort ein unerhörtes Aufſehen erregen, denn man kann wol vorausſetzen daß wie bei uns das ſaturnaliſche Publicum für die Liebhabereien ſeines Großherrn ſchwärmen wird. Man kann heutzutage nicht weit genug ſpeculiren! Stoßen Sie in die Lärmtrompete! Laſſen Sie in der ſaturnaliſchen Abendzeitung mit Rieſenbuchſtaben ankündigen: „Doppelringe von Emil Camill! Ein noch noch nie dageweſenes Buch! Enorm billig! Wer es lieſt, bekommt vom Verleger außer dem Freiexemplar noch 5 Silbergroſchen! Saturnaliſches Publicum, was willſt du mehr?!!" Sie ſollen ſehen, Beſter, wie Ihr Buch dann auf allen andern Geſtirnen gehen wird! Die Buchhändler im Mond beſtellen die ganze 132ſte Auflage augenblicklich. Die elektriſchen Telegraphen werden immer vollkommener — von nun an heißt es gar Nichts mehr, wenn ein Buch nur auf einem Planeten Furore macht, von Stern zu Stern muß es expedirt werden! Herr Emil Camill, gehen Sie mit gutem Beiſpiel voran! Einer muß den Anfang machen — laſſen Sie Ihre Beſcheidenheit durch das Loch der Rocktaſche fallen — denken Sie ſich nur: Was iſt dann Goethe's Ruhm auf Erden gegen meine General-

unſterblichkeit auf allen Geſtirnen? Camill! wird es ſchallen und hallen vom Saturnus bis zum Sirius! — O die Eitelkeit der Dichter!

Nr. 9. Ein ganzer Wald von Unkraut! Mamſell Erato, das iſt eine Hundearbeit da durchzukommen! Die ſchärfſten Sicheln werden dabei ſtumpf! Geduld, verlaß die arme Seele eines Kritikers nicht! S. 48 „tauft der Sturm mitten auf dem aufgereizten Meer ein neugeborenes Kind" — gegen dieſe Eingriffe in ſeine Rechte wird der Pfarrer offenbar proteſtiren —, „und der Donner war der heiligen Formel Zauberwort" — Herr Pfarrer, was meinen Sie? Es iſt Alles nicht wahr! Das gilt Nichts! Wenn das Kind ſelig werden ſoll, ſo muß es von mir getauft werden. Dummes Zeug! Kinder vom Sturm taufen laſſen! Profanation! Dies ſind die Folgen davon, Hr. Anonymus, oder ma donna anonyma, daß Sie der Poeſie den Klerus auf den Hals hetzen; das fehlte noch! Hat ſich die Poeſie im letzten Decennium nicht ſchon ihre Schneidezähne an der Politik ausgebiſſen? Zahnlücken gehören keineswegs zum Ideal weiblicher Schönheit, bedenken Sie dies, Anonyma, beherzigen Sie es wohl, ehe Sie auf dieſer Bahn weiterſchreiten! Wenn es ſchon bei der Taufe zu ſolchen Fatalitäten kam, wie wird es Ihnen erſt ergehen, wenn ſich Ihr „Sturm" einfallen läßt Jemandem die letzte Oelung zu geben? Meine Theuerſte, Sie brächten die Poeſie mit Kirche und Staat in ſo heißen Conflict daß am Ende alle Begeiſterung polizeilich verboten würde. Was bliebe den neun Muſen unter dem Vorſitze des Präſidenten Erato dann noch übrig als heimliche Geſellſchaften zu bilden, wozu ſich die Blauſtrümpfe bei Nacht und Nebel ſchleichen müßten, und die Begeiſterung, von den Schildwachen um Mitternacht wie ein Geiſt angerufen mit: „Wer da?" ſchrie voll Angſt: „Auf Ehre, kein Geiſt! nur die Ahnfrau ſämmtlicher Blauſtrümpfe!" Noch ein mal, bedenken Sie die ernſten Folgen dieſes nächtlich-diebiſchen Schleichens! Singen Sie nicht ſelbſt S. 42 (doch ich hätte Sie lieber fragen ſollen: dreſchen Sie nicht ſelbſt taktlos im jambiſchen Fünfſchlag?):

So nährt im Leben dieb'ſcher Uebermuth
Von fremdem Mark ſich längſt verſcholl'ner Geiſter,
Worüber ſich gewälzt der Zeiten Flut:
Wenn ein Gedankendieb ſchlau aufbeſchwört
Im modiſchen Gewand den alten Meiſter,
Der längſt ſchon der Verweſung angehört:
Dann kommt zur Zeit der Flammenblitz Kritik
Und ſchleudert beide in ihr Nichts zurück.

Setzen Sie den Fall, Anonyma, daß Ihnen ſolch ein Flammenblitz-Abenteuer einmal ſelbſt paſſirte, was dann? Es wäre grauenvoll! Leben Sie wohl!

Die Hand iſt müde, die Sichel ſchwer, welch ein Haufen Unkraut! Mamſell Erato, wenn ich nicht extra von Ihnen etwas bekomme für dieſe Säuberung der überwucherten Muſenpfade, ſo kündige ich Ihnen den Dienſt auf und engagire mich als Laufburſche beim Hercules; lieber Augiasſtälle räumen helfen als Unkraut, Diſteln und Dornen jäten! Sie lächeln? O über das himmliſche Lächeln einer Muſe! Mamſell Erato, machen Sie ſich nicht ſo patzig, ja, ja, meine Beſte, er iſt ſehr herabgekommen Ihr Olymp! Theilen Sie Sicheln aus ſchockweiſe! Ihr göttliches Vaterland iſt in Gefahr, und wenn es die Sichelgarde nicht rettet — La garde meurt, mais elle ne se rend pas! — ſo iſt es mit Haut und Haar verloren. Wenn Sie dann eines ſchönen Morgens auf Ihre reizenden Gefilde herabblicken, werden Sie Ochſen gemüthlich luſtwandeln ſehen, wo Ew. Gnaden in den Tagen Ihrer erſten Liebe den Mond anſeufzten und Lieder aus X-moll ſchnäbelten. Mamſell Erato, Sicheln, Sicheln, Sicheln! Den Olymp für eine Sichel!

Emanuel Raulf.

Profeſſor Erdmann im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin.

Die im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin gehaltenen Vorträge, von denen eine längere Reihe bereits dem Publicum als Lecture vorliegt, finden mit gutem Grund und in erfreulicher Weiſe ein lebhaftes Intereſſe nicht blos in den gebildeten Kreiſen Berlins, ſondern auch ſonſt überall in der nichtpreußiſchen „deutſchen Fremde". Die gewählten Themata und die Perſönlichkeiten welche dieſelben verabhandeln, meiſt bekannte, zum Theil verehrte Namen, erklären dies. So ſprach Karl Ritter im Verein über den Jordan und die Beſchiffung des Todten Meers; F. Dieterici über die arabiſche Dichtkunſt und das Verhältniß des Islam zum Chriſtenthum; F. Bodenſtedt über die Einführung des Chriſtenthums in Armenien; J. L. Jacobi über Abälard und Heloiſe, und ganz in neuerer Zeit lud der gelehrte Witte ſeine Vereinszuhörer zu einer Luftreiſe nach Palermo ein.

Zu den gern gehörten Sprechern des Wiſſenſchaftlichen Vereins gehört Profeſſor Erdmann aus Halle. Seine Abhandlung über Lachen und Weinen aus dem Jahre 1848 fand durch den in ihr angeſchlagenen humoriſtiſchen Ton allſeitigen Beifall; derſelbe übertrug ſich auch auf ſeine Rede über die Stellung deutſcher Philoſophen zum Leben (beide Vorträge erſchienen im Verlag von Hertz in Berlin 1850), und gegenwärtig liegen mir aus dem Jahre 1852 zwei neue Belege der Erdmann'ſchen Kunſt in der wiſſenſchaftlichen Unterhaltung vor, auf die ich in Kürze die Aufmerkſamkeit Ihrer Leſer lenken will:

1. Ueber die Langeweile, von Erdmann. Vortrag, gehalten im Wiſſenſchaftlichen Verein. Erſter und zweiter Abdruck. Berlin, Hertz. 1852. 16. 5 Ngr.
2. Wir leben nicht auf der Erde, von Erdmann. Vortrag, gehalten in Halle am 13. März 1852. Ebendaſelbſt. 1852. 16. 5 Ngr.

Erdmann gehört zu den ſeltenen Menſchen die ganz ſo ſchreiben wie ſie reden, die in dem geſchriebenen Wort ihre ganze Perſönlichkeit verlebendigen, zu denen welche zwiſchen Feder und Zunge keinen Unterſchied haben. Die halleſer Studentenfama liſpelt hierfür eine Erklärung, die ſie durch wahre oder unwahre Anekdoten zu belegen weiß; ſie verſichert nämlich mit dem Nachdrucke der Ueberzeugung, Erdmann ſpreche kein Wort öffentlich das er nicht vorher geſchrieben habe. Ganz nothwendig folgt hieraus die Sage von ſeinem Rieſengedächtniß, denn ſeine öffentlichen Vorträge in Halle mögen durchſchnittlich täglich drei Stunden in Anſpruch nehmen. Sei dem wie ihm wolle: wer Erdmann ein einziges mal ſprechen hörte und ſpäter von ihm Geſchriebenes lieſt, dem wächſt ſicher zwiſchen den Zeilen das Bild des langen hagern Philoſophen hervor, und wie innig deſſen geiſtreiche Gedanken ſein Intereſſe in Anſpruch nehmen mögen, immer erinnern ihn Satzbildung und Redefluß an die Geberden, den Tonfall und das mit Ausnahme der Lippen unbewegliche Geſicht des halleſer Profeſſors. Ihn über ſein Werk zu vergeſſen iſt deshalb unmöglich, und dieſer Umſtand kommt ſeinen gedruckten Vorträgen beſonders zugute, weil er die Unmittelbarkeit des geſprochenen Worts auch für den Leſer erhält.

Bekanntlich iſt Erdmann orthodoxer Hegelianer. Um gerecht zu ſein, muß man die Bezeichnung (ſoll ich ſagen den Vorwurf?) der Orthodoxie durch das Zugeſtändniß modificiren daß er der Prüfung aller neuern Beſtrebungen der Philoſophie nicht aus dem Wege gegangen iſt. Dies belegt er durch ſeine Schlußvorleſungen über Geſchichte der Philoſophie, in denen er nicht blos eifert, ſondern kämpft und ſeinen Standpunkt vertheidigt. Natürlich hat dies die Angriffe des nicht orthodoxen Hegelthums nicht von ihm abwenden können, und unter den Vorwürfen, die ſeine Gegner ihm gemacht haben, mag wol der eine, oft wiederholte, auf den die Philoſophen heutzutage nicht

mehr wie ehedem ſtolz ſind, auch ihm ſchmerzlich geweſen ſein. Man fand ihn in der ſtarren Dialektik, in der todten logiſchen Form verſtrickt; man nannte ihn einen modernen Scholaſtiker und ſprach ihm die Beziehung zum Leben ab. Es wäre eine feine und zugleich ſtolze Ironie, wenn er bei Veröffentlichung der obenerwähnten Vorträge daran gedacht hätte zu zeigen wie er die harten Kolbenſchläge ſeiner Gegner ſpielend und ſcherzend durch Flugblätter im Duodezformat zu pariren für genügend halte, wie er des Lebens grünſtes Grün nicht mit dem Grau ſeines Syſtems verbleichen, ſondern es dadurch zieren, heben, erkennbar machen könne. Die ſtarre Dialektik der logiſchen Form tritt an den lachenden, weinenden Menſchen heran! Der Scholaſtiker ſtudirt die gewöhnlichſten Lebensäußerungen und erklärt ſie. Werden ſie todt unter ſeiner Hand? Der Philoſoph ſcherzt, erprobt ſeinen Humor und zeigt der Welt, die das ſchwerfällige Geſchütz der Wiſſenſchaft fürchtet, wie der Ernſt der Wiſſenſchaft ſich Nichts, auch das Kleinliche nicht entgehen laſſe, wie er Alles im Leben durchdringe und in dieſem Werk den Geiſt in angenehmſter Unterhaltung beſchäftige. Iſt denn das kein Reſultat? kein Gewinn? Wir erleben die Erſcheinung eines lachenmachenden Philoſophen, eines lachenden darf ich nicht ſagen, denn ich habe Profeſſor Erdmann nie lachen ſehen, und der Grund unſers Lachens iſt Freude und Wohlgefallen an ſeiner Lehre. Man denke von dieſer Thatſache nicht allzu gering.

Die vorſtehenden Bemerkungen mögen den angezeigten beiden kleinen Schriftchen zur allgemeinen Empfehlung dienen. Auf ihren Inhalt ausführlich einzugehen iſt hier nicht der Ort, und dies umſoweniger wenn man ihre Veranlaſſung, ihren Zweck und ihren Umfang ins Auge faßt. Deshalb beſchränke ich mich nur noch auf einige kurze Hinweiſe.

Erdmann nimmt in ſeinen Vorträgen nicht ſelten Veranlaſſung anzuführen daß er die Frauen wenig kenne. Wenn er im Verlauf ſeiner Abhandlung darauf zu ſprechen kommt, wie die Frauen ſich im Urtheil über die moderne Blaſirtheit geändert haben, und hierbei äußert: „Hinſichtlich der Frauen haben tiefer Eingeweihte als ich mir geſagt, ihr Urtheil über Männer habe ſich ziemlich ins Gleichgewicht geſetzt mit dem über Kleider, nicht ſo als ob ſie immer neue wollten, ſondern ein ganzer Mann ſoll ihnen lieber ſein als ein Dutzend zerriſſener“, ſo könnte man wol zu der Vermuthung kommen, die modernen Philoſophen hätten Eins mit den Frauen, die ſie nicht zu kennen behaupten, gemein: die Coquetterie! Ein coquetter Philoſoph! Und die Vermuthung beſtätigt ſich. Geht doch Erdmann ſo weit daß er den Descartes durch Coquetterie zu widerlegen ſucht. Bekanntlich ſagt Descartes: der Menſch könne nur hervorbringen, wovon er einſehe wie es entſtehe und was es ſei. Daß aber dieſer Grundſatz, nach welchem das Machenkönnen das Begreifen inſichſchließt, unhaltbar ſei, davon machte Erdmann die praktiſche Erfahrung als er den Gedanken ſeines Vortrags zu überdenken anfing. „Ich hatte dazu die Langeweile erwählt, von der ich wußte daß ich ſie machen könne, ja in deren Hervorbringung ich mir eine Art Meiſterſchaft zuſchreiben darf, und ich bemerkte doch bald daß mir ihr Weſen und ihre Entſtehungsart durchaus nicht ohne Weiteres klar werden wollte.“ Was folgt hieraus? Doch nicht blos daß Descartes irrte, ſondern auch daß die Philoſophen ihre kleinen Schwächen ebenſo gut haben wie alle andern Frauenzimmer.

Was iſt Langeweile? Bei Beantwortung dieſer Frage kommen wir auf ein neues überraſchendes Reſultat. Der legitime Philoſoph erkennt eine Autorität an, vor der alle Philoſophen ſich beugen müſſen, und dieſe Autorität heißt nicht Spinoza, nicht Kant, nicht Hegel, nein: ſie iſt ein Philoſoph über allen Philoſophen, der eben darum mit mehr Recht als Ariſtoteles im Mittelalter den Namen des Meiſters führen ſollte, nämlich Der welcher, weil er nicht der Mann einer oder der andern Schule iſt, ohne jede nähere Beſtimmung „Man“ genannt wird. Kann „Man“ mehr verlangen als die Anerkennung eines ſolchen volksthümlichen Herrſchers ſeitens derjenigen Wiſſenſchaft die nach Behauptung ihrer Gegner ohne Fleiſch und Blut in hohlen Formeln klappert? Weil „Man“ nun ſagt daß Jemand, wenn er ſich der Langenweile entledigt, ſich die Zeit vertreibe, weil man alſo im Unmerkbarwerden des Zeitverlaufs das Aufhören der Langenweile ſieht, ſo kann ihr Weſen nur in dem Gegentheil beſtehen, alſo in der Aufmerkſamkeit auf den bloßen Zeitverlauf. Das iſt gewiß richtig, und Erdmann hat das gefundene Reſultat noch mit einer beſonders geiſtreichen Analogie vertheidigt, indem er auf die Zwillingsbrüder von Zeit und Langeweile verweiſt, auf Raum und Schwindel. Wenn ich darauf verzichte ſeine Unterſuchung in die weitern Details zu verfolgen, ſo will ich doch nicht unterlaſſen zu bemerken daß die Wendungen und Wege Erdmann's immer geiſtreich gedacht und anziehend verfolgt ſind, und daß die mit unterlaufenden Paradoxien den Reiz der Unterſuchung ſchon um deswillen nicht abſchwächen, weil ſie, wo ſie ihre eigene Widerlegung nicht anſichtragen, den Leſer zur Selbſtprüfung und dem Selbſtdenken unmittelbar anregen.

Der Vortrag „Wir leben nicht auf der Erde“ iſt durch einen andern im Wiſſenſchaftlichen Verein gehaltenen veranlaßt worden. Es ward nämlich in dem letztern bewieſen daß die Atmoſphäre gerade ſo zur Erde gehöre wie die Apfelſchale zum Apfel, woraus weiter folgt, daß ſo wenig der Wurm der zwiſchen Fleiſch und Schale des Apfels ſich befindet ſagen darf, er krieche auf dem Apfel herum, ebenſo wenig wir das geringſte Recht haben zu prätendiren daß wir auf der Erde leben. Was Erdmann nun in ſeinem Vortrag darlegen will, iſt: daß der Menſch, wie er bereits nach dem Vorſtehenden unter der Erde lebt, ſo auch in anderer Beziehung ſchon gegenwärtig in himmliſchen Regionen wandelt. Und zwar iſt es nicht das religiöſe Gebiet in welches er diesfalls hineintritt, ſondern ein von ihm verſchiedenes, freilich von der geſunden Religioſität ihm verwandt geachtetes: es iſt das Gebiet der Kunſt. Inwiefern der Genuß des Schönen oder der Kunſtgenuß wirklich über alles Irdiſche erhebt, das iſt der Stoff den er behandelt.

Da iſt das erſte an Beiſpielen erläuterte Reſultat, daß jedes Kunſtwerk ſeiner Natur nach übernatürlich und darum überirdiſch ſein müſſe, und daß wir da wo wir es genießen höher ſchweben als Green und Blanchard über der Erde. Jeder Künſtler, führt Erdmann aus, geht über das Wirkliche hinaus, und anſtatt dem Künſtler das Uebertreiben zu verbieten, muß man vielmehr ſagen: ein Künſtler der nicht übertriebe was die Natur ihm darbietet wäre ein Naturcopiſt, kein Künſtler. Dieſer muß darſtellen was die Natur nur wollte, aber verfehlte, er muß nicht nur ſie treffen, ſondern übertreffen und darum wahrhaft Uebernatürliches leiſten. Somit hebt der Genuß den Menſchen über die Naturgeſetze. Aber zum Complex alles Irdiſchen gehört mehr. Die Kunſt hat nicht blos eine Beziehung zu den natürlichen, ſondern auch zu den ſittlichen Verhältniſſen. Der Kunſtgenuß aber ſetzt ſich auch wie über die natürliche ſo über die bürgerliche und ſtaatliche Ordnung hinweg: der Polizeibeamte lacht über den ſpitzbübiſchen Diener der ſeinen Herrn, der Ehemann über die leichtſinnige Frau die ihren Mann betrügt. Und wenn Goethe's Werther, weil es unſittlich iſt die Frau eines Andern zu lieben, ſich begnügt hätte Lotten ihre Pflichten gegen Albert auseinanderzuſetzen, wenn er ſtatt ſich eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen eine andere Frau geheirathet, ſolid gelebt und ſich ein ehrliches Begräbniß erworben hätte, ſo wäre das Alles ſehr moraliſch, aber auch herzlich langweilig geweſen. „Das bloße Sittliche ergötzt nicht. Eben darum iſt es kein Wunder wenn die Morgenröthe eines beſſern Geſchmacks in Deutſchland durch Werke bezeichnet wird welche im Gegenſatz gegen die damaligen Moralpredigten von der Bühne herab keck und übermüthig aller Proſa, freilich auch oft aller Sitte ins Angeſicht ſchlugen.“ Das aber, was der Kunſtgenuß in dieſer Beziehung verlangt iſt nicht das Unſittliche, ſondern das Ueberſittliche, d. h. eine geſteigerte, ideale, über die Wirklichkeit hinausgehende ſittliche Ordnung. Zur Vermittelung dieſer Theorie mit der Wirklichkeit bleibt Erd-

mann zum Schluß Nichts übrig als den Dualismus des arbeitenden und kunſtgenießenden Lebens anzuerkennen. 2.

Das Weltall. Converſations-Lexikon der phyſiſchen und mathematiſchen Aſtronomie. Allgemein verſtändliche Erklärung aller Bewegungen, der Natur und der Entſtehung der Himmelskörper aus den zweitauſendjährigen Beobachtungen der Aſtronomie und den neuern Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften von J. W. Schmitz. Köln, J. W. Schmitz. 1852. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das iſt ein Buch der Beluſtigung aller vernünftig denkenden Freunde der aſtronomiſchen Naturkunde. Mit lauter Stimme rufe ich alle Leſer d. Bl. zu mir heran, damit ſie theilnehmen können an einer durch und durch ſpaßhaften literariſchen Unterhaltung. Ach wohin kann der anmaßende Uebermuth der Ignoranz den eiteln Menſchen verleiten!

Die erſte Probe unſerer Beluſtigung gibt ſchon der Titel des Buchs. Man fühlt wie der Verfaſſer mit aufgeblaſenen Backen ſein neugeſchaffenes Weltall in die Welt poſaunt, wie er Alle, Alle zu ſich heranruft, um ſie von ihrem aſtronomiſchen Irrthum zu befreien und mit ſeiner allein wahren Theorie zu beglücken, welche aus zweitauſendjährigen Beobachtungen als nothwendige Folge hervorfließt. Ach wohin kann der anmaßende Uebermuth der Ignoranz den eiteln Menſchen verleiten!

Lieſt man ſich nun etwas weiter ins „Weltall" hinein, ſo erfährt man, wie Herr Schmitz durch tiefes unbefangenes Forſchen endlich an das Licht der Welt gebracht hat daß in der Ausbildung der Aſtronomie ſeit einem Jahrhundert ein Stillſtand eingetreten ſei, daß die Attractionstheorie Newton's ein Phantaſiegeſpinnſt ohne Wahrheit und Wirklichkeit genannt werden müſſe, daß man vor Kepler, ja ſelbſt vor Kopernicus viel mehr und viel richtiger über das Weltall gedacht und geforſcht habe. „Die aſtronomiſche Attractionslehre", ſagt der kluge Mann, „hat ſich in einen (?) Labyrinth von vermeintlichen geiſtigen Naturkräften verirrt, aus welchem ſie nicht mehr herauszukommen weiß. Das Syſtem, unfehlbare mathematiſche Wahrheiten um jeden Preis auf Naturwirkungen anzupaſſen, hat ſtatt des wirklichen ein künſtliches Weltgebäude auf den Grund verborgener, in der andern Natur unmöglicher Kräfte errichtet. Es hat die Weltkunde in Formeln und Berechnungen feſtgeſtellt, deren Ungereimtheit jede neue Erfahrung mehr und mehr aufdeckt. So iſt nun die erkünſtelte Lehre genöthigt bei jedem Fortſchritt ihre Ohnmacht durch Stillſchweigen oder Verleugnung der Wahrheit kundzugeben." Mit ſolchen verderbendrohenden Hieben durchſchlägt Herr Schmitz die Luft und geberdet ſich wie ein eiſenfreſſender Kämpe gegen einen Todfeind, ohne zu ahnen daß er ſeine Leſer an Don Quixote's Rieſenkampf mit den Windmühlen erinnert und ein herzliches Pröbchen zum Lachen gibt. Wir lachen natürlich auch mit, was läßt ſich weiter machen. Widerlegen wäre mehr denn Herculesarbeit im Stalle des Augias. Solche verbohrte Naturen ſind ſo vernarrt in ihren Unſinn daß ſie alles Andere dagegen für nichtsnutzigen Plunder ausſchreien und aus Herzensgrund verachten.

Herr Schmitz ſteht übrigens gar nicht allein, er beſitzt noch einige Freunde welche mit ihm auf demſelben Boden der aſtronomiſchen Ungläubigkeit ſtehen und tollkühn die Richtigkeit unſer neuen Aſtronomie bezweifeln und bekämpfen. Sie werfen uns ein daß wir gar kein Recht mehr hätten unſer Weltſyſtem ein Kopernicaniſches zu nennen, da wir die Sonne nicht mehr ſtillſtehend annähmen, da wir überhaupt das wirkliche Vorhandenſein der Fixſterne in Abrede ſtellten, da die Bahnen der Planeten nicht mehr Kreiſe, ſondern Ellipſen ſeien. Und wenn wir dagegen einwenden daß dies Alles nur eine aus der Theorie der allgemeinen Gravitation hervorgegangene Erweiterung und Vervollkommnung der Kopernicaniſchen Weltordnung ſei, ſo beſtreiten ſie die vollgültige Richtigkeit der Theorie der allgemeinen Gravitation, denn vor der Entdeckung des Neptun hätten ſelbſt Männer wie Beſſel und Gauß ſchon ihr Bedenken ausgeſprochen, ob man nicht am Ende zu weit gehe der Attractionslehre ganz unbedingt Glauben zu ſchenken, und obgleich jetzt laut gejubelt werde über den Triumph welchen dieſe Lehre bei dem Auffinden des neuen Planeten jenſeit des Uranus eingeerntet habe, ſo habe man auch wieder die Demüthigung von der Theorie ganz in Ungewißheit gelaſſen zu werden über die Menge und Größe der zwiſchen Mars und Jupiter gelegenen kleinen Planeten. Außerdem ſtützen ſie ſich auch noch auf die tiefwiſſenſchaftlich begründeten Zweifel welche Charles Emmanuel in ſeiner „Neuen Aſtronomie" in ihrem Sinne erhoben hat; derſelbe habe mit ſeiner allgemein bewunderten lichtvollen Schärfe bewieſen daß ſich die vier Trabanten des Jupiter nicht in dem Sinne wie der Mond um unſere Erde bewegen. Sollte nun, wie Arago's Prüfung es mehr als wahrſcheinlich werden laſſe, dieſe eine Ausnahme ſich als wahr begründete herausſtellen, ſo würde natürlich das ganze Syſtem der Attractionsaſtronomie geſtürzt, denn ſie ſtelle ja den Satz auf daß alle Geſtirne, Planeten und Satelliten ſich in gleicher Weiſe wie der Mond bewegen. Was folgt aber aus allen dieſen vernünftig begründeten Einwendungen, Zweifeln und Bedenken? Daß man nicht recht handele, ſich zum blinden Anhänger eines blos theoretiſch begründeten Syſtems zu machen, daß man bei einer Erfahrungsnaturlehre, wie die Aſtronomie eine iſt, nie die Erfahrung außer Acht laſſe, daß kein Syſtem gutgeheißen werden könne, welches der Erfahrung nicht beſtändig Rechnung trage. Das iſt es nun aber gerade was die ſeit Laplace ſo hoch gehobene theoretiſche Aſtronomie als Grundſatz verfolgte; alſo fehlt jeder vernünftige Grund zum Schreien über die zu blinde Anhänglichkeit der neuern Aſtronomen an Newton's Attractionstheorie. Und ganz beſonders ſollten Männer wie Schmitz den Mund halten, welche ganz ohne mathematiſche, phyſikaliſche und aſtronomiſche Bildung in die Welt hineinſchwatzen und gar nicht einmal im Stande ſind die erhabene Größe des gegenwärtigen Höhepunkts unſerer Aſtronomie zu begreifen. Doch ich bin ernſt geworden und wollte ja luſtig bleiben, darum geſchwind wieder zu Herrn Schmitz' „Weltall" zurück, zu einer Mittheilung aus dem Buche.

Wir wählen den Artikel welcher mit „Grade des Zirkels" überſchrieben worden iſt und machen den Leſer d. Bl. nur noch darauf aufmerkſam, ſich durch hochtrabende Worte nicht irremachen zu laſſen. „Ueberall wo die Größe des Himmels oder die Entfernungen zwiſchen ihnen zu verſchiedenen Zeiten in Theilen des Zirkels an die Nachwelt überliefert worden ſind, haben wir die größte Gewißheit durch die Unveränderlichkeit dieſes Maßes. Sieht man z. B. den Durchmeſſer der Venus nach den Beobachtungen der großen Männer Kopernicus, Tycho de Brahe, Kepler, Lalande, Herſchel bis heute wie folgt vermindert: 3′ 18″ — 3′ 15″ — 1′ 6″ — 57″ — 37″ 36‴ — 16″ 7‴ —, ſo wiſſen wir, da dieſes Maß nie unveränderlich iſt, daß dieſer Planet bisjetzt immer kleiner und kleiner geſehen wird, und dieſes Maß wird auch für folgende Zeiten jede fernere Verkleinerung mit Gewißheit angeben." Herr Schmitz redet hier nur von der ſcheinbaren Größe des Durchmeſſers der Venus und hält dieſelbe dennoch für die wirkliche Größe dieſes Weltkörpers. Hätte er ſich die Mühe genommen in einem guten Lehrbuche der Aſtronomie nachzuſchlagen, ſo würde er gefunden haben, daß die ſehr ungleiche Entfernung dieſes Planeten von der Erde die ſcheinbare Größe von 66″ bis zu 10″ abnehmen und umgekehrt von 10″ bis 66″ wieder zunehmen läßt, daß dagegen die wirkliche Größe unabänderlich 1680 Ml. iſt. Die Annahme daß die Weltkörper unaufhörlich ſchwinden iſt eine durch das ganze „Weltall" des Herrn Schmitz hindurchgehende fixe Lieblingsidee, zu deren Bewahrheitung er oft die ſchreiendſten Unwahrheiten zu Hülfe ruft. „Wenn alle Weltkörper unaufhörlich ſchwinden, ſo müſſen ſie zuletzt, wenn es auch Mil-

lionen von Jahren währt, zu Nichts werden. Das Schwinden der Planeten in ihren ſcheinbaren Durchmeſſern iſt ſeit dem Gebrauch der Fernröhre, von Kopernicus und Tycho de Brahe (als wenn damals das Fernrohr ſchon erfunden geweſen wäre), bis heute, ungeheuer. Mercur nahm ab von 130″ bis auf 7″, Venus von 195″ bis auf 17″, Mars von 100″ bis auf 6″, Jupiter von 165″ bis auf 38″, Saturn von 110″ bis auf 17″. Was immer ſchwindet muß endlich zu Nichts werden, wenn wir es auch nicht ſehen. Da Nichts aus Nichts werden kann, ſo iſt das Entſtehen nur durch Vergehen möglich. Ohne dieſen Kreislauf wäre unſere Erde ſelbſt nicht da. Ihr Daſein iſt dann ſchon ein Beweis ihres Untergangs." Eine wunderbare Naturphiloſophie! Ueberall wird mit fieberiſchem Eifer das Vergehen des Weltalls nachgewieſen, nirgend wird gezeigt daß auch wieder ein Zunehmen vorkomme, und dennoch iſt ohne Weiteres von einem Kreislaufe die Rede. „Durch die immer fortſchreitende Verminderung ihres Volumens bis zur gänzlichen Auflöſung müſſen zahlloſe Millionen von Weltkörpern, von der Größe der glänzenden Firſterne bis zum feinſten Sternenſtaube, im Weltall herumlagern. Da alle Körper von ihrem Entſtehen bis zu ihrer Auflöſung mehr und mehr von der Sonne zurückweichen, ſo müſſen Sternenhaufen ſich in den Zwiſchenräumen der kreiſenden Sonnenſyſteme anſammeln; dieſe werden durch den ganzen Himmelsraum ohne beſtimmte Form und von ſehr verſchiedener Dichtigkeit und Ausdehnung beobachtet. Die Milchſtraße kann als ein Gürtel der Nebelſterne um das ſcheinbare Himmelsgewölbe betrachtet werden."

So, nun wollen wir das Buch zur Seite ſchieben und vergeſſen.

Der Verfaſſer erzählt uns daß er im Jahre 1830 ſchon ein Ergebniß vieljähriger Studien unter dem Titel „Die Urſache aller Bewegung der Natur" veröffentlicht habe. Es ſcheint als ob dies Werk nicht viel Lebenskraft gehabt habe, wenigſtens möchte bezweifelt werden daß mehre Leſer d. Bl. von dem Daſein einer ſolchen Schrift Kunde erhalten haben. Ich weiß auch Nichts davon und beklage auch meine Unkunde nicht. Wichtig iſt aber noch daß der Verfaſſer aufs neue eine Schrift unter der Feder hat, welche den Titel: „Die Natur, populaire Erklärungen der merkwürdigſten Naturerſcheinungen", führen ſoll. Sollte ſich auf das Erſcheinen dieſes Werks außer dem Verfaſſer wol noch Jemand freuen können? Schwerlich. Aber dennoch iſt die größte Wahrſcheinlichkeit zu ſeinem baldigen Erſcheinen vorhanden. Der Verfaſſer iſt ſchon zu tief in ſeine Revolutionsprojecte eingedrungen, er iſt zu alt geworden in ſeinen Beſtrebungen, als daß er davon zurückgebracht werden könnte. Nun es koſtet ihn ſein eigenes Geld; wenn es ihm daran nicht fehlt, ſo wollen wir ihm ſein Plaiſir laſſen.

H. Birnbaum.

Sanct-Helena. Hiſtoriſcher Roman von Max Roderich. Zwei Bände. Jena, Mauke. 1851. Gr. 8. 2 Thlr.

Dieſer Roman hat ſeinen hiſtoriſchen Kern an der Geſchichte der Gefangenhaltung Napoleon's auf St.-Helena. Er ſchildert die Schickſale des Kaiſers von ſeiner Ueberfahrt und namentlich von der Landung des Gouverneurs Hudſon Lowe bis zum Tode des Kaiſers, ohne daß jedoch dieſer dadurch als eigentlicher Mittelpunkt des Romans erſchiene. Im Gegentheil iſt es die junge unglückliche Liebe zwiſchen der Tochter des Gouverneurs und dem jungen Las Caſes im erſten Bande, welche die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ſich zieht: im zweiten Bande ſind es die Schickſale der Napoleon befreundeten Perſonen, die aus Afrika, Amerika und Europa ihre Ereigniſſe mittheilen. Daher iſt es gekommen daß dem Roman die eigentliche einheitliche Geſtaltung fehlt; der Kaiſer, der zwar bis zum Ende des Buchs lebt, iſt zu paſſiv und tritt zu ſehr in den Hintergrund als daß man an ihm den eigentlichen Träger des ganzen Werks erkennen ſollte. Der Verfaſſer hat ſich bemüht viele Einzelheiten über die Behandlung Napoleons auf St.-Helena in den Gang ſeiner Erzählung zu verweben und nicht unterlaſſen, durch Sternchen den Leſer jedesmal in Citaten darauf hinzuweiſen daß er auf geſchichtlichem Boden ſtehe. Das Buch iſt in Briefen geſchrieben und enthält oft allzu lange Tagebuchauszüge, namentlich Schilderungen aus den fremden Erdtheilen, über Sitten und Lebensweiſe, über Landſchaft und Familie, die an und für ſich betrachtet nicht unintereſſant ſind, die aber für den Gang des Romans als viel zu weit ausgeſponnen erſcheinen, wenngleich ſonſt die Erzählung und Darſtellung leicht und nicht ungefällig zu nennen iſt. Der Gouverneur Hudſon Lowe hat ſeinem Capitain Thomas Readham, der in der harten Behandlung Napoleon's nachher ſein Helfershelfer wurde, ſeine Tochter Emmy zur Gemahlin verſprochen; dieſe trug dagegen einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen dieſen Mann in ihrer Bruſt, und als ſie den jungen Las Caſes kennen lernte, zog ſie eine mächtige Neigung zu ihm hin; die Beiden ſchloſſen unbekümmert um die Stürme die ihrer warteten einen feſten Bund der Liebe und Treue. Der Gouverneur Lowe, der jedoch ſehr vom Capitain Readham abhängig war, bot Alles auf das Herz ſeiner Tochter dieſem zuzuwenden, während dieſer gerade durch ſein rohes brutales Benehmen ſich immer mehr Emmy entfremdete und den Haß faſt aller Bewohner St.-Helenas auf ſich zog. Alles was der Gouverneur zur Beſchränkung und ſelbſt zur Beleidigung der Franzoſen erſann, dazu half Readham ämſig mit. Napoleon befahl endlich daß Las Caſes, um ſich und ſeinen Vater den Verfolgungen Readham's zu entziehen, abreiſen ſollte. Bei dem Abſchiede erklärte Emmy offen ihre Liebe zu Emmanuel, aber ſtatt dadurch die Bewerbungen Readham's abzuſchrecken, fühlte jener in ſeinem verbiſſenen Gemüthe ſich noch mehr gereizt nach dem Beſitze Emmy's zu ſtreben. Er drohte ihrem Vater ſeine Thaten zu enthüllen, Thaten die ein Gewebe von Lug und Trug ſeien, geeignet der Oeffentlichkeit ſowol als auch ſeiner Behörde gegenüber den Gouverneur in das ſchädlichſte Licht zu ſtellen. Emmy, um dies Unglück von ihrem Vater abzuwenden, entſchloß ſich nach hartem Kampfe, dem Capitain ihre Hand, aber nicht ihr Herz zu geben. Als ſie aber zum Altare traten, da fiel das Mädchen infolge der langen geiſtigen Qualen und Aufregungen in einen Starrkrampf und verſchied. Als Epiſode iſt dieſer Haupterzählung die Geſchichte der Flucht des Grafen Lavalette aus Paris eingewebt. Am Schluſſe des Buchs findet noch eine Schilderung der Abholung der Leiche Napoleon's von St.-Helena und deren Beiſetzung im Dom der Invaliden ihren Platz, ſowie der Tod Napoleon's vorher ſelbſt ausführlich erzählt worden iſt.

37.

London und Paris im Sommer 1851.

England, der Kern eines neuen, noch nicht dageweſenen Weltreichs durch Beſiedelung zuvor unbebauter Landſtriche ferner Gegenden, das Land welches, man mag es nun anerkennen wollen oder nicht, unleugbar an der Spitze Deſſen ſteht was man heutzutage Civiliſation nennt, von der jedoch die Höheres bringende Geſittung (moralisation) wohl zu unterſcheiden iſt, England beſaß ſchon ſeit geraumer Zeit eine zahlreiche mindergekannte, aber oft gar einflußreiche Literatur der höhern Stände. Wir meinen jene Reihe von oft ſehr werthvollen Schriften, die gedruckt, aber nicht verlegt, von ihren Urhebern verſchenkt, aber nicht buchhändleriſch verkauft wurden. Die erſten Anfänge einer ſolchen Literatur in unſerm beſcheidenen Deutſchland, das bisher den gräciſirenden Roman eines regierenden Herzogs, Gedichte eines Königs, Umdichtungen aus fremden Sprachen und Reiſebeſchreibungen königlicher Prinzen in ſeinen Buchläden verkaufen ſah, dürfen jedoch in d. Bl. nicht unbeachtet bleiben.

Wir nennen als mit der ſteigenden Wohlhabenheit und deren Wirkungen ſich auch bei uns entfaltende derartige Erſcheinungen die geiſt- und gemüthvollen Lebensbilder aus der

Mappe des unter dem Namen des Fahrenden Lanzenknechts wohlbekannten Fürſten S. in Wien. An dieſe ſchließen ſich jetzt vom andern Ende Deutſchlands her, aus Hamburgs bürgerlichen Kreiſen, die Umriſſe einer im Hochſommer 1851 gemachten raſchen Reiſe zur größten That der heutigen Civiliſation, der londoner Gewerbeausſtellung, von einem in und außer Europa vielgewanderten, angeſehenen und begüterten jüngern Kaufmann, keck und vielleicht manchmal übermüthig, aber ſcharfblickend, unterhaltend und anregend. Darum entnehmen wir denn dieſer nicht käuflichen, dem Vernehmen nach nur in 40 Abzügen für Freunde gedruckten Schrift *) nachſtehende Skizzen aus den beiden größten und tonangebenden Hauptſtädten unſers Welttheils.

Von dem erſten und Hauptzweck der Reiſe, der Ausſtellung, über welche die Königin Victoria ſo ſchön als wahr einer befreundeten Dame in Deutſchland ſchrieb, ſie ſei „dem Schöpfer dankend daß er den Menſchen geſtattet ſo Großes zu leiſten", heißt es in kecker Zuſammenfaſſung:

„England gebührt die Krone auch in der Ausſtellung. Nicht allein daß die Erzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes mannichfaltiger als die aller übrigen Nationen zuſammengenommen ſind, ſie werden in vielen Fällen auch einen größern Einfluß, eine weitere Wirkung auf das Wohl der arbeitenden Claſſen, ja der Menſchheit im Allgemeinen ausüben als die Statuen Italiens, die koſtbaren wiener Möbeln, die polirten berliner Stahlkanonen oder die brochirten Seidenſtoffe und Gobelins des ſchönen Frankreich. Der Zollverein hat ſich nach meiner Meinung nicht ſehr ausgezeichnet, während Oeſtreich alle Erwartungen übertraf; nicht allein daß die Ausſtellung des erſtern ärmlich iſt, es gewähren ſeine Fabrikate auch wenig Intereſſe. Neues oder durch Geſchmack Ausgezeichnetes iſt faſt nicht vorhanden, und ſelbſt die angeſtaunte Statue von Kiß iſt wol in mancher Hinſicht verfehlt zu nennen. Zu verwundern iſt es auch daß der Zallverein keinen einzigen berühmten Mann, keine bedeutende Perſönlichkeit zur Vertretung ſeiner Intereſſe nach London ſendete. Wer da weiß was ein großer Name in London gilt und einen Alexander von Humboldt zu ſeiner Verfügung hat (?), der ſollte u. ſ. w."

„Die Deutſchen ſind nun einmal unpraktiſch, und das zeigt ſich leider auch in ihren Fabrikaten. Da iſt z. B. u. ſ. w."

Durch Englands Schiffs- und Handelsverbindungen mit allen Erdtheilen hat ſich daſelbſt ein neuer Handelszweig gebildet, der mit lebenden Thieren, dem wir Deutſchen das durch Lichtenſtein's Bemühungen und Betriebſamkeit geſchaffene Sammel-, Beſtimmungs- und Tauſchgeſchäft des berliner zoologiſchen Muſeum durch ausgeſendete Reiſende in wiſſenſchaftlich behandelten Thieren kühn entgegenſtellen dürfen. Von jenem Handelszweige ſagt unſer Verfaſſer:

„Noch intereſſanter war ein Abendbeſuch in dem Surrey-Thiergarten. Einige aufgeſtellte Muſikchöre und ein praſſelndes Feuerwerk regten die ſtets ein Nachtleben führenden Raubthiere furchtbar auf; das Gebrüll der gräulichen Katzen, ihr Toben im engen Käfig hatte etwas Schrecklich-Schönes, von dem man ſeine Augen kaum abzuwenden vermochte. Auch die in großen Glaskaſten aufbewahrten Reptilien, Schlangen, Eidechſen und Krokodile, die bei Tage ruhig zu ſchlummern pflegen, wanden und ſchlängelten ſich um die in ihren Behältern befindlichen Baumſtämme; ihre Augen funkelten mit ſeltſamem Glanze, und eine lauernde Unruhe leuchtete uns entgegen. Die Art und Weiſe der Aufſtellung, die Schönheit der Thiere laſſen Nichts zu wünſchen übrig. Landen iſt auch dafür der Hauptmarkt, und der Handel der mit dieſen wilden Beſtien getrieben wird iſt ganz bedeutend. Alle Menageriebeſitzer der Welt verſehen ſich hier; außerdem gibt es aber auch in England viele vornehme Herren, welche größere oder kleinere Menagerien auf ihren Landſitzen haben. So unter Anderm der Graf Derby, deſſen ſehr ſchöne Menagerie aus 1600 Thieren beſtand, worunter auch reißende Thiere. Sein Sohn, Lord Stanley (jetziger erſter Miniſter), bot die Menagerie der Königin zum Geſchenk an, welche ſich aber ein ſo koſtbar zu unterhaltendes Präſent verbeten haben ſoll, weshalb die Sammlung nun öffentlich verſteigert wird."

*) „Reiſeerinnerungen aus London und Paris" (Hamburg 1851).

Anziehend iſt die Beſchreibung einer nicht leicht zugänglichen Aufführung der von den erſten Künſtlern und Schriftſtellern des britiſchen Reichs gebildeten Gilde für Literatur und Kunſt, welche die Gründung einer Ruheſtätte für ihre alten und hülfsbedürftigen Genoſſen beabſichtigt. Es heißt von dieſer wohlthätigen Schauſtellung:

„Zu dieſem herrlichen Zweck haben ſich Englands berühmteſte Schriftſteller und Künſtler vereinigt und ſetzen jedes Jahr eine Penſion von 100 Pf. St. für die Beantwortung einer Preisfrage aus. Die Mittel werden auf verſchiedenen Wegen herbeigebracht. Einer derſelben führte zu öffentlichen theatraliſchen Vorſtellungen. Sir Edward Lytton Bulwer ſchrieb dazu ein Luſtſpiel in fünf Aufzügen: «Beſſer als unſer Ruf», und Charles Dickens eine Poſſe: «Herrn Nachtigall's Tagebuch». Die erſte Vorſtellung fand in Devonſhirehouſe ſtatt, die Königin und Prinz Albert waren zugegen, der Platz koſtete 5 Guineen, die Königin zahlte aber deren 100, der königliche Gemahl 25. Dieſe Vorſtellung wurde auch einige mal vor einem gewählten Publicum, zu einer halben Guinee die Eintrittskarte, in den Hanoverſquare-Rooms wiederholt. Es gelang uns Eingang zu derſelben zu verſchaffen: die Einrichtung war gut, die Sitze bequem und der Saal nicht überfüllt. Die Decorationen waren von den berühmteſten Malern Englands angefertigt; Abſolan's, Louis Haghe's, Roberts' Namen waren auf dem Zettel genannt, die beiden Letzten durch ihre herrlichen Werke über Belgien und das Gelobte Land auch in Deutſchland hinreichend bekannt. Das Coſtume war gewählt und die Täuſchung ſoviel irgend möglich berückſichtigt. Unter den Darſtellern glänzten Charles Dickens, der Director des Ganzen, Frank Stone, Douglas Jerrold, Mark Lemon, Auguſtus Egg. Dickens iſt ein vollendeter Schauſpieler, der jeder Bühne Ehre machen würde; nicht minder zeichneten ſich Jerrold und Mark Lemon durch ihre Zwerchfell erſchütternde Komik aus. Dickens hatte in beiden Stücken Verkleidungsrollen, in denen er ein großes Talent für Nachahmung Anderer bethätigte. Die Stücke ſelbſt möchten den deutſchen Bühnen nur mit Vorſicht zu empfehlen ſein."

Wollte auch nach der glänzendſten Seaſon welche London in irgend einem Jahre ſeines Daſeins erlebt hat, der in die Hundstage fallende Aufenthalt in dem verödeten, neurepublikaniſchen und nach den vorhergegangenen politiſchen Stürmen in den fanatisme du repos verſunkenen Paris unſerm Reiſenden nicht mehr recht munden, dennoch fiel ein Abglanz von jenſeit des Kanals her auch in die Seineſtadt durch den Beſuch des Lordmayor van London mit ſeiner zahlreichen Begleitung. Das bei dieſer Gelegenheit den britiſchen Gäſten in St.-Cloud durch den Präſidenten Ludwig Napoleon gegebene Feſt ſchildert der demſelben beiwohnende Verfaſſer alſo:

„Das Wetter war herrlich, der Empfang war von 3 Uhr an. Es ward angeſagt daß die Damen in Morgentoilette, die Herren ſchwarz zu erſcheinen hätten. Zahlloſen Wagen begegneten wir auf dem Wege von dem Boulevard des Italiens durch die Elyſeiſchen Felder, das Boulogner Holz nach St.-Cloud, denn es mochten außer den Engländern wol 3000 Menſchen eingeladen ſein."

„Endlich erreichten wir die Brücke welche über die Seine führt und ſchloſſen uns der endloſen Reihe von Wagen an welche zu dem auf dem ſüdlichen Abhange eines waldbewachſenen Hügels liegenden Schloſſe St.-Cloud, dem Lieblingsaufenthalt zweier Monarchen die beide fern vom Vaterlande ihr Leben aushauchen ſollten, des Kaiſers Napoleon und König Karl's X., führt. Das Schloß iſt von verſchiedenen Baumeiſtern in der Mitte des 17. Jahrhunderts erbaut und 1680

vollendet worden. Der maleriſche Park iſt von Lenôtre angelegt und in zwei Theile geſchieden; der eine wird dem Publicum täglich geöffnet, der andere iſt den Bewohnern der fürſtlichen Reſidenz vorbehalten. In dem öffentlichen Theile führt eine große Allee zu den ſchönen Waſſerfällen und Springbrunnen. Rechts und links ſind Speiſehäuſer, Kaufläden, Waffelbuden, Wägeſtühle (worunter einer mit dem philiſtröſen Titel: à la mère de famille) aufgeſtellt; man ſieht daß St.-Cloud fleißig von der pariſer Bourgeoiſie beſucht wird, welche hierher ſtrömt um den großen, ſeinen Strahl 62 Mètres hoch werfenden Springbrunnen, der Rieſe genannt, arbeiten zu ſehen. Heute ſpielten ſämmtliche Waſſer, und Tauſende müßiger Zuſchauer benutzten dieſe Gelegenheit Spalier zu bilden und die in zurückgeſchlagenen Wagen herbeikommenden Gäſte zu betrachten. Im Ganzen genommen fehlte dem Publicum das Wohlwollende, das Behagliche welches uns in den engliſchen Phyſiognomien ſo angenehm überraſchte."

„Mittlerweile war unſer Wagen durch die Ehrenwachen paſſirt und am Portal des Schloſſes angelangt. Eine zahlreiche Dienerſchaft, Lakaien, Portiers, Leibjäger, iſt dort aufgeſtellt und verificirt mit großer Genauigkeit unſere Einladungskarten. Breite Treppen führen in die Gemächer, welche mit außerordentlichem Luxus und ausgeſuchtem Geſchmack decorirt ſind. Eine wogende Menſchenmenge bewundert mit uns die parquettirten Fußböden, die unvergleichlichen Gobelins, die Gemälde älterer franzöſiſcher Meiſter, namentlich einen Salon von Karl Vernet ausgeſchmückt. Durch das Schlafgemach, an welches ſich ſo viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen, gelangt man auf die Terraſſe, welche einen maleriſchen Anblick darbietet. Links ziehen ſich lange Alleen alter Lindenbäume hin, aus denen man in den untern Theil des Gartens tritt; rechts erblickt man Reihen Treibhäuſer, in denen, wie wir vernehmen, um 6 Uhr ein großes Goûter ſervirt werden ſoll. Zu ähnlichem Zweck iſt auch ein Zelt im Garten, einſtweilen noch geſchloſſen, beſtimmt. Die Mitte der Terraſſe iſt mit Springbrunnen, Blumenparterres und einer Orangerie geſchmückt, deren goldene Früchte in der Sonne glänzen und welche ihren würzigen Duft entſendet. In den Luſtgängen wogte es auf und ab. Alle Völker ſind hier vertreten. Glänzende Uniformen, elegante Damen, ſchwarze Fracks mit und ohne Orden, der dicke Chineſe Heſing, Eigenthümer der Jonke, Türken, Araber und Griechen in ihrer Nationaltracht geben dem Bilde Leben und Mannichfaltigkeit. Plötzlich bemerkten wir am Ende des großen Laubgangs ein Gedränge; dann ordnete ſich Alles zu beiden Seiten, und ein kleiner Mann, mit bräunlichem Barte, im ſchwarzen Frack und unter demſelben über der Weſte das große Band der Ehrenlegion, die Gemahlin des griechiſchen Geſandten am Arme führend, von einem glänzenden Gefolge umgeben, ſchreitet durch die ſich verbeugenden Herren und Damen freundlich grüßend. Es iſt der kaiſerliche Prinz Ludwig Napoleon, es iſt der Präſident der franzöſiſchen Republik."

„Er gelangt jetzt in unſere Nähe, wir verbeugen uns unendlich tief und haben vollkommene Muße ihn zu betrachten. Seine Geſichtszüge ſind nicht ſehr einnehmend, ſie erſcheinen fatiguirt, und das glanzloſe Auge vermag den Eindruck nicht zu erhöhen. Es liegt etwas Kaltes, Unbewegliches in dem Geſicht, welches durch das officiöſe Lächeln das die Gäſte begrüßt nicht gemildert wird. Der Oberkörper ſteht zu dem Unterkörper nicht in richtigem Verhältniß, weshalb der Präſident ſich wol beſſer zu Pferde als zu Fuß ausnimmt. Vorſtellungen fanden bei der Menge der Gäſte nur ausnahmsweiſe ſtatt; wir lehnten dieſe Ehre ausdrücklich ab, da es keinen Reiz für uns hatte mit dem Oberhaupte des franzöſiſchen Staats bei dieſer Gelegenheit einige nichtsſagende Worte zu wechſeln. Auch die Geſandten aller fremden Staaten ſind in der Umgebung des Präſidenten; der engliſche Botſchafter, Lord Normanby, iſt erſt ſpät erſchienen; ſein ſchwarzer, auf dem Haupte etwas licht werdender Lockenkopf überragt den Präſidenten, der ſich mit dem portugieſiſchen Exminiſter Grafen Thomar unterhält, bedeutend. Die Geſellſchaft wandelt, in den ſchattigen Laubgängen ſich vor der Sonne ſchützend, umher, es bilden ſich Gruppen, die Damen nehmen in den Seſſeln und auf den Bänken Platz, ſodaß man die köſtlichen, friſchen Toiletten, unter denen man einige reichgeſtickte Weſten mit koſtbaren Knöpfen (die Pariſerinnen tragen davon Garnituren zu zehntauſend Francs) bewundern kann. Die Strahlen der Sonne brechen ſeitwärts durch die Zweige und beleuchten die Scene magiſch, die Springbrunnen plätſchern geſchwätzig, die alten Bäume ſehen ſtumm dem geräuſchvollen Treiben zu und erinnern ſich vergangener Zeiten, wo die Reifröcke und die Höflinge mit ihrem geſtickten Habit hier einherſchritten."

„Das Ganze gibt ein ſchönes, lebensvolles Bild, wie man es, abgeſehen von den Trachten, auf alten Gemälden abconterfeit ſieht."

„Engländer ſind wie Sand am Meere vorhanden. Dieſe Sklaven der Etiquette ſcheinen zu vermeinen daß ſie die Regeln des geſellſchaftlichen Anſtands bei dem Oberhaupte einer Republik ungeſtraft verletzen dürften. Anſtatt den Anordnungen welche das Erſcheinen im Geſellſchaftsanzuge vorſchreiben nachzukommen, findet ein großer Theil dieſer Inſulaner es angemeſſen im Oberrocke und Morgentracht, mit tüchtigen Knütteln bewaffnet, der Einladung folgezuleiſten. Man hätte dieſe brutalen Männer nicht dulden und John Bull zurückweiſen ſollen, wie das unzweifelhaft bei ähnlichen Gelegenheiten in England geſchehen würde, wenn Fremde die Geſetze des Anſtands verletzen und ſich ungentlemanlike betragen würden."

„Es ſchlägt 6 Uhr. Der Präſident gibt der Lady Normanby, Lord Normanby der Prinzeſſin Mathilde den Arm, und nun bewegt ſich die ganze Menſchenmenge gegen die Gewächshäuſer, deren Thüren geöffnet ſind um den Hungerigen zu ſpeiſen und den Durſtigen zu tränken. Zum Anfange geht Alles langſamen und gemeſſenen Schritts, bald fängt man aber an zu ſtoßen und zu drängen und ſtürzt mit gieriger Haſt auf die Buffets zu, wie wir ſie in ſo vornehmer Geſellſchaft kaum erwartet hätten. Wir betrachten die etwas entwürdigende Scene mit ſtoiſcher Ruhe von den Stufen des Palaſts welche in den Garten führen, beneiden Niemand um das mühſam errungene Glas Champagner oder Stück Brot, ſondern ſetzen uns in unſern harrenden Wagen und benutzen den kühlen Nachmittag zu einem Beſuche in Meudon, dem Lieblingsſitze des Herzogs von Orléans, nachdem wir uns vorher in einem Hôtel im Dorfe Meudon ein diner soupatoire beſtellt hatten."

Wir übergehen die ſtaunenerregenden, mit gläubiger Ueberzeugung unſers ſo ſcharfſichtigen Reiſenden ausführlich geſchilderten Wunder des Magnetismus der Herren Marcillet, Dr. de Polet und des ſomnambulen Alexis, ungeachtet in ihnen gar merkwürdige Nachrichten über den bekannten Oberſten Gurwood, Herausgeber der Depeſchen Wellington's, über Ludwig Philipp und über Heinrich von Arnim enthalten ſind, und ſchließen unſere Anzeige dieſes anziehenden Büchleins mit der gemüthvollen Beſchreibung der Grabſtätte des unglücklichen letztverſtorbenen Herzogs Ferdinand von Orléans:

„Wenn man in den eingegitterten Platz der St.-Ferdinandskapelle auf dem Wege von Paris nach Neuilly tritt, errichtet an der Stelle wo der Herzog ſein Leben aushauchte, ſo liegt rechts ein Gebäude in welchem der Aufſeher und Sacriſtan, ſowie der Prieſter wohnen, welcher dem Herzog in der Todesſtunde die Tröſtungen der heiligen Religion gewährte. Man hat ihm hier eine Ruheſtätte bereitet, und nur die Verpflichtung auferlegt, täglich eine Seelenmeſſe für den Dahingeſchiedenen zu leſen."

„In dem mittlern Theile des Gebäudes ſind die Gemächer belegen welche die königliche Familie zu betreten pflegte, wenn ſie dem Gedächtniſſe des erlauchten Todten eine Stunde weihen wollte. Die Räumlichkeiten ſind angemeſſen hergerichtet. Auf zwei Wandtiſchen, einander gegenübergeſtellt, bemerkt man zwei umgeſtürzte Säulenſchäfte von ſchwarzem Marmor, Stutzuhren vorſtellend. Sie haben aber ausgeſchlagen gleich dem

Herzen des edeln Dulders. Der eherne Zeiger der einen zeigt unverrückt und unwandelbar die Stunde des furchtbaren Unfalls, die andere meldet die Todesſtunde. Dem Hauſe gegenüber liegt die Ferdinandskapelle. Ein weiter Hof in einen Garten führend trennt beide. In der Mitte des Hofes ſteht eine ſchlankaufgeſchoſſene Ceder vom Libanon. Der Graf von Paris pflanzte ſie im Beiſein ſeines königlichen Großvaters am Jahrestage des Todes ſeines Vaters.“

„Wehmuth im Herzen treten wir ehrfurchtsvoll in das ſtille Kirchlein. In einer Seitenkapelle ſteht ein marmorner Sarkophag und auf demſelben liegt die Statue Louis Ferdinand's, Herzogs von Orléans, in franzöſiſche Generalsuniform gekleidet. Zu ſeinem Haupte zeigt ſich ein gen Himmel deutender Engel, das Portrait der unvergeßlichen Prinzeſſin Marie.“

„Ich weiß nicht ob die Gruppe ſchön iſt, wir fragten kaum nach dem Meiſter. Hier ſprach das Herz, der kalte berechnende Verſtand ſchwieg. Man ſagte uns, der König habe dem Künſtler das Wort abgenommen, die Statue ſelbſt und allein zu vollenden. Kein Handlanger, kein Lehrling, kein Schüler, wie das wol ſonſt zu geſchehen pflegt, hat einen Meißelſchlag daran gethan. Mit rührender Theilnahme, mit väterlicher Liebe überwachte der Monarch den Fortgang der Arbeit. Niemand durfte die Künſtlerwerkſtatt betreten und erſt nach ihrer Aufſtellung in der Kapelle ward ſie dem profanen Auge Fremder preisgegeben.“

„Im Hintergrunde der Kirche, dem Eingange gegenüber, iſt ein ſchmuckloſer Altar errichtet. Vor demſelben ſtehen Betſtühle für theilnehmende Seelen, welche hierher wallfahrten, um nimmerwelke Kränze am Fuße des hehren Grabmals niederzulegen. Die Beleuchtung der Kapelle geſchieht durch gemalte Fenſter, Heilige vorſtellend, in deren Geſichtern die Portraits aller der Mitglieder dieſer Familie, welche das Todeslager des Fürſten umſtanden, wiedergegeben ſind.“

„Kniet man vor dem Altar an einer beſtimmten Stelle, ſo erblickt man durch eine kleine Oeffnung in der hinter demſelben befindlichen Sacriſtei ein lebensgroßes Gemälde, den Tod des Herzogs darſtellend. Es iſt dies die eigentliche Stelle, wo er ſeine müden Augen für immer ſchloß. Die durch ihre Tugenden wahrhaft erhabene Königsfamilie umgibt das Sterbelager ihres Lieblings, des Erben ihrer Krone.“

„Wir eilten tiefergriffen von dannen. Andern Tags reiſten wir ab.“ 88.

Notizen.

Ahnfrauen Mirabeau's.

Die ſchon 1834 erſchienenen, wie uns däucht in Deutſchland nicht ſehr bekannt gewordenen Memoiren Mirabeau's: „Mémoires biographiques, littéraires et politiques de Mirabeau, écrits par lui-même, par son père, son oncle et son fils adoptif“, von deſſen Pflegeſohn herausgegeben, den er auf dem Sterbebette ſeiner Schweſter, Madame du Saillant, vererbte, dem kürzlich zu Paris verſtorbenen Lucas Montigny, liefern uns charakteriſtiſche Züge von zwei Ahnfrauen des berühmten Redners, aus dem vornehmen altprovençaliſchen Geſchlechte Riqueti-Mirabeau, das aus Welſchland ſtammt. Jeanne de Lenche, welche ſich 1592 mit Honoré II. von Riqueti vermählte, war eine äußerſt kluge Frau, von welcher die Tradition manches Volksgeſchichtlein aufbewahrt hat. Die Dame brachte als Mitgift das Haus auf dem Platze Lenche, das ſchönſte in Marſeille. Auf dem Platze befand ſich der einzige Markt dieſer ſeither ſo ſehr vergrößerten Stadt. Jeanne gewahrte von ihrer Terraſſe aus die Wirthſchafterinnen, und kannte die Gebieter denen ſie dienten; ſie merkte ſich die welche die Fiſche am theuerſten kauften, „um“, ſagte ſie, „ihr Geld nicht jenen Gebietern zu leihen“. Dieſer Zug malt die Einfachheit der Zeit. Die Schwiegertochter von Jeanne, Anne de Pontevès, 1620 mit Thomas von Riqueti verheirathet, war ein ſtolzes Weib, aber voll Muth und Feſtigkeit. Von ihr gilt was eine ſpätere Enkelin zu ihrem Neffen, dem feurigen, gewaltigen Helden der Revolution ſagte *): „V'aoutrés sias d'homès? sias houmachomes“; nämlich: „Vous autres, vous êtes des hommes? Vous êtes des diminutifs d'hommes.“ Sie fügte hinzu: „Wir, zu unſerer Zeit, wir trugen Piſtolen im Gürtel und wußten ſie zu brauchen.“ Anne de Pontevès, der einſt Madame de Foreſta am Weihwaſſerbecken den Weg vertrat, ſchob ſie mit einer Ohrfeige zur Seite und ſprach: „Ici comme à l'armée, le bagage doit passer le dernier.“

Die Tage der Knechtſchaft.

Die letzten hochbedeutſamen, allen Jahrhunderten geweihten Worte des in der Verſchwörung auf Cuba erſchoſſenen Mulatten Placido, zu denen er ſich wie mit Seherkraft noch einmal aufraffte aus todtähnlicher Ohnmacht, waren: „Los dias de la esclavitud son contados.“ („Die Tage der Knechtſchaft ſind gezählt.“) 12.

Bibliographie.

Baltzer, E., Alte und Neue Welt-Anſchauung. Vorträge, gehalten in der freien Gemeinde zu Nordhauſen. 3te Sammlung. — A. u. d. T.: Neue Propheten. Vorträge über deren Leben, Charakter und Bedeutung. Nordhauſen, Förſtemann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Beck, C., Platons Philoſophie im Abriß ihrer genetiſchen Entwickelung. Stuttgart, Mäcken. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Berthold's tewtsche Theologey. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen, einem Wörterbuche und einer Biographie versehen von W. Reithmeier. Mit einem einleitenden Vorworte von F. Windischmann. München, Literarisch-artistische Anstalt. Lex.-8. 3 Thlr. 14 Ngr.

Betrachtungen über das Kommen des Verheißenen und die Tage ſeines ſichtbaren Wandels auf Erden. Zum Behuf häuslicher Erbauung. Mit einem Vorworte von G. C. A. Harleß. 1ſte Abtheilung. — A. u. d. T.: Advents- und Weihnachtsbetrachtungen. Dresden, Naumann. 1853. Gr. 8. 8 Ngr.

Bilder aus dem Arbeiterleben oder Wie gelangt ein Volk zu wahrer Bildung? Beantwortet durch Zuſchriften von 23 engliſchen Arbeitern an einen ſchweizeriſchen Handwerkersſohn. Mit einem Vorwort von S. C. Kapff. Baſel, Bahnmaier. 8. 5 Ngr.

Buß, F. J., Reformen im Dienſt der katholiſchen Geiſtlichkeit Teutſchlands. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Clarkſon, T., Onkel Tom in England. Fortſetzung von Onkel Tom's Hütte. Zwei Theile. Leipzig, O. Wigand. 1853. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutſcher Dichterwald. Lyriſche Anthologie von G. Scherer. Stuttgart, C. Hallberger. 1853. 16. 2 Thlr.

Fabian's Thurm. Ein Roman vom Verfaſſer von „Schmuggler und Wilderer“. Aus dem Engliſchen überſetzt von E. Suſemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Francke, H., Ein Frühlingstraum. Gedicht in ſieben Geſängen. Mit 1 Stahlſtich. Leipzig, Baumgärtner. 1853. 16. 1 Thlr.

Gerhardt, L. v., Erlebniſſe und Kriegsbilder aus dem Feldzuge 1850 in Schleswig-Holſtein. Mit 2 Plänen der Umgegend von Idſtedt und Schleswig-Eckernförde-Rendsburg. Glogau, Flemming. Gr. 8. 10 Ngr.

Geſpräche über Proteſtantismus und Katholicismus. Von Dr. Dan. Schenkel. 1ſter Theil. Heidelberg 1852. Einfach geſprochen von einem kathcliſchen Dorfpfarrer in der Nähe Heidelberg's. Heidelberg, Rieger. 8. 12 Ngr.

*) Madame de Châteauneuf, geſt. 1710.

Jagemann, L. v., Criminallexikon. Nach dem neuesten Stande der Gesetzgebung in Deutschland bearbeitet. 1ste Lieferung. Erlangen, Enke. Gr. Lex.-8. 20 Ngr.

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthſel. Illuſtrirt von deutſchen Künſtlern: C. v. Heideck, W. v. Kaulbach, G. König ꝛc. Herausgegeben von G. Scherer. 3te Auflage. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Kmety, G., Arthur Görgei's Leben und Wirken in Ungarn. Beurtheilt. London. 1853. Gr. 8. 15 Ngr.

Köllner, E., Das Jahr 1848. Zur Verſöhnung von Freiheit und Autorität. Nebſt Folgerungen für Preußens Verfaſſungs- und Regierungsform. Gießen, Ricker. Gr. 8. 18 Ngr.

Lain, O., Eine Todesſtunde. Dramatiſches Trauerbild aus der jüngſten Paſſionsgeſchichte. Lüneburg, Herold u. Wahlſtab. 1853. 16. 10 Ngr.

Lane, E. W., Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Nach der 3ten Originalausgabe aus dem Englischen übersetzt von J. T. Zänker. Drei Bände. Leipzig, Dyk. 16. 3 Thlr. 27 Ngr.

Deutſches Leben. Novellen, Erzählungen und Skizzen. Herausgegeben von H. Pröhle. I. Leipzig, Avenarius u. Mendelsſohn. 1853. 8. 24 Ngr.

Ledderhoſe, K. F., Das Blutbad von Thorn im Jahre 1724. Ein Bild aus der Geſchichte der Jeſuiten. Baſel, Bahnmaier. Gr. 8. 3 Ngr.

Mallet, F., Die Weiſen aus dem Morgenlande. Eine Weihnachtsgabe. Bremen, Heyſe. 8. 20 Ngr.

Martenſen, H., Die chriſtliche Dogmatik. Aus dem Däniſchen. 2te verbeſſerte Auflage. Kiel, Schröder u. Comp. 1853. Gr. 8. 2 Thlr. 27½ Ngr.

Max Maria, Rolands Graalfahrt. Leipzig, E. H. Mayer. 16. 24 Ngr.

Merckel, W. v., Die Diſteldinger. Leipzig, Simion. 1853. 16. 7½ Ngr.

Meyer, J. F. v., Blätter für höhere Wahrheit. Auswahl in zwei Bänden aus den elf Bänden des ſel. Verfaſſers. Nebſt einer biographiſchen Einleitung. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1853. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Milenowsky, J., Volks-Märchen aus Böhmen. Mit 7 Holzſchnitten nach Zeichnungen von C. T. Reiffenſtein. Breslau, Kern. 1853. 8. 27 Ngr.

Mooren, J., Das Dortmunder Archidiakonat. Archäologiſche Monographie. Köln u. Reuß, Schwann. 1853. Gr. 8. 25 Ngr.

Müller, J. G., Geſchichte der chriſtlichen Feſte. Entwickelung ihres Urſprungs und ihrer Bedeutung, überſichtlich dargeſtellt. Berlin, Vereins-Buchhandlung. Gr. 8. 12 Ngr.

Neander, A., Das Leben Jeſu Chriſti in ſeinem geſchichtlichen Zuſammenhange und ſeiner geſchichlichen Entwickelung dargeſtellt. 5te Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 22 Ngr.

Noel, R. R., Die Begründung und das Wesen der Phrenologie. Dresden, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Oiſchinger, J. N. P., Die Günther'ſche Philoſophie. Mit Rückſicht auf die Geſchichte und das Syſtem der Philoſophie, ſowie auf die chriſtliche Religion dargeſtellt und gewürdigt. Schaffhauſen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Padubrin, L., und E. Lehmann, Gedichte. Königsberg, Nürmberger. Gr. 8. 15 Ngr.

Panorama deutſcher Lyriker der Neuzeit. In einer Auswahl ihrer vollendetſten Dichtungen, nebſt kurzen biographiſchen Notizen von Ludwig. Darmſtadt, Pabſt. 1853. 16. 1 Thlr.

Parthey, G., Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniss seiner Kupferstiche. Berlin, Nicolai. 1853. Gr. 8. 4 Thlr.

Ponſard, F., Odyſſeus. Lyriſches Drama. Deutſch von A. Böttger. Mit 1 Stahlſtich. Leipzig, Baumgärtner. 1853 16. 24 Ngr.

Pröhle, H., Der Pfarrer von Grünrode. Ein Lebensbild. Zwei Theile. Leipzig, Avenarius u. Mendelsſohn. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Raumer, R. v., Ein Wort der Verſtändigung über die Schrift: Die Einwirkung des Chriſtenthums auf die althochdeutſche Sprache. Erlangen, Blaeſing. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Religion der That. Hamburg, Berendſohn. 16. 10 Ngr.

Roſenkranz, K., Meine Reform der Hegel'ſchen Philoſophie. Sendſchreiben an Hrn. Dr. J. U. Wirth. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 15 Ngr.

Schellbach, Emma, Veronika. Ein Roman. Neubrandenburg, Brünslow. 1853. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Schmidt, O., Geſchichte des dreißigjährigen Krieges. Nach den beſten Quellen bearbeitet. Weimar, Rauſchke u. Schmidt. 1853. 16. 20 Ngr.

Schwarz, J., Das heilige Land nach ſeiner ehemaligen und jetzigen geographiſchen Beſchaffenheit, nebſt kritiſchen Blicken in das Carl von Raumer'ſche „Paläſtina". Deutſch bearbeitet von J. Schwarz. Frankfurt a. M., Kauffmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Seidl, J. G., Natur und Herz. Stuttgart, E. Hallberger. 1853. 16. 2 Thlr.

Stiebritz, L., Alma. Leipzig, Hinrichs. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tobler, T., Denkblätter aus Jeruſalem. Mit Anſichten und 1 Karte. St.-Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1853. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Uſchold, J. N., Grundriß der Pſychologie. Amberg, Pohl. Gr. 8. 15 Ngr.

Vehſe, E., Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. 18. Band. [3te. Abtheilung, Geſchichte der Höfe des Hauſes Braunſchweig in Deutſchland und England. 1ſter Theil.] A. u. d. T.: Die Hofhaltungen zu Hannover, London und Braunſchweig. 1ſter Theil. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1853. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Tagesliteratur.

Gärtner, W., Eröffnungsrede zu den Vorträgen für deutſche Sprach- und Literatur-Wiſſenſchaft an der k. k. Peſther Univerſität, gehalten am 12. Oktober 1852. Peſth, H. Geibel. Gr. 8. 3 Ngr.

Henry, Der Glaube Friedrichs des Grossen an Gott und an Preussen. Eine Predigt gehalten am Tage nach der Enthüllung seines Denkmals. 2te Auflage. Mit einigen Original-Stellen aus den Schriften des Königs. Berlin, Decker. 1851. Lex.-8. 10 Ngr.

Kühne, F. G., Fröbel's Tod und der Fortbeſtand ſeiner Lehre. Liebenſtein, Verlagsbuchhandlung der Kinder-Beſchäftigungsanſtalt. 4. 7½ Ngr.

Macaulay's Rede vor ſeinen Wählern in Edinburgh, gehalten den 2. November 1852. Berlin, Adolf u. Comp. 16. 5 Ngr.

Militairiſches und Ariſtokratiſches von einem bürgerlichen Offizier. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Schenkel, D., Was iſt Wahrheit? Betrachtungen und Hoffnungen am Jahresſchluſſe 1852. Heidelberg, Akademiſche Anſtalt für Literatur und Kunſt. Gr. 8. 6 Ngr.

Seidel, H. A., Viele ſind berufen, aber Wenige ſind auserwählet. Predigt gehalten am 20. Sonntage nach Trinitatis. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Wie dünket euch um Chriſto? Predigt, gehalten am 18. Sonntage nach Trinitatis. Ebendaſelbſt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № LI.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Elegante Ausgaben zu Feſtgeſchenken geeignet.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig,
in allen Buchhandlungen zu haben.

Album der neuern deutſchen Lyrik. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. 1851. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bauernfeld, Gedichte. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Béranger, Chansons. Nouvelle édition. Miniatur-Ausgabe. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Bobrik, Gedichte. 8. 1851. Geh. 1 Thlr. 22 Ngr. Geb. 2 Thlr.

Byron, Der Korſar. Aus dem Engliſchen überſetzt von Friederike Friedmann. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 20 Ngr.

Dichtungen von **Moore** und **Byron**. In deutſcher Ueberſetzung mit gegenübergedrucktem Original. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

Gutzkow, Uriel Acoſta. Miniatur-Ausgabe. 1852. Geb. 24 Ngr.

Hammer, Schau um dich und Schau in dich. Dichtungen. Miniatur-Ausgabe. 1851. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Horn, Die Pilgerfahrt der Roſe. Dichtung. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Geh. 20 Ngr. Geb. 24 Ngr.

W. v. Humboldt's Briefe an eine Freundin. Vierte Auflage. Zwei Theile. 8. 1850. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr. Geb. 5 Thlr.

——————, Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, an Frau v. Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's von **Eliſa Maier**. Zweite Auflage. 8. 1852. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kapper, Die Geſänge der Serben. Zwei Theile. 8. 1852. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 4 Thlr.

Wilhelm Müller, Gedichte. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) 1850. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 16 Ngr.

F. v. Raumer, Sorru. Miniatur-Ausgabe. 1848. Geb. 16 Ngr.

Saintine, Picciola. Miniatur-Ausgabe. 1848. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schulze, Die bezauberte Roſe. Romantiſches Gedicht. Miniatur-Ausgabe. Vierte Auflage. 1851. Geb. 1 Thlr.
Octav-Ausgabe. Achte Auflage. 1852.
Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.
Ausgabe mit Kupfern, geb., 2 Thlr.
Pracht-Ausgabe mit Kupfern, geb., 3 Thlr.

——————, Cäcilie. Romantiſches Gedicht in zwanzig Geſängen. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Zwei Theile. 1849. Geb. 3 Thlr.

——————, Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Dritte Auflage.) Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sturm, Gedichte. 8. 1850. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

——————, Fromme Lieder. 8. 1852. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Zehnter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

November. Nr. 514—517.

Inhalt: Zwei Angedenken aus den Meeresfluten. — Guter Rath des Ziegenkopfs. — Das große Beinhaus im Kloſter des Sinai. — Die Kleidung der deutſchen Frauen in der Vorzeit. — Pariſer Gerichtsſcene. — Franklin's Ueberwinterungsplatz. — *Das Heidelberger Faß. — *Oberſt Mackenzie und drei Brahminen. — Das Perpetuum mobile. — Von dem großen Allarm vor Halle an der Saale am 12. Juni 1547. — *Das Schloß von Blois. — Holländiſche Sitten und Gewohnheiten. — Das Manna der Iſraeliten und das Manna in der Wüſte jetzt. — Ein Zuckerrohrbrand auf den Antillen. — Betrug gegen Betrug und Recht für Unrecht. — *Das königliche Schloß in Chriſtiania. — Die eiſerne Maske exiſtirt noch! — Das große Meſſer, mit dem die Arbeit todtgeſtochen wird. — Beſſer iſt beſſer. — *Der Armpolyp. — **Mannichfaltiges u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Bei **Vandenhoeck und Ruprecht** in Göttingen iſt ſoeben erſchienen:

Sammlung deutſcher Gedichte
zum Declamiren

für mittlere und obere Gymnaſialclaſſen.

Herausgegeben von
Dr. K. Volckmar zu Ilfeld.

Zweite vermehrte und verbeſſerte Auflage. 29 Bogen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

BILDER-ATLAS

zum

Converſations-Lexikon.

Von der **neuen Ausgabe in 96 Lieferungen** dieſes Werks erſchien ſoeben die

neununddreißigſte bis zweiundvierzigſte Lieferung.

Preis einer Lief. 7½ Ngr. = 6 Ggr. = 27 Kr. Rh.

Unterzeichnungen werden fortwährend von allen Buchhandlungen des In- und Auslandes angenommen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Von F. A. Brockhaus in Leipzig ſind nachſtehende **werthvolle Jugendſchriften** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beaumont (Mad. Leprince de), Le Magasin des enfants. Revu et augmenté de nouveaux contes par Mad. Eugénie Foa. Seconde édition. 8. Geh. 24 Ngr.

Comte (Mad. Achille), Sagesse et bon coeur, ou Science du bien. Nouvelles morales. 4 parties. 8. Geh. 16 Ngr.

Genlis (Mad. de), Les Veillées du chateau (Contes choisies). 8. Geh. 12 Ngr.

Kleine Geſchichten für die Jugend. Seinen Kindern in der Heimat erzählt von D. L. H. 8. Geh. 8 Ngr.

Graff (G.), Anthologie zum Declamiren. Erſter Theil. Für die reifere Jugend, zunächſt für die obere Bildungsſtufe höherer Lehranſtalten. 8. Geh. 27 Ngr.

Grangier (L.), Anthologie classique, ou Leçons et modèles de tous les genres de compositions en vers, contenant les morceaux le plus propres à orner l'esprit et à former le goût de la jeunesse. 8. Geh. 12 Ngr.

——, **Premiers éléments de littérature française**, comprenant la composition et la poétique, suivis d'un cours gradué d'exercices littéraires. Ouvrage destiné aux maisons d'éducation et propre à servir d'introduction à un cours de belles-lettres. 8. Geh. 18 Ngr.

Guizot (Mad.), Aglaé et Léontine, ou les Tracasseries; suivi de Hélène, ou le But manqué, et Julie, ou la Morale de Mad. Croque-Mitaine. 16. 4 Ngr.

Daſſelbe in deutſcher Ueberſetzung. Mit Anmerkungen zum Rückuberſetzen von **D. von Steyber.** 16. Geh. 4 Ngr.

Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte. Erzählung für die Jugend. Nach dem Engliſchen. 8. Geh. 15 Ngr.

Kannegießer (K. L.), Deutſches Declamatorium für das erſte Jugendalter. Dritte, mit einem Anhange von deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Gedichten vermehrte Auflage. 8. Geh. 18 Ngr.

——, **Deutſches Declamatorium für das mittlere Jugendalter.** Dritte, vermehrte Auflage. 8. Geh. 21 Ngr.

——, **Deutſches Declamatorium für das reifere Jugendalter.** Zweite, vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kinderleben. In einer Reihe von Liedern und Reimen aus alter und neuer Zeit. Geordnet und herausgegeben von M. J. E. Volbeding. Mit Illuſtrationen von **Ludwig Richter.** 8. Cart. 1 Thlr.

Das Märchen vom geſtiefelten Kater. In den Bearbeitungen von **Straparola, Baſile, Perrault** und **L. Tieck.** Mit 12 Radirungen von **O. Speckter.** 4. Cart. 20 Ngr.

Eine Tigergeſchichte für luſtige Leſer. Dem Engliſchen nacherzählt von **H. Bode.** Mit 7 Holzſchnitten. 8. Geh. 4 Ngr.

(Töpffer, R.) Fahrten des Herrn Steckelbein. Eine wunderbare und ergötzliche Hiſtorie. Nach Zeichnungen von Rudolf Töpffer in luſtigen Reimen von **Julius Kell.** Mit 153 Holzſchnitten. 8. Geh. 6 Ngr.

Volbeding (J. E.), Erinnerungen aus dem Leben eines wackern Mannes. Erzählungen und Schilderungen für die reifere Jugend. Zwei Bändchen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

——, **Luther in Worms. Ein Tag aus Philipp Melanchthon's Leben.** Zwei Lebensbilder für das Volk und für die reifere Jugend aufgeſtellt. 8. Geh. 12 Ngr.

Illuſtrirte Zeitung für die Jugend. Erſter bis ſechster Band. 1846—51. Herabgeſetzter Preis 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge à 1 Thlr.

Für Leſecirkel.

Durch alle Buchhandlungen ſind **Probenummern** zu erhalten von dem

Literariſchen Centralblatt für Deutſchland.

Herausgegeben von **Dr. Fr. Zarncke.**

welches auch für **1853** in unveränderter Weiſe, wöchentlich eine Nummer von 1—1½ Bogen gr. 4., in unſerm Verlage erſcheinen wird. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

Eine Reihe der bedeutendſten Gelehrten Deutſchlands iſt zur Mitwirkung an dieſem Blatte gewonnen, welches durch Vollſtändigkeit und Schnelligkeit in ſeinen Referaten, durch die Tüchtigkeit der in denſelben ausgeſprochenen Urtheile ſich bereits einen großen Leſerkreis erworben hat, der ſich immer mehr erweitert, wo es wünſchenswerth iſt, eine bequeme und zuverläſſige Ueberſicht der neuen Erſcheinungen auf dem Gebiete der Literatur zu gewinnen. Der Inhalt der bedeutendern, insbeſondere der wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften findet ſich ebenfalls im „Centralblatt" angegeben.

Leipzig, im November 1852.

Avenarius & Mendelsſohn.

Im **A. C. Hinrichs**'ſchen Verlage in **Leipzig** erſchien ſoeben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Alma von L. Stiebritz.

Miniatur-Ausgabe. Gebunden 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine ſinnige, anſpruchsloſe Dichtung von tief religiöſem Charakter, die ſich beſonders zu Geſchenken für die edle Frauenwelt eignet.

In der **v. Jenisch & Stage**'schen Buchhandlung in **Augsburg** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sebast. Schertlin von Burtenbach

und seine an die Stadt geschriebene Briefe. Mitgetheilt von ***Theodor Herberger,*** Archivar der Stadt Augsburg. Mit einem Facsimile der Handschrift Schertlin's und der Geheimschriften des schmalkaldischen Bundes. Gr. 8. 3 Thlr., oder 5 Fl.

Der Herausgeber fand in dem Archive der ehemaligen freien Reichsstadt Augsburg einen grossen Schatz der wichtigsten historischen Documente, von denen er in obiger Schrift einen Theil veröffentlicht. Es sind die Briefe eines Mannes, der unter die grössten Feldherren seiner Zeit gehörte, in die politischen Ereignisse derselben bedeutend einwirkte und daher eine grosse historische Bedeutung erlangte. Den Briefen geht eine Skizze von Schertlin's Leben voran, welche nach des berühmten Ritters eigener Beschreibung und nach einer Menge bisher unbenutzter Archivalien gezeichnet ist.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Liſettens Tagebuch.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutzkow empfiehlt dieſen Roman angelegentlich in ſeinen „Unterhaltungen am häuslichen Herd", indem er ihn unter Anderm „ein ſprechendes Spiegelbild für Tauſende junger Frauen und Mädchen" nennt.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literariſche Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 52. —— 25. December 1852.

Inhalt.

Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar und der Orden der verrückten Hofräthe. — Romane von Talvj. — Literariſche Mittheilungen aus Berlin. — Glaubenslehrjahre eines im Proteſtantismus erzogenen Chriſten. — Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte. — **Bibliographie.**

Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar und der Orden der verrückten Hofräthe.

Das vorige Jahrhundert war ſo reich an Ordenserſcheinungen daß ein förmliches Studium dazu gehört Entſtehung, Fortbildung und Ende derſelben genügend feſtzuſetzen; und eben die Menge und Mannichfaltigkeit, die Zwecke, die Verbreitung, die kürzere und längere Dauer blieben nicht ohne weſentlichen Einfluß auf die geſelligen Zuſtände, ſodaß für eine durchdringende Kenntniß dieſer Zuſtände, überhaupt für die Culturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts ein ſolches Studium nicht als überflüſſig angeſprochen werden darf. Meiſtens findet man ſich ſelbſt und Andere damit ab das Inſtitut der Freimaurerei als die Pflanzſchule jener Erſcheinungen zu bezeichnen, ohne zu bedenken daß längſt vor dem Bekanntwerden der Freimaurerei in Deutſchland das Ordensweſen in Scherz und Ernſt Angelegenheit an den Höfen nicht allein, ſondern auch in andern Kreiſen war. In letzterer Beziehung mag nur an die ſehr ernſthaft gemeinten Ordensſpielereien der Poeten und Gelehrten des 17. Jahrhunderts erinnert werden. Im Allgemeinen iſt dieſe Erſcheinung noch aus den in jener Zeit ſehr lebendigen Erinnerungen an das Ritterweſen mit ſeinen Deviſen und Farbenzeichen herzuleiten, die ſich auch noch ſpät in den geharniſchten Abbildungen hervorragender Perſönlichkeiten kundgaben. Dann aber ſprach ſich darin ganz unverkennbar das Bedürfniß näherer geſelliger Verbindung aus, mit der es noch ziemlich karg beſtellt war. Für dieſen Zweck ſuchte man jedes geeignete Mittel zu benutzen, und wenn die Formen, unter denen man den Zweck erſtrebte, unſerer Zeit ſo fremd geworden ſind daß wir oft verſucht werden ſie zu belächeln, ſo haben wir doch zu bedenken daß jede Zeit nur ergreifen und ausbilden kann was ſie kennt, was ihr gemäß iſt.

Daß nach Einführung der Freimaurerei in Deutſchland ſich induſtriöſe Köpfe fanden welche dieſes an ſich ſehr einfache Inſtitut glänzender und zu einem Orden aufzuſtutzen bemüht waren, kann nicht befremden; ebenſo wenig daß ihm von Manchen, um Geld zu erwerben oder doch wenigſtens eine Rolle zu ſpielen, wunderbarliche Geheimniſſe aufgebürdet wurden. Für beide letztern Zwecke wurde ſchon gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach dem Vorbilde des galanten Frankreich das Ritterweſen benutzt, und ſo erſchien denn auch zu Anfang der ſechziger Jahre ein Vagabond unter dem Namen Johnſon zu Jena. Er wußte eine Geſellſchaft junger Männer mit ſeinen Abgeſchmacktheiten dermaßen zu beſtricken daß ihm blindgläubig folgegeleiſtet wurde. Wer ſich ein anſchauliches Bild von dem Treiben jener Leute machen will, findet es in Tieck's Novelle „Die Wunderſüchtigen" ſo wahr als meiſterhaft dargeſtellt. Die Herrlichkeit währte jedoch nur kurze Zeit: Johnſon ward als Betrüger entlarvt und ſtarb als Gefangener auf der Wartburg. Aber es war ein Anderer aufgetreten, der Zeit und Geld an einen Orden verſchwendete, wie er bisher noch nicht geſehen war. Das war der Freiherr von Hund, welcher den längſt untergegangenen Orden der Tempelherren mit der Freimaurerei in Deutſchland zu verbinden ſuchte und damit ein glänzendes Monſtrum ſchuf. Er hatte das in Frankreich gelernt. Das Weſen war durch Deutſchland, Rußland, Schweden, Frankreich, Italien verbreitet, und wenn jemals eine unabſehbare Papiermaſſe unnütz verſchrieben iſt, ſo geſchah es während der etwa zwanzigjährigen Dauer eines Ordens, bei welchem fürſtliche Perſonen, Staatsmänner, hoher und niederer Adel, Gelehrte und Künſtler betheiligt waren, der verſchiedene koſtſpielige Congreſſe hielt und auf keinem zu irgend einem nennenswerthen Reſultate kam. Anfänglich war der preußiſche Kriegscommiſſair Schubart für die Ausbreitung des Ordens ſehr thätig. Er erwählte jedoch bald ein beſſeres Theil, widmete ſich in Sachſen der Landwirthſchaft und erwarb ſich durch Einführung des Kleebaus ein bleibendes Verdienſt in Deutſchland.

Dieſe kurze Skizze wird genügen, jene Erſcheinungen ganz im Zuſammenhange mit ihrer Zeit zu erkennen, derſelben Zeit welche Goethe in ſeinem Leben (zwölftes Buch) darſtellt. Der Ritterbund und der damit in Verbindung gebrachte Orden des Uebergangs an der Mittagstafel zu Wetzlar *) bilden insbeſondere auch dadurch „daß man das Offenbare als ein Geheimniß behandelte" eine ſo ſchlagende Parodie jenes Tempelritterordens, wie ſie von manchen Theilnehmern wol nicht beabſichtigt, wie ſie, damals wenigſtens, Goethe fremd ſein mochte. Indeſſen war er doch ſelbſt nicht frei von der Neigung zum Geheimniß: er äußert irgendwo daß von ſeinen poetiſchen Erzeugniſſen meiſtens nicht früher als nach der Vollendung Etwas kund werden dürfte. So begegnen wir auch im „Wilhelm Meiſter" u. a. O. geheimnißvollen Scenen, mit beſonderer Sorgfalt dargeſtellt. Es mag daher wol ſein daß die Worte: „Nur wiederhole ich daß auch nicht eine Spur von Zweck hinter dieſen Höllen zu finden war", andeuten wollen, er habe ſpäter ſelbſt die Parodie gar wohl erkannt und wolle nun durch ſeine Erzählung irgend einen oder andern noch lebenden alten Tempelritter nicht verletzen. Dieſe Annahme gewinnt an Wahrſcheinlichkeit dadurch daß Goethe ſelbſt etwa ſeit 1780 zu näherer Kenntnißnahme des Ordensweſens veranlaßt wurde; daß ferner Goué, von dem ſogleich die Rede ſein wird, ſchon Mitglied des Tempelritterordens war und ſeiner Natur nach zu toller Parodie geneigt ſein mußte. Eben weil das Ganze jenes wetzlarſchen Ritterbunds ein ſo getreues Spiegelbild der Zeit iſt, läßt ſich der Wunſch nicht unterdrücken daß noch irgendwo die gedruckte Liſte ſämmtlicher Mitglieder des Uebergangs, auch das Büchlein zur Erklärung der Uebergangsſtufen vorhanden ſein und veröffentlicht werden möchte. Goethe ſelbſt nennt nur wenige Namen, und durch Bretſchneider („Reiſe nach London und Paris", Berlin 1817) lernen wir nur noch Ganz und Jeruſalem **) als Mitglieder kennen. Bretſchneider ſelbſt will, wie man in dem ebengedachten Buche (S. 313) weiter nachleſen mag, „die ſehr unſchuldige und zufällige Veranlaſſung zu dem Geſchmack am Ritterweſen in Deutſchland" durch ſeine auch jenem Ganz mitgetheilte Vorliebe für den „Don Quixote" gegeben haben. Wir können jedoch nur annehmen daß er allenfalls mitgewirkt habe, denn Ganz fand den Ritterbund in Wetzlar ſchon vor, der dann freilich dem Bretſchneider'ſchen Impulſe entgegenkam.

Vorzugsweiſe beſchäftigt ſich Goethe, der überhaupt aus ſeiner Umgebung immer den rechten Mann herauszufinden wußte, in ſeinen wetzlarſchen Mittheilungen mit Goué. Er bezeichnet ihn als einen ſchwer zu entziffernden und zu beſchreibenden Mann, als eine derbe breite hanoverſche Figur, ſtill inſichgekehrt. Ferner heißt es von ihm:

*) Goethe kam im Frühjahr 1771 nach Wetzlar und blieb dort bis zum 11. September 1772.

**) Erſchoß ſich am 29. October 1772.

Auch liebte er ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen und verbarg ſeine eigenſten Wünſche und Vorſätze unter mancherlei Seltſamkeiten, wie er denn die eigentliche Seele des wunderlichen Ritterbunds war.... So wußte er auch manche kleine Zufälligkeiten dazu zu lenken daß ſie bedeutend erſchienen und in fabelhaften Formen durchgeführt werden konnten. Bei dieſem Allen aber konnte man keinen ernſten Zweck bemerken; es war ihm blos darum zu thun, die Langeweile die er und ſeine Collegen bei dem verzögerten Geſchäft (der Reichskammergerichts-Viſitation) empfinden mußten zu erheitern und den leeren Raum, wäre es auch nur mit Spinngewebe, auszufüllen.

Hiernach war alſo Auguſt Siegfried von Goué, deſſen Name ſchon wunderlich genug iſt, der eigentliche Leiter und Lenker des ſeltſamen öffentlichen Geheimniſſes. Er war die Kehrſeite des oben genannten Johnſon, indem er, was dieſer mit möglichſtem Ernſt für betrügliche Zwecke auszubeuten verſuchte, in poſſenhafter Weiſe nur zum Zeitverſchleudern benutzte.

Daß Goethe ſeinen Mann in den Hauptzügen richtig erkannt hatte, bezeugt ein Mitlebender, der Reichskammergerichts-Aſſeſſor von Ditfurth, ein Mann, dem Zeitgenoſſen das Zeugniß geben, er ſei ein klarer Kopf und achtungswerther Charakter geweſen. Aus einer Aufzeichnung vom Jahre 1786 erfahren wir nämlich durch Ditfurth:

Er habe Goué nun ſchon 20 Jahre als einen zwar ingeniöſen Kopf, aber als erzdiſſolut, auf Nichts als Spaß, Albernheit und windige Projecte ausgehenden Mann gekannt. Schon als Hofgerichtsaſſeſſor in Wolfenbüttel habe er einen Ritterorden angelegt, worin ein Poſtmeiſter zum Narren einer luſtigen Geſellſchaft gemacht ſei. Nachher ſei er als Legationsſecretair nach Wetzlar gekommen, habe hier mit lauter luſtigen Streichen vieles Geld verthan, unter den Legationsſecretairen, Practicanten, Offizieren und was er zuſammentreiben können abermals einen recht komiſchen, für einen luſtigen Kopf unterhaltenden Ritterorden zuſammengebracht und die in nahe gelegenen Dörfern befindlichen Wirthshäuſer zu Commenden umgeſchaffen. Die Ritter hätten Ordensnamen und Beinamen von einer Eigenſchaft geführt, z. B. Lubomirſky der Streitbare, St.-Amand der Eigenſinnige, Euſtach der Vorſichtige u. ſ. w. Goué ſelbſt habe der Ritter Coucy geheißen. Der bekannte (!) Goethe ſei mit in dieſem Orden geweſen, und die Komödie „Götz von Berlichingen" habe dieſem Orden ihre Geburt zu verdanken. Goué habe indeſſen, da er ſich auf nichts Ernſthaftes appliciren wollen, ſeinen Dienſt verloren, ſei lange umhergeſchwärmt, habe in einem hildesheimſchen Dorfe, wo er ſonſt Nichts zu thun gefunden, allen Bauern Titel gegeben, den einen zum Conſiſtorialrath, den andern zum Finanzminiſter, Oberküchenmeiſter u. ſ. w. gemacht. Endlich ſei er beim Grafen zu (Bentheim-) Steinfurt Hofrichter, Hofcavalier und der Rede nach zugleich Hauptmann der gräflichen Haustruppe geworden.

Hier in Steinfurt ſetzte Goué ſeine Ordensſpielereien anfangs unter dem Scheine des Ernſtes fort. Allein eine lange Gewohnheit verwiſchte bald jede Spur des Ernſtes, und da er ſich nun auch dem Trunk ergeben und meiſtens mit Avanturiers und ſonſtigen unnützen Subjecten verkehrte, ſo verfiel er von Tage zu Tage immer mehr und ſtarb, etwa 50 Jahr alt, im Februar 1789. Seit 1782 hatte ſich Goué auch literariſch bethätigt *), indem er einen Roman unter dem Titel

*) Goué's „Maſuren, oder der junge Werther. Aus dem Illyriſchen", worin der wetzlariſche Bund eine Rolle ſpielt, hat uns nicht

„Ueber das Ganze der Maurerei. Aus den Briefen der Herren von Fürſtenſtein und von Roſenberg. Zum Erſatz aller bisher von Maurern und Profanen herausgegebenen unnützen Schriften", bei Weygand in Leipzig veröffentlichte. Das Buch, durch welches auch eine Liebesgeſchichte geht, muß damals geleſen worden ſein, weil der Verleger eine zweite vermehrte Auflage veranſtaltete. Doch ward es von Einſichtsvollen auch ſchon als werthlos angeſprochen, und das iſt es denn in der That, da ihm alle Gründlichkeit und überhaupt eine nur einigermaßen befriedigende Idee abgeht, und inſofern dient das Buch auch Ditfurth's Urtheil, daß Goué „ſich auf nichts Ernſthaftes appliciren wollen", zu beſtätigen. Wir erfahren aber doch, da in dem Buche Manches aus Goué's eigenem Leben benutzt iſt, daß er in Wetzlar auch dem Spiel ergeben war, einer Geliebten untreu wurde und ein Verhältniß mit einer Ehefrau anknüpfte, die ihn ſo erfolglos vom Spiel abzuhalten ſuchte daß er in der äußerſten Bedrängniß ſeine Garderobe unter dem Preiſe verkaufte und ſich bis auf beſſere Zeiten raſch nach Manheim zurückzog.

Das iſt es was wir über dieſen von Goethe beſonders hervorgehobenen ſeltſamen Geſellen und ſeinen Ritterbund zu Wetzlar mittheilen können. Wenn wir ihn als die Hauptperſon dieſes Bundes zu betrachten haben, und dabei gar wohl geneigt wären ihn und ſeinen Bund als die Väter des „Götz von Berlichingen" hinzunehmen, indem wir dann auch hier wie ſo oft im Leben erführen daß ſelbſt das Verkehrte zum Grund und Boden des Rechten und Schönen wird, wenn nur der rechte Geiſt hinzutritt, ſo iſt doch Ditfurth und auch Bretſchneider im Irrthum. Der „Götz von Berlichingen" war ſchon früher Goethe's Aufgabe, und das Einzige was man einräumen kann iſt daß etwa jener Bund die Vollendung beſchleunigte und in dieſer Weiſe einigen Antheil an dem damals einzigen und ſo erfolgreichen Drama hatte.

Nun wäre es gar förderlich, wenn wir von dem wetzlarſchen Orden des Uebergangs mehr wüßten als Goethe mittheilt, denn in dieſem Falle ſtände gewiß ein probates Mittel zugebote, mit leichter raſcher Wendung zu dem *Orden der verrückten Hofräthe* überzugehen. Da das jedoch verſagt ſein ſollte, ſo bleibt Nichts übrig als ein etwas ſchwerer Uebergang, indem wir uns erinnern daß mit Goué's Todesjahr 1789 ein neues Europa durch die Franzöſiſche Revolution geboren wurde. Daß dieſem welterſchütternden Ereigniſſe gegenüber die Deutſchen ſich nicht eben als Ritter bewährten, darf hier nicht weiter nachgewieſen werden. Sie waren, obgleich oder auch eben weil das Deutſche Reich noch beſtand, rath- und thatlos. Der Siebenjährige Krieg hatte den Riß des Weſtfäliſchen Friedens, wo möglich noch erweitert; die Idee einer Geſammtheit war, woran Juſtus Möſer in ſeinen „Patriotiſchen Phantaſien" wol nicht dachte, in einer Maſſe von *Eigenwilligkeiten* zerſplittert, die dann Napoleon trefflich zu benutzen verſtand, um von Deutſchland kaum mehr als einen geographiſchen Namen übrigzulaſſen. Unter ſolchen Umſtänden war an die Kraft des Gemeinſinns umſoweniger zu denken, als ſich die Menſchen in vier ſtrenggeſonderte Stände zerklüfteten, deren jeder nur, ſo gut es gehen wollte, ſein eigenes Intereſſe feſthielt. Da wollte denn, wie zu allen Zeiten, vorzugsweiſe der erſte Stand nur Rechte haben, und wenn er von Pflichten ſprach, ſo meinte er kaum andere als ſolche die geeignet ſein konnten jene Rechte zu ſchützen, zu erweitern. Der Tempelritterorden des Baron von Hund war durchweg ariſtokratiſcher Natur und konnte daher trefflich benutzt werden die alten excluſiven Ideen zu erhalten und fortzupflanzen. Dagegen mußte die Freimaurerei mit ihren ſchlichten Motiven zur Belebung und Ausbildung des Gemeinſinns weit zurückſtehen. Ihr einfaches Wort des Geiſtes und Herzens war viel zu ſchwach gegenüber der Macht feſtgewurzelter materieller Vorrechte, die kein anderes *Volk* kannten als ein fremden Intereſſen dienendes. So ſollte denn die mit lächerlichem Ernſt und Eifer betriebene Ordensſpielerei in furchtbarer Weiſe durch die gänzliche Zertrümmerung des Deutſchen Reichs, welches Kaiſer Franz 1806 kaum noch beſonders aufzugeben nöthig hatte, gerächt werden.

Wir wiſſen ſehr gut daß Deutſchlands politiſche Vernichtung manche andere und ſchwerer ins Gewicht fallende Urſachen hatte. Allein wir haben es hier zunächſt mit dem Ordensweſen zu thun, und dabei nachzuweiſen daß daſſelbe weſentlich *mitgewirkt* habe, einen tüchtigen Gemeinſinn, ein wahrhaftes deutſches Volk, ſeiner Kraft und Größe mit klarem Bewußtſein lebend, nicht aufkommen zu laſſen. Goué iſt ein zutreffendes Bild der ganzen Zeit welche von der Revolution zerſchlagen ward. Da blieb denn freilich Nichts zu thun als ſich möglichſt zu fügen und, um dies einigermaßen zu erleichtern, die ſchwere Gegenwart ſich wie es nun eben gehen wollte vom Halſe zu ſchaffen. Diejenigen welche der Wiſſenſchaft, der Kunſt lebten fanden ſchon Mittel den Druck des allgemeinen Jochs weniger empfindlich zu machen; ſie durften ſich nur in ihren Kreiſen nach alter Gewohnheit iſoliren, um nicht zu ſehen wie es draußen beſchaffen war, und konnten dann ſogar der ganzen unſeligen Zeit ab und an ein Schnippchen ſchlagen.

Das that denn auch ein Mann mit dem wir uns nun näher beſchäftigen können. Es war der Doctor medicinae Chriſtian Ehrmann zu Frankfurt a. M. Von ſeinen Lebensverhältniſſen iſt uns wenig bekannt; wir wiſſen nur daß er als Jüngling ſeinen Geburtsort Straßburg *) wegen eines nicht näher zu ermittelnden Ereigniſſes heimlich verlaſſen mußte und ſich in Frankfurt niederließ. Die unglückliche Begebenheit, wie er ſelbſt in einem noch vorhandenen Briefe ſagt, wurde

zugänglich werden wollen. Es ſcheint eine Imitation des gleichzeitigen „Poetiſchen Dorfjunker" zu ſein.

*) Ehrmann's Vater und Bruder leiteten Goethe's anatomiſche Studien in Straßburg.

ausgeglichen, ſodaß er am Ende der ſiebziger Jahre ſeinen neuen Wohnort nur noch einzelnen Perſonen verbarg. Um dieſe Zeit war er ſchon wie Tauſende in Deutſchland von dem damals verlockenden Netze ſogenannter geheimer Geſellſchaften gefangen. Aus dem Jahre 1778 liegen uns einige Briefe vor, nach denen er ſich auch der Sentimentalität des Tages ergeben hatte. Er hatte mit Knigge, der damals in Hanau lebte, perſönliche Bekanntſchaft angeknüpft, und dieſer, der gern wirken wollte ohne noch zu wiſſen wie, ſuchte die Sentimentalität in einem „Orden für vollkommene Freunde" zu verkörpern. Ehrmann ward Mitglied dieſes Ordens, der aber auch die Gräfin Luiſe Stolberg, Herder, Klinger, die jener Zeit als lyriſche Dichterin bekannte Auguſte von Pattberg u. A. zu den Seinigen zählte. Daneben beſchäftigte ſich Ehrmann, wie Knigge und ſo viele Andere, mit der Krankheit des ganzen vorigen Jahrhunderts, der Alchymie. Im Anfange unſers Jahrhunderts, und bevor noch Zacharias Werner's „Söhne des Thals" erſchienen waren, trug ſich Ehrmann mit der Idee einen Orden zu ſtiften, den er „Das Thal" nannte. Eine Art Imitation des Knigge'ſchen Ordens ſollte dieſer auf das engſte Freundſchaftsbündniß baſirt ſein, deſſen Hülfsmittel in einer wir möchten ſagen philanthropiſchen Philoſophie zu ſuchen waren. Zu dieſer Verbindung lud er nah und fern Freunde und Bekannte ein. Sei es nun daß er den Eingeladenen ſeinen Plan nicht in klares Licht zu ſetzen wußte oder daß ſeine Intention überhaupt keinen Anklang fand, genug der Orden des Thales blieb eine Idee.

Indeſſen das Ordensweſen war ein liebes Steckenpferd; auch galt es über die vertrackte Zeit ſo leidlich als es ſich ſchicken wollte hinwegzukommen, und da jeder Menſch eine Doppelnatur iſt, ſo kann es nicht auffallen daß aus der Sentimentalität eines edeln Gemüths dann und wann auch einmal der Schalk hervorſchaut, der, wenn er in dem hereinbrechenden Strome des Verderbens die lieben Genoſſen ſich gebaren ſieht als wäre Nichts vorgefallen, ihnen einmal eine Schelle anzuhängen trachtet. Kurz Nr. 70 der „Mainzer Zeitung" vom 13. Juni 1809 gab mit einem male offene Kunde von einem Orden, deſſen Mitglieder nicht als ſolche hervorzutreten wagen mochten. Das Blatt iſt merkwürdig genug! Da iſt vom ominöſen Rheinbunde, von Frankreich und Spanien die Rede; da wird das vierzehnte, funfzehnte und ſechzehnte Armeebulletin aus Ebersdorf mitgetheilt; die Kanonen von Aspern und Esling donnern noch herüber; die Oeſtreicher werden überall zurückgedrängt; ein Jellachich'ſches Corps wird aufgerieben; die Würtemberger fechten ruhmbekränzt; der Prinz von Ponte-Corvo marſchirt nach Wien und Tirol iſt noch ruhig. Und hinter allen dieſen troſtloſen Nachrichten breitet ſich ein Aufſatz aus der die Ueberſchrift trägt: „Adreſſe an den ehrwürdigen Timander, Großmeiſter des menſchlichen Ordens der Verrücktheit."

Man kann den Aufſatz als Dankadreſſe und zugleich als Rechtfertigung des Ordens betrachten. Es iſt aber eine wahrhaft tragiſche Ironie, wenn es darin unter Anderm heißt:

Ich bin von der Heiligkeit der Volksſouverainetät nach dem Geiſte meiner Zeit zu ſehr durchdrungen.... Iſt das Publicum nicht von allen Gerichtshöfen in allen Materien die anerkannte höchſte und letzte Inſtanz? Wenn es auch mit ſeiner unveräußerlichen Souverainetät oft jenem Gotte der Wilden gleicht den ſie abprügeln und durch den Koth ſchleifen, wenn er ihnen das Wetter nicht nach Wunſch macht, dann ermangelten doch Schriftſteller welche von den Recenſenten mishandelt wurden, Staatsleute die bei Hofe nicht mehr fortkommen konnten, nie ſich voll Vertrauen und Stolz an dieſes Reichskammergericht der Menſchheit zu wenden.

An dieſes Gericht mag denn auch der ehrwürdige Timander (Ehrmann) appellirt oder doch vorzugsweiſe gedacht haben, als er ſeine Ordensdiplome in einer Zeit ausſandte die Alles aus den Angeln hob, wo alſo Alles verrückt, nicht an ſeiner Stelle war; wo alſo, wie die Adreſſe ſagt, der geſcheiteſte Mann wol mit Recht der verrückteſte auf unſerm Planeten ſein möchte.

Der Verfaſſer dieſer ſo ſeltſamen als geiſtreichen Adreſſe, die unter Napoleon'ſcher Cenſur erſcheinen durfte, iſt nicht bekannt; möglich daß es der Conrector Mathiä in Frankfurt war. Jedenfalls aber kam es nun zutage daß Ehrmann aus eigener Machtvollkommenheit Mitglieder des Ordens der verrückten Hofräthe creirte, indem er oft wildfremden Perſonen Diplome, ſtets unter dem 1. April ausgefertigt, zuſandte. Die Diplome ſind ſauber gedruckt, mit einem großen Oblatenſiegel und der Unterſchrift „Timander" verſehen. Der in ihnen angegebene Grund welcher zur Mitgliedſchaft befähigen ſollte war meiſtens höchſt lächerlich, indem er von irgend einer Eigenthümlichkeit, von einem Zufälligen im Leben und Thun des Creirten hergenommen, manchmal auch vom Zaun gebrochen wurde. Manche beziehen ſich auf Dinge die damals wol nur Wenigen bekannt waren und uns gegenwärtig durchaus fremd ſind. Verfaſſer des Diploms war der ſchon genannte Conrector Mathiä, mit welchem Ehrmann lange Jahre hindurch im freundlichſten Verhältniſſe ſtand. Bis zum Jahre 1820 waren hundert Diplome ausgegeben, und es ſollte zum zweiten Hundert geſchritten werden. Allein die beiden lieben alten Leute verirrten ſich um dieſe Zeit in nicht wieder ausgeglichene Misverſtändniſſe, und außerdem vertrug dieſe Zeit, die ſich allmälig auf ſich ſelbſt beſann, ſolche Scherze nicht mehr.

Die wenigen von jenen 100 Ordensmännern noch Lebenden ſind gegenwärtig jedenfalls zu den Jahren gekommen, in denen man weiß daß ein Scherz nur als ſolcher betrachtet werden dürfe; daß an ſich harmloſe Myſtificationen auch zum Leben gehören, damit der ſtockenden Einſeitigkeit möglichſt vorgebaut werde. Sie können daher, wenn ſie hier ihren Namen finden, nichts Beſſeres thun als ſich mit freundlichem Lächeln der ſauerſüßen Heiterkeit gern erinnern, zu welcher ſie vor ſo vielen Jahren beim Empfang des ſtattlichen Diploms angeregt wurden.

Wir theilen das erſte Diplom welches der Verfaſſer

deſſelben wie billig ſich ſelbſt ausfertigte hier vollſtändig mit und laſſen demſelben einige der bekanntern Namen oder auch ſolche folgen, denen ein auffälliges ob die Ehre der Mitgliedſchaft erwarb.

Quod
Q. Horatio Flacco
olim accidit,
ut
insanientis sapientiae consultus
erraret,
id
virorum quidem mercurialium
plerisque,
quibus ex meliore luto finxit praecordia Titan,
stultis vero et ineptis
nequaquam,
usu venire solet.
Quocirca Te
Frid. Christ. Mathiae, Dr. et Pr.
ob eximia, quae
insanientis sapientiae
a pueris publice privatimque
edidisti specimina,
maxime vero ob
melakyno polytimiam et elaborationem hujus monumenti
in numerum consultorum, vulgo
der verrückten Hofräthe,
nomen Tuum fastis nostris inscribendo
hodie rite recepimus,
cujus rei testes has literas
societatis insanientis sapientiae consultorum
tessera firmatas
Tibi transmitti jussimus.
Ex mandato societatis
(L. S.) Timander
a secretis.

Franz Joſeph Molitor: ob Synthesin dynamicam Historiae et ob exstirpationem Triplicabilis in principio Identitatis indiscernibilium Leibnizii.

Johann David Köhler, Rector in Detmold: ob Chorum te autore et didascalo in lustratione publica gregis literarii vernacule ita exhibito

Hektor iſt erſchlagen,
Aus iſt unſ're Noth;
Hektor iſt erſchlagen,
Hektor todt, todt, todt!

Georg Friedrich Grotefend, damals Conrector in Frankfurt, gegenwärtig Schulrath in Hanover: ob si quid cuneandum sit, et ob curriculum vitae metrice elaboratum.

Friedrich Richter (Jean Paul): ob iram et studium.

von Wildungen: ob tentamine Hortensia gloriosa cum emendando solis per fenestras coloratas.

Sontag: ob interpretationem mythi de transformatione Lupi septimi in Canem principem ejusque potiundi desiderium.

Iffland: ob Cocardam et quorsum.

J. F. H. Schloſſer: ob Jordani Bruni versum integrum ingeniose fractum et barbare redditum.

Sulpice Boiſſerée: ob architectonice mensuratam in crepusculo turrem Cathedralis Argentinensis.

Ernſt Moritz Arndt: ob anticipationem Tomi tertii.

Goethe: ob orientalismum occidentalem.

F. Chr. Schloſſer: ob Iconoclasmum.

Friedrich Creuzer: ob pocula mystica.

von Drais: ob inventorum nov-antiquorum insignem multitudinem.

Nikolaus Simrock: ob sapientiam paedagogicam jampridem Lutetiae Parisiorum sub rheda quaesitam et cognitam.

Meidinger: ob dignitatem Professoriam ab amplissimo Senatu rite impetratam.

Dr. L. D. Saſſoy: ob XIII + i = XIV.

Cladny: ob aëreolithotomiam.

A. André: ob subtilissimum ineptiae evitandae studium in numeris musicis carminum Germanicorum vocibus rite adaptantis contemtumque Musae Catalanicae.

Hofrath Dr. Dambmann: ob Magistrum Drum. — Dambmann bat um Erklärung dieſes ob. Die Antwort ſagte ihm: er habe ein Gedicht gemacht, worin die Stelle vorkomme:

Rufet, Brüder, Heil und Segen
Unſrem theuern Meiſter drum!

Dr. Ph. J. Cretzſchmar: ob experimentum Hudibraseum in Urso reiteratum.

Den bedeutendſten Aufwand an Gründen für die Aufnahmefähigkeit macht das Diplom für den würtembergiſchen Staatsminiſter Baron Karl von Wangenheim: ob fortem istam et inclytam commemorationem ad regem (Job. XXIX, 10); ob summum in ecclesiae cath. pontificem studium et in curiam Romanam observantiam (Jes. XLVIII, 14); ob peraros naturae dotes et ingenii artes, in curandis virginibus somnambulantibus mirum in modum adplicatas (Jer. XXXI, 4) etc. etc.

Jung-Stilling erhielt ein von dem oben mitgetheilten durchaus abweichendes Diplom, worin ein ob nicht angegeben iſt. Wol aber heißt es nach Anführung der ſtaatlichen Stellung des Creirten: nec non Daemonotheorice auctor dementissimus. Links unter dem Diplom iſt in Holzſchnitt ein Harlekin mit einer Pritſche.

Wir ſehen aus dieſen wenigen Beiſpielen daß Niemand ſicher ſein konnte mit einem Ehrmann'ſchen Diplom bedacht zu werden, und merkwürdig genug muß die elfjährige Dauer dieſes ſeltſamen Spiels erſcheinen. Aber nicht allein Männer wurden dem Orden der verrückten Hofräthe einverleibt, ſondern wie Univerſitäten auch wol einmal eine gelehrte Dame mit dem Doctorhute beglückten, ſo begegnen wir unter dem verrückten Hundert ebenfalls zweien Damen, nämlich: Auguſte von Pattberg, die oben ſchon genannte Dichterin: ob virtutem hemerae; Maria Anna Katharina Thereſe von Willemer, geborene Jung: ob crepidam orientalem.

Aus den mannichfaltigen Ordenserſcheinungen des vorigen Jahrhunderts haben wir freilich zwei hervorgehoben, mit denen es in keiner Weiſe ernſthaft gemeint war. Wie wir jedoch zum Schluſſe dieſer Mittheilungen uns wenden und dieſelben noch ein mal durchſehen, verweilen wir noch einen Augenblick bei der Beſchuldigung daß das Ordensweſen der Ausbildung eines tüchtigen Gemeinſinns entgegengewirkt habe. Da müſſen wir denn der von Zeit zu Zeit ſichtbar werdenden Angriffe auf die Freimaurerei gedenken, worunter der Vorwurf daß ſie überflüſſig ſei am leichteſten ins Gewicht fällt, denn dieſen Vorwurf, ob gerecht oder nicht, theilt ſie wenigſtens mit vielen andern Dingen auf dieſer Erde, die dennoch den Menſchen wichtig genug erſcheinen. Anders jedoch ſteht die Sache da wo etwa die Freimaure-

rei benutzt wurde, um auf dieſelbe durch Erfindung von mancherlei ſogenannten Graden eine von Staat und Kirche mehr oder weniger ſich abſondernde Geſellſchaft zu pflanzen. Iſt das der Fall, ſo haben die Päpſte Clemens XII. und Benedict XIV. vollkommen Recht mit ihren dagegen erlaſſenen Bullen; ſo hat J. J. Möſer Recht, wenn er dergleichen, geſtützt auf den Weſtfäliſchen Frieden, nicht dulden will; ſo haben endlich auch jene Fürſten Recht welche das Ordensweſen in ihren Staaten nicht zulaſſen. In ſolchem Falle auch werden ſich die Angriffe, die Verbote fortwährend wiederholen, ſolange Staat und Kirche beſtehen, denn ſelbſt das in unſern Tagen zur größern Geltung gekommene freie Aſſociationsrecht muß nothwendig der Bedingung unterliegen daß dadurch Staat und Kirche nicht gefährdet werden. Sie ſind aber ſchon gefährdet, wenn eine Geſellſchaft der Entwickelung echter Volksthümlichkeit hinderlich wird. Das war im vorigen Jahrhundert der Fall. Wie es nun werden wird? Die Prophetengabe iſt uns verſagt: allein wir glauben daß wir vor der Rückkehr ſolcher Zerrbilder, wie jene Zeit ſie vielfach zutageförderte und wie Tieck's ſchon genannte Novelle ſie in einem getreuen Spiegel bewahrt, wenigſtens ſo lange ſicher ſind als unſere Intelligenz den bereits erworbenen Standpunkt zu behaupten weiß. Wir wünſchen das von ganzem Herzen.

27.

Romane von Talvj.

1. Die Auswanderer. Eine Erzählung von Talvj. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1852. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Heloiſe. Eine Erzählung von Talvj. Leipzig, Brockhaus. 1852. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nr. 1. Es gibt kaum mehr eine ſchöne Literatur um ihrer ſelbſt willen. Unſere Zeit hat nicht Zeit zu einem „Fauſt“, an dem 50 Jahre lang gearbeitet wurde, oder dem Horaziſchen „nonum prematur in annum“ Genüge zu leiſten. Jedes Literaturproduct unſerer Zeit iſt eine thatſächliche That, die einen ganz beſtimmten Zweck hat, und wir haben noch Urſache zufrieden zu ſein, wenn dieſer Zweck noch ein edlerer iſt als der des Gelderwerbs. Unſere Literatur iſt daher im beſten Fall eine durchaus tendenziöſe: die Kunſtgeſtalt iſt Nebenſache, der Zweck iſt die Hauptfrage. Forſchen wir nun nach dem Ziel welches die wohlbekannte geiſtreiche Verfaſſerin der „Auswanderer“ — der wir ſchon ſo manche willkommene Mittheilung aus dem geiſtigen Leben fremder Völker verdanken — bei dieſer Arbeit verfolgte, ſo ſcheint uns die Antwort leicht und einfach. Es iſt ein klares, durchſichtiges Buch das ſie hier geſchrieben hat. Sie nahm Aergerniß an den zahlreichen, aber faſt immer aus Parteiſtandpunkten aufgefaßten Darſtellungen des geſellſchaftlichen Lebens in Nordamerika, an den Uebertreibungen einer Miſtreß Trollope und an den enkomiaſtiſchen Zerrbildern anderer Maler; ſie ſetzte ſich vor, ein wahrhaftes, ungeſuchtes, naturgetreues Gemälde der Sitten und der Denkweiſe aller Schichten der amerikaniſchen Geſellſchaft und zwar in der Form einer Erzählung der Geſchicke einer deutſchen Auswandererfamilie zu geben, und zwar ſo daß wir in voller Erkenntniß ſowol der Licht- als der Schattenſeiten dieſer Geſellſchaftsform doch deutlich erkennen ſollten wie ſchwer es dem Deutſchen fallen müſſe dieſe ihm fremde, wiewol zum Theil treffliche Form des Seins und des Denkens für ſich ſelbſt zu adoptiren und dabei innerliche Befriedigung zu bewahren. Und dies iſt denn ihr Hauptziel, auf die aus ganz andern geiſtigen Bedürfniſſen entſprungenen Einrichtungen und Sitten der amerikaniſchen Geſellſchaft hinzuweiſen und jedem Auswanderungsluſtigen zur eigenen Beantwortung die Frage vorzulegen: „Ob er ſich bei ſolchen, zwar relativ vortrefflichen, aber jedenfalls aus ihm fremden Ideenwurzeln erwachſenen Einrichtungen glücklich zu werden getraue?“ Der philanthropiſche Ernſt dieſer Frage zieht ſich wie ein rother Faden durch die ganze zwei Theile ſtarke Erzählung; allein er hindert nicht daß dieſe Erzählung ſelbſt, leicht und gut geſchürzt, hin und wieder mit humoriſtiſcher Feder anmuthig verziert, im Ganzen ſpannend, theilweiſe lehrreich, von trefflichen Charakterbildern und reizenden Naturgemälden unterbrochen, zu den anmuthigſten Erzählungen der letzten Zeit gehört. Mindeſtens aber gilt dies von allen den Partien derſelben welchen irgend ein Erlebniß, irgend eine ſelbſt gemachte Wahrnehmung zugrundeliegt, wogegen denn freilich die romanhafte Zuthat, oder Dasjenige was die Verfaſſerin allein aus ihrer Erfindung ſchöpfte, als der ſchwächere und minder gelungene Theil ihrer Leiſtung erſcheint. In ſolchen reinromantiſchen Zuthaten, z. B. in dem Schiffbruch des „Schwan“, in den Schickſalen von Hubert's und Alonzo's Vater, in Hubert's Flucht aus dem Kerker in Charleſton, werden oft zu ſtarke Anfoderungen an die Gläubigkeit des Leſers laut und die gewöhnliche Vorſicht der Frauen wird hierin von der Verfaſſerin häufig verleugnet. Dagegen iſt ſie eine ausgezeichnete Charaktermalerin, die in den Gemälden Hubert's, Sarah's, Virginiens, Alonzo's, Joſephens und des alten Herrn Caſtleton ein gründliches Studium der Natur und der engliſchen Muſter und Vorbilder nicht verkennen läßt. Ebenſo gibt ſie uns, was bei Frauen ſo äußerſt ſelten iſt, einzelne Proben eines humoriſtiſchen Talents, die Dickens' oder Thackeray's Federn nicht verſchmähen würden und die wir zerſtreut in allen Theilen dieſer Erzählung mit großer Genugthuung wiederfinden. Eine wirklich ſeltene Erſcheinung iſt es, den Humor des Meiſters Boz mit dem Sterne's oder unſers eigenen Jean Paul in einem Frauenroman eng verbunden zu ſehen, wie in der Eingangsſcene zwiſchen Klotilde und ihrem Vormund und im zweiten Theile in der Schilderung der Reiſe von Neuyork nach Vermont der Fall iſt. Die Kunſt der „Thränen erzwingenden Rührung“, obwol ein ſehr untergeordnetes und von der Kritik längſt verworfenes Kunſtmittel, verſteht ſie meiſterhaft, wie der Schluß der „Auswanderer“ darthut. Allein hier treffen wir gerade auf eins der Hauptgebrechen dieſes Buchs. Was verleitete die Verfaſſerin zu einem unnothwendigen, ja der ganzen Anlage der Erzählung widerſprechenden tragiſchen Aus-

gang derſelben? War es nicht etwa blos die Verſuchung, ihre Leſer mit Thränen in den Augen und einer langen Herzbeklemmung zu entlaſſen? Wir müſſen dies annehmen, da vielmehr der ganzen Anlage der Erzählung nach die conſequente Feſthaltung der Idee der Reinigung von Irrthümern und Schlacken in ihren handelnden Perſonen geboten geweſen wäre. Wie viel edler und reiner hätte die Verfaſſerin ihr Werk abgeſchloſſen, wenn ſie uns Hubert von ſeinen falſchen Lebensanſchauungen geklärt, ſeine Uebertreibungen durch den Verkehr mit einer urſprünglichen Natur und einer primitiven Menſchengeſellſchaft berichtigt und in Harmonie geſetzt, Klotilde von ihrer immerhin unſtatthaften und leidbringenden Schwärmerei, von ihrer Verſchloſſenheit gegen klugen Rath und vernünftige Erwägung gereinigt, Virginie bereuend, Sarah ſelbſt, den Tugendengel, zur richtigen Mitte in ihren religiöſen Foderungen zurückgeführt, dargeſtellt hätte? Die Dichtung ſoll eine Vermittlerin des Abſoluten, der Wahrheit ſein, Thränen zu erpreſſen iſt nicht ihre Aufgabe. Allein hier fehlt die weibliche Erfindung mit wenigen Ausnahmen faſt immer, indem ſie das Herz bei Löſung einer Kunſtaufgabe nicht mitſprechen, ſondern allein ſchalten und walten läßt. Von der Verfaſſerin aber, welche die ſeltene Mitgabe des Humors empfangen hat, hätten wir eine Ausnahme gegen jene Regel zu erwarten gehabt, mindeſtens aber die Erkenntniß daß auf den erſchütternden Untergang unſerer vielgeprüften Helden kein Kunſtbedürfniß hinwies.

Die Herausgeberin der „Serbiſchen Volkslieder" iſt auf das Vernehmen der Volksſtimmen beſonders hingewieſen; in Rückſicht hierauf haben wir es als einen andern Mangel dieſes Buchs zu bezeichnen daß wir den eigentlichen „Volksgeiſt" in Amerika nirgend ſprechen hören. Wir lernen die höhern geſellſchaftlichen Schichten und die Dorfbevölkerung entlegener Landſchaften genugſam kennen, um der Verfaſſerin dafür dankbar zu ſein; allein die Stimme der Maſſen, die Denkart, die Handlungsweiſe des größten Theils der Bevölkerung in den Städten wird nirgend erkennbar. Hierin bleibt dies Gemälde des amerikaniſchen Lebens vollſtändig lückenhaft, wir wiſſen nicht warum. Südliches Pflanzerleben, nördliches Blockhausleben, die feine Stadtgeſellſchaft, das bewegte kirchliche Treiben, die ſtille Dorfexiſtenz, Gerichtsſcenen, Reiſeweſen und Parteipolitik, alles Dies wird uns vollkommen klar gemacht, die große Maſſe des Volks ſehen wir nicht. Ganz vorzüglich beſchäftigt ſich die Verfaſſerin aber mit der Aufgabe, uns in das Kirchenleben Amerikas einen tiefen Blick thun zu laſſen, und hier bekennen wir daß wir ihr zu ganz beſonderm Dank verpflichtet ſind. Dieſe ſtrahlende und zugleich ſeltſam dunkle Partie des amerikaniſchen Lebens hat unſers Wiſſens noch Niemand mit ſo ſcharfen Streiflichtern, ſo faßbar in allen ſeinen Abnormitäten, ſo gründlich belehrend in ihrer äußern Erſcheinung dargeſtellt wie die Verfaſſerin. Nach ihr kann Niemand mehr daran zweifeln daß dieſes ſo leuchtende Licht ein wunderliches Irrlicht iſt, ja daß dieſe unabläſſige, anſcheinend ſo feurige Beſchäftigung mit religiöſen Intereſſen, durch welche die amerikaniſche Geſellſchaft ſich hervorthut, Nichts iſt als eine Frucht des Müßiggangs, des Luxus und der Untreue gegen ſeine nächſten Pflichten.

Doch es iſt an der Zeit von den allgemeinen Betrachtungen, zu welchen uns die vorliegende Schrift den Anlaß gab, zur ſpeciellern Anſicht Deſſen was darin geboten wird überzugehen, und wir können dabei, nachdem wir unſer Urtheil über das „Ganze" genügend angedeutet haben, dem Gange der Erzählung ſelbſt folgen. Eine Scene voll Gemüth eröffnet die Erzählung; wir ſehen Klotilde Oſten, eine vermögende Erbin, Tochter eines Profeſſors, mit dem Landrath, ihrem Vormund, beſchäftigt, ihr Vermögen zu ordnen und flüſſig zu machen, nachdem ſie dem väterlichen Freund, der ſie liebt, erklärt hat, nach Amerika auswandern zu wollen. Vergeblich ſind die Warnungen des edeln Saſſen; Klotilde hört ſie ernſt, betrübt, aber feſt in ihrem Entſchluß an. Dieſe Scene erweckt in ihrer ſanften Rührung das beſte Vorurtheil für dieſe Arbeit der Verfaſſerin, wir erkennen leicht daß es auf ein ungewöhnliches Ziel abgeſehen iſt. Das Räthſel klärt ſich dahin auf daß ſie ſeit Jahren ſchon Hubert liebt, Hubert, der als Student in die zeitigen Demagogenproceſſe verſtrickt, zu langer Feſtungshaft verurtheilt, jetzt durch Klotildens Opfer begnadigt iſt, jedoch mit der Bedingung von Bremen aus nach Amerika zu emigriren. Klotilde reißt ſich los, fliegt in ſeine Arme und beſteigt mit Hubert und einer befreundeten Familie das Schiff. Die Liebe der jungen Seelen iſt uns ſo gemalt daß wir ihr keine lange Dauer verſprechen. Doch über die Reiſe fällt ein Schleier, wir finden Klotilde wieder, gerettet aus dem furchtbaren Schiffbruch des „Schwan", an der Küſte von Südflorida, bei St.-Auguſtin, hoffnungslos krank in einer Pflanzung des jungen Alonzo Caſtleton, der ſie gaſtfrei und liebend aufgenommen hat. Die erſchütternde Geſchichte des Schiffbrands wird uns aus ihren Fieberphantaſien deutlich; Hubert, der den Moment der Rettung verloren hat, iſt vor ihren Augen im feuchten Grabe verſunken. Klotilde ſteht nun, mittellos, ganz allein. Allmälig, nach monatelanger Krankheit, erwacht ihre Kraft. Wir lernen das Pflanzerleben Floridas, darauf das Stadtleben in Charleſton kennen, indem der treffliche Alonzo ſeinen ſchönen Schützling als deutſche Sprachlehrerin im Hauſe ſeines Oheims, des reichen Advocaten Caſtleton, unterbringt. In der Schilderung dieſer Familie bewährt die Verfaſſerin ihr Talent der Charakterzeichnung, mit dem ſie uns zugleich die äußerlich geſelligen und die innerlichen Zuſtände, die Gedankenwelt einer vornehmen Familie der Neuen Welt auf die ungeſuchteſte Weiſe vorführt. Der ſtarre, aber von Parteianſichten eingeſchränkte Republikanismus des Vaters, dem doch jede väterliche Autorität über ſeine erwachſenen Töchter nach der Sitte des Landes fehlt; das ſonderbare ſelbſtändige Verhältniß dieſer Töchter Sarah und Virginie, die jede ihren Weg gehen, Sarah ganz in frommen Uebungen verloren, Virginie, wunderſchön, ganz Weltdame und als ſolche abgöttiſch verehrt; der

Reichthum und der Glanz dieſes Hauſes, das doch wiederum ſo beſchränkt iſt daß Klotilde nicht einmal eine Kammer für ſich erhalten kann, ſondern das Zimmerchen der frommen Sarah mit dieſer theilen muß; die fanatiſch-bigote Tante Joſephe, über deren Bußübungen ein eigenes Räthſel ſchwebt; Alonzo, der feurige, aber wenig willkommene Bräutigam Virginiens, und deren ſonſtige Anbeter; die Sklavinnen und Sklaven des Hauſes, ſieben an der Zahl; die Hauseinrichtung, die ſtummen Mahlzeiten, die raſtloſe Unruhe und die Langweiligkeit wie ſie in neuengliſchen Häuſern dieſer Art herrſchen — Alles dies tritt uns klar und gegenſtändlich vor Augen. Sarah lernt Deutſch, um die ſchönen deutſchen „Hymnen" leſen zu können; Virginie, weil ſie eine ſtille Leidenſchaft für einen melancholiſchen jungen Deutſchen, Bergedorf, nährte, den ſie im Seebade kennengelernt hatte und in dem ſie einen Flüchtling, einen Grafen oder Prinzen oder etwas dergleichen vermuthet. Die herrſchende Caprice der jungen amerikaniſchen Ladies, die verwöhnt von der übertriebenen Huldigung die ſie überall umgibt ſich gern zu fremden Abenteurern wenden, welche ihrer Phantaſie Stoff bieten, und in jedem Europäer einen „Titel" lieben, ſpricht ſich hier grell aus.

Wir haben ſchon bemerkt daß die Schilderung des religiöſen Lebens in Neuengland eine Hauptaufgabe der Verfaſſerin iſt, und in der That iſt dies Thema von ihr in meiſterhaften Charakterbildern gelöſt. In der fanatiſchen Joſephe, der ſtreitſüchtigen Tante Gardiner, der frommergebenen Sarah, den beiden Miſſionaren Fleming und Clayton bis abwärts zu dem Weltkinde Virginie, die vor der ſchönen Marmorbüſte ihrer Mutter Abgötterei treibt, treten alle Stadien des Kirchenglaubens vor uns in greifbaren Bildern feſt und ſicher auf. Schade nur daß die Verehrung für das heilige Buch faſt zum Götzendienſt wird; Schade nur daß auf dem breiten, geräuſchvollen Wege auf dem die kirchliche Thätigkeit hier einhergeht an gar mancher Stelle die eitelſte Weltlichkeit, die kleinlichſte Selbſtſucht, die engherzigſte Unduldſamkeit Platz nimmt! Schade nur daß das geſpreizte, hochmüthige Phariſäerthum hier den Mantel des Chriſtenthums umwirft, daß das Geſetz waltet ſtatt der Liebe, das Wort ſtatt des Geiſtes. Von der Werkthätigkeit dieſer Frauen aber gibt uns Sarah ein ſtaunenswerthes Bild. Zwei Abende der Woche waren regelmäßig den kirchlichen Verſammlungen ihrer eigenen Gemeinde gewidmet; außerdem gab es aber viele ſogenannte Barmherzigkeitspredigten für wohlthätige Zwecke, mindeſtens zwei oder drei in der Woche. Der Sonnabend Abend war dem religiöſen Unterricht ihrer Leute gewidmet; nur ſchreiben lehrte ſie ſie nicht, weil das harte Geſetz den Unterricht der Sklaven verbot. Am Morgen und Nachmittags wirkte ſie in Armengeſellſchaften, Nähereien und dergleichen, wo ſie als Secretairin in alle Welttheile zu correſpondiren hatte; war vollends ein junger Miſſionar nach den Sandwichinſeln oder Liberia auszuſtatten, ſo ward ihre Thätigkeit verdoppelt. Außerdem war ſie Mitglied des Sonntagsſchulvereins und endlich ſtand ſie dem Hausweſen vor, ſoweit eine amerikaniſche Dame mit ſieben Sklaven und einem Stewart noch mit der Wirthſchaft zu thun hat.

Am Sonntag aber — oder wie wir mit Sarah ſagen müſſen, um ſie nicht zu beleidigen, am Sabbath — grenzte vollends ihre fromme Thätigkeit an das Unglaubliche. Obwol in Mr. Caſtleton's Hauſe wie überall an dieſem Tage ſpäter als gewöhnlich gefrühſtückt wurde, erlaubte ſie ſich doch nie einen längern Morgenſchlaf, ſondern benutzte die gewährte Friſt nur zu einer ausgedehntern Privatandacht und zu einer vollſtändigen Toilette. Nach dem Frühſtück konnte Sarah die ſo läſſig geführte Hausandacht ſelten abwarten; meiſt ſtand ſie auf um in die Sonntagsſchule zu gehen. Nach der Vormittagskirche, die ſich hieran knüpfte, ward mit größter Mäßigkeit, wie in allen amerikaniſchen Familien, raſch gegeſſen, denn ſchon wartete die Sonntagsſchule von neuem, auf welche der Nachmittagsgottesdienſt unmittelbar folgte. Aus dieſem ging ſie in die Bibelclaſſe für junge mittelloſe Mädchen. Nach der Bibelſtunde bis zum frühen Sonntagsthee las ſie genau eine halbe Stunde lang in einem frommen Buch; dann ſaß ſie beim Thee bis die Glocke ſie zum Abendgottesdienſt abrief. Wenn ſie dann nach neun Uhr nach Hauſe kam, fühlte ſie ſich wol ein wenig erſchöpft, that aber doch das Ihrige um zu verhindern daß das Geſpräch in der Familie eine weltliche Richtung nehme, ſondern erbaulichen Bemerkungen Platz gewährte. Kam ſie dann gegen zehn Uhr in ihr Zimmer, ſo hielt ſie es für recht, am Tage des Herrn ſtatt eines zwei Capitel ſeines Wortes zu leſen und ihr Gebet in eben dem Verhältniß auszudehnen. Aber wie bald, wie ruhig, mit welch ſüßem Bewußtſein, im Dienſte ihres Heilands keine Anſtrengung geſcheut zu haben, entſchlief ſie auch dann!

Gegenüber dieſem Bilde praktiſcher Frömmigkeit gibt uns Tante Gardiner ein ſolches dogmatiſchen Eifers.

„Welche Sprache, Miß Oſten", fing ſie von neuem an, „meinen Sie wol daß zuerſt in der Welt geſprochen worden? Glauben Sie nicht daß Adam und Eva Hebräiſch geſprochen haben? Oder meinen Sie Aſſyriſch oder Chaldäiſch? Ich bin begierig auf Ihre Anſicht." „Darüber habe ich keine Meinung", erwiderte Klotilde lächelnd. „Solche gelehrte Unterſuchungen überlaſſen wir deutſchen Frauen unſern philologiſchen Forſchern." „Gut, aber was war Ihres Vaters Meinung darüber? Er war Profeſſor; was lehrte er ſeine Schüler darüber? War Ihr Herr Vater ein Chriſt? Entſchuldigen Sie, ſelbſt unter den frömmſten Deutſchen ſind gewiſſe gefährliche Irrthümer verbreitet. Selbſt der gottesfürchtige Tholuck iſt in gewiſſem Sinne ein Univerſaliſt. Neuengland iſt entſchieden das Land der Erwählten des Herrn. Wie iſt es mit den Dienſtboten in Deutſchland? Gibt es gute? Haben Sie jemals um ein gutes Dienſtmädchen gebetet, Miß Oſten?" Klotilde erſchrak faſt.

Die Scenen des Stillebens in Richard Caſtleton's Hauſe machen plötzlich einem furchtbaren Sturme Platz. Virginiens geheimnißvolle Unruhe und Reizbarkeit iſt ſtündlich gewachſen; da zertrümmert die boshafte Phyllis, ihre Sklavin, das angebetete Bild ihrer Mutter. Virginie, vor Zorn außer ſich, läßt ſie peitſchen; weder Sarah, Richard noch Klotilde vermögen das Geringſte über ſie; die Sklavin iſt ihr Eigenthum und die gräßliche Execution nimmt zur Betrübniß der ganzen Familie ihren Gang. Gleich darauf zeigt ſich daß der verhaßte Abolitioniſt Atkins und noch ein Fremder in Charleſton wirken und die Sklaven zur Flucht nach den nördlichen Staaten, wo ſie frei ſind, aufreizen. Richard iſt wüthend. Nicht aus Härte des Herzens, ſondern weil er die Sklaverei für eine Nothwendigkeit in einem Frei-

ſtaat hält, weil nur aus ihr die echte Freiheitsliebe hervorgehen könne, iſt er ein eifriger Antiabolitioniſt und ſtürmt und wettert über die Verſuche der Fremden, die dieſe Sache, wie er ſagt, Nichts angeht. Nichtsdeſtoweniger verſchwinden plötzlich 40 Sklaven, unter ihnen auch das Mädchen der Tante Gardiner. Unruhe in der ganzen Stadt; die Juſtiz iſt thätig. Die flüchtigen Sklaven werden auf einem neuengliſchen Kohlenſchiff entdeckt, im Triumph zurückgeführt, eine Unterſuchung wird eröffnet. Atkins hat ſich geflüchtet; allein ſein Gefährte, Bergedorf, wird ergriffen, als „Menſchendieb" und Sklavenverführer vor Gericht geſtellt und zu zehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt. Virginie hat mit dem Geliebten geheime Zuſammenkünfte gehabt. Sie iſt entſchloſſen: er muß befreit werden, ſie will mit ihm fliehen. Mit Geld und Mitteln zur Flucht ausgerüſtet, beredet ſie Klotilde zur Rettung ihres Landsmanns in ſein Gefängniß zu gehen. Es gelingt. Klotilde geht, ſieht Bergedorf, es iſt — ihr Hubert, ihr durch ein Wunder geretteter Hubert.

Beide fliehen nach Vermont; Virginie iſt voraus nach Neuyork, angeblich ihre Tante zu beſuchen. Das Glück der Wiedervereinigten iſt groß, denn Hubert hat Virginie bewundert, aber nur Klotilde, die Verlorene, geliebt. Daß keiner ihrer beiderſeitigen Aufrufe zu ihnen gedrungen, iſt zwar ſchwer zu glauben, wird jedoch erklärt. Nach langer Wanderung kaufen ſie eine kleine Farm in Vermont, ſchön gelegen, einſam, ein Aſyl für ihr ſtilles Glück, mit den letzten Reſten von Klotildens nachgeſendetem Vermögen. Während wir nun hier die dritte Seite des amerikaniſchen Lebens, die Farmerexiſtenz im Norden kennenlernen, erzählt uns Hubert ſeine Schickſale und das abenteuerliche Leben ſeines Vaters, eines Offiziers im engliſchen Coloniedienſt. Es kommt heraus daß er und Alonzo Caſtleton Brüder, Söhne Eines Vaters ſind, der allerdings viel verſchuldet hat. Dieſe Schuld ſoll ſich an den Söhnen rächen. Eben als Klotilde Mutter werden und ihr kleines Glück ſo vollkommen ſein ſoll, erſcheint Alonzo in der ſtillen Farm, von Virginien getrieben, den Verrath Bergedorf's an ihr zu rächen. Es folgt eine Art von Duell, bei dem Hubert, welcher auf den Bruder nicht ſchießen will, von dieſem in einem Anfall von Raſerei gemordet wird. Mit ihm ſinkt Klotilde, eines Kindes zu früh geneſen, in die Gruft, über welche Saſſen ein Denkmal errichtet.

Ueber dieſen allerdings ſehr ergreifend dargeſtellten Ausgang haben wir uns oben nicht beiſtimmend geäußert; die Darſtellung ſelbſt aber iſt eine überaus gelungene Partie dieſes Buchs. Wir gehen indeß noch auf den belehrenden Inhalt des zweiten Theils ein wenig näher ein. Zunächſt wiederum ein Bild des transatlantiſchen Kirchenlebens. Als Hubert und Klotilde aus Charleston entflohen, waren ſie nicht getraut; Klotilde beſtand darauf; Hubert, Neuengland beſſer kennend, lächelte. Endlich in einem Dorfe Pennſylvaniens ſuchen ſie den lutheriſchen Pfarrer auf. Er war für ein Jahr gemiethet. An ſtattlichen Gebäuden vorüber, den Gotteshäuſern der Presbyterianer, Methodiſten, Baptiſten, Dunker, Quäker und Chriſtianer, kamen ſie in ein offenes Maisfeld, in dem ein ſtattliches Gehöft mit Scheunen und Ställen lag, die Wohnung des deutſchen Predigers. Seine Ehrwürden waren im Stall. Ein langer hagerer Mann in Hemdärmeln, die Pfeife im Munde, trat hervor, wuſch ſich am Ziehbrunnen und trat verdrießlich über die Unterbrechung ein.

„Wollt ihr copulirt ſein?" fragte er und ſchob, als Hubert bejahte, einen der Seitentiſche in die Mitte der Stube, öffnete einen Wandſchrank, langte einen ſchwarzen Talar hervor und ſtand nun als Prieſter vor ihnen. Während er ſich ankleidete, fragte er, ob ſie Ringe bei ſich hätten, und verſah ſie als es daran fehlte mit zwei meſſingenen Ringen. Darauf trat er hinter den Tiſch, winkte dem Brautpaar ſich ihm gegenüberzuſtellen und las haſtig und trocken die Trauformel ab. Sie waren getraut, bleich, eiskalt die Braut, verächtlich, gleichgültig der Bräutigam. Nicht einmal nach ihrem Namen hatte er gefragt, irgend ein Paar vor der Thür oder dem Fenſter hätte ſich die Ceremonie ebenſo gut aneignen können. „Wollt ihr einen Schein?" „Nicht nöthig", ſagte Hubert und legte unbemerkt eine Zehndollarnote in die offene Bibel. Man empfahl ſich. „Heda", rief der Geiſtliche, „ich kriege einen halben Thaler." Hubert wies ſchweigend auf die Note. „Ja ſo", rief er entſchuldigend. „Nichts für ungut; es ſchlüpft mir ſo Mancher durch. Dies iſt ein *freies Land* und Jeder thut nach ſeinem Willen."

Dies „freie Land" wird uns in dem größten Theil des zweiten Theils in allen weſentlichen Beziehungen zur Geſellſchaft geſchildert. Zu den fremdartigſten Zügen des Lebens in Amerika gehören die Koſthäuſer, in welchen zahlloſe Familien, beſonders junge Ehepaare, Reihen von Jahren zubringen, bevor ſie ſich eine Häuslichkeit zu gründen im Stande ſind. Das Haupthinderniß bei einer ſolchen iſt die Schwierigkeit, ja oft die Unmöglichkeit, ſich „help", Hülfe, d. h. Dienſtboten zu beſchaffen, da dieſer Stand im Innern der nördlichen Staaten eigentlich gar nicht beſteht. Unſer Paar iſt ſelbſt zu einer tagelangen Umreiſe nach einem „Mädchen" genöthigt, findet endlich ein gutes Kind das mit ihnen zu leben (to life out) ſich entſchließt, den Dienſt aber nach vielen komiſchen Scenen wieder verläßt, weil Miſtreß Hubert ſie einem fremden Beſucher nicht „vorgeſtellt hat". Die große Huldigung die dem amerikaniſchen Frauengeſchlecht in allen Schichten der Geſellſchaft erwieſen wird hat etwas Beſchämendes für uns. Dieſe Huldigung, dieſer mit höchſter Selbſtverleugnung dem zarten Geſchlecht gewährte Vortritt wird von den Amerikanerinnen ſelbſt wie ein unſtreitiges Recht ohne allen Dank hingenommen; es iſt nicht Galanterie, es iſt die ſchätzende Schonung des Stärkern für den Schwächern, was dieſer ſchönen Volksſitte zugrundeliegt. Der ariſtokratiſche Dandy behandelt ſeine Wäſcherin mit ſchonender Höflichkeit: er würde zur Hülfe bereit ſein im Fall er ſie einen Tiſch, einen Koffer tragen ſähe; aber es miſcht ſich etwas von Herablaſſung in dieſe allgemeine Höflichkeit aller Stände gegen die Frauen. Die zartere Weiblichkeit nur wird in ihnen geſchont, berückſichtigt. Im Gegenſatz hierzu aber erklärten denn auch die alten Coloniſtengeſetze die Frauen für beſitz- und erwerbsunfähig.

Die jungen Amerikanerinnen ſind nach der Verfaſſerin im Allgemeinen dreiſt, laut, gefallſüchtig, oft übermüthig; unter den geiſtigen Intereſſen beſchäftigt ſie beſonders das Kirchenthum; der Entwickelung des Sinns für Kunſt und Literatur ſteht aber die nationale Eigenliebe beſonders entgegen, die ſich überall hervordrängt und ihre mittelmäßigſten Leiſtungen ſchon für etwas Großes hält. An jungen Talenten mangelt es nicht, allein überall fehlt die Kritik.

Namentlich iſt der Geſchmack für Muſik bei gänzlicher Productionsloſigkeit in der ganzen Nation unglaublich unausgebildet. Ueberall hat die deutſche Muſik einen ſchweren Stand; vollends aber im Innern iſt die Muſik, an der ſich oft gebildete Geſellſchaften ergötzen, wahrhaft zum Lachen. Bei allem religiöſen Gefühl ſcheint hier das Organ der Unterſcheidung für ernſte, feierliche Tonweiſen gänzlich zu fehlen, und Melodien wie „Bei Männern welche Liebe fühlen", oder „Im Felde ſchleich' ich ſtill und wild" und „Mich fliehen alle Freuden" werden als geiſtliche Hymnen geſungen; ja es iſt wörtlich wahr daß ich einſt beim Herausgehen aus der Kirche den kaum geſprochenen Segen mit dem bekannten „Steh nur auf, ſteh nur auf, du Schweizerbub!" begleiten hörte

Gerechte Würdigung findet bei der Verfaſſerin die nationale Sitte der Gaſtfreundſchaft, der Hülfsfertigkeit, der Menſchenliebe, wie ſie ſich in den innern Landestheilen überall bethätigen. Die Strenge der Etiquette in der Geſellſchaft, die Abgeſchloſſenheit in gewiſſe, dürre Formen, die Unbehülflichkeit des Amerikaners in der Geſellſchaft, der Mangel an Pietät in den Familien, bei großem Verlangen nach Bildung das unvollkommene Surrogat derſelben, das für Bildung gilt, kurz, die Licht- wie die Schattenſeiten des transatlantiſchen Lebens, wir finden ſie mit größter Unbefangenheit, zum Theil mit tiefem Beobachtungsgeiſt ſinnig erklärt, in dieſem Buche wieder, das unſerer Ueberzeugung nach nicht wenig zur richtigen Würdigung jener Lebensformen beiträgt, indem es uns in dem ſpannenden Intereſſe einer wohlerfundenen Begebenheit eine anmuthige Unterhaltung gewährt. Unſere Bedenken gegen einzelne Theile dieſer Erzählung erſcheinen daher in der That als unerheblich gegen den poſitivern und bleibendern Werth dieſer in vielen Beziehungen neuen, ſtets aber treuen und ungeſchminkten Schilderung transatlantiſcher Natur und Sitte. Wir gedenken endlich zum Schluß noch daß die fromme Sarah einen nicht geliebten Miſſionar für Afrika heirathet, weil es die Gemeinde ſo will; daß Virginie als Frau eines Geſandten in Paris und Italien glänzt; endlich daß Alonzo, nachdem er die ſchöne Schlange erkannt, die Welt als ruheloſer Touriſt jammerwürdig durchſtreift.

Nr. 2. Wir haben im Vorſtehenden das Verdienſt kennengelernt, das der Verfaſſerin da beiwohnt wo ſie an beſtimmte Stoffe anknüpfend und auf poſitiven Wahrnehmungen fußend es unternimmt Sitten und Charaktere zu ſchildern, und in der Form des Romans nur Theilnahme für beſondere ſittliche und politiſche Zuſtände oder die daraus hervorgehenden Charaktere abzugewinnen. Schon dort aber war was hierbei ihrer Erfindung angehörte als der ſchwächere Theil ihrer Leiſtung zu bezeichnen, nur daß eben dieſer Beſtandtheil ſich unter dem wirklichen Werth ihrer Schilderungen verlor. In dem vorliegenden Roman veeläßt ſich nun die Verfaſſerin in ſeinem weſentlichen Juhalte auf ihren Erfindungsgeiſt, und wir haben zu dekennen daß dieſer ſie im Stich zu laſſen ſcheint. Die Erfindung in dieſem Roman iſt ohne Frage von Anfang bis zu Ende naturwidrig und unwaheſcheinlich in einem ſeltenen Grade. Ja es dleibt geradehin unglaublich daß Heloiſe, welche Felix liebt und welche weiß daß ſein Wahn, er ſei ihr Bruder, ein bloßer Wahn ſei, ihm dies nicht mittheilt, weder ſchriftlich noch mündlich. Die Motive welche für eine ſo ſeltſame Verheimlichung der Waheheit beigebracht werden ſind durchweg überkünſtelt, unwahrſcheinlich, unhaltbar. Das einzige wahre Motiv iſt — daß der Roman ohne dieſe unnatürliche Verheimlichung gae nicht exiſtirte.

Trotz einzelner trefflicher Partien entbehet der Roman daher desjenigen realen Fundaments, derjenigen plauſibeln Wirklichkeit ohne welche kein Intereſſe das der Kunſt verwandt iſt gedacht werden kann. Die Verfaſſerin ſcheint dies auch ſelbſt empfunden zu haben, denn noch bevor ſie die Mitte ihres Buchs erreicht hat, läßt ſie ihr Romanintereſſe gänzlich fallen, um ſich ſtatt deſſen auf das ihr befreundetere Gebiet der „Schilderung fremder Zuſtände" zu werfen und zwar diesmal auf die Schilderung der „kaukaſiſchen Völker und des ruſſiſchen Tſcherkeſſenkriegs"! Wahrlich, ein ſeltſames Thema für die Feder einer Frau, aus dem man nur erſehen kann was einem Schriftſteller Alles möglich wird, wenn ihm der Geiſt der „Erfindung" ausgeht.

Doch ſehen wir uns dieſe halb und halb verwirrende Verirrung etwas näher an. Ein Geiſt wie dee der Frau Talvj verdient auch da wo er fehl geht noch Beachtung. Das Buch beginnt alſo mit der Schilderung einer jungen Dame, welche eben ihre Mutter beſtattet hat und zum Beſuch einer Veewandtin, der Generalin, nach der Reſidenz reiſt, wo ihr vermeintlicher Bruder, Felix, ein junger Diplomat, weilt. Bald erfahren wir daß Felix ihr Bruder nicht iſt, vielmehr daß Heloiſe ſeldſt die Tochter einer Peinzeſſin und Graf Staden's, der jetzt als ruſſiſcher General im kaukaſiſchen Kriege dient, ſei, wovon Felix jedoch Nichts weiß, da dies Geheimniß ſeiner Mutter erſt bei ihrem nun eefolgten Tode zu Heloiſens Kenntniß gelangt iſt, die ihm nun mit mehr als Schweſterliede zugethan iſt. Der romantiſche Knäuel verwirrt ſich nun beſonders dadurch daß Felix in unwürdigen Liebesbanden einer Coquette, Emma, ſchmachtet, deren Unwerth aller Welt, nur ihm nicht klar wird, Heloiſe aber den vermeintlichen Bruder immer heißer liebt und ihn dennoch über ihr wahres Verhältniß zu ihm nicht aufzuklären vermag. Nicht vermag, ſagen wir, weil ſie es nie beſonnen und ernſthaft unternimmt, ihn darüber aufzuklären. Die Hauptperſonen dieſes erſten Theils des Romans ſind nächſt der ſanften, aber unbegreiflichen Heloiſe, dem ſchwachen und ganz unmänn-

lichen Felix, für den wir nur wenig Intereſſe gewinnen können, die Generalin, ihre edle, praktiſche Nichte Iſabella, die einzige Freundin Heloiſens, die gefallſüchtige, ſonſt aber ganz unbedeutende Emma, die unwürdige Geliebte von Felix, und Angern, der deutſche liebevolle Verehrer Iſabellens. Für keinen dieſer Charaktere vermögen wir uns jedoch recht zu erwärmen und ihre Geſchichte verläuft daher auch ziemlich antheillos vor unſern Augen. Felix beharrt in ſeinem Doppelwahn und Heloiſe benutzt endlich eine ſich bietende Reiſegelegenheit, um nach Rußland — zu ihrem Vater, dem General, zu gehen. Sie gelangt mit einer alten Fürſtin, die ihren verwundeten Sohn am Kaukaſus aufſucht, ohne erhebliche Abenteuer in das ruſſiſche Lager, und hier beginnt nun der zweite noch weit bedenklichere Theil des Romans. In ihrem Vater, dem Chef des Heeres, findet ſie einen ſtarren, von der Pflicht des Dienſtes verhärteten, ausſchließlich dem militairiſchen Ehrgeiz hingegebenen Soldaten, dem ſogar ihre eigene Schönheit zum Mittel für ſeine ehrgeizigen Zwecke dienen muß. Es wird nämlich ein wunderliches Verhältniß zwiſchen Heloiſe und dem kaukaſiſchen Helden Manſur Arslan, dem Haupt der tſcherkeſſiſchen Häuptlinge, erdacht, wonach Arslan Heloiſe liebt, die ihn ſchätzt, aber Felix im Herzen behält, während der Vater dem Helden Hoffnung gibt, um ihn zur Unterwerfung unter den ruſſiſchen Scepter zu verlocken. Als das Netz eben über ihn geworfen werden ſoll, entdeckt ihm Heloiſe den väterlichen Verrath, und Arslan, der übrigens, wie wir hier erfahren, ein feingebildeter ehemaliger ruſſiſcher Offizier iſt, entflieht mit den Häuptlingen aus dem ruſſiſchen Lager, um ſpäter auf einer Reiſe Heloiſens dieſe nächtlich im Gebirge zu überfallen und zu entführen, bei welchem Anlaß er dann von Felix, der als Deus ex machina dazu kommt, gerade zu rechter Zeit getödtet wird, worauf der Roman in Glückſeligkeit mit „O mein Felix — o meine Heloiſe" ſchließt. In allem Dieſen finden wir nun aufrichtig geſtanden Nichts von jener Reife der Kunſtproduction oder von der Fülle und Wahrheit der Anſchauungen, Urtheile und freien Gedanken wieder, die unſere warme Theilnahme für die „Auswanderer" in Anſpruch nehmen. Etwas Lockeres, Loſes und Unzuſammengehöriges gibt dieſer Arbeit vielmehr durchweg einen unreifen, flüchtigen, zwangvollen Charakter, der weder Genüge bei den Schilderungen noch die Empfindungen des Schönen bei der Erzählung ſelbſt aufkommen läßt.

Auch hier liegt wieder ein reichhaltiger, poſitiver Stoff zu Sittengemälden vor; allein weder die Bilder aus dem Reſidenzleben noch die aus Rußland und den Tſcherkeſſenbergen geben uns den Eindruck der Reife, der Tiefe oder der Neuheit, indem die erſtern nur das Gewöhnlichſte, die letztern aber Nichts bringen was nicht aus jedem ethnographiſchen Bericht über Kaukaſien leicht zu excerpiren wäre. Die politiſchen und völkerſchildernden Excurſe der Verfaſſerin ſind vielmehr nicht blos vollſtändig verworren und unklar, ſondern auch überaus weitſchweifig und langweilig. Die edeln Tſcherkeſſen ſelbſt werden unter der Feder der Erzählerin zu einem Volk von Banditen und Kunſtreitern, und wenn uns auch in Guaſcha ein „prächtiges" Tſcherkeſſenmädchen als Opfer dieſes traurigen Volkskampfes gemalt wird, ſo ſind die Häuptlinge, die zum Friedensſchluß im ruſſiſchen Lager erſcheinen, doch als „halbe Gecken und halbe Verräther" in jeder Weiſe unwahr und verwerflich. Vollends aber iſt der Held der Helden, der Agamemnon dieſer Hellenenfürſten, wirklich, wie man wol ſagt, ein ſeltſames „Närrchen", ſowol als Feldherr wie als Chriſt. Eine kleine Probe genüge:

„Ich habe ſchon Ihres Vaters Wort", ſagte Arslan (der Löwe) finſter. „Mein Vater mag verantworten was er that, wenn er es kann", ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer. „Aber wie dem auch ſei, Sie ſind zu edelmüthig; um zu wollen daß er mich zwinge." „Sie ſind eine gute Tochter, um ihm ungehorſam zu ſein." „Nun, ſo hören Sie, Arslan. Sie treiben mich aufs äußerſte, mein Herz gehört einem Andern." Heloiſe erſchrak vor dem Effect ihrer Worte. Mit leiſer verhaltener Stimme (?!) fragte er: „Wo iſt er? Er lebt nicht mehr, wenn mein Arm ihn erreichen kann!" „O Arslan, er iſt fern, fern! Ich werde nie die Seinige werden." „Ich habe Ihres Vaters Worte", ſagte er noch ein mal und ſein Ton war entſchloſſener. „Womit wollen Sie dieſen Beſitz erkaufen? Mit Ihrer Unabhängigkeit? Verträgt ſich das mit Ihrer Ehre? Wird Ihre Nation Sie nicht einen Abgefallenen nennen — einen Verräther?" Die Wuth wich von dem erblichenen Geſicht Arslan's. „Gräfin", ſagte er mit tonloſer Stimme, „Sie verkennen mich" u. ſ. w.

Wir müſſen es unſern Leſern überlaſſen, ob ſie ſich unter dieſem Bilde den berühmten Ruſſenfreſſer Manſur Arslan, den Löwen des Kaukaſus, zu denken im Stande ſind oder nicht; der Verfaſſerin aber vergeben wir nur ſchwer, und nur um Iſabellens und Guaſcha's willen, daß ſie der Verſuchung nicht widerſtanden hat, das „Nichtvereinbare", das künſtleriſch ſich ſelbſt Widerſtrebende in dieſem Roman verſchmelzen zu wollen; ja dieſe bunte und einheitsloſe Compoſition durch Einführung ſo carikirter Geſtalten, wie die geſchwätzige Wienerin „Nannerl" iſt, noch haltloſer und verwirrender zu machen! In dieſer Maskerade bleibt in der That nur der harte und vielgeſchmähte Graf Staden der einzige achtbare wirkliche Charakter. Das Beſte was wir für die Verfaſſerin thun können, iſt daher zu wiederholen daß dieſe verfehlte Arbeit unſere Theilname für ſie und unſere Achtung für ihre „Auswanderer" nicht vermindert und daß wir ihren Leſern daſſelbe wünſchen. 14.

Literariſche Mittheilungen aus Berlin.

Ende November 1852.

Wie in der Atmoſphäre, wie im Ocean, ebenſo herrſchen im geiſtigen Leben, in der Kunſt, in der Literatur, wenn auch nicht fortwährend wie dort, ſo doch größtentheils gewiſſe prädominirende Strömungen, meiſt eine einzige in einer beſtimmten Zeit, an einem beſtimmten Orte, ſelten mehre zugleich. Solche Strömungen halten gewöhnlich nicht allzu lange an, aber ſie bringen eine ſtärkere Bewegung in das converſationnelle Treiben der Geſellſchaft, ſie regen eine Menge ſympathiſcher Naturen an und ſetzen für die größern Kreiſe eine Maſſe ſozuſagen öffentlich werdenden Bildungsmaterials in Umlauf, und zwar mit Rückſicht auf ihren beſondern Gegenſtand in rei-

cherer Fülle als die übrige, mehr in der Stille, in ebener Fronte und in continuirlich regelmäßigem Schritt vorgehende Productionsthätigkeit des Geiſtes, weil ſie eben nur eine einzige abgeſchloſſene Richtung verfolgen.

In dieſer Weiſe befruchteten die Monate September und October bei dem hieſigen Publicum vorwiegend den Sinn für die Werke des Pinſels und des Meißels: die Kunſtausſtellung war die momentane Strömung des Tags, und das Intereſſe für die literariſche Production trat in den Hintergrund oder äußerte ſich nur, inſofern letztere in Journalen, Feuilletons u. ſ. w. an die Kunſtausſtellung anknüpfte. Bekanntlich hat die Voß'ſche Zeitung ſich ſeit einer Reihe von Jahren das Privilegium errungen, das öffentliche Urtheil vorzugsweiſe zu beſtimmen, und man kann ſich das in Kunſtſachen ſchon gefallen laſſen, wenn ein Schriftſteller wie Müller Strübing die Feder führt; leider aber mußten wir den Genannten auch in dieſem Jahre wie ſchon das vorige mal vermiſſen, während er zwei oder drei Ausſtellungen vor 1848 mit ſeinen kritiſchen Referaten illuſtrirte und durch ſeine gedankenreiche, ſcharfſinnige Behandlung des Gegenſtands nicht wenig dazu beitrug die Maler auf ein richtiges Ziel hinzuweiſen und den Kunſtverſtand des Publicums aufzuklären.

Die Kunſtausſtellung ſelbſt war eingeſchloſſen von zwei ziemlich ſtarken literariſchen Sonderſtrömungen, die eine franzöſiſchen, die andere engliſchen oder richtiger nordamerikaniſchen Urſprungs. Vor derſelben beſchäftigten hauptſächlich Victor Hugo's „Napoleon der Kleine" und nebenher Proudhon's „Sociale Revolution vom 2. December" die Gemüther; nach ihr bot der Buchhandel das Bild einer Rennbahn dar, in welcher ſich die zahlloſen Ueberſetzungen von „Onkel Tom's Hütte" den Rang abzulaufen bemühten. Zugleich begann, von den Kalendern, den Herolden des neuen Jahrs, angeführt, die Weihnachtsliteratur ihre Gaben zu ſpenden, unterhaltende und pädagogiſche Schriften für die liebe Jugend, ſchöne Bände en miniature mit Goldſchnitt, größtentheils repetirte Auflagen poetiſcher Erzeugniſſe für die erwachſene Welt. Rechnen wir dieſen durch eine beſondere Gelegenheit vermehrten Waarenaufſchwung auf dem Büchermarkt ab, laſſen wir ferner die Schul-, die fachwiſſenſchaftlichen und die Erbauungsſchriften außer Acht, und ſehen wir endlich nach was im regelmäßigem Verlauf an literariſcher Production zutagekam, ſo finden wir für das ſtatiſtiſche Regiſter des hieſigen Buchhandels ſeit dem letzten Vierteljahr ein monatliches Ergebniß von durchſchnittlich ungefähr 25 neuen Erſcheinungen allgemeinen gangbaren Inhalts, darunter aber diesmal nur eine äußerſt geringe Zahl bedeutenderer oder irgend welcher Gründe wegen namhafter Werke, von denen wieder die meiſten, wie z. B. Minutoli's „Spanien", Radowitz' „Geſammelte Schriften", die Fortſetzungen von Droyſen's „York", von W. Alexis' „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht" u. ſ. w., der beſondern ausführlichen Beſprechung angehören, ſodaß ſich aus dieſem Kreiſe für unſere Revue nur ein paar Bände ſtellen. Nichtsdeſtoweniger müſſen wir uns zum großen Theil doch hieran halten, da das Gebiet der „kleinen Literatur", welches wir wie immer hier zunächſt zu berückſichtigen haben, gegenwärtig ſo ziemlich einer dürren, verlaſſenen Haide gleicht. Es treiben allerdings noch eine Menge Vegetabilien hervor, aber von ſo geringer Bedeutung für das allgemeinere Intereſſe, ſo zufällig und eklektiſch in ihrer Erſcheinung und meiſt ſo werthlos daß ſie uns kaum als Anhaltspunkt für eine ſpecielle Charakteriſtik der momentanen Gedanken- und Productionsentwickelung dienen können. In ihnen wenigſtens hat die Strömung der Zeit keinen typiſchen Ausdruck gefunden. Es läßt ſich dies auch ſchon daran auf den erſten Blick erkennen daß die Broſchürenliteratur, die mit dem unmittelbaren Leben der Nation in Verbindung ſteht, gegenwärtig faſt ſo gut wie gänzlich fehlt. Seit Monat Juli kamen uns kaum zwei oder drei Stimmgebungen über öffentliche Angelegenheiten zu Geſicht. Die Parteien ſchweigen: die demokratiſche ſchon längſt, die conſtitutionnelle ſeit Monaten und die abſolutiſtiſche jetzt ebenfalls, nachdem ſie ihre letzten Patronen namentlich gegen den Conſtitutionalismus verſchoſſen.

Es könnte auf den erſten Blick befremdend erſcheinen daß ſich ein Artikel der ſich „Literariſche Mittheilungen aus Berlin" nennt niemals über die Perſönlichkeiten verbreitet welche die hieſige Literatur produciren. Die Sache erklärt ſich jedoch leicht: man kennt ſich hier gegenſeitig wenig oder gar nicht, und ſtrebt auch nicht danach untereinander in Verbindung oder in lebhaftern Verkehr zu treten. Vielleicht nur die Mitglieder des ſogenannten Sonntagsvereins, einer poetiſchen Verbindung, welche in ihren Tendenzen der modernen Bewegungs- und Oppoſitionsliteratur ziemlich feindlich gegenüberſteht, mögen hiervon eine Ausnahme machen. Man ſieht ſich im Theater, in Concerten, in Ausſtellungen, auf der Straße; man grüßt ſich allenfalls, wechſelt ein paar Worte, aber theilt ſich ſelten Etwas mit was auf die Thätigkeit am Schreibpult Bezug hat. Man erfährt kaum mehr als was der Augenſchein einen jeden Andern ebenſo gut lehrt. Ebenſo wenig kommen die Vertreter der Literatur im Salon in nähere Berührung. Denn wenn wir auch annehmen daß hier wirklich eine Art Salonleben exiſtiren ſollte, was Mancher und vielleicht nicht ohne Grund direct leugnen wird, ſo walten doch in unſerer Zeit der Parteiſpaltungen auf allen Gebieten eine ſolche Maſſe von Rückſichten und Vorſichten daß man ſchwerlich viele Leute von verſchiedenen Farben oder Meinungen beieinander ſehen wird. Die Zeit, die große Stadt, mancherlei concurrirende Tendenzen auf dem rohen Gebiet des materiellen Bedarfs und in gleicher Weiſe wiederum allzu große Differenz der Beſtrebungen, alles Das ſind Elemente welche das Corps der Literatur zerſplittern. Mehr aber noch als dieſe Elemente wirkt der Umſtand ſpaltend daß ein großer Theil der Leute von der Feder auf das Glaubensbekenntniß jenes ſchielenden und verwerflichen Heine'ſchen Satzes getauft iſt, welcher die Menſchen in Talente und Charaktere eintheilt und beide Gattungen voneinander trennt. Mit klarern Worten geſagt: es exiſtiren hier mancherlei Talente die im mindeſten nicht danach ſtreben auch Charaktere zu ſein, und die durch ihre Inconſequenzen, Perfiditäten und durch ihre geſammte Haltungsloſigkeit in der Literatur wie im Leben die Thätigkeit und den Beruf des Schriftſtellers compromittiren und Niemand Luſt machen mit ihnen zu verkehren. Von Leuten die bei ihrer Charakterloſigkeit auch nicht einmal Talente ſind, und ſich nur wie ſolche geberden, wollen wir gar nicht reden. Jener Ausſpruch Heine's iſt eine gefährliche Klippe für ſchwache Köpfe und baſirt, um es in mildeſter Weiſe auszudrücken, höchſtens auf einem bizarren, launigen Tel est notre plaisir des Poeten, aber wahrlich nicht auf der Kenntniß der menſchlichen Natur oder der Literatur- und Culturgeſchichte. Wir ſind vielmehr der feſten Ueberzeugung daß einem wirklich großen Schriftſteller auch ein großer Menſch zugrundeliegt und zugrundeliegen muß. Denn die lebendige, vollkräftige Production iſt kein abgeſondertes Reſultat irgend einer abſtracten Seite des Geiſtes, ſondern der Ausfluß der ganzen Perſönlichkeit unter dem geſtaltenden Régime des Talents. Unter einem großen Menſchen aber verſtehen wir eben einen Charakter, einen Menſchen der ſich nicht zum würdeloſen Spielball der Umſtände hergibt und mit Conſequenz edle und bedeutende Zwecke verfolgt, denen er ſeinen Egoismus zu opfern im Stande iſt. Ein Talent welchem dieſe Grundlage fehlt wird immerhin in ſinnreichen Einfällen, in glänzenden Phantaſien und Wendungen, kurz in allen formellen Zügen der Production excelliren können, aber niemals in Dem was einem Werke erſt den wahren, für alle Jahrhunderte probehaltigen Werth verleiht. Alle Schriftſteller erſten Rangs, deren Zahl freilich ſehr zu beſchränken, waren auch Männer erſten Rangs, oder richtiger geſagt Menſchen erſten Rangs, ſchöne, edle Naturen, wie mehr oder weniger alle wirklich poſitiven Köpfe. Wir führen endlich noch einen Grund an welcher den Verkehr der berliner Literaten untereinander aufs ärgſte hemmt. Wenn ſchon gewiſſe anrüchige Naturen als zerſetzendes Element wir-

ken, wie das in jeder Gemeinſchaft die nicht ſonſt kräftig organiſirt iſt nothwendigerweiſe eintreten muß, ſo iſt dies in noch weit höherm Grade durch das Vorhandenſein ſolcher Leute der Fall, die an Nichts als an ihr eigenes Genie und an ihre eigene Unfehlbarkeit glauben, die für alle fremde Production nur den Blick der Verachtung haben, die eine unumſchränkte Gewalt auf dem Gebiete des Geiſtes ausüben möchten und die doch meiſt ſelbſt, mit ſtrenger Wage gemeſſen, ſo gut wie gar Nichts leiſten. Wir haben dabei Päpſte mehr als einen, die obwol ſie oft genug die Würde der Literatur, das Streben nach dem Wahren, Echten und Hohen im Munde führen, nichtsdeſtoweniger durch ihre Weiſe gerade dieſer Würde und dieſem Hohen am entſchiedenſten den Rücken kehren und Hohn ſprechen. Auch dieſe Leute ſind keine Männer im eigentlichen Sinne des Worts und keine Perſönlichkeiten mit denen ſich leben und umgehen ließe; vielmehr gleichen ſie jenen Weibern die immer nur die Anſprüche ihrer Eitelkeit aufs ängſtlichſte bewachen und wie natürlich allerwegen verletzt oder ſich wenigſtens für verletzt haltend auch allerwegen den Samen der Zwietracht ſtreuen.

Es ſoll uns nicht beikommen hier irgend einen Namen zu nennen; wir wollten Nichts als einige Gründe andeuten die einen intimern Umgang oder gar ein gemeinſames Streben der berliner literariſchen Kräfte beeinträchtigen und darum auch den Einzelnen außer Stand ſetzen etwas Gründlicheres über die Perſönlichkeiten der Literatur beizubringen. Wir ſagen abſichtlich „Gründlicheres“; denn die gewöhnliche Klatſchchronik, welche nie um Stoff verlegen iſt, auch nur um ein Wort zu vermehren, würden wir ſtets unter unſerer Würde erachten.

Auch über das hieſige Theaterweſen haben wir uns bisher nie ausgeſprochen und zwar aus Gründen. Daß die Bühne mit der Literatur überhaupt in Verbindung ſteht, iſt durch ſich ſelbſt klar; aber wir können nicht gerade ſagen daß die Bühnen Berlins und die Literatur unſerer Reſidenz einen ſonderlich lebhaften Verkehr unterhalten. Beide Sphären liegen hier ziemlich getrennt auseinander; wir zählen kaum einen wirklich hervorragenden Dramatiker, obgleich einige Talente exiſtiren, die theils wenn ſie ſich der Bühne zuwenden wollten, theils ſich vor Marotten hüteten und der Stimme des Geſchmacks und der geſunden Vernunft gehorchten, vielleicht Gediegenes leiſten würden. Was ſonſt von hieſigen Federn auf die Breter gelangt, iſt meiſt Fabrikgut, zuweilen von einer routinirten Technik unterſtützt, wobei wiederum die bloßen Ueberſetzungen oder Bearbeitungen ausländiſcher Originale die Hauptrolle ſpielen; was dagegen aus dieſer Kategorie heraustritt und eine gewiſſe poetiſche gedankliche oder künſtleriſche Tendenz verfolgt, war ſchon wenigſtens ſeit Monaten (wir haben hierbei, wohlgemerkt, immer nur die ſpeciſiſch-berliner Production im Auge) Nichts weiter als dann und wann einmal ein größtentheils verunglückter Verſuch irgend eines ſchreibenden Individuums, welches ſeine frommen Wünſche für Drang des Talents hält und eine Haupt- und Staatsaction am jambiſchen Zollſtab für die regelrechten fünf Aufzüge mit gebührendem Scenen- und Kleiderwechſel zurechtſchneidet oder dramatiſche Situationen ſieht, wo andern Chriſtenmenſchen nur eine ganz gewöhnliche Unterhaltung kund wird. Die Beziehung der Kritik zum Theater und umgekehrt iſt unſerm Bedünken nach nicht um ein Haar lebhafter, wovon beide Parteien ziemlich gleiche Schuld tragen. Die Kritik findet nur eine ſehr geringe Beachtung, und ſie verdient dieſelbe auch nur ausnahmsweiſe in einem höhern Maße; die Zahl der Leute welche mit Beruf, Unparteilichkeit, Beſonnenheit und echtem Anſtand in öffentlichen Blättern, ſei es hier oder auf dem Wege der Correſpondenz nach außen, über theatraliſche Vorſtellungen ſprechen, reducirt ſich bei gewiſſenhafter Prüfung auf ein ſolches Minimum daß wir ſie lieber verſchweigen wollen. Die Mehrzahl der Theaterkritiken hat ſich längſt durch Ignoranz, oder Brutalität, oder durch Parteinahme, oder durch die am häufigſten bemerkbare Extravaganz im Lob oder Tadel um allen Credit gebracht und leiht den Schauſpielern einen genügenden Vorwand, ſich überhaupt aller Kritik zu entſchlagen und in ihrem meiſt rohen Materialismus zu beharren, der keine andern Lorbern ſucht als die ihm für verwegene athletiſche Poſituren oder evidente Beweiſe einer geſunden Lunge zutheilwerden. Daß hierbei die Kunſt ſelbſt immer mehr in Verfall geräth, muß ſich der ruhige Beobachter leider mit tiefem Bedauern geſtehen. Noch wird am königlichen Schauſpielhauſe gebaut und eine Menge Novitäten warten bis die Räume dem Publicum wiederum eröffnet werden; wir haben manche Titel dieſer Novitäten bereits im voraus gehört, wiſſen aber nur drei zu nennen die von berliner Autoren herrühren: ein bibliſches Drama „Suſanne“ von Werther, eine Tragödie „Lorenzo“ von Lua und ein Luſtſpiel von Gubitz sen., „Verſchiedene Wege“, wenn wir nicht irren.

Bei dieſen Blicken in die Zukunft wollen wir gelegentlich einmal auch ein paar Worte über jene Bücher ſagen welche es in ihrem praktiſchen und poſitivſten Abſchnitt eben mit der Zukunft zu thun haben; wir meinen die Kalender und zwar diejenigen welche die berliner Induſtrie als Contingent ſtellt, wobei der Ausdruck „Induſtrie“ vielleicht recht eigentlich am Orte iſt. Denn wir glauben daß der „Volkskalender“ — ſo nennen dieſe Bücher ſich ſämmtlich — nur in ausnahmsweiſen Fällen mit dem „Volke“ etwas Anderes zu ſchaffen haben will als pro Exemplar ſo und ſo viele Groſchen einzukaſſiren. Auf unſerm Tiſche liegen ſieben ſolcher Kalender, ſodaß wol keiner der allgemein gangbaren und hervorragendern fehlt; wollte der Himmel, wir könnten ſie die ſieben Weiſen der Zukunft nennen! Die wenigſten indeß haben auch nur eine entſchiedene Färbung, die erſte Grundlage jeder Diſtinction: der „Kladderadatſch-Kalender“ und Gubitz' „Volkskalender“. Jener iſt diesmal in der That ziemlich gut gerathen, reich an Späßen die ſich aus der Sphäre der Harmloſigkeit da und dort ſelbſt bis auf eine Ariſtophaniſche Höhe erheben, ſoweit dies natürlich in Anbetracht unſerer geſellſchaftlichen und politiſchen Verhältniſſe zu wagen war. Die verdrießlichen Hämorrhoidarien und Leberdüſterlinge mögen dem freundlichen Schalk einen tiefgefühlten Dank votiren. Gubitz' „Volkskalender“ ſchwelgt in einer wahren Fülle von Material, ſodaß er leider etwas kurzathmig wird; er gibt ſich indeß Mühe einen geſunden, den Bedürfniſſen des Volks entſprechenden Ton zu treffen und excellirt in ganz braven Holzſchnitten. Zweifelsohne entſpricht er unter allen Collegen am meiſten dem Typus eines Volkskalenders, obwol ſich, wie wir ſchon andeuteten, in dieſem Jahrgange für 1853 der Stoff gar zu ſehr zerbröckelte. Die Volkskalender von Steffens, Klemann, Moeſer und Kühn, Trowitzſch, Lindow ſchweben größtentheils in einer unſeligen Mitte zwiſchen den verſtorbenen oder wenigſtens außer Curs gerathenen Taſchenbüchern mit Stahlſtichen und Goldſchnitt und Dem was ſie nach ihrem Titel ſein möchten. Im Durchſchnitt ſind die artiſtiſchen Beigaben, Stahlſtiche nach ältern und neuern Meiſtern, der beſſere Theil, obgleich wir keinen rechten Grund einſehen, einen Volkskalender mit einem Luxus auszuſtatten der einerſeits doch nur äußerliches Raffinement iſt, andererſeits nur auf eine geringe Werthſchätzung in den größern Kreiſen rechnen kann. Die Texte ſind mit wenigen Ausnahmen, wozu z. B. eine Erzählung „Das unenthüllte Geheimniß“ in Moeſer und Kühne's Kalender „Der Stammgaſt“ gehört, ziemlich ſchwach, am allerſchwächſten da wo der Humor ſeine Sprünge machen möchte. Meſſen wir jedoch dieſes Alles an dem außerordentlich geringfügigen Preiſe der Exemplare, ſo kann es den Anſchein gewinnen als ob man in der That nicht mehr erwarten dürfte, da unfehlbar auch die Arbeit des Grabſtichels einen ſehr beträchtlichen Theil des Koſtenaufwands verſchlingt. Ob dieſe Kalender indeß dennoch, d. h. trotz des niedrigen Preiſes, gediegener ſein könnten, wollen wir, wenn wir die Sache vom materiellen Standpunkte aus betrachten, hier weder leugnen noch bejahen. Wir müßten, um dieſe Frage zu entſcheiden, in die tiefern Geheimniſſe des Buchhandels dringen, müßten die Stärke der

Auflage, den Gewinn des Verlegers und die Höhe ſeiner Honorarſätze wiſſen.

Gönnen wir nun den Muſen den Vortritt, wenn wir im Folgenden die berliner literariſche Production während der letzten Monate mit ein paar Worten ſpecificiren. Seit längerer Zeit hat Karl Beck wieder bei uns Wohnung genommen und wir dürfen daher wol ſeine neuen Geſänge „Aus der Heimat", obwol ſie in Dresden erſchienen, hierher rechnen. Ein großer Theil der Dichtung iſt überdies in unſern Mauern entſtanden, und Proben derſelben wurden zuerſt in einem hieſigen Blatte, in der „Nationalzeitung", veröffentlicht. Das Werk befindet ſich bereits in Aller Händen und die Kritik hat ſich hinlänglich darüber ausgeſprochen, meiſt mit großem Lobe, in einigen Stimmen aber auch heftig tadelnd; Gegenſätze die ſich in dem Urtheil über alle hervorragenden Erſcheinungen geltendzumachen pflegen und gerade am allermeiſten ihre Bedeutung bekunden. Am wenigſten konnten wir begreifen daß man dem Dichter von einer gewiſſen Seite her Formloſigkeit und Schwulſt zum Vorwurf machte. Wir fanden im Gegentheil in dieſem Werke eine Rundung der Conception, eine Simplicität und Plaſtik der Geſtaltung und eine Reinheit und Melodie der Sprache wie ſie Beck bisher faſt noch nie erreicht hatte. Wenn andere Kritiker an einzelnen Ausdrücken, z. B. an der häufigen Wahl der Diminutiva, oder an manchen Bildern Anſtoß nahmen, ſo bewieſen ſie nur daß ihnen die Kenntniß des ungariſchen Charakters, welchem der Dichter im Geiſte ſeines Themas treu zu folgen bemüht war, gänzlich abgeht. Paul Heyſe, der ſich gegenwärtig in Rom befindet um ſeine Kunſt- und Literaturſtudien fortzuſetzen, übergab vor ſeiner Abreiſe der Oeffentlichkeit eine zweite erzählende Dichtung: „Die Brüder", deren Scenerie nach China verlegt iſt. Sie hat vor ſeiner frühern Erzählung „Urica" den Vortheil einer melodiſchern Diction voraus und entſpricht auch in ihren ſtofflichen Beſtandtheilen weit mehr den Bedingungen einer rhythmiſchen Einkleidung, indem bei „Urica" kein Grund vorhanden war den Vers zu wählen für ein Thema welches durchweg eine rein novelliſtiſche Natur aufwies. Ein Poet ſchwebt in einem großen Irrthum, wenn er glaubt jeden beliebigen erzählenden Stoff in eine Dichtung umwandeln zu können, wenn er ihn in Verſen wiedergibt: der poetiſche Vortrag verlangt einen ganz beſondern Charakter der Situationen und der Entwickelung. Ueber Riendorf's „Die hegler Mühle", von der wir in unſerm letzten Artikel andeutend ſprachen und die nun vor einigen Wochen erſchienen, hat ſich die Kritik ebenfalls in jener obenerwähnten ſchroffen Gegenſätzlichkeit vernehmen laſſen und dadurch die Aufmerkſamkeit des Publicums nur umſomehr geſteigert. Das von der A. Duncker'ſchen Buchhandlung ſplendid ausgeſtattete Büchlein iſt W. Alexis dedicirt, und dieſer Umſtand ſcheint die Veranlaſſung geweſen zu ſein daß ſich namentlich eine Stimme in dem wegwerfendſten Tone über den unſchuldigen Verfaſſer äußerte. Er wird es zu verſchmerzen wiſſen, umſomehr als ihm von den meiſten andern Seiten ſehr anerkennende Worte zutheilwurden. Die ſchwächere Partie des Gedichts hat ihren Grund in einigen Wendungen des Stoffs, die Manchem vielleicht mit Recht nicht genügend gewählt erſcheinen dürften, auch wird man hier und da in der plaſtiſchen Geſtaltung der Localität, der Situationen und Charaktere einige ausführlichere Züge vermiſſen und in der Diction einzelne mattere oder ſchwerfällige Zeilen durch vollere oder melodiſchere Töne erſetzt wünſchen. Nichtsdeſtoweniger aber erkennt man ſofort in dem Dichter eine ſchön begabte Natur von großer Friſche der Anſchauung, warmer Lebendigkeit der Phantaſie und was die Hauptſache iſt von eigenthümlicher Urſprünglichkeit, lauter Eigenſchaften welche zu Erwartungen berechtigen. Und wenn wir noch ein Lob hinzufügen dürfen, ſo iſt es der Umſtand daß Riendorf den individuellen Charakter ſeines ländlichen Stoffs ſehr glücklich traf. Er kennt die Natur ſeines Terrains und ſeiner populairen Geſtalten, ſeine poetiſche Begabung offenbart ihm die feinſten Manifeſtationen des Lebens und der Erſcheinungen welche er ſchildert; er verfällt nirgend in eine verallgemeinernde Idealiſirung, wie dies geringern Talenten bei ihren Anſchauungen ſo häufig zu widerfahren pflegt, ſondern hält überall die Färbung der Oertlichkeit in ihren eigenthümlichen Nuancen feſt, wie ſie ſich dem aufmerkſamen Beobachter des kleinen wie des großen Lebens kundgeben, und zeichnet auf dieſem Hintergrunde ſeine Figuren mit niederländiſcher Treue und einem Verſtändniß welches ihre Anſchauungen, ihr Denken und Fühlen in ſeiner Beſonderheit verkörpert. Eine Erzählung durchweg in Liedern mit Refrains, die Aufgabe war nicht leicht.

Unſere Aufzeichnung der jüngſten poetiſchen Literatur Berlins nennt uns Nachfolgendes: K. Heinrichs' „Anna", ein Idyll in ſieben Geſängen (zweite Auflage); Kathinka Dietz, „Dichtungen aus dem Alten Teſtament"; H. Kette's „Don Jeſe de Tavera", ein Drama; C. G. Kühn, „Drei Bücher Epigramme"; H. Kletke's Gedichte; zwei Dichtungen unter dem Titel „Aus zwei Welten"; Gedichte von Gaulke, Koenemann, Moritz und Riehl in einem Bande; der zweite Band der Bodenſtedt'ſchen Ueberſetzung Lermontoff's; „Juden", Drama von S. Landsberger; neue Auflagen von „Prinzeſſin Ilſe", von „Was ſich der Wald erzählt"; „Stimmen vom Jordan und Euphrat"; Dichtungen von Sachs; „Preußens Reiter bei Hainau am 26. Mai 1815"; Gruppe's „Muſenalmanach auf 1853".

Einige dieſer Erſcheinungen ſind uns nur ſehr flüchtig zu Geſicht gekommen; Manches gehört der ausführlichern Kritik an, und es genüge hier noch drei Worte zu ſagen über ein paar der genannten Muſenſpenden, die wir halb zufällig, halb abſichtlich aus dem Vorrath auf unſerm Büchertiſche herausgreifen. H. Kletke hat ſich ſeit Jahren durch Scheiften für die Jugend und durch Sammelwerke der verſchiedenſten Art, worunter auch ein vielverbreitetes „Album deutſcher Dichter", bekanntgemacht; gegenwärtig übergibt er dem Publicum ſeine eigenen Gedichte, ein Bändchen von nur zehn Bogen, was entweder auf eine geringe Production des Verfaſſers, der bereits längſt im reifen Mannesalter ſteht, oder auf eine große Strenge in der Auswahl ſchließen läßt. Wir ſind geneigt letzterer Annahme beizupflichten. Denn wenn dieſe Dichtungen auch ſtofflich nicht in erſter Reihe rangiren und ſich mit einem beſcheidenen, dabei indeß immer noch ehrenvollen Platze begnügen müſſen, ſo bekundet ihre große formelle Rundung und ihre Reinheit des Geſchmacks doch ebenſo ſehr eine ſorgſame Feile als eine gewiſſenhafte Sichtung des Materials überhaupt. Die vorwaltende Stimmung des Poeten iſt eine ſanfte weiche Melancholie, gepaart mit dem ſinnigen Ernſt einer durch Erfahrung gewonnenen ethiſchen Lebensweisheit. Was ihm an origineller Anſchauung abgeht, erſetzt er durch Aufrichtigkeit und wohlthuende Wärme der Empfindung, und wir glauben daß die Liedercomponiſten, die ja ohnehin immer um Verſe verlegen ſind, hier Manches finden werden was recht eigentlich für Melodie und Klang geſchaffen iſt. In dem kleinen, ſehr geſchmackvoll uniformirten Bändchen: „Aus zwei Welten", zeigen ſich da und dort einige originelle Anflüge und ein gewiſſer Schwung der Phantaſie, der Empfindung und des Ausdrucks, aber keine rechte Klarheit und Feſtigkeit der Geſtaltung, ſodaß namentlich die erſte der beiden mitgetheilten Dichtungen wie ein ziemlich chaotiſcher Traum an unſerm Auge vorüberfliegt, wobei wir indeß das Einleitungsgedicht mit ſeinen 25 Strophen, „Scheikh Moharrem", ausnehmen, welches den Dichter von ſeiner vortheilhafteſten Seite zeigt und entſchiedenes Lob verdient. Das Talent der poetiſchen Diction iſt ihm nicht abzuſprechen; manche ſeiner Schilderungen tragen ein warmes Colorit und auch da wo er ruhig erzählt waltet ein höherer und geſchloſſener Ton; wo er dagegen die Handlung und Situation mehr in lebendiger Scenerie auftreten läßt, fangen die Umriſſe an loſe zu werden und zu wanken und wir verlieren mehr als ein mal den Faden des Zuſammenhangs, ſodaß wir ihn mühſam wieder zu ſuchen haben. Ein längeres Gedicht das ſich aus einzelnen Bildern oder Gemälden zuſammengruppirt muß in ſeinen Beſtandtheilen ſehr feſt normirt ſein, be-

mit der Hauptgang der Fabel klar heraustritt und nicht durch die Arabesken der Epiſoden erdrückt wird. Auch in der zweiten Dichtung „Der Flüchtling" iſt der Kern zu ſchattenhaft geblieben; vielleicht dürfte er überhaupt auch zu geringfügig, d. h. von zu geringer epiſcher Potenz ſein. Indeß beweiſen uns dieſe Proben daß der Verfaſſer etwas ganz Braves leiſten könnte, wenn es ihm glückte einen recht gediegenen Stoff zu finden und dieſen in der einfachſten Weiſe, ohne alle abſichtliche Zerſplitterung, vorzutragen. Die „Drei Bücher Epigramme" von C. G. Kühn ſcheinen das Erzeugniß eines Mannes zu ſein welcher ſchon ein geraumes Stück der Lebensbahn hinter ſich hat und der hier ſeine Einfälle und Gedanken in kurzen Sprüchen zuſammenfaßt: Erfahrungsweisheit, ſinnreiche Bemerkungen über Kunſt und Literatur, poetiſche Bilder und ſatiriſche Excurſe über gewiſſe Schwindelanfälle der Zeit, darunter manches hübſch Gerundete und Schlaghafte, aber auch Vieles, was ſich noch nicht genügend zur Pointe des Epigramms condenſirte. Wir wiſſen ſehr wohl daß das Epigramm bei den Alten auf einer vagern Begriffsbeſtimmung beruhte und nicht immer jene Geſchloſſenheit zeigte die in der letzten Zeile recht eigentlich wie in einem Blitzfunken explodirt. Die neuere Zeit iſt indeß ſo ſehr an die Pointe gewöhnt, und dieſe entſpricht ihrem Denken und Empfinden, wenn es ſich eben nur in ein paar Worten äußert, in einem ſo hohen Grade daß wir ſie kaum vermiſſen mögen. Die im Verlage von Veit erſchienenen „Stimmen vom Jordan und Euphrat" werden zweifelsohne in d. Bl. ihre beſondere Beſprechung finden; ein flüchtiger Blick in das Buch macht uns mit einem Talente bekannt welches in ſeiner Form an den berühmten Verfaſſer des „Laienbrevier" erinnert und ſeinen Stoff aus den alten Quellen der jüdiſchen Weisheit ſchöpfte. Wenn ſich mehre Poeten, wie es in den „Gedichten" von Gaulke, Koenemann, Moritz und Riehl geſchehen, zu der Herausgabe einer gemeinſchaftlichen Sammlung verbinden, ſo drängt ſich zuerſt unwillkürlich die Frage auf, welchem von ihnen der Preis gebührt. Im vorliegenden Falle möchten wir indeß kaum die Entſcheidung wagen; ſie haben zwar verſchiedene Richtungen, aber eine beſondere, hervorragende Eigenthümlichkeit oder Originalität macht ſich eigentlich bei keinem derſelben geltend: ſie wandeln alle auf ſchon gebahnten Wegen, manifeſtiren alle einen beſcheiden-gemüthlichen Ton und ſprechen meiſt nur jene Empfindungen aus, für welche die deutſche Dichterſprache ſchon eine ſo reiche Fülle von Wendungen feſtgeſtellt hat. Gaulke beſingt vorzugsweiſe das Meer, aber in zu wenig individuellen Klängen, jedoch iſt er im erzählenden Ton plaſtiſcher als da wo er ſeinen Gefühlen Worte leiht; Koenemann zeigt ſich am gewandteſten in der kräftigen und körnigen Weiſe einiger Bilder aus dem Leben der Reformationshelden; Moritz cultivirt beſonders die Erzählung aus dem Volke; Riehl liebt das Genre der moraliſirenden Betrachtung. Wir nannten oben noch unter den Dichtungen „Preußens Reiter bei Hainau" und fanden in ihr eine Skizze ganz im Stil Scherenberg's, obwol von einer geringern poetiſchen Kraft unterſtütze.

In der Romanliteratur leiſteten die letzten Monate nicht viel zur Vermehrung der vorhandenen Fülle auf dieſem Gebiete; die Ueberſetzungen prädominiren: „Der Held unſerer Zeit", nach dem Ruſſiſchen des Lermontoff; „Napoleon und der Graf von Kervegan", ein novelliſtiſches Bildchen nach dem Franzöſiſchen; „Die Jüdin im Vatican", nach Méry; „Onkel Tom's Hütte", das Buch des Tags, u. ſ. w. Von Originalen heben wir außer dem Schlußbande von W. Alexis' „Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht" hervor: Amalie Bölte's „Viſitenbuch eines deutſchen Arztes in London"; „Der Bruder aus Ungarn"; Widmann's „Am warmen Ofen", die wir ſämmtlich der beſondern Beſprechung überlaſſen, weil wir unſers Raums noch für andere Mittheilungen bedürfen.

Wenn wir hier in unſern kurzen Skizzen, wie bisher häufig geſchehen, auch der Thätigkeit Berlins in der wiſſenſchaftlichen und der ihr verwandten Literatur gedenken, ſo halten wir uns natürlich nur an ſolche Erſcheinungen welche das allgemeinere Intereſſe für ſich haben oder die überhaupt von vornherein ſchon auf dieſes Intereſſe berechnet ſind. Es war zunächſt eine ſehr zweckmäßige Idee, um mit dem Geſchichtlichen zu beginnen, daß die Verlagshandlung von Duncker und Humblot ſich entſchloß, einem unſerer größten Hiſtoriker den Eingang in ausgedehntere Kreiſe zu ermöglichen, indem ſie eine billige Ausgabe eines ſeiner Hauptwerke veranſtaltete. Wir meinen Ranke's „Deutſche Geſchichte im Zeitalter der Reformation", deren fünfter und letzter, obenein mit einem Regiſter verſehener Band in dieſer Ausgabe unlängſt die Preſſe verlaſſen hat. Man kann Ranke den Schöpfer der vergleichenden Geſchichtskunde nennen; mit weitſchauendem und tiefeindringendem Auge überblickt er das Ganze der ſich entwickelnden Ereigniſſe und Zuſtände einer Epoche; er beſitzt die Kraft der pſychologiſchen Charakteriſtik in einem hohen Grade und ſtellt wie Wenige in plaſtiſchen Umriſſen das innerſte, organiſche Leben der Geſchichte dar. Sein Verdienſt um dieſen Theil der deutſchen Geſchichte beruht beſonders darauf daß er hier zum erſten male die weltliche und geiſtliche Seite des deutſchen Reformationszeitalters, die ſonſt gewöhnlich vereinzelt behandelt wurden, in ihrer geſammten Wechſelwirkung und Durchdringung zur Kenntniß brachte. Zugleich zeigen ſich die Thatſachen und Motive durch die Benutzung reicher, noch ungedruckter Quellen, namentlich aus vielen Archiven, vermehrt. Die Verlagshandlung von Franz Duncker kündigte eine „Geſchichte des deutſchen Volks von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart" von J. Venedey an, deren erſte Lieferung uns vorliegt. Venedey beginnt mit den Cimbern nnd Teutonen, wirft aber dieſe Namen nach unſerm Dafürhalten etwas bunt durcheinander. Auch darf man wol glauben daß z. B. die Völkerſchaft welcher ſich der Conſul Papirius Carbo, um das den Römern befreundete Noricum zu ſchützen, entgegenwarf, nicht die Teutonen, ſondern die Cimbern waren. Es mag ſein daß römiſche Schriftſteller auch die Cimbern häufig Germanen nennen; aber dies entſcheidet wenig, da die Römer nicht viel Sinn für fremde Eigenthümlichkeit und ihre Unterſchiede beſaßen. Einer weit höhern Wahrſcheinlichkeit nach ſind die Cimbern Gallier oder Celten; ſie weiſſagten z. B. aus dem Blute der Opferthiere, wie es nur dem celtiſchen Charakter eigen war, und überall wo die Römer und Griechen mit den Celten gekämpft hatten, erſchienen auch dieſe Cimbern wieder. Einige Jahre nach der ſiegreichen Schlacht gegen Carbo ſehen wir ſie in Gallien ſelbſt auftreten, wo ſie vergebens Land fodern und den Silanus ſchlagen; ſodann dringen ſie durch andere Celten verſtärkt nach dem Süden; ſie ſchlagen den Servilius Carpio bei Toloſa (wo ſich die in Delphi geraubten Schätze befanden), gehen hierauf nach Spanien, dann zurück nach Gallien an den Rhein und trafen hier erſt mit den Teutonen zuſammen, mit denen ſie ſich verbanden, um in Gemeinſchaft die Römer in Italien ſelbſt zu überfallen, obwol ſie bekanntlich ihren Angriff auf zwei verſchiedenen Wegen bewerkſtelligten. Ihre Niederlagen ſind die entſcheidende Zertrümmerung des celtiſchen Elements und der Anfang der Siege Roms über die Germanen. Wir können dieſe Anſichten, die ſich theilweiſe auf die Forſchungen eines berühmten Hiſtorikers gründen, hier nicht weiter ausſpinnen und ſtellen ſie einfach der Erzählung Venedey's als eine beiläufige Bemerkung entgegen. Im Uebrigen trägt der Verfaſſer ſeinen Stoff in einer klaren Gruppirung und in einer warmen, lebendigen Sprache vor, die ganz geeignet iſt dem Werke den Leſerkreis des größern, gebildeten Publicums zu erobern. Aus dem Nachlaß des berühmten Philologen und Humaniſten Friedrich Jacobs erſchienen bei R. Friedländer Vorträge über Heimat, Geſchichte, Literatur und Kunſt der Griechen unter dem Titel „Hellas", herausgegeben von C. F. Wüſtemann, ein Werk deſſen wir hier allerdings nur darum gedenken können, weil es eine hieſige Verlagsfirma im Schilde führt. „Im Jahr 1808", ſagt das Vorwort, „empfing Jacobs von dem König Ludwig von Baiern, dem damaligen Kronprinzen, den ehren-

vollen Auftrag, ihm über die griechiſche Geſchichte und Literatur Vorleſungen zu halten. Dieſe Vorträge wurden bis zum April 1809 fortgeſetzt, wo ſie durch den eben ausgebrochenen Krieg gegen Oeſtreich unterbrochen wurden, der den Kronprinzen zum Heere abrief. Nach beendigtem Kriege bekam der Kronprinz eine andere Beſtimmung und kehrte vorerſt nicht wieder nach München zurück. Später wurden die begonnenen Studien, da Jacobs inzwiſchen auf das ſehnſuchtsvolle Verlangen ſeines angeſtammten Landesherrn, des geiſtreichen Herzogs Auguſt von Sachſen-Gotha-Altenburg, in ſeine Heimat zurückberufen war, weiter fortgeſetzt u. ſ. w." Ferner ſagt der Vorredner: „Man dürfte wol nicht einer leeren Vermuthung Raum geben, wenn man in jener Darſtellung der verklungenen Herrlichkeit einer hochbegabten Nation und einer wundervollen Natur ein nicht erfolglos gebliebenes Moment für die großartigen Beſtrebungen König Ludwig's zu Wiedererweckung des Hellenenthums und zu Gründung des neuen griechiſchen Königreichs unter dem Scepter eines geliebten Prinzen, ſomit einen ſehr tiefgreifenden Einfluß auf Mit- und Nachwelt erblicken wollte: einen Einfluß auf Hellas' Reſtauration, der ſpäter in F. Thierſch zu einer ſo bedeutenden Geltung gelangte." Dies die inhaltsvolle Idee welche ſich an die Jacobs'ſchen Vorleſungen knüpft, die im Charakter ihres beſondern Zwecks weniger in die Einzelheiten eingehen als vielmehr ein Geſammtbild der helleniſchen Geſchichts- und Culturentwickelung geben. Es fehlen indeß hierbei noch einige Züge, z. B. über die Religion der Griechen, über ihre ſtaatlichen Einrichtungen und Sitten, und dies hat ſeinen Grund darin daß der Verfaſſer ſelbſt ſeine Vorträge unbeendet ließ. Jacobs ſtand bekanntlich, um hier eine gelegentliche Bemerkung einzuſchalten, in keinem guten Vernehmen mit den beiden Heroen des weimariſchen Muſenhofs, was aus der Zeit der Xenien herdatirte, von denen mehre die gothaiſchen Notabilitäten, außer Jacobs beſonders Schlichtegroll, Manſo und Becker, ſehr übel berührten. Wenn indeß E. Boas in ſeiner Schrift über den Xenienkampf F. Jacobs als den Verfaſſer der von Goethe ausgegangenen Diſtichen und der ſcharfen Recenſion gegen die Xenienſchreiber in den gothaer „Gelehrten Anzeigen" angibt, ſo wird dies in mehrfacher Weiſe gegenwärtig von Wüſtemann ebenfalls in dem oben ſchon citirten Vorworte widerlegt.

Die Erinnerung an Weimars Blütenepoche läßt unſere Blicke auf ein kleines Büchlein fallen, welches in einer ſehr intereſſanten Detailmittheilung an jene Zeiten und Perſönlichkeiten anknüpft: „Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Goethe", von E. Köpke (Berlin). Dieſe Mittheilungen wurden theils aus den Memoiren der genannten Dame, die im Jahre 1851 unter dem Titel „Charlotte" als ein Manuſcript für die Freunde der Verewigten in nur ſehr wenigen Exemplaren aus der Preſſe kamen, theils aus der ſonſtigen Hinterlaſſenſchaft derſelben geſchöpft. Neuerdings war es beſonders der Briefwechſel Schiller's und Körner's, welcher das Angedenken an Charlotte von Kalb wiederum dem Gedächtniß der Welt zurückrief. Charlotte von Kalb lebte vom Jahre 1804 ab bis zu ihrem Tode 1843, in einem Alter von 82 Jahren, hier in Berlin; wie Wenige von unſerer Generation mochten darum wiſſen! Und doch war ſie einſt ein gefeierter Name, ein hochverehrtes Weſen, die geiſtvolle ſchöne Frau, für welche der jugendliche Schiller jahrelang in inniger Glut ſchwärmte, die mit den übrigen Heroen unſerer Literatur, mit Goethe, Herder, Wieland fort und fort in freundſchaftlichem Verkehr ſtand und in deren Hauſe Hölderlin von 1793—95 als Erzieher fungirte. Die Memoiren gehen vom Jahre 1761—91, d. h. von der Geburt bis etwa dahin wo ihr Verhältniß mit Schiller ſein Ende erreicht hatte, indem Letzterer ſich mit dem Fräulein von Lengefeld vermählte. Kurz vorher war es auch wo ſie ſich ihre Briefe von Schiller zurückerbat und die ganze Correſpondenz den Flammen übergab, was gewiß im höchſten Grade zu bedauern, wie ſie es auch ſpäter ſelbſt bedauerte, wenn ſie in dem Buche „Charlotte" ſagt: „Mit Wehmuth ſah ich weinend nach dieſer Opferung, und wie ſpät habe ich erkannt daß es nicht mir, daß es Vielen geraubt war!" Die von dem Verfaſſer wörtlich mitgetheilten Stellen aus den Memoiren verrathen durchweg eine tiefelegiſche Grundſtimmung; kein Wunder, wenn wir bedenken daß ſich die treffliche Dame in den ſchönſten Jahren ihres Lebens durchweg in einer ſchiefen Stellung befand. Nicht wenig mochte ſicher auch die Auflöſung ihrer Intimität mit Schiller dazu beitragen, ihr Gemüth zu umfloren. Das Verhältniß hatte ſich bereits im Frühjahr 1788 ſo gelockert daß Schiller an Körner ſchreiben konnte (20. October d. J.): „An Frau von K. habe ich deinen Einſchluß beſorgt. Ich habe ihr dieſen Sommer gar wenig geſchrieben; es iſt eine Verſtimmung unter uns, worüber ich dir einmal mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht was ich von ihr geurtheilt habe: ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf, ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen." E. Köpke bemüht ſich dieſe ſelbſt verſtimmte Aeußerung des Dichters zu erklären, zu widerlegen und zurückzuweiſen; wir glauben jedoch daß die Motive derſelben viel complicirterer, ſubtilerer, ja ſelbſt auch ganz anderer Natur ſind als der Verfaſſer meint. Wir glauben namentlich, Schiller wollte überhaupt nur ſagen, es wäre beſſer geweſen er hätte Charlotte gar nicht auf ſeinem Lebenspfade getroffen. Und dann denke man nur einen Augenblick an die innerſte Natur des Verhältniſſes eines jungen genialen Mannes mit einer jungen liebenswürdigen Frau, die bereits durch eine feſte Lebensſtellung gefeſſelt iſt und nach innen und außen fortwährend tauſend Rückſichten zu nehmen hat! Der junge Mann ſei ferner ein Dichter der nach thätiger Production trachtet und dazu, wie das jeder wahre Poet wiſſen wird, einer heiligen Ruhe und Sammlung bedarf. Doch genug. Gewiß mochte Charlotte im Einzelnen für Schiller heilſam und wohlthuend geweſen ſein, mochte ihn zu manchen Ideen inſpirirt haben; nichtsdeſtoweniger konnte die Geſammtſumme ihrer Einwirkung von dem Dichter, vielleicht namentlich in Bezug auf die freie Entwickelung ſeiner poetiſchen Laufbahn, dennoch als minder zufriedenſtellend bezeichnet werden, ohne daß der Dame dadurch auch nur der kleinſte Vorwurf erwächſt. Wir haben nicht Raum, dieſe und andere Anſchauungen weitläufiger durchzuführen, und brechen hier ab, umſomehr als das Büchlein der ſpeciellen Beſprechung angehört. Denn wenn wir auch nicht allzu viel Neues in Thatſachen erfahren, ſo hat es doch für die intimere Literaturgeſchichte eine Bedeutung, bis das Publicum vielleicht ſpäter einmal des Vergnügens genießt, die Originalmemoiren durch den wiederholten Abdruck einer umfangreichern Auflage allgemein verbreitet zu ſehen.

Die Allgemeine deutſche Verlagsanſtalt ſetzt ihre Publicationen noch immer in rüſtiger Thätigkeit fort. Dem Buche über „Goethe's Liebe und Liebesgedichte" von Lehmann folgte ein Werk von demſelben Verfaſſer: „Goethe's Sprache und ihr Geiſt." Lehmann hält hier faſt ausſchließlich nur den philologiſchen Standpunkt feſt, indem ſeine Abſicht dahingeht, „die Sprache dieſes großen Genius und ihre Formenwelt, vorzüglich in ſyntaktiſcher Hinſicht, nicht blos im Allgemeinen, ſondern bis in die einzelnen Fäden hinein zu verfolgen und grammatiſchen und philologiſchen Unterſuchungen zu unterwerfen." Es iſt dies zugleich der Standpunkt der hiſtoriſchen Grammatik, die wir hier durch einen beſonders wegen ſeiner Vollſtändigkeit ſchätzenswerthen Beitrag bereichert ſehen. Für die praktiſche Brauchbarkeit wäre es indeß zu wünſchen geweſen, wenn der Verfaſſer, namentlich in dem Abſchnitt über den Periodenbau, die citirten Stellen in ihrem ganzen Umfange angeführt hätte, anſtatt nur den Anfang und das Ende einer Periode zu geben und im Uebrigen durch Zahlen und Ziffern auf die „Geſammelten Werke" des Dichters zu verweiſen. Hätte uns das Alterthum ähnliche Werke über ihre Koryphäen hinterlaſſen, ſo würde dem philologiſchen Gezänk eine große Mühe und Zeit erſpart worden ſein; wir dürfen daher glauben daß eine Arbeit wie die vorliegende Lehmann's, wenn ſie

nicht im Lauf der nächſten Zeit noch durch gediegenere Forſchungen verdrängt werden und ſich überhaupt erhalten ſollte, für die ſpätern Urenkel, die dereinſt unſerer claſſiſchen Literatur- und Sprachperiode ſchon bedeutend fernſtehen werden, zweifelsohne von ſehr erheblichem Nutzen ſein dürfte. Dieſelbe Verlagshandlung veröffentlicht ferner und zwar ſoeben: „Raupach, eine biographiſche Skizze", von Pauline Raupach, der Gattin des Verſtorbenen, in kurzen Umriſſen, und eine Ueberſetzung von General Daumas' hippologiſchem Werk „Die Pferde der Sahara". Wir haben dieſe Ueberſetzung des Lieutenant und Adjutant E. Gräfe nur flüchtig durchblättert, aber wir kennen das Original und haben es ſeiner Zeit mit vielem Vergnügen geleſen, da es nicht blos von fachlichem, ſondern allgemeinem Intereſſe iſt. Wir erwähnen hierbei daß ſich ſogar Abd-el-Kader an der Abfaſſung deſſelben betheiligt hat, wie denn auch der letzte Abſchnitt einige poetiſche Ergüſſe des berühmten Emirs enthält. Ein Beurtheiler faßt die Brauchbarkeit des Werks ſehr bündig folgendermaßen zuſammen: „Der Roßhändler, der Stalldiener oder Reitknecht, der Liebhaber und Bewunderer des Pferdes wird darin eine Menge ſchätzenswerther Bemerkungen über die Erziehung, Zähmung und Behandlung dieſes Thiers finden; der Zoolog und Naturforſcher wird manches Neue über die ſchönſte Pferderace der Welt hören; der Romantiker wird darin Liebesgeſchichten leſen und des Arabers Lieder an ſeine Maid und an ſein Roß; der Soldat von ſtolzen Kämpfen vernehmen, der Waidmann von der Art und Weiſe der Jagd auf den Strauß und die Gazelle; der Denker und Philoſoph wird mit Ueberraſchung bemerken, wie ſehr die Religion der Kinder der Wüſte auf der Beſchäftigung mit dem Pferde beruht und in ihren mannichfachen Phaſen und Manifeſtationen mit ihm zuſammenhängt; und endlich wird der allgemeine Leſer auf ſpannende Abenteuer ſtoßen und die Eigenthümlichkeiten des geſellſchaftlichen und Privatlebens der Araber in plaſtiſcher Darſtellung kennenlernen."

„Das Alterthum in ſeinen Hauptmomenten dargeſtellt" nennt ſich eine ſehr beachtenswerthe Sammlung von H. Kletke, von deſſen Gedichten wir oben ſprachen. Das Buch umfaßt über 600 Seiten und theilt die Reſultate der großen geſchichtlichen Thatſachen des Alterthums nach den verſchiedenſten Richtungen hin mit und zwar in meiſt claſſiſchen Aufſätzen berühmter Forſcher: Boeckh, Dahlmann, Droyſen, Drumann, Ewald, Heeren, Hegel, Herder, A. v. Humboldt, Laſſen, O. Müller, Niebuhr, Paſſow, Ritter, Schloſſer u. ſ. w. Das Gewicht ſolcher Namen erſpart uns jede weitere Bemerkung. Der Sammler liefert ein gediegenes hiſtoriſches Leſebuch zur höhern Belehrung und geiſtvollen Unterhaltung für gereiftere Schüler, für Studirende, Lehrer und überhaupt für jeden Gebildeten der mit den nöthigen Vorkenntniſſen ausgeſtattet iſt.

Mundt's „Vorleſungen über die moderne Literaturgeſchichte Europas", die ebenfalls unlängſt die Preſſe verließen, fangen bereits an manche ſehr ſtreng tadelnde Replik hervorzurufen. Man findet von verſchiedenen Seiten daß der Verfaſſer ſich nicht frei hielt von rein perſönlichen Zu- oder Abneigungen, und daß er ſich nicht nur manche Verſtöße im Sachlichen, ſondern auch vielfache Oberflächlichkeiten im Urtheil und Lückenhaftigkeiten zu Schulden kommen ließ. Wir können vorläufig nicht hinlänglich hierüber entſcheiden, da wir uns niemals unterfangen eine Meinung auszuſprechen, ehe wir ein Werk nicht von der erſten bis zur letzten Seite durchgeleſen haben.

Wenden wir uns ſtatt deſſen zu einem Büchlein welches wir unbedingt empfehlen dürfen, zur „Eubiotik" von E. v. Rußdorf, einem Entwurf einer hiſtoriſch und pſychologiſch begründeten Lehre der Glückſeligkeit. Rußdorf iſt Arzt und Dichter, als welchen er ſich unter dem Namen Emil Mecklenburg vor mehren Jahren mit Glück bekundete, und es war von ihm eine Darſtellung zu erwarten, in der ſich wiſſenſchaftliche Forſchung mit Phantaſie und gedanklicher Productionskraft vereinigen mußte. Seine „Eubiotik" beſtätigt dieſe Vermuthung und überraſcht uns zugleich durch eine Originalität der Auffaſſung welche dem Stoffe noch einen ganz beſondern Reiz verleiht. Er unterſucht den Gang der Weltgeſchichte, er ſkizzirt im Verlaufe ſeines Buchs die großen allgemeinen Culturcharaktere, das Griechenthum, das Römerthum mit der Kaiſerzeit, das Chriſtenthum, das Mittelalter und die neuere Zeit, und zeigt einerſeits welche Elemente der Glückſeligkeitslehre in jeder dieſer Weltphaſen liegen, andererſeits welche Ideale der Glückſeligkeit ihnen ſelber vorſchwebten oder ſich in ihnen geltend machen. Als die drei „Bildungsformen", welche die neuern Elemente der Glückſeligkeit ſind (d. h. die Glückſeligkeit in der Zeit oder Welt des Gedankens, während er das Mittelalter als die Welt des Gemüths anſah), nennt er die Wiſſenſchaft, den Humanismus und den Materialismus. An einer ſummariſch recapitulirenden Stelle ſagt der Verfaſſer folgende Worte, die zugleich den allgemeinen Gang ſeiner Eubiotik am beſten charakteriſiren: „Es iſt ein tiefes Walten des Geiſtes in der Geſchichte, vermöge deſſen die herrſchende geiſtige Macht einer Zeitepoche in ihr auch die Glückſeligkeit des Ganzen und der Individuen bedingt. Wodurch die Menſchen glücklich ſind, Dem müſſen ſich alle unterwerfen. Der Homeriſche Geiſt des veredelten Heldenthums ſchuf Griechenlands Glück und Freiheit; das römiſche Rechtsprincip mit ſeiner unendlichen Habſucht ſchuf die römiſche Freiheit, den römiſchen Stolz und Patriotismus; der Glaube, die unmittelbare Gewißheit der Wahrheit, ſchuf das Mittelalter mit ſeinem phantaſtiſchen Idealismus und der abſtracten chriſtlichen Freiheitsidee, welche das Glückſeligkeitsprincip (die ewige Seligkeit) und die Unendlichkeit, Göttlichkeit des menſchlichen Geiſtes (Unſterblichkeitsidee) inſichſchließt; die neuere Zeit vereinte alle dieſe Elemente, läuterte halbwahre Gefühle und Vorſtellungen zu wahren Ideen und baute auf die wirkliche eine neue, unendlich reiche geiſtige Welt, die Welt der Wiſſenſchaft. Von dieſer geiſtigen Macht hängt nun auch direct oder indirect die Glückſeligkeit ab; Keiner kann ſich ihr entziehen, hier hilft keine Wahl. Entweder zwingt das Leben das Individuum in einen gelehrten Stand: die Wiſſenſchaft iſt unmittelbar die Bedingung ſeiner Exiſtenz und damit ſein Glück; oder das Individuum iſt durch ſein Vermögen unabhängig: dann bedingt ſein Antheil an Bildung und Kenntniſſen nicht blos ſeine Capacität für intenſive, wahre Lebensgenüſſe, ſondern auch die Anerkennung und Achtung die man ihm zollt; oder das Individuum dient mit Leib und Seele dem Materialismus: ſo wird ſein materielles Glück von ſeinem Talente abhängen, ſich die untergeordneten Kräfte der Wiſſenſchaften oder ihre weitgreifenden Schöpfungen in der Induſtrie dienſtbar zu machen; oder das Individuum iſt Proletarier, es lebt von den Broſamen die von des Herrn Tiſche fallen: ſeine größere oder geringere Fähigkeit, die Ausbildung ſeines Geſchmacks, ſeine Gedankenfähigkeit, geübt und geſchult durch den Elementarunterricht, durch ſein Notiznehmen von der populären Tagespreſſe, wird ſein armſeliges Glück beſtimmen; oder endlich das Individuum iſt freier Künſtler: ſeine Kunſt iſt Nichts, ſie bleibt Stümperei ohne bedeutende wiſſenſchaftliche Kenntniſſe. — Es gilt ſomit, um im wahren Sinne glücklich zu ſein, unabhängig von den Launen des Gemüths und ſeinem Eigenſinn, daß man ganz und in der That Geiſt ſei (?), d. h. daß Jeder nach ſeinen Kräften und Verhältniſſen geiſtige Güter aus der unendlichen Fülle der Wiſſenſchaft ſich zu eigen mache." Der Humanismus iſt nach des Verfaſſers Definition die geſammte „Weltanſchauung des neuern Zeitgeiſtes, welche die Aufklärung durch die Wiſſenſchaft hervorgerufen hat", iſt der „antike Geiſt, reformirt und veredelt durch den chriſtlichen Geiſt". Der letzte Abſchnitt iſt der großen Krankheit der Gegenwart, der Hypochondrie gewidmet und enthält zugleich die Heilmethode welche der Verfaſſer einzig und allein erſprießlich findet.

Aus der jüngſten publiciſtiſchen Literatur erwähnen wir drei Schriften: die anonym erſchienenen „Briefe über Staatskunſt", welche bekanntlich confiſcirt wurden, nach Allem was wir daraus erfuhren ein Werk machiavelliſtiſcher Natur; ferner die Broſchüre „Bruch mit der Revolution und Ritterſchaft", über die ſich die Preſſe bereits hinlänglich geäußert hat; end-

lich eine zweite Broſchüre „Militäriſches und Ariſtokratiſches von einem bürgerlichen Offizier". Letztere Broſchüre wendet ſich gegen die ariſtokratiſche Partei in Preußen, welche ſich abmüht „die preußiſche Armee, ſoweit es irgend möglich, aus einem Volksheere zu einem Berufsheere umzuwandeln", und zwar durch folgende drei Mittel die da lauten: Die Offizierſtellen bei Linie und Landwehr ſollen ſoweit als irgend möglich dem Adel vorbehalten werden; es ſollen vom Offizierſtand alle Perſonalitäten ausgeſchloſſen werden welche ſie nicht zu ihren Geſinnungsgenoſſen zählt, und endlich, der Unterſchied zwiſchen Linie und Landwehr ſoll beſeitigt werden, ſämmtlich Punkte und Tendenzen die ſchon ſeit längerer Zeit in die Oeffentlichkeit drangen. Der Verfaſſer vermeidet es durchweg ſich auf abſtracte Principien zu berufen und entlehnt ſeine treffenden Argumente einzig und allein aus factiſchen Motiven. Für die Selbſtändigkeit der äußern Politik, äußert er auf einer der letzten Seiten, würde ein zünftiges Berufsheer, d. h. ein ſolches in welchem der Heerdienſt für jede Individualität ein Lebensberuf und Broterwerb iſt, allerdings mehr leiſten als ein Volksheer. Wenn wir aber auch hierbei vom Koſtenpunkt ganz abſehen und vorausſetzen, daß Preußens finanzielle Lage ſo günſtig ſei daß es die Friedensſtärke ſeines Heeres von 130,000 auf 320,000 Combattanten bringen könne, ſo würde es durch ein reines Berufsheer doch den unermeßlichen Vortheil einbüßen, durch die tranſitoriſche Einverleibung aller wehrpflichtigen Staatsangehörigen in das ſtehende Heer die ganze Nation wehrhaft zu machen.

Da man an literariſche Mittheilungen unmöglich die Anfoderung einer förmlichen bibliographiſchen Vollſtändigkeit ſtellen kann, ſo dürfen wir uns wol erlauben unſere Aufzeichnungen hiermit zu ſchließen, nachdem wir verſucht ein allgemeines Bild von der literariſchen Productionsthätigkeit Berlins während der letzten Wochen in der Seele des Leſers zu erwecken.

45.

Glaubenslehrjahre eines im Proteſtantismus erzogenen Chriſten. Münſter, Regensberg. 1852. Gr. 8. 2 Thlr.

Das vorliegende, ziemlich umfangreiche Buch gehört zu den innern Bekehrungsgeſchichten. Das Thema deſſelben iſt nämlich, wie der Verfaſſer aus dem todten Vernunftglauben, aus der Religion des ſogenannten geſunden Verſtandes zum chriſtlichen Gemüths- und Herzensglauben geführt worden. Solche innere Converſionsgeſchichten ſind immer pſychologiſch lehrreich; denn ſie zeigen uns wie bei dem Uebergang vom Glauben zum Unglauben oder umgekehrt vom Unglauben zum Glauben das Vorwiegen dieſer oder jener Seelenkraft den Ausſchlag gibt. Wiegt nämlich bei einem im Glauben Erzogenen die Verſtandesthätigkeit vor, ſo kann man faſt mit aprioriſcher Gewißheit vorausſagen daß er nicht im anerzogenen, ererbten Glauben verharren, ſondern ein ſogenannter Denkgläubiger, ein Rationaliſt werden wird. Wiegt umgekehrt bei einem im Rationalismus Erzogenen das Gemüth und die Phantaſie vor, ſo läßt ſich mit eben ſolcher aprioriſcher Gewißheit vorherbeſtimmen daß er früher oder ſpäter zum Gemüthsglauben übergehen wird. Der Kampf zwiſchen Glauben und Unglauben iſt alſo im Grunde genommen nur der Kampf entgegengeſetzter Seelenkräfte.

Um nun auf unſern Verfaſſer zurückzukommen, ſo gehört deſſen innere Bekehrungsgeſchichte zu den mildeſten. Die Hand die ihn bei ſeinem Uebergange vom Unglauben zum Glauben leitete ſchlug nicht den gewöhnlichen Weg einer plötzlichen Sprengung des Kerkers der Finſterniß und ſchnell folgender Erleuchtung ein, es kam bei ihm nicht wie bei einem verſtockten Sünder zu einem plötzlichen Durchbruch der Gnade, die Entwickelung ſeiner religiöſen Ueberzeugung machte ſich nicht in der Weiſe einer Revolution, ſondern es erfolgte eine im Ganzen ohne Kampf verlaufende Evolution, und von gewaltſamen Vorgängen hat daher der Verfaſſer Nichts zu melden.

Die Schrift beginnt mit des Verfaſſers Uebergang von der Schule zur Univerſität und ſpricht dann der Reihe nach im Unterhaltungstone von der Georgia Auguſta, von Bouterwek's Anziehungskraft, von der Einwirkung Kant's, Fichte's, Jacobi's, von der religiöſen Dürre der Georgia Auguſta und der poetiſchen Reaction gegen ſolche Dürre, vom Wohlgefallen an den poetiſchen Erzeugniſſen der neuern romantiſchen Schule, vom ſtudentiſchen Heidenthum und Sittenloſigkeit u. ſ. w. Hugo, Heeren, Sartorius, Schulze, Hamann und Johannes von Müller, Schleiermacher, Hegel, Hengſtenberg und noch manche andere Celebritäten werden uns vorgeführt und deren Einwirkung auf den Verfaſſer geſchildert.

Die Studien welche ſpäter der Verfaſſer im Pietismus und der Herrnhuterei machte, und die religiöſen Einſichten die er dadurch gewann brachten ihm, wie er ſagt, vortreffliche Frucht, indem er nun eine Richtung kannte, „welche die von dem herrſchenden Denkglauben lange genug mishandelten Rechte des Gemüths und der wider jenen zum Aufſtande gelangten innern Erfahrung gegen ein kaltes Vernünfteln in Schutz nahm, das auch Schleiermacher's und Dräſeke's Einfluß nicht ſo hatten brechen können daß der Ausdruck des urſprünglichen chriſtlichen Gefühls in ſeine volle Berechtigung hätte treten können".

Die eigentliche innere Umwendung verdankt der Verfaſſer beſonders der wiederholten Leſung dreier kleiner Schriften, die den entſchiedenſten Einfluß auf die Entwickelung innerer Gläubigkeit bei ihm gehabt. Das erſte Schriftlein, nur 113 Seiten, führt den Titel: „Meine Irrgänge und Misgriffe in dem Weg und Werk des Herrn, ein Bekenntniß von einem evangeliſchen Prediger, im Cirkel einiger Herzensfreunde abgelegt und von denſelben herausgegeben." Dieſes Schriftlein hatte ihn auf die einfältigſte und eindringlichſte Weiſe in den Mittelpunkt und den Herd des Pietismus geführt. Einen nicht minder heilſamen Einfluß auf das Hervorrufen und Ausbilden der lange entbehrten Gläubigkeit des Herzens übte beim Verfaſſer Goßner's „Schatzkäſtchen". „Die Einſeitigkeit welche nebſt einer gewiſſen Beſchränktheit der pietiſtiſchen Anſchauungsweiſe, wie ich dieſelbe in den «Irrgängen» und in Goßner's «Schatzkäſtchen» ausgeprägt fand, als eine faſt unzertrennliche Zugabe folgte, ward bei mir durch einen höchſt glücklichen Fund ſehr neutraliſirt und jene Betrachtungsweiſe, welcher ich mich nicht ohne Eifer hingegeben, zugleich ſehr gemildert und ihrer Härte entkleidet." Dieſer höchſt glückliche Fund war des Thomas a Kempis Büchlein von der Nachfolge Chriſti. Die Richtung in demſelben findet der Verfaſſer grundverſchieden von der der Reformatoren; denn Thomas a Kempis predigt eine *thätige Nachfolge Chriſti im Gehorſam gegen die kirchliche Ordnung* und hält ſich ganz entſchieden fern von theologiſchen Unterſuchungen oder äußerlichen Reformbeſtrebungen der Art wie Luther und ſeine Freunde ſolche bezweckten und herbeiführten.

Am Schluß zieht der Verfaſſer die Summa des am Ende ſeiner Glaubenslehrjahre erreichten Standpunkts. Die drei erwähnten Schriften hatten ihn aus der Nichtigkeit des Denkglaubens, deſſen Moder ihn ſo beſchwert hatte daß er dem todten Sumpfe nicht zu entkommen vermochte, emporgehoben und in ein Bad verſetzt, wo er ſich in Strömen lebendigen Waſſers von jenem Verſtandesſchmuze befreien konnte. Das fleißige Studium der drei erwähnten Schriften erſparte ihm die Ermüdung von dem langen Kampfe mit einem Wiſſen, welches nicht allein innerhalb ſeiner Grenzen, ſondern auch da wohin es nicht reicht ſich in ſich begründen möchte, und welche bei vielen Andern Anlaß gegeben, ſich dem Chriſtenthume zuzuwenden. Er fing bald an „inſtinctiv zu ahnen", daß der Heiland der Welt auch der Erlöſer des Denkens, der Erretter der verkehrten Vernunft von ihren eigenen, namentlich philoſophiſchen Verirrungen ſei, welche ein Fanatismus

der Selbſtſucht mit dem ausgeſuchteſten Scharfſinn immerfort als Wahrheit anzupreiſen befliſſen iſt. Schon 1829 ſtellte er in einem Briefe an einen ſeitdem berühmt gewordenen Hegelianer die kecke Frage auf: wozu es, wenn Chriſtus Chriſtus wäre, eines Hegel bedurft hätte, da es ihm ſchien, daß wenn Hegel wäre und leiſtete was ſeine Schüler ausſagten, Chriſtus nicht Chriſtus ſein könne, einer von Beiden folglich überflüſſig ſein müſſe.

„Wie ich im Politiſchen mich leicht zu der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer weltlichen Autorität und des Gehorſams gegen dieſelbe bequemt hatte, weil ſie mir ganz natürlich war, ſo war es mir leichter als vielen Andern geworden, mich zur Annahme des unbedingten Erforderniſſes einer Autorität für die Vernunft zu entſchließen, welche aber nicht die menſchliche irgend eines Weltweiſen ſein durfte, ſondern eine göttliche ſein mußte, die ich denn auch nur im Chriſtenthume vollſtändig offenbart fand.“

Dennoch, trotz dieſer Richtung, erwarb ſich der Verfaſſer die Pietiſten nicht zu Freunden. Denn, wie er von ſich rühmt, er wußte ſich der traurigen Wirkungen, Verirrungen und Zerrüttungen zu erwehren, welche der Pietismus oder vielmehr deſſen Ausartung, die Pietiſterei, bei unreifen Geiſtern hervorzubringen pflegt; er ſuchte dieſelben lächerlich zu machen. Er ſah ein daß manche Pietiſten nur Scheinheilige waren, Eitelkeit und Eigennutz dieſelben regierten, andere mit den Gegenſtänden ihrer Andacht nur eine Art geiſtlicher Unzucht trieben. Dieſe Wahrnehmung empörte ihn. Doch ſein Ingrimm war eben nur gegen dieſe Unlauterkeiten des Pietismus gerichtet, galt durchaus nicht dem Pietismus ſelber. Die Folge aber davon war daß er „als ein für zweideutig erkannter Menſch“ es keiner Partei rechtmachte und keiner genehm war. „Die Pietiſten gaben mich auf, weil ſie mich für den Feind ihrer Sache hielten und nicht glauben mochten daß man die Mängel derſelben verwerfen könne, ohne jener ſelbſt Schaden zu thun, etwa wie man den Rock welchen Jemand trägt ihm nicht auf dem Leibe ausklopfen kann, ohne daß die Hiebe ihn mittreffen. Ebenſo wenig aber waren mir die Denkgläubigen oder gar die Ungläubigen hold, von denen ich mich geſchieden hielt und welche wohl wußten daß ich Nichts weniger als gemeinſchaftliche Sache mit ihnen zu machen beabſichtigt habe.“ Dieſes Mistrauen entgegengeſetzter Parteien gegen ihn betrachtet der Verfaſſer als natürlichen Ertrag ſeiner Bemühungen, in den religiöſen Gegenſätzen ſich nicht feſtzurennen und das als chriſtlich Erkannte über das Confeſſionnelle zu ſtellen, um es aus den Parteizerwürfniſſen als Gemeingut, das dem Streit entzogen werden ſollte, zu retten. Er tröſtet ſich daher über den Schmerz der Verkennung mit der Lauterkeit ſeiner Geſinnung und Abſicht. 41.

Miscellen aus der italieniſchen Geſchichte.

Filippo Strozzi.

„Filippo Strozzi“, ſagt der Verfaſſer des „Arnaldo da Brescia“, Giovanni Battiſta Niccolini, in dem Vorwort zu der Tragödie deren Gegenſtand die letzten Schickſale dieſes berühmten Florentiners bilden, „war auch in ſeinem an Größe und Elend ſo reichen Jahrhundert eine von allen übrigen ſich unterſcheidende Perſönlichkeit. Kaufmann, Banquier, Staatsmann, Gelehrter, hatte er beſtimmten Antheil an den Ereigniſſen ſeiner Zeit. Er verhalf ſeiner Heimat zur Wiedergewinnung der Freiheit und trug dazu bei daß ſie wieder verloren ging. Er war ein ſeltſames Gemiſch von vielen Laſtern und nicht wenigen Tugenden. Seinen Unglauben keck zur Schau tragend, Clemens VII. unentbehrlich, Katharina von Medici willkommen und ihr Begleiter auf der Reiſe nach Frankreich, repräſentirte er in der Haltung ſeines Lebens und in ſeinen Meinungen den Charakter des Heidenthums und ſchien ein Mann aus den letzten verderbten Zeiten des römiſchen Gemeinweſens. Nichts fehlte zu ſeinem Ruhme, ſelbſt der Ruf nicht daß er ſelbſt Hand an ſich gelegt, um der unerbittlichen Rache Cosmus' I. zu entgehen, der glücklich wie Auguſtus war, nicht minder ſchlau als Tiberius.“

Als Filippo, nach dem unglücklichen Gefecht bei Montemurlo in der Nähe von Piſtoja gefangengenommen und in der Citadelle von Florenz in immer ſtrengerer Haft gehalten, an ſeiner Befreiung zu verzweifeln und dem nahenden Tode ins Geſicht zu ſchauen begann, entwarf er für ſich folgende Grabſchrift, deren Original unter den vielen Strozzi'ſchen Documenten im Archiv des Gherardi-Uguccioni zu Florenz aufbewahrt, bei Niccolini („Filippo Strozzi, tragedia“, Florenz 1847, S. cxxx) im Facſimile mitgetheilt wird.

Wenn in der Heimat, in folgender Weiſe:

Philippo Strozzae.
Satis hoc, caetera norunt omnes.“

(Dem Filippo Strozzi. Dies genügt: das Uebrige wiſſen Alle.)

Wenn in der Fremde, ſoll die Grabſchrift folgendermaßen gefaßt werden:

„Philippo Strozzae Florentino, nobilitate, doctrina, fortunis, ethruscos inter omnes longe clarissimo, qui cum direpta a Caesarianis Roma obsessoque Clemen. VII. pont. max. patriam foede servientem vindicasset in libertatem, Dum renatam tyrannidem decimo post anno rursus impugnat, in arce Montis Murli captus, crudeliter mox interficitur, filii VII superstites, bonis omnibus collachrimantibus, posuere.

Eius caput (sanguinem) maximo auri pondere Tyrannis rependere non erubuit, quandoquidem, tanto hoste incolumi, quo pacto stare posset, non inveniebat. Libertas vero, spes suas omnes cum eo concidisse intelligens, datis manibus luceque damnata eodem tumulo claudi mandavit (voluit). Uberes funde igitur hospes lachrimas, si ulla tibi Florentinae reipublicae cura est, maioris enim civis deflere interitum nunquam licebit. Vixit annos XLVIIII, menses — dies —.

Suprema vox illi fuit, pro patria dulce est quacumque occumbere morte.“

(Dem Filippo Strozzi von Florenz, durch Adel, Bildung, Glücksgüter alle Toscaner weit überragend, der nach der Erſtürmung Roms durch die Kaiſerlichen und während der Einſchließung Papſt Clemens' VII. die Heimat aus ſchnöder Knechtſchaft zur Freiheit emporhob, der zehn Jahre darauf bei erneutem Kampfe gegen die wiedererwachte Tyrannei im Schloſſe von Montemurlo gefangen, dann grauſamerweiſe des Lebens beraubt ward, ſetzten dieſen Stein ſeine ſieben ihn überlebenden Söhne unter dem Wehklagen aller Guten. Die Tyrannei ſcheute ſich nicht einen unermeßlichen Preis auf ſeinen Kopf zu ſetzen, obgleich ſie nicht wußte wie ſie ſich halten ſollte wenn ein ſolcher Gegner lebte. Die Freiheit aber, wohleinſehend wie all ihre Hoffnung mit ihm unterging, gab den Kampf auf und wollte das Licht nicht mehr ſehen, ſondern mit ihm in daſſelbe Grab ſich legen. Weine darum, o Vorübergehender, reichliche Thränen, wenn das Schickſal des florentiniſchen Gemeinweſens dir irgendwie am Herzen liegt, denn eines größern Bürgers Tod wirſt du nimmer zu beklagen haben. Er lebte 49 Jahre — Monde — Tage. Sein letztes Wort war: Jedweder Tod fürs Vaterland iſt ſüß.)

Wie in dieſer Grabſchrift, ſo ſpricht ſich auch in Filippo's letztwilligen Verfügungen, von denen bei anderm Anlaß in Nr. 37 d. Bl. ausführlich die Rede geweſen iſt, das Selbſtgefühl ſehr ſtark aus; man muß es Dem zugute halten der in der Feinde Gewalt an Nichts als an die Nachwelt appelliren kann. Und der Sterbende hat ſich in ſeiner Hoffnung nicht getäuſcht, denn die Geſchichte, viele ſeiner Untugenden überſehend, hat Dem was Großes und Glänzendes in ihm war nicht karge Anerkennung zutheilwerden laſſen.

Wenn man ſich dieſen Mann inmitten ſeiner vielbewegten

Laufbahn denkt, von politiſchen Intereſſen, Geſchäften, Vergnügungen, Intriguen hin- und hergezogen, ſo koſtet es einige Mühe, ſich ihn in der Stille des Studirzimmers vorzuſtellen, beſchäftigt mit den Werken der griechiſchen Philoſophen, Hiſtoriker, Dichter, die Alten nicht nur leſend, ſondern ſie überſetzend und erläuternd mit kritiſchem Scharfſinn und nicht geringer Gelehrſamkeit. So war jene merkwürdige Zeit mit ihren reichausgeſtatteten Naturen und ihrer unendlichen Lebensfülle. „Alle Tage ſeines Lebens über die er verfügen konnte", ſagt ſein Bruder Lorenzo in der Biographie die er von ihm hinterlaſſen hat (Grävius-Burmann, „Thesaurus antiquitatum et historiarum Italiae", achter Band, und neuerdings als Zugabe zu Niccolini's Tragödie), „pflegte er dreifach zu theilen. Den einen Theil widmete er dem Studium, den andern ſeinen Privatgeſchäften, den dritten den Vergnügungen und der Unterhaltung. In ſeiner Jugend war ſeine Erziehung ſo ſorgfältig geweſen daß er die eine und andere Sprache, die griechiſche nämlich und die lateiniſche, vollkommen beſaß. In der Philoſophie hing er dem Ariſtoteles an, beſonders in den Meinungen von der Seele und den übrigen natürlichen Dingen. Im Plinius war er ſehr beleſen. In jüngern Jahren pflegte er Anmerkungen über die Autoren zu entwerfen die er ſtudirte, und Manches von ſeinen Noten über griechiſche und römiſche Literatur iſt vorhanden." In ſeinem Kerker, in jenem florentiner Fort von S.-Giovanni Battiſta, über deſſen Erbauung er in einem Briefe vom 28. Januar 1531 an Franſcesco Vettori handelt und wozu er dem Herzog Alexander Medici Geld vorſchoß, nahm er die Studien ſeiner Jugend wieder auf und überſetzte unter Anderm Polybius' Abhandlung vom römiſchen Heerweſen, worüber er mit dem gelehrten Pier Vettori correſpondirte. Im Jahre 1552 wurde dieſe Uebertragung zu Florenz gedruckt, aber ohne den Brief mittels deſſen Filippo ſie dem Aleſſandro Vitelli widmete, welcher als Caſtellan der Citadelle für Karl V. ihn unter ſeiner perſönlichen Obhut hatte und ungeachtet der Verſchiedenheit ihrer politiſchen Anſichten und Partei in freundſchaftlichen Beziehungen zu ihm ſtand. „Als Polybius", heißt es in dieſem ſchönen, am 20. September 1538, zwei Monate vor des Strozzi blutigem Ende geſchriebenen Briefe (bei Niccolini, S. 355 fg.), „die 40 Bücher ſeiner römiſchen Geſchichten ſchrieb, von denen heute zum großen Leidweſen der Gelehrten nur wenige vorhanden ſind, da gleich allen Dingen der Welt auch die Schriften großer Geiſter dem Tode verfallen, ſo ſchaltete er die gegenwärtige Abhandlung über das Heerweſen ein. Dieſe, vielmehr noch ein köſtlicher Schatz denn eine nützliche Schrift, verbreitete ſich dermaßen daß ſie, während das größere Werk, in welchem ſie wie ein Edelſtein in Gold gefaßt war, verlorenging, wie aus einem Schiffbruche nackt ſich rettend auf uns kam. Um ſie nun zugänglicher zu machen, übertrug vor einigen Jahren Janus Laſcaris, ein in der griechiſchen Sprache und andern Zweigen wohlunterrichteter Mann, die kleine Schrift ins Lateiniſche, und ein mir Unbekannter (der mehr Klugheit zeigte, indem er ſeinen Namen verſchwieg als indem er ſich an dieſe Arbeit begab) ins Toſcaniſche. Wenn darum irgendeiner, welchem meine nur für Euch beſtimmte Bearbeitung durch Zufall in die Hände fallen ſollte, mir Anmaßung vorwürfe, als habe ich ſchon Vorhandenes noch ein mal gemacht, ſo hoffe ich daß Ihr mich in Schutz nehmen werdet. Denn da ich, von Euch befragt, meine Meinung dahin geäußert daß in der lateiniſchen Uebertragung manche Irrthümer vorkommen, in der toſcaniſchen aber ſehr viele, da der Ueberſetzer nie den griechiſchen Polyb geſehen, ſondern nur den lateiniſchen und auch nach dieſem nachläſſig gearbeitet hat, ſo erſuchtet Ihr mich mit Eurer gewohnten Beſcheidenheit (obgleich Ihr mehr denn irgend ein Mann auf der Welt mir gebieten dürftet), entweder die Uebertragung in unſerer Sprache zu verbeſſern oder nach dem griechiſchen Text eine neue zu verſuchen. Da ich nun, wie das Loos der Gefangenen es mitſichbringt, hier aller gewohnten Handlung und Unterhaltung beraubt bin, ſo ſchien es mir daß eine neue Uebertragung Euch willkommener und mir in dieſer läſtigen und traurigen Unthätigkeit größere Erholung ſein dürfte. So habe ich denn den Sinn meines Autors getreu wiederzugeben mich beſtrebt, ohne Pomp gezierter Worte, welche zu dem an Blumen armen, an Früchten reichen Stoff nicht paſſen würden, indem ich an einzelnen Stellen wo es mir nöthig ſchien Einiges ausführte, Nichts aber von der Urſchrift überging oder ausließ. Habe ich erreicht was ich wollte, ſo wird es mir um Euretwillen lieb und angenehm ſein. Wo nicht, ſo müßt Ihr für jetzt mit der guten Abſicht vorliebnehmen und mich entſchuldigen wenn ich nicht kann wie ich möchte, da mit dem Glücke auch die Geiſteskraft mich verlaſſen hat."

Es iſt wehmüthig ſich am Ende eines ſo glänzenden Lebens zu dieſem Bewußtſein gelangt zu ſehen. Aber Filippo Strozzi hatte ſchon ſeit längerer Zeit eine Ahnung daß ſeine beſſere Zeit vorüber ſei. „Ich verſichere Euch, Gevatter", ſchrieb er am 2. Januar 1535 von Rom aus an den ſchon genannten Francesco Vettori, ſeinen wie Machiavelli's Buſenfreund und einen der gemäßigtſten und verſtändigſten unter den der mediceiſchen Partei anhangenden vornehmen Florentinern, „Fortuna läßt ſich jetzt an mir aus und leert ihren Sack über mein Haupt. Ich erkenne daß ich, nachdem ich in der Vergangenheit ruhige und glückliche Tage verlebt, nun den Reſt meines Daſeins in Mühſeligkeiten und Verdruß werde zubringen müſſen. Ich bereite mich getroſt darauf vor, indem ich mich häufig zur Lecture jener Autoren wende welche uns das Misgeſchick mit Standhaftigkeit zu ertragen lehren." Eine ſeltſame Wendung des Schickſals war es daß er in die Hände des Mannes fiel der wenige Jahre zuvor mit ſeiner Mutter bittend vor ihm geſtanden hatte. Maria Salviati, die Witwe Giovanni's de' Medici, des Führers der ſchwarzen Banden, und Mutter Cosmus', des erſten Großherzogs, der damals nicht viel über neun Jahre zählte und in Florenz il signor Cosimino hieß, dieſe gute und verſtändige Gattin und Mutter, welche ſich beſſern Danks von ihrem Sohne hätte verſehen dürfen, ſchrieb am 2. September 1528 an Filippo Strozzi: „Magnifice vir affinis observandissime! Wir ſind, mein Sohn und ich, dermaßen erſchöpft und verarmt, nicht nur durch Privatſchulden, ſondern auch infolge der öffentlichen Laſten, daß ich mich in der größten Verlegenheit befinde und nicht weiß wer uns unterſtützen ſoll bis wir wieder zu Athem kommen. Deshalb wollen wir Eure Magnificenz demüthig bitten, daß während die übrigen Creditoren uns drängen und erſticken, Ihr Euch zu Mitleid bewegen laſſen möget, ſodaß Ihr Euch für dieſes Jahr mit den jetzt empfangenen 200 Dukaten begnüget, indem ich Euch mein Wort gebe daß es uns für den Augenblick unmöglich iſt mehr zu leiſten, während wir uns alle Mühe geben werden ſpäter unſerer Verpflichtung ſo nachzukommen daß Ihr Euch für befriedigt erklären werdet. Ich bitte Euch und flehe zu Euch aus dem Grunde meines Herzens daß Ihr uns dieſe Gnade nicht abſchlagen wollet, denn wenn Ihr anders denkt und uns drängt, ſo weiß ich kein Mittel Euch Genüge zu leiſten. Dennoch werden wir uns auf alle Weiſe beſtreben wo möglich in dieſem Jahre noch weitere 200 Dukaten zu zahlen, ſolltet Ihr uns nicht Alles bewilligen wollen. Größere Gnade wird es uns freilich ſein wenn Ihr für dies Jahr Geduld habt und Euch mit der bereits erhaltenen Summe begnügt. Anderes füge ich nicht hinzu, außer daß Coſimo und ich uns Eurer Magnificenz ſehr empfehlen, geneigter Antwort entgegenſehend. Verwandte und Schweſter Maria Salviati de' Medici."

Acht Jahre darauf wählte Filippo Strozzi freiwilligen Tod um den Händen dieſes nämlichen Coſimo zu entgehen, in deſſen Gewalt er ſich gegeben wußte, nachdem die vielen und eifrigen Unterhandlungen wegen ſeiner Löſung fehlgeſchlagen und der Kaiſer dem Vitelli, in welchen wie geſagt der Gefangene viel Vertrauen ſetzte, das Commando der florentiner Citadelle genommen hatte. Seine letzten Lebenstage wurden noch durch Mishelligkeiten mit ſeinem älteſten Sohne Piero, dem nachmaligen Marſchall von Frankreich, verbittert, welchem der

Vater in ſeinen Anerbietungen und Verwendungen zum Behuf der Wiedererlangung der Freiheit zu weit zu gehen ſchien und der ſeinen Unmuth mit aller Heftigkeit ſeines Charakters ausließ. Beſſer war das Verhältniß zum zweiten Sohne Leo, Johanniterprior von Capua und nachmals Admiral der franzöſiſchen Galeeren. „Dein Brief", ſchrieb Filippo ihm am 17. April 1538, als Leo ſich am kaiſerlichen Hofe befand, „hat mir den Troſt verliehen den du dir vorſtellen kannſt: das ſind Verpflichtungen die ſich nie vergeſſen noch nach Verdienſt belohnen laſſen."

Filippo galt für den reichſten Edelmann ſeiner Zeit. Man darf indeß die italieniſchen Vermögensverhältniſſe, namentlich die florentiniſchen, des 15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts nicht zu hoch anſchlagen, auch die der Mediceer nicht, welche überdies durch den großen Lorenzo ganz ruinirt wurden. Während ſeiner Gefangenſchaft entwarf Filippo eine Art Bilanz. Er führt darin unter Anderm die außerordentlichen Ausgaben auf zu denen er durch die Zeitverhältniſſe veranlaßt worden. So 2000 Scudi, während er im Jahre 1526 von Clemens VII. den Kaiſerlichen als Geiſel überliefert ward; 3000 Scudi für ſeine Reiſe nach Marſeille und Paris mit Katharina von Medici; Ausgaben für ſeine eigene Sicherheit und Sendungen nach Spanien und anderwärts ſeit Clemens' VII. Tode, 6000 Scudi; Ausgaben für die Expedition welche in Montemurlo ein ſo unglückliches Ende nahm, 2500 Scudi. Den bei der Erſtürmung Roms erlittenen Verluſt könne er, ſo drückt er ſich aus, gar nicht taxiren. An Gemeindeabgaben berechnet er für die letzten zehn Jahre 10,000 Scudi; die Einbuße bei der Güterconfiscation unter dem Herzog Alexander, wobei er viel verloren, das Gemeinweſen wenig gewonnen habe, gibt er nicht an. Als Ausſtattung für ſeine drei Töchter, deren zweite jene Luiſe, die durch ihr tragiſches Geſchick in Geſchichte und Poeſie ſo berühmt geworden, gibt er zu 12,000 Scudi an. Für vier ſeiner Söhne berechnet er 15,500 Scudi und macht zugleich die Bemerkung daß Piero gegen 5000 Scudi Schulden habe, „die, da ſie mit Herren und Söldnern contrahirt, am Ende bezahlt werden müſſen". Piero's Schulden kommen auch ſonſt mehrfach vor. Sein Eigenthum in liegenden Gütern und Geld ſchätzt er auf nur 102,000 Scudi, ſeine Schulden auf 60,000. Alles Das würde freilich von dem gerühmten Reichthum nur einen ſchwachen Begriff geben. Doch es iſt nicht leicht ſich von der damaligen Geldwirthſchaft, namentlich wo Bankgeſchäfte mit in Betracht kommen, eine klare Anſchauung zu verſchaffen.

Die Witwe Fiesco's.

Einzig vielleicht, ſelbſt in Zeiten ſo raſcher Bewegung und ſo jähen Umſturzes wie das 16. Jahrhundert, waren die Schickſale der Eleonora Cybò, Tochter Lorenzo Cybò's, welcher väterlicherſeits von Papſt Innocenz VIII. ſtammend, mütterlicherſeits Neffe Papſt Leo's X., durch ſeine Heirath mit Ricciarda Malaſpina im Jahre 1520 die Markgrafſchaft Maſſa-Carrara an ſeine aus Genua ſtammende Familie brachte. Ricciarda war im Jahre 1515 an ihren Schwager Scipione Fieschi aus dem Hauſe der Grafen von Lavagna verheirathet, aber ſchon vier Jahre darauf in ihrem 23. Lebensjahre Witwe geworden. Ihre zweite Ehe mit Lorenzo Cybò war ſtürmiſch genug, und der Hader mit dem Gatten wegen Antheils an der Regierung, worauf dieſer Anſpruch machte, pflanzte ſich auf den ältern Sohn Giulio fort, welcher dadurch in Irrungen mit Karl V. verwickelt und endlich aufs Blutgerüſt geführt ward. Ricciarda's Tochter Eleonora heirathete Gian Luigi Fieschi, den Urheber der vielbeſprochenen Verſchwörung gegen Andrea Doria. Schiller, der durch eine Aeußerung Rouſſeau's auf den Charakter und die Geſchichte Fiesco's aufmerkſamgemacht worden ſein ſoll, brachte auch Leonore auf die Bühne; aber man braucht nicht viel von Italien zu wiſſen, um zu merken daß ſeine Leonore Wenig oder Nichts von einer Italienerin beſitzt, ſondern wie der Zeit der Entſtehung ſo dem Weſen nach eine Mittelfigur zwiſchen Amalie in den „Räubern" und Luiſe in „Cabale und Liebe" iſt. Der Neapolitaner Camillo Porzio, Verfaſſer der claſſiſchen Darſtellung des Baronenkriegs, führt in ſeiner erſt neuerdings gedruckten „Geſchichte Italiens" im Jahre 1547 Fiesco's Gattin ein. „Nach dem mäßigen Abendeſſen", ſagt er, „und nachdem Alles vorbereitet worden, begab ſich der Graf, ehe er das Haus verließ, in das Gemach ſeiner Frau Leonora. Gleichſam als ahnte er ſein Geſchick, erzählte er ihr wie Giannettino Doria (deſſen Schweſter den unglücklichen ältern Bruder der Gräfin geheirathet hatte) ihm mehrfach nach dem Leben geſtrebt und ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen verſucht habe, ſodaß er ſich vor dieſen Nachſtellungen ſicherzuſtellen ſuchen müſſe; ſie möge ſich alſo ruhig in Alles fügen was ihm auch immer zuſtieße. Und da ſie ſich darüber tief betrübte und ihre Thränen floſſen, kehrte er zurück um ſie zu tröſten und zu bitten, ſie möchte ihm ihre Thränen nicht zur ſchlimmen Vorbedeutung werden laſſen. Es war dabei Paolo Panſa zugegen, ein verſtändiger Mann und vormaliger Erzieher des Grafen. Dieſer, von dem Schmerz der Gräfin ergriffen, bat ihn ſein Vorhaben reiflicher zu überlegen und nicht ſich, ſeine Heimat und Italien in ſchweres Leid zu ſtürzen. Von unruhigen und boshaften Leuten ſei Giannettino Doria ihm als übelwollend geſchildert worden: er ſolle bedenken daß er zu einem Orte und an ein Werk gehe, wo Gelingen und Mislingen einander ſehr nahe ſtänden. Der Graf erwiderte darauf, die Sache ſei zu weit gediehen als daß er zurücktreten könnte, und verließ dann kopfſchüttelnd das Zimmer, bleich und traurig." („Storia d'Italia, contenente i successi dell' anno 1547 in Genova, in Napoli ed in Piacenza", cap. XIII.)

Durch den Fehltritt auf dem zur Galeere führenden Bret zur Witwe geworden, vermählte ſich Eleonora Cybò zum zweiten male mit Chiappino Vitelli, Marcheſe von Cetona, einem Sprößling der in Città di Caſtello herrſchenden Familie, Enkel jenes Paolo, welcher als florentiniſcher Condottiere während des letzten Piſanerkriegs im Jahre 1499 wegen angeblichen Verraths hingerichtet ward, und Großneffe des bekannten Vitellozzo, eines der Opfer Ceſar Borgia's. Chiappino diente Cosmus I. Medici wider die Barbaresken und im Sieneſerkriege, zeichnete ſich als Feldherr des Stephansordens in den Kämpfen gegen die Ungläubigen aus und ſtand unter Alba in Philipp's II. niederländiſchem Kriege. Mit der Unternehmung wider Holland im Jahre 1594 beauftragt, kam er beim Angriff auf Zeeland ums Leben. Am Bein verwundet und übermäßig ſtark war er genöthigt ſich eines Tragſeſſels zu bedienen: als er nun auf dieſe Weiſe Verſchanzungen beſichtigte, ließen die ihn Tragenden ihn von der Höhe einer Tranchee hinabſtürzen. Es heißt, es ſei aus Abneigung der Spanier wider den italieniſchen Feldherrn geſchehen, der im Dienſte ſehr ſtreng war. Er blieb auf der Stelle todt.

Nach dieſem zweiten Unglück beſchloß Eleonora die Welt zu verlaſſen. Sie zog ſich nach Florenz zurück, in das Kloſter der Murate. In der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts war dies Kloſter für Einſiedlerinnen geſtiftet worden, die ſich um 1370 in engen Zellen auf den Pfeilern der Rubacontebrücke eingeſchloſſen hatten, wo man heute noch die winzigen Häuschen und zwei Kapellen ſieht, deren eine der Brücke ihren gegenwärtigen Namen Sta.-Maria delle Grazie gegeben hat. Die Mediceiſche Familie beſchützte ſtets dies Kloſter, welches am obern Ende der Via Ghibellina lag und heutzutage umgebaut und zu einem Zellengefängniß verwendet iſt, wo im jetzigen Moment (Juni 1852) Francesco Domenico Guerrazzi, der Chef der proviſoriſchen Regierung des Jahres 1849, verhaftet ſitzt. Catarina Sforza Riario, die heldenmüthige Mutter des heldenmüthigen Giovanni de' Medici, Führers der ſchwarzen Banden, und ſomit Großmutter des erſten Großherzogs, brachte in dieſem Kloſter ihre letzten Jahre zu und ſtarb daſelbſt 1509. Catarina, die nachmalige Königin Frankreichs, wurde nach dem Aufſtand des Jahres 1527 hierher gebracht, Camilla Martelli, Cosmus' I. zweite Gemahlin, nach

des Großherzogs Tode auf Befehl des Nachfolgers hier eingeſperrt. An dieſem ſtillen Orte lebte Eleonora Cybò bis zum Jahre 1594. Sie war eine Frau von gebildetem Geiſte, und verſchiedene Dichtungen von ihr wurden ſchon bei ihren Lebzeiten gedruckt. Die Erinnerung an ihre Heimatsſtätte Maſſa bethätigte ſie durch ein dem dortigen Leihhauſe ausgeſetztes Vermächtniß. Ihr Bruder Alberico Cybò regierte damals noch und erreichte ein Alter von 94 Jahren. Die Letzte der Cybò Malaſpina, Maria Tereſa, Gemahlin Ercole Rinaldo's von Modena-Eſte, ſtarb 1790. Nach dem Tode ihrer Tochter Maria Beatrice, Großmutter des jetzt regierenden Herzogs von Modena, wurde 1829 Maſſa mit Modena vereinigt. 26.

Bibliographie.

Anderſen, H. C., Hiſtorien. Leipzig, Lorck. 1853. 8. 15 Ngr.

— — Winterabend-Geſchichten. Leipzig, Simion. 1853. 16. 15 Ngr.

Barthel, C., Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit in einer Reihe von Vorleſungen dargeſtellt. 3te abermals ſtark vermehrte und verbeſſerte Auflage. Braunſchweig, Leibrock. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dingley Manor oder die Familie der Grafen Eſerick. Roman, frei nach dem Engliſchen von G. Cleeves. 1ſter und 2ter Band. Hannover, Rümpler. 1853. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Dulon, R., Das Gutachten der vier Heidelberger Theogen. Ein Beitrag zur Sittengeſchichte der Gegenwart. 2ter Abſchnitt: Das Gutachten in Beziehung auf Gegenſtände der Verfaſſung und des Rechts. — A. u. d. T.: Das Ketzerrichteramt in der reformirten Kirche. Ein Zeugniß wider die Behauptungen unwiſſender Profeſſoren und für die Freiheit der reformirten Kirche. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 22½ Ngr.

Eſchenmayer, Betrachtungen über den phyſiſchen Weltbau, mit Beziehung auf die organiſchen, moraliſchen und unſichtbaren Ordnungen der Welt. Heilbronn, Scheurlen. Gr. 8. 12 Ngr.

Ewald, H., Entzifferung der neupuniſchen Inſchriften. Göttingen, Dieterich. 8. 6 Ngr.

Ficquelmont, C. L. Graf, Lord Palmerſton, England und der Continent. 2ter Band. Wien, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Fontane, T., Von der ſchönen Roſamunde. Gedicht. 2te Auflage. Deſſau, Katz. 1853. 16. 20 Ngr.

Fröhlich, A. E., Fabeln. Frauenfeld, Verlags-Comptoir. 1853. 8. 2 Thlr.

— — Ulrich Zwingli. Einundzwanzig Geſänge. Ebendaſelbſt. 1853. 8. 2 Thlr.

Görner, C. A., Almanach dramatiſcher Bühnenſpiele zur geſelligen Unterhaltung für Stadt und Land. 3ter Jahrgang. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 1853. Gr. 12. 1 Thlr.

Grimm, A., Die poſitive und negative Philoſophie. Eine Widerlegung des Rechtfertigungsverſuches des Prantl'ſchen Anthropologismus. München, Rieger. 1853. Gr. 8. 6 Ngr.

Gutzkow, K., Uriel Acoſta. Trauerſpiel. Miniatur-Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 20 Ngr.

Hagen, J., Gedichte. 2te Ausgabe. Zwei Theile. Angehängt einige Worte über den deutſchen Hexameter. Leipzig, E. H. Mayer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Ein Büchlein vom Guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe. Mainz, Kirchheim u. Schott. 1853. 8. 21 Ngr.

Heimbürger, H. C., Das chriſtliche Prieſterthum deutſcher Frauen und Jungfrauen. Celle, Capaun-Karlowa. 12. 15 Ngr.

Horn, M., Die Pilgerfahrt der Roſe. Dichtung. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 1853. 16. 20 Ngr.

Köſtlin, K. R., Der Urſprung und die Kompoſition der ſynoptiſchen Evangelien. Stuttgart, Mäcken. 1853. Gr. 8. 2 Thlr.

Maier, Eliſa, Wilhelm von Humboldt. Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf. Mit einer Biographie Humboldt's. 2te Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.

Mayer, C., Ueber den Bau des Organes der Stimme bei den Menschen, den Säugethieren und einigen grössern Vögeln, nebst physiologischen Bemerkungen. Mit 28 Steindrucktafeln. Breslau u. Bonn, Weber. Gr. 4. 6 Thlr.

Meinhold, W., Geſammelte Schriften. 8ter Band. — A. u. d. T.: Der getreue Ritter oder Sigismund Hager von und zu Altenſteig und die Reformation. In Briefen an die Gräfin Julia von Oldofredi-Hager in Lemberg. Regensburg, Puſtet. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mindermann, Marie, Eigenthümlichkeiten der Bremer Neuzeit. In Briefen. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 12 Ngr.

Moore und Byron, Dichtungen. In deutſcher Ueberſetzung mit gegenübergedrucktem Original. Leipzig, Brockhaus. 16. 20 Ngr.

Moris, L., Stunden am Meere. Erfurt, Bartholomäus. 16. 18 Ngr.

Mügge, T., Weihnachtsabend. Roman. Berlin, Janke. 1853. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Deutſcher Muſen-Almanach für das Jahr 1853. Herausgegeben von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Newman, J. H., Vorträge über die gegenwärtige Stellung der Katholiken in England. Aus dem Engliſchen. Mit einem Vorworte von J. Döllinger. Regensburg, Manz. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Pflanzung des Chriſtenthums unter den Slaven, beſonders in Wagrien, und die Stiftung des Bisthums Oldenburg, oder Lübeck, mit näherer Beziehung auf die Kirche zu Boſau. Zur Jubelfeier des 700jährigen Beſtehens dieſer Kirche. Eutin, Völckers. 8. 6 Ngr.

Phantaſus. Eine Auswahl aus erzählenden Dichtungen der Romantiker. Mit einleitenden Bemerkungen über die romantiſche Schule. Hannover, Rümpler. 1853. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Proudhon, P. J., Die ſociale Revolution durch den Staatsſtreich am 2. Decbr. erwieſen. Nach der 3ten franzöſiſchen Auflage. Bremen, Kühtmann u. Comp. 8. 20 Ngr.

Rank, J., Geſchichten armer Leute. Stuttgart, Mäcken. 1853. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Reuss, E., Die Geschichte der heiligen Schriften des neuen Testaments. 2te durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe. 1ste Abtheilung. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1853. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rodt, R., Gedichte in allerlei Humoren. Stuttgart, Scheitlin. 1853. 16. 27 Ngr.

Sachs, M., Stimmen vom Jordan und Euphrat. Ein Buch für's Haus. Mit Beiträgen von M. Veit. Berlin, Veit u. Comp. 1853. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schwab, G., und K. Klüpfel, Erſter Nachtrag zu dem Wegweiſer durch die Literatur der Deutſchen. Ein Handbuch für Laien. Herausgegeben von K. Klüpfel. Leipzig, G. Mayer. 1853. Gr. 8. 20 Ngr.

Seybt, J., Kaiſerbüchlein. Mit 52 Holzſchnitten die Kaiſerbilder im Frankfurter Römer darſtellend. Leipzig, G. Wigand. 8. 1 Thlr.

Das Regiſter zum Jahrgang 1852 iſt unter der Preſſe und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert.

Literariſcher Anzeiger.

1852. № LII.

Die Inſertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Wilhelm von Humboldt.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig iſt ſoeben erſchienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wilhelm von Humboldt.

Lichtſtrahlen aus ſeinen Briefen an eine Freundin, an Frau von Wolzogen, Schiller, G. Forſter und F. A. Wolf.

Mit einer Biographie Humboldt's von **Eliſa Maier.**

Zweite Auflage. 8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilhelm von Humboldt, als Staatsmann und Gelehrter längſt einer der gefeiertſten Namen Deutſchlands, iſt dem größern Publicum erſt durch ſeine „Briefe an eine Freundin“ (Charlotte Diede) werth und theuer geworden; ein Briefwechſel, der, wie ſich ein bekannter Kritiker ausdrückt „einzig in ſeiner Art daſteht, mit deſſen Wahrheit, Herzlichkeit und Ideenreichthum ſich kein anderer vergleichen läßt, der zu den werthvollſten Documenten der claſſiſchen Periode unſerer Zeit gerechnet werden muß, weil darin, wie in den Briefnachläſſen von Schiller, Goethe und andern Trägern derſelben, die Innerlichkeit eines großen Charakters zur Anſchauung gebracht wird, dem in der Literatur- und Culturgeſchichte der Deutſchen eine der höchſten Ehrenſtellen gebührt. Der Name Wilhelm von Humboldt erſcheint in dieſem Briefwechſel mit den höchſten Tugenden des Privatlebens geſchmückt, für die Jugend ein Muſter zur Ausbildung, für das Alter ein Vorbild wahrer Würde und Weisheit darbietend. Die Tiefe ſeines Geiſtes und der Reichthum ſeines Herzens finden auf jedem Blatte dieſes Briefwechſels die ſchönſten Belege.“ Die „Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin“ haben ſich auch raſch in der deutſchen Leſewelt eingebürgert, ſodaß davon jetzt ſchon die vierte Auflage (2 Theile, geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.) vorliegt.

Dem Intereſſe das die „Briefe an eine Freundin“ für Wilhelm von Humboldt erregten, haben die von **Eliſa Maier** aus dieſen und andern Briefen Humboldt's geſchickt zuſammengeſtellten und von einer ſehr gelungenen Biographie deſſelben begleiteten „Lichtſtrahlen“ es zu danken, daß auch ſie ſchnell Freunde gewannen und ſoeben ſchon in zweiter Auflage erſcheinen.

In dem Verlage von **Avenarius & Mendelssohn** in Leipzig wird für 1853 erscheinen:

Centralblatt
für Naturwissenschaften und Anthropologie.

Herausgegeben von

Prof. Dr. *Gustav Theodor Fechner*.

Mit Abbildungen. Wöchentlich 1 Nr. von 1—1½ Bogen in Hochquartformat. Preis vierteljährlich 1 Thlr. 10 Ngr.

☞ Bestellungen uehmen alle Buchhandlungen und Postämter an, durch welche auch **Probenummern** und **Proſpecte** binnen Kurzem zu erhalten sein werden.

Die Aufgabe dieses „Centralblattes“ wird sein: aus den laufenden Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften und der Anthropologie dasjenige möglichst vollständig mitzutheilen, was, in Betracht des Zusammenhanges *aller* Zweige derselben, Jedem, der sich mit einem besondern Zweige derselben beschäftigt, über sein besonderes Fachinteresse hinaus auch aus den übrigen Zweigen wissenswerth erscheinen kann; dadurch den Specialstudien eine ergänzende Beihülfe und oft erwünschte Erleichterung zu gewähren und zugleich das Interesse des Philosophen, Schulmannes und Arztes an den Fortschritten der betreffenden Gebiete hinlänglich zu befriedigen.

Sofern das *wissenschaftliche Bedürfniss* in diesen Beziehungen mit dem *Bedürfnisse der Belehrung jedes Gebildeten* überhaupt nahe Hand in Hand geht, wird auch diesen Bedürfnissen gemeinschaftlich entsprochen werden und eine wissenschaftliche Tendenz und Haltung des „Centralblattes“ mit einer populären ernster Art durch Uebersichtlichkeit, Klarheit und Präcision der Darstellung sich vereinigen lassen.

☞ **Bücher zu herabgesetzten Preisen.** ☜

Werthvolle Werke aus allen Fächern der Literatur, welche von F. A. Brockhaus in Leipzig zu bedeutend ermäßigten Preiſen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen ſind.

Exemplare dieſes reichhaltigen Verzeichniſſes, das für jeden Bücherliebhaber Beachtenswerthes enthält, ſind in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten. **Bei einer größern Beſtellung werden beſondere Vortheile gewährt.**

Landwirthſchaftliche Dorfzeitung.

Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Nebſt Bilderbeilagen.

Herausgegeben von **William Löbe.**

XIII. Jahrgang. Neue Folge. III. Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 1 Thlr.; das Halbjahr 15 Ngr.; das Vierteljahr 7½ Ngr.

November und **December.** Nr. 45—52.

Inhalt: Briefe über die 15. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Hannover. V. (Schluß.) — Ernteberícht aus der Provinz Preußen. — Einiges über den Verſuch empfohlener Mittel gegen die Kartoffelkrankheit. — Briefe über die 15. Verſammlung deutſcher Land- und Forſtwirthe in Hannover. VI. — Anfrage, die Fumet'ſche Kältemiſchung betreffend. — Etwas über die Fütterung der Pferde. — Ergebene Bitte an die Herren Landwirthe um Belehrung in Betreff der Einrichtung einer Gutswirthſchaft. — **Landwirthſchaftliche Neuigkeiten u. ſ. w.**

Hierzu: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**, Nr. 45—52.

In dem Verlage von **Avenarius & Mendelsſohn** in **Leipzig** erſcheint demnächſt:

Deutſche Annalen

zur Kenntniss der Gegenwart

und

zur Erinnerung an die Vergangenheit.

Jährlich 2 Bände oder **8 Hefte**, jedes von 7—8 Bogen. gr. 8. **Preis eines Bandes** von 4 Heften **2 Thlr.**

Alle 6 Wochen wird ein Heft ausgegeben.

Die „**Deutſchen Annalen**" wollen theils durch größere orientirende Artikel, theils durch regelmäßige Mittheilungen und Ueberſichten über Thatſachen des Lebens ſowie über Erſcheinungen der Literatur den Leſer in fortwährender Kenntniß von Allem erhalten, was auf den verſchiedenen Gebieten der Politik, der Handelspolitik, der Geſetzgebung, der Verwaltung, des ſocialen Lebens, der Kirche und Schule, endlich der Wiſſenſchaften, namentlich in ihrer praktiſchen Anwendung auf das bürgerliche und das allgemeine Culturleben des Volks in Deutſchland vorgeht. Sie werden ferner Vergleichungen anſtellen zwiſchen dieſen gegenwärtigen Zuſtänden unſers Culturlebens und denen anderer Völker oder unſerer eigenen Vergangenheit. Mit einem Worte: ſie ſollen eine Art fortlaufenden Rechenſchaftsberichts über die culturgeſchichtlichen Vor- und Rückſchritte der deutſchen Nation liefern, dadurch aber zur beſſern Selbſtkenntniß und zur regern Theilnahme des Volks an ſeinen eigenen Zuſtänden beitragen.

Beſtellungen nehmen alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** an.

Einſendungen für die Redaction werden **unter Adreſſe der Verlagshandlung franco** erbeten.

Bei **Auguſt Hirſchwald** in **Berlin** iſt ſoeben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das phyſiſche Leben

in

populären Vorträgen

dargeſtellt

von

Dr. Daniel Friedrich Eſchricht,

Profeſſor der Phyſiologie an der Univerſität in Kopenhagen.

Mit **208** Abbildungen meiſt in Holz geſchnitten.

Gr. 8. **Preis:** geheftet 3 Thlr.; elegant gebunden 3 Thlr. 10 Sgr.

Der in der Wiſſenſchaft berühmte Verfaſſer liefert in dieſem Werk eine populaire Darſtellung der Phyſiologie, wie noch keine andere exiſtirt. Bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die Kenntniß des menſchlichen Lebens beanſprucht, iſt das Buch durch die Gediegenheit, mit welcher der Gegenſtand in leichter und eleganter Sprache durchgeführt wird, für Jedermann empfehlenswerth. Die prachtvollen (meiſt größern) Holzſchnitte, die dem Werke beigefügt ſind, werden zur beſſern Anſchauung behülflich ſein. Das Buch dürfte durch die glänzende Ausſtattung (namentlich der gebundenen Exemplare) ſich vielfach zu **Feſtgeſchenken** eignen.

Illuſtrirte

Zeitung für die Jugend.

Siebenter Jahrgang. 1852. 4.

Preis: der Jahrgang 2 Thlr.; das Halbjahr 1 Thlr.; das Vierteljahr 15 Ngr.

November und **December.** Nr. 45—52.

Inhalt: *Zu und aus „Wilhelm Tell". — Schiller's doppeltes Begräbniß. — *Reikiavik. — Das Glück durch die Gelbwurſt. — *Der Anolis der Antillen. — *November. — *Paul Rembrandt von Rhyn. — Das Pfirſichbäumchen. — *Zu und aus „Maria Stuart" und „Braut von Meſſina". — Das allezeit zufriedene Kind. — Die Krönung des Gerechten. — Kaiſer Auguſtus und der Rabe. — Der dürſtende Hund. — *Die Arrakatſche. — Gebet am Ende der Woche. — *Todtenfeſt. — Gerechte Vergeltung. — Fabeln. — *Zu und aus „Fiesco" und „Wallenſtein". — Die Gluckhenne und ihre Jungen. — Der Leuchtkäfer. — Lebensklugheit. — *Die Schwanzmeiſen und ihre Neſter. — *Zu und aus „Don Carlos" und „Jungfrau von Orleans". — Edel ſei der Menſch, hülfreich und gut! — *Ein armeniſcher Krieger. — So wechſelt es! — *Das geſtrandete Schiff. — *Der heilige Chriſt als Bücherlieferant. — *December. — *Hans Sachs. — *Scenen aus Hans Sachs' Leben. — Der Tod, ein Friedensſtifter. — Spruch. — *Johannes Capiſtranus. — Illuſtrirte Bücher. — Katharina von Bora. — Die Feldgrille. — *Kurdiſche Frauen. — Die Nacht. — *Mutter Maria, das Kindlein im Arm. — Weihnachtsgeſpräche. — Die Ameiſen. — *Röschen, des Goldſchmieds Töchterlein. — Spruch. — **Mannichfaches u. ſ. w.**

Die mit * bezeichneten Aufſätze enthalten Abbildungen.

Leipzig, im December 1852.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Regiſter.

Adami, Friedrich, Fürſt und Bergmann. 448.
—— Die eiſerne Maske. 449.
Adel, alter und neuer. 1149.
Adler, der, in der Wappenkunde. 1172.
Aennchen von Tharau. 891.
Akropolis. 47.
Amerikaniſche Eloquenz. 47.
Anfänge des Buchdrucks in Perugia. 115.
Antipoden, oder der neueſte Kampf um die letzten Grundſätze der Religion und Sittlichkeit. 577.
Appert, B., Die Geheimniſſe des Verbrechens. 281.
Arioſto, Bernardo Taſſo und Iſabella Gonzaga. 765.
Armenthum und Auswanderung. 1005.
Arming, Friedrich Wilhelm, Stefan Fadinger. 353.
Arndt, Julius, Das Bewußtwerden der Menſchheit. 523.
Arnoldi, J. F., Benno. 999.
Arthalis, Die letzten Blüten. 1009.
Artus, König, am modeneſer Dom. 164.
Aſchenbrenner, Michael, Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des chriſtlichen Kirchenweſens ꝛc. 567.
Aſſil, Leo, Moritz. 1051.
Athanaſium, ein Vorſchlag Herder's. 931.
Auerbach, Berthold, Neues Leben. 941.
Auſtraliſche Goldgruben. 453.
Aus Wien. 356. 569. 644. 692. 787.
Autographenverſteigerung. 163.
Ayrer, Jakob. 1148.
Bachmann-Korbett, J., Schneiderlieder. 1213.
Bacourt, A. de, Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Mark. 259.
Bähr, J. K., Dante's göttliche Komödie. 19.
Baglionen, die. 115.
Baiſon, Jean Baptiſte. 425.
Balzac's „Mercadet". 403.
Bambas 92.
Barante, M. de, Histoire de la Convention nationale. 592.
Bauer, Eduin, Symbolik des Kosmos in ihrer Anwendung auf Pſychologie, Pädagogik, Politik, Religion und Ethik. 87.
Bauer, Bruno, Kritik der Evangelien. 1107.
—— Die Apoſtelgeſchichte. 1107.
—— Kritik der Pauliniſchen Briefe. 1107.
Bauernfeld, Eduard von, Flüchtige Gedanken über das deutſche Theater. 529.
—— Gedichte. 1189.
—— Wiener Einfälle und Ausfälle. 1190.
Bazin, Notes historiques sur la vie de Molière. 499.
Bechſtein, Ludwig, Der Heerwurm. 662.
Behrnauer, Walter Fr. Adolf, Die vierzig Veziere oder weiſen Miniſter. 804.
Beiträge zur Kritik des modernen Romans. III. Art. 769.
Belani, H. E. R., Eliſa, Markgräfin von Ansbach. 230.
Belgiſche Literatur. 188.
Bem in Wien. 715.
Beneke's, Prof., Vorſchlag zur Beſchränkung der Erbſchafts-Verhältniſſe. 140.
Berlin. Literariſche Mittheilungen aus. 273. 923. 1235.
Bernhard, Auguſte, Aus der Jugend. 581.
—— Ein Erbvertrag. 1051.
Bildung, ihr Vortheil. 717.
Bibelerklärung. 403.
Bibliomanie, weibliche. 861.
Bibliothekar, ein origineller. 933.
Biener, Friedrich Auguſt, Das engliſche Geſchworenengericht. 553.
Bieſterfeld, C. W., Die Mutter im Irrenhauſe. 157.
Bilder ohne Rahmen. 610.
Blankenſee, Georg Graf v., Preußiſche Todtenkränze. 1042.
Blumenberg, Karl, Mondſchein-Nächte. 1043.
Bobrik, Friedrich, Gedichte. 658.
Bodemeyer, Hildebrand, Märchen. 519.
Bodenſtedt, Friedrich, Tauſend und Ein Tag im Orient. 638.
—— Die Lieder des Mirza-Schaffy. 638.
—— Michail Lermontoff's poetiſcher Nachlaß überſetzt. 1195.
Böttger, Adolf, Die Pilgerfahrt der Blumengeiſter. 946.
—— Düſtere Sterne. 946.
Bormann, Karl, Die Tage des Herrn. 997.
Born, Stephan, Marcel. 897.
Boſt, Luiſe, Cäcilia. 280.
Brace über Ungarns Gegenwart und Zukunft. 1002.
Breier, Eduard, Wien und Rom. 354.
Brendel, Franz, Geſchichte der Muſik in Italien, Deutſchland und Frankreich. 399.
Brentano, Clemens. Züge zu ſeinem Bilde. I. Art. 1129. II. Art. Geſammelte Schriften. 1201.
Bretoniſche Barden. 547.
Briefe über „Das moderne Drama, äſthetiſche Unterſuchung von Hermann Hettner". 193.
Briefwechſel zwiſchen Goethe und Knebel. 1.
Britiſh Muſeum, ein Beſuch in der engliſchen Nationalbibliothek daſelbſt. 210.
Bruch, J. F., Weisheitslehre der Hebräer. 25.
Büchner, Alexander, Gedichte. 1042.
Bülau, Friedrich, Hiſtoriſche Hausbibliothek. 175.
—— Geheime Geſchichten und räthſelhafte Menſchen. 882.
Bülow, Eduard, Der arme Mann in Tockenburg. 950.
Bulletin du bibliophile belge. 836.

Bunsen, The life and letters of B. G. Niebuhr. 1148.
Burns, Robert, der ſchottiſche Dichter. 1120.
Burſcher, Prälat, in Leipzig. 22.
Bury, Baronin Blaze de, Reiſe durch Deutſchland, Oeſtreich und Ungarn. 20.
—— Falkenburg. 614.
Byam, Georg, Wildes Leben in Centralamerika. 45.
Byron's „Corſar" überſetzt von Friederike Friedemann. 709.
—— Ueberſetzt von Victor v. Arentsſchild. 710.
Cahagnet, L. A., Der Verkehr mit den Verſtorbenen auf magnetiſchem Wege. 97.
Californiſche Reiſebilder. 256.
Camill, Emil, Die Doppelringe. 1213.
Carrara. Ein hiſtoriſcher Roman aus Paduas Vorzeit. 64.
Catalogue des manuscrits et xylographes orientaux de la Bibliothèque impériale publique de St.-Pétersbourg. 715.
Cervantes und ſein „Don Quixote". 233.
Chamiſſo's „Peter Schlemihl". 22.
Channing, William Ellery. 1057.
Chileniſche Koſt. 70.
China. Neues über. 1027.
Chineſiſches. Eine Hinrichtung in Kanton. 309.
Choulant, Ludwig, Geſchichte und Bibliographie der anatomiſchen Abbildung nach ihrer Beziehung zur anatomiſchen Wiſſenſchaft und bildenden Kunſt. 450.
Chryſander, Dr. W. Chr. J., auch ein Profeſſor primarius. 165.
Cicisbeo. 861.
Cicognara, Leopoldo. 380.
Clemens, A., Goethe's Ariſtokratismus. 486.
Clemens VII., Papſt. 1123.
Compagnon, Jacques. 165.
Convertitenliteratur. 1048.
Cook's Wohnhaus. 910.
Coriolan von W. J. T. 890.
Cranach, Lukas. 241.
Csengery, Anton, Ungarns Redner und Staatsmänner. 433.
Cuba. Literariſche Beſtrebungen und Erfolge auf. 907.
Curtius, Ernſt, Olympia. 304.
Curtmann, Die Reform der Volksſchule. 1177.
Czelakowſki, F. W. 835.
Däniſche und ſchwediſche Literatur. II. Art. 49.
Dalmatiens Hero und Leander. 477.
Das Buch der Religion, oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwickelung. 636.
Das Buch der Weltweisheit oder die Lehren der bedeutendſten Philoſophen aller Zeiten. 25.
Das claſſiſche Alterthum und die moderne Cultur. 1029.
Das Pfeifferrecht der Herren von Rappoltſtein im Elſaß und das Geigerkönigthum in Frankreich, England und Schottland. 653.
Daum, Hermann, Johannes Hus, der Märtyrer von Conſtanz. 999.
Demme, Wilhelm Ludwig, Das Buch der Verbrechen. 1017.
Der moderne Radicalismus in der Wiſſenſchaft. 121.
Der Proceß der Familie Gabe in Hamburg. 157.
Der Ritterbund mit dem Orden des Uebergangs zu Wetzlar und der Orden der verrückten Hofräthe. 1225.
Der Schulze von Ettingrode. 733.
Der ſociale Roman in England. I. 806. II. 882.
Deutſche Poeſie, neueſte. 583.
Deutſche Schreibart in Amerika. 91.
Deutſche Volksſchule. Zur Frage ihrer Reform. 1177.
Deutſchlands Denker ſeit Kant. 25.
Devrient, Eduard, Das Nationaltheater des neuen Deutſchland. 529.
Die deutſche Sprache und ihre Verderber. 649. Bemerkungen. 811.
Dieffenbach, Lorenz, Eſchenburg und Eſchenhof. 356.
—— Ein Pilger und ſeine Genoſſen. 518.
Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts. 33.
Die Lage der Knechtſchaft 1221.
Die Thiere und der Menſch. 255.
Die Triarier David Friedrich Strauß, Ludwig Feuerbach und Arnold Ruge und ihr Kampf für die moderne Geiſtesfreiheit. 577.
Dingelſtedt, Franz, Das Haus des Barneveldt. 169.
Doenniges, W., Altſchottiſche und altengliſche Volksballaden nach den Originalen bearbeitet. 834.
Döring, Heinrich, Schiller's Familienkreis. 990.
Don Carlos. 741.
Dreißigjährige Krieg, der; die Soldaten deſſelben. 884.
Dreyer, Wilhelm. 711.
Düntzer, H., Goethe's Fauſt. 841.
Düringsfeld, Ida von, Eſther. 1050.
Dürres Reiſig aus dem deutſchen Dichterwald. 709.
Düſſeldorfer Liederalbum. 254.
Dumas', Alexander, „Ange Pitou". 400.
Duncker, Max, Geſchichte des Alterthums. 1134.
Dupan, Mallet, Mémoires et correspondance de. 476.
Dupont, Pierre, Muse populaire. 284.
Duran, Agustin, Romancero general. 361.
Ebeling, Ch., Aus meiner Praxis. 157.
Ebrard, J. H. A., Wo iſt Babel. 1048.
Eckardt, Ludwig, Vorleſungen über Goethe's Torquato Taſſo. 1191.
Edelmannsſtreich. 166.
Eglantine. 313.
Eichendorff, Joſeph Frhr. von, Der deutſche Roman des 18. Jahrhunderts in ſeinem Verhältniß zum Chriſtenthum. 409.
Einbildungskraft, Macht derſelben. 237.
Eine Mutter im Irrenhauſe. 157.
Eliſabeth Neumann. 733.
Elteſter, H., Vorträge über Weſen und Geſtaltung der evangeliſchen Kirche. 326.
England, das Schulweſen in. 1171.
Eötvös, Joſeph Frhr. von, der Einfluß der herrſchenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat. 416.
Erbauliches. 786.
Erdmann, Johann Eduard, Pſychologiſche Briefe. 269.
Erdmann's, Prof., Vorträge im Wiſſenſchaftlichen Verein zu Berlin. Ueber die Langeweile. Wir leben nicht auf der Erde. 1215.
Erhard, Theodor, Mein Vermächtniß. 1045.
Erinnerungen aus der Theaterwelt. 332. 1099.
Erskine, John. 453.
Erziehungslehre, zur. 306.
Euripides' „Alceſte". 1101.
Ewerbeck, Hermann, L'Allemagne et les Allemands. 385.
Faber, Tertullian, Der neue Fauſt. 110
Fahrmbacher, Heinrich, Erinnerungen an Italien, Sicilien und Griechenland. 544.
Fanatismus in Wort und That. 47.
Favras', Marquis von, „Der erſte Revolutionnair". 111.
Fechner, Guſtav Theodor, Zend-Aveſta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenſeits. 937.
Fegefeuer, zur Statiſtik des. 69.
Feldmann, L., Deutſche Originalluſtſpiele. 890.
Ferdinand II. 617. 741.
Feuerbach, Ludwig, Anſelm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken. 961.
Feuillet, Octave, Scènes et Proverbes. 232.
Fichte, Immanuel Hermann, Syſtem der Ethik. 1138.
Ficquelmont, Lord Palmerston, l'Angleterre et le Continent. 184.
Fiesco's Witwe. 1245.
Firduſi, der perſiſche Dichter. Heldenſagen. 1164.
Fleiſchmann, J. C. L., Erwerbszweige, Fabrikweſen und Handel der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1033.
Florencourt, F. von, Meine Bekehrung zur chriſtlichen Lehre und chriſtlichen Kirche. 1048.
Förſter, K. G. J., Geſetz der deutſchen Sprachentwickelung. 121. 591.
Fontane, Theodor, Gedichte. 584.
Forſter, Georg. 877.
Fortlage, C., Genetiſche Geſchichte der Philoſophie ſeit Kant. 1161.
Fortune, Robert, A Journey to the Tea countries of China. 1027.
Fowler, George, Lives of the sovereigns of Russia. 933.
Franklin, Otto, Die deutſche Politik Friedrich's I., Kurfürſten von Brandenburg. 905.
Franz' I. Wegführung nach Spanien. 955.
Franzöſiſche Briefformeln. 454.
Franzöſiſche Literatur. Die neueſten Er-

ſcheinungen derſelben. 357. 428. Statiſtik derſelben von 1851. 549.
Franzöſiſcher Staatsſtreich, Literatur über denſelben. 697.
Franzoſenlandung in England. 573.
Frick, Ida, Aus den Bergen. 449.
Friedländer, Ludwig, Ueber den Kunſtſinn der Römer in der Kaiſerzeit. 569.
Friedrich der Große und der Adel. 93.
— Der Geſandte von Braunſchweig Hoffmann. 142.
—— und die öſtreichiſchen Farben. 213.
—— Ausſprüche von ihm. 1052.
Friedrich von Neapel an Gonſalvo von Cordova. 116.
Friedrich, Karl, Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung des Lebens an die Schule. 1177.
Fröhlich, A. F., Troſtlieder. 997.
Fröhlich, Karl, Blumen am Wege. 1047.
Fuchs. 286.
Gall, Luiſe, Gegen den Strom. 447.
Gedächtnißfeier, auch eine. 1197.
Geiger, Abraham, Diwan des Caſtiliers Abu'l-Haßan Juda ha-Levi. 784.
Geld und immer Geld. 261.
Gelzer, Heinrich, |Dr. Martin Luther. 1098.
Geologiſche Ruß. 261.
German, Uriasbrief an Dr. Sudelbach. 205.
—— Harmilda, oder die Heimkehr aus Schleswig-Holſtein. 1043.
Germania. Eingeführt durch E. M. Arndt. 145.
Geſchichtskunde. 1173.
Gibbon. 621.
Giovanni da Procida. 669.
Glaubenslehrjahre eines im Proteſtantismus erzogenen Chriſten. 1242.
Glaube und Liebe. 1043.
Goedeke, Karl, Das Mittelalter. 985.
Göhren, Karoline von, Victor und Thora. 449.
Görgei, Arthur, Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. I. Art. 601. II. Art. 721.
Göſchel, C. F., Sophie Charlotte, die erſte Königin von Preußen. 691.
Goethe und Knebel. 1.
Goethe in Briefen und Geſprächen. 279.
Goethe's Gegner claſſificirt. 231.
Goetheliteratur. 486. 841.
Goethe's „Hermann und Dorothea" in engliſchen Hexametern. 763.
Goethe, Wolfgang von, Gedichte. 710.
Gollmick, C., Roſen und Dornen. 1051.
Goltz, Bogumil, Ein Jugendleben. Biographiſches Idyll aus Weſtpreußen. 913.
Goß, Richard, Haideblumen aus Schleswig-Holſtein. 1043.
Gotthelf, Jeremias, Zeitgeiſt und Berner Geiſt. 1116.
Gouvion Saint-Cyr und ſeine Soldaten. 190.
Granier de Caſſagnac, Die Decemberereigniſſe 1851. 697.
Graubündtner Söldner in Italien. 1125.
Grellet-Dumazeau. 571.
Gretnagreen, ein Seitenſtück zu. 1197.
Grimm, Hermann, Arnim. 897.
Griswold, R. W., The female poets of America. 426.
Grube, A. W., Geographiſche Charakterbilder. 543.
Grube, W., Der Elementar- und Volksſchulunterricht im Zuſammenhange dargeſtellt zur Löſung der Frage: „Wie iſt der Volksſchulunterricht von ſeiner abſtracten Richtung zu erlöſen und für die Gemüthsbildung fruchtbar zu machen?" 1177.
Grün, Alphonse, Le vrai et le faux socialisme. 453.
Gruppe, O. F., Kaiſer Karl. 711.
Gubitz, F. W., Jahrbuch deutſcher Bühnenſpiele. 895.
Gueſclin's Herz. 238.
Gützlaff, K., Aus ſeinem Nachlaſſe. 571.
Gützlaff's Reiſeberichte und Leben des Taokuang. 852.
Guizot's „Études biographiques sur la révolution d'Angleterre. 329.
Guizot's „Histoire des origines du gouvernement représentatif. 452.
Guſeck, Bernd von, Salvator. 732.
Gutzkow, Karl, Die Ritter vom Geiſt. IV. Art. 73.
—— Vermiſchte Schriften. 529.
—— Dramatiſche Werke. 892.
—— Vergangene Tage. 1141.
Hackländer und Dickens. 954.
Hageſtolzenrecht. 640.
Hahn-Hahn, Gräfin. Die Londoner „Literary gazette" über ihre Bekehrung. 138.
—— Aus Jeruſalem. 1048.
Hahnemann und ſein Monument, und die gelegentlich deſſen Errichtung erſchienenen Schriften. 918.
Haid, van der, Ph. L. M., Novellen der Neuzeit. 519.
Haiti. Der Kampf auf der Inſel Haiti im Jahr 1844. 93.
Hammer, Julius, Schau um Dich und Schau in Dich. 318.
Hand's, Ferdinand Gotthelf, Leben von Guſtav Queck. 906.
Harkort, F., Zweiter Bürger- und Bauernbrief. 273.
—— Die Landwehr und das Budget von 1852. 273.
Harms, Klaus, Lebensbeſchreibung. 245.
Harvey's, William, Autograph. 405.
Haſe, Karl, Neue Propheten. 67.
Haſſelt, La mort de Louise Marie d'Orléans. 189.
Hawthorne, Nathaniel. 1078.
Heerwurm, der. 662.
Heidenthum in England und Tortur auf dem Continent im 19. Jahrhundert. 331.
Heine's Romanzero. Die „Revue des deux mondes" darüber. 209.
St.-Helena und der Vandalismus der Engländer. 213.
Helianth. Ein Weihnachtslied. 1213.
Heller, Iſidor, Die Alliirten der Reaction. 276.
Hellmann, Johann, Betrachtungen über das wahre Verdienſt der Einzelmenſchen und der Völker. 981.
Herloßſohn, Karl, Reliquien in Liedern. 711.
Hermann, K., Zwölf Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte. 321.
Hermann, Gotthelf Theodor, Calvin und Servedo. 898.
Herrmann, Julius, Ueber Andreas Gryphius. 988.
Hertz, Martin, Karl Lachmann. 301.
Hettner, Hermann, Das moderne Drama. 193.
Hexenproceſſe zu Anfang des 18. Jahrhunderts. 812.
Heyden, Friedrich von, Die Königsbraut. 522.
Heyſe, Paul, Urica. 251.
Hindoſtaniſche Zeitungen. 69.
Hirſch, R., Poetiſche Schriften. 585.
Hiſtoriſche Denkwürdigkeiten von drei preußiſchen Generalen. 817.
Hiſtoriſches Taſchenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 129.
Hodde, Lucien de la, Geſchichte der geheimen Geſellſchaften und der republikaniſchen Partei in Frankreich. 206.
Hodderßen, Johann, und die Bibel in niederſächſiſcher Sprache vom Jahr 1534. 141.
Hölſcher, Ueber Leſſing's Emilia Galotti. 990.
Hoelty, Hermann, Irrwege eines jungen Dichters. 881.
Höpfner, Eduard von, Der Krieg von 1806 und 1807. 534.
Hoffmann, J. L., Goethe's Dichterwerth. 841.
Hoffmeiſter, Philipp, Hans Rommel. 731.
Hoffſtetter, Guſtav von, Tagebuch aus Italien. 469.
Holland, W. L., Der abenteuerliche Simpliciſſimus. 989.
Holtei, Karl von, Die Vagabunden. 625.
—— Vierzig Jahre. 625.
—— Schleſiſche Gedichte. 625.
Honorar für „The Paradise lost". 1173.
Horn, J. E., Spinoza's Staatslehre. 110.
Horn, W. O. von, Friedel. 490.
—— Geſammelte Erzählungen. 490.
—— Die Spinnſtube. 490.
Horn, Moritz, Die Pilgerfahrt der Roſe. 710.
Horne, R. W., The dreamer and the worker. 882.
Houwald's, Ernſt von, ſämmtliche Werke. 20.
Huber, V. A., Ueber ſpaniſche Nationalität und Kunſt im 16. und 17. Jahrhundert. 351.
Hubertus, Salonnovellen. 730.
Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844, 1845 et 1846. 89.
Hügel, Marie Freifrau von, Die Flucht nach Lauterburg. 690.

Humboldt, Alexander von, Kosmos. 185.
Hurter, Friedrich, Geſchichte Kaiſer Ferdinand's II. 60.
—— Philipp Lang. 664.
Hurton, William, A voyage from Leith to Lapland. 282.
Hutter, J., Von Orſova bis Kiutahia. 663.
Hutterus. J. M., David. 896.
Jacobi, Maximilian, Naturleben und Geiſtesleben. 269.
Jakobinerclub. 477.
Janin, Jules, Les gaietés champêtres. 524.
Jasmin, Jacques. 665.
Jerrmann, E., Unpolitiſche Bilder aus St.-Petersburg. 14.
Immermann, Karl, Theaterbriefe. 529.
John Drayton, A history of early life and developement of a Liverpool engineer. 882.
Joſeph II., 694.
Italieniſche Geſchichte. Miscellen aus der. 115. 667. 765. 954. 1123. 1243.
Italieniſche Zeitſchrift. 213.
Judas Iſcharioth. 903.
Jürgens, Karl, Luther von ſeiner Geburt bis zum Ablaßſtreit. 438.
Juge, Hugo de, Erwachen. 1044.
Juste, Th., Histoire du Congrès national de Belgique. 188.
—— Geſchichte der Gründung der conſtitutionellen Monarchie in Belgien. 337.
Juwelenſtrauß. 405.
Kaffernkrieg. 453.
Kaiſer, Friedrich, Der Schneider als Naturdichter. 891.
Karl's V. Preßgeſetz. 645. — Anekdote von ihm. 838. — Sein Aufenthalt im Kloſter Yuſte. 1144.
Karoline, Königin von England, ihr Proceß und ein Curioſum. 165.
Kaukaſuspoeſie. 638.
Kaunitz, der Fürſt. 909.
Keller, Gottfried, Neuere Gedichte. 735.
Keller, Adelbert, Ein ſpil von einem keiſer und eim apt. 987.
Kelly, Williams, An excursion of California over the Prairie etc. 257.
Kerner, Theobald, Gedichte. 609.
Kindermörderin, eine mailändiſche. 668.
Kirche um Kirche. 1196.
Kirchmann, P. F., Naturfoderungen an Erziehung und Unterricht. 1177.
Kirſten, A., Skizzen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1033.
Klencke, H., Der Adept zu Helmſtedt. 133.
Klopp, O., Geſchichten, charakteriſtiſche Züge und Sagen der deutſchen Volksſtämme aus der Zeit der Völkerwanderung bis zum Vertrage von Verdun. 446.
—— Andreas Gryphius als Dramatiker. 988.
Kloſe, Karl Ludwig, Leben Karl Auguſt's, Fürſten von Hardenberg. 457.
Koberſtein, Auguſt, Grundriß der Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur. 377.
Kochbuchliteratur. 358.
Koch's „ſechs Schöpfungstage". 813.
König, Theodor, Lebens- und Reiſebilder aus Oſt und Weſt. 494.
König, Guſtav, Dr. Martin Luther. 1098.
Koenig, Heinrich. Haus und Welt. 877.
Koethe, Friedrich Auguſt, Lieder und Sprüche eines Kranken für Kranke und Geſunde. 303.
—— Geiſtliche Lieder. 303.
Kohl, J. G., Reiſe nach Iſtrien, Dalmatien und Montenegro. 519.
—— Reiſen im ſüdöſtlichen Deutſchland. 519.
Kollar's, Jan, „Götter von Retra". 327.
Komödie aus dem Stegreif. 1099.
Koſarski's Sagen des Morgenlandes. 279.
Krauſeneck, W. J. von, General. 830.
Kritik der politiſchen Zeitideen. 416.
Kritik, die, in ihrer Selbſtironie. 232.
Kündig, Eucharius, Erinnerungen an Johann Friedrich Miville, Dr. und Profeſſor der Theologie in Baſel. 592.
Künzel, Heinrich, Leben und Reden Sir Robert Peel's. 82.
Kugler, Franz, Drei Schreiben über Angelegenheiten der Bühne. 529.
—— Belletriſtiſche Schriften. 899.
Kurnik, Max, Angela. 731.
Kurz, Heinrich, Die Schweiz. 474.
La civiltà cattolica. 1209.
Lachmann, Karl. 301.
Lafuente, Modesto, Historia general de España. 500.
Laing über Dänemark und Schleswig-Holſtein. 1052.
Lamartine: Histoire de la Restauration. 207.
—— Le tailleur de pierres de Saiut-Point. 207.
Lamprecht, Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts. 42.
Lancizolle, Ludwig von, Geiſtesworte aus Goethe's Werken. 990.
Landesmann, Heinrich, Abdul. 735.
Land und Leute in den Vereinigten Staaten. I. Art. 1033. II. Art. 1154.
Laurent, F., Histoire du droit des gens. 188.
Le bulletin français. 697.
Le nouveau bulletin français. 697.
Lehmann, Ferdinand, Streit und Friede. 325. 610.
Lehmann, J. A. O. L., Goethe's Liebe und Liebesgedichte. 1096.
Lengerke, Cäſar von, Weltgeheimniſſe. 610.
Lentner, Joſeph Friedrich, Geſchichten aus den Bergen. 690.
Lermontoff's, Michail, poetiſcher Nachlaß. 1195.
Leſſing's „Emilie Galotti"; vom Oberlehrer Holſcher. 88.
Levitſchnigg, H. R. von, Brennende Liebe. 710.
Liebesbriefe hiſtoriſch berühmter Perſonen. 1123.
Liebreiche Auslegung. 1054.
Lina, Stimmen aus der Blumenwelt. 1051.
Liszt, Franz, Lohengrin et Tannhäuser de Richard Wagner. 352.
Literaturgeſchichte, deutſche. 985.
Locke, Alton. 806.
Lodovico il Moro. 668.
Löffler, Ludwig, Skizzenbuch in Worten und Bildern. 762.
London. Das Muſeum für praktiſche Geologie. 141.
London und Paris im Sommer 1851. 1218.
Longfellow, H. W., Evangeline. 999.
Longueville, Frau von; ihre aufgefundene Correſpondenz. 858.
Louis Napoleon. 697.
Lua, A. L., Der Emiſſair. 880.
Lucá, Friedrich, Das Hermann's-Lied. 586.
Lucretius' Lehrgedicht über die Natur der Dinge und die Unſterblichkeit der Seele. 160.
Luther und Zwingli in Marburg. 237.
Luther, Dr. Martin, der deutſche Reformator. In bildlichen Darſtellungen von Guſtav König, in geſchichtlichen Umriſſen von Heinrich Gelzer. 1098.
Lyriker aus jüngſter Zeit. 997. 1042. 1212.
Maaß, Karl, Gedichte. 1043.
Macrker, F. A., Titus Lucretius Carus über die Natur der Dinge. 160.
Märklin, Chriſtian. 381.
Mäurer, German, Anthropoſophie oder Menſchenweisheit. 497.
Maintenon; ihre Grabſchrift. 21.
Marck, de la, Marſchall, ſeine Sendung nach Rom. 667.
Maria Thereſia. 837.
Marenco, Carlo. 620.
Maria, Godwi oder das ſteinerne Bild der Mutter. 1133.
Marſchner, Amalie, Andeutungen über Erziehung. 1177.
—— Die erziehlichen Einflüſſe des Lebens auf die Armen. 1177.
Martineau, Harriet, The history of England during the thirty years' peace. 1101.
Marwitz, Friedrich Auguſt Ludwig's von, Aus dem Nachlaſſe. 817.
Marxhauſen, Konrad, Knospen. 1044.
Mathematik; eine beachtenswerthe Erſcheinung in derſelben. 836.
Mauromichalis, die Griechin aus der Familie der, 501.
Mayer, P., Histoire du 2. décembre. 697.
Mayer, Emil, Liederblüten. 1042.
Mayr, J. G., Der Mann von Rinn (Joſeph Speckbacher) und Kriegsereigniſſe in Tirol 1809. 856.
Mazzini und Rom. 117.
Menzel, Wolfgang, Furore. 202.
Merryweather, Glimmerings in the dark. 284.
Merr, E., Philine. 613.
—— Cäcilie. 1050.

Meyer, U. T., Lieder. 1042.
Metzger, Eduard, Erlebtes. 541.
Michelſen, Konrad, Die Arbeitsſchulen der Landgemeinden in ihrem vollberechtigten Zuſammenwirken mit den Lehrſchulen. 1177.
Mignet, F. A., Histoire de Marie Stuart. 616.
Mirabeau und der Hof Ludwig's XIV. I. Art. 259. II. Art. 544. III. Art. 641.
Mirabeau's Sterbelager. 382.
Mirabeau's Ahnfrauen. 1221.
Mirza-Schaffy's Lieder. 638.
Miſſionsverträge der hochwürdigen Väter Roder, Schloſſer und Werdenberg. 472.
Modena, Monumente und Grabſteine im Dom zu. 956.
Möhler's „Symbolik". 1196.
Mörikofer, J. C., Klopſtock in Zürich. 989.
„Moliere," Drama in fünf Acten von George Sand. 136.
Molière's Leben. 499.
Montès, der Matador, Bruder der Lola Montès. 933.
Monti, Pietro, Romanze storiche e moresche etc. 361.
Montmaur, Pierre de, 573.
Moore, Georg, Der Beruf des Körpers in Beziehung auf den Geiſt. 786.
—— Der Menſch und die ihn leitenden Beweggründe. 786.
Moore's, Thomas, Ehrendenkmal. 1054.
Müller, Friedrich von, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. 37.
Müller, K., Der Schüler der Natur, oder Johannes Ehrhart's Kinderjahre. 45.
Müller, Hermann, Die militäriſche Bedeutung der projectirten Schweizer-Eiſenbahnen. 253.
Müller, Erdmann, Bernhard und ſeine Kinder. 989.
Mueller, Wolfgang, Lorelei. 735.
Muſikaliſche Briefe. 712.
Musset, A. de, Les caprices de Marianne. 68.
Nakwaſka, Anna. 931.
Napoleon über Tacitus, Montesquieu, Boſſuet, Corneille. 788.
Neue deutſche Dramen. I. Art. 889.
Neue Stunden der Andacht. 787.
Neugriechiſche Literatur. 92. 261. 740. 1053.
Newman, Francis William, Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. 787.
Niboyet, P., La chimère. 498.
Nicaragua. 1077.
Niebuhr und die Philologie. 861. 1148.
Nieſewurz und mehr dergleichen aus Beelzebub's Hofapotheke. 1213.
Noack's Gottmenſchlichkeit. 1027.
Nordamerikaniſche Tagespreſſe. 1030.
Nordamerikas Dichterinnen. 426.
Novellenſchau. 1050.
Oehlenſchläger, Adam, meine Lebenserinnerungen. 151.
Oerſted, Hans Chriſtian, Neue Beiträge zu dem Geiſt in der Natur. 106.
—— Charaktere und Reden. 106.
Oeſtreichiſche Bibliotheken, Studien auf denſelben. 981.
Oeſtreichiſche Farben. 213.
Offenbarung, innere und äußere. 716.
Orsbach, Clemens von, Zeitklänge. 711.
Oſtertag, J. P., Beiträge zur Geſchichte des ſtädtiſchen Schulweſens in Luzern. 333.
Otto, Luiſe, Buchenheim. 228.
—— Vier Geſchwiſter. 615.
Papſt, Karl Theodor, Die lateiniſch-ſchreibenden Dramatiker Deutſchlands im 16. Jahrhundert. 986.
Parallelen. 1213.
Pariſer Theaterſchau. V. 68. VI. 136. VII. 379. VIII. 403. IX. 1003.
Parſon. 573.
Parucker, Karl, Gedichte. 1044.
Paſcharegierung. 477.
Pauli's, Reinhold, „König Aelfred". 549.
Pechlin, F. von, Gedichte. 1046.
Pedantismus und Witz. 595.
Peel, Sir Robert. 82.
Pennſylvaniſch-deutſche Schreibart. 91.
Perret, Catacombes de Rome. 304.
Perthes, Friedrich, über Deutſchland. 404.
Pertz, G. H., Das Leben des Miniſters Freiherrn vom Stein. 457.
Peruaniſche Ballſitten. 190.
Peter der Große. 933.
Petersburg, Menſchen und Sitten in. 13.
Petöfi, Alexander, der Strick des Henkers. Uebertragen aus dem Ungariſchen von Kertbeny. 542.
Pflaume, Karl, Gedichte. 1044.
Phiz, Geiſtergeſchichten und geheimnißvolle Erzählungen. Aus dem Engliſchen. 356.
Pichler, Adolf, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. 1170.
Planck, K. Ch., Katechismus des Rechts, oder Grundzüge einer Neubildung der Geſellſchaft und des Staats. 774.
Poland, Franz, Dichter und Kanzler. 895.
Polko, Eliſe, Muſikaliſche Märchen. 280.
Polykrates' Ring. 286.
Ponſard's „Théâtre". 233.
—— „Ulysse". 1003.
Porter, G. R., Papers read before the statistical section of the British association for the advancement of science. 619.
Prager Univerſität, die, und ihre Bibliothek. 1026.
Prinzeſſin Ilſe. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. 353.
Prinz Hinz. 1213.
Pröhle, Heinrich, Walddroſſel. 1077.
Proudhon. P. F., Les confessions d'un révolutionnaire pour servir à l'histoire de la révolution de février. 162.
Provençaliſche Literatur. 474.
Pulßky, Franz, Die Jakobiner in Ungarn. 588.
Pulßky, Thereſe, Sagen und Erzählungen aus Ungarn. 588.
Puno, die Minen von. 46.
Quandt, J. G. von, Gloſſen über Politik. 796.
Queck, Guſtav, Ferdinand Gotthelf Hand nach ſeinem Leben und Wirken dargeſtellt. 906.
Quentin, Karl, Reiſebilder und Studien aus dem Norden der Vereinigten Staaten von Amerika. 136.
Radowitz, Joſeph von, Neue Geſpräche aus der Gegenwart über Kirche und Staat. 673.
Raguſa und ſeine gelehrten Männer. 381.
Ramsauer, Otto, Der Friede und die Freude der Kirche. 997.
Ramshorn, K., Der Menſch, nach ſeinem Körper und Geiſte dem Kinde gezeichnet. 424.
Rationalismus in Spanien. 813.
Rau, Heribert, Deutſche Erzählungen. 731.
Raven, Mathilde, Welt und Wahrheit. 615.
—— Schwanwitt. 1213.
Reade, J. E., The poetical works of. 525.
Redemtoriſtenoberer, ein, über die Reformation. 262.
Redwitz, Oskar von, Amaranth 265.
Reformation, die, in den öſtreichiſchen Landen im 16. Jahrh. 694.
Reichlin's, Ludwig F. von, Sonette. 1045.
Reiſeerinnerungen aus London und Paris. 1218.
Rellſtab, Ludwig, Sommermärchen in Reiſebildern aus Deutſchland, Belgien, Frankreich, England, Schottland im Jahre 1851. 1143.
Reumont, Alfred von, Die Carafa von Maddaloni: Neapel unter der ſpaniſchen Herrſchaft. 991.
Riehl, W. H., Die bürgerliche Geſellſchaft. 5.
Ring, Max, Der große Kurfürſt und der Schöppenmeiſter. 517.
—— Stadtgeſchichten. 1051.
Riſtić, Jovan, Die neuere Literatur der Serben. 1147.
Rochau, L. A. von, Vier Wochen franzöſiſcher Geſchichte. 697.
—— Italieniſches Wanderbuch. 1193.
Rodenberg, Julius von, Dornröschen. 267.
—— Fliegender Sommer. 1045.
Roderich, Max, Sanct-Helena. 1218.
Römiſcher Advocatenſtand, der. 571.
Römiſch-katholiſche Faſeleien. 1173.
Rhode, F., Leo Bardas. 896.
Romantiſch-tragiſche Geſchichte, eine. 45.
Roquette, Otto, Waldmeiſters Brautfahrt. 266.
Roß, Ludwig, Reiſen nach Kos, Halikarnaſſos, Rhodos und der Inſel Cypern. 806.
Rothhaarig. 358.
Rublack, Auguſt, Des Wildmeiſters Kind. 356.
Rudelbach, A. G., Die Sache Schleswig-Holſteins, volksthümlich, hiſtoriſch-politiſch, ſtaatsrechtlich und kirchlich erörtert. 205.
Rückblick. 429.

Rückſichtelei 741.
Ruſſiſches Leben und Dichten. 1081.
Rußlands Politik und Heer in den letzten Jahren. 274.
Rußland und die Gegenwart. 289.
Saffenreuter, J. G., Eichenkränze. 1043.
Sainte-Beuve über die Herzogin von Angoulême. 501. 737.
Salmuth, Dina von, Jugendblüten. 709.
Sand, George, Molière. 136.
Sandeau's, Jules, „Mademoiselle de la Seiglière." 379.
Saupe, Ernſt Julius, Schiller und ſein väterliches Haus. 990.
Schädlich, Chriſtian, Gedichte. 1042.
Schäfer, J. W., Goethe's Leben. 486.
Schaller, Julius, Die Phrenologie in ihren Grundzügen und nach ihrem wiſſenſchaftlichen und praktiſchen Werthe. 907.
Schefer, Leopold, Die Sibylle von Mantua. 1075.
Scheible, J., Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrhunderts. 33.
—— Das Kloſter. Weltlich und geiſtlich. 217.
—— Das Schaltjahr. 217.
—— Der Schatzgräber in den literariſchen und bildlichen Seltenheiten ꝛc. 217.
Scherenberg's „Waterloo" und ſein Kritiker. 232.
Scherr, Johannes, Graziella. 1168.
Schiffbruch, der, des Kriegsſchiffs Royal-George. 525.
Schleicher, A., Die Sprachen Europas in ſyſtematiſcher Ueberſicht. 505.
Schmalfuß, F. A., Die Deutſchen in Böhmen. 691.
Schmidt, Wilhelmine, Die Familie Sternberg. 450.
Schmitt, Ph., Der Kreis Sarlouis. 162.
Schmitt, Karl, Jakob Ayrer. 987.
Schmitt, K. W., Paul Flemming. 988.
Schmitz, J. W., Das Weltall. 1217.
Schöll, A., Goethe's Briefe an Frau von Stein. 486.
Schopenhauer, Arthur, Parerga und Paralipomena. 196.
Schramm, Karl, Der Adminiſtrator. 715.
Schubar, L., Nikolaus Bibi. 613.
Schuber, Maria, Meine Pilgerreiſe über Rom, Griechenland und Aegypten durch die Wüſte nach Jeruſalem und zurück. 376.
Schuchardt, Chriſtian, Lukas Cranach des Aeltern Leben und Werke. 241.
Schücking, L., Helvetia. 397.
—— Italia. 398.
—— Die Königin der Nacht. 1114.
Schults, Adolf, Zu Hauſe. 1046.
Schultz-Schultzenſtein, C. H., Der organiſirende Geiſt der Schöpfung als Vorbild organiſcher Naturſtudien ꝛc. 121.
—— Die Menſchwerdung Gottes im Glauben und Wiſſen. 497.
Schulweſen, ſtädtiſches, im 15. Jahrhundert. 333.
Schurzfleiſch, K. S., 622.
Schwab, Chriſtoph Theodor, Arkadien. 641.
Schwarzſchild, Heinrich, Frühlingslieder eines Aergerlichen. 1043.
Scott's Werke und das Verlagsrecht derſelben. 262.
Seidemann, J. K., über Cervantes und deſſen „Don Quixote". 233.
Seippel, Emil, Engel Agnes. 999.
Semper, Gottfried, Wiſſenſchaft, Induſtrie und Kunſt. 374.
Seuchenliteratur, zur. 1078.
Seyffardt, J. L. K. F., Gedichte. 583.
Sforza, Ausgang des Hauſes 954.
Sittenverwandtſchaft in Deutſchland und auf Rhodos. 789.
Socialismus, der wahre und der falſche. 453.
Solitaire, M., Die beiden Finkenſteine. 890.
Souvenirs de la France Napoléonienne. 697.
Souveſtre, Emile, Der Philoſoph in der Dachſtube. 378.
Spanien. Alte und neue Theaterſitte in. 141.
Spaniſche Andacht. 717.
Spaniſche Geſchichtſchreibung. 500.
Spaniſche Guitarren. 430.
Spaniſche Literatur. 361.
Spaniſche politiſche Wortſpiele. 789.
Spaniſche Quackſalber. 885.
Spaniſche Unterſchriften. 93.
Spaniſcher Rundreim. 885.
Sprüchwort, britiſches. 93.
Stahr, Adolf, Die Republikaner in Neapel. 10.
—— Ein Jahr in Italien. 11.
—— Die preußiſche Revolution. 11.
—— Zwei Monate in Paris. 12.
—— Weimar und Jena. 793.
Stehenbleiben und Fortſchreiten. 189.
Stein, L., Geſchichte der ſocialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unſere Tage. 79.
Steiner, J., zur Reorganiſation der Theaterverhältniſſe. 529.
Steinthal, H., Die Sprachwiſſenſchaft Wilhelm von Humboldt's und die Hegel'ſche Philoſophie. 505.
—— Die Claſſification der Sprachen, dargeſtellt als die Entwickelung der Sprachidee. 505.
Stephens, Georg. 1030.
Sternberg, Alexander von, und ſeine Rococo-Frivolitäten. 769.
—— Saint-Sylvan. 770.
—— Berühmte deutſche Frauen des 18. Jahrhunderts. 771.
—— Die Royaliſten. 771.
—— Fortunat. 771.
—— Braune Märchen. 772.
—— Ein Faſching in Wien. 772.
Stirner, Max, Geſchichte der Reaction. 277.
Storch, Ludwig, Das Pfarrhaus zu Hallungen. 732.
Stolberg, Chriſtian Graf zu, über Napoleon. 213.
Strahlau, Bruno, Klänge aus dem Norden. 1043.
Stromberg, Friedrich, Violen. 1213.
Strozzi, Filippo. 1243.
Talvj. Die Auswanderer. 1230.
—— Heloiſe. 1230.
Talma's Hallucinationen. 334.
The Delameres of Delamere court. 525.
Theologiſche Zeitengen. 381.
Thilo, C. A., Die Wiſſenſchaftlichkeit der modernen ſpeculativen Theologie in ihren Principien beleuchtet. 577.
Thilo, Wilhelm, Ludwig Helmbold nach Leben und Dichten. 986.
Tintoretto. 381.
Tirol. Zur Geſchichte deſſelben. 856.
Tokayer, der. 164.
Töpfer, Karl, Luſtſpiele. 891.
Tomlinson, Herman and Dorothea. 763.
Transatlantic rambles. 47.
Traun, Julius von der, Die Geſchichte vom Scharfrichter Roſenfeld und ſeinem Pathen. 689.
Trevirensia. 162.
Tſchabuſchnigg, Neue Gedichte. 1046.
Tſcherkeſſiſche Antworten. 430.
Türkiſche Vorſtellungen vom Erdbeben. 717.
Tugendbund; zur Geſchichte deſſelben. 930.
Unterrichter, Franz Freiherr von, Das Lechfeld, oder Otto der Große. 135.
Urbino's, Herzogs von, Haus- und Hofhalt. 766.
Vasario, Giorgio, Le vite de' più eccellenti pittori, scultori ed architecti. 865. Nachtrag. 1005.
Vendômeſäule, die, in Paris. 501.
Verkehr mit Verſtorbenen auf magnetiſchem Wege. 97.
Villanus, C., Die kleine Meſſiade. 997.
Villemarqué, Th. Hersart de La, Poëmes des bardes bredons du 6me siècle. 547.
Vogt, Karl, Unterſuchungen über Thierſtaaten. 481.
Volksſchriftſteller. 813.
Voltaire. 430.
Von Leith nach Lappland. 281.
Voß. 573.
Waldau, Max. Drei Briefe über Schrift und Kunſt. 745.
Waldmüller, Unterm Schindeldach. 1045.
Wandsbecker Bote, der, und ein katholiſcher Prieſter über ihn. 238.
Warren, Samuel, Britannia. 229.
Waſhington. 982.
Weber, Beda, Das Thal Paſſeier und ſeine Bewohner. 856.
Weigel, Rudolf, ſiehe Choulant.
Weinhold, Karl, Die deutſchen Frauen im Mittelalter. 1022.
Weismann, H., Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts, vom Pfaffen Lamprecht. 43.
Weiß, Ludwig, Loſe Blätter. 583.
Werfer, Albert, Gedichte. 609.
Werther, Armin, Gedichte. 584.

Widmann, Adolf, Die Geſetze der ſocialen Bewegung. 952.
Wie fängt man einen Sonnenſtrahl? 1123.
Wieſe, L., Deutſche Briefe über engliſche Erziehung. 589.
Wieſe, Sigismund, Zwei geiſtliche Dramen. 902.
Wilfried von der Reun, Welt und Herz. 1213.
Winther's, Chriſtian, Novellen. A. d. Däniſchen von H. Zeiſe. 422.
Witzleben, Oskar von, Novellen aus meinem Wanderbuche. 134.
Wolf, Ferdinand, Ein ſpaniſches Fronleichnamsſpiel vom Todtentanz. 835.
Wolfſohn, Wilhelm, Rußlands Novellendichter. 1081.
—— Erzählungen aus Rußland. 1081.
Wollheim, A. E. da Fonſeca, Bühnenzuſtände und Vorſchläge zur Verbeſſerung derſelben. 529.
Wolzogen, Ludwig's Freiherrn von, Memoiren. 827.
Worch, Gottfried, Naturklänge. 711.
Zur Reform des deutſchen Theaters. 529.
Zwei Schreiben des Gemeindevorſtandes von Piſtoja. 115.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google